Peter Cornelius

Literarische Werke

Erste Gesamtausgabe
im Auftrage seiner Familie herausgegeben

I. Band

Ausgewählte Briefe

1. Band

gesammelt und herausgegeben
von

Carl Maria Cornelius

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1904.

Peter Cornelius

Ausgewählte Briefe

nebst

Tagebuchblättern und Gelegenheitsgedichten

herausgegeben von seinem Sohne

Carl Maria Cornelius

1. Band

Mit einem Bildnis
und dem Faksimile eines Briefes

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1904.

Peter Cornelius.

Vorbericht.

Die Darlegung des Lebens meines Vaters, wie sie in Form einer Auswahl seiner Briefe hier gegeben wird, steht nicht in Widerspruch mit seinen Wünschen. Eine Autobiographie zu schreiben, lag zeitlebens in seiner Absicht. Von autobiographischen Aufzeichnungen kamen jedoch — abgesehen von einer im Jahre 1874 veröffentlichten Skizze, die im III. Band dieser Ausgabe wieder abgedruckt wurde — nur Tagebücher zustande. Eines davon begann er mit folgenden bezeichnenden Worten: „Innere Gedanken? Äußere Vorgänge? Tagebuch? Memoiren? Warum nicht? Der Mensch gebe nur ein bißchen her aus seinem stillen Leben. Andere greifen's auf, Kinder, Freunde, kurz das Stückchen Nachwelt, das mit uns zusammenhängt. Mein Vater hatte so ein Buch, das nannte er seinen Bluthund, da waren sauber die Stücke verzeichnet, die im Theater gegeben wurden, die Rollen, die er gespielt, die meine Mutter gespielt, und eine besondere Spalte für hervortretende Ereignisse. Wenn's mich einmal dazu treibt, will ich zerstreute Vorfälle, Gedichte, Pläne hier in das Buch eintragen. Wer weiß wie lange man lebt, ob man's voll schreibt. Da haben doch später Angehörige ein Andenken. — Es ist eben doch ein alter Trieb im Menschen, aus dem principium individuationis entspringend, von dem Schopenhauer oft spricht, in dem fortwährenden Schiffbruch der Zeiten gern einen Zettel in die Flasche versiegeln zu wollen: Das der Name — so hieß das Schiff — dahin ging die Fahrt. Wer mag's finden? Und wenn man schweigt, das Leben stumm verschluckt oder nur Kunstwerke Zeugnis geben läßt, ist's nicht ebensogut? — Schreiben wir!" Und er schrieb. Doch im ganzen nur gelegentlich, wenn gewissermaßen

eine Notwendigkeit vorlag, wenn es ihn gewaltig nach Aussprache drängte, um darin freudige Momente in bewegten Worten noch bewußter zu genießen oder — was des öfteren der Fall war — um bedrückende Stimmungen sich vom Herzen zu schreiben, sich ihrer zu entlasten. Sein Tagebuch ist sein Vertrauter, sein Freund, dem er sich mitteilt, und wird direkt als solcher angeredet. Die inneren Erlebnisse werden dabei sehr ausführlich, die äußeren nur sehr flüchtig zu Papier gebracht. Es ist erklärlich, daß diese Aufzeichnungen in den Zeiten der Einsamkeit — wie besonders der Wiener Periode seines Lebens — an Umfang gewinnen, während sie im Drange der Begebenheiten — wie besonders in den Münchener Jahren — auf Notizen oder doch summarische Berichte beschränkt bleiben. Aber auch da, wo die Tagebücher in die Breite gehen, enthalten sie ruhige Selbstbespiegelung nie oder nur höchst selten, es sind Gefühlsergüsse im stärksten Sinne des Wortes und nichts weniger als Verstandesübungen. — Aus diesen Gründen: weil sie keine oder nur ganz kurze Tatsächlichkeiten, keine oder nur ganz wenige künstlerische Bekenntnisse verzeichnen, sowie außerdem lückenhaft geführt und dazu nicht vollständig erhalten sind, können sie nicht im entferntesten als Lebensbeschreibung in Betracht kommen. Als einzigen Ersatz für jene ungeschriebene Autobiographie haben die Briefe zu gelten, deren Herausgabe sich somit von selbst rechtfertigt. Und diejenigen, die dem Leben und Wesen meines Vaters ihre Liebe entgegenbringen, werden mit mir übereinstimmen, wenn ich diesen Ersatz als einen guten und genügenden ansehe. Denn bieten die Briefe auch nicht das abgeklärte Bild, wie es jene Autobiographie gegeben hätte, so haben sie dafür eins in hohem Grade: „den augenblicklich erregten Pulsschlag des Lebens". Diesen glaubte ich denn auch in keiner Weise abschwächen zu dürfen, selbst auf die Gefahr hin, daß da und dort Widersprüche bestehen bleiben oder daß einzelne, sonst verehrte und geliebte, Personen das eine oder andere Mal unter einem freimütigen Rügewort zu leiden haben.

So durfte — um nur ein Hauptbeispiel anzuführen — dieser Freimut in dem Freundschaftsverhältnis meines Vaters zu Richard Wagner nicht bemäntelt werden. Denn der Widerstreit zwischen

der Liebe und der Bewunderung für das Genie und die Persönlichkeit Wagners einerseits und dem Bestreben andererseits, sich von ihm loszuringen und sich Selbständigkeit zu sichern, bildet einen Grundzug in meines Vaters Leben. Dieser Unabhängigkeitsdrang geht zuzeiten so weit, daß er die Nähe des Freundes meidet aus Scheu sich an ihn zu verlieren. Wo Kampf ist, da ist auch Härte. Und diese irgendwie durch Streichungen oder Retouchen zu mildern: das hätte ich als ein Unrecht empfunden. Im übrigen folgt ja diesen Wolkenschatten immer wieder Sonnenschein. Denn ebenso logisch wie das Widerstreben war auch das Nachgeben: das Wagnertum war und blieb die Konsequenz seines Lebens, wie er es einmal selbst gesagt hat. Und wenn er sich Wagners erwehrt hat, da, wo er sich seiner erwehren mußte, wie gern läßt er sich dann auch wieder von ihm überwältigen. „Wagner ist doch ein deutsches Gemüt durch und durch, in Leid und Freud, in Tugend und Sünde, ein Mensch, ein Kind, ein Genius!“ So und ähnlich klingt es dann mit immer neuer Liebe auf. Und diese Liebe erlosch nie und loderte immer da hervor, wo Wagner dem Freunde als Freund entgegenkam. Doch nur zu oft und nur zu heftig forderte der Meister unbedingteste Gefolgschaft und Hingebung. Dazu konnte sich mein Vater als selbstschaffender Künstler nicht verstehen. Wagnerianer nannte er sich gern und mit Stolz, aber er konnte und wollte es nur im ideellsten und persönlichsten Sinne sein. Das Recht, sein eigner Herr zu bleiben, wollte er sich in keiner Weise verkümmern lassen, und alles Parteiwesen war ihm in der Seele zuwider. Solcherlei und ähnliches, auf andere bezügliches, durfte nicht unterdrückt werden, um der Wahrheit willen, der alle Biographik dient.

Und einem Biographen gleich mußte ich schließlich ja zu Werke gehen, mußte das Unwesentliche von dem Wesentlichen scheiden. Als unwesentlich verwarf ich alles was nicht die eigensten Erlebnisse, Empfindungen und Urteile meines Vaters enthielt, was nicht sein persönlichstes Verhältnis zur Außenwelt und Innenwelt erhellte. Nach bestimmten Wertungen verfuhr ich auch bei der üblichen Schonung von Personen, sofern diese überhaupt in Erwägung kam. Die sanguinische Natur meines Vaters war ja von vornherein

leichter geneigt, zu verstehen und zu verzeihen und das Tun der Menschen mußte ihn schon herausfordern bis ein strenges Wort über seine Lippen kam. Ein solches Wort ließ ich da stehen, wo es sich um Personen handelte, die ihm am Herzen lagen, wo es ihm also heiliger Ernst war. Vieles Kleinliche und Peinliche, was der Tag bringt und was man in Briefen bespricht, um es los zu werden, habe ich getilgt, weil es im Druck sich leicht als Klatsch ausnehmen könnte. Immerhin durfte z. B. von den Unerquicklichkeiten der Münchener Wagner-Zeit in der Mitte der sechziger Jahre nicht alles durchweg verschwiegen werden, da von Wagners Gehen und Bleiben das Schicksal meines Vaters zu sehr abhing. Unter den häufigsten Strichen stehen die der sich ähnelnden Briefanfänge und besonders -Schlüsse obenan. Doch war ich auch hier nicht pedantisch, wenn es gerade die Rücksicht auf die Form erforderte. Ebensowenig schreckte ich vor Wiederholungen zurück, sofern sie einem schon ausgesprochenen Gedanken eine andere Fassung geben oder einen markanten Zug noch mehr betonen.

Ich bemerke, daß Auslassungen stets durch zwei und mehr Gedankenstriche — je nach der Quantität des Ausgelassenen — gekennzeichnet sind. Fehlende Worte und Daten, die sich aus dem Zusammenhang ergaben, habe ich mit eckigen Klammern versehen.

Von der vielgeübten Sitte der Erläuterung durch einen verbindenden Text sah ich von vornherein ab. Manches Wort — und auch manches bittere — wäre ja zu sagen gewesen. Doch widerstand ich dieser Versuchung, da ich einsah, daß weder Klage noch Anklage nach dem Sinne meines Vaters gewesen wäre. Die Verstehenden — und ihnen ist dieses Werk gewidmet — werden zwischen den Zeilen zu lesen wissen und sich daraus eine Lehre ziehen. Im übrigen sagt schon der Briefschreiber so lebhaft seine Meinung und auf die meinige kam es hier nicht an. Auch in den Anmerkungen habe ich alles Subjektive möglichst beiseite gelassen und mich an das rein Historische gehalten. Dagegen ließ ich da und dort einen Freund zu Worte kommen und gab Briefe oder Auszüge daraus in Form von Anmerkungen, um den Sinn des Gesagten zu ergänzen oder das gegenseitige Verhältnis zu beleuchten.

Besonders am Schluß dieses Werkes fühlte ich das Bedürfnis, den jähen Riß in dem Leben meines Vaters durch Worte der Freundschaft zu verklären, Worte, die gewissermaßen noch ein Echo von dem Wesen des Verewigten enthielten. Ein literarisches Porträt von ihm zu geben hat der treubewährte Freund und Herausgeber des dichterischen Nachlasses, Adolf Stern, auf meine Bitte freundlichst übernommen. Mein Amt beschränkt sich lediglich auf den sachlichen Vorbericht zu dieser Ausgabe der Briefe.

Es erübrigt nun noch einiges zu sagen über den Bestand der Manuskripte.

Zu meiner Kenntnis kamen nahezu 800 Briefe. Über ihrer Erhaltung wachten gute Sterne — doch was sage ich — vielmehr: gute Herzen und Hände. Wie die Geschwister alle Kundgebungen ihres Bruders treu bewahrt, wie meine Mutter die Briefe ihres Gatten zusammen mit den größtenteils noch ungedruckten Werken als das Heiligtum des Hauses gehütet: davon darf und will ich nicht viel Rühmens machen. Laut aber soll mein Dank die Freunde nennen, die ihre Liebe auch in der Sorge um die Erinnerungsblätter der Freundschaft bewährt: Allen voran Reinhold Köhler, den vertrautesten Freund meines Vaters, dann Josef Standhartner, seinen guten Genius, wie er selbst ihn genannt hat, sowie Feodor und Rosa v. Milde, sein vielgeliebtes und vielbesungenes Sängerpaar; ferner seine Kunst- und Gesinnungsgenossen: Alexander Ritter, den hochgemuten Mitkämpfer für die neudeutsche Musik; Heinrich Porges, den edlen Enthusiasten; den ritterlichen Hans von Bronsart; Felix Draeseke, den ebenbürtigsten von allen; Carl Riedel, den Mentor seiner letzten Jahre und zuletzt, doch nicht den letzten seinem Herzen, Carl Tausig; außer ihnen seinen väterlichen Freund Adolf Schöll und seine hohe Freundin und Gönnerin die Fürstin Caroline von Sayn-Wittgenstein, der wir es auch verdanken, daß die Mehrzahl seiner Briefe an seinen geliebten Liszt erhalten blieb.

Was die fehlenden Briefe betrifft, so beklage ich es am meisten, daß die an Richard Wagner gerichteten nicht zu erlangen waren. Wer die ergreifenden Erwiderungen Wagners oder auch nur den einen Satz aus ihnen: „So wie Du hat mir noch keiner geschrieben!“ gelesen hat, wird sich sagen, daß Briefe, die einen solchen Wider-

hall erweckten, von ganz besonderer Art gewesen sein müssen, und wird mir beistimmen, wenn ich ihren Verlust als die empfindlichste Lücke in dieser Sammlung ansehe.[1]

Auch zu dem dritten, zu dem die Künstler von Neu-Weimar andächtig aufgeblickt, zu Hektor Berlioz, stand mein Vater in naher Beziehung. Die noch in meinem Besitz befindlichen, besonders sympathischen Briefe des französischen Meisters legen davon Zeugnis ab. Leider scheint auch hier der Briefwechsel nur einseitig erhalten geblieben: Die Briefe meines Vaters an Berlioz sind verschollen. Dasselbe ist von denen an Hans von Bülow zu sagen. Freilich fällt die Freundschaft mit dem Letztgenannten in eine Periode, aus der wir auch andere vollwichtige Zeugnisse besitzen. Am kärglichsten sind die Jahre 1844—56 vertreten. Für die Kenntnis dieser Jugendperiode hätten die Briefe an die beiden intimsten Jugendfreunde Paul Heyse und Hans von Bronsart die besten Beiträge geliefert. Leider hat der erstere die seinigen nicht aufgehoben; dem letzteren sind sie (bis auf zwei) mit einer ganzen Kiste anderer literarischer Reliquien abhanden gekommen. Über eine Reihe von Briefen sind wir in völliger Ungewißheit. Wir kennen von ihnen nichts als die Namen derer, mit denen mein Vater Briefe ausgetauscht und wir entnehmen sie nur zufälligen Aufzeichnungen und diesem oder jenem

[1] Ich muß an dieser Stelle der lauten Klage Ausdruck geben, daß meine Bitte, mir Einsicht in die Briefe meines Vaters zu gewähren, in Bayreuth kein Gehör gefunden hat. Daß jene mir so teuren Manuskripte im Archiv der Villa Wahnfried vorhanden sind, beweist die ausdrückliche Aussage von H. S. Chamberlain. Er hat sie eingesehen und schreibt u. a.: Die unveröffentlichten Briefe der beiden Männer R. Wagners und P. Cornelius' zeugen von einer vorübergehenden intimen Freundschaft. Die Redenden Künste Jahrgang II Heft 45 S. 1333. Die Briefe werden mir also vorenthalten, wie ja auch die Briefe von Friedrich Nietzsche, Hans von Bülow u. a. verweigert worden sind. Man spricht in Bayreuth gar so gern von Pflichten der Nation gegen die Wagnersche Sache, sollte es nicht auch umgekehrt Pflichten gegen die Nation geben? Briefe von literarischer Bedeutung gehören der Nation so gut wie die Werke ihrer Verfasser. — Wenigstens hätte die Stimme der Menschlichkeit geachtet werden müssen: Ein Sohn, der seinen frühverlornen Vater aus dessen besten Briefen kennen lernen möchte, verdiente die Gewährung dieser Bitte, nicht als ein Almosen, sondern als sein Recht.

noch erhaltenen Antwortschreiben. Ich nenne von diesen Korrespondenten die Maler Peter von Cornelius, Bonaventura Genelli, Friedrich Preller, Herman Wislicenus; die Musiker Leopold Damrosch, Karl Klindworth, Wendelin Weißheimer, Richard Pohl, Johann von Herbeck; die Dichter Hoffmann von Fallersleben, Alfred Meißner; — Bettina von Arnim nicht zu vergessen. Von anderen Briefen wissen wir noch nicht einmal den Namen der Adressaten; wir können ihn nur vermuten. Vielleicht daß das eine oder andere von diesen verloren gegangenen Blättern zum Vorschein kommt, wenn das Interesse dafür erweckt ist. Mein Aufruf in der Presse hat nichts gefruchtet und private Nachforschungen waren im ganzen wenig von Erfolg gekrönt. Glücklicherweise sind die erhaltenen Briefe inhaltvoll genug, so daß wir die Einbuße der anderen nicht allzuschwer zu nehmen brauchen. Eine gewisse Ergänzung boten die Tagebücher. Ich benutzte sie soweit als in ihnen Aussprüche vorkamen, die die Briefe noch nicht oder doch nicht in dieser Fassung enthielten. Immerhin nehmen die „Tagebuchblätter" einen relativ so bescheidenen Raum im Ganzen ein, daß ich sie im Haupt-Titel des Werkes nicht eigens aufführen mochte.

Von den 800 Briefen, unter denen ich die größere Hälfte auswählte, lagen mir die meisten im Original vor. So besonders die Familienbriefe, die größtenteils in meinem Besitz sind, andere, die in ihn übergingen, wie die Briefe an Reinhold Köhler, die mir dessen Schwestern, und die Briefe an die Fürstin Wittgenstein, die mir deren Tochter, Frau Fürstin Marie Hohenlohe-Schillingsfürst zum Geschenk gemacht haben. (Leider hatten sich die Neujahrsbriefe, die mein Vater in den letzten sieben Jahren seines Lebens an die hohe Frau zu schreiben pflegte, nicht gefunden.) Herr Hirschfeld überwies mir die Briefe (und Gedichte) an seine verstorbene Frau Marie, geborene Gärtner.

Andere erhielt ich leihweise von den Adressaten selbst, so von Herrn Hofrat Felix Draeseke, von Herrn Geheimrat Adolf Stern, von Herrn Generalmusikdirektor Eduard Lassen, von Herrn Baron Hans von Bronsart, von Herrn Geheimen Justizrat Arndts; oder von deren Hinterbliebenen, so von den Töchtern von Alexander Ritter, den Witwen von Heinrich Porges, Carl Riedel, Joachim

Raff, Adolf Jensen, der Tochter von Adolf Scholl, dem Großneffen von Robert Volkmann, dem Sohne von Ratzenberger.

Andere wieder lagen mir in sorgfältigen Abschriften vor und zwar die Briefe an Carl Tausig und Josef Standhartner.

Eine vierte Reihe schließlich war bereits gedruckt und ich ließ sie ohne weiteres wieder abdrucken: es sind das die Briefe an Carl Gille, Franz Liszt und die beiden Mildes.

Was den Wiederabdruck der „Briefe in Poesie und Prosa von Peter Cornelius an Feodor und Rosa von Milde" anbelangt, so möchte ich daran noch einige prinzipielle Worte über die Ausgabe der Briefe und Gedichte anknüpfen. Meine Mutter hat seinerzeit auf Wunsch des Fräulein Natalie von Milde die Drucklegung dieser Briefe (und der meisten in ihnen enthaltenen Gedichte) gestattet und zwar unter der Bedingung, daß sie jederzeit in der Gesamtausgabe wieder abgedruckt werden dürften. Meine Mutter willigte in diese Vorwegnahme der Briefe um so lieber ein als es sich um ein literarisches Monument für das verehrte Paar handelte, dem sie in Dankbarkeit ergeben ist. Jeder, denke ich, wird sich an dieser köstlichen Vereinigung von Prosa und Poesie erfreut haben.

Die Briefe und Tagebücher, die die Mehrzahl der Gedichte enthalten, hätten nun Stoff genug geboten, um eine Reihe ähnlicher Interieurs zu schaffen.

So reizvoll dieses originalgetreue Ineinander von Briefen und Gedichten gewesen wäre, es hätte nicht mit der Auffassung meines Vaters übereingestimmt. Er wollte die Gedichte für sich herausgegeben haben als objektive Erzeugnisse seiner lyrischen Begabung, wie er überhaupt das Kunstwerk von den Einflüssen seiner Entstehung isoliert wissen wollte und in diesem Sinne jene Goethe-Philologen tadelte, die einer ganz falschen literarischen Neugierde Vorschub leisteten, indem sie die Aufmerksamkeit des Lesers vom Künstlerischen auf Nebensächlichkeiten ablenkten.

Wenn trotzdem in dieser Briefsammlung eine Anzahl von Gedichten eingeflochten ist, so geschah dies aus folgenden guten Gründen: Einmal sollte gezeigt werden, wie die Lyrik meines Vaters Gelegenheitsdichtung im besten Sinne war. Beispiele mußten an Ort und Stelle gegeben werden. Ich wählte meistens solche, die in

einem ganz engen Zusammenhang mit dem Inhalt des Briefes stehen, dem sie beigeschrieben waren. Dann gab es eine Anzahl von Reimereien, die um der darin ausgesprochenen Gesinnung willen einen Platz verdienten, die aber doch zu persönlich waren, als daß sie außerhalb der intimen Sphäre der Briefe hätten verstanden werden können. Diese nahm ich auf und bevorzugte die Familienfestgedichte und dergl., während ich die an Freunde gerichteten, sofern sie von größerem poetischen Werte waren, dem Herausgeber der Gedichte überließ. Briefe in Versen rechtfertigen die Einreihung unter die Briefe in Prosa von selbst.

Die Scheidung war im einzelnen nicht immer ganz reinlich zu vollziehen. Da ja aber in den Briefen immer auf die Gedichte hingewiesen wird und viele davon in den Anmerkungen zitiert werden, sind ohnehin die beiden Ausgaben inniger miteinander verknüpft als in anderen derartigen Publikationen.

Beide verlangen von vornherein ein liebendes Entgegenkommen. Es bleibt das bescheidene Glück des Mannes, der nicht zu den weltbewegenden Genien gehörte, daß sich niemand dem Eingang zu seinem Innersten aus bloßer Neugierde nähert. Niemand wird zu diesen Briefen greifen in Erwartung sensationeller Dinge, sondern weil er aus Gesängen, Opern, Gedichten die Persönlichkeit ihres Schöpfers lieb gewonnen hat und nun noch mehr von ihm erfahren möchte. Und dahin ging auch meines Vaters Wunsch: nicht berühmt, sondern geliebt wollte er sein. Je mehr dies in Erfüllung ginge, desto vollkommener wäre die Versöhnung. Und so möchte ich sagen, daß sich in diesen Briefen sein Herz jener verspäteten Liebe erschließt: wie zum Dank. Und diesen Dank kann sich ein jeder verdienen.

Rom, den 24. Dezember 1903.

Carl Maria Cornelius.

Inhalt.

(Die mit * bezeichneten Nummern sind in poetischer Form abgefaßt.)

Seite

Vorbericht III

Mainz-Wiesbaden. 1839—1844.

1. An seinen Bruder Carl. Wiesbaden, 27. Juli 1839 3
2. An seine Schwester Elise. Wiesbaden, 20. Januar 1841 5
3. An seinen Vater. London, 17. März 1841 8
4. An seinen Vater. London, 8. April 1841 12
5. An seinen Bruder Carl. London, 21. Mai 1841 16
6. An seinen Vater. London, 20. Juni 1841 21
7. An seine Mutter. Manchester, 16. Juli 1841 24
8. An seinen Bruder Carl. Mainz, 29. November 1841 28
9. An seine Schwester Elise. Mainz, 15. Dezember 1841 31
10. An seine Schwester Elise. Wiesbaden, 28. Dezember 1841. . . . 34
11. An seinen Bruder Carl. Wiesbaden, 26. Juli 1842 36
12. An seinen Bruder Carl. Wiesbaden, 3. Februar 1843 37
13. An seinen Bruder Carl. Mainz, 10. März 1843. 41

C. A. Cornelius an Peter von Cornelius in Berlin. Wiesbaden, 16. Oktober 1843. 42

Nekrolog auf Carl Cornelius 45

14. An seinen Bruder Carl. Wiesbaden, 11. November 1843 46
15. An seinen Bruder Carl. Wiesbaden, 30. Dezember 1843 48
16. An seinen Bruder Carl. Wiesbaden, 3. Mai 1844 50

Berlin. 1844—1852.

17. An seine Schwester Susanne. Berlin, 24. September 1844 . . . 57
18. An seine Schwester Susanne. Berlin, 26. Oktober 1844. 58
*19. An seine Mutter. Berlin, Anfang Januar 1845. 60
*20. An seine Schwester Susanne. Berlin, 6. Januar 1845 61
*21. An seine Schwester Auguste 65
22. An seine Schwester Susanne. Berlin, Frühjahr 1845. 66

Seite

23. An seine Schwester Elise. Berlin, 31. Mai 1845 70
24. An seine Schwester Susanne. Berlin, 16. Juli 1846 73
25. An Fritz Arndts. Berlin, 13. September 1848 75
26. An seinen Bruder Carl. Berlin, 24. Dezember 1848 77
27. An seinen Bruder Carl. Berlin, 26. März 1849 84
28. An seinen Bruder Carl. Berlin, 22. April 1849 87
29. An seine Mutter. Berlin, 10. Juni 1849 92
30. An Carl Hestermann. Berlin, 25. Dezember 1849 101
31. An seinen Bruder Carl. Berlin, 24. Oktober 1851 112
32. An seinen Bruder Carl. Berlin, 2. Februar 1852 115

Weimar. 1852—1859.

33. Tagebuchblatt. Weimar, 20. März 1852 119
34. An seinen Bruder Carl. Weimar, 30. März 1852 122
35. An seinen Bruder Carl. Bernhardshütte, 12. Mai 1852 . . . 123
36. An seinen Bruder Carl. Bernhardshütte, vor Pfingsten 1852 . 125
37. An seinen Bruder Carl. Bernhardshütte, 21. Juli 1852 . . . 127
38. An seinen Bruder Carl. Bernhardshütte, 14. August 1852 . . . 130
39. An seinen Bruder Carl. Bernhardshütte, 20. August 1852 . . . 131
Liszt an Cornelius. Weimar, 4. September 1852 134
40. An Franz Liszt. Soest, 21. Oktober 1852 135
41. An seine Mutter. Soest, 27. Oktober 1852. 137
42. An seine Mutter. Soest, 27. Dezember 1852 138
43. An seine Mutter. Weimar, 12. März 1853 139
44. An seinen Bruder Carl. Weimar, 22. März 1853 141
45. An Adolf Schöll. Wallerfangen, 3. Juni 1853 141
*46. An seine Mutter. Zum 23. August 1853 143
47. An Adolf Schöll. Mainz, 15. Oktober 1853 144
48. An seine Schwester Susanne. Weimar, 5. Dezember 1853 . . . 146
49. An seinen Schwager Franz Schiln. Weimar, 12. Dezember 1853 149
50. An seine Mutter. Weimar, 4. Mai 1854 153
51. Tagebuchblatt. Weimar, Frühjahr 1854 154
52. An Franz Liszt. Bernhardshütte, 6. September 1854 158
53. An Franz Liszt. Bernhardshütte, 7. Oktober 1854 160
54. An seine Schwester Susanne. Bernhardshütte, 13. Oktober 1854 163
55. An seinen Bruder Carl. Weimar, 29. Dezember 1854. 165
56. Aus dem Weimarer Tagebuch. Winter 1854—55 169
57. An seine Mutter. Weimar, 4. Januar 1855 190
58. An seine Mutter. Weimar, 23. Februar 1855 194
59. An Carl Hestermann. Weimar, 5. März 1855 197
60. An seine Mutter. Weimar, 29. März 1855 202
61. An seine Schwester Susanne. Weimar, 31. Mai 1855 203

		Seite
62.	**An Carl Hestermann. Weimar, 18. August 1855**	210
63.	**An Franz Liszt. Bernhardshütte, 12. Oktober 1855**	212
64.	**Tagebuchblatt. Herbst 1855**	216
65.	**An seine Mutter. Weimar, 15. November 1855**	218
66.	**An seine Schwester Susanne. Weimar, Anfang Januar 1856**	220
67.	**An seine Mutter. Weimar, Mitte Februar 1856**	222
68.	**An seine Schwester Susanne. Weimar, 14. Juni 1856**	224
69.	**An seine Mutter. Weimar, Mitte Juni 1856**	229
70.	**An die Fürstin Wittgenstein. Bernhardshütte, 10. September 1856**	237
71.	**An seine Schwester Susanne. Bernhardshütte, 4. November 1856**	241
72.	**An Hans von Bronsart. Bernhardshütte, 6. November 1856**	243
73.	**An seine Schwester Susanne. Bernhardshütte, 4. Dezember 1856**	245
74.	**An Reinhold Köhler. Bernhardshütte, 31. Dezember 1856**	246
75.	**An Franz Liszt. Bernhardshütte, Silvester 1856**	249
76.	**An seinen Bruder Carl. Bernhardshütte, 9. Februar 1857**	250
77.	**An seinen Schwager Franz Schilv. Weimar, 20. Februar 1857**	255
78.	**An seine Schwester Elise. Weimar, Frühjahr 1857**	256
79.	**An seinen Bruder Carl. Weimar, 3. August 1857**	259
*80.	**An Hans von Bülow. Zum 18. August 1857**	261
*81.	**An Frau Susette Jung. Zum 3. Oktober 1857**	262
82.	**An die Fürstin Wittgenstein. Johannisberg, 27. Dezember 1857**	262
83.	**An seine Mutter. Johannisberg, 28. Dezember 1857**	265
*84.	**An Frau Susette Jung. Anfang 1858**	266
85.	**An die Fürstin Wittgenstein. Mainz, 16. Februar 1858**	267
	Liszt an Cornelius. Weimar, 19. Februar 1858	269
86.	**An die Fürstin Wittgenstein. Mainz, Mitte März 1858**	271
87.	**An seine Schwester Susanne. Weimar, 6. Mai 1858**	275
88.	**An seine Schwester Susanne. Weimar, 19. Mai 1858**	277
89.	**An die Fürstin Wittgenstein. München, 30. Juli 1858**	279
90.	**An seine Schwester Susanne. München, 5. August 1858**	286
91.	**An Reinhold Köhler. München, Anfang August 1858**	288
92.	**An seinen Bruder Carl. Weimar, 25. Oktober 1858**	290
93.	**An seine Schwester Susanne. Weimar, Ende Oktober 1858**	292
94.	**An seine Schwester Susanne. Weimar, 3. November 1858**	294
95.	**An seinen Bruder Carl. Weimar, 3. November 1858**	295
96.	**An seinen Bruder Carl. Weimar, Mitte November 1858**	297
97.	**An seinen Bruder Carl. Weimar, Ende November 1858**	299
98.	**An seine Schwester Susanne. Weimar, 10. Dezember 1858**	300
99.	**An seine Schwester Susanne. Weimar, 17. Dezember 1858**	301
100.	**An seinen Bruder Carl. Weimar, 19. Dezember 1858**	304
101.	**An Franz Liszt. Mainz, Mitte Januar 1859**	306
102.	**An Feodor und Rosa von Milde. Mainz, Mitte Januar 1859**	307

103. An seinen Bruder Carl. Mainz, 1. Februar 1859 312
104. An Felix Draeke. Mainz, Anfang Februar 1859 315
105. An Franz Liszt. Mainz, Anfang Februar 1859 317
106. An Reinhold Köhler. Mainz, Anfang Februar 1859 318
107. An Rosa von Milde. Mainz, Anfang Februar 1859 319
108. An Feodor von Milde. Mainz, 16. Februar 1859 321
109. An Franz Liszt. Mainz, 18. Februar 1859 321
110. An Eduard Lassen. Mainz, Anfang März 1859 326
111. An Feodor von Milde. Mainz, 7. März 1859 328
*112. An seine Schwägerin Emma Cornelius geb. Jung. Zum 16. März 1859 329
113. An Reinhold Köhler. Mainz, 24. März 1859 330
114. An die Fürstin Wittgenstein. Mainz, 24. März 1859 333
115. An Rosa von Milde. Mainz, 24. März 1859 335
116. An Rosa von Milde. Dresden, 9. April 1859 337
117. An Reinhold Köhler. Prag, 11. April 1859 340

Wien. 1859—1864.

118. An Feodor von Milde. Wien, 13. April 1859 345
119. An seine Schwester Susanne. Wien, 14. April 1859 346
120. An Feodor von Milde. Wien, 30. April 1859 350
121. An Franz Liszt. Wien, Anfang Mai 1859 351
122. An Rosa von Milde. Wien, 14. Mai 1859 354
123. An Franz Liszt. Wien, 19. Mai 1859 358
Liszt an Cornelius. Weimar, 23. Mai 1859 359
124. An Rosa von Milde. Wien, 20. Mai 1859 360
125. An Rosa von Milde. Wien, 23. Mai 1859 361
126. An Reinhold Köhler. Wien, 6. Juni 1859 363
127. An Rosa von Milde. Wien, 9. Juni 1859 371
128. An Feodor von Milde. Wien, 7. Juli 1859 377
129. An Rosa von Milde. Wien, 17. Juli 1859 379
130. An Feodor von Milde. Wien, 20. Juli 1859 381
*131. An Rosa von Milde. Wien, Juli 1859 383
132. An seine Schwester Susanne. Wien, Mitte Juli 1859 387
*133. An Rosa von Milde. Wien, 14. August 1859 392
*134. An Fritz Porges 394
135. An seinen Bruder Carl. Wien, 18. August 1859 394
*136. An seine Mutter. Zum 23. August 1859 398
137. An seinen Bruder Carl. Wien, 25. August 1859 399
Liszt an Cornelius. Wien, 23. August 1859 400
138. An Rosa von Milde. Wien, Mitte August 1859 402
139. An Rosa von Milde. Wien, Ende August 1859 405

		Seite
140.	**An die Fürstin Wittgenstein.** Wien, 12. September 1859	406
141.	**An Rosa von Milde.** Wien, 13. September 1859	409
142.	**An die Fürstin Wittgenstein.** Wien, 24. September 1859	412
*143.	**An Frau Susette Jung.** Zum 3. Oktober 1859	415
144.	**An seine Schwester Susanne.** Wien, Ende Oktober 1859	417
145.	**An seinen Bruder Carl.** Wien, 1. November 1859	423
146.	**An Rosa von Milde.** Wien, November 1859	429
147.	**An Feodor von Milde.** Wien, 12. Dezember 1859	431
*148.	**An Rosa von Milde.** Zu Raphaels Madonna	435
149.	**An seine Schwester Susanne.** Wien, 18. Dezember 1859	436
150.	**An seinen Bruder Carl.** Weimar, 4. Januar 1860	438
151.	**An seine Mutter.** Weimar, 17. Januar 1860	441
152.	**An seine Schwester Susanne.** Weimar, Februar 1860	443
153.	**An seine Schwester Elise.** Weimar, 3. April 1860	444
154.	**An seinen Bruder Carl.** Weimar, Pfingsten 1860	446
155.	**An Marie Gärtner.** Weimar, 31. Mai 1860	449
156.	**An Marie Gärtner.** Wien, 10. Juni 1860	453
157.	**An Marie Gärtner.** Wien, 17. Juni 1860	455
158.	**An Marie Gärtner.** Wien, 18. Juni 1860	456
*159.	**An Marie Gärtner.** Tagebuchblatt	458
160.	**An seine Mutter.** Wien, Mitte Juni 1860	459
161.	**An Reinhold Köhler.** Wien, 22. Juni 1860	462
162.	**An Elvira Kiepke.** Wien, 22. Juni 1860	464
163.	**An Rosa von Milde.** Wien, 25. Juni 1860	466
164.	**An Marie Gärtner.** Wien, 29. Juni 1860	467
165.	**An Marie Gärtner.** Wien, 2. Juli 1860	469
166.	**An seinen Bruder Carl.** Wien, 15. Juli 1860	471
167.	**An Marie Gärtner.** Wien, 22. Juli 1860	473
168.	**An Rosa von Milde.** Wien, 1. August 1860	475
169.	**An Reinhold Köhler.** Wien, 6. August 1860	478
170.	**An seinen Bruder Carl.** Wien, 6. August 1860	479
171.	**An seine Schwester Susanne.** Wien, 8. August 1860	481
172.	**An seine Mutter.** Wien, 23. August 1860	482
173.	**An Marie Gärtner.** Wien, 23. August 1860	483
*174.	**An Friedrich Altschul.** Stammbuchblatt	486
*175.	**An Marie Gärtner.** Tagebuchblatt	487
176.	**An Marie Gärtner.** Wien, 21. September 1860	488
177.	**An seinen Bruder Carl.** Wien, 24. September 1860	491
178.	**An Franz Liszt.** Wien, Ende September 1860	494
*179.	**An Frau Susette Jung.** Zum 3. Oktober 1860	495
180.	**An seine Schwester Susanne.** Wien, 11. Oktober 1860	497
181.	**An seinen Bruder Carl.** Wien, Mitte Oktober 1860	499

182. An Marie Gärtner. Wien, 20. Oktober 1860 506
*183. An Marie Gärtner. Wien, 21. Oktober 1860 505
184. An Marie Gärtner. Wien, 22. Oktober 1860 507
185. An Marie Gärtner. Wien, 28. Oktober 1860 508
*186. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 510
187. An Reinhold Köhler. Wien, 31. Oktober 1860 512
*188. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 514
189. An seinen Bruder Carl. Wien, Ende Oktober 1860 515
190. Aus dem Tagebuch. 30. September bis 8. November 1860 . . 516
*191. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 526
192. An Marie Gärtner. Wien, 27. November 1860 527
193. An seine Schwester Susanne. Wien, 2. Dezember 1860 . . . 530
194. An seine Mutter. Wien, 5. Dezember 1860 532
*195. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 533
*196. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 535
*197. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 536
198. An seinen Bruder Carl. Wien, 3. Januar 1861 537
*199. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 541
*200. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 541
*201. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 542
202. An Rosa von Milde. Wien, 3. Januar 1861 543
*203. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 546
*204. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 547
*205. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 547
206. An Rosa von Milde. Wien, 8. Januar 1861 548
*207. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 549
*208. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 550
*209. An Marie Gärtner. Tagebuchblatt 551
210. An seine Schwester Susanne. Wien, 9. Januar 1861 552
211. An Reinhold Köhler. Wien, 9. Januar 1861 555
212. An Rosa von Milde. Wien, Ende Januar 1861 558
213. An seine Schwester Susanne. Wien, 29. Januar 1861 561
214. An seine Schwester Susanne. Wien, 7. Februar 1861 563
215. An seinen Bruder Carl. Wien, 17. Februar 1861 565
216. An Rosa von Milde. Wien, 17 Februar 1861 566
217. An Robert Volkmann. Wien, 26. Februar 1861 567
218. An Marie Gärtner. Wien, 7. März 1861 571
219. An Marie Gärtner. Wien, Mitte März 1861 578
220. An seine Schwester Susanne. Wien, Anfang April 1861 . . . 580
221. An Franz Liszt. Wien, Ostersonntag 1861 581
Liszt an Cornelius. 18. April 1861 584
222. An Feodor von Milde. Wien, 12. April 1861 585

Seite

223. An seinen Bruder Carl. Wien, 22. April 1861 587
224. An Reinhold Köhler. Wien, 30. April 1861 589
225. An Rosa von Milde. Wien, 23. Mai 1861 593
226. An seine Mutter. Wien, 25. Mai 1861. 595
227. An Reinhold Köhler. Wien, 19. Juni 1861 599
Wagner an Cornelius. Paris, 14. Juni 1861 603
228. An seinen Bruder Carl. Wien, 22. Juni 1861. 604
229. Tagebuchblatt. Wien, 30. Juni 1861 606
Liszt an Cornelius. Weimar, 12. Juli 1861 607
230. Tagebuchblatt. Wien, Mitte Juli 1861 608
231. An Reinhold Köhler. Wien, 19. Juli 1861 609
232. An Josef Standhartner. Weimar, 26. Juli 1861 611
233. An seinen Bruder Carl. Weimar, am letzten Juli 1861 612
234. An seinen Bruder Wilhelm. Wien, 16. August 1861 613
235. An Reinhold Köhler. Wien, 13. Oktober 1861. 615
236. An Carl Tausig. Wien, 28. Oktober 1861 616
237. An Carl Tausig. Wien, 2. November 1861. 617
238. An Carl Tausig. Wien, 14. November 1861 619
239. An seine Schwester Susanne. Wien, 17. November 1861 . . . 620
Wagner an Cornelius 624
240. An seine Mutter. Wien, 24. November 1861 625
241. An Carl Tausig. Wien, 6. Dezember 1861 627
242. An Carl Tausig. Wien, 22. Dezember 1861 629
Wagner an Cornelius. Paris, 11. Dezember 1861 631
243. An seinen Bruder Carl. Wien, 25. Dezember 1861 633
244. An seine Schwester Susanne. Wien, 29. Dezember 1861 . . . 635
*245. An Josef Standhartner. Ins Stammbuch 637
246. An seine Mutter. Wien, 26. Januar 1862 637
Wagner an Cornelius. 9. Januar 1862 641
Wagner an Cornelius. Paris, Ende Januar 1862. 643
247. An Carl Tausig. Wien, 21. März 1862 644
248. An seine Schwester Susanne. Wien, 22. März 1862 645
249. An Carl Tausig. Wien, 4. April 1862. 646
250. An Carl Tausig. Wien, am Ostermontag 1862 650
251. An Josef Standhartner. Zürich, 5. Mai 1862. 650
252. An Josef Standhartner. Genf, 12. Juni 1862. 654
253. An seinen Bruder Carl. Genf, 1. Juli 1862 657
254. An Reinhold Köhler. Salzburg, 9. August 1862 659
255. An Carl Tausig. Nonnthal bei Salzburg, 23. August 1862 . . 661
256. An Carl Tausig. Nonnthal, 16. September 1862 662
257. An Frau Suiette Jung. Nonnthal, 30. September 1862 663
258. An seinen Bruder Carl. Wien, 1. Oktober 1862. 665

Seite

259. An Reinhold Köhler. Wien, Anfang Oktober 1862 . . 666
260. An seine Schwester Suſanne. Wien, 28. Oktober 1862 . 670
*261. An Carl Tauſig. Wien, 4. November 1862 675
262. An seine Schwester Suſanne. Wien, 16. November 1862 . 676
263. An seine Schwester Suſanne. Wien, 23. November 1862 . 678
264. An seinen Bruder Carl. Wien, Anfang Dezember 1862 . 680
265. An seine Schwester Suſanne. Wien, 5. Dezember 1862 . 681
266. An seinen Bruder Carl. Wien, 19. Dezember 1862 . . 682
267. Aus dem Tagebuch 1862–63 683
268. An seine Schwester Suſanne. Wien, 2. Januar 1863 . . 692
269. Tagebuchblatt. Am letzten Januar 1863 695
270. Tagebuchblatt. Wien, 5. Februar 1863 696
271. An Reinhold Köhler. Wien, Februar 1863 699
*272. An Carl Heſtermann. Wien, 28. Februar 1863 703
273. An Carl Tauſig. München, 14. März 1863 707
274. An Carl Tauſig. München, 23. März 1863 708
275. An Reinhold Köhler. München, 18. April 1863 709
276. An Carl Tauſig. München, 18. April 1863 711
277. An Reinhold Köhler. München, 22. April 1863 712
278. An seine Schwester Suſanne. München, 7. Mai 1863 . . 713
279. An Eduard Laſſen. München, 9. Mai 1863 717
280. An Carl Tauſig. München, 1. Juni 1863 718
*281. An seine Schwester Elſie. Wien, 2. Juni 1863 720
282. An Roſa von Milde. München, 20. Juni 1863 727
283. An Reinhold Köhler. München, 27. Juni 1863 733
284. An seine Schwester Suſanne. München, 27. Juli 1863 . . 736
285. An seine Schwester Suſanne. München, 19. Auguſt 1863 . . 739
286. An Fritz und Heinrich Porges. Wien, Mitte September 1863 . 741
287. An seinen Bruder Carl. Wien, 10. Oktober 1863 743
288. An seine Schwester Suſanne. Wien, Ende November 1863 . 744
289. An seinen Bruder Carl. Wien, 27. Dezember 1863 . . . 746
*290. An Richard Wagner. Zilveſter 1863 747
291. An seine Schwester Suſanne. Wien, 11. Januar 1864 . . 748
292. An Reinhold Köhler. Wien, Mitte Januar 1864 750
293. An Carl Gille. Wien, 31. Januar 1864 752
Wagner an Cornelius. Penzing, 9. Februar 1864 . . . 753
294. An Carl Gille. Wien, 15. Februar 1864 754
295. An seine Schwester Suſanne. Wien, Mitte März 1864 . . 755
Wagner an Cornelius. Mariafeld, Ende März 1864 . . . 761
Wagner an Cornelius. Mariafeld, 8. April 1864 762
296. An seinen Bruder Carl. Wien, 9. Mai 1864 765
Wagner an Cornelius. Starnberg, 16. Mai 1864 766

		Seite
	Wagner an Cornelius. Starnberg, 31. Mai 1864	767
297.	An seinen Bruder Carl. Wien, 12. Juni 1864	768
298.	An seinen Bruder Carl. Wien, 15. Juni 1864	770
299.	An Reinhold Köhler. Wien, 24. Juni 1864	772
300.	An seine Schwester Susanne. Wien, 24. Juni 1864	774
301.	An seine Mutter. Wien, 2. Juli 1864	777
302.	Tagebuchblatt. Wien, 1. September 1864	779
303.	An seinen Bruder Carl. Wien, 4. September 1864	779
304.	An seinen Bruder Carl. Wien, 25. September 1864	781
305.	An seine Mutter. Wien, 8. Oktober 1864	786
	Wagner an Cornelius. München, 12. Oktober 1864	787
306.	An seine Schwester Susanne. Wien, 5. November 1864	789
307.	An seinen Bruder Carl. Wien, 26. November 1864	791
308.	Tagebuchblatt. Wien, Dezember 1864	793
309.	An Reinhold Köhler. Wien, 24. Dezember 1864	796
	Wagner an Cornelius. München, 24. Dezember 1864	797
310.	An Josef Standhartner. Wien, 27. Dezember 1864	799

Mainz-Wiesbaden.

1. An seinen Bruder Carl.

Wiesbaden, den 27. Juli 1839.

Lieber Bruder!

Früher wie Du noch in Koblenz oder doch wenigstens in Bonn wohntest, hatte ich öfters Gelegenheit Dir zu schreiben — damals versäumte ich sie zum Teil — und dachte: „Nun, er kommt ja bald wieder," und mit zwei Briefen im halben Jahr war's abgetan: jetzt wo Du so weit weg bist und, wer weiß wann, erst wiederkömmst, möchte ich Dir gern recht oft schreiben. Da sind aber die Briefe durch die weite Entfernung teuer geworden, der Raum darf nicht unnütz verschwendet werden, und Elise[1] führt einzig und allein die Korrespondenz. Nun, den Vorrang darf ich ihr freilich nicht streitig machen, da es für mich wohl eine schwierige Aufgabe sein würde, einen Brief zu schreiben, der seine 32 Kreuzer wert wäre. Darum freut es mich doppelt, durch Herrn v. Lavallades Güte einige portofreie Zeilen an Dich richten zu können. Wo so viele schreiben, ist es aber wirklich nichts leichtes, einen ordentlichen Brief zu schreiben, denn gerade das, was auch mich am meisten interessiert und worüber ich Dir gar nicht alles in einem Briefe schreiben könnte, unsre jetzigen Verhältnisse, die neuesten Geschichten vom Mainzer und Wiesbadener Theater, überhaupt von allem, was diesen Gegenstand betrifft, darüber erhältst Du ja im Vater seinen Briefen sowohl als auch in denen von der Mutter und Elise allen nötigen Aufschluß. Wie sehr es mich freut, den Vater allmählich wieder genesen zu sehen, brauche ich Dir nicht zu schreiben, und was ihm eigentlich gefehlt, wie es eigentlich mit seiner Krankheit beschaffen war, auch das erfährst Du genau von andern. Nur das muß ich dir schreiben, wie wohl uns allen,

[1] Seine ältere Schwester.

besonders aber dem Vater, der liebe Brief vom Onkel getan hat, der, wäre er früher gekommen, die Krankheit gleich im Anfange wieder geheilt hätte.[1] — Ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie ich jetzt mutiere. Ich darf gar nicht laut sprechen, so schnappt mir gleich die Stimme über; es wird mir gewiß schlecht gehen, wenn wir den „Häuslichen Zwist“[2] spielen. — Auch wachse ich ungeheuer, und bin seitdem Du fort bist gewiß einen halben Kopf gewachsen. Ich kratze auf der Violine tüchtig drauf los und hoffe, daß, wenn Du wiederkömmst, Du nicht unruhig von einem Zimmer ins andre laufen wirst, wenn ich spiele, oder mich gar zum Zimmer hinaustreibst, wenn ich mit meinem Pult angerückt komme. Denn Du mußt wissen, daß ich bis nächsten Herbst außerordentliches Mitglied des Orchesters sein werde und das noch dazu als Volontär!!! — — Wenn ich ins Orchester komme, spiele ich natürlich zweite Violine, und versteht sich von selbst, keine großen Opern, sondern nur die Symphonie während den Zwischenakten und kleineren Opern. Dies wird mich sehr im Lesen üben und den Takt schärfen, welcher noch immer, wenn auch nicht mehr in so hohem Grade wie sonst, meine schwächste Seite ist. Den 4. dieses war es ein Jahr, daß ich die Violine angefangen habe. Seitdem habe ich gelernt: 42 Anfangsstücke, von Herrn Hagen selbst komponiert. Die große Schule von Kreutzer und Baillot, wonach die Schüler des Pariser Konservatoriums gebildet werden. Drei leichte und sechs schwere Duette von Pleyel.[3] Moralts Violinschule. Sechs Duette von Viotti. Auf dem Klavier habe ich mir das Hudeln, was Du immer so sehr an mir tadelst, abgewöhnt. Seitdem Du fort bist spiele ich nichts wie Ries[4] und Beethoven. In den Riesschen Kompositionen kann man sehen, daß er sich seinen großen Lehrer zum Muster genommen. Sie sind von ernstem Charakter, sehr tief gedacht und darum nicht

[1] Der Onkel ist Theodor Brüggemann in Berlin 1796—1866. Seit 1819 vermählt mit der Schwester des Malers Peter Cornelius. Er wirkte zuletzt als Wirkl. Geheimer Oberregierungsrat im Kultusministerium, wo er die katholischen Schulangelegenheiten leitete.

[2] Von A. v. Kotzebue.

[3] Ignaz Josef Pl., Komponist 1757—1831.

[4] Ferdinand R., Klavierspieler und Komponist 1784—1838.

leicht verſtändlich. Mir gefallen ſie ſehr, und wenn er auch ſeinen großen Meiſter nicht erreicht hat, ſo iſt er doch ein Schüler, der dieſem zur größten Ehre gereicht. Schade, daß der Schüler dem Meiſter ſo bald in die Ewigkeit folgte, wer weiß, zu welcher Höhe er ſich noch hinaufgeſchwungen hätte. Aber auch das tut mir leid, daß der Raum mir gerade nur noch hinreicht, alle die recht herzlich zu grüßen, die Dich in Berlin lieb haben. Beſonders unſern lieben guten Onkel und ſeine Frau, Tante Jetta. Adieu, das übrige magſt Du Dir hinzudenken und auch einen Kuß von Deinem Dich liebenden

Peter.

2. An ſeine Schweſter Eliſe.

Wiesbaden, den 20. Januar 1841.

Teuerſte Schweſter!

Wenn ich Dir auch ſelten oder gar nicht ſchreibe, ſo denke ich doch oft an Dich und bedaure recht herzlich den unangenehmen Zuſtand, in dem Du die letzten Tage in Gaulsheim zubringen mußt, und zähle ebenſo eifrig die peinlichen Tage, die noch verfließen, bis Du endlich nach vielem Leiden wenigſtens ein paar fröhliche Tage bei uns verleben kannſt. Bis dahin mußt Du freilich geduldig ausharren und mein Mitleid kann Dir nichts helfen; Geduld, das Elend dauert nicht lange; wenn Du die Geduldprobe ausgehalten haſt, kannſt Du Dir in fröhlicheren Tagen etwas darauf zu gute tun. — Wir leben hier Gott ſei Dank ganz vergnügt auch der Vater iſt es, ſeitdem ſo gute Nachrichten von dem lieben Bruder Carl eingelaufen ſind und harren Deiner Ankunft, die dieſes vergnügte Leben erſt zu einem recht vergnügten machen ſoll. — Unſre Weihnachtsfeier, die ganz ſtill und geſchenklos vorübergehen ſollte, wäre durch ſo viele Überraſchungen faſt zu einer Jubelfeier geworden, wenn uns nicht Dein unglückſeliges Ausbleiben ein wenig heruntergeſtimmt hätte. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie jeder bei ſeinem Geſchenk um ſo mehr überraſcht war, als er diesmal gewiß auf gar nichts gerichtet war. Der Wilhelm[1] iſt ein

[1] Sein zweitälteſter Bruder.

gar zu guter Kerl, und wo er nur im geringsten andern eine Freude machen kann, tut er es gewiß. An meinem Geburtstage waren wir, der Vater und ich in Mainz, und hatten der Madame Hestermann, notre dame de bonne secour, einige Szenen aus Lessings Nathan vorgespielt. Den andern Morgen gingen wir mit Wilhelm zu Fuß nach Wiesbaden und dachten vergebens Dich schon dort zu finden. Kaum waren wir angelangt, als Susanne und Auguste[1] auf mich zueilten und mir zwei schöne Hosenträger umhingen: der Mutter hatten sie schon vorher sechs hübsche Nachthäubchen geschenkt; dem Vater setzten sie ein schwarzes Nachtkäppchen auf. Nun öffnete Wilhelm einen Pack, den er von Herrn Hestermann mit dem Bemerken eingehändigt bekommen, ihn nicht eher aufzumachen, als bis er nach Wiesbaden käme. In dem Pack waren: für Auguste und für Susanne ganz prachtvolle schwere seidne Schürzen, für Wilhelm eine prachtvolle Sonntagsweste, endlich für Peter ebenfalls eine sehr schöne Weste und noch extra einen zuckernen Figaro, gerade in der Stellung, wie er die erste Arie singt, mit dem Bemerken: mein Freund Peter als Figaro. Aber nun rückte erst Wilhelm an, um uns alle noch einmal doppelt zu überraschen und das war dem guten Kerl völlig gelungen. Er hatte dem Vater Börnes Werke, acht Bände zweite Auflage gekauft und mir eine glanzvolle schwarze Halsbinde, die mir, beiläufig gesagt, sehr gut steht und in der ich samt schwarzem Frack beim Biebricher Konzert ein honoriges Furore erregt habe. Wie ich bei eben diesem Konzert und bei der tags darauf stattfindenden Vorstellung, wo ich zum ersten Male auftrat, bestanden habe, kann ich Dir nicht recht schreiben, weil es der Anstand nicht erlaubt, sein eigner Lobredner zu sein, übrigens kannst Du Dir denken, daß ich meine Sache ganz vortrefflich gemacht habe. Beim Deklamieren dachte ich an Dich, denn auch mir war der Hals so trocken wie ein ausgetrockneter Sumpf, und ich hätte die wohltätige Hand inbrünstig gedrückt, die mir eine Idee von einem Gummikügelchen zugesteckt hätte. Abends bei der Vorstellung war es nicht so, dahingegen mußte ich hinter den Kulissen herumhinken, so eng waren meine Schnürstiefel: sobald ich aber vor die Lampen kam,

[1] Seine beiden jüngeren Schwestern.

war alles vergessen. Es würde mir sehr viele Freude machen, wenn Du mich während Deines hiesigen Aufenthaltes einmal sehen könntest. Leider aber habe ich hierzu keine Hoffnung: denn es sind schon über zwei Monate, daß ich meine erste Rolle und seitdem leider keine zweite bekommen habe. Nun, ich mache mir nichts daraus, ich werde in meinem Leben noch oft genug spielen; auch habe ich noch nicht ganz mutiert und größere Rollen würden mich vielleicht noch zu sehr anstrengen. Bis dahin bin ich auch ein guter Musiker und kann mit getrostem Blick in die Zukunft zum Theater gehen. Der Vater hat immer noch nicht genug für mich getan; er ist unermüdlich und nicht zu belohnen; nun, da ich mit Herrn Hagen fertig werde, soll ich auch noch bei Herrn Heuschkel in Biebrich Kompositionsunterricht bekommen. Ach wie sehr freue ich mich darauf, mein bißchen Talent unter der Leitung eines so tüchtigen Mannes in Ausübung zu bringen. Kann ich einmal ein bißchen komponieren, dann sollst Du Dich freuen, dann komponiere ich Dir viele Lieder. Sollte ich einmal (Spaß!) eine Oper komponieren, so sei gewiß, daß die Heldin Alt wird. (Spaß!) Soweit bringen wir's nicht. Gewiß hast auch Du schon oft von der großen Oper gehört: „Der Zigeunerin Warnung" von J. Benedict.[1] Gerade daß aus dieser Oper soviel gemacht wird, daß Benedict zu einem zweiten Weber gemacht wird, läßt uns schmerzlich empfinden, wie weit die Mozartschen Zeiten mit ihrem Himmel voll glänzenden Sternen hinter uns liegen, und wie ohnmächtig und kraftlos die deutsche Komposition danieder liegt. Keine Rezension! — selbst hören, urteilen. — Ei, ei, Du hast mich mit einem Geschenk bedacht? das ist sehr schön von Dir und ich freue mich, es aus Deiner Hand zu empfangen. An unserm Theater gehen Veränderungen, vielleicht bald große, vor, so ahne ich, lange kann das Ding nicht dauern. Engelken[2] ist fort. Glückliche Reise! Gleich nach seinem Abgang hat man einige Ungerechtigkeiten am Vater wieder gut gemacht, wenigstens die größte, indem man ihm die ihm gebührende Rolle im „Fabrikanten" zugeteilt. Wahrscheinlich wird dies Stück während Deiner Anwesenheit bei uns gegeben.

[1] Julius B. 1804—85, jüdischer Komponist und Dirigent.

[2] Friedrich E. 1808—79, Charakterdarsteller.

Das Publikum wird endlich des Grabowsky[1] und immer Grabowsky müde und gibt dies deutlich in dem warmen Beifall zu erkennen, den es Christen[2] auch in kleineren Rollen angedeihen läßt, während dem man selbst verdientere Leistungen der Grabowskys unbeachtet und ohne Beifall vorübergehen läßt. So trifft jede Untugend ihre Strafe, wenn auch erst mit der Zeit und so erntet auch der niedere Egoismus dieser Grabowskys seinen verdienten Lohn. Ich sage Dir, das Publikum ist ganz närrisch auf den Christen, der übrigens auch, man lernt es immer mehr einsehen, ein recht wackerer Schauspieler ist, und besonders die so seltene Gabe der Natürlichkeit besitzt, die ihm auch unbewußt die Herzen der meisten zuzieht. So haben sie ihn jetzt im „Kean", gerade in der unbedeutenden Rolle, wo Du ihn zuerst sahst, stürmisch herausgerufen. Einige Wochen nachher war er gerade, fast in der unbedeutendsten Rolle möchte ich sagen, in: „Endlich hat er es doch gut gemacht!" als Liebhaber der einzige, der dem Publikum einen Applaus abgewann, währenddem sich unser guter Meisinger als Mengler einen ganzen Abend lang vergebens bemühte, diese Beifallsbezeugung zu erringen. — — Deine Schwestern fangen jetzt an, sich fleißig auf dem Klavier zu üben, und werden Dir beide einige Stücke zum besten geben, welches Dir gewiß Freude macht. Wenn Dir Herr N. die Musikalien schenkt, so hoffe ich Gelegenheit zu finden, sie durchzuspielen, und vielleicht auch die leichteren Susanne. Jedenfalls aber mußt Du die Beethovenschen Sachen, die Du von uns hast, bei mir zurücklassen und kannst sie mit den Dir gefälligeren, des Herrn Herz vertauschen.

Bald küßt Dich Dein Bruder

Peter Cornelius.

3. An seinen Vater.

London, den 17. März 1841.

Liebster, bester Vater!

Es sind nun noch nicht volle 14 Tage seit meiner Abreise von Euch verflossen, und es kommt mir vor, als wäre ich schon monate-

[1] Carl G. 1805—83, Heldendarsteller und Regisseur.

[2] Adolf Chr. 1811—83, ausgezeichneter Schauspieler. Von 1842—74 am Hoftheater in München.

lang von Euch entfernt, ſoviel habe ich diezeit ſchon gehört und geſehen. Vorgeſtern haben wir die erſte Oper: den Freiſchütz gegeben, und damit ein ſo außerordentliches Glück gemacht, daß alle Zeitungen unerſchöpflich in unſerm Lobe ſind. Heute Abend iſt er zum zweiten Male. Es iſt mir im Orcheſter recht gut gegangen, und ich habe kein einziges Mal die kleinſte Störung verurſacht: bis wir wieder zurückkommen, ſpiele ich meine Stimme ſo gut wie ein andrer. — Herr Schumann[1] ſcheint es darauf angelegt zu haben, mich ſeine Güte im ganzen Umfang fühlen zu laſſen; nicht genug, daß er alles das für mich getan, was ich hier nicht mehr zu erwähnen brauche, hat er mir auch noch von geſtern an einen monatlichen Gehalt von 12 Gulden ausgeſetzt, den ich mir jetzt bis auf den letzten Heller ſpare, und hoffentlich ſo imſtande ſein werde, meine Kleider zu bezahlen. Auch von meinen Diäten ſpare ich mir ſoviel, daß ich Euch allen von London etwas mitbringen kann. Ich lebe hier, ſeitdem ich ordentlich eingerichtet bin, recht wohlfeil und ſpare täglich die Hälfte meiner Diäten. Morgens trinke ich für $2^1/_2$ Pence Kaffee und eſſe Brot dazu. Mittags eſſe ich eine delikate Erbſenſuppe, oder ſonſt was und dann Fleiſch oder Pudding. Das koſtet mich 8 bis 10 Pence, höchſtens einen Schilling. Abends trinke ich ein Point Half and half für 3 Pence und wenn ich Hunger habe eſſe ich ein paar geſottene Eier, oder Bread and Cheese. Das engliſche Bier ſchmeckt mir nicht; wenn ich Durſt habe, trinke ich übrigens Half and half am liebſten. Waſſer trinke ich gar keins, denn es iſt ſchlecht und für die Geſundheit gefährlich. — Von geſtern habe ich angefangen die Merkwürdigkeiten Londons zu ſehen und war in dem britiſchen Muſeum, wo ich Meiſterwerke von Lawrence, Hogarth, Van Dyk, Rembrandt, Hannibale Caracci, Guido, Coreggio, Rubens, Nicolas Pouſſin, Claude Lorrain, Murillo uſw. uſw. bewunderte. Nächſtens werde ich wieder hingehen um dann auch die Antiquenſammlung zu ſehen. Von den äußeren Merkwürdigkeiten Londons habe ich ſchon viel geſehen, habe ſchon die ungeheure Pracht der Läden auf der Regent Street bewundert, habe den James Park mit den koſtbaren Waſſervögeln geſehen, den Buckingham Palaſt, wo die Königin und Prinz Albert wohnt, die große

[1] Direktor der Truppe.

Feuersäule, Herzog Yorks Monument, Prinz Wales Palast, Paulskirche, Westminsterabtei usw. usw. Täglich gehe ich durch den Covent Garden Market und atme den herrlichen Geruch ein, der dort durch die Masse Veilchen, Rosen, Nelken, Reseda usw. usw. verbreitet wird. Apfelsinen, Kastanien, Feigen, Mandeln, Haselnüsse sind hier in Masse zu haben. Und abends die Läden in der Gasbeleuchtung! Nein da geht nichts drüber! Diese Pracht in den ungeheuern Silber- und Juwelen-Läden! Geld, Geld! ist der Hebel der Welt! Das ist überall wahr, aber in London am meisten. Diese Scharlatanerie in allen Dingen geht ins Weite; sie zeigt sich im größten, wie im kleinsten. An jeder Straßenecke wird man angeranzt; Überall stehen Leute, die sich manchmal auf die elendeste Weise ihr Geld zu verdienen suchen. Das geht den ganzen Tag: Pocket book and all things six pence, fine oranges two penny, fine sticks six pence etc. etc. und so in einem fort und in einem fort! Und dann das Wagengerassel! Immer Wagen und immer Wagen als wollte es nie aufhören! Und die Musik auf den Straßen! Hier orgelt einer den Bellini, dort stehen ein paar arme Kinder und schreien, da spielt einer lustige Walzer auf der Klarinette, hier steht eine rüstige Violinspielerin. Alles will sich Geld verdienen. — Die ersten Tage meines Hierseins war ich sehr niedergeschlagen: Ich war immer so ermüdet, hatte ein abscheuliches Loch von Logis, dunkel und stinkig, mußte mit Christian Frisch in einem engen Bett schlafen, Essen und Trinken schmeckten mir nicht, ich war krank, mein Bett war so hart, daß mir die Knochen weh taten, ich hatte Husten, Schnupfen, Kopfweh, Gliederweh, und als ich am Sonntag Morgen förmlich die Grippe bekam und morgens im Bett bleiben mußte, da sank mir das Herz gewaltig in die Schuhe und ich dachte: O wärst du doch nur auf einen Augenblick zu Haus! — Jetzt aber ist mein fröhlicher guter Mut ganz zurückgekehrt, ich habe eine schöne, helle, reinliche Wohnung, ein weiches Bett; im Orchester, wovor ich auch ein wenig Angst hatte, ging es mir gut, ich bin ein Mensch mit Gehalt, kurz ich bin vergnügt und überlasse mich fröhlich dem großen Gedanken, in der Weltstadt London zu sein und alle Merkwürdigkeiten und Vergnügungen daselbst genießen zu können: Ein Gedanke, den ich nicht um vieles vertauschen

möchte! Was werde ich auch nicht alles erzählen können, wenn ich wieder zurückkomme! Schon jetzt freue ich mich auf die Freuden des Wiedersehens! Wie geht es Euch denn? Alles recht gesund? Bist Du es auch? und noch immer auf dem Theater so gut beschäftigt wie in der letzten Zeit? — — Unsre Reise war auffallend von schönem Wetter begünstigt, besonders von Cöln bis London. Ich stieg nie aus, sondern sparte meinen Schilling für das Nachtlager und übernachtete an Bord des Schiffes. Sonntag morgens ging ich in aller Frühe in den Cölner Dom, hörte eine Messe und bewunderte noch einmal die Glasmalerei. Den andern Tag kamen wir gegen Mittag in Rotterdam an. Von der Schönheit dieser Stadt machst Du Dir gar keinen Begriff. Es ist die schönste Stadt, die ich bis jetzt noch gesehen habe. Unwillkürlich rief ich ein über das andre Mal aus: Ach wie schön! Ach wie schön! Lauter große prächtige Häuser mit freundlich gefärbten Backsteinen gebaut, und die schönen Kanäle und Brücken. Auch sah ich hier zuerst Seeschiffe, meistens Dreimaster, in Masse und das gibt der Stadt ein doppelt prächtiges Ansehen. Wir hielten uns volle 24 Stunden in Rotterdam auf und ich hatte Zeit genug, mir das Treiben mit anzusehen. Rotterdam ist eine sehr belebte Handelsstadt, in der Tat ein kleines London. Es ist ganz mit Kanälen durchschnitten, über die sehr schöne Verbindungsbrücken führen. Die Läden sind sehr schön und die holländische Reinlichkeit leuchtet überall hervor. Die Mynheers und Misjes machen großen Staat. Es fiel mir hier auf, daß auch die Handwerker ihren Läden Namen geben, zum Beispiel ein Schuster: Zum goldnen Stiefel, ein Drechsler: Zum goldnen Spinnrad. Das süße Wasser ist hier schon rar und wird in kleinen Fäßchen, die auf hölzernen Stangen liegen, von Pferden herumgeschleift. In der Stadt, längs den Kanälen, sind schöne Alleen. Das Wetter war gar zu schön und wir machten abends einen sehr schönen Spaziergang. Um 1 Uhr mittags fuhren wir von Rotterdam weg und kamen gegen 4—5 Uhr auf die See. Ich sage Dir aber, hätte mir jemand so eine See auf einem Bild gezeigt, so hätte ich zu ihm gesagt: „Das ist keine See!“ Das Wasser war so glatt wie ein Spiegel im vollen Sinne des Worts, die Luft war himmlisch blau und rein und wie Götter fuhren wir

auf unſerm Batavier dahin. Nichtsdeſtoweniger verlangte bald die See ihr gebührendes Recht von mir und ich zahlte es ihr an einem Abend in ſechs Transporten. Jedesmal wenn ich mich tüchtig übergeben hatte, war es mir ſehr wohl, aber das Gefühl vorher iſt ſehr peinlich. O weh! dachte ich, was wird das erſt werden, wenn die See einmal anfängt wirklich See zu werden denn bis jetzt war ſie wirklich bei weitem ruhiger als der Rheinſtrom geweſen war). Aber meine Furcht war ungegründet, die See blieb ruhig, bis wir die Themſe erreichten; die Schiffsleute ſtaunten ebenſo wie wir über die ruhige See und ſagten, daß ſie ſich dies ſeit 11—15 Jahren nicht zu erinnern wüßten. Wie erſtaunten wir, als wir aus dem noch ſo winterlichen Rheinland, wo das Eis an den Ufern aufgetürmt liegt, auf einmal in ein heitres, ſonniges Land mit blauem Himmel, grünen Wieſen und ſchwarzen Wäldern kamen, anſtatt auf ein nebliges Eiland, wo ich es um dieſe Zeit noch viel kälter als in Deutſchland geglaubt hatte. Ach! das Wieſengrün iſt gar zu ſchön, ſo dunkelgrün, und tut dem Auge ſo wohl und gibt dem Lande einen ſo heitern Anſtrich. Die Sonne habe ich auf dem Meere aufgehen ſehen, ein herrlicher Anblick! und auf der Themſe wieder untergehen ſehen, noch ſchöner! Ich habe auch die franzöſiſche Küſte von ferne geſehen und die Städte Römsgil und Graveſend an der Themſe und am Meer. So gern ich noch mehr ſchreiben würde, muß ich aufhören. Herr Schumann hat mir aufgetragen Dich zu grüßen und Dir eine Kritik über unſre erſte Oper zu ſchicken. Sie folgt hier. Ich habe ſie ohne Diktionäre überſetzt. Wilhelm mag ſie verbeſſern. — — —

Nun adieu, lieber, lieber Vater, es küßt Dich tauſendmal und die liebe Mutter und Suſanne und Guſte Dein treuer Sohn

Peter Cornelius.

4. An ſeinen Vater.

London. Grüner Donnerſtag, 8. April 1841.

Mein liebſter, beſter Vater!

Verzeihe mir, daß ich Dich ſolange auf einen Brief warten laſſe, aber erſtens bin ich nicht immer in der rechten Laune zu

ſchreiben, und zweitens wollte ich auch die Zeit abwarten, welche den 6. dieſes eingetroffen, nämlich wo[ſ] eine ſehr bedeutende Verringerung des Briefportos nach Deutſchland eintritt. Der erſte Brief an Dich hat mich 1s. 8d. gekoſtet; dieſer koſtet mich nur 6d., gewiß ein großer Unterſchied. Die liberalen Blätter, die ihre Freiheit auf eine wirklich gemeine Art mißbrauchen, ſind über dieſe abermalige den Deutſchen bewieſene Gunſt ſehr erboſt und der Satiriſt hat am vergangnen Sonntag ſeine ganze Wut in einem Aufſatz ausgelaſſen, welcher überſchrieben iſt: „Die deutſchen Blutſauger," und worin es auf eine furchtbare Weiſe über die „ſchuh- und hemdloſen Vagabunden", „die treckigen Deutſchen", und über die ſchlechten Miniſter, die ſie protegieren, losgeht. — Der Aufſatz iſt wirklich intereſſant und ich würde Dir ihn gern ganz mitteilen, wenn ich den köſtlichen Raum nicht für wichtigere Sachen ſparen müßte. — Vor allen Dingen danke ich Dir herzlich für die übergroße Freude, die mir Dein lieber Brief gemacht hat und küſſe Dich und meine liebe Mutter und alle meine Lieben recht innig in Gedanken, und ich muß Dir ſagen, daß ich mich gar nicht zu Euch nach Hauſe ſehne; ich wünſche mir wohl täglich Dich oder den Wilhelm hierher, um alles mit mir ſehen und genießen zu können: aber das iſt auch das einzige was mir nur im geringſten zu wünſchen bleibt, denn es gefällt mir hier ſo gut! ſo gut, ich bin ſo vergnügt und ſo glücklich, daß ich vor Freude die ganze Welt umarmen möchte, und es Dir faſt nicht ausdrücken kann, wie ſehr ich es bin und ordentlich mit Schrecken daran denke, daß ich ſchon einen Monat hier bin, und wie bald die liebe Zeit verflogen und verträumt ſein wird, die ich hier zu verleben beſtimmt bin. Den Tag über habe ich faſt gar keine Zeit an Euch zu denken, aber abends, wenn ich im Bett liege, iſt es meine ſchönſte Unterhaltung, und des Nachts im Traum bring' ich's immer wieder ein, denn da träum' ich immer nur von Euch, um wieder zu einem neuen fröhlichen Leben zu erwachen. Kurz, ich führe ein ganz köſtliches Leben! beſonders da ich weiß, daß auch Ihr glücklich ſeid. Mich ſchmerzt die Trennung von Euch gar nicht, denn in der Ferne fühlt man eigentlich erſt ſo recht, wie lieb man ſich hat und wie freudig iſt das Wiederſehen, wenn man ein bißchen draußen war,

und einem dann das heimatliche Haus wieder ganz neu geworden ist. Genug davon; ich bin fest überzeugt davon: „Wir werden froh uns wiedersehen.“ Ich zweifle fast, ob Euer kleines Wiesbädlein groß genug für mich sein wird, wenn ich zurückkomme: denn das großstädtische Leben in der ungeheuren Stadt gefällt mir gar zu gut. Doch brauche ich dafür nicht zu sorgen, denn Herr Schumann hat mir versprochen, daß er mich den nächsten Winter an seinem Theater placieren will. — — Der Frühling macht hier Riesenfortschritte: alles keimt und blüht schon. Es ist eine Lust in London spazieren zu gehen und die herrlichen grünen Squares und Parks zu sehen. Ich habe schon tüchtige Spaziergänge gemacht und in einem ziemlichen Teil von London bin ich schon so bekannt wie in Wiesbaden. — Unsre Oper macht fortwährend Glück, trotz den unermüdlichen Anfeindungen mehrerer Blätter, besonders des Satirist und der Weekly dispatch. Hingegen sind die vielgelesenen Times, Morning Chronicle, Herald, Sun etc. etc. unsre Freunde. Wir haben jetzt im letzten Monat folgende Opern gegeben: fünfmal Freischütz, stets mit vollem Haus, dreimal Fidelio (worin der Kanon, der Gefangnen Chor, das Duett und Finale im zweiten Akt stets wiederholt wird), zweimal Masaniello (das erstemal sehr voll, das zweitemal sehr leer), einmal Jessonda und einmal unsre schlechteste Oper den Titus. Madam Stöckel-Heinefetter[1] gefällt fortwährend ungeheuer; auch Madam Schumann; Herr Haitzinger[2] gefällt auch, aber nicht so arg. Staudigl[3] wird sehnlichst erwartet. Gestern haben wir Joseph als Oratorium gegeben. Die Oper wurde in England zum erstenmal gehört und gefiel sehr. — Herr Ganz[4] ist fortwährend sehr freundlich gegen mich; ich mache im Orchester sehr gute Fortschritte und übe zu Hause täglich zwei Stunden oder mehr Kreutzerische Etüden und suche besonders mein Spielen hinsichtlich der Reinheit, wo ich noch am allermeisten zurück bin, zu bessern, zu welchem Zweck ich mich bemühe, die Finger recht fest auf die Saiten zu drücken, und oft langsam Skala spiele. Was

[1] Clara St.-H. 1816—57.
[2] Anton H., ber. Tenorist 1796—1869.
[3] Josef St., ber. Bassist 1807—61.
[4] Dirigent der Truppe.

das Klavier betrifft, so muß ich halt zusehen, daß ich's nicht verlerne; denn große Studien zu machen, bleibt mir natürlich nicht viel Zeit übrig. Ich exerziere übrigens fast alle Tage zwei Stunden auf dem sehr guten Theaterklavier. — Es ist gut, daß Du mich an das Tagebuch erinnert hast; ich habe noch wenig hineingeschrieben: ich will es jetzt bloß als ein Notizenbuch fortsetzen, was ich nachher später, wenn ich mehr Zeit und Muse habe, ordentlich ausführen kann. — Mein Raum ist zu kurz, um Dir die italienische Oper zu beschreiben: ich habe Beatrice di Tenda von Bellini gesehen, die Persiani[1] gehört und habe mich sehr schlecht amüsiert, was wohl an der Oper selbst, die noch lange nicht so gut wie die Nachtwandlerin ist, gelegen haben mag. Die Persiani ist ausgesungen; trotzdem aber hat sie noch sehr schöne Töne und könnte mir sehr gut gefallen, wenn sie nicht durch fortwährende überladene Passagen und Manieren das Ohr ermüdete. — Wollte ich Dir eine vollständige Beschreibung der Oper machen, so könnte ich einen ganzen Brief dazu brauchen, darum nichts mehr davon. So sehr sie mich langweilte, so sehr gefiel mir das Ballett, Tänze, Maschinerien, Kostüme, Musik, Dekorationen, alles war superb und ich kehrte ganz entzückt nach Hause zurück. Nächstens werde ich wieder hingehen, um die Löwe[2] zu hören. Auch die englische Oper habe ich gehört, — auch ein englisches Oratorium, den Messias von Händel. Sobald das Haymarket Theater wieder eröffnet wird, werde ich recht oft hineingehen um Maiready und Charles Kean zu sehen. — — Ich muß schließen und kann Dir nur noch sagen, daß wir hier 10 Vorstellungen geben, und wahrscheinlich gegen Mitte Juli, wenn die Unterhandlungen gut ausfallen, nach Manchester reisen. — Am allermeisten grüße meine liebe, dreifach liebe Mutter, an die ich samt Dir am allermeisten denke und oft in Gedanken küsse. Kurz ehe ich zurückkomme, werde ich ihr einen großen Küchenzettel schicken, um mir eine Empfangsmahlzeit zu kochen.

Es küßt Dich tausendmal Dein dankbarer

Peter Cornelius.

[1] P., berühmte Sängerin.

[2] Johanna Sofie L., ber. Sängerin 1815—66.

5. An seinen Bruder Carl.

London, den 21. Mai 1841.

Innigst geliebter Bruder Carl!

Ich will nicht versuchen, mich über mein langes Schweigen zu entschuldigen; denn ich fühle es selbst, daß es unverzeihlich ist, Dich in einer Zeit, wo Du Dich gewiß mehr als jemals für mich interessierst, solange ohne Nachricht gelassen zu haben. Sei deswegen nicht böse auf mich und lasse Dich von diesem Briefe besänftigen; der Fehler lag nur an meiner Nachlässigkeit, an meiner Faulheit — nicht an meinem Herzen: denn das hat oft, oft an Dich gedacht! Ach, welch ein Glück wäre es für Dich, wenn Du hier wärest! Wie könntest Du so recht nach Herzenslust in den Schätzen der Kunst und Wissenschaft und des Altertums herumwühlen, die hier zusammengehäuft sind, und wie viele Sachen würden für Dich hundertfältiges Interesse haben, an denen ich kalt vorübergehe, weil ich sie nicht verstehen kann. Ach, es ist gar zu schön hier in London, und nicht um eine Million möchte ich den Gedanken hier zu sein, und die spätere Erinnerung, hier gewesen zu sein, vertauschen. — Um meine Erzählung nur einigermaßen zu regeln, will ich Dir zuerst schreiben, unter welchen äußerst günstigen, in jeder Hinsicht vorteilhaften Stellung und Verhältnissen ich hier bin. Herr Schumann, der Direktor der deutschen Oper in London, hat die übergroße Güte gehabt, obgleich ich zu dieser Stelle noch nicht ganz reif war, mich als Sekundspieler zu engagieren, so daß ich hier im ganzen Sinne des Worts vergnügenden Nutzen mit nützlichem Vergnügen verbinde und als ein eingeschossener Orchesterspieler zurückkehren werde. Ich bekomme freies Logis, 1 fl. 30 kr. den Tag Diäten (2 s. 6 d. englisch) und eine monatliche Gage von 12 Gulden, welche ich nur dazu anwenden soll, um Merkwürdigkeiten zu sehen. So fuhr ich denn den Rhein hinunter, an Bonn und Drachenfels vorüber, wo ich mich noch einmal mit hohem Vergnügen der Tage erinnerte, die ich dort bei Dir und Deinen Freunden verlebte (ein junger Strohphilister unter bemoosten Häuptern — in das Meer! Carl! in das Meer! welch ein herrlicher, langerwünschter Gedanke! — Doch denke Dir nur, solange wir darauf fuhren,

war so herrliches Wetter und die See war so spiegelglatt, daß die Schiffer sagten, seit 13 Jahren hätten sie die See nicht so ruhig gesehen. Wir verirrten ein bißchen, daß wir der französischen Küste sehr nahe kamen, die eben wie ein langer weißer Streifen vor uns lag, als die Sonne aufging! O Carl, welch ein Schauspiel! — Vergebens würde ich versuchen es zu schildern, was ich bei dieser ergreifenden Szene empfand, und Dir die Gefühle zu beschreiben, die sich unbewußt in meinem Herzen zum Gebet verwandelten und aus voller Seele auf zu dem Unendlichen drangen, der diese Sonne, das Meer erschaffen und mich und Dich und alle Menschen zur Freude und Wonne! — Und nun die Einfahrt in die Themse bis London! Der Eintritt in London selbst! Die Menge von niegesehnen merkwürdigen, großartigen Dingen, dieser Wald von Schiffen, diese unendliche Stadt an beiden Ufern, aus der eine dicke, schwarzbraune Rauchmasse emporstieg, alles dies erdrückte mich fast und machte mich so überfatt, daß ich zuletzt meine angestrengten Augen mit Gewalt zudrückte! Ich wollte nichts mehr sehen! Die Seekrankheit hatte mich ein wenig mitgenommen, ich war wie zerschlagen, weil ich seit drei Tagen in keinem ordentlichen Bett geschlafen hatte, und ich drückte mich, geblendet von dem vielfarbigen Glanz der Lichter, durch die rege Menschenmasse mit den andern zu unserm Bestimmungsort, dem Drurylane-Theater. Ganz jämmerlich müde, waren wir froh, als wir in das erste beste Bett hineinsinken konnten, das uns vorkam und wir schliefen einen sehr langen Schlaf. — Die ersten Tage ging ich recht elend herum. Man hatte mir früher gesagt, es sei gesund, wenn man die Seekrankheit bekäme, denn meistens hätten die, die frei davon gewesen, später in England die Grippe. Ich habe nun aber die Seekrankheit gehabt und doch die Grippe. Ich konnte kaum einen Teller Suppe essen und ging herum ganz elend und immer war mir's schwindlig zu Mute. Doch das dauerte nur ein paar Tage und ich bin seitdem so gesund und vergnügt, wie ich es noch jemals gewesen. — Ich habe ein schönes Logis in dem Hause des Herrn Schumann, welches ich mit dem Sekretär Köster bewohne, der ein recht verträglicher Mensch ist. Seit dem 15. März haben wir 37 mal gespielt und das neun verschiedene Opern. Zehnmal Freischütz, sechsmal Fidelio,

achtmal Zauberflöte, einmal Titus, zweimal Figaro's Hochzeit, viermal Oberon, zweimal Stumme von Portici, zweimal Nachtlager in Granada (zum Fidelio), zweimal Jessonda. — Stoeckel-Heinefetter ist eine herrliche dramatische Sängerin. Sie hat eine wundervolle mächtige Stimme, singt immer glockenrein, und verhunzt nie den Komponisten auf Kosten ihrer Eitelkeit. Ihr Fidelio, ihre Agathe, Rezia und Jessonda sind herrliche Partien. Staudigl kennst Du ja: er ist ein prächtiger Sänger und verbindet schöne Stimme mit hoher Vollkommenheit der Schule. Haitzinger ist noch sehr kräftig und singt viermal die Woche. Wenn nur sein übertriebenes Spiel nicht gar zu lächerlich wäre. Unser Chor und Orchester ist gut und das Ensemble geht vortrefflich. Die Heinefetter bekommt 20, Staudigl und Haitzinger 16 £ per Abend. Unsre Oper steht hier sehr hoch; die vornehmsten Blätter sind unsre Freunde; unser großes Haus ist immer gut besetzt. Unsre beliebtesten Opern sind Freischütz, Fidelio und Zauberflöte. Figaro scheint eine zu werden. In dieser letzten Oper haben wir einen großen Triumph über die Italiener gefeiert, die sich auf ihr Nozze di Figaro ungeheuer viel einbilden; obgleich der Satirist im Anfang unsrer Saison sagte, wenn diese lausigen Vagabunden eine Mozartsche Oper geben wollten, das wäre gerade so, als wenn ein irländisches Lumpentheatergesindel den Hamlet geben wollte usw. — In der Folge geben wir noch mit Schroder-Devrient[1] und Tichatscheck[2] die Euryanthe, Robert den Teufel, die beiden Iphigenien usw. Am 3. Juli sind wir hier fertig; bis dahin geben wir gerade noch 24 Vorstellungen. Wie ich vermute, macht Herr Schumann sehr gute Geschäfte. Von hier aus gehen wir nach Manchester und Liverpool. — Ja, ja, mein lieber Carl, so bin ich jetzt in London! „Das Glückskind!" wirst Du sagen. „Wer hätte das gedacht!" Du hast recht, ich bin ein Glückskind, und ich kann Dir nicht genug sagen, wie glücklich ich in jeder Hinsicht bin, wie gar zu wohl es mir hier gefällt und wie ich frei und sorgenlos von einem Vergnügen zum andern und von einer Merkwürdigkeit zur andern fahre, besonders jetzt, da ich viele, viele Briefe von zu Haus durch

[1] Wilhelmine Sch.-D. 1804—60, die ber. dramatische Sängerin.

[2] Josef Aloys T. 1807—86, ausgezeichneter Tenorist.

den alten Ehlers erhalten habe. Mit der Sprache geht es mir auch recht gut; ich verſtehe mich ſehr gut mit den Leuten; und muß immer, oft auch zu meinem Verdruß, den Dolmetſcher machen. Ganz vollkommen kann ich freilich die Sprache und ohne Grammatik nicht lernen, aber ſie wird mir zur Gewohnheit, ich bekomme einen großen Wörtervorrat, und kann mich dann ſehr ſchnell in Deutſchland vervollkommnen. Im Klavier muß ich leider ein bißchen zurückbleiben; denn ich kann mit dem beſten Willen, den ich gewiß habe, nicht viel für das Inſtrument tun; aber in Mainz werde ich es in kurzer Zeit mit Anſtrengung wieder nachholen; auf der Violine mache ich deſto mehr Fortſchritte. — Herr Schumann und ſeine Frau haben mich ſehr gern, und er will mich den Winter bei ſeinem Theater behalten, was dem Vater und mir und beſonders Wilhelm, der ſchon über unſre Einrichtung kalkuliert, ſehr erfreulich iſt. Ach, es geht uns fortwährend ſo gut, wir ſind alle ſtets geſund und froh, auch Du biſt glücklich und proſperierſt, daß ich gar nicht weiß wie ich dem lieben Gott genug danken ſoll. — Von Merkwürdigkeiten will und kann ich Dir nicht viel ſchreiben, denn der Raum iſt zu kurz, und es iſt mir auch zu langweilig, jetzt zu erzählen; hoffentlich kann ich Dir das alles ja bald mündlich erzählen; denn auf die ſilberne Hochzeit kommſt Du doch? Ach, Carl! die ſilberne Hochzeit! Wie freue ich mich darauf! — Eliſe iſt glücklich! Sie hat mich mit einem lieben, lieben Brief erfreut! Darf ich auch von Dir einen erwarten? Schimpfe nur tüchtig drauf los, und dann aber ſchreibe mir recht viel Gutes von Onkel Brüggemann, ſeiner lieben Frau, der guten Tante Zetta, an die ich auch recht herzlich gedacht habe, wie wir an Koblenz vorbeifuhren, und von unſerm großen Vetter,[1] den ich hier ſtolz in London meinen Verwandten nenne, ob er glücklich bei Euch angekommen, und wie er ſich in Eurem Kreiſe befindet. Mit vielem Vergnügen habe ich in der Allgemeinen Zeitung (Augsburger) einen Artikel geleſen, welcher ſo heißt: „Dresden, 19. April. Cornelius iſt geſtern mit ſeiner Familie hier angekommen, und es iſt ihm von

[1] Das heißt: dem Vetter ſeines Vaters, dem Maler Peter von Cornelius. Er war ſpeziell der Pate des jungen Peter und wurde von ihm und ſeinen Geſchwiſtern Onkel oder Ohm genannt.

den hiesigen Künstlern ein solenner Fackelzug gebracht worden. Heute wird ihm zu Ehren ein großes Diner gegeben, worauf er seine Reise nach Berlin fortsetzen wird." — Ich habe hier die Bekanntschaft eines sehr tüchtigen jungen Mannes gemacht. Er heißt Karl Kämmrer, war zwei Jahre in München auf der Akademie und ist ein Schüler von Cornelius. Durch Zufall kam er nach Mainz und ließ sich in den Chor engagieren, um London zu sehen. Er hat eine famose Baßstimme, schöner als Staudigl und lernt jetzt bei demselben. Er ist ein sehr guter Porträtmaler andre Sachen habe ich noch nicht von ihm gesehen) und ein ebenso fein gebildeter als gut moralischer Mann, dessen Umgang mir viel Vergnügen und Nutzen bringt. Mit ihm laufe ich überall herum und habe schon den größten Teil der namhaftesten Merkwürdigkeiten gesehen. London ist die schönste Stadt in der Welt, und ich glaube nicht, daß man leicht irgendwo anders so viel Pracht, Reichtum, Schönheiten, Luxus, Bequemlichkeiten, gute Einrichtungen, geschichtliche, wissenschaftliche und Kunst-Schätze, Theater und Vergnügungsplätze, Leben und Treiben, Umgegend, Betriebsamkeit, Volksleben, so alles in allem vom Kleinsten bis zum Größten, vom Unbedeutendsten bis zum Merkwürdigsten vereint findet. Zum Schluß bemerke ich Dir noch, daß viele Artikel sehr gut und wohlfeil und in großer Auswahl hier zu haben; willst Du also etwas mitgebracht haben, so mache Deine Bestellungen. Lebe herzlich wohl, mein lieber Carl, und mache, daß Du nach Paris kommst! Ach wie schön wäre das. Noch einmal, vergib mir, daß ich nicht schon lange an Dich geschrieben und strafe mich großmütig mit einem Brief. Sei überzeugt, daß ich meinen Fehler wieder gut machen und Dir noch so oft wie möglich schreiben werde. Es küßt Dich herzlich

Dein Dich ewig innig liebender Bruder
Peter Cornelius.

Meine Adresse:
Mr. Peter Cornelius
Southampton Street Covent Garden
No. 17 nicht zu vergessen
London.

6. An ſeinen Vater.

London, den 20. Juni 1841.

Liebſter, beſter Vater!

— — — Meine Verwandten habe ich vergangenen Samstag vor acht Tagen gefunden. Es iſt eine Frau, tief in die ſiebzig, und ein Mädchen von ungefähr 24 Jahren. Ihr Mann und Vater, Herr Coſſé, war der Onkel des Cornelius und gab dieſem den erſten Unterricht im Zeichnen; unterſtützte auch ſeine Schweſter, die Mutter von Cornelius, die nach dem Tode des Vaters in ſehr bedrängten Umſtänden war. Später ging er einmal, als er ſchon ungefähr 76 Jahre alt war, nach Düſſeldorf, von wo er aber, unzufrieden über die kalte Aufnahme, die er ſowohl bei ſeinen Verwandten wie als Maler gefunden, bald wieder nach London zurückkehrte. Er war ſpäter in ſehr bedrängten Umſtänden, und ließ, da er das Deutſchſchreiben verlernt hatte, durch einen Freund zweimal an Cornelius um Unterſtützung ſchreiben, erhielt aber keine Antwort. Er ſtarb im Jahr 1839 nachdem er beinahe ein Jahr geiſteszerrüttet geweſen. Mutter und Tochter erinnern ſich mit Vergnügen eines gewiſſen Brüggemann (Burgemaſter nannten ſie ihn), der vor ungefähr zwölf Jahren ſie mit einem Arzt beſucht habe. Ich fand in der Stube vier von jenen Papierſchnitzereien, welche Cornelius als ſiebenjähriger Knabe gemachte hatte. Auch ein Porträt von Cornelius mit einigen Zeilen von Panny unterſchrieben, welcher es mit Grüßen von Cornelius überbracht hatte. Auch ein ſelbſtgemaltes Porträt des alten Coſſé im 83. Jahr, er iſt ein ſehr wohlausſehender Mann, und es überraſchte mich ſehr angenehm, viele Züge Deines Geſichts in dem ſeinigen wiederzufinden. Mutter und Tochter ernähren ſich von einer kleinen Penſion und Muſikunterricht. — Von Carl erhalte ich ſoeben einen Brief, aus welchem ich mit Vergnügen erſehe, daß es ihm und ſeinen Verwandten wohlgeht, daß er wirklich an den Rhein kommt, und bei der ſilbernen Hochzeit gegenwärtig ſein wird. Unſer hieſiger Aufenthalt geht jetzt raſch zu Ende; wir ſpielen ſchon Extra-Vorſtellungen; auf den Zetteln ſteht angekündigt: The last six nights of the German Opera. Wie ich höre, werden wir am 10. Juli die erſte Vorſtellung in Liver-

pool geben. Nach Dublin gehen wir auf keinen Fall, ebensowenig nach Amsterdam, wie vor einigen Tagen das Gerede war. Ich glaube jedenfalls, daß wir, selbst wenn es in Liverpool und Manchester gut geht, gegen Mitte, oder doch wenigstens Ende August wieder in unserm lieben Deutschland sind. In unserm lieben Deutschland! — Bei Euch! Welch eine süße Überzeugung liegt in diesem Worte. Ich kann Dir sagen, lieber Vater, es ist schön hier in London, es ist eine schöne, großartige Welt und ich habe sie gewiß in den angenehmsten Verhältnissen, in allen Beziehungen genossen, ich habe viel gelernt, manches erfahren, viel Vergnügen, unendliches Vergnügen gehabt und schöne, herrliche Tage in London und seinen unermeßlichen Schönheiten erlebt; aber ich wüßte doch nicht, was ich wohl für ein Gesicht machen würde, wenn mir jemand sagte: ich solle noch einmal solange dableiben; wenn ich bis jetzt das Heimweh nicht gehabt habe, oder doch nur wenig, dann würde es mich gewiß ganz grausam packen. Nein, nein, jetzt drängt es mich gewaltig nach Hause, und es war doch wohl nur Einbildung, wenn ich Dir schrieb, ich sehne mich nicht nach Hause, nach Euch. Je näher der Tag kommt, der mich auf dem Rhein nach Koblenz führt, desto höher, desto freudiger schlägt mir das Herz. Wie will ich Euch alle küssen und umarmen, und Euch alle mit staunender Freude ansehen, und fragen und erzählen, und dann wieder küssen! Gott, Gott, was wird das für ein Tag werden! Wilhelm kommt doch jedenfalls mit? Warum nicht auch die Mutter, daß ich nicht bis nach Mainz warten muß, um sie ans Herz zu drücken, an dies Herz, das stets an sie gedacht, und darum ebenso rein an die Brust der Mutter zurückkehrt als es sich von ihr losgerissen. Ja, lieber Vater, rein und unbefleckt kehre ich aus dem wilden Getümmel Londons zu Dir in Euren lieben Kreis zurück, und wenn ich auch vielleicht nicht alle die Hoffnungen, die Du stolz in mich gesetzt hast, erfülle, wenn ich nicht ganz das leisten kann, was Du von mir verlangst und zu fordern berechtigt bist, so kann ich Dir doch frei und ohne Furcht ins Gesicht schauen, wenn Du mich fragst, wie sich mein Herz gehalten. Ich bin nicht stolz darauf, ich rühme mich nicht, denn wie konnte ich den Gedanken ertragen, daß es nicht so wäre, aber ich freue mich, daß

ich es sagen kann und danke Gott, daß es so ist. Ihm sei Dank und Preis dafür, wie für alles, was er uns gegeben. — Ich flehe zu ihm, daß er Dich fortan noch lange, lange Jahre gesund wie bis jetzt auf der schönen Erde möge leben lassen, damit Du ganz den süßen Lohn, das Glück Deiner Kinder, das Du gesäet, und wofür Du alles freudig geopfert hast, ernten mögest. Lieber Vater, hier fühle ich ganz, wie groß meine Liebe und wie schwach meine Worte sind. Ich liebe Dich gar so sehr, und kann es doch nicht in gute Worte einkleiden. Dank, unaussprechliche Liebe, Ehrfurcht, Schmerz, daß ich Dir jemals eine bittre Stunde bereitet habe, durchströmen mein Herz und füllen mein Auge mit Tränen, daß ich laut weinen möchte, und die Sehnsucht preßt mich gewaltig und ich küsse und drücke Dich tausendmal an mein Herz und die Mutter, und ich soll Dir zu Deinem Geburtstag gratulieren, soll Dir schreiben, wie sehr ich Dich liebe, was ich Dir verspreche, stets gut und brav zu bleiben und Dir wünschen, daß Du noch lange, lange leben möchtest! Ach nein, nein! ich kann es nicht schreiben, ich kann nicht! Verzeih mir — ich verschiebe es nur, — dort am Rhein, wenn wir uns wiedersehen, wenn ich jubelnd in Deinen Armen liege, oder bei der silbernen Hochzeit, wenn wir uns alle umarmen und Du im Kreise glücklicher Kinder und liebender Freunde ein schöneres Fest feierst als das Deiner Geburt, dann will ich Aug' in Aug' zu sagen versuchen, was mir jetzt unmöglich ist. Bis dahin — lebe wohl!

Ich muß machen, daß mein Brief zu Ende kommt, sonst bekomme ich das Heimweh. — An Deinem Geburtstage war ich von Herrn Schumann zum Essen eingeladen, und wir haben auf Deine Gesundheit getrunken. Von Herrn Götz erhältst Du bald einen Brief. Wir alle sind wohl und es geht gut; besonders in der letzten Zeit gab es gute Einnahmen. Belmonte und Constanze ist durchgefallen. Die Zauberflöte haben wir nun schon vierzehnmal, den Freischütz dreizehnmal gegeben, und stets ist das Haus bei diesen Opern gut besetzt. Tichatschek ist ein herrlicher Tenorist, doch kann er sich hier nicht recht erholen. Er bekommt 28 Pfund für den Abend. Staudigl scheint der Liebling des englischen Publikums werden zu wollen oder ist es vielmehr schon.

Es vergeht kein Tag, wo er nicht in Konzerten rauſchenden Beifall einerntet. Die Königin hat die Zauberflöte beſucht, bis zu Ende aufmerkſam zugehört und zuletzt Herrn Schumann ihren hohen Beifall ausgedrückt. Prinz Albert hat ſelbſt mehrere Male applaudiert.

Bald, bald, lieber Vater, ſehen wir uns wieder. Küſſe und grüße alle, beſonders die Mutter, die gewiß bald einen Brief von mir bekommt, von Deinem Dich ewig liebenden Sohn

Peter.[1]

7. An ſeine Mutter.

Mancheſter, den 16. Juli 1841.

Liebe Mutter!

Ich muß doch endlich auch einmal an Dich ſchreiben, ſonſt denkſt Du, ich dächte gar nicht an Dich. Dies wird aber auch wohl der erſte und letzte Brief ſein, den ich an Dich ſchreibe, denn unſer Aufenthalt in England iſt nicht mehr von langer Dauer. Wir ſind am 9. dieſes Monats von London abgereiſt und an demſelben Tage über Birmingham in Mancheſter angekommen. Am 7., Mittwoch, ſpielten wir in London zum letzten Male, und das Publikum nahm auf die glänzendſte Weiſe von uns Abſchied; die Bühne war von Blumenkränzen und Sträußen wie überſäet und donnernder Beifall ertönte aus allen Teilen des gedrängt vollen Theaters. Ebenſo glänzend wie unſer Abſchied in London, war unſer Empfang in Mancheſter. Das Haus war ſehr voll und der Enthuſiasmus des Publikums iſt kaum zu beſchreiben. Unſre erſte Vorſtellung war der Freiſchütz; die zweite Fidelio, die dritte die Hochzeit des Figaro und die vierte, die auch ſeit der erſten wieder die beſuchteſte war, der Freiſchütz. Heute geben wir Robert den Teufel und am Samstag, als die letzte Vorſtellung, einen Akt vom Nachtlager und den zweiten von Fidelio. Am Sonntag Morgen reiſen wir auf der Eiſenbahn nach Liverpool. Ob wir von da aus nach Dublin, oder und wann wieder nach Hauſe gehen, iſt unbeſtimmt; vielleicht weiß es Herr Schumann ſelbſt noch nicht. An den Gerüchten, daß

[1] Unter dieſen Brief ſeines Sohnes ſchrieb der Vater die Worte: Laß ſie fließen die Tränen der Wonne, ſie erwecken unendliche Luſt.

wir viel Unglück gehabt haben, womit die Wiesbader triumphieren, wie Wilhelm sagt, ist allerdings etwas Wahres; denn unser Theater war in der letzten Zeit, da sich infolge der Auflösung des Parlaments und der neuen Wahlen der größte Teil der reichsten Familien, also auch die Hauptbesucher unsres Theaters, aus London zurückgezogen haben, sehr schlecht besucht. Dies war eine sehr harte Zeit für Herrn Schumann, der Gagen und Diäten zahlen sollte und kein Geld in der Kasse hatte, wo er dann das erbärmliche Räsonieren so vieler roher Gesellen anhören mußte, als die Gage einige Tage ausblieb. Die letzten Häuser waren gut und brachten alles wieder ins Geleis, so daß Herr Schumann die Gagen und Diäten bezahlen und die Reise nach Manchester bestreiten konnte. In den wenigen Tagen, die ich hier bin, habe ich auch die wenigen Merkwürdigkeiten gesehen, die hier zu sehen sind, und sehne mich, soll es denn nun doch einmal England sein, hundertmal nach dem schönen einzigen London mit seinen tausend Vorzügen und Schönheiten zurück. Manchester kam uns besonders in den ersten Tagen gar zu abscheulich vor; und noch jetzt können wir ihm nicht viel Schönes abgewinnen. Es ist eine sehr große Stadt und hat nahe 400000 Einwohner. Es wird von drei ekligen schlammigen Flüßchen, der Irwell, Medlock und Irk, und von einer Menge Kanälen durchschnitten, über welche eine große Anzahl kleiner Brücken führen. Es hat viele schöne Gebäude, besonders gotische Kirchen; aber wenig freundliche Straßen; lauter düstre, von schwarzrotem Backstein gebaute Häuser, und der Rauch, der aus der ungeheuren Anzahl der fürchterlichen Fabrikschornsteine emporsteigt, ist viel ärger wie in London, und umhüllt die ganze Stadt so, daß selten die Sonne durchdringt, so daß man sagt, es regne in Manchester neun Monate und schneie drei. Auch erzählte mir ein hier ansässiger Deutscher, daß gestern seit fünf Wochen der erste Tag gewesen sei, wo es nicht geregnet habe. So ist es hier im Sommer, wie mag es im Winter sein. Den einzigen schönen Mittwoch haben wir benutzt, um die hiesigen Merkwürdigkeiten, deren, wie ich schon oben sagte, nicht viele sind, zu sehen. Wir sahen mehrere schöne Kirchen, besonders die, wo die große Malibran[1]

[1] Maria Felicitas M., ber. Sängerin 1808—36.

zuletzt sang und dann das Christ-College, wo sie für eine kurze Zeit begraben lag. Dann sahen wir, was hier das merkwürdigste ist, eine große Zwirn- und Leinwandfabrik, worin außer der Dampfmaschine 1100 Menschen arbeiten, die Maschine hat 224 Pferdekräfte und setzt 1200 Webstühle auf einmal in Bewegung. Hier sahen wir die ganze Verfertigung der Leinwand, wie unten die gemeine Watte zurechtgemacht, und so stufenweise die Wolle, der Faden und zuletzt die Leinwand entsteht. Obgleich ich von allem wenig oder gar nichts verstand, so machte es mir doch ein großes Vergnügen, die Größe und Vollendung des menschlichen Geistes und seiner Erfindungen anzustaunen und zu bewundern. Übrigens ist in der Fabrik von dem ewigen Klappern und Schnurren der tausend und abermals tausend Räder und Fäden, von denen eins das andre in Bewegung setzt, ein solcher Spektakel, das einem Hören und Sehen vergeht. Unter andern amüsierte mich besonders ein großer Stuhl, an dem eine große Reihe von Wollenknäueln aufgesteckt war, von denen sich bei jedem Hin- und Herlaufen des Stuhls 2400 Fäden von selbst abspannen und aufwickelten. Du kannst Dir einen Begriff von der ungeheuren Ausdehnung dieses Geschäfts machen, wenn ich Dir sage, daß jede Minute, wo gearbeitet wird, ein ganzes Pfd. St. Gewinn einträgt. — Meine Hoffnung, in Manchester mit leichter Mühe etwas sparen zu können, ist zuschanden geworden, denn es ist hier alles teurer und schlechter wie in London — in London! Ach, die Stadt will mir gar nicht aus dem Kopf. Meine Zeit in London habe ich zu meinem Nutzen und Vergnügen zugebracht und habe alles bis auf sehr weniges angesehen. Windsor und die berühmte Eagle Tavern konnte ich leider nicht sehen, weil wir in der letzten Zeit alle Abende Theater hatten. Aber alles andre habe ich gesehen und die meisten Sachen zweimal. Noch am letzten Abend in London habe ich die Rachel[1] und die Taglioni[2] gesehen. Die Taglioni entsprach in meinen Augen dem ungeheuren Ruf, der ihr vorangeht. Sie ist eine große Tänzerin; keine Springerin. In jeder ihrer Bewegungen, sei es der Hand oder des Fußes oder

[1] Elisa R. 1820—58, berühmte französische Schauspielerin.

[2] Maria T. 1804—84, gefeierte Tänzerin.

des Körpers, entfaltet sie unendliche Grazie und Anmut, und wenn eine Tänzerin hinreißen kann, so ist sie es. Was Dlle Rachel betrifft, so tut es mir leid, daß ich von ihr das Gegenteil sagen muß: sie ist kleiner als ihr Ruf. Ich muß sagen, ich ahnte es vorher, daß es so sei, und doch schmerzte es mich, meine Ahnung in Erfüllung gegangen zu sehen: denn wie steht es mit der Kunst, der ich mich widmen will, wenn solche Leute groß genannt werden? Doch zu meinem Troste sind es ja auch nur die Franzosen, die modesüchtigen Franzosen, die sie so groß nennen, und es sind Racinesche und Corneillesche Tragödien, in denen sie glänzt. — Ich weiß, ich mag sehr unrecht haben, aber diese langweiligen Tragödien mit ihrem eintönigen abscheulichen Versmaß sind mir im höchsten Grade zuwider. — Ich würde Dich langweilen, liebe Mutter, wenn ich Dir hier alles auseinandersetzen wollte, warum mir die Rachel mißfällt, warum ich sie eine Komödiantin nenne: das will ich Euch mündlich erzählen, ich sage Dir nur, daß es so ist, und daß mir, wenn nun doch einmal die Kulissen zusammengerissen werden sollen, unsre deutschen Kulissenreißer, wie ein Kunst,[1] oder um eine weibliche zu nennen, eine Rettich,[2] weit lieber sind als diese Rachel. — Von allen fremden Künstlern, die ich hier kennen gelernt habe, ist mir die Grisi[3] und Lablache[4] am liebsten. Auch sie haben Mängel wo fände ein Kritiker wie ich nicht etwas auszusetzen, doch sind sie echte und herrliche Künstler, die mir viele und wahre Genüsse bereitet haben. —

Adieu, meine liebe, liebe Mutter, bald drücke ich Dich wirklich an meine Brust! Küsse den Vater, Suianne und Auguste und Wilhelm von

Deinem Dich ewig liebenden Sohn

P. Cornelius.

Seid ihr alle gesund? Ich bin es stets; doch sehe ich nicht ganz gut aus. Ich bin ungeheuer im Wachsen und immer hungrig, so

[1] Wilhelm K. 1799—1859.
[2] Julie R. 1809—65.
[3] Giulia Gr., Opernsängerin 1811—69.
[4] Luigi L., berühmter Bassist 1794—1858.

daß Kämmrer ſich oft nicht genug darüber erſtaunen kann, wie ich ſoviel eſſen kann.

Kämmrer hat mich gemalt, aber nicht gut getroffen, ſonſt würde ich Euch das Bild ſchicken, damit Ihr ſeht, wie ſehr ich mich verändert habe.

8. An ſeinen Bruder Carl.

Mainz, 29. November 1841.

Lieber Carl!

Obwohl ich außer Dir noch mehrere hungrige Korreſpondenten zu füttern habe, als da ſind: Eliſe auf der Quint, Freund Kämmrer in Düſſeldorf und ſonſt noch etliche in England, ſo mache ich doch, da ja auch ſchon die Rangordnung den Herrn Schulamtskandidaten oder wie Du Dich nennſt, über die andern ſetzt, bei Dir den Anfang. — Nachdem ich nun auf dieſe Weiſe Deinem Titel hinlänglich Recht widerfahren ließ, muß ich, um mich gleich von vornherein recht einzuſchmeicheln, Dir in einer andern Würde, nämlich als Ober-, Hof- und Silbernerhochzeitsdichter einige hingeworfene Schönheiten ſagen. Deine Blättchen kamen richtig am Morgen an, nachdem wir mit großem Gepränge eine haushohe Kaffeemaſchine und einen, dem väterlichen Auge äußerſt wohlgefälligen Schlafrock präſentiert hatten, und ich ſuchte mir mit geübtem Kennerblick ſogleich das Schönſte heraus. Und der Abend kam heran, nachdem uns nachmittags Herr Heſtermann und Krämers, ſehr liebenswürdige Leute, die Ehre geſchenkt hatten. Wir waren ganz unter uns; nur Dein alter Freund Götz war da. Auguſte und Suſanne fingen an mit: „Cornelius, Cornelia!“ Das gefiel ſehr. Aber als ich nun mit meiner ſonoren Stimme anhob und Dein Gedicht ſprach: „Wir heben hoch den Becher: Eure Söhne!“ da ſteigerten ſich Freude und Entzücken über die herrlichen Verſe mit jeder Zeile, und unter Jubelfreuden und Segenstränen wurde Dein Andenken gekrönt. Ich habe mir auch die letzte Zeile, in der Du für uns um Segen bitteſt und verſprichſt, „wir wollen Männer werden“, ſehr zu Herzen genommen, und habe die Zeit ſchon oft zu Wilhelm geſagt: „Lege nun auch kräftig Hand an und mache, daß Du ein

Mann wirst, wie Dein Bruder Carl und ich!" Elise konnte vor Schluchzen nicht zu sich selbst kommen, und es war ihr unmöglich, das von ihr ausgewählte Gedicht: „Die Blume des Feldes" zu lesen. Wilhelm übernahm es und schloß dann mit „Den letzten Spruch, den schlimmsten nicht!" Ich sage Dir, Du hast das 3. Oktober-Fest zu einem unvergeßlichen gemacht. Herr Hestermann hatte die Sachen schon mittags gelesen, und sehr wohlgefällig mit dem Kopf genickt. Der Vater sagte: „Uhland hätte es nicht besser machen können!" Auch ich würde gern hierin einstimmen, müßte ich nicht befürchten, daß allzuviel Lob einen jungen Dichter allzuleicht mit einem übermäßigen Selbstgefühl füllen möchte, das ihn leicht vom rechten Weg abwendig machen könnte. Begnüge Dich daher mit einem wohlgefälligen Lächeln und suche auch in der Folge durch würdiges Fortstreben meinen Beifall zu erringen. Carl: beiseite Alter Schwadroneur!

„Jetzt komme ich", sagt der Hanswurst! Aufgepaßt, jetzt wird's interessant! — Auf meiner edlen Laufbahn als dramatischer Künstler bin ich bis jetzt noch nicht weit vorgedrungen; auch kann ich weiter wenig Rühmliches von mir sagen, als daß ich erst ein einziges Mal ausgelacht worden bin, und zwar in dem Dir als ein Erzeugnis Kotzebues wahrscheinlich unbekannten Ritterschmarren Bayard in der Rolle des Volteggio bei den Worten: „Laß mich, der Gewalt zu heucheln, habe ich nicht gelernt!" Du bist ein Laie in der Kunst und weißt vielleicht nicht, daß das Lampenfieber und noch mehr das Auslachen eine kitzliche Sache ist. Aber ich tröste mich mit dem Ausspruch eines gewissen Falken oder Hartmann, welcher jedesmal, wenn er ausgelacht wurde, sich mit den Worten seines Lehrers und Erziehers tröstete, welche hießen: „Ein guter Schauspieler muß wenigstens hundertmal ausgelacht werden, ehe er was Rechtes wird." Der gute Vater hat mir jetzt einem Hauptmangel abgeholfen, indem er mir eine schöne Wattage machen ließ und ich erwarte nur die nächste gute Gelegenheit, um mich wenigstens durch ein Paar schöne Beene auszuzeichnen. — Das Schauspielweien und mein bis jetzt noch ziemlich schlechtes Fortkommen darin macht mir wenig Kummer: Aller Anfang ist schwer. Ich habe aber ein ziemliches Vertrauen in mich, daß ich in einigen Jahren bei ausgebildetem

Körper und Organ etwas leisten werde: Jetzt mache ich die Vorschule durch, lasse mich auslachen, aber lerne doch dabei oder ich verlerne vielmehr das besagte Lampenfieber! und das ist viel. Die Musik ist die Hauptsache für jetzt, und mein Streben richtet sich ganz nur dahin, in ihr tüchtig zu werden. — In der Komposition erhalte ich seit kurzem Unterricht bei Herrn Esser,[1] dem Direktor der Liedertafel, und ich hoffe, ich werde Fortschritte machen. Seit einiger Zeit war die Rede davon, daß der Herr Schumann die Direktion des Frankfurter Theaters erhalten solle. Ich hoffte für ihn, und fürchtete für mich, denn dann wäre es mit Paris und London nichts gewesen. Seit gestern aber ist es entschieden, daß es mit Frankfurt nichts ist, und daß wir ganz gewiß gegen Ende März nach Paris und dann nach London gehen werden. Ich juble schon bei dem Gedanken. — Seit einem Monat ungefähr hat Ganz mich an die erste Violine gesetzt und ich mache mehr Fortschritte als sonst.

Deinen Rat, nur immer gute Sachen zu lesen, befolge ich streng. Ich habe mir von Hestermanns den englischen Shakespeare und die Schlegel-Tieksche Übersetzung dazu geliehen, und habe bis jetzt mit großer Aufmerksamkeit den Sturm, ein herrliches, mir zuvor noch fast ganz unbekanntes Stück, den Kaufmann von Venedig, den Heiligen Dreikönigsabend gelesen, und habe jetzt mit König Johann die geschichtlichen Dramen angefangen. Es ist ein sehr großer Genuß, das Original und die herrliche Übersetzung vergleichen zu können. Meine deutsche Lektüre ist Jean Paul mit seinen herrlichen Dichtungen. Was sagst Du dazu? — Ich habe in letzter Zeit schon mehrere Abende bei Hestermanns zugebracht, wohin ich eingeladen bin, so oft ich will. Bei meinem vorletzten Besuch las Herr Hestermann einen Akt der Electra und die Lebensbeschreibung des Sophokles von Stolberg vor, welche äußerst interessant ist. Welch eine herrliche Zeit war die Blüte des damaligen Athens! Welch ein Publikum für einen Dichter! In der Tragödie selbst ist eine uns zwar etwas ungewohnte, nicht leicht faßliche Sprache, aber sie ist äußerst schön und kräftig und poetisch. — Heute Morgen war ich wieder bei

[1] Heinrich E., Komponist und Dirigent, zuletzt an der Hofoper in Wien 1818—72.

meinem Lehrer Eſſer. Der Unterricht fängt an ſehr intereſſant zu werden. Ich lerne jetzt den Baß und die übrigen Stimmen zu einer gegebenen Oberſtimme zu ſchreiben. Auch hat er mir zum Muſter ein Mozartſches Streichquartett in Partitur mitgegeben, wonach ich eins komponieren ſoll, damit ich mich ein wenig an die Formen gewöhne, die ich in meiner Silberhochzeitskompoſition, die ich ihm zum Durchſehen gegeben hatte, allzuſehr vernachläſſigt hatte. — —

Dein Bruder

Peter Cornelius.

9. An ſeine Schweſter Eliſe.

Mainz, Mittwoch, 15. Dezember 1841.]

Um allen Bitterkeiten, oder doch wenigſtens zarten Klagen über meine Faulheit und dergleichen, die ſich unwillkürlich oder willkürlich in Deine Gratulation auf den 24. Dezember einſchleichen könnten, vorzubeugen, ergreife ich flugs die Feder, um vielleicht gerade noch vor Torſchluß zurecht zu kommen und Deinen edlen Grimm zu beſänftigen. Willſt Du eine Entſchuldigung für mein langes Schweigen, ſo ſuche ich die triftigſte hervor und ſage: Keine Zeit, Überhäufung von Geſchäften; und magſt Du über dieſe Wichtigtuerei lachen oder nicht; aber ich verſichere Dich, es iſt nicht ganz ohne. — Wir haben alle Tage Theater und ich bin immer beſchäftigt: Du weißt es ja, entweder auf oder vor der Bühne; meiſtens auch morgens in den Proben. Um für meine wiſſenſchaftliche Bildung ein wenig zu ſorgen, ſtehe ich morgens um ſechs Uhr auf und leſe den Shakeſpeare engliſch und deutſch. Doch auch ſelbſt daran konnte ich in den letzten drei Wochen nicht denken, da ich durch meine Lektion bei Herrn Eſſer ſehr in Anſpruch genommen bin. Nachdem ich nämlich die erſten Anfangsgründe, die Du ja ſelbſt kennſt, noch einmal tüchtig bei ihm durchgenommen und beſonders praktiſch geübt habe, muß ich, um den vierſtimmigen Satz gründlich zu lernen, zu einer gegebenen Oberſtimme die übrigen drei Stimmen richtig und folgerecht hinzuſetzen; das koſtet

mich viel Mühe und nimmt mir die Morgenstunden von 6—8 Uhr weg. Auch muß ich komponieren und das nimmt mir noch viel mehr Zeit weg. Ich habe in letzter Zeit wieder den Anfang eines Quartetts nach Mozartischem Muster komponiert.[1] Herr Esser ist ein äußerst geschickter und gelehrter Mann und das Lernen bei ihm ist eine wahre Freude, da ich von Lektion zu Lektion die sichtbaren Fortschritte sehe, die ich bei ihm mache. Aber auch jedesmal als ich von ihm gehe, ist mir das Herz voll und schwer, wie ich das alles lernen soll. Nun will ich aber doch auch im Klavierspielen Fortschritte machen und auch im Partiturlesen und -spielen nach Herrn Essers Rate mich üben; dies nimmt den übrigen Morgen, und wenn ich Proben habe, den ganzen Nachmittag weg. Auch vermehrt das noch die Zeit meines Klavierstudiums, daß ich nach dem ernsten Studieren mich auf die gefälligen Seiten des Klavierspiels verlege, nämlich Walzer, Mazurken, Galopps usw. auswendig lerne, um mein Talent auch im geselligen Kreise auf eine leichtverdauliche Art und nicht durch unverständliches Phantasieren in Anwendung bringen zu können. Komm ich einmal zu Dir, so sollst Du ein paar Walzer hören, daß Du tanzen mußt, ob Du willst oder nicht. Aber auch Bachsche Fugen werde ich Dir dann vorspielen, daß Du sterben möchtest vor Langweile. — Sieh, so bin ich beschäftigt. Will ich Dir einmal schreiben, und es soll ein inhaltvoller, unterhaltender Brief werden, so muß ich notwendigerweise, besonders jetzt in dieser Advent- und kürzesten Tagzeit, einen ganzen Nachmittag aufopfern, und das ist viel. Aber es ist nicht genug, ich muß auch Laune zum Schreiben haben, wie heute; aber das kommt selten. — — Morgen, liebe Elise, ist ein bedeutender Tag oder vielmehr Abend für mich, da ich zum erstenmal in einer obwohl kleinen aber schönen und bedeutenden Rolle auf dem Theater stehe. Die berühmte Bauer[2] von Dresden ist nämlich hier; hat dreimal gastiert, als Donna Diana, in der „Schule des Lebens“ und mit dem Vater in „Tempora mutantur“. Diese gibt nun die Jungfrau von Orleans zu ihrem Benefiz und ich habe darin durch die Verwendung vom Vater die Rolle des Raoul bekommen, der

[1] Hat sich nicht erhalten.
[2] Karoline B. 1807—78.

die Erzählung von Johannas erster Waffentat zu machen hat: „Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht“ und „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen“ usw. Eine Rolle, zu der ich freilich ein wenig zu jung bin, was aber das Publikum übersehen wird, wenn ich sie gut spreche; was ich mit Gott zu tun hoffe. Was mein Aussehen betrifft, brauchst Du diesmal nichts mehr zu fürchten, da ich eine treffliche Bein- und Brustwattage habe, und auch schon einmal in der „Schule des Lebens“ ganz gut ausgesehen habe. Das übrige hängt also nur von mir, oder von meinem guten Stern ab. Heute in der Probe ging es gut, und ich hoffe morgen auch. — Der Vater gastiert hier, da man ihm in Wiesbaden seine billige Forderung noch verkleinern wollte. Er hat in „Tempora“ gespielt und wird übermorgen im „Fabrikanten“ auftreten. Als Benefiz will er „Die Schule der Reichen“ von Gutzkow geben; bekommt er diese nicht: den „Richter von Zalamea“ von Immermann. — Vor einiger Zeit hat mir der alte Duckmäuser, der Professor Ehlers, eine Lektion aufhängen wollen, die ich aber schlechterdings nicht annehmen konnte. Ich sollte der Fräulein Heigl, einer mit ihrem Vater hier befindlichen jungen Sängerin, 16 Stunden geben zu 2 fl., sage zwei Gulden, also die Stunde, oder vielmehr, wie ich sie der Meyer zu geben pflege, jedesmal zwei Stunden für zirka 7 kr., sage sieben Kreuzer! Konnte ich das? Deine Antwort weiß ich, ehe Du sie aussprichst.

Donnerstag morgen.

Auf meinen Lorbeeren habe ich geruht heute Nacht; es ist gut gegangen gestern Abend; der Vater war im Theater und war zufrieden. Ich hatte übrigens trotzdem, daß das Haus zum Entsetzen leer war, sehr viel Angst, und als die Rede geendet war, wußte ich kaum, wie ich dies oder das gesagt, und man hätte mir ganz gut sagen können, ich hätte dies oder das ausgelassen, oder falsch oder versprochen, ich hätte es gern geglaubt. Doch es ist Gott sei Dank gut gegangen; obgleich ich wohl abends nicht so gut mag gesprochen haben als in den vorherigen Proben! Ich bin jetzt neugierig, ob ich vielleicht auf diese Rolle ein paar andre schöne, mir

angemeſſene wenigſtens zugeteilt bekomme. Ich hatte geſtern gelbe Ritterſtiefel mit Sporen an, einen ſchwarzen Rock mit goldnen Treſſen und einen Harniſch darunter, ein Schwert zur Seite und einen bebuſchten Helm in der Hand.

Was unſre Reiſe nach Paris betrifft, ſo höre ich geſtern, daß zwei Geſellſchaften auf einmal nach Paris und London gehen ſollen, und zwar von Herrn Schumann ſelbſt. Nach Paris muß ich und wenn ich die Welt an allen vier Ecken anzünden müßte. Adieu, liebe Eliſe, auf baldiges Wiederſchreiben

Dein Peter.

10. An ſeine Schweſter Eliſe.

[Wiesbaden, 28. Dezember 1841.]

Einer gewiſſen kleinen Lieſe folgende Zeilen:

Schon heute, Mittwoch den 28. Dezember, ſetze ich mich hin, dispenſiere mich von allen Übungen, um meine Neujahrswünſche in die verſchiedenen Weltteile hinauszuſenden. Bei Dir mache ich den Anfang, meine gute, ja ſelbſt beinahe teure Lieſe, wenn ich Dir alles das wirklich zu Weihnachten gekauft hätte, was ich ſo bei frommen Wünſchen bewenden laſſe. — Was ich in dieſem Jahre für Fortſchritte gemacht habe, kannſt Du aus der Vergleichung des letzten Neujahrsbriefes mit dieſem erſehen; da ich in jenem noch genötigt war, meinen unmündigen Geiſt durch Jean Paul vertreten zu laſſen, während ich mich jetzt doch zu einer ſo paſſabeln Geiſteshöhe hinaufgeſchwungen, um Dir aus eignen Kräften einige tröſtende und erhebende Worte zukommen zu laſſen. — — —

Soeben habe ich mir von Herrn Rummel die D dur-Symphonie von Beethoven geholt, die erſte, die ich ſtudiere, und wenn ich dieſen Brief nicht ſchon angefangen hätte, würde ſchwerlich was daraus werden. Ich habe nämlich das wohltemperierte Klavier von Bach hinter mir, und ſtudiere nun nichts als Beethovenſche Sonaten und Symphonien, wie ich ſie mir verſchaffen kann. Denke Dir das weite Feld, was vor mir liegt: Beethoven kennen zu lernen, ihn, deſſen Schönheit und Hoheit ich bis jetzt nur aus kleineren Werken

ahnen konnte (freilich iſt er ganz im Kleinen wie im Großen), jetzt nach und nach immer mehr zu begreifen, und mir deſſen bewußt zu ſein! Habe ich einmal den Beethoven inne, ſo gehe ich, während ich die Bachſchen Fugen, die man nie genug ſtudieren kann, mir immer mehr zu eigen mache, an die Werke Mendelsſohns ſo gut als möglich und dann an die achtſtimmigen Motetten von Bach und an die übrigen Alten. Das übrige findet ſich. Es iſt wirklich ein angenehmer Gedanke, ein wahrer Abſchnitt im Leben, ſo ein Werk hinter ſich zu haben, wie die 48 Fugen. Was um dieſelbe Zeit vor einem Jahr, wo ich mir ſie zu Weihnachten zum Geſchenk machte, noch wie ein unverſtändliches rieſenhaftes Chaos vor mir lag und mich mit ſeinen tauſend und abermals tauſend Noten ſo ſchwarz anſtarrte, daß mich eine Sehnſucht ergriff, es auf einmal zu faſſen und in mir aufzunehmen, das liegt jetzt Blatt für Blatt entziffert und lächelnd vor mir, als wollte es ſagen: „Siehe, da bin ich, jetzt kennſt du mich!“ — Dieſe faſt zu große Selbſtzufriedenheit darf Dich nicht irre machen, ſie muß mich für das harte Urteil Herrn Eſſers entſchädigen, dem meine letzten Sachen nicht gefielen. Es wäre kein rechter Schwung drin. Auch die Stimmen noch nicht fließend genug und manche abſcheuliche Harmonien drin. Ich hätte ſchon beſſere Sachen gemacht. — Siehſt Du, das iſt dumm! Das ſähe aus, wie ein Rückſchritt. Doch mein Leichtſinn tröſtet mich damit, daß ich doch im ganzen dieſes Jahr einen Schritt weiter getan: daß ich doch in einem vierſtimmigen Satz die gröbſten Fehler vermeiden kann, was freilich noch verdammt wenig iſt in meinem Alter. Herrn Eſſers Tadel war wirklich zur rechten Zeit ein bißchen demütigend für mich; denn ich maß die vergangenen Tage dieſes Jahres wirklich mit einer ziemlich frevelhaften Eitelkeit, und es iſt nie gut, wenn der Menſch auch nur einen Augenblick denkt: „Das iſt gut!“ Übrigens ſchlägt mich Herrn Eſſers Tadel nicht nieder, und das iſt wieder gut: er iſt ein Brummbär, er will immer Originelles; aber ich fürchte gerade, daß dieſes zu frühe Streben nach Originalität nicht gut iſt, und eben der größte Fehler der neuern Komponiſten. Freilich iſt es am beſten, wenn die Kompoſitionen unwillkürlich originell ſind. Doch genug hiervon. — — —

Die Mutter ist stets die herrliche Frau, wie sie immer war. Die lebt so recht still weg, und man weiß nicht, was man an ihr hat. Da kommt her ihr lieben Damen Genlis, Stael, Pichler, Brachmann und endlich du großer Doppelhahn: Ida Hahn-Hahn, und wie die verrückten Prinzessen der Blaustrumpfliteratur alle heißen mögen, kommt her und lernt, was ihr euer ganzes Leben lang nicht begreifen könnt: die Kunst, heiter zu sein. Jean Paul lehrt diese Kunst: das hat die Mutter nicht gelesen, aber sie übt es eben aus. Sie geht selten in die Kirche, aber sie dient ihrem Gott: durch Heiterkeit. Mache das auch so, liebe Liese!

Dein Peter.

11. An seinen Bruder Carl.

Wiesbaden, den 26. Juli 1842.

— — — — Du hast nicht Unrecht, lieber Carl, wenn Du sagst, „ein ordentlicher Musiker müsse Lieder und dergleichen nur so nebenbei als Bagatelle setzen; aber in etwas Großes alle Kräfte legen." Bin ich denn aber auch schon ein ordentlicher Musiker? Noch lange nicht! Und da ich zu etwas Großem weder Kenntnisse, noch Kräfte genug habe, so muß ich doch zuerst mein kleines Talent an kleineren Sachen üben. Übrigens darfst Du die Liederkomposition ja nicht so beiseite setzen, der Mensch muß das ergreifen, wozu er am meisten befähigt ist, und Franz Schubert, der neben Mozart und Beethoven stets mit Achtung und Liebe genannt werden wird, hat fast nichts als Lieder komponiert, und wird noch lange (wie viele kennen ihn jetzt nur dem Namen nach) gesungen und empfunden werden, wenn andere, die wohl nach dem Großen gestrebt, es aber nicht erreicht haben, längst verschollen sind. Glaube aber deswegen nicht, daß ich, wenn mein Talent sich wirklich bewährt und stärkt, Liederkomponist werden will; denn ich glaube, daß ich eher in der Instrumentalkomposition etwas leisten werde; doch dazu, und überhaupt zu etwas Größerem muß ich noch mehr Theorie lernen, besonders den Kontrapunkt, den künstlichen Satz; mit dem Reinen bin ich schon so ziemlich im reinen. Bis jetzt schreibe ich vierstimmige Sachen für Frauen- und Männerstimmen, um den vier-

ſtimmigen Satz recht los zu kriegen. Ich gehe wöchentlich einmal hinüber zu Herrn Eſſer und bringe ihm meine Kompoſition. Sein Urteil und ſeine Verbeſſerungen ſind immer äußerſt belehrend und verſtändig und ich gehe nie von ihm ohne etwas gelernt zu haben. Nächſtens fange ich den Kontrapunkt bei ihm an und hoffe, dann recht ſchnell voran zu kommen. Auf ſeinen Rat übe ich mich jetzt auch mehrere Stunden des Tags im Partiturſpielen. Den Bach (das wohltemperierte Klavier) habe ich bis beinah zur Hälfte durch. Die Violine übe ich zwei Stunden. — Was mein Leſen betrifft, ſo habe ich bis jetzt wenigſtens Deinen Rat befolgt, und nichts Schlechtes geleſen. Auf der Quint habe ich mich ziemlich in den Goethe hineingeleſen: „Dichtung und Wahrheit“, „Wilhelm Meiſter“, ſeine kleineren Sachen „Triumph der Empfindſamkeit“, „Die Vögel“ uſw., dann „Iphigenie“ und „Eugenie“. Den „Taſſo“ habe ich auswendig gelernt. Seit ich wieder hier bin, leſe ich fleißig Shakeſpeare. Die geſchichtlichen Werke, von denen Du mir ſchreibſt, werde ich mir zu verſchaffen wiſſen. Über Dehns theoretiſches Werk habe ich Herrn Eſſer gefragt; dieſer ſagt, er kenne das Werk nicht, aber den Verfaſſer, welcher ein ſehr geſchickter Menſch ſei; er habe ihm künſtliche Sachen gezeigt, die man nur durch das Sehen begreifen könne. Übrigens brauche ich das Werk jetzt noch nicht, da ich ja bei Herrn Eſſer einen viel beſſeren praktiſchen Unterricht genieße. — — — — —

Peter.

12. An ſeinen Bruder Carl.

Wiesbaden, den 3. Februar 1843.

Lieber Junge!

Ich bin ſehr gerührt, indem ich Dir dies ſchreibe, denn da ich eben die Feder eintauche, um Dir einmal mit recht bittrer Ironie und mit kaltem Ernſt mein diskontentiertes Gemüt, mein menſchenverachtendes, empörtes Herz auszuſchütten, kommt Suſanne herein und ſagt: Peter, weißt Du was wir heut' eſſen? — Karthäuſer-Klöß und Kirſchen! — O du gutes, herrliches Gemüt! Bewahre Dir ſtets dieſe fromme, kindliche Einfalt! So iſt denn doch noch

nicht alles verloren auf dieser bösen Welt! So gibt es doch noch Gemüter, die die Kraft haben, mit einem festen Willen das Gute zu wirken! — Karthäuser-Klöß und Kirschen! — Und doch wird mir diese Rührung gleich wieder verbittert, wenn ich an die Lästerer denke, welch die unberechenbaren Wohltaten nicht anerkennen wollen, die durch die alten Klöster, wie z. B. durch diesen Karthäuserorden über uns verbreitet wurden. O ihr Gottlosen! Nicht einmal den Rest sollt ihr heute haben, wenn es auch sonst wohl heißt: „die Gottlosen kriegen den Rest!" Nein, dafür will ich schon sorgen.

— Ich habe dem Vater während seiner Krankheit den Münchhausen von Immermann vorgeleien, der ihm und mir sehr viel Vergnügen machte. Die Epigonen las ich für mich allein aus, weil sie dem Vater zu sehr eine Nachahmung von Wilhelm Meister schienen und er auch lieber etwas Erheiterndes haben wollte, was wir denn auch im Münchhausen reichlich fanden. Wirklich habe ich nach diesen beiden Romanen vor dem Immermann recht viel Achtung. Außerdem, daß er sich bei Raupach und andern im Münchhausen so breit macht, gefällt mir alles sehr wohl daran. Er erzählt so fließend und ohne Schwulst, seine komischen Szenen sind ungezwungen, er spricht unbefangen seine Meinung über alles aus, ohne deswegen dem Urteil oder Gefühl des Lesers vorgreifen zu wollen, und auch ohne jene Heftigkeit, ohne jenes gereizte Wesen, womit andere, z. B. jener Kallotist Hoffmann, ihr Recht behaupten. Kurz, ich nenne ihn einen angenehmen Dichter. Wie anziehend sind die Sitten Westfalens geschildert. Der Oberschulze ist ein großartiger Charakter, und die Liebesgeschichte Oswalds und Lisbeths hat einen lieblichen Zauber, der ein innig poetisches Gemüt verrät. Innig hat es mich gefreut, daß er den Kerner so herrlich heruntergemacht hat in dem Buch: Poltergeister in und um Weinsberg. Denn das Treiben dieses Menschen scheint wirklich erbärmlich und lächerlich, und wenn man dieser Geschichte Glauben beimessen darf, was doch wohl zu vermuten ist, sogar nicht würdig. Denke Dir, ich fühlte mich nach einzelnen Gedichten zu ihm hingezogen, nehme seinen Band Dichtungen in die Hand, und finde da ein ganz mattes

Gewäſch, Altweibergeheul, und eine ausgebrannte, erbärmliche Phantaſie in der „Schattenreiſe“. Ei Du armſeliger Kerl Du! Und den nennt Guſtav Schwab einen echten Dichter! Nein, da lobe ich mir denn doch noch den Heine, wenn ich mir einmal einen honorigen Weltenſchmerz will vorplärren laſſen; denn der hat doch Talent, und mag man ſagen, was man will, Poeſie. Man kann doch wenigſtens ſagen: Schade, daß der Menſch ſo krank und elend iſt, er könnte was leiſten, wenn er geſund wäre; aber Kerner hat kein Talent, er findet nur hier und da ein Perlchen. —

Der Kerner hat mir ſo viel Platz weggenommen, daß ich nur ſehr wenig von meinem Liebling, dem Platen, mit Dir ſprechen kann, deſſen ſämtliche Werke ich jetzt geleſen, und ich kann einigermaßen ſagen, ſtudiert habe. Das iſt ein Mann, lieber Carl, den ich ſehr verehre und liebe, und deſſen Werke in einem Bande zu 4 Taler ich mir jedenfalls anſchaffe, ſobald ich kann. Er iſt mir von unſern neueren Dichtern jedenfalls der liebſte, und was er in ſeiner herrlichen Parabaſe des zweiten Aktes der „verhängnisvollen Gabel“ von einem wahren Dichter ſagt, glaube ich mit vollem Recht auf ihn anwenden zu können. Sein tiefes, inniges Gefühl ſchwimmt freilich nicht oben herum, wie das Fett auf der Suppe, und er heult nicht wie Heine, hat auch keinen Weltenſchmerz wie dieſer; das kommt aber daher, weil er ein kräftiger, ſelbſtändiger Geiſt, ein kerngeſundes Gemüt iſt, der uns zu ſich hinaufhebt, nicht in den Kot herabziehen will, wie der gute Heine. Er zeigt uns — wie Goethe ſagt, daß der Dichter ſoll — das Leben in der Vogelperſpektive, um uns zu erheitern; ſeine Wahrheit begeiſtert und erhebt uns; ſein Schmerz, ſeine Wehmut ſind gerecht, und ergreifen uns, aber ſie machen nicht zerknirſcht. Er lebt und kämpft für das Gute, wie es dem wahren Manne ziemt, und vernichtet ohne Erbarmen den Romantiker Immermann und ſeine Sippſchaft im „romantiſchen Ödipus“, ſeinem Meiſterwerke. Freilich iſt es ſchade, daß gerade ſeinen beſten Werken dieſe heftige Polemik zugrunde liegt, und ſie für die Nachwelt kein rein poetiſches Intereſſe haben; aber konnte er denn anders? Mußte er denn nicht erſt das Schlechte als ſchlecht darſtellen, um dem Beſſeren Bahn zu brechen. Leider hat ihm ſein früher Tod nicht Zeit gelaſſen, größere dramatiſche

Werke zu liefern; in ſeinen Abaiſiden, die ein rein poetiſches Erzeugnis ſind, zeigt er uns, was er uns in ſpäteren Zeiten würde geleiſtet haben. — Ich bin froh, ihn zu kennen, und habe mir, da ich das Vollendete ſeiner Kunſt beſonders in der Form rühmen hörte, Mühe gegeben, ihn auch in dieſer Hinſicht würdigen zu lernen. Ich habe mich über Versmaß etwas unterrichtet und mehrere ſeiner herrlichen Oden und Hymnen danach zergliedert und gefunden, wie frei und leicht er ſich in den ſchwierigſten Formen bewegt; es hat mir Freude gemacht, dieſe Gedichte im Bewußtſein des mannigfachen Silbenmaßes herzuſagen, und zum erſtenmal die herrliche Kraft ſolcher Oden zu bewundern. —

Ich ſtudiere eben Sonaten, Quartette und Symphonicpartituren von Beethoven, um denſelben recht gründlich kennen zu lernen. — Die Fugen von Bach habe ich ſchon lange durch und lerne jetzt die ſchönſten auswendig. Ich komponiere eben wieder zwei Streichquartette in Cdur und Ddur,[1] eines iſt ſchon lange fertig, ich ſchreibe es aber noch nicht auf, um, wie Herr Eſſer ſagt, das Ganze erſt im Kopf mehr auszuarbeiten, womit es mir noch nicht recht gelingen will. Wenn ich die Sachen fertig habe, ſo ſchreibe ich Dir Herrn Eſſers Urteil darüber. Dasjenige, was ich während deinem Hierſein ausarbeitete, hat er nun recht ſorgfältig durchgeſehen und mit mir durchgegangen; daß es ihm nicht gefallen hat, geniert mich nicht, mir iſt es ſchon genug, wenn er hier und da etwas lobt und es nicht ganz verwirft; hauptſächlich aber, daß er ſich die Mühe gibt, es aufmerkſam mit mir durchzugehen. Ich hoffe, daß die nächſten ſchon etwas beſſer ſein werden. Die Ballade „Graf Eberſtein" von Uhland, die ich neulich komponiert habe,[2] würde Dir vielleicht mehr gefallen, als die Arie, die Dir Eliſe vorgeſungen hat, für deren dramatiſche Behandlung ich aber inſoweit eine Entſchuldigung finde, daß der Text ja wirklich aus einer Goetheſchen Oper genommen iſt. — —

Dein Peter.

[1] Erhalten, mit dem Datum: Herbſt 1842.
[2] Hat ſich nicht erhalten.

13. An ſeinen Bruder Carl.

Mainz, den 10. März 1843.

Lieber Carl!

— — Der Vater hat nach ſeiner Krankheit dem Hofmarſchall einen Beſuch gemacht, und auch von mir mit ihm geſprochen: und da hat es ſich denn gemacht, daß ich in aller Eile Herzoglich Naſſauiſcher Hofſchauſpieler geworden bin. Mein Engagegment fängt nach den Ferien, alſo wahrſcheinlich Mitte Mai an, und ich bekomme 25 Gulden monatlich. Ich werde Nebenrollen aller Art ſpielen, und hier und da dritte Liebhaber und Naturburſchen. Nun bekomme ich gleich ein neues Klavier, welches auch für Suſanne und Auguſte von großem Nutzen iſt. Du mußt vom Vater ſelbſt hören, wie er in die Zukunft baut, und wie er mich in fünf Jahren als einen gemachten Mann ſieht, und wie er ſagt, daß ich mir in der erſten Zeit gleich ſo viel ſparen könnte, um zwei Jahre in Wien privatiſieren zu können, von wegen der Muſik. Jedenfalls bin ich froh, daß es einmal losgeht. Siehe, lieber Carl, ich fühle Beruf in mir, aufs Theater zu gehen. Ich glaube, daß ich Talent habe, und auch der Vater glaubt es. Alſo tüchtig daran! Die Muſik laſſe ich nicht liegen; dafür ſei nicht bang. Wenn mir das bißchen Erfindungstalent nicht ausgeht, ſo kann ich bei anhaltendem Fleiß, und den verſpreche ich Dir, Schönes leiſten, auch ohne darauf allein beſchränkt zu ſein. Und dann kann ich auch dem zunftmäßigen Treiben der Muſiker recht ruhig zuſehen. Die Muſik ſoll mir dann mein Leben recht heiligen und verſchönern. Zeit bleibt mir genug, wenn ich ſie benutzen lerne. Den Vorteil habe ich auch, daß meine Kunſt nicht nach Brot geht, und daß ich nie, um zu verdienen, den unermeßlichen Schwall von mittelmäßigen und ſchlechten Sachen vermehren werde; ich werde nie etwas veröffentlichen, wenn ich mir nicht ſelbſt bewußt bin, daß es wenigſtens das Streben nach Vollkommenheit in ſich trägt. — Der Schauſpieler lernt ja doch meiſtens durch die Ausübung ſelbſt, zuviel ſtudieren taugt da gar nicht. So bleibt mir viel, viel Zeit zur Muſik, und ich will mich ihrem Studium recht ernſthaft hingeben. Ich war heute bei Herrn Eſſer, der ſeine neueſte Oper Riquiqui

neulich mit vielem Beifall in Frankfurt aufgeführt hat, und bat ihn, er ſolle mich doch jetzt im Kontrapunkt vornehmen, er ſagte aber, ich ſolle erſt noch tüchtig vierſtimmig ſchreiben. So will ich mich jetzt recht fleißig daran halten. Vor einiger Zeit habe ich die Frühlingslieder von Uhland für Männergeſang komponiert[1] und von einigen Bekannten ſingen laſſen. Das leichteſte gefiel ihnen, weil ſie es vom Blatt ſingen konnten. Die andern gehen noch nicht; ich will ſie dem Vater vorſingen laſſen. Für diesmal, lieber Carl, iſt die gute Nachricht meines Engagements das beſte Geburtsgeſchenk, das ich Dir machen kann. Dazu nimm meinen herzlichen Glückwunſch. Deine wirkliche Anſtellung wird ja wohl nicht mehr lange ausbleiben. Dann ſind wir alle drei gehaltvolle Kerls, und jeder kann ſeine Schweſter zu ſich nehmen. Ich ſchreibe Dir bald mehr. Bis dahin

Dein Peter,
Herzoglich Naſſauiſcher Hofſchauſpieler.

C. A. Cornelius an Peter v. Cornelius in Berlin.[2]

Wiesbaden, den 16. Oktober 1843.

Unſre Familie, lieber Onkel, iſt von einem harten, von dem härteſten Schlage getroffen worden. Unſer guter Vater iſt uns entriſſen worden. Näheres werden Sie von Onkel Brüggemann erfahren. Er iſt zu früh hinübergegangen, zu früh für ſich, denn er hatte für unzählige Entbehrungen und Leiden auf Freuden im ſpäten Alter zu rechnen, zu früh für uns, von denen ein Teil noch gar ſehr des Beſchützers und Sorgers bedarf.

Sie als unſer nächſter Verwandter ſind berechtigt, genau zu erfahren, wie es mit den Hinterbliebenen werden ſoll. Und wenn ich mich an die

[1] Erhalten iſt: „O ſanfter, ſüßer Hauch".
„O legt mich nicht ins kühle Grab".
„Die linden Lüfte".
„Saatengrün, Veilchenduft".

[2] Dieſer Brief des älteſten Bruders von Peter Cornelius, der eine bedeutſame Wendung in ſeinem Leben herbeiführte, wird hier aus guten Gründen eingeſchaltet.

Liebe erinnere, mit der Sie mich behandelt haben, so weiß ich, daß das Vertrauen, womit ich mich in dieser unglücklichen Zeit an Sie wende, Ihnen zur Freude gereichen wird. Hören Sie, wie es mit uns steht. Meine Lage kennen Sie. Dieselbe wird jetzt so verbessert, daß ich mit einiger Anstrengung auch noch für andre als für mich selbst sorgen kann. Elise wird im nächsten Jahre heiraten. — — Wilhelm ist in Havre als Kommis mit 1200 Franks. Es wird nicht lange dauern, so verbessert er sich, und dann kann er ganz gut selbständig bestehen. Nun ist noch die Mutter mit den drei jüngsten Kindern übrig. Geld ist nicht da für sie, aber auch nur eine geringe Schuld. Was von der hiesigen Theaterbehörde, was von den Freunden in Mainz getan werden wird, das steht dahin. es wird schwerlich mehr werden, als um für ein Jahr zu helfen. Wir brauchen aber im Notfall auch nicht mehr. Von meinen beiden jüngsten Schwestern kann die eine, wenn ich die gehörigen Vorbereitungen in Koblenz getroffen habe, gleich zu mir kommen. Die andre, die jüngste, wird Herr Hestermann, ein Kaufmann in Mainz, der beste Freund des Vaters, zu sich nehmen. Dieser Mann steht uns auch sonst in allem bei, er ist überall unsre erste Zuflucht. Die Mutter wird, solange Peter hier bleibt, bei ihm bleiben. Dann kann sie zu mir kommen, vielleicht auch später zu Elise, wenn die verheiratet ist. Für alle die Genannten wird also gesorgt und ich hoffe, wir werden mit Ehren bestehen. Es bleibt noch einer übrig, den biete ich Ihnen an, lieber Onkel. Es ist Ihr Pate, er trägt Ihren Namen. Ich habe den Vater in früheren Jahren mehr als einmal sagen hören: Für den Peter ist mir nicht bange, den vermache ich in meinem Testament seinem Oheim in München und der wird etwas Tüchtiges aus ihm machen. Er starb zu früh. Wollen Sie dennoch die Erbschaft übernehmen? Ich will Ihnen von ihm erzählen. — Peter ist 18 Jahre alt, hat die Schulen schon mehrere Jahre hinter sich, auf denen er sich eine tüchtige allgemeine Bildung erworben hat. Während der Schulzeit und seitdem fortwährend hat er sich mit Musik beschäftigt, Klavier gelernt, Violine gespielt, Theorie studiert. Alle seine Lehrer, unter denen Panny ihn eine Zeitlang unterrichtete, bezeugten ihre Freude an seinen Fortschritten. Zwar wird er nie ein Virtuose werden, daran haben ihn von früh an seine schlechten Augen gehindert, doch spielt er gut Klavier. Das aber, worin er das Beste leisten wird, ist die Komposition und die Leitung eines Orchesters. Alle seine musikalischen Freunde schätzen ihn sehr. Er ist gewiß schon weit genug für sein Alter und würde noch weiter sein, wenn der Vater für ihn nach Wunsch hätte sorgen können. Er liest geläufig Partitur, komponiert unter der Leitung des Musikdirektors Esser in Mainz. Im übrigen ist er fertig und gewandt im deutschen christlichen Ausdruck und hat sich durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt in England das Englische bis zur vollständigen Fertigkeit im Schreiben und Sprechen angeeignet. Nun ist Peter hier in Wiesbaden beim Theater für kleinere Rollen angestellt. Dafür erhält er 300 Gulden jährlich. Außerdem wird er sich durch Musikstunden so viel erwerben, um vorderhand selbständig

leben zu können. Sie sehen, er wird nicht umkommen, aber er wird verkommen. Davor retten Sie ihn! Mir selbst haben Sie einst liebreiche Anerbietungen gemacht, Sie wollten mich nach Italien mitnehmen, Sie wollten sonst für mich sorgen. Nun wenden Sie alles meinem Bruder zu! Er ist ein Künstler oder wird es werden, davon bin ich fest überzeugt. Ein edler Charakter, eine unaufhörliche Begierde zu lernen und sich auszubilden: nur die Verhältnisse können ihn hindern, ihn erdrücken, und da können Sie helfen! Wollen Sie es tun? Wenn Peter hier bleibt, so wird er Schauspieler. Es war des Vaters Lieblingsidee, daß sein Sohn, den er mit Naturgaben reicher ausgestattet sah als sich selbst, einst unter seiner Leitung alles das erreichen sollte, was er nicht hatte erlangen können. Wenn er aber der Sache überdrüssig würde, das war der andre Teil des Planes meines Vaters, so sollte er in der Musik alle die Hilfsquellen besitzen, die ihm auch außer dem Theater eine unabhängige Stellung sichern könnten. Darum ließ er ihn von früh an in Gesang und Klavier unterrichten, später auch in Violine und Theorie und wendete beträchtliche Summen mit Aufopferung an ihn. Peter sollte nun das Gehalt einiger Jahre sparen, um in Wien oder sonst, wo eine gute Gelegenheit sich bieten würde, seine musikalische Ausbildung zu vollenden. Das war weit aussehend und Peter selbst hatte vor, an einem kleinen Theater als Schauspieler und etwa auch als Chorrepetitor zu wirken, um so bald als möglich in eine große Stadt zu kommen und dort in allen freien Stunden der Musik obzuliegen. Aber bis ihm das Glück auf diesem Wege helfen wird, das kann lange dauern. Er bedarf jetzt einer helfenden Hand. Darum wende ich mich an Sie. Für das Theater eignet er sich nicht besonders; seine Neigung ist ebenfalls anderswohin gerichtet, der Musik zu. Darin kann er etwas Tüchtiges werden, darin kann er seinem Namen Ehre, volle Ehre machen. Sie allein tragen noch unsern Namen, Sie werden für seine Ehre Sorge tragen. Öffnen Sie ihm die Bahn und das andre können Sie ihm selbst mit Vertrauen überlassen. Mein Wunsch und meine Bitte ist, daß Sie ihn nach Berlin rufen, dort etwa ein halbes Jahr für ihn sorgen, und, wenn das möglich ist, durch Ihren Einfluß eine musikalische Stelle ihm verschaffen. Ist er einmal eine kleine Weile da, so wird er keine Unterstützung mehr bedürfen und wird mit Leichtigkeit durch Privatunterricht das ihm fehlende Einkommen ersetzen. Nur für den Anfang sorgen Sie, für das übrige, dafür stehe ich, ist es nicht mehr nötig.

Ich weiß nicht, ob dieser Brief Sie noch in Berlin treffen wird. Sie können aber auch aus der Ferne noch für ihn wirken. Ihre Antwort lassen Sie doch durch Onkel Brüggemann besorgen. Der wird wissen, wo ich bin. Leben Sie wohl und gedenken Sie freundlich

Ihres Carl.

Nekrolog.

Zum Andenken an den zum ewigen Osten übergegangenen Bruder
Carl Cornelius, Schauspieler.[1]

Vorgetragen in der Wiesbadener Trauerloge der Freunde zur Eintracht im Orient.

Carl Cornelius, geboren 1793 zu Düsseldorf, war der Sohn des Kupferstechers und Schauspielers Cornelius. Er betrat im 21. Jahre die Bühne zu Amsterdam und begann mit dem Rollenfache, das er bis zu seinem Tode behielt. 1816 verheiratete er sich mit der Tochter seines Direktors Schirmer, verließ Amsterdam und ging nach Aachen, Aschaffenburg und Würzburg, wo ihm überall die freundlichste Anerkennung zuteil wurde. 1819 folgte er einem Rufe nach Mainz, wo er in einem sechsjährigen Engagement durch hervorragendes Talent, unermüdlichen Fleiß und die liebenswürdigste Persönlichkeit die Liebe und Achtung des Publikums erwarb, die ihm bis zu seinem Tode geblieben sind. 1826 nahm er ein angebotenes Engagement bei dem Hoftheater in Darmstadt an. Während des Urlaubs gab er am Burgtheater zu Wien zwölf Gastrollen, in denen er die volle Anerkennung des dortigen gebildeten Publikums erwarb. Nach zwei Jahren kehrte er nach Mainz zurück. Zwanzig Gastrollen in Mannheim erwarben ihm einen Engagementsantrag, den er jedoch ablehnen mußte, weil er bereits mit der Direktion zu Cöln abgeschlossen hatte. Er verweilte dort ein Jahr. Die neue Direktion des Mainzer Theaters hielt es mit Recht für eine Pflicht gegen das Publikum, Cornelius wieder zu erwerben. Er blieb nun hier bis zur Trennung der Mainzer und Wiesbadener Bühne. Im Spätherbst 1839 machte er eine Kunstreise, wo ihm, zumal in Stuttgart, volle Anerkennung wurde. Die damals erschienenen Kritiken verglichen ihn nur mit Seidelmann und Eßlair. Nach seiner Zurückkunft wurde er an der Wiesbadener Bühne engagiert, wo er bis zu seinem Tode wirkte. Er starb am 11. Oktober 1843. Die Liebe und Teilnahme des Publikums, die ihn sein ganzes Leben begleitet haben, zeigten sich auch noch an seinem Sarge. — So einfach das äußere Leben unsres Bruders war, so reich und mannigfaltig war dagegen sein inneres Leben im Geist und Gemüt. Liebevoll hatte ihn die Natur hierzu ausgestattet. Er hat in diesem Sinne mehr gelebt als mancher, der eine viel größere Zahl von Jahren vorüberziehen sieht. Er hatte einen hellen Geist und ein warmes Herz, das sich, wenn es Freundschaft, Liebe, Wahrheit und Kunst galt, bis zur Glut steigern konnte. Hieraus baute sich sein Schicksal. Er fand das schönste häusliche Glück. Gattin und Kinder liebten

[1] Dieser zeitgenössische Nachruf an den Vater von Peter Cornelius wird ein gewisses Interesse beanspruchen dürfen. Im übrigen vergleiche man die trefflichen Worte von C. A. Cornelius in der Allgemeinen deutschen Biographie.

ihn und es war zweifelhaft, ob er mehr empfing oder gab. Neigung führte ihn zur Kunst. Er empfing früh ihre Weihe und bewahrte treu das heilige Feuer. Er war ein wahrer Künstler. Fern lag ihm der Gedanke, seine Kunst vom Gesichtspunkte äußeren Erwerbes aufzufassen oder sie als Unterhaltungsmittel zu betrachten. Sie war ihm die Priesterin der Tugend im Gewande der Schönheit.

Wie mußte einen solchen Mann unser Bruderbund ansprechen. Er wurde aufgenommen 1828 und erhielt den zweiten und dritten Grad 1832. Er war ein Maurer im schönsten Sinne. Auch hier zeigte sich seine Neigung zum Leben in der Gemüts- und Geisteswelt, seine Liebe für Wahrheit und Recht, sein unerschütterlicher Sinn für Freundschaft. Die Maurerei hat wesentlich zum Glücke seines Lebens beigetragen.

Am Grabe eines Mannes, der ein so warmer Freund der Wahrheit war, ist es Pflicht, auch der Schattenseiten zu gedenken. Als solche erscheint, daß seine Neigung zum Stillleben die Ursache war, daß er lange nicht in dem Grade bekannt wurde wie er es verdiente. Hätte er nur in einem mäßigen Grade den Vorteil verstanden, sich Geltung zu verschaffen, er würde dann auch vor dem größeren Publikum Deutschlands den ersten seines Faches zur Seite getreten sein. Daß er solchen Vorteil nicht verstand oder nicht üben wollte, ist eine Unvollkommenheit, aber in den Augen seiner Freunde verliert er dadurch nicht. Es war eine liebenswürdige Schwäche, hervorgegangen aus zu großer Anhänglichkeit an die liebgewordene Umgebung.

Könnte ich das Bild unsres Bruders zeichnen, wie es in der Brust seiner Freunde lebte, erst dann würde man erfahren, wer er war. — Der allmächtige Baumeister der Welten hat ihn zu höherem Tagwerk berufen. Eingetreten ist er in den großen Tempel. Und nicht als Fremdling ist es geschehen. Die Genien der Liebe und Freundschaft haben ihn an der Pforte empfangen und in den Kreis der Genossen geleitet, wo die heiligen Ahnungen seines Herzens zur Wahrheit wurden.

Er ist von uns geschieden, aber nicht verloren. Seine treue Gestalt wird uns vorschweben und sein Andenken bleiben bis auch wir einst hinübergehen.

---

14. An seinen Bruder Carl.

Wiesbaden, 11. November 1843.

Lieber Carl! Am 8. dieses Monats, vergangenen Mittwoch, wurde in Mainz unser Benefiz gegeben. Wir haben die Einnahme noch nicht geschickt bekommen, aber Herr Heftermann hat sie so

ungefähr, nach Abzug der Kosten, auf 360—370 Gulden berechnet. Die ganze Einnahme war 408 Gulden. Man gab Zar und Zimmermann, und Herr Gerstel von hier sang die Hauptrolle. Das Wetter war so abscheulich, es regnete den ganzen Tag, was nur vom Himmel wollte, und noch abends zur Theaterzeit, so daß ich schon gewiß dachte, es würde recht leer werden, und doch hat es sich noch so gut gemacht. — Auch hier wurde unser Benefiz gegeben; das Wetter war schön — und es war blutig leer, besonders die ersten Logen, die sich doch bei solch einer Gelegenheit einmal hätten auszeichnen können. Dennoch betrug die uns heute überschickte Summe der Einnahme 190 Gulden. Es wurde „Treue Liebe" von Ed. Devrient gegeben; ein fünfaktiges Schauspiel, das vorher schon gegeben war und gefallen hatte. — Auf eine Oper wäre es jedenfalls voller geworden, doch Grabowsky mußte seiner Eitelkeit fröhnen, und ein Stück geben, worin er seit langer Zeit einmal wieder gerufen worden. — Am 1. dieses Monats wurde uns die volle Gage von 125 Gulden, mit der meinigen zusammen 150 Gulden geschickt, und wir haben davon die kleinen Schulden soweit bezahlt. Sei so gut und schreibe uns bald, was wir mit dem vielen Geld anfangen sollen, ich werde dann mit Herrn Hestermann darüber sprechen. Von Herrn Götz höre ich, daß wir die Gage noch einige Monate lang erhalten sollen, und der Intendant, den die Mutter neulich besuchte, versprach ihr, beim Herzog alles mögliche anzuwenden. — Das Sicherste und Nächste wäre jedenfalls die Übertragung meiner Gage auf die Mutter, und ich habe viel Hoffnung, daß dies wohl zu machen sein wird. — Was mich betrifft, so habe ich neulich mit derselben Rolle, in der ich vor drei Jahren hier zum ersten Male auftrat, Pistol, ein Seiltänzerjunge in dem Schmarren „Kean" von Alexander Dumas, meine theatralische Laufbahn — beschlossen, und es war mir eine gewisse Befriedigung, daß mir gerade beim Abschiede zum ersten Male das süße betäubende Glück eines Applauses zuteil wurde, und noch mehr, daß ich ihn ohne Wehmut hören konnte. — Lieber Carl, ich habe der Bühne entschieden entsagt, und werde es nie bereuen; wolle Gott nur, daß die Muse der Töne das Opfer, welches ich applaudierter Bretterheld und angehender Kulissenreißer ihr bringe,

erkennt, und mir recht innig ihren ganzen Reichtum erschließt. Bei Gott! Ich habe es gut vor! Nur Mut und Geduld! — Mein ganzer Tag ist jetzt der einen Musik geweiht, und ich habe seitdem schon manches gewonnen. Ich habe mehr mit Musikern Gemeinschaft als früher, suche mich im Praktischen zu vervollkommnen, zu welchem Endzweck ich die Hauptinstrumente alle nach der Reihe selbst ein wenig zu erlernen suche, und jetzt zum Schrecken der Nachbarschaft mit der Oboe angefangen habe. Für Herrn Schmidt habe ich ein Stück auf der Klarinette geschrieben,[1] und dabei viele Stellen gemacht, die für das Instrument nicht recht angemessen sind; durch deren Verbesserung ich schon was gelernt habe. Auch eine Klarinette habe ich jetzt zu Haus, um die Anfangsgründe derselben zu lernen und die Eigenheiten des Instruments. So werde ich es nach und nach mit allen Instrumenten machen. — Auch ein Lied habe ich komponiert für eine Stimme mit Klarinette.[2] Sodann bin ich jetzt sogleich mit meinem ersten Entreakte für Orchester fertig.[3] — — Jeden Abend spiele ich Klavier im Spielhause auf einem guten Flügel. Meine Stunden gehen gut und machen mir Vergnügen. Seit heute habe ich wieder zwei neue Schülerinnen, die mir Freude machen. — Mit Sehnsucht erwarte ich Nachrichten von Berlin. Herr Esser hat mir Empfehlungsschreiben an Dehn[4] und Marx[5] versprochen.

Lebwohl, mein lieber Carl!

Dein Peter.

15. An seinen Bruder Carl.

Wiesbaden, den 30. Dezember 1843.

— — — Ach, lieber Carl, wenn nur Onkel Peter sein übriges täte, daß ich in Berlin nicht viel Stunden zu geben brauchte, und so recht den ganzen Tag für mich studieren könnte. Doch Du wirst mir mit Recht vorwerfen, daß das zu viel verlangt ist, und ich will

[1] Nicht erhalten.
[2] Nicht erhalten.
[3] Hat sich erhalten.
[4] Siegfried Wilhelm D., Musiktheoretiker 1799—1858.
[5] Adolf Bernhard M., Musiktheoretiker 1799—1866.

auch herzlich vergnügt sein, wenn ich nur erst einmal da bin, und ein paar Stunden zu meinem Verdienst habe. Jedenfalls bin ich doch dann von dem erbärmlichen, lästigen Theaterdienst befreit, und habe meine Abende alle für mich. Freilich habe ich auch Gott sei Dank hier nicht viel im Theater zu tun, aber es kommt doch öfters vor, daß ich einen ganzen Abend die liebe, schöne Zeit im Statistenrock hinter den verdammten Kulissen herumziehen muß, unter diesen Menschen, die ich teils hasse und verachte, die mir gleichgültig sind, unter denen aber kein einziger ist, der mich anzieht, der sich für mich interessiert, von dem ich lernen könnte. Denn da ich immer denke, du kommst bald fort, und den Brettern ganz abgeschworen habe, so habe ich mich an keinen einzigen Schauspieler näher angeschlossen, was mir, wenn ich Schauspieler hätte bleiben wollen, sehr leicht geworden wäre, obgleich ich auch dann keinen wüßte, dem ich mich als Freund und Schüler hätte anschließen mögen. Es sind lauter Fratzen und keine Menschen. — — —

Die Entscheidung des Herzogs an die Mutter lautet auf eine jährliche Unterstützung von 100 Gulden vorläufig auf die Dauer von drei Jahren. — Herr Hestermann brauchte einen etwas unanständigen Ausdruck, als er es hörte. Was sagst Du dazu? Ich denke, es ist besser als nichts. — —

Wenn Du einmal wieder an Herrn Hestermann schreibst, so nimm doch für uns das Wort und danke ihm; in Briefen läßt sich das auch besser ausdrücken. Er hat uns auf Weihnachten einen großen Baum angesteckt mit vielen Freudenlichtern. Darunter lagen viele Sachen. Susanne und ich, wir konnten nur weinend am besten danken, denn wir dachten an unsern seligen Vater und küßten den, der so ganz aus warmer Seele unser zweiter Vater ist. — Wenn ich an Hestermann denke, so durchströmt mir ein warmes, lebendiges Gefühl Leib und Seele. Es gibt Menschen, um die ich oft unsichtbar sein möchte, oder, wenn sie schlafen, um mich so recht ungestört in die lieben Züge versenken zu können, um sie so innig und warm lieb zu haben. — —

Ich habe mir zwei italienische Lustspiele von Goldoni gekauft, il tutore und la locandiera, welche zusammen 30 Kreuzer kosten. Die sollen mir jetzt bessere Dienste tun, wie der trockene Guicciardini,

in dem ich mit dem beſten Willen nicht recht fortkam und ganz die Luſt verlor. Sonſt leſe ich gar nichts, ſondern habe mir einma. vorgenommen, lieber das übrige ein wenig zu vernachläſſigen, um nur in der Muſik recht vorwärts zu kommen. Zwar tut es mir manchmal leid und ich möchte gar zu gern ein paar Stunden im Gervinus leſen, den ich jetzt von Gottſched an ganz durch habe und der mir außerordentlich lieb iſt, aber ich muß es ein oder zwei Jahre verſchieben. Auch zur Zeitung kann ich die Zeit nicht erſchwingen, und weiß gar nicht einmal, was in der Welt alles vorgeht, was mir um ſo leider tut, da gerade die badiſche Kammer im Gange iſt. Haſt Du die deutſchen Lieder von Hoffmann v. Fallersleben geleſen? es ſind ſehr ſchöne Sachen darin. Nächſtens bekomme ich auch die neuen Gedichte Herweghs und freue mich ſehr darauf. Ich gehe täglich ſpazieren, meiſtens in Geſellſchaft von meinen engliſchen Schülern Grimm und Buths; beide ſind tüchtige, ſtrebende, das Gute wollende Jungen, deren Geſellſchaft mir oft den ſchönſten Genuß verſchafft, die ſchönſten Quartette von Beethoven, Mozart uſw. zu hören. Freilich füllen ſie mein ſehnſüchtiges Herz nicht aus, und ich wünſche mir im ſtillen für das Jahr 1844 einen Freund, der mir geiſtig ſo recht zuſagte, in der Muſik ein wenig geſchickter wäre wie ich, aber nicht ſo gar viel wie z. B. André, welchem ich immer fürchten muß, läſtig zu fallen oder langweilig zu werden.

Nun proſit Neujahr, lieber Carl! Möge es uns allen Glück und Segen bringen. Die Mutter und Auguſte grüßen Dich herzlich und ſind geſund. Meine Stunden haben ſich wieder vermehrt. Ich habe jetzt 15 Stunden wöchentlich, alle zu 30 Kreuzer, nur eine zu vierundzwanzig. —

Leb' wohl!

Dein Peter.

16. An ſeinen Bruder Carl.

[Wiesbaden, 3. Mai 1844.]

Lieber Carl! Ich konnte Dir nicht zeitig genug ſagen, wann die Hochzeit von Franz und Eliſe vor ſich ginge, damit Du ſie im

ſtillen mitfeiern könnteſt, wie es Dein Wunſch war. Aber es war alles unbeſtimmt bis auf den letzten Tag, weil immer Schilys Mutter erwartet wurde und ſie kam erſt Sonntags, einen Tag vor der Trauung. — Alles geſchah in der größten Ordnung, und Du wirſt mit der Feier des Ganzen wohl zufrieden ſein. Montags Morgen fuhren die Brautleute mit den Eltern nach Mainz, wo Herr Heſtermann alles wohl beſorgt hatte und die bürgerliche Trauung recht ſchnell vor ſich ging. Stumpfs hatten ein Frühſtück bereitet, wozu Heſtermann Malaga und andre Weine geſchickt hatte. Mittags fuhren ſie wieder herüber, wo unterdeſſen Suſanne und Auguſte das Hochzeitsmahl recht ſauber zurecht gemacht hatten. Sie ſtellten zwei viereckige Tiſche zuſammen und den Hochzeitsſtrauß der Eliſe mit noch einem andern Blumenſtrauß darauf. Alles war ganz einfach und gut. Mittags um 4 Uhr war die Trauung in der Kirche. Schade, daß der Dekan Petmecky ſie nicht ſelbſt hielt, da er eine Partie nach Frauenſtein mit den Nachtmahlskindern machte. Der Kaplan machte das Ganze ſehr unerbaulich und konnte den erhabenen Eindruck nur ſtören, den ein ſo wichtiger Moment hervorruft. Er las mit erbärmlichem Schulknabenton eine Epiſtel aus dem Geſangbuch ab, die meiſtens vom Teufel und altem Spuk ſprach und ganz langweilig war. Wahrhaft wie eine Engelsſtimme ertönte das „Ja!“ aus Eliſens Mund. Es lag alles in dem Ton und ſprach Liebe, Hingebung, Demut und doch Feſtigkeit zugleich aus — kurz, es war Ausdruck der Liebe — Poeſie. Franz war kaum hörbar mit ſeinem „Ja“, er ſcheint überhaupt nicht das Talent zu haben, das, was er fühlt, auch fühlbar zu machen, übrigens glaube ich ihm ſein „Ja“ aus ganzem Herzen, und daß es eine Antwort war auf noch ganz andre Fragen als ſie der maſchinenmäßige Kaplan ſtellte. — Eliſe ſah ſehr lieb aus; das Myrtenkränzchen hatten Leißlers beſorgt, die ſich überhaupt in der ganzen Sache ſo was man ſagt, honorig benahmen und für ihre warme Teilnahme uns auf immer verpflichteten. Als wir zu Hauſe ankamen, ſtrömte ſich Eliſe noch einmal recht in Tränen aus. Ihr ganzes Weſen zeigte ſo ganz das Erfülltſein vom heutigen Tag, es war ſo rührend und wohltuend, daß Franz und ich herzlich mitweinten. — Ich betrachtete mich im Augenblick als Repräſentanten unſrer

Familie, ich dachte an den Vater und an Dich — an Wilhelm — an alle kurze und lange Vergangenheit — ich umarmte Franz und ich denke er wird meine ſchweigende Umarmung verſtanden haben, die zu ihm ſagte: Du nimmſt ſie aus dem Arm liebender Geſchwiſter und einer weinenden Mutter! Mache ſie mir auch recht glücklich!

Nun machte ich der Eliſe mein Hochzeitsgeſchenk. Wir gingen und ließen uns ſämtlich dageurrotypieren. Franz und Eliſe kamen auf eine Platte, die wir hier behalten haben. Auf die andre kamen die beiden Mütter im Hintergrund ſtehend — vornen ich in der Mitte ſitzend und auf beiden Seiten Suſanne und Auguſte — ſo daß alle Verwandte da waren, die die Hochzeit mitfeierten. Das zweite Bild nahm Eliſe mit, und hat doch nun gewiß ein ſchönes Andenken an den erhebenden Tag. — Wenn es Dir bedenklich iſt, daß ich ſoviel Geld ausgegeben habe (die beiden Bilder koſteten 11 Gulden), ſo denke Dir, als hätten wir drei Brüder zuſammengelegt — dann kommt ja nicht viel auf einen — und es war mir unmöglich, Eliſe leer ausgehen zu laſſen. Da ſie ſonſt von allen Seiten ſo reich ausgeſtattet war, hielt ich das für das Schönſte. — — — Mich freute es am Ganzen, daß die Heirat ſo ganz aus beiderſeitiger Neigung, aus Gleichheit der Gefühle und der Verhältniſſe entſtand und vollzogen ward. — — —

Was mich betrifft, lieber Carl, bin ich ſehr wohl und Herr Heſtermann, der ſonſt immer über meine hohlen Backen räſoniert, geſteht mir ein gutes Ausſehen zu. Ich darf von mir ſagen, daß ich im Winter fleißig war. Ich fühlte recht den Lohn, den ein redliches Streben nach dem Guten in ſich trägt — wenn auch die Reſultate meines Fleißes bis jetzt noch ſehr mangelhaft ſind, und leider ein großer Teil davon auf das für meinen wahren Fortſchritt ſo unergiebige Stundengeben fällt, ſo denke ich — Berlin! — Cornelius! — Mendelsſohn! Jeder einzelne Name ein tiefer Atemzug aus bedrängter Bruſt in freier Luft. — Ich habe manches komponiert und bin endlich auch einmal dazu gekommen, wenigſtens einigermaßen aus der verderblichen Dunkelheit hervorzutreten. Ich habe dem Dr. Meyer ein Lied für Baß gewidmet,[1] dem Tenoriſten

[1] Nicht erhalten.

Stoffregen eins für Tenor[1] und endlich ſtudiere ich, da Vogler jetzt durch ſein endlich angetretenes Examen verhindert iſt, in unſerm Geſangverein zwei Männerchöre von mir ein. Das eine iſt das ſchöne Reiterlied von Herwegh.[2] Sie ſollen nächſten Samstag im letzten Konzert des Vereins aufgeführt werden — und Gott gebe, daß ich Dir melden kann, ſie ſind gut ausgefallen. Beide ſind ſehr mangelhaft, doch die Ausführung lehrt außerordentlich und nutzt mir ſoviel, daß ich es das nächſte Mal ſchon viel beſſer machen kann. Lebe wohl!

Dein Peter.

[1] Nicht erhalten.
[2] Iſt erhalten.

Berlin.

17. An seine Schwester Susanne.

Berlin, 24. September 1844.

Meinem Versprechen gemäß schreibe ich den ersten Brief an Dich. — Ich habe drei Wochen lang Lebensfesttage in Soest gefeiert, zum ersten Male eine Hochzeit mitgefeiert, die bis zu meiner eignen und der Deinigen wohl die schönste sein wird, die ich je erlebte. Wahrlich, ich muß mich vor Jean Paulschen Umschreibungen, vor Überschwänglichkeiten im Ausdrucke hüten, wenn ich von Soest spreche; kurz, ich bin glücklich da gewesen, und wenn Du bei Herrn Hestermann Geographie studierst und kommst an diese Stadt, so „lasse einen Seufzer fahren und steck' ein Kreuzerskerzchen an", denke dabei innig an deinen Peter, der Dir seinen ersten Brief von Berlin dediziert und denke zugleich an die Dir noch unbekannten Menschen, die ich dort innig liebgewonnen habe. — —

Ich bin hier überall mit großer Freundlichkeit aufgenommen worden; Tante Brüggemann ist für mich eingenommen, und dem Onkel scheine ich in musikalischer Hinsicht ziemlich zu genügen. Den Eindruck, den alle verschiedenen Persönlichkeiten auf mich gemacht haben, will ich Dir später erst genau und interessant schildern, obgleich ich mich schon jetzt bestimmt darüber aussprechen könnte, wie mir die Leute alle vorkommen. Doch es geht mir zu vieles durch den Kopf: genug, ich bin da und es wird alles gut gehen.

Bei Onkel Peter wurde ich sehr herzlich aufgenommen, und mit der verschrienen Marie[1] hoffe ich ganz gut fertig zu werden. Tante Tutta (Gertrude) Cornelius ist eine so gute Frau, von der man alles haben kann, wenn man es recht anfängt. Sie hat mir einen

[1] Tochter des Malers Peter von Cornelius.

ſchönen neuen Hut gekauft, und ich bekomme auch ſehr gute warme Handſchuhe für den Winter. Onkel Peter küßte mich mehrmals herzlich; alle nennen mich freundlich: Du. Bald wohne ich allein — und dann geht's los! — — —

Ich kann Dir nicht mehr ſchreiben; ſei mit dem wenigen zufrieden. Ich bin geſund und kräftig und hoffe ein ganzer Menſch zu werden.

Tauſend Gedanken und viele Küſſe und Grüße drängen ſich gewaltig zu Dir und meiner Frau Lydie, und ach, zu meinem lieben Herrn Heſtermann, und ich kann doch nichts ſagen, als

Euer Peter.

18. An ſeine Schweſter Suſanne.

Berlin, 26. Oktober 1844.

Damit Du ſiehſt, liebes Mäuſeſannchen, wie ernſtlich mir es um die Füllung Deiner großen Schachtel und um die Erfüllung Deiner Wünſche zu tun iſt, ſetze ich mich gleich am ſelben Tage, wo ich Deinen lieben Brief erhielt, hin, um Dir zu antworten.

Ich wohne in der Mittelſtraße No. 54, bei Schneider Thöne, wohin Du künftig Deine Briefe adreſſieren wirſt. Ich bekomme von Cornelius 5 Taler monatlich für die Wohnung, zahle aber für mein Hinterſtübchen nur $3\frac{1}{2}$ Taler; für den Profit denke ich das Frühſtück zu beſtreiten, beſtehend in drei Taſſen gutem Kaffee, viel Zucker und einem Brötchen. Sodann ſoll ich jeden Erſten 10 Taler von Tante Tutta bekommen, und meine Stiefel, Röcke und Wäſche beſorgt Tante Brüggemann. Ich gebe dem Gabriel[1] Mittwoch und Samstag von 1—2 Stunde, und eſſe dann, ſowie Sonntags bei Brüggemanns. Montag, Donnerstag und Freitag gebe ich der Marie Cornelius von 12—1 Stunde, und eſſe dann, ſowie auch Dienstags, bei Cornelius.

Tante Brüggemann verſorgt mich mit Taſchengeld. Dieſe Frau iſt wirklich eine liebenswürdige Erfindung des Himmels, und ich

[1] Sohn des Malers Peter von Cornelius.

wünsche jedem Peter eine solche; auch mein Onkel ist der beste Geheimrat, den Du Dir nur in der Welt denken kannst. — — —

Ich bin jetzt ein vollkommener Studiosus musicae. Heute hatte ich bei Dehn die erste Stunde; ich lerne mit einem stud. philos. Herrn Viro Thetmann aus Ostpreußen zusammen, und habe die Harmonielehre ganz von vorn angefangen. In zwei Monaten werde ich damit fertig, und für immer fertig sein, denn Dehns Methode ist die klarste und kürzeste, die es gibt, wie man aus seinem vortrefflichen Buche sehen kann. Dann komme ich an den Kontrapunkt, Kanon, Fuge usw. usw. Ich habe zwei Stunden die Woche, Mittwoch und Samstag von 8—9, und zahle mit dem andern zusammen einen Taler für die Stunde. Dabei habe ich nun die schönste Gelegenheit, aus der königlichen Bibliothek alle nötigen praktischen, theoretischen und geschichtlichen Werke von den ältesten Meistern und aus allen musikalischen Nationen zu bekommen. So hoffe ich, meine Kunst aus dem Fundament studieren zu können, und bin außerordentlich vergnügt, endlich einmal soweit zu sein. Ein ziemlich gutes Klavier habe ich zu Hause und spiele jetzt recht fleißig; auch die Violine werde ich wieder zur Hand nehmen. Zu gleicher Zeit wird sehr viel gehört; denn man führt fleißig klassische Werke hier auf. Erstens dirigiert Mendelssohn zehn Symphonie-Soireen, die ich mit dem Onkel besuche, der auch mit mir zu Mendelssohn gehen wird, um mich mit ihm bekannt zu machen, und die Erlaubnis zu erbitten, daß ich die Proben besuchen darf. Dann werde ich die Trio-Soireen des Klavierspielers Steifensand besuchen, und die Quartett-Soireen der Gebr. Zimmermann; auch die musikalischen Matineen der Frau Hensel (Schwester des Mendelssohn, ausgezeichnete Klavierspielerin). Onkel Peter wird mich mit Meyerbeer bekannt machen, und ich bekomme wahrscheinlich ein Freibillett für die königliche Oper. Das ist doch schon des Schönen genug? — — —

Peter.

19. An seine Mutter.

Berlin, Anfang Januar 1845.

Zu Weihnachten 1844.

An das Mütterchen.

Ein Verschen, liebes Mütterchen
Von Deinem fernen Pitterchen,
Zwar sind's nur Gedankensplitterchen
Kleine Versesplitterchen,
Und ich will sie brauchen
Zu besingen deine lieben Augen.

Manchmal, wenn schon nah die Mitternacht,
Denkst Du wohl, was jetzt dein Pitter macht.
Doch, wenn Trennung dein Herz bitter macht,
Wiedersehn durchs Trennungsgitter lacht,
S' wird ja wohl so lange Zeit nicht brauchen,
Eh' ich wiedersehe Deine lieben Augen!

Manchmal, eh' es mir gelingen will,
Daß der Schlaf mich soll umringen still,
Wähn' ich, daß dein Arm mich sanft umschlingen will,
Daß Dein Mund in Schlaf mich singen will,
Und aus tiefem Dunkel seh' ich tauchen
Deine lieben, klaren, hellen Augen!

Lebe wohl, und denk' ans Peterchen!
Er denkt oft mit Dir ans Väterchen.
Zu Dir eilt mein Herz auf tausend Rädercken,
Fächelt um Dich her mit weichen Federchen.
Sei getrost! die Jahre schnell verrauchen,
Und dann seh' ich wieder Deine lieben, lieben Augen.

An den Vater.

Ich will mich einen Augenblick versenken
In Dein unendlich liebes Angedenken:
Doch nicht nur leere Töne bloß zu leiern:
Mit meinem Leben will ich Dein Gedenken feiern.

Das haſt Du ja gewollt mit Deinem Lieben,
Das iſt das Einz'ge, was von Dir geblieben,
Daß Dein untad'lig makelloſes Leben
Vor unſern Augen ſoll, ein Spiegel, ſchweben.

Wenn Deine Kunſt, der Du ein reines Streben
Gewidmet haſt, Dir keinen Dank gegeben,
Das Streben, das Du, Vater, uns geweihet,
Das iſt ein Saatkorn, das gewiß gedeihet.

Und tönt von Deiner Kunſt kein preiſend Wort,
Lebt ihr Gedenken nur im ſtillen Herzen fort,
So ſoll man doch von deinen Kindern ſagen,
Daß deine Liebe Früchte hat getragen.

So ſang ich um Weihnachten, lieb Mütterchen, als ich zwanzig Jahre alt geworden war — und jetzt erſt erhältſt Du dieſe Worte, die ich ſo warm aus dem Herzen ſchrieb, doch wenn Du auch manchmal lange auf Briefe warten mußt, denke immer freudig und liebend an mich. Ich wollte mein Andenken wäre Dir wie der Kuß auf die Augen, den ich Dir ſo oft gegeben. Adieu!

Meine liebe Mutter!

20. An ſeine Schweſter Suſanne.

Berlin, Heilige drei Könige, 6. Januar 1845.

Diesmal nur einen flüchtigen Morgengruß, liebes Suſannchen, um Dir zu ſagen, daß ich mit der größten Freude die lieben Briefe erhalten habe und daß ſie mir gewiß das liebſte, nachträgliche Weihnachtsgeſchenk waren, obgleich ich, wie Du Dir denken kannſt, reichlich beſchenkt worden bin. Bei Brüggemanns und bei Cornelius wurde viel und Vielen beſcheert. Auf mein Teil kam bei Brüggemanns ein Halstuch, einhalb Dutzend weiße Sacktücher, und zu meiner größten Freude Rückerts Gedichte — bei Cornelius Pantoffeln, eine ſchöne Weſte und ein Paar Handſchuhe und Pfefferkuchen im Übermaß. Wir waren damals recht vergnügt, weniger

am Neujahrsabend, wo wir uns recht gemütlich in das neue Jahr hinüberlangweilten. — Ich bin froh, daß die Feiertage herum sind, und ärgere mich heute über die heiligen drei Könige, die man auch noch feiern muß. — Nun stellen sich aber alle die Feierabende ein, und man muß sich wahrlich in acht nehmen, die Zeit nicht zu versplittern. Gestern war der erste Sonntag bei Cornelius, wo viele Leute zusammenkamen: ich hatte das Vergnügen, der Fräulein Eichhorn von der Tante vorgestellt zu werden; ich glaube, ich habe Dir schon einmal von ihr geschrieben. Das ist wirklich ein gar liebenswürdiges, anmutstrahlendes, rotbäckiges Mädchen und gefällt mir sehr gut. Sie erinnert ein wenig an Dich, und ich glaube, wenn Du eine Ministertochter wärst, würdest Du fast ebenso liebenswürdig sein. Wie leid tut mir's, daß ich so wenig Zeit habe, ich könnte Dir Wunderdinge von diesen Gesellschaften erzählen. Doch davon mündlich desto mehr und wir wollen, wenn wir einmal wieder zusammenkommen, tüchtig über die Berliner lachen. —

Liebes Sannchen, am ersten Feiertag habe ich das Andenken meiner fernen Lieben mit Gedichten gefeiert, und schicke Dir hier das Deinige, indem ich wünsche, daß es Dir gefallen möge. Gern schickt' ich Dir auch alle die andern, aber die Zeit zum Abschreiben fehlt mir. Wenn Dir das Deinige Freude macht, so stelle Dir dabei ungefähr vor, wie sehr mich Deine Briefe, und die des lieben Herrn Hestermann und der Frau Lydia erfreuten; der letzteren habe ich auf eine freundliche Anfrage zu antworten, daß ich mein Abendbrot meistens zu Hause, in Butterbrot bestehend, zu mir nehme, daß ich aber jeden Abend, wenn ich will, ein vollständiges Souper bei Cornelius finden kann, und zugleich die Gesellschaft von Brüggemanns, die fast jeden Abend da sind. Doch gehe ich sehr selten hin, weil es mir zuviel Zeit wegnimmt.

An Susanne.

So oftmals denk' und sinn' ich,
Was jetzt mein Sannchen macht,
Ob heiter sie, ob sinnig,
Und ob sie träumt, ob wacht,

Und ob sie wohl recht innig
Den Winter hat verlacht,
Da selbst sie blüht so minnig
In holder Frühlingspracht.

Und immer bin genarrt ich,
Klopft es an meine Tür,
Denn stets umsonst erwart' ich
Den Briefträger bei mir.
Und ach, wie lang schon harrt' ich
Auf einen Gruß von Dir!
Ist Deine Feder schartig?
O, Sannchen, sag' es mir!

Zum Neujahr wünsch' ich herzlich
Dir Glück nach altem Brauch,
Kein Leid benetze schmerzlich
Dein helles treues Aug';
Und jedes Unheil schwärzlich
Zergehe wie ein Rauch;
Bald wehn die Winde märzlich
Mit frischem Frühlingshauch!

Dann kommt der Lenz, mein Süßchen,
Mit raschem Lauf herbei,
Und tritt mit seinen Füßchen
Die Schollen all' entzwei,
Macht mit der Lüfte Küßchen
Die schönen Blüten frei,
Und winkt mit Liebesgrüßchen
Die Nachtigall herbei.

Und schabt dem Winter Rübchen,
Und ruft: „Nun ist's vorbei!"
Doch Dir bringt's liebe Bübchen
Der Blüten mancherlei;

Er guckt Dir in das Stübchen
Und denkt verliebt dabei:
„Iſt doch das liebe Liebchen
Mein leiblich Konterfei!“

Dann blühen auch die Veilchen
Blauäugig holden Scheins,
Wenn Meilen wären Meilchen
Ich käm, und brächt' Dir eins;
Doch ſo ſend' ich nur Zeilchen
Und Grüße Dir nach Mainz,
Und denke mir mein Teilchen,
Und Du — Du denkſt Dir Deins!

Dann wirſt Du ſiebzehn Jährchen,
O, goldne, goldne Zeit!
Ein ſchmachtend Sehnſuchtszährchen
Iſt alle Traurigkeit,
Stets lacht ein lieblich Pärchen:
Glück und Zufriedenheit,
Da werden alle Märchen
Zur ſchönſten Wirklichkeit!

Du biſt ein Maienglöckchen
Auf friſchen grünen Au'n,
Du biſt ein Roſenſtöckchen
Am blühenden Gartenzaun.
Kein Schnee ſoll, auch kein Flöckchen,
Aufs Frühlingshaupt Dir taun,
Und ſtets im Sonntagsröckchen
Sollſt Du das Leben ſchaun!

Dir mach' ein hold Geſichtchen
Das Glück zu jeder Zeit,
Ein liebliches Gedichtchen
Sei deine Lebenszeit,

Ein herrliches Geschichtchen
Voll Lieb und Seligkeit,
Ein glänzend Weihnachtslichtchen
Am Baum der Ewigkeit!

Mit Aber und mit Wennchen
Nimm's nur nicht zu genau,
Dann fließt aus goldnem Kännchen
Das Leben Dir, wie Tau!
Nun lebe wohl, mein Sännchen,
Sei nicht im Schreiben flau,
Grüß mir das Hestermännchen
Und seine liebe Frau!

21. An seine Schwester Auguste.

Blase Gustchen, blase, blase
Deine arme Seele aus!
Einen Blasbalg Dir zu schicken,
Soviel krieg ich nicht heraus.
Doch, dafür Dich zu entschäd'gen,
Will ich, herzig liebes Mädchen,
Dir so vielen Wind vormachen,
Daß Du dergestalt mußt lachen,
Daß von Deinem Lachen bloß
Wächst das Feuer riesengroß.
Einst werd' ich Kapellenmeister,
Generaldirektor auch,
Über alle großen Geister
Hebet mich der Weiherauch,
Den mir Rezensenten streuen:
Mehr als Tiger oder Leuen
Reiß entzwei ich manches Herz
Mit der Töne sanftem Schmerz,
Und die Gräfin, mir bestimmt,
Heirat ich, wenn sie mich nimmt.

Und dann hol ich Dich zu mir,
Spielst mit meiner Frau Klavier
Und kochst Suppen zum Entzücken,
O, wie wird uns das beglücken!
Doch da kommt ein Lord zum Schreck,
Heirat't Dich hinweg vom Fleck.
Du sagst: Adje, Musikant,
Hängst den Bratspieß an die Wand,
Und ich steh mit langer Nase. —
Blase Gustchen, blase, blase!

22. An seine Schwester Susanne.

[Berlin, Frühjahr 1845.]

Seit einem Vierteljahr, und länger, habe ich keinen Brief von Dir bekommen, liebe Susanne! — In den ersten Tagen des Januar schickte ich meinen Brief und einige Verse an Dich, Du hast sie doch erhalten? — — —

Unterdessen bin ich in die Hirschelstraße Nr. 14 ausgezogen (bei Kaufmann Meyer!), bin Mitglied der Singakademie geworden, habe einen Monat lang, etwa sechs- bis achtmal, freie Oper gehabt nur soviel erreichten die Bemühungen Meyerbeers bei dem zähen Küstner, dem er mich persönlich vorgestellt!). Dabei einmal die Lind[1] gehört (Vorschmack von Seligkeit!), was freilich mehr wert ist, als die übrigen Puppen ein Jahr lang hantieren, und die stimmbegabtesten Hühner hundertmal gackeln zu sehen und zu hören! Wahrlich, wenn Du alles glaubst, was Kritiker und Laien von ihr sagen und dichten, wenn Du mit einer glücklichen Zusammenwirkung von Phantasie und gutem Glauben alle schlechten Urteile für verständige, alle schlechten Sonette für gut hältst, die Dir die Fama von diesem Berliner Ereignis, wie sie in den Zeitungen, und mit Recht, genannt wird, zuweht, wenn Du ihr sodann das geheiligste Plätzchen in Deinem Herzen aussuchst, und sie darin wohnen lässest, so oft Du von ihr hörst, so

[1] Jenny L., die weltberühmte Sängerin (1821—87).

haſt Du, mein Mäuschen und allerliebſtes Sannchen, noch gar nicht einmal zu viel getan, ſondern nur nach Recht und Gerechtigkeit gehandelt! Denn gewiß, ſie hat ihre Kunſt von Gott, und würde einige Jahrhunderte früher offenbar als Hexe verbrannt worden ſein, während ihr jetzt, in unſerm Gott ſei Dank aufgeklärten Zeitalter, von einem ungeheuren Scheiterhaufen von Logen- und Parterreherzen, glühenden Zeitungsartikeln und begeiſterten Briefen nur eine große, gewaltige, manchmal auch Brillanten und Goldfunken ſprühende Weihrauchflamme zuweht! — — Hört! hört! — — Ich bin bei Dehn mit der Harmonie fertig und am Kontrapunkt mit zwei Mitſchülern: den Klaviervirtuoſen De Witt und Budée; der erſte ein talentvoller Rheinländer, der zweite eine gewöhnliche Berlinerpflanze! — Dehn befriedigt mich ganz und iſt mir als Menſch und Lehrer ans Herz gewachſen. — Daß ich Dir's geſtehe — und ich weiß nicht, ob es recht iſt, aber menſchlich wird's wohl ſein: Gerade daß er im gewöhnlichſten Umgange, in welchem ich mit ihm ſtehe, manche kleinliche Schwäche zeigt, die ich im ſtillen einſehe — und ihm gern verzeihe, gerade daß ich ihn recht menſchlich ſehe, das machte meine Zuneigung zu ihm möglich; ich ſtelle mich ſittlich und moraliſch ihm gleich, ja über ihn, vielleicht um darin einigen Troſt zu finden, daß ich die Höhe der Kunſt, die er erreicht hat, und auf der er, in unſrer mannigfach zerſpaltenen und wenn auch wohl nur auf kurze oder längere Dauer im Irren ſchweifenden Zeit und Kunſt, wenn nicht einzig, doch gewiß mit der kleinſten Anzahl Ähnlicher und Gleichbedeutender ſteht, nie erreichen werde! Denn wenn ich ihn nur als Gelehrten und Künſtler kennte, ohne zugleich den guten alten Adam in ihm zu lieben, ich würde in meiner künſtleriſchen Begabung allein, wenig Tröſtliches zuſammenraffen können, um ihm mutig nachzuſtreben. Behüte aber der Himmel, daß ich ihn kleiner machen möchte, um ihm gleich zu ſein, ſo ſchwach bin ich nicht — ſondern ich ſage mit Taſſo — „erreich' ich einen Teil nur ſeines Werts uſw." — Oft habe ich in der letzten Zeit darüber gebrütet, ſolche Figuren und Bilder, wie Dehn, die in mein Leben einwirken und die ich zu erkennen glaube, in ein Ganzes zu faſſen und dichteriſch wiederzugeben, doch Dank meinem geſunden Gefühl habe ich dieſe Schwäche bald

überwunden, die auch wohl ihren Grund darin haben mochte, daß ich so manche Stunde, die ich sonst so süß mit musikalischen Kompositionen verträumte, nun mit nüchternen theoretischen Arbeiten zubringe, und da ich, seit ich meine Stunden bei Dehn angefangen, auch noch nicht das geringste komponiert habe, was gewiß recht gut ist, weil es mich nur zerstreuend vom Arbeiten abhalten würde — so ist es doch wieder natürlich, daß ich mich aus dieser trockenen Beschäftigung einmal wieder in jene unbeschreiblich glückliche Stimmung versetzen möchte, die mich sonst erfüllte, wenn ich mir auch nur vorübergehend einbildete, was Gutes komponiert zu haben.

Aber so Gott will, meine sehr teure Susanne, will ich mit Dehns Hilfe, dem ich alles zu danken habe, was ich einmal gut machen sollte, einige tüchtige rechtschaffene Kompositionen liefern, zu denen ich Kraft genug zu besitzen glaube, und was mir sonst Gutes aus einer näheren Bekanntschaft mit guten Dichtern erblüht, will ich dazu anwenden, um solchen Lieben, die mich überleben, eine recht klar geschriebene Lebensbeschreibung zu hinterlassen, worin ich unserm Vater, und allen, die uns lieb sind, ein recht lebendiges Andenken setzen will; denn denke Dir, wie unschätzbar es uns sein würde, wenn uns unser Vater auch nur in Bruchstücken sein Leben und Lieben, seine Gedanken über Gott und Welt hinterlassen hätte zum steten Andenken, und daß es sich als kostbares Familienstück forterbte?

Lange Zeit hat es gedauert, daß ich unsern Vater im Traume immer nur krank, wahnsinnig, entstellt sah, im Bewußtsein, daß er sterben würde oder gestorben sei, nun aber stellt sich nach und nach die alte liebe Gestalt wieder her, wie er in den heitersten Momenten seines sorgenvollen Lebens war, ich sehe ihn dann ganz wie im Leben. Gar sehr glücklich macht mich nun die Erinnerung, daß er, der doch so ganz ohne Abschied von uns ging, mich noch wenige Tage vor dem Tode an der Hand hielt und sagte, daß ich sein guter Peter sei, und daß er nie was Schlechtes von mir hören werde, und daß er noch zuletzt bei mir weinte und bei mir sein Herz ausschüttete. Die erste Wiederkehr seines Todestages habe ich gefeiert, indem ich die Nacht wach blieb und recht im Andenken

an ihn lebte — o, da war es so still! und so will ich es jedesmal machen, wenn der Tag wiederkehrt. —

Ach, es ist so schön, im Geiste leben zu können, und immer bei den Seinigen zu sein, wie unser Vater jetzt stets bei uns lebt, aber so unendlich schön ist es auch, in den Glanz lieber Augen zu sehen, liebe Worte zu hören, Hand in Hand liebend beieinander zu sein. O, wir lebten sonst so zärtlich zusammen und wenn Du manchmal traurig bist, so denke, daß auch ich ferne bin von gar so vielen, Gott sei Dank, vielen, die ich sehr, sehr lieb habe!

Cornelius' sind jetzt mit der Tante Jetta über die Alpen, und Du wirst ihre Reise in den Zeitungen verfolgen, die Du ja immer Deiner Frau Hestermann fleißig vorliesest. Ich habe nun mehr Zeit für mich und einen wesentlich besseren Flügel zum Üben, wie ich überhaupt mit Möbeln von Cornelius' ausstaffiert bin; besonders erfreuen mich die Zeichnungen zum Faust, die in schwarzem Rahmen in meiner grünen Stube hängen. Und wenn Du, meine liebe Susanne, das große Bild im Dreieck, was sonst immer in der braunen Stube am Eßtisch dem Raphaelschen Bild gegenüber hing, mit Vergnügen betrachtest, so erfreue Dich daran, denn da hast Du ganz ruhig den Geist und alles Schöne Deines Onkels in Händen, und sehne Dich dann nicht, den Mann selber zu sehen, der es gemacht hat. — Statt langen Charakterschilderungen nur eine Wahrheit — statt langen Berechnungen nur ein Fazit — welches Dich vieles andre wird erraten lassen: Er hat viele Bewunderer, Schmeichler, Gönner, Verehrer — aber — keinen Freund — keinen Freund, wie sein guter Vetter Carl Cornelius. Ewig wird sein Name strahlen in der Geschichte der Kunst — aber in den Herzen liebender Menschen? Wie lange? — Fragst Du nach Onkel Brüggemann? — den hat er noch neulich moralisch mißhandelt; dadurch nämlich, daß er ihn nur — braucht, aber nicht liebt! Fragst Du nach seinen Schwestern? — Liebe Susanne! Käme vom Himmel ein guter Genius und hielte in der einen Hand jene Vollendung der Kunst meines Onkels und in der andern jene Vollendung der Liebe meines Vaters — und ich sollte wählen — ach, ich würde wehmütig beide Augen zudrücken vor jener Hand

— aber mit beiden Händen würde ich die Liebe ergreifen! — So siehst Du mich, liebe Susanne, in dem mißlichen Falle, dankbar sein zu müssen, ohne lieben zu können.

Dein Peter.

23. An seine Schwester Elise.

Berlin, am letzten Mai 1845.

Du wirst vor lauter mütterlichen Geschäften ebensowenig Zeit haben, einen langen Brief zu lesen, als ich einen zu schreiben, darum wollte ich Dir nur kurz sagen, wie freudig ich Deinen Geburtstag mitfeiere, und wie zufrieden mich das Bewußtsein Deines Glückes macht. Glücklicherweise fällt Dein Geburtstag gerade noch in die schöne Zeit, wo die Köters (Silbergroschen) in der besten Blüte sind, und ich werde ihn mit meinen Freunden (von denen der beste auch Franz heißt, und auch so ein gemütlicher Kerl ist wie der Deinige) gehörig feiern. Ja, wir wollen ins Freie gehen, auf dem nächstliegenden Orte einkneipen, und auf Deine und Deines Franz, und nicht zu vergessen, auf des Stammhalters Gesundheit trinken. Aber, sage mir, wie ruft Ihr ihn eigentlich? Denn, daß Ihr ihn Peter nennt, das kann ich denn doch nicht glauben! Zwar läßt sich auch dieser Name, von liebendem Munde gesprochen, sehr angenehm hören, z. B. Pitterchen oder Pietro; aber kannst Du Dein Gewissen beruhigen, wenn Du denkst, daß dem armen Jungen mit diesem Namen auch alle jene erbärmlichen Verketzerungen und Schimpfreden zufallen, als: Flöhpeter, Drehpeter, langweiliger Peter, ein rechter Peter! — — Wie begierig bin ich, nun bald einmal von Dir zu hören, was für Namen Du ihm alle gibst, wie er aussieht, wie lieb er ist, wie fürchterlich er schreit usw. Ich werde ihn wohl nicht eher sehen, als wenn die Eisenbahn von Berlin nach Cöln fertig ist, und wenn dann vielleicht Franz Direktor oder dergleichen an dieser Bahn ist, so kann er mir ja wohl ein Freibillett verschaffen, denn wenn ich bis dahin nicht besser bei Köters bin, wie jetzt, so müßte ich trotz der Eisenbahn fern von Elise und ihrem Elysium in Berlin sitzen bleiben, wo es zwar sehr schön ist, aber doch nur für köterbegabte Naturen!

Wundere Dich nicht, daß ich ſoviel von Köters ſpreche — es kommt bloß daher, weil ich keine mehr habe. Ich bekomme jeden Monat von der Tante drei Taler, die ich verwenden kann, wie ich will, und die ich auch immer nur meinem Vergnügen widme. Nun iſt aber in dieſer ſchönen Frühlingszeit und in dieſem ſchönen Berlin die Verlockung, Geld auszugeben, ſo mächtig, daß ich ſchon ſeit dem 15. nichts mehr habe. Dies hat aber keineswegs die geringſte Einwirkung auf meinen Gemütszuſtand, denn im Hintergrund ſteht immer die gute Tante als deus ex machina — die hat noch Köters genug, und gibt mir auch welche, wenn ich ſie bitten wollte; aber erſtens wäre es ein Mißbrauch ihrer Güte, und dann bin ich auch zu ſtolz, eine etwaige Gardinenpredigt über meinen Leichtſinn zu hören; umgeben von Freunden, die auch keine haben, ſchwelge ich Naturſchönheit, und während ich in den erſten vierzehn Tagen mit bewundernswürdiger Routine alle Köters verpuffe, verlege ich mich in der zweiten Hälfte auf zarte Poeſie und ſüßes Schwärmen. Verliebt bin ich auch jetzt, alſo kann mir nichts mehr fehlen. Willſt Du wiſſen, wie mein Schatz ausſieht? Sie hat braune Augen, ſchwarze Haare, rote Backen. Sie ſitzt in der Akademie eine Bank vor mir beim Alt und iſt eine Stütze desſelben, wie Du es immer warſt und wie ich im Baß. Sie ſingt öfters Solo, ich auch manchmal, ſie lacht gern und iſt immer fröhlich, ich auch, ſie hat ſchwarze Haare, ich auch! — Was nun nach dieſen kleinen Sympathien die größte betrifft, die ungefähr ſo heißen müßte: „ich liebe ſie und ſie mich auch!“ Davon läßt ſich bis jetzt noch nichts ſagen; übrigens ſie ſieht mich gern, ſoviel hab ich weg, und neulich, als ich unglücklicherweiſe ganz gerade hinter ihr ſaß, daß ich immer nur den lieblichen Schwarzwald ihrer Haare, nicht aber den Sonnenaufgang ihrer Augen (Du ſiehſt, ich werde poetiſch!) ſehen konnte, erwiſchte ich doch mehrmals, als ſie ſich zu ihrer Nachbarin wandte, den äußerſten Zipfel von ihrem rechten Augäpfelchen, das nur eben einmal nebenhinaus ſchoß, und ſich dann ganz unſchuldig wieder zur lieben Nachbarin wandte, und da rechts und links von mir zwei gar zu häßliche, eklige Kerls ſaßen, ſo durfte ich doch kühn dieſes kleine Wonnetrinkgeld für mich in Anſpruch nehmen. Aus allem dieſem wirſt Du ſehen, wie

viele Anerkennung es von Onkel Brüggemann verdient, daß er mir durch seine Konnektionen den unentgeltlichen Eintritt in dies schöne Institut verschafft, wo man soviel klassische Musik hören kann; ich fehle auch niemals, und erwerbe mir dadurch den Beifall des alten Rungenhagen,[1] der ein furchtbarer Pedant ist, aber doch ein sehr guter Mann zu sein scheint. — So lebe ich hier in Berlin so schön wie Du Dir es nur denken kannst; und wenn ich mich einerseits sehr angenehm getäuscht fand, indem ich Berlin, das ich mir immer nur wie eine große Sandwüste vorstellte, als wunderschöne Stadt, und die Berlinerinnen, in denen ich mondscheinduftende, blasse Wesen zu finden glaubte, als schöne, kräftige, gesunde Gestalten finde, daß man gar nicht Augen genug haben kann, so habe ich mich andrerseits gar nicht getäuscht, daß ich hier etwas lernen würde, da Dehn ein ganz einziger Lehrer ist, und ich gewiß sein kann, bei ihm tüchtig zu werden. Ich habe nun mit zwei andern wöchentlich dreimal Stunde die Stunde zu einem halben Taler; viel Moos!) und wenn ich bis jetzt nur alles, was ich früher unzusammenhängend und unbestimmt wußte, gründlich lernte, so habe ich gestern ein neues Kapitel angefangen, was mir bis jetzt ganz unbekannt war, die Nachahmung, und nun ist denn das Trockendste überstanden, und es wird immer schöner. Zudem habe ich nun auch eine Violinstunde bei Kammermusikus Espenhahn; und hoffe, im Klavier durch eignen Fleiß nach und nach auf den rechten Weg zu kommen, und zweifle nicht, daß mir die Tante später einmal noch Stunden wird geben lassen. Das Freibillett in die Oper habe ich wieder bis Ende September und bringe genußreiche Abende in dem schönen Opernhause zu.

Nun schließe ich das kleine Briefchen, das wohl erst einige Tage nach Deinem Geburtstage, aber doch frühe genug ankommen wird, um Dir die einzige Freude zu machen, die ich Dir in weiter kötelloser Ferne machen kann, aber auf Deinen Geburtstag — da — wolle mer mal, wolle mer mal, heirassassa, lustig sein, lustig sein! Tralallerallala.

[1] Karl Friedrich R. 1778—1851, Zelters Nachfolger an der Singakademie in Berlin.

Küsse vielmals Deinen Franz und den kleinen Stammhalter und Majoratserben von

Deinem Peter.

24. An seine Schwester Susanne.

Berlin, 16. Juli 1846.

Mit Schaudern sehe ich, liebste Susanne, daß ich am 16. Februar zuletzt an Dich und Frau Hestermann geschrieben und auf den am 14. März von Dir erhaltenen Brief noch immer nicht geantwortet habe. Heute ist zum erstenmal seit langer Zeit ein Tag, wo ich mich unbesorgt und heiter diesem lieben Geschäft hingeben kann, und ich will ihn auch nicht vorübergehen lassen, ohne ihn für Dich zu benutzen. Habe ich doch sogar, was doch gewiß sonst noch nie geschehen ist, Deinen Geburtstag ohne Gratulation vorübergehen lassen! Unverzeihlich! Kein Brief, geschweige denn ein Gedicht, wie es sich doch gepaßt hätte für ein 18jähriges Susannchen! Aber, liebes Kind, die Zeit, die Zeit, wo sie hernehmen, und dazu noch die Lust, die Freiheit des Lebens, die dazu gehört. Heute ist so ein Tag, wo ich dichten möchte, aber siehst Du, ich muß ihn schon wieder benutzen, um Dir nur ganz prosaisch ein Lebenszeichen von mir zu geben. — Ich habe nun meine erste größere Komposition beendigt, und, wie mir Dehn früher versprochen hat, soll damit mein Kursus bei ihm beendigt sein. Allerdings habe ich dann noch lange nicht alles gelernt, was bei Dehn zu lernen ist, aber ich bin doch so weit, daß ich selbständig weiter gehen kann, und muß, denn was kann am Ende diese fortwährende Vormundschaft helfen? Es sind nun gerade bald zwei Jahre, daß ich mich, meiner Freiheit entsagend, in Dehns Leibeigenschaft begab, und ich bin nun froh, daß ich der Freiheit wiedergegeben bin. Die Komposition, von der ich spreche, ist der 50. Psalm:[1] Miserere mei Deus, für vier Stimmen ohne Begleitung im Stile alla Capella; er enthält zehn Nummern, von denen ich heute Morgen die letzte fertig gemacht habe, nämlich die Schlußfuge. Wenn Dehn damit zufrieden ist, so werde ich das Ganze noch einmal tüchtig korrigieren, nochmals Dehn vorlegen,

[1] Diese Komposition hat sich nicht erhalten.

es dann in Stimmen abschreiben und entweder bei Brüggemanns oder Cornelius' von etwa acht bis zwölf Stimmen singen lassen;[1] auch will ich damit zu Meyerbeer gehen, und hören, was er darüber sagt. Entläßt mich dann Dehn, wie er mir versprochen, und mit Gewogenheit, und habe ich erst noch ein Jahr fleißig für mich gearbeitet, so zweifle ich nicht, nach Verlauf dieser Zeit irgend ein Werk, das meines Namens nicht unwert ist, der Öffentlichkeit übergeben zu können, ist das erst einmal geschehen, so gibt eins das andre. Carls Hiersein hat für mich den großen Nutzen gehabt, daß er mir einfach meine Verhältnisse klar machte, und hat mir als die nächste, dringendste Notwendigkeit hingestellt, daß ich selbständig werden müsse. Bis jetzt habe ich mich immer gehen lassen und nahm alles wie es kam, ohne mir ein bestimmtes Bild der Zukunft zu entwerfen, und unter uns gesagt, liebe Susanne, kann ich mir das auch so sehr nicht verdenken; denn sage nur selbst, wo sollte mein froher Lebensmut hingekommen sein, den ich doch zu meiner Kunst so nötig habe, wie das liebe Brot, wenn ich mich ängstlich mit Sorgen hätte quälen wollen? Aber nun ich einmal durch Carl eingesehen habe, was mir Not tut, nun strebe ich mit Eifer danach, und will nicht eher ruhen, bis ich mich, wenigstens hinsichtlich der Unterstützung, ganz von Cornelius und Brüggemann emanzipiert habe und ihnen selbständig gegenüberstehe, wenn ich nur noch einige Privatstunden bekommen kann, so ist das auch kein Ding der Unmöglichkeit. — — —

Zum Empfang Cornelius' habe ich ein Lied gedichtet und komponiert,[2] wovon ich Dir hier einen Text mitschicke, zum Andenken. Es hat beim Ohm Cornelius eine gute Wirkung getan, und ich freue mich, daß ich der Familie Cornelius gegenüber eine bei weitem

[1] Darauf bezieht sich eine Tagebuchnotiz: „Aus dem Anfang des Jahres 1847 muß ich einer Soiree bei Cornelius' gedenken, zu welcher Humboldt und die vornehme Künstler- und Gelehrtenwelt Berlins geladen war. Ich führte dort einen Vokalsatz aus meinem Miserere auf. — — Nach beendigtem Stück ging Cornelius mit großen Schritten auf mich zu und gab mir die Hand und ihm folgten viele aus der Gesellschaft um mich zu komplimentieren. Unter andern Obrist Webern und Geheimrat Olfers."

[2] Hat sich nicht erhalten.

selbständigere Stellung jetzt schon einnehme, als es vor ihrer Abreise nach Italien der Fall war. — — —

Dein Peter Cornelius.

25. An Fritz Arndts.

Berlin, 13. September 1848.

Zuerst das wichtigste, lieber Fritz, daß ich nämlich im Herbst nicht reise, sondern daß wir den Winter noch zusammenbleiben. Mein Bruder Carl hält dies auch für das vernünftigste, und die Reise läßt sich nicht eher bewerkstelligen. Bis zum Frühjahr aber wird meine Mutter in Michelstadt nötig sein, weil allem Anschein nach bis dahin meine Schwester Elise dann ihre zweite Niederkunft halten wird. Auch Auguste bleibt bis dahin noch ruhig bei mir, lernt Singen, Klavier, Theorie, Italienisch, Englisch und übt sich im Französischen. Die Jüngste aber hat nun in Mainz eine Stelle als Haushälterin angenommen. So kann ich also diesen Winter noch einmal alle Berliner Quellen für mein Studium benutzen, um dann auch in der größten Einsamkeit, möge mich das Schicksal verschlagen wohin es wolle, vollauf davon zehren zu können. Außerdem will ich schon den Winter über kleine Ausflüge machen, und sonst für meinen Eintritt in die Öffentlichkeit, den ich jetzt mit Kühnheit wagen darf, sorgen. Gegen Ende dieses Monats kommt Reissiger[1] von Dresden hierher; ich werde ihn bei Dehn kennen lernen, ihm mein Stabat[2] usw. vorspielen und ein gutes schriftliches Zeugnis von ihm erhalten. Sodann will Brüggemann Kompositionen von mir an Spohr nach Kassel schicken, um auch von diesem eine schriftliche Begutachtung zu erhalten. Was man dann schwarz auf weiß besitzt, lieber Fritz, das kann man getrost mit in die weite Welt nehmen. Sodann hoffe ich mit guten Empfehlungen von Dehn und Cornelius versehen, Liszt in Weimar zu besuchen, von dem ich am ersten auf wirksame, tatsächlichste Unterstützung wie etwa Empfehlung an Verleger, oder zu einer Stelle, oder am besten

[1] Gottlieb R., Komponist 1798—1859.

[2] Nicht auffindbar.

nach Paris!! hoffe, will auch das Leipziger musikalische Treiben etwas kennen lernen und zuerst den nächsten Ausflug zum alten Schneider nach Dessau machen. Durch alle diese Pläne, wenn sie auch, wie es ja bei mir vorauszusetzen ist, nur zur Hälfte ausgeführt werden, läßt sich ruhig bis zum nächsten Frühjahr eine bessere Zeit abwarten. Bis zum Oktober verschafft mir mein Bruder Carl das Geld, um bei Gährich den Kursus in der Instrumentation durchzumachen, und ich kann bis Ostern dann noch bequem eine Sinfonie oder Ouvertüre schreiben, und reise dann in jeder Hinsicht gut versehen in die Welt.

In meinem Tagebuche steht am 3. August folgende Stelle: Stabat mater fertig.

Ich hatte die letzte Woche und besonders die letzten Tage, je näher es ans Ende kam, haarig daran gearbeitet, und freute mich über alle Maßen, es fertig vor mir zu sehen. Dehns Lob, welches er in den Worten gegen mich aussprach: „Ihr Stabat ist ein Werk, welches Ihnen alle Ehre macht!" und von dem er dem alten Esser in meinem Beisein sagte: „Da hat der Cornelius jetzt ein Werk für Eure Kirche geschrieben, worauf Ihr stolz sein könnt!" befriedigte mich vollkommen und ich hatte die glückliche Idee, etwas auf meinen Lorbeeren zu ruhn, und mich der süßen Bummelei mit rückhaltloser Seele hinzugeben.

Ich ging nach Tegel. Aus den nachfolgenden kleinen Gedichten[1] magst Du erkennen, wie der Aufenthalt poetisch wirkte. Das letzte Lied von mir und noch zwei von Heyse komponierte ich und betitelte das Ganze: „Ein Tag in Tegel"[2] — — — — Doch wenn ich Dir soviel von Bummeleien erzähle, mußt Du nicht denken, daß ich so lange ganz gefaulenzt habe. Im Gegenteil fing ich seit dem 19. August wieder tüchtig bei Dehn an und habe unter anderm an einer Fuge mit vier Subjekten gearbeitet, die mir als eine

[1] „See, wie ist mein Herz dir ähnlich" und „An dem Seegestade düster".

[2] Die Komposition des Gedichtes: „An dem Seegestade düster" ist erhalten und zum ersten Male gedruckt in der neuen Gesamtausgabe von Breitkopf u. Härtel Einstimmige Lieder und Gesänge. Die beiden Kompositionen nach Heyse gehören vermutlich zu den fünf erhaltenen. Einstimmige Lieder und Gesänge 1—5.

Quintessenz von Schulfuxereien ungeheures Plaisier machte. Es macht mich allerdings ein wenig stolz, und ich sehe es als erste Ernte eines fleißig verlebten Semesters an, daß ich Herr über die Noten geworden bin. Ich flehe den Herrn nur um Gesundheit an, damit ich zeigen kann, ob mir meine Kunst am Herzen liegt oder nicht, damit ich Proben ablegen kann, ob ein redliches Streben in mir gelebt hat. Sonst verlange ich nichts, und werde keine Minute um die Gunst des Glückes buhlen, sowenig ich ihm den Rücken wende. Das Glück ist die Lieb', und die Lieb' ist das Glück, sagt Chamisso, und so bin ich glücklich, glücklich in Tränen und Not, glücklich auch im Tod noch — eine Tragödie ist auch ein schönes Stück, doch ziehe ich die antiken vor, bei denen keineswegs ein unglücklicher Ausgang vorausgesetzt war.

Lieber Fritz, mein Papier ist zu Ende; aber wie ich lange eh' ich anfing in Gedanken schon an Dich schrieb, so schreibe ich noch jetzt im Herzen fort, und mir fällt dabei noch manches gute Wort ein, was ich Dir später einmal sagen will. Ich wollte, Du schriebest mir bald einmal wieder, und wünschte, wir möchten diesen Winter im wahren Sinne des Wortes zusammenleben, auf daß wir dann in vielleicht langer Trennung recht an der Erinnerung zehren könnten.

Dein Peter.

26. An seinen Bruder Carl.

Berlin, 24. Dezember 1848.

Heut ist Sonntag, mein Geburtstag, lange Feiertage liegen noch vor mir und ich kann endlich alles andre bei Seite werfen, um aus freiem, fröhlichen Herzen Langes und Breites über alles was uns betrifft mit Dir zu reden, mein lieber und liebster Carl, mein lieber Bruder, mein treuer und wahrer Freund! Nicht etwa darum, daß ich solange in der letzten Zeit gegen Dich geschwiegen, Geschäftsbriefe elend vernachlässigt und Dich dadurch oft in Harnisch gebracht, will ich Dir Abbitte tun, nicht um die paar Taler, mit denen Du mir geholfen, so wichtig sie waren, will ich den lang versäumten Dank nachholen — das sind Zufälligkeiten des menschlichen Lebens, über die ich mich nicht gerade mit genialem Stolz

wegsetzen will, aber die in meiner Brust Platz machen müssen dem Höheren, dem Ganzen. Diesem Höheren widme ich gern einmal an meinem Geburtstage eine stille, abgeschiedene Stunde, wie die jetzige, und wie ich so an Vergangenes und Zukünftiges denke, wird ein ganz andrer Tank in meinem Innern laut, den ich Dir, lieber Carl, so gut ich es vermag treu und fest mit Handschlag und Kuß an Dein brüderliches Herz legen will. — Du hast mich zuerst herausgerissen aus der gefährlichen Zerstückelung meines Trachtens und Treibens, hast mir mit sicherer Hand den einen richtigen Weg gezeigt, als ich, wenn auch kein Herkules, doch wenigstens ein Peter in der Fremde, am Kreuzweg stand; Du hast, indem Du glücklich gutmachtest, was unser Vater bei gutem Willen und wohl auch durch eine tiefe Liebe zu seiner Kunst geleitet, bei mir verfehlt hatte, mein Leben und Sein zu einem Ganzen gemacht, und es erfüllt mich ein großes freudiges Gefühl, in meiner teuern Kunst ganz zu leben, alle meine Kräfte, wie sie nun einmal in mir sind, daran zu setzen, um ein tüchtiger Musikant zu werden. Ich darf heute, indem ich Dir dies sage, froh und stolz sein, nicht weil Dehn mich lobt, wo er sonst tadelte, nicht weil mir vielleicht hier und da eine Arbeit geglückt ist, nicht weil ich vielleicht mit fleißigen Tagen prahlen dürfte, nein stolz, und recht von Herzen stolz macht es mich, daß ich mich auf dem rechten Weg weiß, daß ich aller Afterkunst frei ins Gesicht hohnlachen kann, daß ich hungern und darben kann und doch ein Künstler sein, daß ich allen glänzenden Flitter unsres Daseins stolz mit Füßen treten kann, daß ich fest und unverrückt über Dorn und Stein, über jahrelange, mühselige Arbeit meinem Ziele zugehe — daß sie, ob sie mich alt oder jung hinlegen werden, von mir sagen sollen: Jeder Zoll ein Musikant! — Und als ich hier in Berlin nahe daran war, zu verschwiemeln und mich im unbestimmten Dämmerlicht zu verlieren, da hast Du mir die Mutter auf den Hals gesetzt, ich mußte Familienvater werden. Jetzt, wo sie fort ist, wo wir ein Jahr lang fidel und treu, sorgend und scherzend zusammengelebt haben, nachdem der Ernst einer stillen Haushaltung mich geheilt hat von dem sorglosen Hinleben der flotten Burschenwirtschaft, nachdem mein Schneider ganz, mein Schuster fast bezahlt ist, seitdem die lärmenden Halb-

freunde weggeſchwunden ſind aus der ſtillen Kneipe, erſt jetzt danke ich Dir auch dafür, mein lieber Carl, daß Du es ſo gewollt, daß Du es ſo durchgeſetzt haſt. — Und zuletzt nun danke ich Dir dafür, daß Du mir den Unterricht bei Gährich zugänglich gemacht, und ſo meinen hieſigen Studien die Krone aufgeſetzt haſt. — Ich bin jetzt im zweiten Monat, und habe im erſten damit angefangen Beethovenſche Sonatenſätze für Orcheſter zu arrangieren. Sodann habe ich ſelbſt eine Ouvertüre für großes Orcheſter komponiert, und habe zuletzt zwei Märſche für Infanterie- und Kavalleriemuſik geſetzt, um in jedem Genre au fait zu ſein.[1] Nun nehme ich mit Gährich mein Stabat mater noch einmal vor, um in größeren Werken Arien, Fugen, Chöre uſw. uſw. gehörig zu inſtrumentieren. Auf dieſe Art vollende ich mein Stabat mater in einiger Zeit, daß es während Januar in jeder Hinſicht fertig zur Anſicht oder Aufführung daliegt. — Am vergangenen Donnerstag war ich mit Dehn bei Cornelius und holte mir den andern Morgen bei erſterem Bericht über den Ausgang der Konferenz. Es würde ſehr intereſſant für Dich, aber zu lang für einen Brief ſein, denſelben ſo haarklein zu leſen, wie ihn Dehn mir erzählt hat. Genug, wenn ich Dir die Hauptſache in folgendem erzähle. Dehn erklärte, daß ich gegen Mitte Januar meine Studien vollſtändig bei ihm würde vollendet haben, daß ich dann von ſeinem Rat unterſtützt ein Tedeum ſchreiben ſolle, was in der nächſten Zukunft am Ende am erſten zur Aufführung zu bringen ſein würde, und welches zu ſchreiben ich jetzt in jeder Hinſicht fähig wäre. Sodann wolle er mir im Frühjahr die nötigen Zeugniſſe geben, und Cornelius möge mich dann zu einem Aufenthalt in Dresden von etwa 8—14 Tagen ausrüſten, um mir von Reiſſiger und Klengel,[2] für ihn die beſſeren Repräſentanten der alten und neuen Schule, Zeugniſſe über meine techniſche und poetiſche Fähigkeit ausſtellen zu laſſen. Dies, und daß Cornelius damit einverſtanden war, iſt die Hauptſache ſeiner Erzählung, im ganzen war er aber durch den unleidlichen Stolz, durch die verletzende Behandlung, mit der man ihm, ich möchte ſagen, nicht entgegenkam, ſondern ihm den Rücken wandte, durchaus

[1] Dieſe Verſuche haben ſich nicht erhalten.

[2] Aug. Alexander K., Klavierſpieler und Komponiſt 1783—1852.

empört, und ich konnte ihm darin nur vollständig recht geben. Ich habe dadurch nur einen Parteigänger an Dehn gewonnen, wenn ich danach streben werde, mich mit guter Art und mit aller Dankbarkeit der Abhängigkeit zu entziehen, in der ich mich zu den hiesigen Verwandten befinde, und dies kann nur geschehen, wenn mit der Reise nach Dresden auch zugleich ein entschiedener Abschied auf lange Zeit von dem lieben leidigen Berlin genommen wird. — Was nun Dehn betrifft, so habe ich ihn dadurch, daß ich zu ihm zurückkehrte und beharrlich und unverdrossen seine Schule durchmachte, mir wirklich zum unverstellten und aufrichtigen Freund gemacht. Er will mir wohl, das sehe ich aus Großem und Kleinem. Der Mensch lebt nicht allein vom Brote, lieber Carl! Daß Dehn das letzte Jahr monatlich seine festen 8 Taler durch mich verdient hat, das war ihm sehr lieb, und er sagte mir ganz offen: „Jetzt werd' ich Sie bald laufen lassen, so schwer ich auch Ihre 8 Taler entbehren werde. Aber was hilft das alles!" Aber daß ich seit zwölf Jahren der erste wieder war, der die höheren Gattungen der Komposition bei ihm durchgemacht, der allererste, dem er die Komposition zu einem Cantus firmus lehrte, also teils einer der wenigen, teils der einzige an dem er Freude hatte für manche Nacht, die er über den lieben, dicken Folianten gesessen hat, das tut auch etwas zur Sache, und ich bin fest überzeugt, seine Freundschaft wird mit den 8 Talern nicht aufhören, er wird mich auch in der Ferne mit seinem guten Rat unterstützen, und er wird mir mit seinen großen Schwächen und seinen großen Vorzügen, mit seinem unerschöpflichen Schatz von musikalischem Wissen, mit seinen großen Vorurteilen und seinen großen Urteilen immer ein Gegenstand der Verehrung, und, ich darf sagen, der Zuneigung sein. Der Mann hat viele Feinde, was schon ein Beweis ist, daß er kein gewöhnlicher Kerl ist; um so mehr würde mir die Hoffnung schmeicheln, ihm in späteren Jahren als dankbarer und fruchttragender Schüler einmal ein schonender aber aufrichtiger Freund zu sein. — So liegt denn noch ein Vierteljahr voll lieber und schöner Arbeit vor mir, lieber Carl, möchte ich sie heiter und gesund vollenden können. Dann sind die Lehrjahre vollendet, und habe ich auch ein paar Semester zugesetzt, so hoffe ich mein Examen um so besser zu bestehen. Möchte

ich den Himmel, der mir ich on so viel aus vollen Händen gegeben, noch um etwas bitten, so wünschte ich mir nach den Lehrjahren ein paar Jahre frische, freie Wanderschaft in der weiten Welt herum. Italien, Wien und vor allem Paris! Paris liegt lockend vor meinen Augen, mir ist immer als müßte mir in Paris ein guter Stern aufgehen! — Doch wie weit trägt mich da mein luftiges Hirn! Dir wird ohnedies die Stirn sich in Falten ziehen und Du wirst verächtlich sagen: Ah, Paris, Bonaparte Präsident usw. usw. Ich kehre von der schnellen Gedankenreise auf den bescheidenen Boden der Wirklichkeit zurück. — — —

Ihr werdet nun bald in Frankfurt einen deutschen Kaiser wählen[1] und dann auseinander gehen, und wir werden Dich auf die Art hoffentlich bald sehen, obgleich ich Dir von Herzen wünschte, Dich in Frankfurt noch länger in einer Stellung zu sehen, die Dir so ganz zusagt. Ich fürchte nur, lieber Carl, daß es mit unsrer deutschen Einheit in der nächsten Zukunft scheu aussehen wird. Wollte Gott, der König von Preußen täte einmal einen ernsten Schritt aus seinem ganzen bisherigen schwankenden Treiben heraus, nähme die Kaiserkrone ohne Rückhalt und ohne Koketterie in die Hand und versuchte nun einmal mit Würde und Kraft den Platz auszufüllen, den ihm die Geschichte, den ihm das Glück schon seit acht langen Jahren bietet und immer wieder bietet, trotzdem daß er beide immer wieder mit Füßen tritt, wollte Gott, daß er dann als Kaiser durch die Wahl eines großen Volkes anders aufträte, wie als König von Gottes Gnaden. Er ist der einzige der jetzt lebenden Fürsten, der trotz alledem und alledem noch berufen wäre Deutschlands Heil zu fördern. — Aber ich fürchte — er wird es nicht — er wird das von Gottes Gnaden der andern Herrscher zu sehr in Ehren halten, um sie nötigenfalls zum Teufel zu jagen — er wird schwanken und schwanken, bis das Volk gezwungen ist, in einer großen allgemeinen Revolution sein Heil zu versuchen. — Du schriebst mir damals als Du noch nicht wußtest, daß der Genius Preußens den passiven Widerstand erfunden hatte, daß ich mich nicht in den Kampf mischen solle. Nun wir haben jetzt Belage-

[1] Sein Bruder Carl war von 1848—49 Mitglied der deutschen konstituierenden Nationalversammlung.

rungszustand und ich kann Gott sei Dank ruhig ausstudieren, wie heute die Weihnachtsbäume ruhig ausbrennen können. Ich stand hier zur Majorität der Kammer, und hätte sie gesagt: Schlagt los, ich hätte losgeschlagen — ich stehe zur Majorität der Kammer in Frankfurt, und wenn sie sagt: Schlagt los, so schlage ich mit — denn ich halte es in unsern Tagen für Pflicht des Mannes, offen und frei seine Meinung zu sagen, und sie, wenn es gilt, mit meinem Blute zu bekräftigen. Ich halte es aber auch für Pflicht, selbst wenn mein Herz immer auf der linken Seite schlagen wird, meinen rechten Arm der Rechten zu weihn, wenn sie die Majorität hat. Denn die Majorität der Kammer ist die Stimme der Mehrheit des Volkes und ihrem Rufe müssen wir folgen, wenn Einheit entstehen soll. Wählt ihr also den König von Preußen zum deutschen Kaiser, so huldige ich ihm, aber in der deutschen Kammer wähle ich meinen Kandidaten zur Linken, und meine Zukunft heißt: Republik. — Seit etwas länger als einem Jahre lebe ich in intimerem Umgang mit Paul Heyse, einem jungen Dichter, der sich aber nicht etwa dünkelhaft selbst so nennt, sondern wirklich mit aller Kraft strebt, es zu werden und zu sein. Er hat schon früh angefangen produktiv tätig zu sein, und hat sich bald eine große Leichtigkeit im Formenwesen erworben. Er hat viel Lyrisches geschrieben, mehrere Märchen, die allerliebst sein sollen, hat sich in zwei Novellen versucht, die ich beide kenne, von denen die erste ein sehr verschrobenes Ding ist, die zweite aber schon bei weitem besser geriet. Während der Zeit unsrer näheren Bekanntschaft arbeitete er längere Zeit sehr eifrig an einer Tragödie, worüber wir viel zusammen sprachen. Dann ließ er sie liegen und arbeitete ausschließlich an einem Epos im Nibelungenversmaß. Er hat jetzt einen Operntext für Taubert gedichtet, den dieser auch schon in Arbeit hat; vielleicht wird dies das erste sein, was ihn bekannt macht, da er bis jetzt noch nichts herausgegeben hat. Einiges, was ich aus der Oper gehört, zeigt viel lyrische Gewandtheit und ich hoffe, daß auch der Gang der Handlung unterhaltend und befriedigend sein wird — Ich habe bis jetzt in der wenigen Zeit, die mir zu solchen Sachen übrig bleibt, sieben Lieder von ihm komponiert, von denen einige allgemeinen Beifall erhielten; ich habe darin Besseres geleistet, als je

vorher in diesem Genre.[1] Wir haben früher öfter über Liederkompositionen gesprochen, Du gabst mir ja selbst den ersten Text in die Hand, es wird Dir daher interessant sein, diese Lieder einmal zu hören. Mich freuen sie hauptsächlich, weil sie mit dazu dienen, Dichter und Komponist im regen Wechselverkehr zu erhalten. Ich nehme viel Anteil an seinen Arbeiten und so oft wir zusammenkommen, unterhalten wir uns über seine und andre Dichtungen. Er ist ganz erfüllt von seinem Beruf, studiert fleißig Philosophie und Kunstgeschichte, liefert Rezensionen in hiesige Kunstblätter — kurz er lebt und webt nur in seiner Kunst und der davon unzertrennlichen Wissenschaft. Dies alles und sein gefälliges jugendliches Wesen (er ist 19 Jahre alt) macht mir ihn lieb, und ich hoffe, unsre Freundschaft wird für alle Zukunft für unser Leben und unsre Kunst fruchttragend sein. Er geht im Frühjahr, sein drittes Studienjahr in Bonn zuzubringen. — Er hat mich für den Winter in einen ästhetischen Klub gebracht, wo wir uns mehrmals sehr gut unterhielten, und wo ich mich auch zweimal mit lyrischen Gedichten hören ließ, die zu meiner großen Freude allgemeinen Anklang fanden, und mir schon wiederholt zur Abschrift abgefordert wurden. —

So ist dieser Brief, der leider nicht alles enthalten kann, was ich Dir wohl sonst noch zu sagen hätte, zu einem Gratulationsbrief zum neuen Jahr geworden. Möge es der Welt Besseres und uns nichts Schlimmeres bringen als das Wunderjahr 1848 gebracht hat. Sobald ich kann, schreibe ich Dir einmal wieder, doch fürchte ich, der Januar wird mich sobald nicht dazu kommen lassen. Nun, nimm ein für allemal vorlieb, mit oder ohne Briefe mit Deinem treuen

Peter Cornelius.

[1] Erhalten davon sind fünf: Wenn die Hähne frühe krah'n. Schäfers Nachtlied. Musjes Morgenrots Lied. In der Mondnacht. Im Lenz.

27. An seinen Bruder Carl.

Berlin, den 26. März 1849.

Lieber Carl! Ich hoffte auf einen ausführlichen Brief von Dir, hätte ihn aber nicht abgewartet, um Dir zu schreiben, wenn ich Dir überhaupt etwas Wichtiges und Entscheidendes hätte schreiben können. Jetzt habe ich etwas Wichtiges, erwarte aber auch Deine Antwort umgehend, bestehe sie auch nur in ein paar Zeilen.

Schon seit Ende Januar gehe ich mit dem Plan um, Berlin zu verlassen und in Paris mein Glück zu versuchen. Ich gedachte dort Meyerbeers Zeugnisse über meine Kompositionen einzuholen, mir vermittelst derselben und seiner speziellen Empfehlung Stunden zu verschaffen, um leben zu können. Zu gleicher Zeit wollte ich bei Garcia einen Kursus in der Gesanglehre durchnehmen, um nachher in Deutschland oder sonstwo als Schüler desselben aufzutreten. Alles übrige, was mir der dortige Aufenthalt nutzen konnte, mag ich Dir nicht schreiben, denn ich fürchte, daß Du schon dies für unnütze Ideale halten wirst. — — Gegen Ende Februar wurde in den hiesigen Zeitungen eine Extrafahrt nach Paris bekannt gemacht, welche am 20. März spätestens stattfinden sollte. Es wurden fünf Tage Aufenthalt daselbst festgesetzt und der letzte Platz kostete für eine Person 10 Taler hin und zurück. Dies war Wasser auf meine Mühle. Auguste und ich konnten mit Benutzung meines Reisegeldes nach Dresden, nach Paris — und wenn für uns Beide nach fünftägigen Bemühungen nichts zu machen war, so stand uns noch immer der Rückweg offen. Die Fahrt schob sich aber hinaus, und so rückt nun die Zeit herbei, wo wir unsre Wohnung verlassen müssen, die ich natürlich nicht wieder auf ein halbes Jahr mieten konnte, ohne daß uns ein Ausweg offen steht. — Ich habe währenddem alle Schritte versucht, um hier in Berlin zu etwas zu kommen. Ich bin mit Auguste bei Taubert,[1] dem Kapellmeister der Oper gewesen, der sie aber an die italienische Oper wies, da sich an der hiesigen deutschen Oper wenig Partien für ihre Stimm-

[1] Wilhelm T. 1811—91, bek. Komponist.

lage finden würden, und außerdem, was er mir vorher schon gesagt hatte, jetzt alle Stellen an derselben besetzt wären. Auch ich hatte mir ein Urteil über meine Kompositionen von ihm erbeten, und ihm zu dem Zweck schon einige Tage vorher mein Stabat mater ins Haus gebracht. An dem Tage selbst, an dem ich mit Auguste da war, sagte er, er möchte lieber etwas ganz Freies von mir hören, und ich spielte ihm eine Sonate vor und sang ihm ein halbes Dutzend Lieder. Er zog aus dem Ganzen den Schluß, daß ich mich auf Gesangkompositionen verlegen sollte; zu größeren Instrumentalkompositionen gehöre mehr Selbständigkeit — der Text rege die Phantasie an, übrigens habe er auch im Stabat mater an den wenigen Nummern, die er gelesen, gesehen, daß ich gut für Gesang schriebe, und er riete mir daher, mich auf Gesangunterricht und auf Gesangkomposition zu legen, besonders da ich mit dem „Wort" umzugehen wisse. (Es war nämlich eins der Lieder von mir gedichtet und sämtliche ins Französische übersetzt.) So, lieber Carl, lautete das Endurteil über meine vierjährigen Studien. Ich war mit einer Tragödie gekommen und er sagte: Dichten Sie Lieder — ich war mit Plänen zu Palästen gekommen und er sagte: Bauen Sie Ställe. Sodann versuchte ich mein Glück bei Nicolai,[1] dem andern Hofkapellmeister. Dessen Endurteil erfuhr ich heute Morgen. Es heißt, daß ich gar nichts verstehe, daß ich keine Note richtig schreiben kann, daß ich lieber bei Reithardt, Grell, Taubert usw. hätte lernen sollen, nur nicht bei Dehn. Aus der ganzen Geschichte ging hervor, daß er auf mich nur als auf den Esel schlug, aber den Sack meinte, nämlich Dehn. Ich will Dir nicht das ganze Gespräch Wort für Wort hersetzen, kurz, ich war von dem Augenblick an verloren, wo die zwei Worte: Dehns Schüler über meine armen, unglücklichen Lippen gekommen waren. — Vor nun fast fünf Jahren sagte Mendelssohn zu mir: Sie haben Talent, aber Sie müssen erst was lernen. — Sodann sagte er: was Sie lernen können, können Sie bei Dehn lernen. Meyerbeer sagte dasselbe. Nun nach fast fünf Jahren, wo ich bei Dehn gelernt habe, was ich lernen konnte, komme ich zu Nicolai, und der sagt mir: „Sie scheinen ein

[1] Otto N., der rühmlich bekannte Komponist der „Lustigen Weiber von Windsor" 1810—49.

Mensch von Talent zu sein, aber Sie haben nichts gelernt belegt sein Urteil aber mit keiner Note! . Wenn mich schon damals, als ich von Mendelssohn kam, ein kleiner Schwindel anwandelte, als ich über die Spree ging, so müßte ich mir jetzt den dicksten Stein um den Hals binden, und mich an der entlegensten Stelle ersäufen. — Aber wenn es wahr ist, daß Hopfen und Malz an mir verloren sind, so will ich mir es erst von höherstehenden Richtern bestätigen lassen. Jetzt will ich erst recht nach Paris gehen und mir von Meyerbeer sagen lassen: Du kannst nichts, und es mir von Halevy sagen lassen, und von einem nach dem andern, wie die großen Herrn alle heißen mögen. Aber wenn die Leute es nicht sagen, wenn sie auch nur einen Funken Poesie in meinen Zudeleien leuchten sehen, so will ich mir da mein Brot verdienen oder erbetteln, und will noch lange nicht in die Seine springen, und will mich vom Lied bis zur Oper oder zur Sinfonie langsam hinaufschmarotzen, ich will Noten schreiben oder Bedienter werden, wenn es sein muß — alles will ich, und will es mit dem Leben aufnehmen — alles dort, aber hier will ich nicht zu meiner Schmach herumgehen, daß man mit Fingern auf mich weist, und sagt: Seht, an den hat sein Onkel hundert und wieder hundert Taler verschleudert, und hätte sie wahrlich besser den Armen geschenkt, denn er hat nichts gelernt und kann keine Note richtig schreiben. —

Darum ergeht nun an Dich mein Hilferuf, lieber Carl. Ich war heute Morgen sogleich nach der Geschichte mit Nicolai bei Cornelius und bat ihn, daß er mir die Unterstützung zur Reise nach Dresden für Paris gewähren möge und mich an Meyerbeer empfehlen solle. Ich sagte ihm, daß ich nicht alles von ihm allein verlange, sondern daß ich an Dich schreiben wolle, um zu hören, was Du tun könnest. Er sagte, ich solle nur erst einmal an Dich schreiben. Nun weiß ich allerdings, daß Du für mich alles getan hast, was Du tun konntest, und wenig oder nichts mehr wirst tun können, dennoch aber sende ich diesen Hilferuf an Dich, und bitte Dich, mir mit wenigen Zeilen so schnell als möglich zu antworten. Falls Du nichts tun kannst, und Cornelius also auch soviel wie gar nichts tun wird, so steht mir nur noch die Aussicht offen, bei Madame Egells und beim alten Esser um Hilfe zu flehen, und

wenn diese beiden mich im Stich lassen, so stehe ich von allen Seiten verlassen da, und muß eben in Berlin bleiben. Mit welchen Gefühlen und unter welchen Auspizien ich dann mit Auguste in eine neue Wohnung ziehen werde, kannst Du Dir denken. Ich werde Dir nicht Angst machen mit dem Grauen, was durch eine solche gänzliche Zerstörung meiner Lebenshoffnungen über mich hereinbrechen wird. Bin ich doch excentrisch, wie es der Vater war, hänge meine Hoffnung an ein Nichts, stelle mir alles so schwarz wie möglich vor, und denke mir jetzt als eine Hölle, was vielleicht nur ein reinigendes Fegefeuer sein wird. Aber das weiß ich, lieber Carl, daß Du mein Leiden mitfühlen wirst, wenn Du es auch nicht lindern kannst, das weiß ich, daß Du es mit mir fühlst, wie mir das Berliner Pflaster unter den Füßen brennt, wie der Himmel hier mit allen Wolken auf mir liegt, und daß auch der blühendste Tiergarten mit all seinen Nachtigallen keine Frühlingsmelodie mehr in meinem Herzen erwecken kann.

Lebe wohl, lieber Carl, jetzt und immer

Dein treuer

Peter Cornelius.

28. An seinen Bruder Carl.

Berlin, den 22 April 1849.

Ja wär' der Kreuzweg nicht gekommen
Und hätt' ich nicht gedacht, es schneit,
So wär' ich jetzt wer weiß wie weit

So aber sitze ich wieder einmal in Berlin fest, und ich fürchte auf längere Zeit als mir gut ist. O, über diesen ewigen Widerspruch im Menschen, daß ich mich nun hier aus dem schönen Berlin wegsehnen muß, wo man alles haben kann, was das Herz begehrt, und was mir gewiß überall fehlen wird, wo ich sonst hingehe. Deine Pläne, lieber Carl, mit einer geringfügigen Stelle in einer kleinen Stadt, haben mir das Herz warm gemacht. Wenn ich mich jetzt im schneeigen April in eine schöne Gegend versetzt denke mit Wald und Berg, wo ich die ersten Jahre komponierend herumstreifen könnte, wenn ich meine Stunden gegeben hätte, oder meine Orgel

gespielt, oder meinen Gesangverein eingepaukt, und dann später meine Lina spazieren führen konnte und sagen: Nun, ist es nicht ganz schön hier? Wie gefällt Dir das? — und sie dann auf westfälisch lispelte: Sehr schön! — Und wenn ich dann jedesmal zu Ostern oder Weihnachten eine neue Messe komponiert hätte, und sie dann zu allgemeinem Enthusiasmus meiner Hildesheimer oder Bergbacher oder Schönthaler aufführte — und wenn Lina dann ihr eigenes Geflügel hätte, und ich dann immer sagte, wenn Du oder Wilhelm oder Franz bei uns durchkämen: Nun ist Dein Kapaun oder Deine Gans gerade alt genug geworden, liebe Lina, schneide dem Halunken den Hals ab und ob er auch in E-moll um Pardon bittet — und ich dann bei Tisch einen Toast auf den Deutschen Kaiser ausbrächte und spräche: Nun, Carl, der Kaiser soll leben, der Euch damals so viel Mühe gemacht hat. — Doch warum mit solchen Bildern einer schönen Häuslichkeit uns das Herz sehnsüchtig machen, die uns beiden schwerlich so bald ins Gärtchen wachsen wird, die vielleicht erst dem jetzt heranwachsenden Geschlecht, so Gott will, werden wird, wenn der Strom dieser schweren Zeit uns alle verschlungen hat, uns Musiker, uns Professoren, uns Atheisten, uns Orthodoxe, uns Ungarn und Schleswig-Holsteiner, uns Deutsche Kaiser und Republikaner, uns Kommunisten und Gottesgnädler, kurz, uns wahre Blüten des 19. Jahrhunderts, das in der gewaltigsten Revolution, welche die Erde seit der Völkerwanderung gesehen, noch einmal alle Leidenschaften des alten Adam aufrüttelt, als wollte es Rehraus machen für ein besseres, gereinigteres Dasein des Menschengeschlechts. Aber laß abgelebte Herzen, seien sie jung oder alt, die Zeit schmähen, weil sie eine Zeit des Kampfes ist. — — Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, so heißt es. Ich liebe unsre Zeit, ich fühle mich als ihr Kind, und bin froh, daß ich Leib und Seele gesund als Opfer bringen kann, wenn's not tut. Steht auch mein Leib ängstlich und furchtsam auf dem Schiff und bebt vor dem Untergang, so fliegt doch der Geist als sturmeslustige Möve oben um den Mast. — — — —

Das Fenster meiner neuen Wohnung geht auf den Potsdamer Bahnhof und ich sehe täglich die Lokomotiven Berlin, London,

Petersburg, Hamburg, Merkur, Herkules, Iris, Pegasus usw. in die weite Welt fahren, wache früh morgens vom Zischen der Lokomotive auf und schlafe abends dabei ein. So gern ich aber im Geist mitfahre, habe ich doch vorderhand alle Reisen ins Blaue aufgegeben, sondern nehme die Verhältnisse, wie sie mir hier geboten sind, und suche sie zu nutzen, wie ich kann. Ich habe bis jetzt in der Kammer das meinige getan, und muß nun suchen, mit dem Hut in der Hand und dem Frack auf dem Leibe, mich im Salon geltend zu machen — antichambrieren und intriguieren! — so kommt man hier in Berlin zu was. Alles das war mir unmöglich, solange ich nicht in einem vollendeten Studium den nötigen Haltepunkt hatte — nun aber will ich Sächelchen komponieren und wieder Sächelchen, um die lieben Leute kirr zu machen, daß man sie zuletzt dahin bringt, auch einer Sache Achtung und Aufmerksamkeit zu schenken. Ich will, wie Herr v. Scharoff nun immer ein Stück komponieren, um die Gunst des Publikums zu gewinnen, und dann eins, um Gutes zu wirken. — So habe ich nun schon im Lauf des Monats Auguste in kleineren Gesellschaften eingeführt, wo sie ungeheuchelten Beifall eingeerntet hat, und wo die Leute sagen, daß sie mir Ehre macht. — So suche ich bei Cornelius eine Aufführung der Matrimonio segreto zu bewerkstelligen, in einem andern Kreise eine Aufführung von Figaros Hochzeit. So gebe ich jetzt Marie Cornelius täglich Stunde um meine 10 Taler, die Stunde a 15 Silbergroschen, wirklich zu verdienen. So werde ich, wenn ich mich erst wieder recht aufgerappelt habe, Sachen für den Hausbedarf meiner Schülerinnen komponieren, Sachen, die einen Verleger finden können, bei denen ich in letzter Zeit angefangen Gänge zu tun, vergeblich zwar, weil ich Sonaten, Fugen u. dgl. brachte, für die sich heutzutage Künstler selten, das große Publikum gar nicht interessiert. So mache ich jetzt Besuche bei Herrn X. und Madame N., die ich während der Zeit meines Studiums vernachlässigte, weil ich es verschmähte, meinen Unwert im schwarzen Frack zu verhüllen. — So will ich die fette grüne Weide benutzen, die ringsherum liegt, dabei aber immer im stillen Paris oder die bewußte geringfügige Stelle in einer kleinen Stadt im Auge behalten. Wenn ich es durchsetzen kann, in Paris bei Garcia die italienische Gesangs-

methode gründlich zu studieren, so ist, lieber Carl, offenbar mein Glück gemacht, denn ich kann dann mit meinen sonstigen musikalischen Kenntnissen in irgendeiner Stadt in Amerika, in England oder Deutschland ein Gesangsinstitut gründen, oder bei einem Theater junge Talente zum dramatischen Gesang heranbilden, wozu ich dann gerade durch mein früheres Theatertreiben mehr das Zeug dazu habe, als hundert andre, die sich für was Großes ausgeben. Aus meiner Schule sollen Leute hervorgehen, die als wissenschaftlich gebildete Sänger vor das Publikum treten, die das Publikum bilden, nicht von ihm verdorben werden. Die alten tüchtigen italienischen Gesangschulen sollen wieder aufleben, die das 18. Jahrhundert mit jenen wunderbaren Sängern versehen hat, die uns jetzt bei unsrer Oberflächlichkeit wie Helden eines Märchens vorkommen. Sie sollen die Komposition so gründlich erlernen, daß sie den Komponisten nicht verhunzen, sondern veredeln, daß die Komponisten von ihnen lernen können, wie man für Gesang schreiben muß, und nicht unsingbare Passagen aufs Papier schwindeln. — Doch schon packt mich wieder der Teufel von Luftschloßbaumeister am Kragen! ich stoße ihn von mir und hole das andre Ideal aus meiner Hoffnungsjagdtasche, nämlich die geringfügige Stelle in einer kleinen Stadt. Ja, das wäre so was! — Taubert hat hinter meinem Rücken besser von mir gesprochen als gegen mich selbst. Er sagte zu Heyse, es habe ihm alles von meiner Komposition gefallen, es wäre alles tüchtig gearbeitet, nur fände er, daß die Sachen, wo die Musik im Text einen Anhalt fände, am besten wären usw. und besonders meinte er, würde ich ein ganz tüchtiger Musikdirektor werden. — — — — —

30. April 1849.

Lieber Carl! Dieser Brief, den ich einige Tage unbeendet lassen mußte, geht nun mit einem Mitglied der aufgelösten Nationalversammlung, Leo, an Dich ab. Mit diesem Schritt der Regierung ist die Lösung unsrer wichtigsten Fragen wieder so ins Ferne und Ungewisse gerückt, daß ich wohl die Pariser Reise an den Nagel hängen muß. — Ich habe in den letzten Tagen nach einer andern Seite hin einen Versuch gemacht, meine Angelegenheiten zu fördern, mit dem Du vielleicht gut einverstanden sein wirst. Ich faßte bei

dem schönen Frühlingswetter den schnellen Entschluß, nach Dessau zum alten Schneider[1] hinüberzureisen, diesem meine Kompositionen vorzulegen, von ihm ein Zeugnis zu verlangen, so endlich von einer wirklichen Autorität ein endgültiges Urteil zu erhalten, falle es aus, wie es wolle. Das ewige Brüten über Riesenplänen, aus denen nichts wurde, nachdem vorher viele bittre Zungen um nichts und wieder nichts ihr bißchen Galle dazugegeben haben, hatte mich stumpf gemacht und ich kam auf den Gedanken, einmal etwas Kleines, Mögliches, in der Nähe zu versuchen, mich schon durch den kühnen Schritt selbst aus der augenblicklichen Verstimmung und Halbheit zu reißen, und durch ein mögliches Gelingen neuen Mut, neue Kraft, neue Lebenslust zu gewinnen. Gedacht, getan. Ich ließ mir von Tante Tuda mein Monatsgeld ein paar Tage früher geben, setzte mich vorgestern, Samstag, ohne jemand ein Wort zu sagen auf die Eisenbahn und fuhr zum alten Schneider hinüber. Die vier Stunden auf der Eisenbahn gehören zu den seligsten, die ich seit langer Zeit verlebt. Der Gedanke, seit fast fünf Jahren zum erstenmal dem großen Käfig, Berlin, auch nur auf kurze Zeit entrinnen zu können, erfüllte mich mit Wonne. Wenn ich mich in den letzten vier Wochen wahrhaft geplagt hatte, etwas zu komponieren, ohne auf einen guten Gedanken kommen zu können, so flogen mir nun die lustigsten Melodien durch den Kopf, allen Gegenständen, die rasch an mir vorüberflogen, gewann ich eine poetische Seite ab; ich saß still zwischen gleichgültigen Passagieren, aber meine Seele war gerührt und ich dachte zum erstenmal seit manchen Tagen mit der alten vollen Begeisterung an Lina. — In Dessau angekommen, im Hirsch abgestiegen, ging ich nach dem Mittagessen zu Schneider hinaus. Er hat ein hübsches, einzelstehendes Wohnhaus mit großem Garten vor der Stadt. — Ich fand den alten Herrn unwohl, von Magenkrampf heimgesucht, mit der merkwürdigsten Nase von der Welt am Fenster sitzen und lesen. Ich trug ihm mein Anliegen in kurzen Worten vor. Er meinte anfangs, es gäbe doch in Berlin viel gewichtigere Leute, wie ihn; er meinte nicht Zeit zu haben, ließ sich meine Kompositionen hernennen, und

[1] Friedrich Sch. 1786—1853. Wegen seiner Oratorien in den dreißiger Jahren der Händel unsrer Zeit genannt.

sagte — ja, darüber ließe sich ja ein ganzes Buch schreiben! — Ich sagte, daß ich keineswegs zudringlich sein wollte, sondern ihn bäte, die Sachen bei sich zu behalten, sie bei Muße anzusehn; ich würde mich dann von Berlin schriftlich an ihn wenden, um vielleicht im Juni wieder auf ein paar Tage herüberzukommen, um seine Kritik zu hören. Nun, meinte er, so lange braucht es gerade nicht zu sein, vielleicht Hälfte Mai, und er wolle mir schreiben, und mich benachrichtigen, wann ich kommen solle. Als ich ihm meine Adresse aufschrieb, frug er, ob ich denn ein Sohn von dem Cornelius sei, ich sagte nein, nur sein Vetter und Pate. Ich verabschiedete mich bald, da er gleich ausgehen mußte. Unten ließ ich mich seiner Frau vorstellen. Sie empfing mich äußerst freundlich, wir führten ein längeres Gespräch über das 25jährige Jubiläum des Weltgerichts von Schneider, das ich in Berlin unter seiner Leitung mitgemacht hatte. Dies gab mir die beste Gelegenheit, ohne Schmeichelei etwas Verbindliches zu sagen, mich zugleich über meine Angelegenheit in etwas beredteren Worten auszulassen und ihr dieselbe bestens zu empfehlen, und sie zu bitten, ihren Mann gelegentlich daran zu erinnern, was sie mir gern zusagte, und mich versicherte, daß er ehrlich und gerecht sei. — — —

Peter Cornelius.

29. An seine Mutter.

Berlin, 10. Juni 1849.

Ich bin ein fauler Briefschreiber, nicht wahr, liebe Mutter? Du hast recht, wenn Du es sagst, und Du sagst es gewiß mehr als einmal. Gott sei Dank, daß die Guste so eine fleißige Feder führt und daß auf diese Art hier und da einmal etwas von mir in die Welt kommt, d. h. an liebende Herzen, und die sind ja die ganze Welt für uns. Das Mädchen, die Guste nämlich, hat wirklich im Briefschreiben eine famose Fertigkeit erlangt, das geht hastenichtgesehen ist so ein Brief fertig, ich erstaune mich wirklich manchmal, wie mir die Seiten unter den Augen hervorwachsen, wenn ich ihr so zusehe. Übrigens kann ich Dir sagen, daß dieser Brief, an den

ich mich hinsetzte, das Ergebnis vieler, vieler Augenblicke ist, in denen ich in letzter Zeit häufiger lebhaft an Dich dachte, daß ich ihn nicht sowohl schreibe, um eine langaufgehäufte Schuld an Dich abzutragen, als um mir selbst einmal manches vom Herzen herunterzuschwatzen, was ich vielleicht in diesen Tagen niemand anders sagen könnte als Dir, meine liebe alte Mutter!

Von der Zeit Deiner Abreise an bis zu meinem Sitzenbleiben in Berlin hatte ich keine Sehnsucht nach Dir — denn ich dachte weit weg — weit, weit, froh, frisch, frei in die weite Welt — und beim Wiederkommen dachte ich an Lina und Dich am meisten, denn sie hatte mir ja noch gesagt: „Nicht wahr, wenn wir einmal verheiratet sind, kommt Deine Mutter zu uns?" — Nun aber sitze ich im Käfig mit gestutzten Flügeln; mein guter Herr, dem ich täglich was vorsinge, hat mich recht lieb, und hat mir neulich noch ein paar neue goldene Gitterstäbe machen lassen, Futter bekomme ich auch alle Tage, solang er's nicht vergißt, oder einmal auf ein paar Tage verreißt; mit dem andern Vogel, der noch bei mir im Käfig ist, vertrage ich mich auch ganz gut; aber wenn ich mich nun müde gesungen habe, und von einem Stäbchen aufs andre gesprungen bin, mich wohl auch auf dem schönen goldenen Ring ein bißchen gewiegt habe, der in der Mitte hängt, dann setze ich mich manchmal ganz geduckt unten hin, nage an den beschnittenen Klauen, und denke nach. Aber die Phantasie ist ja kein Vogel, den man in den Käfig sperren kann, und so springe ich auch aus dem Käfig meines Gleichnisses heraus, und folge meiner Phantasie, die zu Dir fliegt, ich fliege mit, um Dir zu sagen, daß ich mich nach Dir sehne — recht von Herzen. Heimweh habe ich nicht — das habe ich in London gehabt — wenn ich an das Eckchen dachte, wo jetzt der Vater oder die Mutter sitzen mag — da das Haus — und im Haus der zweite Stock — von der Treppe gerade auf die Tür zu — auf dem Sofa hinter dem runden Tischchen — das Sofa braun mit blauem Muster, an der linken Lehne ein geflicktes Viereckchen — das war das väterliche Haus. Aber wohin sollte jetzt mein Heimweh gehen — an derselben Stelle, wo unser Vater starb, haben längst andre Menschen, gute oder schlechte, geweint oder gelacht, und ich bin fremd überall, so gut ich hier fremd bin — aber Du,

liebe Mutter — bist noch so ein Stückchen wandernde Heimat — alle andern, an deren Herzen ich ausruhen könnte, werden mich im nächsten Augenblick fragen: Was kannst Du, was weißt Du, was hast Du, wo willst Du hin, was hast Du vor, und ermahnen — sei fleißig, sparsam, mäßig — sie mögen es gut mit mir oder mit sich meinen, und in gesunden kräftigen Stunden möchte ich ihnen alles beantworten, alles recht machen, alles befolgen — aber in den Stunden innerlichen Heimwehs möchte wohl niemand so nachsichtig sein wie Du, und ich könnte wohl, so groß die Welt ist, kein Plätzchen finden, wo ich mich ausruhen und ausweinen könnte, als an Deiner Brust, denn Du hast mich geboren. So manche haben mich angezogen, oder ich sie — und es ging eine Zeit — und wandten wir uns voneinander und jedes ging seinen Weg — aber Du bist immer dieselbe geblieben, Du bist die Mutter aus dem schönen Lied, und wenn auch einmal ein Tag käme, wo mich mein Freund und selbst mein Liebchen nicht wieder kennen möchten, Du würdest doch sagen, das ist mein Sohn, mein Peter! und ob mich das Schicksal und die Zeit schön oder häßlich, arm oder reich gemacht hätte. —

Am 17. Juni. Wieder einmal Sonntag, liebe Mutter, und für uns so recht einer nach der alten Art, still und gottesfürchtig — bei Euch aber ist der Spektakel mehr in der Nähe, und es wird wohl in diesen Tagen dem letzten Reichen Demokratie dort der Garaus gemacht werden. Nun, dann werden wir wohl noch eine Reihe von Jahren den Segen geordneter, von Gott eingesetzter Regierungen genießen und die Zeit des vollständigen Sieges der Reaktion wird schlimmer und drückender für uns sein, als sie je vorher gewesen ist — währenddem werden die Jungen heranwachsen, die jetzt die Demokratie mit der Milch einsaugen, die Alten, die in der goldenen Zeit des Absolutismus groß und reich geworden sind, werden ins Gras gebissen haben, und dann mag's wieder losgehen. Für jetzt hoffe ich verdammt wenig — denn die Majorität des Volkes ist noch konservativ, läßt sich gern mit Füßen treten ums liebe Brot, und hat das Leben zu lieb, um es für höhere Güter aufs Spiel zu setzen. — Was mich betrifft, so könnte mir der Sieg der Reaktion als Künstler lieb sein, wenn ich es dazu

bringen könnte, mich ihr aus vollem Herzen anzuschließen. So aber werden mir in den nächsten Jahren keine Rosen blühen, da ich als Republikaner bekannt bin, und wahrlich keine Lust verspüre, meine Knie vor den Götzen dieser Leute zu beugen. Denn ich sage Dir es, liebe Mutter, Götzen sind es, plumpe Götzen, ihre Könige und ihre Götter, und sie führen den Namen Gott und König nur im Munde, um sich gegenseitig etwas weiß zu machen. Ich möchte 60—70 Jahre alt werden, bloß um mich vielleicht als alter Kerl einmal zu freuen, daß es doch ein bißchen besser geworden ist, nur fürchte ich, ich werde dann auch wie so viele alte Knaben meine Zeit nicht mehr verstehen können und ihr fluchend und schmähend nachhinken. Pfui und tausendmal Pfui über alle Pfaffen und Jesuitenbrut mit ihrem ganzen Anhang, mit ihrem Glauben und ihrem Gott und ihrer ewigen Seligkeit und ihrer christlichen Demut und dahinter all der Ehrgeiz und all der Eigennutz, all der gute Wein und der gute Braten! Aber solange noch ein Mensch auf der Kanzel steht und uns einen Gott wie einen drohenden Popanz hinstellen darf und uns mit dem ewigen Feuer drohen darf, und solange noch hundert und aber hundert Menschen da stehen und bei solchem Unsinn ihr Kreuz schlagen, solange kann es trotz aller äußeren Revolutionen und Veränderungen nicht anders werden. Solange wir noch Seelsorger brauchen und nicht jeder zu seinem eignen Seelsorger erzogen wird, solange wird's auch nicht besser. —

Du wirst Dich erstaunen, liebe Mutter, daß ich so ein großes Maul habe, aber es sind in den letzten Zeiten mehrere Bekehrungsversuche an mir gemacht worden, und da ich dieselben etwas überlege, um Dir Näheres davon zu schreiben, fließt mein Blut wieder etwas rascher und ich schimpfe ein wenig. — Es ist wirklich interessant wie von den verschiedensten Seiten her an Augusten und mir im letzten halben Jahr solche Bekehrungsversuche gemacht worden sind in politischer und religiöser Hinsicht, um unsres weltlichen Heils willen und natürlich noch vielmehr im Interesse unsrer ewigen Glückseligkeit. — Ich übergehe solche Leute, die uns ferner stehen und sich für uns interessieren, als da sind Tettenborns, Kellers, Mellins, die es von ihrem Standpunkte aus gut mit uns

meinen, und sehr vernünftig glauben, daß meine politische Gesinnung mir im Wege stehen wird. — Von Tante Cornelius bekam Auguste ein Kleid geschenkt, mit dem Bemerken, sie solle doch Sonntags in die Kirche gehen. — Onkel Brüggemann unterhielt sich fast drei Stunden lang ausschließlich mit mir, um mich mit dem ganzen Schatz seines Wissens, seines Verstandes, seiner Erfahrung zu belehren, wie unhaltbar meine politische Meinung sei. Später hielt er mir die Möglichkeit einer Versorgung vor in Münster, die aber bei meiner politischen und religiösen Meinung zur Unmöglichkeit würde!! Nun aber kommt das letzte und neueste. Es ist dies ein ganzes Bekehrungskomplott, bestehend aus Carl, Dora und einem gewissen Vikarius Benkirch. — Dieser Vikarius rückte uns bei Gelegenheit einer Durchreise hier auf die Bude und fing an nach dem dritten Begrüßungsworte uns seine Lebensgeschichte zu erzählen und blieb, als ich gehen mußte, allein bei Auguste, um die Bekehrung bei ihr anzufangen — alles das mit jener edlen Dreistigkeit, die wir unter uns gewöhnlichen Menschen Unverschämtheit nennen, die aber bei einem katholischen Priester, dem es gilt, zwei verlorene Schafe wieder einzufangen, nur eine erhabene Tugend ist. — Mittags kam er wieder, machte sich auch an mich, hörte mein offenes Glaubensbekenntnis, und reiste mit dem Wunsch „auf besseres Wiedersehen" wieder ab. — Dies alles hängt mit meiner Stelle in Münster zusammen, Carl und Dora haben viel darüber korrespondiert, sie wollen uns in enge katholische, gute Kreise haben, Auguste soll nicht zum Theater versorgt werden, alles recht schön und gut — auch gut gemeint sans doute, aber was ist das ganze? Nichts als ein Ringelchen und wieder ein Ringelchen, an der langen unendlichen Kette, mit der die nach Freiheit lechzende Menschheit — festgeknebelt wird an den Boden. Wer schmiedet diese Kette, wer fügt Ring an Ring? — Wir wissen es nicht — ein Ring weiß nichts vom andern, und die Kette weiß nicht, welcher Arm sie regiert. Es ist abgeschmackt heutzutage von Jesuiten zu reden und noch viel abgeschmackter vom Teufel mit seinem Klumpfuß — und doch, liebe Mutter, das Ding mit der Kette hat sein Wahres. — Carl ist zu gut für diese Leute; ich hoffe, daß er am Anfang einer großen politischen Entwicklung steht, und glaube, daß er als 50jähriger

Mann einen ganz veränderten Standpunkt einnehmen wird. B.s und C.s haben ihn fallen lassen, sobald er gegen ihren Götzen, den König von Preußen stimmte; vielleicht wird er bald in den Fall kommen, nur durchaus sich selbst alles verdanken zu müssen. — Dora ist eine edle exzentrische Natur. Sie heiratete, wie Du weißt, als junges Mädchen einen alten Mann und verdarb es mit ihrem Schicksal im entscheidenden Moment. Seitdem hat sie eine ewig unbefriedigte Sehnsucht in sich, schraubt ihr eignes Wesen immer höher und höher hinauf, sucht da und dort innere Befriedigung, ohne sie finden zu können, weil sie eben den einzigen, wahren Beruf des Weibes, dem geliebten Mann zu gehören, geliebte Kinder zu gebären, die sie als das vervielfältigte Selbst dieses Mannes liebt und verehrt, nie gekannt hat. So verliebte sie sich schwärmerisch in den 19jährigen Peter, nannte es natürlich platonische Liebe, erhabene Freundschaft — so verliebt sie sich nun in den Vikarius Beykirch, mit dem sie für erhabene kirchliche Dinge schwärmt, verlorene Seelen retten will und dergleichen mehr. — Und Beykirch ist eben auch ein edler Schwärmer, denn für einen feilen Jesuiten mag ich ihn nicht halten. Er ist eine edle, gefühlvolle Seele, hat gedichtet, Romane geschrieben, war schön, in Gesellschaft hoch verehrt — wurde durch Krankheit und Unglück häßlich — und bildete sich zuletzt ein, durch Gott selbst erleuchtet zu sein. Er hat uns ein Werk von seiner Hand hinterlassen, ein Buch Provhezeiungen, woran Dora mitgearbeitet haben soll, ein Buch, welches dem unverdorbenen gesunden Verstand so abgeschmackt erscheint, daß man nicht weiß, soll man es für lächerlich oder schlecht halten, wenn ein vernünftiger Mann, der noch dazu mit der ungeheuren Fülle seiner Tätigkeit prahlt, seine Zeit mit solchen Possen verdirbt. Aber schlimmer noch, wenn man es nicht für lächerlich hält, wenn man denkt, daß sie damit unerzogenen Menschen den Kopf vollpfropfen wollen, daß sie den Wald vor Bäumen nicht mehr sehen sollen, wenn man denken müßte, das talentvolle und eines bessern Zieles würdige Menschen sich von dem ewigen Jesuiten für seine Kette gebrauchen ließen. O die Kette! — Nun, und um nun darauf zurückzukommen, was wollen denn diese Menschen von uns, was wollen sie von mir? — Wenn ich krank bin, so fühle ich es

ſelbſt, ſo gehe ich zum Arzt und ſage: Bitte, heile mich! — Aber wie kommt es denn, daß der gute Arzt zu mir auf die Stube kommt und ſagt, lieber Peter, liebe Auguſte! Ihr ſeid krank — ich weiß, ihr ſeid krank, ich will euch kurieren. Nein, bitte ſehr — wir ſind ganz geſund. — Ja, ihr haltet euch für geſund, das iſt gerade das gefährlichſte in eurer Krankheit. — Seht mich einmal an, wie ich geſund bin — ſo geſund müßt ihr auch werden — und ſo fort! O Mutter! wie bang iſt mir vor dem Arzt und ſeiner Geſundheit. — Chriſtus hat vierzig Tage in der Wüſte gefaſtet, und der Satan trat zu ihm und ſagte, bete mich an, ſo ſoll dieſer Stein Brot ſein und dich ſättigen. — Nun, ich ſitze jetzt hier auch in einer Wüſte, ſchmachte umſonſt nach dem Kuß der Liebe und nach rheiniſcher Luft, und mein Onkel, der Geheimrat, iſt kein Satan, und ich, der Muſikant, bin kein Chriſtus, aber er hat doch zu mir geſagt: Stelle in Münſter, 100 Taler — 300 Taler — 500 Taler — aber orthodox, hyperorthodox, aber konſervativ, hyperkonſervativ. — Und ſiehſt Du, liebe Mutter, das iſt es, was ſie haben wollen. Talente gehören auch dazu. Die Träne der Empfindung, die ein ſchönes Lied bei einer gefühlvollen Seele hervorruft, die Begeiſterung des Enthuſiasmus, der ihrer Richtung huldigt, das ſind Waffen in ihrer Hand — das ſind Mittel zu ihrem Zwecke. Wie ſchön könnte ich mit pomphaft enthuſiaſtiſchen Phraſen den alten Kirchengeſang lehren und verdolmetſchen, und ſo guter Republikaner und Atheiſt oder wie Du's nennen willſt, wenn Du vor dem Namen erſchrickſt, ich jetzt bin, ebenſo glühend würde ich Katholik, Jeſuit, Reaktionär ſein. — Aber, wo Onkel B. ſeine Religion aufhört, da fängt meine an. Was ſoll ich Dir den Kopf vollreden von meinen Gedanken über Gott, Ewigkeit — Seligkeit — das alles gehört nicht zur Sache — jeder denke darüber, wie er mag, wie ſein Herz es ihn lehrt, wie es ihm vorleuchtet in erhobenen und erhebenden Stunden. Aber das ſage ich Dir, ich weiß von keinem Gott, den die Menſchen nicht müde werden uns als einen Popanz hinzuſtellen, der uns ſtraft, wenn wir böſe ſind, und uns belohnt, wenn wir's gut machen. Ich bete zu keinem Gott, daß er mir helfe, wenn mir's ſchlecht geht, — denn er hat ſeiner Natur ihre ewigen Geſetze vorgeſchrieben.

Aber ſieh um Dich, hier, dort — Weſen die Du lieben kannſt — wirf Dich an ihre Bruſt — jede Stunde bringt eine Gelegenheit, Deinen Egoismus zu überwinden — überwinde ihn — werde in Deinem Kreiſe, auf Deiner lieben Erde, was Du werden kannſt, liebe, liebe die Menſchen und mag dann ein ewiges Leben Dein Teil ſein, oder mag nur dieſe Spanne Zeit Deinem Geiſte zugemeſſen ſein, Du haſt das Deinige getan, und wenn Du längſt vergeſſen biſt, wo ein guter Menſch geatmet hat, flüſtern ſich's die Lüfte noch Jahrtauſende zu. Der Kalender iſt voll — es gibt keine Heiligen mehr — die gab es nur in der guten alten Zeit — da gab's auch noch Wunder! Aber jede Mutter, die ihr Kind liebt, iſt mir eine Madonna. Und jedem Menſchen kommt einmal die Gelegenheit, wo er ſich das Martyrium für ſeinen Gott, für ſeine heiligſte Überzeugung verdienen kann. Und ich denke, wer ſich im letzten Augenblicke ſagen kann: Du haſt feſtgehalten an dem, was dein Innerſtes dich in deinen beſten Stunden als das Wahre lehrte — der kann ohne letzte Ölung abfahren — er hat gelebt.

Hält mich das Schickſal einer Dornenkrone wert, ſollte ich dem Liebſten entſagen müſſen meiner Überzeugung zu lieb — es ſei — ich werde es überſtehen, ſowenig ich vielleicht danach ausſehe. Aber nie werde ich dem Götzen huldigen, dem ſo mancher Scheiterhaufen gebrannt hat, dem ſie demütig ihre Sünden abbitten, um mit friſchem Mut neue zu tun; und mögen ſie tauſendmal ſagen: Wir beten uns ſelbſt an, ſtatt Gott! — Zeigt doch einmal euren Gott, wie ſieht er denn aus? —

O, daß dieſe Stelle in Münſter mit ſo fatalen Bedingungen begleitet iſt, wie gern würde ich mit vollen Händen zugreifen, um mir einen ſicheren Wirkungskreis zu ſchaffen, und etwas von dem, was in mir iſt, praktiſch zu betätigen. Denke Dir, ich könnte ja in zwei bis drei Jahren ſo weit ſein, und meine Exiſtenz dort mit allen Berliner Erfahrungen verſehen, ſo ſicher gründen, daß ich dann Lina und Dich zu mir holen könnte. O Mutter! — Auch gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, die beſagte Stellung aufs geradehin ohne die verhaßten Bedingungen, die mich von vornherein zum Apoſtaten ſtempeln würden, zu erhalten und bereite

mich vor, der Stelle in artistischer Hinsicht gewachsen zu sein, indem ich die Lehre des gregorianischen Kirchengesanges studiere. Sonstige musikalische Kenntnisse bin ich überzeugt nach jeder Richtung hin zu besitzen, um den Münsteranern zu genügen, und noch dazu Nüsse aufknacken zu geben, und wie wollte ich erst dort arbeiten, wenn ich alle meine Kräfte auf ein bestimmtes Ziel richten könnte. Übrigens habe ich auch sonst seit dem Scheitern meiner Pariser Pläne nicht ganz die Flügel hängen lassen; ich habe dem alten berühmten Komponisten, dem Kapellmeister Schneider, eine Auswahl meiner Kompositionen überbracht — damit er mir ein schriftliches Zeugnis über meine Fähigkeit ausstellen soll. Er war krank und beschied mich auf spätere Zeit, wo ich wieder nach Dessau kommen sollte, um sein Urteil zu hören. Da nun schon beinahe zwei Monate verflossen sind, und er mir noch keine Nachricht gegeben hat, so will ich mich dieser Tage schriftlich an ihn wenden. Hoffentlich kommt dann die Sache bald ins Reine, und habe ich erst ein anständiges Zeugnis von einem solchen Manne in Händen, so kann ich auch anderweit wieder Schritte tun. Ich bin dann imstande und reise auf eigne Hand einmal nach Münster, und suche dort für meine Person in meiner Sache zu wirken, und will dann einmal sehen, ob mir die Leute auf den Kopf hin sagen: Fort, du Republikaner, du Gottesleugner! Wir können dich hier nicht brauchen. Vorderhand habe ich mich auch im Komponieren aufs Praktische geworfen. Das heißt, ich komponiere nicht mehr große Werke für mein Schreibpult, von denen niemand etwas sieht und hört, sondern ich komponiere kleinere Sachen für den augenblicklichen Bedarf meiner Schülerinnen, die ich gleich zu hören bekomme, und die denn auch von andern Leuten gehört werden. Stehe ich erst einmal an einer Stelle, wo ich über größere Mittel, über Orchester und Chöre zu verfügen habe, nun wohl, dann kann ich größere Kompositionen, wie mein Stabat zur Aufführung bringen, und wenn ich dadurch angeregt werde, und Glück habe, so habe ich vermöge meiner Studien das Zeug dazu, meine Ideale zu verwirklichen, so aber vorderhand schreibe ich nur Sachen, die ich augenblicklich zu Gehör bringen kann. So habe ich neulich in Gesellschaft mit Auguste mehrere kleine Duette gesungen, die sehr gut

gefielen.[1] So habe ich mehrere Sachen für Marie Cornelius allein, auch ein Duett für sie und Herrn v. Loesen geschrieben, von dem ich Dir später erzählen will.[2] Und so schreibe ich nun eine zweistimmige Messe[3] mit Klavier- oder Orgelbegleitung, die am 15. August, Himmelfahrtstag, bei den barmherzigen Schwestern aufgeführt werden soll, was ich auch sehr leicht bewerkstelligen kann. Du weißt, es ist dieselbe Kavelle, wo damals Elise das Solo in der Neukommschen Messe sang. So habe ich ein Duett[4] geschrieben für zwei Fräulein Neuhaus, wo ich auch Stunden habe . . . .[5]

30. An Carl Hestermann.

Berlin, den 25. Dezember 1849.

Lieber Herr Hestermann!

Diese schöne Weihnachtszeit, die, wenn sie uns auch keine andern Geschenke bringt, doch nie vorübergeht, ohne uns mit der lebendigen lieben Erinnerung an die früheren Zeiten zu beschenken, wo wir doch so oft an dem schönen Lichterbaum standen, und mit frohem Herzen nahmen, was aus frohem Herzen beschert ward, diese schöne Weihnachtszeit ruft es mir auch lebhafter als je ins Gedächtnis, daß es nun gerade fünf Jahre sind, seit ich die letzten Zeilen von Ihrer Hand empfangen habe. Dazu kommt es, daß ich nun gestern 25 Jahre alt geworden bin, ein Vierteljahrundert durchlebt habe, was mir mehr als sonst an diesem Tage Veranlassung gibt, still zu stehen, und einmal in einer ruhigen Andachtstunde einen Blick auf die Vergangenheit und in die Zukunft zu tun. Und wenn ich nun die Runde mache und auf alten Lieblingsplätzen der Kindheit herumspaziere, und mit alten guten Leuten verkehre, sollte ich da nicht auch einmal wieder an dem Teestübchen der Frau Hestermann

[1] Erhalten davon sind zwei. Das eine nach Uhland „Scheiden und Meiden", das andre nach Chamisso „Da Nachts wir uns küßten".

[2] Dieses Duett ist nicht erhalten.

[3] Hat sich nicht erhalten.

[4] Nicht auffindbar.

[5] Der Schluß dieses Briefes ist nicht erhalten.

anklopfen dürfen? Ich glaube es würde mir aufgetan und ich würde erſt etwas verwundert und befremdet angeſehen, und ich würde etwas verlegen mit dem Stuhl rücken, und mich etwas räuſpern, und einige ſchlechte Entſchuldigungen hervorbringen, und dann bekäme ich zuletzt doch anſtandshalber eine Taſſe Tee vorgerückt, ich würde dann einige miſerable Bemerkungen über den neuen Teekeſſel machen, oder wie ſich der alte braune Teekeſſel doch gut erhalten hätte, und Herr Heſtermann würde dann auch noch einige bedeutende Worte über den Teekeſſel fallen laſſen, und unterdeſſen wäre ich ſchon an der zweiten Taſſe, und beim Lodern der Spiritusflamme und dem Dampfen des Tees und beim Schwatzen von ſonſt und jetzt würde ich einmal wieder eine jener alten ſchönen Teeſtunden im Heſtermannſchen Hauſe verleben.

Doch da ich leider nicht ſelbſt kommen kann, ſo kann ich mir wenigſtens die Befriedigung heute nicht verſagen, Ihnen, verehrter Herr Heſtermann, einmal nach ſo langer Zeit klar, bündig, und ausführlich über meine inneren und äußeren Verhältniſſe zu ſchreiben, wobei es mir zuförderſt ein frohes Gefühl iſt, daß ich, obgleich ich Ihnen durchaus nicht lauter Erfreuliches melden kann, doch auch wieder nicht zu lügen brauche, um Ihnen kein ganz troſtloſes Bild von meinem Leben und Treiben vorzuführen.

Ihr Brief an Wilhelm, lieber Herr Heſtermann, der damals die Reiſe von Havre nach Berlin machte, war ein Ereignis in meinem Leben. Er war das Schlimmſte aus einer ſehr ſchlimmen Zeit für mich. Ich hatte den Unterricht bei meinem Lehrer Dehn aufgegeben, ohne etwas Ganzes gelernt zu haben; ich war durch fünfwöchentliche Krankheit genötigt, viel auszugeben und nichts einzunehmen, teils auch durch leichtſinniges in den Tag Hineinleben mit meinen Finanzen ſehr auf den Hund gekommen. Auch ein Mixtum compositum von Selbſtvertrauen, Kühnheit, Einbildung, Liebe, Hoffnung, Glaube an die Zukunft, was aber wohl mit einem Wort auch nicht anders als Leichtſinn zu nennen iſt, hatte mein Herz ſo angeſchwellt, daß es ſich in einer Verlobung Luft machen mußte. An einem ſchönen Abend auf einem kleinen Familienball verlobte ich mich mit dem beſten Mädchen von der Welt. Ich hatte gerade eine hübſche Kompoſition fertig gemacht, die meinen

Freunden gut gefiel, ich dachte: Du bist ein ganzer Kerl, Dir kanns nicht fehlen, wenn's auch noch ein paar Jahre dauert. — Nun kam meine Mutter nach Berlin — und sah den Himmel voller Geigen, und dachte, wenn Du nur erst einmal bei Deinem Peter bist, dann ist alles gut! — Sie fand sich enttäuscht, fand mich in desolaten Umständen, mußte Kummer, Liebesgram, Not und Krankheit mit mir ausstehen. Zur selben Zeit kamen die Eltern meiner Lina hinter unsre Liebschaft, ich mußte eines schönen Tages hingehen und zu Kreuz kriechen, wurde mit allen Beteuerungen und Versicherungen, wie ernst es mir damit sei, zurückgewiesen, — und nun all das gut und bösgemeinte Geschwätz darüber, dann kam Carl, dem ich auch darüber beichten mußte — dann kam Ihr Brief, lieber Herr Hestermann, und nun hatte ich gerade genug. Es war durch alle diese Vorfälle soviel Galle und Krankheitsstoff in mir angehäuft, daß ich das ganze Jahr 1848 daran zu verdauen hatte und viermal krank auf der Nase lag.

Sie sehen aus dem Vorhergehenden, lieber Herr Hestermann, daß Ihr Brief viele faule Flecken in meinem Innern treffen mußte. Das einzige was mir Trost gab, war der Gedanke: Ganz so schlecht bist Du doch nicht! Aber das war verdammt wenig, wenn ich mir dachte, daß ein so harter Tadel von einem Manne kam, der mich immer nur angelacht hatte, dessen unverändertes Wohlwollen mir immer die siegessichere Gewißheit ins Herz gehaucht hatte: Du machst Deine Sache gut! Es wird gut gehen! — Aber der Brief mußte kommen, und wenn ich von Anfang nur in dem tiefen Ingrimm arbeitete, mit dem die Magd das Zimmer noch einmal fegt, weil die Frau vom Hause sagt, es sei ja nicht rein, und sie hatte es doch schon einmal gefegt — so war ich auch grimmig, aber ich fegte! — Und, lieber Herr Hestermann, wenn ich je eine Zeit in meinem Leben fleißig war, so war es das erste halbe Jahr nach Ihrem Brief. Zu Dehn wieder zurückgekehrt, habe ich ausstudiert bis auf die letzte Note. Von meinem Onkel Cornelius forderte ich mit klopfendem Herzen das Geld, um noch einen Monat bei Dehn studieren zu dürfen — es wurden 15 Monate daraus! — Nächte habe ich damals durchgearbeitet, manche, und diese Stunden gehören zu den schönsten meines Lebens. Der Kuß der Liebe ist

kaum so ſüß, als jenes Gefühl, wenn ich in atemloſer Stille der Nacht, ſo daß ich fürchtete, mit dem Geräuſch des Federzuges auf dem Papier, meine Mutter im anſtoßenden Zimmer zu wecken, über meinen Fugen brütete — die Wolluſt zu empfinden Herr der Feder zu werden, ſich da mit lumpigen 13 Tönen ein Reich der Harmonie aufzubauen, zu ahnen, es liegt eine Kraft in dir, was zu ſchaffen! — Ach, ich bin ſeitdem ſo zahm geworden, lieber Herr Heſtermann! Ich weiß, ich kann mit meinem bißchen Kunſt keinen Hund aus dem Ofen locken — aber die Zufriedenheit und Seligkeit, die ich damals empfand, kann mir doch niemand mehr nehmen. — Die vielen, vielen Briefe, die ich damals in Gedanken an Sie ſchrieb, und wie ich Satz für Satz im Hirn herumwälzte, hier widerlegte, da widerlegte, da ſtolz lächelte, und hier ſagen wollte, daß Sie falſch berichtet ſeien, mag ich jetzt nicht wiederholen. Ich bin ſeitdem öfters wieder erſchlafft, und wenn ich einmal ſo träg hinlebte, ohne daß etwas Tüchtiges fertig wurde, dachte ich: „es iſt mir ordentlich angſt, daß nicht von irgend einer Seite her ein Rüffel kommt, nun wird plötzlich wieder ein rechter Stoß kommen, und ich werde dann erſt einſehen, daß ich meine Zeit einmal wieder recht elend zugebracht habe“. — Nun genug davon, lieber Herr Heſtermann! Sie haben unſerm guten Wilhelm einmal eine Ohrfeige gegeben und über mich einen furchtbaren Brief geſchrieben, und ich bin überzeugt, daß die beiden Söhne des alten Cornelius Ohrfeige und Brief ſo genommen haben, als ob ſie ihnen ihr Vater ſelbſt gegeben hätte.

Wenn Sie nun fragen, wie es denn jetzt mit mir ſteht, ſo kann ich Ihnen eben nichts andres ſagen, als: ich bin ein armer Berliner Muſiklehrer, bekomme einen halben Taler für die Stunde, und ſtehe mich bei der ſteten Ebbe und Flut, der meine Einnahme ausgeſetzt iſt, auf zirka zwiſchen 25 und 30 Taler monatlich; ich bin dabei Proletarier, ſo gut wie einer, denn ich lebe von der Hand in den Mund, und komme nie dazu, einmal 5 oder 10 Taler zu haben, die ich ruhig im Schrank liegen laſſen könnte. Die letzte Hälfte des Monats wird nie ohne gewiſſe finanzielle Schwankung zugebracht, und es tritt nicht ſelten der Moment ein, wo man denkt: Wenn jetzt nur der Briefträger nicht kommt! Nun iſt

dies Stundengeben überhaupt ein ziemlich elendes Brot; in einer so großen Stadt, wie Berlin, von einem Ende ans andre zu laufen, um ein paar Stunden zu geben, viele Herren zu haben, wo man mit einem einzelnen viel beſſer daran wäre, und dann meiſtens wohlhabende Bourgeois, die immer wunder was zu tun glauben, wenn ſie dem armen Muſikanten ſo einen Brocken zuwerfen! Da wird man denn von einer Stunde zur andern rekommandiert, iſt immer dem viel Dank ſchuldig, der einem da rekommandiert, und wieder dem, der einem da rekommandiert, wobei die Leute manchmal noch mehr Dank oder einen andern Dank fordern, als man ihnen geben kann. Oft betrachten ſie nur die Stunde als Nebenſache, um einen Muſiker im Hauſe zu haben, den man hie und da zur Geſellſchaft einladen kann, was er doch wohl anſtandshalber nicht gut abſchlagen darf. Und es iſt eine ſchmerzliche Täuſchung, die ich noch neulich und hoffentlich zum letztenmal durchgemacht, ſich in einer Familie als Menſch geachtet zu glauben, und dann einzuſehen, daß es der Fräulein Tochter doch nur um das bißchen klimpern zu tun war, damit ſie krähen konnte. Daß die Leute am Ende gern ein bißchen Muſik hören, und deswegen allerdings dem Muſiker den Vorzug vor manchem andern geben, iſt ja natürlich, und die Kunſt kann ja am Ende nicht immer auf dem Kothurn wandeln und bequemt ſich gern einmal dazu, den Leuten im ſchwarzen Frack und im Geſellſchaftsputz ein bißchen die Cour zu machen — aber lieber Herr Heſtermann, Sie glauben es nicht, daß es Leute in hohen Kreiſen gibt, die ſich ihre Schmarotzer und Spaßmacher halten: Hunde, die ſich treten laſſen und doch mit dem Schwanz wedeln; Sie glauben es nicht, daß es Leute gibt, die mit Aufopferung ihres beſſeren Selbſt den Leuten in Geſellſchaft Komödien vorſpielen, und mit allem Aufwand von Geſichts- und Gemütsverzerrungen, für ein bißchen Eiskonfitüren, einen Löffel Suppe, ein belegtes Butterbrot Spaß vormachen! Aber das hilft, lieber Herr Heſtermann, das hilft — das verſchafft Stunden, Schüler! Die Menſchen wollen es ja ſo, ſie wollen ja keine ehrlichen Geſichter, ſie wollen Fratzen um ſich ſehen, ſie wollen, daß man lächelt, immer lächelt, wie Hamlet ſagt: mit dem Schurken nehmen ſie es nicht ſo genau. Und was das betrifft, lieber Herr

Heftermann, kann ich Ihnen, wie Sie es wohl auch nicht anders von mir hoffen werden, Gott ſei Dank nur gutes von mir erzählen. Jene Empfindſamkeit meines Vaters, die Sie an unſrer ganzen Familie, und von Ihrem praktiſchen Standpunkte aus gewiß mit Recht, ſo öfters getadelt haben, habe ich halt mit allen Mängeln und Vorzügen ganz von ihm geerbt. Die Diſtel des Schotten mit ihrem bedeutungsvollen noli me tangere trage ich auch an der Stirn. Die Leute wiſſen es, und wer es nicht weiß, der mag es erfahren, daß ich mir aus ihrem Butterbrot oder aus ihrer Gänſeleberpaſtete nichts mache, ſie wiſſen, daß ich keins von jenen eisfreſſenden, ſchwanzwedelnden Tieren bin, die hier vom Geheimrat bis zum Stiefelputzer in Menge herumlaufen. Ich bin König, König in meinen vier Pfählen, und wären ſie noch ſo kahl! Schwarzbrot genug, daß ich mich ſatt eſſen kann, wenn Butter und Käſe dabei iſt — tant mieux; und die eigne Taſſe Kaffee und die dampfende Pfeife, und ein gutes Buch, oder ein fühlendes Herz, ſei es Mutter, Schweſter, oder der herzliebſte Schatz — dann bin ich ſelig, wie der Hund in ſeiner Hütte, der ſeine Knochen abnagt. Und ſoviel verdiene ich, und wenn ich Steine klopfen müßte. Wenn ich meinen Onkel Cornelius in ſeinem Flitterſtaat zu Hauſe ſehe, wie er von Schmarotzern umgeben iſt, und auch noch keinen Ebenbürtigen neben ſich ſieht, der es wagte, ihm einmal keck und derb die Wahrheit zu ſagen, wenn ich höre, wie ſeine Tochter Marie Schmeicheleien und begeiſterte Phantaſien über die Farbe ihres Kleides gierig einſaugt, wie der Lappländer ſeinen Tran ſäuft, dann beneide ich die Leute wahrlich nicht um ſolch ein Leben. Wenn ich die geiſtige Armut der Geſpräche betrachte, die da bei Tiſch und ſonſt geführt werden, ſo iſt es mir immer erſt wieder wohl, wenn ich aus dieſer troſtloſen Enge ins Freie komme. Bäume, Luft, Licht, Freiheit! Kein Baum, der dem andern ſchmarotzt, der ſich nicht mit Unwillen dem Sturmwind beugte, kein Luftzug, der der Blume eine Unwahrheit ſagte, kein Sonnenſtrahl, der einen Grashalm in ein falſches Licht ſetzte, kein Schneeflocken, der nicht fiele um die Erde warm zu halten, und der nicht gern wieder ſchmilzt, wenn's Frühling werden ſoll — und das ſind Menſchen, Künſtler, Geheimräte, Geiſtliche, Seelſorger, Könige, Schufte, Heuchler, Schwänzler

'usw. usw. Doch lassen Sie mich nun von diesem Schimpfen auf andre Leute zurückkehren, um wieder einmal auf mich zu schimpfen, oder doch das angefangene Bild meines jetzigen Zustandes Ihnen mit wenigen Strichen zu vollenden.

Wenn ich Ihnen vorher den Stand meiner äußeren Verhältnisse erzählte, so will ich nun das Wichtigere berühren, von dem sprechen, was ich von mir halte, was mein Ziel ist, welche meine Hoffnungen und Pläne für die Zukunft, meine Arbeiten und Bestrebungen in der Gegenwart sind. Leider macht es mein künstlerisches Auftreten unsicher, und wird mir für die erste Zeit irgendeines bestimmten Wirkungskreises immer hinderlich sein, daß ich ein, für die Anforderungen der Gegenwart, sehr mittelmäßiger Klavierspieler bin. Meine Lehrer waren nie der Art, daß sie mir klar gesagt hätten, worauf es vor allem ankommt; man muß dies in den ersten Jahren der Jünglingszeit vollständig überwunden haben; es war bei mir nicht der Fall, und ich hatte in den späteren Jahren nicht mehr die Selbstüberwindung, die Zeit zu rein mechanischen Übungen zu verwenden, die ich lieber dem geistigen Wesen der Musik widmete. Wo beides Hand in Hand geht, da steht die Sache gut; bei mir ist aber die praktische Seite weit hinter der geistigen, theoretischen zurückgeblieben. Hätte man mir hier neben Dehn noch einen tüchtigen Virtuosen zum Lehrer gegeben, so stände es damit anders; nun ist es einmal nicht mehr zu ändern. Im übrigen darf ich sagen, daß, wenn es überhaupt selten ist, daß die angeborenen Fähigkeiten mit der Wahl des Standes glücklich zusammentreffen, dies bei mir, wenn auch nicht auf glänzende Weise und ganz und gar, doch wieder in manchen Hauptsachen der Fall ist. Ich darf sagen, daß ich, wie ich jetzt dastehe, Musikant bin, mit Leib und Seele, und daß ich, wenn ich alles in allem nehme, mit keinem andern Stand, mit keinem andern Los in der Welt tauschen möchte. Lieb ist es mir, und ich betrachte es als ein heiliges Gut, welches ich besitze, daß ich, abgesehen von allem andern, von Lebensverhältnissen, Glück oder Unglück, an der Kunst hänge, wie an meinem Leben, daß die Kunst selbst mir über alles geht, möge ich selbst, so sehr ich es erstrebe, groß darin werden, oder unvernommen aus dem Leben scheiden. — Ich habe keinen Weg gescheut, um

während meinen Studien und nach denſelben Urteile von Meiſtern über meine Arbeiten zu erhalten, und ich beſitze ſolche von Mendelsſohn, Meyerbeer, Taubert, Nicolai und zuletzt von Friedrich Schneider, dem Komponiſten des Weltgerichts. Während ich von allen Obengenannten bei manchem Guten, das ſie mir ſagten, immer meiſt Oberflächliches und Gewöhnliches hörte, hat mir dagegen der brave alte Schneider die Ehre angetan, meine Sachen, die ich ihm ſelbſt dieſes Frühjahr nach Deſſau brachte, einer gründlichen Durchſicht zu würdigen. Er hat mir einen rechtſchaffenen Lehrbrief darüber geſchrieben, der in kurzen diktatoriſchen Ausdrücken Küſſe enthält, an denen ich noch manche Jahre werde zu knacken haben, der mir zeigt, als das erſchien, was der ſtrebende Jünger von dem Meiſter zu fordern hat in Anerkennung, Tadel und Zurechtweiſung. Dieſer Brief mit der Adreſſe an den Tonkünſtler Peter Cornelius in Berlin iſt aber auch das einzige, womit ich mich als Muſiker legitimieren kann, denn ich bin bis jetzt noch nicht dazu gekommen, irgend etwas zu veröffentlichen, mögen nun die Zeiten zu ſchlecht ſein, oder mag ich die Wege nicht recht kennen, oder mag auch meine Indolenz daran ſchuld ſein, oder ein gerechtes Mißtrauen in den Wert meiner Arbeiten. Wenn ich Ihnen ſelbſt ein Urteil über mich geben ſoll, ſo wäre es das: daß ich ein ziemlich gutes Talent zur Kompoſition habe, ohne daß mir allerdings die Natur jenen unverſiegbaren Quell der Erfindung gegeben hätte, der eben einen Mozart, einen Roſſini macht: daß ich dies geringe Talent in meinen Studienjahren unter der gründlichen und umſichtigen Leitung meines Lehrers Dehn mit einer größeren Quantität Wiſſen und Können legiert habe. Daß ich nun nach zurückgelegter Studienzeit manches Erlernte ſcheinbar auf eine Zeit verlernen muß, daß ich mehr zum naiven ungehinderten Schaffen, ohne ſtets den Lehrmeiſter im Nacken zu haben, zurückkehren muß, daß ich glaube, mich darin ſchon jetzt auf dem rechten Weg zu fühlen. Ein Gutes darf ich mir im ſtillen zugeſtehen, daß das Wenige, was ich habe, mein Eigentum iſt, daß ich nicht auf fremden Äckern grabe und mich nicht mit fremden Federn ſchmücke, ſo daß ich hoffen darf, in den Schwabenjahren mit einer gewiſſen Eigentümlichkeit dazuſtehen — ſo Gott will! — Ein Weg iſt für uns Komponiſten noch offen; unſre drei großen Tragiker

haben wir in der Muſik gehabt, aber und lachen Sie nur getroſt über den Idealiſten Peter) der Ariſtophanes iſt noch nicht dageweſen. Ich kenne keine rein komiſche Oper unter den deutſchen modernen Werken, ſeit Dittersdorf haben wir keinen eigentlichen Komiker unter den Komponiſten gehabt; die Blüte der italieniſchen Opera buffa iſt in Deutſchland erſt noch zu erleben. Wem es gelänge, die Zeitverhältniſſe in ein paar tüchtigen Werken dichteriſch und muſikaliſch aufzufaſſen und abzuſpiegeln, der hätte noch ein Feld, für den wäre noch ein Platz übrig. Nun hat mir doch mein Vater auf meine beabſichtigte Schauſpielerlaufbahn den Segen mitgegeben, ich würde ein tüchtiger Komiker werden, warum ſollte ich nicht in meiner Kunſt dieſen Grundgedanken feſthalten? In der ſchönen Zeit meiner Liebe hat ſich dem Komponieren ganz wie von ſelbſt das Dichten geſellt, ich habe oft ein kleines Gedicht lange im Gefühl herumgetragen und es iſt mir hier und da gelungen, ſo einem Ding, wenn es aufs Papier kam, eine prägnante, knappe Form zu geben, und einige Freunde, mit denen ich in poetiſchem, literariſchem Verkehr ſtand, haben mir das angenehme Lob geſpendet, daß ſolchen Liedern ein gewiſſes Gepräge des Charakters aufgedrückt wäre. Schon vor einigen Jahren hatte ich mir auch mehrere Opernſujets im Komiſchen entworfen, aber das Gefühl, nicht ſtark genug dazu zu ſein, hielt mich wieder ab und ich kehrte zu den rein theoretiſchen Studien zurück. Nun aber habe ich mir eine kleine einaktige Oper gedichtet,[1] und hoffe ſie während dem Frühjahr zu beenden, da die Muſik dazu natürlich nichts Beſonderes, Studiertes enthalten ſoll, ſondern frei und ungezwungen herausfließen muß. So laſſen ſie einmal ſehen, lieber Herr Heſtermann, ob mir vielleicht ein winzig kleines Stückchen von meinem rieſig großen Ideal zuletzt in den Händen bleibt. — Nun lachen Sie, recht von Herzen, mit Frau Heſtermann, der ich alles, was ſie intereſſieren kann, aus meinem Briefe mitzuteilen bitte, über meine großen Pläne; aber geben Sie mir auch im ſtillen oder in ein paar Zeilen, mit denen Sie mich ſehr ehren und erfreuen werden, Ihren Segen mit auf den Weg. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie wohl es mir tun

[1] Bisher unauffindbar.

wird, ein paar aufmunternde Worte von Ihnen zu hören, und welch einen andern Menſchen es aus mir machen würde, einmal wieder in gemütlichen, unverſtellten Kreiſen das Wenige auszukramen, was ich hier in Berlin errungen, und vielleicht hier und da einmal in einem ungeheuchelten frohen Wort ein bißchen Beifall dafür zu ernten. Ich lebe hier gar iſoliert, und habe mich, ſeit ich meine Mutter wieder hier habe, ein für allemal in die Stille der Studierſtube geflüchtet. Brüggemann, der mir ſonſt manchmal um einen Treck übermäßiges Lob geſpendet, hört jetzt Werke, über denen ich monatelang gebrütet und geſchwitzt, ohne ein ermunterndes Wörtchen an. Die politiſche und religiöſe Meinungsverſchiedenheit, die in den letzten Weltereigniſſen ſich zu klaffend herausgeſtellt hat, machte ihn kalt gegen mich, und das bißchen Genießbare, was ich ſo zutage fördere, verhallt, ohne ein Echo in andern Herzen zu wecken. Und Sie werden einſehen, daß dies kein Boden iſt, auf dem ſo ein ſchwächliches Poetenpflänzchen gedeihen kann. Um einen andern Boden zu ſuchen, habe ich im vorigen Frühjahr die gewaltigſten Anſtrengungen gemacht; ich wollte nach Paris, um mich dort bei einem ganz ausgezeichneten Geſanglehrer in der Geſanglehre ganz auszubilden, um dann, ſei es in England, Frankreich oder Deutſchland, Geſang und Kompoſitionsſtunde für einen höheren Preis geben zu können als Schüler von dem und dem, und als Mann, der eben in Paris war. Die Leute von Fach fanden dieſen Plan ſehr vernünftig; aber die Leute, die das Geld dazu hergeben ſollten, fanden ihn ſehr unvernünftig; ſie gaben kein Geld her und ſo unterblieb es. Im Laufe des Sommers lächelte mir noch einmal vorübergehend die Hoffnung, von Berlin weg zu kommen. Eine kleine Meſſe,[1] die ich für das hieſige barmherzige Schweſternkloſter komponiert hatte, und Mitte Auguſt dort von einigen Damen aufführen ließ, gefiel dem Kaplan R. ſehr und er gerierte ſich einige Zeitlang als ein enthuſiasmierter Gönner von mir. Er ſtellte mich auch dem hieſigen öſterreichiſchen Geſandten v. Proteſch-Oſten vor, und regte bei dieſem den Gedanken an, mir ein öſterreichiſches Stipendium zu verſchaffen, damit ich mich in Paris und Italien Rom weiter ausbilden könne, um ſpäter ein tüchtiger

[1] Nicht erhalten.

Komponiſt für die Kirche zu werden. — Nun, wozu die vielen Worte? Der Geſandte iſt jetzt durch einen andern erſetzt, R. tut gar nicht mehr ſo, als ob er mich je gekannt hätte, und es wird eben nichts aus der Sache. — Nun iſt durch die Überſiedlung Carls nach Bonn wenigſtens in der Ferne die Hoffnung aufgeſtellt, vielleicht dort einen kleinen Wirkungskreis zu finden. — Komme nun was da will, ich bin für jetzt herzlich zufrieden, die Mutter hier zu haben und dieſen Winter über noch recht tüchtig drauflos arbeiten zu können. Eins nur macht mir oft ſchwere Sorgen und trübe Stunden, wenn ich auch meinethalben dem Gang des Schickſals ruhig zuſehe, und dies iſt das Los des Mädchens, welches mir nun doch einmal vertrauensvoll die Hand gereicht hat fürs ganze Leben, und ihr Herz an mich gehängt hat, wie ich meins an das ihrige. Nach außen iſt das Verhältnis zwar längſt abgebrochen, und hat ja auch für die Außenwelt nie beſtanden, aber im Herzen ſind wir uns treu geblieben, wenn wir uns auch lange Monde nicht ſehen. Wir ſind zwar beide nicht von der Art, daß wir uns vergiften, wenn nichts aus der Sache wird, aber ein unendlich bittres Gefühl würde mir doch im Herzen für das Leben zurückbleiben, wenn ich dem einfachſten und beſcheidenſten Mädchen die geringen Anſprüche, die ſie an das Leben macht, nicht erfüllen könnte.[1] Doch mein Papier geht nun zu Ende, mein verehrter Herr Heſtermann, und es gereicht mir ſehr zur Befriedigung, manche ſtille Feiertagsſtunde damit zugebracht zu haben, Ihnen wieder einmal etwas von meinem Leben und Treiben ans Herz gelegt zu haben. Bringen Sie unſrer lieben und hochverehrten Frau Heſtermann meinen herzlichſten Neujahrswunſch, und ſagen Sie ihr, daß ich, wenn ich auch, was ich nicht hoffe, in den nächſten fünf Jahren wieder an meiner entſetzlichen Schreibfaulheit leiden ſollte, doch wahrlich in meinem ganzen Leben nicht aufhören werde, daran zu gedenken, daß ſie, von allem andern abgeſehen, die ſanft regierende Herrin war auf der Oaſe, wo mein guter, lieber Vater in den letzten ſchweren Jahren ſeines Lebens ausruhen durfte und ſich's manchmal recht von Herzen wohl ſein laſſen konnte. Und wie

[1] Aus dieſer glücklich unglücklichen Liebe entſtand eine große Zahl Gedichte. Ich erwähne davon das humoriſtiſche: Herein — Hinaus.

könnte ich ſein gedenken, ohne daß mir auch das Heſtermanniſche Teeſtübchen einfiele?

Von ganzem Herzen

Ihr

Peter Cornelius.

31. An ſeinen Bruder Carl.

Berlin, 24. Oktober 1851.

Lieber Carl! Dein Brief von geſtern, den ich ſoeben in aller Frühe erhalte, nötigt mich, Dir ſchnell zu ſchreiben, ſonſt hätte ich es lieber ausführlich getan. Da Du mir in Deinem letzten Brief manches zu überlegen gabſt, auch nicht umgehende Antwort forderteſt, ſo ließ ich es gern eine Zeitlang anſtehen, obgleich ich in den letzten Tagen immer damit umging, Dir zu ſchreiben, und nun auch ſehe, welch ein entferntes Datum Dein letzter Brief vom 5. dieſes ſchon trägt.

Zuvörderſt mußt Du Dir von nun an keine Sorge um meine Geſundheit mehr machen, mit der es unberufen ſo gut ſteht, wie lange nicht. Mein Ausſehen wird überall gut und blühend gefunden, ſogar der alte Peter bemerkte es geſtern, als ich bei ihm zu Tiſch war, mit Wohlgefallen. Die Mutter wird Dir bezeugen, wenn ſie an Dich ſchreibt, wie gewiſſenhaft ich meine Geſundheitsregeln einhalte. Ich bin regelmäßig jeden Abend von 7—8 Uhr ab zu Hauſe, und gehe immer gleich nach 10 Uhr zu Bett, ſtehe dann, nachdem ich regelmäßig ſehr gut geſchlafen habe, gegen 8 Uhr auf, und eſſe ſtatt Kaffee meine Hafergrützſuppe. Montags und Donnerstags gehe ich um 10 Uhr aus, gebe der Frl. Eberken in der Charité Stunde, dann muſiziere ich mit Marie Cornelius und bleibe dort zum Eſſen. Von da gehe ich ganz gemütlich ins Kadettenhaus wo, was mich ſehr freute, nicht allein meine alten vier Schüler auf mich gewartet, ſondern noch ein fünfter, ein moldauiſcher Edelmann: Fürſt Ghika, hinzugetreten iſt und gebe da zwei Stunden hintereinander, wobei ich einen Taler auf einem Fleck verdiene, und danach gehe ich ruhig nach Hauſe. Samstag gebe ich im Kadettenhauſe vier Stunden hintereinander und bin

ſonſt frei. Dienstags und Mittwochs habe ich bis jetzt nur zwei Stunden täglich von 2—4 und von 4—6 Uhr zu geben. Mittwochs habe ich jetzt aber auch wieder einen kleinen Chor der katholiſchen Lehrerinnen, der mir viel Freude macht, weil es ſinnige Mädchen ſind, und die, wie ich glaube, viel auf mich halten. Den Freitag, wie heute, habe ich mir ganz frei gehalten, und bleibe bis 3 Uhr zu Hauſe. Dann gehe ich vors Oranienburger Tor ins Liebigſche Konzert, wo jedesmal klaſſiſche Werke von Haydn, Beethoven, Mozart, Weber, Mendelsſohn uſw. uſw. in Symphonien und Ouvertüren von einem ganz guten Orcheſter vorgetragen werden, zum Eintrittspreis von $2^1/_2$ Silbergroſchen. Dabei übe ich mein Ohr und meine Auffaſſungskraft, und man hat die Gelegenheit, dieſe vielſtimmigen Orcheſterſachen oft zu hören und genau kennen zu lernen. Im ſpäteren Verlauf kommen die großen Symphonieſoireen dazu, die ich auch durch Taubert frei habe, und man hört dort in höherer Vollendung manches, was man aus dieſen mangelhafteren Konzerten Liebigs ſchon genau kennt. — Um 7 Uhr (Freitags) gehe ich dann zu Egells, wo ich zum Nachteſſen bis nach 9 Uhr bleibe. Ich erfülle eine notwendige Pflicht der Dankbarkeit dadurch, daß ich mich wöchentlich regelmäßig einmal auf ein paar Stunden da ſehen laſſe. — So ſiehſt Du, iſt alles regelmäßig bei mir für den ganzen Winter ſchon im voraus eingerichtet. Allerdings tritt bei der Zunahme der Konzerte im Winter eine gewiſſe Erhöhung der Aufregung ein — aber ich habe jetzt auch ſchon mehr Erfahrung in meinem körperlichen Zuſtand, einen gewiſſen Thermometer der Aufregung, und ſobald ich da zuviel ſpüre, laſſe ich ab und gehe ruhig nach Hauſe, wenn ich dann auch mit Bedauern manches links liegen laſſen muß. Zu dem Zweck habe ich dann auch immer etwas, was mich nach Hauſe zieht. So locken mich jetzt in den letzten Tagen Louis XIV. par Dumas, Guicciardini und die ſpaniſchen Novellen von Cervantes, die ich jetzt ſchon ziemlich fließend und ohne Mühe leſe. Außerdem habe ich mir die Übungen zum Überſetzen aus dem Deutſchen ins Lateiniſche von Gröbel (Halle) angeſchafft, die mir Theodor Stumpf, mit dem ich morgen wieder lateiniſch anfange, jedesmal korrigiert, ſo daß er meint, ich würde Dir wohl um Weihnachten herum einmal

ſchreiben können. (Beſſer iſt es jedenfalls, mag der Brief nun ausfallen wie er will, Du kommſt ſelbſt!) Außerdem ziehen mich meine Partiturabſchriften nach Hauſe, die ich in Tegel fleißig betrieben, und mit denen ich bereits drei Bände wertvolle Partituren als Grundſtein zu meiner Bibliothek vollendet habe. Beim Abſchreiben lerne ich die Sachen genau kennen, und freue mich dann immer, wenn ich in den mancherlei Konzerten gerade etwas von dem höre, was ich mir abgeſchrieben. Auch auf dem Klavier beſchäftige ich mich täglich eine beſtimmte Zeit, um mich immer über dem Waſſer zu erhalten, und was ich über Muſik denke, durch das Inſtrument ſo gut wie möglich deutlich machen zu können. Auf der kgl. Bibliothek habe ich mir einſtweilen den Guicciardini geben laſſen und Dich gebeten, mir Titel von Werken anzugeben, aus denen ich eine möglichſt umfaſſende Kenntnis des XVI. Jahrhunderts ſchöpfen kann, was mir dazu dienen ſoll, wenn ich etwas über Paleſtrina leſe oder ſchreibe, aus den übrigen geſchichtlichen und wiſſenſchaftlichen Werken dieſer Zeit meinen eignen Standpunkt zu bilden, ohne andern aufs Wort glauben und nachplappern zu müſſen. Das Studium der Geſchichte Paleſtrinas von Baini, worin äußerſt wertvolle, genaue Daten angegeben ſind, ſtudiere ich eifrig; das praktiſche Studium der damaligen Zeit und ihrer Meiſter werde ich ausführlich betreiben, wenn Dehn wieder hier iſt. Auch das Buch von Anthony über den gregorianiſchen Kirchengeſang, woraus ich früher der vielen lateiniſchen Zitate wegen nicht alles verſtehen konnte, werde ich wieder vornehmen.

Du ſiehſt alſo, ich bin dem Leben und Studium vollſtändig wiedergegeben mit erhöhtem Ernſt und Eifer, nicht rechts noch links ſchauend, nur vor mich blickend — und mit dem Wahlſpruch: Ruhe und Suppe! Beſonders habe ich allen böſen Ehrgeiz drangegeben, der ſonſt ſo oft an mir nagte. Ich arbeite ruhig meinen Stiefel weg, gebe bei meiner zurückgezogenen Lebensweiſe wenig aus, und wenn ich nur dieſen Winter über meine ſchwerſten Schulden tilge, ſo hoffe ich nächſten Sommer einmal mit frohem Herzen auf einige Zeit nach Thüringen reiſen zu können. — Was nun Münſter betrifft, ſo leuchtet mir das ſehr ein, ohne daß ich mir Hoffnung darauf mache, die ja zuſchanden werden könnte. Ich habe bis jetzt

wieder 34 Stunden gegeben, und bin gewiß, daß ich fortan ohne große Anstrengung mich von allem unabhängig machen und ruhig meinen Studien leben kann, ohne jemand zur Last zu fallen. Du weißt, daß Brüggemann mir schon vor dreieinhalb Jahren Aussichten nach Münster eröffnet, daß ich aber von wegen den Bedingungen hyperkonservativ und hyperkatholisch nicht darauf einging, die er sehr schroff in den Vordergrund stellte. Ich höre aber von manchem andern, der Münster auch kennt, daß das durchaus nicht der Fall ist, und ich bin überzeugt, daß ich wohl das richtige Benehmen einzuhalten wissen werde, um dort niemand vor den Kopf zu stoßen, im Gegenteil viele für mich zu gewinnen, ohne meiner freien Überzeugung entsagen zu müssen, die allerdings nie hyperkonservativ und katholisch werden wird. Aber ich glaube, wir sind alle Kinder unsrer Zeit, und wer da für sich selbst sorgt, und sich auf seinem Wege zu veredeln und zu vervollkommnen sucht, der wird überall auf seinem Platz stehen und von vielen willkommen geheißen werden, ohne deswegen gewisse Sätze von vornherein unterschreiben zu müssen, die ihn, das Individuum, mit allem was an und in ihm ist, binden und beengen. — —

Jetzt aber bringe ich Dir herzliche Grüße von Mutter und Auguste und bin und bleibe Dein

Peter Cornelius.

32. An seinen Bruder Carl.

Berlin, 2. Februar 1852.

Lieber Carl! Überbringer dieses Briefes ist mein Freund Julius Siegert aus Neuwied. Er ist derselbe, der mich die ersten Tage meines Hierseins beherbergte, und wird Dir mündlich manches was mich angeht erzählen können. — Vielleicht überbringt er Dir zugleich eine Nummer der Konstitutionellen Zeitung, in welcher ich am 1. dieses ganz unerwartet und ohne mein Wissen als Referent debutiert habe. Ich hatte ein Referat über das letzte Konzert der Singakademie bei Schlesinger (Echo) abgegeben, woselbst es Kossack für die Konstitutionelle Zeitung aufgabelte. Ohne

mir ſonſt Illuſionen zu machen, darf ich doch immer dies kleine Ereignis als eine Art geöffnete Pforte in dieſe Zeitung betrachten, und werde nicht verſäumen, eilig den Fuß dazwiſchen zu ſtemmen. Koſſack ſcheint es gut mit mir zu meinen, ich freue mich, dies vielleicht meiner Zurückhaltung gegen ihn zu danken zu haben. — Für den Modeſpiegel habe ich jetzt im ganzen ſechs Referate geliefert, und die Notwendigkeit, mich ſchnell zu faſſen, um meinen Senf über Geſchehenes und Gehörtes abzugeben, hat das Gute, daß es mich oft gewaltſam aus einer gewiſſen geiſtigen Bummelei reißt und mich zwingt, unmittelbar tätig zu ſein. Beſehen aber habe ich heute am 2. Februar noch nichts dafür, und ich warte auf das einige wenige Fixum, wie ein hungriger Hund auf ein Stück Brot. Dieſem zähen Manne die Piſtole auf die Bruſt zu ſetzen — ſoweit habe ich es als Tagesliterat in der Unverſchämtheit noch nicht gebracht. Ich kann alſo nichts tun, als ihm paſſiven Widerſtand entgegenſetzen und weg bleiben, bis er nach mir ſchickt, oder bis er etwas zu mir ſchickt. Derweilen aber ſitzt man da und lauert.

— Nun, meine Haut iſt hart geworden, und ich kann was vertragen; der Grimm, den ich über ſo vieles eingeſogen, wird dann recht verjüngend und kräftigend in meinen Referaten ausſtrömen. Die Welt hat doch nichts lieber, als wenn man ſo recht tüchtig losſchimpft auf alles. — —

Peter.

Weimar.

33. Tagebuchblatt.

Weimar, Samstag, 20. März 1852.

Als ich in der Altenburg die Stufen zu Liszts Wohnung erstieg, wandelte mich die abergläubische Idee an — gerade Stufenzahl gut — ungerade Zahl schlecht. Und, o weh, es waren 21 Stufen. — Ein gebrochen Deutsch sprechendes Kammermädchen übernahm die Meldung — ein Kammerdiener erschien, der mich nach 4 Uhr nach dem Diner vertröstete. Ich ging die unglücklichen 21 Stufen wieder hinab — und blieb ein wenig besinnerlich unten vor der Haustür stehen. Flugs öffnete sich das Fenster und der Kammerdiener meinte „er könne den Herrn nicht mehr sehen". Flugs trat ich ein wenig vor und gab mich zu erkennen, und er winkte mir herauf. — Oben eintretend und einen grünen Schirm passierend trat ich gerade auf Liszt zu. Er bot mir freundlich die Hand. Ihn zu porträtieren, würde mir jetzt schlecht gelingen, vielleicht vermag ich es, wenn er mir in verschiedenen Stimmungen gesessen hat. Soviel nur jetzt. Selten ist es mir noch vorgekommen, daß mir in künstlerischen Notabilitäten gleich der entsprechende Gesichtsausdruck entgegengetreten wäre. Seit Mendelssohn war Liszt fast der erste und einzige, dessen Physiognomie nicht mit dem Bild in Konflikt geraten wäre, was mein Inneres sich schuf.

Ich gab meine Schlesingersche Empfehlungskarte und die Karte von Peter von Cornelius bei ihm ab. Er hatte die Güte, mir sehr Freundliches über meinen Artikel Chopin zu sagen.[1] Bei einem fortgesetzten kurzen Gespräch mischte sich eine wohlklingende Damenstimme durch eine offene Tür hinein, mit der Frage, ob Benvenuto

[1] Dieser Artikel ist neuerdings wiederabgedruckt im I. Bd. der literarischen Werke, der die „Aufsätze über Musik und Kunst" enthält. Diese Ausgabe wird in der Folge einfach als „Aufsätze" zitiert werden.

Cellini nicht heute gegeben würde. Die wenigen Worte wurden franzöſiſch geſprochen.

Montag, 22. März.

Heute befinde ich mich nach ſo manchem Erlebten in der glücklichen Clair-obscur-Stimmung, um ruhig ſchreiben zu können. Der Samstag hatte recht niederdrückend auf mich gewirkt. Die erſte Bekanntſchaft mit Berlioz, deſſen A-Karneval-Ouvertüre mir Hans von Bülow etwas vorgeritten hatte und von dem ich morgens um 11 Uhr die beiden Ouvertüren zu Cellini probieren hörte — abends die ganze Oper — die Lektüre der Brendelſchen Zeitſchrift ſeit dem 1. Januar mit den Briefen Wagners und Uhligſchen, Bülowſchen Artikeln — kurz, daß ich es nur ſage: der Kampf um muſikaliſches Sein oder Nichtſein — dieſe Furcht Taſſos „ein Widerhall, ein Nichts ſich zu verlieren", waren wie ein Alpdrücken auf meiner Bruſt gelagert. Der Sonntag aber — Frühlingsanfang und Jean Pauls Geburtstag — ſagte, wie jene hohe Prinzeſſin zu mir: „Vergleiche dich, erkenne was du biſt". An Liſzts Seite ſitzend, denn er hatte mich das Blatt umwenden laſſen, wie ich ihm in die Noten und auf die Finger guckte — reckte ſich mein Enthuſiasmus wie ein Efeugewächs — nennt es nur immer eine Schmarotzerpflanze — um den lieben großen Künſtler herum. — Das ſind doch gewiß die ſeligſten Augenblicke für viele unter uns Menſchen, wenn die kleinen Spitzen und Waffen, mit welchen wir fortwährend im Innern gegen das Eindringen des Mächtigen und Groß-Schönen gerüſtet ſind — aufhören zu kämpfen, und wenn nun irgend ein neuer Abglanz des ewigen Lichtes wie ein gewaltiger Strom in uns dringt — und aus unſrer guten lieben Seele alles Trübſal und Alltagsgerätſel wegſpült und ſich lindernd über die Schwielen ſo vieler Leiden legt — ſo daß unſer Herz doch auch als ein Stückchen des Ufers ſich fühlt, in deſſen Fluten ſich die Sterne des Himmels ſpiegeln. — Es war ein Trio von Frank,[1] welches Liſzt mit den Herren Joachim[2] und Coſſmann[3] ſpielte. Mein

[1] Cesar Aug. Fr., Komponiſt, geb. 1822.
[2] Joſef J., der berühmte Geiger, geb. 1831.
[3] Bernhard C., vortrefflicher Cellíſt, geb. 1822.

Egoismus feierte eine wahre Nacht des 4. August,[1] denn ich wünſchte von ganzem Herzen den Komponiſten an meine Stelle. Ich fühlte drückend die Pairswürde meiner Zuhörerſchaft und hätte gern den Arbeiter, der meinem Glücksſtaat das eigentliche Leben gegeben hatte, wenigſtens zu Mitgenuß und gleicher Berechtigung mit emporziehen mögen. Frank bedarf nicht ſolcher glänzenden Interpretation, wie ſie ihm hier ward, ſo ſehr ſie ſein Werk verdient und fordern darf. Sein Trio iſt eine reife Geiſtesfrucht, ein glücklich gelungener Verſuch, die vielleicht nur ſcheinbar ſtückweiſe und zufällig entſtandene geſchichtliche Form durch ein Wiederausſtrömen des aus ihr geſogenen Geiſtes — einheitlich hinzuſtellen, ſie ſeinem ſubjektiven Weſen ſo anzueignen, daß ſie, indem er das Vorhandene in ſich aufnimmt, beim Wiedergeben wie ein Produkt ſeines eignen Geiſtes erſcheint. Die Art, wie er durch die drei Sätze ſeines Werkes den erſten Grundgedanken feſthält, ſie ſo unauflöslich verkettet und zugleich den Geiſt des Hörers mit in dieſen Zauberbann feſſelt, ohne daß dieſer ſich als gefangen fühlt und ſich des Zwanges bewußt wird, ohne auch nur einmal in Monotonie zu verfallen, die hier ſo leicht zur Klippe werden konnte, iſt eine freie geiſtige Erſcheinung, die etwas wie den Hauch eines Geiſterkuſſes in unſrer Seele zurückläßt. — Liſzt drückte ſein Bedauern aus, daß der Komponiſt, deſſen Werke nun etwa ſchon ſeit zehn Jahren exiſtieren, ſich vielleicht habe etwas einſchüchtern laſſen, denn es ſei ihm ſeitdem nichts von ihm bekannt geworden. — Zuhörer waren etwa, wie ich ſie jetzt noch namhaft machen kann, die Herren Rühmſtedt,[2] Mangold (nicht Darmſtadt),[3] der Maler Preller,[4] Raff,[5] Bülow,[6] der Pianiſt Speidl,[7] der ſpäter eine ſelbſtkomponierte Phantaſie vortrug.

[1] Er meint wohl die Nacht des 24. August Bartholomäusnacht, und will in dieſer gewundenen Ausdrucksweiſe ſagen: Mein Egoismus wurde vernichtet.

[2] Friedrich R., Orgelkomponiſt.

[3] Karl M. zum Unterſchied mit dem Darmſtädter Hofkapellmeiſter Wilhelm, Männerchorkomponiſt 1813—80.

[4] Friedrich Pr., der berühmte Landſchaftsmaler (1804—78).

[5] Joachim R., der bekannte Komponiſt 1822—82.

[6] Hans v. B., der große Klavierſpieler und Dirigent 1830—94.

[7] Vermutlich Wilhelm Sp., geb. 1826.

34. An seinen Bruder Carl.

Weimar, Zur goldenen Sonne, 30. März 1852.

Lieber Carl!

Auf deinen Brief, den mir Franz nachschickte, setzte ich mich gleich hin, um Dir zu antworten. Jetzt nur soviel: Schicke mir umgehend noch 5 Taler. Sobald ich sie erhalte, reise ich nicht nach Berlin, sondern zu Schilys zurück.

— Mein hiesiger Aufenthalt, geteilt zwischen anhaltender Arbeit und den höchsten Kunstgenüssen, ist für meine ganze Zukunft entscheidender geworden, als Du in Deinem letzten Brief glaubtest. Liszt hat meinen Arbeiten anhaltende und tief eingehende Aufmerksamkeit geschenkt, hat sie mit seinen musikalischen Freunden zu wiederholten Malen exekutiert usw. usw. — Sein Endurteil und Rat war, daß ich mich mit aller Entschiedenheit auf die Kirchenmusik zu werfen habe. — Zuerst also Messe. Bin ich damit gründlich fertig, so komme ich zuerst nach Weimar zurück — und dann zu Dir nach Breslau. — Alles Kokettieren mit andern Richtungen, womit ich nur Zeit verschleudern würde, hört auf, und ich danke Gott, daß ich noch nicht zu alt bin, um auf diesem einen Felde etwas Tüchtiges vor mich bringen zu können.

Du glaubst nicht, wie gut und groß Liszt ist. Mit der höchsten praktischen Vollendung nach jeder Seite hin verbindet er die Bildungsfähigkeit eines Jünglings.

Alles andre schreibe ich Dir von Bernhardshütte ausführlich. Jetzt schicke mir nur um jeden Preis die 5 Taler und laß Dich's nicht verdrießen, ich habe hier sehr anhaltend gearbeitet und freue mich, daß ich meiner Gesundheit wieder etwas bieten darf. Aber eben deswegen nicht nach Berlin zurück! Ich bin zu schwach, um mich den zerteilenden Eindrücken, die die Stadt und meine Stellung in ihr mit sich bringt, entziehen zu können, und es würde dort nie sich mit mir zum Guten wenden. Ich bin so froh — daß ich nun mit allem, was in mir ist, auf einen Punkt hin-

arbeiten kann — und hoffe Segen und Freude zu erleben und andern zu machen.

Jetzt lebe wohl und behalte mich lieb

Dein P. C.

35. An seinen Bruder Carl.

Bernhardshütte, 12. Mai 1852.

Lieber Carl! — Nolite ire sed venire et audire — quia Missa est! Heute morgen habe ich — nicht die letzte Feder, sondern das letzte Bleistift angelegt, und morgen geht's ans Abschreiben. Sämtlichen fünf Sätzen fehlt keine Note mehr.[1] Das Credo, von dem ich Dir neulich schrieb, daß es am schwersten zu komponieren sei, und über dem ich allerdings auch am längsten gebrütet, ist gerade der beste Satz geworden. Ich habe während dem Arbeiten an Kraft gewonnen, so daß die beiden letzten Sätze, die ich zuerst anfing und ausarbeitete, mir schwächer scheinen als das Kyrie, Gloria und Credo, welche ich zuletzt machte. — Mag es nun sein, wie es will, und mag mir die Arbeit, jetzt da sie vollendet ist, immerhin ungenügend erscheinen, besonders als Einsatz in jene Preislotterie betrachtet, so habe ich doch wieder ein Stück von mir selbst schwarz auf weiß vor mir liegen, und einen Schritt vorwärts getan. Kann ich doch nun schon mit der Messe im Notfall nach Münster reisen und den Bischof um die Aufführung bitten. Habe ich doch auf der neubetretenen Bahn den ersten kräftigen Schritt getan. — In Hinsicht auf geschlossene Form und Behandlung des Textes habe ich den Standpunkt meiner ersten Messe, hoffe ich, weit zurückgelassen, und beide als Vorarbeiten zu der ersten großen mit Orchester betrachtet, wozu ich wohl auch mein Stabat mater rechnen darf, gehe ich den Arbeiten des Sommers und Herbstes mit viel Lust und Hoffnung entgegen.

Mein Salvum fac Regem[2] ist vollständig entworfen, und da ich am 15. mit der Reinschrift der Messe fertig sein werde, getraue

[1] Diese Messe hat sich nicht erhalten.

[2] Dieses Werk hat sich erhalten.

ich mich das Salvum einige Tage vor Ablauf der gesetzten Frist beim Kaufmann Schwarz in Liegnitz abgelagert zu haben. Dort ist doch auch eher einige Hoffnung auf Erfolg als in Wien, wo es doch mit dem Teufel zugehen müßte, daß Deutschland keinen besseren Kirchenkomponisten aufzuweisen haben sollte, als den unbekannten Schüler Dehns. Soll mir ein Glück zufallen, so könnte es allerdings heuer am ersten der Fall sein, da ich im selben Jahr meines Jahrhunderts geboren, wie mein Patron Joannes Aloysius Palestrina (1524), und da dieser im Jahre 1551 seine erste Anstellung bekam, so wäre es ganz am Platze, wenn mir 1852 der Preis von 100 Goldgulden zufiele. Heu mihi!

Schreibe mir nun umgehend, lieber Carl, ob es sich mit der Reise nach Weimar nicht vielleicht doch noch machen läßt. Abgesehen von den Ursachen, die ich Dir neulich angab, wäre es auch recht ersprießlich, wenn ich Partitur und Stimmen dort von einem recht guten Notenschreiber abschreiben ließe, damit ja den Sängern auch nicht das kleinste Steinchen in den Weg gelegt wird (da sie es ja ohne mein Zugegensein probieren!). Außerdem bin ich unglückselig vergeßlich in Vorzeichnungen, und erst wenn ein Fremder meine Partitur durchspielt, bemerke ich manches ♯ ♯ ♮, welches ich vergessen. —

Geht es aber nicht, so geht es nicht, und laß Dir kein graues Haar drum wachsen. Dann schicke ich Partitur und Stimmen getrost von hier aus nach Wien, und denke nicht mehr daran, wie der Sämann Samen einstreut und ihn hinter sich liegen läßt. — Ich habe noch Mut und Lust zu einem Dutzend Kompositionen, ohne mir in der Welt neue Anregung holen zu müssen. Auch habe ich, wenn ich nicht nach Weimar komme, keine Lust, Dehn die Messe vorher zu schicken; aber schicken will ich sie ihm jedenfalls. Es ist ohnedies ein alter Groll von ihm, daß er keine Schulstücke von mir besitzt, und ich habe die Überzeugung, daß ihm vieles aus meiner Messe ein wohlgefälliges Lächeln ablocken wird, und das wird mich stolz machen, wenn er es als eines seiner Schule würdiges Stück erkennt. Es wäre recht zu wünschen, daß die Wiener wenigstens die Arbeiten, die nach der Preismesse Anerkennung verdienten, öffentlich erwähnten und rühmten, so dürfte ich doch

hoffen, meinen Namen mit darunter zu finden. Wir würden dann dafür ſorgen, daß ſie als op. I gedruckt wird, und ſie Dehn widmen.

Wie würde ich mich dann freuen, daß noch kein halbes Machwerk von mir in der Welt herumläuft, und wie würde es nicht meinem Namen Charakter verleihen, wenn ich mit lauter ernſten Werken einer und derſelben Richtung in die Welt trete.

Wenn Deine Antwort angekommen iſt, werde ich an Liſzt ſchreiben, und ob ich ihn jetzt oder im Auguſt wiederſehen werde. Unterdes ſchreibe ich an Cornelius und Brüggemann, was ich nun mit leichterem Herzen tue, da ich meine Meſſe in petto habe und mit einem fait accompli aufwarten kann.

Für alles, was Du mir geſchickt haſt, danke ich Dir vielmals. Die Kleider ſtehen mir als wenn ſie für mich gemacht wären. — — Auguſte denkt im Herbſt aufzutreten. — —

Dein P. C.

36. An ſeinen Bruder Carl.

Bernhardshütte, Freitag vor Pfingſten 1852.

Liebſter Carl! Ich zögere nicht Dir anzuzeigen, daß meine beiden Arbeiten vollendet ſind. Die Liegnitzer Kompoſition habe ich bereits am 19. Mittwoch vor Chriſti Himmelfahrt) abgeſandt, mit dem Motto „S. W. Dehn". Und geſtern bin ich eigenhändig in Sonneberg auf der Poſt geweſen, um das zweite Paketchen nach Wien zu befördern. Beide Kompoſitionen zuſammen belaufen ſich (mit den ausgeſchriebenen Stimmen) auf 48 Bogen. So kam die Liegnitzer Kompoſition vier Tage vor Ablauf der Friſt, die Wiener wird 14 Tage vor Ablauf der dortigen (15. Juni) an ihrem Beſtimmungsort ankommen. Die Meſſe habe ich mit dem Motto „Weimar" gezeichnet.

Nach dem letzten Orte hatte ich geſtern Abend das letzte Heimweh, als mir der Poſtſekretär in der Thüringer Zeitung zeigte, daß Sonnabend vor den Feiertagen Tannhäuſer von Wagner daſelbſt gegeben wird. Wie ich höre, war die Oper den Monat über ſchon mehrmals angezeigt und ich wundere mich, daß ich von

dort keine Nachricht darüber bekommen, auch ſonſt kein Sterbenswörtchen von dort gehört habe. Auf zwei Briefe, die ich an den jungen Virtuoſen Pruckner[1] und Hofrat Schöll[2] ſchrieb, habe ich bis dato keine Antwort. Sollten dieſe Briefe, in denen ich Liſzt uſw. uſw. aufs angelegentlichſte grüßen ließ, nicht richtig angekommen ſein, ſo hätte man allerdings Urſache, mir mein Schweigen zu verdenken. Dieſer Tage werde ich aber eine Flut von Briefen dorthin loslaſſen, und hoffe alles ins reine zu bringen. — —

Da ich gerade einmal für Männerſtimmen komponiere, ſo habe ich den Plan, zwei Geſänge für ſolche zu Cornelius' Namenstag zu komponieren, und zwar auf die Melodien des Vesperale, ſie nach Berlin zu ſenden und ihm dort als Ständchen ſingen zu laſſen. Was ſagt Du dazu?

Dora hat mir von Deinen Büchern eine lateiniſche Grammatik geſchickt, die ich recht gut brauchen kann; am nötigſten aber wäre mir zum vollkommenen Verſtändnis der lateiniſchen Zitate ein Anthony-Buch, ein Wörterbuch. Könnteſt Du mir da Rat ſchaffen, ſo wäre ich für die nächſten Monate mit allem verſorgt. Sollte Dir dies Gelegenheit zu einer kleinen Sendung geben, ſo könnteſt Du mich ſehr glücklich machen, wenn Du Dir in irgend einer Muſikalienhandlung die 24 Präludien von Chopin geben ließeſt und ſie dazu legteſt. Ich ſpiele fleißig Klavier und mache täglich die erbärmlichſten Fingerübungen (zirka eine halbe Stunde bis eine ganze lang). Dabei habe ich angefangen mich im Phantaſieren, d. h. im Kontrapunktieren aus dem Stegreif zu üben, welches mir beim Orgelſpielen gute Dienſte tun ſoll.

Obiges wären ſo ungefähr meine neueſten Wünſche, die ich Dir hiermit ans Herz lege. — — Die Nachrichten von Deinen ſo glücklich begonnenen Vorleſungen, welche Dein letzter Brief brachte, haben uns große Freude gemacht. — — Die Meſſe habe ich heute morgen noch wieder durchgeſpielt, nachdem die Reinſchrift fort und alſo keine Änderung mehr möglich war. Ich kann dem Erfolg ruhig entgegenſehen, denn ich glaube für verſtändige Augen

[1] Dionys Pr., Pianiſt 1834—96.

[2] Adolf Sch., feinſinniger Archäolog und Kunſtſchriftſteller 1805—82, ſeit 1845 Direktor der Kunſtanſtalten in Weimar, 1861 Oberbibliothekar.

und Ohren, die ſich für die Löſung einer ſo ſchwierigen Aufgabe intereſſieren, keinen unintereſſanten Verſuch geliefert zu haben. — Hoffnung ſetze ich am meiſten auf Liegnitz, woſelbſt die drei Preiſe winken. Für die Meſſe kann ich dem Preis aber mit leichtem Herzen entſagen, denn ſie wird und muß mir Achtung des Kenners eintragen.

So wünſche ich für heute Dir, lieber Carl, und uns allen glückliche Pfingſten und bleibe

Dein Peter Cornelius.

37. An ſeinen Bruder Carl.

Bernhardshütte, 21. Juli 1852.

Lieber Carl! Längſt hätte ich Dir geſchrieben, wenn ich Dir was Erkleckliches zu melden hätte. Seit Ende Juni habe ich nicht produziert. Es fehlt mir der äußere Anſtoß. Ich habe für Doras Schweſter eine kirchliche Feier komponiert über einen Cantus firmus aus dem Graduale romanum,[1] dieſelbe aber nicht abgeſchickt, weil es zu kurz vor der Hochzeit war, ich auch zweifelte, ob ſo was in Soeſt gut und ſchnell einſtudiert werden könnte. — Für Cornelius habe ich ein Tu es Petrus komponiert, und iſt dasſelbe (auch nach einer Melodie des G. r.) eine ganz gute Kompoſition geworden.[2] Auch ein Gedicht über die Seligkeiten, welches ich Dir unten folgen laſſe, komponierte ich in Form eines geiſtlichen Liedes[3] und ſandte beides nach Berlin. Bis heute weiß ich nicht, wie es damit ergangen, denn ich habe bis jetzt auf ſämtliche Briefe, die ich an Berlin gerichtet, keine einzige Antwort erhalten, außer einen Brief von meinem Freund Piplosiewicz, den ich als Juriſt und Muſikenthuſiaſten erſt im letzten halben Jahre meines Aufenthaltes kennen gelernt. — Längſt hätte ich nun wieder eine größere Arbeit angefangen, aber es fehlt mir an der nötigen Geiſtesfriſche, an Hoffnung und Zuverſicht. Die Idee ewig bloß Notenpapier, das ich hier nicht einmal habe, vollzuſchreiben, das immerwährende ad acta legen der Kompoſitionen iſt ſo abſpannend. Die beiden Konkurrenz-

[1] Nicht erhalten.
[2] Iſt erhalten.
[3] Nicht erhalten.

arbeiten strebten einem bestimmten Ziel nach, und deswegen vollendete ich sie schnell und mit frohem Mute. Dabei wirkt es drückend auf mich, obgleich ich weiß, daß es in unsrer Zeit liegt, der Welt meine geistigen Arbeiten gleichsam aufzudrängen! Ich möchte gern für ein gefühltes Bedürfnis arbeiten und mein Talent in einer richtigen Auffassung gegebener Verhältnisse, in einer gewandten Erfüllung des Begehrten und Erwünschten hervortun. So kommt es, daß ich nun hier alles habe und alles entbehre. Selbst zu einem gründlichen Studium des gregorianischen Kirchengesangs ist mir mein unvollkommenes lateinisches Wissen hinderlich. Nun musiziere ich zwar den ganzen Tag. Mein Klavierspiel bessert sich sehr, und den Tannhäuser von Wagner, der mir in Partitur von Weimar mitgegeben worden, kenne ich in- und auswendig. Doch werde ich nicht eher wieder innerlich zufrieden sein, ehe mich eine große Arbeit wieder ganz hinnimmt, und zwar eine solche, von der ich die zuversichtliche Hoffnung habe, damit vor die Öffentlichkeit treten zu können.

Ich habe dieser Tage nach Weimar, an Hans v. Bülow (einen Schüler Liszts) geschrieben und um neue Zusendung von Partituren gebeten, besonders um Lohengrin von Wagner, und hoffe, daß man dort meinem Wunsch willfahren wird.

Ich genieße hier alles, was mir mit großer Liebe geboten wird, und bereue mein Wegbleiben von Berlin insofern nicht, als meine Gesundheit dort doch nie wieder so kapitelfest geworden wäre als sie es hier geworden ist. Sonst aber sind die hiesigen Verhältnisse, in der kleinlichsten Weise eng und philiströs, durchaus nicht dazu gemacht, den Geist zu nähren und anzuregen. Schicke mir morgen eine Preisaufgabe, deren Ausarbeitung mich jahrelang hinhielte, ich würde glücklich sein und arbeiten; um aber den fortwährenden Drang zur Arbeit zu schöpfen, brauche ich einen geeigneten Boden, brauche ich wenigstens einen oder zwei Menschen, die eine Ahnung von der Stellung der Kunst in der Gegenwart haben, denen ich mich mitteilen kann, die eine gewisse Gewalt äußeren Eindrucks auf den sich im Innern bildenden Gedanken üben. —

Von Liegnitz könnte doch schon irgend eine Nachricht da sein, da der letzte Termin zur Einsendung nun schon seit zwei Monaten

vorüber ist. Je länger einen solch eine Hoffnung hinhält, desto schmerzlicher wirkt die Enttäuschung. Von der Wiener Messe kann jetzt noch keine Rede sein. Ich habe nachträglich die nähern Bestimmungen darüber gelesen. Sie geben wenigstens die tröstliche Hoffnung, daß für die nächstbesten Messen das Recht der Aufführung erkauft werden solle.

Ich habe neulich einer jungen Dame ein Heft Lieder[1] mit nach Koburg gegeben, welche dort sehr gefallen sollen, und man hat mich indirekt aufgefordert, mehr dahin zu schicken. — Herr Bergmeister Kieser, welcher sich einige Zeit als Revisor hier aufhält, hat so ein Wörtchen fallen lassen, als könne er mir von Nürnberg aus den Weg nach Rußland zum Absatz von Kompositionen bahnen. — Doch beide angeführten Sachen sind Zufälligkeiten und sehr unbestimmt ausgesprochen. Soviel ist gewiß, es wird mir ein rührender Moment sein, in welchem ich einmal mit geistiger Arbeit etwas verdiene, mag es nun sein wo oder wann es will.

Deine beiden Schriften[2] habe ich hier nun wiederholt und mit Muse gelesen. Die Münsterschen Humanisten lese ich immer wieder, und ich glaube, ich kann mich darauf examinieren lassen. Vielleicht mag die ostfriesische Reformation für das noch zu Erforschende bedeutender sein, aber in der erstgenannten Schrift hat man ein wohltuendes Ganze. Besonders gefällt mir der überschauende Orgelpunkt am Schluß, wo Du Deine vier Generationen wie vier Themen noch einmal in der Engführung bringst, und mit der zusammenfassenden Bezeichnung Kerssenbroicks so recht wohltuend pathetisch abschließest. Das ist doch gewiß ein großer Vorsprung unsrer Zeit, daß an solchen gelehrten Werken das ästhetische Gefühl seinen gebührenden Anteil hat, und es erscheint mir, als wärest Du in der Anordnung und Sichtung Deines Stoffes wirklich künstlerisch zu Werke gegangen. Man interessiert sich lebhaft für jede Persönlichkeit, die darin vorkommt, besonders für Langen, Busch, Murmellius und Fabrizius, und die Episode mit Alen und Cotius ist ja ein aristophanischer Stoff! Welche Gelegenheit zu

[1] Nicht auffindbar.

[2] „Die Münsterschen Humanisten" und „Der Anteil Ostfrieslands an der Reformation". Münster 1851 resp. 52.

einem ergreifend geſchichtlichen Luſtſpiel bietet das Schickſal dieſes Schleifſteins, an dem die Weiber ihre Wut ſchärfen, weil ihnen ihre Ochſen genommen worden ſind! Das würde ein ander Ding als der Prophet von Scribe! —

Verſäume übrigens doch ja nicht, dem mit Unrecht ſo oft ſchonungslos angegriffenen Meyerbeer ein Exemplar von Deinem Gresbeck zu ſchicken, ſobald es erſchienen iſt, er wird Dir es gewiß verbindlich Dank wiſſen. — — — —

Dein P. Cornelius.

38. An ſeinen Bruder Carl.

Bernhardshütte, 14. Auguſt 1852.

Liebſter Carl! Dieſe Tage ſandte ich einen längern Brief an Dich nach Breslau ab, der Dir vielleicht jetzt ſchon nachgeſchickt iſt. Ich meldete Dir darin mein Vorhaben, im September nach Münſter zu gehen, wenn dort die katholiſchen Vereine zuſammenkommen, und bat Dich, bei Dora anzufragen, wie es mit ihrem dortigen Aufenthalt ſteht. Wie gern eilte ich zu Dir hinüber nach Weimar! — Aber ich habe mich während der Zeit an eine größere Arbeit gegeben, deren Plan Dir gefallen wird. Es iſt ein großes Domine für Solo, Chor und Orcheſter,[1] welches ich dieſe Tage noch fertig machen will, ehe Suſanne eintrifft (zum Geburtstag der Mutter), und dann in Weimar bei Liſzt es probieren laſſen. Dasſelbe will ich dem König von Preußen zum Geburtstag ſchenken, oder womöglich dort oder in Breslau oder Münſter aufführen laſſen. Auch zu einer großen Meſſe ſammle ich Gedanken, an deren Ausführung ich gleich nach Beendigung des neuen Domine gehen werde.

Über das alles erbitte ich Deinen Rat und Zuſpruch. — —

Ich überſende Dir zwei Briefe an Dr. Liſzt und Hofrat Schöll, und bitte Dich, daß Du ſie ja, womöglich ſelbſt überbringſt. An Hofrat Schöll wirſt Du für alles, was er Dir nützen kann, den teilnehmendſten beſten Mann finden, und was Liſzt betrifft, wäre es mir doch unſchätzbar, daß Du zu ihm in Beziehung trätеſt. Ein Wort von Dir zu meinen Gunſten, welches ich ſelbſt nicht

[1] Iſt erhalten.

reden kann, wird dort manches bewirken. Auch wirſt Du in ihm einen regen Parteigänger für Dein ſpeziell katholiſches Wirken finden. Du ſollſt ſehen, wie er Dich aufnimmt! O daß ich Euch beide Doktoren zuſammen ſehen könnte! Jedenfalls wird mir Deine Zuſprache bei ihm erneutes Intereſſe bei meiner Wiederkunft ſichern. Bei Schöll aber wirſt Du einen Abend in wohltuendem Familienkreis zubringen. Ich bitte Dich, beiden etwas Schönes zu ſagen über die Güte und das Wohlwollen, welches ſie mir erwieſen haben.

Lieber Carl! Bleibe nur geſund und frohen Mutes, und laß Dir den wiſſenſchweren Kopf nicht von Sorgen umſchwirren! Immer drauf los, wie von dem Buſche! geht's auch durch dick und dünn wie bei Fabricius, zuletzt kommen doch die ruhigen 25 Jahre, wie ſie Kerſſenbroick verlebte.

Quisquis amat Musas, longuem sibi prorogaturum
Emoritur vulgus, morte poeta caret.

Auch Dich wird unter ſolchem Wahlſpruch ein neuer Murmellius unter die glänzende Zahl derer reihen, die ihr Leben der Wiſſenſchaft geweiht! —

Ich ſchließe, um noch an Hofrat Schöll zu ſchreiben, und den Brief ſelbſt nach Sonneburg zu bringen. Erkundige Dich bei Gelegenheit im Adler nach einem gewiſſen Dr. Frankl, der dort ſpeiſt, und grüße ihn von mir. Auch die Komponiſten Raff, Bülow, Joachim uſw., die Dir in der kleinen Muſenſtadt wohl leicht zu Geſicht kommen.

Glück auf!

Dein P. Cornelius.

Dank für den Dante!

39. An ſeinen Bruder Carl.

Bernhardshütte, 20. Auguſt 1852.

Lieber Carl! Das längere Ausbleiben Deines Briefes beſtätigt meine Zweifel an der Erfüllung Deiner Hoffnungen auf Liegnitz, was mir für Dich mehr leid tut als für mich, da Du gar zu feſt darauf gebaut hatteſt. Um ſo ruhiger ſehe ich nun dem Reſultat von Wien

aus entgegen, und bin nur froh, wenn ich erſt beide Kompoſitionen wohlerhalten wieder in Händen habe. — Ich habe ja gar keine Ahnung, wer außer Bilſe die Preisrichter geweſen ſein mögen, und kann mir alſo unmöglich irgend eine Vorſtellung machen, wie ſich meine Kompoſition dort ausgenommen hat. Daß ſie gut iſt und der Aufmerkſamkeit des Kenners wert, darauf kannſt Du ſchwören! Mein erſtes Domine, welches dieſem zweiten bei weitem nachſteht, hat in Berlin viel Lob und Anerkennung bei Leuten wie Cornelius, Rellſtab,[1] Dehn und andern (Reithardt[2] nicht zu vergeſſen! gefunden, und wenn ich dies zweite bei allen anerkannten Komponiſten der Welt herumſchicke, ſo werden ſie's unterſchreiben und mir zugeſtehen, daß es eine ehrenwerte Arbeit iſt. Wer weiß aber wie viel Beſſeres dort eingeliefert iſt — oder — der hämiſchere Troſt, den vielleicht mancher Leerausgegangne ſich zu Gemüt führen wird — die Preisrichter! — Bilſe ſoll ein tüchtiger Muſiker ſein, hat aber in Berlin immer nur als Dirigent von Unterhaltungskonzerten figuriert, und doch wird er dort wahrſcheinlich der bedeutendſte ſein! — Doch das alles ſind Vermutungen, die Dein gewiß bald ankommender Brief berichtigen oder beſtärken wird. Als Deine letzten Zeilen ankamen, hatte ich merkwürdigerweiſe gerade Deine Humaniſten in der Hand und las und hatte des Morgens eben noch mir nach langer Zeit mein Domine einmal wieder geſpielt, und zu meiner Befriedigung. Dieſe beiden Omen beſtärkten meine ſonſt ſchwache Hoffnung in etwas. Ich kann mir ein innerlich behagliches Lächeln nicht verſagen, wenn ich an meine Meſſe in Wien denke. Wenn ſie vor tüchtige Komponiſten kommt, etwa vor einen Eſſer, ſo weiß ich gewiß, ſie werden ſie nicht ſpöttiſch anſehen. Vier Männerſtimmen ſind nur ein enger Rahmen. Aber der Einſichtige wird nicht verkennen, daß hier mit einer gewiſſen geiſtigen Anſtrengung gearbeitet iſt. Ich darf mir ſtolz bewußt ſein, daß beide Arbeiten unantaſtbares geiſtiges Eigentum ſind. In der Dehnſchen Schule erzogen, und mit guten Muſtern genährt, ja während ich täglich neben dem Arbeiten die Missa assumpta est von Paleſtrina ſtudierte, konnte ich unmöglich ſchlechte Kirchen-

[1] Ludwig R., Romanſchriftſteller und Muſiktheoretiker 1799—1860.

[2] Heinrich Auguſt R., Komponiſt 1793—1861.

musik schreiben. Allerdings haben die Wiener nebenbei ein Wörtchen von Pedanterie fallen lassen. Nun ja, wenn dort am Ende auch so grüne Jungen zu entscheiden haben, wie z. B. ein Barbieri, der mir als italienischer Kapellmeister ohne Erröten gestand, ja ich glaube gar mit einem gewissen Stolz, daß er keine Note von Palestrina kenne, so mögen sie sich ihre Messen nur immerhin selbst machen. — Alles das berührt mich wenig, da mir nach längerem Brachliegen wieder die Schwingen gewachsen sind und ich täglich am Komponieren bin. Und zwar sind es dieselben beiden Texte, die mich beschäftigen. Könnte ich in katholischer Umgebung weiter komponieren, so würde ich bis Weihnachten oder als spätesten Termin nächste Ostern meine große Messe zustande bringen, für die ich mir jetzt schon das nötige Material sammle. Da Susanne am 23. hier eintreffen wird, so möchte ich wohl bis dahin mein Domine für Chor und Orchester beendigen, woran ich eben komponiere und woran mir jeden Tag das Interesse wächst. Da es eben doch nicht ratsam wäre, wenn ich hier überwintere und die Zeitung die Nachricht bringt, daß die katholischen Vereine in Münster am 7. September zusammenkommen, so möchte ich mich am liebsten während der Zeit dieser Zusammenkunft dorthin begeben. — —

Schreibe mir also umgehend, wie es damit steht. Da ich nun einmal mit allem was in mir ist auf das eine Feld — Kirchenmusik hinarbeiten muß. Der Aufschwung der katholischen Verhältnisse in Leben und Kunst, der beabsichtigt ist, wird doch Leute brauchen, die mit Leib und Seele dieses Ziel verfolgen helfen, und es ist gar nicht vorabzusehen, wie gedeihlich mir der dortige Boden und wie ergiebig mein Hineinwachsen in denselben sein wird. — Ich führe Dir weiter kein Bild vor, wie es sich ideal mir zeigt, hoffe aber, daß Du mein Vorhaben billigst und durch Rat und Tat unterstützest. Befestigte Gesundheit und teuer erkaufte Erfahrungen werden dort mit mir sein, und vielleicht stehe ich dort mit 30 Jahren schon stolz auf dem rechten Platz. Als mir Brüggemann vor Jahren diesen Weg vorschlug, konnte ich auf seine Bedingungen nicht eingehen. Das wäre ein unnatürlicher charakterloser Abfall von meiner damaligen Meinungsweise gewesen. Nun ich aber auf naturgemäßem

Wege, durch innere Übergänge auf den Punkt gelangt bin, nun begehre ich mit aller Macht wohingeſtellt zu werden, wo ich in meiner gewonnenen Richtung mich betätigen kann. Brüggemann braucht nicht angſt zu ſein. Im Gegenteil werde ich dort, wie ſich die Verhältniſſe vielleicht bilden werden, mit Corneliusſchem hartem Kopf feſtſtehen. Ich werde vielleicht weniger als man es erwartet, der Mann der Vermittlung und des Herumtaſtens ſein. Ich habe mir in der verſchiedenſten Weiſe die Hörner abgelaufen, und was ich ſo an der Stirn verloren, möchte ich an den Ferſen wieder gewinnen, nämlich Sporen. — Sollte es mir dort gut gehen, ſo hoffe und wünſche ich mich bald zu verheiraten. Dafür wird ſich ſorgen laſſen. Mein ganzes Weſen fordert dies. Nicht die zügelloſe Proſa des umherſchweifenden Lebens taugt für mich, ſondern die gebundene Rede, die züchtigen Jamben einer deutſchen Haushaltung. Übrigens fuße ich nicht halsſtarrig auf Münſter, jede katholiſche Stadt, wie Soeſt — Paderborn — wird mir recht ſein. Nur zieht es mich am meiſten nach der weſtfäliſchen Hauptſtadt, nach dem Sitz des Biſchofs, deſſen Vergangenheit mir jetzt ſchon aus Deinem Buche lieb geworden iſt. Dort iſt Dein Name bekannt und manche Freunde werden mich, den Suchenden und nach geiſtiger Umgebung Verlangenden, liebreich aufnehmen. Wenn ich dort erſt mit ganzer Seele in katholiſches Leben eingelebt, wird Geiſt und Herz die Blüten treiben, die einſt der Knabe erwachen ließ und die jetzt von dem Jüngling gefordert werden. — — —

Dein P. C.

Als Aufruf und Aufmunterung zur Kirchenmuſik ſchreibt Liſzt an Cornelius.

Weimar, 4. September 1852.

Il m'a été bien agréable, mon cher monsieur Cornelius de faire la connaissance de votre frère, et je regrette seulement qu'il ait passé plusieurs jours ici sans m'aviser de son séjour. Votre lettre qui m'est parvenue par son intermédiaire m'a fait un sensible plaisir dont je vous remercie bien affectueusement. Si courtes qu'aient été nos relations je me plais à croire qu'elles ont suffi pour établir entre nous un lien

que les années fortifieront sans en altérer le charme naturel et réciproque. Je vous félicite bien sincèrement d'avoir si bien mis à profit la belle saison en terminant les compositions d'église que vous projetiez. C'est là un admirable terrain pour vous, et je vous engage fortement de ne pas en lâcher pied avant de l'avoir exploré avec amour et vaillance durant plusieurs années. Par l'élévation de vos idées et leur profondeur, aussi bien que par la tendresse de vos sentiments et vos fortes études, je vous estime pour éminemment propre à exceller dans le style religieux et à accomplir sa transformation, telle que l'exigent aujourd'hui nos intelligences plus en travail, nos cœurs plus en émoi qu'à d'autres époques. Vous n'avez qu'à vous bien assimiler Palestrina et Bach — ensuite laissez parler votre cœur, et vous pourrez dire avec le Prophète »je parle car je crois — et je sais que notre Dieu est éternellement vivant —«.

Nous avons causé avec Monsieur votre frère de votre vocation pour la composition de musique religieuse-catholique. Il entre parfaitement dans cette idée et vous prêtera aide et assistance pour la réaliser dans les conditions extérieures qui vous seront favorables. Münster, Cologne et Breslau nous semblaient les trois points indiqués quant à présent, où vous rencontrerez le moins d'obstacle à établir votre réputation et à prendre position. Mais avant que vous ne vous rendiez sur le Rhin j'espère que vous me ferez l'amitié de venir me voir ici. La chambre à côté de celle qu'habite Mr. de Bulow est entièrement à votre disposition et vous me ferez plaisir en vous y établissant sans façon aucune et en venant dîner régulièrement avec nous comme habitant de l'Altenbourg. . . . .[1] Mille cordiales amitiés et bien tout à vous F. Liszt.

40. An Franz Liſzt.

Soeſt, 21. Oktober 1852.

Lieber, hochverehrter Freund!

Ich ſchreibe nur flüchtig, weil ich den morgenden Tag,[2] der uns allen ſo viel bedeutet, nicht ohne einen herzlichen Gruß vorübergehen laſſen kann; ausführlich aber werde ich ſobald als möglich an Hans v. Bülow ſchreiben, der Ihnen dann mitteilen mag, was Sie intereſſieren kann.

[1] In den Briefſtellen andrer, die als Anmerkungen gegeben werden, ſind Auslaſſungen durch Punkte bezeichnet.

[2] Liſzts Geburtstag.

Ich habe die letzten acht Tage mit meinem Bruder verlebt und dadurch einen Troſt dafür, daß ich ſie nicht in Weimar verdämmern durfte. Mein Bruder reiſt heute um 3 Uhr über Berlin nach Breslau ab, und mit derſelben Stunde fange ich, Gott ſei Dank, einmal wieder zu arbeiten an. Denn ich habe heute morgen von Mainz aus die Londoner Ausſchreibung erhalten. (In einzelnen Punkten etwas ſtark philiſtrös, tut aber nichts!) Zugleich habe ich hier Gelegenheit, Orgel zu üben, ſoviel und ſo oft ich will, was beſonders, behufs der Orgelbegleitung zu den Meſſen, ſehr erſprießlich iſt.

So werde ich alſo von jetzt bis Ende Dezember vollauf mit komponieren beſchäftigt ſein, und nur hier und da in einem langen Brief an Hans uſw. einmal aufatmen. Mit vollem Herzen gehe ich an die Arbeit. Wieviel reicher an Begeiſterung und Mut bin ich wieder durch Weimar geworden; es müßte mit dem Teufel zugehn, wenn ſo viel Gutes und Herrliches an mir verloren gehen ſollte. Das ſoll es nicht, carissimo e amatissimo Dottore!

Pruckner wird Ihnen morgen ſein längſt vorbereitetes Geſchenk bringen. Bitte grüßen Sie ihn dann von mir. Ich möchte auch einige Noten davon geſchrieben haben, um das ſtolze Bewußtſein zu haben, der Freude teilhaftig zu ſein, die es Ihnen machen wird. Doch, ſo Gott will, leben wir ja noch ein gut Stück nebeneinander, und ich werde noch oft Gelegenheit haben, Verſäumtes nachzuholen. Welche väterliche Freude wird es Ihnen nicht machen, wenn Sie zwei leicht ſingbare Meſſen von mir ſehen?

So rufe ich denn fröhlich mein Evviva Francesco nach allen vier Weltgegenden hin! Halten Sie ſich geſund und friſch auf! Wir alle, die wir Ihnen nahe ſtehen und von dem Hauch Ihres Geiſtes unſer Teil empfangen haben, wir wollen der Welt zeigen, daß dem Guten und Edlen, welches wir ſchaffen, der Siegel Ihres Namens aufgedrückt iſt! —

Wenn Ihnen Hans und Joachim die Hand drücken, ſo denken Sie auch einen Augenblick an mich, und daß ich unaufhörlich der Ihrige bin.

Arnims ſind wohl nicht bis zum Geburtstag geblieben? Im bejahenden Fall, bitte ich Sie um einen Gruß an die Damen

B — A — G.[1] Sobald ich mit meinen Arbeiten etwas im Gange bin, laſſe ich mich ausführlicher an Hans vernehmen. Bis dahin behalten Sie im Andenken Ihren

Cornelius.

41. An ſeine Mutter.

Soeſt, 27. Oktober 1852.

Liebe Mutter!

— — — — — In Weimar bin ich ſtatt zwei Tagen achtzehn geblieben und habe die ganze Zeit wie im Rauſch verlebt. Ich habe meine Bekanntſchaften mit den dortigen Künſtlern in der erfreulichſten Weiſe erneuert und befeſtigt und daneben Bettina von Arnim und ihre Töchter kennen gelernt, mit denen ich tagtäglich zuſammen war. Frau von Arnim[2] hätte mich gleich wieder mit ſich nach Berlin entführt, wenn ich nicht eine heilige Scheu vor dem lieben Neſt gehabt hätte. Eines Abends ging ſie mir nach, als ich Abſchied genommen hatte, und ſagte ganz bedenklich: Was wollen Sie denn eigentlich in Soeſt? Bleiben Sie doch bei uns! Sie will in Berlin den alten Cornelius beſuchen und mich bei ihm herausſtreichen. — — — Dem Franz empfehle ich, wenn er für Eliſe einmal ein ſchönes Buch kaufen will, die Studien von Adalbert Stifter. Es ſind bis jetzt ſechs Bände und in jedem Band ſind zwei oder drei Erzählungen. Augenblicklich verſtändlich und doch zu öfterem Leſen und Nachdenken geeignet und einladend, für jeden etwas bietend und doch am meiſten für den, der ſelbſt etwas zum Leſen hinzu mitbringt, bieten dieſe Bücher einen reichen Schatz deutſcher Poeſie. Eliſe würden dieſe Erzählungen eine Quelle nachhaltigen Genuſſes ſein und zum Vorleſen an Euren Winterabenden ſind ſie ſehr zu empfehlen. — — —

Schreibe bald, damit ich recht Mut zum Arbeiten bekomme.

Für heut und immer

Euer Peter.

[1] Bettina und ihre Töchter Armgart und Giſela.

[2] Bettina v. A., die bekannte Schriftſtellerin, „die Sibylle der romantiſchen Literaturperiode“ (1785—1859).

42. An seine Mutter.

Soest, 27. Dezember 1852.

Liebe, teure Mutter!

Mitten in der Arbeit an meinen beiden Messen[1] finde ich einen Augenblick Zeit, um Dich zu grüßen und die Hoffnung auszusprechen, daß mir bald Dein lieber Geburtstagbrief zuteil wird. Ich sende Dir die Abschrift von zwei Briefen mit, welche ich an den Kardinal und das Domkapitel von Breslau gerichtet habe. Setze nicht zu große Hoffnung auf den Erfolg. Ich muß von jetzt an fortwährend wie ein brüllender Löwe hinter solchen Stellen herjagen, dann geht es doch zuletzt, wenn auch nicht gleich! Brüggemann hat auf meine Bitte sich dort für mich verwandt, und Liszt, dessen Freundschaft sich in der erfreulichsten Weise immer gleich bleibt, hat mir außer einem guten Empfehlungsbrief an den Kapellmeister Spohr die Versicherung gegeben, daß er mir für diese und jede andre Gelegenheit das glänzendste Zeugnis ausstellen würde, daß er auch entweder direkt oder indirekt durch eine vermittelnde Person sich an den Kardinal meinethalben gern wenden wolle.

Meine Messen sende ich morgen nach London und nehme sie zugleich in andrer Abschrift mit nach Weimar, Berlin und Breslau. Denn dahin geht jetzt mein Weg und sobald als möglich. Ob ich die Stelle nun bekomme oder nicht. So werde ich in Carls Nähe mich in Gottes Namen wieder ans Stundengeben machen. Warte aber, liebste Mutter, meinen 30. Geburtstag ab, ich komme bis dahin auch in Amt und Würde! — Ich habe mich hier in Soest stellenweise an der Kleinstädterei geärgert und eingesehen, daß ich mein musikalisches Wirken auf breiter Grundlage fortsetzen muß. Sonst aber habe ich bei Dora gute und freundliche Tage erlebt, habe Fortschritte auf der Orgel gemacht, meine Arbeiten glücklich beendet, und nebenbei einer talentvollen Schülerin, der Schwester des Dichters Freiligrath, in kurzer Zeit so viel Kompositionslehre beigebracht, daß sie befriedigende Arbeiten und artige Kompositionen liefert. Einen Teil meines Verdienstes sende ich Dir anbei. — Daß in betreff Weimars sich an mir das Sprich-

[1] Eine davon ist erhalten.

wort nicht erfüllt: „Wirſt Du wo gut aufgenommen, ſollſt Du nicht bald wiederkommen“ kannſt Du daran ſehen, daß meine dortigen Freunde mich mit zugefügtem Reiſegeld (wahrſcheinlich von Frau v. Arnim, von der ich es ſehr gut annehmen könnte) zu Weihnachten eingeladen haben. Vielleicht werde ich Sylveſter dort ſein können.

Außer der Einladung nach Weimar erhielt ich eine andre nach Paderborn.

Sowie ich mit meinen Arbeiten fertig bin, ſchreibe ich wieder einige Monstres. Bis dahin vivat Neujahr Dir liebes Mütterchen und Euch allen von

Eurem treuen und dankbaren

Peter.

43. An ſeine Mutter.

Auf der Altenburg, Weimar, 12. März 1853.

Liebſte Mutter!

Hoffentlich trifft dieſer Brief Dich und Euch alle wohl und geſund. Ich habe Soeſt am 3. März verlaſſen und befinde mich ſeit faſt acht Tagen hier in Weimar, ehe ich über Kaſſel nach Mainz gehe. Jedesmal wenn ich nach Weimar komme, finde ich den unveränderten guten Liſzt und meine ſchönſten Erwartungen übertroffen. Meine Geſchicke reifen langſam, aber ſie geben gute Hoffnung. Ich habe mich mit guten Empfehlungen an den Jeſuitenpater Lambilotte in Belgien gewandt um eine Stellung und erwarte baldige Auskunft darüber. Wenn es glücklich geht, ſo erlange ich entweder eine Stellung als Dirigent an irgendeiner Kathedrale Frankreichs oder Belgiens, oder doch wenigſtens eine feſte Stellung als Muſiklehrer an irgendeinem Jeſuiten-Kollegium. Denke Dir, wie herrlich es wäre, wenn Eliſe ihren Karl in ein ſolches Inſtitut ſchicken könnte, wo ich Muſiklehrer bin, wo ihm die vielſeitigſte Erziehung zuteil würde und er doch zugleich ſeinen Onkel zur Stütze hätte. — Von meinen beiden Meſſen, die ich nach London geſchickt (die Entſcheidung iſt bis zum 1. Juli verſchoben), hat die eine großen Beifall gefunden. Meine Arbeiten werden von Muſikern mit Achtung behandelt, man geſteht mir Stil zu, und das iſt

viel. Liſzt iſt aus eignem Antrieb darauf zurückgekommen, daß er mein Domine, welches ich in der letzten Zeit bei Euch komponierte, auf Königs Geburtstag (15. Oktober) mit tüchtigen Kräften in Erfurt aufführen will. Neulich führte ich ihm in glücklicher Stunde den Verräter vor,[1] und er entſchloß ſich ſogleich, denſelben im nächſten Hof-Konzert vor dem Großherzog aufzuführen, wo er natürlich ihn ſelbſt begleiten wird. Gelt! Das iſt hübſch, Mütterchen! Leute wie Liſzt kann man ruhig gewähren laſſen, und es iſt Verlaß auf ſie.

Brüggemann hat ſich mir wieder ſehr freundlich und liebevoll zugewendet und, wie Du weißt, ſich in der Breslauer Sache bei dem verſtorbenen Fürſtbiſchof für mich verwandt. Jetzt ſchickt er mir einen Empfehlungsbrief an Spohr in Kaſſel. Dieſer und eine Empfehlung von Liſzt werden dort gute Dienſte tun, um mir ein kompetentes Zeugnis von Spohr zu verſchaffen. So ausgerüſtet werde ich vielleicht in Mainz bei Schott etwas ausrichten.

— — — Liſzt ſagte mir neulich: „Sie wiſſen, ich bin kein Bankier oder dergleichen, aber wenn Sie, um irgend etwas durchzuſetzen (z. B. um in Breslau anzufangen), 100 Taler oder ſo was brauchen, ſo ſtehe ich jederzeit augenblicklich zu Dienſten.

Frau von Arnim betrachtet es als eine ausgemachte Sache, daß ich bei ihr in Berlin wohnen ſoll, ſolange ich mag und will. Es liegt aber nicht in meinem Plan, aus manchen Rückſichten. Vorderhand! Doch finde ich dort jederzeit ein Aſyl, bei Menſchen, die mich kennen und die auf meine Zukunft Vertrauen haben.

— — —

Ich trage Euch alle im Herzen und habe die beſte Hoffnung, daß Ihr Freude an mir erleben ſollt, und beſonders Du, lieb Mütterchen an

Deinem Peter.

Ich habe mir gedacht, wenn Du einen rechten Genieſtreich machen wollteſt, ſo könnteſt Du, lieb Mütterchen, Liſzt eine Kleinig-

[1] „Der Tod des Verräters", parodierendes Terzett. Siehe Geſamtausgabe.

keit ſtricken oder nähen und ihm ſelbiges mit einem recht verbindlichen Schreiben zuſenden. Und wenn es nur ein paar Strümpfe wären. Du ſollſt ſehen, er freut ſich wie ein Kind, und es wird Dir einen Brief von ihm einbringen!

Es wird Dir angenehm ſein, zu hören, daß Hofrat Schöll meine kleinen Gedichte bei Arnims geſehen hat und mir (als Kenner!) ſehr Freundliches darüber ſagte.

44. An ſeinen Bruder Carl.

Weimar, 22. März 1853.

Lieber Carl!

Ich folge morgen dem wiederholten Ruf Suſannens nach Mainz. Ich glaube, ich gehe dann am beſten zu Leo Schily nach Wallerfangen, um aus Leibeskräften zu komponieren. Liſzt verliert mich nicht aus den Augen. Schöll will meine Gedichte im deutſchen Muſeum abſetzen. Alſo doch Honorar?! — — Schöll ſagte mir heute, er habe auch ſehr lange nur 200 Taler gehabt. — —

Dein Peter.

45. An Adolf Schöll.

Wallerfangen bei Saarlouis, 3. Juni 1853.

Lieber verehrter Freund!

Herrliche Tage habe ich in Mainz gehabt und oft Gelegenheit gefunden, Ihrer und Ihres Hauſes zu gedenken. Die fünf Wochen dort ſind mir noch wie ein Traum. Halb Wunſch, halb Ahnung iſt es, daß ich mir dort vielleicht eine Suppe eingebrockt habe, die ich ſpäter fröhlich verzehren kann. Mit Widerſtreben war ich hingegangen, und die erſten Tage brachten auch all die Verſtimmung, die ich mir erwartet hatte. Aber wie ſchwer ward mir nach fünf Wochen der Abſchied! Klare Bilder und rein ausgeprägte Eindrücke habe ich mitgenommen. Wenn das, was in mir iſt, zur tönenden Glocke oder auch nur zur luſtigen Narrenſchelle werden ſoll, ſo haben ſie dort manch gutes Stück Metall in die Form geſchoben.

Einliegenden Strauß[1] bitte ich Sie, sich anſehen zu wollen und zu prüfen, ob Sie ſich nicht ſchämen würden, ihn über die Straße zu tragen, d. h. zu Prutz. — —

Was Ihre feinnervige Hand verbeſſern mag und will an einzelnen Blumen, wenn Sie es mit dem ganzen Strauß wagen wollen, dankt Ihnen der Dichter. Sollte der Strauß in der „Minerva“ wirklich zur Aufführung gelangen, ſo würde ich, wenn Sie mir den Weg offen erhalten, zunächſt meine Mainzer Erinnerungen in einen Zyklus faſſen. Sodann vielleicht wären Weimaraner Skizzen ganz gut am Platze. Unterdeſſen hätte ich im Fall glücklichen Abſatzes alte Ware die Hülle und Fülle, und käme mir erſt einmal ein freundliches Echo aus dem Wald entgegen, ſo ſollte es an Neuem wahrlich nicht fehlen. So erwarte ich Rat und Tat von Ihnen, lieber Freund, und weiß, daß es mir daran nicht fehlen wird. — — —[2]

Bald nach meiner Ankunft hier nahm ich einen Band Märchen von Grimm zur Hand. Wenn ich es mir als ein Drittel Arbeit zur Verfolgung meines Plans anrechnen durfte, ſo war es reichlich zwei Drittel reiner Genuß und Freude, die mir dieſe Lektüre bot. Welch ein Schatz von Poeſie iſt das. Viel beſſer als an dem Volkslied kann ich hier die Idee der Volkspoeſie erfaſſen. Man meint, man müßte ſo einem Märchen nachgehen können durch die Jahrhunderte, und es wie einen Baum aus der Erde wachſen ſehen. Wie einfach und ergreifend ſind die Worte der Vorrede und wie freut es einen, daß ſo was der Bettina gewidmet iſt! Das iſt eine Widmung, die eine Unſterblichkeits-Aſſekuranz in ſich trägt. Und ein recht augenſcheinlicher Beweis iſt es für die Verkehrtheit unſrer Zeit und Sitte, daß ſo manche gute und gebildete Menſchen die Gabe der Auffaſſung für ſolche Poeſie verloren haben. — Mag es nun vorgefaßte Meinung ſein, ich bin vorderhand bei Rumpelſtilzchen ſtehen geblieben. Gebe nur Gott, daß ich in geſunden ungetrübten Stunden den glücklich gefaßten Gedanken aus

[1] Er ſandte eine Anzahl neuer Gedichte.

[2] Hier ſteht im Original das Gedicht:

Es gibt ſo Stunden, wo mir weich ums Herz.

Kopf und Herzen herausziehe. Daß ich keinen falschen Flitter hineinaffektiere! Doch nein, die Achtung und Liebe zum Gegenstand ist zu groß! — — —

Cornelius.

46. An seine Mutter.

(Zum 23. August 1853.)

Liedchen, das die Liebe schuf,
Meiner Lieder bestes,
Geh, bring einen Freudenruf
Zu dem Tag des Festes.

Geh, o Lied, du tönst nicht nach,
Aber süß verklingst du:
Eines Sohnes herzlich: „Ach,
Liebe Mutter!“ singst Du.

Geh, o Lied, bis du erwirbst
Deine schönste Stunde,
Bis als Sohneskuß du stirbst
Auf der Mutter Munde.

Geh, daß du dir Lob erringst,
Lieblich wird dir's tönen,
Von der Schönen, die du singst,
Von der greisen Schönen.

Färb', o Lied, mit Jugendglanz
Ihr die grauen Haare,
Schling' um ihre Stirn als Kranz
Vierundsechzig Jahre!

Geh, o Lied, und schönren Lohn
Magst du nicht begehren,
Als aus Liebe für den Sohn
Einer Mutter Zähren.

Magſt dich dann als ein Gebet
Auf zum Himmel ſchwingen
Vor des Ew'gen Majeſtät
Und vor ihm verklingen.

47. An Adolf Schöll.

Mainz, den 15. Oktober 1853.

Lieber Freund!

Wieder einmal in Mainz — vielleicht und hoffentlich bald in Weimar. Ich weiß nicht, ob Sie von meinen hieſigen Begebenheiten unterrichtet ſind. Ich folgte dem Ruf Schotts von Wallerſangen nach Mainz, um mit drei andern um die hieſige Liedertafelſtelle zu konkurrieren. Alle die Bedenklichkeiten, innerliche und äußerliche, die ich Ihnen vor einem Jahre vorhielt, verſchwanden diesmal, und obwohl das letzte Reſultat, die Abſtimmung, mit drei Stimmen mehr für meinen Rivalen Winkelmayer entſchied, freue ich mich, Ihnen ſagen zu können, daß mein künſtleriſches Auftreten und mein Kandidatenbenehmen eine faſt einſtimmige Sympathie bei den Beteiligten hervorgerufen hat. Meine Angelegenheit ſteht darum nicht ſchlecht und ſie bleibt eine Mainzer Angelegenheit. Winkelmayer, der über mich den Sieg davongetragen, und den ich in Heidelberg kennen lernte, weil er ſich dort für mein Einrücken in ſeine Stellung verwenden wollte uſw. uſw., iſt ein Strumpf. Ich betrachte ſeine Tätigkeit in Mainz nur als eine vorübergehende. Ich ſeh's ihm am Geſicht an, daß man ihn bald müde ſein wird. Schott iſt ſehr gegen ihn und ſehr für mich. Er trägt einen Brief in der Taſche, in welchem nachgewieſen iſt, daß die Heidelberger froh ſind, ihn los geworden zu ſein. Man geht, der Majorität ungeachtet, Winkelmayer mit Mißtrauen entgegen. Sie ſehen, daß das alles günſtig für mich iſt. Gerade deswegen aber, daß ich nicht in halber oder gar keiner Stellung hier bleiben. Ich muß meinen Wandercharakter beibehalten. Man muß mich aus der Ferne rufen, wenn man mich haben will. Die Erinnerung an mich muß, wie ich dieſer Tage an Schily ſchrieb,

ideal werden. Ich darf keine persönlichen Schnitzer machen — nicht in leichtem Gehenlassen in kleinen Dosen den Eindruck schwächen oder verpuffen lassen, den ich vor 14 Tagen gemacht habe, als ich in natürlichem Anlauf und kräftigem Zusammennehmen auf die Stelle losging. Nicht das allein treibt mich nach Weimar. Ich habe auf dem Karlsruher Musikfest die alten Freundschaftsbande mit allen fest und enger gezogen. Wenn ich darauf komme, lieber Freund, hört mein bißchen Klugsprecherei auf, aber es fängt die große Liebeskraft, die ich nun einmal in mir habe, an. Ich muß sagen und Sie werden das warm mit mir fühlen, die unverstellte Liebe und Achtung, mit der mir dort alle, so ganz als die Alten, ja in gesteigerter Weise entgegengekommen sind, rührt mich, begeistert mich, das ist Luft und Nahrung, von der ich lebe. Dort also hin, und wahrlich auch zu Ihnen, so will's nun einmal mein Lebensgang. Es soll und muß ja nun doch einmal was aus mir werden — ich fühle eine Hand auf meinen Schultern, die mich auf meine Wege rückt und drückt, folge ich der Hand! Wäre auch die ganze Mainzer Geschichte nicht dazwischen gekommen, so hatte ich der Freiligrath schon quasi versprochen, um diese Zeit dort zu sein. Sie ist meine Schülerin, wie in Soest, Pruckner verschafft mir eine andre, die bei ihm Klavier lernt — bei mir will sie dann etwas musikalische Intelligenz profitieren. Dazu müssen Sie mir zum selben Zweck ein paar junge Herzen erobern. Singen will ich lehren und Musik verstehen, das musikalische A-B-C wofür X Leute getrost ein paar Taler monatlich hingeben können. Sie führen mich an schützender Hand auf irgend einem Weg in die literarische Welt ein, bin ich auf Weimarschem Boden als Gast zu Hause gewesen, so soll und darf es nicht an mir liegen, daß ich nicht auch, erst dort zu Hause, ein ganz willkommener und erträglicher Gast wäre. Liszt führt mich musikalisch ein. Zur selben Zeit soll der „Tod des Verräters" als Beilage zu einer musikalischen Zeitung in Leipzig erscheinen. Bin ich denn bis jetzt hinter den Kulissen gewesen, und hat mir das Herz immer mehr geklopft, je näher mein Stichwort kam — jetzt ist es dahinaus — ich bleibe nicht stecken, ich hab' meine Sache gut auswendig gelernt. Natürlich darf ich dort niemand zur Last fallen. Am wenigsten Liszt, am wenigsten

Ihnen. Aber Ihr ſollt die beiden Pole ſein zwiſchen denen ich mich in Nadelaufregung drehe. Ich laſſe keinen Weg unbenutzt, um Hilfe für meinen Plan zu erlangen.

Sonderbar iſt es, und doch natürlich, und muß ſo zwiſchen uns ſein und bleiben, daß ich faſt nur Ihr Ja, Ihre Zuſtimmung erwarte, um hinzukommen. Wenigſtens wird Ihr entſchiedenes und aufrichtiges Nein eine chineſiſche Mauer um Weimar ziehen, eine Mauer für den Geſamt-Peter, wie er nun einmal iſt.

Deswegen erwarte ich Ihr Ja oder Nein bald, und zwar mit dem alten optimiſtiſchen Herzen, wie ich es von Mainz erwartet habe. Wenn Sie aber über mein Geſchick die Karten ſchlagen wollen, ſo bitte ich Sie, nehmen Sie die mit drunter, die mir Eichendorff an Sie mitgegeben hat. — — — —

Ihr Cornelius.

48. An ſeine Schweſter Suſanne.

Weimar, 5. Dezember 1853. Auf der Altenburg.
Sonntag abends.

Liebe Suſanne! Ich führe hier ein merkwürdiges Leben. Die letzten acht Tage haben ſoviel Neues gebracht, daß es mir faſt vorkommt, als wären vier Wochen darüber hingegangen. Ich bin ſeitdem ſehr fleißig geweſen, habe dabei in meiner Lebensweiſe manches geändert. Bis heute vor 14 Tagen ſchrieb ich etwa 30 Blätter von meinem Buch.[1] Da kam ich aber an das Kapitel Berlioz und da mußte ich Halt machen, weil ich mehr von ihm kennen wollte, um Ausführliches über ihn ſagen zu können. Liſzt verſah mich ſo reichlich mit Partituren von ihm, und ich ſtudierte dieſelben ſo fleißig, daß ich über acht Tage mit Schreiben einhielt. Später wurde ich auf andre Weiſe unterbrochen, die ich Dir gleich erzählen werde. Soviel iſt gewiß, Weihnachten wird da ſein, und ich werde nicht wiſſen, wie! — — — —

Vor etwa zehn Tagen kam Frau v. Arnim mit Giesel hier an. Ich war täglich bei ihnen. Doch hatte ich darunter zu leiden, daß

[1] Es handelt über das Karlsruher Muſikfeſt, kam aber nicht zur Vollendung. Vgl. Seite 156 u. 185.

ihre Freundschaft mit Liszt getrübt war, welches mehrere peinliche Abende mitbrachte, an welchen diese Trübung sich kund gab. Es bedürfte weitläufiger Auseinandersetzungen, um Dir die Ursache dieser gegenseitigen Verstimmung zu schildern. Nur soviel, daß Bettina sich in Goethe verrannt hat, in dem sie nun einmal ihr eins und alles sieht, und alles auf ihn bezieht, während Liszt vorzugsweise an dem idealen Schiller hängt, sowie auch die Fürstin. Beides ist gewiß einseitig, und gehört für mich zu den Unbegreiflichkeiten bei geistvollen Menschen. Bettina nennt die Vorliebe für Schiller jesuitisch, und Liszt geht in seinem Eifer, am Ende bloß um augenblicklich zu widersprechen, soweit, zu sagen, daß ihm der schlechteste Jesuit noch lieber wäre, wie ihr ganzer Goethe. Daß auch Joachim z. B. kalt gegen Goethe ist, habe ich Dir erzählt, und wie er Bettina damit ärgerte. Hoffentlich sehe ich später einmal klar da hinein, jetzt ist mir das alles dunkel und mißstimmt mich nur. Ich lasse mir dabei den freien Blick und meine Unbefangenheit nicht nehmen, weil ich innerlich fühle, daß sie ein guter Zug in mir ist. Ich halte Schiller sehr hoch, und habe als Knabe die ersten Eindrücke durch ihn empfangen. Dagegen aber habe ich mich innerlich viel mehr an Goethe gebildet, und mich oft im stillen mit vielem verglichen, was er gesagt hat, und es mir wie einen Spiegel vorgehalten. Wenn ich mich recht besinne und alles in allem nehme, so bin ich mir bewußt, die bestimmendsten poetischen Eindrücke von Goethe und Mozart empfangen zu haben. Entscheidender aber von Goethe. Wäre meinen künstlerischen Bestrebungen auch nur die bescheidenste Blüte vergönnt, so möchte ich seinen Namen auf mein bestes Blatt schreiben. Es könnte lächerlich sein, charakteristisch aber vielleicht einen Zug der Zeit, wenn ich Dir eine Frage erzähle, die man neulich an mich gestellt, ob mir Hermann und Dorothea wirklich gefalle; sich aber auf der andern Seite fast verletzt fühlte, daß ich mich über Childe Harold von Byron nicht enthusiastisch aussprach. Solche Eindrücke und ähnliches bringt hier zuzeiten jeder Tag — es kommt einem vor, wie eine Völkerwanderung der Ideen und Meinungen. Ich sehne mich jetzt danach, als Antwort auf alle solche Fragen, nur erst in Wort und Noten wieder einmal zum Produzieren zu kommen, weiß aber im voraus nur zu gut, daß

ich nichts zutage werde fördern, was sich auch nur auf den Weg zur reinen Schönheit des genannten Gedichts wagen dürfte, und doch frägt man mich, ob mir das wirklich gefiele?

Gelacht und geschwatzt habe ich viel mit Arnims, und es kamen Gelegenheiten, wo ich vor ihnen ganz ungestört lustig sein durfte, was die eben nicht mißverstehen, sondern im Gegenteil gut leiden mögen. Ich machte Bettina die Stellung vor, in die ich mich warf, als ich dem Großherzog damals vorgestellt wurde, und sie lachte sehr. Der letztere besuchte die Giesel, sagte ihr, sie wäre kurios, und schenkte ihr Haarbürste und Kämmchen, womit er seinen Schnurrbart zu kultivieren pflegt. Bettina soll bei dieser Gelegenheit auf einen Stuhl gesprungen sein, um ihn zu umarmen. Sie dringt darauf, daß ich ihr mein Domine schicken soll, welches sie dem König übergeben will. — — Am selben Abend, als Arnims abgereist waren, führte mich Schöll bei Froriep[1] ein. Vorher hatte mir Liszt vieles erzählt, wie er mit den Weimaranern stünde und besonders mit Froriep sehr gespannt. Dies versetzte mich in eine mehr als unbehagliche Stimmung und in Gedanken wäre ich gern augenblicklich von hier abgereist, um in irgend einen stillen Winkel zu fliehen und all diesen gefährlichen Klippen, welche diese Parteiungen bieten, aus dem Wege zu gehen. Aber es muß eben hier ausgehalten sein, was ja überall unvermeidlich ist. Nun war an diesem Abend dort von Liszt selbst allerdings keine Rede. Diesmal aber wurde von Bettina etwas schnippisch gesprochen und ich ergriff mit Wärme die Gelegenheit, als man mir etwas auf den Leib rückte, den Philistern meine innige Verehrung für sie auszusprechen, indem ich dabei etwas aus der Indolenz herausging, in welcher ich bis jetzt dageseſſen hatte.

Im Augenblick, wo ich Dir dies schreibe, herrscht eine wunderbare Stille der Nacht. Ich habe mich etwas ans Arbeiten in die Nacht hinein gewöhnt. Dafür stehe ich morgens immer erst gegen 9 Uhr auf, um welche Zeit mein Zimmer warm wird. Es wird mir diesmal nichts schaden, weil ich hier oben einfach und natürlich sehr gut lebe. Gekneipt habe ich diese vier Wochen nur einen Abend und zwar in Leipzig, von dem ich Dir nachher erzähle.

[1] Froriep war ein angesehener Arzt in Weimar.

Überhaupt komme ich wenig in die Stadt herunter, wo ich manche notwendige Besuche noch nicht gemacht habe. Diese Woche aber fange ich an, regelmäßig meine Stunden zu geben. Ich habe vier Schüler in der Harmonielehre. Die Damen Sabinin[1] (eine Schülerin Liszts), die Freiligrath und Frl. Kempf. Sodann Pruckner, und auch die Fürstin will (solange es dauert) anfangen, Harmonie bei mir zu treiben. — —

Also Donnerstag in aller Früh (es war eiskalt) zogen wir, Liszt und acht Weimaraner Künstler gen Leipzig, wo Berlioz ein Konzert gab. Ich lernte ihn auf diese Art persönlich kennen, und hatte einen doppelten Genuß an der Aufführung, da ich ihn gerade in den letzten acht Tagen ausschließlich studiert hatte. Empfiehl doch Schott, dem Du auf diese Weise einen Gruß von mir überbringst, die Flucht nach Ägypten von Berlioz aufs angelegentlichste zu einer Aufführung in der Liedertafel. Berlioz hat darin zeigen wollen, daß er auch mit den einfachsten Mitteln Schönes schaffen kann und die Komposition zuerst einem Komponisten des 17. Jahrhunderts zugeschrieben, was ihm auch die ganze Pariser Kritik unbedingt glaubte! Es ist eine Ouvertüre für Violinquartett mit einem Quartett von Bläsern. Sodann ein Aschiedslied der Schäfer an die heilige Familie. Zuletzt ein Tenorsolo mit Halleluja der Engel! Jedes der drei Nummern schön — aber die dritte mit dem Schluß am schönsten! Die Komposition wird ewig dauern, und überall gesungen werden!

Jetzt leb wohl und behalte lieb

Deinen Peter.

49. An seinen Schwager Franz Schilp.

Weimar, 12. Dezember 1853.

Liebe Bewohner der Bernhardshütte!

Lieber Franz, liebe Liese, liebe Schilp Großmutter, liebste Mutter, lieber Karl, guter Willem, süßestes Zislchen!

Freundlichen Gruß von Eurem treuen Sohn, Schwager, Bruder, Onkel und Freund Peter, welcher bereits seit vier bis fünf Wochen

[1] Martha v. S., Tochter des griechischen Propstes in Weimar.

auf thüringischem Boden sich befindet, aber noch keine Zeit hatte, Euch davon zu benachrichtigen. — —

Was ich vor fast zwei Jahren wünschte, als ich zuerst nach Euch aufbrach, ist nun geschehen. Ich habe mich in Weimar niedergelassen und gebe bereits einen kleinen Kreis von Stunden, der sich aber in einiger Zeit ganz nett ausdehnen wird. Meine Geschicke erfüllen sich langsam, aber in ziemlich befriedigender Weise. Ich wohne einstweilen noch bei Liszt, der seit dem Augenblick, wo ich ihn zuerst kennen lernte, nie aufgehört hat, mir der liebenswürdigste und tätigste Freund zu sein, mir im Gegenteil jeden Tag mehr Gelegenheit gibt, das edelste Herz genauer kennen zu lernen, welches je in einer Künstlerbrust geschlagen hat. Durch die überwältigende Macht seines Genius und nur durch sie zu einer Stellung in der Welt gelangt, die ihn über die gewöhnliche Künstler-Misere erhebt, ist es einer der Hauptzwecke seines Lebens, soviel in seinen Kräften steht, überall, wo fremdes Genie oder Talent es bedarf, hilfreiche Hand zu leisten. Er bietet das in unsern Tagen seltene Schauspiel einer großen Persönlichkeit, welche die Kraft in sich trägt und entwickelt, den Mittelpunkt für die künstlerischen Bestrebungen des Jahrhunderts zu bieten. Im Augenblick, wo ich dies schreibe, liegen die Erfolge der Komponisten Wagner und Berlioz, mit ihm die Hauptrepräsentanten der modernen Kunst, bereits klar zutage. Nur der Beharrlichkeit und konsequenten Wirksamkeit Liszts sind dieselben zu verdanken, und es ist vorauszusehen, daß in den nächsten Jahren das nie dagewesene Verfahren eines Künstlers die Bestrebungen bedeutender Meister zu den seinigen zu machen und für sie kein Opfer zu scheuen, die verschiedenen Richtungen der Zeit in dem Brennpunkt seiner Seele zusammenzufassen und verdoppelt an Kraft wieder ausströmen zu lassen — einen ebenso unerhörten Erfolg haben wird. Wer, wie Liszt, den Willen Großes zu leisten mit der Fähigkeit verbindet, es zu können, wird siegen, und wäre die ganze Welt gegen ihn.

Ich werde durch seine Vermittlung mit der Zeit mir hier einen recht freien und selbständigen Wirkungskreis, und zwar in der Weise, wie es lange mein Wunsch war, bilden können, indem er mir junge Musiker zum Unterricht in den Elementen der Komposition zuweist.

Durch die Achtung, die er ſelbſt meinen Studien zollt, nehme ich auch ſeiner übrigen Umgebung gegenüber eine geachtete Stellung ein und werde es nicht an Fleiß fehlen laſſen, dieſelbe zu behaupten. Bis jetzt habe ich fünf Schüler und werde Ende dieſes Monats zum erſtenmal wieder eine Einnahme haben. — Ich habe in der Zeit meines Hierſeins an einem Buch gearbeitet, welches im Lauf des Januar erſcheinen ſoll. Ich werde es als Skizzen aus dem Tagebuch eines Muſikers herausgeben,[1] und es wird manche von meinen ältern und neuern Gedichten enthalten. Zugleich erwarte ich Tag für Tag die Korrekturbogen von ſechs Liedern eigner Dichtung und Kompoſition, welche ich in Wallerſangen gemacht habe, und welche als erſtes Werk bei Schott in Mainz erſcheinen werden.[2] Auch bei einer andern Gelegenheit wird mein Name genannt werden. Ich habe in Leipzig, woſelbſt ich zweimal in Begleitung Liſzts geweſen bin, die Bekanntſchaft von Berlioz, dem franzöſiſchen Komponiſten, gemacht. Derſelbe gibt eine neue Kompoſition deutſch in Leipzig heraus, und hat mir die Überſetzung dieſes kleiner Opus übertragen. So trifft vielerlei zuſammen, um mich zu meinem künftigen Geburtstag in frohe Hoffnungen zu verſetzen. Noch eine gute Nachricht! Der junge Kapellmeiſter Kalliwoda wird zu Weihnachten oder Heiligen drei König eine von meinen Meſſen mit Orgelbegleitung in Karlsruhe aufführen, wie er mir mündlich und brieflich verſprochen, ſo daß ich vermutlich auch dieſe Kompoſition der Öffentlichkeit übergeben werde können. Auch habe ich in dieſen Tagen wieder einen Bericht über das Konzert von Berlioz in Leipzig nach Berlin ans Echo geſchickt (zu Schleſinger).[3] Ich hoffe alſo auf verſchiedenen Wegen und auf ehrenhafte Art mich in den Mund der Leute zu bringen. Auch freut es mich, ſagen zu können, daß mein perſönliches Auftreten in Mainz, wie Euch Suſanne wird geſchrieben haben, ein durchaus ehrenvolles geweſen iſt, obgleich mir das Glück dort nicht hold war. Doch wie kann ich das ſagen? da ja mein Aufenthalt in Weimar ſo bedeutend nützlicher und folgenreicher iſt, als der dortige geweſen ſein würde.

[1] Kam in dieſer Form nicht zur Ausführung.
[2] Siehe Geſamtausgabe.
[3] Siehe „Aufſätze" Seite 29.

Mit großer Freude erfüllt es mich, daß Wilhelm die Absicht hat, die gute, liebe Emma Jung[1] zu heiraten und dieselbe bei glücklichem Fortgang seines Geschäfts vielleicht bald zu verwirklichen imstande ist. Auch ich wüßte schon ein allerliebstes Kindchen, auf das ich in Gedanken ein Auge geworfen habe — doch macht kein Geschwätz davon! Es wird bei mir doch schwerlich sobald die Rede davon sein können. Doch wer weiß, vielleicht hat es der Himmel recht gut mit mir vor.

An Carl muß ich schreiben. Sagt mir, was Ihr von ihm wißt. Wie froh bin ich, daß mich die Jesuiten im Stich gelassen haben, und daß mir ein Wirkungskreis ohne Augenverdreherei und ohne die liebe Geistlichkeit ermöglicht wird. Ich habe die schwarzen Herrn ganz gern, und mehrere sehr liebenswürdige, achtungswerte Menschen unter ihnen kennen gelernt. Aber ich halte es für eine schiefe Idee, sich das liebe Himmelreich mit Beten und Kasteien erwerben zu wollen. Ich bin aus ganzer Seele überzeugt, daß dem lieben Gott ein freies, fröhliches Menschenleben am besten gefällt, das sich durch Ach und Weh des Lebens fidel erhält und sich zum Himmel durchschlägt. Ich weiß jetzt recht gut, was ich will und lasse mich weder nach rechts noch links irre machen. Das Ende wird's zeigen, und ich habe die beste Hoffnung, sei es früh oder spät, recht still und selig aus der Welt zu gehen.

— — — Meine liebe, teure Mutter wird mir einen recht lieben Brief zum Geburtstag schreiben. Auch wird sie es sehr freuen, zu hören, daß die Frau von Arnim, meine liebe und berühmte Freundin, wie ich wohl sagen darf, ohne mich zu rühmen, mein Domine, welches ich bei Euch gemacht, persönlich in die Hände des Königs von Preußen mit der Bitte übergeben will, es sich einmal vorspielen zu lassen.[2] Jetzt bin ich noch damit beschäftigt, mein kleines Buch zum Druck vorzubereiten. Dann aber geht's wieder ans Komponieren. Liszt bietet mir seine ganze Hilfe, eine hübsche

[1] Die Schwester seiner künftigen Frau.

[2] Bettina an Cornelius. Berlin, 12. Dezember 1853. Lieber Cornelius! Die Bitte an den König, Ihre Kantate aufführen zu lassen, habe ich soeben durch den Grafen Redern an diesen gelangen lassen. Redern hat mir versprochen, dies unter seine Protektion zu nehmen, denn er ist Oberintendant aller Musik.

Oper, die ich in nicht zu langer Zeit zu komponieren gedenke, hier zur Aufführung zu bringen. Dann heißt's aber: herüber kommen und hören! Sagt aber niemand etwas, ehe ich fertig bin. So was muß aber aus mir werden. Ein gewisser liebevoller Humor, den Gott nun einmal in mich gelegt, muß in einigen runden Werken sich irgendwie nachhaltig ausprägen, dann will ich mit meinem Leben von Herzen zufrieden sein. — — —

Euer aller

Peter.

50. An seine Mutter.

Weimar, den 4. Mai 1854.

Liebes Mütterchen!

— — Ich habe hier in dem stillen Neste doch ein ziemlich bewegtes Leben, und es würde mir sehr ersprießlich sein, mich einige Zeit wieder zurückzuziehen, um dem Komponieren ungestört obliegen zu können. Doch glaube ja nicht, daß ich im geringsten unzufrieden mit meinem hiesigen Leben wäre. Wenn ich nur dazu komme, mich irgendwie zu konzentrieren und etwas meinen Fähigkeiten Entsprechendes zu leisten, so bin ich im übrigen sehr zufrieden. Ich bilde mich täglich — und es wird zuletzt doch kein gewöhnlicher Kerl aus mir. Aber eine Oper muß ich schreiben, dazu bitte Gott um seinen guten Beistand, und daß Du sie noch zu hören bekommst, liebste, teuerste Mutter!

Daß manche bescheidne Blüten meines Talents mir zuletzt doch auch Früchte eintragen werden, mögen Dir einliegende 25 Taler zeigen. Es ist dies mein erstes erkleckliches Honorar, und ich übersende Dir es ganz, um Dir eine ganze Freude zu machen und es nicht am Ende doch im kleinen zu zersplittern. Der gute Berlioz hat es mir in fünf glänzenden Goldstücken gegeben für die kleine Übersetzung seiner Flucht nach Ägypten, welche ich Dir geschickt habe. Ich übersetze nun auch die Fortsetzungen dieses Werks, welche mir dann auch das Entsprechende einbringen werden. Ich sage Dir es als Geheimnis, welches nicht ausgeplaudert werden darf, daß Hoffnung vorhanden ist, Berlioz als Hofkapellmeister in Dresden anzubringen, wo er soeben vier glänzende Konzerte gegeben hat

Dies ist für unsre ganze Partei Liszt usw.) von Einfluß. Besonders habe ich dann die Hoffnung auf manches Stückchen Honorar, welches mir für die Übersetzung seiner Oper zufließen wird, welche in Dresden jedenfalls, und dann wohl auch in andern deutschen Städten gegeben wird, und wo dann auch meine Übersetzung im deutschen Klavierauszug mit veröffentlicht wird. Alles dies und wie noch so vieles danke ich Liszt. Er und die Fürstin sind mir immer gut Freund — und so lange das dauert, kann mich ganz Weimar usw. — Wie bedaure ich, daß meine Zeit durch so mancherlei in Anspruch genommen ist, und ich Dir nicht so ausführlich und gemütlich schreiben kann, wie ich möchte. Aber wenn ich Pfingsten oder deinen Geburtstag hinüberkomme, will ich Dir sehr viel erzählen, wie ich wohne und alles, was Dich interessiert. — Ist Auguste bei Euch, so mache ihr doch ein kleines Präsent von meinem ersten Honorar, welches mir in fünf Goldstücken so viel Freude gemacht hat. — Wenn Schott kein alter Geizhals wäre, hätte er mir auch für meine sechs Lieder ein anständiges Honorar gegeben, oder beeilte ihre Herausgabe wenigstens, auf die er mich auch schon ein halb Jahr vergebens warten läßt! — —

An Susens Geburtstag, der Guten, wollen wir alle recht herzlich aneinander gedenken. Ich schicke ihr eine neue Komposition. Auch Elise, die Fromme, bekommt zu ihrem Geburtstag „eistliche Lieder

von Eurem

Peter.

51. Tagebuchblatt.

[Weimar, Frühjahr 1854.]

Als ich Berlin vermeintlich nur auf vierzehn Tage, in der Tat aber auf eine Reihe von Jahren, vielleicht für immer verließ, um meine Mutter nach der Bernhardshütte zu bringen, bei der Gelegenheit Weimar zu berühren und dann wieder in mein Joch zurückzukehren, raffte ich ebenso eilig wie die nötigen Reisegelder einige Empfehlungen zusammen. Schlesinger gab mir statt einer Empfehlung das Buch von Liszt über Chopin, worüber ich meinen Artikel schrieb, Cornelius gab mir eine Karte für Liszt mit, und der Dichter Josef v. Eichendorff, dessen Bekanntschaft ich in meiner

letzten Berliner Zeit auf eine sehr angenehme Weise gemacht hatte, schrieb mir einige freundliche empfehlende Worte auf seine Karte, um sie Schöll zu übergeben. In diesen beiden Empfehlungen an Liszt und Schöll liegt von Anfang an der Keim zum Zwiespalt meines Aufenthaltes in Weimar.

Als ich zuerst durch Weimar kam, am 5. März 1852, und nur einige Stunden dort verweilte, sah ich Liszt gar nicht, besuchte dagegen Schöll, der mich überaus freundlich aufnahm, und seine Freundlichkeit gegen mich unter den verschiedensten Verhältnissen seitdem nimmer verändert hat. Daß Liszt und Schöll zweierlei sei, merkte ich allerdings aus den Äußerungen Schölls in unsrer ersten Unterredung. Ich blieb bis zum zwanzigsten März in Bernhardshütte und Schöll schrieb unterdessen mehrmals an mich, um mich, der als Durchreisender vor allem das Verlangen hatte, eine Oper von Wagner zu hören, von dem Stande des Repertoires zu benachrichtigen. Als ich nun nach Weimar zurückkehrte und diesmal 14 Tage bis gegen Ostern dort blieb, entwickelte sich mein Verhältnis zu Liszt und Schöll gleichzeitig, ohne daß ich noch das Bewußtsein des Zwiespaltes hatte, der darin lag. Schöll erfreute sich liebenswürdig und offen an einer gewissen Frische, die in meinem Wesen und in meinen bescheidenen Kunstleistungen lag, soweit ich sie ihm durch Liedervortrag verständlich machen konnte. Liszt wirkte mächtig auf mich ein. Eine neue Welt von Kunstanschauungen, die aus einem Wogengewirr verschiedenartigster Eindrücke nach und nach vor mir auftauchte, mahnte mich von der Rückkehr nach Berlin ab. Ich zog mich nach der Bernhardshütte zurück: Der 14tägige Aufenthalt hatte meine Reisekasse erschöpft. Seitdem blieb ich in gutem Andenken in Weimar. Den Wunsch hier zu bleiben, hatte ich, die Unmöglichkeit einsehend, bei einem so gesteigerten Kunsttreiben mich entsprechend nützlich machen zu können, gar nicht auszusprechen gewagt. Im Herbst 1852 kehrte ich mit meiner Wiener Messe und dem Orchester-Domine und andern Kompositionen für Männergesang nach Weimar zurück, und Liszt, sowie Bülow und Joachim blieben nicht unempfindlich für den in diesen Werken fühlbaren Eindruck, den Weimar auf mich gemacht hatte. Zugleich aber mit mir waren damals Arnims in Weimar

angekommen, und ich war alsbald ein Glied in der Kette verſchiedener Wechſelwirkungen, welche dieſe vagabundierenden Genies im Weimarſchen Leben hervorbrachten. Damals war ich es, der die Bettina zu Schöll brachte. Doch auch diesmal erlaubten die Verhältniſſe ein längeres Verweilen nicht. Ich trennte mich mit ſchwerem Herzen, um in Soeſt meinen Bruder zu treffen und dann faſt ein halbes Jahr dort zu verweilen. Ich gab der Gisberta Freiligrath Stunde, ſchrieb die beiden Londoner Meſſen, machte eine Jeſuitenmiſſion mit, reiſte dann wieder auf 14 Tage nach Weimar, wo ich diesmal bei Liſzt wohnte. Von Mai bis September lebte ich dann in Wallerfangen und traf dann mit Liſzt und den Weimaranern in Karlsruhe wieder zuſammen. Ging dann nach Mainz, um eine Probe als Liedertafeldirigent abzuhalten, kehrte wieder nach Karlsruhe zurück, wohnte dem Muſikfeſt bei, beſuchte mit Liſzt und den andern Wagner in Baſel und kehrte auf einige Tage nach Mainz zurück. Dort erhielt ich einen Brief von Bettina, der mich nach Bonn berief, wo ſie mir einen Vorſchlag behufs einer Lebensſtellung machen wollte, den ich vielleicht annehmbar finden würde. Ich verlebte acht Tage mit ihr und den Töchtern in Bonn, ſie nahm mich mit nach Düſſeldorf, wo ich Schumanns kennen lernte. Was aber ihren Vorſchlag betraf, ſo nahm ich ihn nicht an. Ich ſollte eine Art literariſche und buchhändleriſche Stelle in ihren Angelegenheiten, zur Ordnung des Arnimſchen Nachlaſſes uſw. bekleiden. So reiſte ich unverrichteter Dinge nach Mainz zurück. Was nun tun? Aus der Mainzer Stelle war nichts geworden. Ich war mit ſieben gegen zehn Stimmen durchgefallen. — Diesmal mußte es mit Weimar ernſt werden. Schon auf der Baſeler Reiſe hatte ein in Baden vorgefallenes Polizeiabenteuer mich zuerſt auf den Gedanken gebracht, eine recht amüſante Muſikantenfahrt, eine Art Buch zu ſchreiben, in welchem Scherz und Ernſt durcheinander das Karlsruher Muſikfeſt, die Reiſe zu Wagner uſw. enthielte, worin ich als Verfechter Liſzts aufträte. Liſzt, dem ich mündlich davon ſprach, war ſehr damit einverſtanden. Auch von Paris und Weimar aus munterte er mich zu dem Unternehmen auf. Wieder reduzierten ſich nun meine Abſichten auf Weimar auf die beiden Pole — Liſzt und

Schöll. Schöll munterte mich auf, und ich reiste Anfang November nach Weimar. Hier nahm mich Liszt mit offnen Armen auf und beherbergte mich als alten Freund auf der Altenburg. Schöll aber lud mich sogleich regelmäßig auf den Sonntag zu Tisch. Beides nahm ich an. Unter der Hand merkte Liszt die Absicht des Eindringlings, in Weimar zu bleiben, und alsbald verschaffte er mir Stunden. Und obgleich ich die ersten vier Monate an meinem Buch schrieb und fast nur auf der Altenburg verkehrte, gewann ich dennoch durch die wenigen Stunden, wenn auch nur nebenbei, einen künstlerischen Anhalt. Unterdessen dienten die mannigfachen Studien, die ich behufs meines Buches machte, dazu, mich in den Geist der musikalischen Neuzeit einzuweihen. Ich tat einen ernsten Blick in Berlioz, auch in Wagner. Ich las mit Aufmerksamkeit eine gehörige Anzahl Partituren und darauf bezüglicher theoretischer und ästhetischer Schriften — das Verfehlte aber, was für einen Musiker in erfolglosen literarischen Bestrebungen lag, machte sich in einer gewissen Unbehaglichkeit, in einer Art schlechten Gewissens des spezifischen Musikers kenntlich. Als solcher lebte ich auf der Altenburg allerdings nur betrachtend, genießend, empfangend. In Liszts Nähe und vor all den Herrlichkeiten des Musiktreibens da oben, verlor ich den Mut zu eignem Schaffen gänzlich. Was war ich der Außenwelt gegenüber? Ein verdorbener Musiker, der bei Liszt wohnt und ein Buch für ihn zu schreiben im Begriff ist. Niemand konnte eine Ahnung davon haben, daß ich als Musiker oder überhaupt als poetisch Produzierender auch nach dem Lorbeer strebte oder gestrebt hatte. Das brachte mich in das größte innere Zerwürfnis, sobald ich der Außenwelt gegenüber einmal den hohen Ton der Bewunderung für Liszt aufgeben und aus eignen Quellen sprudeln sollte. Auch das Beste, was ich dann musikalisch hätte geben können, kam mir erbärmlich, kleinlich vor.[1]

[1] Nach diesem ersten Weimarer Winter rettete sich C., um sich nicht zu verlieren, in den Thüringerwald, zu seinen Verwandten auf die Bernhardshütte. Wie er sich dort wiederfand, und was er dort zutage förderte, lehren die folgenden Briefe.

52. An Franz Liszt.

Bernhardshütte, den 6. September 1854.[1]

Lieber, verehrter Freund Kunstphilosoph und Padischah![2]

Ihren Brief vom Sonntag erhielt ich leider erst gestern Dienstag abend). Ich würde statt aller Antwort eiligst selbst abreisen, hätte ich Ihnen nicht einen Vorschlag zu machen, auf den Sie vielleicht eingehen können und werden, und dessen Aufnahme und Bewilligung Ihrerseits mir sehr zu statten käme und in hohem Grade erwünscht wäre. Mein Paternoster ist seit 14 Tagen im Begriff eine ganz interessante Arbeit zu werden, und bei Ankunft Ihres Briefes war ich eben an Ausarbeitung des vorletzten Liedes.[3] Ich möchte es nun gar gern als vollständig fertige Arbeit mit nach Weimar bringen, um sie in Abschrift Ihnen und wenn es die eingetretenen Verhältnisse gestatten! womöglich Ras zu letzter Zensur vorzulegen, während zur bloß poetischen Feile mir das Urteil meines Bruders genügt, mit dem ich hier zusammen lebe. Wäre es nicht zu ermöglichen, daß Rubinstein mir die Partitur zusendete nebst deutschem Text oder Inhaltsangabe und einem genauen Wunschzettel, wie er alles haben will?[4] Ich glaube nicht zuviel zu versprechen, wie ich die Größe der Oper kenne, daß ich in acht Tagen mit der Arbeit fertig sein könnte, und daß Rubinstein mit meinen Thüringerwaldzyklopen-Versen zufrieden sein soll. Es würde mir in jeder Rücksicht angenehm sein, diese Arbeit zu übernehmen und dabei doch die nächsten Wochen noch in vollkommener Abgeschiedenheit verleben zu können. Denken Sie sich recht in meine Lage, liebster Doktor! Mein schwächliches Op. 1 liegt nun in schönen Typen gedruckt vor mir und kommt mir wie eine

[1] Das Original trägt über dem Datum die primitive Federzeichnung einer von Bergen umgebenen Eisenhütte.

[2] Padischah wurde Liszt von seinen Schülern und Anhängern oft genannt in seiner Eigenschaft als Oberster der „Murls“. Vgl. Seite 160, Anm. 2.

[3] Gemeint ist der Zyklus Vaterunser. Siehe Gesamtausgabe.

[4] Die Übersetzung der „Sibirischen Jäger“, einer Oper Rubinsteins, betreffend.

dringende Einladungskarte der Muse vor, etwas Besseres und Höheres zu schaffen. Und wenn ich mir dann denke, daß mir nun wieder ein Jahr in rastlosem Einsaugen und Empfangen von Eindrücken hingegangen ist, in möglichstem Studium des lebendigen und neuen Weimar, und daß ich mich doch auch als Produzierender, wenn auch nur in der bescheidensten Weise, als ein Stück von seinem Fleische geltend machen möchte, so können Sie lebhaft mitempfinden, wie ersprießlich und förderlich mir noch einige Wochen Muße und Abgeschiedenheit sein werden! Schon im vorigen Winter habe ich der Genast[1] und Hopfgarten Lieder versprochen, und auch diese schon vorbereiteten Hefte würde ich als Op. 3 und 4 mit nach Weimar bringen. Ich spreche nicht von einer Anzahl kleinerer Motetten, die ich für Montag[2] machen möchte. — Ich lebe hier, außer zwei größeren Spaziergängen, seit 14 Tagen in den Pantoffeln auf der Studierstube, und gehe nur abends manchmal im Garten spazieren. Mein Paternoster wird Sie interessieren! Neun Lieder über den Cantus firmus! Das ist neu, und manches ist mir geglückt, und mit dem Bimstein, der drin ist, mag die Kritik ihren Säbel putzen, für den Blaustein aber wird sie mir hier und da ein „Ew. Wohlgeboren“ nicht versagen dürfen.

Ich beeile mich, diesen Brief noch dem Boten zu übergeben. In der Überzeugung, daß Sie meinem frommem Wunsch, wenn es möglich ist, gern der willfahrende und gewährende Zeus sein werden, schließe ich. Geht es nicht, so reise ich nach Erhalten Ihrer abschlägigen Antwort schleunigst ab und hoffe die etwaige durch mich verursachte Zeitversäumnis einzuholen. — Sagen Sie der Durchlaucht mit meinen allerbesten Grüßen, daß ich meine Kompositionen in dasselbe Buch schreibe, in welchem Ihr Tasso, Orpheus und Preludes stehen, und daß ich sie als stille Mitarbeiterin am Faust doppelt verehre. Mit meinen ergebensten Grüßen an Prinzeß Marie,[3] sowie dear Miß Anderson[4] und alle, die nach mir fragen,

[1] Sängerin, Tochter des Künstlerpaares G., später Frau Merian.
[2] Musikdirektor in Weimar.
[3] Die Tochter der Fürstin Wittgenstein. Heiratete 1859 den Prinzen Constantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst.
[4] Erzieherin der Prinzessin Marie Wittgenstein.

verbinde ich die schönsten Empfehlungen von meiner Mutter und meinem Bruder Carl (dessen Anerbieten behufs der Wiedertäufergeschichte Cotta zurückgewiesen — sapienti sat) und verbleibe für heute und immer

meines guten und großen Liszt Trabuko[1]-Kritiker

Peter Cornelius Murl Seraskier.[2]

53. An Franz Liszt.

Bernhardshütte, 7. Oktober 1854.

Liebster Doktor!

Nachdem Rubinstein[3] uns verlassen, beendete ich die Bearbeitung seines Textes und sandte den Schluß mit einigen Worten an Sie. Mündlich werde ich Ihnen mancherlei Amüsantes über unser Zusammenarbeiten in der Wildnis mitteilen und Ihnen einige Parallelen ziehen zwischen Rußland und den Westmächten, über die Sie, bei ungestörter Digestion, herzlich lachen sollen. Sodann machte ich mein Paternoster ganz fertig. Das letzte Gedicht hatte ich noch zu machen (So wie auch wir vergeben), die Komposition desselben und des zweiten (Geheiliget werde dein Name). — Sodann machte ich mich an die versprochenen Lieder für die Damen Genast und Hopfgarten. Die letztere hatte mir gesagt, daß sie nur melancholische oder wenigstens ernste Lieder gut leiden könne. Ich kombinierte dies Verlangen mit einer von Ihnen ausgesprochenen Idee — kleinere Lieder, wie mein Op. 1, in einen Zyklus zu bringen — und dichtete einen solchen. Ich verfuhr dabei mit Sorgfalt, indem ich die gestrenge Kritik meines Bruders benutzte und zuletzt dessen Zufriedenheit erwarb. Das erste Lied spricht nun einen unersetzlichen Verlust aus. Das zweite: Angedenken. Das dritte: Milderung der Schmerzen. Das vierte: Trost im

[1] Trabuko ist eine Zigarrensorte.

[2] „Murls" d. h. Mohren, Teufelskerle, nämlich Antiphilister nannten sich die Mitglieder des Vereins, an dessen Spitze Liszt stand. Der Beiname Seraskier persisch: Seri-asker = Haupt des Heeres bedeutet hier etwa: Feldmarschall der Murls.

[3] Anton R., Klavierspieler und Komponist 1829—94.

Träumen. Das fünfte: Verſprechen ewiger Treue. Das ſechſte: Erhebung zu Gott. Die Titel ſind: 1. Schmerz. 2. Angedenken. 3. Ein Ton. 4. Traum. 5. Treue. 6. Troſt. — Als die Gedichte fertig waren, ging ich an die Kompoſition der ſechs Liebeslieder für Frl. Genaſt.[1] Sie waren gerade beendet, als ich geſtern Ihren Brief mit der Einlage von Berlioz erhielt.

Berlioz ſchreibt mir am 1. Oktober, daß er mir übermorgen ſchreiben werde und mir 100 Franken ſchicken wolle, ſowie den Songe d'Hérode. Sollte nun irgend eine wenn auch nur kleine Angelegenheit Ihrerſeits meine ſofortige Rückkehr wünſchenswert machen, ſo ſenden Sie mir Ihren genauen Tagesbefehl mit einigen Worten, und ich werde ſogleich kommen. Iſt dies nicht der Fall, ſo möchte ich meine gänzliche Abgeſchiedenheit noch bis etwa auf den 20. dieſes Monats verlängern, um dann zu Ihrem Geburtstag jedenfalls wieder dort zu ſein. Läßt ſich dies ermöglichen, ſo bitte ich Sie, mir Brief und Partitur von Berlioz hierher zu ſenden. Ich werde die Überſetzung ſogleich machen und in kürzeſter Friſt direkt nach Paris zurückſenden. Die übrige Zeit bliebe mir dann noch, um meinen kleinen Zyklus zu komponieren.

Ich werde dann, oder wenn Sie rufen, ſchon jetzt, recht glücklich und froh nach Weimar zurückkehren. Ich freue mich auf die Arbeit für Pohl,[2] die ich dann mit allen Kräften und ohne hindernde Nebengedanken (als Komponieren uſw.) anzugreifen und bald zu beenden gedenke. Später will ich Montag die verſprochenen leichten Motetten machen und habe ein größeres Liederwerk von zirka 36—48 Liedern vor (Skizzenbuch, in welchem ich gar nicht objektiv, ſondern ganz ungehindert ſubjektiv zu verfahren gedenke.[3] — Und dicht daneben alles Schöne und Gute, von dem ich eine Zeitlang fliehen mußte, um auch nur ein beſcheidenes Stück Individualität aus mir herauszuarbeiten. — Wie freue ich mich, nun wieder die Fürſtin und Sie, die Prinzeß und Miß Anderſon wiederzuſehen! Wie freue ich mich auf die Sonntage und auf die Oper! Wie freue

[1] Vgl. die Anmerkungen auf Seite 163.

[2] Richard P., bekannter Muſikſchriftſteller 1826—96. Welcher Art dieſe Arbeit war, weiß ich nicht.

[3] Beide Pläne kamen nicht zur Ausführung.

ich mich auf Faust und alles, was da braust und saust, und doch auch hoffentlich auf eine oder die andre sinfonische Dichtung in Leipzig!?

Mein Bruder war bis jetzt mit mir zusammen und es hat seit dem Tode meines Vaters nie ein so beträchtlicher Teil unsrer Familie wieder so schön zusammengelebt als wie in diesen letzten Wochen. Auch ist dies ein Grund mehr, meinen Aufenthalt gern noch einige Tage zu verlängern, um meine Mutter erst nach und nach wieder von dem Zusammensein mit den lieben Söhnen zu entwöhnen. Mein Bruder geht morgen nach Breslau zurück und es würde der Alten sehr hart sein, uns beide auf einmal scheiden zu sehen.

Denn die Blätter werden gelb
Und die Haare werden weiß,
Und wann seh' ich Dich wieder,
Wenn ich jetzt verreis'?

Berlioz läßt Ihnen mille amitiés sagen und entschuldigt sich, Ihnen augenblicklich nicht schreiben zu können. Sie möchten den einliegenden Takt Korrektur im Faust S. 321 auf den letzten Takt der Singstimmen aufkleben. — Meine Mutter empfiehlt sich den jederzeit hohen Bewohnern der Altenburg zu Gnaden, und ich empfehle mich der gnädigsten Fürstin mit dem stillen und neidischen Gedanken, wie unvergleichlich sie das Zettelchen von Berlioz an die rechte Stelle setzen und aufkleben wird!

Mit vielen Grüßen an Hoffmanns,[1] Schade,[2] sowie an Raff und die Murls

Ihr

Cornelius.

[1] Hoffmann v. Fallersleben (und Frau). August Heinrich H., Dichter, Sprachforscher und Literarhistoriker 1798—1874, wurde 1854 vom Großherzog nach Weimar berufen, wo er mit Schade das Weimarer Jahrbuch herausgab 1854—57.

[2] Oskar Sch., Germanist, geb. 1826, seit 1863 Professor an der Universität Königsberg.

54. An ſeine Schweſter Suſanne.

Bernhardshütte, den 13. Oktober 1854.

Liebe Suſanne! Meine Abreiſe von Bernhardshütte ſteht vor der Tür. Ich bin faſt zwei Monate hier geblieben, während ich anfangs nur acht Tage zu bleiben vor hatte. — Ich habe meine neun Lieder auf das Vaterunſer hier in aller Ruhe komponieren können. Sie ſind für Alt geſchrieben und werden Dir ſehr gut in der Stimme liegen. Ich möchte Dir ſie einſtudieren, damit Du ſie bei Schotts vorſingen könnteſt. — Nachher habe ich ſechs Liebeslieder für hohen Sopran komponiert. Sie ſind alle bei weitem umfangreicher als die ſechs erſten. „In Luſt und Schmerzen" As dur pathetiſch und fromm. „Komm, geh mit mir zuſammen im Mondſchein" Des dur iſt ſehr weich und lockend.[1] „Dich lieb ich!" (nach Thomas Hood) iſt fidel verliebter Natur (A dur).[2] „Möcht' im Walde mit dir gehen" (Fis moll, $^3/_4$-Takt) iſt recht gut gelungen.[3] „Ich bin ſo froh geworden"[4] (kühn — reich) iſt voll Melodie und dabei einfach. „Lieb' iſt die Perle"[4] — E dur, $^4/_4$ und $^3/_4$-Takt gemiſcht — wird gefallen. — Ja, das ſind meine beiden neuen Opus. Ein drittes habe ich mir hier zuſammengedichtet. Es werden ſechs Schmerzenslieder für Alt. Sie bilden einen Zyklus, der den Übergang von Trauer über Herzensverluſt bis zum Troſt macht. Dieſe Lieder werden kurz wie meine erſten, melodiſch, mit ſehr einfacher Begleitung und würden ſo vielleicht gut für Schott paſſen. Die beiden vorgenannten Opus will ich einmal in Leipzig etwas ſpazieren führen. — Das Vaterunſer iſt ein gutes, ſolides Opus geworden — man wird ihm zugeſtehen müſſen, daß es in Dichtung und Kompoſition auf eignem Boden gewachſen. Wenn nur mein Honorar für die „Sibiriſchen Jäger" des Rubinſtein recht ſplendid ausfällt, daß ich die Reiſe nach Leipzig ohne finanzielle Schwierigkeiten machen kann denn die Eiſenbahn wird mir wohl, außer Schienen, nichts in den Weg legen. Berlioz hat mir für „Die

[1] Dieſe beiden erſchienen in Op. 4.
[2] Bisher unauffindbar.
[3] Op. 4.
[4] Ebenfalls unauffindbar.

Flucht nach Ägypten" 50 Taler gegeben. Möchte mir nun auch für die schwierigere, anhaltendere, undankbarere Arbeit von einer hohen Intendanz in Weimar eine ersprießliche Vergütung werden.

Mit den drei genannten Arbeiten habe ich meine Zeit hier ganz ausgefüllt. Nur die letzte Woche verging mir in verdrießlicher Spannung. Berlioz sandte mir zwei Briefe, einen mit 25 Taler, und kündigte mir den dritten Teil seiner „Flucht", den Traum des Herodes an, den er bald übersetzt zu haben wünscht. Trotzdem erwarte ich die Partitur vergeblich und weiß nicht, was ich davon denken soll. Ich wäre schon heute nach Weimar abgereist, es ist aber ein Freitag, da warte ich lieber bis morgen und schreibe heute einige Briefe, um mich über die verzehrende Ungewißheit und Ungeduld hinwegzusetzen. Das habe ich denn auch heute fertig gebracht. Meine Schuld ist es nicht — also gehe es, wie es gehe. Was nützt mir die Aufregung? Wozu? Ich sehe das nicht ein. Habe ich die Arbeit, so soll sie bald fertig sein und gut. Das übrige kann mich nicht anfechten.

Nur ungern begebe ich mich jetzt in das dortige Treiben zurück, und wünschte es bald mit einem ruhigeren auf die Dauer, oder auf immer vertauschen zu können. Es ist ja unnatürlich, daß ich mich mit aller Gewalt zwei Monate zurückziehen muß, um mich selbst wiederzufinden. Ich werde suchen, im nächsten halben Jahr, bis in den Sommer hinein, alles mögliche in Weimar zu profitieren, um mich dann in die schönere Stille zurückzuziehen und unbeirrt von allem das Gute, was in mir liegt, herauszufordern. Es wird sich schon auf irgend eine Weise etwas Passendes für mich bieten. — Den Winter über komponiere ich an einem größeren Liederwerk — eine Auswahl aus meinen Gedichten — Skizzenbuch eines fahrenden Musikanten (für Baß).[1] Das wird dann ein ganz originelles Werk, in dem ich mich um den Teufel nicht schere, alle hindernde, geisterstickende Nebengedanken von mir werfe, und mich musikalisch ganz auf mich selbst stelle. — Daran komponiere ich beständig fort, bis ins Frühjahr hinein. Dann komme ich wieder einmal hin, und singe Euch alles vor. — Ich habe jetzt durch meine 15 neuen Lieder, die Ruhe, die Möglichkeit zum Komponieren wiedergefunden, und

[1] Vgl. Seite 151, Anm. 1.

werde mich fortan durch nichts mehr irren laſſen. — Tauſend einengende und hindernde Gedanken und ſtörende, zerſtreuende Nebenarbeiten laſteten in Weimar auf mir. Dazu das tägliche Hofleben auf der Altenburg! Möchte es doch das Glück gut mit mir meinen und mich rettend nur ein wenig hoch und ſicher vor dem bunten Allerlei des Lebens ſtellen! Wie wohl ſollte es dann den Menſchen in meiner Nähe ſein, und viele, die jetzt noch notgedrungen an mir mäkeln, würden ſich wundern, zu ſehen, daß ich eigentlich zu einem ganz vernünftigen Kerl das Talent in mir habe.

Da man meine ganz natürliche und unſchuldige Widmung[1] an die Schlinger mir ſo allgemein verdacht hat, ſo bitte ich diesmal um Rat. Das Vaterunſer will ich Brüggemann widmen. Wem aber die ſechs Liebeslieder? Liebeslieder ſollen und müſſen ſie heißen, und da iſt die Widmung ſchwierig. — Überlege Dir alles und ſchreibe mir bald einmal nach Weimar, Adreſſe Coudray, Carlsplatz. Kommt heute noch das Paket von Berlioz an, ſo bleibe ich noch bis zum 20. hier und mache auch die ſechs Schmerzenslieder[2] noch fertig, um die drei neuen Opus mit nach Leipzig zu nehmen, nachdem ich die Reinſchriften in Weimar beſorgt habe. Sonſt aber reiſe ich morgen nach Weimar.

Lebe wohl! behalte lieb

Deinen Peter.

55. An ſeinen Bruder Carl.

Weimar, den 29. December 1854.

Ich bitte Dich tauſendmal um Vergebung, lieber Carl, daß ich Dich ſolange auf eine Antwort warten ließ. Meine ganze Stellung, mein Zuſtand iſt ſo wenig derart, um zu Mitteilungen darüber einzuladen, und es handelt ſich auch um ſo Ernſtes und Entſcheidendes, daß ich mich wohl eine Zeitlang beſinnen durfte. Jetzt kann ich mit dem beſten Wunſch zu Neujahr zugleich meine Gratulation zu Deiner definitiven Ernennung[3] vereinigen.

[1] Des Op. 1.

[2] Gemeint iſt der Zyklus „Trauer und Troſt".

[3] Er war ordentlicher Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Bonn geworden.

Du kannst Dir denken: es ist ein eigentümlicher Gedanke für mich, der mich innerlich kränken muß, nach so manchen Jahren und Versuchen noch zu keiner Selbständigkeit gekommen zu sein. Nachdem ich kaum hier Fuß gefaßt und mich etwas eingelebt habe, soll und muß ich mir sagen, daß auch hier kein rechter Boden für mich ist. Solange ich das Leben so nahm, wie es kam, und nur im Innern mit mir selbst darüber verkehrte, blieb ich darüber unentschieden; seit ich aber nun die zwei Monate mit Dir dort verlebte, sehe ich hier alles mit andern Augen an und gehöre in der Tat seit meiner Rückkunft nicht mehr mit Leib und Seele den alten Verhältnissen an, während ich doch zurzeit noch in ihnen lebe. Wenn ich alles in allem überlege, wie ich seit Deinem Brief öfter getan, so muß ich es als ein großes Glück anerkennen und Dir von Herzen dankbar sein, wenn Du mir dort in Bonn eine kräftige Stütze sein willst. Ich betrachte es dann als eine Erfüllung unsrer beiderseitigen Wünsche, wie wir sie vor zwei Jahren in Soest hegten, und hoffe, daß ich auch mit meinem dreißigsten Jahr reifer und besser dazu geeignet bin, einen rechten Segen aus unserm Zusammenleben zu ziehen. Ich bin also hier nicht vertrieben, finde im Gegenteil nur zuviel Gelegenheit, mich nützlich zu machen, werde aber, sobald Du nur eingerichtet bist, sobald Du rufst, mit Freuden zu Dir kommen, und kann Dir nur sagen, daß, was Du auch in den besten Verhältnissen und im glücklichsten Falle für mich tun könntest, mir es am wünschenswertesten bleiben wird, mit Dir zusammen zu leben, wenigstens auf einige Jahre, wenn auch dann das nimmerruhende Geschick uns wieder trennen sollte.

Nachdem ich wieder hier angekommen war, komponierte ich erst noch den Zyklus von Trauerliedern, deren Texte Du mir rezensiert hast. — Später arbeitete ich mein Paternoster noch einmal durch, machte eine Reinschrift und legte es Liszt vor. Dieser machte mir noch einige praktische Ausstellungen, so wie mir auch Hoffmann von Fallersleben, dem ich die Texte zeigte, noch einiges an denselben aussetzte. Ich schrieb nun die 21 neuen Lieder ab und bat Fallersleben, mir seine Kritik darüber zu sagen. Da er aber viel mit seinen Horae belgicae[1] beschäftigt ist, kam er noch nicht dazu.

[1] Sammelwerk altdeutscher Literatur, erschien 1831—62.

So werde ich erſt nach Neujahr die letzte Umarbeitung des Paternoſter vornehmen, dann auch die beiden andern Liederhefte ins reine bringen. Das Paternoſter will Liſzt an Schleſinger nach Berlin ſenden, der es vorläufig ſchon in ſeinem Echo mit dem Erſcheinen meiner erſten Lieder angezeigt hat. Zugleich habe ich eine ſehr freundliche Zuſchrift von Tante Brüggemann erhalten, worin ſie mir meldet, daß der Onkel meine Zueignung gern annimmt. So iſt es auch recht gut, daß die Lieder in Berlin erſcheinen werden, und hoffentlich ſollen ſie wohl im Frühjahr vom Stapel laufen. — Für die Liebeslieder wird mir Liſzt eine Dedikation ausfindig machen. Schon beim Paternoſter ſchlug er mir vor, es der hieſigen Großherzogin zu widmen, worauf ich ihm aber entgegnete, daß ich bereits Brüggemann um die Erlaubnis dazu gebeten habe. So mag denn vielleicht auf den Liebesliedern eine vornehme Dedikation ſtehen![1]

Nachdem mir Liſzt noch Zeit zu meinen letzten ſechs Liedern gelaſſen hat, kamen wieder Überſetzungen vor, und ich bin zumal in den letzten Wochen viel mit dergleichen beſchäftigt geweſen. Auch habe ich ihm noch die Überſetzung eines größeren Werkes verſprochen, eines Buches über die Zigeuner, welches zugleich franzöſiſch, ungariſch und deutſch erſcheinen wird. Vielleicht iſt dies mit dem Schluß meiner Überſetzungsarbeiten auch zugleich die dankbarſte. Liſzt wird mir ſie gut honorieren und das Buch wird viel geleſen werden, da er über dieſen Stoff gewiß manches Intereſſante zu erzählen weiß. Sollte meine Überſiedlung nach Bonn vor der Beendigung dieſer Arbeit erfolgen, ſo würde ich ſie mit hinüber nehmen. — —

Meine Stunden habe ich im November wieder angefangen und bekomme nächſtens noch einen neuen Schüler aus Sigmaringen zu 20 Groſchen. Für die ſibiriſchen Jäger habe ich 32 Taler bekommen. Wenn nur ums Himmelswillen der Cellini von Berlioz in Dresden aufgeführt würde und ich meine 15 oder doch im ſchlimmſten Falle 10 Louisdor bekäme — ach, wie herrlich! — —

[1] Sie wurden dann der Prinzeſſin Marie von Wittgenſtein gewidmet.

Zum erstenmal in meinem Leben unterrichte ich im doppelten Kontrapunkt. Ich lerne auf diese Art mancherlei. Ich habe an dem bei Tehn am Ende doch immer wirklich Profitierten einen festen Anhaltepunkt, um den sich im Lauf der Zeit manches ansammelt. Dabei entwickle ich mit Anfängern immer fester und sicherer eine gewisse Methode, die ich mir angeeignet, und hüte mich mit Erfolg vor aller Pedanterie. Vielleicht wirft diese Art von Beschäftigung mir einmal irgendwo ein Fixum als Lehrer an irgendeinem Konservatorium ab.

Ich habe mir seit meiner Rückkehr ein ausführliches Tagebuch angelegt, bei dem ich manchmal meine Zuflucht suche. An meinem Geburtstag habe ich eine kurze Beschreibung meines dritten Dezenniums begonnen, welche jedesmal die Verhältnisse charakterisiert, wie ich diesen Tag verlebte. Ich stehe im Augenblick bei 47.

Bei den Hofräten Schöll und Sauppe[1] habe ich mich insofern eingelebt, als ich meine jeweiligen dortigen Sonntage immer mit Vergnügen zubringe. Sonst bin ich viele Abende zu Hause und habe manches Privatstudium getrieben. — —

Ich habe ein herrliches Sparsystem im Rauchen eingerichtet und mir zwei Pfeifen angelegt, so daß ich, wenn's hoch kommt, 20 Silbergroschen für den Monat brauche. Und es schmeckt mir so gut, daß ich alle Zigarren dafür stehen lasse.

Indem ich für Fallersleben drei Bände irische, schottische, englische Volkslieder durchging, habe ich mir mehrere ausgezogen und Susanne sechs davon in zweistimmiger Bearbeitung nach Mainz geschickt.

Ich lege Dir den Text zu einigen als eine kleine Frucht meiner mancherlei zerstreuten Arbeiten bei, die ja aber doch alle im stillen einem Ziele zusteuern: poetisch-musikalischer Bildung.

So erhalte Dich Gott, lieber, guter Carl, in diesem neuen Jahr, und erhalte uns noch manches Jahr die alte Mutter!

Mit treuer Liebe und von ganzem Herzen

Dein Peter.

[1] Herman S., Philolog (1801—93, Professor in Göttingen, von 1845 bis 1856 Gymnasialdirektor in Weimar.

P. S. Why do you lovely virgins mourn
Was trauern dort die Mägdelein
Gleich ſchlanken Lilien, taubenetzt? — — —

Oh, did thou not hear of Kate Kearney
Sag, kennt Ihr nicht Emmchen, die kleine,
Sie wohnt am grüngoldenen Rheine? — — —

Das folgende Lied iſt zu einer ſehr ſchönen ſchottiſchen Melodie gedichtet. Es iſt dort aber auch ein Bettelmannslied und wird in Percys Ancient Poetry mit noch einem ähnlichen Liede dem luſtigen König Jakob von Schottland (geſt. 1542) zugeſchrieben. Ich habe ein ähnliches im Mainzer Dialekt für Suſanne gemacht. (There was a jolly beggar. Mainzer Mägdelied:

Mei Herzensallerliebſter
Das is en Bettelmann uſw. — — —

56. Aus dem Weimarer Tagebuch (Winter 1854—55).

Den 21. Oktober. Nur noch ein Wort zu dir, liebes Buch! Geſtern hat mich die Geſellſchaft, nachdem ſie glücklich überſtanden war, heiter geſtimmt — heute habe ich die gewünſchte Einſamkeit reichlich genoſſen und — ſie hat mich verdroſſen. Erſt komponierte ich an meinem vierten Lied,[1] und es fiel mir auch anfangs was Gutes ein, was ich beibehalten werde, nachher wollte es aber nicht mehr recht fließen. Dann ſetzte ich mich ans Klavier und ſpielte — Liſzt, Wagner und Berlioz. Da verſtimmte mich denn, wie immer, eigne Kleinheit und Unzulänglichkeit im Pflücken dieſes Kleeblatts. Beſonders der Liſzt iſt ein Mordskerl. Zuletzt ſpielte ich gar aus ſeiner Sonate. Da nahm ich mir vor, mir dieſelbe einmal ſchriftlich zu analyſieren, um wenigſtens geiſtig Herr des Materials zu werden, da ich's körperlich nicht vermag. Herr, wie ſchwindelt einem vor dieſem Gipfel und Abgrund! — Aber

[1] Gemeint iſt das Lied: „An den Traum", aus dem Zyklus „Trauer und Troſt".

erdrücken darf's mich nicht mehr — ich bleibe bei meinen Liedern, und bei einer Ausdrucksweise, die ich handhaben kann. Das darf ich mir nun einmal nicht mehr verkümmern laſſen. Poeſie des Worts mit Muſik vereinigt — das mein Beſtreben — und darin unbeirrt fort! — Baſta! — Es iſt ſchon ſpät, zwiſchen elf und zwölf: ich habe den ganzen Abend kalte Füße, was wohl auch zu meiner Unbehaglichkeit beiträgt. Nun ich mich aber mit meinem Buch noch ein wenig unterhalten habe, gehe ich heiterer zu Bett. Iſt es doch, als hätte ich mich einem lieben Menſchen anvertraut, und am Ende iſt es doch auch ein ſolcher, der dieſe Zeilen einſmals nachträglich leſen wird, als wären ſie für ihn geſchrieben. Du biſt mir ein großer Gewinn, liebes Buch — möchten wir immer vertrauter werden — du voller und ich beſſer. So wünſche ich euch denn Segen, all ihr Guten, die ihr heute meiner gedacht habt.

— 22. Liſzts Geburtstag. Morgens komponierte ich an meinem vierten Lied. Dann ſimulierte ich an einem Toaſt zu Liſzts Geburtstag — brachte aber nichts heraus. Bruckner holte mich ab und wir gingen hinauf. Dort war große Verſammlung. Alles ſtrömte herbei, um Liſzt zu gratulieren. — Eller[1] ſpielte eine ſogenannte Kurrente ſeiner Kompoſition mit Liſzt, dann ein Harpeggienſtück für Violine allein. Beides mit vollendeter Technik, aber ohne Schwung. Dann ſpielte das hieſige Quartett Schumann Op. 41 Nr. 3 Adur! Ein liebenswürdig ſentimentales Stück. Iſt mir der liebſte Nachzügler Beethovens nach dem großen Dmoll von Schubert. Die ſchönen Fismoll-Variationen mit dem herrlichen Übergang nach Fdur! Dann der pikante rhythmiſierte letzte Satz. — Das ſetze ich mir in Partitur oder kaufe mir dieſelbe. — Das ſchöne Spiel der ſchönen Kompoſition verfehlte nicht, mich wieder zu verſtimmen. Es iſt entſetzlich viel Kleinlichkeit in meiner Natur! Dieſer innere Neid auf alles Schöne, dies ewige mutloſe Vergleichen mit mir ſelbſt! — Verſtimmt wie ich war, freute ich mich, den Nachmittag in der Einſamkeit zubringen zu können. Ich aß im Elefanten zu Mittag, ging dann nach Hauſe und komponierte an meinem Lied. — Da kam der alte Kuchler und ſagte, ich müſſe hinaufkommen,

[1] Louis E., Violiniſt 1819—62.

man warte auf mich — es wären 13! ohne mich! — Ich eilte hinauf und fand ein großes Diner. — Hoffmann las einige ganz hübiche Toaste, der Unvermeidliche! — Lewis[1] ſagte, in England würde das Shakeſpeare ſelbſt nicht tun dürfen — dies unendliche Vorleſen bei einem Diner. Liſzt forderte Lewis auf, eine gewiſſe Anekdote zu erzählen. Der tat es mit großem Beifall. Da meinte die Anderſon, Hoffmann wäre eiferſüchtig, wenn jemand hübſche Anekdoten erzählte. — Ich erzählte Pohl über den Tiſch eine ganz gute Anekdote, die mir mittags im Elefanten paſſiert war. Dort hatten zwei junge Leute kaffeetrinkend zuſammengeſeſſen, während ich aß. Der eine ſagte zum andern: „Wenn man nur wüßte, wo der Pohl wohnt, dann könnte man doch mit dem mittags etwas herumbummeln. Gewiß waren es Muſiker, die zum Lohengrin hergekommen waren. Ich ſagte ihnen Pohls Wohnung. — Dann ſprachen ſie weiter, daß Pohl ein ganz netter Kerl wäre, abgerechnet ſein Enthuſiasmus für das ſchlechte Zeug von Berlioz. Jetzt ließe er gar etwas von Berlioz auf ſeine eignen Koſten drucken. Iſt er denn reich? — Nein, er ſpart ſich's am Mund ab. — Dieſe Anekdote wurde ſehr belacht. — Bei Tiſch wurde unſre Fahrt nach Baſel zu Wagner 53 beſprochen und wir kamen auf die Badenſer Polizeigeſchichte. Liſzt forderte mich auf, ſie zu erzählen, und ich erbot mich, mein Buch zu holen, um ſie daraus vorzuleſen. — Das geſchah denn auch. Leider las ich ziemlich heiſer, und ein mißliches Gefühl der großen Längen und Weitſchweifigkeiten meiner Diktion mehrten dieſe Verlegenheit. Dennoch fand das ganze ziemlichen Anklang. Frau Wagner[2] drückte mir mit vieler Herzlichkeit die Hand und bat mich, es ihrem Mann doch zukommen zu laſſen. Ich ſagte, daß ich mir vorgenommen, es auf zirka zwei Zeitungsartikel zu reduzieren und ihm zuzuſenden. Das denke ich auch bald zu tun. Außerdem war während dem Leſen Sklower[3] gekommen und ſagte mir ſpäter viel Freundliches darüber; er tat meinem Humor gewiſſermaßen Gerechtigkeit an, was mich freute. — Sehr verſtimmte es mich, daß die Fürſtin in ihrer raſchen, leidenſchaftlichen

[1] Der bekannte Goethebiograph.
[2] Richard Wagners erſte Frau Minna, geb. Planer.
[3] S., ein franzöſiſcher Journaliſt.

Weiſe meine Gefälligkeit an dieſem Tag mehrmals etwas bedientenhaft in Anſpruch nahm. Ich konnte auch nicht umhin, das in meinem Benehmen etwas merken zu laſſen, was wohl beſſer unterblieben wäre. Sie ſah es auch gleich ein, reichte mir mit beſonderer Güte die Hand zum Kuß. Ich ging ziemlich verſtimmt nach Hauſe. Abermals war ich dort geteilt zwiſchen Komponieren und dem Wunſch, einen paſſenden Spruch für den Abend zu finden. Dergleichen aber wollte mir nicht gelingen. Mit meinem fünften Lied dagegen kam ich ins reine. Außerdem hatte mir die Fürſtin den Auftrag gegeben, Hoffmann zu beſuchen und ihn um ſeinen letzten Toaſt zu bitten, den ſie dem Eller mit nach Frankreich geben wollte. Nach etwa einer Stunde Aufenthalt verließ ich Hoffmanns und benutzte nun das Stündchen Zeit vor dem Souper noch, um einen Toaſt für — Hoffmann aufzuſetzen. Ich dachte, er lieſt doch ſeinen Toaſt an Liſzt wieder, der ausführlich und gelungen iſt — ſo möchte es wohl paſſend erſcheinen, wenn ich für ihn einige Zeilen ausbrächte. Als mir die gelungen waren, ging ich ganz gut geſtimmt in die Soiree und ſo verlief ſie auch in der heiterſten und ganz befriedigenden Weiſe für mich. Hätte ich vielleicht die zwölf Zeilen Poeſie nicht in der Taſche gehabt, ich wäre vermutlich recht mißmutig geweſen und hätte an mir und andern keine Freude gehabt, ſo traf es ſich umgekehrt, und das iſt mir ſehr lieb. Ich kam zwiſchen Kolb[1] und Eller zu ſitzen, vis-a-vis von Raff und Stlower. Während dem Souper wurde es ganz lebendig. Hoffmann fing mit dem Toaſt auf Liſzt an, in den natürlich mit großem Jubel eingeſtimmt wurde. Später brachte mich Liſzt in eine gelinde Verzweiflung, als er mir meinen ſorgfältig geſchmiedeten Toaſt für Hoffmann in ganz liebenswürdiger Proſa aus dem Munde nahm. Er ließ Hoffmann leben als den, der ihm in manchen trüben Stunden (!, die er zu vergeſſen ſuchen wolle — oft Freude und Heiterkeit bereitet habe. — Nach einiger Zeit — es war ſchon lauter geworden — fand ich, während Hoffmann mit Bleiſtift etwas vor ſich hin improviſierte, Zeit, meinen Toaſt an ihn noch anzubringen und leitete ihn ſo ein:

[1] Julius v. K., Pianiſt.

Während Hoffmann ſchnell was dichtet,
Sei ein Toaſt an ihn gerichtet.

Einem frohen deutſchen Sänger
Bring' ich einen frohen Spruch,
Der von je dem Grillenfänger
Wohlgemut ein Schnippchen ſchlug,

Der zum Trotze aller Dränger
Wein und Lieder ſand genug
Und ſtets voller ſang, je länger
Hoch das Flügelroß ihn trug;

Dem, obwohl gelehrt und klug,
Darum nicht die Bruſt ward enger —
Leert ein Glas in vollem Zug,
Hoffmann hoch, der deutſche Sänger!

Das wurde ſehr freundlich aufgenommen. — Eller, der neben mir ſaß, iſt ein ſonderbarer Kauz, wie es auch welche geben muß. Er frug mich naiv genug, wie ich eigentlich zu der Freundſchaft mit Liſzt gekommen wäre, ſo daß man mich ganz wie Kind im Hauſe behandelte. Ich war zu heiter, um ihm anders als ganz einfach zu antworten und ihm den etwaigen Hergang dieſer Sache auseinanderzuſetzen. — — —

Nun nahm die Heiterkeit immer mehr zu; es war in der Tat eine ganz herzliche Verſammlung. Hoffmann improviſierte noch mehrere Toaſte auf die Gäſte uſw. Pruckner ſprach einige ganz paſſende Worte an Liſzt, worauf dieſer in längerer Rede antwortete. Raff ließ Pohl und Ritter[1] leben, als neue Einwandrer aus Dresden. Heimlich aber machte er folgendes Epigramm auf Pohl die Wagnerfrage betreffend, über die er ſich neulich mündlich mit ihm geſtritten: Raff: „Und wenn Sie jahrelang und Bände voll ſchreiben — ich behalte doch das letzte Wort" — darauf Pohl: „Dann lebe ich länger wie Sie, und dann behalte ich doch das letzte") und gab es mir. Es hieß:

[1] Alexander R., Komponiſt (1833—96.

Scripsi codicillum
Praestas podicillum.

Pohl ſaß mit dem Rücken gegen ihn. Auf Nabich und andre improviſierte ich noch Toaſte.

Einen Toaſt noch hab' ich,
Weil ich grade gut bei Laune:
Lebe hoch denn auch Freund Nabich,
Die vortreffliche Poſaune.[1]

Sklower, der einen von Napoleon III. mit goldner Medaille gelohnten Vergleich zwiſchen Napoleon I. und Goethe geſchrieben hat — brachte einen Toaſt auf Liſzt — als Nachfolger desſelben aus. — Später forderte Liſzt mich auf — irgend etwas Gutes für Frankreich zu ſagen, als eine Art nationale Antwort. Da fiel mir was ein, was eigentlich nicht ganz ohne Sinn war, und in der anſpruchloſen Weiſe, wie ich es gab, wohl Anklang finden durfte. — Liſzt hatte zu ſeinem Geburtstag einen Brief von Reményi[2] aus Jerſey! erhalten. Da waren unten folgende Worte von Viktor Hugo[3] (nach einem Gruß von Teleky) zugefügt: »Le proscrit de Jersey serre la main à l'orphée de Weymar. — Es hatte Liſzt ſehr gefreut als das erſte Lebenszeichen von Viktor Hugo ſeit zwölf Jahren! — So las ich folgendes:

Hat jedes Land ſein Leid und Weh,
Hat jedes Land auch ſeinen Aar:
Le proscrit de Jersey
Serre la main à l'orphée de Weymar.

Mazeppas Leid, Mazeppas Weh,
Beſang auch Weimars edler Aar:
Le proscrit de Jersey
Serre la main à l'orphée de Weymar.

[1] Moritz R., geb. 1815, ber. Poſaunenvirtuos, Mitglied des Weimarer Orcheſters.

[2] Eduard R., ausgezeichneter ungariſcher Geiger.

[3] Viktor Hugo, deſſen Name nach dem Staatsſtreich Napoleons auf die Proſkriptionsliſte geſetzt wurde, war nach Jerſey geflohen.

Hoch Frankreich, wie's auch mit ihm ſteh' —
Hoch Deutſchland! Sei's ein edles Paar:
Le proscrit de Jersey
Serre la main à l'orphée de Weymar.

Daß eines mit dem andren geh',
Das iſt mein Wunſch ſo treu und wahr:
Le proscrit de Jersey
Serre la main à l'orphée de Weymar.

So ein ſinniger Unſinn, den man eben im Rauſch ſich ausdenkt. — — — — —

Wenn ich mir oft eine Frau wünſchte wie meine Mutter, ſo muß ich mir nun auch noch einen Freund wünſchen, etwa wie Heſtermann — der mir im Alter etwas näher ſtünde. Hier hab' ich eigentlich nur Menſchen, die mir ganz wohlwollen, mich am Ende auch gar lieb haben, aber Freunde? Wahre Freundſchaft müßte eine Art Aquivalenz mit der Liebe haben. Man müßte ſich ſehnen, ſich öfters zu ſehen, ſich auszutauſchen. Die hieſigen ſind mir alle mehr Objekt, niemand mit dem ich mich recht eigentlich zu identifizieren vermöchte, dem gegenüber ich einen Teil meines Selbſt opfern möchte, der ſich aber auch für mich enthuſiasmierte, wie ich für ihn. Und ſolche Leute kenne ich eigentlich nur zwei, es iſt Suſanne und Heſtermann, die jüngſte Schweſter und der älteſte Freund!

23. Oktober. Bei Liſzt war natürlich wieder Geſellſchaft zum Dejeuner, diesmal war Stlower und Goldbeck, auch Kolb da. Liſzt war von geſtern noch ganz aufgeregt, und erzählte viel bei Tiſch. Sein ganzes, beſonderes Leben, ſeine Konzertkarriere von früher Jugend auf, machen ihn zu einer erzählenden Muſikgeſchichte moderner Zeit, in welcher er beſtimmt iſt, eine ſo tonangebende Rolle zu ſpielen. Es war von Anerkennung der Künſtler zu ihren Lebzeiten die Rede und Liſzt ſagte, daß z. B. Mendelsſohns Konzerte zu deſſen Lebzeiten ſehr wenig geſpielt worden wären. Jetzt zum Überdruß. So war im Anfang ſeiner Pariſer Zeit, die er, glaube ich, ſchon von 1822 an datiert, Beethoven noch ſehr wenig geſchätzt. Er ſpielte im Jahre 1829 in

einem seiner Konzerte dessen großes B dur-Trio, und Leute, die sich freundschaftlichst für ihn interessierten, mahnten ihn, doch nicht solche absonderliche langweilige Musik zu wählen. Im selben Konzert spielte er in Variationen von Herz über Themen aus Tell die Sekunde mit dem Komponisten vierhändig und erntete mit gewissen technisch brillanten Stellen reichen Beifall. Eine andre schöne Anekdote, die sich gleichfalls auf das in Rede stehende Thema bezog, gehört hierhin. Sie ist ganz vortrefflich. Im Jahre 1834 gab Liszt mit Urhan (Violine) und Batta (Cello) sogenannte Séances musicales, zu denen sich außer den geistigen Zelebritäten ein glänzendes aristokratisches Publikum versammelte. Pixis[1] hatte ihn gebeten, ein neues Trio von ihm zu spielen. Liszt setzte dasselbe in einem seiner nächsten Programme zuletzt auf den Zettel, während im Anfang ein Trio von Beethoven stand. — Pixis, der von dieser Konkurrenz zu sehr verdunkelt zu werden fürchtete, bat um Abänderung der Reihenfolge. Liszt war sehr schwer zu bewegen, da ihm alle Programmänderungen zuwider sind, entschloß sich aber zuletzt auf Urhans Eindringen, der damals eine Art geistigen Onkeleinfluß auf ihn ausübte, Pixis Trio zuerst zu spielen — ohne diese Änderung aber annoncieren zu lassen. — Kurz — das zahlreiche Publikum, Künstler mit einbegriffen — hörte den vermeintlichen Beethoven mit Wonne an — Berlioz, der in Liszts Nähe sich unter den Zuhörern befand, wurde ins Vertrauen gezogen und amüsierte sich vortrefflich — und als später Beethoven unter dem Namen Pixis zur Aufführung kam, lief ein großer Teil des Publikums weg. Wie kann man so was noch nach einem Beethovenschen Werke hören! — Die schönste Rolle spielte dabei Pixis, der sich über den rauschenden Beifall vergnügt die Hände rieb, aber von jedem für einen Anmaßenden gehalten worden wäre, dem er hätte weiß machen wollen, daß das von ihm sei. — Wenn uns aber Liszt bei Tische schöne Anekdoten erzählte, so spielte er uns nach Tisch doch noch Schöneres vor. — Dazu kamen die Schüler: Pruckner, Bronsart,[2] Schreiber,[3] und der Pariser Organist

[1] Johann Peter P. 1788—1874, Komponist und Pianist.
[2] Hans v. Br., Komponist, geb. 1830.
[3] Ferdinand Schr. Wurde später Kaufmann.

Léſebure-Bely in Begleitung eines ganz aufgeweckten Pariſer Buchhändlers. Léſebure hatte ebenſo kaufmänniſche Anſichten von der Kunſt, als der Kaufmann eine hübſche Kenntnis von Malerei zu haben ſchien, ſo daß beide ſich paſſend ergänzten: l'artiste-marchand et le marchand-artiste. — So ſpielte uns Liſzt ſeine Desdur-Etüde mit einem improviſierten Bravourſchluß. Dann ſpielte er ſeine Sonate. Eigentlich beſonders für Pohl und Ritter, denen er ſie verſprochen hatte. Gleich in den nächſten Tagen gab ich mich dem längſt beabſichtigten Studium derſelben hin. Ich werde eine ſchriftliche Analyſe liefern und mich gewiſſenhaft an dies Vorhaben erinnern. Vielleicht auch eine Auffaſſungsſtudie? Das wäre nicht ſchlecht. Der Gedanke kommt mir eben. Wir wollen ſehen. — Wir waren alle ergriffen von dieſem doppelten Meiſterwerk, und ich ſträubte mich ſehr dagegen, etwas andres hinterher hören zu müſſen. Dennoch hörten wir nicht ohne Vergnügen Léſebure auf Liſzts Inſtrument mehreres ganz intereſſant phantaſieren. Beſonders modulierte er ganz modern und anziehend. —

Am 25. Oktober hörten wir Léſebure auf der Orgel in der Stadtkirche, wo er aber, außer etwa ganz rundem, gelecktem Spiel, nichts Abſonderliches leiſtete. Es iſt ſo ein ſüßes Tremolando-Männchen für buhleriſch religiöſe Dämchen, die neben dem Thomas a Kempis, die Amaranth von Redwitz, wo nicht gar das Neuſte von Paul de Kock auf den Boudoirtiſchen liegen haben. Nachher kam ich auf dem Bahnhof in einen hitzigen Streit mit ihm über Berlioz. Er wunderte ſich nämlich, daß Berlioz ſo ein vernünftiges Stückchen ſchreiben könne, wie die Sylphen im Fauſt — un morceau si suivi! welches ihm Liſzt auf dem großen Inſtrument vorgeſpielt hatte. Ich ſagte ihm, zu heftig, aber mit erfreulicher Derbheit und ſchlechtem Franzöſiſch meine gute deutſche Meinung. Sein Hauptargument beſtand in einem Witz von Roſſini über das Requiem von Berlioz, deſſen Pointe mir entging, die ich aber mit Indignation zurückwies. — Léſebure urteilt und denkt wie er komponiert und ſpielt — höchſtens witzig. Les cloches du monastère — voilà tout! Er ſetzte Berlioz — Auber, Herold, Halevy entgegen. Ich aber ſtellte ihn zu Haydn, Mozart, Beethoven, und ich habe recht. — — —

Kurz nachher ſah ich Frau Clara Schumann ankommen. — — — — — — — —

Den 30. Oktober abends 11 Uhr. — — — Heute nehme ich wieder Abſchied von dir, geliebtes Buch, ohne die Künſtlerwoche — Clara Schumann und ihre Konzerte — einzutragen. Vielleicht dränge ich die Erinnerung an die herrliche Künſtlerin in ein Gedicht zuſammen und ſpare mir ſo die weitläufige Proſa. — — —

Scheidegruß an Frau Clara Schumann geb. Wieck.

Wir ſind nicht arm in armgenannten Zeiten
An edlem Schönen, des die Kunſt ſich freut,
Und manches Bild ſah'n wir vorüberſchreiten,
Dem gern gerechtes Lob die Lippe beut.

Doch eine Gruppe herrlicher Geſtalten
Ragt über alle andern himmelan.
O möcht' ein Meißel ſie dem Blick entfalten!
Es iſt ein Weib, ein Jüngling und ein Mann.

Der Mann iſt Liſzt in reinſtem Künſtlerſtreben,
Der Jüngling — Joachim, voll ernſter Glut,
Du aber ſtehſt, ein edles Weib, daneben
In deren Bruſt ein Strahl des Himmels ruht.

Wir haben kargen Dank Dir nur geboten,
Weimars Lebend'ge ließen Dich allein;
O, lebte einer noch von Weimars Toten,
Er würde edlen Sanges Preis Dir weih'n.

Du ſpielſt für Künſtler nur, nicht für die Maſſe,
Verzeih dem Künſtler drum den ernſten Scherz:
Du füllteſt nicht Weimars Theaterkaſſe,
Doch mit Begeiſtrung manch erhobnes Herz.

1. November. — — — Zu den verſchiedenſten Äußerungen, die ich über mein anonymes Gedicht hörte, und auch durch die Nichtübereinſtimmung Liſzts mit meiner im Echo abgedruckten Auffaſſungs-

ſtudie zu Beethovens Cis-moll-Sonate[1] kam mir der Gedanke, daß ich froh ſein müſſe, durch irgendeinen an und für ſich vielleicht unſcheinbaren Schritt dazu gekommen zu ſein, eine unabhängige, freie Meinung auf eigne Hand zu manifeſtieren, ohne erſt ängſtlich zu fragen, wird es dem oder dem auch recht ſein. So möchte ich fortfahren! Dies Anlehnen an andre und dies Verkriechen der eignen Meinung aus Beſcheidenheit oder Feigheit hat mir immer nur geſchadet, und hinterher habe ich meiſtens eingeſehen, daß ich beſſer getan hätte, meinem urſprünglichen, erſten Gefühl zu folgen. So iſt allerdings in dem Gedicht die Trias Liſzt, Joachim, Wieck etwas gewagt und — wie Leirer ſagte — an den Haaren herbeigezogen. Ich bin aber da nur meinem Innern gefolgt, indem ich drei Künſtler zuſammen nannte, die auf mich in verſchiedener Weiſe den größten Eindruck gemacht haben. Ich ſtelle die Wieck ohne Bedenken als die Erſcheinung hin, welche unter allen weiblichen Weſen, welche Kunſtwerke repräſentieren, mir alles in allem genommen — als die Bedeutſamſte vorkommt. Sie iſt eine bedeutende Künſtlerin — eine Künſtlergattin — und zuletzt eine vom Schickſal ſchwer heimgeſuchte Gattin und Mutter. Sie hat nie aufgehört — mit ihrer Kunſt ihr Brot zu verdienen. Nicht wie die Lind — erſt mit Jungfräulichkeit kokettiert und dann aus einer vornehmen Zurückgezogenheit hier und da mit der Kunſt geliebäugelt, oder wie die Sontag[2] in einer ariſtokratiſchen Haushaltung das Erworbene vertan, und dann mit zur Schau getragener Scham *über eine vergebliche Erniedrigung — noch eine gräfliche Rundreiſe* gemacht, mit der ausdrücklichen Erklärung, es wäre nur ein ſchweres Opfer — aus Notwendigkeit Geld zu verdienen für die Kinder! Oder wie die Devrient, die als ausgezeichnete Künſtlerin — aller edleren Weiblichkeit entſagt uſw. uſw. — Die Schumann iſt mir ein Ideal deſſen, was das Weib in der Öffentlichkeit tun, in Hingebung an das Publikum leiſten kann, ohne von der peinlichſt gewiſſenhaften weiblichen Haltung auch nur ein Jota aufzugeben. Da, wie geſagt, dieſe ihre philiſtröſe Muſterhaftigkeit mit einer genialen Kunſtvollendung verbunden iſt, ſo iſt ſie in meinen Augen

[1] Vgl. Aufſätze Seite 39 ff.

[2] Henriette S., berühmte dramatiſche Sängerin 1806—54.

des edelsten Preises und Lobes würdig, und ich freue mich, das Gefühl reiner Verehrung für sie zum Ausdruck in meinem Gedicht gebracht zu haben.

— Bettina von Arnim ist hier und Giesel. — — Diesen Morgen schickte sie zu mir, während ich an einem Namenstagsgruß für die Fürstin dichtete: „ich möchte um 10 Uhr hinkommen". Ich machte mein kurzes Gedicht fertig, übergab es Kuchler, der mich auf 11 Uhr zum Dejeuner einlud, und ging in den „Erbprinzen". Ich klopfte, Bettina öffnete; ich küßte ihr die Hand, grüßte Giesel, die am Tisch saß und Michel-Angelo las. — Bettina erzählte mir am Fenster, wie es gekommen wäre, daß sie mein Domine dem König nicht überreicht habe. Redern hätte selbst ein Domine komponiert. Der König hätte es annehmen wollen. Da sei Redern der Armgard eines Tags im Tiergarten begegnet, und habe gesagt: es wäre alles in Ordnung, sie solle nur der Mutter sagen, der König wolle die Widmung annehmen. Die habe ihm aber geantwortet, er solle doch selbst kommen und es der Mutter sagen. Redern sei aber ausgeblieben. Später hätte sie eine Dombau-Kommission überredet, es in ihrem Konzert aufführen zu lassen. Die wären auch ganz willig gewesen — es wäre aber doch nichts daraus geworden. Später habe sie es Stern geben wollen — es wäre aber auch nichts daraus geworden. Dann habe sie es Humboldt zur Übergabe gesandt — der hätte ihr es aber nach zwei Tagen zurückgeschickt, mit dem Bemerken, er habe gar nichts mehr mit dem König zu tun, seit dieser 40 ihm weltfremde Personen in den Staatsrat aufgenommen habe. Später sei sie überdies mit dem König auf mehr als gespanntem Fuß gestanden. Später habe Joachim der Jüngling voll ernster Glut das Domine angesehen und künstlerische Bedenken geäußert, über die er erst mit mir sprechen wolle. Hätte ich es übrigens damals gleich zu rechter Zeit geschickt, so wäre noch alles gut gewesen. Später — —

Nun bitte ich einen Menschen! Viel Geschrei und wenig Wolle, liebes Kind — Domine, Cornelius, König — untertänig — Dombau — Stern, Humboldt, Joachim — künstlerische Bedenken — Papperlapapp!

Nun, ſehen Sie, ſagte ich zu ihr, es ſoll eben nicht ſein, daß ein König was für mich tut! — — —

— Als ich auf die Altenburg kam, erzählte mir Liſzt ſeinen geſtrigen Beſuch bei Bettina.

Frau von Schorn war bei ihr, als Liſzt kam. Sie empfing ihn mit der Anrede: Nun, Du biſt immer noch der alte Jeſuit. In dem Ton ging es fort.

— — — Bettina ſagte unter anderm: Du nennſt Dich meinen Freund, biſt es aber nicht. Liſzt antwortete: umgekehrt! — Kurz beim Abſchied ſagte ſie zu ihm: Ich ſeh' Dich nicht mehr! Ich ſeh' Dich heut' nicht mehr, morgen nicht mehr, niemals mehr! — —

— — Nun ſchreibe ich mein heutiges Gedicht noch auf, als ein Reſümee mancher herzlichen dankbaren Gedanken, als ein wirkliches Blümchen am Lebensirrweg. Die dort ſind Irrlichter![1]

Sonntag morgen fand ſich Bettina bei mir ein. Sie las mir die auf mich bezügliche Stelle in ihrem Brief an den König vor. Ich ſprach ihr wiederholt meinen Dank aus, den ich auch im Herzen fühle und war überhaupt ſehr gerührt von ihrem Beſuch. Ich begleitete ſie bis zum Tor des „Erbprinzen". Wir machten einen wunderlichen Aufzug durch die Stadt. Sie, die kleine ſchwarzbemäntelte Hexe — und ich einen großen Altweiberparapluie über ſie haltend und ihr das große Familienzauberbuch nachtragend mit Goldſchnitt und goldnem Schloß. Dort nahm Pruckner mir alles ab, Buch und Bettina, und ich ging zu Schöll. Dort ſaß ich nach Tiſch im Hofratskränzchen, ganz wie ein Alter, und hörte Univerſitätsgeſchichten mit an. Auf der Altenburg war Ferrière ein luſtiger Geſellſchafter. Ich verlor eine Partie Schach an die Fürſtin. Die nächſten Tage vergingen in leidigem Zahnweh. Ich verbrachte die Zeit ganz gut, verſäumte aber draußen viel, denn Litolff[2] war da und es wurde viel Muſik gemacht.

[1] Hier folgt das Gedicht an die Fürſtin W. zum 4. November 1854.
Viel Glück wünſcht man Dir heut'
Du kennſt nur eines ..... Siehe „Gedichte".

[2] Henry L., Pianiſt und Komponiſt 1818—91.

Meine sechs Lieder sind fertig und ich möchte so gern recht gesund sein, um ganz con amore die drei Opus ins Reine schreiben zu können. Auch soll ich eine neue Übersetzung für Liszt besorgen, wegen Clara Schumann. Mir kommt fast vor als wäre mein Gedicht in gewisser Weise Veranlassung zu diesem seinem Aufsatz. — Ich verhehle nicht, daß es mir in meinem Zahnweh höchst peinlich war, die überschwänglichen Phrasen mit allem Vorleseerathos von der Fürstin dozieren zu hören. Sie ist dabei von dem eignen (?) Produkt so erfüllt, daß sie mit der linken Hand fortwährend gestikuliert, während die rechte das Brouillon hält. Dabei sieht sie einen nach jeder halben Phrase an und dies erheischt doch mindestens unter dreimal einmal, daß man sie wieder ansieht und ich tat dies mit einer unverhohlnen Zahnwehphysiognomie. Da sind denn all die bunten französischen Ausdrücke, welche die Würze dieser Aufsätze bilden, immer wiederholt, diapré, portée, trempe etc., bloß flammèche ist neu, dafür wird dann ja ein sehr überschwänglicher Ausdruck im Deutschen verlangt. — — — —

Hoffmann war bei mir; ich freute mich, ihm durch eine Textunterlage behilflich sein zu können. Er knurrte auch über Bettina. — Heute besuchten mich Liszt, Litolff, Rubinstein und Raff. Abends kam Sabinin. — Ein ungeheures Amüsement bereitet mein Nachbar Lichnitzky der Welt durch Herausgabe einiger Gedichte in gebrochnem Deutsch. Das hat noch in Weimar gefehlt! Das bildet eine Art Abschluß zur Epigonenzeit, die gerade dadurch, daß sie ein halbes Jahrhundert nach Schillers letzten Werken eintritt, auch chronologisch einen passenden Abschnitt gewährt. Einige Exempel werde ich hierhersetzen, sobald ich im erwünschten Besitz eines Exemplares bin. Die Geschichte ist heillos. Man muß mit Armen und Beinen helfen, die bloße Lachkraft reicht da nicht aus.

So wurden mir die Zahnweh-Tage versüßt. Auch musiziert habe ich viel. Sonaten von Liszt und Brahms Op. 1, Euryanthe, Schuberts Sinfonie in C, Raffs Frühlingsboten, Berceuse von Liszt. Und lange Zeit habe ich über dem Hölderlin zugebracht; habe einmal seinen Band Briefwechsel und Lebensgeschichte ganz durchgelesen und manchmal dabei geweint. Auch den Tod des Empedokles habe ich ganz gelesen. Eine Stelle aus den Briefen an seinen

Bruder will ich herſetzen, ſie iſt ſo wahr und man kann ſie recht zu Herzen nehmen.[1] — — — — Trotz meinem Zahnweh ging ich in die Feſtvorſtellung am 9. Die Huldigung der Künſte iſt gar herrlich! Großer Schiller! Was er die Poeſie ſagen läßt! — Schölls Worte ſchloſſen ſich ganz gut an und enthielten treffliche Verſe, ſcheinen aber keine gute Stimmung bei Hof hervorgerufen zu haben. Ja, lieber Himmel, wer macht's den Leuten recht. Wer kennt die kleinen Haken, an denen da ganz gutgemeinte Verſe vereinzelt und bewäkelt hängen bleiben! — Störs[2] Muſik war ganz nobel und paſſend gehalten. Alles was recht iſt! Liſzts Feſtklänge machten mir einen peinlichen Eindruck. Man erkennt einen edlen, unruhigen Geiſt in dem Werk, der nach feſtlicher Freude ſich ſehnt, aber keinen Klang genügend findet. Und dann die ewigen ſpannenden Generalpauſen! Als ich auf der Altenburg gefragt wurde, ſprach ich dieſen Zweifel in ſehr beſcheidner Weiſe aus. Die Fürſtin ſagte nur: Wenn Sie wüßten, wie ich das Stück liebe!! (würden Sie ſich nur enthuſiaſtiſch dazu verhalten). Als ich mich über Rubinſteins Oper beifällig ausſprach, wehrte die Fürſtin ſehr ab und alsbald wurde mir erzählt, daß ſich Liſzt gegen Rubinſtein ausgeſprochen habe. Ja, alſo immer Urteile, die durch Äußerlichkeiten bedingt ſind! Das ſpornt immer mehr dazu an, ohne Menſchenfurcht, frei die eigne Meinung auszuſprechen. Es gibt ja Hundsſötter genug, die andern Leuten nach dem Munde reden, warum ſollen es anſtändige Leute tun! Der Fürſtin iſt es für ihre Bildung nicht gut, daß ſie immer nur mit Leuten disputiert, die ſie zu Tiſch eingeladen hat; verkehrte ſie mehr draußen oder mit ihresgleichen (was freilich viel geſagt iſt), ſo würde ſie nicht immer nur ein Echo ihrer Meinung hören wollen. Auch Schöll, den die beiden Slawinnen ſchlecht machten, habe ich gehalten, ſoviel es tunlich war. — Ich bin ſeit der Bernhardshütte um einiges anders geworden. — Möge es ſo gut werden! Aus ein-

[1] Hier folgt ein langes Zitat, an deſſen Schluß ſteht: geſchrieben in der Neujahrsmitternacht 1798—99. Vgl. Carl C. F. Litzmann, Friedrich Hölderlins Leben in Briefen von und an Hölderlin, Berlin 1890, Seite 466f.

[2] St., Komponiſt, ſpäter Liſzts Nachfolger als Hofkapellmeiſter in Weimar 1814—89.

seitiger Bewunderung bin ich erlöst. Gebe der Himmel gute gedeihliche Kraft und Lebensentwicklung. Ich schließe heute mit diesem Wunsch! — — — — — —

Im Klub wurde die alte deutsche Gründlichkeit höchst langweilig, mit der man alle möglichen Vereinsfragen erörterte. Raff und Schade lösten einander ab in förmlichen Landtagsreden. — Am meisten Sturm erregte die Frage des Namens. Liszt schlug den Namen Neu-Weimarscher Klub vor. Das wurde nicht angenommen. Ich stellte ein recht wunderliches Amendement, indem ich vorschlug, den Verein, da er sich ja doch hauptsächlich um Liszt schare und unser ganzes Weimarisches Zusammensein ohne Liszt nicht diesen besondern Charakter hätte, den Klub „Liszt-Klub" zu nennen. Das erregte natürlich noch viel mehr Widerspruch. Natürlich. Ich sagte nachher im vertraulichen Beisammensein, daß mein Vorschlag ebenso dumm als auch wieder ganz vernünftig gewesen wäre. Es wäre eben das Kind beim rechten Namen genannt. Andrerseits aber würde man viel dagegen haben, und ich glaubte mich in meiner kurzen Begründung deutlich ausgesprochen zu haben, daß es keine Schmeichelei für Liszt sein solle. Ja, wer wird das aber glauben. Muß ich doch nur zu sehr fürchten, daß mein ganzes Verhältnis zu Liszt als eine leidige Schmarotzerei angesehen und verschrieen wird.

Die Taufangelegenheit wurde vertagt. Liszt und Pohl wurden zu Vorsteher und Geschäftsführer ernannt, ersterer einstimmig, letzterer durch Stimmenmehrheit. Außerdem wurde in den beiden ersten Sitzungen beschlossen, daß wir eben regelmäßig Montags zusammenkommen wollten, vorläufig im Hotel de Russie, dessen Wirt Fressel nach genommener Rücksprache den Kostenpunkt äußerst einfach und billig stellte, so daß einstweilen der monatliche Beitrag jedes Mitglieds auf 5 Silbergroschen fixiert wurde. — Außerdem wird der Verein, wenn berühmte Gäste eintreffen, ihnen zu Ehren ein besonderes Souper veranstalten. Raff machte den Vorschlag, daß alle Arten Vorträge, besonders launige, speziell: musikalischer Kladderadatsch vorkommen sollte. Dies wurde mit dem Zusatz, „von Zeit zu Zeit, zwanglos", angenommen. Hoffmann sprach eifrig gegen alles dergleichen. Seine Erfahrung lehre ihn, daß

man ſolche Vereine durch eine Überhäufung im voraus beſtimmter Abſichten in der Wiege erſticke. Singer ſchlug öfteres Muſizieren, Coſſmann Whiſtſpielen vor. Beides wurde dem Zufall, der Gunſt des Augenblicks anheimgeſtellt. Die muſikaliſche Zuſammenkunft bei Liſzt am Sonntag morgen genüge vor der Hand. — Wolle der Klub einmal muſizieren, ſo erbot ſich Liſzt, jedesmal den Flügel ins Lokal ſchaffen zu laſſen. Dies iſt etwa das weſentlichſte aus den erſten Sitzungen. — An einem langen Tiſch längs der beiden auf den Karlsplatz gehenden Fenſter präſidierte Liſzt. In ſeiner Nähe ſaßen Stör, Waldbrühl,[1] Singer,[2] Soupper,[3] Coſſmann. Mehr nach dem andern Ende zu gruppierten ſich in Hoffmanns und Montags[4] Nähe die jüngeren Leute Bronſart, Pruckner, Schreiber — dann Pohl. Ganz in der entgegengeſetzten Ecke auf Liſzts Seite, vis-a-vis dem Ofen, ſteht ein kleines Tiſchchen, welches von Rank,[5] Raff, Genaſt,[6] Schade und mir beſetzt iſt. — — —

Pohl hat unter dem Namen Hoplit eine Broſchüre über das Karlsruher Muſikfeſt veröffentlicht.[7] Gegen die ſüddeutſche Kritik, die gegen Liſzt vielfachen Einwand erhob, hat er in einer ausführlichen Beſchreibung und Lobpreiſung jenes Feſtes ſich für Liſzt betätigt. Das Buch iſt in meinem Beſitz. So ſchön es gedruckt iſt, habe ich es noch nicht geleſen. — Ich bin unter dem Vorwand nach Weimar gekommen, eine Apologie dieſes Feſtes zu ſchreiben. Ich ſchrieb drei Artikel: Terrzopf, Brief eines Wohlmeinenden, die ſieben Unbekannten.[8] Wie mir es aber mit manchem guten Vorſatz geht, blieb es auch mit dieſem auf halbem Wege. Ich wollte recht ausführlich ſein und machte Feuilletonaufſätze, die manches poetiſch gut erfundene hatten, die aber im ganzen als Buch ſich nicht halten ließen. Kunze in Mainz wollte es drucken. Als ich nun im

[1] W., Geiger, Mitglied des Weimarer Orcheſters.
[2] Edmund S., Geiger, geb. 1831. Von 1854—61 Konzertmeiſter in Weimar.
[3] Eugen v. S., Konzertſänger.
[4] M., Muſikdirektor.
[5] Joſef R., Volksſchriftſteller 1816—96.
[6] Eduard G., Weimarer Hofſchauſpieler 1797—1866.
[7] Erſchien in Leipzig, Hinze 1853.
[8] Bisher nicht auffindbar.

Februar da war und aus meinem Buch vorlas, empfand ich die Mängel zu gut, ich ließ die Sache einſchlafen. Schöll, dem ich das Brouillon zur Durchſicht gegeben hatte, ſagte mir: Laſſen Sie ſich mit dem Schreiben nicht ein, komponieren Sie! — So danke ich einer verfehlten ſchriftſtelleriſchen Spekulation meinen dreizehnmonatlichen Aufenthalt in Weimar. Später fing ich an Stunden zu geben und machte mich Liſzt durch Überſetzung ſeiner Artikel nützlich. — — — — — — — — —

— Ich muß geſtehen, was ſoll mir ein Zuſammenhalten mit Halbmenſchen. Daß Liſzt manche ſeiner Freundſchaft würdigt, der neulich noch in meiner Gegenwart das bombenſchwere Witzwort gebrauchte: Man ſchämt ſich oft ſpäter, was für Freunde man nötig gehabt hat!? Ich kann meinen Gefühlen keinen Zwang antun — und Gott ſei Dank, daß ich es nicht kann! Ich hoffe mich noch beizeit aus dem Cliquen- und Claquenweſen zu retten und vielleicht mit Gottes und meines ernſten Willens Hilfe in wohltuender, talentbildender Stille ein Stück Arbeit zu liefern.

Dir hoher und reiner Genius, deſſen Goldbild die Decke dieſes Buches ziert,[1] bringe ich heute meinen Gruß. Du biſt mir ſo ganz abſichtslos zum Schutzpatron geworden. Könnte ein Hauch deines Geiſtes über meinem Beginnen ſchweben! Vor nun bald einem Jahre erhielt ich Buch und Bild von meinem guten Liſzt, möchte nun bei Wiederkehr dieſes Tages die angefangene Verwendung desſelben mir als eine ſegensreiche erſcheinen und — wenn die weißen Blätter, mit Goldſchnitt, ausgefüllt ſind — unmerklich, mit ſanfter Gewalt ſtiller Stunden des Nachdenkens ein Schritt zum Beſſeren geſchehen ſein! — — — — — —

3. Dezember. Buch! du mußt mir helfen! Ich bin in der allerſchlimmſten Stimmung von der Welt. Ich möchte mich ausklagen und weinen ſo laut und mit ſoviel Tränen ich könnte. Was mir fehlt? Ein liebendes Herz, das ſchneller ſchlüge um mein Leid und Freud'. Eine Bruſt, an die ich mein Haupt lehnen könnte, zu weinen. O, daß die Welt eine ſolche Einöde ſein kann! — — — Wie oft wollte ich ſchon wieder zum Buche meine Zuflucht nehmen und mein Inneres recht entlaſten. Heute möchte ich

[1] Gemeint iſt Friedrich Schiller.

aber mehr als dich, mein Buch! Heute möchte ich einen Menſchen! Aber wo ſoll ich denn hingehen? Überall ſoll man als ein mit ſich fertiger Menſch in die übertünchte Welt kommen. In der gewöhnlichen Frage: Wie geht's Ihnen? und der ſtehenden Antwort: O, recht gut! — da liegt das ganze Unheil. O, es iſt auch viel verlangt von den armen Menſchen, die ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt ſind — daß ſie nach des andern Kummer fragen ſollten. — — —

Hier habe ich am Sonntag aufgehört; das Weinen verſagte mir, und ein andrer Freund, der Schlaf, nahm mich hätſchelnd in die Arme. Es geht mir öfter ſo, daß das Weinen nachkommt, wenn ich es erſehnt habe. Diesmal kam es heute morgen nach. Ich fand da in einer Arbeit, die ich lange Zeit verſchoben hatte, einen lieben Freund, nämlich ein iriſches Volkslied, das ſich förmlich zu mir ſetzte und mit mir weinte. Es war eine Klage um ein junges Mädchen, das aus Liebesgram geſtorben iſt — ich muß es herſetzen und es ſollen die erſten Noten ſein, die der Muſiker in ſein Tagebuch ſchreibt.[1] — Es iſt draußen eine herrliche Dezembermondnacht. Sie ſtrahlt hell in ein pſychiſches Gewitter, das ſich den Abend in meiner Seele zuſammenzog, und nun vorüber iſt. Ich bin im ſchönſten Sinne heiter. — — —

Der Sturm, von dem ich vorhin ſprach, war folgender: Ich brachte die Überſetzung eines Neujahrsartikels auf die Altenburg, den Liſzt für die Brendeliſche Zeitung verfaßt hat. Er handelt über das Rheingold von Wagner. Ich habe jetzt eine gewiſſe Übung, das darf ich mir wohl ohne Anmaßung eingeſtehen. Ich hatte mir den Artikel einige Male angeſehen, überſetzte ihn dann ganz ruhig und nahm ihn mit. Die Fürſtin ſang mein Lob im Gegenſatz zu Pohl, der ſich immer vor den langen Phraſen fürchte (o, ich auch!) und ſie hätte ihm meine langen Phraſen aus dem Tannhäuſer gezeigt. Dann kam Liſzt und wir laſen den Artikel zum zweiten Male. Als der nun ging, fing ſie noch ein drittes Mal an und nun wurde oberſt zu unterſt gekehrt, daß mir angſt und bang wurde. Da wurde an jedem Wort gemäkelt und gedreht. Als das aber nun endlich alle

[1] Hier ſteht das Lied: Why do you lovely virgins mourn. Vgl. Seite 169.

war und ſie nun zum vierten Male von vorn anfing und noch feinere Nuancen herauspreſſen wollte, da ward mir als müßte ich wahnſinnig werden. Als ſie für „Vergangnes“ immer noch ein andres Wort haben wollte und „Durchlebtes“, „Dageweſnes“ u. ſ. f. erſchöpft war, ſagte ich: Schreiben Sie doch „Paſſiertes“ und — ſie ſchrieb's auch!), ſagte mir aber ſpäter mit ihrem ſüßeſten Lächeln: Ach, dafür finden Sie vielleicht noch einen beſſeren Ausdruck — es klingt doch etwas proſaiſch. Ich war ſehr unwillig über dieſen Nachmittag. Wenn es noch was Rechtes wäre! Aber es iſt Floskelkram, es iſt nur eine Übung in der Kunſt ſeine Gedanken zu verbergen. — Als ich ganz einfach ſagte, daß es doch paſſend wäre, wenn Liſzt ſich etwas ausführlicher über die Partitur ausließe (denn der ganze Aufſatz iſt ein von Baukunſt und Monumentalem ſtrotzender: „Das Rheingold entfaltet ſeine ſtrengen majeſtätiſchen Linien unter dem klaren Himmel Deutſchlands.“ Wenn das ein amerikaniſcher Wilder läſe, was müßte er denken?!), da antwortete ſie mir: Ja, das kann Liſzt nicht, denn er kann es nicht loben! Alſo ſoweit ſind ſie jetzt auch ſchon, daß ſie ſich mit dem Lohengrin in eine nebelhafte Vergötterung hineingeſchwindelt haben und nun vor den Konſequenzen zurückſchrecken? O wie lädt das ein, ruhig und mit geſundem Verſtande ſich nichts vorzulügen, den Katzenjammer des Enthuſiasmus zu ſcheuen. Heute (acht Tage ſpäter) hab' ich den erſten Schumann-Artikel überſetzt. Da iſt auch unter manchen guten Gedanken wieder Zeug drin: „Fauſt wird nicht zum Verſtändnis der Wahlverwandtſchaften beitragen — die meditations poëtiques geben keinen Aufſchluß über die Girondiſten, Figaros Hochzeit ſteht in keiner Beziehung zum Requiem.“ (!) In der Tat, ſolche Schwabbelei mit ernſter Stirn vorzutragen, iſt eine Kunſt. Difficile est, satiram non scribere. Und dies ewige Nebeneinandernennen von Goethe und Hugo, Schiller und Lamartine — das iſt bitter für einen armen Deutſchen! — Doch genug heute! Es mußte einmal daſtehen, damit mir ſelbſt einmal in ſpäteren Tagen der mancherlei Kram gegenwärtig iſt, durch den ich mich durchfreſſen mußte.

Geſtern war Klub, ſchon zum vierten Male, und Raff las ſchon zum zweiten Male einen ſehr witzigen Vortrag, diesmal mit

einem ganz hübschen Brief von Nabich an den namenlosen Verein, den Bronsart abgefaßt hatte. Es wurde beschlossen, daß die sogenannte Vereinslaterne, die von Raff redigierten Beiträge, kalligraphiert, daß ein sogenanntes Vereinsalbum angelegt werden solle. Hoffmann machte den Vorschlag, daß für schlechte Witze Insertionsgebühren bezahlt werden müssen. Und ich rief dazwischen: Je schlechter der Witz, desto höher die Gebühren. —

— — — —

21. Dezember. Die letzten Tage war ich sehr fleißig — aber, ach daß ich's sagen muß — nur an den leidigen Übersetzungen für Liszt. Das muß aufhören! Ich sehe aber, falls ich hier bleibe, kein Ende ab. Deswegen gehe ich auf Carls Vorschlag ein. Wenn er nach Bonn kommt, ziehe ich zu ihm dorthin. Carl ist edel und gut und nur der Religionskonflikt könnte mir bange machen. Aber ein Betbruder ist er ja auch nicht und ich will mich äußerlich gern fügen, nur im Innern muß ich frei bleiben. Es wird mir ein Vergnügen sein, in eine schöne gothische Kirche zu gehen. Aber beichten? Ich möchte es nicht. Darin liegt es! — Doch ich will mich nicht in so ernste Dinge hineinschwatzen. Draußen schlägt es zwölf. Es ist tiefe stille Nacht. — — Übersetzt hab' ich den Schumann-Artikel Nr. 2. Ich blieb zu Hause und ging nicht auf die Altenburg. O, daß ich mein eigen Haus hätte! —

— — —

24. Dezember. Zum ersten Male rechtfertige ich heute den Namen dieses Tagebuchs, indem ich an hellem Tage hineinschreibe. Dieser helle Tag ist also meines Buches Namenstag, ein Sonntag, Christtag und mein Geburtstag. Ich trete heute die dreißiger Jahre an. Wie viel Veranlassung zu Betrachtungen, zu sehr ernsten, wenn ich die langen Lebensjahre und das wenig Errungene bedenke.

Vor allem aber heute Dank dem Höchsten für alles was er mir gegeben, für so viele schöne Stunden, für Talent und Begabung — und auch dafür, daß in mannigfachen Verirrungen und schlechtem Haushalten mit dem Verliehenen ein tiefer Zug zum Besseren, ein Trieb zur Seelenveredlung mir geblieben. Im Augenblick schon, in welchem ich dies Buch begann und der Not-

wendigkeit zur Selbſtanklage Raum gab, habe ich mich auf eine höhere Stufe der geiſtigen Bildung geſchwungen. Heute vor einem Jahr bekam ich es geſchenkt zugleich mit einem andern Buch für Poeſien. Wenn ich mich einmal zur höchſten Poeſie eines mannhaft edlen Weſens gereinigt und erhoben habe, ſetze ich vielleicht die Erzählung meines Lebens fort.

57. An ſeine Mutter.

Weimar, den 4. Januar 1855.

Ich danke Dir vielmals für Dein ſüßes Briefchen zu meinem Geburtstag, liebe Mutter, welches mich gar ſehr erfreut hat, und wünſche Dir und Euch allen dort auf der Bernhardshütte ein gutes neues Jahr, welches wir ja alle durch Carls definitive Ernennung mit Freuden angetreten haben. — Um die Weihnachtszeit hatte ich große Luſt, auf einmal abzureiſen und ein paar Feiertage dort bei Euch zu ſein. Doch verſchob ich es bis zum Frühjahr, wo ich dann vielleicht mein Paternoſter gedruckt der Eliſe mitbringen kann. Es hat jetzt noch manche Veränderung erlitten, und gefällt Liſzt und allen die es gehört haben ſehr gut.

Du dachteſt, ich würde um die Zeit nach Mainz gehen, aber das war nur ſo ein Gerede. Schon die Hofrätin Schöll ſprach davon, als ſie von Mainz zurückkam — ich wies es aber ſchon damals zurück, weil ich ja mit mehreren Schülern Stunden angefangen habe, die ich nicht unterbrechen kann. Ich kann ja auch nicht bald hier, bald dort ſein, das geht ja nicht und iſt außerdem ſo manches im Wege, und zuletzt wüßte man ja gar nicht recht, wo ich eigentlich hingehöre. Vorderhand gehöre ich aber nach Weimar und man mag genug daran haben, mich hier in guter Umgebung, mit dem nötigſten verſorgt, in einer Art Sicherheit zu wiſſen. Was weiter kommt, iſt Sache der Zukunft, ſteht in Gottes Hand, und man muß nicht zuviel vorher davon reden. — Ich bin nach wie vor gern geſehen auf der Altenburg, werde immer fröhlich begrüßt, wenn ich komme, und gnädig verabſchiedet, wenn ich gehe. Meine Sonntage bringe ich bei den Hofräten zu Schöll

und Sauppe[1], wo ich auch gern gesehen bin und eben immer an dem einen Tag zwei bis drei Visiten auf einmal abmache, indem entweder Sauppe und seine Frau (eine recht liebenswürdige Schweizerin und der Oberhofprediger Dittenberger[1] und seine Frau (eine Badenser Pastorstochter, die früher mit ihrem Mann in Heidelberg lebte, wo er an der Universität über Theologie las) zum Kaffee zu Schölls kommen oder ich mit Schölls nach dem Essen zu einer von beiden Familien Kaffeetrinken gehe. Damit ist es denn auch genug, und es ist recht angenehm für mich, diese Familien zu wohlwollenden Freunden zu haben. Aber mit dem Hut in der Hand bei allen Leuten herumzulaufen ist nicht meine Sache. Bei allen andern mache ich mich rar; es ist immer eine Art Meerwunder, wenn ich einmal abends wohin komme. Ich bin die Abende oft zu Hause, wo ich dann von meiner Wirtin Tee bekomme. Einen recht angenehmen jüngeren Freund habe ich in Hans von Bronsart, einem preußischen Offizierssohn. Er ist in Berlin geboren und in Königsberg erzogen. Er hat auch bei Dehn studiert, wo ich ihn schon damals manchmal sah und hier seine Bekanntschaft erneuerte. Er gehört jetzt zu Lists Schülern und ist auch bei ihm sehr wohlgelitten. Dieser Bronsart ist ein Mensch von feinen Sitten und guter Bildung des Verstandes und des Herzens, und hat dabei ein sehr schönes musikalisches Talent, komponiert hübsch, dichtet leidlich, hat klassische Studien gemacht (griechisch und lateinisch), hat viel Witz, ist fleißig und sehr beliebt bei seinem Umgang. Er ist mir sehr zugetan. — Im übrigen ist immer der Schade mein nächster Freund. Du weißt, daß er ein großer Räsoneur ist; er macht sich dadurch oft sehr unbeliebt. Ich achte es aber, abgesehen vom Übermaß, für eine Tugend, nicht gar zu sehr beliebt zu sein, und halte treue Freundschaft mit ihm. Er ist ein Mensch, den man achten muß, er hat in seinem Fach, dem Altdeutschen, sehr gründliche Studien gemacht und bei vielen Anfeindungen manche Anerkennung dafür gefunden, die dann immer von besseren Leuten, wie den Gebrüdern Grimm z. B. ausging, als die Anfeindungen. Er hält auch was auf mich und durch eine gewisse Anciennität in

[1] Wilh. Theopher D., freisinniger Theolog 1807—72, seit 1852 Oberhofprediger in Weimar.

der Freundschaft (aus jener bunten Zeit in Berlin her), die doch auch immer etwas ist, gebe ich ihm den Vorzug vor manchen neuern Bekanntschaften. Auch hält er große Stücke auf Dich; neulich, wie ich aus dem Gasthof zum Erbprinzen wegging, sagte er, grüße nur auch Deine Mutter sehr von mir, wenn Du an sie schreibst. Und dann stimmte er Dein großes Lob an vor den andern und sagte, es würde einem so wohl in Deiner Nähe. Ich sagte ihm: es ist hübsch von Dir, daß Du meine Mutter so lobst, und gab ihm die Hand.

Auch die Fürstin stieß an der großen Tafel zu Neujahr auf Dein Wohl mit mir an und auf alle der Meinigen Wohl. So was freut einen. Es ist immer ein großer Segen und findet immer zuletzt die wohltuendste Anerkennung, wenn eine Familie recht zusammenhält, und woher nähme sie die Kraft dazu als von Vater und Mutter? Die Fürstin freute sich sehr, daß Du ihr Porträt haben willst, und hat mir es schon seit Deinem vorigen Brief gegeben. Nun liegt es aber schon solange, weil es noch auf das von Liszt wartet. Ich sollte durch Susanne ein Dutzend Exemplare bei Schott in Mainz bestellen, habe es aber noch nicht getan. Wenn Du dieser Tage an sie schreiben solltest, so sage es ihr im Auftrag der Fürstin und daß sie auch gleich eines für sich zurückbehalten solle.

Ich bin zu Weihnachten so reich beschenkt worden, daß ich mich freute, von auswärts nichts mehr zu bekommen. Liszt hat mir in zwei schönen Einbänden mit meinem Namenszug die sämtlichen Sonaten (32) von Beethoven geschenkt. Die Fürstin schickte mir ein wunderschönes Bronze-Tintenfaß, drei schöne Westenzeuge, Halsbinden usw. Schöll schenkte mir Händels Porträt, eine Zigarrenetagere und die Hofrätin ein schönes Toilettetuchen mit Seifen und Ölen. Schon vor längerer Zeit schickte mir die gute Freiligrath ein Paar wundervoll gestickte Pantoffeln, die ich mir aber zu meinen Flitterwochen aufheben will; und die Schlinker schickte mir mit einem Brief einen Tabaksbeutel, der sich aber, unter uns gesagt, neben den Pantoffeln der Freiligrath nicht darf sehen lassen; übrigens hebe ich ihn mir auch bis zu meinen Flitterwochen auf, denn was soll ich anders damit anfangen?

Rubinstein ist augenblicklich wieder hier, nachdem er in Leipzig Furore gemacht hat. Er wird nicht müde das Lob der Bernhardshütte zu singen und trägt mir viele Grüße an alle auf. — Für seine Jäger, die hier zweimal gegeben worden sind, habe ich von der Intendanz 32 Taler bekommen, die bereits glücklich zu ihren Vätern gewandelt sind. Hätte man geistreich sein wollen, so mußte man mir für jeden Bären wenigstens einen Taler geben, die Summe also bis auf den Vierzigsten steigen lassen. — Ich habe jetzt wieder eine größere Übersetzungsarbeit für Liszt beendet. Dann werde ich noch ein Buch von ihm übersetzen: über die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn. Das wird dann wohl das letzte derart sein. Waren diese Arbeiten Zeitvergeudungen im höheren Sinne, so waren sie doch im Grunde die Ermöglichung meines hiesigen Aufenthalts, und finde ich, was die Ausführung derselben betrifft, von allen Seiten Anerkennung dafür. Jeder, der es nicht weiß, daß es Übersetzungen sind, hält es für deutsche Originalartikel. Außerdem schadet es mir nicht, wenn mein Name Hand in Hand mit Liszt durch die Welt geht. In der Wiener Zeitung geschah meiner Erwähnung als Übersetzer von Berlioz. In der Petersburger Zeitung wurde ich als Übersetzer Rubinsteins genannt. In der Leipziger wurde mit der Herausgabe meiner sechs Lieder auch meiner Arbeiten für Liszt gedacht. Im Echo gab Schlesinger einen Artikel von mir, kündigte im selben Blatt meine Lieder an und sagte, daß mein Paternoster demnächst erscheinen werde. — — — — — —

So grüße mir Franz, Elise, die Kinder viel tausendmal und behalte Deinen Sohn lieb, der einstweilen in der Neujahrsnacht, Schlag 12 Uhr noch um eine Frist von 10 Jahren für Dich gebetet hat. Wenn die vorüber sind, kann man ja immer sehen! — —

Dein Peter.

58. An seine Mutter.

Weimar, den 23. Februar 1855.

Liebe Mutter!

Wie habt Ihr dort den abscheulich anhaltenden Winter überdauert; es muß doch manchmal auch bei Euch zum Erfrieren kalt gewesen sein! Ich für mein Teil wünsche ihn nun endlich von Herzen zu allen Teufeln, und sehne mich nach einem durchgreifenden Tauwetter. Mein Logis ist im Winter höchst ungemütlich; ich habe meinen Tisch nahe an den Ofen gerückt, und nur wenn der tüchtig geheizt ist befinde ich mich behaglich — aber ein paar Schritte vom Ofen weg ist es kalt. Übrigens hat mich mein Zahnweh, von welchem ich Dir schrieb, vor anderm Unwohlsein beschützt und ich bin bei dem großenteils ungesunden Wetter unberufen ganz gesund und frisch geblieben. Ich hoffe bald Nachricht zu erhalten, ob das bei Euch auch so der Fall gewesen ist, weil Ihr ja da mit Eurem Rauchmast wie der arme Franklin im Eismeer sitzt. Hoffentlich wird uns ein bald und rasch eintretendes Frühjahr für den harten Winter entschädigen.

Du erhältst hierbei die beiden Porträts für Deine Stube: die Fürstin mit der kleinen Prinzeß und den Liszt, welche die Fürstin schon zu Weihnachten für Dich bestimmt hatte. Ich werde mich freuen, sie drüben bei Dir zu finden wenn ich hinkomme. — — Es sieht jetzt so mit mir, daß ich irgendwo eine ruhige angenehme Stätte finden muß, um bis zum nächsten Winter eine einaktige Oper zu dichten und zu komponieren, ohne auch nur im geringsten durch Stundengeben oder andres geniert zu sein. Ich habe nun noch eine größere Übersetzungsarbeit für Liszt übernommen. Ich werde sie im Laufe des März beendigen. Dabei werde ich das Mittagessen auf der Altenburg gänzlich aufgeben, und an nichts denken, als mir diese letzte Übersetzungsarbeit vom Halse zu schaffen. Dann bin ich gegen Anfang Frühjahr aller Pflichten entledigt und kann hingehen wo ich will. Vielleicht bleibe ich im Frühjahr bei Euch und gehe Sommer und Herbst zu Susanne. — — Nach meiner ersten Oper werde ich fortfahren Opern zu schreiben und um keinen Preis meine Zeit an andre Sachen verschwenden. — Wenn ich zu

Carl nach Bonn ginge, so müßte ich doch Visiten machen und mich Carls Lebensweise und Bekanntenkreis anschließen; unfehlbar würden dann auch wieder alle möglichen Pläne mit Kirchenmusik und dergleichen auftauchen — ich lasse mich aber, ehe ich mehrere dramatische Versuche, zu welchen ich geboren und erzogen bin, gemacht habe, nicht wieder auf andres ein.

Es handelt sich bei mir immer um die alte Sache: Soll ich von der Kunst, oder für die Kunst leben. Solange nicht einmal auf die Dauer das letztere der Fall sein kann, kann ich nicht glücklich, kann die eigentliche Aufgabe meines Lebens nicht erfüllt werden.

Die letzte Zeit war eine aufgeregte für mich und uns alle. Ich hatte für das große Konzert, welches Berlioz hier gab, der augenblicklich noch hier ist, noch ein ganzes Werk zu übersetzen, so daß diesmal der ganze Konzertabend mit meinem Text gegeben wurde, welches ein Büchlein von zirka 50 Seiten ausfüllte.[1] Man hat meiner Arbeit überall und von allen Seiten die unbedingtesten Lobsprüche erteilt. Für Berlioz werde ich auch ähnliche Arbeiten immer übernehmen, selbst wenn ich ein anerkannter und geachteter Opernkomponist werden sollte, weil er ein großer, bedeutender Geist ist, dessen Freundschaft ich höher anschlage, als wenn ich das große Los gewänne, welches jeder Esel kann. Dabei ist er nobel wie jeder wirkliche Künstler und er war kaum hier angekommen, als er mir die neuste Arbeit mit blanken 30 Talern honorierte, und zwar mit dem Zusatz: avec mille amitiés reconnaissantes, während ich die 30 Taler für Rubinstein nach Angüen und Noten und langem Warten quasi als eine ganz besondere Vergünstigung erhielt.

[1] Berlioz an Cornelius 2. Januar 1855. Mon cher Mr. Cornelius: Voici encore une traduction qui vous tombe sur la tête! C'est celle de mon mélologue le Retour à la vie que je veux faire exécuter dramatiquement à mon concert au théâtre de Weimar vers le 20 Février. Il n'y a que quatre morceaux de chant à traduire, les chœurs de la Tempête devant être chantés en Italien. Pour la première Ballade Le Pêcheur, veuillez essayer d'adapter à la musique les Vers originaux de Goethe en faisant, tous les changemens dans la mélodie que ces vers nécessiteront; quant au texte en prose, pour l'acteur, veuillez l'écrire sur un livret à part. .....

Ich mache meine Erfahrungen langsam — aber ich mache sie; und ebenso, wenn es auch den Anschein hat, als dauere es lang, daß aus dem Zeug, das in mir ist ein Kleid werde, so wird es doch. Ich hoffe auf ein langes Leben und daß man mich, wenn meine Zeit gekommen ist, für einen achtungswerten Kumpan halten wird. Liebe Mutter, es gibt entsetzlich viele Halbmenschen und Lumpen in der Welt — aber wenn man sieht, wie gefürchtet und unantastbar ein Mann dasteht, der Farbe hält in Regen und Schnee, so will man lieber alles erdulden, um nicht unter das Gesindel gerechnet zu werden. — Gestern erst noch habe ich einen kleinen Zug erlebt, der mir Freude machte. Wir waren um die Fürstin versammelt und sie sprach sich sehr gut über Berlioz' Konzert aus, sagte aber dann mit vielem Umschweif und vielen glänzenden Worten, daß Liszt besser instrumentiere. Du weißt, wie das so ist, im Salon vor einem Diner, heißt das den Leuten Daumenschrauben ansetzen Ja dazu zu sagen. Und mich frug sie nun gar im liebenswürdigsten Ton: Ne trouvez-vous pas? — Nein, sagte ich — aber — ich bewundere Berlioz vielleicht zu einseitig, und dabei wurde ich über und über rot, daß ich gewagt hatte, der lieben großen Frau im seidnen Kleid zu widersprechen. Aber mein „Nein" ist mir lieber als alle Schätze der Welt. Es braucht nicht vieler Worte, und man kann zu vielem still schweigen, und manche Frage sehr klug behandeln, wer aber die Frage meiner Überzeugung auf ein einfaches Ja oder Nein stellt, der hört Ja oder Nein von mir, wie ich es denke, und wenn es der Kaiser von China wäre.

Liebe Mutter! Heute schließe ich, weil ich ausgehen muß. Ich hoffe die Bilder werden Dir Freude machen, es sind die Porträts edler und seltner Menschen. Und gerade weil ich ihnen gegenüber unabhängig bleibe, werde ich von ihnen immer geachtet sein; oft nimmt man andern nur übel, was man sich selbst gegen sie vergeben hat. — Eine ähnliche Geschichte wie die obige hatte ich mit Liszt selbst: er sagte, in meiner Übersetzung käme eine Stelle wo es heißt: misère des rois — welches ich gegeben hatte: Traurig königlich Los — und er meinte, ob es da nicht besser hieße: Elend königlich Los. — Ich sagte aber quod non. Elend hätte hier zu

sehr die Bedeutung vom franz. misérable und wäre zu stark. So mache ich's mit Liszt, dem man schon in jeder Hinsicht nachgeben kann. Abends aber stieß sich Griepenkerl[1] an einigen Ausdrücken, und nahm mich ganz freundschaftlich mit der größten Süßigkeit beiseite, ob er nicht die Sache vielleicht noch einmal mit mir revidieren sollte. — — „Das ist durchaus nicht nötig, Herr Professor, ich habe die Sache gemacht, und vertrete sie" und damit holla. Der soll für seine eignen schlechten Theaterstücke sorgen! — — —

Auf Wiedersehen im Frühjahr!

Dein Peter.

59. An Carl Hestermann.

Weimar, den 5. März 1855.

Lieber Freund!

Heute finde ich erst Zeit Ihnen nachträglich meinen Glückwunsch zum Geburtstag darzubringen, und dabei doch auch endlich nach so langem Schweigen wieder etwas von mir hören zu lassen. Entschuldigen Sie mich bei Susanne, daß ich mit der Antwort auf ihr dringendes Schreiben solange gezögert. Ich muß gestehen, daß mir die Sache, wie ich sie betrachtete, nicht so dringend schien.[2] So mitten aus werdenden Verhältnissen heraus sich plötzlich nach etwas ganz Fernliegendem, Fremdem umzusehen, ist gar nicht ersprießlich: es liegt mir nicht im Blut. Man weiß recht gut, wie es mit solchen Stellen geht und ich besonders habe mit dergleichen kein Glück. Das macht einem auf ein paar Monate unruhig mit Hin- und Herschreiben, man ist in Gedanken schon nicht mehr mit ganzer Seele im alten Leben und hat doch auch das neue noch nicht.

Meine hiesigen Verhältnisse habe ich mir selbst gemacht, und brauche zurzeit keinem Menschen mehr ein gutes Wort darum zu

[1] Wolfgang Robert Gr., Dramatiker, Kunst- und Musikhistoriker 1810 bis 1868.

[2] Es handelt sich um die Bewerbung um die Stelle eines Musikdirektors an der Universität Göttingen.

geben, daß er mich protegieren soll, und dergleichen mehr. Meine hiesigen Gönner kenne ich, weiß, wie ich mit ihnen stehe, und wenn ich mir auch keineswegs goldne Berge verspreche, so ist die Gegenwart immer derart, daß ich mit ziemlicher Zuversicht und leidlichem Mut in die Zukunft sehen kann. Überall werde ich darauf angewiesen sein, von erlernten Fähigkeiten mein Brot zu gewinnen, und daneben muß ich auf Glück und gutes Wetter rechnen, daß ich irgend etwas leiste, was ich nicht erlernt habe und mir kein Brot einbringt, weil ich ja doch einmal so ein Stück Poet bin oder zu werden verspreche. — Dort in Göttingen verlangen sie alles in allem, Orgelspiel, Klavier oder womöglich Geige, und man weiß ja wie das mit all den lieben Herren von so einer Universität ist! Da heißt's: halte dich gut mit dem oder dem — da oder da mußt du einmal einen Abend zubringen, oder der oder der wird dir gute Stunden verschaffen. Hier habe ich das alles nicht nötig, ich habe hier nur einen Gönner — das ist Liszt, von dem ich abhänge, wenn Sie wollen, mit dem ich mich aber so gestellt habe, daß die Abhängigkeit eine ehrenhafte ist, wie ich sie eben überall und selbst in festen Stellungen zu erwarten habe. Den Posten dort können andre viel besser einnehmen und versehen, die eben einen andern Weg gegangen sind als ich; für mich stellt sich hier mit der Zeit immer sicherer und zuletzt auch ergiebig ein Verhältnis heraus, wie es dem Weg entspricht, den ich nun einmal gegangen bin. Ich sag' es Ihnen mit kurzen Worten: die Angelegenheit ist eine Schöllsche, und dem ist es eben noch in keiner Sache mit mir geglückt. Er hat Gedichte von mir an Literaturblätter geschickt: sie liegen noch da. Er hatte mir Stunden zugedacht: ich bekam sie nicht! — Es ist eigentümlich — diese Menschen sprechen viel hin und her über mich, ich weiß es, und meinen es ganz gut, und wissen alles, wie das werden müßte — unterdessen geht mein Leben ganz ruhig seinen Gang und ich glaube der liebe Gott und meine Wenigkeit sind zuletzt am meisten daran schuld, wenn es mir ja endlich einmal ganz leidlich gehen wird.

Ich bin die letzten Wochen anhaltend für Berlioz tätig gewesen, zu dessen hiesigem Konzert am 21. Februar ich vorher noch ein Werk zu übersetzen hatte. Dann war er 14 Tage hier, und

ſpäter, gerade zur Zeit Ihres Geburtstages war ich mit einem größeren Aufſatz über das Konzert beſchäftigt, welchen ich an Herrn von Sacy, Redakteur des Journal des Débats, geſendet und welcher dort in einer franzöſiſchen Überſetzung erſcheinen ſoll.[1] Ich habe im Laufe des letzten Jahres als Überſetzer von Berlioz 80 Taler verdient, von Liſzt 90 Taler, von der Intendanz des Theaters für Rubinſteins Oper 30 Taler. Im Laufe des Frühjahrs habe ich von der Redaktion der Leipziger muſikaliſchen Zeitſchrift Honorare für neue Artikel von Liſzt zu erwarten. Meine Cellini-Überſetzung hat ſich noch nicht reniert, wird mir aber irgend einmal ſpäter ein hübſches Honorar eintragen. Für die Geſangene von Viktor Hugo hat Liſzt einige Louisdor bei dem deutſchen Verleger für mich beantragt. Auch werde ich im Laufe des Sommers manche neue Arbeit für Berlioz übernehmen. — Wenn ſolche Arbeiten mir infolge eines gewiſſen Rufs in dieſem Fach ſich zu einer ziemlich regelmäßigen, durchſchnittlichen Rente ſteigern, ſo könnte ich prächtig alles Stundengeben ſein laſſen, und mich bleibend auf die Bernhardshütte oder auf Johannisgrund zurückziehen, mein Koſtgeld zahlen und dort in der lieben Einſamkeit leben, die für mich anregend und behaglicher zum Dichten und Trachten iſt, als die Welt, die mir doch nichts gibt, ſolange ſie mir nicht die Freuden und Leiden der Ehe, nicht einen häuslichen Herd zu bieten hat. Alles übrige iſt faul! Sie können ſich das Gefühl eines armen Junggeſellen denken, während hier die ganze Weimariſche Hecke Kinder kriegt. Erſt Rank, der Redakteur des Sonntagsblattes, dann Milde, der Baritoniſt, nun wird auch nächſtens gar der alte

[1] Erſchien in der Gazette musicale. Berlioz an Cornelius ohne Datum: ... Personne au Journal des Débats n'avait pu m'en donner des nouvelles. Quand enfin, il y a quinze jours, Mr. Casimirsky, celui de nos confrères qui traduit les journaux allemands, m'apprit qu'il avait traduit votre travail et que le rédacteur en chef en avait ensuite refusé l'insertion. La traduction n'était pas présentable. Alors je m'adressai à Brandus pour la Gazette musicale et celui-ci s'y prêta de très bonne grace. Mille remercimens pour toutes les charmantes observations contenues dans votre analyse; celles sur la captive surtout m'ont enchanté. .... Dieſer Aufſatz über Berlioz iſt nicht mehr aufzufinden. Vgl. auch Aufſätze, Einleitung S. VI.

Fallersleben noch mit einem Nachkommen gesegnet, und Frau Ritter ist bereits im fünften Monat! Dabei bleibe der Teufel gleichgültig!

— Auch Stunden habe ich diesen Winter gegeben und zwar lauter Theoriestunden, bei etwa sieben Schülerinnen und zwei männlichen Individuen. Dies Stundengeben ist aber sehr zeitraubend, und würde ich sie bei verhältnismäßigem Steigen der Übersetzungsarbeiten ganz fallen lassen, um nicht an den Ort gebunden zu sein; da ich jene Arbeiten überall machen kann.

— Wir haben seit einiger Zeit einen Verein gebildet, zu dessen Präsidenten Liszt ernannt wurde und der später durch Stimmenmehrzahl den Namen Neu-Weimar-Verein erhielt. Die hervortretendsten Mitglieder sind Liszt, Fallersleben, der Komponist und Schriftsteller Raff, und mein Freund Schade, Germanist, Schüler von Lachmann und der Gebrüder Grimm. Außerdem Rank aus Böhmen, welcher sich durch böhmische Dorfgeschichten bekannt gemacht, und nun hier ein Sonntagsblatt herausgibt, sodann Pohl, ein Literat, der unter dem Namen Hoplit eine Broschüre über das damalige Karlsruher Musikfest veröffentlichte. Außerdem ist der Maler Preller, ein genialer Landschafter, und ein Veteran der Schauspielkunst, Genast, der noch einst von Goethe eingeschult wurde, Mitglied. Sodann unsre Hauptvirtuosen, Singer Geige, Cossmann Violoncell und andre. Die Schüler Liszts: Pruckner, Bronsart und Schreiber — der Musikdirektor Montag usw. Wir haben jeden Montag Abend in einem besonderen kleinen Saal des Hotel de Russie Zusammenkunft. Bald nach der ersten Eröffnung machte Raff den Vorschlag eine Art Vereinsklabberadatsch zu gründen, der auch alsbald unter seiner Redaktion und unter dem Namen „Vereinslaterne" zustande kam. In etwa 15—16 Sitzungen erschien dies Blatt regelmäßig zum größten Amüsement der Gesellschaft, von Raff vorgelesen. Die besten Beiträge waren von Hoffmann, Raff und von mir. — Wir führten als Gäste Rubinstein, Hiller[1] und zuletzt Berlioz ein, welchem ein sehr stattliches Festsouper gegeben wurde. Doch scheint es fast, als sollte dies die

[1] Ferdinand H., bek. Musiker und Schriftsteller 1811—85.

schnell entwickelte Blüte des Vereins sein: denn gerade an diesem Festabend und der auf ihn folgenden Sitzung entwickelten sich Streitigkeiten zwischen einzelnen Mitgliedern, die den Austritt gerade einiger der bedeutendsten, Raff und Schade, veranlaßten, die allerdings beide auch sehr besondere Käuze sind und vielen Randal machten. Aber gerade dieser Randal war belebend, war nötig, denn wenn wir zuletzt nur eine Partie Jasager behalten, die zu allem was Liszt oder Hoffmann sagen und tun nur mit dem Kopf nicken, so wird die Sache langweilig und geht schläfrig ihrem Untergang entgegen. Einstweilen bin ich zum Redakteur der Laterne ernannt, und fühle mich veranlaßt, Sie dringend um jeden Beitrag zu ersuchen, welcher durch Sie oder in Ihrer Nähe erblühen möchte. Die Suse soll sich anstrengen, oder wenigstens, falls das Blatt einmal in der Öffentlichkeit erscheint, ein Exemplar davon beziehen. In der Leipziger Zeitung sind zwei größere musikalische Aufsätze von mir erschienen[1] und im „Echo“ die Phantasie über Beethovens Cismol-Sonate,[2] welche damals beim Vorlesen Ihren Beifall hatte. Vielleicht erscheinen im hiesigen Sonntagsblatt bald einige Gedichte von mir, die ich Ihnen dann zusenden werde.

So ungefähr steht es hier mit mir, und es bleibt mir nur übrig, mich zu erkundigen, wie es dort bei Ihnen aussieht. Ich werde mich mit einem recht ausführlichen Brief bei der Gevatterin einfinden, um ihr für das große Weihnachtsgeschenk zu danken. Leider mach' ich hier wenig Gedichte, erstens bin ich durch alles mögliche zu sehr in Anspruch genommen, zweitens fehlt der unmittelbare Anstoß, der durch eine liebbegende Umgebung allein in mir geweckt wird, und dichten, bloß um zu dichten, das ist eine höhere Region, zu der ich noch nicht emporgedrungen. Auf dem Dreistuhl der weissagenden Göttin wage ich nicht zu sitzen, wenn mir aber Liebe und Freundschaft einen gewöhnlichen vierbeinigen an den warmen Ofen rückt, so mache ich Verse wie ein Alter. Die Mädchen sollen mein Mainzer Bettelmannslied manchmal singen, welches eine famos kräftige Melodie hat und eine Art Nachbildung zu einem berühmten Lied des lustigen Königs Jakob

[1] Vgl. Aufsätze S. 41 ff.
[2] Vgl. Aufsätze S. 39 ff.

von Schottland ist.[1] — Mit unaufhörlichem und immer wachsendem Vergnügen habe ich die Reliquien altenglischer Poesie, gesammelt von Bischof Percy, gelesen, welche damals auf Herder einen so gewaltigen Eindruck machten und teils im Original, teils durch seine Übersetzung so entschieden auf Bürger, Goethe und andre wirkten. Mein Bettelmannslied ist aber dort nicht mitgeteilt, weil es der Herausgeber für zu licentious hielt, dagegen ein andres: der Gabelfunzimann vom selben König, der damals in eine Schmiedstochter zu Edinburg verliebt war und für sie die beiden Lieder dichtete. — — — — —

60. An seine Mutter.

Weimar, den 29. März 1855.

Liebe Mutter!

Was macht Ihr denn dort? Habt Ihr mich ganz vergessen, oder seid Ihr nicht wohl? Ich will doch nicht hoffen! — Ich schreibe Dir heute nur kurz, um Dir anzuzeigen, daß ich vorgestern die Freude gehabt habe, zwei Lieder von mir im Konzert singen zu hören. Es war eine schöne große Soiree, in welcher auch der Großherzog und seine Gemahlin sich befanden. Die Lieder waren in guten Händen. Es war die Fräulein Genast, welche beide sang, und mein Freund Bronsart, von welchem ich Dir neulich einmal schrieb, akkompagnierte sie. Zuerst sang sie das Mondscheinlied, welches ich im Herbst bei Euch komponierte, und darauf das kleine Wiegenlied. Dies sang sie wirklich wunderhübsch. Zuletzt so ganz piano, daß alles lauschte, und wie sie kaum geendet hatte, ein allgemeiner herzlicher Applaus losging. Ich war recht entzückt! Obgleich ich den Applaus durchaus nur auf die Sängerin schiebe, so habe ich doch immer die Befriedigung, auf eine sehr freundliche Weise in die Öffentlichkeit getreten zu sein. Ich habe doch immer schon mein kleines Publikum für mich, und die Künstler wollen mir alle wohl. Das spornt mich sehr an und macht mir Lust zum Komponieren. — Auch als Dichter habe ich

[1] Siehe Gesamtausgabe Duette.

neulich zum erstenmal etwas der Öffentlichkeit übergeben. Es war das erste Gedicht von meinem Vaterunser, Du weißt, das, welches Elise so schön sang. Es erschien im hiesigen Sonntagsblatt unter dem Titel: Abendgebet, Gedicht von P. Cornelius. Auch das hatte Beifall, und der Oberhofprediger Dittenberger, eine theologische Berühmtheit, einer von den dreien, zu deren Kaffeekränzchen ich gehöre, sagte mir, es habe ihn recht erbaut. Auch Hoffmann von Fallersleben, der mich in meinen Gedichten recht freundlich mit seinem Rat unterstützt, hat mich durch sein Lob aufgemuntert und hat auch anderweitig Gutes von meinen Gedichten gesagt. So habe ich auch neulich die Bekanntschaft einer Tochter des Dichters Rückert gemacht. Da sie so freundlich war, sich lebhaft für meine Gedichte zu interessieren, so habe ich ihr gleich eins gewidmet, und wie ich höre, hat sie es ihrem Vater überschickt. Auch machte ich ihr einen kleinen Auszug aus meinen Gedichten und machte ihr ihn als ein kleines Buch zum Geschenk. — Wenn ich im Sommer bei Euch bin, so werde ich einmal einen Ausflug nach Neuseß bei Koburg machen, wo Rückerts wohnen, und wohin mich Fräulein Rückert eingeladen.

— — — —

61. An seine Schwester Susanne.

Weimar, am letzten Mai 1855.

Liebe gute Susanne! Ich habe Dich solange warten lassen! Auch heute schreibe ich Dir nur wenige Zeilen, um Dich über meine Angelegenheit nicht länger im Unklaren zu lassen.

Es ist aber eben leider alles noch lange nicht klar. Von meiner Seite — ja! Aber sie gehört doch auch dazu! Und sie läßt mich gerade in diesen letzten Wochen bedenklich lange auf irgend ein Zeichen warten.

— Sie heißt Marie Rückert, wohnt in Neuseß bei Koburg, ist die Tochter des Dichters Friedrich Rückert und der Luise, an welche er seinen Liebesfrühling gerichtet. — Sie ist wohl ebenso groß wie Du, stark und kräftig gebaut, hat ganz Stirn und Augen wie das Porträt ihres Vaters, welches Du kennst. Sie spricht tief und vollklingend. Sie ist nicht so wie die andern: sie hat Verstand,

ist ihres Vaters Liebling, urteilt frei und keck über alles, was sie sieht und hört, und hat dadurch hier in Weimar viel angestoßen, aber auch viel Freunde erworben, auch einen Liebhaber.

Die ganze Sache ist über Nacht gekommen. Ich dachte an nichts weniger, als mich zu verlieben. Ich kann Dir die Geschichte jetzt nicht umständlich erzählen. Ich habe Tagebuch darüber geführt. Dies Tagebuch habe ich im November vorigen Jahres begonnen und nun fast beendet. Es enthält auch eine kurze Erzählung meines Lebens vom 20. bis zum 30. Jahr, welche ich zu Weihnachten anfing, aber noch vier Jahre zu beschreiben übrig habe.[1] Ich habe seit dem März etwa 30 Gedichte geschrieben, die alle in bezug auf Maria stehen.[2] Maria Cornelius — denke Dir, wie schön das klänge — eine Name mit allen fünf Vokalen! Der Himmel weiß, wie sehr ich wünsche, daß was draus wird. Aber es steht nun noch so dahin. Sie weiß, wie ich denke, denn ich habe ihr einige von den Liedern gegeben, die ich an sie gedichtet. Aber von ihr habe ich noch keine Gewißheit. Es kommt darauf an, ob sie einer starken mächtigen Leidenschaft für mich sich hingeben kann. Wenn nicht in der Ferne und Trennung nun eine ganze und gewaltige Liebe für mich erwacht und rücksichtslos von ihrem Herzen Besitz nimmt, so steht es nicht gut mit der Sache. Wenn sie mich nicht so lieben kann, wie ihr Vater in seinem Liebesfrühling es besungen hat, so ist mein Glück verdorben. — Diese Liebe ist die Blüte meines Lebens. Du glaubst nicht, wie ich anders geworden bin. Wie die Liebe über Nacht gekommen ist, so hat sie mir auch das Beste und Edelste auf einmal mitgebracht, ohne daß ich lange drum zu bitten, oder drauf zu warten brauchte. Denke Dir, wie ganz eigen es ist! Wenn ich mich im Geiste vor das Mädchen stellte, und mir einen Heiratsantrag für sie in den Mund legte, so mußte ich alles ein für allemal von mir werfen, was schlecht und unschön an mir war. Ich mußte mich mit einer großen moralischen Gewalt auf die Höhe schwingen, wo ich das Wort zu ihr wagen durfte. Ob ich mich nun schwang oder ob die

[1] Sehr flüchtig geschrieben und nur bruchstückweise erhalten.

[2] Sie bilden einen Teil der ersten Ausgabe der Gedichte Pesth bei Heckenast 1840.

Liebe mich gehoben, oder ob wir beide den Anlauf genommen — ich bin auf der Höhe, und bin es für mein ganzes Leben. Es ist merkwürdig. Wären in meinem äußeren Leben die Veränderungen vorgegangen, wie in meinem inneren, ich würde vielleicht in einer Karosse fahren, oder die Schildwachen würden vor mir präsentieren, und weniger als Herr Hofrat könnten die Leute gar nicht zu mir sagen, bis sie meinen ganz besonderen Titel eben genau wüßten — und so gehe ich täglich dieselben Wege, rede mit denselben Leuten und niemand merkt mir etwas an. Gewiß, wir leben noch ein sehr äußerliches, unerbauliches Leben. Wir müssen uns noch aus einem ungeheuren Dreck von Philisterei und Kleinlichkeit herausarbeiten, ehe wieder ein einigermaßen erquickliches Menschentum aufwächst.

Ja, da sitzt sie nun in ihrem Neuseß,[1] und ich weiß nicht wie sie von mir denkt. Die erste Nachricht seit ihrer Abreise bekam ich durch die Schultze,[2] unsre beiderseitige Freundin, bei der sich alles entwickelt hat. Aber seit vier Wochen hat sie der noch nicht wieder geschrieben. Weiß Gott, was für andre Mäuler sich dann in so eine Sache legen. Sie hat da mehrere Freunde, die mir gerade nicht sehr grün sind. Das alles kann mir aber im Grunde keine Sorge machen. Es ist nur so eine Zeit unerquicklicher Stimmung und ungewissen Hinwartens. Im Sommer will ich mir schon die Gewißheit verschaffen, wie es aussieht mit ihr. Ich habe gute Hoffnung. Aber wenn es schlecht geht, so soll sich nur niemand erwarten, einen unglücklichen Liebhaber in mir zu finden. Gott bewahre! Diese traurige Rolle wollen wir nicht spielen. Ich habe Mutter und Geschwister und Freunde — ich habe die Kunst. Das ist die Mitgift, die ich einem kräftigen schönen Herzen, das mich haben und lieben will, mitbringen kann. Es ist auch gar nicht mehr die Zeit zu mattherzigen Ergüssen unglücklicher Liebe, verkümmerter Triebe in der Poesie. Von dieser Sauce haben wir längst genug. Von diesem Herzbrechen und dieser unheilbaren Schwermut haben Heine und Lenau und ein entsetzlicher Schwarm von Nachbetern das Beste und Schlechteste geliefert. Mir ist aber

[1] Friedrich Rückerts Wohnort.
[2] Franziska Sch., eine Weimarer Blumen-Malerin 1805—64.

selbst das Beste derart zuwider. Wer sich nicht über Zufälligkeiten und Wechsel des Lebens hinaus auf eine freie Höhe schwingen kann, der ist gar kein Dichter. Will also die Marie mit aller aufopfernden Hingebung einer wahren Herzensliebe zu mir kommen, und das Beste, dessen ich fähig bin, wie eine volle Blüte vom Baume brechen, daß irgend ein Werk voll edler Heiterkeit aus meinem Herzen und Hirn herauswächst, so soll es ihr der Himmel segnen, und sie würde einen sehr schönen Beruf dadurch erfüllen. Denkt sie aber an Titel und Ehre, und an Befriedigung eigner Eitelkeit, kann sie mich nicht um meiner selbst willen, aus Intuition der Liebe, mich rücksichtslos, auf Glück und Unglück, Tod und Leben lieben, so tut es mir leid, um mich — und sie. Dann mag sie sich irgend einen Titelmann oder Edelmann backen lassen — und glücklich sein, so gut es geht — ich aber werde mich dann der Kunst so ausschließlich hingeben, als ob sie ein Kloster wäre. Meine Geschwister, meine Freunde sollen darunter nicht leiden, so sehr sie auch sich an mir freuen sollten, wenn ich glücklich würde, weil ich dann erst der Mensch werden könnte, den ich in mir habe. An der Hand und im Besitz eines edlen Weibes glaube ich garantieren zu können, daß ich ein sehr anständiger honetter Kerl sein und werden würde. Meine Erziehung zum Manne ist *langsam* gewesen, *mühsam*, kostspielig, und die Resultate blieben zweifelhaft. Nun ich es aber geworden bin, kann man in allen Fällen auf mich rechnen. Und wenn meine Liebe unglücklich werden sollte, so werde ich nach einer kurzen Trauerzeit gerechten Schmerzes nur um so frischer und edler ins Leben und an die Arbeit gehen. Weder im höchsten Entzücken noch im Unglück der Liebe würde ich meinen für immer gewonnenen Glauben aufgeben: Daß ein einiger Gott, Schöpfer des Weltalls, die unendliche Liebe, über allem steht; daß wir ewig leben; daß die Erde nur ein Durchgangspunkt zu einem höheren Dasein ist. Alles übrige, liebe Susanne, schmerzt und freut uns nur eine Zeitlang. — Deswegen aber keine Kempis-Verachtung des Erdenlebens![1] Es ist auch ein Stück von der Ewigkeit. Ich sage mit dem Dichter:

[1] Gemeint ist die asketische Weltanschauung des Mystikers Thomas a Kempis 1380—1471.

Laßt uns denn zu höheren Räumen
Mutig und getröstet schweben:
Weil wir leben, wenn wir träumen,
Weil wir träumen, wenn wir leben.

— Es ist eine himmlische Geschichte! Alle Welt weiß um meine Liebe. Die Art meiner Liebeserklärung ist Kaffeeklatschthema. Nur weiß man nicht recht, ob es ein Herr mit blondem oder schwarzem Schnurrbart gewesen ist. Das aber weiß man, daß der Herr mit blondem oder schwarzem Schnurrbart etwa eine Meile von Weimar, nach Berka zu, eine Rose in den Postwagen gereicht hat, welche denn auch richtig in Empfang genommen wurde. Schon auf dem ganzen Wege vorher hatte übrigens die junge Dame kein Auge von einem kleinen Manuskript verwandt, welches sie in der Hand hielt, und als zuletzt ein Pastor, der neben ihr saß, fragte, was sie denn so eifrig lese, hat sie gesagt: „Ich lern' auswendig". — —

Ich arbeite nun noch den Juni über für Liszt.[1] Im Juli gehe ich nach Bernhardshütte und kehre dann nicht eher wieder nach Weimar zurück, bis ich eine größere Arbeit fertig habe. Vermutlich wird es eine einaktige Oper werden für die nächste Saison. Auch dann kehre ich nur zum bestimmten Zweck einer Aufführung nach Weimar zurück. Nie mehr aber, um für Liszt zu übersetzen. Ich muß mich bis zu meinem 35. Jahre anhaltend und unausgesetzt musikalisch und poetisch beschäftigen, mag es gehen wo und wie es will. Bringe ich das nicht fertig, so habe ich umsonst gelebt, und hätte ebensogut von der Welt fortbleiben können. — Von Bernhardshütte aus werde ich Rückerts in Neuseß besuchen. Vorher schon wird vielleicht Liszt dorthin kommen und ein Wort für mich reden.

Ich habe für Übersetzungen wieder 80 Taler neulich eingenommen und werde im Laufe des Juni noch soviel verdienen,

[1] Als rührendes Zeugnis für das zarte Verhältnis von Jünger und Meister stehe hier ein Vermerk aus dem gleichzeitigen Tagebuch: „Zwischen den nächsten Seiten liegt die Freundschaftsblume Synadelphos, die mein teurer Liszt in Goethes Garten für mich gepflückt hat". Vgl. auch Aufsätze S. 155.

daß ich beim Weggehen reine Rechnung in Weimar machen kann. Zu Pfingsten habe ich mir einen neuen Anzug bestellt und die Wonne gehabt, ihn voraus bezahlen zu können. — —

Dieser Tage bin ich auch mit einem Berlioz Artikel in einer Pariser Zeitung erschienen, wo man mich in der Einleitung un des littérateurs musiciens les plus distingués de l'Allemagne — schimpfte. Tut nichts! Immer zu! Le poète Ruckert kam auch in meinem Aufsatz vor! Famos!

Liebes Kind! Verzeih', daß ich Dich solange auf diese Zeilen warten ließ. Was Du von der S. glaubtest!? Ja, lieber Himmel! Das ist es ja gerade! Hätte ich mich für eine von diesen Weimaranerinnen nüw. interessieren können, es wäre wohl längst geschehen. — Aber voll von einer unvergeßlichen Erscheinung, die, wie ich neulich in meinem Tagebuch sagte, „den lichtesten Schein warf, der bis jetzt in mein Leben gefallen war", fühlte ich nicht die leiseste Veranlassung, mein Herz fesseln zu lassen. Ehen werden im Himmel geschlossen und nicht im Kaffeekränzchen. „Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell", und auf solche Mädchen hätte ich mich erst besinnen müssen, nach reiflichster Überlegung die Sache plausibel finden und mich dann mit meinem leicht egaltierten Herzen zu einer gewissen Liebe steigern können. Eine solche Liebe kann eine Blume sein, aber höchstens eine Tulpe. Die Leidenschaft ist Duft und Geruch. — Ich liebe die Marie mit Leidenschaft; alle Zügel des Lebens, alle möglichen Vernünftigkeiten und Bedenklichkeiten zügeln das Roß; aber wenn es einmal den Sattel abgeschüttelt, läuft es durch Stock und Stein, und setzt über Abgründe. Diese Liebe, diese Leidenschaft wartete wie ein bedeutungsvolles Fragezeichen an dem Weg meines Lebens. Daß ich die Antwort hier nicht schuldig blieb, hat alles entschieden. Was mir dies Mädchen gegeben hat, und was in Stunden unbeschreiblicher Schmerzen und Wonne wie Taufwasser des Johannes und wie Feuerzungen des Geistes auf mich ausgegossen worden ist, kann mir nicht mehr genommen werden: Mannesstolz und unverletzliche Menschenwürde; unüberwindliche Verachtung des Gemeinen bis in die Tiefe der Seele. Ich habe Stunden verlebt, wo es mich wundern mußte, daß die Menschen mich nicht erstaunt betrachteten,

als sähen sie eine Krone mit Edelsteinen auf meinem Kopf. Alle Schiffe geistiger und materieller Liederlichkeit sind hinter mir verbrannt. Ich lebe in einer reinen geistigen Atmosphäre, und gehe mit getröstetem und mutigem Herzen einer einstigen schönen Vollendung entgegen. Hier oder dort! Wir können mit der Erde nicht abschließen. Das ist ganz unmöglich. Ohne ein Jenseits wäre selbst das höchste und befriedigendste menschliche Dasein eine Ironie. Unsre Erde mit den Jahrtausenden ihres Ganges ist nur ein Ton: es existiert aber eine ewig nicht ausklingende Sinfonie, und Gott ist der große Tonkünstler, der sie geschaffen.

Wenn die Marie nun nicht eine Liebe zu mir fassen kann, welche ein ebenso großer Entwicklungsmoment in ihrem Leben ist, wie in dem meinigen, wenn sie nur darauf bedacht wäre, in welcher Weise die Komödie des Lebens am passendsten, mit guten Abgängen und Applausen zu Ende zu spielen wäre, wenn sie sich besänne, ob sie nicht vielleicht mit dem Herrn von Tretvogel oder dem Bankier Schippansky glücklicher sein könnte, als mit dem Poetlein Cornelius, der ja übrigens auch nimmer so gute Gedichte machen wird wie ihr Vater, wenn nicht die Idee eines etwa fortgesetzten Liebesfrühlings, zu dem vielleicht die Musik zufügte, was den Versen abginge, die Idee einer Verbindung zweier großer Künstlernamen, durch zwei derselben nicht unwerten Individuen, aber noch vielmehr der brennende und sengende Gluthauch der Liebe die Früchte in ihrem Herzen reift, welche ihr Strahl in der Brust des Mannes geweckt hat — dann muß ich meinen Weg allein gehen, nicht an der Hand der lieben Gefährtin, in belebendem Zwiegespräch, sondern allein, rüstig aber etwas verdrießlich. Siehst Du, da habe ich Dir statt weniger Zeilen, doch des Breiten und Tiefen vorerzählt. Streife den Pathos ab, der noch hier und da unzertrennlich ist von meinen Herzensergüssen, und Du wirst doch ein reines, recht genießbares Wesen aus meinem Briefe herausmerken, das Dich innig freuen muß. Wenn ich ja 100 Taler in der Lotterie gewonnen hätte, mit welchem Jubel würde ich Dir es melden und Dir sagen, was ich mir alles kaufen wollte, weit über das kleine Vermögen hinaus. Die Liebe des Himmels hat mir aber Schätze gegeben, die in alle Ewigkeit dauern, die keine Verschwendung

erschöpfen kann, wie sollt' ich da nicht den Freunden, nicht Dir und den beiden andern, einen ungebundenen Strauß von den Blüten ins Fenster werfen, die zwischen einem rechten Ostern und einem rechten Pfingsten in mir erblüht sind. Der Pathos ist der Jasmin in dem Strauß, wirf ihn weg, wenn er im Zimmer zu stark riecht.

Denke Dir, der Professor Preller hat mich gezeichnet,[1] als Mitglied des Neu-Weimar-Vereins. Ich habe mich gefreut, in seiner künstlerischen Auffassung einen gewissen schmerzlichen und entsagungsmutigen Zug in meinem Gesichte wiederzufinden, wie ich ihn in manchen stillen Stunden in der Seele spüre.

Jetzt, liebe Suſanne, bleibe samt den Freunden wohl, und behaltet mich in liebevollem Andenken. Viel, viel Gedachtes ist ungesagt geblieben!

Dein Peter.

62. An Carl Hestermann.

Weimar, den 18. August 1855.

Lieber Hestermann!

Wenn Sie können und ich anders den nötigen Kredit bei Ihnen habe, so tun Sie mir den großen Gefallen, mir 50 Taler vorzustrecken. Ich möchte am 22. von hier weg zu Schilys und meiner Mutter reisen und vorher alles in Ordnung bringen. Ich habe eine größere Arbeit für Liszt vollendet, und dachte das Honorar dafür alsbald zu beziehen. Nun ist aber die Fürstin längere Zeit in Berlin gewesen, heute wieder nach Paris gereist, so daß meine Arbeit insofern unvollendet bleiben muß, als erst noch die Durchlesung mit der Fürstin und Liszt stattfindet, die aber nun bis zum Herbst verschoben wird. Da mir nun die Fürstin das Honorar jetzt noch nicht anbot, so wollte ich es auch nicht fordern. Es wird immer 70—80 Taler betragen, und zugleich wird auch im Herbst der Klavierauszug von Benvenuto Cellini erscheinen, wo mir dann meine Übersetzung sowohl vom Buchhändler als von der hiesigen Theaterintendanz wird vergütet werden, und ich sicher bin, Ihnen

[1] Dieses Jugendbildnis ist zum ersten Male veröffentlicht in der ersten Ausgabe der „Gedichte". Leipzig 1890.

das Vorgestreckte mindestens Neujahr zurückerstatten zu können. Ich kann Ihnen eine recht gute Nachricht von mir mitteilen, die Ihnen und den Freunden Freude machen wird. Es ist am 16. August eine Messe von mir für vier Männerstimmen mit Begleitung von Blasinstrumenten in der hiesigen katholischen Kapelle unter Liszts Direktion zur Aufführung gekommen.[1] Liszt gab mir am 28. Juli den Auftrag und ich komponierte das Werk in Zeit von 14 Tagen, wobei ich aber auch natürlich täglich von 5 Uhr morgens bis 10 Uhr abends fast ohne Aufhören arbeitete. Ich habe dabei einen rechten Fortschritt gemacht und Mut bekommen, und gesehen, daß ich der Feder mächtig bin und auch immerhin einige Poesie im Leibe habe. — Bei der fabelhaften Schnelligkeit des Einstudierens war die Aufführung nur eine unvollkommene. Dies steht aber außerhalb meiner Verantwortung und Liszt tat sein möglichstes. Bei einer zweiten Aufführung mit größerer Muße und besseren Mitteln wird auch vom größeren Publikum meine Arbeit als eine künstlerische erkannt werden, wie jetzt schon von den Kollegen. Die Instrumentation lieferte ich, da bei der Probe in der Kirche die Unmöglichkeit einer Orgelbegleitung zutage kam, indem das Instrument zu hoch gestimmt und zu schlecht war, von 10 Uhr abends, die Nacht durch, bis den andern Mittag um 5 Uhr, wobei mein Freund, Hans von Bronsart, mir zwei Sätze abnahm. — Die Fürstin wird Berlioz bitten, in dem Journal des Débats eine Notiz darüber zu liefern. Wenn es Ihnen nicht zuviel Mühe macht, oder Ihnen nicht zuwider ist, so veranlassen Sie vielleicht Schott zu einer kurzen Anzeige, oder bringen es vielleicht in die Mainzer Zeitung. Die Messe war zur Feier des Napoleonstages für die hiesige französische Gesandtschaft. — Vielleicht erwächst mir noch sonst was Gutes daraus. Nur abwarten! Einstweilen habe ich mir selbst und den Freunden genügt.

Lieber Freund! Ich habe in aller Eile die Lieder an Susanne abgehen lassen und ohne weiteres Ihren Namen als Widmung darauf gesetzt. Gewiß wäre Ihnen lieber etwas recht Heitres gewesen! Doch vertröste ich Sie damit auf später. — Die Widmung ist keine gemachte und hängt eng mit unsern teuersten

[1] Diese Messe ist nicht erhalten.

Erinnerungen zusammen. Das Eisenblatt veranlaßte zunächst den Zyklus,[1] und während ich auf Bernhardshütte schon im vorigen Herbst die Lieder, das fünfte und sechste, hinzudichtete, war bei mir beschlossen, es niemand anders als Ihnen zu widmen. Vielleicht komme ich doch auch im Herbst auf ein paar Tage, um sie Ihnen vorzusingen und Susanne etwas einzustudieren. — Da Sie mir in Ihrem letzten Schreiben die Hoffnung gaben, daß Schott durch Ihre Vermittlung ein neues Heft Lieder übernehmen würde, so bitte ich Sie, einen Schritt dafür zu tun. Jedenfalls aber lasse ich Susanne bitten, mir bald eine Abschrift zukommen zu lassen. — Ich denke heute oder morgen ausführlich an die Gevattern zu schreiben, deren Geburtstag mich schon in vollster Arbeit traf, so daß es mir sehr leid tat, ihn ohne einen poetischen Gruß vorübergehen lassen zu müssen.

Grüßen Sie, liebster Hestermann, die beiden einstweilen, sowie alle Freunde, nehmen Sie meine obige Bitte in keinem Falle übel und bleiben Sie auf jeden Fall der getreue Freund

Ihres

Peter Cornelius.

63. An Franz Liszt.

Bernhardshütte, den 12. Oktober 1855.

Liebster Freund und Meister!

Erst gestern bin ich mit der Anlage meines Operntextes[2] fertig geworden, und während der langen Wehen, in denen ich rang, hatte ich nicht Lust, Sie mit meinen tausend ängstlichen Gedanken zu unterhalten. Jetzt aber ist mir's vom Herzen, und ich habe eine gewisse Zuversicht, nicht unglücklich in meiner Wahl und Anlage gewesen zu sein. Die Oper wird einaktig, komisch, hat sieben kürzere und längere Szenen mit einer sehr breiten Finalszene, die etwa das letzte Drittel der Oper bildet. Es muß dabei alles aufs

[1] Dieses Eisenblatt hatte C. auf dem Grabe seiner mütterlichen Freundin, der Frau Lydia Hestermann, gepflückt.

[2] Der Barbier von Bagdad.

Theater, was Beine zum Stehen und einen Mund zum Singen hat, und ich habe Gelegenheit die Fülle zu großer Chor- und Orchesterentfaltung. Bis jetzt habe ich manches nur in Prosa gearbeitet, besonders anfangs; je mehr ich mich aber an dem Stoff erwärmte, desto nötiger wurde mir es, in Versen zu schreiben und den Stücken ihre Form zu geben, so daß z. B. das Finale schon ziemlich so daliegt, wie ich mir es komponiert denke. Einige Anklänge an Cellini sind unvermeidlich gewesen, z. B. eine Gedrängtzene! Das tut aber nichts! Das Ganze ist doch eigentümlich und gehört mein. Wenn die Sache erst 14 Tage alt geworden ist, kann ich zu komponieren anfangen, und dann für jede einzelne Szene dichterische und musikalische Form sich gegenseitig bestimmen lassen.

Es ist nun eine wichtige Frage, liebster Doktor, wie ich mich am besten einrichte, um keine Zeit zu verlieren und diesen Stoff musikalisch zu bewältigen, in einer Frist, die mir noch im Laufe der nächsten Saison Gelegenheit gäbe, die so notwendigen Erfahrungen für eine zweite Arbeit zu sammeln, zu welcher bei meinen vielfältigen Stoffnachforschungen es nicht an Intentionen fehlt. Bringe ich nun den ganzen Winter in Weimar zu, so liegt es für mich auf der Hand, daß ich nicht frisch und auf einen Stoß weg werde arbeiten können, während die hiesige Zurückgezogenheit mir die vollständigste Muße für die musikalische Ausarbeitung meines Textes gewährt. Der Aufenthalt in Bernhardshütte ist eine Art großherzogliches Stipendium für mich, was ihn, den Großherzog, bei weitem nicht so teuer kommt, als das Weimarsche Jahrbuch. Ich mache Ihnen deshalb folgenden Vorschlag. Ich möchte, wenn, wie ich hoffe, die Fürstin wieder von Paris zurück ist, zur verabredeten Zeit, Ihrem Geburtstag, wieder in Weimar eintreffen, und die Zeit bis zu meinem Geburtstag, Weihnachten, dazu verwenden, die Zigeuner[1] ganz in Ordnung zu bringen, und daneben meinen Text einer Kritik zu unterziehen und zur Komposition ganz fertig zu machen. Zugleich um die Orgelbegleitung zu meiner Messe, bei der Sie mir zu helfen versprochen, in Ordnung zu bringen, und im übrigen die nötigen Änderungen vorzunehmen, und schließlich

[1] Die Übersetzung von Liszts in französischer Sprache geschriebenem Buch: Die Musik der Ungarn und Zigeuner.

mich alles Guten und Schönen zu erfreuen, deſſen ich in Ihrer Nähe und im Bewußtſein Ihrer Freundſchaft mich ſo vielfach und oft erfreut habe. Dann möchte ich mich hierher zurückziehen, um ununterbrochen und zu einer beſtimmten Friſt meine Oper fertig zu haben. Habe ich im ganzen zwölf Tage zur detaillierten Ausführung meiner Textſkizze gebraucht, ſo denke ich, werden auch ebenſoviel Wochen zum Komponieren hinreichen. Ich habe dann für die ſieben Szenen eine Woche durchſchnittlich für jede Szene und für das Finale fünf Wochen. Ich könnte ſomit, wenn ich gegen Neujahr anfange, gegen Anfang April fertig ſein, falls ich dieſe drei Monate ganz ungehindert für mich arbeite. Daneben könnte ich doch immer noch die Anzeige Ihrer ſechs ſinfoniſchen Dichtungen übernehmen. Ich habe mich hier täglich mit Ihnen beſchäftigt. Und womit hauptſächlich? mit Ihrer Sonate. Ich habe eine genaue Beſchreibung und Analyſe derſelben vorgenommen, bin aber damit erſt bis faſt zum Schluſſe des anaſi erſten Satzes gediehen. Vorläufig iſt dieſe Arbeit ohne beſtimmten Zweck, ſie weiht aber mich ſelbſt tiefer in das Verſtändnis Ihres geiſtigen und Gefühlslebens ein; ich ſuche mir genau von allem Rechenſchaft zu geben. Als Ideal ſchwebt mir dabei im letzten Hintergrunde vor, mir die innerſte Logik Ihres Dichtens klar zu machen. Dabei ſtehe ich allerdings oft genug wie der Ochs am Berg — aber nur zu! und am Schluſſe dieſes kleinen Unternehmens werde ich doch einen Schritt weiter mit Ihnen ſein, und hier und da um einen Schlüſſel zu Ihrem Verſtändnis reicher ſein, als den bloßen Violin- und Baßſchlüſſel. Eine Sammlung ſolcher Analyſen von verſchiedenen Meiſtern mit allen Notenbeiſpielen wäre, dächt' ich, keine unnütze Arbeit für einen Menſchen, der den Übergang aus der alten Zeit in die neue mit Herz und Sinn mitmacht, ohne doch fähig zu ſein, alles ſchon in geſchloſſene Theoreme zu faſſen. Es wäre doch immer eine Art empiriſches Hilfswerk für die ſo nötige neue Theorie, die umfaſſendere, weitherzigere Grundſätze für Dinge aufſtellen muß, wie Sie in Ihrer Sonate einſtweilen ihre Lebensberechtigung durch ſich ſelbſt geltend machen, eh' die Theorie ihnen den Paß nachſchickt!

Liebſter Freund, beſter Doktor! Ich habe Ihnen nur die Hauptſache melden wollen, die glückliche Entbindung von meinem Texte

übrigens habe ich an dem Tage, wo ich meine Personen taufte, auch zugleich einen neugebornen Sohn meiner Schwester über die Taufe gehalten: Franz Peter Leo Schily und meinen unmaßgeblichen Vorschlag. Sollte Cellini im Laufe dieses Jahres erscheinen, und Sie mir bei Litolff ein Honorar auswirken, sollte die Oper obendrein in Weimar gegeben werden, bei welcher Gelegenheit Herr v. Beaulieu ja schon voriges Jahr meiner Kassa zu gedenken versprach, so könnte ich auch meine Finanzen wieder sehr in Flor bringen und mit um so leichterem Herzen meine Arbeit anfangen. Ich hoffe, es wird sich ja machen. Dann würde ich zur Zeit meiner Aufführung wieder einige Monate in Weimar sein und mich dann zu meiner nächsten Arbeit wieder hierher zurückziehen.

Emil Preller wird Ihnen Grüße von mir ausgerichtet haben. Er erzählte mir, daß die Fürstin noch in Paris verweile und daß die Prinzessin von Ary Scheffer[1] gemalt werde. Das muß ein herrliches Bild werden! — Von meinen sonstigen Fahrten und Angelegenheiten erzähle ich Ihnen mündlich. Auch in Neuseß war ich zweimal. Halb zog man ihn, halb trieb man ihn — er ward nicht mehr gesehn. Die Schwester Susanne von Mainz ist hier; sie hat die treue Pflegerin der älteren Schwester gemacht und reist morgen wieder nach Mainz ab. Es schlagen doch schon manche Herzen für Sie, Berlioz und Wagner unterm Monde. In Nürnberg, wohin ich meinen Schwager begleitete, hatte ich Gelegenheit von Ihren Zigeunern zu erzählen. Auch Rückert setzte ich Ihre Absichten und Bedeutung etwas auseinander. Man ist dort gewaltig fern von allem, was in der Art in der Welt gärt und vorgeht. Rückert will die Tetralogie lesen;[2] ich habe versprochen, sie von Weimar aus an ihn zu senden. — Preller erzählte mir auch, daß Roquette[3] die mir zugedachte Arbeit übernehmen wird, oder bereits vollendet hat.[4] Ich hatte in Nürnberg schon damit

[1] Dem bek. Maler 1795—1858.

[2] Gemeint ist „Der Ring des Nibelungen" von Richard Wagner. Als Manuskript gedruckt 1853.

[3] Otto R., der bek. Dichter 1824—96.

[4] Die Dichtung der Heiligen Elisabeth.

geprahlt, daß ich das für Sie dichten würde. Doch da es Roquette ganz gewiß besser macht mit Liebe und Hingebung für Sie und mit einer herzlichen Versenkung in den Gegenstand hätt' ich's auch gedichtet, so gebe ich mich zufrieden.

Jetzt schließe ich, damit der Bote den Brief noch bekommt. Ich bitte Sie, mich der Fürstin, an die ich besonders in Nürnberg so oft gedacht, und der Prinzessin öfters und angelegentlich zu empfehlen und die gute Miß Anderson vielmals zu grüßen. Auch viele Grüße an Neu-Weimar.[1] Meine Mutter, sowie alle die Meinigen und besonders Susanne, grüßen Sie und die ganze Altenburg herzlich. Heute Mittag will ich nun auch endlich einmal an Berlioz schreiben. — Einen Zyklus von sechs Brautliedern habe ich auch hier gelegentlich gedichtet. Mit Vergnügen habe ich das Sternsche Repertoire und die Nachricht von Ihrem Abend im Laufe des nächsten Winters gelesen. Raff soll noch in Wiesbaden sein? Auch Hoffmann war noch nicht zurück? — Nun aber wird sich ja alles so nach und nach wieder einfinden.

Glück auf denn zu Ihrer Elisabeth, zu Ihrem vollendeten Psalm, und zum Dante und allem Schönen, was Ihnen und der Welt noch vorbehalten ist!

Ist denn Daniel[2] noch bei Ihnen? So grüßen Sie ihn vielmals von Ihrem

treuergebenen Freund

Cornelius.

64. Tagebuchblatt.

Herbst 1855.

— — — — — — — — — Marie hat nur eine Spielerei getrieben mit meiner Liebe und nur in einer frivolen Weise davon gesprochen. — — Das Benehmen all dieser Menschen gefällt mir nicht. Sie würden mir samt und sonders anders begegnen, wäre ich der gemachte Mann. Aber mein altes Lied ist immer noch die

[1] Das heißt Neu-Weimar-Verein.
[2] Liszts Sohn.

reinſte Wahrheit und wird mir noch mehrmals einmal in den Ohren klingen:

Wär'n Sie Aſſeſſor, Rat in spe,
Das ſäh noch anders aus,
Doch Muſikant — ojemine!
Hinaus! Hinaus! Hinaus!

Mir kommt es vor, als ob dieſe Menſchen alle eine überaus hohe Idee von ſich ſelbſt hätten und es als eine große Gnade betrachteten, ein ſo kleines Individuum, wie mich, in ihren Kreis aufzunehmen. Ich habe keine Luſt dazu, mir dieſe Gnade antun zu laſſen. Sie mögen ſich höchſtſelbſt einen Schwiegerſohn comme il faut backen laſſen. Ich werde dann mit Gottes Hilfe ja ausharren im Stande der Eheloſigkeit und ohne ihre Gnade. Vivat, es lebe die Kunſt!

An Marie ſchrieb ich das folgende Abſchiedslied.

Es hat kein Band gewunden
Der Himmel um uns zwei:
Was liebend ich empfunden,
War Dir nur Liebelei.

Wenn Du ſo ganz es wüßteſt
Was ich errang durch Dich,
Wohl glaub' ich dann, Du müßteſt
Mich lieben inniglich.

Du haſt mir Mut gegeben
Und hohe Manneskraft;
Durch Dich hat ſich mein Leben
Zu Gott empor gerafft.

Das könnt' ich Dir nur danken
Mit reiner Liebe Glut,
Mit Treue ſonder Wanken
Mit meines Herzens Blut.

Wenn meinem Dank, dem vollen,
Dein Herz nun sich verschließt,
Nicht darf ich drum Dir grollen
So tief es mich verdrießt.

Du gleichest nur dem Reichen,
Der Gabenfülle gibt,
Und sagt dann durch ein Zeichen,
Daß er den Dank nicht liebt.

So trag' ich ihn von hinnen
Tief in die Brust versenkt,
Die Welt mir zu gewinnen
Mit dem, was Du geschenkt.

Doch auf den fernsten Wegen
Denk' ich an Dich zurück,
Fleh' ich für Dich um Segen,
Um volles, ganzes Glück.

65. An seine Mutter.

Weimar, den 15. November 1855.

Liebe Mutter!

Verzeih mein langes Schweigen! Du kannst Dir wohl denken, wie verschiedenerlei ich hier in Anspruch genommen bin. Ich kam zu Liszts Geburtstag hier an, und feierte alles mit. Seitdem habe ich wieder eine Wohnung bezogen, Brauhausstraße bei Herrn Maler S. Thon, und fühle mich noch gar nicht wieder heimisch! Oft so verlassen und allein! — Mein Operntext hat verschiedene Beurteilungen erfahren. Schöll ist sehr damit einverstanden. Dagegen sind Liszt und die Fürstin nicht dafür. Wir haben außerordentlich drüber hin und her geredet. Übrigens ist man, nachdem ich mich fest daraufhin erklärt habe, damit einverstanden, daß ich sobald wie möglich auf die Bernhardshütte zurückgehe — entweder, um diesen Text noch für dieses Frühjahr zu komponieren, oder um

einen andern größeren zu machen, und daran längere Zeit zu komponieren. So werde ich denn spätestens Neujahr, mitten im Winter, bei Euch wieder eintreffen! Meine Hauptsorge war die, daß ich an großem Widerstand auf der Altenburg zu leiden haben würde. Ich hielt aber fest, liebe Mutter, und sagte aufs bestimmteste, daß ich irgend eine größere Arbeit konsequent vollenden müsse, sei es denn Oper, Oratorium, oder was es wolle. Wenn man diesen Text nicht gut finde, so werde ich einen andern besorgen, das sei ja die Welt nicht. — O, wir sprachen ganz frei von der Brust zusammen. — So bin ich nun froh, daß alles im Einverständnis mit Liszt und der Fürstin geschieht. Auch glaube ich, die Fürstin wird mir Übersetzungsarbeiten mitgeben, die ich nebenbei ganz gut besorgen und damit etwas verdienen kann. — Unterdes gebe ich hier fleißig Stunden, bis ich wieder fort gehe, und ist es mir leid, daß ich meine Schüler nicht dort haben kann. Doch alles läßt sich nicht vereinigen. Ich habe auch unterdes wieder eine Übersetzung für Liszt besorgt, und werde im Laufe meines hiesigen Aufenthalts fortgesetzt für ihn beschäftigt sein. Du siehst, ich habe alle Hände voll zu tun! — Wahrscheinlich läßt mich Liszt, der am 6. Dezember eine Reihe seiner Kompositionen in Berlin aufführt, zu dieser Gelegenheit dorthin kommen. Das einliegende Gedicht auf Schiller[1] hat während meinem Aufenthalte bei Euch das hiesige Hofamt drucken lassen. Es wird an der Fürstengruft den Fremden verabreicht, und kommt dadurch ziemlich in die Welt. Das andre Gedicht habe ich in unserm Verein zu Liszts Geburtstag als Toast gesprochen.[2] Es ist auch schon in mehreren Zeitungen mitgeteilt worden. — — Im übrigen bin ich überall, bei Liszt, bei Schöll und meinen Freunden willkommen. Liszt und die Fürstin bleiben für mich immer die alten. — Du kannst Dir denken, daß ich im Zweifel an meinem Operntext manche bittre Stunde verlebt habe. Bin ich aber erst einmal bei Euch, so arbeite ich in Gottes Namen drauf zu. Es muß alles so kommen, und muß zuletzt doch irgendwie einmal gut werden.

[1] „Zeit ein schmucklos schwarzer Sarg" . . . Siehe „Gedichte".

[2] „Soll ich Euch den Namen deuten,
Dessen Klang uns heut' vereint" . . . Siehe „Gedichte".

Jetzt grüße Franz und Elise und die Kinder vielmals. — Auch eine Anzeige meiner Messen-Aufführung wollte ich Dir mitsenden, habe sie aber gerade nicht hier. So nimm einstweilen mit den beiden Gedichten vorlieb. Das an Liszt ist auch außer der Leipziger Musikzeitung in einer Wiener Musikzeitung abgedruckt. — Mein Vater unser nimmt nun Liszt selbst mit nach Berlin, um es bei Schlesinger anzubringen. Lebt wohl! Laßt bald etwas hören und behaltet lieb

Euren Peter.

66. An seine Schwester Susanne.

Weimar, Anfang Januar 1850.

Nichts geht darüber, liebe Suse, als sich von Zeit zu Zeit einmal wiederzusehen, wie es uns jetzt in einer so schönen Weise beschieden war. Ich sitze jetzt wieder auf meiner einsamen Stube in köstlicher Stille — aber die Einsamkeit ist mir so lieblich bevölkert von all Euren in mir aufgefrischten Zügen, es klingt manches liebe heitre Wort, manches Lachen und Singen noch so ungeschwächt in mir wieder! Wie froh waren wir jeden Tag, jede Stunde. Genießt man sich doch auch mehr und inniger in solchen beschränkteren Fristen, als in der Sicherheit ungestörten Besitzes. Wie manches Ehepar täte nicht gut daran, wenn es anders ginge, sich eine ähnliche Diät des Zusammenlebens aufzuerlegen. Besonders da ich nun die Gewißheit habe, daß es nächste Weihnachten wieder so gehen soll, lebe ich vergnüglich drauf los; ebensogut, als wenn ich vielleicht in der Betzelsgasse wohnte und viele Stunden zu geben hätte und dann die Zeiten des Zusammenseins mit den hunderterlei Sorgen des Alltagslebens trüben müßte. Jetzt denke ich schon wieder: „Was werde ich ihnen nun das nächste Mal singen, wenn ich hinkomme, und das ist mir schon Sporn genug, mir neue Lieder auszudenken, und andre auswendig zu lernen. Dafür habe ich nun bei Euch wieder die drei Arien aus Samson[1] zugelernt, die ich nun nächsten Sonntag beim Kaffeekränzchen loslassen werde! Innerlich reicher, reiner, ruhiger komme ich von Euch zurück. Ihr seid mir eine Art Jenseits, auch ohne daß ich mein

[1] Oratorium von Händel.

Weimar gerade als ein lacrimosa valle angesehen haben möchte. Aber dadurch, daß ich die Bernhardshütte und Euch im Hintergrunde weiß, ist mir so wohl in meiner Haut, ist meine Heimat so groß, komme ich mir so unabhängig vor. Dadurch besonders, daß Euch meine Lieder und meine Art zu singen gut gefällt, und daß Ihr über meine Witze lacht, habt Ihr einen großen Stein im Brett bei mir. Wie weit und groß tat sich meine Seele auf, nachdem ich von Euch Abschied genommen hatte; mit was für einem verklärten Gesicht trank ich meinen Kaffee in dem Frankfurter Hotel neben der Eisenbahn; mit welcher erhabenen Ruhe sah ich immer auf meine Uhr, bis die Stunde der Abfahrt schlug; und nachdem wir etwa eine halbe Stunde gefahren waren und ich eins von den Schinkenbutterbroten gegessen hatte, akkomodierte ich meine Beine zwischen den beiden eines höchst komischen, schwermütigen, schweigenden Gesellen, der mir gegenüber saß und dem die beiden Zipfel eines grauen Schals, den er um seine Mütze geschlungen hatte, verhängnisvoll über das Gesicht hingen — hüllte mich in meinen Pelz und weinte nun etwa fünf bis zehn Minuten lang die seligsten Tränen. Da hatte ich wie eine Vision von einer unendlichen Genugtuung, die mir zuteil würde, wie von einer jubelnden Menge, die mich umringte und mir mit großer Rührung und Freude zuriefe, wie von einem Triumph meines Herzens über alle Verirrungen meines Lebens. — Ja, reinigend und verklärend wirken solche Tage auf mein Gemüt. Aus den frohsten Stunden nehme ich die festeste, sicherste Überzeugung eines ewigen Lebens, eines unendlich wunderbaren Schöpfungsplanes mit. Niemand hat mit aller Philosophie oder ehrlichen Frömmigkeit belebender und kräftigender für die Entwicklung der Menschheit gewirkt als Goethe, indem er seinen Faust auf den großen Grundstein aufbaute, daß der Mensch und seine Seele nicht auf immer getrennt werden kann von Gott. Denn wer diesen Plan des Alliebenden festhält und erkennt, der wird sich nicht in träger Stumpfheit dem Meere der Leidenschaften überlassen, das ihn ja doch zum Ziele tragen wird; der Gedanke an jene unendliche, nicht einzubüßende Liebe wird zuletzt auch den Schwächsten zum Helden machen, daß er sich durchringt an die Brust Gottes, die ihn sicher erwartet. Und dies

Werk schließt mit einem Wort, das ein Funken ist von dem Strahle des ewigen Lichts, das wie ein klares Echo der großen evangelischen Wahrheiten durch die Jahrhunderte zurückklingt: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan.“

Liebe Susanne! Wir wollen uns nun auch in der Trennung recht wach erhalten in der Liebe zueinander. Schicke mir öfters einmal ein fliegendes Blatt, wenn auch nur ein paar Zeilen, aus Eurem Leben. Auch Anna oder Bertha und Emma sollen manchmal irgend ein Lebenszeichen von sich geben, und ich will mir eine rechte Pflicht daraus machen, nicht lange auf Antwort warten zu lassen.

Dankbar ist Euch allen der Werdende, für alles was er bei Euch fand. Ich rechne es zu den goldenen Fäden in dem wunderbaren Gewebe der Vorsehung, daß mir nun in der Vaterstadt eine soviel höhere, geistige Heimat zuteil geworden ist. Ach, wie ist das alles von einer weisen, liebenden Hand gewoben! und wie manche weiße Rose auf rotem Grund wird uns noch erblühen! —

Nun will ich Trinklieder und Brautlieder dichten und Euch dann vorsingen, und in aller Ruhe und Gemütlichkeit einen Operntext ausdenken. Jetzt schaffe ich mir auch wieder ein Klavier an, und richte mich bis in den Sommer hinein zum Bleiben ein.

Dein Peter.

67. An seine Mutter.

[Weimar, Mitte Februar 1856.]

Liebste Mutter!

Solange habe ich Dir nicht geschrieben! Heute will ich Dir nun ein paar Zeilen senden, damit Ihr nicht in Unruhe und Ungewißheit über mich schwebt. Meine Pläne haben sich geändert; den gedichteten Operntext werde ich vorderhand nicht komponieren.[1] Das hat mir manche zweifelhafte Stunde verursacht. Ich bin jetzt daran, mich nach einem andern Stoff umzusehen, und habe die Hoffnung, etwas Gutes zu finden. Ich denke, nicht länger als ein Vierteljahr hier zu bleiben und diesmal zu Elisens Geburtstag

[1] Es war eine vorübergehende Schwankung, hervorgerufen durch die Bedenken, die Liszt und die Fürstin W. gegen den Text hatten.

ganz bestimmt bei Euch zu sein. Bis dahin muß ich schon bleiben, weil ich meine Schüler, mit denen ich den Kursus angefangen, nicht gut sitzen lassen kann, und sie im Laufe dieses Vierteljahrs bis zu einem gewissen Abschluß zu bringen gedenke. Bis dahin hoffe ich auch mit der Wahl und Anlage eines größeren Opernsujets im reinen zu sein, und dann bei Euch zu verweilen, bis die Oper komponiert ist, im Fall Franz einen neuen Kontrakt abgeschlossen, und ich bei Euch eine sichere Stube mit Verköstigung finden kann.

Im übrigen, liebes Mütterchen, die alten Sorgen und Nöten. Täglicher Kampf um das liebe Leben. Deine Frage, um eine feste Anstellung für mich, ist immer noch unerledigt. Besonders diesen Winter ist es mir im stillen oft recht miserabel gegangen und zu Mut gewesen. Doch was tut's! Man lebt eben doch, und wenn auch nur ein sonniger Tag kommt, so vergißt man wochenlanges Regenwetter. — — —

In diesen Tagen ist das Oratorium von Berlioz[1] mit meiner Übersetzung in Gotha gegeben worden, und die Oper Cellini, die ich auch übersetzt habe, hier in Weimar. In Gotha hat man mir viel Lob darüber gespendet. Das ersehnte Honorar aber für den Cellini habe ich noch immer nicht; die hiesige Intendanz hat mich zu Tisch geladen mit Berlioz und Liszt und dem französischen Gesandten und mir ein Freibillet fürs Theater zugeschickt. Das wird wohl alles sein! Ja, ja, Ehre, Ehre, aber kein Geld! würdest Du sagen. Nun steht meine letzte Hoffnung auf Litolff, wo der Klavierauszug mit meinem Text erscheint, daß der mir das Honorar zukommen läßt. Kurz, auf alles muß man immer mit Angst und Nöten warten. Überall Armut und Edelsinn! Berlioz übergibt mir eine neue Übersetzungsarbeit, die mir ein Buchhändlerhonorar einbringen wird, auch wird er diesen Sommer eine neue Oper beginnen, die ich schon unter der Hand für Deutschland übersetzen soll. — Außerdem erscheint mein Vaterunser bei Schlesinger in Berlin, Theodor Brüggemann gewidmet. Liszt hat es angebracht, mir auch auf Honorar Hoffnung gemacht. Ob diese aber in Erfüllung geht? Hoffe mein Beutel! Hoffe mein Herz! Der Künstler lebt in einer hungrigen Welt, und täte oft besser nur mit Herz und

[1] L'enfance du Christ.

Kopf, ohne Magen geboren zu werden. — Auch bei Schott in Mainz habe ich zwei Hefte Lieder angebracht, die wohl im Laufe dieses Jahres erscheinen werden. Honorar? Ich weiß nicht. Ich will schließen. Wir haben bewegte musikalische Tage. Sonntag Lohengrin von Wagner, heute morgen Proben dazu. Nächste Woche Faust von Berlioz. Meine jetzigen Schüler machen ganz gute Fortschritte, und ich mit ihnen. Ich sehe dabei immer ein, daß ich in Berlin etwas gelernt habe.

Sei also guten Muts für mich, liebe Mutter, und schließe mich in Dein Gebet ein, so wie ich täglich es tue. Schreib mir einer ein Wort von Euch, ich nehme es sehr dankbar auf.

Dein Peter Cornelius.

68. An seine Schwester Susanne.

Weimar, den 14. Juni [1856].

Geliebte Susanne!

Ich sitze mit einer wollnen Mütze über den Ohren, und diese mit Baumwolle verstopft, ins Schlafzimmer zurückgezogen, um Bronsarts Spiel nicht zu hören, der nun schon solange ich hier bin, den ganzen Tag, ohne aufzuhören, Klavier spielt, und zwar meist ein und dasselbe Stück, ein schwieriges Scherzo von Liszt, welches er Takt für Takt, Passage für Passage übt und wirklich, glaube ich, nächstens ganz ausgezeichnet spielen wird.

Der Teufel hole alles Klavierspiel; es ist etwas schauderhaftes, dies herumrasen auf den schwarz und weißen Tasten. — Verlohnt es sich nun eigentlich der Mühe, daß ein begabter Mensch von Geist und Herz sich wochenlang um ein einziges Stück abmüht, um es nachher einem neuheitgierigen Publikum in den Rachen zu werfen? Doch das spricht die Verdrießlichkeit aus mir, denn wirklich ist mir die süße Ruhe, in der sich träumen, denken und empfinden läßt, recht widerlich gestört durch das ewige Gedudel. — Doch hat es bei alledem auch wieder sein Gutes. Ich laufe gleich fort ins Freie und komponiere. Ich scheine diesen Sommer wieder einer ziemlich fruchtbaren Zeit entgegenzugehen. Ein neues Heft Lieder ist nun schon fertig niedergeschrieben, im kleinen violetten Buch. Es sollen

vier Stück sein. Zuerst „Lust im Freien“,[1] dann „Liebendes Wort“. Dann „Kehr ich zum heimischen Rhein“ welches ich ganz hübsch komponiert habe),[2] dann „Ich war ein Blatt“, welches auch schon fertig komponiert ist.[3] Außerdem habe ich soeben drei Lieder von andern Dichtern in Arbeit, ein Ständchen von Schöll, König Enzios Lied und „Ein Musikant wollt' fröhlich sein“ aus „des Knaben Wunderhorn“.[4] Sodann komponiere ich zunächst meine Brautlieder, auch noch drei andre für Alt, und etwas ganz Neues in der Prinzeß Wittgenstein ihr Album. So daß in den nächsten Monaten das violette Buch voll wird.[5] Die vier Lieder sollen Dir gewidmet werden, etwa als Op. 5 oder 7, wo sie ja dann wohl im nächsten Jahr erscheinen sollen. Auch habe ich vor, mit der Zeit eine ganze Sammlung der schönsten Gedichte von Platen komponiert herauszugeben,[6] wenn auch erst im Laufe der nächsten Jahre, wenn sich unter der Hand manches angesammelt hat.

Hier wird es mich nun wieder den Sommer doch so hinhalten und der letzte Termin für die Bernhardshütte wird wohl wieder der Mutter Geburtstag sein. Dann bleibe ich aber in den Winter hinein dort. Jetzt sind meine paar Schüler froh, daß sie mich wieder hier haben. Huber[7] macht Fugen, Tausig[8] Canons, und Ratzenberger[9] seine ersten vierstimmigen Lieder und Choräle.—

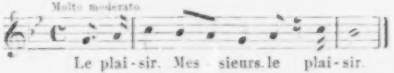
Ich fühle mich seit meiner Zurückkunft[10] beruhigt und konservativ gesinnt in meinen hiesigen Verhältnissen. Das kannst Du daraus merken, daß ich ziemlich produktiv bin und täglich mich mit Kompositionen trage. Das Gefühl des Interimistischen, Transitorischen, was meinem hiesigen Aufenthalt naturgemäß anhaftete, muß und

[1] Nicht auffindbar.
[2] Diese beiden stehen in der Gesamtausgabe „Rheinische Lieder“ II u. IV.
[3] Bisher nicht auffindbar.
[4] Ebenfalls unbekannt.
[5] Dieses Buch ist ganz verschollen.
[6] Kam nicht zur Ausführung.
[7] Josef H., Violinist und Komponist 1837—86.
[8] Carl T., Liszts später so berühmt gewordener Schüler 1841—71.
[9] Theodor R., Pianist und Komponist 1840—79.
[10] C. war mehrere Wochen in Mainz gewesen, wo er sich zum zweiten Male vergeblich um die Dirigentenstelle bei der Liedertafel beworben hatte.

wird nun wohl immer mehr einem festeren, innigeren Hingeben an das Gegebene Platz machen.

Wenn ich einmal eine frohe Nachricht zu geben habe, wenn etwa mein Vaterunser herauskommt, oder so was, oder wenn ich eine Anstellung bekäme, so wollte ich gern schreiben. Jetzt aber fehlt es mir sehr oft, oder meistens an Briefpointen, an dem eigentlich Interessanten, und was ich sonst so denk' und fühle, müssen die Wissenden und Liebenden lieber da genießen, wo es konzentriert und in Form gefaßt ist, in Gedichten oder Kompositionen.

Eine angenehme Bekanntschaft erneuerte ich, die des Dichters Alfred Meißner,[1] welcher von Paris kam, wo er den Nachlaß von Heinrich Heine geordnet hat, den er nebst einer Art Biographie des berühmten Schriftstellers herausgeben will.[2] Denke Dir, daß Heine noch auf seinem Siechbette eine Liebschaft mit einer vornehmen Dame anknüpfte; sechs von den betreffenden, äußerst glühenden Liebesbriefen wird Meißner mit herausgeben. — Mit Meißner und Köhler[3] habe ich die paar ersten Abende im Hotel de Russie angenehm verplaudert. Er erzählte viel von Paris, und wie unleidlich es jetzt dort sein soll, wie man selbst bei Diners von 3—5 Franks lauter falsche Weine und verdächtige Speisen bekommt, wie überaus teuer man Logis und besonders Heizung bezahlen muß. Meißners Beschreibung jagte mir einen Horror vor Paris ein; er erzählte unglaublich scheußliche Dinge von der Weltstadt. Amüsiert haben mich übrigens die Melodien der Ausrufer, die er uns teilweise vorsang, und die vor den Fenstern in einer beliebten Straße ein entsetzliches Charivari bilden müssen. Da gibt es Gebäck, welches man le plaisir nennt mit einer ironisch kläglichen Melodie.

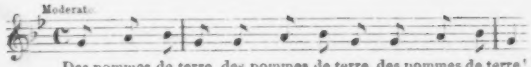


[1] Bekannter Dichter und Romanschriftsteller 1822—85.

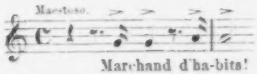
[2] Erinnerungen an Heine, Hamburg 1856.

[3] Reinhold K., Philolog und Literarhistoriker 1830—92. Von 1857 bis 1881 Bibliothekar, von 1881 bis zu seinem Tode Oberbibliothekar der großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

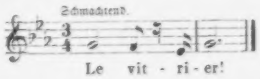
Die Kartoffelleute rufen:



Der Kleiderhändler:



Der Glaſer, Fenſtermacher, Glashändler:



— — Nach der erſten Woche meines Aufenthaltes ſchwand allmählich das Unbehagen. Jetzt fühle ich in Bruſt und Hals nicht mehr das mindeſte; ich atme frei und leicht, ſchlafe jede Nacht prächtig. Nur den Kaffee, den unſre gute Morgenſtern durchaus nicht zu brennen verſteht, trinke ich nie mit eigentlichem Genuß. — — Seitdem habe ich nun wieder Liſzt ein paarmal recht in ſeinem esse ſpielen hören. Man glaubt immer jedesmal, man hört ihn zum erſtenmal, oder wenigſtens, ſo habe man ihn doch nie ſpielen hören. Jetzt iſt er vier Tage zum Magdeburger Muſikfeſt verreiſt geweſen und da habe ich täglich oben gegeſſen und eine Partie Schach mit der Fürſtin geſpielt. — — Den Geburtstag der Eliſe, der der ſchönſte Tag war, den wir dieſen Sommer hatten, habe ich drüben auf den Ettersbergen ganz allein für mich verlebt, von 9 Uhr morgens bis 9 Uhr abends; da komponierte ich das Lied: „Ich war ein Blatt an grünem Baum“.[1] Es iſt ſchöner großer Buchenwald, den ich nach allen Seiten durchſtrich, und abends an dunklen Tannen

[1] Die Kompoſition iſt verſchollen, der Text ſteht in den „Gedichten“.

wäldern vorbei, in denen bläuliche Flechten an der Rinde unter einzelnen Sonnenſtrahlen wie funkelnde Edelſteine aus dem tiefen Dunkel glänzten, wieder nach Hauſe. Recht luſtig bin ich zweimal geweſen, wo ich mit Schreiber und Bronſart abends nach Belvedere zum Nachteſſen ging, und zwiſchen 11 und 12 Uhr wieder herunter.

Ein paarmal die Woche bin ich nun auch immer wieder bei der Schultze geweſen; unſer Verhältnis ſtellt ſich nun auch ruhiger her und iſt in der Weiſe, wie es jetzt beſteht, ein recht angenehmes: ich trinke manchmal mittags Kaffee bei ihr und habe in dieſer Weiſe ſchon einiges bei ihr gedichtet und komponiert, unter anderm geſtern das Gedicht, welches ich Dir auf der nächſten Seite mitteile, es iſt auf den Tod der alten Frau Erichſon, Schwiegermutter von Preller, die vor einigen Tagen im Alter von 86 Jahren geſtorben. Heute morgen war ich mit beim Begräbnis.

Heute haben wir hier den Wollmarkt, den Carl Auguſt im Jahre 1825 geſtiftet, und noch dreimal miterlebt hat; das iſt der große Tag für Weimar: es iſt allerlei Feſtlichkeit damit verknüpft, die ſo etwa in die halbe Woche hineindauert. — Dieſen Mittag war ich auf der Altenburg, wo Dr. Selig-Kaſſel zugegen war; ein früherer Jude, jetzt Proteſtant, ein ſehr gelehrter und durch ſeine Begeiſterung anregender Menſch.[1] Liſzt iſt wieder von Magdeburg zurück, wo er die neunte Sinfonie von Beethoven dirigierte und mit großer Wärme aufgenommen war.

Der alten Mutter Vermächtnis.

Die alte Mutter fühlt des Todes Kommen,
Der letzten Stunde harrt ſie unbeklommen.
Sie zählt die Tage auf dem Krankenbette,
Die letzten Ringe in des Lebens Kette.
Und als der Tod zu lang ihr ſchien zu ſäumen,
Da ſprach ſie leiſ' in ſchon entrückten Träumen:

[1] Paul Stephan, früher Selig-K. 1821—92, bekannter Gelehrter, Sprach- und Kulturhiſtoriker.

„An einer irdnen Flasche hängt mein Leben,
Die müßt vom Orte, der sie birgt, ihr heben.
Wenn die vergrabne Flasche brach in Scherben,
Dann ist mein Ende da, dann kann ich sterben.
Doch in der Flasch' ist schönes Gold enthalten,
Darüber sollen meine Enkel schalten." —
Habt Ihr gefunden die vergrabne Flasche?
Die Mutter starb: es wird ihr Leib zu Asche.
Es geht ihr Geist auf höh'ren lichten Wegen:
Euch aber bleibt das Gold: der Mutter Segen.
O nehmt das Gold aus den zerbrochnen Scherben,
Und laßt's auf Kind und Kindeskind vererben.

Ist das scheen?! — Leb wohl, inniggeliebte Susanne, an Hestermann soll mein nächster Brief sein. Grüße ihn und alle, und behalte recht sehr lieb Deinen getreuen

Peter Cornelius.

69. An seine Mutter.

Weimar, Mitte Juni 1856.

Liebe Mutter!

Ich habe eine so große Lücke in meinen Mitteilungen an Euch entstehen lassen, daß es mir nun seit Monaten auf dem Herzen liegt, Euch wieder etwas von mir hören zu lassen. Du kannst Dir denken, daß bloße Briefsaulheit nicht der einzige Grund zu meinem Schweigen war, sondern daß manche Umstände zusammenkamen. Es ist eigen mit meinem Leben, es will nicht dahin kommen, daß sich geordnete, feste, einigermaßen befriedigte Verhältnisse für mich bilden, aus denen heraus es mir ja eine Freude wäre, über mein Tun und Treiben regelmäßiger zu berichten. Deswegen habe ich so in der Hauptsache gar nichts, was einen Brief spicken könnte, und wenig freudige Veranlassung zur Korrespondenz. Andre schreiben, daß sie Hoffnung haben, Zulage zu bekommen, oder daß sie zu heiraten gedenken, oder daß es mit den Geschäften jetzt einigermaßen

besser steht, oder daß ihre Frau glücklich niedergekommen ist. Aber mit dergleichen kann ich eben nicht aufwarten. In jüngeren Jahren machte es mir Freude, mich in Hoffnungen und in einem schönen Gefühl der Jugend und Liebe zu ergehen, die in gutem Humor vorgetragen, auch meinen Briefen einen gewissen Reiz verleihen konnten; nun ist allerdings auch Gefühl, wohl auch noch Jugend und Liebe da, aber Euch andern gegenüber halte ich den Blick auf das bestimmte Haltbare gerichtet, und dies bestimmte Haltbare fehlt. Du weißt, wie es mir wieder mit Mainz ergangen ist! Wie ich da wieder mit allem guten Mut hinging, auch ganz fest auftrat und auch wohl in dem, was man von mir verlangte und verlangen konnte, das Rechte und Tüchtige leistete. Aber wie eigen, daß es mir eben nicht gelingt! Ich habe kein Glück, wie man das so nennt. Und es war das zweitemal. Du wirst ja wohl durch Susanne wissen, wie alles ausfiel, wie ich meine Besuche machte, meine Probe ganz gut abhielt, meine Partei für mich hatte, und wie nachher von sämtlichen Konkurrenten kein einziger gewählt wurde, weil eben die Parteiungen zu zerrissen waren. — Schon vor meiner Abreise nach Mainz war ich Elise längst einen Brief schuldig; dann kamen die sechs Wochen in Mainz dazwischen; ich war anfangs verstimmt, besonders aber dachte ich, Euch nun bald die Zeit meines Hinüberkommens genau bestimmen zu können. Damit zog es sich aber so hin; ich hatte meine paar Schüler, die ich doch nicht so wollte sitzen lassen, und dann war auch noch ein andres dran schuld — das Geld! Ja, könnte ich eben nur so einpacken und reisen, ich wäre längst bei Euch, besonders da nun auch meine Schüler, bis auf einen, in ihre Ferien gereist sind. Aber da sitze ich fest! Da kann ich Dich versichern, daß mir irgend eine gründliche Hilfe von einem edlen Deutschen, der einmal ein bißchen tief in den Beutel griffe, auf lange Zeit auf die Beine helfen könnte. Das hemmt eben alle Pläne, und macht die kräftigsten Entschlüsse blaß. Das sind Konflikte, in die eben jeder kommt, der zwischen geistigen Bestrebungen und leiblichen Notwendigkeiten sich durchwinden muß. Ich hatte kein Wort darüber verloren, liebste Mutter, wenn es nicht zur Erklärung meines Schweigens diente, und auch teilweise mein längeres Hierbleiben statt zu Euch hinüber zu kommen motivierte.

Im Laufe des Juli erwarte ich nun zwei verschiedene Einnahmen. Etwa 18—20 Taler von einem Verleger in der Schweiz, dem ich sechs Gesänge von Berlioz ins Deutsche übersetzt habe, und 28—30 Taler von Schlesinger in Berlin für mein Vaterunser. Das wird so 40—50 Taler zusammen machen, mit denen ich doch hier die notwendigsten Posten insoweit decken kann, daß mein Fortgehen nicht wie ein Durchgehen aussieht. So habe ich bis jetzt meine Überkunft zu Euch auf Anfang August festgesetzt, bis wohin ich diese Gelder zu erhalten hoffe. Sollte wider Vermuten andres dazwischen kommen, und ich noch länger hingehalten werden, so wäre einmal wieder Dein Geburtstag, liebste Mutter, wie in den beiden letzten Jahren, mein spätester Termin, und ich würde dazu ganz bestimmt eintreffen.

Von meinen oben bemerkten Geldangelegenheiten gebe ich Dir ein kleines Beispiel. Als Hestermanns Brief ankam, der mir die Sache in Mainz ankündigte und mir dringend zuredete, mich aufs Neue zu bewerben, war ich anfangs gar nicht Willens darauf einzugehen. Ich hatte mich durchaus schon an den Gedanken gewöhnt, Anfang Mai hier mit allem abzubrechen und zu Euch hinüberzukommen, um von da an ruhig größere Arbeiten vorzunehmen. Nun dachte ich mir, regt dich diese Angelegenheit wieder auf, es wird zuletzt doch nichts draus, und du gehst unnötig von deinem Plane ab. Doch aber sprach auch manches wieder für die Sache, und ich dachte mir besonders Du und Ihr alle würdet mir es sehr verdenken, wenn ich diese Gelegenheit vorüber gehen ließe ohne die nötigen Schritte zu tun, die sich doch äußerlich so günstig zeigte. Ich dachte, gehst Du nicht hin, so wird man wieder sagen: Der Peter bringt es natürlich zu nichts, er ist auch zu indolent, statt diese Gelegenheit rüstig beim Schopf zu ergreifen, wo sich ihm einmal wieder ein festes Brot bietet, geht er nach Bernhardshütte und verbringt die Zeit mit Plänen zu größeren Werken. — All diese Gedanken regten mich einige Tage sehr auf, ich war aber dennoch entschlossen, bei meinem Vorsatze zu bleiben, und mich von dieser scheinbar lockenden Aussicht nicht abhalten zu lassen, nach Bernhardshütte zu gehen, um dort meinem eigentlichsten Lebenszweck: poetischem Schaffen, zu genügen. Nachdem ich Für und

Wider vielfach überlegt hatte, wollte ich doch in so wichtigen Dingen nicht ganz auf mich allein vertrauen, sondern dachte: ich stelle die Sache Liszt vor, und wie der entscheidet, so will ich handeln. Und Liszt war dafür, daß ich nach Mainz gehen solle. — Ich nahm zehn Taler auf, um die Reise machen zu können, und als ich nun zurückkehrte (die Rückreise hatte mir Hestermann bezahlt) und für meine Theoriestunden zehn Taler einnahm, so mußte ich dieselben ohne weiteres nachträglich für meine Hinreise opfern. Was aber in meinen Verhältnissen zehn Taler für ein Loch ins Kontor schlagen, kannst Du Dir denken. Außerdem habe ich in den sechs Wochen dort nichts verdient, meine hiesigen Stunden ausgesetzt, und mußte doch hiesige Ausgaben, wie Logis und Klaviermiete fortlaufen lassen. Auch mußte ich dort in Mainz bei meiner Bewerbung anständig erscheinen, das kostete mich einen neuen Anzug, den ich mir sonst, wiewohl ich hier in meiner vornehmen Umgebung auch anständig erscheinen muß, dennoch vermutlich nicht angeschafft hätte. Dazu kommt, daß ich, wie Du weißt, infolge von Andeutungen, die der Intendant Beaulieu voriges Jahr Schöll gemacht hatte, für meine Übersetzung des Benvenuto Cellini auf zirka 50 Taler bei Gelegenheit einer hiesigen Aufführung rechnete. Die Aufführung fand statt, aber ich ging leer aus. Ich war sehr getäuscht und bestürzt, sprach mit der Fürstin darüber. Da gab mir denn Liszt 50 Taler aus seiner Tasche, die ich aber von ihm natürlich nur in der Not nahm, und sie als Anleihe betrachtete, so daß ich für meine letzten Arbeiten nichts von ihm nehme, sondern froh sein muß, jene 50 Taler damit, und mit Späterem abarbeiten zu können. 15 andre Taler, die ich für Stunden einnahm, flogen nur so weg!

Wenn Du nun zu all diesen kleinen nagenden und prickelnden Sorgen moralische und geistige rechnest, so wirst Du verstehen, wie selten ich in der Lage sein mag, Mitteilungen über mich zu machen, die ja in den Hauptsachen, die Ihr für mich wünscht, sowenig Erfreuliches haben können. Die moralischen Sorgen ergeben sich natürlich aus dem Kampf um das Höchste, aus der Frage, ob dies Erdenleben nicht als unwert befunden werden wird, um die Seele zu einem höheren schöneren Leben im Reich der Geister zu berech-

tigen. Das Erringen einer wirklich edlen geläuterten Sittlichkeit, eine schöne Übereinstimmung zwischen Gesetz, Grundsatz und Handeln und Ausführung muß in jeder fühlenden Seele ein Gegenstand täglichen Kampfes, häufiger Entmutigung und Niederlage, und wechselnden Wiederaufstrebens und Erhebens sein: so auch in der meinigen. Und darin leben wir Menschen eigentlich gar abgeschlossen, und selbst im vertrautesten brieflichen Verkehr wenig mitteilsam gegeneinander, wir bleiben einander oft ungelöste Rätsel, und geben uns zu wenig Mühe, für eine liebende Auflösung zu sorgen. — Die geistigen Bekümmernisse hat dann obendrein der poetisch Produzierende meist für sich allein zu tragen. Die Frage, ob nach allem Streben nun auch ein im höheren Sinne genießbares faßliches Schönes herauskommt, ob das ringende Individuum für einen achtbaren Mitarbeiter am Tempel des Schönen gehalten wird, quält uns oft am tiefsten. Da kommen Stunden bittersten Ungenügens und herbsten Zweifels, ob denn endlich das poetisch Geschaffene ein Gelungenes sein wird, ob es der Mühe lohnt, es in die Welt gesetzt zu haben. Siehst Du, all diese Fragen, die materielle, die moralische, die geistige Existenz betreffend, sind jetzt gerade in einem gärenden Entwicklungsprozeß bei mir begriffen, indem ich vieles innerlich verarbeite und erlebe, nach außen aber nicht viel des Erfreulichen und Tröstlichen geben kann.

Ich will Dir aber auch die Kehrseite des Bildes zeigen und Dir von dem Guten sagen, was geistig und leiblich in mir und meinen Verhältnissen liegt und Aussichten auf das Bessere eröffnet. Ich habe mich in jeder Hinsicht seit meinem Fortgehen von Berlin tüchtig und mit einiger Selbständigkeit entwickelt. Man spricht oft von einer Stellung, die ich mir erringen müßte, und achtet dabei vielleicht zu gering, wie ich mir seit nun beinah drei Jahren eine Stellung geschaffen habe. Als ich damals von Wallerfangen wegging, und die Stelle in Mainz nicht bekam, ging ich ohne alle Mittel nach Weimar; jetzt stehe ich hier so, daß man mich gewiß in allen Kreisen, in denen ich bekannt bin, ungern verlieren würde, und ich darf sagen, daß gerade Liszt und die Fürstin, denen ich am meisten zu danken habe, mich am liebsten an sich fesseln möchten. Ich habe hier fast nur Umgang mit berühmten und bedeutenden

Menschen, und darf mindestens sagen, daß ich von ihnen nicht gering geachtet werde. Nun, liebe Mutter, denke an den 19jährigen Jungen, wie er von Wiesbaden wegging, und dann in Berlin eigentlich erst anfing das zu begreifen, was ihm nötig war: der dann von dort, von allem Guten und Bösen sich glücklich losriß, und sich eigentlich hier erst ein Stück Erde geschaffen hat, worauf er steht, wenn auch noch schwankend und ruhmlos, so wirst Du trotz allen Bedenklichkeiten immerhin mit einer gewissen mütterlichen Zufriedenheit auf mich sehen. Glaube mir, ich lerne tagtäglich in Kunst, Wissenschaft und Leben etwas, ich werde nie still stehen. Glaube mir, ich habe bereits in dieser Zeit, was man so sagt, die Hörner abgelaufen: ich habe schon heute, wie Platen sagt: „manchen Zahn der Welt gesichtet!“ Ich fühle mich jung und, was das beste ist, im edelsten Sinne des Wortes, unverdorben. Ich habe in keiner jener drei Beziehungen, weder in materieller, noch in moralischer, noch in geistiger, den Mut verloren, oder Ursache den Mut zu verlieren. Ich bestrebe mich ohne Frömmelei und Heuchelei und im gesunden Anschließen an den Gang der Dinge dieser Welt, einer tiefen und reinen Zerknirschung und Demut vor Gott, und eines unbedingten Vertrauens und Hingebens an seine göttliche Vorsehung, und betrachte den ganzen Wandel und Wechsel dieses irdischen Lebens von dem Standpunkt eines unerschütterlichen Glaubens an ein ewiges Leben und einer ewigen Vergeltung, wie er mich gelehrt wurde, wie ich ihn verloren und für das ganze Leben auf eignen Wegen und durch mein eignes Gebet wiedergewonnen habe. Kommt einmal ein äußerliches Glück an mich, welches Wohlstand und Gedeihen bringt, so findet es einen gefaßten, geklärten Menschen an mir, der es zu seinem und andrer Wohl zu nutzen verstehen wird. — Was mein geistiges Streben betrifft, so ist die nun täglich zu erwartende Herausgabe meines Vaterunsers, und die sicher bald nachfolgende meiner Lieder bei Schott ein guter Schritt weiter auf der betretnen Bahn der Öffentlichkeit. Ich habe den großen Vorteil, daß ich nicht mit unreifen Erstlingswerken vor das Publikum trete. Du sollst sehen, daß das Vaterunser überall mit Achtung aufgenommen werden wird. Wer es mit verständigem Auge betrachtet, wird sehen, daß er es hier nicht mit Tugendliedern

zu tun hat, wie sie in unsern tonseligen Zeiten zu Tausenden erscheinen, um alsbald wieder zu verschwinden. Er wird finden, daß diese Gesänge Kundgebungen eines einheitlichen Gemütes und Geistes sind, welche naturgemäß und gesund unter Sonnenstrahl und Regen einer geistigen Welt erwachsen sind. Hier ist am Ende einmal ein Stück von mir selbst, hier ist ein Strich zu der geistigen Physiognomie, welche nach und nach zu einem ganzen, und hoffen wir, edlen Antlitz werden soll. Glaube mir, liebe Mutter, es werden viele Noten geschrieben, auf schönes Papier gedruckt, mit rosa und blau oder grünen Umschlägen in den Musikladen gestellt, aber es bleiben doch immer nur Noten; glaube mir aber, und freue Dich schon jetzt darüber, daß ich einstens ein Dichter genannt werde, dem es gegeben war, in sein eignes Herz zu greifen und ein Stück aus dem unverwüstlichen tiefen Gemütsleben des deutschen Volkes ans Licht zu geben in Wort und Klang, und wenn es ja so käme, teuerstes Mütterchen, so hättest Du ja am 24. Dezember 1824 einen Dichter auf die Welt gebracht, und die Welt müßte Dir nachträglich ebenso dankbar sein als ich.

Wenn mir Jemand in Berlin das Vaterunser vorgelegt hätte und gesagt, so etwas wirst Du binnen drei Jahren schreiben, ich hätte mir's nicht denken können; soviel Aufschwung habe ich genommen, seit ich nach Weimar ging, so vieles verdanke ich vor allen Liszt, aber auch dem Umgang mit so manchen andern, wie Schöll, Sauppe, Hoffmann von Fallersleben, Schade, Joachim, Bülow, Raff, Bronsart, Köhler, die Fürstin Wittgenstein nicht zu vergessen. — Liszt, der auch sonst schon manchen von meinen Kompositionen Beifall schenkte und vieles mit Interesse sah, hat sich über das letzte Lied aus meinem Vaterunser („Erlös' uns vom Übel") mit großer Begeisterung ausgesprochen, und sagt es aller Welt, daß dies ein Lieblingslied von ihm sei. Wollte ich die Wurst nach der Speckseite werfen und das Werk unsrer Großherzogin oder Großfürstin widmen, so konnte irgend ein äußerlicher Erfolg nicht ausbleiben. Aber die Widmung an Brüggemann ist eine natürliche und durch mein Inneres bedingte, und soll und muß heilig gehalten werden. Möchte nur auch Cornelius noch lange gesund bleiben, daß ich ihm ein größeres Werk widmen kann; und Liszt

soll das Beste haben, dessen ich fähig bin, denn er ist mein großer, aber allen kleinlichen Tadel hocherhabener Freund, einer von den Geistern, mit denen die Jahrhunderte geizen.

Was nun schließlich die materielle Frage betrifft, so hat mir die Fürstin neulich angedeutet, daß mir Liszt ein Fixum für meine laufenden Arbeiten geben wolle. Ich werde dann ein festes Logis auf der Altenburg beziehen und meine Kost haben, so daß alles, was ich nebenbei verdiene, nun nicht länger aus der Hand in den Mund geht. Wenn sich das so macht, so wird es ein erfreuliches Geburtstagsgeschenk für Dich sein. Dann bleibe ich hier in den geistig regen Kreisen, und verlebe immer einige Monate der Ruhe und ungestörten Arbeit bei Euch. Dann wirst auch Du mich immer auf einige Wochen besuchen, und auf der Altenburg wohnen können, auch Elise und Franz werden dann doch einmal herüberkommen und sich das gute Weimar bequem und vergnüglich ansehen. — Du siehst, Liszts Empfehlung hat mir sogar schon ein kleines Honorar für mein Vaterunser eingetragen, und ich werde von nun an bekannter werden und jedes Jahr einige Hefte Kompositionen im Druck erscheinen lassen können. Was ich Größeres zustande bringe, findet dann auch hier in Weimar durch Liszt, am Theater oder bei Hofe, am ehesten eine Aufführung und mag, wenn es lebensfähig ist, seinen Weg von hier aus weiter machen. Darum laßt mich hier an den Gräbern unsrer großen Dichter, und am Arm meines Liszt und so mancher andrer lieben Freunde. Ich will nicht um ein paar hundert Taler, wie sie jetzt wieder in Mettlach locken, mich aus aller künstlerischen Umgebung losreißen und mich fern vom großen Weg in eine Ecke hocken. Ich habe mich hier an ein mäßiges, geordnetes Leben gewöhnt, alle Kneipenwirtschaft hat längst und für immer ein Ende, bekomme ich auch nur ein Fixum von 150 oder 200 Talern, so sammelt sich andres darum an in den nächsten Jahren. So bleiben wir zusammen, in Thüringen, im Herzen unsres guten Deutschlands, wo ja auch Franz endlich auszuhalten scheint. — Denke Dir, ich sollte, ohne vertrieben zu sein, Liszt und alle andern meiden, um dort von ein paar reichen Bourgeois abzuhängen und mit dem zeitweiligen Umgang von ein paar Pastoren zufrieden zu sein. Nein, hier ist das heilige

Grab der Dichter und blühendes Leben der Musik, wie nirgendwo, so will ich denn hier leben und sterben.

Leb wohl, Mutter, ich schließe mit vielen Grüßen an alle und mit den besten Wünschen für Euer aller Wohl.

Dein treuer Sohn

Peter Cornelius.

70. An die Fürstin Wittgenstein.

Bernhardshütte, den 10. September 1856.

Hochverehrte Frau Fürstin!

Ich hatte mir die Idee in den Kopf gesetzt, daß mein erstes Lebenszeichen Ihnen durch die Zeitung zukommen solle, und bin nun fast verdrießlich und sehr in meinen Hoffnungen getäuscht, daß ich mich nun erst spät und säumig schriftlich einfinden muß, wo ich gedruckt zu prangen dachte. Gleich am zweiten Tage nach meiner Ankunft begann ich meine hiesigen Beschäftigungen mit einem Aufsatz über unsre Fahrt mit Liszt nach Sondershausen.[1] Ich arbeitete einige Tage und mit bestem Humor an der Geschichte, so daß der Artikel etwa die Länge von der „Zwischenaktmusik“ bekam, und versetzte mich im Geiste immer vor Durchlaucht und Prinzessin, wie Sie gewiß über manches lachen und mir zustimmen würden. Ich schickte das fertige Manuskript an Schlesinger und warte seit nun drei Wochen vergeblich auf das Erscheinen und muß nun fürchten, nächstens einen in der Wiege erstickten Krebs ankommen, oder den Artikel in unzedeiblicher Verpätung gedruckt zu sehen. Besonders hatte ich eine Fabel über Liszt und die Berliner Kritik eingeflochten, die verdiente in allen musikalischen Blättern abgedruckt zu werden. So geht es mir nun das drittemal mit Schlesinger, erst mit einer Korrespondenz über Weimar und Liszt, dann mit dem Artikel über Santa Chiara,[2] und nun mit dem Artikel: Im Loh. Das viertemal soll es mir gewiß nicht so gehen. Es war mir nur ein Erkenntlichkeitsgefühl, was mich veranlaßte, die Sache an Schlesinger zu übersenden: sonst hätte ich Durchlaucht

[1] Betitelt: Im Loh. Siehe Aufsätze S. 49.

[2] Diese beiden Aufsätze sind verschollen.

ja ersucht, es ans Abendblatt zu senden, oder es direkt an Zellner nach Wien geschickt. — Doch verzeihen mir Durchlaucht, daß ich Ihnen solange über eine Angelegenheit schwatze, die ich nun fast verschmerzt habe. Ich will nächstens über Liszts Rhapsodien schreiben und damit wird Schlesinger nicht solange zögern, weil sie bei ihm gedruckt sind. Es ist nur für einen so indolenten Menschen wie mich, ein zu schlechter Impuls, Dinge, die man mit Liebe und Humor für die Öffentlichkeit bestimmt hat, so im Bureau des Verlegers verduften zu fühlen.

Fast mit dem Artikel zugleich beendete ich den dramatischen Scherz, „Die erkannten Götter", von dem ich Durchlaucht in den letzten Tagen gesprochen. Meiner Mutter, der ich es in den Abenden unsres Alleinseins vorlas, hatte es so gefallen, daß ich beschloß, sie zu ihrem Geburtstag mit einem neuen Lustspiel zu überraschen. Das wurde größer und ich denke auch haltbarer wie jenes erste. Es heißt: „Man will mich auf die Bretter bringen." Die komische Furcht eines guten alten Philisters, auf dem Theater persifliert zu werden, ist der Hauptzug des Ganzen. Damit ist eine Liebe seiner Nichte zu einem Schauspieler und Bühnendichter verknüpft, und der Alte sieht sich am Schlusse in seinem eignen Hause ganz täuschend dargestellt: wie er die Verbindung der Kinder mit salbungsvollen Worten segnet, so daß ihm nun selbst ganz weich zu Mut wird, er alles zugibt, und nun sogar darauf dringt, in solch würdiger Weise wirklich auf dem Theater vorgestellt zu werden, und zwar in einem Stück: Die Suppenanstalt, dessen Idee er dem Neffen angibt. Die vier Männerrollen erscheinen mir alle vier nicht übel und ziemlich dankbar. — Wie ich einmal so im Schreiben drin war, fiel mir eine andre Idee ein, die sich um ein Sonett von Platen dreht und ein kleines Stück von vier Personen bildet. Ich habe es fertig. Es kann heißen: Platen in Venedig, oder auch: Dichter und Cicerone. Platen, berauscht von den Eindrücken der mächtigen Stadt, ist von Liebe zu einer unbekannten Dame erfaßt, und hat ein Sonett an sie gerichtet. In der Stimmung dieses Sonetts beginnt Platen das Stück. Er ist trostlos, Venedig und die Angebetete zu verlassen. Da stürmt Staberle (der Fremdenführer, siehe Briefe von Erwin Spekter) herein. Er

hat die Unbekannte aufgefunden, und gibt Platen in einem Gemisch von italienisch und deutsch zu verstehen, daß *ihn* die Dame bestellt habe, um sie in den Palast Pisani zu begleiten, um ihr ein berühmtes Bild von Veronese zu zeigen. Platen tauscht augenblicklich mit Staberle die Rolle und eilt hin, um jene Dame selber in den Palast Pisani zu begleiten. Staberle bleibt in großer Verlegenheit in Platens Wohnung und Kleidung zurück, und zu seinem größten Unglück kommt der Gemahl jener Schönen, Baron Heldheim zu Platen, um sich ihm selbst vorzustellen. Komische Szene zwischen Staberle und dem Baron, die mit einem Gedicht schließt, welches der falsche Platen für das Album der Baronesse macht. — Verwandlung. Palast Pisani. Platen und Eugenie. An das Bild von Veronese anknüpfend läßt der Cicerone bald den Dichter merken, und die junge Frau sagt ihm: Sie verlieren Ihre Zeit in dieser untergeordneten Stellung — Sie sind ein Dichter! — Platen, der sich durch eine Apotheose von Laura und Petrarca ins Feuer geredet, ist auf dem besten Wege, eine Liebeserklärung zu machen. Da kommen der Baron und der falsche Graf — nun merkt die Baronin alles — statt Staberles Gedicht, welches der Baron (ein fader Enthusiast) wundervoll findet, bekommt die Baronin das an sie gerichtete Sonett. Sie liest es selber — versteht nun alles — eilt ergriffen hinweg und hinterläßt dem Cicerone reichen Lohn, dem Dichter eine Rose. Dadurch wird Staberle instand gesetzt, endlich seine Minna zu heiraten — Platen aber geht getröstet fort, eine Rose in der Hand und die Brust voll Ideale.

Diese dramatischen Versuche scheinen zunächst durch die Komödie aus dem Stegreif angeregt, welche wir in Tieffurt aufgeführt; zweitens ergeben sie sich unwillkürlich während meinem Grübeln über Opernstoffe und meinen Studien dazu; drittens entstehen sie aus dem persönlichen Bedürfnis, Leuten, die mir nahe stehen, zu gewissen festlichen Gelegenheiten irgend ein poetisches Produkt zu widmen.[1] Zu solchem Zweck wird mir die bloß geschriebene Lyrik

[1] C. hat keine von den genannten Ideen ausgeführt. Er schenkte die Skizzen seiner Schwester Auguste, die sie zu eignen Lustspielen verwertete, deren Titel lauten: Er will auf die Bühne, Die erkannten Götter, Platen in Venedig. Letzteres erschien bei Reclam Nr. 103.

immer ungenügender. Außerdem gewinnt in solchen dramatischen Darstellungen eine gewisse Summe von humoristischen Ideen und Lebensanschauungen eine bestimmte Form, die ich sonst in keiner Weise zu verwenden wüßte. Zu gleicher Zeit ist das Lustspiel eine Art Blitzableiter für die komische Oper, der ich mich innerlich mehr und mehr entfremde: es werden mir in dieser Weise nur pathetische, tiefgehende Vorlagen zur musikalischen Behandlung das Bedürfnis erwecken, und so der Musik das eigentliche Feld in dem sie zu wirken hat, auch in meinem poetischen Schaffen gewahrt und aufgehoben bleiben. Augenblicklich bin ich nun mit der Komposition der Brautlieder beschäftigt, denke daneben an das besprochene Vaterunser, auch an ein Ave Maria, als Fortsetzung des ersten Vaterunser. — Während meinem Arbeiten an der kleinen Komödie über Platen, deren eigentlicher Kern, wenn auch in komisches Gewand gehüllt, doch immer der Ernst poetischen Strebens ist, kam ich auf eine Opernidee, die mich in der ersten Konzeption so sehr begeisterte, daß ich mir, ohne augenblicklich Worte zu finden, gewisse Stellen daraus vorsang. Dieser Stoff würde aber im höchsten Grade pathetisch, religiös sein, und sich den Wagnerschen Ideen von der Auffassung des Weibes nahe verwandt zeigen. Wenn Durchlaucht mich dazu auffordern, so würde ich vielleicht in einem nächsten Briefe eine Auseinanderlegung dieses Stoffes geben. Im Augenblick sind mir die umgebenden, ausfüllenden Linien noch nicht klar genug. Wenn aber die Oper so werden könnte, wie ich mir es im begeisterten Moment dachte, so sollte sie niemand anders als Ihnen gewidmet sein, wenn Ihnen anders diese Widmung im Embryo nicht mehr als belächelnswert erscheint. Doch — möchte ich mich wohl getrauen, das Gedicht fertig mit nach Weimar zu bringen.

Die ersten vier Wochen leite ich hier ganz allein mit meiner Mutter und den beiden zurückgebliebenen Kindern. Mein Pate von vorigem Jahr, der kleine Leo, ist ein Blitzjunge voll Feuer und Leben. — Mein ganzes Dasein hier ist Dichten und Trachten und Trachten und Dichten. Ich spiele täglich einige Stunden Klavier, auf einem recht schönen neuen Instrument von Bieber in Nürnberg. Nürnberg ist bekanntlich unsre Kapitale hier in der

Gegend. Ich übe an den großen letzten Sonaten von Beethoven, und spiele nun auch das Scherzo und den Marsch von Liszt auswendig, und wenigstens genügend, um es mir nach Wunsch vergegenwärtigen zu können. — Dabei lese ich viel, studiere Geographie von Deutschland mit der Karte in der Hand, lese Goethes Sprüche und Xenien, die viel goldne Lebensweisheit enthalten, und in ihrer Hauptrichtung einen recht in dem Mut bestärken, kühn und vertrauensvoll dem Zug der eignen Individualität zu folgen. Auch nehme ich mir zum erstenmal im Leben Zeit, die Bibel einmal in ihrer ganzen Folge durchzugehen, und bin jetzt an den ersten Büchern Mose. Wunderbar und für alle Zeiten einzig ist dieser Glaube an den einen Gott, und das starke Festhalten der Patriarchen und Propheten an ihm bei allem ratlosen, willenlosen Schwanken der Masse. — — —

Ihr getreuer

Cornelius.

71. An seine Schwester Susanne.

Bernhardshütte, 4. November 1856.

Liebe Susanne!

Solange habe ich Dir nicht geschrieben, weil Du in den jetzigen Verhältnissen doch immer von mir erfährst, und ich von Deinen Süßigkeiten auch mit zu essen bekomme. — Heute nur einige Zeilen der Erinnerung an Dein schwesterliches Herz. Jetzt ist es endlich so weit mit mir, wie es längst hätte sein sollen. Mein Opernbuch liegt ausgearbeitet, fertig, reinlich geschrieben vor mir. Es ist der nach 1001 Nacht, dessen Skizze Du kennst; jetzt ist aber alles anders geworden: die Sache, wie sie auch sei, ist nun immer so, daß man ein halbes Jahr dran wenden kann. Ich habe überall verliebte Texte zu Arien, Duetten verarbeitet, fleißig lyrische Stellen angebracht. Ich bin einmal begierig, wie ich das komponieren werde! Schotts gegenüber sage nur, daß ich schon am Komponieren, und zu Ostern fertig bin! Denn so wird's auch!

Jetzt wollte ich nur, ich könnte meinem fleißigen Librettodichter ein recht anständiges Honorar zahlen. Fünf Louisdor hätte der Kerl

doch mindestens verdient, und das wäre noch schöner! Aber leider bin ich nicht in den Verhältnissen, um dem talentvollen Mann etwas unter die Arme zu greifen. Dabei ist der Kerl trotzdem so uneigennützig, daß er mir schon wieder einen neuen Operntext versprochen hat.

Hast Du mein Vaterunser schon gesehen? Es ist erschienen und Schlesinger hat eine recht noble Ausgabe gemacht. Dieser Tage schreibe ich nun an ihn, an Brüggemann, an Weimars und etwa vom 7., 8. an fange ich das Komponieren an. Bis zu meinem Geburtstag muß die Hauptsache in Ordnung sein. Liebe Suse! Vielleicht werde ich ein Opernkomponist! Wenn auch nur verhältnismäßig ein zweiter Lortzing, nur mit einer nobleren Faktur in jeder Hinsicht. Wenn mir's auch nur einigermaßen glückt, werde ich der erste sein, der mit Courage auf Wagners Bahn vorangeht. Nur möchte ich melodisch pikanter, freier, humorvoll sein, und neige mich schon in der ganzen Anlage meines Textes mehr zu dem sprudelnden Berlioz. — Des letzteren Oper mit meiner Übersetzung erscheint nun nächstens. Ich bin nur begierig, wann Schott endlich mit meinen drei Liedern herausrücken wird. Und noch mehr sollte es mich überraschen, wenn er für seine 15 Lieder vielleicht unversehens einmal in einem Anfall von Genialität mit einem Honorar herausrückte. Daß Schlesinger für das Vaterunser 50 Taler gezahlt, weißt Du? — Auch einen neuen Text zu einem Vaterunser für Soli und Chöre habe ich fertig. Vielleicht mache ich das nach meiner Oper in einer veränderten Bearbeitung. Es hat Zeit, sich abzulagern. — — — —

Ich riskiere viel und alles damit, daß ich hier bleibe und nicht nach Weimar gehe. Aber wenn ich jetzt nicht rücksichtslos dem Zug meines Innern folge, so ist es dann zu spät. Hab' ich nur meine Oper fertig, so wird man mich und alles mit ganz andern Augen ansehen. Für später fortschreitende Arbeiten ist mir nicht bang. — — Grüße doch Du Gute, Liebe, Jungs, Heß, Leißler und alle ehrlichen Fiedler[1] von Deinem

stets getreuen

Peter Cornelius.

[1] Heß, Leißler und Fiedler war eine bekannte Geschäftsfirma in Mainz.

72. An Hans von Bronsart.

Bernhardshütte bei Sonneberg
(Sachsen-Meiningen), den 6. November 1856.

Mein teurer Hans!

Es ahnte mir so etwas, als wir uns an der Eisenbahn trennten, daß diese Trennung am Ende wohl eine längere werden würde. Und so geschieht es nun! Nur diesen Brief und einen an Schlesinger habe ich noch zu erledigen, und dann gehe ich an das Komponieren — meiner Oper. Meines Barbiers! Du wirst erstaunt sein! Es hat sich so gemacht. Meinem vor kurzem einige Tage hier verweilenden Bruder las ich einen eben vollendeten Kantaten-Text, auf Grund der Dir erinnerlichen Idee eines neuen Vaterunsers. Sein Urteil darüber war nicht der Art, daß es mir den nötigen Impuls zu alsbaldiger musikalischer Ausführung gegeben hätte, die ich dann etwa um Neujahr nach Weimar zu bringen hoffte. Dagegen fand er den Text aus 1001 Nacht gar nicht übel, und da dies mit dem Urteil andrer, mir Nahestehender, Schölls, dem Deinigen, der Kiepke übereinstimmte, so überwand ich endlich alle Bedenklichkeiten, und machte mich sogleich nach meines Bruders Abreise frisch ans Werk, die Skizze aus- und umzuarbeiten, so daß nun nach drei Wochen das ganze Libretto in handlicher, traktabler Form und saubrer Abschrift vor mir liegt, als ob ich es von einem passablen Dichter für gutes Geld gekauft hätte. Übermorgen, teuerster Freund, fange ich an zu komponieren: sei mit Deinen besten Wünschen bei mir; der Himmel und die Muse unsrer hohen Kunst werden mich ja nicht verlassen. Vielleicht wirst Du dies alles bereits von Schöll wissen, dem ich in einem vorgestrigen Briefe über alles berichtet. Heute habe ich denn auch der Fürstin meinen Entschluß mitgeteilt, so schwer es mir wurde: beides, mein Hierbleiben, und das Wiederaufnehmen dieses ihnen antipathischen Planes wird Liszt und die Fürstin unangenehm berühren, und im schlimmen Fall vielleicht auch auf das äußere Gelingen der Sache nachteilig wirken. Ich muß mich aber endlich einmal über alle diese und andre Rücksichten mutig hinaussetzen, und tun, was mir mein Genius eingibt, und wozu mich das Urteil der andern Freunde ermutigt.

Ich wollte, Du könntest Dir den Text nun einmal ansehen. Die Oper hat nun zwei gleich lange Akte und wird etwas länger als der Barbier von Sevilla spielen, also ihren Abend ausfüllen. Ich habe mir im Laufe des ganzen für die zwölf Szenen, auch zwölf hervortretend lyrische Momente gewahrt. Vom Dialog ist viel Überflüssiges weggefallen; die Barbierszene ist um die Hälfte kürzer geworden, den Dialog derselben muß eine komische Sinfonik tragen, wie sie anderswo noch nicht da ist. Kurz, liebster Hans, was will ich mehr! Ich habe ein Libretto voll Gelegenheit, ohne Gelegenheitsmacherei, pikante Melodik anzubringen; das Liebesduett ist in seiner poetischen Anlage jetzt wirklich gelungen, und ich habe in der neuen Bearbeitung mir einen eigentümlichen Zug der Melodienwiederkehr im Verlauf des Dramas gewahrt, der auf dem Wagnerschen Wege geht, ohne im mindesten platte Nachahmung zu sein. — Genug davon, Hans! Ich schwatze wie eine Wöchnerin, und doch zu wenig für Dich, der so innigen Anteil an meinem Geschick nimmt. Während Du also in Paris Deine ersten Proben ablegst, tue ich es auf andern Felde, in der Stille des Waldes. Teurer, laß uns einander nahe bleiben!

Wie gut ist es jetzt, daß Du mir Dein Porträt geschenkt; Deine noble Fratze hat meinem Schwager gut gefallen, der auch eine ganz anständige Physiognomie hat. Dein Repertoire spiele ich Dir hier nach. Die Bülow- und Tremolo-Rhapsodie, sowie das Scherzo spiele ich auswendig; die andern beiden studiere ich jetzt. Schreibe mir also von Paris mit einer Zeile, wenn Du ein oder das andre Stück spielst, so hast Du einen geistigen Zuhörer, der Deinen Sprüngen vortrefflich nachzuhinken versteht. Schreiber erhält zugleich mit Dir einen Brief. Gedenket doch meiner in Freundschaft, wenn Ihr beisammen seid. An Köhler und an die Schultze hab' ich geschrieben; empfiehl Du mich der Frau von Schorn und Frorieps. Der Frau Suppe hab' ich ein Geburtstagslied nach Göttingen geschickt. An Scholl habe ich ausführlich geschrieben. Genaft habe ich hier gesehn. Köhler leider nicht.

Empfiehl mich doch gelegentlich Deiner lieben Braut und den Eltern angelegentlich. Weißt Du, ich habe mir gedacht, Deiner Braut meine Brautlieder zu widmen; vielleicht übernimmt Schle-

singer dieselben auch, und wenn Ihr nicht gar zu bald heiratet, so wäre das keine unpassende Widmung. Doch ist das eine prekäre Sache, und ich schreibe Dir es nur beiläufig, Du magst ungehindert Deine Meinung darüber sagen. — — —

Lieber Hans! Laß bald einmal von Dir hören, und schreibe mir genau, wie es mit Deiner Reise steht, wann Liszt wiederkommt, und vieles andre. — Ich habe Ende Oktober die Korrektur des Cellini besorgt, und manches heraus gebracht, was wir besprachen, im übrigen mag die Sache so laufen, wie sie steht. Ich habe ziemlich alle Stellen anders gegeben, an denen ich Ausstellungen zu Ohren bekommen habe. — —

Grüße doch auch Deinen Vater einmal von mir, und gedenke meiner, lieber Hans, in unverbrüchlicher Freundschaft.

Immer Dein

Peter Cornelius.

73. An seine Schwester Susanne.

Bernhardshütte, 4. Dezember 1856.

Beste Suse!

— — — — — — — — — Ich bin eben mit Vollendung eines Zyklus von sechs Weihnachtsliedern beschäftigt, den ich vielleicht noch in aller Bälde zu Schlesinger nach Berlin schicke. Die Lieder heißen: Weihnachten. Die Hirten. Die Könige. Simeon. Christus der Kinderfreund. Christkindlein. — Ich will sie der Elise widmen, und wenn sie auch nicht mehr erscheinen können, ihr schön geschrieben zu Weihnachten schenken. Sie haben eine recht bequeme Altlage. — —

Mit der Oper geht's gut. Sage nur Hestermann, der am Text zweifeln wird: „Nicht wieder zu erkennen, wie ich's damals las!" Vier Wochen lang dran umgearbeitet! Alles drastisch! Dramatisch! Plastisch! Handgreiflich komisch! Versilirt! — —

Täglich dichte und komponire ich was. Vier bis fünf Hefte Lieder werden neben der Oper fertig. Diese letztere den Sommer aber in Weimar ausgearbeitet und gefeilt. Dann im Herbst auf-

geführt. Ihr kommt hin! Aber erſt zur zweiten Vorſtellung, wenn eine ſtattfindet.

Auch Dein Mailied komponiere ich jetzt in einem Heft: Geſungene Briefe.[1]

Meine zweite Oper komponiere ich auf Johannisgrund, das kannſt Du Heſtermann nur einſtweilen ſagen. Vielleicht die Geſchichte mit dem Zaum von Wieland! Oder auch was ſchändlich Ernſtes.

Beſte Suſe! Dies nur zur Nachricht und Beruhigung wegen Deinem böſen Traum.

Dein Peter.

74. An Reinhold Köhler.

Bernhardshütte, den letzten Dezember 1856.

Lieber Köhler!

Ich muß mich nun tüchtig am Schreiben halten, wenn ich ſo manche Beweiſe treuer Freundſchaft erwidern will, die ich zu meinem Geburtstage erhalten; und ſo wende ich mich, nachdem ich ſoeben einen Neujahrswunſch an Liſzt und die Fürſtin beendet, zu Dir, mein Guter. Recht ſehr hat mich Dein Brief erfreut; es iſt damit ein eigen Ding. Weiß man doch recht gut, daß man nicht ſolcher Erinnerungen bedarf, wo Freundſchaft auf den feſten Grund zweier Herzen gebaut iſt. Dennoch iſt Trennung und die vorübereilende Zeit wie das trügeriſche Meer. Man badet in den Wogen, folgt der eignen Richtung, man weiß den Freund der Welle folgend, die ihn umſpült. Aber man ſieht ihn doch gern manchmal wieder mit dem Kopf über die Wellen tauchen, hört einen Zuruf von ihm, und iſt dann um ſo gewiſſer, daß man ſich am Ufer wieder ſieht, von dem man ausgegangen. So hat mich Dein Brief berührt, und wenn Du mir nun auch bis zu gehoffiem Wiederſehen kein Lebenszeichen mehr geben ſollteſt, ſo weiß ich doch, daß Du unverändert der alte biſt, und das ſichere Gefühl meiner unveränderlichen Freundſchaft bewußt oder ſtill mit in Dir herumträgſt. Auch

[1] Kam nicht zur Ausführung.

ich würde mich gern ebenso oft schriftlich mit Dir unterhalten, als wir dort doch immer einige Male wöchentlich zusammen sprachen. Aber man möchte schriftlich auch immer gleich etwas Geschehenes zu melden haben, und da die Schale meines Lebens hier gleichmäßig ihre Ringe ansetzt und der Kern sich nur unmerklich entwickelt, so ist davon wenig nach außen zu melden. Doch will ich heute in Erwiderung Deines Briefes von meiner Seite eine jener verplauderten Estaminetstunden ergänzen, und Dir einiges erzählen, was Dich speziell von meinem innerlichen Leben interessieren kann. — Ich habe hier eine kleine Ausgabe des Moliere vorgefunden, und den größten Teil seiner Stücke gelesen. Leider fand ich den Tartufe und den Geizigen nicht dabei. Diese Ausgabe ist mit einer recht interessant geschriebenen biographischen Einleitung von Voltaire versehen. In dem Moliere ist jeder Witz doch noch frisch und nach fast 200 Jahren unveraltet. Er ist mein Lieblingsfranzose; man kehrt immer mit gleichem, ja erhöhtem Interesse zu ihm zurück. Allerdings sind die Alexandriner schleppend und mir ist er im Grunde immer lieber, wo er sich die Mühe des Versifizierens nicht gegeben hat. Auch leidet er an gewissen Sentenzen und Phrasenarien, die so gut wie in den Opern den einzelnen Partien zuliebe eingestreut sind. Auch was den Genuß seiner komischen Motive betrifft, muß man sich oft auf den historischen Standpunkt stellen; so besonders, was das beliebte und oft von ihm sehr saftig behandelte cocu-Thema, überhaupt die Liebes-, ehelichen und Geschlechtsverhältnisse betrifft. Ebenso leiden viele seiner Stücke an Eilfertigkeit der Ausführung; oft muß die sehr pikant eingestreute Würze der Einzelheiten für eine schöne plane Entwicklung entschädigen. Damit wäre aber auch alles gesagt, was mir mangelhaft an ihm erschiene. Seitenlang dagegen könnte man seines Lobes nicht satt werden. Sitzt man nicht da, und lacht sich in aller Einsamkeit einen Ast, wenn man diese Fülle von komischen Situationen, aus fest gezeichneten Figuren gruppiert, diesen immer haarscharf treffenden Witz genießt, und überall den unüberwindlichen bon sens, die meist zugrunde liegende fein moralisierende, Lebensweisheit lehrende Absicht, die große poetische Gerechtigkeit dieses Genius herausfühlt. Besonders reich und unerschöpflich ist er, möchte ich sagen,

in den figurierten Begleitungen seiner Hauptthemata, in den vorübergehenden Motiven, welche er nur so nebenbei in die verbindenden Szenen zu legen weiß. So z. B. Herr und Diener treten auf, an einer Stelle, wo es vielleicht genug scheinen würde, wenn sie ihr Vorhaben aussprächen und weiter nichts; alsbald aber weiß Moliere einen superben Nebenzug anzubringen: der Herr ist halbtot vor Liebe und der Diener vor Hunger, und dieser Kontrast, der sonst auf das übrige Stück ein ganz reizendes: le coeur imaginaire gar keinen Einfluß hat, macht gleich die Szene pikant, so wie es der Rolle des Dieners, die sonst ganz leer ausgehen würde, Interesse verleiht. — Nun genug von Moliere. Setze mich morgen in ein Gefängnis und gib mir Moliere: ich werde mich herrlich amüsieren, weil eben soviel geistige Freiheit darin ist, die uns über körperliche Schranken hinweghebt. Auch tut man einen intuitiveren Blick in die Verhältnisse jener Zeit und Louis XIV. zur Kunst, als wenn man Geschichtsbücher darüber läse. Wer weiß, ob ohne den Wetteifer einem glänzenden König gegenüber, Moliere bei all seinem Genie sich so schnell, so fliegend über seine italienischen Vorbilder erhoben hätte. — — — Bester Köhler! Und dann habe ich mich, seit den Feiertagen die Musik absichtlich einmal ganz liegen lassend, an einer sehr edlen, erhebenden Lektüre ins neue Jahr hinein gelesen. Childe Harold im Original, daneben seine Biographie von einem gewissen Lake. Danach fängt man wohl mit dem rechten Mut, mit der rechten Bescheidenheit und Resignation wieder selbst ein neues Jahr von Dichtung und Musik an. Ich sage Dir nichts mehr über Byron, denn mein Raum ist zu kurz — aber gewiß steht der edle Lord ebenbürtig neben den Geistern, die er so hoch gefeiert, in meiner Schätzung und Liebe stelle ich ihn kühn zu Petrarca, Tasso, Ariost, besonders aber sehe ich ihn im Geiste neben Tasso, den er so sehr geliebt. Ich freue mich, jetzt mit gereifterem Verständnis (ich habe ihn teilweise 1844 zuletzt und zuerst gelesen) wiederholt lesen zu können, ohne vielleicht mein damaliges Urteil über ihn sehr zu ändern, aber ihm mit einer gesteigerten Herzensteilnahme durch seine wunderbaren Waldlabyrinthe zu folgen. —

Teurer! Auch das alte Testament habe ich gelesen. Aber

davon muß ich ganz ſchweigen; nur ſoviel, daß ich gewiſſe Dinge daraus immer und immer wieder leſen werde, wozu mir auch jetzt eine recht genaue Karte von Paläſtina die nötige Veranſchaulichung gewährt.

Soviel von meinen Büchern, lieber Bibliothekar. Wenn wir uns wieder ſehen, will ich mich endlich an den Rabelais machen, ſpäter an Fiſchart und die engliſchen Humoriſten, um einen kleinen Teil meines Nichtwiſſens auszumerzen, oder vielmehr mit genußreichem Lernen zu bepflanzen.

Auf Wiederſehen!

Dein Cornelius.

75. An Franz Liſzt.

Bernhardshütte, Sylveſter 1856.

Liebſter Doktor!

Der heutige Tag ruft mich dringender als die gleichmäßig verrauſchenden meines zurückgezogenen Lebens auf, Ihnen mit meinem herzlichſten Glückwunſch zu dieſem und allen folgenden neuen Jahren die unverſieglich aus meinem Herzen quellenden Gefühle der Liebe und Dankbarkeit einſtweilen, ehe ſie einmal zu Tönen werden und in künſtleriſcher Form Ihnen gegenübertreten, in wenige Worte zu faſſen, und Ihnen den Zoll meiner innigſten Bewunderung und meines unverlöſchlichen Enthuſiasmus für den ganzen unteilbaren Liſzt, ſchlecht gereimt, aber gut gemeint, auszuſprechen.

Überallhin bin ich Ihnen im Geiſte gefolgt (ich nehme davon beſcheidentlich die idealen Höhen aus, die Sie allein beſchreiten) und war mit einem durch die Ferne nicht geſchmälerten Intereſſe in Ungarn und der Schweiz, in den Tagen glänzender Arbeit und innigen Zuſammen- und Aufeinanderlebens neben und mit dem Bruder-Genius,[1] auch in den Tagen des Ausruhens in Form einer Krankheit neben Ihnen, und habe innerlich viel und leidenſchaftlich mit Ihnen verkehrt, geſprochen, geſtritten — klein beigegeben. Ihr

[1] D. h. Richard Wagner.

Lob geſungen, Ihr Wort geführt und endlich am liebſten ſchöne Stunden vor Ihren Bildern zugebracht.

Möchte das neue Jahr nun im alten Zauberkreis mit ſeinen runden und eckigen, verſchlungenen und klaren Linien ewig neue Gebilde entſtehen ſehen. Möge Eliſabeth, Wunder der Kunſt übend, ungläubige Herzen zum rechten Glauben bekehren! Ideal und Leben von Schiller mögen ebenſo kräftig, von dem Odem Ihrer Idealität angehaucht, neu ins Leben treten, als es mit dem Künſtlerchor der Fall war, der als ein Widerſtrahl des Schillergedankens aus dem Brennpunkt Ihres Gefühls und als ein zur rechten Zeit geſprochenes Wort eines großen Künſtlers, immer eines Ihrer bedeutſamſten Werke bleiben wird. Möge die beabſichtigte ungariſche Nationaloper als Ganzes das werden, was jede Ihrer Rhapſodien für ſich iſt, ſo würden wir in einem ſolchen Werk Ihre ganze Kraft vielleicht erſt in der reichſten Entwicklung bewundern und begrüßen.

Liebſter Doktor! Das ſind ſo meine frommen Wünſche für dieſes Jahr. Meine innigſten Gebete erflehen für Sie, daß auch die phyſiſche Kraft in den nächſten Dezennien den gewaltigen Forderungen des Geiſtes entſprechend bleibe, und daß in den wechſelnden Verhältniſſen Ihres vielbewegten Lebens der Himmel es nicht an der nötigen Sauerſtoffmenge von Freude, Glück und rechter Befriedigung fehlen laſſen möge, auf daß das ſich verzehrende Metall Ihres Genius in um ſo ſchöneren Farben erglühe. Möge auch mir ein beſcheidner Anteil von dem reichen Schatz der Liebe in Ihrem Herzen unverkümmert beſchieden bleiben! Darum bittet mit unveränderlicher Freundſchaftsbegeiſterung und reiner Bewunderung, ſowie innigſter Dankbarkeit als Menſch und Künſtler

Ihr Cornelius.

76. An ſeinen Bruder Carl.

[Bernhardshütte, den 9. Februar 1857.

Vielen Dank für Deinen Brief, lieber Carl, und ſeine vielen abermaligen Beweiſe brüderlicher Sorge um mein Wohlergehen. Hätte ich Deine Adreſſe gewußt, ich hätte Dir gern vor Neujahr

schon zuweilen geschrieben. Es freut mich, daß Deine Reise einigermaßen Deinen Zwecken förderlich gewesen ist. Nach einem öfters wiederholten Lesen Deines ersten Teiles darf ich mich zu denjenigen rechnen, welche den beiden nächsten Büchern mit Spannung entgegensehen. Ich habe mich ziemlich in die Personen und Tatsachen Deiner verschiedenen Erzählungen eingelebt, der Inhalt schwebt mir im ganzen auch ohne zum Nachschlagen meine Zuflucht zu nehmen, ziemlich deutlich und geläufig vor. Die Humanisten habe ich besonders gern, und freue mich immer, in der Geschichte des Aufruhrs einen oder den andern wiederzufinden, wie Fabrizius und von dem Busch. — In der Geschichte des Aufruhrs zerstreut unsereinen der große Reichtum von Namensaufzählungen etwas, so interessant diese gewiß für das engere Vaterland Westfalen sind. Im ersten Buche ist für mich der Glanzpunkt die Soester Erhebung, vielleicht wohl, weil ich die Örtlichkeiten kenne, mir erscheint dies wie ein konzentrierter Teil in der Anlage des Kunstwerks, eine in das Ganze sehr lebhaft eingreifende Einzelheit schließt sich vor unsern Augen vollkommen ab, während alle umgebenden Linien über den Rahmen des ersten Buches hinausdeuten. Obgleich mit sehr dezenten Farben gemalt, und ohne durch eine novellistische Technik dem Ernst der Geschichtsschreibung etwas zu vergeben, versetzt uns das Bild des Soester Aufstandes so lebhaft mitten in die Zeit, es ist uns alles so nahe gerückt, als geschähe es vor unsern Augen und wären wir persönlich davon berührt.

Ich hatte vor, diesen Brief an Dich nur den von Dir berührten Angelegenheiten meiner anständigen Zivilversorgung zu widmen, und den künstlerischen Teil in einen Brief an Onkel Brüggemann zu schließen, und diesem dabei für sein sehr liebenswürdiges Schreiben zu danken; doch habe ich nun schon einige Tage mit allerlei aufgeschobenen Korrespondenzen zugebracht, zu denen ich mir mitunter längere Zeit gönnen mußte, und will deshalb Dir alles Betreffende mitteilen, und Dich bitten, Onkel Brüggemann meinen besten Dank abzustatten und ihm einstweilen das Wissenswerte aus diesen Zeilen zu lesen, da ich ihm dann etwa nach Beendigung meines ersten Aktes über den weiteren Verlauf meines Unternehmens zu berichten gedenke.

In etwa drei bis vier Wochen nach Deiner Abreise arbeitete ich das Libretto nach meiner Skizze aus, und hatte es in Abschrift vor mir liegen. In der ersten Novemberwoche schrieb ich in Briefen nach verschiedenen Seiten hin, besonders an Schöll und an die Fürstin, daß ich mit meiner Vorlage im reinen sei. Am 7. November begann ich zu komponieren und in den nächsten 14 Tagen setzten sich die lyrischen Hauptmomente fest, teils auf dem Papier skizziert, teils nur im Gedächtnis zurückbehalten. So gings in gerader Strömung fort bis zum Barbierduett, dessen Hauptmement mir gelungen schien und der wahrscheinlich auch unverändert bleiben wird. Den ganzen Verlauf der Szene habe ich aber im ganzen wohl fünfmal aufs neue umgearbeitet. Der Dialog war in Jamben angelegt, und zwar in ganz guter Absicht — mir schwebte ein Ideal von großem patheiischem Ernst vor — ich wollte den Barbier in aller Würde seiner vielwissenschaftlichen Absonderlichkeit auftreten und singen lassen. Aber indem ich mich in die Stimmung versetzte und wie man wohl zu tun pflegt, die Szene singend ablas, in Erwartung, daß im rechten Moment gewisse hervortretende Punkte sich fixieren sollten, um welche sich dann das übrige ergänzend, ausfüllend ansammelt, so geriet mir das immer bei dem besten Willen nur zu gewissen erstaunlichen Rezitativ-Bandwürmern, die man lieber in Spiritusgläsern als im eignen Magen aufbewahrt. So konnte das unmöglich bleiben, und hätte ich für das begleitende Orchester die glücklichsten Kontraste gefunden, so wäre es im besten Falle doch immer eine Musik geworden, bei welcher der der Sprache Unkundige fragen müßte: „Was fehlt dem armen Mann, klagt er dem Doktor sein Leid?“ oder doch wenigstens: „Ist das Spaß oder Ernst?“ — So nahm ich denn meine Zuflucht zu einer bunteren Fassung in freie kurze Reime, bis mich die Wortgebung mit manchen launigen Wendungen befriedigte. Nun fing ich wieder zu komponieren an, und abermals mußte ich mir am Ende wieder gestehen, daß ich nicht wisse, wohin mit all dem Text. So gab ich der Szene ihre vierte Form. Hier ist nun alles überflüssige Gerede weggeblieben, jede neue Narrheit des Barbiers fällt nach ein paar rezitativischen Worten mit der Tür ins Haus, ich emanzipierte mich gründlicher von dem Gang des Dialogs in der

Erzählung, obwohl ich denselben freilich schon im allerersten Entwurf um die Hälfte gekürzt hatte; es durfte mir eben nicht um eine Menge kleiner Gesprächseinheiten leid tun, die in der Erzählung allerdings die Hauptwürze bilden, ich mußte sie streichen und alles in scharfe charakteristische Segmente drängen. Die Hauptschwierigkeit bestand aber immer noch darin, ein zu passives Verhalten des Liebhabers zu vermeiden, und es gelang mir durch ungeduldige Einreden desselben fast überall die Duettform herzustellen. Die fünfte Umarbeitung bestand nur noch darin, daß ich eben wieder während dem Komponieren das Zusammengedrängte noch mehr drängte, immer wieder strich, und einen wirksamen Abschluß erfand und hinzusetzte. Der Liebhaber, der zuletzt gar nicht weiß, wie des Zudringlichen los werden, ruft seine Diener zu Hilfe, und erklärt ihn todkrank, und überliefert ihn, sich zurückziehend, der grotesken Pflege der Dienerschaft, welche zum Aktschluß ein mannigfaltiges Bild von unbarmherzig-barmherzigen Brüdern um den Barbier bilden. Nachdem in solcher Weise das vorschwebende Bild der für die einzelnen Momente erstrebten Melodie auf die dichterische Grundlage selber wieder umgestaltend rückgewirkt, stellt sich nun auch bald die musikalische Fassung in den gehörigen plastischen Bildungen ein; es lösen sich demnach in ziemlich schneller Folge aus dem Gang des Dialogs kurze pikante Einzelheiten in Arietten- und Duettinaform ab, und ich glaube, daß annähernd das Problem gelöst sein wird, die Langweiligkeit kurzweilig zu machen. — Ich bin nun fast überall für den ganzen Lauf der Oper im reinen darüber, was musikalisch wird dastehen müssen, obgleich sich mir während der detaillierten Ausarbeitung doch immer wieder einzelne Umänderungen in der Fassung des Textes als notwendig aufdrängen werden. Ich setze nun ein Partiturbrouillon des ersten Aktes auf und denke damit gegen Mitte März im reinen zu sein. Dann will ich eine längere Pause machen, um in der Osterzeit, wenn anders Glück und Stimmung günstig sind, eine Folge Osterlieder zu komponieren. Es ist mir um Weihnachten ein neues Werkchen Lieder geglückt, zu denen ich dann eine Art Fortsetzung oder Gegensatz finden möchte. Jene sind eine Folge unter den Benennungen: Christbaum, Die Hirten, Die Könige, Simeon, Christus

der Kinderfreund, Christkindlein. Sie sind für Elise geschrieben und werden ihr gewidmet sein. In einer gesegneten Stille künstlerisch vorerlebt und dann von der schönen Altstimme einer guten deutschen Hausfrau öfter zu großer Erbauung der wenigen Zuhörer zum Leben erweckt, haben diese Lieder eine schöne Daseinsberechtigung, und werden sie vielleicht einmal in weiteren und weiteren Kreisen geltend machen. Die Osterfolge und Pfingstfolge mit Einschluß des Himmelfahrtsfestes sind mir nun fast wie durch einen Handschlag meiner bescheidnen Muse versprochen, und es erschließt sich mir außerdem ein ungeahnt weites Feld ähnlicher Betätigung in der Zukunft. — Zwischen Ostern und Pfingsten möchte ich mit dem Brouillon meines zweiten Aktes zustande kommen, dann nach glücklich ausgeführten Pfingstliedern noch Elisens Geburtstag hier feiern, und mich zu Fuß, wie ich gekommen, wieder nach Weimar aufmachen. Dort würde ich im Spätsommer, gegen den Herbst hin, die Reinschrift und Ouvertüre meiner Oper besorgen und dazu Liszt mehrfach ins Interesse ziehen, der mir, sowie die Fürstin, brieflich in der freundlichsten Weise seinen Beistand zusichert, mir die Aufführung verspricht, auf die ich also im Laufe der nächsten Wintersaison bestimmt rechnen darf. Daran ließen sich nun, lieber Carl, die Erörterungen über meine Zukunft knüpfen. Ich hoffe ja wohl, daß die Zeit, vielleicht schon die nächsten Jahre es bringen werden, daß wir unsern Lebensweg lange, vielleicht immer zusammengehen. Ich will einmal in einem nächsten Briefe, vielleicht zu Deinem Geburtstag, mich darüber ebenso umständlich aussprechen, wie heute über die Oper. Vorderhand, siehst Du, ruft mich der nächste Winter nochmals nach Weimar. Vielleicht glückt es mir dort mit der Oper, es bedarf nicht einmal eines Erfolges derselben, es bedarf nur der Anerkennung eines verdienstlichen Strebens, so gesteigerten Anforderungen gegenüber, welche nach einer oder zwei Vorstellungen nicht ausbleiben wird, um erstens Weimar nur nach einem geistig gewonnenen festen Punkt, einem einigermaßen erquicklichen Resultat zu verlassen, und dann, nachdem Du Dich dort vollkommen orientiert und akklimatisiert hast, um schon mit größerem Mut und einer entschiedneren künstlerischen Physiognomie zu Dir überzusiedeln. Davon also später ausführlich.

Was noch den von Dir berührten speziellen Punkt von Hyperkünsteleien im Texte der Oper betrifft, so fürchte dies nicht. Gerade die Ghasele, bei deren Wortanlage mich schon eine den Text bestimmende musikalische Stimmung erfüllt, hat mich auf eine in Melodie und Rhythmus ganz originelle Musik geführt; ebenso ein andermal, wo eine persische Vierzeile vorkam. Dies sind auch die beiden einzigen Fälle. Im übrigen sind überall gangbare Reim- und Maßarten. Das Zusammenwirken und die innerlichste Bedingung von Poesie und Musik ist ein schönes reiches Feld. Es trägt mir in der Oper und im Lyrischen Früchte, aus denen ich zurzeit vielleicht einmal auch ästhetischen Saft werde gewinnen können, um vielleicht so gut meine Vorlesung zu halten als jetzt der Verfasser der Charakterköpfe über Gluck und Piccini, in einem Vortrag voller Gemeinplätze, wie sich denn überhaupt die guten Münchner von Herrn L. und andern Neuigkeiten eigner Art mitteilen lassen.

— — — — — —

Lieber Carl, wehre dem Überhandnehmen fressender Sorgen, dieses Grünspans an dem einstweiligen Monument, welches vorderhand noch auf Deinem eignen Piedestal in der Welt herumläuft! Grüße Onkel Brüggemann sowie die Tante herzlich, und wo Dir sonst jemand begegnet, der meiner gedenken mag, wie die Grashoffs und andre. Streife Deinem Humor alle Fesseln ab, verwünsche mit einem gesunden Fluch alle Widersacher, Weiber und Schulden, arbeite glücklich und behalte lieb

Deinen Peter.

77. An seinen Schwager Franz Schilp.

Weimar, den 20. Februar 1857.

Lieber Franz! Ich komme in den ersten Tagen wohl kaum dazu, Dir ausführlicher zu schreiben, deswegen heute nur wenige Zeilen und Grüße an Euch alle. — Ich habe rechtes Heimweh nach Euch gehabt, und war entschlossen, baldigst zu Euch zurückzukehren. Seit gestern aber hat sich's anders gemacht. Zufällig entspann sich nach Tisch ein Gespräch zwischen Liszt und mir, und sowie ein Wort das andre gab, meinte er, wenn ich nicht etwa in

Bernhardshütte verliebt sei, so sollte ich doch besser in Weimar bleiben, inmitten eines musikalischen Lebens und Treibens. Ich solle meine Oper bis zum nächsten Winter beenden. Was das wichtigste ist: er will mich unter die Zahl seiner Klavierschüler aufnehmen; ich habe gestern schon die erste Stunde mitgenommen, und er will sich speziell mit mir im Partiturspielen beschäftigen. — Ich müsse Musikdirektor werden. Von hier sagte er nichts; doch wer weiß, wie sich die Verhältnisse gestalten. So bin ich hier und habe diese letzten Tage schon wieder das vielseitig anregende Musiktreiben mitdurchgemacht. Mit etwa drei Schülern beginne ich wieder die Stunden. Alles ist ungeheuchelt froh, daß ich wieder da bin. Meine Opernarbeit und meine Lieder werden überall mit Interesse und Beifall aufgenommen. Alles, was ich seitdem hier hörte, Besseres und Schlechteres als das Meinige, bestärkt mich darin, fleißig fortzuarbeiten und größeres Selbstvertrauen zu gewinnen.

Es ist nun der Schluß eines Lustrums seit ich damals Berlin verließ. Mit Besonnenheit und in Erfahrungen gereift, soll nun ein neues Leben beginnen. Nach den schönen Zeiten der Einsamkeit bei Euch, fühle ich mich nun fester und selbständiger dem bewegten Leben wieder gegenüber. Denke Dir, meine Schulden schmelzen mir unter den Händen zusammen. Liszt bot mir sogleich 50 Taler, von denen ich 30 annahm; so daß ich alles bis auf den Schneider bezahlen kann, bei welchem Liszt für mich gut spricht. So ist aller Druck von mir weggenommen.

— — — Seid mir tausendmal geküßt und schließt mich täglich in Euer Gebet. Meine Zukunft soll Euch den schönsten Dank sagen.

Euer

Peter Cornelius.

78. An seine Schwester Elise.

[Weimar, Frühjahr 1857.]

Liebe Elise! Eh ich wieder zu viel Zeit vergehen lasse, ohne Dir einmal zu schreiben, sage ich Dir jetzt in Eile ein paar Worte. — So sehr ich die liebe Einsamkeit bedauere, und mich zu Euch

zurückwünsche, so fühle ich doch, daß man sich eben der Welt nicht auf zu lange Zeit entziehen darf, und bin froh, wieder in mancherlei Weise angeregt und angespannt zu werden. — Alles Gute habe ich von Euch in die Welt mit zurückgenommen. Ich lebe froh, zurückgezogen, arbeite für mich, gebe mehrere Stunden wöchentlich, habe drei Schüler, werde immer mehrere bekommen, und mein Leben wird sich hier ganz befriedigend gestalten. Ich stehe täglich früh auf und arbeite schon vor dem Kaffee eine gute Stunde an meiner Oper; so wird jeden Tag ein Stück fertig, von dem was ich auf Bernhardshütte schon angelegt. Außerdem musiziere ich, höre, lebe mit Musikern, mit Kollegen und Schülern; — wir führen hier ein ganz schönes künstlerisches Leben.

Ich kann sagen, daß man mich mit recht allgemeiner Freude hier wieder willkommen geheißen hat. Meine Schüler und die jüngeren Leute haben nun schon eine gewisse Verehrung für mich; ich bin eine Art bemoostes Haupt. — Ja, so wird man älter. Meine Oper kommt nächsten Winter, vielmehr schon im Herbst ganz gewiß; ich arbeite mit aller Ruhe und Freude daran. Zu Ostern werde ich mit dem ersten Akt im reinen sein; dann will ich meine Osterlieder schreiben, und sie Dir senden, wenn sie fertig sind. Gib acht, so wie's bei Euch grün wird, oder zu Deinem Geburtstag komm' ich Euch unversehens wieder auf ein paar Tage ins Quartier: dann nehme ich Franz und Bischof mit bis Schwarzburg oder Rudolstadt zu einer Partie, und studiere Dir vielleicht in ein paar Tagen die Osterlieder ein.[1] — Wenn Ihr an mich denkt und von mir redet, so stellt Euch meine Person immer froh und heiter vor. Das habe ich von Euch mitgebracht, daß mich nicht so leicht mehr etwas anficht. Ich bin recht beruhigt, abgeklärt worden, wie man so sagt. — Wir haben hier nur alle 14 Tage Kirche. Da denke ich immer recht an Dich. Sie ist zwar klein und es wird schlecht da gesungen, und doch erbaut man sich recht herzlich! Liebe Elise, Du mußt doch irgend einmal auch in eine anregendere Umgebung. Bloß ein solch regelmäßiger Kirchenbesuch wäre ja für Dich schon eine Wohltat! Sei es Dortmund oder Nürnberg, ich denke, Ihr siedelt bald noch einmal um! Wenn Du mit Deiner Franziska jeden Sonntag in

[1] Diese Lieder wurden wohl gedichtet aber nicht komponiert.

die Kirche gehen wirst, und eine rechtschaffne Orgel spielen hörst, wie wird Dir's da anders ums Herz werden! — Aber auch im Theater, so oft ich drin war, dacht' ich an Euch! Es gehört doch auch zum Leben, bester Schatz! Wir hatten die Wagner[1] in der Iphigenie als Clytemnestra, im Orpheus, in der Euryanthe als Eglantine, — all die schönen Opern! Gleich am Tag meiner Ankunft hört' ich die Armide von Gluck; Frau Köster aus Berlin sang die Partie. Ich saß den ganzen Abend in einem Entzücken über diese Musik. — Du kannst Dir denken — nach einem halben Jahr Pause — wie einem da alles neu vorkommt. Das schmeckt wie Schwarzbrot, wenn man Hunger hat. — So lebe ich mir selbst und andern mit Ruhe, Freude und hoffentlich gutem Erfolg, ohne mich zu zerstückeln — weil ich die nötige Beruhigung gewonnen habe, ein festes edles Selbstbewußtsein. Diese Zeit war ein Wendepunkt für mein Leben. — Da siehst Du — die Leute aus München kommen zu mir, ehe ich nach München komme. Ein junger Bärmann[2] — Sohn eines ausgezeichneten Klarinettisten der dortigen Kapelle, kommt zu Liszt und ich werde ihm Kompositionsstunden geben.

— In Leipzig war ich auch wieder einmal und da dacht' ich auch an Euch, wie ich in der städtischen Bildergalerie war. Ist doch ein großer Vorzug, so etwas öfter sehen zu können. Man ist doch sehr erfreut über die schönen Bilder. Da sind die berühmten Landschaften von dem Schweizer Calame, einem außerordentlichen Künstler![3] Und viele andre schöne Bilder. Außerdem sah ich die Wandgemälde von unserm hiesigen Preller im sogenannten römischen Haus mit Darstellungen aus der Odyssee des Homer. Wie schön sind diese Bilder! Wie bevorzugt ihr Besitzer — Dr. Härtel, ein hochgebildeter Leipziger Patrizier. — Außerdem hörte ich ein wundervolles Konzert im Leipziger Gewandhaus unter Liszts Leitung. Wenn Du einmal ein solches Orchester hörtest, liebste Elise, dann wüßtest Du erst, was Musik ist. Denke Dir 32 Geigen, 9 Bratschen, 9 Violoncells, 6 Kontrabässe. — Das ist eine wunder-

[1] Johanna W., dramat. Sängerin 1828—94.
[2] Karl B., Pianist, geb. 1839, lebt in Boston.
[3] Alexandre C., schweizerischer Maler 1810—64.

bare Armee von Inſtrumenten — und, alle Geiger ſpielen wie ein einziger!

Hier habe ich es die ganze Zeit noch mit Patienten zu tun. Der arme Liſzt leidet noch immer an jener Krankheit, die ihn damals in der Schweiz ſchon befiel, als ich noch bei Euch war, vor etwa vier Monaten. Das iſt eine ſehr ſchlimme Sache; es ſind Geſchwüre, die immer wieder anderswo ausbrechen. Jetzt hat er ſie am Bein. Auch die Fürſtin war krank. Sie hält ſich aber tapfer. Die Prinzeſſin hatte einen böſen Mund, an dem ſie ſchon ſeit drei Wochen krank iſt. — — — — —

Erhalt Euch Gott geſund, liebe Eliſe.

Dein Peter.

79. An ſeinen Bruder Carl.

[Weimar, 3. Auguſt 1857.]

Lieber Carl!

Mit großer Freude hab' ich Deinen Brief erhalten. Du meinſt, ich müſſe einen Anfang machen, Dich etwas Gutes wiſſen zu laſſen. Längſt hätt' ich Dir geſchrieben, hätte es mir nicht auf der Seele gelegen, daß es mit meiner Oper nicht ſo recht voran wollte. Wie ſich die Urſachen dieſer Verzögerung nun auch in eigne Schuld und in äußere Verhinderungen teilen, ſchreibe ich Dir nicht, da ich nun ſagen kann, daß ich mit Eifer und Glück arbeite, und die Feder nicht wieder aus der Hand lege, eh' ich fertig bin. Glaube nur, daß ſolche Dinge auch mit einem freien Humor produziert ſein wollen, den ſich die eigne eingeengte Bruſt nicht immer zu verſchaffen vermag, und den Äußerlichkeiten und innere Erlebniſſe oft hemmen. Aber es wird werden, und man wird mir vielleicht ſpäter zugeſtehen, daß ich mit einem guten Ernſt und mit einer gewiſſen Erkenntnis deſſen, was die Zeit wollte, aus mir herausgearbeitet habe. — Ich habe dieſen Sommer lyriſch manches Gute gefunden, und was mich freut, muſikaliſche Freunde komponieren meine Gedichte gern und glücklich. Von Eduard Laſſen, einem ſehr begabten belgiſchen Komponiſten,[1] der ſich uns in Weimar angeſchloſſen, wird

[1] 1830—1903.

ein Heft von sechs Liedern meiner Dichtung erscheinen, die uns hoffentlich nach beiden Seiten hin Ehre bringen sollen. — Bei Schott ist mein Op. 3, die Trostlieder, erschienen, und erscheint demnächst mein Op. 4. Dann will ich drei neue Hefte in die Welt senden: Weihnachtslieder, Brautlieder und einzelne Lieder. — Ich habe bei Liszt Stunden im Partiturspiel, übe täglich Klavier und einige Stunden Partiturspiel, lebe überhaupt den ganzen Tag der Musik, bin hier ungestört wie auf dem Lande, habe lauter tüchtige Komponisten und Musiker zu Freunden. Wir leben hier im engen Freundschaftsverband, wie Du es sonst unter Musikern wohl in der ganzen Welt nicht finden wirst. Es ist hier ein großes, freies, musikalisches Leben, und das danken wir Liszt.

Heute nun, lieber Carl, belästige ich Dich in einer eignen Angelegenheit. Ich bitte Dich, lies das beifolgende Lied, und tue mir den Gefallen, wie Du ihn mir schon so manchmal getan, es mir so scharf als möglich zu beurteilen. Es ist damit ein eigen Ding. Liszt hat eine Art God save the king für unser Fürstenhaus haben wollen, und sich an Hoffmann von Fallersleben gewandt. Der hat ihm aber eine ganz kalte, offizielle Nomenklatur von Goethe, Schiller, Carl August geliefert, und Liszt war damit nicht zufrieden. Er meinte, vielleicht fiele mir was Gutes ein — und ich habe ihm gestern mein beifolgendes Gedicht nach Aachen — gesendet, wo er die Kur braucht. Ich habe das Lied so gedichtet, wie ich es aus dem Herzen machen konnte, ohne Heuchelei, ohne Loyalitätsschwindel — um Liszt zu zeigen, daß ich seines Wunsches mit Pietät gedenke.[1] Nun, wenn es ihm aber zusagt, und er es komponiert,[2] so werde ich mehr Gegner haben, als ich zählen kann, und alle möglichen gelehrten Besserwisser, die aber doch nicht das Herz und den Gesang im Leibe haben, so was zu machen, werden über mich herfallen. So tue mir nun vorher die Liebe, mein gutes, treffliches, gelehrtes Haus,- und mach' mich recht herunter, daß ich, noch ehe ich in die Öffentlichkeit trete, die möglichsten Besserungen

[1] Es handelt sich um „Weimars Volkslied". Siehe Gedichte.

[2] Liszt war entzückt und setzte es sofort in Musik. Vgl. Briefe Liszts an die Fürstin Wittgenstein, Bd. IV, Nr. 292, 293, 294.

vornehmen kann, und dann lachen zu allem, was die Neidſäcke ſagen. Glaube mir, daß ich über das Schickſal des Liedes vorher und nachher ruhig und ganz gefaßt bin. — — —

80. An Hans von Bülow

zu ſeiner Vermählung mit Coſima Liſzt.

18. Auguſt 1857.

Ein liebeſehnſuchtsvolles H
Stand ungelöſt im Leben da,
Und ſehnte ſich nach Tonica
Von wegen der Harmonia.
Es ſprach: ein Leitton bin ich ja,
O wäre nur mein C ſchon da!
O Guido, Notengroßpapa,
Du Notenmachermönch von A-
Rezzo und Du Cäcilia,
Du würdige Muſikmama,
Ihr gebet nach dem Mi ein Fa
In regelrechter Musica,
O gönnt auch mir, dem armen H
Die Löſung in die Tonica.
Und bald, wer weiß wie das geſchah,
Ein wundervolles C war da —
Das H war ſeiner Löſung nah
Ins C mit Namen Cosima.
O ſüße Polyhymnia!
O wundervolle Musica!
Es löſt in Liebesluſt und Weh
Das H ſich gänzlich auf im C.

81. An Frau Suſette Jung.

Zur Wiederkehr des Hochzeits- und Geburtstages
(3. Oktober 1857).[1]

Sonne, ſelig Licht der Welt,
Das den Herbſttestag erhellt
Und den Reben Feuer ſchickt,
Keine Strahlen ſollſt du ſparen
Ihr zu Ehren, die vor Jahren
Heute dich zuerſt erblickt.

Sonne, ſelig Licht der Welt,
Das mit Lieb' die Herzen ſchwellt,
Liebesſtrahl voll Luſt und Weh!
Strahle Glück vor andern Paaren
Einem Paar, dem heut vor Jahren
Schöner du geſtrahlt als je.

Sonne, ſelig Licht der Welt,
Sei noch oft auf heut beſtellt,
Daß mein Paar ſich freuen mag.
Kommen einſt nach vielen Jahren
Kind und Kindeskind gefahren,
Froh zu feiern dieſen Tag.

82. An die Fürſtin Wittgenſtein.

Johannisberger-Grund bei Geiſenheim im Rheingau,
27. Dezember 1857.

Meine hochverehrte und gnädigſte Frau Fürſtin!

Erſt heute ein Wort des Dankes für Ihr großmütiges und nur Ihnen ähnliches Verzeihen und Vergeben, und für alle die lieben und guten Worte, die es begleiteten. Und dazu muß ich dennoch

[1] Gedichtet in Johannisberg, wo C. im Landhauſe Heſtermanns mit der Familie Jung zuſammen den Herbſt verlebte.

auch heute wieder kurz sein, um desto bälder mein Werk für mich reden zu lassen. So müssen Sie auch schon gütig genug sein, meine Neujahrswünsche für Liszt und die liebe Prinzeß Marie summarisch mit hinzunehmen, so gern ich an beide mich ausführlicher vernehmen ließe. Ich habe die Weihnachtsfeiertage in Mainz zugebracht, und soll nun auch Sylvester wieder dort sein, bin aber doch für die paar Tage wieder hierher gegangen, um mit meiner Arbeit doch immer wieder ein weniges weiter zu kommen. Ich beende eben den ersten Akt und die Ouvertüre. Nun geht es aber auch von Tag zu Tag fließender mit dem Instrumentieren. Und ich denke gegen Ende Januar bequem fertig zu sein. Ich glaube, Liszt wird sich doch über mancherlei freuen, und glaube sogar, daß ich im ganzen gar nicht unvernünftig instrumentiere. Ich überlade nicht, und dennoch findet sich immer irgend etwas Charakteristisches, was den verschiedenen Szenen hier und da auch ihre instrumentalen Pointen und Würzen gibt. Ist denn Liszt jetzt mit seiner Elisabeth beschäftigt?

Denken Sie, daß meine Lieder für die Prinzeß Marie längst erschienen sind, und mir Schott meine Exemplare noch nicht zugesandt hat. Ich fand auch in dem Feiertagstrubel gar nicht Zeit, ihn zu besuchen, so daß ich nun die Zusendung bis nach Neujahr verspäten muß. Aber unser verehrtes Prinzeßchen macht sich da so nett auf dem Titelblatt mit ihrer kleinen Krone, daß ich große Freude hatte, es zu sehen. Auch sind die Lieder sehr anständig gestochen. Ich will auch Lassen, Damrosch[1] und Caspary[2] ein Exemplar zusenden und Carlchen[3] nicht zu vergessen. Von Lassen erhielt ich heute zu meiner großen Freude einen Brief und eine sehr gelungene Photographie, die ich mir gleich einrahmen lasse. Ich sehne mich recht danach, mir bald einmal irgendwie die entsprechenden Räume einzurichten, wo ich all meine Besitztümer anbringe: Liszt, Durchlaucht, Bronsart, Heyse, Lassen, auch Bülow wird mich dann bedenken und Damrosch schickt sich mir auch.. Ich will mir meine Hütte schon sokratisch genug verzieren.

[1] Leopold D., Violinist der Weimarer Hofkapelle u. Komponist 1832–85.
[2] Tenorist am Weimarer Theater.
[3] Carl Tausig.

Gestern noch habe ich mit Marpurg[1] einen langen Diskurs über Liszt gehabt. Nun, darüber ließe sich bogenweise schreiben. Beste, verehrteste Freundin, die Welt schreitet dennoch langsam voran. Da merke ich, daß Raff in der Umgegend Schule macht. Doch das verhindert uns nicht, auch Schule zu machen, wenn unsre Reden auch gerade keinen kunstphilosophischen Wert haben, so haben wir doch Enthusiasmus, Feuer und ein grain Beredsamkeit. — — Ich habe Marpurg augenblicklich mein Exemplar der Bergsinfonie, das ich mit habe, zugesagt, als er mir sagte, daß er sie noch nicht kenne. Er frug mich unter anderm wiederholt auf mein Gewissen, ob ich an den Rhapsodien was fände, und ich sagte ihm Ausführliches darüber, aber mit der Gegenbemerkung, die ich ganz freundlich einfließen ließ: aber Sie müssen mich nicht immer so auf mein Gewissen fragen, ich frage Sie ja auch nicht auf Ihr Gewissen.

Als ich Schott zuletzt sprach, und ihn zur Übernahme des Prometheus aufmunterte, so wie ich ihm Damrosch und Lassen als Zukunft habend empfahl, beklagte er sich, daß er die Dante-, d. h. Pelerinage-Korrekturen, noch nicht habe. Ich sagte ihm, Liszt habe vorgehabt, sie im Laufe des Spätherbstes zu besorgen.

Mein Bruder Carl ist seit 14 Tagen verheiratet.[2] Es geht ihm in München recht gut. Er sieht dort ganz allein zwischen Ultramontanen und Liberalen, aber er meinte, daß sich vielleicht in diesem Semester seine Kollegien als die besuchtesten herausstellen würden, und freute sich am meisten darüber, daß die Studenten anfingen, ihn fleißig zu Hause aufzusuchen, und ihn über ihre Studien zu beraten. Der alte König Ludwig hat sich entschieden angelegentlich nach ihm erkundigt. Vielleicht wird dieser vortreffliche alte Herr auch noch einmal eine Art Wolfram für mich. Wer kann's wissen? c'est le temps des neveux. Das sieht man sogar an Liszt, der die Zeit ebenso bestimmt und richtet, wie sein Onkel die Uhren. — Sagen Sie Liszt, meine Oper ist ihm gewidmet, als die erste größere Partitur meines Lebens. Wenn er sie aber verschmäht, so widme ich sie meinem Barbier in Weimar, der das nächste Anrecht hat. — Vielleicht gelingt es mir aber, wenn Liszt

[1] Friedrich M. 1825—84, Kapellmeister und Komponist.

[2] Mit Elisabeth Simrock, einer Tochter des bekannten Verlegers.

die Widmung annimmt, sie auch in die Öffentlichkeit zu bringen, im Fall ich nicht zu tief durchfalle! — — — —

Heute nochmals, verehrteste Fürstin, den gerechten Wunsch: auf ein besres Jahr als das vorige, und für Liszt auch, und die Versicherung meiner unerlöschlichen Freundschaft und Dankbarkeit für Sie alle

von Ihrem

Cornelius.

83. An seine Mutter.

Johannisberger-Grund, Montag, 28. Dezember 1857.

Liebe Mutter, lieber Franz, liebe Elise! Seid mir nicht zu böse, daß ich Eurer so ganz nun vergesse, und nehmet einstweilen mit meinem fröhlichen Neujahrsgruß vorlieb. Ich bin, wie Euch Carl erzählt haben wird, seit vier Monaten ganz in meine Oper vertieft. Nun ist es aber auch vom Fleck gegangen und ich werde Ende Januar ganz damit fertig sein, und sie Mitte Februar nach Weimar bringen. Zur Aufführung kommt wohl, wer äußerst kann. Ich habe die Freude, von allen, die bis jetzt die Geschichte hören, große Ermunterung und wirkliches Lob zu hören. Ihr sollt einmal sehen, mein Großwerden und Aufwachsen hinter den Kulissen und auf den Brettern wird mir auf dieser nun zu beginnenden Laufbahn seine Früchte tragen. Ich glaube, meine Arbeit wird bühnengerecht und lebensfähig sein. Hier hab' ich Ähnlichkeit mit Franz, denn ich habe auch persönlich alles durchlebt, bin Chorist, Schauspieler, Souffleur, Orchestermitglied gewesen, und denke, hier werd' ich endlich einmal an meinem Platze sein. — Die Komik meiner Barbierszene wird durchschlagen, das ahne ich. Nun, geh' es wie es geh', im Frühjahr kommt's zum Klappen, und dann mach' ich meinen Weimarischen Schluß und gehe nach München auf Besuch. Ob ich vorderhand schon dort bleibe, ist die Frage. Ich will nichts bestimmen. Ich habe die Idee, mir eine Theaterdirigentenstelle zu suchen, und nun, nach durchlaufnen Studienjahren, mich mit allen Kräften aufs Karrieremachen zu werfen. Dazu muß ich mir Praxis erwerben, wohl zuerst an einer kleinen

Bühne, dann mach' ich vielleicht auch schnellere Fortschritte, als manche andre, die nicht so lange studiert haben. — Hab' ich aber nicht bald das Glück, eine solche annehmbare Stelle zu finden, und auf diesem Weg weiter zu' kommen, so will ich in München theoretischen Unterricht geben, und dann dort eine zweite Oper schreiben. Jetzt geht's juchhe! Jetzt ist mir die Zunge gelöst, wie einem Star und ich sage auf einmal alle Brocken her, die ich mir schon in Jahren zusammengehört habe.

Die Weihnachtstage waren wir alle in Mainz. Ich wohnte mit Wilhelm bei Jungs. Wir waren lustig. Zu Sylvester kommen wir wieder zusammen.

— — Nun, liebe Kinder, so gedenket meiner zu Neujahr und denket, daß ich noch einen sehr fleißigen Januar vor mir habe. Dann gibt's wieder freie Zeit und ich schreibe ausführlich. Der Carl würde sich ungeheuer amüsieren, wenn er meinen Chor im ersten Akt hörte, den ich noch dazu gemacht, wo die Diener den Barbier hinauswerfen wollen. Neulich sang ich's bei Jungs dem Wilhelm vor, und der Carl Jung, der dabei war, sagte später, er habe Tränen gelacht. Nun, wenn unser Publikum nur auch ein bißchen heult vor Lachen, so kann uns geholfen werden. — — — —

Seid geküßt von

Eurem Peter.

84. An Frau Susette Jung.[1]

[Anfang 1858.]

Es war um halber sieben
Als ich zu Susettchen schlich,
Weil wir uns beide so lieben,
Mein Susettchen und ich.

[1] Von der Innigkeit des Verhältnisses, das C. schon damals zu der alten Frau Jung, seiner künftigen Schwiegermutter hatte, gibt dieses kleine Gedicht ein rührendes Zeugnis.

Es sind keine zwei im Städtchen,
Die sich lieben so inniglich,
Wie ich und mein Susettchen,
Wie mein Susettchen und ich.

Solch einen Stein im Brettchen
Hat keiner sicherlich,
Als wie bei mir Susettchen
Und bei dem Susettchen ich.

Da saßen wir und wußten
Nicht wie die Zeit verstrich,
Bis wir auseinander mußten,
Mein Susettchen und ich.

Was gab sie mir noch beim Scheiden?
Mein fröhliches Lied, o sprich!
Das wissen allein wir beiden,
Mein Susettchen und ich.

85. An die Fürstin Wittgenstein.

[Mainz, 16. Februar 1858.]

Entschuldigen Sie, Hochverehrte, daß ich nur in Eile und nur mit wenigen Zeilen die Lieder an die Prinzessin Marie Ihnen übersende. Aber entschuldigen Sie noch mehr und lieber, daß ich nicht selbst schon zu dieser schönen Familienfeier eintreffe. Ich muß sehr fürchten, mit meiner Oper zu spät zu kommen, da ich erst in der ersten Hälfte März damit eintreffen kann. Ich wollte die Oper nicht dort abschreiben, weil ich dann nach so langer Zeit mich ganz ohne überbleibende Arbeit dem Genuß der Freunde hingeben möchte. Ich habe einige Zeit verschleudert, die ich notwendig gesellschaftlichen Rücksichten opfern mußte, außerdem wollte ich nicht gar zu sehr mit rauchender Nadel an der Abschrift arbeiten. Ich spielte Marpurg die Sache vor, und hörte nachher auch in drei Sitzungen seinen Maurenkönig. Er lobte mich, und ich kritisierte

an seiner Arbeit mehr, als ich loben konnte, so daß er mir doch mehr verdutzt als erquickt durch meine Aufmerksamkeit vorkam. Ich hatte ihm aber im voraus volle Aufrichtigkeit versprochen. Aber bei den meisten ähnlichen Künstlern ist das eigentlich schlecht angewandt. Ich halte ihn für wenig dichterisch begabt, und wenig entwicklungsfähig — da will er denn mit seiner Oper nur etwa das fait accompli eines hübschen Erfolges zu möglichster Verbesserung der bürgerlichen Stellung. Sie ist schon seit drei Jahren vollendet — der dritte Akt unter Wagnerschen Einflüssen.

Ich nahm mir von Marpurg einen Pack Brendelsche Zeitung mit. Sie werden mich schlecht gesinnt schelten, wenn ich Ihnen sage, wie widerlich mich all diese unangenehm leidenschaftlichen Parteistimmen berührten. Das liest sich ja, wie sich ein Saal voll weinangetrunkener, heiser, kreischender Stimmen anhört. Bülows Artikel über Macbeth[1] mißfiel mir sehr, wenn ich auch gern den hohen Ernst anerkenne, der in seiner Absicht liegt. Aber er verletzt das literarische Schicklichkeitsgefühl ebenso hart, wie Raff in der Wagnerfrage.[2] Man kann nicht wohl in acht Zeilen nebeneinander die Ausdrücke gebrauchen: „dramatisch wirksam", „höchst sinnig", „lebensvoll", „abgerundet", „dem Komponisten zur größten Ehre gereichend" — und gleich hinterher: „kindisch", „empörend", zum „Erstarren", „Einfachheit, die Stupidität wird", „so was schreibt kein anständiger Mensch". — Ob es gut ist, daß wir uns dem Publikum zeigen, daß wir so rückhaltlos leidenschaftlich werden? Ich bezweifle es. Liszts Artikel über Seroff und Ulibischeff war dagegen „Milch der frommen Denkart", er kämpft mit tüchtigen vernichtenden Spitzen, aber sie sind nicht in Gift getaucht. Ich weiß nicht, wie soll ich Ihnen den Unterschied erklären? — Der genannte Artikel zeigt eine viel zu vornehme Physiognomie, als daß sie zu dem übrigen gepaßt hätte, was die Zeitung bot. Die hervorgehobenen Axiome von Seroff sind vortrefflich.

Hochverehrte Frau Fürstin, nehmen Sie nicht übel, daß ich Sie so schlecht und von Dingen unterhalte, die Ihnen nun längst alt geworden. — Ich sehne mich recht von Herzen, nun endlich Liszt

[1] Siehe H. v. Bülow, Ausgewählte Schriften S. 198 ff.

[2] Die Streitschrift „Die Wagnerfrage", Braunschweig 1854.

und Weimar wiederzusehen. Ich bitte Sie, verehrteste Freundin, der lieben Prinzeß Marie mit meiner kleinen Liedergabe meinen herzlichsten Glückwunsch und meine aufrichtige Huldigung darzubringen. Im Vertrauen auf Ihre Güte sende ich die übrigen Hefte mit und bitte Sie, dieselben an die Aufschriften gelegentlich senden zu wollen.

Möchte doch dies neue Jahr ihres Lebens der liebsten, besten Prinzessin Marie ein rechtes Glück, einen großen Segen bringen!

Wenn Sie mich, liebe Hochverehrte, noch mit einigen Zeilen zu beglücken denken, ehe ich selbst komme, so bitte ich Sie, mir auch recht ausführliche Gesundheitsnachrichten über Liszt und Sie selbst mitzuteilen. Über die Prinzessin schrieb mir Damrosch, daß sie wohl und wieder recht blühend aussehe.

Liebste Frau Fürstin! der Himmel segne Sie und das ganze Haus! — und o, daß es mir erst jetzt einfällt, einen rechten Glückwunsch zum 8. Februar nachträglich. Es ist keine Lüge, daß ich in Versen Ihrer gedachte — aber es wurde nichts daraus! — — — Gedenken Sie freundlich

Ihres Cornelius.

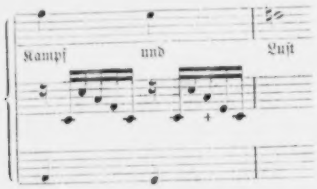
Liszt an Cornelius.

Weimar, 19. Februar 1858.

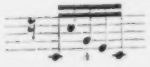
Das wird doch sehr arg, liebster Cornelius, daß Sie uns solange verlassen! — So sehr ich auch Ihren Entschluß, Ihre Oper gänzlich fertig zu schreiben, billigen muß, so tut es mir doch herzlich leid, Sie so viele Monate zu vermissen. Am 18. Februar hoffte ich bestimmt, daß Sie wieder mit mir sein würden; jetzt melden Sie sich für Mitte März, zu welchem Moment ich wahrscheinlich nicht hier bin. Am 12. März dirigiere ich ein Konzert in Prag, wo die Ideale und die Dante-Sinfonie aufgeführt werden. — Von da begebe ich mich nach Wien und später nach Löwenberg .... Gerne möchte ich Ihnen, bester Freund, besseres von meiner Arbeitsamkeit melden als ich vermag. Die letzten Monate sind verstrichen, ohne daß ich mich ordentlich an mein Schreibpult setzen konnte. Ich habe bloß skizziert und geflickt. — Bis zum Mai erscheinen: eine neue Auflage des Künstlerchor mit einigen wesentlichen Erleichterungen und Besserungen und bald darauf der Band meiner gesammelten Lieder 30 ungefähr, wovon Ihnen ein paar nicht mißfallen werden. An die Ausarbeitung der Elisabeth kann ich mich erst bei meiner Rückkehr von Wien machen.

Die drei Lieder der Prinzeß Marie gewidmet sind reizend, — und vortrefflich. Es ist dabei ein so feines richtiges Maß mit so inniglicher Wärme und Stimmung verbunden, daß man sie wie den Autor lieb haben muß.

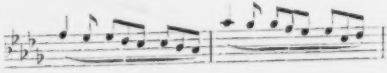
Um meiner angewohnten Düftelei keinen Abbruch zu tun, bemerke ich, daß im fünften Takt des ersten Liedes



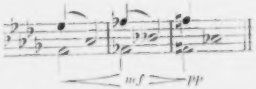
as mir genehmer ist als g



Die Weiterführung des Motivs im zweiten Lied



letzte Zeile Seite 2 und folgende Seite 3 ist Ihnen sehr gelungen — ebenso der Mondschein: Schluß desselben



und die poetische Zeichnung des letzten Verses im dritten Lied, wo die Pausen im Gesang und das durch den Rhythmus erfrischte Motiv in der Begleitung vorzüglich wirken:

„Wenn mein Lied zu Ende geht,
Sing' ich's weiter in Gedanken,
Wie's im Wald verschwiegen weht,
Wie die Rosen sich umranken!"

Schön und gut! Liebster Cornelius, und nun bald mehreres, rufe ich Ihnen zu. Machen Sie keine zu großen Fermaten mehr in Ihrer Einsiedelei und gewähren Sie uns Ihnen zu sagen und zu erweisen, wie aufrichtig wir Sie lieben.

F. Liszt.

86. An die Fürstin Wittgenstein.

[Mainz, Mitte März 1858.]

Hochverehrte, liebe Frau Fürstin!

Ehe ich die gewünschte baldige Antwort wieder auf die vermaledeite lange Künstlerbank schiebe, will ich mich frisch entschließen, dem Partiturschreiben auf eine Stunde mich entschlagen, und Ihnen meine große Freude über die mir zugekommenen lieben Briefe in wenigen Worten aussprechen. Zuerst Genaues und Näheres über mein Werk. Ich bin leider und Gott sei Dank Sanguiniker, und täusche gern mich selbst und die Freunde über die Möglichkeit vollständigen Vollendens. Das wird dann leicht ein unangenehmes Hinhalten und Warten auf das zu voreilig Versprochene. Doch heute kann ich endlich ziemliche Gewißheit geben, da ich nun mitten im Abschreiben begriffen und das Maß der Möglichkeit habe. Mein Werk ist schon seit dem 1. Februar vollständig, bis auf die letzte Note beendet. Darüber, und daß ich mich vor der traurigen Notwendigkeit des Abschreibens etwas hingezogen, habe ich Ihnen bereits geschrieben. Seitdem habe ich meine Reinschrift in Taktstriche eingeteilt und die Anlage der Partitur berechnet, welche Arbeit mir eine ganze Woche wegnahm. Ich habe 125 Bogen Partitur zu schreiben. Davon sind nun 40 fertig. Ich liefere täglich in etwa 7—9 Arbeitsstunden durchschnittlich vier und einen halben Bogen Partitur. Nun hatte ich vor, womöglich zu Liszts Namenstag ihm die fertige Partitur auf den Tisch zu legen. Doch, wenn ich auch noch so eifrig schreibe, so muß ich doch immer noch einige Tage auf den Einband warten, möchte auch gern das vollständige Libretto zu Anfang setzen, so daß immer noch ein paar Tage über den Namenstag drauf gehen. So gereicht es mir nun zum Troste, daß Liszt an jenem Tage noch nicht zurück sein wird, und daß ich also, wenn ich etwa acht Tage später, also 8. oder 10. April

eintreffen werde, ihm die Partitur noch schenken kann, als wäre es zu seinem Namenstage selbst. — So haben Sie also, verehrteste, liebste Frau! die volle Wahrheit dieses letzten Aufschubs. Ich könnte recht gut diese Zeit auch in Weimar zubringen. Aber, es liegt nun einmal so in mir, meine Rechnung bis auf einen bestimmten Punkt abzuschließen, um mich dort in dem wiedergewonnenen neuen Leben ganz einer vollen poetischen Empfindung hingeben zu können, und auch von den hiesigen Freunden, die mit so vieler Geduld und mit so hohem Interesse dem langsam werdenden Vollenden zusahen mit einem ganzen, bis aufs kleinste ungetrübten Gefühl ein dankbares Lebewohl sagen zu können. Da Sie mir nun schreiben, daß Sie ohnedies etwa 14 Tage jener ersten Frühlingszeit in Berlin zubringen werden, so paßt das ganz zu meinem Unternehmen, wie sich sein letzter Verlauf nun festgestellt hat. — —

Meiner hohen Gönnerin, der Prinzeß Marie, bitte ich zu melden, daß die unter ihrem Patronat veröffentlichten Lieder in ihrer ersten Auflage von 150 Exemplaren bereits vergriffen, und zum zweitenmal abgedruckt sind. Es war drollig, wie ich dahinter kam, denn Schott selbst hätte mir nun und nie ein Wort davon gesagt. Ich ging zufällig mit Marpurg zu ihm, der sich ein ihm zugesagtes Exemplar ausbat. Schott schickte danach, und ein unglückselig aufrichtiges Enfant terrible der Notenfabrik, ein Arbeiter, kam herein, und platzte gerade so damit heraus, daß das letzte Exemplar gestern in den Laden (die Sortiment-Handlung) geschickt, und daß sie eben neugedruckt würden. Das war Wasser auf die heimliche Mühle meines Herzens, aber als guter oder schlechter Katholik schob ich alles sogleich auf die Fürbitte meiner lieblichen Heiligen, unter deren besonderen Schutz ich das kleine Werk gestellt hatte. — — —

Mein Zusammentreffen mit Rubinstein war ebenso zufällig als interessant. Ich wollte endlich anfangen zu kopieren, und setzte noch einige fehlende Pauken in die Partitur. Da hatte ich mit Schott, bei Ablieferung der Sonette, tags vorher gesprochen, daß ich gern einmal die Notenstecherei sehen möchte. Nur weil er mich eingeladen, gleich heute zu kommen, ging ich an diesem Tage hin.

Ich hatte das Gewünschte gesehen, und eben erzählte mir Schott von dem Artikel Bronsart in der Allgemeinen Zeitung — als Rubinstein eintrat. Er war derselbe, wie vor drei Jahren — und wird, abgesehen von Veränderungen, die auf dem Wege von der Jugend ins Alter vorgehen — in 30 Jahren noch derselbe sein. — Sein erstes und bestes Wort war Liszts Lob! Er kam voll von der Aufführung seines Oratoriums. — Er lud Schott und mich, mit ihm zu dinieren. Es ist zu weitläufig zu erzählen, wie alles und alles Rubinstein ganz und gar war. Zuletzt wurden wir ziemlich leidenschaftlich im Streiten und ich sagte: Nun, es ist ein Kompliment für Sie — aber Sie bleiben immer derselbe.

Schott, der sonst ganz charakterlos ist, und sich mit keiner bestimmten Meinung recht hervorwagte, bekam durch Rubinstein Mut und beide hatten mich gehörig dazwischen. — Rubinstein sympathisiert mit dem neuen Liszt nur in einem: daß er Rubinsteins Werke aufführt. Da ist alles bewundernswert. Aber weiter geht die Anerkennung nicht. Diese Leute machen es mit Weimar, wie manche modernen Geister mit dem Christentum. Sie preisen Früchte oder Zweige, genießen von ihnen, und leugnen den Stamm, und ignorieren die Wurzel. Eine Weimarsche Schule gibt es nicht für sie. Sie freuen sich nur des eignen Vorteils, und wollen nicht einsehen, daß dieser nur eine Konsequenz von hundert andern zusammenhängenden Bedingungen ist, deren Bestehen ihnen gleichgültig, ja widerwärtig ist. Es gibt für Rubinstein kein Weimar, wie wir es nehmen, aber es gibt doch ein verlorenes Paradies, und sibirische Jäger in Weimar — und wo sonst noch? Die Folge läge nicht so fern, daß es eigentlich kein Paris gibt.

Charakteristisch fand ich es im stillen, daß der Komponist des verlornen Paradieses, bei Tisch, während wir Beefsteak mit Ei aßen, so ganz leichthin äußerte, er sei kein religiöser Mensch. Mit diesen Überzeugungen à la clavecinistе — (wie Field) werden wir nicht über unsre Zeit hinausreichen. Ja, meinte er im Laufe späteren Gesprächs vom Ruhm: Auf 300 Jahre möchte ich mich versichern können — das übrige liegt so fern. Wie Palestrina — sehen Sie, der hat einen sicheren 300jährigen Ruhm. — Ich meinte, die Komponisten der gregorianischen Kirchengesänge hätten

einen noch längeren, wenn man auch ihre Namen nicht mehr wüßte. — Er schimpfte auf Damrosch und Bronsart, über Kritik des einen, und Kompositionen des andern, erst von da an wurden wir etwas heftiger. Ich sagte ihm: Bronsart dürfen Sie nicht in den großen Kessel werfen; er hat seine Studien so gut wie Sie gemacht, und weiß sehr gut, was er will. Er eiferte besonders gegen das Schreiben der Musiker, und dabei gegen Damrosch, der nichts, gar nichts von Musik verstünde. — „Aha!“ — winkte mir Schott entgegen — dem gegenüber ich großes Gewicht auf Damrosch gelegt. Nachmittags waren wir mit der kleinen naserümpfigen Bondi zusammen, von der Rubinstein vorher renommiert hatte, daß er sie auf seine Kosten mit nach Paris nähme. Auf solche Weise einem Dritten gegenüber die Galanterie gegen Damen zu verletzen, ist auch — irreligiös.

Tausenderlei, wozu mich das flüchtig Angedeutete erregt, möchte ich Ihnen noch sagen, verehrteste und liebgehegte Freundin, aber meine noch übrigen 80 Bogen mahnen mich drohend, bald zu schließen. Im April also, wenn es anfängt wieder einmal schön zu werden, kommt Ihnen der alte Freund zurück, der entflogene Vogel Goethes, der das Bändchen immer am Fuße nachschleift.

Juchhe, ich bin ein ganz junger fröhlicher Mensch, ein blutjunger Anfänger in der Kunst, ein angehender Mensch und Mann. Ich bin der Jüngste und Tollste unter den Weimaranern, Altschul und Fipfel sind ehrbare Kerls gegen mich. Tausig ist ein lieber kleiner Koloß, zu dem ich mit verflixtem Respekt aufschaue. Lassen ist würdiger Musikdirektor, Damrosch hat Zulage bekommen, wird vielleicht heiraten, Gott, was sind das alles für würdige Standesrepräsentanten und mutmaßliche Familienväter, wie Singer und andre. Ich sollte wohl gar dort Euch den Pedanten spielen, und ein bißchen Schulfuchsmiene annehmen, und die jungen Leute im Zaum halten, wenn sie über die Schnur hauen. Ei, den Teufel, was schiert mich Bärmann und Rothfeld, ich will nach und nach selbst wohl lernen, tüchtig über die Schnur zu hauen. Die kleine Senta-Milde soll dereinst noch ihre liebe Not haben de créer mes roles (meine Partien zu krähen), denn ich bin der eigentliche Zukunftsmensch, ich bin der inkarnierte Siebenvierteltakt, ich bin der

Witzbold mit 125 Bogen langen Witzen, meine Werke sind ein Stein (des Anstoßes?) im großen Gebäude. Liszt ist erst der Zweitjüngste nach mir, der kleine Wagner wächst mir schon langsam nach. Denken Sie sich, der kleine Bengel macht schon ganz niedlich die Nibelungen-Pas, und die zweite Tristanposition. Hektor ist auch ein ganz artiges Kind. Seine Mutter Muse hat ihm eine neue Puppe gekauft, einen polyphonen Trojaner, und es ist eine Freude, ihn damit hantieren zu sehen.

Doch ich merke, daß mein perfider Humor mich in eine Kaulbachiade hineinlockt. So ist denn alle Originalität vergriffen, und überall spuken die scheußlichen Reminiszenzen. Und wenn ich mich in einen herzlichen Gruß an Liszt flüchte, den Sie ihm bestellen möchten, so renne ich wieder mit dem Kopfe gegen den Briefschluß Wagners: „Sagen Sie meinem Franz, es bleibt dabei, ich liebe ihn!“ — Ich weiß mir nicht anders mehr zu helfen, als indem ich mit einem dreifachen Ergebenheitsstrich mich verehrteste, beste Frau Fürstin nenne Ihren, Liszts und der Prinzeß Marie treulich ergebensten

Cornelius.

87. An seine Schwester Susanne.

Weimar, 6. Mai [1858].

Herzlichen Gruß, meine Susanne, und nach Deinem Geburtstag hoffentlich bald einen ausführlichen Brief. —

Es handelt sich in diesen Tagen darum, und wird sich vielleicht heute entscheiden, ob meine Oper in dieser Saison noch gegeben wird. Liszt hat diese Idee gefaßt, ohne daß ich ein Wort gesagt hätte. Ich wollte Herr v. Dingelstedt[1] gestern besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause. Heute wird nun Liszt mit ihm sprechen. Ich glaube fast, es wird so werden.

Liszt hat nun Zweidrittel der Oper mit mir durchgegangen. Es ist merkwürdig bei ihm, wie er die Sachen gleich ansieht. So z. B. die Ouvertüre verstand er augenblicklich ganz so, wie ich sie gemeint hatte (objektiv gehaltene Lustspielouvertüre) und nannte sie ganz

[1] Franz D., Dichter (1814—81), damals Intendant des Weimarer Hoftheaters.

glücklich erfunden. Je tiefer wir hineinkamen, desto mehr interessierte ihn die Sache, und er sprach sich nach der zweiten Sitzung nach den verschiedensten Seiten hin Fürstin, Dingelstedt, Lassen usw. entschieden günstig und erfreut aus. Die Fürstin, Prinzessin, Miß Anderson gratulierten mir. Die Fürstin sagt, Liszt habe ihr gesagt, Berlioz (mit dessen Stil im Cellini eine gewisse Ähnlichkeit herrscht) könne mich um das Werk beneiden. — Was mich freut, ist, daß Liszt meine Formen sehr fest und gestaltungskräftig findet, daß er, wenn er in der Instrumentation manche Verbesserungsvorschläge macht, die Formen ganz unangefochten läßt, die Melodik und Harmonisierung meist in hohem Grade interessant und pikant findet.

— Seine Antipathie gegen den Stoff bleibt unausgesprochen vorderhand!) dieselbe! Das ist auch natürlich, die Komik steht ihm zu fern. Wenn er aber die Musik vortrefflich findet, und Schöll und andre den Text, so wird es wohl zuletzt auch einige wohlwollende Gemüter geben, die beides im Verein mit Amüsement genießbar finden. Lassen z. B. und Tausig gehen gerade auf den Humor der Sache sehr ein. — Denke Dir, das Rasiermenuett z. B. machte bei Liszt Furore, er wunderte sich erst, ärgerte sich, daß er's nicht gleich vom Blatt spielen konnte, nachher gaudierte er sich aber höchlich über die Geschichte. Einige Male mußte er aber auch an andern Stellen, ohne zu wollen, so in Lachen ausplatzen, daß ich kaum weitersingen konnte.

Soviel für heute, gute Suse; ich bin noch sehr in Spannung soeben, ich schreibe Dir augenblicklich, wenn sich alles entschieden hat. Mit Liszt bin ich vor der Spektakelszene stehen geblieben, er kennt also die ganze Entwicklungsszene noch nicht.

Es wird so kommen: Milde den Kalif; die Fräulein Wolf die Margiana; Frau Knopp die Bostana. Die wird die Partie etwas hervorheben. — — — — — —

Man findet mich wohlaussehend, andre finden mich verjüngt, die dritten fragen mich, ob ich auch wüßte, daß ich fett geworden wäre u. dergl.

Dein Peter.

88. An seine Schwester Susanne.

Weimar, 19. Mai 1858.

Liebe Susanne! Mein Entschluß ist gefaßt. Ich verlasse Weimar sobald als möglich, um nach München zu gehen. Ich habe jetzt Gelegenheit feierlich und in der ausführlichsten Weise überall Abschied zu nehmen. Das Gefühl, welches ich Dir in den letzten Tagen meines Dortseins beschrieb, daß es mir sei, als habe ich nichts getan, und müsse doch endlich einmal anfangen zu arbeiten, war ein vorahnendes. Denn es ist nur zu wahr: ich habe auch noch nichts getan, und muß wirklich anfangen, etwas zu arbeiten. Dies kann hier nicht geschehen, und jeder Tag, den ich hier verläppere, ist eine unverantwortliche Verschleuderung. Ich muß bald und ohne allen Verzug ein zweites bedeutenderes Werk beginnen. Lyrisch kann ich mich nicht mehr mit dem Leben abfinden, ich muß Breite haben, viel! viel! sehr große Ausdehnung von Gefühl und Handlung. Alles Liedermachen ist Schleckerei. Ich will eine große, schöne deutsche Oper schreiben, voll deutscher Freiheit und Liebe. So etwas, wie Fidelio oder Euryanthe. Ich fühle einen unendlichen Drang in mir, etwas Schönes zu schaffen. — Ich kann hier nicht Maulaffen feil halten und meine schöne Zeit vergeuden. Spätestens 14 Tage nach Pfingsten muß ich von hier abreisen. Ich kann auch den Weimarschen Dialekt nicht mehr gut vertragen — und alles andre auch nicht mehr. — Heute morgen hatte ich eine große Befriedigung. Ich wohnte einem Streichquartett bei, welches ein Schüler von mir komponiert hatte, ein gewisser Huber aus Sigmaringen, welcher heute Nacht wieder abreist. Es war gerade noch kein Meisterwerk — aber es war doch das erste freudige Resultat in meiner Lehrerlaufbahn, denn der Kerl wußte noch gar nichts, als er hierherkam, und was er da spielen ließ, war doch immer besser als manches Zeug, dem die Welt mit Andacht zuhört. So will ich denn jetzt Schule bilden in München, und Vertrauen haben, daß man etwas bei mir lernen wird.

Ach, welch einen brennenden Ehrgeiz habe ich nun, da ich gezeigt habe, daß ich etwas leisten kann. — Ich habe jetzt Lassens zweiten

Operntext von Pasqué: Frauenlob, im Fragment gesehen (dies bleibt gewissenhaft streng unter uns, ach, ich kann Dir nicht sagen, welch eine Lumperei das ist, welch eine gewissenlos dilettantische Sudelei: Lassen ist dadurch im größten Zwiespalt mit sich selbst: er möchte die Flügel haben zu schönen Tonregionen, aber er klebt an diesen Schusterpechwerken fest. Nur und einzig die Dichter-Komponisten sind die Männer der Zeit, ohne ein elegantes Libretto ist fortan die beste Musik eine Zeitverschwendung; der Dichter, welcher den Gestalten einer schönen Sage Atem und Leben aus seiner Seele zu verleihen vermag, und sie die Sprache des Herzens, Musik reden läßt — hat heute fast allein noch die Hoffnung von den Brettern herab ins Gemüt der Menschen zu dringen.

Du weißt, daß Liszt gesagt hat: es habe ihn seit dem Cellini von Berlioz keine Opernmusik so interessiert, als die meinige. Seitdem trank er bei verschiedenen Gelegenheiten auf meinen Barbier, und neulich sagte er noch so im Auf- und Abgehen: Sie haben da wunderliche Dinge gemacht, das Zeug geht mir jetzt immer so im Kopf herum. Ich kann Ihnen nur sagen, daß es meine Erwartungen weit übertrifft. Er wandte sich an Dingelstedt behufs einer Aufführung in dieser Saison; doch hielt dieser es für zu spät, auch stehe das Repertoire schon fest, und wäre mir es doch auch wohl nicht angenehm, wenn die Großherzogl. Herrschaften dabei alle abwesend wären. (Griechenland, Franzensbrunn usw.) So sagt nun Liszt, daß er im Oktober die Comala von Sobolewski,[1] im November meine Oper und im Dezember Cola Rienzi von Wagner geben wolle.

Dem Text gegenüber behält Liszt immer noch sein altes Vorurteil. Tut nichts! auch darüber wird er mit der Zeit anders denken, wenn ihm erst Dichter sagen, daß Erfindung und Verse nicht übel sind. — Denke Dir, Lassen hat vorzugsweise Plätsier an dem: „Er kommt!“ welches er mir oft vorsingt, sowie ihm, was mich freute, das Salamalekum sehr gefällt.

Gute Susanne, soviel für heute zum Avis. Laß mein Vorhaben fürs erste Geheimnis für die übrigen außer Jungs bleiben. Schreibe mir bald. Ich habe mir die Sache heute mittag erst

[1] Eduard S., Komponist 1808—72.

zurechtgelegt. Doch soll die Sache diesmal in großer Ordnung und Ruhe vor sich gehen. Ich schreibe an Carl, und sobald ich eine schriftliche Einladung von ihm habe, bereite ich meinen Abschied vor. Schreibe mir noch vor Deinem Umzug ein paar Worte. Und grüße und küsse den erlauchten alten Vater Hestermann vielmals von mir, sowie den Herrn Obergerichtsrat Jung. — Wie musterhaft war mein Kistchen gepackt und wie hab' ich mich über alles gefreut, doch hoffentlich wirst Du auch ehrenhaft anerkannt haben, daß ich meine Oper auf der großen Reise nirgends habe stehen lassen.

Sei vielmals umarmt von

Deinem Peter Cornelius.

89. An die Fürstin Wittgenstein.

München, 30. Juli 1858.

Hochverehrte Frau Fürstin!

Es singen mir bessre Dinge im Kopf herum, als ich Ihnen vorderhand werde schreiben können; ich hätte gewünscht, mir recht Zeit zu nehmen, und nicht allein um Ihnen eine vergnüglichere Anschauung zu geben, sondern auch, um mir selbst ein erlaubtes Vergnügen zu machen, meine hiesigen Eindrücke in eine prägnantere Form zu bringen. Doch muß es eben unterbleiben, wie so vieles, wozu das Leben uns nicht Zeit läßt, um nur einmal ein Wort von mir hören zu lassen.

Gestern morgen erst bin ich mit den Korrekturen an meinem Barbier fertig geworden, welche mich fast volle drei Wochen in Anspruch genommen, und habe nun die Partitur an R. abgesandt.

Ich habe Schwind[1] in seinem Atelier aufgesucht, ihn aber nicht getroffen. Auf der Ausstellung suchte ich, da ich noch gar nicht orientiert war, die Elisabethbilder beim ersten Besuch vergebens, überzeugte mich aber aus dem zweiten Besuch und beim Durchlesen des Katalogs, den Durchlaucht wohl jetzt in Händen haben werden, daß sie gar nicht mit ausgestellt sind. —

[1] Moritz v. Sch., der große Romantiker der deutschen Malerei 1804—71.

Den Brief an Professor Zeising[1] habe ich persönlich abgegeben, traf ihn aber nicht selber. Seine Adresse ist: Herzogspitalstraße 20. —

Den Brief an Heyse, welcher mit seiner Familie in Ebenhausen, drei Stunden von hier, wohnt, in einem prinzlichen Landgute (Luitpold oder Adalbert), habe ich Herrn Graus, der ihn dort wegen der Sabinerinnen besuchte, mitgegeben. Seitdem hat er mich nun selber besucht, am 27., und mich gebeten, Durchlaucht für das liebenswürdige Schreiben vielmals zu danken. Er befindet sich ganz wohl, war mir gegenüber der alte unveränderte Mensch, teilte mir mit, daß er seine Frau nach vier Jahren noch leidenschaftlich liebe, so daß ihm jetzt die Reise nach Baden-Baden zu seiner Mutter und die dadurch veranlaßte Trennung von seinem Gretchen einen gewissen Kampf koste. Er riet mir, auch bald zu heiraten. Abends wäre er gern mit mir zusammengeblieben, hatte aber für diesen einzigen Abend seines Hierseins bei Sybel zugesagt. Er wußte noch die Melodien auswendig, welche ich in Berlin zu einigen seiner Gedichte gemacht, und sang mir dieselben vor. Die Zeit unsres damaligen Zusammenseins, als die seiner ersten Entwicklung, seiner Lebensliebe und sonstigen Liebeslebens scheint ihm eine glänzende, lichtvolle Erinnerung, in der auch ich eine dankbare Stelle habe, was mich freut.

Mit Kaulbach[2] traf ich vorigen Sonntag von ungefähr zusammen. Ich pflege die hohe Messe in der Michaeliskirche zu hören. Es war aber in der Predigt diesmal noch so voll, daß es unmöglich war, in die Kirche zu dringen. Ich ging also hinter der Kirche einigemal auf und ab. Das ist eine stille Straße zwischen Kirche und Gymnasium, die zur Akademie führt. Da ging gerade Kaulbach daher. Ich ging auf ihn zu. Er war sehr freundlich, und lud mich ein, ihn des Mittags gegen fünf Uhr zu besuchen. — Da ging ich denn hin. Seine Frau muß einmal eine große Schönheit gewesen sein, sie ist noch schön, hat große freundliche, schlaue Augen. Er hat ein jüngstes Töchterchen von sieben bis acht Jahren, ein niedliches blauäugiges Pallas Athenchen. Auch einen lübisch derben stolzen Knaben zum Sohn. Hinter dem Hause eine dichte Laube von

[1] Adolf Z., Ästhetiker 1810—76.

[2] Wilhelm v. K., der berühmte Maler 1805—74.

wildem Wein, in welcher wir ein Glas zahmes Bier tranken. Ich erzählte von meiner Oper. Frau Kaulbach sagte: „Da sollten wir hin!“ Ich sagte: Nun, das Hotel Nr. 1[1] steht Ihnen ja jederzeit offen. Kaulbach meinte, er habe just einen Brief an den Doktor[2] abgeschickt. Er wird wohl auf seiner Durchreise nach Berlin, wo er diesmal nur 14 Tage bleibt, bei Ihnen vorsprechen. Hinter dem Hause ein schöner Garten, wo der Schwiegersohn Kreling aus Nürnberg ein zierliches, aus Holz geschnitztes Madonnenhäuschen hingesetzt. „Ja“, sagte er zu Maler Lindenschmitt aus Frankfurt (nüchterner, hübscher Blondin) und mir, „da figuriere ich auch mit unter den Madonnenverehrern.“ — Ich meinte: Nun, verehren Sie sie immer ein wenig, das kann Ihnen nicht schaden, Sie tut Ihnen vielleicht einmal was Besonderes zu Gefallen.

Meinen Brief an Graf Pocci[3] gab ich erst vorigen Sonntag ab; hinterließ ihn mit meiner Karte. Der Graf war so freundlich, mir gleich am Dienstag einen Besuch zu machen. Wir sprachen eine starke halbe Stunde eifrig zusammen. Ich wohl mehr als er; ich muß die Leute doch unterhalten, wenn sie zu mir kommen. Er erkundigte sich nach Liszts Kompositionen wie ein neugebornes Kind. Als ich bedauerte, daß er noch nichts von ihm gehört habe, meinte er, ja, man habe hier keine Gelegenheit. Er ist nämlich Intendant der kgl. Hofmusik.[4] Wenn sich Lachner[5] damit auch entschuldigt, so wird es vorderhand damit noch windig aussehen. Dr. Grandaur[6] erzählte mir übrigens, daß Lachner gesagt habe, wenn Liszt nicht selbst nach München käme, um ein Konzert seiner Kompositionen zu geben, so würde er jedenfalls seine sinfonischen Dichtungen in den Sinfoniekonzerten zur Aufführung bringen. Es war dies auf der Reise nach Zürich, wo er auch mit Wagner bekannt wurde, und in Umgebung von Umsturzmännern wie Grandaur, Rieter-Biedermann,[7]

[1] Gemeint ist die Altenburg.

[2] Gemeint ist Liszt.

[3] Franz Graf von P., Zeichner, Dichter und Musiker 1807—76.

[4] Von 1847 bis 1864.

[5] Franz L., Komponist und Dirigent 1803—90.

[6] Franz Gr., Journalist und Übersetzer, eine Zeitlang Regisseur der Münchner Hofoper 1822—96.

[7] Musikverleger in Leipzig und Winterthur.

dem St. Gallener Kapellmeister und Kirchner[1] in der Stadt umherzog. Doch über das alles werden Sie von Bülow ausführliche und direkte Nachrichten erhalten.

Ich hatte außer Grans noch andern Weimarischen Besuch: Cossmann und Ratzenberger mit seinem Onkel. Ratzenberger war schon in Verzweiflung über den reaktionären Onkel. Ich sagte ihm, lerne nur recht fern französisch, gib allenfalls in Worten nach, aber bleibe in der Tat gut Weimarisch. Es ist ein netter Junge und wird schon seinen Weg machen.

Ich bin nun so ziemlich eingerichtet, habe ein Klavier auf der Stube. Auf diesem steht mein schöner Mappen-Liszt, den ich von Durchlaucht habe. Auf meinem Schreibtisch meines Vaters Porträt. Ich habe in vielen Kunstgenüssen geschwelgt, und in wenig Wochen mehr des Schönen gesehen als irgend vorher in meinem Leben. Geistig und gemütlich aber bin ich noch gar nicht hier akklimatisiert. Ob ich hier leben werde? Sterben möchte ich schon lieber in Weimar, „das kann ich Sie sagen!“ (im Weimarschen Dialekt zu lesen). Ich habe so eine Sehnsucht nach Nabich. Er im fernen, nebligen London — und ich im Bier-Athen! Und wir gehören nun doch einmal zusammen. Auch den Oberkellner im Erbprinzen achte ich sehr hoch.

Die Ausstellung! — Ja, die Ausstellung. Sie müssen kommen und sie sehen, und Liszt und die Prinzessin. Sagen zu wollen: es ist der Mühe wert, wäre ein Ausdruck unter aller Würde, der in Apollos Reich mit mindestens zwanzigjähriger Verbannung bestraft werden müßte. — Ich bin nun dreimal dagewesen. Das erstemal war mein Eindruck überwältigend. So die erste Idee dessen, was man hier vor sich sieht, die kaum übersehbare Menge schöner Kunstwerke erhebt und rührt das Herz eines Künstlers. So manches begeisterte Leben mit seinem unendlichen Durst nach hoher Schönheit steht hier in unvergänglichen Kundgebungen vor uns. Es gibt uns einen Blick in die Zukunft. Wie werden dereinst Materialismus und Idealismus, jetzt noch ein schreiender Mißklang, in einem wunderbaren Wohllaut zusammentönen. Dies ist nur ein Vorspiel einer großen Weltausstellung. Denn der Deutsche in seinem Universalitätsdrang kann nicht dabei stehen bleiben. Er muß vom

[1] Theodor K., Klavierkomponist, geb. 1823.

eignen Herd ausgehen, wie es hier geschieht — aber er wird allen Nationalitäten gerecht werden. Wieviel ist schon erreicht, daß in dieser Kunst die verschiedenen Kirchspielinteressen eine so schöne Vereinigung nicht verhindern konnten.

Ich bin, obgleich ich auch manches andre flüchtig gesehen, nach dem dritten Besuch in den 14 Logen ziemlich orientiert. Nun will ich einige Gänge den Kabinetten widmen, und dann erst den Innenbau mit all den Kartons recht ansehen. Nur einiges von Bekannten. Preller scheint mir nicht eben sehr günstig plaziert, als ich die Zeichnungen sah, hatten sie nicht viel Licht. Doch werden sie sicher unter dem Allervortrefflichsten mit genannt werden.

Sehr bedeutend machen sich die großen Landschaften von Zimmermann,[1] besonders ein Sonnenuntergang, der die Blicke fesselt. Schirmer[2] ist doch wohl bei weitem der bedeutendste von den Düsseldorfern? Aber denken Sie, seine Bibellandschaften würde ich in Kohle den gemalten vorziehen: erklären kann ich das nicht, aber so schön auch in der Farbe vieles ist, wenn ich wähle und vergleiche, bleibe ich immer wieder mit Vorliebe bei den Kohlenskizzen. — Auch von den Düsseldorfern sind schöne Landschaften da. Besonders liebe ich die Fontäne zu Frascati von Oswald Achenbach:[3] man wird heiß und kühl mit den Italienern, die um den Brunnen sitzen. Und einen schönen Buchenwald mit Sonnenschein von Hans Gude.[4] Sehr schön!

Auch Achers[5] Goethebilder gefallen mir besser im Karton als dort in den Dichterzimmern, wo die ungesättigte Farbe unbehaglich ist. Ebenso würde ich von Wächters[6] Hiob die Zeichnung wählen. — Im ganzen und großen gefallen mir doch unsre modernen Porträtmaler nicht sehr. Von Anfang reizt Sohn[7] außerordentlich, z. B. es sind da zwei schöne weibliche Köpfe; besonders ein sehr

[1] August Albert Z., Landschaftsmaler 1808—88.
[2] Johann Wilhelm Sch., bek. Landschaftsmaler 1807—63.
[3] Oswald A., bek. Landschaftsmaler, geb. 1827.
[4] H. G., norwegischer Marinemaler 1825—1903.
[5] Bernhard A., Historienmaler 1806—86.
[6] Eberhard Georg Friedrich v. W., schwäbischer Maler 1762—1852.
[7] Karl Ferdinand S., Bildnis- und Historienmaler 1805—67.

inniges, liebenswürdiges Mädchengesicht. Aber auf die Dauer interessieren sie doch nicht. Bei einem so leicht entzündbaren Menschen, wie Ihrem ergebensten Freund, wo immer mit dem Anschauen die Frage der Besitzeslust im Hintergrunde schlummernd verbunden ist, ist es doch eigen, daß da unter allen Porträts keines ist, in das man sich verlieben möchte. Nicht, als wären sie nicht schön. Nein! Das ist es ja gerade, sie sind meist zu schön, zu gemalt, sie haben eben doch Sitzgesichter, sie sind nicht aus dem innersten Leben und Weben abgelauscht. Da habe ich noch jüngst in der Moritz-Kapelle zu Nürnberg ein Porträtbild gesehen, Hans Grimmers[1] Frau, von ihm gemalt. Sehen Sie, das ist mein Geschmack! Da könnt' ich stundenlang davor sitzen. In ehrbarem schwarzen Kleid bis an den Hals und in der weißen Haube sieht man nichts, als das nicht schöne aber allerlieblichste Gesichtchen von der Welt, so treu, so klug, so sinnig aussehend — das muß sprechen! und muß was ganz Gescheites sagen. Da hat man eine persönliche Sehnsucht, warum hast du die nicht gekannt, und auch nur einmal einen guten Morgen oder guten Abend von ihr gehört. — Aber man müßte ein Barbar sein, nicht einzugestehen, daß diese Düsseldorfer nicht ausgezeichnete, feine, gewiß sprechend ähnliche Porträts malen. — Da sind gewisse Bilder aus der Rahlschen Schule, ein weiblicher Kopf von ihm, und eine Pariserin von Gaul[2] — das muß ich sagen, flößt mir mehr Interesse ein, es ist eine eigentümliche Technik, mehr ins gelbliche gemalt — als diese ausgezeichnet strahlenden Düsseldorfer Teints. Ein Bild möchte ich Liszt schenken. Es ist eine ungarische Heide, die Schafe werden in den Strohstall getrieben, der Hirt mit seinen glänzenden schwarzen Zöpfen schmunzelt nach einem allerliebsten Mädchen hinüber, die ein kleines Schaf vor der Mutter in die Höhe hebt, die an ihr nach dem kleinen emporspringt. Die Hunde sind geschäftig beim Eintreiben, und einer liegt aufmerksam da, als hielt er Kontrolle, ob auch keins der Schafe fehlt. Rechts sieht man in weite Heide hinein. Es ist ein gesundes, kräftiges Genre, Tier und Landschaftsstück von Friedrich Sturm.[3] — Schöne

[1] H. Gr., Historien- und Bildnismaler, blühte um 1560 in Mainz.
[2] Gustav G., Historien- und Bildnismaler 1836—88.
[3] Schüler Gudes, geb. 1834.

brillante Technik und gemütliche Gruppen hat auch die Klosterſuppe von Waldmüller.[1]

Meinen Preis aber trägt bis jetzt Schwind mit ſeinem Märchen von den ſieben Raben davon. Das iſt wahr. Schwind iſt ein herrlicher, phantaſie- und gemütvoller Dichter, und dieſer Zyklus iſt wohl die Krone deſſen, was er geſchaffen. Die epiſche Aufeinanderfolge der Bilder iſt ſo ſchön geſteigert, daß ich zuletzt — wie die Unſchuld triumphiert, und alle die ſchönen Brüder auf ihren Schimmeln heranbrauſen und der letzte jüngſte in aller liebenden Eile noch den Rabenflügel als linken Arm ausſtreckt, und die ſchöne Fee mit den beiden Engelskinderchen herangeritten kommt, und der reuige Gemahl der Gattin auf dem Scheiterhaufen in der innigſten Zerknirſchung zu Füßen fällt — mit der größten Rührung vor dem Bilde ſtand, wie nach einer Muſik, die nach meinem Herzen war, oder nach einer erhebenden Erzählung. Die ganze Folge iſt voll Humor und hoher Poeſie, eine Zartheit und Schönheit in allen Geſtalten, jedes und jedes kleine Bild von ſteigendem, erneutem Intereſſe. Es iſt Poeſie und Muſik, liebenswürdige Melodie in dieſen Bildern. Da iſt einmal ein erfülltes, vor unſern Augen Wahrheit werdendes Märchen, und wir werden Kinder vor dieſem Meiſterwerk, die alles mit hohen Augenbrauen und pochendem Herzen anhören, was die Mutter erzählt. — Ich muß ſagen, dies Bild hat meine Sympathie für Schwind ſehr geſteigert. Das iſt ein würdiger Freund Franz Schuberts. Das laß ich mir gefallen.

Durchlaucht, ich ſchließe, und werde lieber demnächſt an Liſzt ſchreiben, dem ich ſo mancherlei mitzuteilen habe. Augenblicklich muß ich mich damit begnügen, Ihnen nur einmal wieder Nachricht gegeben zu haben. Ich bitte Sie, Liſzt, die Prinzeſſin und Miß Anderſon ergebenſt zu grüßen und wer von den Bekannten Ihnen vorkommt. Ich werde bald wieder ſchreiben. Bruckner hat mich gebeten, ihn vielmals zu empfehlen. So gedenken Sie auch, hochverehrte Freundin

Ihres getreuen

Cornelius.

[1] Georg Ferdinand W., Genremaler 1793—1865.

90. An seine Schwester Susanne.

[München, 5. August 1858.]

Liebe Susanne! Die ersten drei Wochen sind mir hier noch fast ganz damit hingegangen, die nötigen Änderungen an meiner Partitur vorzunehmen. Jetzt ist sie in Weimar und wird ausgeschrieben. Die Oper steht schon auf dem dortigen Repertoire, und ist, wie man mir sagt, einstweilen auf den 15. oder 18. Oktober angesetzt. Nun können damit allerdings noch unvorhergesehene Verhinderungen, etwa Krankheitsfälle, eintreten, doch habe ich die beste Hoffnung, daß alles gut geht, und die Oper wirklich im Laufe des Oktober vom Stapel läuft. Es ist nun doch in mancher Hinsicht besser, daß sie nicht noch am Ende der Saison gegeben wurde. Erstens war damals der Großherzog und der Hof abwesend; sogar zum Geburtstag, dem 24., wo der Großherzog noch zu Aix in Savoyen war, und die Großfürstin (seine Mutter), die allerdings in Belvedere sich aufhielt, die Festvorstellung unter dem Vorwand nicht besuchte, daß es ihr zu leid täte, ihren Sohn an dem Abend nicht dort zu sehen. Zweitens war auch in der Tat eine schlimme Theaterzeit, und hätte alles, Abschreiben, Einstudieren — in einer großen, der Sache nicht dienlichen Hastigkeit geschehen müssen. Überdies habe ich währenddem in aller Ruhe Zeit gefunden, meine Hauptsänger mit der Sache bekannt zu machen, und sie dafür zu interessieren. Man spricht sich nun von verschiedenen Seiten günstig über die Sache aus, besonders Caspary Nureddin ist sehr dafür eingenommen; er ist ein intelligenter Sänger, sang die ganze Oper aus der Partitur vom Blatt mit Text. Gleich seine Arie gefiel ihm ausnehmend. Er sagte: Sie haben ausgezeichnet für meine Stimmlage geschrieben. Das lasse ich mir gefallen, das ist modern und doch auch ins Ohr fallend. — Auch Roth freut sich sehr auf seine Partie, von der ich ihm die Hauptszenen vorgesungen. — Die übrigen Sänger haben den besten Willen. Herr Knopp den Kadi, Madame Milde die Margiana, Fräulein Wolf: Bostana, Herr von Milde den Kalifen. — Verhehlen wir uns nicht: Schwer ist die Sache, und bedarf großen Fleißes, mehr Mühe, als der Effekt verhältnismäßig sein wird. Die Chöre werden schwer sein. Auch

das Orchester ist schwierig gehalten, doch schadet das nichts; wie ich Dir sage, man gibt diesen Musikern besser rechte Nüsse zu knacken, als daß sie alles spielend überwinden, und sich dann langweilen. — Du glaubst nicht, wieviel ich bis ans kleinste noch daran zu tun hatte. Ich habe alle Stellen geändert, wo Liszt an der Instrumentation Bedenken trug, und bin gewiß, daß diese Änderungen so besser sein werden. Du mußt nur denken, daß ich noch nie etwas von mir mit vollem Orchester gehört habe, und bei dieser Oper noch Lehrgeld zahlen muß. Doch wird alles spielbar sein, und manches sich sogar sehr gut machen. Es reichen nicht 2—300 Stellen, an denen ich Kleinigkeiten geändert. Außerdem habe ich an zwei Stellen gestrichen, eine auf Liszts Rat, eine auf Lassens. — — —

Außerdem habe ich die szenischen Anordnungen sehr genau angegeben, Motawackel zu einer hervortretenden Statistenpersönlichkeit gemacht. — Auch ist es nun ganz genau angegeben, wie es mit der Kiste zu halten ist. Dieselbe kommt während dem Streit auf den Kopf zu stehen, und bleibt während dem ganzen Begrüßungschor so stehen, dann erst, als es sich handelt, sie aufzuschließen, stellen Nureddins Diener sie wieder zurecht, so daß es doch wohl glaublich sein mag, daß Nureddin ohnmächtig geworden. — Die Art der Wiedererweckung durch das Liebeslied hat musikalisch allgemein sehr gefallen. Szenisch habe ich es nun dadurch noch hervorgehoben, daß Abul dem Nureddin zuletzt die Rose, die er seit der Liebesszene immer noch fest in der Hand hat, wegnimmt und unter die Nase hält, worauf dieser dann sagt: „Wonnen der Liebe!" — An der Partie des Abul habe ich noch vieles umgeschrieben, was zu sehr in Bariton überschlug, und ist derselbe jetzt vollständig Baßpartie, wenn auch öfters die Höhe ziemlich in Anspruch nehmend, doch nicht übermäßig. — Im letzten Quintett mit Chor ist auch ein Sprung vorgesehen, falls die Situation zu gedehnt befunden werden sollte, der es etwa um eine Minute abkürzt. Doch möchte ich es lieber ohne Sprung. — Dingelstedt scheint bis jetzt den besten Willen zu haben, er war sehr freundlich und meinte: Geht es mit der ersten Sache noch nicht, so probieren wir's auch mit der zweiten. Und die zweite ist es eben, die mir noch gewaltig

den Kopf einnimmt. Ich wälze tagtäglich alle möglichen Stoffe in mir herum, kann mich aber noch für keinen entscheiden. Das ist der Hauptinhalt meines jetzigen Treibens. Doch wird es ja auch in diesem Chaos plötzlich wieder Licht werden. Sonst alles gut. — — —

Dein Peter.

91. An Reinhold Köhler.

[München, Anfang August 1858.]

Mein Teurer! Ehe ich nur zu viele Zeit vorübergehen lasse, will ich Dir schnell die gewünschten Worte schreiben. — Es hat mich sehr gefreut und fast überrascht, schon sobald einen Brief von Dir zu erhalten mit dem Hauptinhalt, von dem ich Dir nur das lebendigste Echo wiederholen kann, daß Du mich dort vermissest. Ja, Bester, ganz so geht es ja auch mir. Es ist damit ein eigen Ding. Wenn man sich in solchen schönsten Zeiten des Lebens gefunden und liebgewonnen hat, sollte man sich eben nicht verlassen. Man sollte lieber für manches andre, was das liebe Leben nicht hergeben will, einen Ersatz in der schönen Freundschaft finden. An Weimar hängt nun schon einmal mein Herz, ich bin zu lange dagewesen. Wollte man mir dort nur einen Weizenacker für tägliches Brot und freies Bier im Stadthause schenken, so würde mir ja J. das übrige pumpen, und meine Waschfrau würde jahrelang umsonst für mich waschen, bis das Glück wollte, daß ich ihr einmal wieder abzahlen könnte. — Hier bin ich in Herzen und Gemüt noch gar nicht recht einzewohnt. Es mag wohl mit der Zeit kommen. Im ganzen ist man aber doch über die Jahre hinaus, wo man die nötige Elastizität behält, sich in' fremde Leute und fremde Anschauungen einzuleben. Öfters möchte ich im Wohnort nicht mehr wechseln. Hier ist Athen, was Kunst anbetrifft — bildende Kunst, NB. das ist wahr — und das Bier ist verführerisch gut, man könnte ein Jean Paul in dieser Beziehung werden — aber im übrigen! Das kleine Persönchen Peter hat noch keinen gefunden, der ihm so den rechten Schlüssel ans Herz ansetzen möchte, um ihm das Innere herauszuziehen. Es wird auch schwerlich so kommen.

Vielleicht trinkt man sich nirgend fester in seine Ansichten hinein, als gerade in dem beweglichen Süddeutschland; man hat darin mal sein Bier und seine Kunst, beide sind gut; aber der Fremde, der eine eigne Anschauung im Herzen trägt, was soll der seinen Trank der Welt vorsetzen, er trinkt eben das allgemeine Bier mit. Es würde ganz spurlos vorübergehen, wenn jemand das Münchner Bier nicht gut fände. Alle Welt findet es gut, und man trinkt eben mit. — — —

Ich habe diese ganze Zeit noch mit dem Barbier zu tun gehabt. Jetzt ist er hoffentlich glücklich angelangt und wird abgeschrieben. Wenn die Oper gegeben wird, will ich erst mein Schicksal noch einmal recht überlegen, ehe ich hierher zurückkehre. Wäre ich nur schon mit meinem zweiten Sujet ganz im reinen; ich bin sehr damit im Gange und wälze wieder wie das erstemal alle möglichen Sujets im Kopf herum, habe mich aber noch für keines entschieden. Doch auch das wird ja die Zeit geben.

O, daß ich mit Dir in Dresden gewesen wäre! Oder daß Du hier bei mir wärest, wo ein zehnfaches Dresden auf einmal beieinander ist. Die Glyptothek ist mein Liebling. Da geh' ich jeden Freitag ein oder zwei Stunden hin. Diese schönen Säle hintereinander mit prächtigem Mosaik und verzierten Decken, und all' die schönen Werke. Da wird man Kunst- und Altertumskenner, ohne alle Bücher und Studium, man lebt in den alten Zeiten, man ist ein Grieche. Ach, Freund, hier zusammen sein, zusammen genießen, und dann drüber plaudern! Auch die alte Pinakothek kenne ich nun schon einigermaßen. Wenn ich nun einmal nach Dresden komme, wird mir die dortige Galerie schon verständlicher und übersichtlicher sein. — Und zu all diesem kommt nun die neue Ausstellung! Wenn es Dir möglich ist, so komme mit Friedrich. Hier zu wohnen kostet ja kaum etwas! Und es ist ein Eindruck, an dem man so lange zehrt, bis man wieder einmal Ähnliches sieht, also lange Jahre! Ich war jetzt viermal da, und kenne mich in den Kabinetten und Logen ziemlich aus. Ich habe der Fürstin den Katalog geschickt, sie wird ihn Dir leihen. Es ist ein Stolz und eine Freude das zu sehen. Welche Kerle sind wir Deutschen. Es gibt nur zwei große Hechte in der Weltgeschichte, das ist der

Grieche und der Deutsche. — Und wieder das Grimmsche Märchen, das wir noch im Stadthause besprochen, feiert hier in Schwinds: Sieben Raben den größten Triumph. Es ist das schönste Werk dieses Meisters, und — es ist moderne Kunst. Das ist doch etwas, was, trotz Raffael und Michelangelo, wir seit 1813 regenerierten Deutschen allein haben. Es ist eine paradiesische Naivität und Liebenswürdigkeit in diesen Kompositionen. Schwind ist Poet, Maler und Musiker, kurz, er ist ein — Barbier!

Süßester! Nimm vorlieb mit diesen wenigen Worten. Ich habe der Fürstin vor einigen Tagen geschrieben. Siehst Du sie öfter? So wird sie Dir ja wohl einiges erzählen. Freund, mache die Sache, komm hierher und besuche auf der Durchreise Nürnberg. Hier sind unvergleichliche Kunstschätze, aber sie stehen im Kontrast zur nüchternen Wirklichkeit. Nürnberg bietet eine schöne Einheitlichkeit. Ich gebe ihr den Vorzug vor allen Städten. Versäume nicht dorten die Moritzkapelle und das Landauer Kloster zu sehen.

Drei volle Wochen habe ich noch an meinem Barbier gefeilt und radiert, möge es nun Früchte tragen und gut damit gehen. Tantus labor non sit cassus! und möge mir bald die Muse ein entsprechendes Op. 2 eingeben! — — —

Cornelius.

92. An seinen Bruder Carl.

[Weimar, 25. Oktober 1858].

Lieber Carl! Ich bin seit vier Tagen hier in Weimar. Meine Oper ist noch um einige Zeit verschoben, bis etwa Mitte November. Die Partien werden einstudiert, auch von den Chören sind schon etwa 14 Proben gewesen. Liszt wird mich nächstens einführen, daß ich die Chorproben selbst halten soll. Es handelt sich nun noch um eine Hauptsache, nämlich um eine andre Besetzung der Hauptrolle, des Barbiers. Herr Roth hat im ganzen doch keinen rechten Ansatz zu der Sache, d. h. wenig Komik, und es ist nun gestern ein Baßbuffo hier eingetroffen, ein Herr Schmidt, den ich in Berlin gekannt habe, und der mit sehr großem Eifer darauf

einging, die Partie sich von mir einstudieren zu lassen. Dies wird denn wohl morgen arrangiert werden. Die übrigen Partien sind in guten Händen. Der Skandalchor macht Verlegenheiten wegen der geringen Besetzung des hiesigen Chors, und so wird noch mancherlei sich finden, manche Schwierigkeit zu überwinden sein. In diesen Tagen wird nun Comala (nach Ossian) von Sobolewski in Bremen gegeben, eine Novität, die mit ihrer nebligen Gefühlsschwelgerei kein ungeeigneter Vorgänger für meine Musik ist. Die Oper hat fünf Akte. Der Komponist hat zwei davon später noch dazu gesetzt, um etwas Abwechslung in die Sache zu bringen. Von den damals in der „Allgemeinen" angezeigten neuen Stücken, unter denen auch das meine erwähnt war, ist nun gestern das zweite gespielt worden: Florian Geyer von W. Genast.[1] Es war ein bühnengerechtes Stück, gut gemacht, mit einigen glücklichen lebendigen Szenen. Der Verfasser wurde viermal gerufen. Das erste war Günther von Schwarzburg von Apel.[2] Das soll eine ungeheure Apelei gewesen sein. — Mit großer Befriedigung habe ich Samstag den Don Juan gehört, der vortrefflich gegeben wurde. — — —

Liszt erzählte mir, daß er Dich noch aufgesucht habe. Dingelstedt erkundigte sich nach Deinem Befinden. Er hat sich zum Anfang dieser Saison in einen Artikeldisput mit der hiesigen Hofbuchdruckerei eingelassen, der zu den Dingen zu gehören scheint, die er nun einmal unglücklicherweise nicht lassen kann, und die ihm wohl meist bis jetzt seine Stellungen verdorben haben. Das gestrige Stück wurde übrigens vortrefflich und einheitlich gegeben.

— Heute abend haben wir ein kleines Souper im Neuweimarverein.

Ich schreibe Dir in den nächsten Tagen über den Fortgang meiner Angelegenheit. In Mainz habe ich mir einen Lorbeerkranz von einem schönen Mädchen verdient, den ich als gute Vorbedeutung für Weimar halten will.[3]

Peter.

[1] W. G., Sohn des Schauspielers, Jurist und Schriftsteller 1822—87.
[2] Guido Theodor A., Dichter 1811—67.
[3] Vgl. das Gedicht „Zum ersten Lorbeerkranze".

93. An seine Schwester Susanne.

[Weimar, Ende Oktober 1858.]

Liebe Susanne! In diesen erwartungsvollen Tagen muß ich mich etwas besser als sonst durch fleißige Korrespondenzen auszeichnen und Du sollst deswegen heute schon wieder ein paar Zeilen von mir haben. Wie geht es Dir nun, hast Du Dich wieder in die größere Einsamkeit gefunden, und besucht Dich Bertha öfters? Sind Nachrichten von Wilhelm und Emma da, oder sind sie schon wieder zurück? Wohl kaum! Nur kommt mir jene Zeit schon wieder wie ein Traum vor, weil mein hiesiges Leben fast nur durch Schölls einen äußerlichen Anknüpfungspunkt mit dem dortigen hat. Innerliche gibt's genug, in mir selbst nämlich. Ich verfalle manchmal in süße träumerische Gedanken, doch fürchte nichts, ich werde keinen Schritt, in keiner Weise, ohne Deine mütterliche Einwilligung tun.

Hier geht mir's gut. Mein Heimweh ist überstanden. Ich bleibe nun bei Roth mit dem Barbier, und habe Liszt erklärt: Ich habe schon dreimal mit ihm studiert, und er fängt nun an, sich an die Partie zu attachieren. Mit Schmidt ist es so eine eigne Sache. Ich war nahe daran, mit Roth darüber zu sprechen. Aber dann tat es mir wieder leid — ein Künstler ist doch so leicht verletzlich, und er hat sich schon Mühe damit gegeben! Am Sonnabend wird die Oper Comala von Sobolewski gegeben, wobei der Komponist wohl gegenwärtig sein wird. Das Sujet ist nach Ossian, und das Träumerische, Neblige, nordisch Düstere ist in der Musik recht gut getroffen. Nur ist alles ganz lyrisch — in der Handlung auch kaum etwas Realität. Der Held, Fingal, liebt eine Verstorbene und es wird fast nur von Geistern usw. gesprochen. Es sind fünf Akte, waren anfangs drei, und der Komponist hat später noch zwei, den zweiten und vierten dazwischen geschoben, um einige heitere Gegensätze: Ballet, Mädchenhandel usw. anzubringen. — Es ist viel gute Musik darin, hübsche Chöre, eine glänzende Arie, charakteristische Instrumentation — doch wo es ernst ist, klingt es meist oratorienhaft, und wo er pikant melodiös wird, klingt es leicht an Alotow an. — Heute morgen habe ich mit Caspary die Partie

durchgegangen. Er intereſſiert ſich dafür, und ſie iſt ihm ſchon ziemlich geläufig. — Im ganzen bin ich, unter uns geſagt, froh, wenn alles glücklich überſtanden iſt, und ich wieder auf dem Weg nach München bin. Meine Umgebung macht mir oft den Eindruck des Geſpenſtiſchen, weil ich an frühere Zeiten denke, wo ich das alles noch mit vollem Herzen in mich aufnahm, mit ganzer Seele dabei war.

Jetzt reaziert ein gewachſenes Bewußtſein und andre Eindrücke gegen dies Weſen. Liſzt bleibt mir immer der Alte, und wird es mir in der Ferne noch mehr bleiben, als wenn ich ihm nah wäre. — — — — Wie unerquicklich und häkelig ſind die Verhältniſſe hier im übrigen! Dingelſtedt hat einen Zeitungsſtreit mit der Hofbuchdruckerei, da gibt es die anzüglichſten Artikel hin und her, und Liſzt wird auf abgeſchmackteſte Weiſe zur Unterſtützung Dingelſtedts mit hineingezogen. Schöll hat einen Artikel über Genaſts Florian Geyer losgelaſſen, worin der Schauſpieler Grans und auch die ganze Leitung des Theaters mitgenommen wird. Letzteres doch wohl mit Unrecht. Das Stück wurde ausgezeichnet gegeben, und Schöll iſt doch wohl nicht ganz unparteiiſch. — Nun denke Dir, ein ſo kleines Neſt mit ſo unzähligen Zerſpaltungen, und mich mit meinen Intereſſen dazwiſchen in der Angſt, dieſelben durch ein voreiliges Wort etwa gefährden zu können, da ich Freunde unter allen Parteien habe.

Aber, es macht mir nicht bange — im ganzen wird es wohl gut abgehen, und meine Arbeit führt mich vielleicht aus der ſchwülen Enge in einen weiteren Kreis. — —

Tauſig war einige Tage hier und iſt wieder nach Berlin zurückgereiſt. Laſſen habe ich als den alten, als den gefälligen lieben Freund gefunden, und das iſt ſchon viel; tiefere Saiten ſchlagen wir nicht zuſammen an. Er iſt eben doch Franzoſe und hat mehr den Muſiker- als Dichtercharakter.

Und nun, liebe Seele, ſei gegrüßt, grüße den Paſcha Salamaleikum und ſein ganzes Serail von Settchen, Kettchen, Grettchen und Nettchen, ſowie auch Hettchen und Bettchen — vielleicht auch Lettchen.

Grüße Herrn und Frau Jung. Und ſchreibe bald ein paar Zeilen

Deinem Bubchen.

94. An seine Schwester Susanne.

[Weimar, 3. November 1858.]

Mein liebes Sannchen! Ich lebe recht froh und munter hier, und bin guten Muts mit meiner Sache. Montag und Dienstag sind nun die ersten Klavierproben meiner Oper gewesen, welche Liszt abhielt, während ich die Begleitung aus meiner Partitur dazu spielte. Liszt ist recht guter Dinge damit und geht mit großer Bonhomie mit all seinem Eifer und guten Willen an die Sache wie ich Dir an jenem Morgen vorhersagte. Nun der Haupteindruck ist bis jetzt wohl noch der, daß das Werk sehr viele Schwierigkeiten bietet. Man macht sich aber mit ziemlich allgemeinem Interesse und dem besten Willen daran, dieselben zu überwinden; und — einmal überwunden — wird schon die gehabte Arbeit und Mühe den Künstlern das Werk um so lieber machen. Nun aber zur Hauptsache. Du weißt doch, daß ich in den ersten Tagen zwischen Roth und Schmidt für den Barbier schwankte. Ich ging schon eines Morgens mit dem Vorsatz zu Roth, ihm den Tausch mit Schmidt anzubieten. Es war aber Besuch bei ihm und ich ging nach zwei Stunden wieder fort, ohne den beabsichtigten Vorschlag anzubringen. Und das war vortrefflich! Denn nun kam Roth zu mir und zeigte in seinem ganzen Vortrag schon soviel Wärme und Fleiß für die Sache — daß ich es nicht mehr übers Herz hätte bringen können, ihm die Sache aus der Hand zu nehmen. Ich erklärte also auch bei Tisch Liszt ganz offen und bestimmt: daß ich die Partie nicht gern in andern als in Roths Händen sehen möchte, für den sie nun doch einmal geschrieben sei. Es ist nämlich damit so. Dingelstedt würde nicht ungern sehen, wenn der Baßbuffo, den er eben gerade engagieren will, sich gleich zu Anfang in einer neuen Partie produzieren könnte und er huldigt noch dem alten Aberglauben, daß das komische Element in den Buffopartien liegen müsse. — Und nun zeigt sich aber mit jedem Tag mehr, wie gut es war, daß Roth die Partie behielt. In den Klavierproben war Roth schon förmlich meine Säule und Stütze: während die andern noch lange Gesichter über die Schwierig-

keiten machten (was für unsereins nicht angenehm zu sehen ist), sang mein Roth schon alles mit Keckheit, Sicherheit, Humor. Und wenn auch selbst seinem Spiel der höhere komische Schwung fehlen sollte, er wird sich die größte Mühe geben — und singen! singen wird er die Sachen eminent! Ihr müßt eben doch dazu herkommen! Es geht nicht anders.

Auch Caspary sang seine Liebesarie in der zweiten Klavierprobe so flott und gefühlvoll, daß Liszt ein über das andre Mal schmunzelte, und manches ihm doch noch anders zu erscheinen anfängt, als da er es nur in der Partitur ansah.

Heute, Mittwoch früh, habe ich nun die erste Chorprobe gehalten und auch dort schon eine ganz anständige Vorbereitung und von allen Seiten guten Willen getroffen. So siehst Du, geht nun die Sache ihren Gang. Durch die Gastrollen des Ehepaar Schmidt, Buffo und Bravour ist nun allerdings der Raum des Repertoires in Anspruch genommen, und meine Oper einstweilen noch hinausgeschoben. Sie wird auch vielleicht noch tiefer in den Dezember hineingeschoben. Das ist mir aber ganz einerlei. Um so besser geht sie hernach. Wenn sie vor Weihnachten gegeben wird, etwa halben Dezember — so bin ich zufrieden, und ist es mir ganz recht. Doch habe ich fast die Idee, als würde sie dennoch Ende November schon gegeben.

Sollte ich von nun an längere Zeit nicht schreiben, so halte es für eine gute Vorbedeutung, daß ich bald den Tag der Aufführung ankündige und mein Libretto schicke.

Es wird hoffentlich alles recht gut gehen, und meine Einführung in die größere Welt eine anständige sein.

Dein Anständiger.

95. An seinen Bruder Carl.

Weimar, 3. November.

Lieber Carl! Es geht mir recht gut, ich bin gesund und munter und habe nun vollauf mit den Vorbereitungen zu meiner Oper zu tun. Es ist mir lieber, daß ich selbst mich mit den Leuten so in

die Sache einleben kann, als hätte man es ohne mich studiert. Dann wäre mir leicht vieles an dem eignen Werk fremd vorgekommen. Ich habe viermal mit Herrn Roth, dem Barbier, einmal mit Herrn Caspary, dem Liebhaber, dem ich die Partitur schon im Sommer vorgetragen hatte, einmal mit dem komischen Vater, Herrn Knopp, studiert; habe Montag und Dienstag die ersten Klavierproben, welche Liszt dirigierte, am Klavier begleitet, und nun heute die erste Chorprobe abgehalten. Man findet allgemein die Aufgabe schwierig, doch gibt man sich mit Interesse und gutem Willen daran, sie zu lösen. Je mehr die technischen Schwierigkeiten überwunden werden, desto mehr Behagen und Laune erregt die Sache. Besonders ist mein Barbier, Herr Roth, schon am weitesten voran, behielt schon ganz von selbst vieles auswendig, und war schon in den ersten Proben ziemlich sicher, so daß er schon etwas freieren Humor in der Sache walten lassen konnte. Nun wird es bald Orchesterproben geben. Das Repertoire ist in diesem Monat durch das Gastspiel von zwei neu zu engagierenden Mitgliedern, einem Baßbuffo und einer Primadonna, dem Ehepaar Schmidt sehr in Anspruch genommen. Dennoch glaube ich, daß meine Oper nicht zu weit dadurch hinausgeschoben wird. Da sie übrigens in der Tat manches Ungewohnte und deshalb Schwierige bietet, und besonders, mehr als etwas Ernstes, freien Humor im Vortrag verlangt, ist mir der Aufschub gar nicht leid. — Aus den bisherigen Proben habe ich auch schon fast die volle Überzeugung gewonnen, daß die Oper ganz gut den Abend von halb sieben bis gegen neun Uhr füllen wird.

Ich bin, wie gesagt, recht wohl und habe die beste Hoffnung für die Sache, und freue mich des lebendigen, eingreifenden Anteils, den ich selbst daran nehmen darf. — In diesen Tagen will ich mich an die schleunige Anfertigung eines Klavier-Auszuges geben, der besonders im Falle einer Weiterversendung unumgänglich nötig wird, und den ich am besten jetzt, unter dem fortwährenden Eindruck der Ausführung mache, um nachher mit vollen Segeln auf was Neues losgehen zu können.

Zwei jungen Damen gebe ich Instrumentationsstunde, die ich bis jetzt noch nicht gegeben. Es hat damit ganz guten Fortgang

und wird mir auch einige Taler einbringen. Dies einstweilen zur Benachrichtigung. Mit herzlichen Grüßen an Elisabeth und Sophia

Dein Peter.

96. An seinen Bruder Carl.

[Weimar, Mitte November 1858.]

Mein Teurer! Du wirst schon einige Zeit auf neue Nachricht warten! Die Tage fliegen so schnell hier um und bringen soviel des Neuen, daß man sich leicht einmal versäumt.

Unterdessen geht meine Sache auf ihr Ziel los, wenn auch augenblicklich noch langsam. Ich erwarte nun das Losschießen im Anfang Dezember. Dingelstedt meinte neulich zu Liszt, am ersten Dezember, oder doch in den ersten Tagen. Ich habe in zwei Proben die Sache mit dem Streichquartett durchgegangen, und heute früh den ersten Akt mit den Bläsern probiert. Es ist schwierig, sind Fehler in den Stimmen, teils eigne Sünden in Auslassungen von Vorzeichnungen, teils bin ich ungeübt im Unterscheiden der Klänge und im schnellen Beseitigen von Hindernissen. Doch geht es, die Leute sind gutwillig und fleißig, und wenn Liszt nach diesen nötigen Vorarbeiten daran kommt, wird alles um so schneller in Ordnung kommen. — Dieser Tage habe ich meine Muezzin (hinter der Szene) einstudiert. Vor dieser Stelle hatten sie Angst, es zeigte sich aber, daß sie ganz gut ausführbar ist. Die Chorproben gehen ohne mich ihren Gang. Der Chordirektor ist ein alter, eklicher, dummer Kerl, fürchtet für unbrauchbar zu gelten, wenn ich ihm ins Amt pfusche, und will für sich allein studieren mit den Leuten. — Das besagte Gastspiel der beiden Schmidt ist zur Hälfte abgespielt. Roth (mein Barbier) schrieb mir neulich einen larmoyanten Brief: Die Intendanz mißhandle ihn, nehme ihm die besten Rollen, ob ich nicht lieber auch meine Rolle Herrn Schmidt übergeben möchte, da es scheine, man suche ihn ganz zu verdrängen. Ich mußte ihn beschwichtigen und habe ihn vorderhand bei gutem Mute erhalten. — Übrigens glaube ich, daß auch Liszt und Dingelstedt dieser Ver-

änderung nicht abhold wären. Will man das aber, so sage man es mir gerade zu! Das hat man bis jetzt nicht getan, und so bleibe ich fest bei Roth stehen, für den die Rolle nun einmal geschrieben ist, der sie bereits fast auswendig weiß, und sie mit einer glänzenden Stimme, mit Wucht des Tons singen wird. — Morgen sollte ich eine Klavierprobe haben, indessen sind durch die Ankunft des Großfürsten Constantin manche Veränderungen vorgefallen, wodurch auch ein Konzert unsres ersten Geigers, Edmund Singer, verschoben wird auf acht Tage. —

Nächste Woche wird nun eine regere Zeit kommen, volle Orchesterprobe, Klavierproben mit Chor usw.

Fürchte indessen nichts von diesem längeren Aufschub. Er ist natürlich. Was mich betrifft — sollte ich in dieser Hinsicht erst einmal zu fürchten anfangen — so hätte ich auch schon zu fürchten aufgehört. — — Der Monat Dezember, als mein Geburts- und Dein Hochzeitsmonat, möge uns beiden das Beste bringen.

Wir hatten hier Dawison[1] als Franz. Dingelstedts Vorlesung über die Räuber und Auerbachs über Nathan. Nur soviel, daß es einem Mut macht, wenn man gefeierte Leute wirken sieht. Auerbach ist ein kleines Jüdchen. — — Manchmal seh' ich meinen ehrlichen Kohler — das sind meine liebsten Stunden. — Liszt habe ich Deinen Gruß ausgerichtet. Schöll ist wohl und guter Dinge, trotz der Stimmung gegen die sogenannten Hofräte. Er las mir neulich eine Einleitung in seine: Tetralogien des Sophokles. Heyses Sabinerinnen werden eben studiert. — Mein Instrumentalkursus mit den beiden Damen geht seinen Gang und entspricht seinem Zweck, macht mir Vergnügen, auch lerne ich dabei. Sowie beim Dirigieren meiner Orchesterproben. — Mein teurer Carl, ich schreibe Dir bald wieder, grüße Deine Elisabeth, sei guten Mutes und halt das Däumchen

Deinem Peter.

[1] Bogumil D., berühmter Schauspieler 1818—72.

97. An seinen Bruder Carl.

[Weimar, Ende November 1858.]

Lieber Carl! Es stellt sich nun die Zeit der Aufführung meiner Oper fest. Sie soll am 9. Dezember gegeben werden. Am ersten sind die Sabinerinnen von Heyse. Nächsten Sonntag ist der Troubadour von Verdi, und mit ihm ist das kontraktlich bedingte Gastspiel der beiden Schmidt zu Ende. Dann teilen sich die Studien in der nächsten Woche zwischen meiner Oper und der Zauberflöte, in welcher vieles neu studiert werden muß. Am Sonntag in acht Tagen wird dann die Zauberflöte gegeben, und am Sonntag darauf mein Barbier. Ich habe die Bläserproben mit den Korrekturen beendigt, und Liszt wird nun demnächst eine volle Orchesterprobe halten. Auch studiere ich nun mit Fräulein Wolf Bostana, in deren Partie ist manches stimmlich verändert, teils höher gelegt, teils auch bequemer zu treffen geschrieben. — Unterdes haben wir die dritte Schillerstiftvorlesung gehabt, von Joseph Rank über das Populäre in Schiller. Sehr schwach! Hat aber das Publikum befriedigt. Rank ist es, der damals die Notiz über mich in die Allg. Zeitung setzte, und Du wirst auch gewiß nächstens wieder eine sehr rühmliche Auseinandersetzung der Vorlesungen von — ihm selbst — finden. Heyse hat Genast Florian Geyer, populär: Schreier, gelobt, und Genast wird natürlich Heyse (Sabinerinnen) loben. Diese Cliquekritik ist ein Goldschaum, der Nüsse mit und ohne Kern gleichmäßig glänzend überzieht.

Die Fürstin hat mir eine Bitte an Dich ausgesprochen. Heinrich von Heß[1] hat ihr eine Zeichnung (Skizze) versprochen, und sie möchte gern ihrer Tochter dieselbe zu Weihnachten schenken. Wenn es Dir nicht unangenehm ist, so erinnere ihn, wenn Du Deinen Vorsatz ihn zu besuchen ausführst, daran. Wo nicht, so sagst Du es vielleicht Lipmann, der, glaube ich, Heß öfters sieht, sich um meinetwillen darum zu bekümmern und ihm den Wunsch der Fürstin auszusprechen, daß sie sich gern noch vor Weihnachten im Besitze einer Zeichnung von ihm sähe. —

Es ist merkwürdig, wie Dingelstedt auch hier alle Welt persön-

[1] Der bekannte Maler 1798—1863.

lich gegen sich aufbringt. Es ist als ob ihm Feindschaft ein Bedürfnis wie tägliches Brot wäre. Ich habe eine Karte bei ihm abgegeben. Er tat dessen mir gegenüber im Neuweimarverein Erwähnung. Ich sagte: Ja, ich habe Sie noch nie in Ihren vier Pfählen gesehen. „Es soll schwer sein!“ antwortete er. — Der Großherzog und Liszt halten seine Partei, Rank schreibt schauerliche Artikel — für ihn — im „Deutschland“ (Dingelstedt hat ihm einen Verleger besorgt). In einem dieser Artikel zitierte er die Fabel vom Johanniswürmchen von Pfeffel wörtlich, und das Johanniswürmchen soll Dingelstedt sein.

Von meinem Freund Damrosch habe ich neulich einen Brief aus Breslau erhalten. Es geht ihm gut und er meint, es könne sich noch mancher einen Wirkungskreis dort machen. Hast Du mit Onkel B. darüber gesprochen, und wer bekommt Mosewius'[1] Stelle an der Universität? —

Übrigens gehe ich schon viel lieber nach München, und will mich auch ohne feste Stelle schon in einiger Zeit ganz erträglich stehen. Ich werde außer Theoriestunden auch Gesangstunden annehmen und hoffe dadurch mehr zu verdienen. Soviel für heute. Nächstens Bestimmtes über den Tag der Aufführung.

Dein Peter.

Sonnabend abend. Soeben war der Regisseur, Herr Pasqué,[2] bei mir und sagte mir sechs Proben auf erste Hälfte der nächsten Woche an. Dann Bußtag und Zauberflöte. Nach der Zauberflöte — ganz nur meine Oper und die Aufführung selbst? Heute oder morgen in 14 Tagen.

98. An seine Schwester Susanne.

[Weimar, 10. Dezember 1858.]

Meine Teure! Es bleibt bei Sonntag abend. Die Proben gehen gut. Alles ist voll Eifer und Spannung. Nach der Vor-

[1] Joh. Theodor M., Universitätsmusikdirektor zu Breslau 1788—1858.

[2] Ernst P., Dichter und Musiker 1821—92; Opernregisseur in Weimar 1856—59.

ſtellung berichte ich Dir. Es wird gut gehen. Vieles iſt ſehr ſchön. Auch die Ouvertüre. Liſzt findet ſie geiſtvoll, nennt ſie einen verjüngten Anakreon von Cherubini. Den kennſt Du nicht? — Ich auch nicht. Liſzt handhabt die Proben mit der geiſtreichen Virtuoſität, die nur ihm eigen iſt. Heute um 4 Uhr: zweiter, dann erſter Akt. Morgen 10 Uhr Generalprobe. — Ich umarme Dich und Heſtermann. Grüße Jungs und alle. Ich bin ruhig, und höre ganz gemütlich im Parterre zu, lache ins Fäuſtchen, wenns den Leuten ſchwer wird. Dingelſtedt zeigte ſich nach wie vor comme il faut. Man behandelt mich mit ausgeſuchter Eleganz. Das Libretto ſobald ich es bekomme.

Dein Peter.

99. An ſeine Schweſter Suſanne.

[Weimar, 17. Dezember 1858.

Meine liebe Suſanne! Nur ein paar Worte der Beruhigung. Ich bin ganz wohl. Mein Zahnweh war mehr Nervenaufregung, hat aber anhaltend mir bis zu meiner Vorſtellung die Nächte verdorben. — Die Oper war auf den Mittwoch verſchoben.[1] Deshalb bliebſt Du ſolange ohne Nachricht. Mein Werk wurde vor vollem Hauſe gegeben. Die Vorſtellung füllte den Abend. Sie war, in Betracht der Schwierigkeit des Werkes, eine ausgezeichnete, vortreffliche. Eine bis dahin in den Annalen Weimars noch nicht erhörte Oppoſition ſtellte ſich mit hartnäckigem Ziſchen gleich von Anfang dem Applaus gegenüber, ſie war eine beſtellte, wohlorganiſierte, zweckmäßig verteilte. Sie hemmte den Humor der Künſtler, konnte aber auf die Trefflichkeit der Ausführung keinen ſchädlichen Einfluß üben. Am Schluß erhob ſich ein Kampf von zehn Minuten. Der Großherzog hatte anhaltend applaudiert, die Ziſcher fuhren nichts deſtoweniger fort. Zuletzt applaudierte Liſzt und das ganze Orcheſter, Frau von Milde riß mich hinaus auf die Bühne. —

Liebe Suſanne! Von nun an bin ich ein Künſtler, der auch in weiteren Kreiſen genannt werden wird. Mit einem kräftigen

[1] Dieſer Mittwoch war der 15. Dezember.

Ruck ist mein ganzes Wesen erhoben. Bis zum letzten Atemzug werde ich mit begeistertem Fleiß meine Bahn fortgehen.

Meine Ausbeute von Erfahrungen ist eine reiche, glänzende, nach diesem einen Abend. Bald bin ich an einem zweiten Werk. Diesmal an einem hochernsten pathetischen. — Die Künstler alle nehmen enthusiastisch für mich Partei. Liszt handelt unvergleichlich an mir. Möchten doch nur auch alle, die sich für mich interessieren, mit Leib und Leben für diesen Mann einstehen, welcher der Bannerträger einer neuen Zeit ist. — Der Großherzog empfing mich gestern, war äußerst gnädig, ermunterte mich, prophezeite mir Ruhm. Liszt sagte im Laufe des Gesprächs: Königliche Hoheit! Cornelius ist ein nobler Mensch. — Der Großherzog gab mir beim Abschied die Hand, wie ein Freund. — Heute bin ich wieder auf den Brettern mit meinem Beethovenprolog, von Milde gesprochen. Zu Tisch bin ich bei Herrn von Beaulieu, dem ehemaligen Intendanten. — Hoffmann von Fallersleben nennt mein Libretto das schönste, das er noch gesehen habe, er hat mir schöne, innige Verse gewidmet, und Frau von Milde in einem wunderschönen Ghasel in der Rolle der Margiana besungen. — Wenn Du oder der treffliche Hestermann einige Zeilen des Dankes an diese einzige Frau direkt richten wolltest, so wäre es sehr schön. — Alle Künstler haben in ihren Rollen ihr Äußerstes für mich getan — die Frau Rosa von Milde aber war als Margiana himmlisch. Die Erinnerung daran wird eine bleibende sein. — Leb' wohl. Viele Küsse für Dich und Hestermann von Deinem Bruder.

[18. Dezember.]

So leid es mir tat, Dich noch länger auf diese Folter des Wartens spannen zu müssen, so erfreulich ist es mir nun, Dir noch mit wenigen Worten über die Feier des gestrigen Abends berichten zu können. — Ich ging, nach den so kurz verflossenen Ereignissen, mit geteilter Erwartung ins Theater. Ich hatte in meinem Prolog entschieden auf Liszt hingewiesen. Was aber auch kommen mochte, denn die Opposition ist nicht auf mich, sondern auf ihn gemünzt, wollte ich diesmal mich nicht unsichtbar machen.

Ich ging wie gewöhnlich ins Parkett, setzte mich in die vorderste Reihe. Die ersten Takte der Ouvertüre zur „Weihe des Hauses“ ertönen: sie brechen ab, der Vorhang erhebt sich und Milde spricht meinen Prolog zu Beethovens Geburtsfeier. Mit schöner männlicher Haltung, mit eindringender Begeisterung. Schon die Mitte der Rede unterbricht lebhafter Applaus, meine Bekannten klopfen mir auf die Schulter, strecken die Hände nach mir aus. Zum Schluß höre ich anhaltenden Applaus, und erwarte mit ruhiger Befriedigung, daß Milde hervortritt, man eilt aber ins Parkett, mich zu holen, ich beeile mich hinaufzugehen, werfe Hut und Handschuhe weg, bin glücklicherweise gerade im Frack — und trete mit Milde vor ein großes, begeistert applaudierendes Publikum. — Das sind merkwürdige Tage, nicht wahr, Sannchen! Das Konzert nimmt nun mit einer beispielwürdigen Weihe seinen Fortgang. Nach dem Schlusse der A dur-Sinfonie erhebt sich ein Sturm — dessen Wellen erst dann sich glätten, als Liszt unter dem lautesten enthusiastischsten Zuruf, unter einem dröhnenden Applaus, wieder auf sein Pult steigt, an welchem er heute mit einer Fülle seines Dämons gestanden hatte, daß ich oft nicht wagte, ihn anzusehen — und sich dem Publikum zeigte. — Dies Konzert ist vorderhand zugleich sein letztes öffentliches Erscheinen. Seit man es wagte, einen an seiner Hand vorgeführten Künstler — roh zu behandeln — überläßt er die Bühne und ihr Parterre — dem Generalintendanten Dingelstedt. — Meinen Prolog laß ich drucken, Ihr erhaltet ihn nächstens mit dem Libretto zugleich.

Und nun, meine Teure, sei für heute damit zufrieden, beruhige Dich, und sieh immerhin schon jetzt mit einem schönen schwesterlichen Stolz auf die beginnende Laufbahn Deines Bruders, des dankbaren Freundes seines getreuen Hestermann.

Es lebe die Kunst!

Liebster, bester Hestermann!

Ich kann Ihnen nicht besonders schreiben, ich sehe Sie aber ja wohl bald, und es ist ja alles für Sie gesagt, aus einem

Herzen voll unauslöschlicher Dankbarkeit für Sie! — Tun Sie mir den besondern Gefallen, richten Sie einige Zeilen des Dankes an Frau Rosa von Milde. Wenn der gute Vater noch lebte, so würde ich ihn darum bitten. Jetzt müssen Sie es tun. Teuerster, Bester, tun Sie es. Das schmückt so eine Frau schöner, als den Mann ein Orden. Ihre treuen und rechtschaffenen Worte sind ja auch nicht so wohlfeil, als Orden es leider geworden sind.

Erfüllen Sie meinen Wunsch und behalten Sie lieb

Ihren getreuen

Peter Cornelius.

100. An seinen Bruder Carl.

[Weimar, 19. Dezember 1858.]

Mein Teurer! Verzeih, daß ich Dich warten ließ, und Dir auch heute nur in kurzen Zeilen berichte.

Die Oper wurde erst am Mittwoch, also Deinem Hochzeitstag, gegeben. — Es ist alles gut, wie es gekommen, mein Lieber! Ich bin jetzt ein Künstler in den Augen der musikalischen Welt, von dem man etwas erwartet. Die beigefügte Kritik sagt das auch; wenn ihr mehr Wärme und Geist zu wünschen wäre, so macht anderseits die anständige Unparteilichkeit der Schreibende ist von niemand als dem Redakteur Biedermann gekannt, ihr achtungsvolles Lob um so ermutigender. Siehst Du, Du meintest, ich solle mich durch zu großen Beifall nicht verwirren lassen! Nun, mein Geschick will mich zu einem Manne machen — das seh' ich an allem, und ich werde alles tun, es nicht an mir fehlen zu lassen.

Es gibt dem Anfange meiner Laufbahn eine wunderliche Bedeutsamkeit, daß meine geringe Wenigkeit der Anstoß des entschiedenen Bruches zwischen Liszt und Dingelstedt wird. Liszt will — die Kunst; Dingelstedt — nur sich. Das ist der Kampf. Dingelstedt hat meine Zischer bestellt. Er soll zum Großherzog gesagt haben: „Königliche Hoheit! ich hatte für den Fall, daß das

Ding nach dem ersten Akt ausgepfiffen würde, ein Lustspiel bereit", worauf der Großherzog eine abweisende Bewegung gemacht haben soll. — Ich war den Tag darauf von Liszt beim Großherzog eingeführt, der äußerst gnädig und freundlich gegen mich war, mir zum Schluß Ruhm prophezeite und mir herzlich die Hand gab. — Liszt wird seit jenem Abend keinen Fuß mehr ins Theater setzen und fortan die Bühne — Dingelstedt und den Seinigen überlassen. — Der 17. Dezember, Beethovens Geburtstag, wurde zu einem glänzenden Triumph für Liszt und uns. Dingelstedt hatte einen Prolog bei mir bestellt, und ich denselben zwei Tage vor meiner Aufführung geschrieben. Herr von Milde (der Kalif, meine eigne Wahl, Dingelstedt wollte Herrn Graus) sprach den Prolog mit einer schönen männlichen Begeisterung, wurde schon in der Mitte von einem Applaus unterbrochen, der durchaus nur vom Publikum selber ausging. Zum Schluß folgte anhaltender Beifall, in welchen die Großherzogin, solange er dauerte, mit einstimmte. Ich wartete auf Mildes Erscheinen, und blieb im Parkett sitzen, bis man nach mir schickte — wo ich denn schleunig hinauflief, um an Mildes Hand vor das Publikum zu treten. — Von nun an ging das Konzert mit einer Weihe, einer Aufnahme seinen Gang, die unvergleich war — bis zuletzt nach einer Ausführung der A dur-Sinfonie, wie sie vielleicht noch nicht gehört worden, ein allgemeiner enthusiastischer Zuruf Liszt an sein Pult zurückrief.

Soviel für heute, mein Teurer! Ich habe noch eine kleine Arbeit für die Fürstin zu absolvieren. Franz ruft mich nach Dortmund. Ich erwarte Deinen Avisbrief darüber. Ich habe fünf Doppellouisdors Honorar bekommen.

Lieber! Ich komme wahrlich mit allen guten Gedanken, die Du gewünscht hast, wieder zu Dir. Wie freue ich mich darauf. Es soll ein schönes, arbeitsvolles, beruhigt unruhiges Leben werden!

Dein getreuer Peter.

101. An Franz Liszt.

[Mainz, Mitte Januar 1859.]

Erhabener Freund usw.
mit schmeichelnden Violinfiguren![1]

Ich weiß Ihnen wahrlich nichts zu schreiben, und wenn ich ganz nach der strengen Theorie unsrer erhabenen Freundin verfahren wollte, nur dann sich zu äußern, wenn man etwas zu sagen hat, so müßte ich eigentlich von Rechts wegen untertänigst in Schweigen verharren. Doch da Sie leider jetzt nach andern Richtungen in so inhaltsschwere Korrespondenzen verwickelt sind, in denen jedes Wort historisch werden kann und also auf die feinste Goldwage ehrlichster Sophistik gelegt werden muß, so mag es Ihnen immerhin eine Erleichterung sein, auch Briefe zu empfangen und in etwaiger heitrer Stimmung auch zu beantworten, in welchen das leichtwiegende Nichts freundschaftlichster Gesinnung sich nur in die unbesonnensten Worte kleidet.

Ich war gleich am Montag bei Schott, übergab ihm den Brief, indem ich das Gros des Inhalts, die Offerte, ihm schon mündlich mitteilte und dabei in seinen Mienen durchaus kein ablehnendes Verhalten wahrnehmen konnte. Auch der bloß mündliche Auftrag ward flugs hinterher ausgerichtet, und in dieser Beziehung werden die Mienen des hohen Schuldigen wohl nächstens zu Goldminen werden, die ihren funkelnden Inhalt auf Sie ausprühen. — Im übrigen beginnen die bedauerlichen Zwiespältigkeiten der Weimarer Verhältnisse auch schon bedrohliche Folgen für das weitere Vaterland nach sich zu ziehen. Der berühmte Violoncellist Singer aus Weimar wurde zum heutigen Mittwochkonzert der Liedertafel erwartet, hat aber abtelegraphiert, vermutlich aus sehr begreiflichen Verhinderungsgründen!

Daran ist Schuld, was gilt die Wett',
Doch nur der König Dingitilett![2]

[1] Anspielung auf die Anrede Kureddins an Abul Hassan im Barbier von Bagdad 1. Akt 6. Szene.
[2] Anspielung auf Dingelstedt.

— Bronsart ist nun gewiß in Meiningen, und ich will mich recht auszeichnen und ihm dahin einige Zeilen schicken. — Liebster, bester Freund, ich bin so heiter und glücklich! und bin seit meiner Oper ein ganz neuer Mensch geworden. Ich lasse mich vom Teufel nicht ansechten, aber mein Tintenfaß soll er doch noch an den Kopf haben. Was etwa in Augsburg geschieht, erfahren Sie alsbald, und Sie sollen sehen, daß ich nicht mehr so briefsaul sein werde, wie sonst. Dafür müssen Sie aber auch mit allem vorlieb nehmen, wie es gerade kommt, und wenn ich Ihnen auch nur mit drei Worten sage, wie es mir geht.

Noch etwas! Auf dem großen Tische meines Zimmers liegt noch ein Exemplar meines Libretto mit dem Beethoven-Prolog, in welches ich den Namen von Beaulieu eingeschrieben. Wollten Sie die Güte haben, beides an ihn mit den herzlichsten Grüßen von mir zu vermitteln?

Soviel für heute, und nur noch die schönsten Empfehlungen an die Frau Fürstin, Prinzeß Marie und Miß Anderson, die wiederholte Bitte an die Fürstin, mir die Münchner Artikel gütigst zukommen zu lassen; ich werde dafür mit Hast mein kleines Meisterstück machen!

Nun und immer Ihr

Cornelius.

102. An Feodor und Rosa von Milde.

[Mainz, Mitte Januar 1859.]

Lieben Guten! Ein schnelles und baldiges Lebenszeichen ist besser und mehr wert, als alle stille Gedanken der Freundschaft, die man monatelang in sich wuchern läßt, ohne etwas von sich hören zu lassen. Wünschenswert, und ich kann sagen, unentbehrlich ist es mir nun geworden, dies schöne Leben mit Euch auch in der Ferne fortzuführen, und ich bitte Dich und Deine liebe Frau daher, daß Ihr es auch so macht, wie ich und nicht immer zu lang wartet, bis Ihr mir was Besonderes zu schreiben habt, sondern immer einmal einen frischen Gruß ohne weiteres vom Ast brecht und mich

damit erquickt und labt. Das Kleinste, was vorgefallen und Euch betrifft, ist mir wichtig: aus der Stadt, von den Brettern, aus Eurem Hause, von der Altenburg.

Es ist mir noch gar nichts begegnet, als viel Liebes und Gutes bei meiner lieben Schwester, bei der ich die Tage in aller Stille verlebe. Ich bin eigentlich noch in Weimar, wohne bloß am Mainzer Tor, habe Euch ein paar Tage nicht gesehen — das ist alles. Meine Schwester und Hestermann sind auf Besuch bei mir. Ich konnte sie noch nicht zu Euch bringen, habe ihnen aber einstweilen viel von Euch erzählt. Morgen will ich sie auch zu Liszt bringen. Lassen wäre uns fast begegnet, aber er ging aus dem Erbprinz durch die Windischengasse ins Theater, während wir vom Theater durch die Esplanade in den Erbprinzen gingen. So sind wir einstweilen, fast durch Zufall, noch inkognito hier. Aber sein Lied von der armen Seele habe ich meiner Schwester schon vorgesungen.

Gestern abend war der alte Jung, meines Dillenburger Bruder Wilhelms Schwiegervater mit seiner Tochter Bertha bei uns, und ich gab Hestermann die „mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter" von Brentano, die ich von Schöll mitgenommen hatte, zum Vorlesen. Es ist eine spaßhafte Doppelgänger-Idee, die toll genug mit einer hineingewebten Italiener- und Zigeunergeschichte in Zusammenhang gebracht ist. Eine Szene in der Zigeunerhütte, der Mittelpunkt des Ganzen, ist aber mit großer Virtuosität der Schilderung geschrieben. Es wimmelt von verminderten Septimenakkorden in dieser Waldsinfonie. Große Katzen auf Trommeln, Tirolerteppiche, losgebrannte Schwärmer, Donner und Blitz, wilder Jäger, eine Hexe, die sich räuchern läßt, um die Ameisen an sich zu töten, Schnepfensuppe und schlafende Geisböcke, tugendhafte Zigeunerei und leichtsinniger Katholizismus ist da in die bunteste tanzendste Verwirrung mit hineinplatzender Lösung gebracht... Meine Schwester, die beim Lampenschein neben mir sitzt, läßt den Wunsch einfließen, Du möchtest doch im Sommer einmal mit Deiner Frau nach Johannisberg in den Grund kommen! Mach es so! So kommen wir in Leipzig Pfingsten zusammen und reisen miteinander an den Rhein.

Wenn Deine Frau die paar Zeilen an Hestermann, an denen ich sie den letzten Abend störte, noch schreiben wollte, so wär' es recht schön. Sie mag glauben, daß sie hier aufrichtig ergebene Freunde hat, die sie, wenn sie einmal selber kommen möchte, auf den Händen tragen würden.

Alter! siehst Du, das ist alles Neue, was es in Mainz gibt: einliegende Weimarische Gedichte für die rote Mappe,[1] Brentanosche Romantik, und daß meine Schwester meinen Überrock neu füttert und mir morgens um elf Uhr Suppe zu essen gibt. —

Mit den neuen Liedern an meine Herrin habe ich ein Skizzenbuch eingeweiht, in das nun auch die Studien zum „Cid" kommen sollen. Sie darf mir nicht bös sein, daß meine ersten Gesänge in der Ferne noch etwas wehmütig klingen. Wie soll ein Mensch anders dichten, der sich von den himmlischsten Gewohnheiten eines zwanzigstel Lustrums eben noch grausam losgerissen. Er ist aber heiter und sehr glücklich, der gute, liebe Freund, und grüßt Dich und Lassen, von dem er nicht einmal den zärtlichsten Abschied nehmen konnte.

Euer innigst ergebener Freund

Cornelius.

An Feodor und Rosa von Milde.[2]

So hat ein Traum die Herzen Euch befangen,
So glaubt Ihr wirklich an die Wirklichkeit
Und meint im Ernste, ich sei fortgegangen,
Weil ich gezogen viele Meilen weit?
Des Abschieds Worte, die ins Ohr Euch drangen,
Seid Ihr so schnell zu glauben sie bereit?
O wehret ab die Täuschung, glaubt es gerne,
Ich bin Euch nah, und wär' ich noch so ferne.

[1] Mancherlei Fragen für meine Herrin: 1 „Wer hat dich denn vertrieben?" . . . 2 „Ist es blonder Locken Zier?" . . . 3 „Was macht mein Stübchen?" . . . sowie das unten folgende Abschiedsgedicht an Feodor und Rosa von Milde.

[2] Dieses Gedicht wurde in früheren Veröffentlichungen irrtümlich in das Jahr 1865 gesetzt und mit der apokryphen Überschrift „Nach der Aufführung

Ich habe einen Kreis um mich gezogen
Und in dem Kreise Euch zu mir gesellt,
Vertraute Reden da mit Euch gepflogen
Und holde Fragen viel an Euch gestellt.
Die Welt, die mich umgab, sie war betrogen,
Dem Traum gehört' ich an und nicht der Welt:
In meinem Zauberkreise durften säumen
Nur Herzen, die vertraut mit meinen Träumen.

Doch heute will ein Bangen mich beschleichen,
Als drängte mich die Welt aus meinem Kreis,
Als müßte doch dem lauten Leben weichen
Der Traum, der mich umfangen lind und leis,
Als triebe mich, das Höchste zu erreichen,
Der Muse Wort zu neuem Kampf und Preis.
Muß es denn sein? O wollt es selbst mir sagen,
Und helft mir dieser Stunde Schmerzen tragen.

Ich konnte lächelnd in die Ferne gehen,
Nicht eine Träne weint' ich auf der Fahrt,
Denn immer bliebt Ihr mir vor Augen stehen,
Schön, wie Ihr in der letzten Stunde wart,
Doch soll die holde Täuschung nun verwehen,
Dann ist dem Scheiden auch der Schmerz gepaart;
Soll ich der Träume Zauberkreis verlassen,
So laßt noch einmal weinend Euch umfassen.

Als ich zuerst Dir Aug' in Auge schaute,
Mein holdes Paar — wie war mein Herz Dir gut!
Und blieb ich fern, so war's, weil ich mißtraute
Dem eignen Wert, weil mir's gebrach an Mut;

meines Eid" versehen. Es entstand bereits Anfang 1859 in Mainz, als C. einen Monat nach der Aufführung des „Barbier" Weimar verlassen hatte und im Herzen seinen Eid trug, dessen Hauptpartien er für die beiden Mildes zu schreiben gedachte. Ein Notizbuch aus der Übergangszeit von Weimar nach Wien enthält es unter vielen andern Gedichten, die C. als Weimarische Erinnerungen herausgeben wollte.

Ich ahnte nicht, wie reich in meiner Laute
Ein Schatz von treuen Liedern für Euch ruht,
Da ich die erste Strophe Dir gesungen,
Als Du vereint Gesangesruhm errungen.

Die Zeit verging, es drängte sich mein Leben
Nach einer Frage Lösung, einem Ziel:
Darf zu des Dramas Höhe kühn erheben
Sich meine Dichtung, sich mein Saitenspiel?
Darf ich nach jenem schönen Eiland streben?
Ward mir die Kraft? Frisch auf, was frag' ich viel!
Ich warf mich in die Flut und bin geschwommen,
Am Ufer hießt Ihr beide mich willkommen.

Ja, in den Tagen, wo mit schönem Zorne
Der Mann des Jünglings Schlacken von sich streift,
Aus tiefster Seele ungetrübtem Borne
Mit lautrer Hand geweihte Perlen greift,
Wo durch das Schlingkraut an dem Blütendorne
Die volle Frucht dem Herbst entgegenreift,
Durft' ich die Hand in Eure Hände falten,
Innig verschwistert adligen Gestalten.

In bunter Tracht, im Scheine heller Kerzen
Hat eine süße Frau mir's angetan.
Als mich, zurückgestrahlt von ihrem Herzen,
Mein eigen Bild mit Schauern wehte an,
Als ich begriff in Wonnen und in Schmerzen:
„Das ewig Weibliche zieht uns hinan",
Wie ich zu Füßen da vor ihr gesunken,
Grüßt ewig sie mein Herz verehrungstrunken.

Und Du, mein Wolfram, mutig hingetreten,
Wo jüngst noch Sturm aus vollen Schläuchen blies,
Als Du geteilt das Wagnis des Poeten,
Der mit dem Toten den Lebend'gen pries,

Da küßt' ich Dir den Mund, den ſußberedten,
Der ſich ein Sieger in dem Kampf erwies,
Da zeigten wir als Brüder uns dem Schwarme,
Mein Freund, den ich für immer nun umarme.

Mein teures Paar, das iſt die Scheideſtunde!
Das Leben drängt aus meinem Kreis mich fort,
Gerettet hielt in tiefem Herzensgrunde
Ich Euer Bild noch feſt am fernen Ort;
Nun muß ich ſcheiden — ach, es brennt die Wunde.
O ſeid noch einmal mir geſegnet dort,
Geſegnet Euer Herd, wo Heil gefunden
Mein vielbewegtes Herz in ſchönen Stunden.

Mit Eurem blonden Knaben wachſend blühe
Auch mir die ſeligſte Erinn'rung auf,
Daß noch mein graues Haupt in Luſt erglühe,
Wenn es dies goldne trifft im Lebenslauf.
Noch ſind wir jung, noch lacht auch uns die Frühe:
Doch ſteiget neblig Dämm'rung einſt herauf,
Fühl' ich's ſchon heut wie einen Abendſiegen,
Wenn mir der Jüngling einmal tritt entgegen.

Mein holdes Paar, leb wohl! und noch im Scheiden
Ein tröſtlich Wort, ein Wort von Wiederſehn,
Der Dichter muß in Gluten Schmerzen leiden,
Bis Kränze kühlend ihm die Stirn umwehn,
Und leb' ich opfermutig fern Euch beiden,
In meinem Lied ſollt Ihr mir nahe ſtehn,
Wenn ich vergebens auch nach Euch mich ſehne:
Heil Dir mein Cid! Willkommen Du Ximene!

103. An ſeinen Bruder Carl.

Mainz, 1. Februar 1859.

Schon ſeit Anfang Januar, lieber Carl, war ich willens nach München zurückzukehren. Am vierten wollte ich mit Wilhelm in

Frankfurt zusammentreffen, doch man wehrte sich dort so stark gegen meine Abreise, daß es nicht dazu kam. Auch hatte ich noch einige Übersetzungsarbeiten für Liszt übernommen, die man lieber in mündlichen Besprechungen nochmals durchgehen und modifizieren wollte. Im ganzen aber war wohl mehr die allgemeine und rege Teilnahme, die man mir von allen Seiten geschenkt hatte, das Zusammensein mit älteren Freunden, wie Bronsart und Lassen, auch die Entwicklung, welche die Weimarer Theaterangelegenheiten infolge meiner Oper genommen, und in welche Liszt, sowie Schöll tätig eingriffen, eine Fessel, die mich Tag für Tag länger zurückhielt. Endlich machte ich mich los, und wäre direkt über Leipzig gekommen, wenn nicht Susanne mich schon längst erwartet und ich einen persönlichen Auftrag an Schott von Liszt mit meinem Weg über Mainz hätte verbinden können.

Lieb wäre es mir nun, wenn Du Dich nach einer Wohnung für mich umsehen wolltest, damit ich mich dort gleich ohne Übergangszeit zum Arbeiten einrichten könnte. Ich würde dann hier abwarten, und gleich reisen, sobald Du eine gefunden hättest und mich benachrichtigst. Unterdes habe ich hier Arbeit mit, indem ich die Vorarbeiten zu meinem zweiten Stoffe beginne, die ich alle beisammen habe. Ich habe mich bald nach der Aufführung meiner Oper dafür entschieden, diesmal einen ernsten, alle Kraft in Anspruch nehmenden Gegenstand zu wählen, und blieb unter so manchem, was ich mir gedacht, an dem Cid haften, bin schon ganz darin. Ich komponiere die beiden Hauptpartien für die beiden Mildes, Bariton und Sopran. Denn ich rechne, und darf auf die dortigen Verhältnisse rechnen, die sich in den nächsten Tagen schon wieder anders gestalten werden, wo denn auch zurzeit mein Barbier wieder aufgenommen werden wird. — — —

Ich habe Dir nicht geschrieben, daß ich mich währenddem um die Theaterdirigentenstelle in Freiburg im Breisgau beworben, von deren augenblicklicher Vakanz ich in Weimar auf Privatwegen erfahren. Es wurde nichts daraus, die Stelle war unterdes natürlich alsbald wieder besetzt worden, doch schrieb der Direktor seinem dortigen Freunde, daß er bei nächsten Fällen auf mich reflektieren wolle. Ich wäre gern gleich von meinen Opernproben und der

Aufführung weg irgendwo auf ein paar Jahre lang tüchtig ins Zeug gegangen. — Von andern Aussichten, die sich vielleicht bieten, mündlich. Was sagst Du zu all den Geschichten in der „Augsburger“?[1] Was kann man machen, man muß Gut und Bös über sich — ergehen lassen. Von der Höhe meines Eid herab kann ich das alles mit einer schönen Ruhe anhören. Du sollst sehen, es dauert knapp zwei Jahre, so rücke ich mit dieser neuen Arbeit ins Feld.

Da Du nun doch einmal in Zeitungen so mancherlei über die Geschichte zu lesen bekommst, sende ich Dir anbei den ganz vernünftig geschriebenen Artikel einer befreundeten Feder, Schölls, im Frankfurter Museum mit. — Soviel steht fest, Dingelstedt hat sich an diesem Barbiermesser etwas unvorsichtig geschnitten. Ich bin sein herzlicher Feind, er ist ein hohler Patron, ein talentvoller Gaukler. — — —

Soeben, mein Teurer, da ich diese Zeilen schließe, bekomme ich Nachricht von der Fürstin W. Daß auf die Artikel in der Allgemeinen hin, eine Polemik im „Deutschland“ — das bisher geschwiegen hat — eröffnet ist. Du siehst also, die Sache ist noch in der Entwicklung begriffen. Sollte man eine Wiederaufführung der Oper verlangen, so würde ich alsbald noch daran umarbeiten, und es könnte sich dann doch so machen, daß ich noch hier bliebe, und von hier nach Weimar zurückginge. — Indessen aber — Guter, sieh Dich immer nach der Wohnung um, sobald Du schreibst, und es ist noch nichts Weiteres vorgefallen, komme ich sogleich; die Tage, die bis dahin verstreichen, gehen für mich in keiner Hinsicht unbenutzt vorüber. — Ich lasse mich durch nichts aufregen, obgleich ich

[1] Gemeint ist eine Polemik in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 16. Januar 1859 über die Aufnahme des Barbier von Bagdad. Eine Berichtigung stellte fest, daß ein überwiegender Beifall, der nicht nur von Freunden Lizts, sondern auch von solchen, die nicht in diesem Kreise leben, ausging, den Dichterkomponisten am Schluß gerufen habe. Eine kleine Anzahl, die nicht durchgedrungen, habe gezischt, ein einziger gepfiffen. Der Weimarische Korrespondent der A. A. Z., der eine sehr hämische Stellung zu dem Werke einnimmt, nennt das nun eine dreiste Behauptung und bringt im übrigen den Rücktritt Lizts mit seiner allgemeinen Theatermüdigkeit in Verbindung, sowie seiner Absicht, sich ganz dem Komponieren zu widmen. Die Anhänger Lizts werden verhöhnt.

es augenblicklich ein wenig bin. Morgen mache ich einen Auszug meines Terzetts „Er kommt! er kommt!“ aus der Oper, welches in Brendels Zeitung erscheinen wird als Beilage. — Ich bin im übrigen, mein Teurer, seit all diesen Zeilen ein andrer, neuer — habe verschiednes von mir geschleudert, was noch an mir hing, bin gesund, frisch, fröhlich, hoffnungsvoll, gottvertrauend. Dein Wunsch, daß ich mit guten Gedanken wiederkommen solle, geht in schöne Erfüllung. Also sei mir gut, und setze mein langes Schweigen auf keine andre Rechnung, als auf die besondern, erregten Umstände. Ich wünsche Dir glückliche Vollendung Deiner Arbeit, und bin von ganzem Herzen

Dein Peter.

104. An Felix Dräseke.[1]

Mainz, Anfang Februar 1859.

Da komm' ich nun endlich, mein liebster Felix, mit einer großen Jagdtasche voll Jagdentschuldigungen. Ja, Du himmlisch guter Kerl, der Du mir alsbald nach der Abreise einen so erinnerungsvollen Brief schriebst. — Doch genug davon! Nun bin ich da, und will in Zukunft einiges wieder gut machen.

— Übrigens bist Du auch bei Deinem Personal in Weimar, vorzüglich Mildes und Caspary, in sehr gutem Andenken, und wenn nur der König Dingstilett (wie ich ihn nachträglich in einem für Frau von Milde angefangenen Märchen genannt) die dortigen Wege nicht mehr zu lange Wallensteinlagert — so werden wir dort wieder einiges Auspfeifen erleben können. Möchtest Du nicht die Vorsicht gebrauchen, dergleichen Dinge gleich mit in die Partitur zu setzen, es macht sich doch harmonischer, und kann kunstgerechter mit einstudiert werden, für einige Pfeiß divisi möchte ja wohl mit nicht zu großem Aufwand zu sorgen sein. Überlege Dir das und schreibe mir ausführlich darüber.

Übrigens hätte ich Dich längst vergessen, und würde wahrscheinlich in dem unangenehmen Falle, daß ich Dir einmal in Gesell-

[1] Den bedeutenden Komponisten und Theoretiker (geb. 1835, der erst neuerdings zur verdienten Anerkennung durchzudringen beginnt.

schaft begegnen müßte, mich hinter einige Dami divisi verstecken, hätte man mir nicht davon gemunkelt, daß Du über meine Oper eine ähnliche Abhandlung schreiben willst, wie Pohl über Sobolewskis Comala, und bereits an dem Artikel: „Über die Verdienste englischer Gelehrter um Wiederauffindung und Übersetzung der Märchen von der Scheherezade“ angelangt seist. Auf diese Weise machst Du Kanaille mich Dir auf lange Jahre hin dienstbar, und wenn ich etwa im Frühling 1864 wieder einmal mit Dir zusammentreffen sollte, wo Du dann gerade am zweiten Abschnitt „über die Moscheenmusik der Araber“ angelangt sein wirst, und nun zu Deiner „reizenden Schilderung“ der „Umgebungen Bagdads“ übergehen willst, werde ich Dir immer noch eine rhabarberzuckerliche Fratze schneiden müssen, weil ich ja noch nicht wissen kann, ob Du mir nicht vorwerfen wirst, daß mein Muezzinruf zu wenig arabisch-kirchliches Studium verrät.

Es ist übrigens eine gerechte Strafe, daß gerade diejenigen, welche am meisten zum Untergang meines Werkes beigetragen, hinterher sein Lob singen müssen. Schöll, der mir zur Beibehaltung meines Textes riet, mußte dafür durch einen Artikel im Frankfurter Museum büßen. Du, der Du mit Deinem unglücklichen Blumenstrauß, den ich bis in die letzte Kamelie hinein verwünsche, alles verdorben, und das arme Publikum so aufgebracht hast — magst nun bei Papst Brendel so lange Abbitte tun, bis er in glücklichstem Fall auf einen grünen Zweig gerät.

Liebster, Bester! Hierher ein paar Worte, an die Adresse: Carl Hestermann, hintere Bleiche — oder nach München, Untere Gartenstraße 10. Sei nicht nachträglich ob meinem langen Schweigen, oder daß ich unsre Schreibverträge träge erfüllte. Du sollst sehen, wie ich mich später auszeichnen will. Du sollst auch die ernsthaftesten Briefe von mir erhalten. Einstweilen heißt die Parole: Leipzig, Pfingsten!

Mit vielen herzlichen Küssen und Grüßen an Ritters

Dein

Peter Cornelius.

105. An Franz Liszt.

[Mainz, Anfang Februar 1859.]

Liebster, bester Freund!

Heute morgen habe ich das Terzett an Sie abgesendet, und Sie werden es vielleicht mit diesem Briefe zugleich erhalten. Entschuldigen Sie, daß es solange gedauert. Mit großer Dankbarkeit hätte ich Ihr echt Grandisches Anerbieten angenommen und mich sehr gefreut, das kleine Stück mit dem Cachet Ihres Klaviersatzes versehen in die Welt zu senden. Aber ich hatte die Partitur mit meinen Sachen per Spedition nach München geschickt. Glücklicherweise fand ich hier das Brouillon meiner Partitur, und es war auf diese Weise bequemer und vor allem schneller ins Werk zu setzen, indem ich aus dem Brouillon mir selbst den Klavierauszug machte.

— Ich habe bei Gelegenheit neulich etwas Propaganda für Hebbel gemacht und sein „Mutter und Kind" zum Vorlesen vorgeschlagen. Es wurde von 7½ bis 9½ Uhr ganz vorgelesen und fand in dem kleinen Kreise sehr viel Beifall. Nun soll auch nächstens seine „Genoveva" dran kommen. Das Zukunftrepertoire meiner Schwester habe ich mit dem schönen Lied von Lassen und dem Mephistolied aus Faust bereichert. Auch Lassens Lied von der Seele und ein Lied von Damrosch, sowie manches von Schumann habe ich ihr gesungen. Sie ist eine entschiedene Zukunftsperson und hängt mit Bewunderung an unserm weimarischen Leben.

Die letzten Weimarer Artikel aus der Allgemeinen Zeitung habe ich gelesen. Sie werden mir immer von einem Dr. Wenzel zugeschickt, der sie hält. — Wie da wieder Wahrheit und Dichtung trefflich vermischt ist! Daß Sie das Gastspiel der Wagner nicht dirigiert hätten! Daß Ihre Freunde, die kleine unmächtige Partei, Ihren Rücktritt ausposaunen! — Ist das in der Tat geschehen? Ich entsinne mich doch nur in feindlichen Artikeln davon gelesen zu haben! — Welche attische Feinheit in der Sprache: listiger als Liszt, wagnerischer als Wagner — das ließe auf Voigt schließen ich meine die Landkammerratze; — ich hätte dem Guten noch vorschlagen mögen: hektischer als Hektor — was sogar noch etwas

Wahrheit für sich haben möchte — besonders aber, wenn er gesagt hätte: noch ritterlicher als Ritter in Paris!) Ja, wenn die arme Kanaille gar gesagt hätte: sie sind noch polnischer als Pohl, so hätte ich von Herzen mit eingestimmt.

Nun freue ich mich sehr auf die Sendung der Fürstin mit all den Eingesandts; vielleicht schickt sie mir auch die Kritik von Träsete mit, die ich noch nicht gelesen. Doch habe ich ihm von hier aus geschrieben, auch an Tamrosch und Schreiber. Meinem Bruder habe ich den Artikel aus dem Frankfurter Museum geschickt. Der wird sich wundern, wenn er jetzt täglich in der Allgemeinen die betreffenden Dinge sieht!

Lieber, liebster Freund! Wenn Sie still in Ihrem Stübchen sitzen und an Ihrer Elisabeth komponieren, werden Sie gewiß ebenso glücklich sein, als Ihr guter Peter, der nun von Weimar ein ruhiges, sichres, reingestimmtes Herz mitgenommen hat. Ich habe nie schönere, glücklichere Tage verlebt, als in diesen letzten Monaten! Wenn Sie das große Dorf einmal verlassen und sich in Paris, Wien, Florenz oder Rom niederlassen, so ziehe ich gleich zu Ihnen, und dann wollen wir immer zusammenbleiben.

Ich habe mir hier bei Schott die neunte und die Solemnis in Partitur mitgenommen. Ich vigiliere nun noch auf die Hmoll von Bach, die ich vor Pfingsten noch genau kennen muß. Nächstens bekomme ich aber das große Exemplar aus der K. K. Hofbuchdruckerei. Das wird ein Jubel sein! — Mit schließlichem Dank für die beiden Augsburger Akten und in der schwachen Hoffnung auf eine tröstliche Verwendung derselben Ihr vielgetreuer

Cornelius.

106. An Reinhold Köhler.

[Mainz, Anfang Februar 1859.]

Mein guter Reinhold!

Ich lebe hier in Fülle und Freuden, in süßem Denken und Dichten, mein Eid schwebt mir in einer seligen Dämmerung vor, und ich schreibe ziemlich fleißig Briefe. Ich habe auch dieser Tage das Terzett aus meiner Oper: „Er kommt!“ in Klavierauszug

gesetzt und an Liszt abgesendet, welcher es zum Druck an die Brendelsche Zeitung schicken will. — Gestern las Hestermann auf meinen Vorschlag „Mutter und Kind" von Hebbel vor, in zwei Stunden das Ganze. Es fand viel Anklang. Bei der Gelegenheit habe ich es selber auch erst ganz kennen gelernt. — Das Gedicht bezeichnet eine glückliche Abwendung Hebbels vom Abnormalen auf das Gesunde, Natürliche. Ein einfacher, wahrscheinlicher Fall ist hier auf die schöne Höhe der Poesie gehoben. Das Gedicht bestärkt uns mit Recht in unsrer Liebe für Hebbel. Vom Verfasser der Leute von Seldwyla habe ich einen Band Lyrik von 46! durchgelesen, der mich gar nicht erquicken konnte. Das gehört wohl auch in seine Entwicklungszeit, und die Lyrik ist wohl auch sein Feld nicht. Überall ein schönes Feuerwerk von Natureindrücken, die aber selten ihrer Stimmung völlig gerecht werden. — 27 Gedichte schildern die Liebe zu einem schwindsüchtigen Mädchen, die ihm stirbt. Da ist wohl schönes, tiefes Gefühl drin — es macht aber keinen vollen Eindruck. Nun gar der Zyklus eines Lebendig-Begrabenen! — Am schönsten ist noch immer die Feueridylle. — Man ahnt wohl heraus, daß er durch Herwegh angeregt und bestimmt ist — aber erst in den Novellen auf seinem zusagenden Feld anlangte. —

Einstweilen lebe noch in dem stillen Himmel meiner Herzensfreuden etwas mit, bis ich Dich von der Gestalt unterhalten kann, die mein Cid und meine Ximene erhält! Ich arbeite jetzt vor den Augen der Welt, und meine Freunde können und sollen imme alles zuerst wissen.

Cornelius.

107. An Rosa von Milde.

[Mainz, Anfang Februar 1859.]

Es scheint mir solange, daß ich meine liebe Herrin nichts von mir hören ließ, und es sind doch kaum zehn oder elf Tage, daß ihr Brief ankam. Aber es kommt daher, daß ich noch immer in Gedanken so dort lebe und manchmal wohl denken kann, ich habe schon geschrieben, was ich doch nur gedacht habe.

Diese Woche habe ich ein Lied nach meinem Herzen von ihr gesungen. Schon in Weimar hatte ich die Idee für das Album, es war eigentlich gleich das erste, was mir zum Dank für das schöne Kissen[1] einfiel, doch hatte ich dort nicht Zeit zum Ausführen. Nun habe ich gestern die Blätter an Kühn geschickt und hoffe, daß er sie umgehend druckt. Für den Fall, daß ihm der Vorschlag nicht zusagt, habe ich ihm geschrieben, die Lieder an Ihre Adresse im Manuskript zu schicken.

Ich freue mich wie ein Kind darauf, die Blätter zu sehen, die zu Ihrem Lobe geschrieben sind, liebe Freundin! Wenn er sie nur auch recht elegant und vornehm ausstattet! — Ich schreibe Ihnen heute davon, damit Sie nicht überrascht werden. Sonst hat niemand eine Ahnung davon. Der Titel heißt:

Ein Sonettenkranz für Frau Rosa von Milde.
Fliegendes Blatt von Peter Cornelius.[2]

Möchte mein Lied, das von gutem Klange ist, recht weit in die Welt schallen und in manche Herzen ein Saatkorn rühmlichen Andenkens an die von meiner Seele hochgefeierte Frau senken. Das wollte ich recht wünschen. — Es liegt in Kühns Hand. Weist der es aber zurück, so habe es sein Bewenden dabei, ich nehme es dann fatalistisch und bekümmere mich nicht weiter darum. Dann gönnen Sie ihnen nur einen Platz in der roten Mappe. Es ist ein Geschenk, das ich der Öffentlichkeit mache, keine Bitte um gute Aufnahme. Mein höchster und einziger Lohn ist es und bleibt es, wenn meiner Herrin auch nur eine Strophe von Herzen gefällt; wenn sie mir im guten Falle recht gibt und mit dem Verfehlten Nachsicht hat, dann bin ich zufrieden. — Wenn einmal der Dichter mit allen seinen Liedern herbeikommen darf, dann wird meiner Herrin ihre Krone von Blüten aufgesetzt. Denn das Beste und Schönste, was mein Herz für sie weiß, hat es doch noch nicht gesungen. Ich habe immer früher zu Liszt gesagt, meine jetzigen Hefte sind grün eingebunden, das ist die Zeit der Hoffnung. In

[1] Rosa von Milde hatte dem Freunde ein rot und blaues Kissen gestickt mit dem Gruße aus dem Barbier: Salemaleikum.

[2] Erschien zuerst bei Kühn in Weimar. Wiederabgedruckt in den „Gedichten".

der ſchönen Zeit der Erfüllung ſollen ſie rot werden. Und ganz zuletzt: ſchwarz.

Jetzt iſt die ſchöne Zeit der roten Hefte, das iſt die Mappe und der Cid und vieles andre! — In die ſchwarzen kommt mein Stabat mater, Tedeum und Requiem und große Meſſe. Das iſt nachher die Zeit, wo man mit dem Leben abſchließt. — Gerade 14 Tage nach meinem Abſchied war es, daß Ihr Brief ankam. Es war mir recht lieb, daß Sie auch an Heſtermann geſchrieben haben. Es hat ihn ſehr gefreut. Wenn Sie manchmal zuhören könnten, wie wir über Sie reden. Das koſtbarſte iſt, daß er glaubte, Sie wären eine Art Reſpektperſon, ſo etwa eine Frau von zirka 38 Jahren! Es vergeht kein Tag, daß Ihr Name nicht aufs Tapet käme! Aber überall ſind Sie eben roſa angeſchrieben. Nun, was ſoll ich Ihnen ſagen? Daß es mir ſchon ein Vergnügen iſt, nur die Schriftzüge Ihrer Hand zu ſehen? O, ja! Wenn Ihnen einmal gar nichts einfiele, als mir ein Guten Tag, lieber Cornelius, zu ſchicken, ſo denken Sie nur niemals, daß es das Porto nicht wert wäre! Es könnte mir das Leben retten, wenn ich es müde ſein ſollte, und mich noch vergnügter machen, wenn ich alles hätte, was das Herz begehrt. — Wenn es Ihnen auch nur einen Augenblick als eine Art drückende Briefſchuld vorſchweben könnte, daß Sie mir vielleicht ſchreiben müßten, ſo würden Sie mir Unrecht tun. Laſſen Sie den Franz ein Pferd oder einen Wagen zeichnen, und legen Sie es in ein Briefkuvert, ſo iſt es mir ſchon eine ſichre gute Nachricht von Ihnen, und ich bin recht froh. Schreiben Sie mir nur das Wochenrepertoire, wann und was Sie und Feodor geſpielt und geſungen haben, das iſt mir dann ſehr lieb. Beſonders etwa, wann Sie nach Hamburg gehen, an welchem Tag, um welche Zeit, was Sie dort ſingen. (So hätt' ich gern beſtimmt gewußt, daß Sie am 6. Februar die Elſa ſangen. Kurz: denken Sie nie, ein Brief müßte volle drei oder vier Seiten haben. Für jedes Wort bin ich dankbar.

Sie haben noch zweierlei geſagt, auf das ich Ihnen genau antworten möchte. Bei meinen „mancherlei Fragen" wären Sie auf einem Felde, wo Sie den feſten Boden vermißten. — Habe ich denn nicht gleich dazu geſchrieben, ich bäte ſelbſt um Ver-

zeihung, daß diese ersten Lieder noch etwas heimwehartig ausgefallen wären? Und was ist es denn auch! unsre dichterische Ausdrucksweise bedingt schon, daß alles etwas ärger klingt, als es wirklich ist. Und wenn ich mein Herz auffordere, Ihnen immer treu zu schlagen, so bin ich in meinem vollen Recht, und lasse mir das von niemand antasten. Der Boden, auf dem Sie fest stehen können und sollen, ist die unbeschreiblich zarte und reine Verehrung meines Herzens für Sie: das ist etwas, was ich nicht gewollt oder was Sie nicht hervorgerufen: es steht über uns beiden. Es ist ein Geschenk für Sie von Gottes Gnaden. Es kann niemand etwas anders daran machen. — Ach, wie oft habe ich in diesen Tagen meiner Herrin poetisch auf das alles geantwortet — es klingt auch schöner in Liedern, und die Lieder sollen auch nachfolgen, sie sind nur durch den Kranz verschoben. Es gibt nur zwei weibliche Wesen, für die ich ein so zartes Gefühl von Courtoisie habe. Es ist meine Mutter und meine Herrin. Und wahrlich, meine Herrin hat mir ein neues, frohes Leben gegeben. Mein Herz ist froh und harmlos, wie eines Kindes Herz. Die Herrin ist mir ein lebendig auf Erden wandelndes Symbol des Guten und Schönen — wie es der Mensch, wie es vor allem der Künstler bedarf. Hohe Frauen haben uns immer den Weg zum schönen Ziele geführt, und die Herrin darf mich getrost an die Hand nehmen, wie an jenem Abend.

Und so wie mit dem Boden ist es dann auch mit der Illusion. Nun ja, wenn mir die Illusion schwände, dann — wäre ich eben auf dem Felde, wo ich keinen Boden mehr hätte. Ich will es der Herrin mit einem Wort sagen: die Illusion ist die schöne, göttliche Kraft der Idealität, wohl ist die einfache Frau, die edelstrebende Künstlerin, die treue Gattin und liebevolle Mutter ein Höchstes und Schönstes auf Erden. Wir müssen nur in uns wirken, es muß uns die Gnade werden, mit reinem, ungetrübtem Blick in ein solches Leben zu schauen. Wie voll Herrlichkeit ist dann die Welt! — O ja, ich könnte wohl die Illusion verlieren — aber was wäre ich dann? Ein armer Lump blödsüchtig an der Seele, wie ich es an den Augen bin. Aber nein! Jetzt habe ich mich selbst, und ich lasse mich nicht mehr los. Ich will meiner Herrin treu

und mit reinem Herzen dienen. — Ich habe nichts erfunden an der ganzen Geſchichte! Es iſt kein Herzensroman, den ich ſpiele. Meine Sache iſt gut und kann vor Gott und der Welt beſtehen. Am meiſten erfreut hat es mich, daß Ihnen meine letzten Lieder ſo gut gefallen hatten, und daß Sie mich baten, Sie bald mit neuen zu erquicken. Darin liegt etwas von dem „Anſpruchsvollen“, was ich in Ihrer Freundſchaft ſo ſehr wünſche. — Heute bin ich nun zwar recht arm, aber ich lege Ihnen zwei Lieder von einem franzöſiſchen Poeten bei, den ich lieb habe.[1] Die Bearbeitung ſeines Sonetts iſt mir zu einer Art poetiſchen Antwort auf Ihren Brief geraten. Das kleine Lied habe ich ſchon ſeit Jahren gern, nur iſt es leider faſt unüberſetzbar. Gönnen Sie ihm aber, ſowie es da iſt, einen Platz in der roten Mappe. Möchte mich bald einmal wieder ein Wort meiner lieben Gebieterin erfreuen, und möchte ſie nie aufhören wollen, auch in der weiteſten Ferne und in ſpäter kommenden Jahren ihre ſchützende und heiligende Hand nach mir auszuſtrecken.

Der getreue und gute Freund

Cornelius.

108. An Feodor von Milde.

Mainz, hintere Bleiche, 16. Februar 1859.

Mein lieber Feodor! Anbei erhältſt Du ein vollſtändiges Exemplar der Lieder, die ich bis jetzt veröffentlicht habe. Im Laufe dieſes Jahres ſoll hoffentlich ein ähnliches aber beſſeres Heft in die Welt treten. Dann bekommſt Du die Fortſetzung. —

Du wirſt Dich wundern, daß ich meinen Aufenthalt in Mainz ſolange ausdehne. Ich bin noch in einer Art Lebenskriſis begriffen, die aber nun auch bald, wie meine künſtleriſche in Weimar, zu einem gedeihlichen Abſchluß kommen muß. Mein Münchner Plan hat im Grunde nie im vollen Zuſammenhang mit meiner

[1] Es waren die Überſetzungen zweier Gedichte von Alfred de Muſſet: „Als ich Petrarca las im Jugenddrang“ . . . und „Den Namen, den mein Herz mit Beben leiſe nur ſpricht“ . . .

innersten Anlage gestanden. Meine dort verlebten drei Monate waren keine glücklichen. Es war eine Zeit des Zuwartens, der Unentschiedenheit. Die Oper mußte erst gegeben sein, ehe ich das Formieren meiner Lebensumstände bewußt und gründlich angreifen konnte.

Du erinnerst Dich eines unsrer letzten Abende, wie ich sagte, daß ich am liebsten irgendwo in der Zurückgezogenheit produzieren möchte. Zuerst aber nun noch einen energischen, gewissenhaften und selbstbewußten Versuch, mir eine Unabhängigkeit im Leben zu erringen. — Ich will nach Wien gehen und dort versuchen, durch theoretischen Unterricht und als Grundlage und Quelle dazu: allgemeinen Musikunterricht, elementare Gesanglehre, mir einen Lebensunterhalt zu schaffen. Daneben aber auf alles bedacht sein, was mir auf literarisch-musikalischem Wege, also Korrespondenzen, Artikel, Opernübersetzungen usw. eine Unterstützung abwerfen kann. Dort will ich ganz frei sein, unabhängig, wenn auch arm und ohne alle Beeinflussung, mein Geschick nach dem Zug meines Herzens und dem Trieb meines Geistes einrichten. Du bist der erste, mein Teurer, der von diesem Plane eine geschriebene Silbe weiß. Teile ihn also nur Deiner lieben Frau, sonst niemand mit. — Behaltet mich doch ja recht lieb, Ihr meine teuersten Freunde. Ich bin bei Euch, in Poesie und Prosa, überall!

Lieber, Guter! Hiermit schließe ich heute. Grüße Lassen, dem ich bald schreiben werde. Grüße Dein Fränzchen und Deine Natalie

von Eurem treuergebenen

Cornelius.

109. An Franz Liszt.

Mainz, 18. Februar 1859. Hintere Bleiche 65.

Liebster Freund!

Kurz, und mit einem Wort zu reden: meine Pläne haben sich verändert. Ich habe vor, nicht München, sondern Wien zu meinem Aufenthalt zu wählen und dort den Versuch zu machen, mir eine dauernde Lebensstellung zu gründen.

Folgen Sie mir, ich bitte, mit guter Laune auf diesem neuen Winkelzug meiner Phantasie. Mein Entschluß ist allerdings instinktiv, aber nicht unvorbereitet, denn schon in München machte ich, wie ich Ihnen auf der Heyse Fahrt erzählte, Bruckner eine Proposition in betreff Wiens.

In vollem Zug nach München und in der Meinung, mich nur einige Tage hier aufzuhalten, macht mich ein Brief meines Bruders stutzen, den ich gebeten hatte, mir dort eine Wohnung zu suchen, und der nun als Rückantwort mir die Bedingung meiner Rückkehr setzt, mich unverzüglich um Privatstunden zu bewerben. Alles dies war ja längst abgemacht, und es muß sich ja von selber verstehen, daß ich ihm auf die Dauer nicht zur Last fallen will. Meinem Gefühl ward aber in dieser ausdrücklich gesetzten Bedingung mehr als je die Art von Botmäßigkeit klar, in der ich mich dort befinde. — In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. Nehmen Sie in diesem Wort alles auf! Ich mag Sie nicht mit langen Reden hinhalten. Dadurch, daß Sie mir zur Aufführung meiner Oper verholfen, haben Sie mich zu dem Manne gemacht, der ich fortan unbeirrt und unerschrocken sein werde. Musik und Literatur — in allen ihren Wechselbeziehungen, in Lehre, Theorie, Vertretung, Durchdringung beider, mit ihrer unerschöpflichen Anregung zur Produktivität, das ist die Fahne, welche ich als ein fester und unermüdlicher Mensch in der Hand halten will, und in den Feldern, die ich da erstürme, muß auch zuletzt der Kartoffelacker sein, von dem ich leben kann. Ich habe in jeder Hinsicht meine hohe Schule durchgemacht und nehme mit aller Kühnheit und allem Selbstvertrauen mein Geschick in meine eigne Hand. Walt' es Gott!

Schreiben Sie mir also, Liebster, Bester, alle etwaigen Empfehlungen von München auf Wien um. Ich denke an Haslinger und bringe drei bis vier Hefte Kompositionen bis Anfang März in Ordnung. Meinen einstweiligen finanziellen Anhaltepunkt bildet Hestermann, der mit meinem Plane ganz einverstanden ist. Ich reise etwa am 5. oder 6. März über Augsburg — wo ich vielleicht meine Wiener Dienste anbieten kann?[1] — nach München, von

[1] Es handelt sich um musikalische Berichterstattung an die „Allgemeine Zeitung".

da mit meinen Effekten alsbald nach Wien. Könnte mir vielleicht durch Vermittlung von Vetter Eduard dort schon gleich zu einem einsam gelegenen, einfachen Privatlogis geholfen werden, so würde ich Sie vielleicht bitten dürfen, ihn darum zu ersuchen. Ich würde am 15. März jedenfalls schon dort sein.

Und nun, mein verehrter Meister, erholen Sie sich einstweilen von Ihrer Überraschung, und möchte es keine unangenehme sein, Überreichen Sie der verehrten Prinzeß Marie meine bescheidene Festgabe mit meinen umfassendsten Glückwünschen. Der Monat März ist mir ein guter Monat: da zog ich zum erstenmal in die Welt: nach London, da zog ich von Berlin nach Weimar. Diesmal geht es nach Wien. Rufen Sie mir ein Glückauf zu, grüßen Sie die liebe Fürstin. Die Broschüre über Hans ist vortrefflich — durch ihren vermittelnden Ton.

Mit Liebe und Treue Ihr

Cornelius.

110. An Eduard Lassen.

[Mainz, Anfang März 1859.]

Mit großem Vergnügen, mein Lieber, habe ich endlich Deine so lang erwarteten Zeilen empfangen. Ich begreife es, wie bei so mancherlei Beschäftigung eine Briefschuld oft drückend werden kann, und versetze mich lebhaft in die Stimmung, in der Du warst, als Du endlich lustig ans Schreiben gingst. Doch nun wollen wir auch recht dabei bleiben und uns immer wenigstens kurze Mitteilungen über unser Verbleiben machen. Daß Pasqué darein gewilligt hat, das Trinklied im dritten Akt, was übrigens sonst nicht schlecht gedichtet ist, wegzulassen, halte ich für gut, und es ist für diesen abschließenden Akt ohnedies nicht schädlich, wenn er nicht zu breit wird. Doch schreibst Du mir gar nicht darüber, ob die Oper am 8. April zur Aufführung kommen wird. — —

Von Schreiber erhielt ich neulich einen Brief. Ich war in einem Anfall von Schwärmerei toll genug gewesen, ihm vorzustellen, daß er die Musik aufgeben möchte, indem er es sowohl als Kom-

poniſt wie als Virtuos doch nie über das Mittelmäßige hinausbringen würde. Darauf antwortete er mir einfach, daß ich dieſen meinen Brief nicht vor meinem Gewiſſen verantworten könnte. Und ich Narr glaubte gerade einen recht gewiſſenhaften Coup gemacht zu haben! Denn die Wahrheit verſchweigen iſt doch meiſt beauemer, als ſie zu ſagen. Ich will mir aber auch nicht ſobald wieder den Mund verbrennen! Im Ernſt: es iſt eine Torheit die Wahrheit zu ſagen.

Haſt Du nichts von Tauſig gehört, und weiß man gar nicht, wie es ihm in Paris geht? Sagen die Zeitungen nichts? Schreibt er nicht? Geht Bülow nicht mit ſeiner Frau hin? — Alles das berührſt Du gar nicht in Deinem Brief. Um ſo mehr freuten mich aber die eingehenden Schilderungen Deiner Stimmungen; denn da lebt man auch in der Ferne doch ſo ganz mit dem Freunde! Man kann ſich ſo hineinvertiefen, daß die Wirklichkeit zum Traum wird, und man in Gedanken ganz dort lebt.

Ich freue mich, daß Du Dich auch nicht einmal durch die Ungewißheit abhalten ließeſt, ob ich noch in Mainz oder ſchon in München ſei, mir zu ſchreiben. Mein hieſiger Aufenthalt hat ſich aus vielen Gründen ſolange verzögert. Übrigens habe ich ihn gut benutzt, manches gedichtet, und werde nächſte Woche vier Hefte Kompoſitionen zur Herausgabe fertig haben. Die Weihnachtslieder habe ich umgearbeitet und wie ich glaube, ein glückliches Hirtenlied dazu gefunden. Von meinem Vorſatze, nach Wien zu gehen, den Dir Liſzt mitgeteilt haben wird, in meinem nächſten Brief Näheres. Es wird ſich noch in den halben März damit hinziehen.

Ich habe mir hier die Missa solemnis angeſchafft und ſtudiere fleißig darin! Ach, ich bin entzückt davon und wünſche nichts ſehnlicher, als ſie bald und öfter zu hören! Wie kann man einen Beethoven-Prolog ſchreiben wollen, ohne die Missa solemnis gekannt zu haben. Dummer Peter! — Mit den genannten vier Heften habe ich meine alte Zeit, die ganzen ſieben letzten Jahre, hinter mir! und dann fange ich im ſchönen Lenz meinen Cid an! Dann beginnen die neuen ſieben Jahre des Werbens um Rahel! Sieben Jahre in Berlin, ſieben um Weimar herum! Und nun? — — Nun, mein Liebſter? Beſter, Beſter! Nimm heute damit vorlieb!

Nochmals Dank für Deine lieben Zeilen und vor allem für Frauenlobs Lied, das ich schon auswendig kann! Leb wohl! und erquicke bald wieder einmal mit einer kleinen Zuschrift

Deinen treuen Freund

Cornelius.

111. An Feodor von Milde.

Mainz, den 7. März 1859.

Mein lieber Feodor! Mit großer Freude erhielt ich gestern Deinen Brief. Nun weiß ich doch wieder, daß es Euch gut geht. Ich war diesmal in der Tat gespannt auf ein Lebenszeichen, wegen der Reise nach Hamburg, von der mich die Fürstin benachrichtigt hatte. Nun werdet ihr wohl bis zu den großen Ferien kaum mehr viel von Weimar weg kommen, und mir ist das schon lieb, da weiß ich Euch immer genau an Ort und Stelle. Ich danke Dir, daß Du mir das Hamburger Repertoire so genau geschrieben und auch vom Weimarischen etwas. Also statt „Frauenlob": »Domino noir«. Nun in Gottes Namen, und immer zu, bis was andres kommt. (Apropos von Domino fällt mir ein Witz ein, den Rabelais auf dem Sterbebette machte: Er ließ sich einen schwarzen Domino bringen und anziehen; und als man ihn um die Ursache dieser sonderbaren Laune fragte, antwortete er: Beati qui moriuntur in Domino.)

Du glaubst nicht, in welch goldener Zurückgezogenheit ich hier lebe. Ich will vier fertige Hefte Kompositionen mit nach Wien nehmen und werde sie nächste Woche sauber und eingebunden beisammen haben. Es sind alte Dinge, die ich auf diese Weise und für diesen bestimmten Zweck am besten absolviere. Dann nehme ich gar keinen Trödel aus alten Zeiten mit in mein neues Leben. Im schönen Frühling denke ich dann den Cid zu beginnen. Ich habe mir hier bei Schott die große Messe von Beethoven angeschafft. Welch ein Werk! Fast täglich studiere ich ein oder mehr Stunden daran und bin immer entzückter, je vollständiger ich der Partitur mächtig werde. Wie kann man von Beethoven reden wollen, eh' man das kennt! Die möcht' ich einmal einstudieren

und dirigieren! oder wenigstens bald einmal aufführen hören. Im Geiste steigen mir schöne Arbeiten einer späteren Zeit auf.

Meine Lieben! Macht's immer so mit dem Schreiben, wie gestern; sag' mir nur auf einer oder zwei Seiten, daß Ihr lebt und ganz erträglich, so bin ich zufrieden. Vor meiner Abreise schreibe ich noch von hier aus an Deine Frau. Heute gib ihr nur die wenigen kleinen Lieder[1] für die rote Mappe, mit denen ich mir die Zeit der Ungeduld vertrieben. Behalte mich lieb, grüße die Kinder und meine liebe Herrin von

dem treuen Freund Cornelius.

112. An seine Schwägerin Emma Cornelius, geb. Jung.

16. März 1859.

Du warst noch eine holde Braut,
Da hab' ich Dir mein Lied gesungen,
Am Tag der Hochzeit ist es traut
Dir und dem Bräutigam erklungen.

Nun kommst Du an des Gatten Hand
Im Auge seliges Genügen,
Das Glück, das Deine Liebe fand
Rein ausgeprägt in allen Zügen.

Wie sollt' ich heut die holde Pflicht
Versäumen der Gesanges Gabe?
Verschmäh' die gerngebotne nicht!
Ein Lied ist alles was ich habe.

Doch wenn mein Los mir nicht beschied
Zu ernten reich nach herben Mühen,
Ich klage nicht, es darf mein Lied
Für alles Gute, Schöne glühen.

[1] „Blume im Verwelken spricht" . . .
„Ich warte beklommen" . . .
„Wohin, wohin?" . . .
„Wenn ein Kind im Dunkeln bang". } Siehe „Gedichte".

Und Du bist schön, und Du bist gut,
So liebesrot ist Deine Wange!
Ein Schein, der Dir im Auge ruht,
Macht Deine Jugend froh und lange.

Ich kenne Dich schon manchen Tag,
An dem wir froh zusammen waren,
Doch weiß ich nicht, wie's kommen mag,
Mir ist's als wär's seit langen Jahren.

Wir können still zusammen gehn
Und wenig reden oder schweigen,
Wir werden immer uns verstehn,
Weil freundlich Herz dem Herzen eigen.

Gedenke in der Ferne mein,
Als lebt' ich stets in Deiner Nähe:
Seh' ich beglückter Augen Schein,
Sei mir, als ob ich Deine sähe.

Und weil Du, Schwesterlein, bis heut
So bräutlich, mädchenhaft geblieben,
Kling immer wie ein Brautgeleit
Das Lied von Deinem Glück und Lieben.

113. An Reinhold Köhler.

Mainz, 24. März 1859.

Mein Teurer! Erst heute wieder ein Lebenszeichen. Deinen Brief hab' ich schon vor Wochen mit großer Freude erhalten. — Es mag Dich befremdet haben, die Veränderung in meinem Lebensplane, nach Wien statt nach München, aus zweiter und dritter Hand gehört zu haben. Doch weißt Du ja, wie es damit geht, andre erzählen es schon, ja in Zeitungen steht es schon, ehe man noch selbst im klaren darüber ist. — Fürchte keine Entzweiung mit meinem Bruder! Wir bleiben im besten Einverständnisse. Schon sein letzter Brief stellt mir die Wege frei, hält mir sein Haus für

alle Zeiten offen, und auf mein heutiges Schreiben erwarte ich seine volle und freudige Zustimmung.

Dir nenn' ich nur zwei Namen, die Dir meine innerlichen Motive mehr klar machen werden, als wenn ich bogenlang darüber schreibe: Kaulbach und Heyse. Auf beide freundschaftlich angewiesen, für beide im innersten Geiste dennoch ohne tiefere Zustimmung, gehe ich einem Doppel-Dilemma aus dem Wege, und suche einen Fleck zu neutraler Entwicklung.[1]

Auch meinem Bruder ist so eine wohltuende Neutralität in jeder Weise gesichert. Ich habe Dir ja die Verhältnisse Schafhäutl usw. auseinandergesetzt.[2]

Mein jetziger Unabhängigkeitskampf ist ein geistiger und materieller. Ich erkläre mich mündig: mein Leben bin ich. Ich will ein Cornelius auf eigne Hand werden. Macht Ihr Euren Kram, ich mache den meinigen. Mein Sonettenkranz war das erste, um das ich niemand gefragt habe, ich hab' ihn gewagt. So auch jetzt poetisch-musikalisch mit meinen Brautliedern. So ist nun einmal mein Schnabel poetisch gewachsen und geschliffen, so seht nun, wie Ihr damit, und wie wir miteinander auskommen. Von jetzt an habe ich meine weiteren Studien vor der Öffentlichkeit zu machen. — Du sollst sehen, ich lasse es nicht lange anstehen, ehe ich wieder mit etwas herausrücke, wie mir's das erzeugende Leben eingibt. —

Ich habe meine drei Liederhefte hier im stillen fertig komponiert, ausgefeilt, umgeändert, und nehme nun gar keinen lyrischen Ballast mit in das neue Leben. Es sind die Weihnachtslieder, die Brautlieder und Lieder vom Rhein, im ganzen 16. Dabei bin ich aber poetisch sehr produktiv gewesen, Du weißt, in welchem Dienst,

[1] Es war das Wagnertum, das gelegentliche Reibungen zwischen so alten Freunden wie C. und H. verursachte. So begütigend und versöhnlich mein Vater auch immer gewesen ist, er konnte nicht die Kluft überbrücken, die sich zwischen den Vertretern der alten und der neuen Richtung immer schroffer auftat. Die Leidenschaftlichkeit war viel zu groß, besonders auf der Seite der Alten. — Zu Kaulbach hatte mein Vater niemals ein intimeres Verhältnis; die Annäherung ist lediglich auf Liszts Wunsch zurückzuführen.

[2] Sch. bek. Geolog und Physiker 1803—90 gehörte mit Riehl und andern Professoren der Münchner Universität zu den leidenschaftlichsten Gegnern Wagners und Liszts.

und es iſt mir da manches Gute in die Feder geraten. Jener Walther-anhauch wächſt, und wird ſtärker, und ſegnet mir eine neue Weiſe ein. Das werden nun meine nächſten Publikationen ſein, hoffentlich bei Haslinger in Wien. Die fortwachſenden Lieder an die „Herrin“ ſollen aber einen guten Schlußſtein zu einer baldigen Gedichtauswahl bilden. — Auch Du ſollſt bald einmal eine Dedikation haben, mein Lieber, Guter. Laß mich nur einmal zur guten Stunde nach Venedig oder Florenz hinüberwittern, ſo ſoll Dir ein friſcher Strauß italiſcher Blumen in die Stube wachſen!

In Wien will ich nach der erſten Erregung, und ſobald ſich nur erſt ein Theorieſchüler eingeſtellt hat — an den Cid. Ich will Deinen Brief hervorſuchen und ſehen, wie ich es mit der Bücherſendung mache; vielleicht ſende ich noch alles von hier aus; ſonſt in den erſten drei Wochen von Wien.

Was machen die Deinigen? grüße ſie vielmals, und frage an, ob der Sonettenkranz die alte Sympathie nicht geſchmälert hat. Grüße auch Hoffmann, frage, ob er die Wirthiſchen Bücher erhalten habe? und ſage, ich werde ihm von Wien aus ſchreiben.

Der Lexikograph Schubert fordert mir Lebensnotizen ab, was ſagſt Du dazu? Und denke Dir, der alte Dr. Schleicher ſchreibt mir einen bekanntſchaftſtolzen Brief aus Sonneberg, iſt in allem au fait; hat Dräſekes Aufſätze geleſen![1]

Wenn ich nicht unwohl werde, ich bin etwas indisponiert, fahre ich Dienstag um 5 Uhr ab von Frankfurt, rufe Dir gegen zwei einen herzhaften Gruß in Deinem warmen Bett zu, beſuche Madonnas in Dresden, bin abends in Prag, und Donnerstag morgen in Wien. — Bruder Wilhelm verſieht mich mit den nötigen Unternehmungsgeldern.

Alſo Glück auf! mein Teurer, bleibe mir gut und treu und auf gutes Wiederſehen im Juni!

Dein Cornelius.

[1] Über den „Barbier von Bagdad“.

114. An die Fürstin Wittgenstein.

Mainz, 24. März 1859.

Hochverehrte Freundin! Vielen und herzlichen Dank fürs erste für Ihre beiden liebenswürdigen Briefe, und die Ihnen gegenüber banale Lobpreisung der hinreißenden Genauigkeit und entzückenden Mannigfaltigkeit, mit der Sie in Ihren Nachrichten den Abwesenden an fait zu erhalten verstehen! — Der Schlendrian, mit dem anscheinend das Blut augenblicklich durch meine Korrespondenzader rückert, soll auch nur ein sehr vorübergehender sein, und von nun an das kräftigste, ja stellenweise fieberhafte Pulsieren wieder eintreten.

In dem Bedürfnis vor dem Anfang meines Exil allen möglichen lyrischen Ballast erst über Bord zu werfen, habe ich diese interimistische Mainzer Zeit zum Abschließen und Ausarbeiten meiner drei Zyklen benutzt, so daß ich nun drei fertige Hefte Lieder mit nach Wien nehmen kann, wenn nicht im besten Falle noch eines, nämlich ein Heft Rheinklänge: „In der Ferne", „Botschaft", „Am Rhein", „Gedenken" noch bei Schott hängen bleiben, was eigentlich für den speziellen Gegenstand der natürlichste Weg wäre.[1] Es sind Baritonlieder, und ich will sie Milde widmen. — Meine Brautlieder scheinen mir geglückt, und ich glaube dies Heft im dichterischen und musikalischen Verlauf für einen Fortschritt gegen meine früheren derartigen Dinge halten zu dürfen. — Für die Weihnachtslieder habe ich Liszts Kritik in der Umarbeitung benutzt. Das Hirtenlied, das er bedenklich fand, ist durch ein hoffentlich entsprechenderes glücklich ersetzt. Das Lied von den drei Königen ist wesentlich verändert, und auch am Simeon und dem Christkind wurden Verbesserungen angebracht. — Ich möchte sehr wünschen, die Brautlieder vielleicht im Laufe des Sommers bei Haslinger erscheinen zu sehen und dann vielleicht im Spätherbst die Weihnachtslieder.[2] Unterdessen könnte ich wohl mit meinem Libretto zustande gekommen sein, und denn auch wieder einige Hefte Lieder

[1] Schott nahm sie nicht, sie blieben liegen und erschienen erst 1878 als nachgelassenes Werk.

[2] Die Weihnachtslieder erschienen erst 1870, die Brautlieder, als nachgelassenes Werk, 1878.

komponieren, für die ich die Textauswahl aus meinen Gedichten schon besorgt habe. Es würde ein Heft für Caspary und eines für Knopp, seinem lyrisch heitren Stil entsprechend, werden. Für die Brautlieder ist die Widmung noch offen. Wenn Durchlaucht einen guten Gedanken in dieser Hinsicht hätten, so wäre es mir ganz erwünscht. Sonst hing' ich sie der ersten besten hübschen Braut an den Hals, die mir in den Weg läuft.

Wenn ein kleines rheumatisches Unwohlsein sich nicht verschlimmert, so gedenke ich Dienstag abend um fünf von Frankfurt abzureisen und Donnerstag um sieben in der Frühe in Wien einzutreffen. — Mit meinem Bruder Carl habe ich mich auseinander gesetzt: ich bin überzeugt, im besten Einvernehmen mit ihm zu bleiben.

Ich kann nicht umhin, mich speziell auf eine Stelle aus Ihrem vorigen Briefe zu beziehen, wo Sie mir in einem mir so lange bekannten Übermaß von Herzensgüte das unerschütterliche Anerbieten stellen, die Altenburg, oder Ihr Haus, wo es auch sei, zum bleibenden Aufenthalt, mit unbeschränkter dichterischer Muße, zu nehmen. Meine Schwester war davon im Herzen sehr gerührt und hebt sich diesen Brief als ein Lebensandenken auf.

Ich muß aber noch einmal den Versuch machen, dem Leben einen eignen Fleck zum Sterben abzugewinnen. Glauben Sie mir, teure und hochverehrte Freundin, erst wenn Cornelius auch nur die Hütte hat, welche die seinige ist, können seine Freunde ihn ganz erkennen und werden ihn schätzen dürfen.

Mit vieler Freude habe ich mein Terzett in der Brendelschen Zeitung begrüßt, und habe mich innig über Ihre freundliche Zustimmung zu meinem Sonettenkranz gefreut. Die Kölnische, die noch einige Tage vorher den Barbier gebuxelt, brachte eine wohlwollende Notiz darüber.

Durchlaucht, am Sonntag in der Frühe gehe ich zur heiligen Kommunion, dann gedenken Sie meiner: Ich habe mir noch an zwei Stellen Gedankengäste dazu gebeten. Wenn einmal die folgenden Jahre uns auf eine schöne Höhe führen, dann wollen einmal alle wir katholischen Freunde vereinigt ein solches Fest feiern und dann soll Liszts Messe dazu gespielt werden.

Mit wahrhaftiger Liebe und Treue Ihr Cornelius.

115. An Rosa von Milde.

Mainz, 24. März 1859.

Meine liebe Herrin! Auf zwei Briefe muß ich auf einmal antworten, die mich nun sobald nacheinander erfreut haben. Der zweite von den dreien, der nach Hamburg, der gelbe, ist mir recht notwendig gewesen, und die Herrin hat ein gutes Werk damit getan! Ich war so zerteilt und unruhig, die Kompaßnadel im Herzen so unruhig und haltlos oszillierend. Ich wußte, daß auch einmal wieder solche Stunden kommen mußten, aber sie waren mir doch recht drückend. — Da kam der gelbe Brief, und ich saß wieder hoch auf dem Flügelpferd. Auch der violette Brief, obgleich er noch gar nichts in mir zurechtzusetzen fand, war dennoch hochwichtig genug; nun wußte ich ja, daß die Sonette gnädig aufgenommen waren, daß ich mir nichts verdorben hatte: denn das hätte mir manche schwere Stunde bereitet, was ich doch damit gewagt hatte, und wie nur jeder Mangel und jeder Schatten an der Sache auch der Herrin empfindlich werden, auch auf sie fallen könnte. Doch beruhigte mich, in bezug auf die Öffentlichkeit, eine sehr freundliche Anzeige in der Kölnischen, wo der Herrin ganz so zart und so innig Erwähnung geschah, wie es überall in deutschen Landen der Fall sein sollte. Und wie sie nun selber mir Lob spendete, da war ich ganz beruhigt, und das hätte mich sogar gegen jede öffentliche Verkennung unverwundlich gemacht.

Da sind auch wieder ein paar Lieder vom treuen Freund, dessen frohestes Gefühl es ist, daß die Herrin die rote Mappe in Ehren hält und gerne sieht, wenn sie anwächst. Die Herrin ist die schöne Germania, wie sie Veit gemalt hat, an der häng' ich und halt' ich — und würd' ich bis Indien und China verschlagen, wovor Gott sei. Sicher und ruhig geh' ich in das liebe deutsche Babel, weil ich an mein Jerusalem denke. Wenn ich alle drei Wochen von Euch höre, so garantiere ich mir dort für stilles, sicheres Leben, äußeres Gelingen, baldigen Eid, frische Luft und viele Lieder. — Wenn ich's recht bedenke: ich passe so gar nicht für irgend eine offizielle Stellung; und wenn ich's als ein Unglück beklagen möchte, daß mir noch keine geworden ist, so ist es zuletzt doch immer nur

mein Genius, der mich frei halten will von dieser Fessel, dort, auf dem großen Terrain, daß ich nun mit aller Sicherheit und Festigkeit des erzogenen Mannes betrete, im vollsten und schneidendsten Gegensatz zu Berlin, wird mir vielleicht das so lang Erstrebte werden, ehrenvolle, unscheinbare Unabhängigkeit nach außen durch verhältnismäßige, entsprechende Arbeit — und glückliches, gesegnetes Schaffen und Wirken in ruhigen vier Pfählen. Soeben habe ich meinen Paß auf drei Jahre mit dem österreichischen Visa erhalten, von der Regierung in Darmstadt. Mein Bruder Carl schreibt mir herzlich und brüderlich aus München, hält mir sein Haus für alle Zeiten offen. Doch ich werde auf meinem Plan beharren und mit Gott mein Glück auf eignem Wege versuchen. Hab' ich etwas errungen, so freuen wir uns doch zusammen daran, denn ich halte große Stücke auf ihn, verkenne sein Herz nie, und er achtet mich auch. Nur kennt er den Menschen noch nicht, der ich seit meiner Oper bin, zu dem mich Liszt, zu dem mich meine Herrin gemacht hat. Als solcher muß ich von nun an meinen Weg gehen und das Ziel wird wohl nicht fehlen.

Ich gehe nun auch nicht über München, so gern ich es getan hätte, um dort mein Nichtchen einmal zu sehen, das glücklich gedeiht. Der Bruder Wilhelm, der mir Reisegeld und Wiener Zehrgelder stellt, solange ich sie nötig habe, stimmte für direkte und baldige Reise. So müßte ich eigentlich an Weimar vorbei! Doch das möchte ich vermeiden. Da aufhalten mag und kann ich mich nicht. Und vorbeifahren, — ohne auszusteigen? Nein, das könnt' ich ewig nicht übers Herz bringen. Dort ist zuviel, was mir nah geht. Die Fürstin hat mir wiederholt und ein für allemal, mit schrankenloser Freiheit, ihr Haus zum Asyl angeboten. Sowenig ich das annehmen kann, ein so großer Beweis von Güte ist es doch. Es hieße in jeder Hinsicht ein steinerner Gast sein, dort vorüberfahren zu wollen. Also — über Bamberg, Hof, Eger, Prag — damit ich auch nicht in Versuchung komme, Dräseke und die Madonna in Dresden zu besuchen. Das wären also die letzten Zeilen aus der heimatlichen Ecke, die mich noch traut umspinnen hält, wo ich am Herzen der Schwester lebte, die mir mit einer unbegrenzten Innigkeit angehört, und ehe ich in ein neues fremdes

Leben gehe. Nicht alle Gedanken, die mein getreues Herz für die Herrin denkt, konnten zu Sang und Klang werden, und vielleicht werden die hereinbrechenden Wogen einer neuen Umgebung vieles überspülen und die erste Zeit zu einer unruhigen, ungedeihlichen machen. Möchte denn meine heutige Sendung das Wort für mich führen und ein bescheidener, sicherer Bürge für mich sein, bis aus einer neugewonnenen Ruhe heraus mein Herz zeigen kann, daß es treu und ergeben gesinnt ist. — Meine drei Liederhefte liegen jetzt rund und vollendet in Dichtung und Musik da. Gäbe es die Zeit, so wollte ich die Brautlieder der Herrin schriftlich senden — denn nur sie kann sie aus dem Schönen ins Schönste übersetzen. Aber es muß wohl anstehen bis zum Druck. Nun, vielleicht habe ich Glück und sie kommen bald. — Die vier Lieder vom Rhein: „In der Ferne", „Botschaft", „Am Rhein" und „Gedenken" sollen Feodor gewidmet sein. Ich schreibe ihm noch einmal kurz vor meiner Abreise. — Ich habe die Agathe mitgefeiert.[1] Wollen Sie mir Gleiches mit Gleichem vergelten? Nächsten Samstag abend gehe ich beichten und Sonntag in der Frühe zum heiligen Abendmahl, um als ein ganzer und gottergebener Mensch meine Reise anzutreten. Lassen Sie dann auch Ihre Gedanken einmal durch die Kirche schweifen und denken Sie an den Freund, der Sie und Ihr Haus täglich in sein Gebet einschließt. Mit vielen Grüßen an Feodor, Natalie und Fränzchen in steter Treue und Ergebenheit

Ihr Cornelius.

116. An Rosa von Milde.

[Dresden, Samstag, 9. April.]

Halbwegs.

Nur ein Wort aus dem schönen Dresden an die noch viel schönere Freundin und Herrin! — Ich bin recht gut hier angekommen, nur mit einer ganz leisen Verstimmung, nein! ich kann es kaum so nennen — von Weimar her. Ich wußte, es würde so

[1] Er meint das Auftreten der Frau von Milde in einer Aufführung des Freischütz, worauf die Schlußverse des Gedichtes „Künstlertraum" (Da hab' ich ein Asyl gefunden) anspielen. Siehe „Gedichte".

kommen! und bin nicht um meinetwillen ausgestiegen, das weiß Gott und Lassen. Dennoch war mir's trotz allem, herzlich lieb, alles und alle wiedergesehen zu haben. — Aber das sag' ich frei, und es ist mir ein Stein von der Brust, indem ich's sage, unter fünf Minuten, die ich einmal frei mit Euch reden darf, thu' ich's nie wieder. Dann leb' ich besser in Hinterindien oder am Kap der guten Hoffnung, als nur so mit halbem Herzen neben Euch zu sitzen. Dann komm' ich auch lieber nicht nach Leipzig, sondern gehe hinüber nach Rom zu meinem Onkel oder nach Syrakus zu Platens Grabmal.

Sehn Sie, das hat mir die ganzen Dresdner Tage im Herzen gesessen, nun ich's gesagt habe, ist alles wieder gut, und ich komme doch nach Leipzig. Ihr meine lieben, guten Freunde! Der Mensch wird ein andrer, es ist ein eigen Ding. Man läßt manches und manche hinter sich im Leben, das hab' ich in Weimar gefühlt. Der einzige Liszt, und mein holdes Paar und der gute alte Schöll, der's wahrlich redlich mit mir meint, und der treue anhängliche Köhler: da hab' ich Weimar.

Hier in Dresden ist's recht schön. Ich war den ersten Tag von 10—4 Uhr in der Galerie. Wär's nur nicht so kurz vor der Abreise, daß ich recht viel darüber sagen könnte. Heut' morgen wollt' ich eine Photographie nach Palma-Vecchio schicken, aber es sollten Verse dabei sein, so verschob ich's bis Wien. Nur eins will ich sagen: die Kunst hat noch Jahrtausende zu durchleben! — Das ist nur eine einzige Parole, ein heiliges Grab der Vergangenheit, diese Sammlung! Und dennoch, sie wirkte nicht deprimierend auf mich, gar nicht! Ich denke dabei nicht an mich oder an Liszt oder an den verstorbenen Reubke, ich denke an die ganze gesamte Allkunst, in allen umfassenden Richtungen, und da behaupte ich und schwöre, gerade einer so wundervoll abgeschlossenen Zeit gegenüber: die Menschheit wird noch Blüten der Kunst erleben, die über die griechische und italienische Zeit gehen. Aber ich schwatze dumm genug und will lieber in der Eile noch sagen, daß ich gestern mit Träsele und Ritter einen recht schönen Tag verlebt habe. — Wundervolle Terasse, als wenn man auf der Elbe schwämme, dazu Kaffee und Gartenvergnügen. — Rietschel[1] war höchst liebenswürdig. Er war

[1] Ernst R., der berühmte Bildhauer 1804—61.

der erste, dem ich begegnete, als ich in die Galerie ging. Gestern war ich bei ihm. Seine vierte Frau ist eine kolossale, plastische Regensburgerin, die auch längere Zeit in Koblenz gelebt hat. Sie war ganz freundlich gegen dero ergebenen Pagen, Knecht, Sänger und Freund. — Abends waren wir bei Ritters Eltern. Vorher bei Schuberth, der geneigt ist, meinen Barbier einaktig im Klavierauszug herauszugeben,[1] auch Lassens (und meine) Lieder verlegen wird. — Mittags waren Dräseke und der Bildhauer Donndorf[2] bei mir im Engel. — Ich sang bei Ritters die Lieder für Feodor und hatte ein sehr dankbares Publikum, besonders gefielen das erste und das dritte. —

Mein lieber, guter Feodor! Ich habe mich so über ihn gefreut! Nach all den Tagen, die ich in der Ferne verlebt, fühlte ich, da er mich willkommen hieß, recht lebhaft, daß ich nun in ihm einen guten Freund für alle Zeiten gewonnen habe. — Ja, seid mir auch nur recht gut! —

Wahrlich, die Herrin hat einen nützlichen, guten Diener an mir, der unter allen Himmelsstrichen seine Lieder für sie singen will, und vor allen Madonnen der Welt für sie und ihr Haus beten will. Gebenedeit und schön soll das erste Lied sein, das ich ihr in Wien singe, wenn ich eine stille Stube gefunden habe.

Jetzt nach Österreich hinüber, möge es mir freundlich sein! Ich habe ja einen richtigen Paß und bin auch sonst ganz passabel. Dort schreibe ich bald.

Ich umarme Feodor herzlich und die Kinder. Die Droschke kommt. Liszt wird mit Schmerzen in Dresden erwartet, wo Ritter, Dräseke, Schuberth.

Behüte Gott meine liebe Herrin und ihr Haus jetzt und immer.

Mit getreuem Herzen Cornelius.

Eben kommen Dräseke und Ritter, und (Ritter bringt mir noch Veilchen von seiner Frau, die sehr gut ist und schöne Kinder hat) lassen vielmals grüßen.

[1] Daraus wurde nichts. Der Klavierauszug erschien erst zwei Jahre nach dem Tode meines Vaters bei C. F. Kahnt in Leipzig, der das ganze Werk für 150 Taler erwarb.

[2] Adolf D., bekannter Bildhauer, geb. 1834.

117. An Reinhold Köhler.

Prag, Montag, 11. April 1859.

Guten Tag, mein Alter! Ich schreibe Dir mit höchst miserabler Feder, aber mit gutem Herzen, und in guter Stimmung.

Prag ist schön! Warst Du schon hier? Ich glaube damals, da Du den Demelius besuchtest? So weißt Du ja alles, was hier zu sehen ist. Am gestrigen Sonntag hab' ich mich hier schon ganz gut orientiert. Mit dem Baedeker in der Hand ist man wirklich prächtig versorgt. Hier könnte ich unter Umständen schon wohnen. Es ist großstädtisch, und doch der Skandal nicht übertäubend. Der Platz mit dem Rathaus und der Theinkirche ist herrlich, überhaupt in den Gebäuden nicht das Kasernenartige so vorherrschend. Im Gegenteil die Kasernen herrliche, alte Paläste, wie das Czerninsche Haus auf dem Hradschin. Wie schön, wie ewig elegant ist die Veitskirche. Welch ein paradiesischer Puppenschrank! Soll ausgebaut werden, wenn sich die sechs Millionen finden und noch ein bißchen mehr. In der Wenzelkapelle das zierliche Wenzelhäuschen von Peter Vischer. So was könnte einer in ein paar Jahrhunderten noch neu erfinden, und es sähe doch noch nicht altmodisch aus. — Ein famoses Institut ist die Carlsbrücke: ich kenne kein Äquivalent dafür, diese Straße über den Strom mit ihrer Galerie von Steinbildern, die rauschende Moldau, und vor und rückwärts, hoch und eben, die vieltürmige, vielburgige Stadt! Carl IV. mit den vier Fakultäten von Hähnel hat mich sehr erbaut, sieht höchst schmuck aus. Der heitere gemütliche Herr, mit seiner goldenen Bulle über den ernsten Figuren der Jurisprudenz, Theologie, Medizin und Philosophie. Gegen abend war ich in der Judenstadt; habe nie ein solches förmliches Ghetto gesehen, das mich nun gerade im Kontrast mit dem sonntäglichen Prag, nachdem ich morgens in der Dominikanerkirche mein Hochamt gefeiert und noch ganz besonders zur Madonna gebetet hatte, eigen, bei aller höchsten Toleranz meines Herzens doch fast schaurig ergriff; ich meine so, daß man dort furchtsam werden könnte. In der steinalten, altsteinigen Altneuschule wurde gerade geschalmacheit. Wahrlich, all die dreckigen Kerls an ihren wurmstichigen Pulten, und den Vorbeter oder Rabbi in

ſeinem Chorrock da in der Dämmerung hantieren, vor- und rückwärtslaufen zu ſehen — und dabei die altersſchwarze Halle mit ihren Metallplatten an den Wänden, voll Schmutz und Trutz und finſterer Erhabenheit! — ich hielt den Atem an. — Dann führte mich mein kleiner Adolf Fuchs zum alten Kirchhof, wo ich Rabbi Löws Stein und ſeiner 30 Schüler Steine — und die Spitzen verſunkener Gräber, die wieder auf andern verſunkenen Gräbern ruhen, aus dem wuchernden Schlinggewächs hervorſchauen ſah. Hier, wenn alle die alten Fliederbäume duften, möchte man eine Mainacht mit gutem Wein heimlich verkneipen, mit Laternen oder Fackellicht. Du, Selig-Kaſſel, Damroſch und ich. Selig-Kaſſel müßte erzählen, Damroſch auf ſeiner Geige das alte hebräiſche Klagelied ſpielen, und wir beide würden uns umarmen, uns bekneipen, und uns den ‚ſpeziellen jüdiſchen Flieder ganz weltreligiös auslegen. — Heut' morgen war ich bei Meißner. Werde doch nicht recht klug aus ihm; muß ihn vielleicht einmal aus ſeinen Schriften beſſer kennen lernen, als man es perſönlich aus ſo kurzer Zuſammenkunft kann. Man ſieht ihm doch nicht ganz klar auf den Boden der Seele.

Lieber! Von Dresden (am Donnerstag von 10—4 Uhr in der Galerie!) nächſtens oder mündlich vieles. Donndorf wird Dich einſtweilen grüßen. Heute abend um 7 Uhr reiſ' ich jedenfalls nach Wien. Meißner machte mich bange mit den Kriegsausſichten. Nun, wie Gott will. Unſer Schickſal wird von einer ſicheren Hand gebaut, die ſich nicht von ein bißchen Kanonenlärm erſchrecken läßt. Ich habe gute Hoffnungen. Den Dresdner Freunden haben meine Lieder höchlich gefallen. Heute nachmittag 3 Uhr führt mich Meißner zu Ambros.[1] Alſo, von Wien aus hörſt Du ſogleich was. Bis dahin

Dein Cornelius.

[1] Auguſt Wilhelm A., Muſikſchriftſteller 1816—67.

Wien.

118. An Feodor von Milde.

Den 13. April, Wien.

Mein Lieber! Dies ſind die erſten Worte, die ich in Wien ſchreibe, wo ich geſtern in der Früh' gegen acht, nach zwei Tagen Aufenthalt in Prag, angekommen bin.

Ich habe Glück gehabt mit Deinem guten Rat. Mein erſter Tag geſtern war äußerlich grimmig, und ich war auch innerlich ſehr verſtimmt und ermüdet überdies. Ich war in der weißen Roſe, Taborſtraße, eingekehrt, dachte zuerſt Hebbel aufzuſuchen und ging aus, um einſtweilen den Mittagstiſch zu ſuchen. Da war Dir aber ein Sturm und Regen. In Prag hatte ich mir einen neuen runden Hut gekauft, der flog mir alsbald vom Kopf und weit durch die Straße hin. Ich mußte eine Zeitlang in ein Haus flüchten. Zuletzt fand ich denn eine Reſtauration — und es war eine muſikaliſche „Zu den fünf Lerchen". Während dem Eſſen dachte ich an Dich und mußte lachen über alles dumme Zeug, was ich Dir über den Wiener Küchenzettel ſchreiben wollte, von dieſer vortrefflichen Torf-„boulard" und den entzückenden Spritz krapferl, welche ich in Prag kennen zu lernen die Ehre hatte. In Prag hat mir's höchlich gefallen. Welche Ausſicht vom Hradſchin herunter, beſonders vom Stift Strahow; und dieſe einzige, ſtatuen- und menſchenerfüllte Karlsbrücke. — Den ganzen Sonntag lief ich dort herum, den Montag brachte ich größtenteils in Meißners Geſellſchaft zu. Ambros trafen wir nicht zu Hauſe. Alſo weiter von Wien. Das ſchlechte Wetter machte mich ſo unmutig, daß ich um ſo mehr mich danach ſehnte, bald eine eigne Wohnung zu finden. So ſuchte ich die Landſtraßenvorſtadt, und gleich die erſte Wohnung, die ich anſah, ſchien mir in jeder Hinſicht entſprechend. Es iſt eine große, wohlmöblierte Stube. So zog ich denn gleich am

ersten Abend aus, habe also nicht eine Nacht im Gasthof geschlafen.

In der Stephanskirche war ich gestern, und meinen ersten Besuch, den der liebe Dichter haben sollte, bekam der liebe Gott. Heute hoffe ich nun, ein oder das andre bekannte Gesicht zu finden. Ich schreibe bald wieder! Einstweilen grüße alles und sage, daß ich hier bin. Das erste Wort, das ich von Euch erhalte, soll meine Wohnung einweihen.

Dein Peter.

Juchheisa! ich bin ein halber Engel, ich habe meinen Flügel. Jetzt kann's losgehen. Wohnung 14 Gulden, Kleiderreinigen 1 Gulden, Klavier 6 Gulden. Mein Klaviervermieter ist ein Schwab. Er sagt mir: „Ich bin von Rottweil am Neckar, wo die vielen Esel sind; wissen's, weil's so steil ist, da können die Pferd' nicht gut auskommen." Seiner Frau hab' ich's aber auch gestern gleich angesehen, daß sie ihn rasend unterm Pantoffel hat.

Jetzt hab' ich ausfindig gemacht, daß ich mich vor dem Wagengerassel hinüber ins stille Zimmer am Hofe flüchten kann. Also hier bleib' ich. Schreibt bald einmal. Durch Köhler hab' ich von Prag aus grüßen lassen. Jetzt bitt' ich, grüße Du ihn, bis ich ihm schreibe. — Aber das Geld läuft einem hier durch die Finger! es ist unerhört! Ein Glück, daß ich so bald festen Fuß gefaßt und nun einen Überschlag machen kann.

119. An seine Schwester Susanne.

Wien, den 14. April 1859.
Weißgärber-Pfefferhofgasse 30
bei Frau M. Müller.

Meine liebe Susanne! Nachdem ich Dir heute vor acht Tagen zuletzt geschrieben, ging ich in die Galerie und blieb daselbst von 10—4 Uhr. Sie hat in der Welt ihresgleichen nicht, mit dieser Menge der schönsten Bilder. — Dann lief ich noch etwas in Dresden herum, suchte abends Träsekes Wohnung auf, traf ihn aber nicht

zu Hause, und ging dann früh schlafen. Gleich den andern, Freitag, Morgen kam er zu mir, und wir tauschten einmal wieder unsre Gefühle aus. Wir gingen dann zusammen in die Stadt. Ich besuchte Donndorf, einen Schüler Rietschels im dortigen Atelier, der führte mich dann ins große Atelier, wo ich unter anderm das Modell und die verschiedenen Studien zum Luther von Rietschel für Worms ansah. Sag es keinem Menschen, denn ich verehre Rietschel als Verfasser der Schiller- und Goethe-Statue sehr hoch — ich kann aber diesem Luther und seiner Umgebung keine poetische Stimmung abgewinnen, die mich auch nur halb so begeisterte, als wenn ich seine Bibelübersetzung lese. — Nachher besuchte ich Rietschel selbst, der höchst freundlich war, und mich seiner vierten Gemahlin, einer kolossalen Schönheit, vorstellte. Nun aß ich mit Dräseke und Donndorf in meinem Engel zu Mittag und wir gingen auf die Terrasse an der Elbe Kaffee trinken. Dort ist es sehr schön, man hat die Elbe so dicht vor sich, ohne das diesseitige Ufer zu sehen, daß man glaubt, man schwimmt auf ihr. Dresden gefällt mir schon sehr, aber bleiben möcht' ich doch wohl kaum da. — Mittags besuchte ich nun Alex. Ritter und seine Frau, eine Schwester der Johanna Wagner, und Nichte von Richard, die ich längst von Weimar her kannte; (Du weißt, daß die beiden Ritter mit Dräseke zu meiner Oper gekommen waren) da fand ich noch einen Zukunftsenthusiasten, einen Bassisten, Herrn Weiß, der mir ganz nett, aber ein bißchen zudringlich, nicht völlig gemütskoscher, vorkam. Für mich biß er auch den großen Enthusiasten heraus, freute sich riesig, einmal meinen Barbier singen zu können usw. Ritters sind aber sehr nett, die Frau ebenso liebenswürdig und schön als bescheiden und anmutig, und ich werde das Anerbieten, nächstens bei der Durchfahrt bei ihnen zu wohnen und mich länger aufzuhalten, mit großer Freude annehmen. Sie haben drei junge Kinder, zwischen ein und fünf Jahren, sehr hübsch und lieb. Er ist Sohn einer sehr vermögenden Mutter, Violinspieler und Komponist, war längere Zeit in Weimar, dann in Stettin angestellt, und privatisiert nun in Dresden, um seinen Studien obzuliegen, er ist noch sehr jung und scheint etwas zu lernen, denn eine Ballade von Heine, Belsazar, hatte er ganz entsprechend und interessant komponiert. Dies und manches aus

Träſekes Oper, König Sigurd, ſang Herr Weiß. Später, gegen abend gingen wir etwas ſpazieren, und beſuchten den Verleger Schuberth, welcher Laſſens Lieder mit meinen Texten verlegt, und mir das Anerbieten, den einaktig umgearbeiteten Barbier herauszugeben, wiederholte. Ich erbot mich ihm, für ſein Lexikon den Artikel der beiden Mildes zu übernehmen, worauf er einging. So denke ich, ſind ſie ja in guten Händen. Denke Dir, Liſzt wird drei Stücke aus dem Barbier: die Roſe, die Ghaſele und das Salamaleikum transkribieren, die dann zugleich mit dem Klavierauszug erſcheinen werden. Iſt das nicht famos von ihm? Schuberth war auch vor Wonne außer ſich.

— Abends waren wir bei Ritters Mutter, einer würdigen ſchönen Matrone, die ich auch ſchon in Weimar geſehen hatte. Auch zwei unverheiratete Schweſtern Ritters und eine Freundin, im Hauſe lebend, eine Fräulein Stein war da, die ein ganz intereſſantes Mundwerk hat, aber etwas blauſtrümpfelt. Da fand ich denn für meine Rhein- und Weihnachtslieder ein höchſt dankbares Publikum; Deins und das dritte wird wohl überall gut gefallen. Bei den Weihnachtsliedern zog die junge Ritter das Tüchlein und flennte ein bißchen, was mich ſehr rührte. Träſeke war beſonders ſehr erfreut über das Hirtenlied. Es wurde ein ſpäter Abend; wir waren erſt gegen neun Uhr zuſammengekommen; die Mama Ritter drückte ſich etwa um Mitternacht, aber ich glaube, wir blieben da bis gegen zwei zuſammen. Der Abend hatte mich ſehr wohltätig aufgeregt. — Den andern Morgen ſchrieb ich an die Herrin. Dann holten mich Träſeke und Ritter ab; ſie begleiteten mich zur Eiſenbahn, wo ſich auch der junge Donndorf einſtellte. So nahm ich die ſchönſten künſtleriſchen und freundſchaftlichen Eindrücke aus Dresden mit, Ritter und Träſeke waren von der aufrichtigſten, unverſtellteſten Freundlichkeit und Zärtlichkeit für mich, und Ritters Frau ſchickte mir noch durch ihn einen Veilchenſtrauß an die Eiſenbahn. — So fuhr ich Samstag durch die ſchöne ſächſiſche Schweiz, mit ihren herrlichen Felspartien, man fährt dicht am Strom her, und hat während der ganzen Fahrt immer ſchöne Ausſicht, ſpäter ein weites Bergpanorama. Noch bei Tag kam ich nach Prag. Lief noch etwas herum, kaufte mir einen Rundhut, weil den andern Tag Sonntag

war, logierte im Stern, dort iſt es ganz billig. Den ganzen Sonntag lief ich in dem ſchönen Prag herum. Da iſt es aber prächtig — die Natur hat ſoviel getan. Zu beiden Seiten des lebhaften Stroms erhebt ſich die 60türmige Stadt mit vielen Burgen und Paläſten, und wächſt die Moldauhügel hinauf. Voll Leben und Pracht iſt's auf der Karlsbrücke mit ihren 28 großen Steinbildergruppen; denke Dir die allerbelebteſte Straße mit ununterbrochener Reihe von Wagen und Fußgängern über den rauſchenden Strom und mit der ſchönen Ausſicht auf die Stadt und Fernſicht auf die Berge! — Nun wieder auf den Hradſchin, wo der ſchöne Dom, die koſtbare Veitskirche neben der Königsburg, oder vielmehr innerhalb derſelben thront — und von da wieder die Ausſicht hinunter, und rings auf die bewachſnen, behäuſerten und bekirchten Moldauberge! Das mutete mich ſehr an, dort könnte ich ſchon wohnen, es iſt mir neben Nürnberg und dem weſtfäliſchen Münſter die zuſagendſte Stadt.

Und die Judenſtadt mit ihren neun Synagogen und dem uralten Kirchhof und ihrem Trödelmarkt. Das iſt nicht auszuerzählen. Drum brech' ich hier ab, um Dich und all die lieben Freunde nicht länger auf ein Wort Nachricht von hier warten zu laſſen.

Du und die beiden andern von Frankfurt, wie dankbar war ich Euch für die Begleitung, und wie gut bin ich Euch. Nun ſchreibt bald hierher an meine Adreſſe, und vergeßt mich nicht ſobald.

Hier iſt's ganz ſchön — und ich denke innerlich, gewiß, es kann mir hier nicht ſchlecht gehen. Nicht eine Nacht hab' ich im Gaſthof geſchlafen. Gleich Wohnung geſucht und gefunden. Hab' ſchon ein Klavier, und geſtern abend und heut' morgen fleißig muſiziert, und die ſchönen Lieder von Damroſch geſpielt, die ich mir bei Kühn mitgenommen. Der Herrin hab' ich geſtern das erſte Wiener Gedicht zu einer Photographie nach Palma-Vecchio geſendet, und es war mir doch ein Stein vom Herzen, daß die Ader hier nicht verſiegt. —

Dein Peter

120. An Feodor von Milde.

30. April. Wien, Weißgärber-Pfefferhofgaſſe.

Mein Lieber! Mit obiger Adreßangabe habe ich drei Tage nach meiner Ankunft dahier einen Benachrichtigungsbrief an Dich abgehen laſſen, nachdem ich von Dresden aus an Deine Frau geſchrieben hatte. Für jenen zweiten Brief an Dich habe ich mir zufällig ein Rezepiſſe geben laſſen. Er hatte etwas großes Format und enthielt eine Photographie nach einem Bilde von Palma-Vecchio, auf deſſen Rückſeite ich ein Sonett geſchrieben hatte.

Wer weiß, vielleicht bin ich zu ungeduldig auf ein Wort Nachricht von Dir, und löſt ſich dieſe Diſſonanz in mir, die eine ſchreiende iſt, einfach ſo auf, daß Euch die drei Wochen, die zwiſchen heut' und unſerm Abſchied liegen, nicht ſo lang vorkommen, wie mir, ſo bin ich ganz zufrieden. Sollte aber mein Brief an Dich verloren gegangen ſein, ſo wäre es mir höchſt peinlich, daß noch kein Menſch in Weimar eine Nachricht über mein Verbleiben hat. —

Ich lebe glücklich, es geht mir ziemlich nach Wunſch, wie es unter den widrigen Verhältniſſen gehen kann, — aber ich habe gar keine Luſt, etwas von dem manchen Erzählenswerten zu ſagen, ehe ich nicht auch nur zwei Worte von Dir habe. Die Ungewißheit peinigt mich, verſtimmt mich — ich bin nicht der Menſch, der ich ſein muß, wenn ich ſo ohne Nachricht von Euch leben ſoll. In Mainz konnte ich alles ertragen, denn dort hatte ich meine Schweſter, hier bin ich ganz allein. Was kann ich mir nicht alles denken, da ich auch auf keinem andern Wege von Weimar etwas weiß! Deine Frau war damals nicht ganz wohl, ſie könnte ja krank ſein! — Ich hoffe aber, es iſt nichts, und ich will mich gern einen großen Narren ſchelten laſſen, wenn Du mir mit einem Wort ſagſt, wie alles geht. Verzeih, daß ich heute abbreche, und nimm dieſen Brief für gar keinen. Ich bin ſehr unruhig, mein ganzes Weſen leidet an dieſer böſen Ungewißheit, ſo daß mir auch die ſchlimmſte Gewißheit ein Troſt iſt. Ich habe noch niemand benachrichtigt, weder Liſzt, noch Schöll, noch Köhler. Morgen will ich ſchreiben.

Lieber, Guter, schreibe mir umgehend, um mich zu beruhigen! Ich bin sehr gern in Wien und will gern hier leben und sterben, aber zu beiden gehört zu wissen, wie es Euch geht. —

Ich bin recht verlassen und trostlos und eigentlich ganz krank und elend. — Du hilfst mir zu schönem Leben und schönen Liedern, wenn Du mir so schnell wie möglich Nachricht gibst.

Lebe wohl und sei gut

Deinem Cornelius.

121. An Franz Liszt.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 30, bei Frau Müller [Anfang Mai 1859].

Lieber Doktor! Das Leipziger Fest naht mit schnellen Schritten, Ihre Messe ist nun erschienen, und ich sehne mich sehr nach dem Augenblick, wo ich im Besitze eines Exemplars sein werde. Nur dann kann der Aufenthalt in Leipzig ein wirkliches hohes Fest für mich sein, wenn ich diesen Monat über mich geistig völlig in den Besitz Ihres Werkes setzen kann, und dazu müssen Sie mir nur bald, recht bald verhelfen. Die hohe Messe von Bach habe ich, leider nur vom Credo an, von Haslinger geliehen, und bin am Studieren. Meinen hiesigen Aufenthalt habe ich mit der großen Messe von Beethoven eingeweiht, deren Partitur mir nun völlig geläufig ist. Um so mehr sehne ich mich nun nach einem ernstlichen Studium Ihres Werkes und freue mich außerordentlich, es dann in Leipzig mit völligem Bewußtsein hören zu können.

Auf der Reise hierher habe ich einen schönen Tag in der Galerie verlebt, und den nächsten mit Ritters und Dräseke, die in der Tat eine sehr liebevolle und freundliche Aufnahme mir zu teil werden ließen. Ritter hat auch ein ganz pikantes Ding geliefert, den Belsazar von Heine, welches Ihnen, als eine sehr genießbare Manifestation der jüngeren Weimarischen Schule, gewiß nicht uninteressant sein würde. Schuberth haben wir besucht, und er bestätigte mir Ihre Mitteilung in betreff des Barbiers. Rietschel

habe ich die Grüße von der Altenburg ausgerichtet, und waren Botschaft und Bote gleich liebenswürdig vom ihm willkommen geheißen.

In Prag habe ich nach einem sehr befriedigenden Sonntag, wo ich die schöne Stadt von oben bis unten und wieder hinauf durchstrich und recht genau durchblätterte, den Montag größtenteils mit Meißner verbracht. Es war mir wohltuend, bei ihm wirklich eine vollkommene Bewunderung und Hingebung für Sie zu finden. (In Prag ein schöner Hähnel![1] Carl IV. mit den vier Fakultäten. Hat Geist und Leben!)

Der erste, dem ich in Wien zufällig begegnete, war — Daniel — um eine Straßenecke biegend, lief er mir gerade ins Gesicht und umarmte mich herzlich. Auch ein sehr aufrichtiger, ja höchst enthusiastischer Verehrer von Ihnen.) Seitdem sahen wir uns einigemal, und ich bin ihm dankbar dafür, daß er den jungen Catinelli zu mir gebracht hat, der ein ganz begabter und vernünftiger Freund unsrer Schule ist. Wir waren unterdes mehrmals zusammen. Burmeister spielte uns die Prophetenphantasie in der Piaristenkirche, freilich nicht vollendet und auf der Höhe des Werks; aber ich war dennoch ein sehr dankbarer Zuhörer, denn ich hatte es noch nie auf der Orgel gehört; nur einmal von Ihnen und Rubinstein vor etwa vier Jahren. Welch eine geistvolle Arbeit ist dies! Sie sind ein so unerschöpflich interessanter Harmoniker. Ich bin überzeugt, wenn Sie heute von dieser Arbeit ganz absehen wollten und das Thema in einer guten Stunde noch einmal vernähmen, Sie würden noch einen Parallelschatz von gleichem Werte daraus entwickeln, ohne die schon so reichlich gehäuften Zinsen anzugreifen. Es ist erstaunlich, welch eine Begabung Sie hierin haben; ich weiß nicht, ob jemals schon ein solcher Harmoniker dagewesen ist, wie Sie. Denn — wo sollten wir den Vergleich suchen? Ich wüßte nur eine Analogie: Bach im tonalen, Sie im chromatischen Felde. Welch eine feine Beweglichkeit der Seele liegt dieser harmonischen Mannigfaltigkeit zugrunde! Wie interessant sind die paar Akkorde, die Sie in Burmeisters Album, oder vielmehr (entschuldigen Sie!) ihm als Autograph geschrieben haben! Er hatte die Güte, sie für mich zu

[1] Ernst H., bekannter Bildhauer 1811—91

kopieren. Sechter[1] soll eine ganz gehörige Weile in Anschauung dieser kleinen Skizze verbracht haben (!!) — Ich habe Daniel und Catinelli die schönen Lieder von Tamrosch vorgetragen, und sie haben sich lebhaft darüber gefreut. Überhaupt, eine wohltuende Wärme ist hier im südlichen Deutschland. Neulich im Kaffeehaus, wo wir mit Burmeister und Catinelli Ihre Prophetenphantasie anfaßen, kam ich auf den Vers von Rezensenten und Hallunken usw., den ich Ihnen zu Neujahr dediziert hatte,[2] und Catinelli drückte mir dafür so enthusiastisch die Hand, als wenn ich sein Lob gesungen hätte. So z. B. meine Hausleute stehen immer draußen auf dem Gang, wenn ich abends in der Dämmerung spiele und singe, und da haben sie eine Freude dran, wie man sie in Norddeutschland selten findet, und dann sagen sie z. B.: Gestern waren aber Herr von Cornelius nit brav, gestern haben's gar nit a bissel gesungen usw.

Haslinger, dem Sie unterdes geschrieben hatten, wofür ich Ihnen von Herzen danke, war äußerst liebenswürdig und freundlich gegen mich. Er will den Kriegslärm abwarten und dann in einigen Journalen auf mich aufmerksam machen. Indes hat er mir vorläufig schon zugesagt, daß gegen Herbst hin einstweilen eines meiner Liederhefte (wozu ich denn die Weihnachtslieder vorgeschlagen) bei ihm erscheinen soll. Er wohnt bereits in Baden, wo ich ihn nächstens besuchen und ihm meine Lieder zeigen werde. — Im Grunde meinen doch die Leute alle, wir machen lauter ungenießbares wirres Zeug! Wir gelten hier alle für Violes!!! Es ist himmlisch! Und den schönen überschwänglichen Zug melodiösester Liebe, den wir unserm Meister abgelauscht haben und der besonders in Tamrosch und Lassen so schön vorwaltet, daß ich mich an ihren Liedern nicht satt singen kann — für den will man die langen Ohren nicht auftun.

Liebster, teuerster Freund! Es gefällt mir sehr gut in Wien, Luft, Dialekt, Essen und Glacis — und die herrlichen Venetianer in den Sammlungen — alles ist so schön und zusagend. Dennoch

[1] Simon S., Musiktheoretiker 1788—1867.

[2] Siehe „Gedichte": An Franz Liszt. Silvester 1858. Glosse.

[3] Rudolf Viole, Schüler Liszts, Pianist und Komponist 1825—67.

bin ich augenblicklich traurig, warum, will ich Ihnen in Leipzig sagen. — Gestern habe ich Frau Hebbel und die Kaiserin zum erstenmal gesehen. Hebbel ist gewiß ein ebenso trefflicher Mensch als Dichter; ich habe ihn ganz lieb. Das soll mein Stammhaus sein; auch seine beiden Christinen sind gut. Meine Wohnung ist durch seinen Besuch eingeweiht.

Mein liebster, einzigster Freund, Gott mit Ihnen

Ihr Cornelius.

122. An Rosa von Milde.

Wien, 14. Mai.

Meine Freundin! Eben bin ich aus meiner Dämmerecke vom Sofa entschlossen aufgesprungen und habe mir Licht angesteckt, um nur einmal anzufangen mit Schreiben und nicht Ihnen im Schlimmen nachzuahmen, daß man über treuliches inneres Mitleben das äußerliche Zeichen vergißt. Ich bitte Sie von Herzen um Vergebung, daß ich an Feodor einen so dringenden Brandbrief geschrieben. Wie alles, was hinter uns liegt, kommt es mir jetzt wie ein Traum oder Spiel vor, aber wenn ich's Ihnen auch deutlich machen wollte, Sie können gar nicht begreifen, was ich ausgestanden habe, bis die Briefe ankamen. Wie froh war ich aber dann auch! Ich bin töricht, es sollte vielleicht nicht so sein, und doch, meine Lage, mein Gemütszustand, wie er nun einmal ist, muß mich entschuldigen, ja mir vielleicht ein Recht geben, soviel Trost und Lebenskraft in jedes Wort von Ihnen zu legen und es darum auch zu fordern, wie Luft oder tägliches Brot. Wie auch mein äußeres Leben verwirrt und untröstlich aussieht, noch des festen Haltes entbehrt, mein armes Leben ist reich und geordnet, voll des Schönen und Guten, wenn ich immer meinen Blick nach Ihnen richten darf, und wenn Sie fortfahren, so innig und liebevoll Teil an meinem Schicksal zu nehmen. Und gerade in diesem Wendepunkt, der nun Wien für mich ist, wirkt Ihr Wesen ganz entscheidend auf alles. Mit Ruhe stehe ich dem unruhigen Drängen der Meinigen nach einer Lebensstellung — nach Verdienst mit einem Wort, — gegenüber; ich setze mich über alle Entmutigung hinweg, welche ich über die unver-

diente Kreditlosigkeit, in der mein weltliches Benehmen bei meinen Freunden steht, empfinden muß, weil ich Sie habe, die Sie mich gewiß heute schon ebenso hoch achten, als wenn ich bereits eine Privatstunde hätte und gäbe, als nun, da ich sie nicht habe und gebe — als wenn ich 6 oder 800 Gulden bereits verdient hätte, oder mir ebenso wohlwollen, ehe Sie noch wissen, ob Spina meine Lieder verlegen wird, und wieviel Honorar er mir dafür geben wird. — Meine hohe Herrin und Freundin — da bin ich in Wärme und Lebhaftigkeit hinein geraten; jetzt muß ich herzlich lachen, indem ich Ihnen das alles schreibe und bin ganz in meinem besten Humor, während ich in all diesen Tagen es mit Schmerzen im Hirn herumgewälzt habe. Ei was! Fort mit den Sorgen! Dem guten und braven Freund unsrer lieben Frau Rosa muß es gut gehen. Damit sage ich Ihnen heute gute Nacht — und werde wohl erst wieder morgen abend zum Schreiben kommen, denn den ganzen Tag bin ich am Musizieren: Bachs H moll-Messe und die Graner von Liszt. —

Montag, 16. Mai, abends.

Es war am Donnerstag abend, daß ich Ihnen zuletzt schrieb; ich glaubte den Brief am nächsten Abend fortzusetzen, seitdem kam aber immer etwas dazwischen. So will ich denn heute abschließen. Ich wollte Ihnen viel, viel mehr schreiben, aber es fehlt meiner Stimmung die Freiheit — sie ist gedrückt: der erste Sonnenstrahl meines Glückes soll auch das Blatt färben, das ich Ihnen sende — Es wird wohl nichts werden mit Leipzig? Ich fürchte sehr. Wie werden Sie diesmal Ihre Sommermonate zubringen? — Ach, der böse Krieg, wieviel Unheil kann er noch stiften, wie manche schöne Pläne — und schöne Menschen — vernichten. — Gestern habe ich an Tamrosch nach Breslau und Träfete in Dresden geschrieben. Auch die hoffte ich auf dem Fest wiederzufinden! Wer weiß, es soll vielleicht so sein, daß alles das unterbleibt. — Die Vorarbeiten zum Cid habe ich mit großer Freude beendet, besonders hat mich der geschichtliche Cid, eine Biographie von Huber, sehr erhoben und gerührt, und es spielt auch Ximene in der Geschichte

eine ebenso dankbare Rolle als in der Sage. Auch hierzu bedarf ich nun nur einen kräftigen Anstoß, um das Libretto bald ins Werk zu setzen — es muß mein Leben nur Miene machen, sich irgendwo günstig zu wenden; nur etwas Hoffnung muß mir lachen — daß ich den schönen Mut zum Dichten finde. — Mehr als deprimiert wurde ich seither durch eine musikalische Abendgesellschaft, die ich Sonnabend mitmachte. Ich bin nicht in der Stimmung, Ihnen etwas darüber zu sagen — aber wie materiell und haarsträubend die Kunst betrieben wird — unbeschreiblich! — Traurig ist das — sehr niederschlagend — man darf nicht in Weimar gelebt haben, wenn man's anderswo auch nur erträglich finden soll, scheint mir. Länger will ich diesen Brief nicht ausdehnen, um Sie und Feodor nicht zu lang auf den Dank für die Briefe warten zu lassen. Seien Sie nur ruhig und zuversichtlich — nächstens schreibe ich Ihnen auch wieder ganz heiter. — Ich habe Ihnen so vieles zu sagen. Eben teile ich Ihnen nur noch einige Gedichte mit. Abends habe ich mir jetzt angewöhnt, die Litanei an die Mutter Gottes zu beten, darin heißt sie auch Domina nostra, unsere Herrin! Und dann ist die frömmste Stelle in meinem Gebet immer das Rosa mystica — dabei halt' ich immer lang an und bete herzlich für meine Herrin und ihr Haus, und daß Gott meinem Herzen gnädig sein möge — das ihr auf Tod und Leben treulich ergeben ist. Meine Wirtstochter hat einen Blumenstrauß geschenkt bekommen für die letzten ersehnten Nachrichten. Diesen Monat beanspruche ich keinen Brief mehr, aber wenn aus Leipzig nichts wird, lassen Sie mich nicht zu lang auf meinen Juni-Brief warten! —

Mittwoch, 18. Mai, abends um 10 Uhr.

Da haben Sie denn auch schon die volle, freudige Genugtuung, meine Freundin, mich wieder ganz obenauf zu sehen! Es war keine gewöhnliche Hypochondrie, die mich befangen hielt — es war die peinliche Frage um Sein oder Nichtsein, die mein ganzes Wesen schwer niederdrückte. Aber, ich habe mich zusammengefaßt, oder — nein — es ist mir von außen, von oben gekommen, daß ich wieder fröhlich bin. Es wird uns später als ganz natürlich erscheinen,

daß gerade diese ersten Wiener Tage, dieses Hineintreffen in den ungünstigsten Zeitpunkt, das Schwerste für mich sein mußten; ich denke aber, es ist überstanden, und ich weiß, daß früher oder später mir hier eine Blüte bescheidenen Glückes gedeihen wird. — Aus meinen Liedern werden Sie mancherlei verstehen, was ich Ihnen heute nicht auseinandersetzen mag, und nur darin können sie einen Wert haben, daß sie ein lebendiger Teil der roten Mappe sind: ein poetisches Fortleben des Freundes vor den Augen der Seele, die ihm die liebste auf der Welt geworden ist! Denn im übrigen schneien und tauen sie bunt durcheinander aus diesen Apriltagen meines Herzens heraus. Möchte nur auch die Herrin an keinem Wort ein Ärgernis nehmen, sondern überall aus der eignen Seele alles ergänzen und mildern, was schroff klingen könnte und recht liebenswürdige Geduld mit mir haben. — Ja, an was für Spinnengeweben hängt dies innerste Wohl und Weh unsres Herzens. — Gestern blieb ich an einem Buchladen stehen, da fiel mein Blick auf eine große, schöne Mappe, so recht eine, wie ich sie voll komponieren möchte mit Liedern für mein holdes Paar und mit den schönsten Zwiegesängen, und auf der Mappe stand mit goldenen Lettern: Rosa mystica. — Heute schreibt mir nun Liszt, verlangt meinen Prolog und rechnet auf mich zum Fest, auf das ich im Herzen schon fast durchaus Verzicht geleistet hatte. Nun stehen Sie mir nur bei in Ihren Gedanken, daß ich bis zum Sonntag etwas Gutes zustande bringe. Dann wird das Fest ein herrliches für mich, denn die großen Musikwerke von Bach und Liszt sind mir völlig geläufig, und ich werde ein gerüsteter Zuhörer mit einem gut geackerten Herzensboden sein, in das jeder Ton wie ein Saatkorn fällt. — Jeder Ton! — —

Der volle Eindruck dieses Festes wird dann die Saiten in meiner Brust zum Eidgedicht anschlagen, die ja nun alle aufgezogen und wohlgestimmt sind — und, wenn meine Hoffnung nicht trügt, so kann mich bereits der Winter an der musikalischen Arbeit treffen. So voll Gegensätze sind diese wenigen Blätter. Aber morgen will ich sie nun auch absenden. Heute sage ich Ihnen und Feodor fröhlich gute Nacht. Ich war im Prater und habe Ihnen ein Lied gesungen und an Franz gedacht, wie ich eine große Herde von

Hirschen und Rehen sah, deren vielendige Geweihe im Abendschein glänzten, als wenn man es träumte.[1]

123. An Franz Liszt.

Donnerstag, 19. Mai 1859, abends. Wien.

Verehrter, liebster Freund!

Ihre beiden Briefe von Löwenberg und Weimar habe ich empfangen, danke vielmals für die freundliche Empfehlung an Herrn Villers, die ich alsbald nach glücklich gelungenem Prolog abgeben werde. Eduard Liszt habe ich vor einiger Zeit gesehen, er war gerade mit der Abreise nach Heiligenstadt beschäftigt, wo ich ihn im Laufe des Sommers besuchen werde. Auch Löwy habe ich, nachdem wir uns gegenseitig einmal verfehlt hatten, in seiner Wohnung gefunden; er war sehr liebenswürdig, und ich denke, der Genius Ihrer Freundschaft wird über unsre Bekanntschaft die Hand halten. —

In Wien gefällt mir's. Hier bleib' ich. Später kommen Sie auch, wenn Sie's im großen Dorf nicht mehr aushalten. Herbeck[2] habe ich heute gesehen und einen höchst anständigen, liebenswerten Kollegen, als den ich ihn kannte, in ihm gefunden; mich auch in der Unmöglichkeit, sich mit Zellner zu stellen, im Gespräch mit ihm überzeugt. Bleibe es denn so. Wo einmal aller Charakter dran gegeben ist, hilft kein Vermitteln.

Ihre Messe besitze ich seit 14 Tagen durch die Güte der Fürstin Hohenlohe. Beide aufzuführenden Werke habe ich gründlich inne und glaube nicht zuviel zu versprechen, indem ich hoffe, mich bei dieser Gelegenheit auch einmal wieder vernehmen zu lassen, und vielleicht etwas weitatmiger und sonorer, als ich es bisher konnte.

[1] Diesem Brief lagen mehrere Gedichte bei: Der Frühling kam... Am Himmel hoch... Wie ist das Herz mir leicht und frei... Auf deiner Seele Grunde... Wie hat Murillo dieses Bild gefunden?... Jener Sonnenstrahl des Glückes... Siehe „Gedichte".

[2] Johann H., Komponist, nachmals Hofkapellmeister und Direktor der Wiener Hofoper 1831—77.

Ich freue mich kindisch und männlich auf Leipzig. Ich glaube fest, es wird uns einen guten Schritt weiter bringen. Auch die Asdur-Messe von Schubert sehe ich mir eben an, und werde noch die Hauptmessen von Mozart und Haydn in den nächsten 14 Tagen durchlaufen. Die Solemnis von Beethoven kenne ich in- und auswendig. Auch die Dmoll von Cherubini werde ich mir nochmals ansehen. Dann weiß ich wohl ziemlich Bescheid und kann umständlich zu Werke gehen, wenn auch nicht zu speziell eingehend. Die Messe von Nicolai, die in Berlin im Manuskript ist, möchte ich wohl sehen. Ich habe sie damals, kurz vor seinem Tode mit Interesse gehört. Doch man kann nicht alles haben, und einen vollen Stil hatte sie doch nicht.

Bach, Beethoven, (Cherubini?) Schubert, Liszt. Wenn man da nur recht genau Bescheid weiß; wahrlich, das andre frißt man nur so nebenbei, denn wenn ich denke, mit welchem horror vacui ich noch in diesen Tagen Cherubinis Requiem angesehen, so habe ich allen Respekt vor meinen damaligen ästhetischen Begriffen, als ich das für ein interessantes Werk hielt.

Also, mein liebster Freund und Meister, jetzt in den Prater; ob wir da vielleicht irgendeine Prologidee, die einmal Saphir oder Bäuerle, oder Castelli weggeworfen hat, unter den Bäumen auflesen? Ihren Gruß an Hebbel bestellte ich augenblicklich; auch an Catinelli.

Sie haben mir acht Tage Frist gegeben. Soll es was werden, so muß ich Sonntag fertig sein. Dann schicke ich gleichzeitig zwei Abschriften an Brendel und Frau Ritter. Also Glück auf! und Leipzig heißt die Parole.

Seien Sie herzlich umarmt von Ihrem

Cornelius.

Liszt an Cornelius.

Weimar, 23. Mai 1859.

Liebster Freund!

Aus Ihrem Brief, der sich mit meinen Löwenberger Zeilen gekreuzt, ersehe ich mit Freude, daß es Ihnen in Wien wohl und behaglich zu Mute ist. Voraussichtlich wird sich Ihr dortiger Aufenthalt, wenn Sie einmal

rechten Fuß gefaßt, sehr ersprießlich gestalten — und was ich dazu beitragen kann, soll gewiß geschehen. Anbei ein paar Zeilen an Herrn von Villers, Sekretär bei der sächsischen Gesandtschaft wo Sie seine Adresse erfahren. Er ist einer meiner älteren, mir sehr lieb gebliebenen Freunde. In seinem feinen poetischen und musikalischen Sinn werden für Sie manche verwandte Töne anklingen. Erzählen Sie ihm von Weimar und spielen Sie ihm einiges aus dem Barbier. Obgleich er ziemlich à part lebt, kann er Ihnen in manchem angenehm sein: zunächst durch seinen persönlichen Verkehr — dann auch durch seine Relationen mit Baron Stockhausen hannövrischer Gesandter, wo öfters ganz ernstlich musiziert wird, usw. — Versäumen Sie also nicht Villers aufzusuchen.

Für heute muß ich Sie noch bitten, den Prolog für die Leipziger Tage sobald als möglich fertig zu machen. Ich werde mich Ende dieser Woche Sonnabend in Leipzig einquartieren — Hotel de Pologne. Sehr liebenswürdig wäre es von Ihnen, wenn Sie mir den Prolog binnen acht Tagen nach Leipzig senden möchten. Adressieren Sie an Brendel, Mittelstraße 24.

Von meiner Messe besitze ich noch kein einziges Exemplar, weil ich die paar, die mir vorläufig zugesandt waren, zur Einstudierung des Werkes an Musikdirektor Riedel sogleich übergeben. Mein Cousin Dr. Eduard Liszt wird sich aber gewiß ein Vergnügen daraus machen, Ihnen Ihr Exemplar augenblicklich einzuhändigen. Sagen Sie bloß Daniel, er soll es Ihnen bringen, wenn Sie nicht Zeit finden sollten Eduard zu besuchen.

Frau von Milde, Bülow, Broniart, Dräseke, Lassen usw. usw. usw. kommen nach Leipzig von Montag 30. Mai an bis Sonnabend 4. Juni, Sie dürfen nicht fehlen, liebster Freund, und wir erwarten Sie mit offenen Armen und getreuen Herzen

Ihr F. Liszt.

Die Frau Fürstin verweilt noch in München und trifft erst gegen Ende dieses Monats in Leipzig ein.

Empfehlen Sie mich verehrungsvoll und freundschaftlich an Hebbel. Besten Gruß an Catinelli.

Bitte nochmals um den Prolog.

124. An Rosa von Milde.

20. Mai.

Meine liebe Freundin!

So erfreut ich heute war, als ich nach Hause kam und einen Brief von Feodor fand, der sich mit einem von mir gekreuzt hatte,

ſo unfroh wurde ich durch die Nachricht berührt, daß in Ihrem Befinden noch immer keine Beſſerung eingetreten iſt. Das iſt recht peinlich und unausſtehlich, daß Sie in dieſen heißen Tagen das Bett hüten müſſen! Ich habe den ganzen Nachmittag darüber nachgedacht, wie ich nur irgend etwas tun könnte, was Ihnen eine Zerſtreuung bereiten, ein Lächeln abgewinnen möchte. Aber es bot ſich mir da zuviel und zuwenig, ſo daß ich mich nun begnügen muß, mein herzliches Beileid in wenigen Worten auszuſprechen. Meine gute, liebe Herrin, Freundin und Schweſter! Wenn dieſe Zeilen zu Ihnen gelangen, geht es hoffentlich ſchon wieder beſſer. Ich kann nur zufrieden ſein, daß ich bei ſolch einem Krankheitsfall in weiter Ferne bin. Es wäre mir eine Pein, auch nur eine Stunde nicht zu wiſſen, wie es Ihnen geht, während ich hier dem lieben Zwang der Ferne danke, der meine Unruhe mit Notwendigkeit beſchwichtigt. Aber glauben Sie nur, ich bin unausgeſetzt in Gedanken dort, — und vermahnen Sie Ihre Umgebung, mich in dieſen ſchlimmen Tagen öfter über Ihr Befinden zu unterrichten.

Jetzt habe ich in der Tat begonnen, mich mit der Phantaſie in meine Opernpläne zu vertiefen. Die erſten Morgenſtunden zwiſchen 7 und 11 Uhr gehören von jetzt an dieſer Arbeit. Bald kann ich Ihnen vielleicht einige ausgeführtere Skizzen vorlegen und Sie ſollen wählen.

Meine teure, verehrte Freundin! Ich bin voll der beſten Hoffnung, daß recht bald eine Beſſerung in Ihrem Zuſtand eintritt und begrüße ſchon jetzt innerlich das Wort, das mir es zur Gewißheit machen wird. Ich umarme den Feodor für ſeinen guten Brief und die Kinder. Unterdeſſen muß ja auch mich die Medizin heilen, welche treues Gedenken heißt, und welche den Herzensimperativ an ſich trägt: Alle Stunden einen tüchtigen Eßlöffel voll!

Ihr Peter.

125. An Roſa von Milde.

23. Mai.

Wie es Ihnen gehen mag? und ob Sie noch das Zimmer hüten oder ſchon wieder im Garten ſind? Das ſind ſo öfter des

Tags meine Gedanken. Ich schreibe diese Zeilen nur ganz gelegentlich, da ich eben an Breitkopf und Härtel geschrieben, um zu fragen, was aus meiner Liedermappe geworden sein mag, die ich vor sechs Wochen abgeschickt, und von der ich fürchten muß, daß sie verloren gegangen, sintemalen ich seitdem kein Wort davon gehört habe.

Ich habe an meiner Oper noch nicht angefangen, aber sobald ich wieder einen Brief bekomme, schreibe ich Ihnen meine Skizze als Antwort. Augenblicklich musiziere ich noch, habe einige Lieder von Kuh vor,[1] die ich seiner Frau komponieren will und studiere mir die Partitur der neunten Sinfonie ein.

Sonst geht es mir ganz gut. Eine Familienbekanntschaft habe ich näher angeknüpft mit dem Banksekretär Wilhelm, Frau, Tochter und Knabe von 11 Jahren. Es sind gute, herzliche Menschen. Im übrigen aber — wann und wie werde ich wieder die ersten Leute finden, aus denen mir geistig eine Verwandtschaft entgegenklingt? Es scheint — das gibt's hier nicht. Der einzige, den ich habe, ist Daniel Liszt, und der ist eben doch 15 Jahre jünger — das fühle ich täglich. Er ist von einer unleidlichen Empfindlichkeit, es fehlt ihm an einer liebevollen Erziehung. Auf sich und seine absonderliche Geistesanlage angewiesen, zerfällt er mit der Welt, hält sich gern für einen besonderen Geist, dem es diese Welt nicht recht macht. Geist: darum dreht sich bei ihm alles; der Südpol, das Gemüt, auf den weist ihn die Nadel kaum. Bei alledem hat er vortreffliche Eigenschaften — ist edel und wahr. Aber ich frage mich manchmal: wen liebt nun der Bengel eigentlich? — Darauf wüßte ich kaum eine rechte Antwort.

Sind Sie denn wieder etwas zu sich gekommen oder geht es noch langsam mit Ihrer Gesundheit? Ich wollte, ich könnte wieder einige Wochen in Ihrer Nähe leben. Ich gehöre auch eigentlich dahin. Könnte jeder gute Gedanke an Sie, den ich habe, etwas zu Ihrem Glück, zu Ihrer Genesung beitragen!

Wer weiß! Die Geschicke mögen es wohl noch ganz eigen fügen, daß wir, unser mehrere, lange ungestört nebeneinander leben und

[1] Siehe Gesamtausgabe Nr. 52 und 53 Frühling im Sommer: „Das ist die schönste Stunde" und „Du kleine Biene verfolg mich nicht!"

uns täglich besser kennen und noch lieber gewinnen. Ach, ich wollte es, recht von Herzen. Was hat die Herrin zu meinem Lied gesagt? Es war ein echter Peter-Sonntag-Morgen, wo ich's dichtete und absandte.

126. An Reinhold Köhler.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 30,
bei Frau Müller.

Montag, 6. Juni 1859.

Mein Teurer! Gestern abend ging ich im Augarten umher, da kam mir plötzlich der Gedanke, Dir diesen Brief zu schreiben. Es war wie eine Eingebung. Und ich folge ihr heute. Es schlägt eben 12 Uhr; es ist ein schöner lichter Junimittag. Ich lag am Fenster und sah wieder einmal sechs bis acht Stück Kanonen mit allen zugehörigen Wagen und Reitern vorbeifahren. Jedesmal ein Sechsgespann von drei bis vier Mann beritten, ein Feldwebel nebenher reitend, und fünf Mann wie die Heymonskinder auf der Kanone sitzend. Ich bewohne eine Eckstube und mein nördliches Fenster geht gerade auf die Weißgärberhauptstraße, durch welche der Weg von der Nordbahn zur Südbahn führt, solange nicht die Kommunikationsbahn zwischen beiden hergestellt ist, an der jetzt eifrig gearbeitet wird und welche eine lange Strecke am Prater herläuft und dann den Donaukanal überbrückt; ihren übrigen Weg habe ich noch nicht verfolgt, denn den Südbahnhof, der weit drüben an der Matzleinsdorfer Linie liegt, habe ich noch nicht besucht, und Du wirst deswegen auch auf die Widmung jener italischen Poesieblüten noch immer einige Zeit warten müssen; doch wer weiß, vielleicht gibt auch Deutschland und das an Schönem so reiche Wien bald eine Ausbeute! Einige Pläne sind schon da, von denen ich Dir vielleicht nachher noch rede, wenn ich's nicht vergesse. — Ja, als ich nämlich da *eben* zum Fenster hinaussah, erblickte ich auch eine arme Frau, die eine Bütte mit gehacktem Holz auf dem Rücken trug und von der Erde zwei Stücke Steinkohlen auflas, die von einem Lastwagen, der noch daneben stand, gefallen waren,

sie einem Jungen mit keckem Lächeln unter die Nase hielt, als wollte sie sagen: „Da siehst Du sie, nicht als ob ich sie heimlich nähme!“ und dann ihren Raub ganz vergnügt unter ihrer blauen Schürze verbarg. Das muß hier wohl ein teurer Artikel sein, denn schon neulich sah ich einen Mann, der solche Abfälle eifrig zusammensuchte und mit einem Taschentuche voll sich wie ein Raubritter, der eine ganze Herde Nürnberger Kaufleute geplündert hat, hoch beglückt davonmachte.

Ich wollte nur noch über den dem Menschen angeborenen Diebssinn, über seine Raubtiernatur philosophieren, oder vielmehr ausführen, wie in solchen kleinen Anfängen der Keim zu aller kommerziellen Größe enthalten ist, und mich in Klagen darüber ergehen, daß es mir so ganz abgeht, die Kohlenbrocken stückweise von der Erde aufzulesen, daß ich dennoch im Winter trostlos wäre, ohne ein behagliches Kohlenfeuer leben zu müssen und wenn's auch monadisch zusammengestohlen wäre — kurz: daß ich den Kreuzer nicht ehre und deswegen des Guldens nicht wert bin — Du wirst nach und nach die Grundstimmung dieser Zeilen herausahnen — aber jedes Wort, daß ich Dir in dem Moment geschrieben hätte, wäre ein unersetzliches Opfer gewesen, weil um die Zeit gerade eine große Bewegung von vorübergehenden Mädchen auf meiner Straße entsteht, die vermutlich aus den Fabriken zum Essen oder umgekehrt wieder zurückgehen. Ein gesunder, kraftvoller Schlag! Wie manches Madonnengesicht, wie manche vornehme Schönheit geht damit vorüber. Und wenn wir uns die Mühe nehmen, durch Wind, Regen und Hitze, halbe Meilen weit nach den Galerien zu laufen, um die Schönen eines Tizian und Bordone zu bewundern, warum sollten wir es versäumen, dem Leben seinen Kunststoff abzulauschen, wenn er an unserm Fenster vorüberwandelt?

Aber nicht allein Kunststoff, auch zu sozialen Betrachtungen veranlaßt diese Schau. All diese Mädchen sehen nicht so verkümmert, nicht so verarbeitet aus, wie man es wohl in Norddeutschland sieht. So wie mir die Soldaten der österreichischen Armee immer großes Behagen erwecken, mich immer an die guten derben Knödel — o Grundstimmung! — erinnern, die sie zu verzehren bekommen — so muß ich auch hier denken, daß diese Mädchen gewiß human

behandelt werden, daß ihnen die Arbeit erträgliche, gesunde Nahrung abwirft. Welche Gestalten, und vor allem, welche Büsten, und, eine Hauptzierde nicht zu vergessen, welche Fülle von üppigem, meist dunkelbraunem, oft auch schön goldenem Haar! Wahrlich, das söhnt doch etwas mit Metternichs System aus, die Leute haben zu essen, und was hat' ich von freien Preßbengeln neben schreienden Freßmängeln? — Auch meinen Liebling habe ich während der paar Minuten, die ich Dir abzwackte, gesehen. — Sie holte drüben im Hof der Dampfschifferexpedition einen Zuber voll Wasser. Es ist ein zartes Reh, das Kind, ein frommes, bescheidenes, braunäugiges Antlitz hat sie, das bewußte volle, glänzende, braune Haar, eine schlanke Gestalt, und vor allem einen keuschen, anmutvollen Busen, wie die heilige Barbara mit dem Drachen von Giulio Romano, oder vielmehr Raphael selber. Ich erhielt auch diesmal einen kleinen Extrablick von ihr, womit sie sonst nicht eben freigebig ist. Mein Fenster hat übrigens in dieser Hinsicht eine vortreffliche Lage. Die Pfefferhofgasse, etwa 10—15 Schritte breit, mündet gerade vor ihm in die Hauptstraße, und ich sehe alles kommen und sehe die Leute schon, ehe sie noch ganz an der Kante der Hausecke angekommen. Nun ist gerade neben meinem rechten Ellbogen der Name der Straße angeschrieben. Was ist also natürlicher, als daß man da einmal hinaufsieht. So erhaschte ich in müßigen Augenblicken manche Pupillenevolution in der kurzen Zeit des Vorübergehens, und amüsiere mich oft im stillen, über die verschiedenen Arten der Wiederholung. Ein Blick fällt immer auf mich, denn mein offenes Fenster und der Schwarzkopf drin, diese Humorspinne, die ihr ganz unschuldiges Netz lauernd ausspannt, zieht unwillkürlich den Blick auf sich. Den haschen wir also, dann aber oft noch in der Hälfte der Straße, oder wenn der erste schon vor der Kante fiel, schon an der Ecke selbst einen zweiten — und manchmal sogar, ganz ohne eignes Entgegenkommen oder Dazutun einen dritten noch knapp vor meiner eignen Ecke. Du siehst, das sind die Kohlen, oder auch Saphire und Perlen, die ich von der Straße auflese. Daß doch die schönen Tage kämen, wo ich Dich als neuen Lockfunken an mein Fenster legen könnte! Ich wollte Dirs ja gerne gönnen, und Du dürftest jedes süße Mißverständnis als gute Prise unbeneidet in die Backen-

taſche des wiederkäuenden Herzens legen; ich wollte mich gern mit dem Fenſter nach der Hauptſtraße begnügen, wo ja auch wohl noch mancher Broſamen für mich abfiele, und wollte gemütlich zuſehen, wie Du Praſſer, Du Materialiſt und Epikuräer in meinen geheimſten Diebſtahlsangelegenheiten verſchwenderiſch wirtſchaften würdeſt. Wie iſt es denn, mein Teurer, reizt es Dich nicht? Bald kommen ja Deine Ferien! Wenn Du eine mäßige Anzahl preußiſcher Taler mitbringſt, kannſt Du hier von dem Agio leben, und, wie Du oben angedeutet ſiehſt, ſchwelgen. Denn für 1 Taler bekommſt Du hier 2 Gulden und faſt 30 Kreuzer, wenn nicht mehr, alſo während 2 Taler eigentlich nur 3 Gulden wert ſind — verkaufſt Du ſie jetzt zu 4 Gulden 60! Denke Dir, welch ein Profit, wieviel Kohlen müßteſt Du da von der Straße aufleſen, wenn Du das ehrlich verdienen wollteſt! Und Du ſollteſt einmal ſehen, wie ſchön es hier iſt, wie gut ſich's leben läßt — abgeſehen von der Grundſtimmung — es iſt prächtig hier, über die Straßen zu ſchlendern iſt ein Vergnügen, und was müßte es erſt ſein, wenn zwei Freunde zuſammen wären. Ja, hier, mein Alter, iſt meine dritte und letzte Heimat gefunden, hier bleibe ich, und wenn dies göttliche Neſt mir auch nicht das nötige gibt, um den Magen zu füllen, ſo will ich, eine vornehme Nahrung, eine Art geiſtiger Faſtenſpeiſe, in ſeinem Magen ruhen. — Laß Dir nun einmal mancherlei erzählen, von ſo vielem, was ich im Geiſte mit Dir genießen, wo ich gerne Dich dabei haben möchte! Erſt wenn Du einmal hier geweſen wäreſt, hätte Wien eine individuelle Tradition für mich, dann würde ich denken können: hier war ich mit Köhler, hier betranken wir uns, hier vergeudeten wir unſer immenſes Agio! In dieſem ſelben Stellwagen fuhren wir nach Döbling, um die Arthaberiſche Sammlung zu ſehen, die ich mir bis dahin verſpart hatte. In dieſem Kaffee ließen wir unſern Regenſchirm ſtehen. Bei dieſem Antiquar fand Köhler ein unerhörtes Exemplar des Nonnus, welches ihn zu einer neuen Auflage ſeines Werkes veranlaßte, welche bereits bei Böhlau unter der Preſſe iſt. In dieſem Bierhaus fraß Köhler zuviel Meerrettig (Kren) zu ſeinen Würſten und zu wenig Brot, ſo daß er einen Tag im Bett zubringen mußte, den wir übrigens dazu benutzten, daß ich ihm alle Werke

von Hebbel vorlas, die er noch nicht kannte. — Ja, Lieber, das wäre schön! Denn alles ist hier gut — und ich bleibe hier — das steht fest, sei es wie es sei — nur das eine! Ich fühle mich manchmal schrecklich einsam. Ach, solche Zeiten, wo ich mich vergeblich nach einem Wort von draußen sehnen muß! Ich spreche nicht von jenen höheren, feineren Entbehrungen, die nun einmal mein Schicksal sind — ich meine die Brust eines liebenden Weibes — ach Lieber, wie sollten wir das erlangen! Mit einem feinfühlenden, verständnisfähigen weiblichen Wesen auch nur einmal ein paar Worte zu wechseln — geschweige denn Herz und Herz auszutauschen, sich anzugehören — davon mag ich gar nicht sprechen. Aber wenn Du denkst, daß ein junger Mensch hier ist, ein gewisser Catinelli, der mir leider schwindsüchtige Anlagen zu haben scheint in einer sehr bedenklichen Jugend, nun, und daß der eigentlich der einzige ist, mit dem ich künstlerisch und menschlich einmal ein vertrautes Wort reden kann — und selbst da mußt Du nicht denken, daß wir jemals eigentliche Freunde werden könnten, dazu ist unser Alter zu ungleich und er ist Dilettant, wenn auch ein ganz begabter, und ich Künstler — das mag sich zu vertragen scheinen, geht aber gerade im Innersten himmelweit auseinander. Hebbel, der mir ein lieber, voller Mensch ist, und sich ganz so gegen mich benimmt, wie Du es nur von ihm denken kannst, ist ebensoviel älter, als jener jünger denn ich. Ein solcher Mann ist ein schönes geistiges Festtagsvergnügen, wenn das liebe tägliche Brot der Liebe, der Freundschaft gesichert ist. Nun, denke Dir — mit den Meinigen stehe ich so: sie wollen von mir hören, daß es mir glückt, daß ich Geld verdiene, daß ich Stunden gebe, daß ich mein Leben begründe. Bis jetzt ist aber in dieser Zeit des Krieges — und die Sommersaison ist ohnedies eine schlechte Zeit für meine Zwecke — noch keine bescheidene Hoffnung Wahrheit geworden. Die Fürstin z. B. hatte mich dem Fürsten von Hohenlohe als Theorielehrer empfohlen. Ich ging sogleich, zweimal für einmal hin, mich ihm vorzustellen, aber ich habe ihn seit seinem ganz freundlichen Empfang nicht wieder gesehen; wie wäre auch daran zu denken; ein Adjutant des Kaisers in Kriegszeiten soll musikalische Theoriestunde nehmen! Von den Verlegern speiste mich Haslinger mit gnädiger Protektormiene mit

einigen unsicheren Hoffnungen ab. Der Mensch ißt sechsmal des Tags und lebt Sommeraufenthalt in Baden. Was sollte der sich auch um einen Komponistenmagen kümmern. Spina, an den ich mich mit einem Vertrauen wandte, dem er wohl abmerken konnte, daß Lebensnot und Bedürfnis mit im Spiele sind, den ich um Annahme meiner Lieder und um Empfehlung zu Theorie- und Gesangstunden bat, sagte mir, daß er sogar eine spezielle Theoriestunde schon in Aussicht habe, frug nach meinem Preis, sagte, daß er mir in diesen Tagen eine Zeit zum Anhören meiner Lieder bestimmen wolle. Diese Tage sind bereits Wochen, und wahrlich keine Flitterwochen geworden — ich habe von Herrn Spina kein Wort wieder gehört. Heute habe ich denn endlich einen letzten Versuch gemacht, ich nahm meine Hefte Lieder unter den Arm und ging zu Herrn Wesseły und Büsing. Herr Büsing behielt die Lieder zurück und ich bin abermals — guter Hoffnung, nur daß umgekehrt wie beim gesegneten Weibe mein Leib dünner statt dicker wird. Da nun noch alles so schlecht steht, was soll ich da den Meinigen schreiben. Mein Bruder Wilhelm hat mir neulich, vor drei Wochen, 25 Taler geschickt, davon bezahlte ich mit 23 Gulden 54 hatte ich bekommen meine Monatsrechnung, machte den Unsinn, zwei Monate Klaviermiete bis Mitte Juli mit 12 Gulden vorauszubezahlen. Nun, mit den übrigen 19 Gulden hätte ich allerdings bei gewohnter Einschränkung bis heute leben können — aber es kam eine produktive Woche dazwischen. Liszt mahnte mich um den Prolog zu dem Leipziger Fest, und da diese Gelegenheit im Verhältnis zur Zeitstimmung eine schwierige Aufgabe zu erfüllen bot, so bedurfte ich der Anregung. Es verging etwa eine Woche, ehe ich zustande kam, von Mittwoch bis Mittwoch — und nicht etwa, als ob ich da fukullisch gelebt hätte, aber ich lebte eben so, wie ich's zum Produzieren brauche, das heißt ich aß Suppe und Fleisch, trank nach Tisch Kaffee, und rauchte etwa vier bis fünf Zigarren täglich. Das war ein großer Schlag ins Kontor, und meine paar Gulden schmolzen schnell. Doch will ich nicht verhehlen, daß ich auch einigemal im Prater schwelgte, nämlich abends eine halbe Bier dort trank und mir von einem Italiener Brot und Käse dazu kaufte. Doch abends kam ich dann auch meist erst gegen elf nach Hause, so daß ich dem Haus-

meister jedesmal zehn Neukreuzer gab, kurz also, daß ich die Woche lang durchschnittlich einen Gulden täglich ausgab. Was hab' ich nun davon? Man hat mir von Leipzig noch nicht einmal mit einem Wort Meldung getan, daß man meinen Prolog erhalten hat. — Ja, wer weiß, ob er jenem Zweck genügte, man hatte das Programm hinterher noch verändert — so daß manches nicht mehr passen mochte, kurz ich habe möglichenfalls eine Woche lang — materiell gewiß, und vielleicht auch geistig in die Luft hinein und für die Luft gearbeitet. Man erwartete mich in Leipzig, und man wird kaum begreifen, daß ich nicht gekommen bin. Aber lag es nicht am nächsten, mir durch ein Honorar für den Prolog die Reise zu ermöglichen? — Doch ist es wohl alles in allem besser, daß ich nicht hingegangen bin — sondern hier bleibe — und harre und ausharre. Also lebe ich in diesen letzten acht Tagen, umsonst Nachrichten, umsonst Hilfe von irgendeiner Seite erwartend, von Leipzig, von München, von Nassau — von Wien! Unter solchen Umständen bist Du, mein Teurer, der einzige, dem ich mein Herz ausschütten kann. Denn wem sollt' ich mein Leid klagen. Liszt? — der würde mir alsbald Geld schicken — und lieber will ich Hungers sterben, als fortan Unterstützung annehmen. — Mildes? Mein Gott, weißt Du, so was bespricht man da doch nicht. Ja, einen Brief von ihr erwarte ich auch sehnlichst. Aber sie ist keine schreibselige Natur. Ich habe seit meinem hiesigen Aufenthalt vier größere Briefe dorthin gesandt und einen zurückerhalten. So steht es dort: Alle vier oder fünf Wochen ein Wort. Doch dies Wort ist mir dann auch ein wahrer Trost. Ich widle es in die Falten meines Gehirns und heg' es und pfleg' es im Herzen. — An Damrosch habe ich von Mainz und hier aus geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Vermutlich wird seine Frau seitdem ihre Niederkunft gehalten haben. — So ist es denn manchmal wie eine Totenstille um mich her, und mein Leben das eines lebendig Begrabenen. Keine Luft von keiner Seite — oft wochenlang! Das war es, was mich gestern im Augarten bewegte zu dem Vorsatz, Dir einmal zu schreiben. Bis dahin war ich nicht dazu gekommen, weil ich nach Leipzig und Weimar zu kommen dachte. Meinen Brief aus Prag hast Du doch erhalten? — Das Eidmaterial dachte ich persönlich zurückzubringen,

ich werde Dir's nun senden.[1] Doch nun auch genug mein Teurer, von der Misere des Lebens! Ich habe auch schon schöne Stunden und Tage hier verlebt, und bin gewiß, es werden noch bessere kommen. Auf eines wart' ich, wird es vergebens sein? — einmal auf einen frischen Hauch, auf einen Strahl des Glückes, der doch in so manches Leben fällt. War es ein Unrecht, so zu leben, wie ich gelebt habe — oder gibt mir das Glück noch einmal recht? doch genug, genug! — bis zu der Zeit Deines Geburtstages sitze ich vielleicht schon wieder wie der Vogel im Hanfsamen, dann will ich Deiner in Freude gedenken, wie jetzt in Sorgen, Du, mein Einziger, Guter. Und wenn Du zu mir kommst — meine Hausleute haben mich gern und tun alles für mich, Du kannst ein ganz gutes Bett haben, so daß Dir der Aufenthalt in dieser Hinsicht gar keine Kosten macht. —

Die hiesigen Galerien sind eine Wonne. Besonders lernt man die Venetianer kennen, wie nirgend; die schönen Tizians, Palma, Giorgione, Bordone, — auch die ältere Zeit Vivarini, Basaiti, Bellini — sind repräsentiert — und der Schluß der schönen Periode mit Veronese und Tintoretto. Durch Dresden und Wien — ist mir nun wirklich ein Schlüssel zu vielem gegeben; — ich fange an, mich in vielem auszukennen, in den verschiedenen Schulen zu Hause zu sein — unterscheiden zu lernen. Zuletzt muß man aber doch nach Italien! —

Vor einiger Zeit habe ich meine Wissenschaft über Hebbel ergänzt, und fast alles von ihm nachgelesen, was ich noch nicht kannte: Herodes und Mariamne, Agnes Bernauer, Judith, Diamant, Rubin, Michel Angelo Rob. Schumann gewidmet. Meine Verehrung für ihn ist durch das alles nur im Steigen. Aber vor allem den Rubin mußt Du lesen! Welch ein köstliches, reizendes Lustspiel! Welche Blüte des orientalischen Lebens mit seiner Weisheit und Verschmitztheit. Solch ein Ding hat Platen in seinen Abbassiden wohl erstrebt, aber wie lebendig, wie organisch ist hier alles. Ich möchte das ganze Lustspiel auswendig können.

— Lieber! Dieser Brief sollte weit größer werden; aber nimm ihn vorderhand als Lebenszeichen, frank und frei, und unfrankiert

[1] Das heißt: Die Bücher, die er ihm zum Quellenstudium geliehen hatte.

aus dem Herzen, wie er da ist, und mit dem beifolgenden Diebstahl aus der Mappe meiner Herrin, Gedichte über Bilder, deren Du Dich von Dresden erinnerst.

Lieber, mit vielen Grüßen an Mutter und Schwester, sowie Prellers und die Schultze, umarmt Dich

Dein Cornelius!

Aber kein Wort an irgend jemand über meine Zustände!! Versteht sich!!

127. An Rosa von Milde.

Wien, 9. Juni 1859.

Meine liebe, herzensgute Freundin! Eben erhalte ich Ihren Brief! Das war einmal recht gut und lieb von Ihnen, daß Sie mir sobald nach Ihrer Ankunft von Leipzig geschrieben haben. Deswegen will ich aber auch keine Stunde vergehen lassen, ehe ich Ihnen antworte, damit Sie das schöne Pfingstfest in Ihrem Garten auch in guten Gedanken an mich feiern. Nur zuerst in aller Eile eines! Reißen Sie jene dummen und ganz abgeschmackten Lieder vom ungläubigen Thomas aus der schönen Mappe oder machen Sie wenigstens ein recht beschämendes Eselohr hinein, kurz, ersinnen Sie eine recht gesunde moralische Ohrfeige, einen Mutterklaps für mich, setzen Sie mich eine Zeitlang in die Büßerecke in Ihrem Andenken. Aber dann seien Sie auch gewiß, daß so etwas nie in meinem Leben wieder vorkommen kann. Es war eine unvermeidliche Kinderkrankheit meiner Freundschaft für Sie, es waren Röteln, die man nur einmal hat.

Habe ich in Versen oder Prosa einen Ton angeschlagen, der Sie kränken mußte, so bitte ich Sie inständigst, verzeihen Sie, vergeben Sie ganz und für immer einem aufgeregten, allem Guten und Schönen fern lebenden Menschen. Glauben Sie mir, auch dies Zuviel ruht auf dem Grunde einer rechtschaffenen, treuen Verehrung eines nur geringen aber schon durch diese Verehrung geadelten Gemütes. Es ist mir Lebensbedingung geworden, Ihr Wohlwollen, Ihr Lob zu erringen. Lassen Sie mich lernen, ver-

lieren Sie die Geduld nicht! — Und daß Sie das wollen, daß Sie mir gut und liebreich bleiben wollen, sagt mir Ihr Brief gewiß! wenn Gott nicht Ihren armen Freund mit Blindheit schlägt. Nein, das ist nicht so! Ihr gutes, liebes Wort ist ja auch nicht auf die Goldwage gelegt, und es ist gewiß keine unrechte Ahnung, daß Sie es so gut mir mir meinen und vorhaben, wie nur je! Der Himmel sei mir gnädig, daß ich es in der Zukunft verdiene, von guten, reinen Frauenlippen noch erzogen zu werden; wenn ich dann auch schon 35 Jahre alt bin, mein Gott, so kann mir's ja noch lange im Leben helfen, und es ist ein tiefer Witz darin, daß die Schwaben erst mit 40 Jahren klug werden. —

Daß Sie meine wenigen armen Verse „poetische Übungen" nennen, Sie böse und recht schonungslose Frau! ist schon etwas sehr grausam — aber wie ganz unrecht haben Sie, wenn Sie glauben, daß ich nur ein Ideal in Ihnen suchte, um die Gedichte zu singen. Ich bin leider kein Dichter, nur ein poetisch gesinnter Mensch. Nicht, um schöne Gedichte zu machen, suche ich das Leben; aber ich flehe die Muse und den schönen Genius unsrer Sprache an, mir einen Ton der Freude zu geben, wenn ich dem Schönsten und Besten im Leben begegne. Habe ich denn da etwas zuviel gesagt, hohe, verehrte Frau! nehmen Sie mein Wort heute nicht ungütig, ich sage alles in der unschuldigsten Freude meines Herzens; viel zu wenig, und ach! wie unvollkommen habe ich alles gesagt. — Aber wenn Sie mir nur die unersetzliche, liebe Freundin bleiben wollen — was sind die paar armen, schwachen Verse — ich opfere gern oder mindestens willig diese Lust und will nur dann alle Kraft zusammennehmen, wenn Sie einmal dem lang erprobten und besser erzogenen Freunde sagen: heute singe mein Lob und das Glück meines Hauses. Aber kein Wort mehr davon — nur noch eins, dem Sie aber mit rechter Güte alle scheinbare Anmaßung nehmen müssen. Ich habe Ihnen das schon neulich einmal schreiben wollen. Wenn Sie einmal wieder in aller Stille den Tasso von Goethe lesen, dann mögen Sie bei mancher Stelle mit einer wahren rosa Nachsicht an Ihren Haus- und Hofpoeten denken. Ich werde leider nie ein befreites Jerusalem schreiben — aber alle jene trostlose Reizbarkeit, jene tödliche Empfindlichkeit, jenes

unwürdige Verzweifeln am Besten und Schönsten habe ich ganz. Deswegen steht mir auch das Werk so nah, und deswegen habe ich mehrmals mit Beben und Zittern mich auf der Altenburg gezankt, wenn Liszt, in einem gewissen Gefühl von französischem Pathos, es als einen Verrat an der Person des Dichters und des Dichters überhaupt bezeichnen wollte! — Nein, Ihr Guten! möchtet Ihr das nicht besser als Goethe verstehen wollen. Wäre so ein Mensch nicht so schwach und so gottverlassen — so wäre er auch nicht so stark und so gotterfüllt, um das Schöne zu tun. Da auch nur einen Strich anders haben wollen, heißt an einer Dichternatur frevеln, die uns mit einer unvergleichlichen sittlichen Freiheit, mit einem beseligten Drang und Trieb, sich mitzuteilen, ihre Tiefen, ja ihre Untiefen enthüllt. Da ist die göttliche, schuldlose naive Unverhülltheit des griechischen Götterbildes auf das moderne Kunstgebiet, auf das christliche, das Walten und Leben der Seele, der Innerlichkeit übertragen. Und wahrlich, es steht auf gleicher Höhe. Nein, wollet doch diesem griechischen Tasso keinen andern Nagel am kleinen Zeh einsetzen! Tut es nicht, Ihr versündigt Euch. — Da haben Sie auch ein Stückchen zufälligen Brendel, weil Sie doch gerade von Leipzig zurückkommen. Ach, ich bin recht von Herzen froh, daß Sie mir geschrieben haben. Nun muß ich Ihnen nur zuerst meine Leipziger Geschichte auseinandersetzen, damit Sie mein Ausbleiben klar verstehen und es etwa nicht für ein freiwilliges halten, obgleich es wohl ein schickungsbestimmtes und somit meinem Innern entsprechend war. — O nein, Sie können sich ja denken, wie bestimmt ich darauf rechnete, dort zu sein. Allerdings, wenn ich mich im Innersten frage, war es mehr eine Rücksicht, eine ganz erklärliche Konvenienz, eine edle, künstlerische, die mir alsbald, da die Sache beschlossen wurde, den Ausruf gewissermaßen abdrang: „Da muß ich sein! Dazu komme ich jedenfalls!" Das wurde auch auf der Altenburg natürlich, als sich von selbst verstehend, aufgenommen. Ich fügte aber an dem betreffenden Mittag, wo die Rede davon war, sogleich hinzu: Und dann, lieber Doktor, wenn es soweit ist und Sie mir schreiben, daß ich kommen soll, legen Sie mir auch gleich das nötige Reisegeld in den Brief, denn ich weiß nicht, wie es bis dahin mit mir sein wird, und ich werde

schwerlich in Wien schon soviel verdient haben, um die Reise davon bestreiten zu können. Sie verübeln mir nicht, daß ich diesen Punkt hier berühre; in diesem Ausnahmefall und in dem an Liszt und seine Messe anknüpfenden Enthusiasmus für die Sache sprach ich dies sogar vor der Prinzeß Marie aus, die sonst auch nie mit häuslichen Angelegenheiten belästigt wird. Nun schrieb mir Liszt allerdings zweimal, und noch im letzten Brief: „Sie dürfen nicht fehlen, wir erwarten Sie mit offenen Armen und getreuen Herzen usw.“[1] — Da er aber jene Mahnung vergessen hatte: daran erinnern konnte ich ihn doch unmöglich. Nun rechnete ich allerdings auch nur im Notfall darauf, ich durfte fast mit aller Bestimmtheit eine Geldsendung von meinem Bruder erwarten, die ich, wie die Sachen nun einmal standen, kühn auf die Reise verwendet hätte, obgleich mich das innerlich etwas störte, da sie doch bestimmt gewesen wäre, mein hiesiges Leben und Abwarten zu ermöglichen. Es blieb aber das eine wie das andre aus, und ich hielt mich zuletzt an den Strohhalm von Hoffnung, daß man mir vielleicht durch ein Honorar für meinen Prolog die Reise ermöglichen würde. Alles und alles blieb aber aus, und die lieben Zeilen meiner Herrin sind das erste und einzige, was ich vom Fest, vom Prolog usw. weiß. Mich hat der Prolog, über dem ich, wie ich Ihnen damals schrieb, acht Tage lang brütete, ohne ihn rund zu bekommen, den ich aber am Absendungstage jenes kleinen Aufmunterungsbriefes, in etwa sechs Stunden auf- und abschrieb und sogleich absendete, mehr gekostet als ich sagen mag, und ich sende ihn deshalb heute mit, ob ihm vielleicht die gute, einzige Freundin einen bescheidenen Platz in der Mappe gönnen will. Ich weiß nur zu gut, wieviel er zu wünschen übrig läßt, und daß er mehr von den Schwächen als Vorzügen eines Gelegenheitsstückes an sich trägt; man lebt in Wien zu nahe am Kriegsschauplatz und eigentlich, einen weiteren Kreis angenommen, zu sehr auf dem Boden desselben, um mit Absehen vom Augenblick sich in die absolute Kunstidee zu vertiefen. Für die Art, wie ich beides in meinem Gedicht zu vereinigen suchte, Zeitstimmung und Kunstinteresse, glaube ich, allen Mangel an Formvollendung eingestanden, den ich im Drange

[1] Vgl. F. Liszts Briefe, Bd. I Seite 319f.

des Augenblicks unbehaglich empfinden mußte, den Beifall der Vernünftigen in Anspruch nehmen zu dürfen. Man hat mir bis jetzt mit keiner Zeile den Empfang des kleinen Opus gemeldet, an dem ich, wenn auch in ungünstigerem Zeitpunkt und einer weniger abgerundeten Gelegenheit gegenüber, doch mit demselben Zeitaufwand, mit demselben Eifer und einem anerkennenswerten guten Willen arbeitete, wie am Beethoven-Prolog. — Wie es damit gegangen, sehe ich noch nicht klar. Hier nur ein paar ahnungsgewisse Worte darüber, die aber natürlich, wie alles, Verehrte, ganz unter uns bleiben müssen. Mein Prolog war Liszt zu zeitgemäß und der Fürstin zu wenig Liztisch. Da man aber das Programm des Konzertes, auf das er anspielt, nachträglich so vermittelnd vergrößert hatte, wie ich höre (Hiller und Rietz usw.) so verständig verständigend! so paßte es ohnedies nicht mehr in den Kram.

Genug und zuviel davon, Ihnen aber sage ich in stillschweigendem, unausgeführtem Bezug darauf: Heil, Wien! Trotz allem Kampf und aller Not, die ich zu bestehen habe und vielleicht nur mit Mühe weiter bestehen werde — aber Sie werden mit mir sich freuen — daß ich Fesseln abgestreift, daß ich eine schöne Freiheit suche, und daß, wenn ich untergehen müßte, wovor Gott sei! ich in einem schönen, bewußten Streben unterginge. Jetzt bin ich recht froh, daß ich hier geblieben bin; denn was hätte ich am Ende auch als verschmähter Prologist für eine Rolle gespielt? und meine Abwesenheit konnte so den andern Beteiligten nur eine Unbehaglichkeit ersparen, und Sie wissen, wie fern ich im innersten Wesen all jenem Parteieifer, aller Brendelei und Leipzigerei stehe. Ich freue mich meines neutralen Bodens; ich will ein Künstler und Dichter werden.

Nun habe ich meinen Brief so breit angelegt und habe doch nicht die Ruhe, ihn auch so zu Ende zu bringen, wenn Sie, wie ich wünschte, ihn noch zu Pfingsten bekommen sollten. Wieviel hatte ich Ihnen noch sagen wollen, über Liszts Messe, über Hebbels Stücke, die ich jetzt während dem Leipziger Fest ganz durchgelesen; über die hiesigen Gemäldegalerien, die mich jedesmal bedauern lassen, daß gar keine Photographien nach ihnen existieren, weil ich Ihnen sonst alle meine Lieblinge mit poetischen Glossen zusenden würde; auch über Schumanns Genoveva, bei deren Studium mich

Ihr Brief heute traf, über die ich immer beim Durchlesen und Spielen unwillkürlich mit Ihnen manches rede. So schwach mein Gedächtnis für Melodien ist oder wird, so traumhaft und magisch ist mein Erinnern an Gehörtes: so sehe und höre ich Sie und Fedor noch bei so manchen Stellen aus Genoveva, da ich nun die Musik wieder kennen lerne und als „Einsiedler" liebe.[1] Ich habe in diesem erneuten Studium die Berechtigung zu meinem Sonett gesucht und bleibe auch dabei; doch über die dramatische Anlage Schumanns, die sehr unvollkommen ist, habe ich Ihnen nächstens eine ganze Tasche voll zu sagen. Aber wie herrlich ist Genovevas Anfang des zweiten Aktes! Nicht wahr? Das ist deutsch! Ach, das einmal wieder von Ihnen zu hören! Was ich von meinem Erinnern sagte, muß ich auch noch in bezug auf die Romanze in Comala nachholen, welche die Leipziger Zeitung als Beilage brachte. Nein, wie ich Sie da noch in jedem Tone hörte, als ich das wieder durchspielte und mir abschrieb! — Auch über meinen Eindruck vom Dilettantismus usw., den ich neulich in Herbecks Verein wiederholt hatte und die Sehnsucht, mich augenblicklich über den Cid zu stürzen, die ich beim Anhören solcher Schumannschen Balladen, solcher Zwitter empfand! Nur und nur im Drama, im Wagnerschen Musikdrama ist unser Heil, unsre volle Befriedigung zu finden — alles übrige ist unglückselige, gezwungene Halbheit und Unmacht — und hier haben wir mit dramatischen Künstlern, mit Priestern der Kunst zu tun — das ist eine Wonne, das ist Hochgenuß — aber all diese Balladen- und Konzertchor-Musik, die im schwarzen Frack und langweiliger Staatstoilette gesungen wird, spielt die Kunst in die Hände eines schnöden, kokettierenden Dilettantismus hinüber, der ein Beelzebub und Urfeind aller wahren Kunst ist. O, liebe Freundin, das liegt tiefer als sich in so wenigen Zeilen sagen läßt, aber nur der, welcher wie ein Held auf den Brettern steht und jeden Abend seine ganze Ehre, sein ganzes hingegebenes Ich der

[1] Bezieht sich auf „Genoveva" aus dem Sonettenkranze an Rosa von Milde:

„Nun weilt die Armste nur bei Komponisten,
Einsiedlern, die ihr frommes Antlitz lieben."

Siehe „Gedichte".

Kunst opfert, nur der ist würdig, Kunst zu geben — allen Dilettantismus aber wünsche ich von Herzen zum Teufel. — Heute morgen wurde ich durch unerwartet viele Besuche, Catinelli, Daniel Liszt, ein Herr Canitz, hingehalten, darum schließe ich nun und sende den Prolog und doch wohl auch andres in einigen Tagen. — Nochmals herzlichen Dank für Ihre Zeilen, die mir diesmal doppelt und dreifach erwünscht als erste Nachricht über das Fest kamen. Seien sie recht glücklich und stillvergnügt im schönen Garten und halten Sie Wort, mir bald von dort aus einmal zu schreiben — und besonders lassen Sie mich nie lange im Ungewissen, wo Sie und Feodor sind, wohin Sie reisen, oder ob Sie zu Hause bleiben usw. — Zu Pfingsten gedenken Sie herzlich mein, und setzen Sie sich nichts in den Kopf, daß es mir schlecht hier geht. Sie werden sehen, es wird mir schon ganz gut gehen, und eins weiß ich: Niemand wird sich mehr darüber freuen als Sie und Feodor. Sie brauchen auch nun nie mehr bang zu sein, mich zu lange auf einen Brief warten zu lassen. Meine lieben, guten Menschen, lebt wohl, Grüße an Fränzchen und Natalie, sowie an Lassen. Da ist eine Blume aus dem Prater, bis ich wieder ein Lied sende. Dann bekommen Sie auch Blätter von Beethovens und Schuberts Gräbern.

Von Herzen

Euer alter guter Peter.

128. An Feodor von Milde.

Wien, 7. Juli 1859.

Mein lieber Feodor! Heute erfahre ich durch einen Brief Köhlers, daß Deine Frau ganz ernstlich unwohl war, doch augenblicklich etwas besser sei. Ich bin nicht übermäßig ängstlich und hege die beste Hoffnung, daß sie bei Ankunft dieser Zeilen schon wieder auf gutem Wege zu völliger Wiederherstellung ist. Wie muß ich aber bedauern, daß die langwierige und ohnedies nicht dornenlose Saison so unangenehm für sie abgeschlossen hat. Köhler schreibt mir, wie sehr er sie noch vor weniger Zeit im Fidelio bewundert — hätt's auch hören mögen.

Mir geht es recht gut; meine Zustände werden sich mählich aus

ihrer polizeiwidrigen Fraglichkeit herauswickeln und dann erträglich werden, ja sie sind es schon, da mir durch 100 Taler von München das nächste Vierteljahr gesichert und also die schlimmste Zeit des Abwartens erleichtert und ermöglicht ist. — Mein Mittagessen kostet mich 8 Gulden monatlich — mit Trinkgeld — denke Dir; und mit meinen Mietsleuten bin ich übereingekommen, daß sie mir die 15 Gulden-Wohnung bis auf bessre Zeiten zu 12 Gulden lassen. So behalte ich sie und bleibe womöglich fest hier wohnen, wo ich gute Leute habe, die mich sehr aufmerksam und herzlich behandeln. Man sagt mit Unrecht, daß die sogenannte Wiener Gemütlichkeit — eine falsche oder flache sei. Es ist dem nicht so. Aber, Lieber — man muß nur auch selbst gemütlich sein!

Ich bin vor wie nach gern in Wien. Gute und schlimme Tage, die man erlebt, sind Glieder einer Fessel an den schönen Boden. Es ist schön hier, ich war neulich auf dem Kahlenberg — welch ein Gang dort oben mit dem Blick auf dies weite freundliche Land, in dem Wien wie ein wogender Häuserse liegt. Heute will ich, wenn's nicht zu spät ist, nach Nußdorf. — Ich bin jetzt recht befreundet mit Daniel, er hat sich mir mit großer Herzlichkeit angeschlossen. — B. hat mehrfach mit Dir verkehrt und hat mir Grüße bestellt. Er kam entzückt von allen Erlebnissen zurück. Jetzt, da alles einmal so kommen sollte — bin ich übrigens ganz zufrieden, daß ich nicht da war. — B. ist ein guter, netter Kerl. Wenn nur auch sonst was dahinter wäre — aber da fürcht' ich, hapert's. — Für meine Oper war er besonders neugierig, ob ich Natur- oder Ventilhörner angewendet hätte! Das ist ungefähr, als ob jemand gespannt darauf wäre, ob Deine Frau die Elisabeth in ihrem eignen Haar oder in einer schwarzen Perrücke spielt. — Ich verwahre mich ausdrücklich gegen den Verdacht, daß dieser Zettel ein Mahnbrief sein sollte. Im Gegenteil dispensiere ich Euch armen Lazarettaner von jeglichem Schreiben und bitte besonders deine liebe Rosa, mir nicht und keine Silbe zu schreiben, ehe sie wieder ganz gesund und heiter ist. Ich werde ihr in einigen Tagen einen großen und ganz lustigen Brief schreiben. — Mit vielen Grüßen an Deine Kinder und das ganze Haus

von Deinem Cornelius.

129. An Rosa von Milde.

Sonntag morgen, 17. Juli.

Meine liebe Freundin! Eine völlige Heiterkeit des Gemüts und eine unbefangene Fröhlichkeit gibt mir fast die innere Gewißheit, daß es mit Ihnen nicht schlecht stehen kann, und daß Sie sich nun bereits wieder auf dem Wege der Besserung befinden. Heute abend höre ich den Fidelio, und das soll und muß die abgesteckte Grenze Ihrer üblen Zeit sein; zwischen diesen beiden Leonoren sollen Sie sich wieder aufrichten und ins schöne Leben zurückgehen. — Ja, ich bin heiter und guter Dinge, habe mich für mein ganzes Quartal bis zum Oktober eingerichtet und sicher gestellt, mir alle möglichen Behaglichkeiten angedeihen lassen und arbeite nun täglich, seit ich Ihnen neulich schrieb, auf meine neuen Opernskizzen los. Nicht allein in dem besprochenen Cid, sondern auch in den beiden andern ist Feodor neben Ihnen eine erste Partie — ein Abend — bestimmt, und Sie werden sich wundern, was da für mancherlei Dinge herauskommen. Es ist übrigens noch nicht gesagt, daß ich die drei Sujets hintereinander ausarbeite — aber unwillkürlich beschäftigt sich die nun einmal erregte Phantasie mit allen dreien. Vermutlich werde ich aber ganz zufrieden sein, wenn ich zum Herbst hin mit einem oder dem andern zustande komme. Aber, wer weiß sagen Sie nichts davon), ob von meinen Plänen nicht einer auch Lassen zustatten kommen könnte! — Alles Stoffliche habe ich nun für die drei Dinge zusammengeschafft, und schon im Laufe dieser Woche werde ich mich in Wellen der Poesie stürzen können. Heute lassen Sie mir noch das Geheimnis der beiden andern Sujets; sobald ich an einem bestimmt und entschieden zu arbeiten angefangen, sollen Sie mit mir leben und daran helfen.

Gestern habe ich den Emil Kuh,[1] den Hebbelapostel, in Währing (Weinhaus besucht. Wir sind Gesinnungs- und Überzeugungsgenossen und haben manche überraschende Ähnlichkeiten in Temperament und Neigung, so daß wir den besten Glauben hegen können, daß wir recht gute Freunde werden. Seine Frau, die Sängerin Ferrari, ist auch ein anziehendes Wesen, mit einem Wort — es

[1] E. K., Jüdischer Schriftsteller 1828—76.

sind — Menschen. Da setze ich Ihnen aus dem Gedächtnis ein kleines Gedicht von ihm her, das er mir gestern vorsagte — in welchem ich eine gewisse Seelenverwandtschaft mit Damrosch-Lenau finde, an den er mich überhaupt in seiner Glut und leidenschaftlichen Lebendigkeit, auch in einem gewissen rechtschaffenen Fanatismus seiner Überzeugungen, öfters erinnert. Wir sind von gleichem Alter, ja, ich bin sogar, was mich bei einem so noblen Manne fast schmunzeln macht, weil ich mich immer für einen harmlosen Jüngling halte, ein bemooftes Haupt ihm gegenüber, der erst 30 zählt, da ich Weihnachten schon 35! — werde.[1]

Es ist, wie gesagt, sehr ungenau mitgeteilt, ein paar Wendungen der Melodie sind anders und schöner, aber nicht wahr — es geht ein gar prägnanter Zug einer aufs höchste gespannten Reizbarkeit durch das kleine Gedicht? Es kommt aus der Seele — wer das sang, ist ein Dichter, war es wenigstens in der Gehobenheit dieser Stimmung. Er sagte mir noch einige andre, die alle eine selbständige Seele in gesunder Formenfülle bekunden. Auch daß er seine Gedichte gern einer gefühlvollen Seele vorsagt, freut mich an ihm, weil ich's auch so gern tue. Liebe Freundin! Da habe ich Ihnen noch ein Sonett zur Holbeinschen Madonna gedichtet. Es wollte mir doch nicht recht gefallen, diese Zeilen so ganz ohne Sang und Klang an Sie abzusenden, besonders, da ich ohnehin jetzt bei meinen angefangenen Arbeiten ein fauler und ungetreuer Sänger für Sie bin. Das Bildchen liegt schon lange da, und ich freue mich im Augenblick (habe auch ein bißchen geweint dabei), daß der Gedanke, den es mir immer erregte, in einer guten sonntäglichen Stunde Form bekommen hat. Die Kirche habe ich auch darüber versäumt. — Ach, da hab' ich noch eine recht schöne neue Bekanntschaft gemacht, der Maler Gustav Gaul — einer Künstlerfamilie angehörig, Bruder und Vater auch bildende Künstler. Nächstens mehr und viel von ihm. Ich meine eben nur, wenn der mir so parieren wollte, wie ich möchte, er müßte eine kleine Farbenskizze für die Mappe malen! So ein Kerl macht so was in einer

[1] Hier folgt im Original das Gedicht von Ruh:

„Mir ist als zögen Arme mich schaurig himmelwärts."

C. hat es komponiert. Siehe Gesamtausgabe Nr. 54.

halben Stunde — wenn er die Herrin nur gesehen hätte mit einem Auge, krank oder gesund: in einem halben Jahr wäre die ganze Dresdner Galerie in der Mappe! — Aber so muß ich's langsam anfangen, muß ihm vielleicht gefällig einmal etwas zu Gefallen tun, damit ich ihn dran kriege.

Meine liebe, gute, hoffentlich schon wieder halb Gesunde! Heute adieu, mit den besten Grüßen und Wünschen für Feodor sowie die Kinder. Mein Buchbinder heißt Franz Milde.

Peter.

130. An Feodor von Milde.

Wien, 20. Juli 1859.

Tausend Dank mein Lieber, für die umgehende Benachrichtigung von der Besserung der armen Rosa. Wieder haben sich unsre Briefe gekreuzt; Du hattest mir Samstag, ich Deiner Frau am Sonntag geschrieben. Hoffentlich ist nun seitdem nicht wieder eine Verschlimmerung eingetreten, und so möge mein herzlichster Glückwunsch für Euch beide schon wieder vergnügte und aufatmende Gesichter treffen. Ich möchte zu Euch fliegen können, um der Genesenden die Hand zu küssen. Das wird sie wissen: sie war auch in meinem Herzen krank. Ohne sie wäre meinem ganzen Dichten und Trachten die Seele genommen. Ich würde nicht den Mut finden zum Aufstellen und Lösen neuer Aufgaben, wenn sie nicht in jeder Weise daran mitarbeitete.

Den Fidelio und Tell[1] habe ich nacheinander gehört. Wenn ich mich auf alles besinne, so läuft es auf mehr oder minder vollkommen sinnliche Eindrücke und Befriedigungen hinaus. Wäre ich Beethoven, ich wäre aus dieser sonst ganz vortrefflichen Vorstellung meines Fidelio höchst trostlos nach Hause gegangen und hätte bei mir gedacht: „Darum also Räuber und Mordbrenner?" Aber die Klangwirkungen, schönes Orchester, gesunde Chor- und Solostimmen waren oft so schön, wie ich sie noch kaum gehört habe, so besonders im F dur-Andante des zweiten Finales. Beck[2] ist Mordkerl

[1] Von Rossini.
[2] Karl B. 1814—79.

an Stimme und frischer Sinnlichkeit. Ein gewisser Bassist Schmid schien mir einen wundervollen Baß zu haben. Mayerhofer sang und spielte im Tell ganz vernünftig, seine Stimme aber, wenn auch ausreichend und angenehm, bleibt hinter den brillanten Organen der eben Genannten zurück. Ander[1] war der einzige, der mich in der Florestanarie ergriff; seine leicht ansprechende, wohltuende Höhe gibt das alles so her! — Der Tell, diese herrliche Sammlung exquisiter Musikstücke demoralisierte mich diesmal sehr. Weiß der Himmel, wie es kommt, ich mag all dies schöne Zeug nicht mehr hören. Wenn nicht eine große hochpoetische Richtung auf den Brettern Platz greift, so fürchte ich, werden die Leute in 20 Jahren lieber Zeitungen lesen oder einen erträglichen Wein trinken als Opern hören. Frage die Rosa, welche doch die Mathilde oft selber gesungen, wie oft sie wohl schätzt, daß das verdammte Wort „süße Triebe" und „du mein Leben!" im großen Duett vorkommen? — Und die Musik ist doch auch nichts andres als eine ewige Wiederholung der „süßen Triebe".

Mein Liebster, wenn Ihr wieder gesund und glücklich seid, so gedenkt mein und nimm heute mit den paar Worten vorlieb und mit vielen Grüßen

von Deinem Peter.

Zweimal habe ich mit Daniel im Esterhazykeller auf Rosas gute Besserung angestoßen. Das hat auch geholfen. — Als Dein Brief am Montag ankam, war gerade ein gewisser Gottlob, ein komischer Kerl, ein ungarisch-französisch-deutscher Musikbummler bei mir, und ich mußte lachen, als in der ersten Zeile stand „Rosa befindet sich, Gottlob, wieder auf dem Wege der Besserung".

Gestern war ich ganz allein im Garten zur weißen Rose im Prater und habe an Euch gedacht. Überhaupt, eine Sehnsucht habe ich, Euch wiederzusehen! Ich bin augenblicklich noch in einer Sackgasse mit einer Feengeschichte, die ich im Kopfe habe, die aber sehr schön werden könnte. Grüße Lassen. Von der Altenburg höre ich — seit meinem Prolog — keine Silbe.

[1] Alois A., berühmter Opernsänger lyrischer Tenor 1817—64.

131. An Rosa von Milde.

Wien, Juli (?) 1859.][1]

Ein neues Märchenlibretto
Vom König Dingstiletto
Und auch nebenbei
Von der Frau Rouladenfey
Und dem kleinen Ungetüm
Amour posthume.
Zu haben einzig und einzel
Beim Hofnarren Mainzheinzel
In Diensten bei
Der Königin Loreley.[2]

Makame.

Ich will meiner Herrin ein Märchen erzählen — Aber sie darf nicht mit mir schmälen — Daß ich nicht verschwiegen bin! — Ein Märchen hat ja keinen Sinn — Es ist nur etwas Musik darin — Und sollte man die verschweigen — Wer dürfte singen und geigen? — Hör' mein Märchen, Gebieterin! —

Es lebte in alten Zeiten — Ein guter Freund von mir — Der spielte schön Klavier — Und konnte gut begleiten (Meine

[1] Das Datum ist nicht genau bestimmbar. Angefangen ist das Märchen bereits im Januar des Jahres 1859. Vgl. den Brief an Träseke von Anfang Februar. Die kleinen Ereignisse, auf die es anspielt, lagen um die Wende des Jahres 1858.

[2] Die Königin Loreley = Frau von Milde.
Der Hofnarr Mainzheinzel = Cornelius.
Die Rouladenfey = Frau Viardot-Garcia die in Weimar gastiert hatte.
Der König Dingstiletto = Dingelstedt.
Was die andern vorkommenden Persönlichkeiten betrifft, so ist:
Der klavierspielende Freund = Eduard Lassen.
Jaques Eau d'vie = Kommissionsrat Jakobi.
Zornhau = Theaterkassierer Sernau.
Passe-que vent = Schriftsteller Pasqué.
Dohmus = Dohm, Redakteur des Kladderadatsch.
Hanselbühl = Hans von Bülow.

Herrin hat ihn nicht gekannt! — Er lebte in einem fremden Land. Er hat auch komponiert — Und Opern dirigiert Aber meine Herrin kennt ihn nicht — Und wenn sie sich den Kopf zerbricht.

Da kam zu demselben Lande — Eine Fee von vornehmem Stande — Eine Zauberin — Im gefährlichsten Sinn. — Die wußte durch schwarze Kunst — Und durch blauen Dunst — Zu erringen der Herzen Gunst. — Sie nahm alle Gestalten an — Und war bald Weib, und bald ein Mann. — Bald sah man sie in gewohnter Norm, — Bald wieder in Rosinenform: — Bald war sie ganz fidel und glich — Dann einem Buben, — Bald wieder sonnambül und schlich — Nachts in die Stuben. — Soviel fremde Sprachen sie sprach — Soviel Herzen zog sie nach: — Sie wußte mit Rouladen — Den Seelen zu schaden, — Mit Trillereien — Mit Teufeleien — Die Seelen zu seyen. — Ihre Terzen und Sexten — Die Leute beherzten; — Und sang sie gar ihre sappermentsen — Kadenzen — So war jeder Mensch mit Ohren — Bis über die Ohren — Verloren!

Nun hatte mein Freund (er lebte weit — Bei den Halloren — Auf den Azoren — In alter, alter Zeit) — Nun hatte mein Freund auch Ohren — Und ich hätte geschworen — Sie hätt' ihn behext, doch war sein Herz — Für der Liebe Lust und Schmerz — — Wie zugefroren. — Sie umgaukelte — Ihn mit Blicken — Und schon maukelte — Man mit Nicken — Daß er sich schaukelte — Auf Liebesstricken. — Doch mein Freund tat nicht desgleichen — — Sein Herz war nicht zu erreichen. — Sie gab ihm den Zauberstab zu schwingen — Und hub an zu singen; — Und er schwang mit Gewalt — Und sie sang, daß es schallt — Doch er blieb kalt!

Nun war ein König in diesen Reichen — Der hieß Dingstiletto ohnegleichen. — Dieser erfuhr — Von der Kreatur — Und ihrer hexenhaften Natur. — Er rief seinen Marschall Jaques Eau d'vie — Und seinen Minister Zornhau — Und rief: Ihr Lumpenpack, o w i e — Geniert mich im Land diese Frau! — Wird sie noch länger hier weilen — Muß ich gar am End' mit ihr teilen — O Schmach und Gram — Mein bißchen Einnahm'! — Drum sagt dem Meister Passe-que vent — Daß er sie führe zur

Otternhöh' — Um sie trotz Triller und Läufen — Im Meer zu ersäufen.

Der Passe-que veut rief den Vogel Strauß — Der trug mit gezogenem Sabel — Die Fee im Schnabel — Zum Tor hinaus. — Hinterher lief ein Trompeter — Und bließ Zeter. — Die sollten am frühsten Morgen — Den Meersturz der Fee besorgen. — Der Vogel Strauß lief — Die Trompete rief: — O Feye, wie ist das Meer so tief." — Da sang die Fee — Voll Herzensweh: — O besser im kalten Meeresbett — Als bei dem König Tinglistett — — Mir ist noch lieber der Tod, wie — Der böse Marschall Jaques Eau d'vie — Und ist auch des Todes Dorn rauh — Mir ist er doch lieber als Zornhau.

Nun packte der Strauß sie in die Krallen — Und ließ ins Meer sie fallen, — Aber, o Wunder, wie sehr hehr! — Da war das Meer kein Meer mehr! — Man sah nur Berge — Und schwarze Zwerge — Die packten die Fee — Am großen Zeh — Und zerrten sie — Und sperrten sie — In einen Wagen — Von Gold und Zedern — Der war getragen — Von Feuerrädern — Und war gezogen — Von Feuerrossen — Aus denen im Bogen — Die Funken schossen — Mit Schnauben und Prasseln — Und Toben und Rasseln. — Da gellt ein Pfiff — Und das Geisterschiff — — Wie von Geistergriff — Ward ergriffen und fortgetragen — Mit Fee und Wagen. —

Wir wünschen der Fee zum Fahren Glück — Und kehren zu meinem Freund zurück. — Der hatte, was die Fee ihm gab — Zurückbehalten: den Zauberstab — Und saß im Zimmer — Beim Lampenschimmer — In derselben Nacht — Als man die Fee aus dem Land gebracht.

Und als sein Blick auf dem Stabe ruht — Da leuchtet der mit seltsamer Glut — Fängt an sich zu regen — Zu bewegen — Zu recken — Zu strecken — Zu zappeln — Zu dappeln — Kriegt Fuß und Kopf — Und Hals und Schopf — Und Bein und Zopf — — Und wird in Eil — Ein Kobold mit Bogen und Pfeil. — Fängt an zu singen — Zu springen — Zu schnalzen — Zu walzen. — Bekommt den Freund am Nacken — Zu packen — Ihm die Lippen — zu schnippen — Ihm den Bart zu rupfen — Am Arm

zu zarfen — Ihm ins Ohr zu plärren — Am Bein zu zerren; — Springt risch und rasch — Über Tisch und Flasch' — Läßt die Pianotasten — Und Gardinenquasten — Nicht ruhn und rasten — — Fährt im Nu — Nach der Decke zu — Und wieder im Blitz — Zum Sesselsitz — Bis er zuletzt — Sich müdegehetzt — Und sich gemütlich zu meinem Freund aufs Sopha setzt.

Der rufet aus: Du Kobold, sprich! — Wer sandte dich? — Der Kobold sprach: „Euer Gnaden! — die Fee der Rouladen. — Ich soll bei Euch bleiben — Die Zeit Euch vertreiben — Euch recht im Innern — An sie erinnern. — Durch ein Vermächtnis — Von Notenschnitzeln — Euer Gedächtnis — zwicken und kitzeln — Ihr Bild Euch malen — Zu größeren Qualen — Und Euch mit Singen — Zur Liebe zwingen; — Euch quälen mit Koloraturen — — Torturen, — Das Herz Euch schnüren — Mit Noten-Perlenschnüren — Das Herz Euch rühren — Mit Mordentkonsitüren — Das Herz Euch ketten — In spanische Tonstiefletten — Daß Eure Tränen träufen — Gleich chromatischen Läufen — Daß Ihr fühlt den immensen — Schmerz der Kadenzen — Daß Ihr werdet toll und toller — Zuletzt ein eminenttoller und gar ein Cenerentoller!"

Als der Kobold so gesprochen — Fühlte mein Freund das Herz wie zerbrochen — Wie vom Pfeil zerstochen. — Er, der sonst so duckmäußerlich — Und besinnerlich — Ward nun äußerlich — Und innerlich — Ganz außer sich — Und erinnerlich! — Seine Miene, sonst so empfehlend — Ward elend! — Er, der sonst so mildsinnig — Ward nun wildminnig — Der sonst so langmütig — — Ward gesangwütig — Der sonst nur ganz ärmlich — erwärmlich — — Ward's nachträglich — Ganz unsäglich. — O, rief er in Angst und Pein laut: — „Gibt es für die Liebe denn kein Kraut?" — Und frug den Kobold ganz kleinlaut: — Wie heißt du denn, kleines Ungetüm? — Der Kobold tichert mit Ungestüm — Und sagt dann ganz artig: »Amour posthume!«

Hier schließt nun, wenn mir Gewähr verleiht — Meine hohe und höchste Obrigkeit — Meine Königin, meine Dame — Die erste Makame — Oder das erste Kapitel. — Es enthält nur den Titel — Und einige Präliminarien — Zu ganz verzweifelten Arien —

— Und nur kleine Präludien — Zu den verliebteſten Studien. — — Und wenn es meiner Herrin recht — Und wenn ſie's vergönnt ihrem Knecht — So ſpielt die nächſte der Makamen — In einem andern Rahmen — In Schottland bei Mylord Merlin — Beim Zaubrer Dohmus in Berlin, — Und zeichnet mit Kohle — Den Magier Viole — Spricht mit Gefühl — Vom Hanſelbühl, — Und ſingt ganz drollig — Und mollig — Von meinem Freund und ſeiner Fey, — von l'asse-que veut und Loreley — Und von dem Kobold Amour posthume — Vom Münchner Kind'l, dem ſein Koſtüm — Geraubt der König Dingſtilett, — Vom Zauberſtab und Hackebrett — Und will meine Herrin mir gnädig bleiben — So will ich ihr hundert Makamen ſchreiben — Doch wenn ſie es will — Bin ich auch ſtill. —

Denn ihr geweiht iſt all mein Tun,
Wenn ſie gebietet ſing ich nun
Und ſchweige ſchlimmſtenfalles:
„Für meine Herrin alles!"

132. An ſeine Schweſter Suſanne.

[Wien, Mitte Juli 1859.]

Meine geliebte Suſanne! (Du gute Tante!) Ich habe Dich wahrlich lieber, als mein Eifer im Briefſchreiben es beweiſt. Die flotte Stimmung, die ich abwarten wollte, iſt nun freilich längſt da; es geht mir gut, ich lebe in Fülle des Wohlſeins und der Sättigung, habe mich vortrefflich eingerichtet, ja ſogar einige ganz herrliche ökonomiſche Maßregeln getroffen, die ich Dir ſpäter beſchreiben will — und ſo mußte ich mir's längſt zum Vorwurf machen, daß ich Dir nicht Deine gebührende Portion Herzensgaudium verabfolgen ließ — aber ſeitdem hatte ich mich nun entſchieden auf das zweite Opernthema geworfen und ſo war eine neue, vornehmere Art von Sorge entſtanden, die mir den Weg zum Korreſpondenztiſch verbaute. Aber heute und gerade in dieſem Augenblick hatte ich eine Idee, die mir das Sujet, über dem ich brütete, in roſigem

Licht erscheinen läßt, während ich noch gestern ganz daran verzweifeln wollte.

Ich habe da eine Feen- und Rittergeschichte, nach einer schönen alten deutschen Sage, die ich aber dramatisch ergänzen und steigern mußte. Wenn man nun auch vielleicht die Sache etwas zu abenteuerlich romantisch finden will unser Publikum weiß nämlich alles besser: macht man's einfach, natürlich — so ist es zu nüchtern — macht man's übersinnlich — so ist es romantischer Unsinn —, so liegt mir nichts dran. Denn Musik gibt es an allen Ecken und Enden, Musik voll Zauber und Liebe — auch gibt es schönes und originelles Ballett, Geisterbeschwörungen und Erscheinungen: dabei schwebt aber durchaus nicht alles in der Luft, sondern die Erde hat ihr gutes Teil daran, und wieder hüllt eine Pfingststimmung, Blüten und Glockengeläut — alles in einen mystischen Schleier. Ja, meine Beste, wenn meine Stimmung so bleibt, mag dies Gedicht, welches ein glühend heißer Sommer ausgebrütet (entschuldige deswegen auch, daß ich Dir diesen Brief in der Sammethose mit Zwickeln, genannt Liszterich[1] und in aufgeschürzten Hemdärmeln schreibe), bald ins Leben treten, und vielleicht schon der Herbst es ganz vollendet begrüßen — und ich würde es dann zur Saison 60—61 zur Aufführung anbieten können. Es ist dies eine viel ältere Idee als der Cid, und sie hat vor allem diesen Anziennetätsvorzug, daß ich schon vor der Ausarbeitung meines Barbiers lebhaft mit ihr beschäftigt war, und ebenso voriges Jahr in München ganz davon erfüllt umherging. Da ich nun hier zur Anlage des Cid schreiten wollte, dessen Stoff ich mir ja nach allen Seiten hin reichhaltig angehäuft hatte — trat mir, der ja doch immer schon im Dichten den musikalischen Ausdruck vorfühlen muß, das Prinzip der Ehre — als ein für die musikalische Wiedergabe sehr starres, unbildsames entgegen. Der alte Spanier bekommt da eine Ohrfeige — und das ist doch eigentlich der Hebel, der diese ganze Geschichte nachher in Bewegung setzt. Ich muß sagen, es ist dies für den Musiker sehr genant. Die Ehre, hier durch eine körperliche Verletzung, Beleidigung gekränkt — ist ein Begriff — es läßt sich das Eis dieses Begriffes, wie es sich in sittlichen und besonders

[1] Es war eine Hose von Liszt, die er ihm geschenkt hatte.

lokalspanischen Zuständen kantig und eckig kristallisiert hat, schwer in aller Glut der Musik schmelzen. Ist denn für den musikfühlenden Menschen der alte Diego schlechter, weil ihm jener Wüterich eine Ohrfeige gegeben hat? Gewiß nicht. Aber er ist es im Auge der so und so erzogenen ritterlichen Menschen. Christus, unser hochmusikalischer Heiland lehrt uns die andre Backe auch hinzureichen, und siehst Du — das fällt mir eben ein, indem ich Dir mein Dilemma erklären will — das wäre auch ganz musikalisch — dies Hinreichen der andern Backe würde eine herrliche musikalische Lösung sein — die auch jenen Streich als eine bedingte Dissonanz rechtfertigte. Aber hier muß sich nun Liebe, Tod und Teufel, Heulen und Zähneklappern alles um jene Ohrfeige drehen; der Kampf in Ximenes Brust ist freilich musikalisch und reizt sehr. Aber mit meinem andern Sujet stehe und wurzle ich ganz in einer märchenhaften Welt voll Waldesweben und Korallengeflecht — habe fünf grimmig verliebte Leute mit allem Gegensatz des Hasses. Es schließt tragisch — sie kriegen sich nicht. Tut aber nichts, eine Träne der Wehmut versüßt meinem lieben Publikum den Nachtwein. — — — —

Mein Quartier, das ich zu 15 Gulden übernommen, habe ich mit den Hausleuten auf 12 Gulden herunterakkordiert und finde jetzt wahrlich in Wien kein besseres und billigeres, und obendrein wohl kaum so herzliche und rechtschaffene Hausleute. Diesen Leuten könnt' ich ein Jahr lang die Miete schuldig bleiben — sie würden kein Wort verlieren! Sie haben mich gern um meiner selbst willen — ein Lied von mir ist ihnen Sirenengesang. — Nun habe ich alte Schuld im ganzen und das Quartal bis Oktober pränumerando bezahlt, und werde es von nun an immer so halten. Mein Mittagessen, monatlich 9 Gulden, reichlich Trinkgeld mit einbegriffen, Suppe, Gemüse, Fleisch, Mehlspeisen, habe ich mit 27 Gulden auch vorausbezahlt. So habe ich mir auch meinen Quartaltabak, ich rauche Pfeifen, liebliche kleine Schemnitzer von Ton — voraus angeschafft, habe meine Klaviermiete um 1 Gulden reduziert, indem ich das alte zu 6 aufgab, und nun ein besseres zu 5 habe, was mir der Mann, im Mietpreis mit einbegriffen, jeden Monat honett stimmt, während der alte 2 Gulden fürs Stimmen verlangte; auch

dies habe ich bis Oktober vorausbezahlt. Also siehst Du, für Essen, Schlafen, Trinken, Klavier und Tabak ist auf ein Vierteljahr gesorgt. Bis dahin tanzt meine Fee auf Jamben und Trochäenfüßen. Du wirst sehen, daß ich so auf mich selbst angewiesen und mit einigem Geld in der Hand lernen werde, mich ganz vernünftig einzurichten.

So bin ich nun sicher und ruhig, und wenn es mir gelingt, noch ehe die Saison recht lebendig wird, meinen Text zustande zu bringen, so hat meine Seele und mein ganzes Wesen die breite Grundlage, auf der sich mein Leben und vorderhand mein hiesiges — weiter und gedeihlich entwickeln kann. Carl und Wilhelm müssen das erste Jahr in der bisherigen Weise decken, dann bürge ich dafür, daß ich im zweiten diese Stützen der brüderlichen Liebe wegziehen und für immer allein stehen kann. Schon jetzt, noch ehe ich mir selbst ihn verdanken darf, fühle ich den Segen der Unabhängigkeit, der vollen Freiheit. Den Wienern sowohl wie der Altenburg gegenüber stehe ich stolz und frei — gegenüber. Von letzterer Seite her ist man seit meinem Leipziger — deutschen! — Prolog stumm geblieben. Ich mag mich nicht in Vermutungen erschöpfen, warum? Doch erwarte ich ganz ruhig — bis man mir schreibt und mir nachträglich, wenn auch spät, für die treulich ausgeführte Aufgabe, die man nicht benutzen konnte, dankt. Weder von Liszt noch von Brendel habe ich seit fast acht Wochen auch nur ein Wort, welches von dieser Sache Notiz nimmt. Es war dies das letzte, was ich getan, um andern Leuten eine Verbindlichkeit zu erzeigen — ohne auch nur ein Wort dafür zu haben, und noch dazu für die blaue Luft gearbeitet zu haben: Unaufgeführt — unbezahlt. — Meine Wiener Kollegen usw. benehmen sich spröde gegen mich. Sie wissen nicht recht, was sie aus mir machen, was sie mit mir anfangen sollen, wie es scheint. Um so spröder, um so stolzer werde ich sein. Das einzige, was ich mir vergeben habe, und zwar auf jenen Brief von Dir hin, war, daß ich zum Verleger Spina ging, und förmlich um Empfehlung zu Stunden, und um Annahme meiner Lieder bei ihm bettelte. Eh bien, er hat mich seitdem keine Silbe von sich hören lassen. Aber wahrlich! der Himmel hat es gut mit mir vor, darauf magst Du vertrauen. Ich vertraue meinem guten Stern, daß eines Tages aus der segenvollen Hand meiner Glücksgöttin,

welche eine sonderbare Fortuna ist, mir die Gelegenheit erblüht, Wien zu zeigen, daß ich da bin. Diese werde ich mit Kühnheit und Lust ergreifen. Und bis dahin werde ich stolz und bescheiden meinen Weg gehen, von keiner Seite Empfehlung und Vergünstigung erbitten, niemand entgegengehen, als wem diese Ehre entschieden gebührt. Für kein Theater, für kein Konzert, von keiner Hand werde ich das ominöse Freibillet annehmen; sondern solange ich Geld habe, aus eignen Mitteln horchen, und wenn ich keins habe, aus eignen Mitteln dichten. Kommt dann einmal der Augenblick, wo es gelten könnte, ein freies Wort mitzureden, so bin ich ganz frei, und kann es lustig klingen lassen.

Von der Richtschnur meines Benehmens gebe ich Dir nur ein Beispiel, deren sich aber mehrere bieten. Den Landschaftsmaler Gurlitt[1] hatte ich bei Försters Schöllsche Empfehlung kennen gelernt. Da ich meinen Frack habe, besuche ich ihn: er lädt mich für nächsten Sonntag zu Tisch. Im Gespräch meint er, seinen Gegenbesuch werde ich ihm wohl erlassen. Ich meinte, o, Sie werden doch einmal sehen, wie's bei mir aussieht. — Die Woche vergeht, Herr von Gurlitt erscheint nicht, und ich schreibe Samstag einen sehr höflichen Entschuldigungsbrief. — Comment?! Friedrich Hebbel aus Wesselburen besucht mich zweimal, sitzt anderthalb Stunden bei mir und erweist mir alle Ehre und Freundschaft, und gegen diese andern L..... soll sich Cornelius, der Freund von Liszt, der Verfasser des Barbier von Bagdad, was vergeben?

Meine liebste Susanne, meine Engelsschwester, da hast Du den Versprochnen — kurz und gut. Der lieben guten Bertha tausend Grüße und übermorgen drei Gedichte. Hestermann küss' ich Ew. Gnaden bestens die Hand. An alle übrigen sowie auch an die Badiors guten Gruß. — Gesund, froh, gut eingerichtet, gehe ich nun an mein Gedicht, bin ich nun nicht immer und ewig

Dein alter Peter?

Meine Lieder[2] habe ich an Breitkopf und Härtel geschickt, 50 Taler gefordert. — —

1 Louis Heinrich Theodor G. 1812–97.

2 Es waren die drei Liederhefte: Rheinlieder, Weihnachtslieder, Brautlieder.

133. An Rosa von Milde.

Sonntag, 14. August 1859.

Da halt' ich Deinen Brief in meiner Hand —
Und öffn' ihn nicht — um langsam zu genießen,
Dem Wandrer gleich, der zögernd noch am Rand
Der Wellen ruht, die Labung ihm ergießen.
Erst wenn ich diesen Dank an Dich gesandt,
Will ich die lieben Zeilen mir erschließen.
Doch nein — ich geh' und höre noch die Messe,
Solang entzücke nur mich die Adresse.

Es ist ja Deine Hand! Und feste Züge,
Genesungsvoll, von Krankheit nicht erschlafft,
Die Hand, von der Du sprachst die einz'ge Lüge:
„Daß sie entbehrt der Schönheit Eigenschaft",
Die Hand, die nie ich küßte zur Genüge,
Die jedem Druck verleihet Zaubertraft,
Die Hand, die mir das bunte Kissen stickte
Und manches liebe Wort zur Ferne schickte!

O sei's noch einmal freudig ausgesprochen:
Daß Du uns allen wieder atmend lebst,
Daß Du nach schmerzlich sorgenvollen Wochen
Die Arme froh um Deinen Pfleger webst,
Fühl' es in unser aller Herzen pochen,
Was Du uns bist, und wie Du uns erhebst,
Wie alle Namen: Gattin! Mutter! Kind!
Schwester und Herrin! — Jubelrufe sind.

Geliebte Herrin! So darf ich Dich nennen,
Es ist mein Recht, ich wahr' es treu und rein,
Wie weit uns auch des Lebens Wege trennen,
Mein Herz mit aller Huldigung ist Dein.
Am Dienst der Frauen soll man mich erkennen,
Das soll die Weihe meines Lebens sein,
Doch was ich auch geschaut in Huld und Güte,
Du, liebe Herrin, bist der Frauen Blüte.

Nun in die Kirche! An der Post vorbei,
Um diesen kurzen Gruß ihr zu vertrauen.
Und in der Messe, wenn der Glöckchen zwei
Ertönen, da das Heiligste zu schauen,
Und jeder führt zur Brust der Schläge drei
Aufs Knie gebeugt in gottesfürcht'gem Grauen,
Dann klopf' auch ich, ich und mein Herz, das rasche —
Wir schlagen an das Brieflein in der Tasche.

Nun habe ich den Brief gelesen — mag aber die wenigen Verse nicht länger zurückhalten, habe außerdem Besuch von dem jungen Prager Porges[1] — der für Sie glüht, ohne Sie je gesehen zu haben, aber die modernen Sagen kennt — da will ich schließen und absenden. Mein Herz ist voll — von Ihrem Brief — voll mancherlei Sehnsucht. Ob ich Ihnen auf der Altenburg begegne! So gewiß, wie an jenem Abend — vielleicht dem schönsten meines Lebens. — In bezug auf den Namenstag bin ich froh, daß ich gestern einmal dorthin geschrieben und der Prinzessin gratulierte. Ich habe ihr eine Photographie von Veronese mit einem Sonett geschickt, welches mir in der Eile nicht schlecht gelungen zu sein scheint. Es gefällt mir gut. Meine gute, liebe Herrin! Ach, wär' ich dort!

Dies ist kein Brief, nur ein Wort. Gut gemeint, wie alles, was mein Herz für Sie empfindet. Ich habe meinem Prager ein Buch in die Hand gesteckt und kann noch einen Augenblick zu Ihnen reden. In den nächsten Briefen teile ich Ihnen nun meine Skizze oder auch meine Skizzen mit. —

Was kann es helfen? ich bin zerstreut — ich rede mit dem Porges, und von wem? von Ihnen — und da sind wir gleich mitten im Enthusiasmus. Von der Herrin reden und zugleich an sie schreiben, ist zuviel auf einmal. Seit Ihrem Brief haben Sie aber schon einen andern von mir bekommen, nicht wahr? Nun, so sei der liebe Gott mit Ihnen und Ihrem Hause und halte eine schützende Hand über unsre Freundschaft.

Von ganzem Herzen Ihr Peter.

[1] Gemeint ist Fritz P., der jüngere Bruder von Heinrich P., ein junger Mediziner.

134. An Fritz Porges.

Ich singe mein Lied um keinen Preis,
Um keine goldne Gabe;
Dir sing ich's gern, so gut ich's weiß,
Musikbeherzter Knabe!

Ich singe mein Lied um der Blume Lohn,
Den ein schmeichelndes Kind mir reichet;
Dir sing ich es gern, mein Musensohn,
Der keinem Hippokrates weichet.

Dir sing ich es gerne, weil Dich schmückt
Die webende Doppelschärpe,
Mit der Dich weihet und beglückt
Hygiäa und Euterpe.

135. An seinen Bruder Carl.

[Wien, 18. August 1859.]

Mein lieber Carl! Längst hättest Du einen Brief haben sollen, das ist wahr. Ich hatte aber meine Lieder an Breitkopf und Härtel gesandt, und hoffte von Tag zu Tag mit der Nachricht von eingelaufnen 50 Talern bei Dir Effekt machen zu können, aber ich armer Lump bin nun einmal nicht unter einem Glückssstern geboren. Sechs Wochen wartete ich geduldig, dann fürchtete ich, das Paket wäre vielleicht verloren gegangen, und erkundigte mich ergebenst danach. Da langten plötzlich die lieben Liederchen wieder bei mir an, mit einem sehr höflichen Absagebrief, worin sich die berühmte Firma mit der banalen Ausrede des „Drucks der Verhältnisse" entschuldigte.[1] — Nun will ich die armen Kerle einige

[1] Die drei Liederhefte Rheinlieder, Weihnachtslieder, Brautlieder hatte C. schon vorher bei drei Wiener Firmen Haslinger, Spina, Wessely und Büsing vergebens angeboten. Er schreibt darüber an seinen Bruder Carl 11. Juni 1859. „Mit meinen Liedern habe ich bei einer dritten Firma W. u. B., zwei Norddeutschen, mein Glück versucht. Auch sie haben sie zurückgewiesen. Schlechte Zeiten — Sommer — Krieg vorgeschützt — auf den Herbst und den Frieden vertröstet."

Tage von den mannigfachen Strapazen der großen gefährlichen Reise nach Leipzig, wo sie mit manchem gemeinen Pack in Berührung kamen, ausruhen lassen, und sie dann wohl an den braven Judd Schlesinger, meinen alten Freund, den wackern, toleranten Verleger des Vaterunser senden, welcher mir dann die 50 Taler wohl hoffentlich unbeschnitten verabfolgen wird. Sonst schicke ich sie Kühn in Weimar mit Verzichtleistung auf Honorar, nur um das Vergnügen zu haben, mich gedruckt zu sehen. — Leid wäre mir nur das eine, wenn die Weihnachtslieder nicht zu diesen Weihnachten erscheinen könnten. Sie sind nun nachgerade drei Jahre alt, und dächt' ich, somit groß genug, um sich ihr Brot selbst in der Welt zu verdienen. Auch möcht' ich gern die Elise Schily recht schön auf dem Titelblatt gedruckt sehen.

Ich habe mich mit Deinen 100 Talern ganz vortrefflich eingerichtet und lebe als einzelner Familienvater zurzeit wie ein wahrer Hans Ohnesorge in den Tag hinein. Denn ich habe die vortreffliche Erfindung erdacht, alles im voraus auf das ganze Vierteljahr zu bezahlen. Sogar dies Papier, die Federn, mit denen ich Dir schreibe, und die bei Dir so sehr beliebten Freimarken, alles habe ich im Vorrat. So läuft nun die Maschine des täglichen Lebens ganz wie von selbst und alles wundert sich, und ahnt nicht, daß sie auf solange voraus geschmiert ist. Die schönste Primadonna von der Welt bringt mir mittags mein Essen: Supp, Gemüs und Fleisch und Mehlspeise (Schinkenfleckerl oder Kipfelkuchen oder Topfenstrudel) für 27 Kreuzer täglich, wozu ich ihr 3 Kreuzer als Primadonnengeld zulege. Wie sie singt, weiß ich noch nicht, aber gewiß schöner als sie aussieht; es ist ein ordentliches, arbeitvergnügtes Mädchen. Und hier ist man immer, selbst für 27 Kreuzer „Ew. Gnaden" hinten und vornen und „küss' die Hand" hastenichtgesehen! — Auch ein Paar neue Schuhe und ein Paar neue Sohlen habe ich mir gleich gekauft, bei einem sehr guten, anständigen alten Ungar, dem sein Kunde ich bleiben werde. — Mit meinen Hausleuten habe ich's wirklich gut getroffen. Das sind Deutsch-Österreicher von der besten Art, ganz gute Leute, wenn mir einmal etwas geschähe, so würden sie mir mit aller Aufopferung beistehen. Die Frau Müller ist schon in die siebzig, aber noch rüstig und den ganzen Tag an

der Arbeit; die Tochter hat eine ſtille Liebe für mich, die Söhne ſind Tapezierer, der Vater Kammerdiener bei einem Grafen. Jetzt, wenn man halt ſolche Konnexionen hat, kann's einem nit fehlen. Ich habe von meinem Logis 3 Gulden heruntera[illegible]kkordiert, und wohne nun zu 12 Gulden monatlich. Wie gern wär' ich Deinem Rat gefolgt, und zu Euch nach Deutſchland gekommen, aber ſiehſt Du, Lieber, Guter, Du biſt die ewige Unruh', und willſt die Leute nie in Ruh' laſſen. Draußen hätte mich wieder alles angezweifelt und mir perſönlich das Herz ſchwer gemacht, und die Hauptſache iſt, daß ich durch das beharrliche Bleiben am Ort ſehr in meiner Kunſt vorwärts komme. Ich werde hier wieder viel mehr Muſiker, die letzten unruhigen Jahre brachten es ſo mit ſich, daß ich mit Oper und allem was drum und dran hing, nicht wieder zum rechten Studieren kam, und ich habe da enorm viel nachzuholen. Aber hier treibe ich nun täglich und anhaltend Muſik, die drei Stunden im Partiturleſen, die ich bei Liſzt gehabt habe, fördern mich jetzt im ſtillen gewaltig. Du ſollſt ſehen, ich ſtelle mich hier ganz auf mich ſelbſt, geiſtig und materiell. Schreibe mir ein Wort darüber, wie ich es anſtellen muß, um vielleicht bei der Univerſität Schüler zu erlangen. Ich will dem Rektor und den Hauptprofeſſoren meine Beſuche deshalb machen. Ob ich die Erlaubnis erhalten kann, mich am ſog. ſchwarzen Brett als Muſiklehrer anzukündigen? — Daß Schafhäutl ſo treulich meiner gedenkt, iſt mir ſehr rührend, ich will ihm dieſer Tage, ſowie auch Sipmann ausführlich ſchreiben. Schafhäutl müßte irgendwie einmal ein gutes Werk an mir tun können, und mich zu einer akademiſchen oder Konſervatoire-Stelle dort in München vorſchlagen. Denn eher wird mir doch nicht geholfen als ich ſo eine Stelle habe. Aber bis ſo was einmal an einen anſtändigen Kerl kommt, trägt er ſchon eine Perrücke und läßt ſeinen älteſten Sohn Schneider werden. — Bis zum Spätherbſt werde ich mit einem neuen Opernbuch im reinen ſein, und „übers Jahr, übers Jahr, wenn i wiedrum komm'" hab' ich was Neues. Dann mach Dich dort in München einmal recht mauſig, und treibe Simonie, und mache daß ſie mich dort aufführen. Diesmal wähle ich langſam meinen Stoff und lege verſchiedne Skizzen den Freunden zur Wahl vor.

Wir haben heute Kaisers Geburtstag, da geht's lustig zu, und wir sitzen ganz stillvergnügt zu Hause. Ich bin ganz vergnügt, gesund und guter Dinge und komponiere einige höchst traurige Lieder. — Ach, die Bildergalerien hier sind eine Wonne und eine Pracht. Der große Saal der Venetianer auf Belvedere ist ein Stolz, man sitzt davor, als wenn's einem eigen gehörte. Da ist eine heilige Justine vom Moretto da Brescia[1] — das einzige Bild ist eine ganze Galerie wert. Wenn Goethe das gesehen hat, so ist sein Schlußwort zum Faust eine Reminiszenz. So ein Bild malen und dann sterben! — oder wenigstens sich mit vollem Gehalt pensionieren lassen. — Meine geistreichsten hiesigen Bekannten sind zwei Viechcher, ein Gaul und ein Kuh. Ersterer Maler, der zweite Dichter, Schüler von Rahl und Hebbel.

Ich freue mich, wenn Dir die Arbeit in Bonn glücklich vonstatten geht und ich Deinen zweiten Teil bald werde lesen können. Wie gern hätte ich auch Deine Schwiegereltern einmal gesehen. Nun! nächstes Jahr wird die Westbahn fertig, und da kann Dietzchen[2] einmal in München einen Kaffee geben, wozu sich dann die ganze Sippschaft mit Sipmännchen an der Spitze ergebenst einfinden wird. Übrigens vermehren wir uns nächstens in einer Weise, daß wahrscheinlich einer der ersten Schritte der deutsch-einheitlichen Kammer sein wird, ein gewisses Konglomerat von zusammengeheirateten Familien, welches staatsgefährlich werden könnte, auszuweisen.

Nun, Lieber, nimm mir meine schlechten Witze nicht übler als ich Deine Banknote vom hl. Peter, so können wir's noch eine Zeitlang zusammen aushalten. Mit vielen Grüßen an Elisabeth und alle die Eurigen

Dein Peter.

[1] Dem Hauptmeister der Schule von Brescia 1498—1555.
[2] Spitzname seiner Schwägerin.

136. An seine Mutter.

Zum siebzigsten Geburtstage.
23. August 1859.

Jetzt weiß erst mein Herz, wie fern es Dir lebt,
O Mutter am festlichen Tage,
Doch horch, wie auf Flügeln es rauschet und schwebt
Zu Dir, wenn die Saiten ich schlage.

Ich feire Dein Fest und sing' mir dazu
Und danke dem Herrn seine Güte,
Und küsse Dich hundertmal, Mütterchen Du!
Schneeglöckchen, Du prangende Blüte!

Im silbernen Haar, mein Mütterchen traut,
Mein Holdchen mit siebenzig Jahren,
Im silbernen Haar, Du goldene Braut,
Nur zu, nur zu gefahren!

Nur zu, nur zu in die siebzig hinein!
Nun bist Du geübt im Laufe!
Nur zu und halte manch Enkelein
Noch fröhlich über die Taufe.

Nur zu, nur zu bis den Kranz im Haar
Die Enkelin wandelt, ein Bräutchen,
Ums Urgroßmütterchen wogt eine Schar
Von sinnigen, minnigen Leutchen.

Und lebe mir nur bis zum wonnigen Tag
Und noch ein paar Jahre länger,
Wo die Braut ans Herz Dir legen mag
Dein Spielmann, der wandernde Sänger.

Denn ein lachendes Glück und ein blühendes Weib
Erflehet auch mir noch Dein Segen;
O bleib noch am Leben, o Mütterchen bleib,
Die Hand nur aufs Haupt ihr zu legen.

Dann singet Dein Sohn Dir ins Herz hinein
Die schönsten, die bräutlichsten Lieder,
Und willst Du dann ruhen, schlaf selig ein!
Wir suchen, wir finden uns wieder.

137. An seinen Bruder Carl.

Wien, 25. August (Herder) 1859.

Mein Teurer!

Mein Wiener Anfang steht nun fest; eine seit längerer Zeit gehegte Idee soll nun hier zur Ausführung kommen. Ich gebe Vorlesungen. Und zwar vorderhand diesen Winter drei, kurz aufeinander folgend, an drei Abenden im Laufe von 14 Tagen; in Verbindung mit einem ausgezeichneten Pianisten, dessen Hierherkunft dann vielleicht zugleich eine bleibende würde durch Ausführung meines Planes zur Gründung einer jungen Musikschule in Wien.

Folgendes sind meine drei Stücke:

Erster Abend: B dur-Sonate Op. 106 von Beethoven.

Zweiter Abend: Fis moll-Sonate von Schumann.

Dritter Abend: H moll-Sonate von Liszt.

Gang der Sache: die Sonate wird gespielt, dann folgt mein Vortrag mit eingreifender Hilfe des Pianisten, nach einer vollständig gründlichen, dennoch aber möglichst populären Darlegung des Werkes und seiner Stellung in der Zeit folgt: die Probe, ob es dem Verständnis näher gerückt wurde, nochmaliger Vortrag. — Dies soll einstweilen die öffentliche Visitenkarte sein, die ich in Wien abgebe. Im ganzen und großen aber sei meine Aufgabe, alles müßige Gewäsch über Kunst totzuschlagen, lebendige, anschauliche Lehre auch einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

Lieber Alter! Ich bin nun im vollen Zuge und habe mir eine große Aufgabe gestellt, an deren Lösung ich alles setze. Doktor der Musik will ich werden, und meine Universität sei einstweilen der Saal, den ich miete. Sprich darüber nur im nächsten Kreis.

In Zeit von sechs Wochen kannst Du's laut sagen — dann sind meine Arbeiten vorhanden. Über die Dinge selbst weiß ich Neues genug und habe sogar schon schriftliche Vorarbeiten (Bernhardshütte) gemacht. Aber nun schöpfe ich noch einmal alles aus einer reifer gewordenen und ganz bewußten und mutigen Seele.

— Nun müßt' ich meine Oper haben, denn ich arbeite sie um.[1] Könntest Du etwa Marie den Auftrag geben, mir die beiden Kisten zu senden, die kleinen, die damals mit dem Koffer ankamen. Darin ist Partitur und alle Musik. Doch wenn's zuviel Schreiberei macht, so sende sie nur bald nach Deiner Rückkunft, denn bis dahin habe ich mit dem Obigen reichlich zu tun.

Später führe ich ähnliche Dinge mit Chören, mit Quartetten — ja mit vollem Orchester aus. Dies ist eine Aufgabe der Zeit, warum sollte ich mich nicht zuerst dran machen?

Ich bin heute glücklich in meinen Liederkompositionen gewesen. Ich will diese Reihe Gedichte von Emil Kuh gut komponieren, um gerade in diesem mir nahe stehenden geistigen Kreise (Hebbel) einen künstlerischen Einstand zu geben.

Dein Peter.

Liszt an Cornelius.

23. August 1859.

Liebster Freund!

Sie haben ganz recht, auf die Wahl und Zusammenstellung der drei Sonaten Wert zu legen. Die Idee ist eine vortreffliche, und Sie können sowohl meiner Dienstbereitwilligkeit zur Verwirklichung Ihres Vorhabens, als meiner Verschwiegenheit bis dahin gänzlich versichert sein. Wenn Bronsart sich entschließen möchte, nach Wien zu gehen, wäre seine Mitwirkung allerdings in jedem Bezug eine sehr ersprießliche. Schreiben Sie ihm darüber nach Danzig, wo er jetzt bei seinem Vater General-Kommandant von Danzig verweilt. Tausig, der noch einige Wochen im Bad Gräfenberg bei J. D. der Frau Fürstin von Hatzfeld bleibt, würde sich der Sache auch gut anpassen und sich wahrscheinlich besser in Ihre Ansichten einzufinden wissen, als Sie es zu vermuten scheinen. Was Dietrich anbetrifft, befürchte ich fast, daß er für Wien nicht genügende Brillanz besitzt — dies könnte aber unter gewissen Umständen fast

[1] Vgl. dazu die betreffende Stelle in dem im folgenden abgedruckten Briefe von Liszt an Cornelius.

ein Vorzug sein. Op. 106 und die Schumannsche Sonate spielt er vortrefflich — desgleichen die berüchtigte „Herausforderung zum Zischen und Pochen" wie Gumprecht meine Sonate qualifiziert. Dietrich befindet sich immer im Hause des Fürsten Thurn und Taxis in Regensburg. Gewiß wird er mit Freude und Eifer auf Ihren Vorschlag eingehen, und die geringe Entfernung von Regensburg macht es ihm nicht zu beschwerlich. Sie müßten es nur so einrichten, daß die Vorlesungen rasch aufeinander folgen.

— Wo Faich Winterberger steckt, habe ich nicht erfahren. Manches vorausgesetzt, könnte er gleichfalls Ihrem Zweck förderlich sein.

— Um Ihnen Zeit und Mühe zu ersparen, übersende ich Ihnen bei nächster Gelegenheit Ihre Analyse meiner Sonate, die Sie auf der Altenburg zurückgelassen.

Träbeke kommt nächstens von Luzern über Weimar. Ich will ihm vertraulich Ihren Wunsch mitteilen. Sehr möglich, daß er gern für einige Zeit nach Wien kommt.

An dem Gelingen Ihrer Vorlesungen, verbunden mit der musikalischen Aufführung der Werke, hege ich gar keinen Zweifel — bloß möchte ich Ihnen raten, Werke, die allgemein bekannt sind, in Ihr Programm zu stellen, wie z. B. mehrere Bachsche Fugen aus dem wohltemperierten Klavier, die neunte Sinfonie — die großen Messen von Beethoven und Bach, welche Sie so genau studiert haben usw.

Nun, das wird sich allmählich finden. Zunächst muß der Anfang gemacht werden, und dieser ist ganz glänzend mit den drei Sonaten. Später mustern wir Quartetten, Sinfonien, Messen und Opern nach der Reihe durch!

Ad vocem von Opern, wie steht es mit der Umarbeitung des Barbier und der Herausgabe des Klavierauszugs? Schuberth sagte mir ganz bestimmt, der Druck würde mit der Einsendung des Manuskripts sofort beginnen. Zögern Sie nicht zu lange, liebster Freund — und glauben Sie mir, wenn ich Sie abermals versichere, daß das Werk ein ebenso vorzügliches, als die Intrigue, der es hier momentan unterliegen mußte, eine niederträchtige war.

Schuberth hat Ihnen wohl gesagt, daß ich eine Transkription des Salamaleikum zustutzen will. Vergessen Sie aber nicht, daß eine andre Ouvertüre unumgänglich **notwendig**, ungeachtet der feinen, meisterhaften Kontrapunktik und Ornamentik der ersten. Das Hauptmotiv

muß anfangen und das Salamaleikum schließen. Wenn möglich, bringen Sie die beiden Motive etwas zusammen **zuletzt**.

Falls Sie nicht mehr aufgelegt sein sollten, das Ding zu schreiben, mache ich es Ihnen mit Vergnügen — aber zuerst schicken Sie mir den **fertigen**

Klavierauszug für Schubertb. Die neue Oper kann dann Weile haben wie „gut Ding“ — nur Langeweile soll immer fern bleiben! — Und daß Sie keine Anwandlung davon beim Lesen dieses Briefes überkömmt, will ich Ihnen gleich den Zaubernamen Rosa nennen...

Einer mißmutigen Andeutung unsrer gemeinschaftlichen Gönnerin zufolge, habe ich noch sehr nachträglich unsern wackeren Freund Brendel bei Ihnen zu entschuldigen. Gelegentlich erzähle ich Ihnen mündlich die Prologswirren bei der Leipziger Tonkünstlerversammlung. Pohl hatte auch einen geliefert — Frau Ritter aber blieb die Wahl überlassen — und sie wählte Ihren guten Stern, dessen Prolog übrigens ganz gelungen und von guter Wirkung war. Tun Sie mir aber die Liebe und tragen Sie Brendel nichts nach, und halten wir stets hoch in Ehren den Verfasser von „Liszt als Sinfoniker“! —

Tausend herzliche Grüße von Ihrem getreuen

F. Liszt.

Prinzeß Marie wird Ihnen selbst danken für die Sonette und gleichzeitig von den musikalischen Aufführungen am 15. August berichten. Insbesondere schön gelungen war das Lied von Lassen, wozu Sie ihm das Gedicht früher gegeben: »Ave Maria«.

Die Quartette

„Elfen die kleinen
wollen dich grüßen,
wollen erscheinen
zu deinen Füßen“

von Lassen komponiert, und

„Wandelnde Blume, atmender Stern,
Tausende Blüte am Baum des Lebens“

von Damrosch komponiert, die wir vor zwei Jahren zusammen gesungen hatten, erfreuten uns diesmal aufs neue und innig...

138. An Rosa von Milde.

Wien, Mitte August 1859.]

— — — — — — — — — — — — — — — — Ich habe mir so manches gedacht, womit ich Ihnen die Zeit bis zu Ihrer völligen Genesung vertreiben helfen möchte. Ich bin Ihnen so gut und will's immer sein; und Sie sind mir doch gewiß eine gute Freundin, so erweisen Sie mir auch einmal eine recht große Freundschaft und lassen Sie mich einmal ganz von Herzen mit Ihnen reden. In Ihren Händen

werde ich gut aufgehoben sein, Gott wird schon alles zum Besten lenken und Sie können ihm vielleicht auch etwas helfen. Es zog mich so zum Schreibtisch hin, mit Ihnen zu reden, und wenn ich auch wohl besser noch geschwiegen hätte — wer weiß — der Himmel, welchen ich unter obigem Zeichen[1] anrufe, will es vielleicht, denn es läßt mir nun keine Ruhe mehr bis ich Ihnen alles gesagt habe.

Sehen Sie, Liebste, Beste, es wird nichts Gutes aus mir, und das Schönste, was in meinem Naturell von Gott so angelegt ist, kann nicht erblühen und reifen, solange mir das liebende, fromme Weib fehlt, die mir zur Hälfte und Ergänzung bestimmt ist. Ohne sie werde ich im Leben herumirren und vielleicht verkommen — mit ihr wird mein Leben erst ein Ganzes sein und sich alle meine Fähigkeiten kräftig und erfolgreich entwickeln. Sehen Sie, es ist nicht umsonst, daß der Stern meines Geschickes sich dem Ihrigen so genähert hat, es hat alles so sein sollen. Bei Ihnen habe ich nun schon von Haus aus alles lieb, ich hänge nun so an Ihrer ganzen Familie, und Teodor schreibt mir ja auch neulich, daß Ihre Mutter mich ganz ins Herz geschlossen hat. Das alles gibt mir den Mut, mich Ihnen zu vertrauen und in Ihre geliebte Hand, meine Freundin, das Schicksal meines Lebens zu legen. Sie haben mir an jenem Abend gesagt, wo ich Sie von der Altenburg begleitete, Sie wollten schon mein Herz solange aufheben bis ich es weitergeben wollte, oder wie das hieß. Nun, das einzige Wesen, dem ich es auf dieser Welt geben möchte, und dann für alle Ewigkeit — ist Ihre liebe, schöne Schwester Emmy. Ich weiß nur zu gut, wie unentwickelt in diesem Augenblick meine Verhältnisse sind, um dies Wort zu sagen, aber ich weiß auch gewiß, daß, wenn die Emmy auch nur die Spitzen vom kleinen Finger nach mir ausstrecken will, ich mit Gottes Hilfe auch bald der Mann sein werde, um sie heimzuführen. Wollte sie Mut und Vertrauen zu mir haben und an mich glauben, so wäre mir

[1] C. pflegte vor jede Arbeit sowie auch hier und da vor Briefe drei Kreuzchen aufs Papier zu schreiben. Sie waren symbolisch gemeint und bedeuteten zunächst: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; dann in übertragendem Sinne: Glauben, Lieben, Hoffen. Vgl. auch S. 498 Zeile 9 von unten.

darin schon im voraus alles gegeben, was ich nun entbehre — eine Heimat, ein fester Punkt, an dem sich mein ganzes volles Leben emporringt. Ich bin kein leidenschaftlicher Jüngling mehr und teile Ihnen diesen zarten und heimlichsten Wunsch meines Herzens ohne Exaltation mit und darf somit auch die sichere Hoffnung hegen, daß diese Ihrem Herzen nahe gehende Mitteilung nicht durch große Unruhe vielleicht einen schädlichen Einfluß auf Ihre Gesundheit üben möchte. Deswegen würde auch ein für mich unglücklicher Ausgang dieser Lebensangelegenheit mich nicht zerstören. Das mag kalt klingen, aber ich gebe mich nicht für besser aus als ich bin. Und wie ich da bin, fühle ich auch im Innersten, daß ich der Emmy nicht würdig bin. Aber, wenn ich wüßte und wenn ich so glücklich sein sollte, daß sie das Wohl und Weh ihres Lebens auf das meinige bauen wollte, o dann würde ich ihr kühn einen guten Mann versprechen dürfen, wahrlich, so wahr mir Gott gnädig sein möge, wollte ich ihr bis zum letzten Atemzug treu und ganz hingegeben angehören. Wenn sie den Mut in sich fühlen möchte, eines Dichters Frau zu sein, dann würde ihr auch der schöne Lohn der Liebe in all seiner Fülle und aus einem glühend dankbaren Herzen zuteil werden. — — — Ich setze Ihnen nichts mehr hinzu. Ich wollte Ihnen in diesen Tagen ein Gedicht zur Unterhaltung ausarbeiten: „Schwamb der Tudelsackspfeifer" — und da werfe ich Ihnen nun einen lebenden Tudelsackpfeifer mit Herz und Haar an den Hals und frage: wird's Gott wollen, daß ich Dein Bruder sein kann? — — — —

Aus unsern vier Anfangsbuchstaben habe ich mir ein schönes italienisches Wort zusammengesetzt, welches heißt

Pace.

Der gütige Vater im Himmel gebe mir ihn, und möchte meine engelgute Freundin diese Worte in einem ruhigen liebevollen Gemüt aufnehmen, daß sie mir goldne Früchte bringen. Können Sie mir aber kein gutes Zeichen zurücksenden, so lassen Sie alles ein Traum sein „kindisch, aber göttlich schön!" Ich bin ein Künstler und habe ein ehrliches Herz im Leib. Ihr kennt mich und habt mich lieb. Das übrige möge Gott fügen. Sursum!

Ihr Peter Cornelius.

139. An Rosa von Milde.

[Wien, Ende August 1859.]

Meine Freundin! Ich habe heute einen fröhlich aufgeregten Tag, ich bin so voll Mut und Hoffnung und muß Ihnen mit wenigen Worten etwas von mir sagen. Ich habe allerdings wieder einige Tage voller Unruhe, voll Beängstigung durchlebt — aber heute nimmt mich ein tätiges, arbeitsfrohes Leben freundschaftlich in die Arme und herzt mich! — Wenn Ihnen mein Wort je Sorge bereitet, so ist mir dies schmerzlich genug — aber so möge denn auch die Genugtuung Sie erheben und ermutigen, daß Sie für einen Freund leiden, der Ihnen mit einer Zuneigung ergeben ist, die eine Grundbedingung seines innerlichen Lebens geworden, und der, solange er atmet, mit dem besten, was sein Wesen hat, danken und vergelten will.

Gott hebt mich wie auf Armen zu sich empor und gibt mir Mut und Lebensfülle. Gleich legt' ich mich auch ins Zeug, habe nun schon einen aufmunternden Zuruf von Liszt und werde diesen Winter mit drei Vorlesungen an drei Abenden beginnen. 1. Große Bdur-Sonate von Beethoven, 2. Fis-moll-Sonate von Schumann, 3. Hmoll-Sonate von Liszt. — Mit praktischer Beihilfe von Bronsart, Dietrich oder Tausig, wer es sei.

Schon, wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich an der Ausführung meines Planes. Das sei mein Anfang in Wien. — Darum bitte ich Sie heute nur das eine, daß Sie an mich als an einen in Tätigkeit und in allem frohen Lebensernst beruhigten Menschen denken und nicht unruhig sind. In mir ist alles gehoben, geläutert. Möchten mich die Guten nun auch lieb haben und mich segnen.

Ich komponiere schöne Lieder. — Es war schön und recht, daß Sie Liszt vom Prolog etwas gesagt haben. Ganz recht! Jetzt hat er sich ein bißchen darüber ausgesprochen — und somit gut. Die Prinzeß Marie hat mir einen wirklich recht liebenswürdigen Brief auf mein Sonett geschrieben, der auch, sowie Liszts Brief, der eine Stunde später eintraf, nicht wenig dazu beitrug, mich in meine beste Stimmung, in eine Stimmung, die — Stil hat! —

zu versetzen. Jetzt geh ich in den Prater, am schönen Tag zu arbeiten. Möge der beste Hauch einer milden Luft meine Herrin anhauchen und diese Spätsommersonne ihr Kraft und Gesundheit geben! Meine Grüße an Feodor, an die Kinder — und an die Eltern.

Liebe Freundin, Gott mit uns!

Ihr Cornelius.

140. An die Fürstin Wittgenstein.

Wien, 12. September 1859.

Meine gnädigste Freundin!

Auf einen so inhaltvollen Brief, wie der war, den ich heute morgen erhielt, gehört eine schnelle und baldige Antwort, wenn sie auch in der großen Aufregung nach solchen Nachrichten ganz fassungslos und »décousue« herauskommen mag. Mein Gott, ich bin sehr ergriffen von diesem allem, und es fährt mir eben so durch den Kopf, wie gut es ist, daß wir vor dem Seligwerden erst so jämmerlich sterben und tod sein müssen, und daß es gewiß nur die nervenstärksten Heiligen vertragen können, so gerade auf ohne weiteres in den Himmel zu fahren. Denn wie hochzeitlich ist meine Phantasie jetzt schon durch dies Ereignis erregt — es müssen erst wieder gewisse Sordinen aufgesetzt werden, man muß sich die Mutter in ihrem Leidwesen denken — um schließlich Freud' und Lust wieder gegeneinander abzuwägen und in ein ruhiges Gleichgewicht der Seele zu kommen.

Nur soviel weiß ich, Hochverehrte! es ist alles gut, wie es so kommt, und alles von einer gütigen ewigen Vorsicht bestimmt. Es ist mir doch, wenn ich auch alles in allem überlege, im großen ganzen eine ungetrübte Freude, daß nun die Verhältnisse der Prinzeß Marie eine solche im besten Sinne vortreffliche Lösung finden! Besonders beruhigt bin ich, da ich ihn gesehen habe. Ich bin ein Ahnungsmensch, und hege eine untrügliche Überzeugung, daß der Fürst Hohenlohe mit aller Arbeit einer schönen und edlen Seele täglich inniger und glücklicher wirken wird, die Prinzessin

so zu hegen, daß er das Lob und die stolze Anerkennung aller der Freunde verdient, welche auch gerne, so wenig es ist, ihr Leben für sie hingäben.

— Ich habe mich mit diesen paar Worten in eine ganz lange und anhaltende Rührung hineingeredet. Es ist mir nicht zu verargen! Ich bin ein alter, treuer Freund dieses Hauses! Ich habe so vieles miterlebt! Wäre ich 1000 Meilen weit entfernt, oder nur eine Stunde, oder wäre ich reich und mächtig — oder noch viel ärmer, als ich bin — mein Gefühl für die Prinzeß Marie würde immer dasselbe sein. Ich bin ihr aufrichtig ergeben, und wenn es die Vorsehung wollte, so sollten Worte bessere Taten werden.

Wenn Sie mich wirklich im Dezember dort haben wollen, so würde es mir eine unsäglicke Freude sein, wieder einmal nach Weimar zu kommen. Ich müßte dann es so einrichten, daß ich meine drei Vorlesungen im November hielte; da ich bis Mitte November sehr gut mit allem fertig sein kann. Heckenast hat mir noch nicht geschrieben. Die kleine Arbeit der Revision, und sollte sie auch eine größere sein, kommt mir jeden Augenblick willkommen. Denken Sie doch nur, daß ich noch nicht einmal ein französisches Buch davon in Händen habe, und ich freue mich kindisch auf die Sache, weil das Werk über die Zigeuner eine große Predilektion von mir ist. Das Buch wiederzusehen ist mir ein Weihnachtsbaum voll Erinnerung! — Ich habe in Wien eigentlich nur zwei Abende — gelebt. Lohengrin und Othello. Als ich aus Othello kam, konnte ich kaum reden, es war mir in die Glieder gefahren, als wenn ich selbst ein schauerliches Schicksal erlebt hätte. Jago ist eigentlich nur der dramatisierte Wurm im Apfel; er ist wie Mephisto neben dem Faust, der gemeine Teil des eignen Ichs, der in einer bunten Jacke uns gegenüber tritt. Sobald ihm das Edle und Schöne im Helden nur einmal gestattet hat ein Wort zu sagen, so ist er verloren. Am Jago kann uns die poetische Gerechtigkeit gar nicht mehr interessieren. Was mit ihm geschicht — ist uns gleichgultig — er kann leben, wie Ungeziefer. Aber Othellos Dolch, wenn er sich selbst straft, ist uns wie eine Erlösung von einem Alpdruck. — Noch den ganzen andern Tag war ich wie berauscht von der Idee: Shakespeare. — Lohen-

grün ist ein hoher Festtag, so oft man ihn hört. Es ist eine alberne, abgeschmackte Frage von Anhänger oder Gegner Wagners; das ist so dumm, wie nur etwas erfunden werden kann. Wer ein gesunder, tüchtiger Mensch ist, und nur etwas dichterisches Gefühl hat, muß von der Stunde an, wo er die Sache mit offner Seele anhört, ein begeisterter Verehrer Wagners sein.

Aber Sie sehen, ich schwatze durcheinander, ganz wie ich's im Anfang prophezeit habe. Hunderterlei, was Sie etwa interessieren könnte, geht mir bunt im Kopf herum. Doch will ich in den nächsten Tagen vernünftig und wie ein gesetzter Mann an Sie schreiben. Wenn ich im Dezember käme, möchte dann doch auch Lassens Oper gegeben werden! — Der Dezember ist mein fatalistischer Monat. Vor allen Dingen bin ich in ihm, und am vornehmsten Tag, auf die Welt gekommen. War das gut, so wird auch andres Gute noch nachkommen.

Liebste, beste Frau Fürstin! Sie sehen selbst, welch ein schlechter Briefschreiber ich heute bin. Gestatten Sie mir deshalb, mich bald zurückzuziehen, um auf meinem wohlbekannten Gartensalon über das große Familienereignis noch etwas nachzudenken.

Es hat mich entzückt und berauscht, wie vornehmer Wein, wie ein schönes Gedicht, wie ein Stück aus Liszts Année de Pélerinage, etwa die Elloge oder Vallée d'Obermann, wie ich denn für gewisse Dinge von ihm eine viel größere Verehrung, oder sozusagen eine fast kindische dilettantische Verzückung habe, als er sich eigentlich denkt. — Nein, die Prinzeß Marie in Wien — das dünkt mich so wonnig, daß ich fast glaube, ich bin dann am Ende nicht mehr hier, weil es zu schön sein würde. — Ich brauche nicht zu fragen, warum man nicht Liszts Geburtstag zur Feier wählt? Denn das wird alles überlegt sein und nach einer höchsten Etikette geregelt, von dem unsereins, als Ew. Gnaden armer geschundener Hund, gar keine Idee hat. — Und von Liszt schreiben mir Durchlaucht kein Wort — und ob Hebbel schon da war, wie ich doch vermuten muß. — Heute wird keine Taste mehr angerührt, kein Wort mehr geschrieben oder gelesen — sondern heute abend wird in einer ganz obskuren Weinkneipe, dem Heiligenkreuzhof — mit dem jungen Porges und dem armen verbummelten Gottlob, einem Verehrer von

Daniel — der heutige Tag und seine Nachrichten gefeiert. — Von Daniels Unfällen hörte ich das erste Wort! Außer Gottlob und mir, sowie Porges, wird es noch manche Leute betrüben, die ihn hier lieb haben, ihn solange nicht wieder zu sehen. Doch da Durchlauchts Brief gerade in Gottlobs Anwesenheit eintraf, so hoffen wir mit Recht, es soll der Name dieses alten gallischen Zigeunerdirektors in allem diesem recht behalten. Ich werde alsbald an Daniel schreiben.

Für Liszts Brief tausend Dank! Alles was von dort kommt ist mir Sauerstoff des Lebens, und an Stickstoff fehlt es hier schon nicht. Durchlaucht, ich küße Ihnen hundertmal die Hand, schreibe nächster Tage ganz vernünftig, und bin einstweilen

Ihr unvernünftig ergebenster Freund

Cornelius.

141. An Rosa von Milde.

Wien, 13. September 1859.

Es ist wieder ein sonnenheller, freundlicher Tag; so schön, wie nur der Herbst ihn bringen kann, der auch jetzt die Mondnächte bringt, wo im Prater alles wie ein Märchen mit den buntesten Ereignissen aussieht. — Indem ich noch diesen Anfang schreibe, laufen meine Gedanken pfeilschnell voraus, und ich denke schon die dritte Seite, während ich noch mühselig auf der ersten weiterkritzle. Alles aber, was ich denke, ist golden echte Freundschaft, beste Frau von der Welt, liebe Seele, für die ich eine höchste, innerliche Zuneigung habe, die das Beste in mir ist und mich in Gedanken schon unter jene himmlischen Gestalten versetzt, von denen die Mignon singt vor ihrem Tod.

Ich komme im Dezember hin. Einstweilen schreiben Sie mir nur bald einmal wieder. Es ist mir ja, als ob ich den Ton Ihrer Stimme dann hörte, und das beseligt mich und gibt mir Mut fürs Leben.

Ich bin voll unwiderstehlicher Hoffnungen. Ich weiß, daß ich glücklich sein werde. Eine einzige Schraube, die sich an dieser

wunderbaren Kinder-Theatermaschine des Schicksals dreht, macht alles anders. Dann werde ich auftreten und reden, wie es der Dichter geschrieben, und es wird alles sehr schön sein. —

Ihr müßt mich aber mit einer unerhörten Gastfreundschaft behandeln, sonst tut Ihr der Liebe Leid. Ich habe freilich heute und bin heute noch nichts, aber ich kann's morgen werden und haben. Hätte ich aber die schöne Liebe nicht, die mich dort zu Euren Füßen führt, so wäre ich ewig arm.

Der Fritz Porges war lange bei mir: er kommt jeden Nachmittag und ich spiele ihm meistens etwas aus irgend einer Partitur. Er ist ein großer Musiknarr, hat eigentlich Liszts und Bülows Berufung zu den Prager Konzerten erfunden und mit Energie durchgesetzt. Den Porges habe ich schnell liebgewonnen: er ist ein unschuldiger, enthusiastischer Knabe. Heute war wieder von Ihnen die Rede. Wie schön Ihr Name in jedem edlem Munde klingt! Alle Welt ist Ihnen so gut; wie sollte ich, der in Ihrem Hause die schöne Höhe des Lebens gefunden hat, der ich wagte, Ihnen mein Lied zu singen, nicht noch inniger empfinden, was Sie sind, als alle Welt. Man muß dereinst zu meinem höchsten Stolze auf mich als Ihren dichterischen Freund zeigen, dessen ganzem Leben Sie eine höhere Richtung und Weihe gaben; aber Sie haben auch eine gewisse Pflicht, zu mir zu stehen und nicht von mir abzulassen, selbst, wenn Ihnen der Freund Sorge bereitet. Ich bin der stumme Gedanke, der dort in Ihrem Hause lebt. Ich meine, die Luft um Sie müßte für mich reden und Sie gut für mich stimmen. Mein Herz ist so ganz dort. Denken Sie, daß ich hätte bleiben können und doch nun schon fünf Monate fern bin; daß ich eigentlich, wenn ich wollte, jeden Augenblick hineilen könnte. Aber ich suche ein Lebensziel; und ich weiß, ich werde es gewinnen. Sie werden sehen, mein Trieb in die Ferne und die entbehrungsvollsten Stunden werden ihren Segen bringen. Aber das Beste und Schlimmste in meinem Leben muß fortan in einem Bezug zu Ihnen stehen. Geben Sie mir bald ein Wort, wie es Ihnen geht — ob Sie nun wieder gesungen haben, was der Feodor anfängt, ob ich vielleicht im Dezember auch Lassens Oper zu hören bekäme, nach der ich meine Reise am liebsten einrichten möchte, weil ich ganz gewiß eine Freude

davon haben werde, als würde ein neues schönes Werk von mir aufgeführt und als sänge die Herrin schon jene Partie, welche in meiner Seele ruht. Wenn meine Bitten um einige Zeilen von Ihrer Hand unnötig sind, weil Sie mir nach den gesetzlichen vier Wochen 4. August von selbst geschrieben hätten, so stellen Sie sie dennoch nicht in die Reihe der Klagen.

Wie verlebe ich nun so manchen Tag in der Ferne! Wirklich, wenn ein poetisch angelegter Mensch alles schon mit verdoppelter Intensität empfindet, so ist auch in jedem freundlichen Wort von Ihnen ein doppelter Trost für manches Leid.

Gestern habe ich mit dem Porges und mit meinem verbummelten Freund Gottlob die Verlobung der Prinzeß Marie gefeiert. Der Gottlob muß bei allem dabei sein. Wie der Brief von Feodor kam: „Rosa ist Gottlob wieder auf der Besserung", war er auch gerade da, und gewiß, seitdem ist mir der sonderbare komische Kauz, der arme Hund, eine Schicksalsperson geworden, die eben eine Rolle in meinem bunten Leben spielt. Jetzt war er wieder da, wie der Brief der Fürstin mit all diesen erstaunlichen Neuigkeiten kam. Abends nach unsrer kleinen Kneiperei schlief er auf meinem Sofa und tappste vorher da noch etwas auf meinem Klavier herum und sang eine traurige, ungarische Melodie mit seinem gottverlassenen Tenor dazu, so daß ich in Tränen zerfloß und sagte, er sollte nur aufhören. Ich bin sehr unvollkommen musikalisch organisiert; aber so unendlich liebe ich diese Kunst, daß ich mir nur wünsche, einmal bei Musik zu sterben. — Nun hatte mich Gottlob kaum verlassen — so kommt mir der liebe Hobbel da auf meine Stube und bringt mir Grüße von Weimar, und ich war den ganzen Morgen mit ihm zusammen. Und wie ich nach Hause kam, so hatte mir meine Wirtstochter ein so liebliches Rosenstöckchen in meine Stube gestellt, mit drei kleinen Rosen und manche kleine Knospe im Aufgehen — so zog es mich an den alten Schreibtisch, zu meiner immer blühenden Rose zu reden.

Viele Grüße an Feodor, an die Kinder. Könnt' ich einmal alle sehen! Im Dezember will ich persönlich alles ausfragen.

Immer und immer

Euer Cornelius.

142. An die Fürstin Wittgenstein.

Wien, 24. September 1859.

Meine hohe und hochverehrte Freundin!

— — — — Was meine Übersetzung angeht, so habe ich mich bei der Revision gar nicht vor mir zu schämen brauchen. Im Gegenteil, wer weiß, ob ich's heute so gut machen würde! Ich hatte mich damals doch sehr in diese Art Arbeiten eingelebt. Auch ist, glaube ich, gerade in diesem speziellen Fall eine gewisse Liebe zur Sache in meiner Behandlung wahrzunehmen; ich erinnere mich sehr wohl, daß mir dieser Gegenstand, seit ich ihn kenne, immer eine Vorliebe war. — Jetzt wieder, da ich alles aufmerksam wieder las, allerdings in sehr bewegten Gemütsstimmungen, die dazu beitragen mochten, übten diese längst gekannten Klänge neuen Zauber auf mich. Die Geschichte mit dem Josy rührt mich, weil sie ein solches Porträt von Liszt gibt. Der wahnsinnige Cesermak ist eine ergreifende Figur. Welcher Musiker könnte das ohne Tränen lesen! Da spreche ich nun zwar von den kleinen Dingen zuerst — die aber dennoch wichtig genug sind. Vom ganzen großen Zug im Buche sage ich nichts, wer ein Weimaraner ist, fühlt da so vieles wie geistiges Blut in der Seele, als ob er ein Stück davon mitgedichtet hätte. Ich bilde mich langsam und ganz im stillen an vielem, was da gesagt ist. Die Anlage und Aufeinanderfolge der Gedankenentwicklung ist sehr gelungen, sehr plastisch. Ein sonderbares Gefühl müßte Menschen überkommen, die etwa Liszt einmal früher hätten spielen hören und mit der ganzen ausgeprägten Erinnerung davon, nun vom Leben ganz absorbiert, lange Jahre seinem Entwicklungsgange nicht gefolgt wären — und nun dies Buch in die Hand nähmen. Einen Schauer in tiefster Seele müßten sie empfinden vor der Tiefe dieser Natur. Wir aber, seine Übersetzer und Freunde, wir haben uns in entzückten Stunden das Schwindlichwerden abgewöhnt, wir atmen nur die reine Luft und freuen uns der köstlichen Fernsicht in eine nebelfreie Zukunft, die uns auf der Höhe seines edlen Geistes zuteil wird. —

Sonntag nachmittag. Wer sucht mich hier in einem entlegnen

Winkel Wiens auf? Wer macht weite Reisen, um endlich eines Morgens einmal wieder an meine Türe zu klopfen und mich an alte, schöne Zeiten zu erinnern? Etwa ein lieber Freund, von dem es mich rührt, oder eine Freundin, von der es mich entzückt, ein Gläubiger, von dem es mich nicht wundert, oder ein Schuldner, von dem es mich sehr wundert, ein früherer Schüler, der ein großer Komponist geworden ist, oder eine Schülerin, die sich glücklich verheiratet hat, oder ein Redakteur, der Artikel möchte, oder ein beleidigter Künstler, der mich um eine Kritik herausfordern möchte, die ich nie geschrieben habe? Nichts von alledem! Aber ein komisches und doch haarsträubendes Geschick, dem man nicht entrinnen kann, ein Platzregen, für den keine Schirme erfunden sind, eine Monstreheuschrecke auf der Blume meiner Einsamkeit, ein Stockfisch, der die Kunst erfunden hat, zweibeinig das Festland unsicher zu machen, ein entthronter König des Narrenlandes, ein ungehängter Dieb der Zeit, welche Geld ist, eine rotbäckig strotzende Ironie auf den gesunden Menschenverstand, eine Posaune in der Sinfonie menschlichen Unsinns, eine verheerende Seuche für ganze Herden unschuldiger Gedankenlämmer eines stillen Komponisten, ein spanisches Fragezeichen vor dem Satz, warum unser Herr auch die Affen und Leviathane geschaffen hat, kurz ein Noteneskimo, ein Tonhottentott, ein Geisterfresser, eine Poetenscheuche, eine unentgeltliche Kaltwasserheilanstalt, mit einem Wort l'homme qui a son style comme Mr. Liszt a son style a lui, et Wagner a son style, qui fait accord après accord, qui prépare la quarte et qui prépare la quinte: Mr. Lazareff.[1] — O ich meine, ich soll in die Erde sinken, wie mir dieser Kaliban in meine stille Klause tappt. Gestern war er zum zweitenmal da, brachte mir den großen Zettel seines Konzerts vom 2. Oktober im k. k. Redoutensaale für die Armen Wiens. Doch war der Name des Dirigenten, Proch, schon rot ausgestrichen. Er meinte, Mr. Proch habe zuviel zu tun, immer Stunden zu geben. Nun rechnet er auf Herrn Hellmesberger,[2] den er natürlich Guelmesberger nennt. Der wird ihm aber auch was malen. Es kann noch drollig genug werden.

[1] Ein reicher russischer Musikenthusiast.

[2] Josef H., Violinist und Dirigent 1828—93.

Von Lazarew auf Hebbel ist allerdings ein rettender Tellsprung aus dem lecken Boot eines Narren auf einen Granitvorsprung, der in den wilden Strom der Zeiten hineinragt. Das erste, was ich da sagen möchte, ist, daß mein Geschick mich da wohl einen eignen Weg von Weimar nach Wien geführt hat, damit etwas aus mir werden soll. Jetzt aber stehe ich noch befangen vor dieser dämonischen Natur, und das Geländer, das mich hier vor dem Schwindel sichert, ist eben wieder das feste Bewußtsein einer naiven, durch nichts bestimmten, in sich selbst ruhenden Zuneigung und Verehrung für diesen Genius. Ich habe ihn verhältnismäßig oft gesehen, er scheint mir geneigt zu sein: wenn ich es nicht durch irgendeine Ungeschicklichkeit einmal mit ihm verderbe, wird mich die Berührung mit ihm magnetisch nachziehen. Ich will vorsichtig mit ihm sein, aber was hilft das. Ich will ihn also vor allen Dingen lieb haben, das hilft alles. — Seiner Frau habe ich neulich schon meine Liebeserklärung gemacht, und da haben wir beide ein Stückchen gestennt. Sie gehört ganz zu ihm, das Verhältnis ist ein befriedigendes, es ist ein poetisch menschliches Paar. Ein stolz auf sich stehender, an den Busen seines Weibes sich lehnender Dichter! Schönes, nachahmenswertes Beispiel. — Ich habe ihm die wiederholten Grüße von Durchlaucht mitgeteilt und vorgelesen, er dankt vielmals und bittet mich, Ihnen zu sagen, daß er, sobald nur all die liebe Not der Festlichkeiten etwas Raum und Ruhe läßt, sich brieflich einfinden wolle. Sein Rat in bezug auf Heckenast trifft mit meinem ersten Gedanken dahin überein, das Honorar seinem Gutdünken anheimzustellen. Mit Hebbels Jünger, Emil Kuh, bin ich schon ganz und vollständig befreundet. Wir sind Gesinnungs- und Altersgenossen. Ich habe vier Gedichte von ihm für die Stimme seiner Frau Ferrari komponiert, und einige sehr lebendige und angeregte Stunden mit der jungen Familie verlebt. — — — —

Cornelius.

143. An Frau Sufette Jung.

Zum 3. Oktober 1859.

Von dem fernen Vagabunden,
Von dem armen Kerl in Wien,
Sei Dir heut' ein Kranz gewunden,
Holdes Bräutchen denk' an ihn!

Von demſelben dummen Peter,
Welcher in der Ferne weilt,
Doch als deſſen Stellvertreter
Schnell zu Dir dies Liedchen eilt.

Von dem guten, armen Schlucker,
Dem die Sehnſucht meilenweit
Einen guten Operngucker
Bis in Deine Stube leiht.

Von dem müden Erdenpilger
In der ſchönen Donauſtadt,
Der bei Dir als Grogvertilger
Noch den beſten Namen hat.

Von dem Anekdotenjäger
Für den alten Freund beim Grog,
Wo er ohne Hoſenträger
Sitzt und ohne Ordensrock.

Von dem Mainzer Muſikanten,
Der die Spur des Muſengotts
Ferne ſucht von allen Tanten,
Vettern, Frau'n und Söhnen Schotts.

Von dem wackren Dirigenten
Eigner Tafel, eignen Sangs,
Einer Tafel ohne Enten,
Aber Lieder guten Klangs.

Von dem blassen Liszianer
Bis zum letzten Ton und Hauch,
Berlioz-, Wagner-, Weimaraner
Und ein Cornelianer auch.

Von dem Literat dem frechen,
Welchem Gustav Heckenast
Bald ein Honorar wird blechen,
Daß selbst Hestermann erblaßt.

Von dem Stiefsohn, den Susettchen
Einst auf andrem Stern erzog,
Der ihr an sympathischem Kettchen
Nach auf diese Erde flog.

Von dem Lump, dem Schwindler, Gauner,
Der ein miserabler Christ,
Ein Zigeuner, doch noch brauner
Und ein Mohr, doch schwärzer ist.

Von dem Wichte, von dem Tropfe,
Welcher, aller Fehler satt,
Doch ein Körnchen Grütz im Kopfe
Und ein Herz im Leibe hat.

Ja, von allen diesen Kerlen
Süß und sauer eingemacht,
Sei Dir Perle aller Perlen,
Suschen, heut ein Hoch gebracht.

Hoch Susettchen und daneben
Hoch ihr lieber alter Schatz,
Und die junge Brut soll leben! —
„Kinder gebt's mer holt 'nen Schmatz!"

144. An seine Schwester Susanne.

[Wien, Ende Oktober 1859.]

Meine liebe Susanne! Längst habe ich nun Eure lieben Briefe erhalten, mich sehr darüber gefreut. Du hast Dir, ich muß Dir ein bißchen schmeicheln, in den letzten zehn Jahren durch den wiederholten Umgang mit mir und andern geistreichen Leuten, wie Dein Dicker[1] mit seinem guten „Dreibatzenverstand", eine so gute, liebe Art Brief angewöhnt. Du hast eine harmlose, behagliche Weise, Dich und Deine Umgebung zu vergegenwärtigen, daß es einem jedesmal wohltut einen Brief von Dir zu lesen. Du bist ein harmonisches Wesen geworden, glücklich über die brennendsten Fragen der Leidenschaftlichkeit weggerudert, fühlst Dich wohl in Deinem Leben, bist gut umgeben, und kannst wissen, daß die Teilnehmenden mit einer gewissen ästhetischen Befriedigung zuschauen, wenn Du Dich und Dein Leben in Briefen gibst.

Dies empfand ich neulich in etwas gesteigerter Weise, mit einem gewissen Familienstolz, als Dein Brief kurz nach dem von meiner sehr gestrengen Herrin ankam. Ich will Dir ihn heute mitteilen. Ich bin begierig, auch ein weibliches Urteil über den Brief zu hören. Es geht mir eigen damit: ich habe ihn heute seit drei Wochen, und kann ihn immer noch nicht recht verdauen, noch zu keinem reinen Eindrucke kommen. Du kannst Dir denken, wie ungern ich mir selbst in dem Lichte erscheinen möchte, als nähme ich nicht die Stimme der Wahrheit besonders aus einem mir so verehrten Munde mit dem reinsten Willen auf, sie ganz in dem edlen Sinne für meine Entwicklung zu verwerten, wie sie gegeben ist. Wie dankbar wir jemand für die Überwindung sein müssen, uns ein hartes Wort zu sagen, wo er ja bequemer schweigen oder mit oberflächlichen Redensarten sich helfen könnte, das einzusehen, habe ich doch wohl in meinem Leben gelernt, und ich darf doch sagen, daß mir zuletzt die ganze Summe des Lebens ist, mich selber zu veredeln, mich zu erkennen, um mich zuletzt mit einem gefaßten Herzen aus dieser Schule der Prüfungen zurückzuziehen. Ich teile Dir den Brief ja auch nicht, selbst aus der verzeihlichsten Klatscherei-

[1] Gemeint ist ihr Pflegevater Hestermann.

begierde, mit, sondern weil Du ja nun einmal von allem weißt, wie's auch recht ist, und er Dich also als eins der ersten Dokumente meiner möglichen Verheiratung höchlich interessieren muß. Ich enthalte mich aller Bemerkungen, sage Dir nur, daß er nach meiner ersten Enthüllung nach sieben Wochen ankam, nachdem ich zehnmal geschrieben, und allerdings in meinen letzten Briefen, von der Furcht der Ungewißheit gepeinigt, einen etwas gesteigerten Ton gegen sie annahm, wie es sich denn überhaupt aus der ganzen Sache ergibt, daß sie eine Art Doppelleidenschaft ist, daß ich wohl nicht in weiter Ferne auf diese Wahl gekommen wäre, wenn nicht ein sehr zartes Gefühl für die Schwester vorhanden wäre. Dagegen kann ich mit der Behauptung jeden Augenblick selig sterben, daß mein Gefühl für die Rosa bis in meine geheimsten Träume nie den Charakter einer enthusiastischen brüderlichen Verehrung verändert hat, nur daß von ihrem Schweigen gepeinigt allerdings Momente eintraten, wo ich sagte, und vielleicht auch annähernd aussprach: „Was liegt mir an allem andern, wenn sie mir nur gut bleibt."

Ich teile Dir nun den Brief mit. Ich weiß ihn auswendig, wie die andern sechse, und habe mir sie vorhin noch alle sieben vorgesagt. Ich antwortete gleich mit dem hingebendsten eifrigsten Dank.[1] Und das war gut, denn später, nachdem sich alles gesetzt hatte, wäre es mir nicht mehr gut möglich gewesen, einen unbefangenen Ton zu finden. Seitdem habe ich freilich geschwiegen, und würde es mein Leben lang, wenn sie nicht die Korrespondenz wieder in Gang brächte, was schwerlich der Fall sein möchte. — Schon jetzt fühle ich die äußerst wohltätige Wirkung dieser Pille; sie resümiert sich in Goethes Worten: „Glücklich, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt."

Anrede fehlt.

„Es ist eigentümlich, daß ich schon so oft bei einem ersten Begegnen eines Menschen den Grund zukünftiger Zerwürfnisse vorausgeahnt habe. Dies erfüllt sich eben wieder, da Ihre längst gefürchtete Überschwänglichkeit eine Schranke zwischen uns geworfen hat, die ich aufrichtig beklage, und die mir

[1] Diese Antwort ist zum Teil in Nr. 127 enthalten S. 371 unten und S. 372. Die Herausgeberin der „Briefe in Poesie und Prosa an Feodor und Rosa von Milde" hat hier aus b stimmten Rücksichten vieles gestrichen, manches verschoben.

auf solange Zeit unmöglich gemacht hat, Ihnen ein teilnehmendes Wort zu sagen. Lieber Cornelius, an dem was Ihre letzten Briefe mir enthüllten, kann ich keinen Teil mehr nehmen. Ich konnte es dulden, daß Sie mich eine Zeitlang zum Gegenstand Ihrer poetischen Übungen machten. Wenn mir auch hier das Übermaß mißfiel, so durfte ich es auf Rechnung einer armen, um ein Ideal verlegenen Dichterseele setzen. Wenn ich aber sehe, daß Sie auch ernsthafte, folgenschwere Lebensfragen in das Bereich Ihrer luftigen Phantasiebilder ziehen, und dennoch 35 Jahre alt sind, so muß mich das befremden; ich kann dazu nur schweigen, oder muß opponieren. Da mir zu letzterem die Lust fehlte, wählte ich das erstere.

Sie haben aber mein Schweigen nicht verstanden. Sie glaubten, man könne mich durch ein Wort verletzen bis zum Abschiednehmen oder -geben. Das fordert endlich Antwort, Aufklärung. Nicht ein „Wort", ein „Gedanke", „ein Mißverständnis" ist es, das sich zwischen uns drängt. Es ist die ganze, in Ihren letzten Briefen gründlich enthüllte Gefühlsrichtung, die Sie genommen haben. Dahin kann ich Ihnen nicht folgen. Einer meiner Lehrer sagte mir: Bete und arbeite! und machte mich dabei besonders auf das „und" aufmerksam. Ich finde, in dem kleinen Spruch liegt mehr als er gewöhnlich zu enthalten scheint. Man könnte ihn einem Künstler zurufen, der zwar beständig von seinem Beruf überzeugt ist, aber alle möglichen Einwirkungen von außen erwartet, die ihn zur Reife bringen sollen. Diese treffen nun eben nicht immer ein. Der Ärmste fühlt sich unverstanden, unglücklich, verachtet die prosaischen Menschen, die kleinlichen Verhältnisse, und hatte doch nur das kleine „und" vergessen, das Verbindungswörtchen zwischen Himmel und Erde.

Ich glaube nicht, daß Sie mich verstanden haben, es ist mir aber unmöglich deutlicher zu sein. Auch die Anwendung auf Ihre besonderen Gefühle kann ich Ihnen nicht machen. Ich bin mir aber sehr klar darüber. Klarer kalter? Protestantismus gegen katholische Gefühlsschwärmerei.

Wenn ich Ihnen nun noch sage, daß deshalb mein Anteil an Ihnen nicht erloschen ist wer wird einem Kranken seine Fieberphantasien übelnehmen, daß Sie bei Ihrem bevorstehenden Besuch allen meinen Angehörigen unbefangen begegnen dürfen, daß es mir sogar leid sein wird, wenn meine Ansichten Sie verletzen, wie das nicht anders sein kann, so hätte ich für heute alles gesagt. Wenn es Ihnen möglich ist, verstehen Sie mich ganz. Mit diesem Wunsche empfiehlt sich Ihnen Ihre aufrichtig ergebene

Rosa von Milde.

---

[1] Hier folgen fünf Gedichte, in denen C. seine Stimmung ausspricht.

1. Mir war als ob mich Tod berührte . . .
2. Du schöne Jugendzeit, o weh . . .
3. Dein Wort, so herb es klingt, ist wahr . . .
4. Ich bin dir gut, ich war ein Tor . . .
5. Ich wüßt' etwas, das stünde dir gut . . .

Siehe „Gedichte".

Du ſiehſt, ich habe Dir die Bemerkungen dennoch nicht geſchenkt, aber ſie ſind in poetiſche Form gefaßt, welche ſo manches zwiſchen den Zeilen leſen läßt. Dieſe poetiſchen Übungen ſind natürlich in den verſchiedenſten Zeiten und Stunden geſchrieben. Sie ſollten eigentlich gar kein Publikum haben; nun bis Du's doch geworden. Später will ich Dir manches Frühere gleichfalls mitteilen. —

Ich erwarte nun täglich von Liſzt die Aufforderung, nach Weimar zu kommen, und lebe deshalb in einer unruhigen, wenig gedeihlichen Stimmung. Ich habe in der vorigen Woche ein Gedicht von Hebbel melodramatiſch begleitet, es war ein Albumblatt für die Vermählung der Prinzeß Marie, welche am 15. wirklich ſtattgefunden hat. Die Kompoſition iſt mir ganz gut gelungen, während der Arbeit aber hatte ich entmutigte Stunden. Bei dieſer Gelegenheit hatte ich auch einen kleinen Strauß mit Hebbel auszufechten, der eine reizbare, leicht verletzliche Natur iſt. Ich gab ihm zwar in der Sache ſelbſt ſehr nach, doch hinterher laſſe ich's ihn etwas büßen. Er muß mich nun ſelbſt erſt wieder aufſuchen. Er kann mir anſehen, daß ich ihm ſehr ergeben bin und ihn hoch verehre. Deshalb mag er ſich aber um ſo mehr hüten, mich etwa fühlen zu laſſen, daß er ein vornehmerer Geiſt iſt, denn ich kann ihn auch verehren ohne ihn zu beſuchen, ſo gut wie die Roſa, ohne an ſie zu ſchreiben. Auf meiner eignen Perſönlichkeit ſtehe ich jetzt ſehr ſicher. Ich weiß, daß ich etwas bin, und genüge mir völlig in meinen vier Pfählen, im Umgange mit großen Geiſtern wie Beethoven, Bach, Schumann, Liſzt, Wagner. Wer mich draußen haben will, muß gerade ſoviel von ſeinem Egoismus aufgeben, als ich aufgebe, indem ich meine vier Pfähle verlaſſe. O ja, ich bin 35 Jahre alt, und will nicht länger maßlos Liebe und Hingebung an Menſchen verſchwenden, um dann ein bißchen abgezirkelte, altkluge Weisheit dafür einzunehmen. Katholiſche Gefühlsſchwärmerei oder nicht, ich bin auf meinem Wege durch eine ganze Menge Irrtümer hindurch, Gott ſo zu begreifen, wie unſre Religion ihn begreift. Ich will mich mit ihm in möglichſt gutes Einvernehmen ſetzen, und mich durchaus nicht gegen die Menſchen abſchließen. Aber ſie werden ſich ſchon bequemen müſſen, zu *mir* zu kommen. Wer dann etwas bei mir ſucht, wird gewiß nicht ganz fehl gehen.

etwas habe ich immer zu bieten, so bescheiden es ist. Aufrichtiges Wohlwollen, rücksichtslose Gerechtigkeit gegen jeden Menschen, hoch und nieder, bin ich mir im tiefsten bewußt. Ich beurteile die Menschen und ihr Verhalten gegen mich nicht nach der Richtschnur meiner Innerlichkeit, sondern nach der ihrigen, soweit ich sie zu erkennen vermag. Deswegen trifft auch, so richtig der Vorwurf mit dem „Erwarten äußerer Eindrücke" ist, das vom Unglücklichfühlen und Verachten der prosaischen Menschen usw. so gar nicht. Das muß sie wo gelesen haben, und es nun falsch auf mich anwenden! Wo wäre der Mensch, den ich zu verachten mich getrauen möchte. Es ist mir ein Bedürfnis, die Berufstätigkeit jedes Menschen, als eine notwendige, nützliche zu erkennen, ich ruhe nicht eher, bis ich weiß: Aha, der tut das und das, nun er plagt sich, er macht es gut — also, ich sympathisiere mit ihm. Das Gedicht von Chamisso auf die alte Waschfrau — wie tausendmal fällt mir es nicht zur Anwendung auf manches Menschenleben in kleinerer Sphäre ein, und daß ich in jedem Vergleich zu andern in meinem stillen Urteil eher den kürzeren ziehe als mich überhebe — liegt ganz in meiner Natur. Erinnere Dich an Chilcher, an den Schuster, an Eure Mägde, an Badiors — ja ich sehe ja förmlich allen diesen Leuten nach den Augen, ob ich's Ihnen auch recht mache, wo sollte ich das Herz hernehmen Menschen und Verhältnisse zu verachten.

Doch, Du siehst, ich gerate wider Willen in Bemerkungen hinein. War es ihre Absicht, mich auf mich selbst zurückzuweisen, meinem schrankenlosen Streben nach Hingebung einen Damm zu setzen, so hat sie es erreicht, und ich werde sie nur um so höher schätzen, wenn ich das völlig erkenne. Ich darf mit Stolz in mir selbst einkehren; denn soviel dummer Unrat und auch lästiger Schmutz in dem Vorhof meiner Seele liegt, im innersten Tempel ist's doch wunderlich rein gehalten. Ich bin ganz frei von Eigennutz und schnöder Selbstliebe. Ich suche Gott weit über diesen Maulwurfshügel der Endlichkeit hinaus. Ich weiß, daß wir ewig leben, und daß der geringste Mensch eine unsterbliche Seele hat, welche zu derselben Herrlichkeit berufen ist, wie der glänzendste Geist: Gott zu schauen. Da gibt es kein hoch und nieder, kein reich und arm mehr. — Was wäre es deshalb für Befriedigung, auch nur einen

Augenblick lang, anders reden oder handeln zu wollen, als unser Innerstes es bestimmt, unsre Schwächen bemänteln, unsern Stolz verhehlen zu wollen. — Oder etwa zu komponieren, eine zweite Oper erzwingen zu wollen, wenn nicht die lieben „äußeren Einwirkungen" und das Schaffen es zur Notwendigkeit machen. — Was hat mein lieber Freund Lassen von seiner zweiten Oper mit ihrem poesielosen stümperhaften Text? Ist das mehr als eine musikalische Übung, und ist in meinen poetischen Übungen an die Herrin nicht etwa ebensoviel geistige Essenz verwandt? Ob ich meine zweite Oper heute, oder in fünf Jahren, oder gar nicht schreibe — nicht darauf kommt es an, sondern ob ich die geistige Berechtigung, die Notwendigkeit fühle, es zu tun. Gebt mir soviel Genie, als Mozart und Rossini zusammen haben — es rührt mich nicht. Wo ich nicht vermag, ein Dichter zu sein, wohlan, so werde ich schweigen, und mit einer heiligen Liebe das Schöne zu genießen suchen, welches uns auserwählte Geister gaben. Nicht ich oder Lassen, nicht Shakespeare oder Goethe ist es, sondern die Schönheit, die Kunst. Soll ich aber ihr erwähltes Organ sein, fühle ich den bewegenden Impuls, dann wird es mir an der nötigen Kraft, an der Geschicklichkeit nimmer fehlen. So habe ich auch neulich einem guten Musiker geantwortet, der mir die Gewissensfrage stellte, ob ich im Fall einer für Wien beabsichtigten Oper, es über mich gewinnen könnte, Konzessionen zu machen an den Geschmack des Publikums. Ganz ohne Bitterkeit, aber mit aller Beredsamkeit, die ich in solchen Augenblicken wohl finde, habe ich ihm da meine Meinung gesagt. Wenn ich nicht heute schon in meinem künstlerischen Gewissen als ein berechtigter Jünger von Franz Liszt auf der schroffsten Höhe künstlerischer Gesinnung stünde, so würde nie etwas aus mir werden. Wenn ich auch heute noch keine Stunde in Wien gebe, so ist doch meine Oper in Weimar gegeben worden. Ich lege darauf eine außerordentliche Betonung. Jenes Werk ist ganz aus mir hervorgewachsen, ich habe nach keiner Seite geschielt, nur mein Ideal vor Augen gehabt. In Wien ist augenblicklich keiner, der mir meinen Barbier nachschreibt. Aber Stunden zu geben und Stellen haben die Leute. — Ich bleibe in Wien. Ich bin ein Neffe.

Teuerste, von Weimar schreib ich Dir ein paar Zeilen. Ich gehe auch zur Mutter nach Dortmund. Ich habe Auguste geantwortet. An Carl schreibe ich; wir stehen ganz gut und brüderlich zusammen. — An Damrosch habe ich zu seinem Geburtstage geschrieben, der mit Liszts, 22. Oktober, zusammenfällt. Mit Köhler in Weimar bin ich immer in Korrespondenz; er hat mir jetzt sein Porträt geschickt. — — Meine hiesigen Hausleute verehren mich abgöttisch. Bei denen könnte ich jahrelang wohnen, ohne einen Kreuzer zu bezahlen, sie haben ein gewisses naives Vertrauen auf mein ehrliches Gesicht. Sie verwöhnen mich auf alle Weise. Sie geben mir jetzt Mittagessen; ich will in meinem Leben nie besser essen. Da fangen die Suppen wieder an, Nummern zu bekommen. — Mit der Altenburg stehe ich nach wie vor auf einem unerschütterlichen Freundschaftsfuß. — Ich musiziere viel. Augenblicklich wohnt der junge Catinelli bei mir, von dem ich Dir schon geschrieben. — Ein sehr lieber Freund ist mir der junge Porges, Fritz, geworden, der mir sehr zärtlich ergeben ist. Ein Jude, Mediziner, Musikenthusiast, Zukunftsschwärmer. Gestern wurde Liszts Messe für Männerstimmen in der Augustinerkirche gegeben. — Auch habe ich in Lohengrin einen entzückten Abend verbracht. Auch in Othello von Shakespeare in der Burg, wo man vortrefflich spielt. Die venetianischen Meister in der Bildergalerie: Tizian usw. usw. habe ich fleißig gesehen; zu diesen Geistern fühle ich im stillen eine gewisse Verwandtschaft und bilde mich sehr an ihnen. — Mit vielen Grüßen an meinen lieben Hestermann und an Jungs

Dein Peter Cornelius.

145. An seinen Bruder Carl.

[Wien, 1. November 1859.]

Mein lieber Carl!

— — Ich hatte Dir längst mancherlei mitzuteilen. Zuerst folgendes. Jener Ruh, von dem ich Dir vor einiger Zeit schrieb, stellte mir vor etwa sieben Wochen den Plan auf, daß wir hier zusammen eine musikalisch-literarische Zeitschrift gründen möchten. Er spekulierte dabei darauf, daß Liszt dem Verleger gegenüber die

finanzielle Deckung für die ersten Jahre, etwa bis die Sache sicher stehen möchte, auf meine Verwendung hin, und aus speziellem Interesse für mich, wie für die Weimarische Richtung, welche das Blatt in Süddeutschland vertreten würde, übernehmen sollte. Er meinte, das könne vorderhand für jeden von uns ein monatliches Fixum abwerfen von etwa vorderhand 50 Gulden, und außerdem das besondere Honorar für unsre Arbeiten. Als die beiden bestimmenden Pole mußten sich Hebbel und Liszt herausstellen, zu denen wir beide in ähnlichen Beziehungen der Jüngerschaft und Befreundung standen, und wir durften auch wohl auf schriftstellerische Teilnahme der beiden rechnen. — Damit kam zusammen, daß ich behufs einer Revision meiner Übersetzung von den „Zigeunern" von Liszt, nach Weimar reise, wo ich dann mündlich Lisźts Rat und Meinung über das Unternehmen einholen sollte, welches im günstigsten Falle dann mit Neujahr ins Leben treten mochte; wozu wir etwa Heckenast in Pesth in erste Aussicht nahmen. — Die Sache erschien mir zuerst in einem höchst glorioſen Licht. In meiner neuen Freundschaft für Hebbel und Kuh erwärmte mich der Gedanke sehr — dies mit den Weimarischen Interessen in Verbindung setzen zu können, und zugleich wäre damit für mich endlich ein fester Boden und ein Anfang zu mehr oder minder lukrativer Stellung gemacht gewesen. Alsbald verfiel ich zwar wieder in viele Zweifel, dachte besonders auch wieder an Dich, und was Du darauf bezüglich geschrieben hattest, und es war mir natürlich als würdest Du mir entschieden von einem solchen literarischen Unternehmen abraten. Dennoch aber hob sich wechselnd das Für und Wider in mir, und war ich zuletzt dafür entschieden, und Willens, Liszt für die Sache zu interessieren — als unwillkürlich mehrere Motive zusammenwirkten, mich innerlich ganz entschieden von dem Plane abstehen zu lassen.

Die nächste Veranlassung war eine persönliche, und solche sind meist die bestimmendsten. Hebbel, dem ich mich mit vieler Freundschaft und Bewunderung genähert hatte, und der sich mir auch ganz geneigt und höchst liebenswürdig gezeigt hatte, bewies mir in zwei aufeinander folgenden Fällen eine ganz übertrieben gereizte Auffassung meines Benehmens gegen ihn. Ich setze Dir sie hier

nicht auseinander, da ich ihm in beiden Fällen Diskretion zusagen mußte, die ich auch gewiß nicht verletzen will. Mir aber waren sie hinreichend, mich einsehen zu lehren, daß mit vornehmen Herren nicht gut Kirschen essen ist. Er hält sich für einen solchen und ist es auch, und mag immerhin fordern, wie ein rohes Ei behandelt zu sein, nur muß er dann ja nicht versäumen, auch andre Leute wie rohe Eier zu behandeln, wenn sie auch noch keinen ganz ausgebildeten Dotter haben, wie meine Wenigkeit. Seit dem zweiten Fall habe ich mir nun vorgenommen, mich dem dritten nicht auszusetzen, und ihn ruhig gehen zu lassen, bis er wieder zu mir kommt. — Daß dies nun auch auf mein Verhältnis zu dem berührten Unternehmen wirkt, ist natürlich; denn hinter Kuh steckt eben immer Hebbel und ich hätte im Falle von Redaktions-Differenzen gleich eine ganze Clique, die mich unterdrücken würde. — Im übrigen ist aber doch auch das, worauf diese modernen Geister hinstreben, wie ich ahne, ohne mir es völlig bewußt zu sein, ein ganz pantheistisch, materiell-demokratisches Ziel — welches von meinem innersten Wesen ganz fern liegt, und ich würde mich gewiß bald willenlos von einem Wesen beherrscht und in eine Fahrt hineingerissen sehen, das mir eigentlich feindlich ist und zu der ich keine Lust habe. Was ich eigentlich meine, liegt in ein paar Worten: diese ganz bevorzugten Geister suchen einen Gott, der zuletzt doch nur sie selbst sind — und ich glaube an den alten Gott, wie ihn meine Religion begreift. — Da ist denn alle religiöse Form Schale oder Fratze, Anbetung der Natur ist alles — Glaube wird Heuchelei, Geistlichkeit ist nur Pfaffentum, der Staat nicht ein Kranker, sondern eine Krankheit.

Mit dem ersten Motiv aber traf ein zweites glücklich zusammen, was mich geistig auf den sichern Boden stellte, der mir bis dahin gefehlt hatte. Ich hatte mich solange mit meinen neuen Opernstoffen herumgezerrt und nicht die Kraft gefunden, mich mit ganzer Seele daran zu geben. Gerade aber mit morgen, zu Allerheiligen, wo ich vor einem Jahr mit Liszt in die erste Klavierprobe von meinem Barbier ging — habe ich drei Skizzen zu ernsten dramatischen Opern vorliegen, deren Stoffe mich alle drei in den letzten Jahren vielfach anregten, und die ich alle drei ausgearbeitet,

um nun die Freunde darüber zu hören, und mich dann an das von den dreien zu machen, was die meisten oder wichtigsten Stimmen für sich hat. Ich freue mich über die Sachen, ich sehe, daß ich denn doch eben auch dramatische Gestaltungskraft genug habe, um die vernünftige, wirksame Grundlage für meine Musik zu bilden, ohne von den — so launischen! — Dichtern abhängig zu sein. Und das läßt mich wieder so ganz fühlen, daß ich nur dazu da bin, größere, poetisch musikalische Werke zu erstreben und fertig zu bringen. Es ist dies mein innerster Beruf, und wenn mir nun der zweite Schritt im rechten Verhältnis zum ersten gelingt und so fort, so sehe ich eine ganz schöne Bahn vor mir, die ich trotz aller Hindernisse durchschreiten muß. — Sollte ich aber nun einem solchen Unternehmen vorstehen, so weiß ich ja nur zu gut, daß es mir nicht allein die Zeit, sondern auch den freien Humor nehmen würde, den ich zum Schaffen brauche. Auch fehlt mir zum Literaten nun einmal die gründliche Schulbildung; ich müßte gleich jeden strengen Logiker um Verzeihung bitten, wenn er mir bewiese, daß ich eine Dummheit gesagt hätte. Selbst auch für das Wissenschaftliche der Musik habe ich keine Leidenschaft, selbst insoweit ich aus meiner Schule und dem bißchen Kram was ich gelernt habe, etwas drin leisten könnte. Nur in einem Erwerbszweige trifft Begabung, Lust und Fähigkeit zusammen, es ist in der Musik-(kompositions-)lehre von Mund zu Mund, dem suchenden Schüler gegenüber. Aber ich tauge gar nicht dazu, mich aufs kritische Pferd zu schwingen. Ich habe nur die beiden Extreme, Enthusiasmus für das Schöne wie ich es empfinde, und entschiedenen Widerwillen gegen alles wo keine Poesie drin steckt, sei es noch so hübsch und süperb gemacht. —

Allerheiligen. Ich hatte gedacht, ausführlich an Dich zu schreiben, bin aber mehrfach gestört, und will nun den Brief so beenden, um ihn heute noch abzugeben. — Meine Reise nach Weimar ist eine notwendige: sie hängt mit meiner Vergangenheit zusammen. Ich habe jenes Buch für Liszt vor Jahren, wie vieles andre übersetzt, und er beanspruchte den alten mündlichen Anteil in der letzten Gestaltung der deutschen Ausgabe. Übrigens ist diesmal zugleich das angenehme Ereignis damit verknüpft, daß

ich von Gustav Heckenast 300 Gulden für das deutsche Manuskript erhalten werde. Daneben ist es mir freilich lieb, meine alten Weimaraner wiederzusehen, außer Liszt und der Fürstin bin ich besonders mit Schöll, mit meinem speziellen Freund dem Germanisten Reinhold Köhler, und mit den beiden Mildes, Feodor und Rosa, in fortwährender Verbindung. So werde ich das Schillerfest dort erleben. Deine Ansicht über diese Dinge ist ganz die meinige. Schiller würde natürlich bei gewissen Festreden von Dr. Laube und Stücken von Halm ganz sachte beiseite gehen. »Mundus vult Schundus«. Aber daß man gerade den edlen Schiller zu dem Feststeckenpferd macht, auf dem man sich recht kindisch stattlich ausnimmt, und ihn nun gar zum Schutzheiligen dieser Verköstigungsanstalten für invalide Mittelmäßigkeiten stempelt, ist erbärmlich. Das ist freilich alles, was die Herren von Dingelstedt und Konsorten fertig bringen, und sich von eitlen Fürstlein, von Carlchen oder Augustchen, mit Orden dafür behängen lassen. — Du weißt vielleicht aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung, daß die Prinzessin Marie von Wittgenstein sich mit dem Fürsten Constantin von Hohenlohe-Schillingsfürst vermählt hat. Sie werden in Wien wohnen, und ich werde gewiß eine sehr liebenswürdige Gönnerin an ihr haben, da sie mir seit Jahren mit einer sehr aufrichtigen Freundschaftlichkeit geneigt ist. Sie ist ein sehr begabtes, fleckenlos gutes und liebenswertes Geschöpf. Man ist gespannt darauf, ob es ihr gelingen wird ihren früheren Kreis mit dem künftigen harmonisch zu verbinden. Unternehmen wird sie es gewiß; auch ihr Gemahl scheint mir ein geistig angeregter Mensch, ich habe ihn damals einmal gesehen, ich glaube ich schrieb Dir im Sommer davon. Es wäre einmal ein Anfang, einen höheren Trieb in diese verwahrlosten aristokratischen Kreise zu bringen, wenn es der Prinzessin gelänge, ihr Interesse für Kunst und Künstler in breiterer Weise geltend zu machen.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, in Wien noch in diesem Winter einige Privatstunden zu finden. Ich habe bis jetzt in keiner Weise Glück gehabt. Aber Wien ist dennoch ein guter Boden, und jeder Tag, den ich nun am selben Fleck ausharre, verringert die Zeit des Abwartens, während sie etwa am neuen Orte wieder

begänne. Unterdes trägt mein ruhiges beständiges Leben seine sehr guten Früchte. Ich musiziere täglich, habe schon in diesen sieben Monaten einen erklecklichen Fortschritt im Klavier- und Partiturspielen gemacht. Kommt unterdes auch einiger Verdienst und arbeite ich daneben im stillen meinen Eid oder meine Meerfey aus, so mag dann vielleicht immerhin eine günstigere Wendung in meinem Leben noch nicht zu spät kommen, die dann den gefaßten und geeigneten Mann wohl in mir finden wird. Die Hauptsache ist doch immer, daß ich jetzt Beruhigung und Stetigkeit in mir gefunden habe; daß ich mich für etwas halten darf, ohne mich zu überschätzen, und wenn ich mehr und mehr die Schlacken meines Wesens entferne, doch zuletzt immer ein Mann sein werde, auf den die Angehörigen mit einer inneren Befriedigung blicken können. — Bis dahin erhalte das Interesse von solchen Freunden wie Schafhäutl oder Dr. Lasaulx[1] womöglich in der Richtung für mich wach, daß es vielleicht zu ermöglichen sein möchte, irgendwie einen öffentlichen Posten an Universität oder Konservatorium in jeder solchen Beschäftigung mir anzuvertrauen, welche, wenn auch mit virtuoser Funktion, wie Dirigieren oder Chorleitung verbunden, ihre Hauptbetonung im Bilden von Schülern, im geistigen Wesen der Kunst fände. — Für jetzt bin ich froh, gesund und heiter, und am meisten darauf gestützt, daß ich meinen Opernstoffen trauen darf. Wenn ich mit der zweiten Sache im reinen bin, so schwebt mir ein sehr schöner Legendenstoff vor, nämlich in ähnlicher Weise wie der wundertätige Magus von Calderon, aus der Sage von der heiligen Justine ein großes poetisch-musikalisches Bühnenwerk zu schaffen. Dazu gab mir jenes schöne Bild von Moretto die Idee, und ich werde sie gewiß festhalten, nur will ich für jetzt einen der Stoffe ergreifen, mit denen ich schon inniger vertraut bin.

Schreibe mir immer noch hierher, da meine Abreise sich immer noch hinausschieben kann. Lieber, also mit allem Guten und Schönen und mit aufrichtigem Dank für alle Deine alte Freundschaft und Brüderlichkeit

Dein Peter.

[1] Ernst von L., Philolog und Ästhetiker katholischer Richtung 1805—61.

146. An Rosa von Milde.

Wien, November 1859.

Meine liebe, verehrte Freundin!

Ich lebe in den letzten Wochen, seit Liszts Geburtstag, immer in der Erwartung, nach Weimar gerufen zu werden. Erst vor einigen Tagen klärte sich das Rätsel dieser Verzögerung auf, indem ich einen Brief von Köhler erhielt, worin er mir sagt, daß die Fürstin nach Paris gereist sei, und ihn gebeten habe, mich davon zu benachrichtigen, was er, im Gedanken, daß ich vielleicht jeden Tag selber kommen würde, einige Zeit verschob. — Diese Zeit des Wartens machte mich etwas unruhig; ich hatte Heckenast, dem Verleger von Liszts Zigeunern, in der deutschen Form, die bestimmte Aussicht gegeben, daß er etwa um die Zeit des Schillerfestes im Besitz des Manuskriptes sein werde. Hätte Liszt auf die mündliche Revision verzichtet, so hätte die Sache schon vom 1. Oktober an ins Werk gesetzt werden können, an welchem Tage ich bereits alle Nacharbeiten, Zusätze, beendet hatte. Da nun aber doch die Reise einmal bevorstand, so wäre es mir schon lieber gewesen, alles hintereinander bald abzumachen, um noch ein Stück von der hiesigen ersten Konzertsaison mitmachen zu können. Doch da ich nun dort später in die Saison treffe, sehe ich außer der Musik zum Schillerfeste doch gewiß auch einige Parthien von Ihnen und vielleicht sogar, da sich ja das Verhältnis Liszt-Dingelstedt wieder ganz freundschaftlich gestalten soll, die Oper von Lassen, wenn sie bald in Angriff genommen würde. — Nun, vielleicht ist bald der Zeitpunkt meiner Abreise bevorstehend. Einstweilen übersende ich Ihnen heute ein zweites Gedicht von Kuh, das vielleicht, wenn Sie es einmal mit Lassen singen, Gnade bei Ihnen findet, so daß, wenn ich dort bin, es einmal von Ihnen höre. Ich komme mit ganz zufriedenem Herzen nach Weimar, da ich Ihnen zwei Opernskizzen mitbringe, unter welchen Sie wählen sollen. Doch ich habe schon meine Ahnung, daß sie wohl den Cid wählen würden! Und allerdings möchte sich das wohl in den verschiedensten Rücksichten am dankbarsten zeigen, da hier die beiden Rollen ganz für Sie und Feodor gedacht sind. Es schwebt mir hierbei der Fliegende Holländer vor,

doch brauche ich nicht zu fürchten, in bloße Nachahmung zu zerfallen — da mir der Unterschied zwischen Magnetismus und Geisterhaftigkeit mit — Heldentum und der heißblütigsten Menschlichkeit den eigentümlichen Ton sichert. Der zweite Akt der Ximene, glaube ich, ist mir in seinen festen Grundzügen bereits geglückt — es könnte dies eine außerordentlich ergreifende Partie werden. Dabei würde es mich nicht genieren, daß der dritte Akt nur ein abschließender, vollendender ist, in dem man nichts Neues mehr erfährt, und ich halte es nicht für unglücklich, den ganzen Schwerpunkt in den zweiten Akt zu legen. Im Holländer ist es auch so. Meine Liebenden werden nicht in den Wolken, aber auf einem glutvollen, spanischen Boden vereinigt. —

Nachher ist mein zweites Sujet ein himmelweit verschiedenes, und ich glaube, wenn ich auch den Cid vorerst ausführe, daß ich es dennoch später nicht unterlassen kann, dies zu komponieren. Jeder Ton der Musik würde da ein andrer. Es steht alles auf dem Boden einer phantastischen Welt. Jede Szene löst sich in Lyrik auf, es ist da alles Musik. Ich weiß im voraus, daß man viel gegen meine übertriebene Romantik haben wird. Sie vielleicht nicht! aber die Kritik, das Publikum gewiß, deshalb möchte es in jedem Falle klüger sein, mit dem vernünftig-leidenschaftlichen Cid zu beginnen. — Dann aber, wenn eines oder beides vollendet wäre, dann meine liebe Freundin, habe ich einen Stoff, der schon jetzt Musik in mir ist. Dann kommt erst die Partie, welche ganz Sie sind, und dort ist auch Feodor im schönsten Sinne neben Ihnen. Wenn mir das so gelänge, wie ich es träume, nachdem ich den obigen Schritt oder beide glücklich gewagt hätte, so würde ich dann nichts Hoch-Tragisches mehr beginnen, sondern mich nur an das Märchen mit seiner reizenden Stellung zwischen Ernst und Scherz halten. Aber jene dritte oder vierte Oper, möchte ich es erleben, sie zu schreiben! Dann würde man erst eine Partie erleben, welche nicht bloß einer Primadonna auf den Leib geschrieben ist, sondern einer guten, unvergleichlichen Frau aus der Seele geschöpft.

Wenn meine Reise sich noch länger verschieben oder, was ja in dieser wunderlichen Welt auch sein könnte, ganz unterbleiben sollte, so würde ich Ihnen meine beiden Skizzen zusenden. Dann müssen

Sie aber nur ja keinen Anstoß am Wortausdruck nehmen. Jedes Wort ist da nur provisorisch gesetzt; es sind lauter grobe Kohlenstriche; nur die Konturen und der Gedanke der szenischen Gruppierung werden im wesentlichen so stehen bleiben wie sie jetzt sind.

Ich habe freilich eine gewisse Sehnsucht, Sie nun alle einmal wieder zu sehen, soll es sich aber nicht so machen, so ist's vielleicht noch besser, und ich finde mich gern in jede Gewißheit. In Wien bin ich gern, lebe stolz und stillvergnügt in meiner Hundehütte, habe auch einige teilnehmende Freunde. Wenn Ihnen mein Cid gefällt, so kann ich mir den Text zu Weihnachten schenken, denn das vertiefende Ausarbeiten ist nur eine Wonne.

Grüßen Sie Feodor vielmals von mir. Er hat mich leben lassen und Köbler und Lassen, das hat mich gefreut. Umgekehrt hat's auch nicht gefehlt und am selben Abend auch, so sind sich unsre Gedanken begegnet.

Liebe, verehrte Freundin, vielleicht sehe ich Sie bald. Wenn nicht, erhalten Sie meine Skizzen bald; so geben Sie mir einen guten Rat darüber und halten Sie in gutem Andenken

Ihren in getreuer Huldigung ergebenen

Cornelius.

147. An Feodor von Milde.

Wien, 12. Dezember 1859.

Soeben, bei Tisch, mein lieber, guter Feodor, erhalte ich Deine frohliche Nachricht. Das ist eine gute Botschaft: in der Adventzeit ist er herbeigekommen, unser lieber, kleiner Freund! Sei er willkommen![1] Ich habe recht gute Ahnungen für ihn und hoffe, er soll gewiß ein recht guter Musiker werden, weil er in Beethovens und Berlioz' Geburtsmonat zur Welt kam. Laß sehen, ich will gleich sein Prognostikon nachschlagen. — O, herrliche Eigenschaften wird unser Männchen haben, denke Dir: Ehrbar, getreu, aufrichtig, wahrhaftig, dankbar und barmherzig.

Dein Brief gibt mir ein Lebenszeichen nicht allein von Dir, sondern von der Außenwelt überhaupt. Ich habe die letzten sechs

[1] Am 29. November war Rudolf, der jüngste Sohn, geboren worden; jetzt vortrefflicher Baritonist.

bis acht Wochen wieder einmal wie lebendig begraben gelebt, von keiner Seite meiner Verwandten oder Freunde eine Zeile erhalten. Niemand hat eine Ahnung davon, welche traurigen Stunden ich dann in solchen Zeiten verlebe, wie ich mich von aller Welt verlassen und vergessen glaube. Dein Brief mit seiner freudigen Überraschung gilt mir eigentlich zuerst recht das Bewußtsein, wieviel ich in der letzten Zeit gelitten habe; und ich möchte mich nachträglich beklagen über Dinge, die ich eigentlich so ganz als notwendiges Schicksal hingenommen, ohne mich viel darüber zu besinnen, die aber, wenn nun einmal ein Schimmer der Freude in das Dunkel fällt, erst recht in ihrer ganzen Trübe und Lichtlosigkeit erscheinen. An jenem Samstag, — schreibe mir nächstens die Stunde, was man überhaupt bei so berühmten Leuten nie vergessen sollte, — war ich abends beichten, und den andern Morgen, am Barbaratag, in aller Frühe in der Kirche, zur heiligen Kommunion. Um jene Zeit habe ich herzlich für Euch gebetet, und Du wirst mir nur verzeihen müssen, daß ich den neusten Heiligen unsres speziellen Kalenders noch nicht ins Gebet genommen habe: ich konnte ja nichts von ihm wissen, denn ich hatte ja auch nicht die geringste Ahnung von dem, was da kommen konnte; weder Du noch irgend jemand hat es mir mit einer Silbe angedeutet.

Es hat mich lebhaft interessiert, Näheres über die Konzerte von Dir zu hören. So dachte ich mir's ungefähr. Nun, ich verliere kein Wort über das alles! Weimarische Konzerte, ohne Liszt, darin liegt alles. Von dem Augenblick ist Weimar wieder, was es unter Eberwein[1] und Chelard[2] gewesen. Gute Nacht. Ich möchte Vermutungen über die Zukunft hegen — wohin Liszt gehen mag — ob Du und Deine Frau bleiben werden, was Lassen anfangen mag? Wird seine Oper gegeben? Oder ist keine Aussicht dazu da? Lassen hätte mir längst ein paar Zeilen schreiben können. Doch er denkt dasselbe von mir — und hat recht!! Dein Porträt, Damrosche, Bronsarts und nun Köhlers habe ich in meiner Stube

[1] Karl E., Kammervirtuos Violine und Komponist 1786—1868. Leitete Goethes Hauskapelle.

[2] Hippolyte Ch., Komponist 1789—1861. Von 1836—1850 Hofkapellmeister in Weimar.

hängen. Täglich denkt man doch dann immer ein dutzendmal an die Leute, mitunter wird auch ein Schock daraus.

Ich habe Barbarazweige vor mir stehen, das ist hier so Sitte. Ich wollte, sie schlügen aus und bekämen helle, grüne Blätter. — Aber alles mahnt an den Winter. In mir ist alle Poesie wie erstorben. Ich kann mich nicht hinsetzen und arbeiten, ich habe keinen Begriff davon, was das heißt. Es muß etwas innerlich in mir lebendig werden, und dann ist alle Arbeit nichts als Freude und Befriedigung, wenn ich aber noch soviel Noten schriebe ohne das, was Leben gibt, so hilft es nichts. Aber zum wahren Produzieren brauche ich Anregung, es muß eine befördernde, lockende Luft um mich sein. Hier ist das Gegenteil. Ich habe hier in keiner Weise ein Publikum, und wenn auch das Publikum, das ich in der Ferne habe, verstummt, keinen Teil mehr an mir nimmt, so erfrieren und erstarren alle Gedanken in Gemüt und Geist, noch ehe sie werden. Jeden Morgen fange ich guten Mutes wieder an — aber, wie kann ich's erzwingen? Das ist ja scheußlich! — nein — in keiner, keiner Weise lacht und glänzt mir hier ein Sonnenstrahl in innerlichen und äußerlichen Beziehungen. Kalt, fremd, isoliert stehe ich da ohne Hoffnung auf eine günstige Entwicklung in irgendeiner Weise. Alles schlägt fehl — ist fehlgeschlagen. — Meine Opernskizzen liegen da — aber in der ewigen Spannung, in der ich behufs der Weimarischen Affaire lebte, wo ich zugleich in mündlicher Mitteilung den nötigen Anstoß zum Ergreifen des Rechten zu finden hoffte, — konnte ich ja nicht die freudige Ruhe des Gemüts finden, die man zu solch einer Arbeit braucht. An solchen erregten Tagen, wie der heutige und wie fast alle, — lache ich mich selbst aus mit allen Plänen — verliere allen und jeden Mut — völlig nichtig erscheint mir dann all mein Leben. Zur dramatischen Produktion gehört Leidenschaft und etwas Selbsttäuschung, als wenn man etwa so ein Stück Schiller und Beethoven in einer Person wäre. — Wo man nicht Selbstgefühl — und sogar Selbstüberhebung hat — wird man nichts leisten. — Wie oft habe ich nicht in den letzten Wochen und Monaten geseufzt um einen frischen, belebenden Hauch in Kunst und Leben — nur einmal einen Sonnenstrahl; warum koste ich nur alles Bittere und Herbe des Lebens?

— Doch heute will ich die Geburt unsres kleinen Lieblings dafür annehmen und Deine freundlichen, herzlichen Zeilen, mein Lieber. Ich hoffe, daß Deine Frau sich wohl befinden wird und daß sie in der schönen Weihnachtszeit schon wieder ganz den Freunden angehört — und der Kunst. Wenn nun der Taufstag ist und die Jahrestage der Oper und des Konzerts — so gedenket mein — lieber Freund und liebe Freundin!

Ich musiziere viel. Schöne Konzerte haben wir unter Herbeck, der Euch in sehr hohem Andenken hält und gegen alle Leute voll ist Eures Lobes und Eures Ruhmes. Gestern dirigierte er die Manfredmusik, es war sehr schön. Der Tannhäuser wird sehr unvollkommen gegeben — keinen Vergleich gegen Lohengrin — in keiner Hinsicht. Die Ausstattung natürlich prächtig. Ich seh's aber kaum zum zweitenmal. Mein Freund Porges hat übrigens allen sechs oder sieben Vorstellungen beigewohnt.

Es wird dunkel, ich schließe. Nochmals vielen Dank für Deine baldige Nachricht von diesem wichtigen Familienereignis. Gott gebe Segen und Gedeihen! Ich umarme Dich, mein geliebter Feodor und empfehle mich der lieben, guten Mutter Rosa mit aller alten Anhänglichkeit, und grüße die Kinder und meinen jüngsten Freund und Gönner,

den Ritter von Milde.

Euer Peter.

Heute noch einige Worte, da ich gestern den Brief liegen ließ. Ich ging abends noch mit meinem lieben Fritz Porges durch die doppelt lebensvolle Stadt bis zum Kohlmarkt und holte mir das kleine Bild und dichtete noch bis um 11 Uhr die wenigen Zeilen hinzu. Von allen Segenswünschen für Mutter und Kind begleitet und getränkt, sende ich heute die kleine Gabe zum Gruß mit[1].

Ich bin wieder froh. Ich werde auch heute und die nächsten Tage etwas Gutes komponieren können. — Vorlesungen halte ich nicht. Als ich darangehen wollte, merkte ich, wie schwach mein Wissen, d. h. mein poetisches Wissen, besonders in bezug auf

[1] Es war eine Photographie nach der Madonna mit dem Diadem von Raphael, Paris, Louvre, auf deren Rückseite er ein Sonett schrieb, das ich nachher mitteile.

Schumann noch ist. Wenn man über die Fismoll Sonate sprechen will, muß man doch das ganze Terrain kennen, worauf das Besondere gewachsen ist. Nun vertiefe ich mich in jene erste Zeit Schumanns, verliebe mich in ihn, vertiefe mich auch aufs neue in Liszt und lerne ihn höher stellen, als ich ihn je gestellt — was soll ich dem Plebs davon sagen? Abwarten — lernen — selbst schaffen — dann kann man vielleicht in reiferen Jahren einmal von Weisheit triefen. — Dann hergeben, jetzt noch vollpumpen. Ich kann kein Hanslick[1] und Rellstab sein. Ich kann nichts aus mir machen und sein wollen; bin ich's einmal, so bin ich's von Gottes Gnaden. Ich bilde mich täglich und habe in Wien bereits vieles gelernt — aber viel mehr innerlich erlebt. Ein Hauch und ein Strahl — und es blüht meine zweite Oper von selbst auf, wie eine Blume — und keiner wird mich dann wiedererkennen. Bis dahin bin ich nichts und kann nur bitten, aber nicht fordern, daß mir meine liebsten Freunde treu bleiben. — Wie ich Manfred neulich hörte, war ich stolz, daß ich ein Musiker bin; ich hätte mich nicht gewundert, wenn dies Lumpenvolk umher mich angebetet hätte.

Mein Lieber! leb wohl! Schreibe mir genau Tag und Geburtsstunde. — Wann ist Dein Geburtstag? Vergiß nicht, mir das zu sagen. Liebster, bester Feodor! Ich küsse Dich herzlich mein Guter, Glücklicher! Gott sei mit Dir und der lieben Rosa und allen Kindern.

Dein Cornelius.

148. An Rosa von Milde.

Zu Raphaels Madonna mit dem Diadem.

Du Strahl des jungen Tages, nickt zu helle!
Und wehet leiser, zarte Morgenwinde!
Ihr Buschesblätter, neiget euch gelinde,
Rost nicht zu lärmend mit des Athers Welle'

Zieht, Wolken, sacht vorüber dieser Stelle!
Und daß an jenes Tempels Mauerrinde
Sich nur kein Steinchen aus den Fugen winde
Und auf dem Rasenbett zu laut zerschelle!

[1] Eduard H., der bekannte Musikschriftsteller 1825—1904.

Die Blumen kaum zu atmen sich getrauen,
Die Mutter selber zähmt des Herzens Schlagen,
Johannes hält den Odem an im Schauen.

Das Kindlein schläft . . . Zerfall'ne Tempel ragen . . .
Das Kindlein will viel neue Tempel bauen,
Von Menschen in der stillen Brust getragen.

149. An seine Schwester Susanne.

Wien, den 18. Dezember 1859.

Meine liebe, gute Susanne! Es ist mir leid, daß Du ängstlich um mich bist. Es fehlt mir gar nichts, ich bin recht gesund. Diese ganze Zeit war ich in unnötiger Spannung wegen Weimar, hörte nichts, bekam keine Briefe, schrieb auch selbst nicht, weil ich täglich auf Nachricht hoffte. Nun kommen auf einmal die Nachrichten von verschiedenen Seiten. Die Fürstin schreibt mir endlich einen langen Brief, worin sie sagt, daß sie mich immer erwartet habe. Ja, der Mensch denkt, aber Gott lenkt nicht immer so, daß ich gerade nur in die Tasche greifen und mich auf die Eisenbahn setzen kann. Im Grunde war es aber doch in der Hauptsache auch nichts andres, als daß die Fürstin vorher nicht recht aufgelegt war, bei allen den wechselnden Familienverhältnissen. — Nun ist die junge Fürstin mit ihrem Gemahl nach Petersburg gereist, wo beide seit dem 5. dieses verweilen, und wo nun der Fürst Hohenlohe persönlich die Verhältnisse seiner Gemahlin zu ordnen gedenkt. Dort wird's aber auch wohl noch hapern, und sie werden am Ende doch so bis gegen Frühjahrs Anfang dort hingehalten werden. Ein Glück, daß unser Prinzeßchen gewiß recht warme Pelze beißt und daß unser lieber Constantin sie doch gewiß auch recht warm halten wird. Sonst gäb's Gefrornes! — Ich habe mich nun, da die Fürstin mich erwartet und die Sache eben doch einmal abgemacht sein muß, an Heckenast um ein Drittel meines Honorars gewandt; sobald er mir dies zuschickt, reise ich sogleich nach Weimar, so daß ich meinen Geburtstag wohl schon dort verleben werde. — Dann reise ich doch auch jedenfalls zu Schilys, um die Mutter noch wieder zu sehen, ehe die Tür zu zweifelhaft werden. Ja, Liebste,

Beste, diese letzten acht Wochen waren eine Bußzeit. Alles still, niemand gemuckst — dabei keine Aussichten in Leben und Liebe. Es war wie Matthäi am letzten. Schon am 12. November hatte ich mir endlich ein Herz gefaßt — mich aufgerappelt, und alles von der Herrin, was mich an sie erinnern konnte, versiegelt und verpetschiert, all ihre Briefe und meine Gedichte eingepackt, die Stellen im Arbeitsbuch, wo was stand, versiegelt und verklebt, und von Müllers Marie zunähen lassen. Seitdem sagte ich mir nie mehr ihre Briefe auswendig vor, gab dem rothlauen Kissen keinen Kuß mehr — ja zuletzt, etwa am 7. oder 8. Dezember nahm ich's, machte drei Kreuze darüber und steckte es in den Reisesack, um nichts mehr zu sehen. — Jetzt endlich klärte sich alles auf. Am 12. erhalte ich einen Brief vom guten Feodor, worin er mir meldet, daß seine liebe Rosa vor einigen Tagen einen gesunden Knaben geboren habe (Liszt: brava! Rosa! — Du kannst Dir denken, daß ich selbst vor Freude fast ein Kind bekam! Nun war ja alles in Ordnung! deswegen Strenge, Härte, Grausamkeit, Schweigen und alles. Dabei schrieb er: Tausend Grüße von Rosa. Soviel hatte sie noch nie auf einmal geschickt. Anfangs konnte ich mich noch gar nicht recht erholen, mir war's, als ob alles erstorben wäre und sein müßte; aber abends ging ich schon mit Fritz Porges durch die weihnachtbelebte Stadt an den Kohlmarkt, holte eine wundervolle Madonna mit zwei Kindern von Raphael. Dazu machte ich gleich wieder ein Sonett, und den andern Tag saß ich wieder am Komponieren, worin ich mich augenblicklich nur unterbreche, um Dich zu trösten, damit Du Dein Geld für was Besseres ausgibst, als telegraphische Depeschen. Ja, ich fühle es, dies ist der alte Dezember, der Schicksalsmonat, er bringt neuen Atem in mein Leben. Er wird auch Entscheidung wegen des Opernsujets geben durch die Besprechung mit Mildes, Schöll, der Fürstin und Köhler, und ich werde mit voller, genügender Anregung wieder nach Wien kommen.

Die übrigen Nachrichten von Weimar sind schlechterer Art. Der arme Liszt hat den Verlust seines einzigen Sohnes, des guten Daniel, zu beklagen, welcher in der Nacht vom 13. auf den 14. in Berlin, bei Bülows, in seines Vaters und seiner Schwester Armen gestorben ist. — Friede seiner Asche. Er war schwindsüchtig

und ist vor langen Qualen verschont geblieben, einem Leben voll Kämpfen, welche ihm seine äußerst zart angelegte geistige und körperliche Organisation bereitet hätte, enthoben, und wird als eine fleckenlos reine Erscheinung in dem Andenken der manchen Freunde fortleben, die er sich erworben hat. Ich freue mich, ihm hier in Wien noch so nah gestanden zu haben, er gab mir manche vertraute Aufschlüsse über sein Wesen, die mich ihm näher brachten als andre.

Liszt verläßt Weimar im nächsten Frühjahr. Die dortigen Verhältnisse sind in richtiger Konsequenz jener Zerwürfnisse gesunken, Dingelstedt hat die künstlerische Stellung Weimars mit solchem Erfolg auf seinen Standpunkt herabgebracht, daß er schon in diesem Jahr ein Defizit hat, und nächstens einen sechsmonatlichen Urlaub ansuchen wird. Die von Stör geleiteten Abonnementskonzerte sind reaktionär und so, wie man sie eben in Itzehoe oder Buxtehude auch hört. Wenn Liszt von Weimar fort ist, dann wird's dort heißen: Ja, das war einer! Und wenn er einmal nicht mehr lebt, wird's die ganze Welt sagen. Solange aber gilt Liszts Wort: Mundus vult Schundus.

Wer weiß, ob uns das Geschick nicht in einer schöneren Weise wieder vereint, sei es in Wien, wie das Gerücht geht — oder in Rom, wohin mein Sinn steht.

Lieb Engelsrippchen! Ich schließe hier — mit Grüß an Dir — und Hestermann — Du gute Sann!! Meine Lieder sind bei Schlesinger. Vielleicht nimmmt sie der gute Judd. Ich habe Glück mit Juden. Es sollte mich wahrlich freuen. Eben komponiere ich die schönen Sonette von Bürger, die ich Dir manchmal vorgesagt habe. Überhaupt werde ich jetzt wieder fruchtbar, nach Roias glänzendem Beispiel.

Grüße Jungs und Hessens. Von Weimar Nachricht.

Dein Peter.

150. An seinen Bruder Carl.

Weimar, 4. Januar 1860.

Mein Teurer, Lieber! Herzlichen Dank für Deine umgehende Antwort, fröhlichen Neujahrsgruß für Dich und die Deinen. Vor

allen Dingen Dank dem lieben Gott, daß unser Diezchen wieder wohlauf ist, das übrige wird sich machen. Aber die Jungen müssen uns erhalten bleiben, sie müssen die bessere Fortsetzung zu unserm Leben liefern.

Lieber Carl, Du bist augenblicklich, und mit Grund, um meine Verhältnisse besorgt. Ich antworte Dir deshalb augenblicklich. Zuerst über den Hauptpunkt: meinen hiesigen Aufenthalt. Er ist eine Konsequenz früherer Verhältnisse. Wer soll die Übersetzung machen? Mein Name ist in dieser Beziehung schon in der Öffentlichkeit genannt, und zwar in Liszts Brief an Heckenast. Nun ist aber meine Arbeit schon drei Jahre und mehr, fast vier Jahre alt; die Sache hat ohnedies viel von sich reden gemacht, man wird ohnedies über mich herfallen, ich muß mich also auf jegliche Weise vorsehen; ich nehme also den mir damals vorgeschriebenen Weg einer genau wiedergebenden Übersetzung verlassend, eine möglichst durchgreifende Bearbeitung vor, den schwulstigen französischen Ausdruck vereinfachend, um den in vielen Dingen ganz interessanten Inhalt für den deutschen Leser möglichst durchsichtig, mundgerecht hinzustellen.

Daß in diesem, meinem letzten Zug nach Weimar, neben der äußerlichen Veranlassung auch noch innerliche Triebfedern mitwirken, leugne ich nicht. Ich würde Dir mein Herzensgeheimnis heute schon mitteilen, weil mir dies Vertrauen Dir gegenüber wohltun würde. Aber laß mich über Dinge schweigen, die vielleicht niemals in die Wirklichkeit treten können. Der zweite Hauptpunkt, jenes Gerede meiner guten Freunde, hängt damit zusammen. Lieber, ich gehe mit Bewußtsein und allem guten Willen, auch mit einer von Gott gestärkten Kraft meinen Schwabenjahren entgegen. Ich benehme mich schon heute nicht mehr töricht. Jene Frau ist mir wirklich aus gutem Grund ein Gegenstand ehrlicher und getreuer Verehrung und wird es hoffentlich immer bleiben. Du magst völlig sicher bleiben, daß meine Freundschaft für sie ihrer würdig ist, die eine sehr ernste Künstlerin, eine gute Gattin und treue Mutter ist.

Im übrigen glaube nur immerhin, daß Du im stillen mehr Schule an mir gemacht hast, als Du denkst. Ich nehme das Leben

ernſt und betrachte es als einen Weg zu Gott. Könnteſt Du in mein Herz blicken, und in bezug auf meine äußere Stellung über eine Spanne Zeit hinwegſehen, die Trübe in Deinen Worten würde ſich bald aufhellen. Mit dem Einläuten des Advents habe ich ein neues Leben begonnen, am erſten Adventſonntag die Kommunion gehalten, am 12. November die letzten Götzenbilder verbrannt, ich lebe ſeitdem mit dem Evangelium in der Hand feſt und fröhlichen Herzens das kirchliche Jahr mit und will es ſo halten mein ganzes Leben. Die Religion wird bis in jeden Winkel meines Herzens eine Wahrheit. Sei deshalb guten Mutes, Lieber, Guter, und verzweifle nicht an der Langſamkeit, mit der das Außenleben dem inneren nachhinkt. Ich bleibe in Wien, ich bin bald wieder dort, wenn die Eiſenbahn vollendet iſt, leben wir beſſer und näher als in derſelben Stadt vereinigt, wenn wir uns auch jedes Jahr nur auf ein paar Wochen ſehen. Erhalte unſer geiſtiges Band, hilf mir, ſolange es not tut, und Du es kannſt, glaube an mich, und auch ein wenig an meine Zukunft.

Damit Du ſiehſt, wie ich in meinem Verhalten ſchon von ſelbſt Deinen Warnungen entgegenkomme, kann ich Dir die vier Punkte faſt völlig zu Deiner Zufriedenheit beantworten. Hebbel uſw. gegenüber bin ich auf die allerhöflichſte Weiſe von der Welt ſeitdem zu Hauſe geblieben. Wir haben uns nicht wiedergeſehen. Den Gedanken der Zeitſchrift gab ich zum letztenmal und für immer auf: ein Beweis dafür meine Operniſkizzen, die ich als das Poſitive alsbald nach völligem Abweiſen des Negativen herausforderte. Mein Cid findet hier von allen Seiten volle und warme Zuſtimmung. — Im übrigen habe ich das eigne lyriſche Dichten völlig abgeſchloſſen, und in Zuſammenſtimmung mit einer früheren Anſicht von Dir mich einſtweilen wieder auf das Komponieren von Liedlingsgedichten verlegt. Dagegen hoffe ich meinen Cid mit aller Liebe und Einfachheit dichteriſch hinzuſtellen. Die Idee meiner Vorträge nehme ich vielleicht für die Faſtenzeit in Wien wieder auf. Meinen Barbier arbeite ich, da ich nun über den Cid im klaren bin, vielleicht noch hier, einaktig und im Klavierauszug, um. Im Frühling und Sommer wird das Libretto zum Cid fertig. Dann ſehe ich Dich wohl im Herbſt in München.

Soviel für heute, liebster, bester Carl. Arbeite glücklich an Deinem zweiten Teil.

Dein treuer Peter.

151. An seine Mutter.

Weimar, den 17. Januar 1860.

Meine liebe Mutter!

Solange habe ich Dich nichts von mir hören lassen, und auch jetzt noch ließ ich Dich solange auf Deinen lieben, fröhlichen Geburtstagsbrief warten, der mich so überaus erfreute, weil die Züge Deiner Hand noch so kräftig bleiben, und weil Dein Wesen darin so ganz und immer das alte ist. Daß ich aber so selten schreibe, hat seinen Grund darin, wie Du Dir wohl selber sagen wirst, daß ich in so großer Verlegenheit bin, Dir Gutes von mir zu erzählen, wenigstens äußerlich Befriedigendes. Es macht mir oft das Herz so schwer, daß ich Deine alten Jahre nicht dadurch erfreuen und verschönern kann, daß ich ein sicheres äußerliches Leben gewinne. Glaube nur, daß es nicht allein an mir selber liegt, sondern auch zum großen Teil an der Ungunst der Verhältnisse, an der eigentümlichen Parteien-Zerrissenheit, in welche unsre musikalische Kunst in diesen Zeiten geraten ist. Du kannst Dir das recht deutlich machen an meinen Weihnachtsliedern, welche nun ungedruckt wieder in Elises Hand zurückgekommen sind. Denn wenn ich mein schlechtes Fortkommen zum Teil auf meine unvollkommene technische Ausbildung schieben muß — so bin ich mir doch auch wiederum ganz sicher bewußt, daß ich, um nur bei den Weihnachtsliedern stehen zu bleiben, hier ein ganz dankbares kleines Werk zuwege gebracht habe. Diese Lieder sind sinnig und eigentümlich, sie sind dem schönen deutschen Familienleben abgelauscht, sie haben ihren Grund in einer ungezierten Frömmigkeit; ohne überall schön und vollkommen zu sein, haben sie dennoch in einer edlen, kunstgerechten Form fast immer einen Inhalt, der aus dem Herzen dringend auch zum Herzen gehen mag. Wie gewissenhaft und künstlerisch bin ich dabei zu Werke gegangen. Drei Jahre lang blieben sie liegen und

dann habe ich sie mit Berücksichtigung aller Ausstellungen, die mir daran gemacht worden waren, neu ausgearbeitet, und darf mit dem besten Gewissen glauben, dem Verleger und Publikum ein annehmbares Kunstwerk zu bieten. Dennoch habe ich es fünfmal von Verlegern zurückbekommen, zuletzt von Schlesinger, dem ich sogar in betreff eines Honorars freie Hand gelassen hatte. So bleibt mir also sogar der einzige Weg verschlossen, auf welchem ich meinem Namen eine ehrenvolle Bedeutung erstreben könnte. Worin liegt das? Ach, das ist ein langes Kapitel, und wenig Gutes kommt dabei heraus, es zu erzählen.

Dies stete Zurückweisen des Schicksals auf mich selbst, und auf ein größeres Anspannen meiner innersten Fähigkeiten gibt mir freilich ein tieferes und edleres Gepräge in dichterischer und menschlicher Hinsicht, und wird mich aus einem härteren Kampf nur mit einem um so besser verdienten Kranze, der mir dennoch später nicht versagt bleiben wird, hervorgehen lassen, aber die Zeiten der Entmutigung, der Niedrigkeit, der Verkennung, des Mangels aller sichern Lebensbegründung sind schwer zu ertragen, und dann am allerschmerzlichsten, wenn man, wie ich Dir, geliebte Mutter, nach so langer Zeit, mit so manchen Ansprüchen, ohne jeden Erfolg, ohne jeden Schimmer von Glück zum Neujahr entgegnen muß.

Carl sagt mir, und er hat recht: „Was würde der Vater dazu sagen, wenn er Dich heute noch in solchen unsichern, Deiner unwürdigen Verhältnissen sähe!“ Und er sagte mir noch zu Neujahr, der Schmerz darüber würde wohl mit ihm ins Grab gehen. Aber dieser Geist meines Vaters hat auch noch einen andern Ton, als den, welcher mich richten soll. Möge er dereinst versöhnend und tröstend für mich reden.

Ich unternehme jetzt eine schöne große Arbeit, eine Oper zu schreiben: Der Cid. Dieselbe wird im Jahre 1861 fertig werden. Gott gebe, daß Du es noch erlebst, meine Mutter.

Ich habe auch eine Herzensarbeit vor: ein geliebtes Mädchen zu erringen. Vielleicht bringt sie Glück in mein ganzes Leben. Ich bleibe in Wien, sein Boden ist mir lieb, wo Mozart, Beethoven, Schubert, Haydn begraben liegen — und Glück! Möge er auch mir Leben und ein Grab gönnen. Im Prater ist's schön; ich

habe schon mancherlei dort gedichtet und komponiert. Einstweilen sind mir seine Bäume und seine Hirsche hold — später vielleicht auch manche Menschen.

Ehe ich nach Wien zurückgehe, sehe ich Dich, Mutter, und die gute Elise und Franz. — Liszt, mein alter, treuer und viel geschmähter Liszt, ist mir immer der alte. Wenn die Zeit kommt, wo seine Empfehlung etwas gilt, wird für mich gesorgt sein. Er widmet mir eines seiner schönsten Werke, den Psalm: „Herr, wie lange willst Du meiner so gar vergessen!"

Im März will ich die Geburtstage der Schilykinder mit Euch feiern. Ich beende hier die deutsche Übersetzung der Zigeuner von Liszt, für welche ich schließlich noch 200 Gulden Honorar bekomme.

Meine liebe, gute Mutter Friederike, lebe noch lang und fröhlich, so wirst Du auch noch Gutes erleben an

Deinem

Peter Cornelius.

Liszt wird mich nach Rom kommen lassen.[1]

152. An seine Schwester Susanne.

[Weimar, Februar 1860.]

Liebchen!

Die Zeit der Lyrik geht zu Ende. Hebt meine paar Albumverse recht fromm auf, denn diese Ader wird jetzt versiegen. Carl hat mir auch das Gedichtemachen untersagt, und er hat recht, ich hab's ihm auch versprochen. Manchmal zappelt's mich freilich noch einmal am nervus poeticus, und ich will heute nur zu Eurem höheren Trost einige ganz unbezügliche Lieder hersetzen, um Euch nicht mit Prosa zu langweilen, und um zu zeigen, daß meine Lyrik nicht wegen Mangel an Abonnenten eingeht. Dem hiesigen Aufenthalt verdanke ich noch ein paar hübsche Gedichte, obwohl ich leider das Beste und Dümmste, was ich fühlte, nicht in Verse gebracht habe.

[1] Daraus wurde nichts. Mein Vater hat Italien, das Land seiner Sehnsucht, nie gesehen.

Ich ſchreibe Dir die Dinge aufs nebenſtehende Blatt und gebe Dir nur noch einige Privatnachrichten. Roſas Rudolf iſt wohl und ſchön; ſie iſt am ſelben Tag, wie der Jung-Cornelius geboren wurde, im Tannhäuſer zuerſt wieder aufgetreten; ſie ſah ſchöner und jugendlicher aus, wie je. Sage Heſtermann, daß ſie wirklich 33 Jahre alt iſt, aber als Eliſabeth ausſieht wie 19, und im Hauſe ſelbſt wie 27. Ich war natürlich auf der erſten Parkettbank und warf mein Bouquet mit Heldenſtärke und Gladiatorengewandtheit auf die Bühne.[1]

Da ich dies kleine Lied für Dich aufſchreibe, weine ich ſo herzlich, als wie ich es dichtete. Wie lieb habe ich es, dies kleine Gedicht, wie lieb vor hundert andern! Ach, dieſer ſchöne Klang unſrer Sprache, wo ein ganz ſchlichtes, wehmütiges Gefühl zur lieblichſten Muſik wird. Dies Lied enthält ein Stückchen von meiner beſten Natur, es malt mich wie ein gutes Porträt. Mein war nur die ſchöne Sehnſucht; ſelig die glauben, ohne zu ſehen! mein Glück würde mir nur erſcheinen, daß ich die Finger in ſeine Wundenmale legen ſollte. — Der Himmel wird mich retten, ich weiß es, in eine eigne Welt ſchöner Geſtalten. Ich werde leben und dichten. Weh dem, der mit Gott um ſein bißchen Glückſeligkeit feilſchen will. Sie wird ihm reich zugemeſſen und er weiß es nicht. — — —

Peter.

153. An ſeine Schweſter Eliſe.

Weimar, den 3. April 1860.

Meine liebe Eliſe!

Mit welcher Freude habe ich Deinen Brief neulich empfangen, meine liebe, brave Eliſe, und mit welchem Schmerz habe ich daraus

[1] Hier folgte das Gedicht an Roſa von Milde:

Es tat mir weh den Klang zu hören,
Als man dein goldnes Haar zerſchnitt. . .

Siehe „Gedichte".

ersehen, daß es mit Deinen Augen nun in der Tat so schlimm geht. Laß mich nicht davon reden! Es tut einem zu leid! Ich habe jenen Morgen, außerdem schon die ganze Zeit recht innerlich aufgeregt, so geweint, wie ich das alles las. Aber wahrlich, Liebste, Beste, nehmen wir nur alles getrost hin aus Gottes Hand. Es wiegt sich alles so auf. Du hast wiederum ein so frommes, hellsehendes Herz, Du bist ein so braves, gutes Weib! Du wirst selbst im schlimmsten Falle allen Trost in Dir finden, und wirst durch die Augen Deiner guten Kinder sehen! Ja, es ist wohl fast notwendig, daß ich nicht nach Wien zurückreise, ohne Euch einmal wiederzusehen. Ihr seid mir ja alle wie ein Traum! Freilich hatt' ich mir vorgenommen, schon im Anfang März Euch zu besuchen. Die Arbeit mit meinem Buch zog sich aber so in die Länge. Erst am vorigen Samstag wurden wir fertig, es mit Liszt und der Fürstin noch einmal ganz durchzulesen, zu streichen und zu ändern. Auf diese Weise verdiene ich in der Tat die 300 Gulden, die ich anfangs nur so wie einen rechten Glücksbrocken zu verschlucken dachte, mühsam und langsam genug. Es war dies mein Weimarscher Schluß. Ich mußte hierher gehen, denn ich hatte die Arbeit schon übernommen und durfte auch die 300 Gulden nicht fahren lassen. Nebenher zogen mich auch Liebes- und Heiratspläne hierher. Ich bin aber noch zu haben — und es ist aus allem nichts geworden. Ich gebe es jetzt auch gründlich auf, und füge mich in den ehelosen Stand, denn ich sehe, ich hab' das Talent nicht dazu, geliebt zu werden, niemand will mich. Nun, ein Weiberhasser werde ich nicht, aber ich ziehe mich ohne Groll und mit aller Verehrung vom weiblichen Geschlecht zurück. — Ich habe mich in den letzten Tagen um eine Stelle beworben, in Triest nämlich, wo der Magistrat die Stelle eines städtischen Gesanglehrers und Chorregenten neu besetzen will. Ich habe einen ellenlangen Brief hingeschrieben und meine Verdienste mit schamloser Bescheidenheit gehörig herausgestrichen. Es wäre schön, wenn es was würde. 1000 Gulden festen Gehalt und Stunden.

Du hast mich so freundlich an die Zeit erinnert, wo ich die Weihnachtslieder für Dich komponierte, und die rote Mütze fiel mir ordentlich erst wieder ein, als ich das las. Wir wollen sie recht

schön singen, wenn ich zu Dir komme. Könnte ich wieder so eine stille Zeit bei Dir leben, so würde es mich dazu anspornen, manches für Dich zu dichten und in Musik zu setzen, weil Du so damit zufrieden bist. Aber die Brücken sind ja jetzt hinter mir abgebrochen, und ich muß mit aller Gewalt daran denken, mir einen Platz auszusuchen, wo ich stehen kann. Nachgerade schäme ich mich selbst unendlich, daß ich noch so ein brotloser Mensch bin. Ich weiß es mit nichts mehr zu bemänteln. Aber ich verzweifle dennoch nicht, es kommt noch, und ich lebe noch lang.

Liebe, gute Elise! Wie Du gesagt hast, will ich es machen, öfter will ich Dir schreiben, wenn auch wenig. Ich bin gesund und habe mein letztes und größtes Liebesleid mit heilem Herzen überstanden. Ich bin frei und mehr als jemals. Ich will brav sein! Wie Dein Wilhelm immer sagte. Ich will ziemlich fromm und heiter sein und demnächst meine neue Oper komponieren. Dann bin ich sehr glücklich. Ob ich, und wann ich komme, schreibe ich vorher, in etwa acht Tagen. Habt fröhliche Ostern, Du und Franz und die Mutter und die Kinder. Ich verlebe sie noch mit meinem guten Liszt. Am zweiten Feiertag ist die Oper von Lassen: Frauenlob, die ich noch abwarte, weil ich doch einmal hier bin.

Mit aller brüderlichen Liebe und ganz mit dem Gefühl, das ich für Dich hatte als ich noch Knabe war, liebe Elise

Dein Peter.

154. An seinen Bruder Carl.

Weimar, Pfingsten 1860.

Lieber Carl! Mein hiesiger Aufenthalt hat sich immer länger und länger hinausgezogen und ich hatte im stillen das peinliche Gefühl, daß Du es nicht gern siehst und am Ende denkst, ich lasse mich wieder völlig hier fesseln. Außerdem lndst Du mich nach München, um meine Zukunft zu beraten, und auch das stimmte nicht recht mit meinen inneren Plänen, so daß ich nun in ein so langes Stillschweigen geriet, und dafür auch nichts von Dir und

den Deinigen erfuhr. Nun ist mit Pfingsten der äußerste Termin meines Hierseins gesetzt und ich habe auch im Leben wie in der Kunst mit allen Verhältnissen so völlig abgeschlossen und innere Ruhe gefunden, daß ich nun mit allem was in mir ist, ungebrochen und unzerstreut, nur eines will, meine zweite Oper dichten und vollenden. Ich habe lange im Ergreifen des Gegenstandes zwischen meinen beiden Stoffen, von denen ich Dir ja schrieb, geschwankt, um so fester und anhaltender muß ich auch jetzt das Ergriffene zum Ziel führen. Es ist der Cid, dessen Skizze diesmal das zustimmende Urteil aller Freunde, Liszts, der Fürstin, Schölls, der beiden Mildes für sich hat. Er muß im Laufe des Jahres 1861 fertig werden, das ist mein Wille und mein Gebet. Ich habe ihn zur Widmung an Onkel Peter bestimmt, dem ich neulich davon geschrieben; ich gab der Fürstin den Brief mit, welche in ihren Angelegenheiten, die Heirat mit Liszt, nach Rom gereist, und allem Vermuten nach heute, über Marseille gehend, dort angekommen ist. Hoffentlich bestätigt es sich nicht, daß der Ohm nach Deutschland zurückkehrt, ich würde ungern denken, daß er sein Rom verläßt.

Wie kommt es, lieber Carl, daß Dein zweiter Band noch nicht erscheint, hast Du ihn über Deine Semesterarbeiten noch wieder zurücksetzen müssen, ist er noch im Druck, wird er im Herbst erscheinen?

Der arme Wilhelm! wie kurz war sein Glück! gern wäre ich hingereist, um die arme Emma noch einmal zu sehen und Wilhelm beizustehen. Als wir uns trennten, komponierte ich ihm das Hochzeitslied, und wie fröhlich waren wir damals! — Ach wie bescheiden und wie mutig zum Entsagen hat mich dies Unglück gemacht! Ich bin innerlich jetzt sehr beruhigt, habe glückliche Tage verlebt, will nichts mehr vom Leben, als ein halb Dutzend Opern, und daß sie sich nur fast so gut durcharbeiten, als das halb Dutzend Kinder, das der Himmel unserm Vater geschenkt hat. Ich muß sagen, innerlich erneure ich wieder recht von Herzen alle alte gute Meinung für unsre Mutter Friedrike. Wie respektabel ist es doch von so einer Frau, ein halb Dutzend so lebensfähige, gesunde Geschöpfe auf die Welt zu setzen, und nicht etwa krank darüber zu werden, oder gar zu sterben, sondern so recht brav lange zu leben;

so wird sie, wenn Gott will, Deinen dritten Band noch lesen, und meinen Cid noch sehen. — — Wenn ich über München zurückginge, so würde ich hängen bleiben und ich möchte erst noch den Cid in einer ganz verlornen, tiefen Stille ausarbeiten, wo niemand nach mir fragt, wie in Wien. Ich habe jetzt eine große Sehnsucht und Liebe, den Cid vor mir zu sehen, und ich weiß, ich werde diesmal schnell und glücklich arbeiten, denn es ist alles fein organisch und mählich in mir herangereift. Ich habe sehr guten Mut, bin auch fromm und heiter — wie ich hier nicht immer war. Aber diese Zeit hat sein sollen. Ich wollte mich hier verloben, um den bestimmenden Punkt im Leben zu gewinnen, nun wurde daraus nichts — aber es wurde ein andres, was mich sehr ermutigt und erheitert.

Es bleibt dabei, die Gedichtmacherei hört auf, es gibt fortan nur Librettos, nach dem Cid die Meerfey, die auch manches gute hat, — oder — die Justine. Aber ich habe mir es dennoch schließlich nicht versagen können, eine Folge von Gedichten an ein gutes, liebes Geschöpf zu dichten, zu der mich diesmal der Palmsonntag führte.[1] Sie ist jetzt längst in alle Welt — aber wir bleiben gute Freunde, und wer weiß, ob wir nicht einmal noch bessre werden. In der dritten Auflage von Brendels Musikgeschichte stehen wir auf einem Blatt zusammen Seite 609 und 610. In Schuberths Handbuch, Lexikon habe ich auch meinen Artikel und bin obendrein sechs Jahre jünger gemacht. Und ich muß sagen, ich bin es auch — ich bin jünger geworden, habe viel Sentimentalität von mir abgestreift, sehe gut aus, habe noch kein graues Haar, gehe nach Wien, komponiere meinen Cid, bringe ihn irgendwo auf die Bretter, am wahrscheinlichsten in Weimar. — — Ich umarme Dich mit allen guten Wünschen und bleibe Dein getreuer

Peter.

[1] Gemeint ist Marie Gärtner.

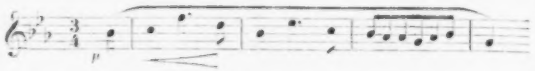
155. An Marie Gärtner.[1]

[Weimar, 31. Mai 1860.]

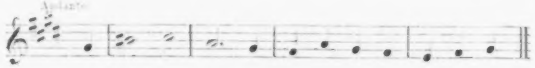
— Mir fiel sogleich ein, Ihnen zu raten: Du meine Seele, Sei mir gegrüßt, Wiener Soiree, Er ist gekommen. Aber das sind doch immer so mit subjektiven Meinungen gemischte Ratschläge. Schreiben Sie mir übrigens nachträglich, ob vielleicht zufällig eins von den genannten Stücken auch in Ihrem eignen Rat Gnade gefunden hat. Einen ganz dummen Rat möchte ich Ihnen noch hinterher geben und der wäre: Gar nicht so das klassische Panier aufzupflanzen, nicht den Leuten nach dem Mund zu spielen, sondern ihnen ganz kühn den eignen Geschmack zu oktroyieren, wenigstens das Klassische nur als Konzession, wo sie notwendig, zu betrachten. Gerade die Wiener Soireen und ähnliches von Liszt, d. h. das einer naiven Weiblichkeit am meisten Zusagende, sollten Sie sich als Hauptrepertoire immer inniger aneignen und wenn Sie damit auch ein oder das andre mal Fiasko machten, Sie werden dennoch Ihr Publikum dafür finden; dann die schönen zarten Nocturnes von Chopin und ähnliches — daraus bilden Sie sich ein originelles mit Ihrem Ich möglichst übereinstimmendes Repertoire und suchen Sie sich durchzusetzen — Schumanns Kinderszenen, Kreisleriana — doch — da fällt mir ja ein, daß ich Ihnen ganz dasselbe schon mündlich sagte, nun ja — mündlich — ist ja auch besser raten. Eben habe ich mir die (da schlägt es zwölf! ich grüße Sie) Zigarre angesteckt und bin ein wenig im Zimmer auf- und abgegangen. — Ach, um diese Zeit ging ich vor Wochen mit dem innigsten Lachen noch im Dunkeln von der Altenburg herunter — ein Gegenstand heimlichen Schauders für den Nachtwächter in der Frithjofstraße! — das bringt mich nun glücklich aus dem steifen Ratgeberton heraus, und ich erzähle Ihnen durcheinander alles mögliche. Als ich vorhin die Treppen heraufstieg, ich kam von

[1] Den Briefen an M. G. liegen fast regelmäßig Liebesgedichte bei, die von jetzt ab an die Stelle der poetischen Ergüsse an die „Herrin" treten. Sie sind auf besondre meist rosafarbne Briefbogen geschrieben. Gleich denen an Rosa von Milde sind sie in der Neuausgabe der Gedichte in einer besondern Abteilung, mit der Aufschrift „Marie", vereinigt.

Lassen, also aus schöner Gegend, brach ich mir am Prinzessengarten die Geisblattranke, die schicke ich Ihnen Morgen mit. Schöne Zeit des Jahres, wo Blumen wachsen, und des Lebens, wo man sich noch welche zu senden hat. — Gestern hatten wir einen seltnen musikalischen Kaffee, zu dem Liszt sein Sonntagspersonal eingeladen hatte. Das Quartett spielte zwei Beethovens's,



und



Das war ein recht hoher Genuß, der dann noch gekrönt wurde, als Liszt sich bewegen ließ, die große B-Sonate zu spielen. Wie er aber auch nur ansetzte, nachdem doch diese ausgezeichneten Musiker gespielt hatten — mein Gott, es ist da gar nicht von „Unterschied" zu reden, sondern man denkt, es gibt gar nicht Musik, als wenn er spielt, wie er die Phrasen formt, zusammenballt, weich entrollt — wie er über allem steht, an gar nichts Technisches zu denken hat, nur das geistige Bild wie unbewußt unter seinen Fingern hervorquellen läßt. In jedem Satz eine andre Welt! Doch hat auf mich Barbaren der letzte Satz abermals einen zerteilenden, unerquicklichen Eindruck gemacht — unter dem fortwährenden Staunen über dies plastisch waltende Spiel kommt man doch eben nicht dazu, dem abstrakten, kunstvollen Bau der Fuge einen einheitlichen Eindruck abzugewinnen. Wenn man selbst dran sitzt und alles Kunstdetail bewundert, indem man es entziffert, dann geht's noch, dann vergißt man das Ganze über das einzelne. Unwillkürlich mußte ich denken, wie notwendig es doch war, daß Schumann, Chopin und Liszt wieder die kleineren Gefühls- und pittoresken Formen anbauten, daß auf diesem Wege die Kunst ins Ungeheuerliche gehend uns zuletzt kalt lassen müßte. — Da sehen Sie, da haben wir ja ganz die Unterhaltung mit und ohne Philo-

ſophie. Liebſte, ſchönſte Marie, bin ich nicht ein recht dummer philoſophiſcher Peter? („Ja?" — „Nicht?" —) Aber auch wie ein recht ſchläfriger Verehrer werde ich Ihnen vorkommen, wenn ich Ihnen ſchon wieder gute Nacht ſage! Aber ich mag es nicht zu ſehr in die Nacht hineintreiben — es iſt meine Natur nicht, und ich bin morgen um ſo friſcher. Auch noch etwas dient zu meiner Entſchuldigung. Daß ich Sie heute morgen im Frühtraume geſehen habe. Ach, ſo deutlich, ſo lebendig, ſo ſtrahlend — als ich erwachte, wußte ich auch noch wie alles war — aber erſt am Abend fiel mir's wieder ein und da beſann ich mich vergebens. Alſo, wenn ich Sie nun ſtehe, ſuche ich ja nur Sie! Es iſt ſchön, an Sie zu ſchreiben, aber noch ſchöner, von Ihnen zu träumen. Denken Sie, Marie, Sie zu ſehen, ein ſo weit entferntes liebſtes Weſen zu ſehen, ja, zu atmen im lebendigſten Traum, welches Glück! Heiter, Marie, fröhlich machen Sie mich, Sie glauben nicht, wie ſehr! Nie kann es einen Getrennten gegeben haben, der ſein liebes Schickſal mit einem dankbareren Herzen hinnimmt, wie ich. Nachdem ich geſtern von Ihnen ſchied, betete ich mein Vaterunſer, wie immer auf den Knien!, dann vor'm Einſchlafen noch die ganze Marien-Litanei, und bei gewiſſen Stellen drücke ich die Hände recht feſt zur Bekräftigung aneinander. Diesmal bei der Stelle: Causa nostrae laetitiae — du Urſache unſrer Fröhlichkeit! Wie herrlich, wie poeſievoll ſind dieſe uralten Gebete! Und als das alles vorüber war, betete ich noch ein Ave-Maria und dachte, die erſte Hälfte ſoll für die Fürſtin ſein, und die zweite für unſre Marie. Die blaue Schleife war auch dabei. O guter Gott, wie glücklich ſind wir!

Am 1. Juni. Ich wünſche Ihnen Glück zum Roſenmond, liebe Roſimund! Guten Tag, wie geht's? Ach, ich habe Ihnen noch gar nicht für den Flieder gedankt — o wie der himmliſch gepreßt war!

Eigentlich wollte ich heute abreiſen, aber Fiſcher hatte die Abſchrift von den „Zigeunern" noch nicht fertig. Sie erinnern ſich! ſeit damals, wo er das Buch bei Ihnen holte. Sehen Sie, jetzt denk' ich dran, das kommt mir wie eine kleine Ewigkeit vor — jener Morgen — es war wohl ein Marientag — ein Straußmorgen —

ich denke. — Wundern Sie sich nicht, und halten Sie's für keine Herzensträgheit, Maria, daß Sie jetzt keine Lieder von mir bekommen. Glauben Sie mir, konnte und wollte ich mich jetzt ganz in den reinen, heitern Himmel meiner Seele versenken, ich wollte Sie mit Liedern überschütten — aber die Lyrik soll und muß jetzt für lange Zeit in den Hintergrund treten, und das „danke" soll vorderhand ein Abschluß sein. Jetzt nur Cid — Ximene! Gibt der Himmel einmal ein Wiedersehen — !! so soll's an Liedern wohl nicht fehlen. Wie gehe ich nun aus Weimar, liebe Freundin! Weit über alles Schönste und Beste hinaus, was ich in der Ferne erträumt, in der Nähe schmerzlich verloren hatte, nehme ich nun ein jugendlich blühendes Glück im Herzen in alle Welt mit — habe den lieben ersehnten Briefwechsel, nur viel schöner und — freier! O, Marie, Sie sind ein lieber schelmischer Ausbund von Weisheit! Ich knie vor Ihnen Marie, wie am letzten Samstag, wo ich so selig weinte. Jeder gute, heilige Schwur meines Innern wird erneuert und mit den heftigsten Küssen auf Ihre Hand (Geisblatt) besiegelt. Halten Sie mich denn auch wirklich fest, und darf ich darauf pochen, daß ich Ihnen treu sein muß? Ja, ich darf es — Sie lohnen mir's einmal mit einem wundervollen Druck der Hand! Wenn Sie darauf gehofft haben, durch eine so weite Entfernung von mir los zu kommen, so sind Sie arg getäuscht, Böse! Es wird nichts draus! Seien Sie in der Welt, lernen Sie tausend — oder doch hundert, feine und abgeschmackte Kerle kennen — bleiben Sie frei, frei im innersten Herzen — lieben Sie den Edelsten und Reichsten, lieben Sie ihn ganz mit dem sichern Gefühl, daß der Freund entzückt sein wird, wenn er Sie glücklich hoffen darf, aber denken Sie auch, daß Ihnen der Dichter in jedem Augenblick ganz gehört — solange Sie „wunschfrei" bleiben, daß der Stern immer denselben Glanz für ihn behält — solange er lebt, Marie, bis zum letzten Atemzug.

Maria, ich habe Sie lieb! Gott walt' es.

156. An Marie Gärtner.

[Wien, 10. Juni 1860.]

Marientag.

Nun, da ich still wieder hier in dem lauten Wien sitze, wird merkwürdigerweise das Andenken an Sie noch lebendiger und mit dem Andenken auch die Sehnsucht. Heute am Marientag in der Frühe habe ich zuerst am Cid zu arbeiten begonnen. Ich las den ersten Akt durch und war gleich ganz von der Stimmung durchdrungen, die ich für das Werk brauche. Er rührte und begeisterte mich mächtig — ich brach in Tränen aus — wie immer, wenn der Geist über mich kommt. Ich habe eine große siegende Zuversicht. — Später wurde ich durch einen Besuch unterbrochen, es war ein Herr Kulke[1] aus Prag, ein Anhänger der neuen Richtung, der fleißig ästhetische Artikel schreibt, neulich über Liszts Prometheus und jetzt an Bote und Bock in Berlin eine Parallele über Lohengrin und die Semele von Schiller. Der Mensch ist mir nicht just sympathisch und ich habe als Schaffenslustiger eine geheime Abneigung gegen die Ästhetiker. Doch muß es solche Käuze auch geben und ich glaube nebenbei produziert er auch. Es lebt jetzt ein gewisser Drang in diesen Süddeutschen; sie sind von Wagner und Liszt entzündet. Mich behandeln diese jungen Leute seit meinem Barbier schon als ein bemoostes Haupt. So muß man sie sich schon gefallen lassen. Wir bilden einen Kaffee, der wöchentlich zusammenkommt, und zwar unter dem stillschweigenden Präsidium von Eduard Liszt; dann der kleine schwärmerische Graf Laurencin, ein natürlicher Sohn jenes Erzherzogs Rudolf, des Gönners von Beethoven. Dann mein guter lieber Fritz Porges; auch der schreibt jetzt und läßt sich, wie mir scheint, gut dazu an. Er hat einen Artikel im letzten Heft der „Anregungen". Außerdem noch ein Herr Schönaich, Jurist, Liszterthusiast und Literat. Gestern waren wir zusammen und zwar auf der hohen Warte, einem Kaffeegarten bei Heiligenstadt, mit einem wundervollen Panorama von Wien und der Umgegend im weitesten Umkreise. Dort saßen wir etwa zwei Stunden. Während dem Rückweg war der Himmel ganz wolkenlos

[1] Eduard K. 1831—97, jüdischer Schriftsteller.

geworden — es war Dämmerzeit — und gerade ehe wir in die innere Stadt eintraten, hob ich stumm die Hand nach einem kleinen einzigen Stern, der im Äther schwamm — über dem Schottentor. Mit welchem Gefühl, Marie — — — Außerdem brachte ich heute morgen einen Brief an Heckenast auf die Post — nach Pest — worin ich ihm Rechenschaft ablegte über das Buch von Liszt und ihm sagte, daß ich es in Leipzig Dr. Härtel übergeben habe. Zugleich schickte ich ihm meine sechzig Lieder ein, die ich ihm zum Verlag anbot. Ich verstand auch Ihren Gedankenstrich im letzten Briefe sehr gut. Sie dachten an alle möglichen Klatschereien. Da mein Name nun doch schon einmal mit dem Buch vielfach in seinem Verlag genannt wird, so könnte das kleine Buch Lieder vielleicht mit hinterdrein trippeln. Und dann würden Sie doch fröhlich lachen, Marie, wenn Sie das Andenken unsres Frühlings mit Goldschnitt in die Hand nähmen? Nicht? Ich zweifle freilich stark, ob Heckenast es übernehmen würde. Es ist kaum die Zeit dafür und überdies haben meine Lieder auch wohl kaum die rechte moderne Färbung, sind nicht pikant, es fehlt ihnen zuletzt der höchste dichterische Schwung, das Eingeheimniste, von dem Goethe spricht. Aber sie haben dafür wieder einen lieblichen, graziösen Klang, geben unverdorbnes, gesundes Gefühl in fließenden Reimen, und viele meiner Freunde würden die Sammlung mit Freuden begrüßen. Ich habe die Lieder Köhler gewidmet. In der Art, wie sie zusammengestellt sind, bieten sie einen kleinen Lebensroman zwischen den Zeilen. Sie fangen an mit fröhlichem, harmlosem Liebesleben am Rhein, das sich in den ersten 26 Liedern abspielt. Dann kommt Scheiden, Schmerz, Zurückgezogenheit, Resignation in der Mitte — bis in den letzten Liedern wieder Frühling und Aufschwung in ein neues Leben erklingt. Diese drei Teile haben ihre besondern Schutzheiligen: Anna — Rosa — Maria.[1] Mit diesem letzten Namen schließe ich dies erste ruhige Stündchen in Wien. Marie! Schließen Sie mich oft in Ihr Nachtgebet ein. Sie sind mir nun Heimat und Zuversicht in der Ferne. Porges las zuerst das

[1] Die erstgenannte ist Anna Leißler, geb. Niedermeiter, in zweiter Ehe verheiratet mit dem schwäbischen Demokraten Julius Hausmann. Die Briefe an sie scheinen verloren zu sein.

Porträt in dem blauen Buch.[1] Das fand er reizend und kunstvollendet im Ausdruck. So ist sie und so heißt sie — ich bin glücklicher als ich je gehofft. Mehr weiß er nicht. Bloß Rinaldo[2] weiß alles. Jetzt geh' ich zum erstenmal in den Prater. Vielleicht gibt er mir noch einen guten Gedanken zum Eid. Liebe holdselige Marie! Bald, bald höre ich von Ihnen. Seien Sie fröhlich und vom Leben so gehegt wie von meinem Herzen!

Ihr Peter Cornelius.

157. An Marie Gärtner.

[17. Juni 1860.]

Am elften Sonntag nach Pfingsten.

Noch kein Brief! Was kann denn sein? Von Stunde zu Stunde hofft' ich, nun aber ist die Zeit vorbei und es heißt wieder eine Nacht über schlafen und neue Hoffnung in Träumen schöpfen. Heute ist ein stürmischer Tag. Ich habe Ximenens Reden im Herzen, aber sie wollen noch nicht die rechte Form finden. Ich gehe jetzt in die Dominikanerkirche, in die Zwölfuhrmesse. Denken Sie nur um die Zeit Sonntags immer an mich, da bete ich recht andächtig für Sie. Gott gebe mir bald einen recht lieben Trost fürs lange Warten.

(Nach Tisch). Ich hab's so gemacht und bin ganz erheitert. Es wird sich ja alles ganz schön aufklären. Wie froh ich aber sein werde, wenn diese Wartezeit glücklich überstanden ist, wenn ich schwelgen darf in drei, vier, fünf Bogen. Sonst weiß ich auch gar nichts von der Außenwelt, wie's der Fürstin und Prellers geht, was Liszt und die Anderson macht und die andern Weimaraner.

Eben Ihr Brief! Marie! Jubel, Jubel, Jubel! Ehe ich noch ein Wort lese, schreibe ich diese Zeilen. Tausend Willkommen Ihrem ersten Schreiben in Wien! Welche Freude, teuerstes Mädchen. Die wundervollen Blumen fielen mir fast entgegen und ich habe sie glühend geküßt. Liebstes, teuerstes Mädchen — das ist dieselbe

[1] Gemeint ist das Gedicht „Du willst Marie im Bilde sehn." Siehe „Gedichte".

[2] D. h. Reinhold Köhler.

Feder, mit der ich am Eid schreibe — soeben noch schrieb. Jetzt überlassen Sie mich der Wonne, mit Ihnen zu reden. Ich habe mein Ave Maria und Vaterunser zum glühenden Dank gebetet. — —

Ich liebe Dich! So bleibt es Wort für Wort,
Die letzten Worte sind den ersten gleich,
Denn in der Lieb' ist's wie im Himmelreich,
Die letzten sind ja auch die ersten dort!

158. An Marie Gärtner.

Wien, Montag, 18. Juni 1860.

Liebe Freundin! Treu meinem Vorsatz und gegebenen Versprechen, jedesmal wenn mir ein Wolkenschatten über die Seele läuft, der einen Augenblick lang die Sonne verdunkelt, dies gleich auszusprechen, schreibe ich Ihnen nun sogleich, daß Ihr Vorwurf meine Seele innerlich bitter berührt. Besser wäre es vielleicht, erst kälter darüber zu werden — doch nein — haben wir doch auch mündlich manche Konflikte überstanden, und hat unser gutes Einvernehmen darüber ausgedauert. Gut war es, und Sie werden's als Scherz verstehen, wie es gemeint ist, daß ich Ihre Blumen zuerst küßte. Sie hätten mir lieber bloß Blumen schicken sollen! — Nun im Ernst: Sehn Sie, liebe Marie, die Ferne macht den Abstand zwischen unsern Gefühlen deutlicher. Ich liebe Sie, im ganzen Sinne des Worts, so innig und hoch, wie mein Wesen es fähig ist. Deswegen wird mein Gefühl in der Ferne nur mächtiger, größer. Sie lieben mich nicht. Das klingt hart für mich — ich schreibe es mir selbst aber vor Augen hin, weil ich mir die Wahrheit nicht verhehlen darf. Daher kommt es, daß Sie mir Vorwürfe machen dürfen, ich Ihnen nicht. Wie freundlich, liebe Marie, ist es nicht von einer Freundin, dem Freunde sogar Blumen in die Ferne zu senden. Ein liebendes Herz aber, und meins ist eins, gibt mit Blumen gar nichts — und doch alles, wie mit jedem Gedanken, jedem Wort.

— Später. Ich bin ruhiger, das Zwicken im Herzen, Sie kennen das Gefühl gewiß auch — hat nachgelassen. Jetzt fahre

ich fort und gebe den Brief gleich auf die Post. Bis Sie ihn erhalten, ist Ximenens Anklage hoffentlich längst fertig, womöglich auch des Cid Auftreten. — Ich entsinne mich nun nicht mehr, welche Stellen im Tagebuch etwa Ihren Tadel auf sich ziehen mochten, nur erinnere ich mich noch, daß ich öfter vor Ihnen niederkniete und Ihre Hand küßte. Nun ja, das bleibt ja ewig dasselbe — darum würden wir uns in drei Jahren noch ebenso streiten wie heute, und nutzlos — der Punkt, um den es sich handelt, bleibt innerlichst unverändert. Das beste, unverdorbenste Gefühl meines Herzens soll ich verstellen, meine Liebe, die mit blauen Adern durchwebte Hand in blöde Handschuhe stecken? Ich soll in der Ferne — auf 147 Meilen hinaus, wenn ich an das Wesen schreibe, dem mein Herz im besten Sinne gehört, das Beste von diesem Besten unterdrücken, damit nur alles wie „ruhige Freundschaft" aussieht — was nur Liebe ist, und nichts anderes sein kann?

Gestern, in der Kirche, wie ich's Ihnen schrieb, war ich leidenschaftslos andächtig, habe den lieben Gott mit ruhig bewegtem Herzen gebeten um Glück der Liebe — und wenn es mir aber versagt sein sollte, um ergebenes, freudiges Entsagen. Liebe Marie, gedenken Sie meiner mit gutem Herzen. Beteurungen, die jetzt ruhmredig klingen würden, mögen unausgesprochen von der Zukunft bestätigt werden. Nicht umsonst hat mich der Palmsonntag zu Ihnen geführt, geliebte Marie, verehrte Freundin, was vom 1. April drin war, nehme die Erde dahin — das übrige mache der Himmel wahr.

„Dummes Zeug" ist Ihnen, was die innigste Meinung meines Herzens nur bescheiden und zurückhaltend ausspricht. „Dumme Klatscherei", was für mich beseligende Wahrheit sein könnte. Auch fürchten Sie, Marie, das bißchen Klatscherei zu sehr. Liebe atmet auf reinen Höhen, Klatscherei in Kellerluft. — Warum sind Sie so besorgt, daß das Porträt mitgedruckt werden könnte? Mein Gott, lauter solche Proteste, und von Petrarca bis Heine wäre alle Lyrik ungedruckt geblieben! Vorderhand unbesorgt, Heckenast wird das Büchelchen schon wieder zurückschicken — und es wird schon ungedruckt bleiben.

Marie, liebes, hochverehrtes Mädchen — Sehen Sie, ich habe es Ihnen mündlich oft geſagt, und Gott wird Ihnen die ſchöne Stunde geben, wo Sie einmal einſehen — wie mir ſonſt und heute zumute ſein mußte. — Aber ich danke Ihnen viel, o viel! Ich bin nicht unglücklich, bin heiter, geſund, rüſtig, bin jetzt ganz in meiner Arbeit. — In ſechs Wochen hoffe ich in der Tat Ihnen meinen Text ſchicken zu können. — Die kleinen Blätter ſchicke ich Ihnen dennoch heute mit. Es iſt das letzte „dumme Zeug". Gott führt ſeine lieben Menſchen wunderliche Pfade.

Von ganzem Herzen

Ihr Cornelius.

159. An Marie Gärtner.

Tagebuchblatt.[1]

O Vater unſer, ſegne mich,
Daß keine Stund' entfliehe,
Wo ich nicht herzlich denk' an Dich
Und Marie!

Geheiligt ſoll Dein Name ſein.
Schau in mein Herz und ſiehe,
Ob Du darin geſchrieben ein
Und Marie!

[1] Dieſe Tagebuchblätter in Verſen an Marie Gärtner, von denen im folgenden 16 Proben gegeben werden, wurden im ſtillen geſammelt und dann zum Geburtstag der Freundin 9. Januar 1861 ihr als Feſtgeſchenk überſandt. — Da ſie kein Datum tragen, verteile ich ſie zwiſchen die Briefe des Jahres 1860. In einer Tagebuchſtelle heißt es einmal in bezug auf dieſe Gedichte, daß ſie „ohne langes Beſinnen" entſtanden ſeien. „Es wird dann bis zu ihrem Geburtstag eine ganze Sammlung, ſo daß Marie ihr eignes Buch von Liedern an ſie mit dem bei Heckenaſt gedruckten zuſammenlegen kann. Wenn auch jedes einzelne Gedicht ſchlecht iſt, die ganze Idee iſt prächtig. Es iſt eben kein Werk für die Unſterblichkeit, aber von einem ſterblich verliebten Menſchen, der unendlich froh iſt, eine Herzensliebe auf Leben und Tod in ſich zu tragen. Wie ich einmal bin, und den ſteten Kampf um Veredlung unaufgeblich mit eingeſchloſſen, ſo will ich Marie gehören — ob ſie mich mag oder nicht — ſo ſei ſie ein ideales Weſen, ein Symbol, unter dem mein Herz das weibliche Geſchlecht verehrt und liebt."

Mein Vater! Zu uns komm' Dein Reich!
O Luſt, die dann gediehe!
Die Menſchen würden Engeln gleich —
Wie Marie.

Geſchehʼ Dein Wille! Schmerz und Heil
Zum Himmel uns erziehe;
Nur trüg' ich doppelt leicht mein Teil
Mit Marie.

Gib unſer täglich Brot uns Du!
Wer ſonſt, der's uns verliehe?
Und mir mein täglich Lied dazu
Für Marie.

Vergib die Schuld! Und niemand lebt,
Dem ich ſie nicht verziehe,
Selbſt wenn ſein Herz in Liebe ſtrebt
Nach Marie.

Nicht in Verſuchung führe mich,
O Herr, vor dem ich knie!
— Allgüt'ger Vater führe mich
Zu Marie!

Erlös uns aus der Tiefe Pfuhl!
Gib, daß zu Dir ich ziehe!
Gib mir ein Plätzchen hinterm Stuhl
Bei Marie!

160. An ſeine Mutter.

[Wien, Mitte Juni 1860.]

Mein liebes Mütterchen!

Vor einigen Tagen erhielt ich Deinen Brief, mit welcher Freude kannſt Du Dir denken, hier in der großen Stadt, wo ich von allen Geliebten ſo fern lebe. Ein rechter Troſt iſt mir in dieſer

Beziehung das Glück, daß ich gleich am ersten Tag eine Wohnung fand, die ich bis jetzt behalten habe, wo ich sehr liebenswürdige, gemütvolle Hausleute habe, die Müllers, von denen ich Dir schon früher schrieb, die mich wirklich wie ein Mitglied der Familie betrachten und mir in dieser Hinsicht vieles ersetzen. Auch bin ich in der Kost dadurch sehr gut bestellt, denn ich bekomme alles im Hause und habe in der Art nie so zufrieden und ganz nach meinem Geschmacke gelebt, seit ich mit Dir in Berlin wohnte. Ich bekomme morgens guten Kaffee mit frischem Wasser und ein ganz reichliches Mittagsmahl mit Suppe, Gemüse und Fleisch, wie es die Leute selber kochen und mir aus Gefälligkeit auch geben; ich möchte das mit keinem andern Tisch der Welt vertauschen, es ist eben alles wie bei uns zu Hause gekocht, wenn auch wohl hier und da in einer verschiedenen Art, aber doch alles kräftig und ohne Firlefanz. Mehlspeisen und Kuchengebäck steht freilich im Rang obenan; Knödel versteht meine Hausfrau zu kochen, wie man sie nicht besser denken kann, weißt Du, so lose und doch nicht matschig; ebenso die beliebten Nudeln und viele andre Dinge, denn man hat hier bekanntlich eine große Mannigfaltigkeit in Bereitung von Mehlspeisen. Im Fleisch ist weniger Abwechslung, was mir auch ganz recht ist, da größtenteils Rindfleisch in ganz exzellenten Suppen gekocht wird. Suppe bekomme ich immer eine herzhafte Schüssel voll, was mir sehr lieb ist, da ich bekanntlich ein alter Suppenschwab bin. Darin besteht aber die höchste Virtuosität der alten Frau Müller — die feinsten Suppenklöse in der verschiedensten Weise zu bereiten. — Zu dem allem genieße ich freilich weder Wein noch Bier, aber superbes frisches Wasser, und ich freue mich immer, daß wir zu Hause so gewöhnt worden sind, keine Bedürfnisse zu haben, keinen Unterschied zu kennen, denn ich habe jetzt z. B. wieder fünf Monate auf der Altenburg in Weimar täglich mittags und abends sehr guten Wein getrunken, aber vom ersten Tag an, wo ich ihn nicht mehr habe, schmeckt mir das Wasser vortrefflich und ich habe auch nicht das mindeste Verlangen nach Wein. — Nachmittags um 5 Uhr bekomme ich die sogenannte Zause, d. i. die Vesper — Kaffee — nicht zu vergessen das Glas schwarzen Kaffee mit Zucker, welches ich gleich nach Tisch bekomme. Abends finde ich dann immer Brot

und Obſt auf meinem Tiſch, was mir am beſten bekommt, wonach ich am beſten ſchlafe. Ich glaube, Du würdeſt mich hier beſſer ausſehend finden als früher, denn ich lebe höchſt einfach und regelmäßig. Von dem dummen Wirtshausleben iſt keine Rede mehr, ſchon ſeit Jahren. Auch die fünf Monate in Weimar war ich abends immer nur en famille, auf der Altenburg, bei Mildes oder bei Köhler. Gegen die Wirtshausſitzerei abends habe ich ſeit Jahren einen wahren Widerwillen. Was habe ich von all den gleichgültigen Menſchen, mit denen man ſolcherorts zuſammentrifft. Glaube man nur nicht, daß man dort geiſtig oder weltlich in irgend etwas gefördert wird — die Leute wollen ſich eben amüſieren und etwa ihr Amüſement zu erhöhen, ihre Weisheit zu loben uſw., dazu iſt man ihnen gut genug. Hätte ich das Glück, eine Frau und eignen Herd zu haben, ich wollte der ſtubenhockerigſte, duckmäuſeriſchſte Ehemann von der Welt ſein. Aber ich würde es gern ſehen, daß gute Freunde öfter zu mir kämen, und mich umgekehrt zu ſich einlüden.

Du fragſt nach Liſzt, liebe Mutter; gerade einen Tag nach Deinem Brief erhielt ich auch einen von ihm. Unſer Verhältnis bleibt immer dasſelbe, Liſzt iſt ja ein ſo überaus guter Menſch! Das einzige, was er mir vielleicht im ſtillen übel nimmt, iſt, daß ich die Freiheit mehr liebe als ihn, aber er läßt mich das nimmer merken, läßt mich ganz frei gewähren, bleibt mir aber immer derſelbe Freund. Unſre Freundſchaft gründet ſich auf gleiche Überzeugung in Kunſt und Religion. In dem letzteren Punkte ſtimmt keiner von allen übrigen Freunden ſo mit ihm zuſammen wie ich. Er zeichnet mich auch ſehr aus und betätigt ſeine große Freundſchaft in jeder Weiſe. Du weißt, daß er bei Gelegenheit meiner Oper darauf beſtand, daß mich der Großherzog in ſeiner Begleitung empfing, bei welcher Gelegenheit Liſzt im Laufe des Geſprächs das ſchöne Wort ſagte: „Königliche Hoheit! Cornelius iſt ein nobler Menſch". — Die Fürſtin kehrt erſt Mitte Oktober von Rom zurück; ob die Heirat dann möglich ſein wird, iſt die Frage. — Die junge Fürſtin Marie Hohenlohe iſt guter Hoffnung und wird wohl im Laufe des Oktober ihre erſte Niederkunft halten. Sie wohnt bei Wien in der Brühl. Ich habe ſie ſeit ihrer Verheiratung

noch nicht geschehen. Ich erwarte, bis man nach mir verlangt, mich aufsucht. Dies wird zur Zeit schon geschehen. Wo nicht — bleibe ich der Fürstin Marie doch zeitlebens von ganzem Herzen ergeben, weil ich weiß, daß sie mir sehr gut und gewogen ist.

Grüße Elise, Franz, alle Kinder. An die gute Elise schreibe ich das nächste Mal! Wie oft ich an sie denke, und an Euer aller Schicksal, braucht wohl keiner Versicherung. Wenn mein Eid fertig ist — Ostern — Pfingsten 61 komme ich nach Deutschland und besuche Euch dann, eh' ich nach Weimar gehe!

Liebes Bubchen, mit vielen Küssen

Dein Peter!

161. An Reinhold Köhler.

Wien, den 22. Juni 1860.

Liebster Reinhold! Möchten Dich diese Zeilen am Geburtstagsmorgen glücklich treffen, Dich und die Deinen wohl finden und Dir endlich ein Lebenszeichen von mir bringen.

Wenn Du Liszt siehst, dann sage ihm, ich würde ihm nicht eher schreiben, als ich meinen ersten Akt vom Libretto fertig hätte, welches nächste Woche sein wird, so daß er gegen meinen Namenstag hin, 29., gewiß einen Brief haben wird, sowie auch Miß Anderson. Die Fürstin Hohenlohe habe ich übrigens noch nicht gesehen. Gewiß ist sie längst aufs Land gereist. Ich habe gleich am zweiten, nein am ersten Tag nach meiner Ankunft meine Karte dort im Palais abgegeben, doch seitdem nichts gehört. Aufrichtig gesagt, ist mir's auch lieber so. Daß mich nichts stört!

Ja, mein Liebster, so bin ich denn glücklich mitten im ersten Akt mit meiner Dichtung: meine Angst, daß am Ende noch Wochen verbummelt werden könnten, ist glücklich beseitigt. Die erste Woche meines Hierseins ging „freilich" ich habe mir das verwünschte Wort seitdem angewöhnt in etwas schwülem Abwarten des heiligen Geistes hin, aber am 15. Juni, dem Geburtstage meines Vaters, brachte ich glücklich den Einleitungschor zu Papier, drei Tage später die Anklage der Ximene, drei Tage später das Situationsquartett

beim Auftreten des Cid. Die Wahl des Tones, die Frage um ein einheitliches Maß, wenn auch durch andre Maße unterbrochen, machte mir Sorge. Doch fing ich mit Gott an, und nun bekommt eben jede Szene Rhythmus, zu dem mich das lebendige Gefühl der Sache gerade treibt und zwingt. Du glaubst nicht, welch wonnenvolle Stunden ich schon verlebt habe. Die Klage der Ximene, von der der erste Akt wesentlich abhängt, erscheint mir gelungen. Die Musik liegt immer zugrunde und gibt die innerliche Bestimmung für den Text. Meine drei bis jetzt geschriebenen Szenen sind voll Musik, auch von der Energie und Glut, die das Ganze haben möchte. Gestern und heute bin ich mit der vierten Szene beschäftigt, hoffe sie morgen aufs Papier zu bringen, dann bis nächsten Mittwoch den Schluß des ersten Aktes. Der zweite, denke ich, gibt sich schon leichter.

Halte, wo Du kannst, den Plan mit Wien fest. Lieber, Guter. Es ist zu wundervoll hier. Welch schöne Tage habe ich verlebt; fast alles habe ich bis jetzt draußen im Prater gedichtet. Diese heißen letzten Tage waren herrlich. Ich ging dann immer gleich nach Tisch hinaus, wo die volle glühende Mittagssonne alle Strahlen auf Wiese und Bäume senkte. Dann ist es draußen so einsam — die Hirsche grasen ungestört, kümmern sich kaum um dich — auf den gemähten Wiesen treiben die kleinen geschwänzten Wiesel ihr Wesen, alle Augenblicke taucht so ein kleiner schwarzer Kopf aus der Höhle, und sowie man nachkommt, ducken sie wieder unter, wenn sie sich aber unbemerkt glauben, laufen sie mit Pfeilgeschwindigkeit über den Plan. — Da habe ich immer draußen gelegen bis gegen Abend. Ich lebe ganz still, habe noch niemand gesehen als meine Intimi, die Porges und Stern. Auch den jungen Maler Gaul, der sich seitdem durch treffliche Karrikaturen ausgezeichnet hat. Erst wenn der erste Akt fertig ist, will ich Besuch bei Herbeck und Gauls machen. Heute morgen spukte mir eine Menge wunderlicher Kram durch den Kopf zu einem Carmen für Dich. Ich verschluck' es aber diesmal. Es zerstreut mich zu sehr. Ich darf nicht aus der Glut herauskommen. Nimm's als gelungen an. Vielleicht bringt Heckenast meine Lieder als nachträgliche Gabe.

Liebster, Bester, so grüße Mutter und Schwestern vielmals

und herzlich. Von den Bekannten vor allem Eitner,[1] dessen Bekräftigung zu meinem Eid mir jetzt im Arbeiten sehr zum Sporn dient und mich zum Gelingen anregt. Wenn du gegen Ende Juli kommst, findest Du ein fertiges Libretto und

Deinen Peter.

162. An Elvira Kiepke.

Wien, 22. Juni 1860.

Liebe Freundin! Was Sie auch dazu sagen mögen und wie Sie es aufnehmen werden, der heutige Tag, dick unterstrichen, wie er im Kalender meines Herzens steht, mahnt mich dringend, Ihnen mitten in einer für mich bewegten Zeit ein Wort herzlicher Freundschaft und unvergessnen Dankes zuzurufen.

Sie haben zu Hause gesagt, daß Sie mich aufgeben. Darin tun Sie mir unrecht und sich selber. Mein Leben ist, seit ich Ihnen genaht bin, immer und getreulich ein Kampf um das Gute und Schöne geblieben — nicht ohne Schwanken und Irrung, aber streitlustiger und siegesgewisser als einst. Seien Sie mir gut, wir werden dereinst uns wiedersehen und Sie sollen gern und freudig erkennen, daß ich Ihrer nicht ganz unwert gewesen. Ich bin jetzt in einer freudigen und erhobnen Zeit meines Lebens. Nach manchen und langen Zweifeln und Gegensätzen in der Wahl habe ich einen zweiten Opernstoff nun sicher ergriffen und sehe nun seit der letzten Woche schon das Libretto unter meinen Augen anwachsen. Heute bin ich bereits mit der vierten Szene des ersten Aktes beschäftigt und werde die fünfte und letzte in nächster Woche vollenden.

Ich schreibe den „Cid". Schon im vorigen Sommer arbeitete ich an diesem Plan. Teils war aber mein Wiener Leben noch zu neu und zu unruhig, teils auch manchen rezeptiven Studien geweiht, teils bot der Stoff gewisse Härten, die mich abschreckten, in Zweifel versetzten. Daneben stellte sich ein deutscher Sagenstoff hin, der mich subjektiv mehr anlockte, die Sage vom Peter von Stauffenberg und der Meerfey. Neben beiden trat noch ein dritter, schon

[1] Karl E., Dichter und Übersetzer 1805—84.

mehrfach überdachter Plan, die Inez de Castro hinzu. So vollendete ich im Oktober zwei Skizzen: Den Cid und die Meerfey, die ich im Dezember mit nach Weimar nahm. Dort, durch die Anschauung von Lassens Frauenlob im Gegensatz erweckt, drängte sich mir wieder eine ältere Idee zu einer heitren Oper auf, der Fortunat. Schließlich wurde ich zur endlichen Wahl durch das übereinstimmende Urteil meiner Freunde bestimmt, welches den Cid bevorzugte, der überall gefiel, und bei manchen die allerwärmste und hoffnungsreichste Teilnahme erweckte. So verließ ich Weimar mit einer wahren Sehnsucht, mein Werk zu schaffen und überstand glücklich die peinliche Gefahr, hier durch neue Eindrücke nochmals zerstreut und hintangehalten zu werden. Am Geburtstag meines Vaters, 15. Juni, brachte ich den Einleitungschor zu Papier, heute an dem Ihrigen, liebe Freundin, bin ich bereits tief im ersten Akt. Mein Selbstgefühl ist durch die nachträglich nur gewachsene Achtung, mit der man in Weimar gelegentlich Lassens Oper von meinem ersten Werke sprach, in der erfreulichsten Weise verstärkt, um meine Kraft zu dieser größeren und tiefergreifenden Arbeit zu erhöhen.

Werden auch Sie, verehrte Frau, ein ermunterndes Wort in meine Werkstätte gelangen lassen, so verspreche ich Ihnen, als einzigen und höchsten Dank, den ich dafür habe, daß binnen neun Monaten die Klavierskizze auch dieser Arbeit in Ihrer Bibliothek neben dem Barbier liegen soll, ein Schwert neben dem Messer.

Meine Bearbeitung des Buches von Liszt werde ich Ihnen zur Zeit des Erscheinens zusenden. Vielleicht auch ein Bändchen lyrischer Gedichte. Haben Sie durch meine Schwester vielleicht den Tod unsrer Schwägerin Emma, Wilhelms Frau, erfahren? Sie starb am 21. Mai unter den schmerzlichsten, andauerndsten Leiden, an einem Nierenübel. Ihr Knäbchen, mein kleiner Pate, war wohl. Möge Gott ihn gesund erhalten.

So schließe ich, verehrte Freundin, mit schmerzlichen Nachrichten aus dem Leben und gutem Gedeihen in Dingen der Kunst. Möchten die wenigen Worte Ihnen kein verschmähtes Lebenszeichen von einem ewig dankbaren und ergebnen Freunde bringen. Hans wird, denke ich, nächstens mit seiner Braut auf der Altenburg anlangen. Wir

haben unsre alte Freundschaft in Weimar doppelt lebendig erneuert. Er bleibt immer derselbe edle Mensch und Künstler, der Liebe und des Glückes würdig. Auch Damrosch.

Erneuern Sie oft und froh den heutigen Tag!

Ihr Cornelius.

163. An Rosa von Milde.

Wien, 22. Juni 1860.
Wien, 25. Juni 1860.

So heißen die beiden Daten, der eine, an dem ich schreiben wollte, der andre, an dem ich's tue. Vivat, Lebehoch, heute zum 25. Juni, liebe Freundin. Ich habe die Feier doppelt begangen. Erstens, indem ich heute erst meine nachgeschickten Sachen aus Weimar bekam und darunter Ihr und Feodors Porträt, welche nun bald eingerahmt in meiner Stube prangen sollen. Zweitens, indem ich die vierte Szene meines ersten Aktes vollendete, an welcher ich seit Freitag arbeitete, heute aber von 9 bis jetzt um 4 Uhr die größere Hälfte. Wenn ich morgen einen guten Tag habe, so kann der erste Akt fertig werden, vielleicht aber auch erst am Mittwoch, ganz gewiß aber bis zu meinem Namenstag, den 29., doch soll dieser hoffentlich schon die ersten Szenen des zweiten Aktes begrüßen. So ist doch nun wieder eine schöne Zeit gekommen, und ich habe schon wonnige Stunden in dieser Einsamkeit des Praters und meiner Stube verlebt. Freilich kommen dann auch wieder trocknere Momente, wo alles öde und farblos erscheint. Aber man muß sich nicht irren lassen und nur am Arbeiten bleiben. Dann steht's einmal da, ändern läßt sich immer noch. 231 Zeilen Text sind heute fertig. Viel? Was? Ende Juli, wenn ich gesund bleibe, ist mein Libretto fertig, und ich habe dann noch den schönen August und September, ja den milden Oktober zum Feststellen der musikalischen Hauptmomente. Liebe Rosa! die Ximene wird, glaube ich, eine herrliche große Partie; schon der erste Akt ist reich an schönen Momenten. Mit dem Cid bin ich weniger zufrieden. Doch, was kann's helfen, ein Held kann einmal keine Bäume ausreißen

und Felsen spalten auf der Bühne; er muß halt ein Mensch sein und Bariton singen so gut wie andre Leute — und schrecklich verliebt wird das arme Vieh sein. — Ich habe mich auch in Dresden und Prag gar nicht aufgehalten, aus Angst, noch zuviel Zeit zu verbringen, ehe ich anfinge. Ich spiele auch täglich einige Stunden Klavier, die Waldszenen von Schumann, Liszts Ekloge und Gewitter, Präludien von Chopin. In Weimar kommt man doch nicht zum Musizieren. Wenn ich meine Sachen auspacke, spiele ich auch den Dante von Liszt mir ein. —

Gesehen habe ich hier auch noch gar niemand. Ich mache erst meine paar Besuche, wenn ich den ersten Akt [also etwa 350 Zeilen! fertig habe — dann sehe ich die Leute schon so mehr aus der Höhe meiner poetischen Göttlichkeit an; früher ist mir's, als ob sie mich hinauswerfen sollten. Nur meine verschiedenen Stämme Asser, Ruben und Levi habe ich gesehen, und vor allen Benjamin, mein treuer Fritz Porges, wirklich ein guter, lieber Mensch, der insofern in der Tat am Cid mitarbeitet, als er einen ahnungswütigen Enthusiasmus für dies große Werk hat. Gott lasse Benjamin nicht im Stich!

Soviel für heute, meine Liebe, Gute! Jedenfalls wünsche ich Ihnen zum Geburtstag vor allem gute Gesundheit und soviel Jahre, als die Base Zentifolie Blätter hat. Grüßen Sie die Kinder und Feodor herzlich. Bald schreibe ich Ihnen Besseres und Mehreres vom zweiten Akt.

Seien Sie immer gut und freundlich

Ihrem Cornelius.

164. An Marie Gärtner.

[Wien, 29. Juni 1860.

Meine innig verehrte, liebe Marie! Mit welcher Freude, mit welch beruhigter Seele setze ich mich eben, am Namenstag-Nachmittag an diesen einzig übriggebliebenen, verkrumpelten Postbogen, um Ihnen zu schreiben. Sie sind eine holde, freundliche Seele, muß ich Ihnen nicht jeden Tag herzlicher ergeben sein? Ist es

nicht ſchon, daß Sie mir alles ſind und ich Ihnen vieles? Ja, vieles, das ſage ich ſtolz und ohne Unbeſcheidenheit, denn ich fühle aus jedem Wort, daß ich eine Geltung in Ihrem Herzen habe. O, das beglückt mich ſo! Ich bin ſo froh! Es geht mir ſo gut! Denken Sie, als ich die letzten Worte des erſten Aktes ſchrieb, kam Ihr Brief! — — — Heute bekommen Sie Vergißmeinnicht aus dem Namenstagsſtrauß, den mir meine guten Hausleute auf den Tiſch geſtellt haben. Und viele blaue Blumen, die ich im Prater für Sie gepflückt; auch Wicke iſt dabei, von der Hood, der engliſche Dichter, ſagt, daß ſie nur ans Freien denkt — ich kann nichts dafür. — — — — Adieu, Hochverehrte, ich gehe mit Fritz Porges auf die hohe Warte. Behüt Sie Gott.

Am 30. Juni morgens.

— — — In fünf Monaten muß meine Oper fertig ſein. Ende Juli das Libretto. Dann laufe ich im heißen Auguſt herum, die muſikaliſchen Hauptmomente feſtzuſtellen. Erſter Akt: Idee der Anklage. Zweiter Akt: Idee der Liebe. Dritter Akt: Idee des Heldentums. Und alle drei die Ouvertüre bildend und ſich in den drei Akten gegenſeitig bekämpfend, durchdringend und vereinend. — — — Dann winkt eine ſchon feſtſtehende, und hoffentlich, nach ſolcher Stärkung, glorreiche Arbeit: Die Dichtung eines Librettо für Liſzt. Und dann liege ich eine Zeitlang brach, um meine dritte Oper, deren beſtimmtes Sujet mir ſchon vorſchwebt, innerlich zu begründen.

Nächſte Woche geht Fritz nach Prag. Er wird mir ſehr fehlen. — — Unterdes laſſen Sie, liebe Marie, mir bald einmal wieder etwas zukommen! — — Geſtern las ich Don Juan und Fauſt von Grabbe, ein geniales Stück — und ich mußte mich innerlich wieder recht anzweifeln, ob denn nun mein Eid recht eigentliche Poeſie ſei. Aber ich bekräftigte es dennoch — erſt die hinzutretende Muſik, die ja während und vor dem Dichten ſchon innerlich mächtig erklingt, macht die Poeſie voll und ganz. Ja, ich weiß, ich werde ein poetiſch kräftiges Stück ſchaffen.

Schelten Sie mich nicht, daß ich außer Liſzt uſw. noch keinen von meinen hieſigen Bekannten beſucht habe! Aber ſehen Sie, die

Leute geben mir alle nichts und verstehen nichts von mir, wissen nicht was ich erstrebe, und meine musikalisch-gesellschaftlichen Talente sind sehr gering. Da kostet mich die Gesellschaft nur verlorne Zeit. Ich bin fortan nur, was ich leiste, und ich will unermüdlich und fortgesetzt dran arbeiten, dies zur Erscheinung zu bringen. — — — Ehe ich aber mein drittes Sujet beginne, da muß ich die Marie erst wiedersehen — es ist so schön, das dritte! Aber Sie gehören dazu! Dort kniet er auch, und sie steht vor ihm in einem schönen Schal und hält etwas in der Hand. Ach, wundervolles Bild! Wenn Sie nach Wien kommen, zeige ich's Ihnen in der Galerie.[1] — Jetzt scheide ich schon von Ihnen, liebe Marie, bis ich Ihnen wieder so recht von Herzen schreibe, ist der zweite Akt fertig, und der dritte ist dann nur noch eine leicht verschlungene Krone. Unterdessen seien Sie mir gut und lassen Sie mich bald von sich hören. — Von Heckenast hab' ich noch keine Nachricht seit drei Wochen. Wenn ich Liszts Libretto fertig habe, kann ich auch „drei Opern-dichtungen" bei ihm herausgeben. — — Kennen Sie das Gedicht von Freiligrath:

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für,
Leg' deine beiden frommen Hände,
Auf die erhitzte Stirne mir. . .

Ach, das ist schön! Liebe Marie! Gott segne Sie!

Ihr Freund

Peter Cornelius.

165. An Marie Gärtner.

Montag, [2. Juli 1860].

O meine teuerste, liebste Marie! Es lebe unser lieber Schultag und Patron, der gute, dicke, blonde Montag. Um 7 Uhr sprang ich aus dem Bett, goß Fluten über den Rücken und Kaffeefluten auf den Morgendurst und dann himmlische Wortfluten übers Papier, so daß ich eben, es ist 11½ Uhr, mit der schwierigen dritten Szene fertig bin.

[1] Gemeint ist die heilige Justina von Moretto.

Und Heil mir, ich darf sagen, sie ist vortrefflich gelungen. Ich war so ängstlich, so trüb die letzten Tage, denn diese Vermittlungsszenen wollten jenen innerlichen Gesang nicht recht erwecken, der immer da sein muß, ehe ich die Worte finde, und wenn ich dann einmal arbeite, ohne daß diese innere Musik ertönt, so werde ich gleich zaghaft und denke, die Sache wird kalt, glutlos. Aber Gott sei Dank! Gerade diese schwierige Szene habe ich heute mit allen besten Tönen innerlich mitgesungen und sie kann in bezug auf Musik wundervoll werden. Und die Form ist ganz originell — die Kantilene in der Mitte und rings herum Zu- und Abnahme. Nun, in diesem Augenblick steht mir schon der liebe herrliche Eid auf der Bühne, in unsäglicher Heldenangst. Nun brauche ich nicht mehr bange zu sein, mein Held ist's ja für mich. Und bis zum nächsten Marientag steht das Beste da, was ich je in meinem Leben gedichtet habe. Nur auch's Däumchen halten! Ich habe Ihnen auch gestern im Dämmerprater einen ganzen Strauß Blumen gepflückt. — —

Abends schreibe ich noch vor dem Schlafengehen an die goldene Marie. Sie machen's wie ich, Sie zitieren auch, und zwar Goethe. Die Worte der Prinzessin zu Tasso. Wer versteht, wer erklärt sie! Gewiß, in der Situation sind Sie sehr verständlich. Tasso soll in der Stille ein Glück genießen, das ihm vor der Welt nicht gehören darf. Standesvorurteile! Liebe, die der Tugend verwandt ist. Gerade die Liebe, dächte ich, sollten wir stürmisch ergreifen! Auch Heckenast hat geschrieben. Hören Sie seine eignen Worte: „Ihre Liedersammlung habe ich mit wahrem Vergnügen gelesen. Auch Robert Volkmann,[1] der bei mir auf dem Lande lebt, hat sich an dem schönen Liederstrauße erfreut. Ich habe mich schon seit einer Reihe von Jahren vom Verlage von Gedichtsammlungen ganz enthalten und auch ferner enthalten wollen. Diesmal will ich Ihnen und Ihren schönen Liedern zuliebe eine Ausnahme machen und werde Ihrem Wunsche gemäß die Sammlung in einer kleinen, aber recht artig ausgestatteten Auflage abdrucken." So folgt, o Marie, unserm geatmeten Frühling der gedruckte Herbst, denn Oktober wird es werden, auf dem Fuße nach. Außerdem findet Heckenast meine

[1] Der bekannte Komponist 1815—83.

Einteilung und Bearbeitung der Zigeuner vortrefflich, bedauert, ſie nicht auf die ungariſche, die bis auf einen Bogen ſchon gedruckt iſt, anwenden zu können. So ſehen Sie, werden wir ganz als Ew. Wohlgeboren angeredet. Wie freue ich mich in dieſer Stunde, Marie. Weil mir dies Buch von Liſzt wirklich eine ſolche Gewiſſensſache iſt und jahrelang manchen herzbeengenden Moment verurſachte, wie freue ich mich nun, daß meine geiſtige Anſicht und Behandlung der Sache Anerkennung erfährt, daß man Liſzt nicht in betreff meiner ſagen wird: Beſchütze Dich Gott vor Deinen Freunden! Meine Bearbeitung iſt eine geiſtige Tat, ich lebe und ſterbe dafür. Und wie ſüß klingt ein Lob aus eines berühmten Verlegers Munde, und daß er ſagt: Ihnen und Ihren ſchönen Liedern zuliebe. Marie! Heute ſind wir froh! Nicht? Eine beſondere Schwäche habe ich für die „Schlüſſelblumen“:[1] es iſt eine unfrivole freie Sinnlichkeit darin. — —

Tauſend gute Nacht, Marie!

P.

166. An ſeinen Bruder Carl.

Wien, Sonntag, 15. Juli 1860.

Da muß ich Dir denn doch ein drittes Mal noch ſchreiben, lieber geehrter Profeſſor, denn denke Dir, eben erſt, als ich nach Tiſch Dein Buch[2] zur Hand nehme, um es doch wenigſtens einmal aufzuſchneiden, ſtöbere ich auch Deinen Brief auf, den man ſo tief in das Ding verſteckt hatte, daß ich ihn geſtern ſelbſt beim Durchblättern nicht bemerkte. — — — Ich bin richtig, wie ich Dir geſtern ſchrieb, im Augarten geweſen. Er iſt eine Stiftung des guten Joſeph, und wirklich das beſte Monument, das er ſich ſetzen konnte. Es iſt eine Studier-Laubhütte, oder vielmehr Buchen-Palaſt. Dort arbeiten Studenten, und berechnen ſtille Juden ihre Prozente, und Polytechniker ſtudieren ihre Maſchinenwerke, Geiſtliche memorieren ihre Predigten, indes ſich in der nächſten Allee traute Liebende

[1] Siehe „Gedichte“.

[2] „Geſchichte des münſterſchen Aufruhrs.“ Leipzig 1855—60, 2 Bände.

grüne Gardinenpredigten halten, und Jüdinnen, die guter Hoffnung sind, im stillen die ganze Genesis durchgehen und in Benennungen des interessanten Gegenstandes schwelgen. Ein Tanfedist meines eignen guten Sterns, und ein Lazzaroni unter den Musiklehrern, brütete ich dort über der großen Eidszene, wobei ich bedauerte, daß ich nicht auch anbringen konnte, wie er die beiden Juden anrumpt und ihnen Kisten voll Steine zum Pfand läßt, die er sein Silberzeug nennt. Aufs Papier kam dabei nichts, als meine bekannten drei Kreuzchen — aber heute früh trat mein Eid glorios auf, d. h. in tausend Heldenängsten vor der Ximene — und sagte seine verzweifelte Entree mit so göttlicher Suada her, als wir, wenn wir vor dem Vater deklamierten, die Fabel vom Ochs und Esel oder so was, ehe wir unsre Sonntags-Sechskreuzer erhielten, in derselben grünen Stube, aus der Du mich hinauswarfst, wenn ich mit der Geige und dem Pult anrückte. Jetzt geht's wieder hinaus, wohl in den Prater: Heil mir, ich kann es sagen, ich habe fast noch jedes Wort zum Eid im Grünen geschrieben. Ach, Professor, wenn die Eisenbahn da ist, mußt Du, müßt Ihr einmal herüber! Es gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien. Lieber, ich lebe und sterbe als Großdeutscher. Kein Deutschland, nun und nimmer ohne dies herrliche, üppige Österreich, welches hochzeitlich schafft, was andre mit Kriegen, welches nun einmal wieder allein und kühn sein Schwert zog gegen den Povanz drüben, als die andern Maulaffen feil hielten, besonders die lieben Preußen mit ihrem großen Verstand.

In diesen Tagen, Liebster, wird der zweite Akt fertig; heute noch ein Stück. In der Messe bei den Dominikanern habe ich brav für Euch gebetet. Da fällt mir ein, daß ich Zipmann und Schafhäutl vergessen hab'. Sie sollen mir's nicht übelnehmen, denn es frägt sich doch, ob sie auch für mich beten.

Mein lieber Carl, Gott mit Dir, und nochmals Glückauf zu Deinem zweiten Band. Schreibe mir über Ohm Cornelius. Ich weiß nichts Bestimmtes.

Grüß den kleinen Ruy und die große Diaz

von Deinem Peter.

P. S. Wenn Dir der Gluck so gefällt, freue ich mich, da hast Du ganz meinen Geschmack, so ein Abend in Orpheus oder Armide ist mir das höchste Fest. Du sollst auch sehen, wenn der Cid einmal dasteht, daß ich nach dergleichen die Ohren spitze, bis ich förmlich mit langen Ohren zuhöre und davon profitiere. Wenn Du Dich darüber freuen könntest, wie Cid-heldenhaft ich allen Zeitungsversuchungen und obendrein aller Lyrik widerstehe. Erst vorgestern hab ich Brücken hinter mir verbrannt. Ich lese kaum etwas, gehe nirgends hin, — ich niemand, aber ich lebe der einen großen Leidenschaft, nur ein paar tüchtige Dinge auf die Bühne zu bringen. Hol der Teufel all die Kerle mit ihrem Geschreibsel in diesen schnoddrigen Zeitungen!

167. An Marie Gärtner.

Wien, Marienabend, 22. Juli 1860.

Meine gute Marie! Ein paar Zeilen noch am Marientag, an dem ich Gott sei Dank den zweiten, wichtigsten Akt meines Libretto glücklich vollendet habe. Ich war sehr froh, dankte Gott für alles, denn wenn nun nicht alles so gut gegangen wäre, wie sähe es jetzt aus. So werde ich richtig Ende Juli mit dem Libretto fertig sein! Aber wie will ich mich dann auch löffeln gegen meinen Dichter, wie will ich dem guten Kerl 600 blanke Taler auf den Tisch zahlen! Und ihn dann noch obendrein zum Traiteur führen und ihm ein garniertes Beefsteak bezahlen und eine Flasche ganz gehörig guten Wein! Will dann auch auf Marie mit ihm anstoßen. Hat's auch wirklich um mich verdient, das pauvre Vieh, daß ich ihn ein bißchen regaliere, denn wenn ich mir denke, was für statiöse Musik ich nun nächstens auf das bißchen Verskumperei setzen kann, so kommt mir der arme Schlucker wahrhaftig halb ehrwürdig vor und ich bestelle wahrhaftig noch eine Mehlspeise für das arme ausgesungne Dichterkind. Juchhe, trallerallerallalla, zweiter Akt fertig! Nun gute Nacht, meine gute Marie.

Montag, 23. Juli.

— — — Ich ruhe eben noch einen Augenblick auf meinen Lorbeern, heut' nachmittag geht's aber gleich an den dritten Akt. Eben hab' ich noch im Corneille nachgelesen, auch in meinen geschichtlichen Skizzen über den Cid, auch in meiner eignen Skizze, die aber hier im dritten Akt die meisten Änderungen leiden wird. Ach Marie, es ist eine große Freude und eine verdoppelte, wenn's erst an die Musik geht. Ich wollte nun, meine Freundin wäre recht gnädig gegen mich, nicht karg mit guten Worten, die wie liebe Engel durch die Ferne fliegen.

Das Porträt wollen Sie also heraus haben?! Es ist mir aber das wertvollste Gedicht der ganzen Sammlung, es ist ein reizendes, mit keuschen, glühenden Farben gemaltes Frauenbild, atmend und bebend von frischem, schönem Leben. Warum also, weil ein paar ganz gute dumme Weimaranerinnen drüber klatschen können, dem übrigen lieben Deutschland, das nichts von uns weiß — nur das Etui ohne die Perle bieten. Wenn alle sonst Betroffnen gleiche Einwände erhöben — so — adieu Heckenast!

Am Samstag schrieb ich an Fritzchen, den ich allerdings recht vermisse: das einzig wahrhaft liebende Herz, das mir sonst in der Nähe schlägt und volles Verständnis für mich hat. — — — Die Altenburg ist mir ein Rätsel. Doch eines Tages wird sich's ja lösen — und ich habe keine gute Ahnung für das Wort, so schön die Klänge waren, in denen es aufgegeben wurde. Ich denke oft daran. Ich glaube, daß die Fürstin dort ihre Tage beschließen wird, wo sie jetzt ist. Daher Liszts ganzes Wesen und Benehmen nach ihrer Abreise. Geben Sie mal acht, Marie, was ich gesagt habe: Es war eine Trennung. Gott wolle, daß ich mich täusche. Ich schrieb Ihnen neulich von meinen Geldangelegenheiten. Hören Sie: sie[1] gab mir einen Kreditbrief an Eduard Liszt mit. Ich zottelte ihn lange herum; neulich hab' ich ihn verbrannt. Wer weiß, was er enthalten konnte. Das wußte sie, daß er vor meinem Lesen sicher war! Das Wachs schmolz, die wohlbekannten Schriftzüge winkten mir wehmütig aus der Flamme. Sie sind Asche.

[1] Das heißt die Fürstin Wittgenstein.

Und Sie, meine liebe, gute Marie, was machen Sie? — — — Ich bin ein wenig sehnsüchtig, doch so wie Sie's haben wollen, gefaßt und resigniert. Alles Gott anheimstellend! — — In der Kirche hab' ich Ihr Bild neben meiner Mutter Bild umkränzt und abends bei der Marienlitanei bei den Worten »virgo fidelis« Ihr Angedenken gefeiert. Ich habe nun drei Marien: Die Himmelsmarie, die Herzensmarie und die Hausmarie. — — Meine gute, liebe Freundin! Bilder besserer, schönerer Menschen werden einst das meinige verwischen. Ich sage das nicht mit dem trüben Zug, ich sag's mit Heiterkeit und mit dem ungeschmälerten Gefühl, das ich für Sie habe. — — Jetzt wickle Sie der liebe Gott in den roten Schal seiner besten Freuden. Ihre Briefe schreib' ich mir in mein Buch. Wenn Sie's aber ernstlich nicht haben wollen, so verbieten Sie mir's! Keine Freude, die ich nicht gern auf dem Altar einer wunderlichen Freundschaft opfre!

Ganz Ihr Cornelius.

168. An Rosa von Milde.

Wien, den 1. August 1860.

Meine liebe, hochverehrte Freundin!

Soeben, und es ist ein guter Monatanfang, erhalte ich Ihren zweiten Brief. Mein Gott, das war eine gerechte Strafe für mein langes Schweigen, solche feurige Kohlen auf mein Haupt zu sammeln, die mich aber nun auch mitten in der Arbeit keinen Augenblick ruhen lassen, Ihnen, meine Liebe, Gute, zu danken mit den innigsten, freundschaftlichsten Worten. Gleich, gleich wollte ich Ihnen antworten — aber der Brief traf mitten in die Entwicklung des zweiten Aktes, die mir viel Sorge machte. Als dieser glücklich, hoff' ich, beendet war, wollt' ich wieder schreiben — aber da kamen schlimme Tage, welche die Stimmung verdarben, mich in unglückseliger Verdatterung wie den Ochsen am Berge vor dem dritten Akt stehen ließen. Heute aber trifft mich Ihr Brief schon in der letzten Hälfte des dritten Aktes und wahrlich — wenn etwas mich zu krönendem Gelingen anspornen kann, so sind es die Worte dieser guten Rosa!

Daß es Ihnen dort im gleichgültigen Gewühl manchmal unbehaglich ist,[1] wie genau verstehe ich das — ich höre Sie — spreche mit Ihnen — sehen Sie — Dessauer[2] und sein zweiter Akt — mehr brauchen Sie gar nicht zu sagen! Wie dabei einem guten weimarischen Herzen zu Mute ist, daß wissen wir beide. Sie sagen, ich darf kein Anachoret werden, o wie wahr — aber solange ich schaffe, muß ich es sein: wenn ich nicht von Rosen umblüht sein kann — warum es mit bloßen Dornen aufnehmen? Dessauer wollte ich schon voriges Jahr aufsuchen — denn ich kenn' ihn von Weimar — er ist gar kein Menschenfresser. Aber lieber Gott — all dies mattherzige, knochenlose Wesen — sagen Sie selbst, ist es denn nicht zum Davonlaufen? Relationen! ja! recht schön — aber nur nicht in der Nähe betrachten — die Grammatik der Sprache, in der alle diese Leute reden, ist ganz uninteressant und für unsereins so schwer. — Ich lerne Böhmisch und Ungarisch. Sie sagen, ich soll Sie mein Gesicht sehen lassen. Wie recht haben Sie! Ihre lieben Zeilen sind mir wie ein Besuch — schreibe ich denn auch so, wie ich aussehe? Ach, dann ist's nicht schön — aber wahr und jedes Wort, wenn auch flüchtig — doch mit dem Willen geschrieben, lesbar und verständlich zu sein. Als Sie mir schrieben, war ich fleißig am dritten Akt — war im Angarien, wo ich fast täglich träume oder arbeite, vielleicht beides und diesmal sehr vergnügt, bin sehr an dies liebe Volk von Kastanien, Linden und Gesträuch attachiert. — Täglich dachte ich, Ihnen die Nachricht des vollendeten Libretto geben zu können — deshalb zögerte ich. So nehmen Sie dieselbe heute pränumerando, da mein nächster Brief Sie doch wohl erst in Weimar wieder trifft. Ob Ihnen nur die Kur auch recht hilft oder besser: helfen wird? Hoffen wir's, mit aller Freude und gutem Herzen! — Ja, fertig bin ich — heute Nachmittag noch werde ich glänzend weiterarbeiten, Sie legen mir ja selbst die Worte in den Mund, gute Rosa! Dann werde ich am 3. August fertig sein — ich fürchte den Freitag nicht — hab' auch an einem Freitag, 13. Juni, dem Geburtstag meines seligen Vaters, die ersten Worte niedergeschrieben; an einem Freitag das

[1] Die Freundin weilte zur Kur in Karlsbad.
[2] Josef D., Komponist 1798—1876.

Barbier-Libretto beendet und am selben Abend die Melodie gefunden: „Komm, Deine Blumen zu begießen.“ Nun, die Ximene ist freilich die Hauptpartie — aber ich denke, es ist auch eine und glaube, daß die Worte, die ich Ihnen in den Rubin schrieb, in Erfüllung gegangen sind.[1] Mein Himmel, wenn's nur wahr ist und ich mich nicht täusche, so sollen es krönende Partien für Sie und Feodor,- für das holde Paar werden.

Es lebe die geheilte Leber —, und Feodor, leb' er! und lob' er meine Feder, dieser Feodor Campeodor. Völlig Saphir! Wenn nur sonst ein Schatten von Genie in mir ist, der ein Gegenstand in der Rumpelkammer des grauen Mannes, der Nachwelt, sein kann, und möge dieser mein „Schatten nie geringer sein“ — mein Leben ist schon danach und unterliegt allen elendigsten Schwierigkeiten, die man sich von dergleichen Leuten, die kleinere oder größere Schatten werfen, erzählt. Doch wohin verschwindet das alles, wenn man Briefe aus Karlsbad bekommt — und Fähnchen auf dem Wohnhaus. Sie sagen, Sie haben ein unwandelbares Wohlwollen für mich! Das erhalte Ihnen Gott — recht treu und fest — dann ist es eine bleibende, schöne Zierde meines Lebens. Denken Sie, daß Gustav Heckenast im Herbst meine ausgewählten Gedichte herausgibt! — Haben Sie eine Einwendung oder ein Bedenken — so bitte, schreiben Sie mir's bald und sagen Sie, was Sie nicht gedruckt haben wollen. Seien Sie aber nicht zu streng — ich werde allen Befehlen gehorchen.

Heckenast hat mir sehr freundlich und lobend geschrieben und wird eine sehr schöne Ausgabe veranstalten. Sie erscheint bald nach dem Buch von Liszt, das über halb gedruckt ist und mit dessen Bearbeitung von mir Heckenast sehr einverstanden ist. Meine hiesigen Bekannten sind verreist. Fritz Porges in Prag, Eduard

[1] In das am 17. April 1869 von Peter Cornelius geschenkte Exemplar des „Rubin“, von Hebbel, schrieb er die Widmung:

An Rosa

Den Rubin geb' ich weg! Werd' ich es dichtend erleben,
Daß eine Frauengestalt mich statt des Steines entzückt?
Gib Du dem Dichtergebild dann Leben! Deine Berührung
Wandl' es aufs Neu zu Rubin im Diademe der Kunst!

Liszt im Gebirge. — Ach, die Altenburg! Ich habe keine Briefe von dort, weiß nichts — nichts. Aber es ist alles schlimm. Glauben Sie mir, die Fürstin wird in Rom bleiben. Es war eine Trennung. Sie ist ein großes, unglückliches Herz. Wohl mir, daß ich hier bin. Liszt schreibt mir nicht. Ach, mein Gott! Ich zögere jetzt mit dem Schluß — als ob ich nicht von Ihnen weg wollte. Von Weimar habe ich nur einen Brief — vom guten Köhler. Sonst nichts. Sie haben gute Nachricht von zu Hause? Wie oft denke ich dorthin, an alle! — Eingerahmt seid Ihr noch nicht, werdet's aber bald. Ich habe auch eine Photographie von Catinelli vor seinem Pistolenduell und von meiner armen Schwägerin bekommen. Auch die Lithographie von der Altenburg laße ich einrahmen. Ewig denkwürdiges Haus!

Nun nehme ich denn Abschied, meine gute Freundin, mit vielen freundlichen Grüßen an Feodor, wenn er bald zu Ihnen kommt. Gott gebe besseres Wetter zur Heimreise. Sehen Sie in Dresden alle die schönen Bilder — die drei Schwestern, die mittelste, sie ist hier auch als Madonna von Tizian! Ich bin bis jetzt nur einmal auf Belvedere und sonst nirgends gewesen. Erst nach vollendetem Cid mache ich einige — aber sehr wenige Besuche. Melodien geben mir die Leute doch nicht — die such' ich dort, wo ich einliegende Blumen gepflückt — im Prater. Meine innig verehrte Rosa! Gott gebe Ihnen alles Gute und Schöne! Nehmen Sie mit den paar krausen, bunten Zeilen vorlieb. Gibt Ihr heutiger Brief mir den Schluß, so geb' mir der nächste die schönste Melodie — denn die liebe Rosa gibt Melodien, das weiß sie. Mit allen guten Wünschen

Ihr Cornelius.

169. An Reinhold Köhler.

Wien, 6. August 1860.

Diesen Datum, Reinhold, habe ich soeben unter das vollendete Buch meines Cid geschrieben. Juble mit mir, sage es Eitner, sag' es den Deinigen. Wahrlich, mein Teurer, es ist doch ein

einziges Gefühl, und andre Sterbliche, so manches ihnen Gott gegeben, können das leider nie empfinden, sie würden sonst oft nachsichtiger, liebevoller gegen den Dichter sein! Es ist, als würden wir nun plötzlich auf den Gipfel des Berges gehoben, den wir mühsam erklimmen — und nun, welche Aussicht — so hatten wir's uns doch nicht vorgestellt! Ach, welches Gefühl — alles Jubel und Gesang in mir! Das ist Mutter! Das ist Niederkunft!

Schreibe mir nun umgehend, ob Du kommen kannst, so werde ich mich sogleich an Heckenast wenden. Du kannst von heute, wenn Du gleich nur ein Wort schreibst in zehn Tagen im Besitz Deines Geldes sein. Denn die zweite freudige Nachricht ist — daß unsere Lieder bei Heckenast im Herbst erscheinen, was mir Heckenast mit dem freundlichsten Lob alsbald nach meiner Einsendung zugesagt: er verspricht brillante Ausstattung. Honorar blieb unberührt, doch ist dieser vortreffliche Gustav, der außerdem sehr einverstanden mit meiner Bearbeitung der Zigeuner ist, eine ausnahmsweis hochanständige Seele, und wenn er mir kein Honorar gibt, so freue ich mich dennoch höchlich seines Wohlwollens.

Sonst weiß ich nichts, Liebster, als die leid- und freudvollen Tage, die ich fern aller Welt mit meinem Werke verlebte. Lies meines Bruders zweiten Band! Ich las gestern im Vorgefühl meiner Entbindung das erste Kapitel mit Wonne. —

Grüße die Deinen, Eitner — den hochverehrten Genelli — meinen Liszt und wen sonst.

Lieber! Ich umarme Dich und Dein Haus, die Strumpfparzen und alles kunterbunt durcheinander, schreibe sogleich

Deinem Peter.

170. An seinen Bruder Carl.

Wien, Montag, 6. August 1860.

Lieber Carl!

Soeben gerade zwei Monate nach meiner Ankunft habe ich das Buch meines Cid glücklich beendet, freue mich unendlich, und habe nun, nachdem mich der glückliche Schluß siegreich über manche

Zweifel hinweggehoben, auch wieder den vollsten überzeugtesten Mut zur Komposition.

Ohm Peter hat mich grüßen lassen durch einen guten, netten Bekannten, Otto Bach,[1] Bruder des Botschafters und Ministers, der auch mit seiner Heiligkeit gesprochen, und nicht einmal mehr alles weiß, was sie ihm gesagt. Sind das Kerle! Da haben wir doch mehr historischen Sinn, was? — Dies gute, liebe Vieh — der Bach — will eine Oper aus Leonore von Bürger machen!!! Hat sie auch gemacht — liegt bei Cornelius zur Durchsicht — ist aber natürlich Zeug, wovon die Fenster trüb werden, wenn man sie damit putzt.

Jamben und Gedanken,
Alles ungereimt,
Aus Band und Schranken,
Und doch geleimt.

Jetzt mein Lieber, lasse ich alles 14 Tage lang völlig brach liegen. Unterdes mache ich auf der Bibliothek einige Studien im heroischen Stil, sehe mir Händel, Gluck, Spontini, Wagner an. Will mir auch zugleich Kenntnis von Piccini verschaffen. Unterdes mögen die Seelen meiner lieben ungeborenen Melodien einstweilen in der Vorhölle sich aufhalten. Dann aber kommt ein heißes Halbjahr, so Gott will. Meine Dichtung hebt sich glorreich über meine bisherigen Versuche empor. Aber die Musik muß das beste, muß alles tun. Dann mag die liebe, schöne Oper am 14. Dezember 1865, am 800jährigen Todestag des guten Ferdinand von Castilien, in Madrid in spanischer Übersetzung aufgeführt werden. In Gottes Namen will ich dann, um eine Konzession an die Mahl-Ritter zu machen, die fünf Mohrenkönige, statt daß sie singen, vor dem König den afrikanischen Fandango tanzen lassen. Wagner macht ja in Paris Konzession, warum nicht ich in Madrid? Dann werde ich Dir fünf überwundene Flaschen Xeres — oder vielmehr — überwindende zu Füßen senden. Einstweilen trinke mit den beiden Professoren, so sie nicht in die unvermeidlichen Gebirge gereist —

[1] Österreichischer Komponist 1833—93.

ein Glas ungewöhnlichen auf den Dreiaktigen, auf daß er komme nach meinem Barbier wie das Schwert nach dem Messer, und daß ich ihm nicht am Ende wie Don Quixote ein Barbierbecken als Helm aufsetze. — — —

Peter.

171. An seine Schwester Susanne.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 30,
8. August 1860.

Liebe Susanne!

— — Sei doch so gut und schreibe mir folgende von meinen Gedichten auf und schicke sie mir bald hierher. Ich will meine Sammlung von 60 auf 101 ausdehnen und manche noch zufügen, die ich nicht mehr auswendig weiß.

1. Prinzeßchen. 2. Atmende Blume. 3. Wie war so dumpf und trüb mein Sinn. 4. Wir saßen zusammen. Dies wirst Du bei Anna finden — der vielleicht noch irgend sonst was einfällt, woran Ihr mich erinnern könnt'! 5. Der müde Stern — nicht zu vergessen. 6. Sonne und Lerche. 7. Das Gedicht auf Mainz mit dem Refrain: Hoch, altes Mainz! Wenn Du im übrigen einen Wunsch hast, so erinnerst Du mich vielleicht an manches, was ich vergessen habe — und ich lasse dann lieber andres weg; Du weißt — ich habe die Dinge nicht so bei der Hand. In der gedruckten Sammlung wird Dich manches Neue — vielleicht doch etwa zwanzig Gedichte, und die nicht schlecht sind — freundlich überraschen.

Unterdessen, meine liebe Susanne, habe ich am 6. August meinen Eid glücklich beendet, und hatte große Freude. — Das Gedicht der dreiaktigen Oper ist bei weitem das Beste und Erheblichste was mir noch eingefallen ist. Es ist recht schön. Nun ruhe ich einige Tage, und dann geht es an die Musik.

Unterdessen drängt sich meine Lebensfrage auch wieder hervor. Mein Werk steht jetzt im Fundament da: ich lebe und sterbe damit. Hebbel sagt:

Andre schaffen, damit sie das Leben sich sichern; dem Dichter
Muß es gesichert sein, eh' er zu schaffen beginnt.

Wie ich hier lebe, kannst Du Dir denken — ich leide nicht Not — aber jeder Schritt im Leben ist bedingt von der Geldmisere. — In einem halben Jahr ist meine Oper da — im Herbst meine Gedichte. Gott erhalte uns die Gesundheit und die belebenden Zigarren, die wir uns schon so manche dreißigtausendmal abgewöhnen wollten. — — — — — — — — — — — —

Dein Peter.

172. An seine Mutter.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 39,
23. August 1860.

Meine liebe Mutter!

In diesen ganzen Tagen denke ich fortwährend an Dich, an unser Zusammensein, an Deine Liebhaberei für die Sterne und den Mond; die Sterne, die gerade in Deinem Geburtsmonat am schönsten glänzen, wo so manche goldne Träne vom Himmel fällt. Heute nacht um 1 Uhr gerade erwachte ich, da dachte ich sogleich an Dich und betete herzlich für Dein Wohl und daß Du noch an uns allen Freude erleben möchtest, auch an mir, der zuletzt kommt, aber nicht ausbleibt. Die Pfade des Künstlers sind die unsichersten, verworrensten. Aber Du wirst auch meinen endlichen Erfolg noch erleben. Ich habe jetzo den schönen Cid als Oper behandelt, im September werde ich anfangen, die Musik zu setzen. Die Ximene ist eine große, schöne Partie. Ich werde dem Publikum in Weimar Gelegenheit geben, sich auch einmal anständig gegen mich zu benehmen. Vielleicht, wenn es gut geht, wird der Cid schon auf einigen Bühnen gegeben, etwa in München, Wien, Berlin oder Dresden, denn ich werde bei Gelegenheit dieser Oper — laß sie nur fertig sein — ganz anders wie bei der ersten auftreten — ich werde alle angeborene Protektion, die in meinem Namen liegt, für dies zweite Werk energisch

in Anspruch nehmen. Sei gewiß — es wird im Werke selber und auch in der Aufnahme, die es findet, ein sicherer, günstiger Fortschritt sein. Ein drittes Werk unternehme ich dann alsbald, denn es ist schon in der Skizze vorrätig. Glaube das eine, liebe Mutter, es wird dereinst ein oder das andre Werk von mir auf der Bühne fortleben. Ich fühle das in mir. Aber das macht sich nicht von heute auf morgen. Aber mit jeder Oper wächst meine Kraft und meine Leidenschaft. Alles übrige sei vergessen oder verschmerzt. Nur das Schöne, nur den Ruhm suche ich. Ein sehr liebevoller Brief von Wilhelm gibt mir jetzt auch die Versicherung, daß mir die Lebensnotdurft gesichert sein wird, bis ich mein Werk vollendet habe. Erst mit dem Eid wird man erkennen, daß ich ein Verwandter von Cornelius bin — das wird mir auch weiter helfen, wird sich Weg in größere Kreise bahnen.

Unterdessen halte Dich Gott gesund. Jeden Sonntag um 12 Uhr denke an mich! Dann, in der Messe der Dominikanerkirche nenne ich immer vor Gott alle Namen, die mir teuer sind, und da bist Du immer die erste in meinem Gebet — aber auch sonst niemand wird vergessen! Auch nicht der Vater, und die andern Verstorbenen. — Im Herbste erscheint eine kleine Auswahl meiner Gedichte im Druck. Die werde ich Dir schicken. Der Verleger, Gustav Heckenast, wird auch wohl mit der Zeit manches Musikalische von mir erscheinen lassen. Das ist mein Mann; so wie ich ihn lange suchte. — —

Sei geküßt, o Du meine Mutter von

Deinem Peter.

173. An Marie Gärtner.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse Nr. 30,
23. August 1860.

Liebe Freundin! Längst ist nun der Eid im Libretto beendet. Am 6. August war Schluß. Er muß aber einige Zeit liegen, damit gewisse Änderungen im glücklichen Moment mit frischem Mut ausgeführt werden. — Seitdem habe ich manche dumpfe, schwüle

Tage verlebt. Erst mit dem heutigen, dem Geburtstag meiner Mutter, weht wieder ein frischer Hauch hinein, und ich habe nun die gute Hoffnung, September die Komposition beginnen zu können auf gesicherter Lebensgrundlage. Warum ich jenen Brief verbrannte? Weil das Annehmen einer solchen Leibrente gewissermaßen ein Verkaufen meines Schattens wäre. Weder die Fürstin, noch Liszt, noch die Anderson haben mir seitdem eine Zeile geschrieben, noch gibt mir die Fürstin Hohenlohe, noch ihr Gemahl ein Lebenszeichen. Und leben von dem Manna der Götter, die sich so hinter den Wolken halten? Ich zählte auf meine Brüder, und sehe nun, daß sie mich durchaus nicht im Stich lassen werden. Dann bekomme ich 200 Gulden von Heckenast, nur geht's langsam: somit wird der Winter und die Arbeitszeit zum Eid gesichert sein. — — — —

Auch Sie werden von Liszt kaum etwas gehört haben? Zeus hüllt sich in Wolken.

Liebe, gute Marie! Wie oft denke ich der Tage, die ich in Ihrer Nähe verlebte — welche schöne, erhobene Zeit war es für mich! Gestern abend weinte ich von Herzen, als ich zu Bett ging, und meiner Mutter gedachte, und mir Goethes Widmung des Faust vorsagte. Was entbehrt man doch nicht alles in der Welt! Denken Sie, daß hier in der lauten Stadt nicht eine Seele lebt, die mich verstünde, tieferen Anteil an meinen Leiden und Freuden nähme. Wie erregend und antreibend wirkt ein Wort aus freundlichem Munde. Ich sagte so vor mich hin: brotlos — liebelos — heimatlos! Wie ich das sagte, dachte ich noch gar nicht, daß ich Ihnen heute schreiben würde. Morgens kam ein so liebevoller Brief meines Wilhelm — der mir Hoffnung, Lebensgewißheit gab, besonders aber einen vollströmenden Hauch aus seinem trauernden, trostlosen Herzen! Dann kam auch ein fröhlicher Brief von Köhler — sehen Sie — es war ja, als wenn mein Geburtstag wäre! Und was ist die Folge? Kaum habe ich den Brief an meine Mutter geschrieben — ein Gedicht blieb mir in der Feder — doch dichtete ich all diese Tage in Gedanken an sie — so sitze ich nun da, Ihnen zu schreiben. Da sieht man doch, daß Sie eine gute Stelle in meinem Herzen haben. Gott erhalte sie Ihnen; ich kann

nichts dazu und davon tun. Das Leben wird auch Sie führen — läutern — zu allem Schönen und Guten. Es wird Ihnen sicher noch einmal eine lustfromme Zeit lachen!

Wie ich heute innerlich erheitert bin! — Nur wenige Blätter habe ich in meinem Tagebuch seitdem geschrieben. Vielleicht setze ich es manchmal fort — doch selten. Seit der Beendigung des Cid habe ich ungarisch und böhmisch mit gutem Nutzen getrieben und werde gegen Ende des Jahres beide Sprachen ziemlich verstehen. Für ungarisch habe ich ungemeine Sympathie; es ist einfach, ehrlich, naiv. Auch hab' ich hierin einen guten Lehrmeister, den guten Stern,[1] der ein geborner Ungar ist, und meine Aussprache, seit ich etwas geübt, ganz richtig findet. Zum Böhmischen muß ich noch jemand finden. Nächstes Jahr, oder doch nach dem Cid, treibe ich polnisch und russisch.

Von meinem Onkel in Rom habe ich durch Otto Bach einen Gruß bekommen; er hätte gemeint, ich solle ihn doch nächstes Jahr auf eine Zeitlang besuchen. Mir wär's schon recht. In Berlin versprach er einmal, mich mit nach Rom zu nehmen.

— Musikalisch habe ich seitdem die Lieder von Liszt viel kultiviert, auch seine Bergsinfonie, jetzt die Fis moll-Sonate von Schumann, seine C dur-Phantasie und Liszts 13. Psalm, welchen er mir gewidmet hat. Briefe habe ich seitdem wenig bekommen; es war eine Zeit wie totenstill — kein Hauch — „keine Luft von keiner Seite".

Ich habe die Absicht, mich als Theorielehrer am schwarzen Brett in der Universität anzunageln, und hoffe auf diese Weise zu einigen Stunden zu kommen. Vorderhand habe ich wenigstens den ersten Schüler in Wien, jenen Kulke, von dem ich Ihnen im Sommer schrieb — natürlich ein Jude, anders geht's hier schon nicht, ich weihe ihn gratis in die Geheimnisse der Harmonielehre ein, da er sich bereits auf dem Wege befindet, der musikalische Lessing unsrer Zeit zu werden. — Doch — er gibt sich Mühe und ist ein achtbarer, tatkräftiger Mensch. So ist's ja gut, und führt vielleicht unversehens zu Besserem.

Meine gute, liebe Marie, damit schließe ich heute.

[1] Praktischer Arzt, Schwager von Heinrich Porges.

Ach, es ist heute eine gute Heilige in meinem Kalender, meine liebe Mutter! 71 Jahr alt. Die umgekehrten 17! Und noch rüstig, bei gutem Verstand, klaren, funkelnden Augen, ungebrochnen Gliedern — von sechs Kindern — sechs Enkeln — einer Welt von Freuden und Leiden umgeben. Gott lasse sie meinen Eid noch erleben!

Liebe Freundin! Da ist Altschul[1] gekommen, ein sehr begabter Mensch — natürlich auch Jude — setzt sich ans Klavier und phantasiert — wie das schön klingt! So modern! Er hat die einliegende Karrikatur gezeichnet

von Ihrem

Cornelius.

174. An Friedrich Altschul.

Stammbuchblatt.

Du strebst nach Kunst und Schönheit
Und hast doch beides schon:
Den Glanz in Deinen Augen,
In Deiner Brust den Ton.

Als Dich die Mutter wiegte
War still ihr schon bewußt,
In Deinem Aug' ein Glänzen,
Ein Ton in Deiner Brust.

Nun macht im Leben eigen
Dir alle Herzen ganz,
Ein Ton in Deiner Seele,
In Deinem Aug' ein Glanz.

Das ist in Kunst und Leben
Dein trüb und froh Geschick:
In Deiner Brust ein Klingen,
Ein Glanz in Deinem Blick.

[1] Schüler Liszts, später in Budapest tätig.

So trage ungebrochen
Zum Himmel durch die Welt,
Was Dir im Herzen tönet,
Was Dir das Aug' erhellt.

175. An Marie Gärtner.

(Tagebuchblatt.)

O Meer von Staub ohn' Port' und Strand!
Kein Strauch, kein Baum, kein Quell im Sand,
Nur glüh'nde Luft und Sonnenbrand!
Und werde doch dich schauen
Du mein gelobtes Land!

Versenkt in Sünde, starr das Herz,
Vor Götzen kniend aus Stein und Erz,
Vom Schlangenzahn getaucht in Schmerz,
Zieht's zum gelobten Lande
Mich dennoch heimatwärts.

Von Wundern ist mein Pfad umringt,
Der Quell aus dürrem Boden springt,
Aus offnem Himmel Manna sinkt,
Zum Pfad wird mir die Woge,
Die meinen Feind verschlingt.

O heißes Wandern, vierzig Jahr!
O Wunderheil in Todgefahr!
O Bild in dunklen Träumen klar!
O Kanaan geliebtes,
Wann bietest du dich dar?

Ich sah, wie Traum das Aug' mir schloß,
Mein Land, das Sonnengold begoß,
Das reich von Milch und Honig floß;
Da blühte rings die Lilie
Und Rose ihr Genoß.

Dort enden einst die Pfade mein,
Doch soll die Lust mir bloß gedeihn,
Es anzuschau'n im Abendschein,
Ich darf ja dort nicht wohnen,
Nicht dort begraben sein.

Wenn ich der Irre mich entwand,
Aus Wüstenstaub und Sonnenbrand,
Dann zeigt mir eines Engels Hand,
Dich blühend noch im Sterben,
Du mein gelobtes Land!

176. An Marie Gärtner.

Wien, 21. September 1860.

Mancherlei Liebes und Gutes habe ich seit den letzten Tagen erlebt, meine so hochverehrte Marie, und muß es Ihnen noch mit einigen Worten erzählen. — Am 12. September, einem schönen Tage, begegnete ich Hebbel, mit dem ich seit vorigem Jahre gespannt gestanden hatte. Er gab mir die allerliebenswürdigste Satisfaktion und beseitigte dadurch jedes Mißverständnis gründlich, so daß dieser Vorhalt des Lebens gründlich konsonierend gelöst ist. Am 19. abends war ich bei ihm, aß Kartoffeln in der Schale dort, verplauderte den Abend so anziehend wie immer mit ihm und seiner Frau. Während sich Rahl[1] zu uns gesellte, der Maler, Sie wissen von ihm, er bildet eine Art Triumvirat in der Kunstwelt mit Preller und Genelli. Er ist ein dicker, stämmiger Bursch von 50 Jahren, greises Haar mit Glatze, jugendlich feurige Augen; spricht begeistert und leidenschaftlich von seiner Kunst, Rubens, Raphael, Cornelius, Kaulbach usw. usw. Ist Pessimist, was Wien betrifft, wie Hebbel, beide fühlen sich hier vereinzelt, haben freilich auch das Schlimmste an Unterdrückung, Verkennung und Anfeindung, geistig und materiell erleben müssen. Ich dagegen: Optimist, alles von der besten Seite nehmend. Beide irreligiös — ich gläubig. Streit darüber. Ich nahm das alles schon ruhiger hin, wie vor

[1] Karl R., Historienmaler 1812—65.

einem Jahr; ließ es wie ein Stück vor mir abspielen, dachte im Nachhausegehen u. a.: Was du fühlst, willst und suchst, hat auch seine tiefe Berechtigung, ist auch etwas, stehe nur fest auf dir selbst. — Das ist nun der Gewinn meiner männlichen Jahre, daß mich selbst das erregende, schüttelnde Andringen übermächtiger Naturen nicht mehr zum Wanken bringt. Ich fühle mich stark auf dem Fleck, den ich im Leben errungen und stark in dem Geiste, der unendlich größer und ewiger ist, als wir alle. — Darin bestärkt mich denn recht herzlich ein fröhlicher Brief des lieben Liszt, der mir zuruft: „Am Kreuze wollen wir festhalten". Diese andern meinen, es wäre eines hohen Geistes unwürdig, den Firlefanz zu glauben, können nicht begreifen, daß Cornelius,[1] den sie hoch feiern — gläubig ist. Besonders Frau Hebbel schien im Innern einen Horror vor mir zu bekommen, als ich sagte: Ich bin entschieden katholisch. Da habe ich doch meinen Ohm, Liszt und die Fürstin und manche andre zur Stütze. Wir wollen an unsrer heiligen Kirche festhalten.

Auch von meiner lieben Mutter kam ein Brief! So zärtlich und fröhlich wie von einem jungen Mädchen! O wie freut' ich mich, und weinte dazu ein bißchen. — Mit Liszts Brief trafen auch die beiden Porges ein; mein alter Fritz und der neue Heinrich.[2] (Brendels Mitarbeiter. Sehr jung — etwas forciert genial — 12 Jahre jünger wie ich — hat die Genialitätshörner noch nicht abgelaufen. Mein Fritz, immer der beste von allen, bleibt mir nah, weiß auch von Marie. — Da fällt mir ein, wie eigen! Morgens war ich in der Stadt — wollte nach Hause, sah bei den Dominikanern die Kirchentür offen — und habe so einen Aberglauben, daß man da nicht vorbeigehen soll. Hörte zufällig eine Messe, betete recht eifrig. — — — — — — — — — — — — — — — — Wie ich nach Hause kam, traf ich den Brief von meiner Mutter, den andern Tag kam der von Liszt[3] — und wer weiß, was mir heute noch bevorsteht! Habe ich doch guten Samen gesäet in Liedern und Worten aus tiefer Brust! Und ist es doch schon drei

[1] Gemeint ist natürlich der Maler.
[2] 1837—1901.
[3] Scheint nicht erhalten zu sein.

Wochen heute seit dem letzten Brief. — Ich weiß ja, ich kann und werde nicht das gelobte Land schauen — aber fühle nur, Du Schöne! wie ich es ersehnt, wie ich es gesucht habe — das Kanaan, das von Milch und Honig trieft.

Auch sonst habe ich mich wieder in Wien umgeschaut. Habe gestern zum erstenmal im Carltheater Nestroy gesehen; auch die Liechtensteinische Galerie wieder besucht. Mit Eduard Liszt einen wohligen Nachmittag im Krapfen-Waldl verlebt. —

Maria — da kommen mir die Druckbogen der Gedichte unversehens über den Hals, früher als ich dachte. Besinnen Sie sich noch einmal über das „Bild". Denken Sie, wie's gekürzt ist, seien Sie gnädig! Bestehen Sie aber darauf, so mag's wegbleiben. Wie viele Stunden verbrachte ich über Ausdehnung und Änderung des ganzen Arrangements. Zuletzt dachte ich: Mag alles bleiben — wie es in jenem unvergeßlichen Frühling geschrieben ist — und ich möchte nichts wegnehmen und nichts zufügen.[1]

Da hatt' ich gestern einen Streit
Über Gott und Unsterblichkeit.

Mein Gegner war sehr fein gewandt,
Spinoza hatt' er studiert und Kant.

Wir hatten nicht lange diskuriert,
So hatte er Gott schon wegdisputiert.

Und eh' ich noch sann auf ein Gegenwort,
War die Unsterblichkeit auch schon fort.

Und doch war alles nur blauer Dunst,
Geschickte Taschenspielerkunst.

Denn als beschämt ich ging nach Haus,
Sah Gott aus allen Sternen heraus.

Und als ich mir ward wieder recht bewußt,
Vernahm ich ihn in der eignen Brust.

[1] Das folgende Gedicht ist auf die letzte Seite des Briefes geschrieben.

Und göttlich einfach, unendlich gescheit,
Bewies er mir die Unsterblichkeit.

Wie mir's im Glauben da erging,
Ist's mit der Lieb' dasselbe Ding.

Beweist mir jemand noch so klar,
Daß all mein Hoffen Täuschung war,

Daß ich ein zu geringer Mann,
Und nimmer selig werden kann,

Daß sie mich will um keinen Preis,
Ja gar nichts von der Liebe weiß,

Da wird sie plötzlich bei mir sein,
Mich schlingen in die Arme ein,

Und wird aus Sternen auf mich schau'n
Und Worte zu mir reden traun,

Die himmlisch einfach und gescheit
Beweisen mir die Seligkeit.

177. An seinen Bruder Carl.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 30,
Montag, 24. September 1860.

Mein lieber Carl! Deine beiden Briefe vor und nach Deinem Sommeraufenthalt am Chiemsee habe ich mit vielem Dank erhalten und mich gefreut, nur Gutes darin zu finden. Erst in diesen Tagen habe ich nun entschieden angefangen auf die Komposition des Cid loszugehen, wozu es mir sehr zu statten kommen wird, wenn, wie fast zu vermuten, der Herbst ein anhaltend schönes Wetter behält, die Bäume recht lange belaubt bleiben. Mein ganzes Werk hängt von drei Hauptideen ab, welche ich zuerst glücklich erlangen muß und nach denen sich dann das Ganze zu gestalten hat. Es ist dies die Idee des Cid und des christlichen Heldentums — der Ximene

und der Liebe — und drittens das zwischen beide feindlich tretende Geschick — die geschehene Tat, die Sünde der Ehre. Nur mußt Du natürlich nicht denken, daß ich das abstrakt aufstelle, es hält sich alles drei an lebendige Hauptpunkte im Texte. Der Cid ist in meiner Oper schon der volle, volkstümliche Held, zu dem er im Romanzero erst wird. Bei ihm bin ich über den Hauptpunkt augenblicklich noch unentschieden, doch denke ich, er wird in dem öfter wiederholten Zuruf des Volkes liegen.

Campeador! kampfbereit!
Held zur guten Zeit geboren!
Stahlbewehrt zur guten Zeit!
Held Kastiliens auserkoren!
Campeador! sieggeweiht!

Die Idee der Ximene und ihrer Liebe bieten die Schlußworte des zweiten Aktes, wo ihre Liebe zum Cid zuerst in ihrem Gebet kund wird. — Die dritte Idee — des trennenden Schicksals liegt in der breiten, gesteigerten Anklage der Ximene im ersten Akt vor dem König. So beginnt auch die Ouvertüre und die beiden andern Ideen müssen diese bekämpfen und überwinden. Und ganz wie in der Ouvertüre werden auch die drei Akte in der verschiedensten gegenseitigen Bedingung von diesen drei Ideen getragen. Nur mußt Du mich nicht im Verdacht haben, daß ich daraus philosophisch-allegorische Rechenexempel in Noten machen will, es kommen dann frei phantastische Momente genug — die oft nur wie mit einem aufgedrückten Siegel die Verwandtschaft zum Ganzen bekunden sollen. Alle drei Akte werden drei große Bilder, die in raschem, kühnem Zug, al fresco, ausgemalt werden, ohne ängstliches Bedachtsein auf das Detailwerk, aber mit der größten väterlichen Fürsorge auf den unverkennbaren Mittelpunkt und dessen Hervorhebung. Neulich waren Hebbel und Rahl zusammen. Hebbel sprach im allgemeinen, Rahl insbesondere von Kaulbach; Hebbel sagte, es wären da viele Dinge mit ganz superben Momenten, alles gar nicht zu leugnen, aber es fehle zuletzt das Ei, aus dem das alles gekommen sein sollte. Und Rahl sagte, es wäre ein Kreis, mit einer ganzen Menge hübscher Dinge ausgefüllt, aber

zuletzt in der Mitte, wo das Eigentliche sein sollte, da wäre ein Loch. — Meine Idee ist keine tote, abstrakte, sie kam abends im Theater über mich, in Weimar, und ich habe mein ganzes Libretto schon daraufhin angelegt. Bis zu meinem Geburtstag muß die Skizze vom Ganzen fertig sein. Liszt, das ist das Schöne an ihm, lauert schon darauf, wie der Teufel auf eine arme Seele, lädt mich ein, sobald es soweit sei, mit der Oper bei ihm einzurücken. Diese Teilnahme findet man nur bei ihm.

Doch laß Dich von meinen Philosophien nicht ängstlich machen. Ich schreibe das nur, um Dir eine Idee zu geben. Nachher muß es zum guten Glück schon öfter bunt hergehen. Doch bei dieser Sache hilft schon nichts — es wird verteufelt ernsthaft — der Humor im engeren Sinn ist ganz ausgeschlossen, meine beiden Kunstpatrone sollen diesmal Gluck und Cornelius sein.

Dienstag. Soweit war ich gestern, als mir Professor Stumpf, eine äußerst liebenswürdige Erscheinung. Deinen Gruß brachte, und Dir nun auch sagen wird, daß ich wohl und fröhlich bin. Ich gehe fast regelmäßig $9^1/_2$ Uhr schlafen, habe vielleicht nie besser ausgesehen als jetzt; zum Beweis dafür einliegendes Porträt, wofür ich mir umgekehrt gelegentlich Eure Photographie ausbitte. — Wie vieles hätte ich mit Stumpf noch reden mögen, aber er ging gleich wieder, hatte seinen Wagen vor der Tür — der vornehme Mensch. Er kann Dir auch sagen, wie groß meine Freude über Deinen zweiten Teil war, den ich nun zum zweiten Male mit größerer Ruhe, kapitelweise lesen will. Dieser Stumpf hat mir sehr gefallen. Ich habe hier für mein innerstes Wesen eigentlich gar keine Intimi, einige recht liebenswürdige Leute wohl — am ersten ließe sich noch Eduard Liszt dazu an, eine recht feine Natur, doch sieht man sich eben selten. — Das Wetter ist heute wieder schön, und ich gehe komponieren — in den schönen Augarten, wo's jetzt Kastanien regnet in den letzten windigen Tagen. — Wie sich die Weltstellung jetzt ändert! Der Papst wird Rom verlassen. Ich habe so die stille Idee, daß er schließlich nach Deutschland kommen wird. — Ich nannte Dir vorhin Hebbel; er hat sich mit mir ausgesöhnt, als er mir vor 14 Tagen begegnete, hat mir volle Satisfaktion gegeben. Seitdem besuchte ich ihn einmal, wo ich eben Rahl traf.

Behutsam behandelt, ist er doch immer der geistigste Mensch hier; im übrigen bin ich ruhig und fest, weiß was ich will. Leb wohl für heute mit den bekannten Grüßen

Dein Peter.

178. An Franz Liszt.

[Wien, Ende September 1860.]

Mein vielgeliebter und reinverehrter Liszt!

Mit der größten Freude und Herzensstärkung trafen mich Ihre Zeilen! Ausführlicher will ich Ihnen erst dann schreiben, wenn ich nach meiner Entdeckungsfahrt nach der Musik zu meinem Eid, in welcher ich erst seit einigen Tagen auf höchst unsichern Wogen begriffen bin, das freudezitternde Wort „Land!“ auszurufen vermag. Welch eine Möve Ihr Brief und jede Zeile von Ihnen ist, bedarf keiner Versicherung. — Die unverzeihlich lange verzögerten Bestellungen sind ausgerichtet und bitte ich, sie auf meinem unendlich langen Sündenzettel, der eines Tages bei Absingung einer neuen Strophe zu Schillers Freude mit Jubel zerrissen werden soll, einstweilen nicht zu schwarz anzukreiden. Otto Bach, der in der Musikgeschichte den Namen des „einzigen“ verdient, indem er für 50 Taler Honorar von Kistner für ein Preis-Streichquartett (Bordeaux! eine Lustreise nach Salzburg und München machte, läßt sich Ihnen mit aller Wärme empfehlen. „Es reden und träumen die Menschen viel von bessern künftigen Tagen“ — er ist nämlich außer sich vor guter Hoffnung, die leicht zur Niederkunft mit einem Seitenstück führen könnte, daß Sie seine Ode bei Hof aufführen wollen. — Mit Eduard habe ich einen sehr schönen Nachmittag im Krapfenwaldl zugebracht. Wir lassen uns recht gut an zusammen. Den geringen Unterschied an Jahren und Lebensreife gleichen wir durch die tiefere Übereinstimmung in der Gesinnung aus. Er ist eigentlich nach einer Hauptrichtung hin die einzige Intelligenz, mit der ich der Übereinstimmung froh bin. Deshalb stärkte mich auch Ihr Wort „vom Kreuze“ so gründlich, nachdem ich gerade vorher einen Abend mit hochstehenden Geistern im Tiscut darüber zugebracht. Ich glaube man schlägt innerlich

ein freigeistiges Kreuz vor einem Menschen, der das gläubige noch in vollem Ernst macht. Doch immerhin! Das irrt uns weniger, als unsre unendliche Schwäche unserm Glauben gerecht zu werden. Doch heute genug, und nur den einen Punkt, Ihr siebentes Heft und Ihren so freundschaftlichen Wunsch betreffend! Ihm gegenüber fühle ich bitter, wie arm ich bin. Die Poesien an die Fürstin Marie lassen sich, ihres speziellen Tons halber, schlecht an. Die beste, „atmende Blume", besitze ich nicht, konnte sie deshalb auch zu meiner kleinen Sammlung nicht benutzen. Ich teile Ihnen umstehend das beste Komponable aus den letzten Tagen mit, was schon außerhalb der Sammlung liegt. Außerdem noch zwei Gedichte, die Sie nur aus meinem Tagebuch lesen sollen.[1]

179. An Frau Susette Jung.

Zum 3. Oktober 1860.

Es hat aus alter Zeit sich jung erhalten
Im deutschen Volke manches gute Wort;
Die Jungen nehmen's aus dem Mund der Alten,
Es blüht wie eine heim'sche Blume fort.
So sagt man wohl, wenn alles traut beisammen
Und doch die Rede stockend stille steht,
Und knisternd losen nur des Herdes Flammen,
Daß dann ein Engel durch die Stube geht.

Welch hoher Dichter hat dies Lied gesungen?
Welch holder Mund hat ihn dafür geküßt?
O wär' solch einzig Lied mir nur gelungen,
Und wenn ich dann auch ewig schweigen müßt'!

[1] Der Schluß ist nicht erhalten. Auf den letzten Seiten stehen einige Gedichte:

Gib mir nichts und gib mir alles . . .
Wie hab ich doch dein vergessen, Vergißmeinnicht. . .
Im Lenz ging mir ein Hoffen auf. . .
Volksbelebte Gartenwege. . .
Du strebst nach Kunst und Schönheit. . .

} Siehe „Gedichte".

Wie heilig ist das Haus und seine Schwelle,
Wie rein die Luft, die in den Räumen weht,
Wo guter Menschen gastlicher Geselle,
Ein stiller Engel durch die Stube geht!

Nun sitzt Ihr heut' vereint im stillen Kreise,
Am hohen Tag, das Herz betrübt und schwer;
Die Lippe wagt es kaum, doch zuckt es leise
In wunder Brust: „Ein lieber Platz ist leer!"
Ihr sprecht wohl auch, doch sagt ein Druck der Hände
Das Wort, das jeder meidet, so beredt
Ihr seht Euch an und weint, und schweigt am Ende,
Dieweil ein Engel durch die Stube geht.

Ja, ruht ein teures Herz Euch nun im Staube
Dafür das Eure nie Ersatz gewann,
Tröst' Euch des Volkes fromm einfält'ger Glaube,
Wie es kein Dichter, wie's kein Priester kann.
Dann komm' es über Euch wie Feuerzungen,
Das Ihr die Himmelssprache recht versteht,
In der ein süßer Trost Euch wird gesungen,
So oft ein Engel durch die Stube geht.

Seht, ich bin fern, doch ganz Euch hingegeben,
Durch alle Fernen dringt mein Geist im Flug;
O wie viel freier mag die Seele schweben,
Die dieser Erde Fessel schon zerschlug!
Sie ist Euch fern! Das war des Ew'gen Wille.
Sie ist Euch nah! O dankt ihm im Gebet
Und preist ihn, wenn in andachtvoller Stille
Ein lieber Engel durch die Stube geht.

180. An seine Schwester Susanne.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse,
[11. Oktober 1860].

Meine eklatant liebe Susanne!

— — Eben, an unsres Vaters Todestag, am 11. morgens, habe ich das eigentliche Titelmotiv zum Cid komponiert, und merkwürdigerweise ohne viel zu grübeln, frisch drauf los. — — Du hast keine Idee, wie schön die Sache wird. Mit heute habe ich die drei Prinzipe melodisch festgestellt.

I.	II.	III.
Ximene	Die geschehene Tat	Cid
(Liebe)	(Trennendes Geschick)	(Heldentum)
	Anklage	

Am 8. habe ich das Buch zum erstenmal drei ganz vernünftigen Menschen Dr. Eduard Liszt, dem Vetter, meinem Schüler Kulke, Ästhetiker, und dem Grafen Laurencin, natürlichem Sohn des berühmten Gönners von Beethoven, Erzherzog R. vorgelesen und allen dreien lebhaftes Interesse dafür erweckt. Du solltest sehen, wenn ich bei Euch wäre und das Buch läse — wie ich mich seit dem Barbier entpuppt habe, wie haltbar, tüchtig und in den besten Stellen sicher ergreifend das ist. Seit der Vorlesung habe ich 130 Zeilen glücklich herausgestrichen, werde zwei Stellen noch gänzlich neu umdichten, und außerdem während dem Komponieren vieles am Text ändern, was Du ja schon kennst. Ich freue mich rasend über alles, bin also nach so vieler Zeit zum erstenmal wieder der volle ganze Mensch, der etwas zu komponieren hat — mit einem Gedicht in der Hand, das ihm kaum jemand in der Welt so hätte stellen können, wie er sich es selber stellte. Auch dies ist ein Vermögen, auch dies ist Kraft und ich freue mich des Besitzes. Die Komposition muß freilich täglich vom Himmel erbettelt werden, aber gib einmal acht, wie schnell es nun geht, und daß ich zu meinem Geburtstag mit der Klavierskizze fertig bin — dann zu Pfingsten die Partitur. So daß diese trüben Wintermonate die schönsten

frühlingsvollsten für mich werden. Ist das schön? Sind das schöne Blumen? Du liebe Tante!

Nächstes Jahr dichte ich ein Sujet für meinen geliebten Liszt, der schon vor Ungeduld brennt, meinen Cid aufzuführen — immer der alte! Dann geht's 1862 an meine dritte Oper! So gebe Gott nur gesundes Leben! Für sonst keinen mache ich etwas, aber für Liszt mit allen Kräften. Rubinstein habe ich, sobald er nur davon anfing, gleich das Wort abgeschnitten und gesagt: „Ich mache nie mehr dergleichen Dinge. Man hat doch keinen Lohn davon. Ich arbeite nur noch für mich. Jeder muß schon selber sehen wie er fertig wird." Siehst Du? Werde ich anders? Weiß ich, was ich will? O ja, ich weiß es. Ich will jetzt meinen Cid komponieren mit allen Kräften, und wenn's Bomben regnet. Ich arbeite mich auf meinem Weg in die Höhe, nachher wollen wir einmal sehen, wo die andern stehen, die Ihr jetzt mit ihrem lieben Figum und Tideldum wie herrliche Götter gegen mich ausschreit. Du erinnerst Dich, wie wir gingen, die Pulverexplosion sehen, wie ich Dir von Lassen sprach und ihn über mich stellte. Jetzt aber wuchs ich ihm bei seiner zweiten Oper mit meiner ersten schon wohl über den Kopf! — Mit dem Cid wird mir's schon etwas besser glücken, auch in weiterem Kreise, er wird auch bald im Klavierauszug erscheinen, den ich gleich in einem mit ausarbeite. Aber ich weiß, daß es mir nicht leicht gemacht werden soll, man wird mich dennoch sehr bestreiten und es wäre mein größter Schade, wenn's anders wäre. Aber Gott wird mir's geben, ich werde das Alter der Mutter haben, wie ihre Natur mit allen Schwächen und das Alter vom Ohm Peter, und ich werde mich ganz gewaltig herausarbeiten. Alles schönste Talent ist nichts, wo nicht Glauben, Hoffen und Liebe ist, das ist mein Siegel, das sind meine drei Kreuze — nicht daß ich sie habe, aber daß ich mich nach ihnen sehne. Das war die Hand der Vorsehung, welche mich nach Wien wies. Nimmer wäre unter Vormundschaft etwas aus mir geworden. Hier bilde ich still und eifrig mein eignes Leben. Wien ist ein gesegneter Boden für mich. Vom ersten Augenblick an liebte ich Wien und werde hier leben und sterben. Halte nur fest an mir, und glaube an meinen guten Stern. Was mir Gott heute noch an Verdienst

und irdischem Gut versagt, wird er dereinst mir satt geben, so daß ich noch andern davon geben und — wieder geben kann. Glaube nur, ich stehe in Gottes Hand und er verläßt keinen braven Deutschen, wenn er ihn auch wunderliche Wege führt. Ich habe alle Freudigkeit in mir. Gott segne mich mit Leid und Schmerz und ewiger Sehnsucht — so werde ich ihn schauen!

Liebe Susanne! Wie ergeben ich Dir bin, wie ich Dich auch verehre, auch wie lieb ich Hestermann habe und die andern dort, weißt Du! So habt nun gute Hoffnung für mich, dann sehe ich Euch wieder, wenn mein Werk vollendet ist, denn ich werde dann wieder ein Semester in Weimar zubringen!

Meine Suppe dampft auf dem Tisch, es ist schöner Oktober. Ich habe eben der Hausmarie mein Cid-Thema vorgespielt und es wollte ihr gar nicht so recht gefallen, da liegt gleich wieder der Knüppel

bei Ew. Gnaden

Geschundenem Hund, Peter.

181. An seinen Bruder Carl.

[Wien, Mitte Oktober 1860.]

Lieber Carl! Ich sende Dir heute sogleich den dritten Bogen. Du hast damit die kleinere Hälfte der kleinen Sammlung. Ich habe fast durchgängig nur solche Dinge hineingenommen, die entschieden liedmäßig sind, teils von mir, teils von andern komponiert wurden. Demnächst erscheinen sechs dieser Lieder mit Kompositionen von Lassen, der schon eines: „Ich möcht' ein Lied dir weihn" — vereinzelt herausgegeben. Auch in Liszts siebentem Heft werden einige von meinen Gedichten komponiert erscheinen. Heckenast schrieb mir, daß Robert Volkmann, ein namhafter Komponist unirer Tage, die Lieder mit Vergnügen gelesen habe. So wird wohl mancher zu einem oder dem andern glückliche Melodien finden. Es ist diese kleine Sammlung immerhin ein Stück von mir, und manche Freunde haben ein Andenken von mir in Händen. Es ist nicht anders, als wenn ich ein größeres Heft neuerer Kompositionen herausgebe.

Man wird diese schlichten Lieder nicht unbehaglich aufnehmen, sie werden manchen auf mich aufmerksam machen, der auf musikalischem Wege schwerer dazu kommt. Was die Anordnung betrifft, so halte ich sie für nicht ungeschickt, es geht ein unsichtbarer roter Faden durch die Folge. Aus fröhlichem, heiterem Liebesleben ein tieferes Zurückziehen in das eigne Innere, aus dem dann eine volle, ganze Neigung, die dem fast Entsagenden erwacht, wieder ins Leben, zur Liebe zurückruft. Prutz und andre moderne Dichter werden als auf einen furchtbaren Gemüts-Haarzopf über mich herfallen. Ich weiß, von moderner Manier haben sie gar nichts. Doch wird ihnen dies nur bei den Cliquen zum Verbrechen, bei dem Unbefangenen zur Tugend angerechnet werden. Kein Lied ist dabei, das nicht lebendig erlebt wäre. Kurz, im ganzen halt ich's für gut, daß sie erscheinen, sie sind ein Stück meines Lebens und Treibens, das ich nicht verleugnen mag, gehören zu meinem Bildungsweg. Wenn schon unbefangene Leute, wie Heckenast und Volkmann sich davon berühren lassen, so frage ich nicht nach den vornehmen Herrn Lyrikern, die alles mit Fremdwörtern spicken und bei denen „Gedanken eines lebendig Begrabenen" das mindeste ist. — — —

Dein Peter.

182. An Marie Gärtner.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 30,
am 20. Oktober 1860.

Gott gebe, daß ich meiner hochverehrten Freundin ein angenehmes, gern gesehenes Schreiben verfasse, und daß es recht lang und ausführlich werde und daß sie es zuletzt, auch wenn sie eines unangenehm berühren sollte, es doch mit dem Gefühl aus der Hand legt, daß eine ihr ganz ergebene Seele jedes Wort nur mit dem guten Willen sagt, ihr zu Dank zu leben, zu schreiben — zu atmen. Heute ist Marientag und Konzertabend in Glogau und ich habe es Liszt persönlich erzählt im Wiener Fiaker und ihm das Programm gesagt, und halte nun heute pflichtschuldigst den Daumen und zwar den ganzen Tag und eben wieder und alle fünf Minuten

einmal, weil ich ganz allein bin und immer dran denken kann. Während wir Menschen so schreiben, eilt immer der beflügelte Geist lange voraus und sagt so laut, daß er uns fast verwirrt, was ja erst auf der dritten, oder, so Gott will, achten Seite kommen soll. Welche vier Tage habe ich verlebt, o verehrte Maria! Liszt war da! Ist eben wieder abgefahren, war in seinen Angelegenheiten da, volle vier Tage, hat in einigen liebevollsten Herzen reines Entzücken, bei Wohlwollenden schöne Lust, bei Bedürftigen reiche Gaben, in langen Ohren, ach, zu kurze Töne zurückgelassen — und endlich dreimal den mir auf der Welt teuersten Namen wie ein Juwel in der Goldfassung seines Wortes erklingen lassen, mir zu Ohren, wie ich lammfromm dabei saß, zu Ernst[1] von Ihnen gesprochen, dann auch zu mir. Und am zweiten Tage seines Hierseins, o du schöner Götterbote, denn er hatte ihn ja gebracht, kommt Ihr Brief an, mir ein Geschenk, über das ich fast den ganzen ersten Tag noch vor Wonne gar keine rechte Wonne fühlen konnte, mir nur immer, fast stumpf und tonlos, sagte: es ist so, sie hat dir geschrieben, sie kennt dich noch — dessen Wert nun aber täglich der vollere wird — denn sehen Sie — das Schneeflöckchen, das sich oben von der sonnengoldnen Gletscherhöhe ablöst, um den Tiefen ein Lebenszeichen zu geben, wird eben kraft des Gesetzes der Schwere und Anziehung dennoch zur Lawine — die lastet dann auf mir und verschüttet mein Herz — da schaufelt die Welt eifrig und aus Barmherzigkeit, bringt's auch wieder lebendig heraus — damit es wieder zur starren Höhe emporschlagen kann. Nicht wahr, Sie nehmen den Witz so, wie er mir in die Feder kam und nicht mit einem Beischmack vom bitteren Zug, von dem auch nicht der leiseste Anhauch drin ist! denn heute, o Freundin, dürfen Sie mir nichts übelnehmen, heute muß auch wohl mein Wort Ihren Beifall haben, denn es ist alles nur innigster Nachklang wunderbar vierblättrigen Lebens, der nur vor Ihnen erklingen will, Ihnen ein Lächeln abzugewinnen, vielleicht auch das Auge glänzen zu machen. Und der bittere Zug ist ja ganz verschwunden, ganz und für immer, womit ich Ihnen ein Versprechen spät aber eifrig erfülle. Auch

[1] Heinrich Wilhelm E., berühmter Geiger 1814—65.

wenn die Schneeflocke nicht gefallen wäre — es gibt doch keinen bitteren Zug mehr — ich hatte alles längst überwunden — freundlich, ruhig, wie ein Blinder vor der Operation sitze ich da und denke mit allem Gottvertrauen: bin ich heilbar? Wird es glücken? Wird man mich so tief schneiden, daß ich dran sterben muß? Oder werde ich *sehen* — das Licht, das ich nie gesehen, nie zu sehen hoffen durfte? Und wird nicht sein Strahl mich wie ein seliger Blitz töten? Bin ich nicht glücklich in meiner Dunkelheit? Träume ich nicht von der Sonne? Von den Farben? Erzählen mir nicht liebevolle Sehende, wie schön alles ist? — Vater, wie *du* willst! Und nun, meine *gute Freundin*, nehmen Sie einmal alle Selbstverleugnung und all Ihr Wohlwollen für mich, an welches ich unerschütterlich glaube, zusammen, um mir die schwere Selbstanklage zu erleichtern, mit welcher ich vor Sie treten muß. „*Das Bild*“ *ist nicht mehr zu streichen*. Muß ich Ihnen beschwören, wieviel Stunden ich darüber verbracht habe, das ganze Arrangement des Buches, dieser von Ihnen verlangten Weglassung gemäß zu ändern, es durch anderes zu ersetzen, die 60 Lieder auf 100 auszudehnen — wie mich dann Heckenasts Nachricht des begonnenen Druckes, und gleich der erste Druckbogen überraschte — wie ich dann im Glauben, daß *alles in jener Zeit gut* war, beschloß, alles so zu lassen, wie es war, wie ich nochmals vor vielen Wochen darüber an Sie schrieb — wie Ihr Brief 48 Tage ausblieb, von denen ich 36 in Gedanken verlebte, in denen ich alles und auch „das Bild“ Gott anheimstellte — wie nun endlich Ihr Brief kam und ich — freilich erst den nächsten Tag, aber daran war des holdseligen Liszt ausdrücklicher Wunsch schuld — in die Druckerei ging, den Setzer kommen ließ, ihm sagte, daß ich *ein* Gedicht streichen möchte und mir der unglückselig fleißige Mensch das ganze Gedicht — auf *einem* Bogen untrennbar mit andern verbunden — schon fertig zeigte? Ihnen beschwören, *wie* fatal mir es war, mit *welcher* Bereitwilligkeit ich jeden Augenblick resignierte? Nein, das verlangen Sie nicht, Sie glauben mir, sonst wollten Sie nicht meine Freundin sein, wie es noch schwarz auf weiß in der stündlich furchtbar anwachsenden Lawine steht — aber Sie sind verletzt, Sie nehmen es mir als einen Mangel an Rücksicht, an der zartesten,

ernstlich übel! So vergönnen Sie mir das Wort zu meiner Verteidigung.

Ihr Name ist völlig weggenommen. Er kam an drei Stellen vor, dieselben sind verändert. Im übrigen stimmt paßmäßig genau nur die dunkle Farbe des Haars und die Flechten, in denen Sie es tragen, der hohe Wuchs. Nicht einmal die Farbe der Augen ist berührt, das augenfälligste, wenn auch sehr unbestimmte Unterscheidungszeichen, und daß Sie musikalisch sind. Was bleibt dann nun noch übrig, meine einzige Freundin, was Sie — der Außenwelt, einem Nest, einer Straße gegenüber — auch nur in die leiseste Verlegenheit setzen könnte. Was ist denn in dieser völligen Verallgemeinerung nun noch anders, als das Bild eines blühenden, gottgeliebten Wesens in seiner Schönheit und Jugend, wie es, wenn's das Glück in manchen Mund führt, mancher Bräutigam seiner Braut vorlesen wird und sagen: Das bist du, ganz nur du, so kann gar keine andre aussehen!

Aber hören Sie weiter. Wenn Sie das kleine Buch sehen, werden Sie erkennen, daß es einen innerlichen Verlauf in der Folge der Gedichtauswahl aufweist, der, wenn auch mit Dichtung vermischt, dennoch innigste Wahrheit aus meinem Leben gibt. Es ist da ein liebesehnsüchtiges Herz enthüllt, das durch jugendliche Freuden und Schmerzen, durch Illusion und Resignation hindurch endlich dennoch den Schwerpunkt für sein erregtes Gefühl findet — den es fortan einzig umflutet. Wenn Paulus jeden Menschen einen Tempel nennt, so gebe ich auch hier mein Inneres als einen solchen — es laden Stufen hinauf, es streben die Säulen empor, es winken schöne, schmückende Gestalten am Giebelfelde — aber das Innerste ist dem Kultus der Göttin geweiht, da ist die Andacht — und da mußte auch in meinem Buche das Bild stehen, — Marie, wir haben das alles nicht so gemacht, es haben weisere Hände das Beste daran getan — ohne mein Leben das Buch nicht — so klein dieses, so bescheiden jenes — warum denn mit eigenwilliger Hand den Schlußstein eines Gebäudes herausnehmen wollen, zu dem wir das Fundament nicht gelegt haben?

Liebe Marie! Schreiben Sie mir, ob Ihre Bedenken nach völliger Weglassung des Namens dieselben bleiben, und halten Sie

mich dabei auch des Vertrauens nicht unwert, mir nur in Kürze die entschiedenen Gründe Ihres Bedenkens zu geben.

Ich lege durchaus nicht so großen Wert auf diese Seite meiner Betätigung, um ihr zu lieb' Ihre Freundschaft einbüßen zu wollen. Mag es dann bis zu meinem Ost dauern, ehe man wieder etwas von mir hört. Auch könnte ich es nicht ertragen, Herzensergüsse dann in aller Welt Händen zu wissen, wenn ihre Lust mir zur Trauer werden sollte. Dann erst, o meine Freundin, wenn durch Ihre nachträgliche Zustimmung oder meine Resignation diese schwebende Differenz aufgelöst ist, will ich den Humor wieder finden, mit dem ich heute morgen begann und Ihnen manche schöne Lieder senden! Ich habe mit der Komposition des Ost glücklich begonnen — o möchten Sie manchmal mit einem freundschaftlichen Wort bei mir sein! Möchten Sie denken, daß es eine Zeit gab, wo ich täglich bei Ihnen sein durfte, daß ich soviel und schmerzlich, — wenn auch ohne trüben Zug! — entbehre und es nicht für eine eitle Klage halten, wenn ich Ihr Wort öfter begehre! Fürchten Sie nicht, teuerstes Mädchen, meine Leidenschaft und strafen Sie mich nicht für ein böses Wort, das einmal fällt! Denken Sie, daß alle meine argen Fehler durch einen Hauch von Gott zu Tugenden werden könnten! Gönnen Sie mir manchmal auch ein Wort aus Ihrem Herzen, wie einst mündlich und auch schon schriftlich. Ich habe wochenlang geglaubt, Sie würden mir nicht mehr schreiben, weil Ihr Brief diesmal doppelt so lang als früher das längste Mal ausblieb, und hatte wohl sehr trübe Tage — aber ich habe sie glorreich überwunden und die blaue Schleife zu meiner ewigen Fahne erklärt, was auch kommen oder nicht kommen möchte. Denken Sie manchmal, wenn mein Leben kürzer sein sollte als das Ihrige, Sie gute Marie! an den Peter Cornelius, welcher Sie bis zum letzten Atemzug fest in seine arme Seele geschlossen hielt. Ich weiß, daß ich viel zuviel, weil alles, von Ihnen verlangte, und zittere jetzt, wie ich's nur tun konnte. Ach, welch ein Abgrund ist das menschliche Herz! „So oder so!" möchte Ihnen das noch einmal in guten Stunden wie gute frische Luft ins Herz dringen — denn das kann und darf ich ja verlangen, daß Sie mir recht, recht gut sind — ich habe Ihnen ja meine

schönsten Lieder gesungen. Ich feiere Ihr Andenken, Marie Gärtner, Schülerin von Liszt, was da auch kommen möge, mit Fröhlichkeit und in meinem Gebet zu Gott — neben der Mutter. Jetzt schreiben Sie mir nur gleich, und zweifeln Sie keinen Augenblick, daß ich mit Ehr' und Leben dafür einstehe, daß nichts geschehen soll, was Sie auch nur einen Augenblick betrüben soll, soweit es mich und meine sehr bescheidnen Lieder betrifft. Das wäre auch der Mühe wert! O nein — so ist Cornelius noch lange nicht. Aber Sie finden Publikum, o Marie! Meine hiesigen Freunde lernen mich erst nach und nach als Dichter kennen und finden Geschmack dran. Ehrlich währt am längsten, und ehrlich, Gott walt' es, ist auch mein Herz Ihnen zugetan. Ehrlich und ewig!

Cornelius.

183. An Marie Gärtner.

[Wien, 21. Oktober 1860.]

Freude, die heilige,
Ist mir im Herzen,
Weiß nicht, warum!
Stehn auf dem Hofe
Zwei Musikanten,
Vater und Sohn,
Spielen so lustig
Wien'rische Walzer.
Hab' ich ein Briefchen
An die Geliebte
Eben geschrieben:
Warum grad' eben
Spielen die Leute,
Rühren mein Herz,
Daß mir die Träne
Der Lust und Wehmut
Dringt aus den Augen?
Wohl zieht die Seele
Rasch in Gedanken
Dich, o Geliebte,
Mit in den Tanz!
Ist's doch ein Klingen
Wie Hochzeitsreigen.
Gab ich der Wirtin
Rasch ein papiernes
Sechserl für beide,
Daß nun zum Danke
Vater und Sohn,
Beide in grauem
Filzrock und Mütze,
Mir mit der Fidel,
Mit der Guitarre
Noch einen Walzer
Spielen zu Ehren.

Rein sind die Klänge,
Stimmen zusammen,
Zeigen im Rhythmus
Zögernd und eilend,
Schwindend und wachsend,
Steigend und sinkend
Fein'res Empfinden,
Und kontrapunktisch
Mischet der Alte
Bässe in schreitender
Gegenbewegung
Ganz musikalisch
Anmutig ein.
O wie erfreut mich's!
Zitternde Töne
Dringen zum Herzen,
Werden da drinnen
Tränen der Lust,
Wieder aus Tränen
Werden zum Lied sie,
Das der Geliebten
Ihr Dichter singt.

Reizend verworr'nes
Wandern der Seele!
Wie mich so eigen
Alles berührt!
Bin ich doch selber
Auch Musikant,
Höher mein Streben,
Tiefer mein Zagen,
Himmelanstürmend,
Erdenversinkend,
Und auch am Ziele
Stehend, vielleicht in
Ärmlichem, grauem
Filzrock und Mütze.
Ist doch mein Liebchen
Auch Musikant;
Spielt vor den Leuten
Vornehm bei Gaslicht
Perlende Läufe,
Kühne Arpeggien,
Doppelte Triller,
Schwere Passagen!

Alles das dacht' ich,
Als für mein Sechserl
Vater und Sohn mir
Noch einen Walzer
Spielten zu Ehren.
Und willst auch Du nun
Für mein Gedachtes,
Für mein Gesungnes
Lohn mir verheißen,
Denk' ich noch etwas
Eigen Besondres
Und Wunderschönes
Nur Dir zu Ehren!

Sie haben ein freundliches Wort gesagt in Ihren kurzen Zeilen, da Sie jene Erinnerungen „goldne" nannten. Mir, liebe Marie, waren es die schönsten sechs Wochen eines doch am Erfreulichen und Guten so reichen Lebens. So wie ich da Ihnen gegenüber saß und mein Herz auch über die zartesten Dinge Ihnen aussprechen

durfte und aus Ihrem unschuldigen Gemüt die vertraulichste, lieblichste Mitteilung dafür austauschte — so muß es unter den Seligen sein. Wir sind nun so weit getrennt, und das Leben bringt so manches Trennende, Erkältende oder doch Abkühlende hinzu, die fliegende Zeit übt ihre unvermeidliche Wirkung, die Erinnerung kann nicht in jedem Augenblick die ganze Innigkeit haben, die sich gut oder schwach in Liedern aussprechen mußte, und es könnte mir bei größerer Ruhe, die ich im ausgleichenden Außenleben finde, so leicht werden, mein Gefühl für Sie nur in den Grenzen der teilnehmendsten Freundschaft zu zeigen, etwas Kunst der Liebe, einige Intrigue des Herzens auszuüben — aber ich bin einmal nicht dazu gemacht, nicht klug genug und zu herzensgut dazu und fühle auch eine zu große Befriedigung darin, als daß ich nach einem längeren Zeitraum zu Ihnen reden könnte, ohne Ihnen, liebe Marie, zu sagen, daß ich noch ganz der Mensch aus dem grünen Zimmer bin — daß ich in diesem Augenblick mit aller Innigkeit, Frömmigkeit und Hingebung an Sie denke. Kann Ihr Herz etwas dabei klopfen, wenn Sie dies lesen? Gott gebe es, in seiner Hand steht alles. Ein Wort von Ihnen, Marie, und wenn ich noch sieben Jahre um Sie dienen sollte — ich kann mir gar keine Vorstellung davon machen, wie glücklich ich dann sein würde! Wie ein in der Sommernacht leuchtender Mond, der alles in ein ganz eigentümliches Licht hüllt, wollte ich unter den Menschen gehn — alles sollte mich dann lieben, selbst gleichgültigere, empfindungslosere Menschen sollten dann sagen: Welch ein erfreulicher Mensch ist doch dieser Cornelius!

— — —

P. C.

184. An Marie Gärtner.

Wien, Liszts Geburtstag. Abends um 7 Uhr [1860.

Liebe, verehrte Marie!

In Eile, denn wir feiern noch einige Stunden unsres großen Freundes Wiegenfest, benachrichtige ich Sie, daß ich soeben das „Bild“ gestrichen habe. Die Lieder sind schon alle gedruckt.

Die ersten vier Bogen schon ganz vollendet, wundervolles Papier und Druck, schönes Format. Für die ausfallenden fünf Blätter, welche das „Bild“ einnahm, schalte ich ein:

1. O ungestörtes Wonneleben!
2. Glockenblumen (ohne Änderung).
3. Vergißmeinnicht (mit Milderung).
4. Findest du denn noch Blüten?
5. Gib mir Nichts und gib mir Alles,

welches nun, statt dem „Danke“, das Schlußlied bildet.

Erfreuen Sie bald mit einem freundlichen Wort und Nachricht über Glogau!

Ihren gehorsamen und völlig ergebenen

Cornelius.

Es sind also im ganzen, wie ich soeben sehe, von Ihren Liedern, Marie, 14 in dem kleinen Buch. Ich habe eines rein technischen Arrangements halber gerade das letzte, das ich Ihnen schickte, in das melancholische Andante, den Mittelsatz des kleinen Buches, verlegt, das von den „welken Blättern“. — Das Frühlingsfinale erklingt nun außer den vorstehenden Schlußliedern in dieser Folge:

1. Hinaus!
2. Sie sprach. . .
3. Schlüsselblumen.
4. Es küssen. . . (Am Klavier gedichtet, Mariens Hand in der meinen!)
5. Der Lenz und Du.
6. Der Stern.
7. So oder so. Mit vielen Abkürzungen.
8. Danke!

Ich bin außer mir vor Freude, daß mir das Streichen noch geglückt ist; ich hatte ein sehr schweres Herz. Aus Euryanthe: „Zertrümmre! zertrümmre! Schönes Bild!“

Doch Lebwohl und zu Ihren Füßen

Ihr bis in den Tod gehorsamer Freund

Pietro.

185. An Marie Gärtner.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 30,
28. Oktober 1860.

Warum sollte ich ein Philister sein, und warten bis mir Marie geschrieben hat? Wer weiß, ob sie so schnell Zeit findet! Ich bin auch gar nicht, gar nicht ungeduldig. Das größte Maß des Wartens habe ich nun — es sind 48 Tage. $48 \times 2 = 96$! Nun, wenn's auch einmal 96 Tage würden, ich wollte dennoch, selbst in der schwächsten Minute nicht verzweifeln. O nein, ich baue sehr sicher und unerschütterlich auf Marie, daß sie mir immer ein wohlmeinendes, freundliches Herz bewahren will! Dies Gefühl beseligt mich nun so! Heute ist der 30. Sonntag nach Palmarum! Und schon jetzt ist nicht allein „der trübe Zug" für immer verschwunden, sondern sein Gegenteil, „der heitere Zug" ist jetzt immer da. Das „Bild" war noch so ein letzter Kampf, aber Gott sei Dank, ich habe ihn gut bestanden, und bin jetzt äußerst fröhlich!

Gestern, Marientag, habe ich die Korrektur der Lieder beschlossen. Sie haben keine Idee, wie schön der Druck und alles wird. Ich sah gestern bereits das Titelblatt. Höchst einfach — elegant. Ebenso die Widmung an den guten Rinaldo! der mich damals täglich besuchte! Heckenast ist ein vortrefflicher Mensch. Er hat die Druckerei zu wiederholten Malen um höchste Eleganz der Ausstattung ersucht. Es wird ein ganz kleines Buch! Sieben Bogen! Aber es kommt vielleicht in manche gute Hand, und ganz gewiß in zwei schöne, liebe Hände — die soviel Fingerübung spielen! — Und die Glockenblumen sind auch drin! Völlig unverändert! Wie ich sie — zur Dämmerzeit — in vielleicht ½ Stunde gedichtet! Daß Sie nur keinen Augenblick über irgend etwas unruhig sind, schreibe ich Ihnen, daß ich auch aus dem Gedicht „O ungestörtes Wonneleben!" die dritte Strophe gestrichen habe. Die Venus konnte unlauteren Gemütern Anstoß geben. Hatt' ich recht? So haben Sie nun in den Schlußliedern noch ein Andenken jener unvergeßlichen Septemberwoche, und der Schluß: „Weil mir ja die Liebe bleibt" drückt nun eine so tiefe Wahrheit aus! Heute, am 30. Sonntag nach Palmarum, danke ich Gott aus vollem Herzen

für die hohe Beseligung, die er mir in seiner Gnade verliehen! Ich bin ein armer schwacher Mensch und werde noch oft verzagen müssen über mich selbst. Aber dennoch bin ich darüber erhoben, weil mir das Bewußtsein in den beiden heiligsten Stellen nicht mehr getrübt werden kann, im Glauben an Gott und in der Liebe zu einem Wesen, seinem Geschöpf. — Ich bin fleißig am Cid, Marie! Aber das Libretto bekommen Sie vielleicht erst zu Weihnachten oder Ihrem Geburtstag, weil ich noch einiges umdichte. Die Komposition geht gut voran! Die Hauptgedanken stehen fest, und um den Kern verdichtet sich das übrige. — Ade! ich gehe in die Kirche. Immer Sonntags um 12 Uhr, Marie! Dann denkt mein Herz die Mutter und Sie im heiligsten Augenblick nebeneinander! Sie wissen's ja! — Gott gebe Ihnen Glück, aber endlich das Beste: Ihn zu schauen!

— Mit Hebbel bin ich wieder sehr gut! Er war neulich zwei Stunden lang bei mir, hier in demselben Zimmer, dessen Mittelpunkt die blaue Schleife ist! — Welch ein Mensch ist das! Ich will ihn immer lieber gewinnen. Hätten Sie mich gesehen mit Liszt, Rahl und Hebbel zusammen, und wie mir Frau Hebbel unter 20 Menschen bei Tisch den Ehrenplatz gab, zwischen ihr und Liszt, ihrem Manne gegenüber — so hätten Sie sich gefreut, und im stillen gute Hoffnungen für den Freund gefaßt.

Ich schließe. Die wenigen Herbstgräser schicke ich nur mit, weil Hebbel daran hat pressen helfen, als sie unter dem Sopha zum Pressen lagen. So mag es Ihnen für ein Gedicht gelten was vom größten und geringsten Dichter unsrer Tage unter der Presse gehalten wurde. Möchte Marie ihren Freund nicht vergessen und ihn mit einem guten lieben Wort laben. — —

Cornelius.

186. An Marie Gärtner.

Ich hab' Dir freilich feierlich versprochen,
Den bittren Zug zu bannen im Gesicht;
Wie müht' ich mich, doch ich vermag es nicht!
Der Zug ist da! Ich hab' mein Wort gebrochen.

Wenn Tag auf Tag vergeht und Stund' auf Stunde,
Seit ich Dir endlos lange Briefe schrieb,
Und endlos lang ich ohne Antwort blieb,
Wie bannt' ich da den bittren Zug vom Munde!

..... Ich saß einmal in vornehm reichem Saale
In tiefer Nacht bei einer hohen Frau,
Wie ihresgleichen nimmermehr ich schau',
Mit deren Freundschaft ich von Herzen prahle.[1]

Ich küßte kniend ihr den Saum des Kleides,
Wenn sie das wunde Herz mir tief erschloß,
Daß ich gewahrte, wie die Welt ihr goß
Mit Hohn und Galle voll den Kelch des Leides.

Ich gab für ihr Vertrauen auch das meine,
Sprach ihr von meiner Liebe Lust und Qual;
Da hör' ich noch, wie sie mir sagt' einmal:
Die Frau'n zu kennen, merke Dir das eine:

Ein Höchstes kennen sie, das nicht zu steigern,
Ein ganz Unendliches in Lust und Leid:
Sich hinzugeben, daß Ihr glücklich seid;
Danach nur eines: Liebe zu verweigern.

Ach wie erschien mir's damals pessimistisch!
Und nun wie glaublich! — Ich vergesse nie
Die hohe Frau, die nächt'ge Szenerie,
Den Aschenbecher, Lampe, Tee- und Whisttisch.

So hilf mir Gott, den Teufel zu versagen!
Soll ich's denn glauben? Kann's denn möglich sein?
Ein Weib so grausam! Nein und ewig nein!
Es kann nicht Lust sein, Liebe zu versagen.

[1] Gemeint ist die Fürstin Wittgenstein.

Wenn Sehnsucht rettungslos mein Herz verbrannte,
Dir wär's erwünscht? 's ist tausendmal nicht wahr!
Weg! bittrer Zug! Ich sing' mit Adolar:
Ich bau' auf Gott und meine Eurvanthe.

187. An Reinhold Köhler.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 30,
31. Oktober 1860.

Vor einer guten Viertelstunde habe ich Deinen Brief erhalten und spreche schon die ganze Zeit lebhaft mit Dir! Die schnellste Antwort soll Dir meine Freude beweisen. — Vorigen Samstag schloß ich die Korrektur unsrer Lieder, bei der mir leider einige Fehler stehen geblieben sind. Heckenast ist nicht mit Gold zu bezahlen! — — Deine Widmung war anfangs verdruckt. Ein ähnlicher Fehler wie bei der meiner Oper an Liszt. Es stand Herrn Reinhold Köhler. Nun heißt es: Meinem Freunde Dr. Reinhold Köhler in Weimar.

Ich glaube, das wird am besten und einfachsten klingen, denn ich halte es für Zopfstil, in der Widmung eine originelle Wendung zu suchen, wie „dies Buch gehört", oder „dir!" usw. usw. usw. Nicht wahr? Der Lieder sind nun 64 geworden und in den letzten, die Du noch nicht kennst, pulsiert also das frischeste Leben meiner Gegenwart, während das Ganze den Zeitraum von 12—13 Jahren umschließt. Wie auch meine Gefühle während den Korrekturen zwischen Freude und Niedergeschlagenheit schwankten, wie ja schon, Du weißt es, während dem Zusammenstellen, so hebt mich doch nun das Fait accompli über alle Bedenken weg und die ganze Sache berührt mich fröhlich und gibt mir Elastizität. Das Schlimmste, was mir passieren kann, ist, was auch nicht ausbleiben wird, als Gemütszopf und Schockmiker angeschrien zu werden, dagegen werden freundliche Stimmen auch nicht ausbleiben, und auch das Ärgerlichste könnte mir die reinste Befriedigung keinen Augenblick verkümmern, Arm in Arm mit Dir vor die Schranken mit dem Jahrhundert zu treten. Es freut mich maßlos, daß nun Deine Name

im Buche steht, und zunächst die vornehme Verlagshandlung, beides eine innere und äußerliche Gewährleistung erquicklichen Gedeihens!

„Dies der erste von den Kniffen!“ wie Figaro sagt. Nicht wahr, das ist eine Lust von Italienern zu hören. Die Trebelli[1] muß ja ein Ausbund sein! — Nun das zweite, alte, längst bekannte. Daß ich Marie liebe, nach wie vor, nun und immer, mein Guter, damit ist einmal abgeschlossen. Rien ne va plus, j'ai fait mon jeu. Meine Glut wächst täglich, und müßte mich verzehren, wenn nicht der Cid wäre! Wie die Sache jetzt steht? Von ihrer Seite ganz wie immer; sie läßt sich auch nicht das leiseste merken!

Auf wiederholten höchsten Befehl habe ich nun dennoch das „Bild“ weglassen müssen, und dafür die fünf Lieder eingeschaltet, unter denen die „Glockenblumen“ ihr Liebling ist, obgleich ich sie an einem Abend gedichtet, wo ich morgens, nach Lesung eines Briefes von ihr, ausgerufen: „Nie ein Wort mehr an dich, du kalte, eisige Seele!“

Mein Gott, Reinhold, was ist das Leben — aber so haben wir doch geliebt! und das letztemal am glühendsten, o Freund! Du, meiner Seele Nächster — es hat sich nun einmal so gefügt! O möchten wir einmal eine Doppelhochzeit halten — mit den beiden Schlanken. Glühend über alle Maßen liebe ich Marie! Weh mir, wenn sie sich bleibend vor mir verschließt, dann bleib' ich unvollendet — dann wird's nicht der ganze Mensch!

Und nun das dritte! Ich schwelge in der Komposition meines Cid! Laß sehen, ob ich Mann genug bin, das zu leisten — und ich werde es leisten. Täglich wächst es, zappelt, wird groß! Reinhold, es ist eine Wonne! Könntest Du mich jetzt sehen! Wie anders ist man da! Wie gläubig, wie vertrauensvoll — wie der Soldat, wenn es zum Kampf geht, mit dem Gedanken: Mich trifft keine Kugel. Als welchen andern trifft mich das zweite Werk! Nicht mehr dies Verzagen, diese Unruhe! Weiß ich doch, es muß einmal wieder vergehen, oder Papier werden! Aber eine gute Zeitlang mag es immer lebendig, in Mund und Herzen, vor den Lampen bleiben. Im November die Skizze des ersten Aktes. —

[1] Zelia T., berühmte Bühnensängerin 1838—92.

Zum vierten bin ich mit Hebbel seit dem 12. September bleibend und glänzend ausgesöhnt. Er unterbrach mich heut' gerade an diesen Zeilen, die ich jetzt am Abend vollende. Liszt wird Dir von den Nibelungen erzählen. Einen lebendigen Abdruck jener Tage nimm in umstehendem Gedicht — meines Herzens im folgenden letzten Lied an Marie Sonntag abend.[1] Hebbel reist über München und Stuttgart nach Paris und ich schrieb ihm bis jetzt Briefe an Carl, Pruckner und Berlioz — außerdem an Liszt, wegen Briefen dorthin. Nun will ich schließen und Dir drüben noch die beiden Gedichte schreiben. Bald erhältst Du ja gewiß unsre Lieder. Hebbel war sichtlich erfreut über das Gedicht und las es bereits verschiedenen vor. Es findet einmal in den „Persönlichkeiten" 1865 oder so eine Stelle. — Heute abend gehe ich zu Hebbel ihm die Briefe bringen. Grüße, ich bitte Dich, Genelli[2] vielmals, auch Milde, besonders Schöll und andre.

Also Lieber! halten wir fest in Freundschaft und Liebe.

Alle Grüße an Mutter und Schwestern!

Dein Peter.

188. An Marie Gärtner.

Ich darf Dich nie umfangen;
Und hab' ich's je begehrt,
War eitel mein Verlangen,
Ich bin es ja nicht wert.

Doch war es wohl bedungen
In einem weisen Plan,
Daß ich nach Dir gerungen
In liebevollem Wahn.

[1] Auf der letzten Seite des Briefes stehen zwei Gedichte:
1. An Hebbel nachdem er uns seine Nibelungen gelesen.
2. An M. Gärtner In schöner dunkler Dämmerstunde.
Siehe „Gedichte".

[2] Bonaventura G., der bekannte Maler 1798—1868.

Wir zeigen Kindern weiſe,
Wenn uns ihr Tun geſchmerzt,
Die lockend reichen Preiſe,
Die ſie im Fehl verſcherzt.

So ſtreckt' auch ich die Hände
Nach Deinem Glanz empor,
Nur daß ich tief empfände,
Warum ich Dich verlor.

Doch ſelig dies mein Büßen
Und dies mein Leiden Luſt,
Dürft' ich die Liebe grüßen,
Zu eigen meiner Bruſt.

Nicht wie ich lebt' und fehlte
Wird einſt von Gott gefragt:
Der Wunſch, der mich beſeelte,
Das Glück, dem ich entſagt.

Und darf das Wort ich ſagen?
War denn die Liebe mein?
O Schmerz, wollt' ich es wagen,
Und Engel ſagten: „Nein!“

Ich darf's nicht freudig ſprechen,
Muß ſterben, zitternd, ſtumm,
Doch meines Herzens Brechen
Iſt noch ein Flehn darum.

189. An ſeinen Bruder Carl.

[Wien, Ende Oktober 1860.]

Lieber Carl!

Haſt Du mir Deinen Freund Stumpf auf den Hals geſchickt, ſo ſende ich Dir hiermit nach dem großen Naturgeſetz: Hauſt Du

mein' Jud', so hau' ich Dein' Jud' — meinen hochverehrten Freund Dr. Hebbel als Spion, wie es Dir geht, wie alles steht und ob Du nicht zu sehr das Ackerpferd der historischen Kommission spielst.

Schon seit acht Tagen will ich Dir schreiben. Ich lebe jetzt in der schönsten Zeit, wie man sie jahrelang herbeiwünscht, mein Cid ist in Arbeit, aber es ist eine Flitterwochen-Arbeit, wie ich heute an Liszt schrieb.[1] Kostbare, wundervolle Tage, die vielleicht so schön nie wiederkehren! Der erste Akt taucht allmählich aus dem Nebel! Mein Geburtstag sieht schon das meiste fertig! d. h. Skizze! — —

Liszt war hier und hat uns vier schöne Tage mit Musik und Champagner und all seiner Liebe und Güte bereitet. Er hat mich auch zuerst in Wien eingeführt. Auch auf mein Leben wird dies nicht ohne Einfluß bleiben. Doch eines halt' ich fest. Nur Gesundheit und Zigarren, daß ich meinen Cid beenden kann, après nous, mon Cid et moi, le déluge oder das große Los, oder was nur Gutes kommen will! — —

Liebster, bester Carl, bald wieder Ausführlicheres! Sei Dir's genug, daß ich sehr wohl, froh und glücklich im Erfinden bin. Tu' alles Gute und Liebe an Hebbel! Geh mit ihm auf den hohen Weg spazieren und stell' ihn in der Stammkneipe dem Herrn Groich vor! Sonst wird er Dir nur Schönes von mir erzählen können, denn musikalisch ist er nicht und meine Gedichte kennt er noch nicht.

Lebe wohl

Dein Peter.

190. Aus dem Tagebuch.

[30. September 1860.]

— — — An Heckenast schrieb ich notgedrungen um weitere 100 Gulden, weil Frau Müller zu Michaeli Geld brauchte. Der prächtige Mensch sendet sie umgehend und einen Brief dazu, der eben noch ungebrochen liegt, weil es mir fast peinlich ist, Dinge

[1] Dieser Brief scheint sich nicht erhalten zu haben.

zu lesen, die Geldfragen berühren. O Gott, ich möchte dich fragen, warum du mir das Herz eines reichen Mannes ohne das Gold seines Beutels mit auf die Welt gegeben, wenn ich mich meiner dummen Frage, deiner Allgüte und Allweisheit gegenüber nicht schämte. Geht es doch meiner guten Mutter ebenso, deren Beschaffenheit nach dieser Seite ich völlig geerbt, deren Schicksal ich auch werde nacherleben müssen, die nie im Leben auch nur soviel Kupfer gesehen hat, als sie Gold verschenken möchte, und bis tief in ihre siebziger Jahre hinein den innerlichen Schmerz ihres Wesens verschlucken muß, nicht beglücken zu können, wie sie es möchte. Und dennoch! Wie beglückt sie!! Wie mich durch ihre Antwort auf meinen Geburtstagsbrief! Ich habe ihr auch gleich wieder geschrieben und Blumen, auch meine Karrikatur gesendet. War die erste Septemberwoche der Liebe und ihrem Gesang gewidmet, so schloß der Monat mit dem Anfang meiner musikalischen Arbeiten am Cid. An einem Samstag begann ich, und zwar mit dem Lichtpunkt, der Liebesidee der Ximene. Wie vorauszusehen, war die erste Woche sehr unerquicklich, doch setzten nach und nach Melodienfragmente sich fest, die sich nicht wieder abweisen lassen wollten, bis zuletzt gestern morgen durch ein im begeisterten Moment gefundenes Verbindungsglied alles Bisherige erst im rechten Lichte erschien und bis auf den Abschluß, zu dem ich noch den glücklichen Augenblick abwarte, nun die erste Hauptidee begründet ist. Vielleicht schon heute beginne ich mit dem Gegensatz: dem Anklagemotiv und werde wohl auch damit vorerst noch schwere Tage haben. Dann aber wird zum Schluß das Heldenmotiv gesucht und wenn glücklich gefunden, so wird sicher das Ganze von diesen festen Punkten aus sich rasch und glühend gestalten. — — —

Heinrich Porges ist nun hier, ist mir aber mit einem gewissen gewaltsamen Genialitätswesen noch nicht recht erquicklich. Hat übrigens einen scharfen Verstand und logische Fertigkeit im Räsonieren. Er sollte sich ganz auf Ästhetik verlegen. —

Hebbel begegnete ich am 12. September. Er gab mir eine Ehrenerklärung, lud mich auf denselben Abend ein; ich schrieb aber später ab, besuchte ihn am 20. und blieb den Abend. Da kam auch Rahl, der von seinem Nero sprach im Zusammenhang mit

Piloty und Kaulbach. Einige Tage später besuchte ich ihn in seinem Atelier, wo ich viel des Schönen sah; ein bedeutender Künstler. Am meisten Eindruck machte mir sein Orest und die Eumeniden. „Mit dem Bilde bin ich auf der Ausstellung gerade so durchgefallen, wie Sie mit Ihrer Oper" sagte er mir. — Er hatte herrliche Porträts v. Cornelius, Kaulbach, den beiden Hebbels usw. Fand meine Ähnlichkeit mit dem Ohm außerordentlich, meinte, meine Verwandtschaft im Gesichtsausdruck wäre eine viel nähere, als die wirkliche. Ich sagte ihm, daß man mich in Berlin stellenweise für seinen natürlichen Sohn gehalten habe. — So freu' ich mich, daß die Unebenheit mit Hebbel wieder ausgebügelt, die Bekanntschaft mit Rahl erfreulich fortgesetzt ist.

10. Oktober abends.

Gesegnete weiße Blätter mit goldnem Rand! Ich hab' euch lieb. Ihr breitet die Arme aus, wie ein lieber Freund und schimmert so traulich beim Kerzenlicht, wenn ich komme, euch mein Herz auszuschütten. — — — — Die beiden letzten Tage waren nutzlos für den Cid verstrichen — doch nein, ich habe den Cid verstrichen, d. h. 130 Zeilen herausgebracht, welcher Aderlaß dem edlen Helden gewiß sehr zustatten kommt, und ebensoviel wert ist, als wenn einige Noten erfunden worden wären. Morgen hab' ich gute Hoffnung! Des Vaters Sterbetag. An demselben Tag vor fünf Jahren beendete ich die erste Urskizze zu meinem Barbier, nach der unglücklichen Fahrt zu Marie Rückert. Auch in den Jahren 1856 und 57 war der Oktober gute, arbeitsvolle Zeit auf der Bernhardshütte und in Johannisgrund. So wird er auch diesmal seine Gaben nicht versagen.

11. Oktober.

Heute des guten Vaters Sterbetag — gegen 11 Uhr des Abends war es vor nun 17 Jahren! Fast doppelt soviel Zeit, als ich neben ihm gelebt! Mir war's heute ein schöner Tag. Wie ich gestern hoffte, so setzte sich in den ersten Morgenstunden das Cid-Thema fest, ich wußte nicht recht wie, daß ich fast mißtrauisch bin, und es anzweifle, weil es so fast ungesucht sich bot. Doch es ist ja nicht in Stein gehauen, kann immer noch modifiziert werden.

Doch versetzte es mich für den ganzen Tag in gute Stimmung, denn es sind mir nun die Pforten des Libretto erschlossen, und ich kann alles angreifen und werden lassen. Ich las ein Kapitel in Lübkes[1] Architektur: die flachgedeckte Basilika im romanischen Stil. Das schöne Buch. Daraus lerne ich viel für das eigne Schaffen. Nachmittags fütterte ich wieder den Sechszehnender im Prater, es war zu schön, er ist ganz gut und zahm, kannte mich wieder. Dann beobachtete ich noch eine Land- und Wasserpartie einer Hirschherde, die köstlich war. Wie alle dieselbe Fährte streng einhielten, nachdem sie der erste sorgsam untersucht hatte, die letzten waren schon ganz sicher und übermütig, sprangen und spritzten das Wasser mit den Hinter- und Vorderfüßen weg. Abends sann ich über meinen ersten Akt nach, dann schrieb ich dies, gegen 10 Uhr, des lieben Vaters gedenkend. Welch ein Mensch war das! So voll Zärtlichkeit und Rechtschaffenheit, daß zehn andre noch genug daran gehabt hätten. Herrlicher, hoher Glaube an Gott, sei stark in mir, leite mich zum Guten und erfülle die Hoffnung auf ein wunderbares Wiedersehen!

Siehst du, Marie, so bringen wir nun öfter schreibend die Zeit zu, da wir nicht mehr an dich schreiben. Ich habe mir's im stillen überlegt. Ich will mir das alles gar nicht sehr zu Herzen nehmen. So nimmt sie's auch nicht. Ich will ihr ein recht frommes und schönes Andenken im Herzen bewahren. Ohne zuviel Pathos, Wehmut und Verzweiflung — das ist für jüngere, schöne Jahre — soll ihr Andenken mir eine bleibende Erheitrung sein, ich will alles Beste im Sinne auf sie beziehen.

Ich will nicht darüber grübeln, warum sie schweigt. Ich bin froh und ruhig heute. Es ist als ob des Vaters Bild, nicht in der Verzerrung des Todes, nein in seiner schönsten Heiterkeit, teil an meinem irdischen Leben nähme. Ich schließe für heute. Gott sei mit mir und gebe mir eine glückliche Vollendung meines Cid.

15. Oktober, Montag abends.

Kulke hatte Stunde. — — — Ich ging mit ihm hinaus. Am Café Schuster erkannte ich plötzlich Hebbel, einige Schritte vor uns.

[1] Des bekannten Kunsthistorikers 1826—93.

Da bummelte der große Geist so eine Zeitlang vor uns her — d. h. wir folgten ihm eine Zeitlang — wie er hier und da den Kopf auf die Seite warf und sich umschaute. Wir hätten ihm bis nach Hause folgen mögen — dem Geist unter bewegten Körpern wandelnd. Aber ich sagte, es ist wie eine Späherei — kehren wir um. Ich verließ Rilke und kam bei den offnen Dominikanern vorbei und ging hinein. Der mystisch anziehende Weihwassergeruch! Ich betete die Litanei, die Augen vor einem Weib verschließend, das vor mir in der Bank saß. — Da schlägt es 9 Uhr! Wundervoller Vorhang der Nacht, der zwischen allen Akten des großen Schauspiels herabsinkt. Wenn du nicht wärst! Wenn wir die ganzen fünf Akte so ohne Pause abspielen und zusehen müßten. Irgendwo sagte ich's schon einmal, wenn Gott nur den Schlaf erfunden hätte, so wäre er der einzige Meister. Vielleicht gibt es aber auf jedem der zahllosen Sterne eine Art Synonym, etwas das ebenso schön ist wie der Schlaf und doch immer und immer ein andres. Und so für die Liebe, so für die Musik. Wie werden wir dann erst staunen, wenn wir einen Blick in diese Unendlichkeit des Schaffenden tun dürfen. Oder schläft man auf der Venus auch, oder auf dem Jupiter! Daß es auf dem Mond keine Luft gibt, haben die Gelehrten heraus — und doch *scheint* er so mild. Ist er dann nicht wie ein liebreizendes Mädchen, das eigentlich kein Gemüt hat? — Aber ich finde, ich habe Lust, ganz heimlich für mich den Geistreichen zu spielen! — Und doch nicht! Sieht sich jemand in dem Spiegel ohne den Gedanken, daß ihn über kurz oder lang ein andrer anschauen wird? Nun so ist es ja auch hier mit mir. Es schwebt da eine Seele im Hintergrund, zu der ich alles schon jetzt kosend und traulich sage, und ähnliche Gedanken bewegen mich ja so oft. Sie sind ein Strich zu dem Bilde, das meine Seele sich von Gott macht.

Heute sind's 14 Tage, daß ich Emmas Tod in jenem Gedichte nachfeierte; und acht Tage seit dem schönen Zusammensein in Dornbach mit E. Liszt, Rilke und Laurencin, denen ich dort den Cid las. Seitdem kam das Cidmotiv zustande, bleibt aber noch fraglich, bis es vielleicht durch eine glückliche Beziehungsfähigkeit, die es erweisen konnte, funktioniert wird. Die letzten Tage simulierte ich über das

polyphone Monolog-Quartett. Gestern im Prater und heute im Augarten spekulierte ich auf die rhythmische gegensätzliche Auseinanderhaltung der vier Personen und bitte Gott darum, daß morgen früh nach einer guten Nacht vielleicht der Moment kommt, wo auf einmal der ganze Moment glücklich ins Leben tritt — wie ein Schatten schwebt er schon, hat aber noch kein Blut. Bin ich doch Hebbel begegnet, hab' ich doch zu Maria gebetet, Gott sei mir gnädig und lasse die Sache einen glücklichen Fortgang nehmen. Gute Nacht, Mutterchen, gute Nacht, Maria!

25. Oktober, abends.

So schrieb ich am 15.! Nun, es liegt eine Welt in den zehn Tagen, die seitdem vergangen! Am 16. traf mein geliebter Liszt ein. Erst abends besuchten wir ihn zusammen. Die Porges hatten ihn entdeckt. (Auch Otrcewsky[1] war hier.) — Privatangelegenheiten! Noch alles im argen. Mittwoch ganz in der Frühe kam Liszt auf meine Stube. Tränen in den Augen! Hatte eine Messe gehört in der Kapelle des Nuntius, die Bischof Hohenlohe gehalten hatte. Wir fuhren zusammen zu Eduard. Unterwegs fiel er mir im Fiaker um den Hals, weinte wie ein Kind über das Benehmen der — gegen die Fürstin. Es sei ganz die Fortsetzung der W's. Er besuchte auch diesmal C. nicht. Und nun kein Wort mehr darüber — — !!

Aber welch frischen Hauch brachte Liszt in unser Leben. Welche Tage waren es. Doch ich habe sie poetisch festgehalten und gebe mein Gedicht[2] statt einer Beschreibung, an der sich indes mein Gemüt satt empfunden hat, so daß ich nun doch nicht mehr bei der Suppe anfangen kann. Es war ein Rausch für uns alle. Für mich aber insbesondere. Es gab mir eine kräftige Bejahung meiner selbst in manchen, ja fast in allen Beziehungen. Nur in Kürze die Vorgänge und die damit verbundenen Persönlichkeiten, unter denen manche mit einem Ausrufungszeichen statt mit ihrer aparten Geschichte vorlieb nehmen muß. Am ersten Abend war Liszt eigentlich sehr müde, wollte uns fast gleich wieder fortschicken, behielt uns

[1] Geschäftsführer der Fürstin in Angelegenheit ihrer Scheidung.
[2] Gemeint sind die Oktaven an Hebbel. Siehe „Gedichte".

aber dennoch, ließ uns Souper, dann famosen Champagner mit Eis kommen, tante ganz auf, wurde sehr lustig, und wir kamen um 1 Uhr erst zu Bett. Mittwoch nachmittag Quartett von Herbeck, F dur, mit einem sehr frischen charakteristischen Zigeuner-Scherzo in D moll. Andante recht nett. Die großen Sätze hingegen noch unausgegoren. Zuviel Musikmacherei. Das war denn zugleich meine erste Begegnung mit Hellmesberger. Abends war ich mit Liszt bei Ernst, dem armen Rückenleidenden. — ! — Ich vergaß, daß uns Liszt bei H. seinen Mephisto — Lenau und eins seiner Chopin-Lieder gespielt hatte. Abends kamen Herr v. Villers, Doppler,[1] Zaluski. — — — —

Donnerstags blieb Liszt Hebbel zu Gefallen, der abends seine Nibelungen, ersten Teil, las. Hebbel hatte mich durch die Weise seiner Begrüßung bei Liszt ausgezeichnet. Mein Gott, wir Menschen sind ja doch alle Diplomaten — daß ich so etwas nur berühre! Doch was hilft's! Ist schon nicht anders! So genoß ich den Abend mit, von dem ich einen Gedenkstreifen hier ins Buch lege. Rahl, Frau La Roche, Ehepaar Glaser,[2] Obermaier, Prechtler[3] waren dort und etwa zehn andre. Doch beim Himmel, ich kann ja das alles nicht erzählen! Ist denn mein Buch dazu da! Es soll ja kein Tagebuch sein. Es ist eine Holzhackerarbeit, den Wald von Erlebnissen klein zu spalten, um die Erinnerung daran zu wärmen. Nur ein Gedenkblatt der ganzen Zeit mußte ich geben, denn sie wird nicht ohne Nachwirkung auf mein hiesiges Leben bleiben: Liszt hat mich in Wien introduziert.

4. November.

Carolinentag! Ja, an dich habe ich heute gedacht, du hohe Frau, ringende Seele! Und für dich gebetet, daß du einst durch alle Ewigkeit hindurch deinen Liszt besitzen mögest!

Zur Feier des Tages erhielt ich einen Brief des guten Liszt. Er schickte mir die Briefe an seine Mutter und Wagner für Hebbel, und ich besorgte sie alsogleich.

[1] Franz D., Flötist, Dirigent und Komponist (1821—83).
[2] Julius Gl., Jurist und Staatsmann (1831—85).
[3] Otto Pr., Dichter (1813—81).

5. November.

— — Mein Unwohlsein war rasch vorüber. Später dachte ich, war das eine Mahnung des Todes? Doch nein — jetzt glaube ich nicht mehr so — doch nichts ist ohne Bedeutung, ich will mir's hinter die Ohren schreiben. — — Nehme man den Vorfall wie man wolle, er gab mir doch das Maß meiner Innerlichkeit im Vergleich zu früheren Jahren. Damals in Berlin — wie kalt, wie stoisch, irreligiös war mein Vorgefühl des Todes. Jetzt wie hingebend, wie vertrauensvoll in Gottes Güte. Auch welch eine Beruhigung war mir's, bei meinen Hausleuten zu sein. Da wär' mir's doch im schlimmsten Falle wie zu Hause. Ich wüßte, sie würden um mich weinen, wie um einen Bruder für mich sorgen. Welche Sicherheit, wenn man weiß, daß einem liebende Hände die Augen zudrücken. — — — Möge Gott mir geben, daß ich meinen Cid beenden kann. Dann — will ich ihn um längeres Leben und um Frist zu einem neuen Werk bitten.

Einen Brief von Marie bekam ich seit dem 18. Oktober nicht. Aber ich bin nicht ungeduldig, mache mir's wenigstens weiß. 48 Tage sind ein guter Lehrmeister fürs Warten. Ich habe ihr seit dem letzten kleinen Wisch mit all dem Flitter, Larifari und dem kurzen schnippischen Dank für „all die schönen Lieder" dreimal geschrieben. Und was für Kerle! Einmal den Sechzehnpfünder mit dem Lisztschen Nachklang, dann den kleinen mit meinem großen Gehorsam, dann den dritten mit dem Gedicht und den letzten Herbstblumen. — — Ja ich bin schon ein recht elender schnöder Sklav' des „Gänschens von Primkenau" — aber was kann das helfen? Hab' ich's anderswo besser? Kann ich mir einen neuen Dienst auch nur suchen? Nein! Also hier einmal ausgehalten, armer Lump, auf Gnad' und Ungnade! — — — —

6. November.

— — — Ich müßte wieder einmal aufatmen dürfen, wieder einmal ausgelassen sein können — einen Zehnguldenschein durch die Finger laufen lassen — ein Vergnügen, das sich Haslinger gewiß ein paarmal des Tages macht! Mein ganzes Leben ist gekreuzt infolge der Geldnot. Ich versäumte seit den letzten 14 Tagen

den Kaffee, versäumte den Fliegenden Holländer, das philharmonische Konzert nur deshalb. So wird's also diesen Winter wieder fortgehen. Nach keiner Seite hin eine tröstliche Aussicht — — alles das, Widerstreit im Innern, Entbehrung des Tabaks, des gewöhnlichsten selbst, Stocken der Komposition — also recht eigentlich die gefährlichste Verdrießlichkeit — daran denke, mein Blatt, es ist ein recht fataler Zustand.

— Carl Tausig ist heute angekommen. War gleich bei mir. Gefiel mir soweit gut. Machte mir die traurige Mitteilung, daß es dem armen Tamrosch herzlich schlecht geht, daß er mit Frau und Kind für den Augenblick hilf- und heimatlos ist. Das hat mich sehr schmerzlich berührt. Nun, es gebe mir für heut' abend die Erhebung über das eigne Schicksal!

7. November.

Gott ist mir gut. Ich bin wieder am Komponieren, habe Zigarren, aber der Kampf geht fort. — Campeador! — Ein Wort von Dir, Marie, würde mich zum Sieger für alle Zeit machen. — — Aber Du hast eben keine Ahnung von Cornelius. — — Nein, so geht das Verhältnis nicht länger fort. Das ist Quälerei, das ist zuletzt eine Prüderie der oberflächlichsten Art, deren Spielzeug ich nicht sein kann und mag. — — — Laß mich kämpfen, mein Gott, um reinen Schmerz und unauslöschliche Sehnsucht. Laß mich den Eid vollenden und nimm mich dann zu dir, Vater! Es ist keine Gnade als bei dir! Die Menschen haben keine! — Frischauf an mein Werk!

Nach Tisch.

Hab' ich den Morgen glücklich komponierend und dichtend verbracht, so darf ich auch einmal Sieg jubeln! Gott ist über mir und die Jungfrau Maria! Ich kann nicht untergehen! — Jetzt hinaus in den Prater, die Hirsche füttern!

8. November abends.

Tausig hatte mir nachmittags meine Zigeuner gebracht und ich war sehr gespannt, was nun das völlig objektivierte Buch in seiner

Erscheinung auf mich für einen Eindruck machen würde. — — Im ganzen den allerbesten und ermunterndsten! Ich kann mir nicht helfen, ich halte es so, in der Form wie es da ist, für ein höchst genießbares, anmutendes, anregendes Stück Lektüre, manche Kapitel sogar für vortrefflich, wie die Juden und Jozin. — — Ich trete mit meiner ganzen Persönlichkeit dafür ein: es ist ein Stück von meinem Leben darin! Und wenn auch Großmäuler über mich herfallen, von Tadeln und Bessermachen gar nicht zu reden — so bin ich auch ganz fest überzeugt, daß Leute von mehr Geist und besserer Einsicht als die Schimpfenden, wie etwa Hebbel, Eduard Lisst, Schöll mir Anerkennung nicht versagen würden. — — — In ganz befriedigter Stimmung, voll des guten Eindrucks, den mir das Buch machte, ging ich zu Bett um 1 Uhr. Da durchdrang mich innigstes, seligstes Gefühl für Marie. Von allen Wonnen war ich durchschauert. Es war die Situation bei Goethe:

> Ich bin so guter Dinge — So heiter und so rein,
> Und wenn ich einen Fehler beginge — 's könnt' keiner sein!

Für Dich, mein Reinhold, dem ja dies Buch von Anfang bestimmt ist, steht dies hier. Du wirst es verstehen, Du wirst den Konflikt zwischen Sinnlichkeit und Herzensliebe, die dennoch nicht rein geistig zu bleiben vermag, begreifen. — — Indem ich diese Worte schrieb, klang ein lieblicher — eben wieder! immerfort — Silberton in meinem rechten Ohr! Wer weiß ob nicht wo, im Himmel oder auf Erden zu meinen Gunsten geredet wird, daß vielleicht mein Leben eine günstige Wendung haben, daß vielleicht Liebe mich beglücken, mich erlösen wird. — Wie froh bin ich, daß ich alles hierherschreiben kann. Möge Gott mir Kraft geben, daß ich rücksichtslos hier mich ausspreche. Dir, o Reinhold, kann ich alles sagen, wie keinem auf Erden. Es gäbe sonst nur noch zwei: Lisst und meinen Bruder Carl. Doch dann nur in der tiefsten Erregung! Dir so wie ich nun bin!

191. An Marie Gärtner.

19. November, abends 9 Uhr
(am Elisabethtag).

Es bebt ein heimlich Zittern
In meinem Herzen nur,
Als wollt' ein Glück es wittern
Auf halb verlor'ner Spur,
Als ob zu Edens Pforten
Ein Glockenton es rief,
Seit Deinen lieben Worten,
Seit Deinem letzten Brief.

Es heißt wohl in den Psalmen
„Wird uns der Herr befrei'n,
Mag unter Zions Palmen
Uns wie im Traume sein."
So ist mir fast erklungen,
Deut' ich den Sinn nicht schief,
Der Psalm, den Du gesungen
In Deinem letzten Brief.

Sprächt' einst dein Mund in Züchten
Ein Wort wie Himmelsdank,
Ich müßt' in Wälder flüchten
Vor Wonne stumm und krank;
Erst spät in stillen Stunden
Nachfühlen könnt' ich's tief,
Wie ich es vorempfunden
Bei Deinem letzten Brief.

Zur Kinderzeit ein Märchen,
Wie klang's aus Muttermund!

Nun aber ſcheint mein Leben
Sich ſelbſt, eh ich entſchlief,
Zum Märchen zu verweben,
Durch Deinen letzten Brief.

O lächle mild, Marie!
Wenn's auch kein Märchen gibt,
O lächle mild, denn ſiehe,
Ich habe Dich geliebt!
Und wenn mein Pfad zum Ziele
Sich auch in Nacht verlief',
Ich weiß, Deine Träne fiele,
Wie auf den letzten Brief.

Nun ade! Marie — aber nicht auf die Altenburg — ſondern ich muß noch ein Stündchen zu — Marie! Hören, wie ſie Fingerübung ſpielt. Es iſt 10 Uhr! Geliebte, engelgute Marie, alle Rätſel will kniend ausfragen und mit Gott — löſen —

Ihr Cornelius.

192. An Marie Gärtner.

[Wien], Dienstag abend gegen 9 Uhr,
27. November 1860.

Nicht wahr, meine hochverehrte, liebe Marie, ich bin ein recht böſer, fauler Menſch? Es iſt wohl wahr. Tagelang habe ich gelebt, ohne auch nur zu denken, daß ich Ihnen doch auch wieder einmal ſchreiben müßte! Erſt ſeit den letzten Tagen fiel mir's öfter aufs Herz, bis ich endlich zur Feder greife, jetzt in ſtiller Stunde.

Ich bin aber der alte Peter, ganz und gar, verbringe täglich einige Stunden in Gedanken und Plaudereien mit Ihnen, und da das ſeit den letzten 10—14 Tagen etwa immer in der Nachtzeit, zwiſchen 9 und 12 Uhr geſchah, ſo begegnet mir das eigentümliche, daß mir dann immer plötzlich, faſt jedesmal, ein ganz lieblicher

Silberton im Ohr klingt, im rechten. Wie mich das immer freut, in der nächtlichen Stunde! Ach, ich glaube an Sympathie, und meine dann, einen freundlichen Gedanken von Ihnen zu belauschen, ein Wort von Ihnen zu hören! Vielleicht finden diese Zeilen Sie schon mit der Vorbereitung zur Abreise von dem lieben Primkenau beschäftigt! Lassen Sie mich dann nicht lange in Ungewißheit über Ihr Verbleiben, Ihre Adresse! Doch — ich kann ja vorderhand immer nach Primkenau adressieren. Nicht wahr?

Von meinem Cid muß nun in der ersten Hälfte Dezember die Skizze des ersten Aktes fertig werden; ich bin eben am Finale, dann habe ich fast alles zusammen und kann das Ganze anlegen. Heute hapert es noch am Finale und zwar gerade an den acht Schlußzeilen, die ich Ihnen damals mitsandte, als der Brief ankam, während ich sie dichtete. Ich brauche dazu eine wunderlich populär-kirchlich-kriegerische Melodie und bin, wie mir scheint, bis jetzt noch völlig auf dem Holzwege, und trotzdem man also das Holz nahe hat, darf man doch nichts vom Ast brechen, muß alles abwarten. So war ich eben etwas verstimmt und müde vom Suchen nach meinem Osterei — denn so was ist es, heilig und soll doch gut schmecken, Zeichen eines göttlichen Festes und soll doch auch den Kindern Vergnügen machen! Doch erheiterte ich mich gründlich, lachte vielmehr zum Platzen, als ich, nach diesem Bogen suchend, den Operntext von Otto Bach (nicht Ihr Dresdener, ein ganz echter Wiener!), in die Hand nahm. Mit Strophen wie:

Chor: Sebt, sinnend naht der große Meder
Vor ihm beuget sich ein jeder!

Ich goß mich aus vor Lachen und dachte augenblicklich:

Das ist ja dasselbe Leder
Aus dem zuschnitt Schikaneder![1]

Das bringt mir nun der Mensch mit der ernstesten Miene von der Welt, während die beiden angeführten Zeilen noch eine Schönheit gegen alles übrige sind, und meint: ich solle korrigieren — ändern

[1] Emanuel Johann Sch., bekannt als Textdichter der „Zauberflöte"

was mir nicht gut ſchiene. Mein Himmel! Wo da anfangen! Und ich komme wahrlich bald in die egoiſtiſchen Jahre, wo ich ans Sprichwort von den „Perlen“ denke, oder an den Spruch: Narren muß man mit Kolben lauſen, oder an die Stelle aus Humboldts aſſignierten Briefen: Man iſt die Wahrheit nur dem ſchuldig, den man achtet. Und wahrlich! Iſt es nicht Zeitverſchwendung, aus Humanität und einer ganz menſchlichen, liebenswürdigen Rückſicht — da belehren, da ſäen zu wollen, wo eben nur ganz trocknes Erdreich iſt und nie eine Blume wachſen wird, die auch nur Stiel und Blätter, geſchweige denn eine Blüte haben kann, von Duft und Farbe gar nicht zu reden! — Nehme ich doch ein Beiſpiel an Hebbel, welcher zu demſelben Herrn Bach ſagt, ſeine Dichtung wäre ganz hübſch — nur wünſche er die Eiferſucht der Königin noch etwas mehr hervorgehoben — wo nun allerdings Herr Bach ſich ganz ſicher im Eifer völlig verheben wird, um der Königin Gelegenheit zu rabbioſen Arien mit viel Blech zu geben! — Nun, iſt das ſündhaft von Hebbel, Herrn Bach ſo abzuſpeiſen? Ich dächte doch nicht! Iſt Hebbel dazu da, ſolchen Leuten reinen Wein einzuſchenken? Ich aber, ein aufrichtiger Tropf, wie ich bin, habe Herrn Bachs Kompoſitionen, die doch eigentlich ſein Fach ſind, ſtundenlang rec —

Da kommt mir ein liebes Spinnchen, mitten im Worte gerad' über den Brief gekrabbelt, ſieht ſich alles genau an, und nimmt dann, nach meinem herzlichſten Gruß, den Weg jenſeits der Lampe, die Örtlichkeiten des Sekretärs weiter zu beſichtigen. O holdſeliger Aberglaube! Wie erfriſchend das wirkt! Marie, Sie wiſſen ja, daß ich Ihr Bild erwarte! Liebes Mädchen, welche Freude! Vielleicht iſt es in dieſem Augenblick ſchon auf der Poſt! — Nun auch genug von Otto Bach, der ſo dem gewöhnlichen Begriff nach, durchaus kein unbegabter Muſiker iſt — doch eben nur reproduziert — nicht ſchafft — immer drauf los — haushohe Partituren — ſeine freundliche Muſe ergibt ſich ihm gleich — läßt ihn nicht erſt in den April lauſen, ſchmachten und warten — — — — — da kommt das Spinnchen wieder, läuft auch über ein offenes Buch, das neben mir liegt, freut ſich drüber, geht hinüber, zu ſehen, ob auch Öl genug auf der Lampe iſt! — So ſchreibe ich nur noch, daß

Tausigs Hiersein mir eine Quelle von Anregung ist, daß ich öfter noch abends zu ihm hinüberlaufe, daß wir keinen Tag vergehen lassen, ohne uns zu sehen. Er hat mir viel vorgespielt. Gestern noch leerten wir eine Flasche Julien bei ihm, der ihm von Dresden geschickt wurde. Wir tranken auf die Bewohner des Sirius. Ich besonders auf die Frauen dort! — — — — —

Cornelius.

193. An seine Schwester Susanne.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 30,
2. Dezember 1860.

Meine Susanne!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mit dem Cid wird's eigen; er wird an Frische und Originalität etwas hinter dem Barbier zurückbleiben — aber dagegen viel eindrucksfähiger, breiter, massiver sein und mein Pathos die Leute vielleicht eher bewegen können als meine Laune, die eben zu individuell ist, kein Kladderadatsch-Humor.

Einliegend sende ich Dir einen Brief von Hektor Berlioz mit, weil er mich gestern sehr gefreut hat. Es ist unglaublich, wie ein armer Künstler fortwährend mit Mißverstand und Dummheit im Leben zu kämpfen hat. Das hatte mich gestern einmal wieder in tiefsten traurig gemacht. Da kam dieser Brief, als wie ein Geschenk von Gott. Wenn ausgezeichnete Menschen mich ihrer bleibender Freundschaft würdig halten und meinen Leistungen im voraus mit einer guten Meinung entgegensehen, mit welch erhebendem Gefühl kann ich dann auf die Dornen treten, die mir Dummheit und Böswilligkeit streuen! Und Liszt, der ewig alte, gütige, selber an allen Wunden blutende Liszt schreibt mir: „Kommen Sie bald und bringen Sie Ihren und unsern Cid!" Was sind da Hühneraugen und schlechtes Pflaster! — Dieser Monat Geburt, Barbier muß nun freilich erst das Beste, den zweiten Akt bringen; mit den längeren Tagen wachsen dann auch die Bogen meiner Partitur

Es iſt eine unendliche, unbegreifliche Luſt, ein ſchönes Werk zu bereiten.

Gerührt und erfreut hat es mich, was mir Carl Jung wegen meiner Oper anbot, ich will ihm bald und ausführlich ſchreiben. Ein einziger Menſch mit einer ſo guten Meinung iſt uns lieber als ein zuſammengewürfeltes Publikum. Ich will aber weder von Herrn Marpurg noch von Mainz etwas wiſſen. Wer mir gut iſt, begreife mich auch. Nicht auf Beifall oder Erfolg kommt es an, ſondern auf meinen Fortſchritt. Eine ehrenvolle Niederlage muß man nicht in einen Sieg umpfuſchen wollen. Ich nehme mein Schickſal an, ſehe nicht rechts noch links. Jetzt iſt der Cid alles. Ob eine Sache in Mainz Erfolg hat oder nicht, iſt von g.. keiner Bedeutung. An der Stelle, wo die Scharte iſt, muß ſie ausgewetzt werden, nicht weiter oben oder weiter unten. Nun gar in Konzerten — bruchſtückweiſe!!! Wenn Du wüßteſt, welch ein Greuel mir ſo was iſt, daß mir Konzerte überhaupt ein Ekel ſind. Ich will nur Bühne oder Kirche. Konzertſaal iſt die Langeweile und Impotenz mit Pauken und Zimbeln verherrlicht. Und wenn Gott für mich iſt — was kann mir dann Herr Marpurg — für Freundſchaftsdienſte leiſten. Genießt einſtweilen den Edlen ſelber und laßt mich den Cid ſchreiben.

Meine Lieder kommen wohl erſt Weihnachten. Gedruckt ſind ſie, aber Heckenaſt zögert. Wird wohl den rechten Punkt wiſſen. Meine Bearbeitung des Buchs von Liſzt erſcheint wohl mit den Liedern zugleich. Leſt beides aus Liebe zu mir. In dem Buch von Liſzt iſt auch ein Stück von meinem Leben. — Ich habe jetzt Carl Tauſig hier, ſo ſind wir zwei Weimarſche Künſtler zuſammen. Das iſt mir eine große Freude. Später mehr davon. — Meine Haus-Marie verdient ein gutes Andenken bei allen, die mir gut ſind; die Herzens-Marie wird zurzeit ihre Aufwartung machen, wenn Gott will, und die Himmels-Marie beſchütze Euch ſamt und ſonders!

Sei gegrüßt von Deinem

Peter Cornelius.

194. An seine Mutter.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 30,
Mittwoch, 5. Dezember 1860.

Liebste, beste Mutter!

Bei einer kleinen, grünen Lampe, wie Du eine hast, schreibe ich Dir, um Dir nur wenige von den vielen Worten aufzuschreiben, die ich oft in Gedanken mit Dir rede. Ich bin fleißig an der Komposition meines Eid, ganz wie um dieselbe Zeit vor vier Jahren, im Winter 1856, wo ich anfing auf Bernhardshütte meinen Barbier zu komponieren und um diese Zeit die Weihnachtslieder für Elise in Arbeit hatte. 1858 wurde dann um diese Zeit mein Barbier gegeben und wenn alles gut geht, so wird vielleicht in meinem nächsten Geburtstagsmonat 1861, der Eid in Weimar aufgeführt. Nun, diesmal bringt das Christkind meine kleine Sammlung gedruckter Lieder ohne Noten — ich denke sie müssen jeden Tag erscheinen — dann schicke ich sie unter Kreuzband an Euch. Außerdem erscheint auch meine Bearbeitung des Buchs von Liszt: Die Zigeuner, welches, wie ich hoffe, mit lobender Anerkennung beurteilt werden wird.

Unterdes bietet auch wahrscheinlich der nächste Januar eine Gelegenheit, mich hier in Wien in der Öffentlichkeit zu zeigen. Mein junger Freund, Carl Tausig, Schüler von Liszt, will Konzerte geben, drei hintereinander, in welchen ich einige Stücke dirigieren soll. Doch kann immer noch etwas dazwischen kommen und stören. Ich werde Dir zu Weihnachten oder Neujahr das Bestimmtere schreiben. Dann kannst Du mir den Daumen halten. Währenddem komponiere ich immerzu an meiner Oper, von welcher ich in diesem Monat die Skizze des ersten Aktes ganz zusammenstelle. Zu Pfingsten 1861 kann das Werk in Ordnung sein, und ich gehe dann nach Weimar, um wegen der Aufführung mein Glück zu versuchen, zugleich auch, um, während ich die Aufführung abwarte, einen Operntext für Liszt zu dichten, und im Stillen Atem zu holen für eine dritte Oper. Diese dritte wird vielleicht schon ein gedeihliches Werk, nachdem es mit dem Eid nur einigermaßen gut

gegangen iſt. Glaube nur, Mutterchen, ich laſſe nicht nach, wenn ich auch alt werde und ſterbe ohne Ruhm und Erfolge. Man muß das Leben daran wagen, ſonſt wäre es ja auch nichts Großes. — —

Haſt Du Dein neues Enkelchen in München ſchon begrüßt? Siehſt Du, der Dichter[1] ſagt:

Nur zu! und halte manch' Enkelein
Noch rüſtig über die Taufe!

Wie mag's denn mit meiner Braut ſtehen? Ja, ja, ich habe ſchon ſo manche Fiaskos gemacht, am Ende traut man mir gar nichts mehr zu. Auf einmal komm' ich aber einmal und bring' ſie. Wenn Ihr meine Lieder bekommt, ſo merkt, alle die vom Ave Maria an bis zum Ende ſind an ſie. Es iſt aber noch keine ausgeſprochene Verlobung, kann's aber werden. Wo nicht, ſo gehöre ich zum alten Gerümpel und kaufe mich nach dieſem letzten Verſuch in die Junggeſellen-Sterbekaſſe ein.

Täglich denk' ich an Euch, Ihr lieben Kinder, bete immer für Euch, drum wird's Euch auch gut gehen. Was ſagſt Du, daß der Ohm Peter die dritte Römerin heiratet? Iſt's da nicht Zeit, daß ich's zum erſtenmal probiere?

In der ſchönen Weihnachtszeit denkt an Euer Chriſtkind, an den Weihnachtsdichter. Treue Herzen ſind immer beieinander! Sei geküßt, beſtes Mutterchen, vom Bubchen, und alles was Schilt heißt, die gute Liſe an der Spitze, vom

Peterlein.

195. An Marie Gärtner.

Da las ich heut' in einer Kritik
Ich hätte zum Dichten kein recht Geſchick;
Mein ewig' Thema wär' die Liebe,
Von der ich doch nichts Neues ſchriebe.

[1] Er meint ſich ſelber, indem er aus ſeinem Gedicht zum 70. Geburtstag der Mutter zitiert.

Mit meinem Tonſatz wär's ebenſo,
Man würde bei allem nicht recht froh,
Ich bliebe am Stoff, am Inhalt kleben,
Ohne mich drüber zu erheben.
Ich wollte dichten zugleich und ſingen
Und könnte kaum eins zuwege bringen.
Doch wär' ich eben ſonſt kein Vieh,
Erweckte ſelbſt Rührung und Sympathie;
Mein „Vaterunſer" wär' wohl gebetet,
Nicht heuchleriſch hinaustrompetet,
Vielleicht auf wirren Lebenswegen
Sehnt' ich mich wohl dem Heil entgegen.
Das ſchütze mich vor Hohn und Spott,
Ich meint' es ernſt mit dem lieben Gott.
Ich nehm' ſolche Dinge ganz gerne auf,
Wüßt' ich auch manche Antwort drauf;
Mich ehrt nur, wer mir die Achtung ſchenkt,
Zu ſagen, wie er von mir denkt.
Ich wünſch' meinem neuſten Ei, dem Büchlein,
Das Los der ausgekrochnen Küchlein,
Daß man's beſchwatzt und es betracht't,
Bekrittelt, doch nicht ganz veracht't:
Und wenn auch Lieb' nur drinnen ſteht,
Daß die mir doch von Herzen geht,
Und wenn nicht alles nagelneu,
Doch manches gut ſei, brav und treu.
Und wünſch' auch jetzo, daß man ſchrieb'
Ich mein' es ehrlich mit der Lieb'.
Im ganzen wird mir's gehn vielleicht
Wie jenem Schwaben in der Beicht':
Wie alles ſchon war abgetan,
Fing der erſt recht zu heulen an.
„Mein lieber Freund, geſteh's nur ein,
„Bereuſt du, wird dir Gott verzeihn,
„Der allen Reuigen vergab."
Da ſchluchzt der: „Ich bin halt a Schwab'!"

So gab ich auch meine Lieder hin,
Zu beichten, daß ich ein Deutſcher bin.
Und die Kritik wird den Troſt mir geben
Wie jenem Schwaben ſein Pfarrer eben:
„Behüt' dich Gott von Himmelshöh'n,
'S is grad kein' Sünd, aber auch nit ſchön!“

196. An Marie Gärtner.

Das Leben pocht an meine Tür
Und ruft: „Tritt in die Welt herfür!
Die Stille hab' ein Ende!
Nicht in der Einſamkeit verdirb,
Erringe, ſtrebe, kämpf', erwirb
Und rege Geiſt und Hände!“

Wie blieb' ich gerne ſtill und ſcheu
Dem heimlich trauten Winkel treu,
Wo fern der Welt ich dichte!
Und muß doch, weil das Leben pocht,
Aus Fried' und Ruh' beim Lampendocht
Zum Kampf im Sonnenlichte.

Ach, wie ein Schauer mich ergreift,
Wohin vielleicht mein Leben ſchweift
Aus weihevoller Stille!
Doch muß ich in den Reihen ſteh'n
Und kämpfen oder untergeh'n,
So ſei der Sieg mein Wille.

Und glühend kommt es über mich:
Der Kampf iſt ja ein Kampf um Dich,
Maria, meine Seele.
Und wird ein Haus auf Erden mein,
Erwählt es Gott vielleicht zum Schrein
Dem köſtlichſten Juwele.

O Luſt, wer ſolch ein Gut erſtritt!
Wart', Leben, gleich! ich komme mit,
Du ſollſt nicht lange pochen!
Friſch, ein paar Jahre Kampf und Drang,
Dann Stille, nur auf Wochen lang,
Doch ſeien's Flitterwochen!

197. An Marie Gärtner.

Wie mich die laute Welt verwirrt!
Wie bin ich draußen meiſt befangen!
Und bin doch einſt ſo unbeirrt,
So heiter durch die Welt gegangen.

Ach, mein Gewiſſen iſt nicht rein!
Oft, wenn mich Augen ſtreng befragen,
Fällt mir ein Fehl, ein Makel ein,
Ich muß die meinen niederſchlagen.

Sie legen mir die Seele bloß
Und ſchau'n mich an wie ſtrenge Richter,
So liebeleer, ſo ſchonungslos,
Die ſtarren Menſchenangeſichter.

O wie mir dann im Herzen tönt
Der Sehnſucht Ruf, mich Dir zu nahen,
Wenn mich die Welt verneinend höhnt,
Aus Dir zu ſchöpfen mein Bejahen.

Dein Blick iſt voller Gnad' und Huld,
Iſt ein Vergeben alles Böſen,
Iſt ein Befrei'n von Reu und Schuld,
Iſt ein Erheben, ein Erlöſen.

Dir bie' ich mutig mein Geſchick,
Dir Aug' und Seele ohne Zagen,
Und trag' ich eines Engels Blick,
Was wollen Menſchenaugen ſagen!

198. An ſeinen Bruder Carl.

Wien, 3. Januar 1861.

Lieber Carl! Heute erſt komme ich dazu, meine Neujahrsbriefe zu ſchreiben, und es mahnt mich zuerſt an Dich. Hoffentlich geht doch alles wohl bei Dir? Wie befremdend war es mir oft ſeit jener frohen Nachricht vom 27. November, auf die ich Dir gleich mit ein paar Worten zurückſchrieb, kein Wort mehr zu hören. Da mußte ich mich wohl in dem Gedanken beruhigen, daß wohl Kindtaufe, Geneſung und alles ſeinen ſichern Weg geht, und daß nur alles Beſte und Schönſte Dich hindert, dieſe raſchen Pulsſchläge Deines häuslichen Lebens auch mir in Wien fühlbar zu machen. Hebbel erzählte mir ſeitdem, daß er lebhaft mit Dir politiſiert habe; ich merkte mit Vergnügen aus ſeiner Art mir alles zu erzählen, daß Euer Begegnen ein erfreuliches geweſen iſt. Ich habe dort den Weihnachtsabend ganz heiter und gewiß in der beſten Geſellſchaft verlebt, wenn ich ihn nicht lieber einſam zubringen mochte und meine Zelle mit herbeibeſchworenen lieben Geſichtern erfüllen wollte. Geſtern habe ich wieder dort im engſten Kreiſe, dem angehören zu dürfen mir eine Ausgleichung für ſonſtige hieſige Erlebniſſe iſt, den zweiten Teil ſeiner Nibelungen von ihm leſen hören; eine fünfjährige Arbeit des Dichters, der hier gewiß auf ſeiner Höhe ſteht und, wie mir ſcheint, die in ſeinem Motto enthaltene Vorausſetzung: „Junges Laub an altem Stamm“ mit höchſter Kraft und vollem Gelingen zur Wahrheit macht.

Mein äußeres Leben nahm im vorigen Monat einen Anſatz zur Entfaltung, der aber leider bald wieder verkümmert wurde. Carl Tauſig, ein Schüler Liſzts, kam hierher, mit nötigen Geldmitteln reichlich ausgeſtattet, und fing alsbald an auf die Veranſtaltung von drei großen Konzerten mit Orcheſter auszugehen. Er regte mich dazu an, die Leitung derſelben teilweiſe zu übernehmen, und ich glaubte dies als eine vorteilhafte Gelegenheit, in die Öffentlichkeit zu treten, nicht von der Hand weiſen zu ſollen. Zu dieſem Behuf machte ich mir das A dur-Konzert von Liſzt, welches ich im erſten Konzert leiten ſollte, ganz zu eigen. Indeſſen aber wurde die moraliſche Grundlage, auf der das ganze Unter-

nehmen ruht, erschüttert: auch die Quelle, aus der seine Geldmittel fließen, war mir so unlauter, daß ich von der Teilnahme an den Konzerten zurücktrat.

Es ist wunderlich, wie sich die Pfade zu einer gedeihlichen Entwicklung mir unter den Füßen kreuzen, wie hier nun wieder so manches Gelingen und guten Erfolg zu versprechen schien und dennoch alles Äußerliche durch meine innerlichen Rücksichten wieder unmöglich gemacht wurde. Ich kehre nun erst in diesen Tagen wieder zur ruhigen Arbeit an meinen Cid zurück. Kurz vorher war mir wieder eine literarisch-musikalische Beschäftigung mit einem Fixum von etwa 600 Gulden sehr nahe getreten, angeboten — und im Gedanken, selbst liebgewordene Grundsätze des Unterhalts wegen in die Schanze zu schlagen, griff ich zu — dennoch zerschlug es sich — Gott weiß, wie! So werde ich immer wieder auf mein großes, einheitliches Ziel zurückgewiesen — und soll eben wohl mein endliches Heil nur auf diesem Wege erlangen. Alles, was bis jetzt, auch von meiner Musik zum Cid, zu andern Ohren gedrungen ist, findet aufrichtigen, begeisterten Widerhall. So will ich nun in den Frühling und Sommer hinein daran vollenden, wenn Gott dazu seinen Segen gibt, so bin ich hoch zufrieden. Ich weiß, daß andre Dinge folgen werden; ich fühle sie in mir. Hebbel ermuntert mich zum Fortunat, der eine alte gehegte Idee von mir ist, dem auch Schöll nicht abhold war, obgleich er diesmal dem Cid den Vorzug gab.

— Bis heute, zum 8. Januar, habe ich diese Blätter liegen lassen; es störte mich mancherlei. — Sonntag, den 6., verlautete endlich zum erstenmal etwas von mir in größerem Kreise. Liszt hatte dazu, wie er immer an alles denkt, bei seinem Hiersein den Anstoß gegeben. Er sprach Haslinger von meinem „Tod des Verräters", einem parodierenden Männerterzett, welches, schon in Berlin komponiert, überall bei Musikern günstige Aufnahme gefunden hatte, und ich wurde von dem Genannten aufgefordert, es ihm für seine Novitäten-Revuen, deren er jährlich drei hier veranstaltet, zu geben. So ließ ich es direkt durch Pruckner in Stuttgart, der im Besitz einer Abschrift war, an Haslinger senden. Doch machte ich mich noch einmal drüber her und arbeitete es

wesentlich um, wie ich denke, und wie man mir auch sagt, zum entschiedenen Vorteil des Stücks. So wurde es denn am Sonntag zum Schluß der Haslingerschen Soiree ganz gelungen von guten Sängern aufgeführt und erregte, besonders durch die treffliche tragi-komische Wiedergabe des Buffo Hölzel, allgemeine Heiterkeit, so daß zum Schlusse die Sänger und meine Wenigkeit gerufen wurden, so daß mein erster Schritt in die hiesige Öffentlichkeit wenigstens kein ganz verfehlter war. Mit welcher erhabenen Ruhe Peterchen solche Dinge übrigens seit dem Barbier mit ansieht, ist ziemlich erstaunlich. Es ist, ich weiß es, eine bequeme und törichte Rolle, sich im Stillen für ein verkanntes Genie zu halten. Hätte ich die verletzte Eitelkeit und die Grünspan-Unzufriedenheit ähnlicher Menschen, so wollte ich gerne, wie für alle meine übrigen Fehler, demütig an die Brust schlagen. Es ist aber nicht so; ich sehe alles aus einer schönen, heitern Höhe der Seele an, stehe über mir selbst. Was mir abgeht, was mir fehlt, drückt mich oft genug nieder; die guten Seiten meines Talents aber, die mir allmählich eine anerkannte feste Stellung in der Kunstwelt gewinnen helfen werden, geben mir jetzt endlich das nötige Selbstgefühl ohne die lauterste und fröhlichste Bescheidenheit in mir auch nur im geringsten zu verkümmern. Aber wie muß ich mich durchfressen. Der große geistige Vorteil, meine Spezialität gefunden zu haben, und Schritt für Schritt, langsam und behutsam nur in ihr fortzuschreiten und aufzutreten, bringt mir unvermeidlich den weltlichen Nachteil, dem ewigen kleinen Wettgalopp um täglichen Beifall fern bleiben zu müssen und wie oft müssen mich Platens Worte trösten:

Ein solcher darf zu keiner Zeit ermatten,
Er fördre sich, er schmeichle jeder Mode,
Und sei dabei, wo Glück und Mut sich gatten.

O guter Carl! könntest Du einmal hineinsehen in dies hiesige Getümmel von Künstlerchen, wie sie sich ihre Cliquen und Cliquechen machen, sich beim Bierseidel und beim Glas Eis ihr Publikum bilden und kajolieren! Ach, wie elend, wie miserabel das ist. Hier muß man, um den rechten Weg zum allein seligmachenden Beifall zu finden, ein Streichquartett schreiben, und Herrn Hellmesberger schmeicheln, daß er es aufführt, oder ein Offertorium für

eine Meſſe und Leute hineintrommeln, oder Liederchen komponieren wie Herr Deſſauer, und ſich in Geſellſchaften herumſingen laſſen. Aber wenn einmal die Zeit kommt — und es ſind lange Jahre, die uns Gott doch nur geben möge — wo ich ein Ähnliches leiſte, wie Schwind in ſeinen ſieben Raben, mit ſehr guter Zeichnung, mäßigem aber organiſchem Kolorit, mit noch größerer Einheitlichkeit, daß alles danach läuft, als wenn's eine Oper von Flotow wäre — dann werde ich auch ſchon Schwinds graue Haare längſt haben — aber vielleicht nicht einmal die Befriedigung, allen denen die Erfüllung zu zeigen, die ich heute mit Hoffnungen abſpeiſen muß. Wenn ich aber auch morgen ſchon ſterben müßte, ſo leid es mir wäre, ich würde doch keinen von den Herrn Kollegen ſeinen Erfolg neiden, in keiner andern Haut ſtecken mögen, und auch ſo unvollendet wie ich ſcheiden müßte, den tröſtlichen Gedanken hegen, daß immer hie und da ein friſcher Kerl einmal meinen Barbier aufſchlagen würde und ſagen, daß ich ein Menſch für mich ſelbſt, aus mir ſelbſt heraus war. — Aber ſo Gott will, komme ich dies Jahr einen vollen Schritt weiter — zum Cid. In acht bis zehn Tagen melde ich Dir den Abſchluß des erſten Aktes. Dann geht's an den zweiten. Den dritten ins Frühjahr hinein. Die Partitur im Sommer. Die Aufführung nächſten Winter. Den Text vielleicht bei Heckenaſt.

Lieber Carl! ich bitte Dich, vergiß nicht, mir mit nächſtem die kleine Holzkiſte zu ſchicken! Mein Barbier iſt darin und ich komme ſo oft in Verlegenheit ihn hier niemand vorſpielen zu können. Bitte, vergiß nicht darauf!

Dann ſchreibe mir aber auch bald. Seit ſechs Wochen nach einem ſo wichtigen Ereignis, nach meinem Geburtstag, nach Neujahr, ſo ganz ohne Nachricht, iſt mir bald faſt peinlich — obwohl ich die beſte Hoffnung hege, daß Sohn und Mutter geſund geblieben. Doch wie leicht könnteſt Du am eheſten einmal von Krankheit heimgeſucht worden ſein. Zu Deinem Geburtstag habe ich meinen zweiten Akt beiſammen.

Gott erhalte Dich und Dein Haus.

Sei herzlich geküßt

von Deinem Peter.

199. An Marie Gärtner.

Weißt Du, was mir vor allem
Das Herz in Feſſeln ſchlug?
Im Eckchen Deines Mundes
Der gütige Winkelzug.

Wie hab' ich nicht geſeſſen
Und nach Deinem Mund geſeh'n,
Ich ſah den Gott der Liebe
Verſchämt im Eckchen ſteh'n.

Und wenn Du mir Dein Bildnis,
Wie Du gelobt, beſcherſt,
Ich ſchau von allen Zügen
Den Winkelzug zuerſt.

Was frag' ich nach Paläſten,
Nach Gut und Länderei'n!
Der Winkel nur, das Eckchen
Dürfte mein eigen ſein!

Wär' auch, mein Haupt zu betten,
Kein Stein auf dem Erdenrund,
Dürft' ich die Stirne nur lehnen
An's Eckchen von Deinem Mund.

O nenne mich Winkelſänger!
Sing' ich nur ſchön genug
In Deines Mundes Eckchen
Den lieblichen Winkelzug!

200. An Marie Gärtner.

Hochverehrt, doch kaum verſtanden
Hab' ich das Geſchlecht der Frauen,
Denn vor allzu trunknem Schauen
Kam mir der Verſtand abhanden.

Voll des Lobs und ſüßen Reigens
Grüßt' ich wandernd viel Geſtalten,
Bis vor Dir ich ſtillgehalten,
O Beſchließerin des Reigens.

Wenn ſchon ſonſt vom Schauen trunken,
Nun berauſcht es mich unbändig,
Glühend heiß, doch unverſtändig
Sieh mich vor Dir hingeſunken!

Laß des Rätſels Wort erflehen
Mich von Dir, o laß mich knien!
Lehr' in ſüßen Melodien
Mich die Frauen ganz verſtehen.

Doch weil Schau'n mich will berauſchen,
Weil das Schau'n mich macht erblinden,
Laß geſchloſſnen Aug's, im Lauſchen
Den Verſtand mich wiederfinden.

201. An Marie Gärtner.

Wir haben ein Gebet zur heil'gen Jungfrau,
Das ſie mit allen ſchönſten Namen nennt:
Geheimnisvolle Roſe, Stern des Morgens,
Der Weisheit Sitz, der Sünder Hilf' und Zuflucht,
Des Himmels Pforte, Königin der Engel,
Und ſie mit all' den ſchönen Namen flehet
Für uns zu bitten an des Ew'gen Thron.
Das bet' ich manchmal nun ſeit zwanzig Monden,
Da flecht' ich auch ein Wort für Dich mit ein,
Maria, Dich der Himmliſchen empfehlend;
Und immer tu' ich's bei dem einen Namen
Virgo fidelis! Du getreue Jungfrau!
Wie kommt's, daß ich die Stelle mir gewählt?
Ich tat es, ohne daß ich's viel bedachte.

Da fragſt Du wohl: „Hab' ich Dir Treu' gelobt,
Daß mein Gedenken gerade da Du feierſt?"
Ach nein, Maria, Du biſt völlig frei;
Kein Fünkchen Hoffnung, nicht ein kleinſtes Anrecht
Gabſt Du mir zu; und dennoch — an der Stelle
Schlag' ich ein Kreuz und denke lang an Dich,
So lang und innig, daß wohl manchmal Schlaf
Mich leiſe einwiegt, eh' ich weiter bete.
Heut' iſt Marientag, es ward ſchon ſpät,
Der Tag verging, eh' ich ein Lied Dir ſang;
So mag es heute als ein Lied Dir gelten,
Daß ich die blaue Schleife mit mir nehme
Auf's Lager, und daß blau der Treue Farbe,
Und daß Du mir die Schleife einſt gegeben,
Und daß ich nun in tiefer Nacht noch bete,
Und wenn die Stelle kommt, virgo fidelis
Getreue Jungfrau! mit dem Kreuz mich zeichne
Und Dein gedenke. Gute Nacht, Marie! —

202. An Roſa von Milde.

Wien, 3. Januar 1861.

Liebe, verehrte Freundin!

Heute erſt komme ich dazu, Ihnen für den ſchönen Brief zu danken. Am Geburtstagsmorgen kam er an und lag traulich bei dem Schreiben von Köhler; ſie hatten die Reiſe von Weimar zugleich gemacht. So bildeten die beiden Briefe mit einem Strauße von meiner Wirtstochter, der guten Marie, die Zierden meines Geburtstagstiſches. Mit der Zeit fanden ſich noch andre Dinge ein. Doch war es ſchön von den beiden geweſen, daß ſie ſich zuerſt und ſo früh eingefunden hatten. Und wunderlich, es waren zuerſt die beiden, denen meine beiden dichteriſchen Kundgebungen gewidmet waren, ein Sonettenkranz und ein Liederſtrauß! Eine unvergeßlich teure Freundin und ein zärtlich geliebter Freund — Reinhold — Roſa! Als wollten ſie mich aufmuntern, mich

immer mehr zu dem Dichter aufzuschwingen, der ich sein kann, die Form zu finden, in der ich mein Eigentümliches am innigsten, am ungetrübtesten geben kann und muß. Wenn ich ein Werk vollenden könnte, in dem ich den Kampf der „zwei Naturen“ in mir plastisch und innerlich wiederzugeben vermöchte — wie froh wollte ich sterben. Wie oft treten ähnliche Pläne, wie liebevolle Gespenster, die beschworen sein möchten, in eine unheimliche, süße Nähe zu mir! Wie oft redet es in mir, daß ich eigentlich eine soziale Mission in mir habe, plötzlich mit einem unendlichen Aufschrei nach Liebe und geistiger Schönheit, die Menschen in einer Sprache anrufen, die hoch und nieder, jeder, alle verstehen müßten.

Unterdes redet auch schon der Cid, redet Ximene, wenn auch noch nicht ihr Bestes — denn ich benachrichtige Sie erst in einigen Wochen von der Vollendung des ersten Aktes. Zum zweiten muß ich die Welt weit hinter mir zurücklassen. — Meine Freunde finden, was mich freut, gleich im ersten Chor den vollen, charakteristischen Ausdruck — durch den sie sich alsbald in einen besondern historischen Rahmen versetzt zu fühlen meinen. Die Partie des Cid, glaube ich, wird nun auch bedeutender, als ich anfangs dachte. Seine Tonart ist Es dur, die heroische, und ich habe ihm ein schönes stolz-verhaltenes, schmerzliches Es moll gegeben, aus dem sein Heldenthema mit einem großen, männlichen Stolze hervorbricht, wenn er sich vor dem König gegen Ximene verantwortet.

Der erste Akt hat die Haupttonart Fis dur — mit Ximenens Klage in Cis moll, dem Quartett beim Auftreten des Cid in Es moll. Sein Thema, der Volkszuruf, Es dur. — Der Bischof, Baß, hat die sechste Kirchtonart — F dur — die Boten, Fis moll. Der zweite Akt ist H dur und moll mit den mannigfaltigsten Abweichungen, mit Ximenens Liebesmelodie schließend, von der alles bedingt ist.

Der dritte Akt hat die Cid-Tonart Es dur. Ximenens Traum als Opernschluß hat als Musikstück nichts Verwandtschaftliches mit bestehenden Dingen, bildet auch den Schluß der Ouvertüre. — In diese Welt ernster Schatten, denen ich heißes Blut einzuhauchen versuche, spielen oft wunderlich verworrene Streiflichter von lustigen Sonnen, die noch fern am Himmel tanzen. Dann summt es von

ſolchen Dingen in mir, wo ich die Lied- und Tanzweiſe auf dem Grund eines innig heitern Gegenſtandes mit freiem, phantaſtiſchem Humor entfalten würde. Wenn mir der Cid nur in einem größern Kreis den Glauben an mich, die geſteigerte Forderung an mein Talent erwecken könnte, ſo würde man vielleicht einſt erkennen, daß ich ein höchſt loyaler Weimaraner bin, der, auf wunderlichen Wegen geführt, alte und neue Traditionen dieſes Weltwinkels wie kaum ein andrer zu lebensfähigen Produktionen innerlich zu verwerten wußte.

Nach Ihrem und Reinholds Brief kamen noch andre Zeichen der Liebe; ja, zwei Äquivalente, von meinem Wilhelm, der immer trauert, ſeit wir in Ihrem Garten jenes weiße Wölkchen zerfließen ſahen und Sie mir die weißen Veilchen gaben — die ich *wohl* noch habe; und von der ewig treuen Suſanne. Beide ſchickten mir viele Gulden und Taler, und ich lief einen ganzen Morgen lang herum, kaufte mir „Auflöſung“, „Du liebſt mich nicht“, „Totengräberlied“, „Waldesrauſchen“ uſw. von Schubert, Gerard de Nervals Werke, Hebbels Genoveva, Tom Jones von Fielding, Arnims Novellen, Liſzts Wiener Soireen, Wagners Porträt, Schumanns Kreisleriana uſw.

Ich brauche Ihnen nur die Namen Anderſon und Tauſig zu nennen, um eine Summe wunderlicher Erfahrungen ſchweigend zu übergehen. Da heißt's, wieder einmal zuſammenkommen und — klatſchen! — Ich bleibe dem guten, großen Liſzt treu zeitlebens.

Ich freue mich, daß Hemſen bei Ihnen war. — Die Anderſon ſagte mir, daß Liſzt immer außer ſich war dieſen Winter über Ihre Schönheit und Ihre Stimme. Wir lieben Juden denken immer nur an unſern Rewwes, und ich denke alſogleich, das iſt Waſſer auf meine Mühle und Feuer auf meine Ximene. Zu meinem zweiten Akt bitte ich mir manchmal ein kleines Briefchen aus. Ich komme mit der fertigen Klavierſtimme zum Künſtlerfeſt, ſchreibe alle Partien ſelbſt aus, hinterlaſſe ſie dort zum Studieren und komme bei einbrechender Saiſon mit der inſtrumentierten Partitur, die ich in Dortmund bei meiner Mutter ſchreiben will, wenn ſie Gott mir leben läßt. Feodor ſoll fleißig Auſtern eſſen, das iſt gut für die Stimme. Übrigens geh' ich nie über das F

hinaus. Ximene dagegen liegt etwas hoch. — Wagners Triſtan, wie wundervoll! Den erſten Akt hab' ich inne. Das andre muß ich verſchieben, kenn' es aber beiläufig.

Liebe Roſa, glauben Sie mir, ich behalte immer das unveränderte Herz für Sie. Haben Sie Dank für Ihre Güte und Treue

von Ihrem Cornelius.

203. An Marie Gärtner.

Ich hab' ſo ſüß geruht!
Ich bin ſo aufgeräumt!
Mir iſt ſo froh zu Mut,
Als hätt' ich von Dir geträumt!

Bin ſelig aufgewacht,
Mir iſt ſo froh zu Mut,
Als hätt' ich im Traum der Nacht
Zu Füßen Dir geruht.

Das Herz mir lachend bebt,
Des Lebens Welle ſchäumt,
Als hätt' ich im Traum erlebt,
Was lebend ich geträumt.

Und würde mir Liebeslohn,
Und glänzte mir Glückesſtrahl,
Ich riefe: Ich wußt' es ſchon,
Ich träumt' es ſchon einmal!

Dann wäre mein Leben froh,
Von goldnem Licht umſäumt,
Dann trüg' ich die Wonne ſo
Als wär' ſie nur geträumt.

204. An Marie Gärtner.

O hör' ein Rätſel und löſ' es mir,
Und wenn Du's gelöſt, dann löſ' ich's Dir!

Ich weiß ein fünftes Element,
Das flutet, wehet, blüht und brennt.

Iſt feſt und doch dem Waſſer gleich,
In Wogen flutet's voll und weich.

Iſt faßlich und doch leicht wie Luft,
Voll Himmelshauch und Blütenduft.

Iſt luftig, doch wie Erde dicht,
Durchwebt von Gold und Blumenlicht.

Iſt dunkel, doch wie Flammen loh,
Und wen ſie brennen iſt ſelig froh.

Es weht und flutet, blüht und brennt,
Dies wohlige fünfte Element.

„Meinſt Du mein Haar?" Du haſt's im Hauch
Gelöſt! o laß mich's löſen auch!

Laß mich die Flechten binden los,
Es flute reich um Bruſt und Schoß!

Laß atmen mich im Duftesſchwall,
Laß baden mich im Wogenfall!

Laß flammen mir um Stirn und Bruſt,
Die glüh'nde Salamanderluſt!

205. An Marie Gärtner.

Nur mit Dir vereint
Iſt mein Leben ganz und voll,
Hat's Gott anders gemeint,
Weiß nicht, was ich ſoll.

Komm' und sei doch mein!
Komm' und sag': nun nimm mich hin!
Lehr' mich, König zu sein,
Stolze Königin!

Lieb' ist Sterbensnot
Und im Sterben sel'ge Lust,
Weil ja Du noch im Tod
Mein gedenken mußt.

Deine blaue Schleif'
Küss' ich noch zuletzt entzückt,
Weil der seidene Streif
Dir die Brust geschmückt.

Siehst Du einst dies Blatt,
Denk' ich schrieb's in tiefer Nacht,
Liebt' und sehnte mich satt,
Als ich Dein gedacht.

Ach, was dacht' ich nicht,
Das im Liede halb nur klingt,
Weil ja nie ein Gedicht
Ganz die Liebe singt.

Nehmt, o nehmt im Tod
Aus der Brust mein Herz und seht,
Was wie Rosen so rot
Drauf geschrieben steht.

206. An Rosa von Milde.

Dienstag, 8. Januar 1861.

Meine liebe Freundin!

Am Sonntag wurde mein „Tod des Verräters" in einer neuen Wiener Version bei Haslinger gesungen, von den Herren Gunz,

Förchtgott und Hölzel. Letzterer beſonders mit einem wirklich koſtbaren tragikomiſchen Vortrag (mein Gott! hätte der den Barbier geſungen!) half der Sache glänzend durch, die als ein gelungener Witz begrüßt und beklatſcht wurde. Man rief die Sänger, und dieſe nahmen auch mich ins Schlepptau oder vielmehr Haslinger mich an der Hand. So wurde ich doch im ganzen bei meiner erſten hieſigen Kundgebung freundlich aufgenommen und danke auch dies wieder Liſzt, der es bei ſeinem Hierſein veranlaßte. Grüßen Sie ihn und erzählen Sie ihm; beſonders aber, daß mich am meiſten die Umarbeitung des kleinen Stückes freut, das viel mehr Abrundung und einen bei weitem packenderen Schluß bekommen hat. Das iſt ein kleines Vorſpiel zur Umarbeitung des Barbier — die eben, ich bleibe dabei, nicht verfrüht und im vollſten Humor angegriffen werden muß. Ich lerne viel bei Hebbel. Es war ſehr gut, daß ich nach Wien ging! Nicolai ſagte zu mir: Stürzen Sie ſich in die Welt! — ob ich's befolge? — Ob ich aber dabei auch treu bin und dankbar meinem ewig geliebten Liſzt? Meiner glühend verehrten Roſa? Meinem alten Feodor und allen, die es ſo gut mit mir meinen? Gewiß! ich bin's. — Herbeck läßt Sie beide herzlich grüßen. Liebe Freundin, bleiben Sie mir treu! Ich küſſe Ihnen vielmals die Hand.

Ihr treu ergebener

Cornelius.

207. An Marie Gärtner.

Biſt mir ferne
Weit im Land,
Dennoch küſſ' ich
Deine Hand

Oft am Tage:
Wenn er ſchwand,
Küſſ' ich abends
Deine Hand.

Eh' mich Schlummer
Leis umwand,
Leis noch küſſ' ich
Deine Hand.

Oft erwacht' ich
Und ich fand
Mir am Herzen
Deine Hand.

Kein Gebilde,
Keinen Tand,
Wirklich küſſ' ich
Deine Hand.

Müh' ein wenig
Den Verſtand,
Sag', wie küſſ' ich
Deine Hand?

Wenn ein Brieflein
Du geſandt,
Das geſchrieben
Deine Hand,

Dem der Grüße
Goldnen Sand
Aufgeſtreuet
Deine Hand,

Dem des Siegels
Brennend' Band
Aufgepreſſet
Deine Hand,

Küſſ' ich da nicht
Tief am Rand
Deinen Namen,
Deine Hand?

Ja von ferne
Steckt in Brand
Sinn und Herz mir
Deine Hand.

Liebeszauber
Hat Beſtand,
Glühend küſſ' ich
Deine Hand.

208. An Marie Gärtner.

Die Welt verdrießt mich,
Bin gern allein,
Mein Herz verſchließt ſich
In ſich hinein.

Doch mag ſie ſchlecht ſein,
Die Welt, und ſchlimm,
Mir muß ſie recht ſein,
Trotz allem Grimm.

Da heißt es: duck Dich!
Da heißt's: erwirb!
Da heißt es: muck nich!
Friß oder ſtirb.

Nur eines Heil ſchafft,
Und das biſt Du,
Wär' Dein ich teilhaft,
Dann hätt' ich Ruh.

Nur Du behagſt mir
Von aller Welt,
Und Du verſagſt mir
Was mir gefällt.

Da heißt es: laß mich!
Da heißt es: nein!
Da heißt es: faß dich
Und bleib allein!

O wollt'st Du mein sein,
Gefiel mir's hier,
Ich wollt' allein sein,
Jedoch mit Dir.

Schlöff' auch in sich noch
Mein Herz sich ein,
Ich schlösse Dich doch
Gleich mit hinein.

Wie wär' erhellt da
Die Welt von Lust,
Mir läg' die Welt ja
In Deiner Brust.

209. An Marie Gärtner.

Als Du den blauen Schleier trugst
Beim Scheiden,
Ein Herz, das Du in Bande schlugst,
Zu meiden,
Da war mir fast, als fiel Dir ein,
Du gäbst mir was, wenn wir allein,
Wir beiden,
Mein Herz im Leid an Wonne rein
Zu weiden.

Und wenn Dein Aug' dies Büchlein liest,
Du Feine,
Und wenn Du grad' dies Lied ersiehst,
Das kleine,
Dann ist mir fast, als sprächst Du weich:
„Wär' er nun hier, ich gäb' ihm gleich
Das eine,
Was ihn macht glücklich, froh und reich
Alleine."

Darf einst ich wieder bei Dir sein
Im Zimmer,
Und Wiedersehn macht Glut und Pein
Noch schlimmer,

O denk' des blauen Schleiers dann,
Und wie mein Hoffen Schein gewann
Und Schimmer,
Und nimm Dich einmal meiner an —
— Und immer! —

210. An seine Schwester Susanne.

Wien, 9. Januar 1861.

Verzeih, liebe Susanne, dem saumseligen Peter, daß er heut' erst den Empfang Deines Briefes mit einliegenden 25 Gulden Dir anzeigt. Und ebenso erst heute Dir, Hestermann und allen Glück zum Neujahr wünscht. Es kam aber seit meinem Geburtstag und seit Neujahr so vielerlei. Erstens las Hebbel am 2. Januar den zweiten Teil seiner Nibelungen, in einem sehr engen Kreis, dem anzugehören mir eine große Auszeichnung ist. Es war da nur Carl Rahl (der in „Mutter und Kind" erwähnte Maler, Dr. Julius Glaser, ein berühmter junger Rechtsgelehrter, Professor an der Universität und seine junge reiche Frau, die wohl nächstens — „in legitimer Weise" —, also auch in Mutter und Kind schon antizipierend erwähnt ist. — Zweitens wurde am 6. Januar bei Haslinger, in dessen sogenannter Novitäten-Revue mein Tod des Verräters aufgeführt, worin besonders der Buffo Hölzel wirklich recht komisch wirkte, so daß schließlich die Sänger und der Komponist gerufen wurden. Nach und nach bilde ich mir einen Kreis. Es ist da besonders ein sehr einflußreicher Hofarzt, ein gewisser Dr. Standhartner, der mir sehr gewogen scheint; sein Stiefsohn, ein junger Schönaich, besucht mich öfter. Diese schwärmen für die neue Richtung, unter anderm auch für jenes gedruckte Terzett aus dem Barbier, welches denn auch wohl nächstens einmal zur Aufführung kommen wird — NB. mehr durch andre, als mich, veranlaßt! Grateful for the care. Unterdessen schwärmt mein „engerer Kreis" für meine Gedichte. Mein Soloschüler, Eduard Kulke, ein gescheiter und gemütlich rechtlicher Jude — hat bereits eine recht niedliche Besprechung derselben an die Leipziger „An-

regungen" abgesandt. Der Graf Laurencin, ein possierliches, gelehrtes Männchen, der mich sehr seiner Liebe versichert, will auch darüber korrespondieren. — Drittens ist heute der Geburtstag einer von meiner Verliebtheit jämmerlich geplagten und verfolgten jungen, spröden Dame, zu welcher Gelegenheit ich längst eine poetische Gabe vorbereitet, deren elegante Ausführung mich aber dennoch die letzten Tage vorher sehr in Anspruch nahm, bis denn das kleine Dächtel-Mächtel-Paketchen an die Herzens-Marie, von der Haus-Marie zierlich in graue Wachsleinwand eingenäht, von mir wie mit Armer-Sündermiene dem verdächtig schielenden Postsekretär eingehändigt — Trinkgeld rechts, Trinkgeld links — an seinen Bestimmungsort abging. Es enthält 25 Lieder und 12 Tagebuch-Passagen — alles in Goldschnitt — und doch wird sie mich nicht mögen, vielleicht dem ersten besten dummen Esel, der ihr 's Handel druckt, und sich dabei am Bandel ruckt — sich an den Hals werfen. O Susanne! Es soll ja auch nicht sein bei mir! Ach, all ihr himmlischen Frauenzimmer! Viele laufen da herum und renommieren, sprechen von Eroberungen — ich lege mich einmal ganz still in mein Grab, wickle mich so recht ins Leichentuch und denk': O ihr lieben, guten Herzchen! — — — Ein schöner, frischer Januarmorgen heut', recht lustig bin ich, früh aufgestanden, Kaffe getrunken, Besuch gehabt, in aller Früh. — Der Morgen, wo ich mit Deinen 25 Gulden herumlief und mir alles kaufte, was mein Herz begehrte, ist meiner Familie unvergeßlich, liebe Tante! Gott erhalte Sie uns noch recht lange! — Es gibt kein ärgeres Vieh wie mich. Hosen und Schuhe hätt' ich mir kaufen sollen, Schott bezahlen, und kaufte mir Lieder von Schubert, Kreisleriana von Schumann, Wagners Porträt, Tom Jones von Fielding, Gerard de Nervals Werke, Hebbels Genofeva, Arnims Novellen, die ich ungelesen wieder Kukke schenkte!

Eben kommt ein Brief von der Mutter, die gesund und wohl auf ist. Vivat hoch! Gott gebe, daß sie meinen Cid noch erlebt. Rosa und Feodor halte ich warm. Sie werden ihr Unmöglichstes tun! Gleich mein erster Chor, Suse, in Fis dur! Da sind wir im alten Kastilien. Jeder gemeine Chorist nimmt's mit einem Dutzend „letzten Maurenkönigen" von Marpurg auf. O ihr Lumpen! Hie gut Württemberg alleweg!

Wie bin ich aber auch „umgeben“. Die Hans-Marie kommt strahlend herein, bringt mir den Brief von der Mutter, kennt die Hand schon, lacht mit dem ganzen Gesicht. Siehst Du, wie mich das rührt, von so einem Wesen, nicht aus Bildung, sondern aus Instinkt, verstanden und geliebt zu sein! Die glaubt an mich! Will nur mich; nicht sich! Sie soll einmal in dem großen Hause der „Meinigen“ eine Stelle haben, in meinem wunderlichen Harem.

Die Affäre Anna-Hausmann will mir nicht recht in den Kopf. Hab' ich Unrecht, oder ist doch der behäbige, traurige Wittmann nicht der rechte Kauz für sie? — — — — Weiß Gott, mir geht's nah um die Anna! Hast Du nicht gesagt, wie mein Gedicht für die Emma kam, das wär' für die vielen Briefe, die nicht gekommen wären? Wie recht hast Du da, ich habe vielleicht nie in meinem Leben so geweint, ganze Taschentücher voll, als da, wo ich's aufschrieb. So geht mir's mit der Anna auch. Ich hab' ihr nicht kondoliert, aber so manchen Brief in Gedanken geschrieben. Ich habe für den verstorbenen Leißler ein sehr inniges, herzliches Andenken; ich vergeß ihn nie. Er ist eine sehr dankbare Figur in einem Kreise, dem ich den lebendigsten Aufschwung meines Lebens verdanke. Was soll ich der Anna darüber schreiben! Es gibt darin wunderliche Argumente für und wider eine Sache. Anna Leißler bleibt ein ewig schöner, mundlicher Name; Anna Hausmann klingt philiströs und trocken. Denkt die Anna etwa, daß ich so gar nicht eifersüchtig bin? Höre nur das. Ich habe viel geschwärmt, aber die drei Teile, in die mein Liederbuch zerfällt für den feineren Leser, sind dennoch: Anna — Rosa — Maria. Nur diese drei sind meine legitimen, wirklichen Herzensheldinnen. — In Euch Weibsleut' ist gar keine Genialität mehr und es ist im Grunde gut. Wenn die Anna Julius Julius sein ließ und Hausmann Hausmann, und käm zu mir nach Wien und sagte, komm mit nach Venedig hinüber, ordentlich katholisch geheirat't — und den Cid fertig gemacht und dann zusammen nach Weimar — ja, lieber Himmel, ich gäbe jeden Augenblick alles auf, um eine so akzeptable Partie zu machen. — — Und was das Repräsentieren im Leben anbetrifft und den etwaigen Stolz, den sie auf mich haben

möchte, so ist das ein Mangel, der wie die überflüssige Jugend Gott sei Dank täglich etwas gemildert wird. — — —

Adieu, liebe Susanne! Sagt immerhin, daß ich der ewige, jugendliche Schwärmer bleibe. Ich behaupte, daß dies alles in allem akzeptabler ist als — Hausmann. Doch verdirb ihr den Willen nicht. Aber was von diesem Schreiben an sie verlauten möchte, kann ihr wenigstens zeigen, daß ihr legitimer, traditioneller Platz in meinem Herzen ihr immer bleibt. Und mit 50 und 60 Jahren ist mir das erregte, flenn-lustige Frauenwesen noch lieber als — hundert M..... Womit ich bleibe

Dein treuer Bruder

Peter.

211. An Reinhold Köhler.

Wien, 9. Januar 1861.

So wickle ich nach und nach meine Briefschulden ab, o mein Reinhold. Gestern sandte ich Briefe an Rosa und meinen Bruder Carl. Heute schreibe ich an Susanne und Dich. Dann kommt wohl noch Liszt und meine Mutter, auch Wilhelm. Dann erst geht's wieder an den Cid. Wären doch weiße Blätter auch Banknoten! Verflucht mein Leichtsinn, daß ich Dir armem Teufel diese unseligen 50 Taler so lange schuldig bleiben muß! Ich schäme mich oft in dunkler Nacht darüber. Was brauchte ich auch den feinen Gehrock und die unseligen Hosen, und so vielen andern Unsinn. Pumpen verdirbt die Freundschaft. Das fühle ich! Nächstens werde ich Dein Bild von der Wand nehmen, denn es geißelt mich, werde die Widmung aus der ganzen Auflage reißen lassen, denn sie martert mich, werde Deine Briefe verbrennen, denn sie sammeln glühende Kohlen auf mein Haupt, werde Eitner zu vergessen suchen, denn er ist Dir ein bessrer Freund und Du hast ihm viel weniger gepumpt, werde das Andenken Deiner Mutter und Schwester aus meinem Herzen streichen, denn sie machen mir die rücksichtsvollsten, zartesten Vorwürfe, werde die Brandfackel in Eure Bibliothek schleudern, auf daß Du nicht länger dort auf den Dornen sitzest, die ich nicht in weiche Bankblüten wandeln kann. Ach die einundsechzig Zigarren,

wie sie mir gut schmecken in Deinem Munde, mein Lieber. Könntest Du nur auch endlich mit Nathan sagen: „Nach fünfzig doch nun schon einen wieder!“ Am 20. Dezember, nachts um zwölf, gewöhnte ich mir die Zigarren zum 1005. Male auf ewig ab, warf drei kostbare Milares in den Schnee, verwies alles aus meinem Zimmer, was an Rauchen erinnern konnte! Diese Zeilen aber schreibe ich Dir so lustig bei einer glimmenden Kuba zu fünf! Ach es ist eine Schmach, alles Gute tausendmal sich vorzunehmen und — siehe Goethe: Dichtung und Wahrheit, Seite —? über den Selbstmord, um die Wertherzeit herum. — Aber Lieber, laß Dich das alles nicht kränken, Du bekommst einmal mein rotes Buch. Schon die letzten Blätter sind Dir gewidmet. Denn Marie wird's nie haben — wird's auch nie verdienen wollen. Wenn Du mich überlebst, hast Du dann mehr als an den Liedern, da hast Du mich ganz, und nur die Verpflichtung, es in Deinem Testament irgend einem überlebenden Glied meiner Familie zu übermachen.

Ja, es sollen diese Blätter, und mit ihnen alle sittlichen Konflikte meiner Natur, bleiben und von späteren gewußt sein. Wir stehen am Anfange einer neuen Zeit, wir leben in einem großen Schritt, den die Menschheit seit der Reformation weiter tut. Wir gehen einer unendlich höheren, feineren Auffassung des Menschen entgegen. Wir liegen noch sehr im rohen, aber gegen das Jahr 2000 hin wird eine merkwürdige schöne Blüte der Menschheit, eine Aloe, sich entfalten. Und etwas von diesem Bewußtsein, von dieser Ahnung soll mein rotes Buch in sich tragen.

— Heute ist Mariens Geburtstag. Ich habe ihr seit Anfang November eine lyrische Spende zubereitet, die nun gestern, mit Stellen aus meinem Tagebuch verstärkt, an sie abging. Aber ich täusche mich nicht mehr, mein Lieber! Sie wird nie ein liebendes Herz für mich haben. Sie flattert einem unerreichbaren Kunstideal nach — und wird endlich einem vermögenden, gewiß ganz liebenswürdigen Manne angehören, der ihr zu imponieren weiß. Dann werden meine Liederspenden und die ganze Hingebung eines vielleicht wachsenden Namens ihr immer einen ganz niedlichen Schimmer geben, wie etwa feine Kotillon-Orden nach einem Ball — aber dabei wird's auch sein Bewenden haben. — Lieber! markten und

rechnen wir nicht um unsre Leiden und Freuden mit der Vorsehung! Mir sollte einmal das Schwung und Anreiz geben, was ich mir in den Menschen träumte! Sie ist eben eine kalte Natur, wie am Ende — jene auch. Wir sind still glühende, sich verzehrende!

Ihren Brief auf meine jüngste Spende weiß ich schon auswendig eh' ich ihn sehe. Ich wollte Dir ihn herschreiben und der Unterschied zwischen Phantasie und Wirklichkeit sollte nicht sehr klaffend sein. — Eine Uniform, ein Gutsbesitzer, der bei ihr vorfährt, ein Virtuos, der im Konzert applaudiert wird — das sind die Größen, die sie blenden; oder ich müßte ein Heine sein und meine Lieder in jedem Mund, oder ein Flotow, noch dazu adlig, und meine Opern auf allen Brettern.

Meine Aussöhnung mit Hebbel ist nicht allein vollständig, sondern seine wirkliche Freundschaft und Meisterstellung zu mir wird immer deutlicher und inniger. Wie manche hocherregte schöne Stunde verplaudere ich mit ihm! Er läßt sich auch immer einmal bei mir sehen, und stellt sich in ehrenvollster Weise für mich auf gleichen Fuß, wobei natürlich die Stellung, die ich ihm einräume, die unantastbarste, gesichertste ist. Denke, daß ihn zwei langjährige Anhänger, Kuh und van Bruyk verlassen haben![1] So fühle ich mich als einen für zwei, und glaub' es in jeder Hinsicht erfüllen und tragen zu können.

Meine Lieder will er mir nächstens in vielen Stücken tadeln. Einstweilen gefällt ihm die Meßnerin am besten. Zufällig war er auch bei meinem ersten hiesigen Auftreten, letzten Sonntag, gegenwärtig, wo mein komisches Terzett in Haslingers Novitäten-Revue gesungen wurde, der „Tod des Verräters". Vorher war Hebbels Liebeszauber von Lewinsky recht schön deklamiert worden, mit einer halbwegs ganz hübschen, nur leider entbehrlichen Musik von dem Halbmenschen Otto Bach. Du kennst ihn ja, und dem zuliebe war Hebbel anwesend. Im engsten Kreise hörte ich neulich Hebbels zweiten Teil der Nibelungen mit zu, von ihm gelesen — Rahl, Dr. Glaser, und ich —, alles triefst da von der höchsten Schönheit; hier eine Phrase, die ich beiläufig auswendig behielt: — „Man mißt

[1] Vgl. den Abschiedsbrief Hebbels an v. Br. (Fr. Hebbels Briefwechsel mit seinem Zeitgenossen ed. v. Bamberg, Bd. II, S. 448 ff.)

die Toten nach dem Schmerz der Lebenden." — — — Das Detail wuchert von solchen Dingen, ohne daß man über den scharfen Gang des Ganzen auch nur darauf achtet. Welche Gestalt ist Giselher! Hagen! — Ich kann mich nicht mehr auf Näheres einlassen. Es ist eben sein Meisterwerk — alles in allem, seine neunte Sinfonie — ja, noch mehr: sein Demetrius, seine Maltheser. — In einem tiefen Zusammenhang mit unsrer ganzen deutschen Entwicklung steht diese klarste dramatische Wiederspiegelung des tiefsten deutschen Volksgedankens, des alten Epos — die deutsche Treue, ein erhobenes Banner in dieser schwankenden, schmerzlich bewegten Zeit.

Ich sag' Dir lebewohl, mein innig geliebter Reinhold, und verkünde Dir zunächst die Vollendung meines ersten Aktes. Zum Künstlerfest komm' ich mit der fertigen Partitur. Dann Freude, Aufführung und — längeres Zusammensein. Auch hier bahnt sich langsam mein Weg; einstweilen war mein erster Schritt vom Glück begünstigt. Wie gern schickte ich Eitner ein Exemplar! Aber fordern? während Heckenast noch immer mit den Zigeunern und meinen 100 Gulden zurückhält? Liszt wird gewiß mit der Zeit ein paar Exemplare davon verschenken! Hier noch ein paar Lieder[1] und Gruß und Kuß von Deinem

Cornelius.

212. An Rosa von Milde.

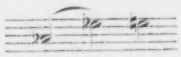
[Ende Januar 1861.]

Liebe Rosa!

Ich dachte gestern lebhaft an Sie, als ich einen Akt von Eurvanthe hörte. Ich hatte mich so recht darauf gefreut, wollte den Abend ganz in Genuß und schöner Musik zubringen — nahm die vollste Naivität und den reinsten Willen mit, alles schön und herrlich zu finden — wurde aber sehr getäuscht. Ich kann mir nicht helfen, es macht mir dort alles den Eindruck einer kolossalen

[1] Die letzte Seite enthält drei Gedichte:
Mein Herz will Dir dienen...
Spazieren ging ich...
Tempel der Liebe, du wonnige Braut.
| Siehe „Gedichte".

Spieluhr mit den besten Federn und schönsten Pfeifen; von der ersten Note der Ouvertüre spielten sie alles in einer hölzernen Taktmäßigkeit herunter. Ich erinnerte mich so lebhaft, wie Liszt in einer Probe den ersten schönen Chor und die Polonäse einstudiert hatte. Wie unanständig sangen hier diese Hofdamen — und der schöne Reigen in G dur oder ich glaube Es dur wurde ganz weggelassen. Von den Solosängern ist die Frau Tuftmann entschieden die beste, aber sie ist dennoch Naturalistin und schwebt jeden Augenblick am Abgrund des Unkünstlerischen. Sie hat reizende Töne in der Mittellage,



aber denken Sie, daß sie, ob aus Schwäche oder willentlich, das G in der Kadenz „mein Adolar" fürchterlich tremolierte, ein förmliches piano martellato, welches an dieser Stelle so undeutsch wie nur etwas klingt. Auch singt sie das D dur-Finale in der beliebten naturalistischen Manier, vom zweiten

Ton an gelacht und dann gewischte Noten bis zum A. Aber im Duett mit Eglantine sang sie manches sehr schön, ich habe sie überhaupt gern, besonders im zweiten Akt der Elsa; wie denn überhaupt Lohengrin die beste Leistung hier zu sein scheint. Im Schluß des Duetts riskierte sie auch das Cis, es gab aber mit der Csillagh ihrem A einen sehr unschönen, schreienden Klang, und man hatte ein Gefühl wie bei Renz, wenn Frau Televanti glücklich wieder von der Ajzension auf dem Telegraphendraht herunter ist. — Die Csillagh, die im Fidelio, wie ich Ihnen damals schrieb, mir sehr mißfällt, dagegen die Gertrud brillant sang, hatte als Eglantine gegen eine, wie es scheint, halb verlorene, unschöne Stimme zu kämpfen. Beck wollte den großen dramatischen Künstler herausbeißen und sang alles Ironische und Höhnische so süß und lieblich! Ander hat eine sympathische Stimme, bezaubernde Höhe,

ſingt aber doch auch keinen Ton ohne Manier, Gaumenanſatz uſw. Der König ſang am eleganteſten und beſten; wenn ich nicht irre, war es Mayerhofer. — Neben dem geniert mich die Muſik ſelber, dieſer peinliche Kampf zwiſchen Muſikmacherei und ernſtem dramatiſchen Stil. Welch ein Glück, ſagte ich mir dann jedesmal, daß der Lohengrin da iſt. Damit hat Wagner das Unglaubliche geleiſtet und muß für alle Zeiten ein großer, bedeutender Name bleiben. Wenn die Oper fortbeſtehen und nicht auf die jetzige Stufe des Balletts herabſinken ſoll, kann nur mit der ſtrengſten Konſequenz auf dieſem Wege etwas werden. Aber ganz andre Künſtler! Roſa und Feodor, ich bleibe dabei, Ihr habt doch in vielem ein Vorbild gegeben, wie die Künſtler für die Oper beſchaffen ſein müſſen. Ich ſagte zu Porges, der bei mir war, während des Finale: wenn Du wüßteſt, wie das die Milde ſingt! Es war furchtbar heiß auf dem fünften Stock (25 Kreuzer), ich hatte genug; ich brauche das Körperliche nicht, wenn es mir nicht ſo durchgeiſtigt gegeben wird, daß ich mit Wonne daraus lerne; ſonſt denke ich mir die Muſik lieber und bleibe zu Hauſe!

Liebe Roſa! Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, Ihnen dieſe wenigen Worte zu ſchreiben; ich hatte mir es keine Minute vorher vorgenommen. Nehmen Sie denn mit dieſer kurzen Geiſterſcheinung Ihres treuen Verehrers am hellen Tag vorlieb, grüßen Sie Feodor und die Kinder herzlich. Seit Tagen laboriere ich an einer Stelle der Ximene, die ich noch im erſten Akt brauche, ehe ich das Ganze aufſchreiben kann. Der Marſch, mit dem die Ximene auftritt, findet überall großen Anklang.

Behüte Sie Gott, meine verehrte Freundin!

Ihr ergebener Cornelius.

Von Berlioz hatte ich Ende November einen liebenswürdigen Brief. Tauſig hat ſein erſtes Liſzt-Konzert mit erſtaunlicher Kraft und Ausdauer in Spiel und Direktion durchgeführt, und, was die Hauptſache iſt, trotz der widerhaarigen Kritik — die Muſiker des Orcheſters begeiſtert.

213. An seine Schwester Susanne.

Wien, den 29. Januar 1861.

Meine Susanne!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Fürstin Marie Hohenlohe gehört jetzt einem Kreis an, einer ausschließlichen Stock-Aristokratie, in welchem ihr jemals wieder nahe zu treten mir nur ein Schmerz, mindestens eine Befangenheit wäre. Damit fällt auch die gute Miß Anderson über Bord meines Lebensschiffes. Sie war neulich hier, singt eben das Lied ihrer Prinzeß gegen Mutter und Liszt, hat dabei in vielem nicht Unrecht. Was heißt es aber, über Liszt verzückt sein, solang das Prinzeßchen in ihn vernarrt ist und nun die Enthusiastin für Hohenlohe, für diesen steifen Konstantin zu spielen und auf Liszt zu schimpfen. Ich habe ihr auch stand gehalten und ziemlich — englisch von ihr Abschied genommen. Die Prinzeß hat mich durch sie grüßen und mir sagen lassen, wie gerne sie mich sehen würde — wenn usw. usw. Arme Sklaven eurer schönen Kleider! Sie wird da wie ein Püppchen in schöne Toilette gesteckt, alle Tage was Neues. — — — In keiner andern Haut als der meinigen möchte ich stecken, liebe Susanne, weder mit dem größten Geist, noch mit dem reichsten Manne, noch mit dem höchsten Würdenträger möchte ich tauschen, und ich glaube, das ist doch geistig genommen — kein ganz verwerfliches Lebensresultat. Umringt mich, ihr Wogen des Lebens, schaukelt mich, peitscht mich im Sturm und zieht mich endlich hinab — ich habe dennoch Freude an dem allen, stehe dennoch drüber. — Auch religiös bin ich noch nicht abgeschlossen, das Leben bildet noch in mir, ich gehe noch meinen Schwabenjahren entgegen. Fragt mich neulich so ein Pfäfflein im Beichtstuhl: ob ich nicht auch wohl geflucht habe oder von andern Böses geredet und ihnen sonst geschadet. „Ach nein, Ew. Hochwürden, was solche Dinge betrifft, das gehört nicht eben in mein Register — nach dieser Seite hin fühl' ich mein Herz sehr frei." Was für Käuze! Das ist als ob sie ein unschuldiges Mädchen fragen, ob sie nicht da oder

dort einige kleine Unzucht getrieben habe, ſo oder ſo — und dann lernen ſie's erſt. Hebbel ſagt ſo ſchön in den Nibelungen:

Des Weibes Keuſchheit geht auf ihren Leib,
Des Mannes Keuſchheit geht auf ſeine Seele,
Eh'r zeigt ein Mägdlein ihren Leib dir nackt
Als ſolch ein Jüngling ein Gefühl dir heuchelt.

Das iſt auch ein Beichtſpiegel und ein beſſrer.

Von der Marie erzähle ich Dir heute noch nichts. Es iſt ein ganz prächtiges, geſundes Frauenzimmer, auch recht hübſch. — Ich arbeite an meiner Oper, in dieſen Tagen wird der erſte Akt fertig, wer weiß ob mir doch nicht ein Leben daraus erwächſt. Bei dieſer Marie bleib' ich und wenn dies nichts wird, ſo bleib' ich mit ganz luſtigem Herzen Junggeſell. Die Lyrik hat ein Ende, auch die Komponier-Lieder und all das Zeug. Ich mag darin nichts liefern, habe auch nicht das Talent dazu. Eine Folge muſik-dramatiſcher Werke iſt alles, was ich erſtrebe. Sehe ich aber, daß mir auch hier die Gabe verſagt iſt, ſo laß ich's bei dem dritten bewenden, aber der Cid iſt nicht die letzte Inſtanz.

Am Tom Jones bin ich augenblicklich unterbrochen durch Puſchkin und den lieben Heinrich von Kleiſt. Hat denn Heſtermann an ſolchen Lesabenden nie eine Novelle von Kleiſt vorgeleſen? Alle dieſe Dinge ſind ja vortrefflich, und man kann ſie immer wieder hören. Der Kohlhaas, Erdbeben von Chili, Verlobung in St. Domingo, der Zweikampf. Doch gewiß kennt Ihr das alles längſt, mir war es größtenteils neu und gibt mir die nähere Bekanntſchaft mit einer großen dichteriſchen Kraft, eines Menſchen, der eigentlich als dritter zu Goethe und Schillers Füßen gehört. Beide wenigſtens hätten nie ein Luſtſpiel fertig gebracht, wie den „Zerbrochenen Krug".

Mit der Roſa wechſle ich immer Briefe; ſie bleibt mir treu. Schreibe mir recht bald einmal wieder, grüße den guten, lieben Heſtermann viel — vielmals, auch Vater Jung und Bertha.

Liebe Suſanne!

Dein Peter.

214. An seine Schwester Susanne.

Wien, 7. Februar 1861.

Meine liebe Susanne!

Gestern abend wurde der erste Akt fertig (d. h. die Klavierskizze!). Noch bis gegen halb zehn schrieb ich daran und lief dann spornstreichs durch die ganze innere Stadt bis zu Tausig, Löwelstraße 10, wo auch Fritz Porges war. Mit diesen beiden nächsten hiesigen Freunden feierte ich den schönen Abend. Denke Dir das Lokal. Eine gemütliche fashionable Stube voll eleganter Möbel. In der nordwestlichen (! Ecke der Flügel, auf welchem ein unentwirrbares Durcheinander von Noten. Südöstlich, hinter dem am Klavier Sitzenden die Fensternische, wohl mit Vorhängen aller Art versehen. Halbsüdlich und halbnördlich zwei Sofas mit obligaten Sesseln einander gegenüber, zwischen beiden ein eleganter Teetisch mit vielen Torten, Kalbsbraten, Rotwein Tag aus Tag ein, sogenanntem Nußbeugel und Mohnbeugel, was gut ist. Über diesem Tisch und seinem Diwan der Spiegel im Goldrahmen, zwischen den beiden Fenstern, ohne jede Witterung von Nachbarschaft — gegenüber herrschaftliche Gebäude mit vielen leeren unbewohnten Stuben. In der südöstlichen Ecke, der Klavierwand gegenüber, der Mahagoni-Sekretär mit aller erdenklichen Literatur, uneingebunden, antiquarisch, buchhändlerisch durcheinander, Schopenhauer oder die Welt als Wille und Vorstellung schlage den Julian Schmidt auf,[1] wo Du eine Art Fazit seiner pessimistischen Philosophie finden wirst, in einem klein gedruckten Zitat aus seinen Werken: „Das Leben ist ein Geschäft, bei dem die Kosten nicht herauskommen" usw. usw. Für diesen alten genialen Lümmel schwärmt nun die unzufriedne geniale junge Welt. Ich beileibe nicht! Soll ich Bände mit gewissenhafter Mühe durchstudieren, um dann solche Dinge draus zu ziehen?), Varnhagen, Kant, Herders Ideen, Shelley der Atheist, Puschkin von Bodenstedt usw. usw. Gegenüber in der nordnordöstlichen Ecke ein Porzellanofen; zwischen Ofen und Büchertisch die Eingangstür ins kleine Ruhegemach, durch das übrigens der Eintritt ins Wohn-

[1] D. h. Die Geschichte der deutschen Literatur dieses bekannten Gelehrten.

zimmer geht; Tausig hat den Holzflügel der Türe wegnehmen und schöne doppelte Vorhänge hinmachen lassen, was nobel ist. — Früher wohnten wohl immer kaiserliche Offiziere hier, es ist im quartier noble, ein Teil der Stadt, in dem leider die Enge der Straßen viele wahrlich prächtige, österreichisch-solide vornehme Häuser für den Beschauer zu sehr verdeckt — deswegen hingen anfangs hier lauter Marschälle, Erzherzog Carl, Welden, Radetzky usw. usw. in ganz hübschen kolorierten Lithographien. Jetzt hat aber Tausig an die Wand über dem Flügel — also nordwestlich — vier schöne Kupferstiche gehängt: Adrian von Ostade in seinem Atelier mit Sonnenlichteffekt, Rembrandts Tochter, Landschaft von Ruysdael Jakob!, Schenkenbild von Ostade; auf der Wand dem Spiegel gegenüber, in der Mitte, einen großen Stich der Holbeinschen Madonna.

Hier war es also — wo Tausig, der geniale Bengel, ein wahrer zweiter Liszt — meine Skizze vom Blatte spielte, und ich eine ganze Flasche, fast zwei, Rotwein trank. Dann lümmelten wir uns auf dem Sofa herum — halb südlich — philosophierten und freuten uns über die Sache — während Fritz Porges in freudig-ehrerbietiger Entfernung — halb östlich — zwischen Teetisch und halbnördlichem Sofa — die beiden genialen Träger einer bessern Zukunft anstaunte, lag ich bald an Carlos väterlich lümmelhaftem Busen, bald lag Carlos wieder mit dem Kopfe rücklings auf Pedros Beinen. Wir schwärmten nämlich von einer Reise nach Spanien, wo wir uns am Grabe Cids sahen oder von der Linde beschattet, unter welcher das Roß Babieca (Mezzosopran) begraben ist. — Und so wohlig verging diese Nacht nach so mancher heißen unzufriednen Stunde, daß es — einziger Fall! — vier Uhr schlug als ich mein Bett erreichte.

Und heute, kaum noch mich auf alles besinnend, kommt wie eine Weihe zum zweiten Akt, dessen Konzeptpapier ich schon mit dem Zeichen versah — ein moschusduftender Brief von — Ximene! der mich wirklich durch alle Treue und Liebenswürdigkeit so entzückte, daß ich — Dir schrieb! Leb wohl. Grüße den lieben Hestermann

vom Peter.

215. An ſeinen Bruder Carl.

Wien, 17. Februar 1861.

Lieber Carl!

Allzulange ſchon habe ich gezögert, Dir das richtige Eintreffen Deines Briefes anzuzeigen, für deſſen einliegende 10 Taler, die mir große Freude verurſachten, ich Dir herzlich danke.

Mein erſter Akt iſt nun in der Skizze vollendet. Aber ich werde vor dem zweiten Akt eine poetiſche Arbeit machen, da mir dieſelbe verhältnismäßig viel Geld einbringt, einen reichlichen Lohn abwirft. So komme ich wohl erſt im März an den zweiten Akt, auf den ich mich ſehr freue. Es iſt mir jetzt ganz recht, daß Taufigs Konzerte, der übrigens darin das Ehrenvollſte leiſtete, ohne mich vonſtatten gingen und gehen. Hätte er ſich auf Spielen beſchränkt und mir die Direktion der drei Konzerte ganz überlaſſen, ſo hätte es ein Anſehen gehabt. Nun es aber ſo vortrefflich ohne mich geht, iſt es jedenfalls gut, daß ich ſelber von meiner beſchränkten Mitwirkung zurücktrat. Auch wäre ich heute noch nicht mit meinem erſten Akt fertig, und würde bis Mitte März von dieſen Dingen in Anſpruch genommen.

Auch daß nichts aus meiner Korreſpondentenſtelle bei der Oſtdeutſchen Poſt geworden, iſt mir überaus lieb. Wenn mein Leben ſich nur bis zur Vollendung des Cid ſo hinfriſtet, ſo wird es mir dann gar nicht mehr einfallen, an ſolche Dinge zu denken. Sobald der Cid irgendwo mit Ehren gegeben iſt, habe ich keine Sorge mehr und will meine dritte Oper komponieren, wo ich nur einen Platz finde, am liebſten bei Dir.

Ich freue mich, daß Eure Kinder wohl ſind. Die Namen des Knaben ſind gut ausgeſucht, es iſt eine ganze Geſchichte darin enthalten. Doch wird er wohl ſchlechtweg Carl genannt? Gerhard würde mir auch gut gefallen.

Wenn Gabriel[1] auch einen Sohn hat, ſo ſind ja ſchon wieder drei junge Cornelius auf der Welt!

Der Onkel Peter wollte mich nach Rom zu ſich kommen laſſen. Die Mutter würde ſagen: Tu es Petrus! — Gott gebe, daß er

[1] Gabriel Cornelius, Sohn des Malers, war preußiſcher Offizier.

meinen Cid noch erlebt. So könnte man ihn zu seiner Rückkehr nach Berlin aufführen. Die Königin Augusta würde mich protegieren. — — —

Behalte lieb

Deinen Peter.

216. An Rosa von Milde.

Wien, 17. Februar 1861.

Liebe, herzlich verehrte Rosa!

Ihr zwölfter Brief kam gerade als Lohn für die tags zuvor vollbrachte Beendigung meines ersten Aktes an. Ich antwortete Ihnen sogleich zwei Stunden lang in Gedanken darauf und war sehr entzückt über Ihre Liebenswürdigkeit und das getreue Andenken, welches Sie mir bewahren. Ich freue mich jetzt schon wieder über Ihren nächsten Brief. — Der letzte enthielt auch manches Verstimmende — über unsern Freund. Sie haben recht, wenn Sie sagen, es ist gut, daß ich nicht dort bin. Das fühlte ich ja schon während meines Aufenthaltes. Doch steht mir kein Urteil über diese Dinge zu. O bleiben Sie mir doch nur gut! Wie froh bin ich, daß Sie mir ein so teilnehmendes Herz bewahren. Es gehört zum liebsten, was ich habe, zu wissen, daß Sie mir eine gute Freundin bleiben. Heute schreibe ich Ihnen nur wenig, um Sie auf die lieben Zeilen nicht zu lang ohne Nachricht zu lassen. Ehe ich den zweiten Akt beginne, nehmen mich einige Nebenarbeiten in Anspruch. Ein musikalisches Gedicht für Taufig (doch bleibe dies ganz unter uns[1]); ein analysierender Bericht über ein Streichquartett[1] von einem gewissen Carl Goldmark,[2] geborner Ungar, Geiger, Jude — der ein ausgesprochenes Talent ist. Dann der zweite und dritte Akt von Tristan. Nach diesen drei Dingen erst, also wohl gegen Mitte März, komme ich an den zweiten Akt und hoffe von einem frühen Lenz unterstützt zu sein. Ach bitte schreiben Sie mir manchmal um diese Zeit.

[1] Über diese Arbeiten ist nichts bekannt.

[2] Dem nachmals bekannten Komponisten (geb. 1830).

Tausig bewahrt Ihnen ein sehr gutes Andenken.

Und Sie haben in Leipzig gesungen. Das lese ich immer aus der Brewelschen. Feodor soll, wie mir Köhler schreibt, damals in Heyses Stück vortrefflich gespielt haben. Grüßen Sie Feodor.

Seien Sie nicht bös, daß ich so elend wenig schreibe, aber es kommt von Herzen und gilt für vieles. Ich schreibe ihnen aber auch gewiß recht bald wieder. Mit welchem Vergnügen habe ich in diesen Tagen Tom Jones von Fielding beendet, welch ein sympathischer Geist ist mir dieser! Aber ich rekommandiere es Ihnen nicht, damit Sie mir's nicht übelnehmen. Auch müßte die Übersetzung eine sehr gute sein; doch wird wohl eine solche existieren. Welcher Stolz, welche Bescheidenheit ist in seinem letzten Wort an den Leser, 18. Buch, erstes Kapitel, nachdem er von Leuten sprach, die gehässig gegen ihn geschrieben: „Alle diese Werke jedoch, ich bin es ganz überzeugt, werden tot sein, lange bevor diese Blätter, mein Leser, sich Deiner Kenntnisnahme darbieten; denn wie kurz auch die Zeit meines eignen Wirkens sein mag, mein Werk wird höchstwahrscheinlich den gebrechlichen Autor selber und die schwächlichen Erzeugnisse seiner schmähenden Zeitgenossen überleben." Meine liebe, hochverehrte Rosa, ich bin von ganzem Herzen

Ihr treu dankbarer Freund

Peter Cornelius.

217. An Robert Volkmann.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 30
26. Februar 1861.

Verehrter Herr Volkmann!

Sehen Sie, ein solcher Korrespondent bin ich, ein solches eingefrorenes Echo, das erst im Frühjahr, wenn's taut, die schuldige Antwort auf einen Zuruf im Winter gibt. Wenn Sie mir lange Entschuldigungen sparen wollen, so will ich dagegen um so schneller zu Mitteilungen von dem übergehen, was Sie etwa von meinem

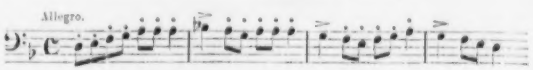
hiesigen Leben und seinen Tangenten mit der Außenwelt interessieren kann.

Die bedeutsamste musikalische Erscheinung, die ich, seit wir uns sahen, hier erlebte, ist der Komponist Carl Goldmark. Er gab ein Konzert eigner Kompositionen. Hellmesberger hatte ihn aufgefordert, ihm ein Quartett behufs Aufführung im Zyklus zu schreiben. Goldmark führte dies im vorigen Sommer aus. Nachher gefiel es aber Hellmesberger nicht. Er nannte den letzten Satz — musikalisch eigentlich der schwächere — noch den besten, im übrigen aber müsse alles modifiziert werden, falls er es aufführen solle. Goldmark veranstaltete also ein eignes Konzert, zu welchem er das Quartett honorierte (Hellmesberger persönlich mit 50 Gulden) und gab sein Quartett im Anfang, dann Klavier- und Gesang-Kompositionen, zuletzt ein Trio. Überall gediegene, ernste Auffassung, noble Wirkungsmittel, das Oberflächliche verschmähend. Doch schwächte für die übrigen Stücke, die übrigens manches Schöne enthielten, der Umstand die Wirkung, daß das hervortretendste Stück, das Quartett, auch meisterhaft (entsprechender als Ihr Trio) ausgeführt, im Anfang stand. Ich wußte nichts vom Komponisten und besuchte das Konzert in ziemlich niedergedrückter Stimmung. Doch von den ersten Klängen an fesselte mich das Quartett, und obwohl mich der erste Satz am meisten erregte, blieb ich doch in dem Andante und Scherzo ganz auf derselben Höhe der Aufmerksamkeit, nur der letzte Satz erschien mir nicht mehr so hoch bedeutend. Doch ist dies — merkwürdigerweise — Bmoll-Quartett (doch nein! nur die Einleitung! im ganzen Bdur) eins der glücklichsten Nach-Beethovenschen Werke. Im ganzen lehnt sich Goldmark an Bach und Schumann an. Der erste Satz, nach kurzer thematischer Einleitung, ist ein schwungvoller, leidenschaftlich erregter Dreivierteltakt mit konziser, thematischer Haltung. Die Erfindung ist nicht so reich und bedeutend als vielmehr die Gestaltungskraft, das fortwährende Interesse der überleitenden und entwickelnden Sätze, das Verschmähen aller Parallelbequemlichkeiten Achtung erweckt. Kurz, es ist ein aus der Seele gegebenes, tief und leidenschaftlich Erlebtes in einer sehr geschickten, Dauer versprechenden Form. — Eine hervortretende Eigenschaft bei Goldmark ist das glückliche Vermeiden

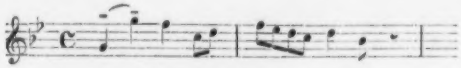
harmonischer Sequenzen, indem er bei melodischen Folgen die Harmonie eigentümlich mischt, nicht dieselben auf verschiednen Stufen wiedergibt, sondern andre als man erwartete. Ich lernte den Komponisten später kennen. Er ist auch selber ein recht verständiger, tüchtiger Mensch, mit einer stolzen Bescheidenheit, die so schön an Künstlern ist. Das Studium seiner Partitur hat mich in der Liebe für sein Werk bestärkt, wenn auch, wie bei allem Betrachten durch die Lupe, mir einzelne Schwächen deutlicher geworden sind, die aber meine bejahende Neigung zum Ganzen nicht schmälern. Die hiesige Kritik behandelte ihn sehr absprechend und oberflächlich, bis auf Zellner, der doch die meiste musikalische Schneide von all diesen Herren hat, während Herrn Hanslick in persönlicher, überall durchleuchtender Eitelkeit gewiß der Preis nicht abzusprechen ist. Sein letzter Artikel über Berlioz bestand hauptsächlich darin, daß Herr Hanslick mit dem großen Komponisten Arm in Arm über die Straße gegangen war, während er das Auftreten des Haroldthema im Pilgermarsch ganz obenhin als Bratschen-Arpeggien bezeichnet. Ich habe seine Bekanntschaft seit jenem Abend unsres Zusammenseins nicht gesucht, obwohl ich es vor hatte und eines Morgens nur durch Vergessen seiner Wohnung abgehalten wurde, meine Karte bei ihm abzugeben. Jetzt ist mir dies lieb, da er sich gelegentlich der Konzerte Tausigs über diesen und Lizst wieder in einer unerhört gehässigen Weise aussprach — so daß ich ihm doch unmöglich mit einer süßen Miene begegnen könnte. — Die Oper von Rubinstein[1] habe ich zweimal mit Eifer angehört, bin nun aber auch fertig damit. Rubinstein wird kein bedeutender, dramatischer Komponist werden. Seine verfluchte Geschicklichkeit verleitet ihn hier wie überall zur leeren Phrase. Er geht nicht auf die Tiefe, begnügt sich in der melodischen Erfindung mit einer saft- und kraftlosen Diatonik, alle seine Themen fangen auf dem guten Taktteil an und bringen stufenweise Elemente der Skala, die ich nun und nimmer zum Träger eines dramatischen Momentes machen möchte. So trägt folgendes Thema, geschickt verarbeitet, die Kosten eines ganzen Liebesduetts:

[1] „Die Kinder der Heide".

Oder das Motiv einer schlauen Zigeunerverabredung



Oder ein kräftiger Entschluß des Roßhirten, der Zigeunerin treu zu bleiben, nachdem er ihr noch eben aufgesagt, und in der nächsten Szene sein Wort wieder bricht, offenbar weil sein Herz und seine Melodie nicht stark genug ist.



Ich muß bekennen, ich halte das nicht ausgiebig genug für ein Orgelvorspiel.

Doch hat das Ding in geschickter Mache, in Rubinsteinscher Anständigkeit, in wohlangebrachten Nationalmelodien auch seine Vorzüge. Besonders in den Chören wird die Armut der melodischen Erfindung durch die mehrstimmige Führung glücklich gedeckt. Es ist aus der Zigeunerin immer ein tüchtiger Primadonnensetzen gemacht, und es leuchtet die Absicht durch, die Zigeuner als Chor in mehreren ganz hübschen Stücken eine Rolle spielen zu lassen. Im zweiten Akt ist ein Situationsquartett in B dur, breiter $^2_4$-Takt mit Chor, was wirklich einen großen leidenschaftlichen Zug hat und von äußerster Wirksamkeit für die Stimmen gesetzt ist. Alles das aber, und manches Bessre, das mir vielleicht entgangen sein kann, ist verschwendet an ein ganz haltloses, elendes Machwerk von Libretto. Das ist ein Elend unsrer deutschen Verhältnisse, daß ein Mensch, der nicht einmal mit seinem Namen für die Sache einsteht, Gelder nimmt für die Verhunzung eines doch gewiß alles in allem leidlichen, oft sogar schönen Gedichts. Es muß Carl Beck in der

Seele schmerzen, seinen Namen auf dem Zettel zu sehen und das zu einer unbarmherzigen Verstümmlung des Besten was ihm gelungen, während Mosenthal,

„Den umsonst die Rache sucht,
Genießet seines Frevels Frucht" — —

Herrn Nottebohm habe ich öfter, mit Vergnügen, besucht und gesehen. Werde ihn auch demnächst einmal im Stammkneipchen bei Faber aufsuchen. — Tausig gibt seine Liszkonzerte in einer höchst ehrenhaften, anständigen Weise, dirigiert wie ein alter Kapellmeister; die Kapelle ist für ihn eingenommen; wenn er Solo spielt applaudieren alle Mitglieder lebhaft. Die Préludes haben durchgeschlagen. — (Verzeihen Sie diesen technischen Ausdruck.) Joachim hörte ich gestern mit großer Lust. Welch ein Meister! Aber die Chaconne ist sein höchstes, das dürfte noch Stunden länger sein. Schreiben Sie nicht ein Konzert für Joachim? d. h. wenn er die Courage hat, es zu spielen. In Norddeutschland wohl. Hier ist er lächerlich reaktionär. Schreiben Sie, mein verehrter Herr Volkmann, recht mutig und aus vollem Herzen Ihre Sinfonie. Über Ihre Dinge hab' ich Ihnen ein andermal Näheres zu sagen. Besonders freute ich mich der Bekanntschaft mit Visegrad.[1] Aber tun Sie mir nur den Gefallen, zerbröckeln Sie Ihr schönes, großes Talent fürder nicht, Ihr ganzes künftiges Leben wenden Sie, wo Gott es gibt, an große, an die allergrößten Werke, nur da werden Sie ganz Sie sein. Große Messen, große Sinfonien, ernste ungarische Nationaloper — ohne Zigeunerschwindel oder doch nur als Nebensache. Doch nun mit einem ebenso kurzen als herzlichen Gruß an Herrn Heckenast

Ihr ergebener Cornelius.

218. An Marie Gärtner.

Donnerstag, Nachmittag 4 Uhr, 7. März 1861.

Nicht lange werde ich Ihnen schreiben können, um 5 Uhr kommt Kulke und hat Stunde; dann werde ich wohl abends fortfahren.

[1] Visegrad, eine Klavierkomposition von R. Volkmann, Op. 21.

Gestern erhielt ich den einzig schönen, langen Brief mit dem Bild! Da hätte ich gleich antworten sollen. Aber ich war morgens mit einem bösen Husten aufgewacht, der mir auf der Brust weh tat. Da hatten sich augenblicklich Todesgedanken eingestellt, und alles Schönste, was das Bild in mir wachrufen sollte, ward zur wehmütigen entsagenden Empfindung. Dazu paßt die Mitteilung über die arme Cosima eigentümlich. Sie wissen, ich war im Jahr 1851 einmal lungenleidend und damals sehr schlimm. Seitdem hatte ich Ruhe. Neulich vor etwa drei Wochen hatte sich ein Husten eingestellt, war aber gleich wieder weggeblieben. Wenn er nur diesmal nicht hartnäckig bleibt. Aber ich bin so ein pimpliger Mensch, daß ich glaube, noch für lange Zeit mit der Sorge weg zu kommen. Im Januar fürchtete ich gewaltig ein Rückenleiden, von dem ich Symptome zu verspüren glaubte. Der Doktor Stern zerstreute aber meine Besorgnisse völlig. Dazu riet er mir diätetische Maßregeln an, unter anderm, den Kaffee weg zu lassen, so daß ich seitdem Suppe des Morgens esse. Ebenso meinte er, ich solle eine Zeitlang das Kaltwaschen sein lassen, und ich fürchte, daß mein Husten eine Folge dieser Veränderung ist, da ich sonst durch diese Abhärtung eine Art Palliativmittel gegen Erkältung hatte und in der Tat nie brustleidend gewesen war, seit ich auf Anraten meiner Mutter diese Angewöhnung begonnen hatte. So denke ich mir, morgen auch wieder, trotz dem Arzte, meine alte Weise aufzunehmen, und hoffe den Husten dann bald wieder los zu werden. Es ist immer ein eigen Ding, eine so eingewurzelte Gewohnheit plötzlich aufzugeben. — Rulke ist wirklich da, und ich schließe vor der Hand. Wie gern denke ich Sie mir in Gotha. Weiß auch ungefähr, wo Sie wohnen, in jenen der Eisenbahn nahegelegenen Gärten, nicht wahr? Lassen Sie uns in dieser ruhigen Zeit oft aneinander denken und schreiben Sie mir ein wenig bald nach jedem Brief wieder! Tun Sie's, liebe Marie! Es war schön, daß Sie mit Emilie soviel von mir geredet hatten. — Allerdings klang mir's im Ohr und zwar im rechten.

— So war's. Der Rulke war ganze drei Stunden da. Zuerst maß er mir immer Bericht erstatten über Konzerte, die ich nicht gehört und Zeitungen, die ich nicht gelesen. — Im übrigen plage

ich mich redlich mit ihm, fürchte aber faſt, es iſt umſonſt. Wie das ſo geht mit ſo einem Menſchen. Er war Elementarlehrer, enthuſiasmierte ſich plötzlich für Wagner als Komponiſt und Schriftſteller: ſeitdem erwachte die Idee in ihm, Schriftſteller über Muſik zu werden. Bei der bunten Beſchaffenheit unſrer Zuſtände gelang es ihm auch, ſich zum Parteikorreſpondenten für die Brendelſche aufzuwerfen. Da teilt er ſich nun mit Laurencin, welchem er an muſikaliſcher Kenntnis gar nicht zu vergleichen iſt, da dieſer eben mit der Muſik aufgewachſen, vor dem er aber eine klare konziſe Anſchauung und den entſprechenden Ausdruck zugute hat. Sie können ja beide in der Brendelſchen vergleichen. Außerdem finden Sie in den „Anregungen“ einen hübſchen Artikel über den Fliegenden Holländer von Kulke. Er hat auch ſogar eine angeborene größere Fähigkeit des Auffaſſens bei Aufführungen als Laurencin, unterſcheidet gut in der Inſtrumentation, behält gut Motive auswendig; nur in der Tonhöhe und Tonalität mangelt ihm noch jeder feſte Halt. Da können Sie nun denken, wie ich mir ſeit Monaten alles Erdenkliche ausſinne, ihm das beizubringen. Dabei iſt er arm, kann ſich kein Klavier anſchaffen oder mieten, und hätte doch vor allem nötig, ſoviel zu lernen, um ſich eine lumpige Akkordfolge bequem zu vergegenwärtigen! — Im übrigen hat er vieles von den beſſeren Zügen der Juden, iſt im ganzen eine auf das Schöne und Edle gerichtete Natur. Nur ein Unglück, eine gewiſſe Vielſeitigkeit, beſonders Liebe zur Dichtkunſt, und eigne Verſuche darin, die aller eigentlichen Poeſie ermangeln. Da iſt er nun nicht bloß in der Harmonie mein Schüler, ich gebe ihm meine Wahrheit und Weisheit über all ſein Treiben, ſoweit ich es kenne, und wende das Möglichſte an, ihn auf die Muſik zu konzentrieren. „Wenn Sie nicht fürs erſte eine Art Leidenſchaft für die Muſik faſſen“, ſage ich ihm oft im ſtrengſten Lehrerton, „daß Sie einmal wie im Sturm über dieſe elenden Anfänge hinwegkommen, ſo iſt alle Mühe verloren“. Heute ſchrieb ich ihm wieder Bäſſe mit Melodie auf, zu denen er die bezeichneten Harmonien ausfüllen muß. Das geht nun noch gewaltig holperig.

Soviel von meinem erſten Schüler. Nun habe ich aber auch noch einen zweiten. Es iſt dies ein junger Fürſt Liechtenſtein,

welchem ich morgen, Freitag, die zweite Stunde gebe. Er ist ein ganz lieber freundlicher Mensch und ich darf hoffen, daß er einiges Talent zeigen wird. Ich gebe ihm wöchentlich zweimal, Montag und Freitag von 9—11 Stunde und soll dafür ein Fixum von 30 Gulden monatlich haben, das wäre nun das erste Geld, welches mir Wien zu verdienen gibt, nachdem ich zwei Jahre gewartet. Schön wäre es, wenn das nun einen guten Fortgang hätte und sich dies Fixum etwa vervier- und versechsfachte. Ich mag keine Luftschlösser bauen, aber ich erwecke im stillen die Hoffnung in mir, welche eine Kardinaltugend ist. Die Hauptsache ist, daß ich in dem Dr. Standhartner einen Gönner gefunden habe, welcher gewiß mit der Zeit noch manches Gute über mich bringen wird. Es ist dies ein Mann, der mir sympathisch ist. Hat ein Gemisch von Deutsch und Slavisch in sich, aber von beiden das beste; eine hohe, breitschultrige Gestalt, rotblondes Haar, graublaue Augen, ein unverkennbar freundlich-aufrichtiges Gesicht, einen gewissen Anflug von sentimental-humoristischem Schimmer im Blick. Er ist so, was man sagt, ein schöner Mann. Ganz Männlichkeit. Dies scheint auch eine Dame gedacht zu haben, mit welcher ich jetzt öfter vierhändig spiele, denn sie heiratete ihn, selber noch in guten, wenn auch nicht in den besten Jahren. Sie hat zwei Söhne und eine Tochter erster Ehe, drei junge Schönaich, die so etwa in den Jahren zwischen 16 und 20 sind, die Tochter am jüngsten. Der Sohn, Gustav Schönaich, einer der ersten Wiener Löwen, vermittelte diese Bekanntschaft. Er ist ein enragierter Neudeutscher und sah schon lange mit einer großen Verehrung auf den Komponisten jenes mysteriösen Barbier, von dem das mitgeteilte Terzett allgemein gute Erwartungen erregt hatte. So drängte er sich gewissermaßen in unsern Kaffee Griensteidl. Als ich zurückkam, von Weimar, traf ich ihn auch auf der hohen Warte, dem Sommerlokal unsres sogenannten Klub, wo er meine nähere Bekanntschaft machte. Später sah ich ihn im Theater in einem philharmonischen Konzert. Da begleitete er mich auf dem Heimweg, sagte mir, er würde sich sehr freuen, mich einmal besuchen zu dürfen; seine Eltern sängen meine Lieder mit großem Vergnügen. Darauf besuchte er mich über einige Zeit, und kam seitdem öfter zu mir, ich spielte vor ihm manches

an Novitäten durch, was gerade bei mir war, lieh ihm Chopin und Liszt, und er gab mir den zweiten Band von Chrysander, Händels Leben und andres. So hatte ich mir längst vorgenommen, ihn auch einmal zu besuchen, hatte auch seinen Vater bei Liszt und in jener Haslingerschen Soiree gesehen und begrüßt. An Susanne hatte ich zufällig um diese Zeit verlauten lassen, daß diese Familie sich für mich zu interessieren scheine. So machte ich mich endlich eines Nachmittags auf und fand dort wirklich sehr freundliche Leute, bekam gleich eine Zigarre und Tasse Kaffee, und sprach eben über Liszt und andre Dinge, als der gallonierte Bediente einen Brief brachte, den der Doktor erstaunt las und zuletzt murmelte: das ist doch ein merkwürdiges Zusammentreffen! — Es war ein Brief von Susanne, worin sie den Doktor, den ich ihr brieflich genannt hatte, um Nachrichten über meine Gesundheit bat, da meine Familie durch eine überängstliche Auffassung gewisser trübgestimmter Briefe über mich in Unruhe war, was durch Hin- und Herschreiben noch vergrößert wurde. — Auf diese Weise, liebe Marie, wurde meine Bekanntschaft mit dieser Familie durch einen nicht ganz gewöhnlichen Zufall auf eine besondre Weise eingeweiht, und ich kann seitdem zum erstenmal seit ich in Wien wohne, sagen, daß ich ein Haus habe, wo ich gern bin und auch gern gesehen werde. Mann und Frau sind eifrige Dilettanten. Der Doktor hat einen sehr dehnbaren und ausdrucksvollen Tenor-Bariton, singt also alles und zwar gut musikalisch und mit Vortrag. Außerdem spielt er etwa so passabel die Geige wie ich das Klavier, und so spielen und singen wir bei unsern Zusammenkünften, da sie eine reichhaltige musikalische Bibliothek haben, was nur Zeug halten will, von Bach, Schumann, Schubert, Beethoven, Liszt. Mit der Frau Doktor studiere ich jetzt die vierte Sinfonie von Schumann. Mich freut es dabei, auch einmal als praktischer Musiker brauchbar zu sein, und bei Leuten, die das Bessre wohl kennen, aber doch nicht so verwöhnt sind, wie man es anderswo ist. Auch wissen sie, daß ich mich nicht als Klavierspieler ausgebe. So lerne ich selber bei diesem Musizieren vieles kennen, was mir teils neu, teils entfallen ist, und habe den Mut, mich auch in schwierigeren Dingen als Primavistaspieler zu zeigen, da ich ja nicht für jede Note, die unter den

Tiſch fällt, gleich an den Pranger geſtellt werde. Da ich nun freilich mit Frau und Mann ſpiele — ſo kam es neulich faſt auf ſechs Stunden, mit dem Tee eingerechnet hintereinander, ſo daß ich ſchließlich — der ich das Viel-Muſizieren durchaus nicht vertragen kann — in einen gelinden Wahnſinn verfiel, mich gar nicht mehr faſſen konnte. — — — So habe ich Ihnen, liebe Marie, etwa eine Idee von dieſem Hauſe gegeben. Dr. Standhartner iſt zugleich Vorſtand bei der Geſellſchaft der Muſikfreunde. Dies kann von guten Folgen für mich ſein. Es iſt dies das Wiener Konſervatorium. Außerdem iſt er einer der Hauptärzte des hohen Adels, ein ſehr geſchätzter Mann. Ich glaube, daß er mir in der Tat ebenſo freundſchaftlich geſinnt iſt, wie ich ihm. Er wäre auch ein Vertrauensmann für mich, ich könnte ihn beraten über Geſundheits- und Lebensangelegenheiten und würde überzeugt ſein dürfen, in allem guten Rat und auch tätiges Eingreifen zu finden. Daß er es ſo meint, beweiſt ſchon die Stunde beim Fürſten Liechtenſtein, die er ganz ohne mein Zutun für mich aufgetan. — Sie ſehen, ſo findet man ſeine Leute, wenn man abwartet, und es ſind meiſtens andre, als die, welche man zumeiſt dazu angetan ſah. So z. B. Eduard Liſzt — ein ganz netter, guter Mann — aber immer nur ſchöne Gefühle und Worte, Abſichten, Meinungen, ohne eine Idee von dem, was einem denn wohl not tun möchte.

Wenn ich Ihnen jetzt noch erzähle, daß ich den erſten Akt meines Cid in der Skizze Anfang Februar vollendet, ſeitdem aber noch nicht den zweiten Akt begonnen habe und das Beſte noch vom Frühling erwarten muß, während ich ſeit der Zeit viel Muſik ſtudiert, gehört und manche poetiſche Werke geleſen habe, augenblicklich erſt noch mit Iſolde und Triſtan abſchließen will, ehe ich wieder ans eigne Schaffen komme, ſo habe ich damit manches ergänzt, was in dem vorigen Brief ungeſagt blieb. Tauſig gibt am Sonntag ſein drittes und letztes Orcheſterkonzert, die Ideale (wiederhol:) und zum Schluß die Hungaria, ſpielt dabei Cantique d'Amour und Peſther Karneval ſowie eine Wiener Soiree. Er macht das alles ganz prächtig, dirigiert und ſpielt comme il faut, auch lieben ihn die Muſiker und dennoch — Tauſig's Auftreten war im ganzen zu ſchroff, zuwenig dazu gemacht, der Sache Sympathien zu

erwerben. Ach, darüber ließe ſich gewaltig viel ſagen. Ich bin im ganzen höchſt zufrieden, daß ich meinen Anteil an dem Unternehmen aufgegeben. Man zwingt nun einmal die Leute nicht mit dergleichen. Drei Konzerte mit ausſchließlich Kompoſitionen eines und desſelben lebenden Meiſters — das erweckt im Grunde nur ſtille und laute Gegnerſchaft. Ich weiß, bei uns iſt ſo ein Ton herrſchend geworden von Kühnheit und Unternehmen, es iſt da Bülow aufgetreten und hat's in Berlin mit allen Chikanen gezwungen, dann auch Damroſch in Breslau; nun die Euterpe in Leipzig iſt ſchon ein Unternehmen auf breiterer Baſis. Aber Tauſigs Konzerte — von der Art ihres Publikums zu ſchweigen — werden eben eine Demonſtration bleiben, — und ſelbſt die der Sache Geneigten ſind dadurch nicht weſentlich gefördert. Ein Reſultat bleibt ihm unverkümmert: das Orcheſter iſt für die Préludes und Feſtklänge warm geworden. — Möchte das leidige Parteitreiben von beiden Seiten ſein Ende finden! Das Schöne, was geleiſtet, und wahrlich auch von Liſzt reichlich geleiſtet iſt, wird ja bleiben. Wenn er nur, und er tut es ja faſt, auch der Nachwelt noch ein Stück von ſeinem Ruhm feſtzuſtellen übrig laſſen wollte, und nicht gar zu ängſtlich alles heute ſchon forderte! — Von der andern Seite iſt man offenbar mißgünſtig! Es läßt ſich zuviel darüber ſagen. Für unſre Plauderſtunde ſei dies genug.

In mein rotes Buch habe ich Ihr Bild einſtweilen gelegt, liebe Marie, und da habe ich mir's jetzt aufgeſchlagen, während ich noch dieſe letzten Zeilen an Sie ſchreibe. Nehmen Sie den Brief nur als einen Beweis, daß ich einen eifrigen Briefwechſel zwiſchen uns wünſche und begehre. Sie wiſſen nun, wie mein Herz geſonnen iſt, jetzt und immer, — bleiben Sie mir immerhin die wunderliche Freundin, ſo bin ich zufrieden und ſtolz. Wenn meine Treue und eine Stimme in Ihrem Herzen Sie bewegen kann, mir noch ein höchſtes Vertrauen zu ſchenken, ſo gibt es kein Glück, mit dem ich dies vergleichen könnte.

Sie haben mir auch tauſend Grüße geſchickt, Marie, wie lieb und gut war das von Ihnen. Seien Sie nicht beſorgt um mich. Mein Huſten ſcheint nicht ſchlimmer zu werden. Ihnen ſchreibe ich alles dergleichen, weil Sie nicht übertrieben ängſtlich ſind. —

Gott seh' in mein Herz, ob ich bloß den Wonnegenuß des seligsten Wortes haben will, oder ob es eine tiefe erbarmenswerte Not meines Lebens ist, die Stillung begehrt, — und er gebe mir dann, was mir gut ist. — Liebe Marie! Es ist tiefe, stille Nacht! Wie reich macht mich das Bild! Ihr Angedenken, Sie liebes Kind, gibt mir ein so tiefes, volles Gefühl von Lust und Schmerz! Selig, daß ich Sie liebe!

Liebe Marie! Haben Sie ein Herz für mich. Ich gehöre ganz Ihnen! —

Ihr Cornelius.

219. An Marie Gärtner.

[Wien, Mitte März 1861].

Ich war gestern in Taussigs drittem Orchesterkonzert. Er ist doch ein glorioser Künstler. Er spielt den Pesther Karneval wie außer ihm gewiß nur Liszt. Es war ein allgemeiner stürmischer Applaus, so daß er sechsmal wieder erscheinen mußte. Fest und sicher dirigierte er alles. Das letzte Stück, die Hungaria, ging am besten von allem, was bis jetzt gegeben wurde. Die Musiker spielten mit Hingebung und hingerissen von dem herrlichen Orchesterensemble dieses Werks. Sie alle applaudierten Taussig jedesmal, wenn er auftrat und riefen ihn jedesmal mit hervor. Sie gratulierten und komplimentierten ihn fast jeder insbesondere. Freilich, sie haben hier keinen Dirigenten, den sie als spezifischen Virtuosen so hoch stellen könnten. Der alte Hellmesberger sagte zu ihm: Sie müssen noch unser Kapellmeister werden.

Ich war gestern in der Probe entzückt von der Hungaria, ich war nach dem Stück heiter wie seit Monaten nicht, das ist immer der Eindruck, den ich nur von Kunstwerken wie Sommernachtstraum oder nach dem Prometheus von Liszt mitnehme.

Dienstag nachmittag kam Porges, holte mich ab, und wir gingen mit Taussig und Dr. Stern in den Dianabadsaal, wo im Winter getanzt und im Sommer geschwommen wird, beides so dezent, daß die weiße Statue der Göttin, welche mit dem Hunderl am Eingang des Saales steht, nicht erröten muß. Oder werden die Götter nie

rot? Hebbel ſagt: „Kein Gewiſſen zu haben, bezeichnet das Höchſte und Tiefſte, denn es erliſcht nur im Gott, doch es verſtummt auch im Tier“. Hier haben wir Gott und Tier beiſammen und beide bleiben weiß. — Ein prächtiger Saal, mit angrenzendem Wintergarten nebſt Fontäne uſw. uſw. Da ſoupierten wir, hörten Strauß, einen reizenden Walzer in Gdur, Taſig meinte, es wären die „Thermen“. Laſſen Sie ſich dieſen und den Akzelerationswalzer einmal geben! Auch „Wellen und Wogen“ iſt ſchön und ſo manches andre. Ich liebe dieſe Dinge ſehr. Der arme Johann[1] iſt ſehr krank: hat ſich gänzlich ruiniert; Joſeph[2] dagegen, welcher der kultiviertere Muſiker von den beiden ſein ſoll, meiſtens inſtrumentiert, iſt wohlauf, und dirigierte an dieſem Abend. Nun hab' ich's einmal geſehen, ſo kriegt mich auch der Saal nicht ſobald wieder. Beim Rauſchen der Fontäne träumte ich eine Zeitlang von Ihnen, Marie! — Geſtern hörte ich mit Taſig die Partitur der Oper Wanda von Doppler, vor zwölf Jahren komponiert und völlig vor-märzlich, aber eine Fülle von hübſchen polniſchen Nationalmotiven. Abends war ich in der „Helene“ von Bauernfeld, ein Stück ohne Spannung, mehr eine Novelle, aber mit hübſchem Redeton.

Liebe Marie! Ich bin ein wenig beleidigt, daß ich heute noch ohne Brief bin. [!!] Ich dachte in Gotha — da wollten Sie recht meiner gedenken? Geſtern war ich bei meinem Fürſt L. Denken Sie, er iſt verheiratet. Ich ſagte: „Nein, wie mich das freut, und wie ich das hübſch finde, daß Sie verheiratet ſind!“ Der iſt glücklich und kann die Akkorde noch nicht. Ich kann die Akkorde und bin noch nicht glücklich. So iſt alles verteilt. Nun, der Himmel gebe ihm das Erkennen der Harmonie, und mir die Umkehrung. — Marie!

Ihr Cornelius.

[1] Joh. Strauß der jüngere, der bekannte Walzer- und Operettenkomponiſt 1825—99.

[2] Joſ. Str., Komponiſt 1827—70.

220. An ſeine Schweſter Suſanne.

[Wien, Anfang April 1861].

Hehre Sulatſch!

Wie geht Dir's meine Suleika? Ich bin ganz guter Laune: ich hatte dieſer Tage eine geſchwollne Wange oder vielmehr „eine dicke Backe", ganz wie Du willſt. Es iſt eine ſo erkältrige Zeit, der April iſt ſogar in dieſen ſüdlicheren Klimaten noch ein ſo rauher Monat. So geht's, die Erde entfernt ſich immer weiter von der Sonne, wo jetzt der Ätna ſpeit, wird's ſpäter vereiſen. Ja, ja die Wiſſenſchaft, was die nicht alles aufdeckt. Was werden wir in Angſt ſein, wenn's auf einmal heißt: Der Ätna ſpeit Eis ſtatt Feuer.

Manchmal wünſch' ich mich zu Dir. Es iſt wie ein Traum ſo auseinander zu ſein dies kurze Leben. Und doch ſo nah, wie Triſtan und Iſolde ſagen: „Wie fern ſo lang! So fern wie lang! So nah wie weit, ſo weit wie nah! O Freundes-Feindin böſe Ferne! Träger Zeiten zögernde Länge! O Näh und Ferne, hartentzweite, holde Nähe, öde Weite!"

Mit den Nachtigallen ſingt auch Ximene wieder. Freilich nicht ſo Schopenhaueriſch-philoſophiſch wie die Iſolde, aber doch ſchön. „Späterer Kinder ahnende Mutter, früheren Vaters weinendes Kind!"

Vielleicht macht ſich's doch, daß wir uns im Herbſt ſehen. Liſzt will abſolut, ich ſoll im Auguſt nach Weimar kommen. Dann würde ich wieder den 23. Auguſt mit der Mutter feiern. Das gibt mir ſchöne Hoffnungen und geiſtige Spannung zum Komponieren. Mein Fürſt iſt recht lieb. Er ſagte mir, die Gräfin Zamoyska wird bei mir Stunde nehmen, wenn ſie ſoviel Zeit erübrigen kann, da ſie als Hofdame der Erzherzogin Sophie einen angeſtrengten Dienſt hat. Ich will mich dazu recht gern „überwinden", wie „Schweſter meiniges" zu ſagen pflegt. — — — — Grüße, bitte Dich, Suſannchen, alle alten Freunde recht herzlich. Sag' nur, es hilft nix, der Peter wird ſo ein recht alter Knödelöſterreicher. Mein Wien, mein liebes Wien! Es gibt nur a Kaiſerſtadt, 's gibt nur a Wien. Grüße die Jungs! Ich ſchreibe Dir recht bald wieder. Aber Du mir auch! Möge es euch recht froh und wohlgehn im ſchönen Frühling. —

Ich bin guter Dinge, es wird mir ja wohlgehn! Meine liebe, gute Suſanne, mein lieber Carl Heſtermann bleibt gut, ihr lieben Herzen

Eurem getreuen und dankbaren

P. C.

221. An Franz Liſzt.

Wien, Oſterſonntag 1861.

Glück und Freude zu Ihrem Namenstag, lieber Doktor! Wir feiern denſelben bei Tauſig mit Dr. Eduard Liſzt, Dr. Standhartner, Haslinger, Böſendörfer, Doppler, Dr. Stern, Porges, Graf Laurencin.

Tauſig iſt am guten Tag nach Wien gekommen. Seine drei Liſzt-Konzerte waren eine beſonnene und gute künſtleriſche Tat, beſſer als viele Worte. Er benimmt ſich im ganzen hier ganz richtig, männlich, ſtolz und nachgiebig am rechten Platz und in der rechten Weiſe. Sein Antiquar, bei dem er ſich eine detaillierte Geſchichte von Bayern, ſowie von Schweden kaufte, frug ihn: „Ah, ſind Sie der berühmte Muſik-Tauſig?“ „Allerdings! Sie werden nicht viel Gutes über mich geleſen haben.“ „O, das tut nichts! Kampf muß ſein!“ — Tauſig iſt nach meiner Meinung die bedeutendſte muſikaliſche Organiſation nach Ihnen in dieſer Zeit. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die ſüddeutſche Weiterentwicklung in ihm ihren Mittelpunkt findet, wie in Bülow die norddeutſche. Sie wiſſen, daß ich von Anfang an viel von Tauſig hielt; dieſe meine Meinung wird nicht allein durch ſein glänzendes hieſiges Auftreten, ſondern ebenſo durch einen unverwüſtlichen Kern ſittlicher Anlage in ihm beſtärkt, welcher ihm auch die würdige menſchliche Entfaltung ſichern wird, ſo daß er dem Stammworte vir nach beiden Seiten genug tun mag. Dieſe ſeine Bedeutung ahnen und ermeſſen auch Hanslick uſw. Daher ihr feindſeliges bitterböſes Auftreten gegen ihn. Sie fühlen, daß ſie es hier mit einem tötlichen, übermächtigen Feinde zu tun haben.

Mit Freuden ſehe ich Ihren neueſten Veröffentlichungen entgegen, beſonders dem Prometheus, auf deſſen näheres Studium ich ſehr

begierig bin, da es mir speziell von großem Vorteil sein wird; ich habe dies Werk seit jener Aufführung in Weimar vor vielen lieb gewonnen. Hier in Wien unter den von Taušig vorgeführten Stücken war mir die Hungaria der höchste Genuß. Schon in der Probe fühlte ich mich wie berauscht von diesem deliziösen Orchester, wo selbst jeder Einsatz der kleinen Trommel und des Triangels zu einer lebensvollen Staffage des hinreißend schönen Gemäldes wird. Ich hege die Überzeugung, daß dies Werk sehr lange jung bleiben, weit in die Zeiten hinein gespielt werden wird. Auch spielte das Orchester, gereizt von der gesteigerten Virtuosen-Aufgabe, in der Aufführung mit solcher Hingebung, mit einer so bewundernswerten feurigen Akkuratesse, daß man es ein Viel-Meisterwerk nennen mußte. Ernst war gegenwärtig, und nahm sichtbar den gespanntesten Anteil an allem, spendete mit seinen geschickten kranken Händen jenen köstlichen Beifall reichlich, an dem einzig dem Künstler gelegen sein kann. Auch schickte er Taušig seine Karte mit den Worten „Dank und Bewunderung", welche ihm gewiß eine brillante Entschädigung für die gelbsüchtigen Artikel des Dr. Hanslick waren. — Das Orchester liebt Taušig, das konnte man bei seinen Solo-Leistungen sehen, wo die ganze Kapelle immer ein malenswertes Bild von Feuerwerkern abgab, welche mit Akklamation einem Feuerwerk zusehen (Schopenhauer, S. 314, Z. 2 von oben). Der alte Hellmesberger sagte ihm vor allen: „Sie werden noch unser Kapellmeister".

Haben Sie von Cousin Eduard gehört, wie es mir mit der „Ostdeutschen Post" erging? Durch Herbeck? Und wie es sich zerschlug? Doch handelt es sich hier nur um eine Spanne Zeit. Die nächste Saison kann schon bessres bringen.

Die Brendelsche Zeitung ist ein siechendes altes Weib geworden. Kulkes Berichte über Taušigs Konzerte sind unbrauchbar. Weißheimers Artikel über Tristan sind geradezu lächerlich und abgeschmackt. Das geht ja nicht! So mit „grüner Tinte" zu schreiben. Daneben die Herren Viole und Rhode! Kein Liszt, kein Bülow, kein Dräseke mehr!

Verzeihen Sie, daß ich Sie an Ihrem Namenstag mit diesem harmlosen kleinen Ausfall unterhalte. Der Grund vom Ganzen

ist: Gesagt ist längst das Nötige; es kann nur getan werden. Schade nur, daß über das Getane, über ein Werk wie „Tristan"! über ein so schönes praktisches Beginnen wie Tausigs, nichts bessres gesagt wird!

Was dies betrifft, Zellner alle Ehre, der nach Bülow gewiß der fähigste Mensch ist, gute, moderne Musikbeurteilungen zu liefern. Gegen Tausig benahm er sich anständig. Wollte Gott, daß einem so begabten Menschen zu helfen sein könnte! — Die Gräfin Bannsy benimmt sich mütterlich freundschaftlich gegen Tausig. Das ist doch eine Freundin! Allen Respekt. — Ich habe einen Schüler im Fürsten Rudolph Liechtenstein gefunden, ein recht liebenswürdiger Mann. Bei Dr. Standhartner bin ich sehr gern gesehen, ich bin dort alle Wochen ein- oder mehrmals: ein sehr gutes Haus.

Mein Cid wartet auf die schöne Zeit; der erste Akt ist in der Skizze beendet. Der zweite und dritte muß April, Mai und Juni ohne Unterbrechung komponiert werden. Ich war diese Zeit ganz absorbiert in Tristan und Isolde und bin es noch. Sich das ganz anzueignen, kostet Zeit und Studium, und ich kann mich mit nichts daneben befassen. Es ist doch Wagners Gipfelung! Ich bin entzückt von dem Werk, je mehr es mein wird. — Herbeck läßt sich Ihnen bestens empfehlen und bei Ihnen anfragen, ob Sie nicht die Güte haben möchten, eine Abschrift für ihn von „Alphons und Estrella" nehmen zu lassen; er wird das Haus Wessely und Büsing dahier beauftragen, die Kosten an F. A. Kühn zur Berichtigung zu bestellen, woselbst sie der Abschreiber jeden Augenblick erheben kann. Herbeck hat verdiente Lorbeern mit der Aufführung der Messe von Beethoven geerntet. Ich dachte mir im stillen: Uns bringt das mehr Vorteil als Tausigs drei Konzerte; so paradox das klingen mag.

Mein lieber Freund und Meister! Die alte Zeit der Verse und Schneeglocken scheint fast vorüber zu sein! Doch wozu es beklagen. Wir sind jung gewesen, lassen wir es mit frohem Herzen andre sein. Am 2. April trinken wir Ihr Wohl, was übrigens Tausig nie vergißt, so oft wir beisammen sind, und ein Glas Rotwein hat er immer. Von allem übrigen schreibe ich nicht. Gott gebe das Beste. Er erhalte Sie der Kunst und der Welt und so vielen

Freunden und Bewundrern! Vorige Ostern war ich noch mit Ihnen, und weiß gewiß, auch spätere werden wir noch zusammen verleben.

Mein lieber Freund, dankbar für Ihre große Güte für mich, bleibe ich allzeit getreu und wahrhaftig Ihr Freund

Cornelius.

Liszt an Cornelius.

18. April 1861.

Ihre Briefe, liebster Freund, sind mir immer eine Herzensfreude, so auch diesmal am 2. April. Obschon an dem Tag die Abwesenheit der Fürstin am empfindlichsten und die Altenburg für mich gleichsam verstört war, berührte mich doch die liebevolle Anhänglichkeit einiger Freunde tröstlich und milde. Verbleibt mir, wie ich euch verbleibe — herz- und standhaft, auf Gott vertrauend!

Leider habe ich diesen Winter nur sehr wenig arbeiten können. Revisionen und Korrekturen nahmen fast meine ganze Zeit in Anspruch. Die zwei letzten sinfonischen Dichtungen „Hamlet“ und „Hunnenschlacht“ erscheinen nächstens. Ich schicke sie Ihnen nebst einem Dutzend Männerquartetten, welche Kahnt herausgibt. Bis Ende Juli erscheinen auch die Chöre zu „Prometheus“ und die Faustsinfonie. Wenn wir uns nicht früher sehen sollten, zähle ich bestimmt auf Ihr Hierherkommen bei Gelegenheit der Tonkünstler-Versammlung 5., 6., 7. August, wozu ich Sie, liebster Cornelius, insbesondere einlade. Hoffentlich kommen auch Eduard, Taufig, Porges, Laurencin, Kulke, Doppler — und ich bitte Sie, denselben vorläufig meine Einladung anzumelden. Das Programm bringt die nächste Nummer der Brendelschen Zeitschrift — mit Vorbehalt des dritten Tages, worüber erst später bestimmt werden kann. Vielleicht überlassen Sie uns ein Fragment Ihres Cid. Jedenfalls wünsche ich, daß Ihr Name dabei nicht fehlt, und wenn Sie nichts andres in Bereitschaft hätten, sollen ein paar Nummern aus dem Abul Hassan Ali Ebn Barbier gemacht werden. Der reizende Kanon anfangs des zweiten Aktes dürfte sich am besten eignen.

Es freut mich, daß Sie sich in Tristan einige Zeit gänzlich absorbiert. Das Werk und der Ring des Nibelungen bilden entschieden Wagners Gipfelung!

Der bei Schott erschienene Klavierauszug des Rheingoldes ist Ihnen wohl zugekommen? Wenn nicht, sende ich ihn Ihnen. Sie könnten sich durch eine Besprechung dieses wundervollen Werkes ein großes Verdienst erwerben. Erlauben Sie mir, daß ich Sie dazu aufmuntere. Die Sommertage gestatten Ihnen jetzt mehr Arbeitsstunden, verwenden Sie einige davon

mit dem Rheingolde. Die Aufgabe ist für Sie weder schwierig noch undankbar; sobald Sie die personifizierenden Hauptmotive und ihre Verwendung und Wiederbringung erfaßt haben, ist die Arbeit zum größeren Teil fertig. Laßt uns also singen mit Peter Cornelius:

„O Lust am Rheine,
Am heimischen Strande!
In sonnigem Scheine
Erglühen die Lande:
Es lachen die Haine,
Die Felsengesteine
Im Strahlengewande
Am heimischen Strande,
Am wogenden Rheine!"

Am 30. d. Mts. begebe ich mich auf ein paar Wochen nach Paris — und gegen Ende Mai treffe ich mit meiner Tochter Cosima in Reichenhall zusammen, wo sie die Molkenkur gebrauchen muß. Gott sei Dank ist sie wieder auf dem Weg der Genesung angelangt! Sie können sich denken, welche Trübsal mich ergriff, als ich Cosima im vorigen Winter an einem ähnlichen Übel wie Daniel leidend traf! —

Von der Frau Fürstin erhalte ich befriedigende Nachrichten aus Rom. Das Klima wirkt sehr wohltuend auf ihre Nerven ein — und sie fühlt sich in jedem Bezug weit heimischer dort als in Deutschland. . . .

Über die letzten Kartons von Cornelius schreibt sie mir Wunder, und ihre persönlichen Beziehungen mit dem Großmeister haben sich sehr freundschaftlich gestaltet.

Was mit mir im späteren Laufe des Sommers geschehen soll, läßt sich nicht bestimmen. Halten wir aber fest an unserm Wiedersehen hier anfangs August.

Bien à vous de cœur

F. Liszt.

Tausend herzliche Grüße an Taussig.

222. An Fedor von Milde.

Wien, 12. April 1861, abends 7½ Uhr.

Mein lieber, guter Milde!

Dir und Lassen herzliche Grüße und Glückwünsche zu Eurem Doppelgeburtstag, an den ich schon monatelang öfter vorher gedacht habe. Voriges Jahr traf er in die wunderliche Frauenlob-

zeit, wo ich Frau W. mit dem Strauß für Laſſen begegnete und fragte, wie es denn zu Hauſe geht, ob „Er“ wird ſingen können und ich Dir meine Veilchen und meinen Vers brachte. Wäre ich da, ſo wollte ich Dir aus Freude wieder einen machen, obgleich ich ſeit Herausgabe meiner „graziös frohmutigen“ Lieder die lyriſche Krankheit, wie es ſcheint, glücklich überſtanden habe, denn ſo was kommt ja gar nicht mehr vor. Übrigens will ich, was dieſe Lieder betrifft, nächſtens, wenn ich einmal ſehr viel Geld habe, mehrere Unterlaſſungsſünden gut machen und mein kleines Buch Lieder in zwölf Exemplaren nach Weimar ſenden, wo ſie zurzeit noch ſehr wenig Verbreitung gefunden haben. Auch hier muß ich ſie verſchenken, denn — koſen thut ſich ſo was ja keiner nich!

Ich bin heute und eigentlich meiſtens recht munter! Wien ſchlägt mir ſehr gut an; ich tue hier alle überflüſſige Sentimentalität von mir ab, glaub' ich. Es gefällt mir immer ſo gut hier, wie ſeit dem erſten Tag; ich liebe die Stadt und erlebe ja auch hier mehr Gutes als Schlimmes bis jetzt. Hier will ich recht gern bleiben und einmal begraben ſein, wenn's ſo ſein ſoll, ich habe keine Wanderſehnſucht mehr. Es iſt doch ein ſchöner Fleck im lieben Deutſchland, dies Wien. Nach Paris zieht's mich gar nicht mehr. Höchſtens nach Rom, überhaupt nach Italien. Nun, wenn die Verhältniſſe einigermaßen ins Grünen kommen, ſo werde ich bald einmal Venedig aufſuchen und die Werke meiner Lieblinge. Doch muß das nicht ſein! Auf der hieſigen Galerie ſind ſie reich vertreten, und ich bin zufrieden, wenn ich auch im Leben nicht über die Alpen komme. Dieſen Sommer werde ich wohl Salzburg und das Salzkammergut ſehen. Ich bin ſchon jetzt dorthin eingeladen von einer Familie, die mir gut iſt, Dr. Standhartner, wo er und die Frau, ſowie die Kinder, auch ſchon große Söhne, mir ſehr gewogen ſind. Derſelbe hat mir auch jetzt eine gute Theorieſtunde bei dem Fürſten Rudolph von Liechtenſtein verſchafft, die ich wirklich mit Vergnügen gebe, weil er ein ganz lieber, guter Menſch iſt, junger Ehemann; das zweite Kind mit dem Theorielehrer zugleich erſchienen. Er ſagte mir heute, daß er mich auch einer ſehr liebenswürdigen Gräfin empfohlen habe, die eine Hofdame der Erzherzogin Sophie iſt, die ſehr gern Stunden nehmen

will, nur jetzt noch in der Zeit sehr beschränkt ist. Sie ist eine nahe Freundin von unsrer Fürstin Marie. Der Fürst gibt mir ein Fixum von 30 Gulden monatlich. Wenn ich einige solche Kundschaft bekomme, so kann mir's ganz gut gehen. Mein Dr. Standhartner ist der Arzt von vielen aus diesen Kreisen, und das sind ja die einzigen, die hier so was Überflüssiges wie Theorie etwa bezahlen möchten. Standhartner hat einen schönen Tenor-Bariton und spielt recht hübsch Geige, hat alle Musik von Schumann, Schubert, Liszt, Wagner usw. Hat Lenau einmal Schubertsche Lieder, die ganze Winterreise, vorgetragen.

Ich wollte Dir nur zwei Worte schreiben, nun schreib' ich den Bogen voll, und es ist doch nichts. Ich denke jetzt täglich unwillkürlich an Euch, weil ich Tristan in einem fort studiere. Der Marke ist die schönste Baßpartie, die es gibt, wie überhaupt Tristan doch gewiß das größte Werk, seit es Musik gibt. Ich habe hunderterlei dagegen, finde es oft infam, stehe wütend vom Klavier auf, — aber alles in allem ist es nachher hinreißend, unvergleichlich schön! Welcher Geist, dieser Wagner! Und Deine Partie, der Kurwenal, ist doch schöner als sechs Wolfram und drei Telramund. Wie oft spreche ich mit Tausig von allem. Er läßt auch grüßen, benimmt sich hier vortrefflich, gibt nächste Saison großartige Abonnementskonzerte für neuere Musik. Mayerhofer bittet mich auch, seine Grüße, besonders an Rosa, zu beantworten. Da will ich aber doch bitten, noch einige mehr von mir der lieben, engelguten Rosa auszurichten, Lassen, Deine Kinder, alles zu grüßen und in gutem Andenken zu behalten

Deinen ergebenen Cornelius.

223. An seinen Bruder Carl.

Wien, 22. April 1861.

Mein lieber Carl!

— — — — — — — — Deine Kritik meiner Lieder ist kurz, aber sehr gut, ich seh's auch recht gut ein, will's auch nicht mehr tun! Aber was hilft diese heuchlerische Reue, das unschuldige kleine

Übel ist einmal geschehen. Und es macht mir doch manche gefühlvollere Herzen, als Du in der historisch verhärteten Brust trägst, zu guten Freunden. Der kleine Graf Laurencin schreibt darüber an Brendel: „Sie kennen ja diese edle deutsche Künstlerseele!“ und Du kannst Dir denken mit welchem Gefühl ich dies bei meinem Frühstück lese! — Ein gewisser Eitner in Weimar zeigt die Lieder mit einigen sehr netten Worten in der dortigen Zeitung an. Er interessiert sich für die Dinge, schrieb auch eine Kritik für ein Berliner Blatt darüber. Er ist gewissermaßen aus Tiecks Schule, sehr belesen, und hat eine ihm eigentümliche ästhetische Ansicht.

— — — Deine Meinung über die Oper ist ganz wahr. Aber der Cid ist unfertig ohne Musik, er kann nur als Musiktext eine Geltung haben. Wenn Du im Herbst kämest, so könnte ich Dir ja die ganze Skizze schon vorsingen. Ich habe viel über das alles nachgedacht, und jüngst mit großer Ausschließlichkeit Wagners reifstes Werk: Tristan und Isolde studiert, weil es etwas ist, das mich sehr nah angeht. Ich hatte gegen Text, Sprache, dramatische Wiedergabe, musikalische Einzelheiten, besonders gegen den Schwerpunkt im Orchester und das Anlehnen der Stimmen die mannigfachsten, ja leidenschaftlichsten Bedenken, und obgleich fast alle diese Bedenken im einzelnen ungehoben bleiben, so übt doch das Ganze einen unwiderstehlichen Zauber als ein großes, einzig dastehendes poetisches Musikwerk. Und was geht daraus hervor? Daß die schöne Musik das A und O der Opera bleibt, daß überhaupt das leidenschaftliche A und O — das bewegende Prinzip, die Seele des Gesanges bleiben wird, worum sich das verständig erläuternde Wort, wie bei der Entstehung der Sprachen die Konsonanten, nur unterscheidend und bezeichnend zu legen hat. Der Cid wird heißen heroische Oper in drei Aufzügen. Ich will keine neuen Namen. Aber schon in der Textanlage meines Cid ist mir eine gewisse Originalität gesichert, in der mich selbst Wagner, so sehr mich sein Werk ergreift, nicht mehr irren kann. —

Wünsche mir das Beste im Mai, und immer so frohe Tage wie heute, so wirst Du einen schönen Cid hören. Doch muß ich dieser Tage noch an zwei Stellen die Texthosen ausbessern. — —

Die Fürstin W. schreibt an Liszt Wunder über die letzten Kartons von Ohm Peter. Sie sehen sich öfter! Lebwohl, Alter! Sei umarmt von

Deinem treuen Peter.

224. An Reinhold Köhler.

[Wien, 30. April 1861.]

Lieber Reinhold!

Zunächst will ich Dich ein wenig mit unserm Lieblingsaustausch unterhalten, den Büchern, die ich seitdem gelesen. In erster Reihe steht Kleist, den ich nun im Februar zuerst ganz, in der Tieckschen Ausgabe, gelesen. Wie erfreute und begeisterte mich dies. Ich muß ihn in meiner Schätzung und Liebe zu Goethe und Schiller stellen als dritten, wenn man ihn nicht lieber mit Hebbel den beiden gegenüber denken möchte. Daß ihn mit Hebbel sichtbare Fäden verknüpfen, scheint mir mindestens gewiß. Wenigstens ist Hebbel in Stil und Manier seiner Erzählungsweise sicher durch Kleist bestimmt. Wie dachte ich Deiner als ich die Erzählungen las. Wie meisterhaft episch ist da fast alles. Wie künstlerisch ist in dem Bild auf das Wesentliche Bedacht genommen! Man vergißt den Autor über das Buch. Die Empörung von St. Domingo ist wohl das Ergreifendste; der erste Teil des Kohlhaas wohl unvergleichlich! Die genaue Beschreibung des Sarges der Frau ist ein unnachahmlicher Zug, bei der Erstürmung der Burg lebt man so ganz mit, daß man wie in einem wilden Rausch der Sache befangen ist, daß man mit Wollust fühlt, wie die Gebeine des Vogts an der Mauer zerschmettern. Sollte man nicht vermuten, daß Prosper Merimée diese Dinge genau studiert hat? — Das Vollendetste unter den Stücken möchte doch, alles erwogen, der Zerbrochne Krug sein. Das ist zu schön; ich wüßte ihm nichts an die Seite zu setzen. Man vergleicht es niederländischen Bildern, mir ist es aber weit lieber, steht mir weit höher. Wie freue ich mich nun, es auf dem Theater zu sehen. Den Prinz von Homburg, der hier etwa sechsmal aufgeführt wurde, habe ich leider versäumt. Es ist ein kostbares Stück,

nur berührt mich die Subordination als tragisches Motiv ein wenig hart, doch ist das gewiß ein Fehler in meinem Gefühl. Es ist doch im ganzen nichts als der Kampf zwischen Subjektivität und Pflicht, frei sich bestimmender Willkür und Gesetz, und der bleibt ja derselbe ob der handelnde dem antiken Fatum, oder dem hl. Graal oder wie hier einem Kriegsgericht gegenübersteht. Im übrigen ist mir das Stück in Herz und Seele lieb, ich lese es, wie fast alles von Kleist, jetzt gleich und mit ungeschwächtem, ja erhöhtem Interesse wieder und immer wieder, für mich die Rechen-Probe des wahrhaft Dichterischen. Die Penthesilea möchte man wundergräßlich nennen. Die Hermannsschlacht muß im nächsten Dezennium und dann für immer über alle Bühnen sich verbreiten, in guter Bearbeitung, welche die Härten mildert, und ohne Schlagworte, wie sie Herr Wehl hinzugefügt haben soll. Das scheint denn doch ein sehr gewagtes Unternehmen, was leicht in den Geruch der Pfuscherei bringen könnte. Das dürfte höchstens ein Hebbel wagen, und der tut es gewiß nicht, also unterbleibe es. Das ist Sache der Ravenna-Fechter. Ein solches Schauspiel besteht aus Schlag-Akten und kann der Schlag-Worte entbehren. Wenn Hermann vor der Schlacht die Barden hört und sich an den Baum lehnen muß, ich glaube, so müssen jedem Deutschen die Tränen in die Augen stürzen. Das ist wonnevoll. — Tiecks Einleitung und Kritik der Stücke ist sehr sinnig und kann nur in hohem Grade die Achtung für diesen Geist vermehren. Besonders wohltuend war mir, nach der wiederholten Lektüre von Julian Schmidts drittem Bande und Heines Buch über die Romantiker, welches eine köstliche Plastik des Stils und viel gesunden Verstand mit so verletzender Frivolität vereint, in Tieck und in Schlegels älterer und neuerer Literatur den Hauch der Pietät herauszufühlen, mit welchem diese Männer geistigen Erzeugnissen und deren Urhebern entgegenkommen. In Schlegels Buch scheint mir besonders die Darstellung der klassischen Zeit vortrefflich, und poetisch begeisternd sein Kapitel über die heilige Schrift. Leider hat es der geistvolle Mann nicht zu einem recht erquicklichen Stil gebracht. Seine langen Perioden sind oft verschwommen und bröcklig. So braucht er z. B. „zwar" — was doch ein voraussetzendes Wort ist, ohne ein nachfolgendes „aber" oder „jedoch".

Das macht einen irre. — Julian Schmidts französische Literatur ist ein Buch, wofür wir Deutsche ihm zweifelsohne sehr dankbar sein müssen. Mir scheint es ein übersichtlicheres und objektiveres Bild zu geben, als seine deutsche. Nur die artikelweise Entstehung wird auch hier stellenweise auffällig. Er ist gegen die Fremden gerechter als gegen seine Landsleute. Doch mag das auch auf Rechnung seines patriotischen Eifers zu setzen sein, im reinsten Sinne genommen. Ein tüchtiger Hausvater wird seine eignen Kinder viel strenger zurechtweisen, als fremde, die auf Besuch sind. Ich habe das Buch mit großem Interesse gelesen, mir Auszüge gemacht, die einen guten Leitfaden für künftige Lektüre bilden. Außerdem las ich einige glänzende Aufsätze von Macaulay in guter Übersetzung: Über die Lustspieldichter der Restaurationszeit, in denen sich die literarische Erscheinung in der gelungensten Perspektive vom allgemeinen Zeithintergrund abhebt. — — Über Byron spricht er zu sehr als Engländer, wie Julian Schmidt etwa über Hebbel. — —

Du siehst, ich nehme mir noch einmal Zeit, Dir recht ausführlich zu schreiben. Es ist heute Matthäi am letzten. Denn von morgen, ersten Mai, an muß ich mich mit ununterbrochenem Eifer auf meinen Cid werfen, an den ich seit Vollendung der Skizze zum ersten Akte nicht wieder gekommen. Erstlich war damals die erregte Saisonzeit, die Tausigs Konzerte und so manches andre brachte. Sodann hatte sich mancherlei Lektüre aufgespeichert, über die ich Dir weiter unten berichten will. Hauptsächlich aber war es Tristan und Isolde von Wagner, was mich seither so ausschließlich in Anspruch nahm. Tausig brachte im Herbst den Klavierauszug mit, und ich hatte mich lange davor gefürchtet. Anfangs hätte ich lieber keinen Blick hineintun mögen, weil ich ahnte, wie es mich im Cid stören würde. Doch konnte ich nicht umhin, den ersten Akt zu studieren. Da nahm ihn mir Tausig glücklicherweise weg und so verdanke ich es ihm, daß ich den ersten Akt des Cid ohne weitere Störung vollendete. Nun hatte ich mir aber vorgenommen, den zweiten Akt in einem Guß zu komponieren, ohne alle Unterbrechung. Dazu wollte ich aber erst Atem holen, die glückliche Stimmung abwarten. Ich studierte also mancherlei Musikalisches, las Poetisches, bis mir unvermerkt Tristan wieder in die Hände fiel. Nun ist die

ganze Manier und all ihre einzelnen Mittel, Harmonie, thematische Anlage, der melodische Dialog usw. usw. so neu und ungewohnt, daß für mich beim Studium des Klavierauszugs von Bülow in der Tat die größten technischen Schwierigkeiten zu überwinden waren, wollte ich es soweit bringen, mir das Ganze in Gesang und Begleitung fließend zu vergegenwärtigen. Hier hieß es, gar nicht, oder ganz. So geriet ich immer tiefer hinein und habe die Monate März und April ganz damit zugebracht. Frage andre Musiker, wieviel Zeit es sie gekostet hat. Nun bin ich zum Glück völlig damit fertig, es war zuletzt eine Krankheit, lag wie ein Alp auf mir. Doch wie ich nun einmal Optimist bin, reut es mich nicht, so getan zu haben. Ich glaube, unsre Zeit ist am wenigsten dazu gemacht, daß wir uns ganz in das eigne Schaffen vertiefen dürfen, ohne rechts und links zu sehen. Wagners Tristan ist aber ohne Zweifel das bedeutendste dramatisch-musikalische Werk seit Gluck, ich behaupte, man muß es kennen, um die Höhe der Zeit zu messen. Bloß zu nippen ist aber gefährlich, es führt zum Eklektizismus. So eignete ich mir denn das Werk völlig an, ging ganz darin auf, durchdrang mich damit, weiß nun genau, wie ich mich dazu verhalte, und gehe nun aus diesem geistigen Untertauchen mit verjüngter Kraft an mein eignes Schaffen zurück. Es kommt nicht darauf an, daß mein Cid einige Monate früher fertig, sondern daß er gut wird. Wer weiß aber, welch ein Vorteil es war, daß ich mich nicht in diesen unerquicklichen Monaten März und April zum Produzieren zwang, unserm Goetheschen Worte gemäß: Drum hetze dich nicht zur bösen Zeit. Vielmehr erfüllte ich Hebbels Gesetz, wenn er sagt: Verschließe dich im ungeheuren Ozean nicht in dich, ein Tropfen. — Und fürchte nicht, so in die Welt versunken dich selbst und dein Ureignes zu verlieren, der Weg zu dir geht eben durch das Ganze.[1]

Morgen ist der erste Mai — Mai, Juni und Juli seien dem Cid ohne Abbruch gewidmet, denn es wird während der Zeit kein neuer Tristan erscheinen. Selbst solche Dinge, wie das Rheingold von Wagner, lasse ich beiseite, verschiebe ich auf den Winter, und fortan ist mein Cid das bedeutendste und ich selber muß es leisten.

[1] Siehe das schöne Gedicht von Hebbel: „Welt und Ich".

Nur ein erhöhtes Selbſtbewußtſein gibt es mir, nicht in ängſtlicher Scheu um das bißchen Selbſt mich vor einer ſo vollen Erſcheinung wie Triſtan verſchloſſen zu haben. Es gibt mir ſchließlich doch nur eine tiefere Bekräftigung meiner ſelbſt. Wer vor einem ſolchen Werk nicht bang wird, ſelber zu ſchaffen, iſt entweder ein eingebildeter Laffe oder muß eine wirkliche Kraft in ſich fühlen. Iſt doch Wagner auch nicht auf dieſe Höhe geſprungen, ſondern geſtiegen. — — — — Schweige nicht zu lange

Deinem Cornelius.

225. An Roſa von Milde.

Wien, 23. Mai 1861.

Meine liebe Freundin!

Augenblicklich ſollen Sie eine Antwort auf Ihren Brief haben, den ich ſoeben erhalten. Es iſt mir jedesmal eine große Freude, von Ihnen zu hören, und es erfüllt mich mit einem onkelhaften Behagen, wenn Sie mir Nachricht von den Kindern und Ihrem Hauſe geben; dann lebt alles ſo friſch wieder in mir auf, und ich weiß, daß mein Andenken ſo freundlich wach erhalten wird. Daß Ihnen mein Brief zu Feodors Geburtstag ein willkommnes, treues Bild von mir war, iſt mir auch lieb, von Ihnen zu vernehmen. Meine Treue und Freundſchaft für Sie wächſt aber auch mit den Jahren: es iſt mir dies ein wohltuendes Gefühl, daß doch nicht alles ſo ſchattenhaft vorüberſchwebt, daß doch einige Geſtalten des bewegten Lebens uns bleibend und wirklich vor der Seele ſtehen. Leid und Freud Ihres Hauſes, meine teure Freundin, findet in meinem Herzen immer die innigſte Teilnahme, und ich würde es für eine der größten Freundlichkeiten meines Geſchickes halten, Ihnen und den Ihrigen irgend einmal einen wirklichen Dienſt leiſten zu können. Bis dahin nehme ich die unſchätzbare Gabe Ihrer aufrichtigen Freundſchaft in der Tat als ein frohes „Kind“ an, dem gute, reife Kirſchen geſchenkt werden. „Erſt weiß wie Schnee, dann grün wie Klee, dann rot wie Blut, das ſchmeckt allen Kindern gut.“ Ich habe mir den Vers von Herbecks älteſtem Jungen

gemerkt, der höchst aufgeweckt und in jeder Hinsicht vielversprechend ist. Der Knabe heißt Wolfgang. Der Rudi muß allerdings jetzt ein sehr lieber Bub sein. So heißt auch mein Fürst Liechtenstein, und ich weiß von der Fürstin noch nichts andres als dies Wort, mit dem sie manchmal ihn herbeilockt, wenn er Stunde hat.

Ich kann mich kaum noch wieder auf mich selbst besinnen, da Wagner erst am Pfingstmontag wieder abgereist ist und Tausig heute ihm nachfolgt. Dann wird's ein wenig still, und ich schreibe Ihnen in ruhiger Zeit einmal ausführlicher als heute, wo schon ein Besuch bei mir ist, der junge Schönaich, Stiefsohn des Dr. Standhartner, der mit auf die Eisenbahn hinausgehen will, um von Tausig Abschied zu nehmen. Mit Wagner waren wir täglich zusammen, und es war dies eine ausnahmsweise Alltäglichkeit. Ich habe den ganzen Tristan von ihm singen hören. Dann erst versteht man das Werk völlig und wird einem klar, wie diese ganze Art von Diktion sich so in ihm ausbilden mußte. Er singt das alles mit einer hinreißenden Leidenschaftlichkeit und einer Feinheit in der Nuancierung, die man vor ihm und seinem jetzigen Stil beim Gesang kaum möglich hätte denken sollen. Ließe ihn sein übrigens sehr ansprechendes und dehnbares Tenororgan nicht im Stich bei einer so anstrengenden Aufgabe, so möchte sein Vorsingen noch großartiger sein, als etwa Tieck ein Shakespearsches Stück vorgelesen haben soll. Tristan ist gewiß das größte musikalische Werk, das seit Beethoven geschaffen wurde. Die Partitur ist eine Wonne zu lesen. Bei diesem feinen, durchsichtigen Orchester schwinden die Bedenklichkeiten der Ausführbarkeit völlig, und ich bin jetzt überzeugt, daß Sie die Isolde ganz gut ausführen und aushalten würden. Denn es ist hier ein Vorteil, daß das Schwierigste, der Schwerpunkt der Partie im ersten Akt liegt. Der zweite singt sich so liebeselig dahin, auch ist das Allegro des Duetts so bleibend bis zum Asdur-Andante, daß die Länge des Duetts keine so übermäßige ist, als man anfangs meint. Den ganzen Mittelsatz nimmt Wagner sehr langsam. Tristan wird also bestimmt hier gegeben, die rohen Henkersknechte des hiesigen Operninstituts haben mir heute bereits die Partitur entrissen, deren glücklicher Besitzer ich einige Tage lang war. Tristan: Ander, Isolde: Dustmann, Marke: Schmidt, Mayerhofer den Kurwenal,

eine Fräulein Deſtinn die Brangäne, ein Herr Liebiſch den Melot. Wagner kommt am 15. Auguſt wieder hierher und bleibt, bis er die Oper die erſten drei Male dirigiert hat. Bis dahin und überhaupt nimmt er feſten Sitz in Karlsruhe. Wer weiß aber, ob er nicht in Wien gefeſſelt wird! — Die Gerüchte über ſeinen perſönlichen Verkehr, die ſehr verbreitet waren, ſind höchſt abgeſchmackt. Er iſt der einfach liebenswürdigſte Mann von der Welt; ich habe ihn herzlich lieb gewonnen. Er hat ſich auch wie ein alter Freund gegen mich benommen. Er will mir über meinen Cid einen Brief ſchreiben mit Veränderungsvorſchlägen am zweiten und dritten Akt. Sobald ich den habe, ſchreibe ich Ihnen wieder. Wäre ich bei Ihnen und wir könnten aus Triſtan muſizieren, ich habe mich ſo in das Werk eingelebt! Wenn Sie in Karlsbad ſind, werde ich eine faſt unbezwingliche Sehnſucht haben, Sie zu ſehen! Wer weiß! Heute bitte ich Sie alſo, Feodor, dieſen muſenbelaſteten Mußeberaubten, vielmals zu grüßen und die Kinder auch an ihren Freund zu erinnern. Ich beneide Sie um die Nibelungen von Hebbel; ſeine Gedichte werden Ihnen einen Schatz großer Poeſie geben, ich liebe ſie außerordentlich, habe mir viele Lieblinge abgeſchrieben. Schon in Ihrem letzten Brief habe ich mich gefreut, daß Sie ihn auch perſönlich lieb gewinnen und ſeine ſchönen Augen ganz mit der Freude ſehen wie ich. Über mein Verhältnis zu ihm ſchreibe ich Ihnen einmal ausführlich. Ich bewahre ihm ſtets dieſelbe Zuneigung und Bewunderung. Liebe, innig verehrte Roſa, Gott erhalte Sie den Ihrigen und

Ihrem treu dankbaren

Cornelius.

226. An ſeine Mutter.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgaſſe 30,
25. Mai 1861.

Du meine liebe Mutter!

Wie lange habe ich Dir nicht geſchrieben! Seit Deinem lieben Geburtstagsbrief, wo ich mich ſo freute, daß die Züge Deiner alten guten Hand immer noch die alten, feſten ſind und die Hoffnung

erwecken, daß uns der Himmel Dein liebes Leben noch lange erhält, habe ich Dich vergebens warten lassen, und hätte Dir täglich sagen mögen und sollen, wie ich Deiner gedenke und mich sehne Dich wieder zu sehen! Welch ein Traum ist dies Leben! Daß die sich ferne sind, die sich lieben, und so manche gleichgültigen Menschen uns umgeben! — — — —

Ich muß mich über mein langes Schweigen damit trösten, daß Du oder Elise durch Susanne doch immer einige Nachricht von mir erhaltet. Du kannst Dir von meinem hiesigen Leben doch keinen rechten Begriff machen! Nach und nach lebe ich mich in das schöne leidige Wien mehr ein und habe besonders eine Familie, die sich herzlich um mich bekümmert, die Dr. Standhartners. — — — — — — Die Fürstin Wittgenstein ist noch immer in Rom. Nun heißt es wohl, sie werde den päpstlichen Dispens zu ihrer Verheiratung mit nach Paris bringen, wo Liszt sie erwartet, um sie dann als seine Frau nach Weimar zurückzubringen, ich glaube aber nicht recht daran, und wollte herzlich wünschen, daß ich durch die Tat eines Bessern überzeugt würde. Die Meisten sind so eingenommen gegen die Fürstin! Sie ist in der Tat eine Frau mit manchen Fehlern. Aber ihre Tugenden sind dennoch größer und ich halte ihre Partei, denn sie hat mir von jeher viele Freundschaft bewiesen und ich habe mir die Ansicht gebildet, daß Liszt ihr mehr Gutes in seinem Leben und Wirken verdankt, als sie etwa schlimmen Einfluß auf ihn übt, und daß er ohne sie bei seiner großen Schwäche in die unwürdigsten Bande herabsinken wird.

Du wirst auch durch die Zeitungen ängstlich geworden sein, die soviel von dem in Wien herrschenden Typhus berichten; allerdings kam mein Dr. Standhartner in jener Zeit selten dazu ein Lied zu singen, oder die Geige zu spielen. Ich bekam im Laufe dieses häßlichen Winters dreimal den Husten und zweimal den ärgsten Schnupfen. Damit war ich wohl vor Ärgerem behütet und nun ist der Husten fast gänzlich beseitigt, ich kann sagen er ist ganz weg und im übrigen befinde ich mich sehr wohl. Meine Hausleute sind nach wie vor sehr gut mit mir und wenn mir nur das Geringste fehlt, so bekomme ich gleich Hausmittel. Außerdem habe ich zwei Doktoren zu nahen Freunden, einen Judd' und einen Christ. Wenn

der Judd' Schawwes hat, heilt mich der Chriſt, mein guter Standhartner, eine Seele von einem Menſchen, und wenn der Chriſt Feiertag macht, heilt mich der Judd', der gute kleine Dr. Stern, ein äußerſt geſcheiter und gebildeter Menſch, der auch Doktor im allgemeinen Krankenhauſe iſt, wo Standhartner zum Direktorium gehört. So kannſt Du denken, es kann mir nicht leicht etwas zuſtoßen, es müßte mir gerade jemand nach dem Leben trachten, und da dies bei meinem ſanften Gemüt nur aus Habgier geſchehen könnte und ich nie Geld habe, ſo dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, mich dieſem irdiſchen Jammertal noch einige Zeitlang erhalten zu ſehen.

Du wirſt geleſen haben, daß der Komponiſt Richard Wagner in Wien war, und wie äußerſt glänzend er aufgenommen wurde. Er bezeigte mir viel Freundſchaft, intereſſiert ſich auch lebhaft für meinen Cid, über deſſen Text er mir brieflich einige gute Änderungen vorſchlagen will.

Dieſer Winter über war auch Tauſig hier, deſſen Namen Du Dich ſicher erinnerſt. Wir ſind alte Bekannte und waren die nächſten Freunde zuſammen, ſahen uns den Winter täglich. Auch waren wir beide es, die Wagner hier in Wien am nächſten ſtanden. Nun iſt Tauſig für die Sommermonate verreiſt und hat mir ſeinen herrlichen Flügel zur Verfügung geſtellt, ſo daß ich zum erſtenmal im Leben ein ſchönes Inſtrument habe und der läſtigen Klaviermiete vorderhand überhoben bin. Auch nach ſeiner Zurückkunft hierher wird Tauſig ſeinen Flügel wohl bei mir laſſen, da ihm als berühmtem Pianiſten immer die beſten Flügel der Inſtrumentenmacher zur Verfügung geſtellt werden, da er ſie in Konzerten dem Publikum vorführt. So hatte er dieſen Winter in ſeiner kleinen Stube zwei Flügel, die nur unnötig Platz wegnahmen und doch nie zugleich benutzt wurden. Freue Dich alſo, liebe Mutter, daß ich ein ſchönes Inſtrument habe und nicht monatlich die fünf Gulden hinzugeben brauche, die mir mein Frühſtück und Nachmittagskaffee bezahlen. Wenn ich noch einige gute Stunden bekomme, wozu mir ja durch die Bekanntſchaft mit dem Fürſten Liechtenſtein der beſte Weg geöffnet iſt, denn dieſe Vornehmen ſind die einzigen, die eine ſo unnütze Ware wie muſikaliſche Theorie allenfalls noch ſchätzen

und kaufen, so wird mit der Zeit meine Existenz gesichert. Vor allem muß ich auf dem Fleck bleiben, und gedenke auch darin eines französischen Sprichworts, das mir die Fürstin immer sagte: „Ein Stein der rollt, setzt kein Moos an."

Diese Bemerkung bringt mich darauf, daß ich nun wieder von freundschaftlicher Seite aufgefordert werde, mich abermals um die Direktion der Mainzer Liedertafel zu bewerben. Ich bin aber der Ansicht und werde mich dieser Tage auch in diesem Sinne dorthin aussprechen: ich habe mich zweimal dort beworben, habe zweimal meine Proben gehalten. Seitdem kennt man mich dort. Ich werde mich ein drittes Mal nicht bewerben. Findet sich in der Tat eine anständige Majorität zusammen, welche auf mich hinweist, so möge man mir die Ehre antun, mich zu berufen, und mir durch einen einstweiligen dreijährigen Kontrakt die Basis gewähren, auf welcher ich eine gründliche Tätigkeit entwickeln kann. Tut man das nicht, so werde ich auf die bloße Hoffnung hin Wien nicht verlassen. Welch ein Leben habe ich gelebt, liebe Mutter! Täglich mußte ich mir denken und, wenn auch mit den zartesten Worten, mir sagen lassen, daß ich meinen Brüdern, meinen Freunden zur Last falle. Nun habe ich zwei Jahre gebraucht, ehe ich auch nur einen pied à terre in der Stunde meines Fürsten gefunden, wobei ein freundliches Geschick mir die 300 Gulden für meine Bearbeitung des Buches von Liszt zuführte. Nun soll ich den kaum gewonnenen Anhalt wieder aufgeben — ohne Sicherheit? Ja, ohne die volle Gewißheit, daß ich den Anforderungen, die man an mich stellt, genügen werde, und daß man mich dort nach dem ersten Jahr nicht wieder gehen läßt? Ich muß die Zeit haben, mich zum Dirigenten zu bilden, gibt man mir diese, so wird man bei den manchen guten Eigenschaften, die man in meiner Wenigkeit finden wird und trotz großen Unvollkommenheiten nach der praktisch musikalischen Seite hin, endlich einen musikalischen Mann haben, dem sein heimatlicher Wirkungskreis genügt, der den Verhältnissen in einer längeren Folge von Jahren mit wachsendem Eifer und zunehmendem Gelingen gerecht zu werden sucht. Sonst wird die Mainzer Stelle immer ein vakantes Vogelnest bleiben, in dem sich vagierende Vögel für eine Zeitlang einnisten, seien es Schwarzköpfchen oder Gimpel und

Kuckucks. Alles das habe ich dort persönlich an Ort und Stelle reichlich ausgesprochen. Will man mich denn haben, so rufe man mich, hält man mich der Ehre wert, so tue man mir sie an. Wo nicht, so bleibe ich in meinem Wien, wo ich gern lebe und sterbe, bei den Gräbern Glucks, Haydns, Mozarts, Beethovens, Schuberts, und zugleich in der Stadt, wo man den Lebenden so feiert, wie man jetzt Wagner feierte.

Nun, meine geliebte, gute Mutter, zu Elisens Geburtstag sollt Ihr wieder von mir hören. Der alte Gott Jehova, uns offenbart durch seinen Sohn Jesus Christus, lebt noch, und läßt keinen braven Deutschen im Stich. Dies denket immer, wenn Ihr um mich besorgt seid. Täglich denke ich Deiner, morgens beim Kaltwaschen und abends beim Beten. Du gute alte Friederike Cornelius!

Gedenke in Liebe

Deines Sohnes Peter.

227. An Reinhold Köhler.

Wien, 19. Juni 1861.

Soeben, mein teurer Reinhold, erhalte ich Deine lieben Zeilen, und will Dir, wenn auch nicht umständlich, doch augenblicklich darauf antworten.

Treue alte Seele, ich habe Dich so lieb. Glaube es nur, daß Du der vornehmste unter meinen Freunden bist und als ein wahrer Bruder zunächst meiner Familie angehörst.

Die mitgesandten Einlagen beiaß ich beide. Ich bin Eitner sehr dankbar, werde ihm dieser Tage die Lieder nachträglich zusenden, ihm zugleich auch eingehender schreiben, da ich mit vielem Interesse seinen „modernen Lazarus“, ein wirklich poetisches Buch, gelesen, den ich hier bei Ignaz Klang sel. Witwe angezeigt gefunden und gekauft habe à 1 Gulden. Ich habe nach andern Dingen von ihm gefragt, aber bis dato nichts ergattern können. Seine „Grazie des Frohmuts“ ist ein hohes Lob und sind überhaupt jene wenigen Zeilen eine sehr entsprechende Anzeige gewesen, die mich am meisten freute, während jenes Feuilleton ihm nicht so

glückte, da die Anspielung auf meinen großen Ohm wohl nur Lächeln hervorrufen kann. Doch einerlei! Im ganzen alles erfreulich, schon „die Mühe der Lieb", die bei mir nicht umsonst angewandt ist. Die Lektüre seines Lazarus hat mich auf sein freundliches Urteil nur stolzer gemacht, denn es ist dies wirklich ein Buch, welches ein Stück Zeit mit ernstem poetischem Sinn abspiegelt. — — — Heute, Mittwoch vor acht Tagen hat mich Emil Preller besucht. Er begab sich nach Prag, um dort bis in den Herbst zu bleiben. Wir verbrachten den Tag zusammen und er hatte mir natürlich einen Sack voll zu erzählen. Sehr dankbar bin ich ihm für die mir gegen ein Exemplar meiner Lieder überlassenen Photographien seiner beiden Alten, wo besonders der Vater sehr vergnügt und frisch aussieht. — Gestern begegnete ich Hebbel zum erstenmal seit allen den Reisen und Zeiten. Wir sprachen lange zusammen. Es regte mich auf, und ich gab ihm gern Gelegenheit, meine unveränderte Herzens- und Geistesgesinnung für ihn wahrzunehmen. Ich bin seit Wagners Abreise ausschließlich mit Kompositionen Hebbelscher Gedichte beschäftigt, das hatte ihm schon Kulke, ein mir befreundeter junger Literat, den ich Dir als meinen Schüler wohl schon genannt habe, dem er auch zufällig begegnet war, eben erzählt; so wurde unser Gespräch sogleich sehr lebendig, auch konnte ich ihm von Dir und Mildes und Euren Nachrichten über seine Nibelungen reden. Er sah sehr gut aus. Zuletzt wandte sich das Gespräch auf die Altenburg usw. usw. und ich sprach mich sehr eifrig und unumwunden über alles aus. — Was nun unser Verhältnis und seine Gereiztheit betrifft, so steht es damit ganz wie damals und wird immer so bleiben. Mein Herz ist ein offenes Kartenspiel, wenn auch kein sehr glückliches oder geschicktes. Also weiß Hebbel ein für allemal, wie ich ihm gesinnt bin. Ich verlange aber Gegenseitigkeit, an die mich Hebbel ohnedies, seit wir uns kennen, gewöhnt hatte. Von mir zu Hebbel ist ebensoweit, als von Hebbel zu mir. Ich besuche ihn gern sechsmal und zehnmal gegen einmal, aber das eine Mal kann ich ihm nicht schenken. Ich werde nie ein Herr Kuh oder ein Herr van Brunk für ihn sein, die ihn jahrelang hätscheln und dann, wie sie sagen, mit ihm brechen. Sind aber einmal solche Verhältnisse da, so

können auch jene Menschen, so gerne man zugunsten des Bessern und Höhern urteilen wird, schwerlich allein alle Schuld an ihnen tragen. Da heißt es, denke ich, vorsichtig sein. Müßte ich einmal mit einem so reichen und edlen Geiste brechen, so fürchte ich, bliebe die Schuld völlig auf meiner Seite und welch eine traurige Berühmtheit in Hebbels Lebensbeschreibung als Verunglimpfer eines Unsterblichen zu glänzen! Du siehst aber, so brechen wir nicht! Er kann mir an den Augen ansehen, wie gut ich ihm bin. Sucht mich doch der liebe Gott, wenn ich nicht zu ihm komme, in meiner heimlichsten Einsamkeit auf, so tue es auch der Dichter, sein höchstes menschliches Ebenbild.

Ich habe für Hebbel fast eine Art Leidenschaft. Daneben aber Gemütsstolz. Den wird mir Gott abgewöhnen, wenn er unrecht ist. Sei Du mir treu mein Lieber! Es geht nichts über zwei Freunde, welchen es gegeben ist, sich ineinander einzuleben, das Unausgesprochene zu verstehen, sich innerlich auszugleichen. Was Dich betrifft, Alter: ein Strom von Sinnlichkeit, ein Luftzug heitern, unbesonnenen Genusses müßte einmal erquickend und belebend auf Dein Dasein einwirken. In dem langw . . . (!) Weimar verkommst Du! O komm einmal nach Wien! Laß Dich nicht wieder umsonst rufen! Sowie die Gelder eintreffen, die ich zu Ende des Monats erwarte, so sende ich Dir auf jeden Fall umgehend die Hälfte meines Anlehens zurück! Die benütze dann als Reisegeld. Wir gehen ins Salzkammergut zu Standhartners, die um diese Zeit in Salzburg wohnen!

Denn nach Weimar komme ich in keinem Fall, ganz bestimmt nicht, oder wie Liszt sagt décidement pas. Ich sage Dir hiermit offen und bündig warum. Ich werde nie mehr Gast der Altenburg sein, solange die Fürstin nicht dort residiert. Ich war Gast und Freund der Fürstin. Ohne sie existiert jenes Haus nicht mehr für mich. Ich kenne die Verhältnisse nicht klar genug, um zu urteilen, und wer könnte sich dessen rühmen. Indessen aber steht jedem die Auffassung frei, ja er ist sie sich schuldig, die ihm der Instinkt und die mögliche Einsicht erlauben. Und da muß ich sagen, daß schließlich die Fürstin Mutter das blühende Opfer aller dieser Verhältnisse ist. Gewiß nicht ohne tiefes, eignes Ver-

schulden. Aber wer kann da abmessen und abwägen. Nur soviel weiß ich, daß ich leidenschaftlich Partei nehme für diese außerordentliche Frau, die mich ihrer Freundschaft gewürdigt hat, daß ich ihr bis zu meinem Tode die treueste, freundschaftliche Gesinnung bewahre, weil ich in ihr Liebe und ein nobles Herz erkannt habe. Solange also diese Verhältnisse nicht im reinen sind, verhalte ich mich neutral, aber wo es gilt zu sagen oder zu handeln, werde ich in ihrem Sinn und als ihr Freund auftreten, möchten mir auch die stärksten Dissonanzen das Leben trüben. Ich habe Liszt und die Fürstin zugleich kennen und lieben gelernt. Muß ich sie trennen, so stelle ich mich auf jene Seite, wo Liebe, Opferfähigkeit, Größe der Seele ist.

Abgesehen davon, mein lieber Alter, steht mir alle „Brendelei" bis an den Hals. Ich habe den Teufel davon, sich die Leute dort breit machen zu sehen. Liszt möge sich aufraffen und die nötige Abschlußperiode seines Schaffens antreten, da werde ich ihm überall mit Liebe, mit Begeisterung folgen, Gott weiß, ob ich ein volles und dankbares Herz für ihn habe! Aber ihn jetzt zu sehen und zwischen all diesen Leuten, diesen Klitzsch und Lohmann und Köhler und Kahnt und Brendel — Pohl sage ich gar nicht, denn der ist mir mit der Zeit eigentlich gewissermaßen ehrwürdig geworden, hat was mitgemacht und ist immer ein ganz begabter „Kunde", auch nicht ohne Herz. Aber aufrichtig gesagt, von Herzen interessieren mich von diesen Freunden nur noch Damrosch und der alte würdige Hans von Bülow, eine Natur, die man nicht hoch genug stellen kann. Mein Weimar, lieber Reinhold, bist Du, die Rosa und der alte Schöll, und das bleibt ewig. —

Was ich Dir neulich sagte, daß mein großer Brief an Dich ein Besinnen auf mich selber sei, wie wahr ist es geworden! „Wir sollen in dem ew'gen Strauß nicht stehen und nicht erliegen", sagt Hebbel. Jetzt arbeite ich wieder daran, nicht zu erliegen, oder ich arbeite vielmehr nicht, Gott tut alles für mich, es wird mir leicht gemacht. — Aber Du komm' hierher, ich will Dein Führer sein!

Ich bin jetzt künstlerisch und sittlich rein und freudig gestimmt. Reinhold, ich werde dennoch ein Mann trotz allen Schwächen. Ich bleibe mir selber treu. Und denke Dir, ich bilde mir meinen Kreis.

Meine Hebbelſchen Dichtungen ſind für Standhartner, Solo und Duett komponiert. Mein Lied „Auf die Unbekannte“, Du kennſt es ſicher, hat den höchſten Preis, bei Sängern und Hörern ſympathiſche Tränen ins Auge zu treiben. Das konnte ich geſtern Hebbel mit Stolz erzählen. Und ſo muß es ſein — aus dem erſten Ring müſſen die größeren erwachſen, und ſie werden es. Ich verlaſſe Wien nicht mehr, mein Reinhold! Nun kommt Wagner und Triſtan. Es iſt nicht wahr, daß ich den Cid aufgebe. Im Juli nehme ich ihn wieder auf, mit oder ohne Wagnerſcher Verbeſſerung. Jetzt gehe ich zu Standhartner, meinem Wiener guten Genius, und bringe ihm ſpezielle Grüße von Wagner, der mir ſoeben zweimal geſchrieben hat. Alſo mein Reinhold, laſſe meinen Ruf ein Samenkorn in Deiner guten, ſtillen Bruſt ſein. Grüße die Deinigen vielmals!! Die Gärtner hat mir nach drei Monaten wieder geſchrieben, ganz ſo wie ich es ſchon auswendig weiß, eh' ich's leſe. Gute Nacht, Fiſch! Guten Tag, Nachtigall!

Lieber, Guter, ſei vielmals geküßt von

Deinem Cornelius.

Grüße Schöll!

Wagner an Cornelius.

Paris, 14. Juni 1861,
3 Rue d'Aumale.

Liebſter Cornelius!

Ich ſende heute an Sie einen Klavierauszug von Triſtan ab, in welchem ich die für Ander nötigen Änderungen angemerkt habe. Da Eſſer und und ſelbſt wohl auch Ander gegenwärtig nicht in Wien ſind, glaube ich nicht beſſer zu tun, als dieſe Angelegenheit in Ihre Hände zu übergeben. Ich würde Sie demnach bitten, auf der Hoftheaterdirektion, vielleicht bei Oberregiſſeur Schober, ſich alsbald nach Anders Zurückkunft zu erkundigen auch wohl in Anders Hauſe ſelbſt, damit Sie ſofort dann mit ihm die Sache vornehmen können. Einſtweilen gäbe es aber wohl ſogleich für die Kopie zu tun, da einige Stellen, wie Sie erſehen werden, zu ändern ſind — nämlich im Orcheſter. Die Ausführung der Transposition gegen Ende des zweiten Aktes, möchte ich Sie faſt bitten, ſelbſt zu übernehmen, da ich fürchten muß, ein Kopiſt kommt nicht damit ordentlich zuſtande ..... Nun möchte ich gern bald von Ihnen einige Nachrichten haben, da ich ſeit meiner Abreiſe gar

nichts wieder von Wien erfahren habe. Wo iſt der Direktor Salvi? Ich glaubte ihn dieſen Monat in Paris zu ſehen ..... Herr und Frau Duſtmann ſind wohl bei Wien geblieben? Beſuchen Sie ſie doch ja und richten Sie meine herzlichſten Grüße aus! Falls Iſolde bereits ſtudiert, ſolle ſie nur nicht verzweifeln: ich hätte ein grenzenloſes Vertrauen auf ſie! — Von mir, beſter Freund, habe ich Ihnen wenig Erfreuliches zu ſagen: ich bin fortwährend noch in höchſt unbeſtimmter Lage, und kann mich keinen Schritt bewegen. Liſzt, den ich im ganzen ſehr wenig genießen konnte — da er in einen äußerſt ausgebreiteten Strom geraten war — iſt vorigen Sonnabend mit Tauſig abgereiſt. Tauſig war mehr bei mir: im ganzen aber herrſchte keine vorzügliche Laune vor, woran hauptſächlich meine ungewiſſe Lage und — Paris ſchuld trug. Jetzt treibt ſich Tauſig in Leipzig und Weimar herum: Der kleine Kerl ſucht mir gutherzig zu nützen. — Laſſen Sie ſich mit dieſem Wenigen genügen!

Ihr Opernſujet trage ich treulich im Kopfe herum: mir fehlt es nur ſo gänzlich an guter Stimmung, meinen Plan zur Änderung für Sie einmal ordentlich zu Papier zu bringen. Seien Sie aber ſicher und gewiß, daß es geſchieht und bald — ich kenne mich! Aber Laune muß man eben zu allem haben.

Die angenehme Wiener Stimmung iſt mir leider ganz wieder zerſtört: ſehe ich meinem ſo ſchwierigen Vorhaben für dort entgegen, ſo empfinde ich auch mehr Bangigkeit als Freude, während mich doch übrigens der Gedanke, endlich einmal dieſe Muſik mir zu Gehör zu bringen, einzig mit Lebensluſt erfüllt. —

Grüßen Sie beſtens meine neugewonnenen Wiener Freunde, namentlich Herrn Dr. Standhartner, der mir ſehr ſympathiſch geworden iſt. Und nun ſeien auch Sie herzlichſt gegrüßt und allerfreundſchaftlichſt für Ihre liebenswürdige Teilnahme an mir bedankt von

Ihrem Richard Wagner.

228. An ſeinen Bruder Carl.

Wien, 22. Juni 1861.

Lieber Carl!

Ich habe ſolange mit der Antwort gezögert, weil ich in guter Stimmung zum Arbeiten war. Heute iſt aber mit mehreren Beſorgungen, die ich für Wagner auszurichten habe, doch ein Loch hineingeriſſen.

Du haſt große Tage mit dem alten Ohm erlebt und wirſt mir wohl nächſtens mit einigen Worten ſagen, wie Deine Privatfeſtlichkeiten abgelaufen ſind.

Die Fürstin W. soll in Rom sehr traurig und höchst eingeschränkt leben. Ich bedaure diese arme Frau im tiefsten Herzen. Alle Welt ist gegen sie und sie hat ihr Leid still und allein zu tragen. Aber Gott wird sie in Gnaden zu sich aufnehmen, weil sie wahre Liebe hat. Ich bewahre ihr solange ich lebe meine Freundschaft und Verehrung und würde jedes Opfer bringen, um mich ihr dienstlich erweisen zu können. Weimar sieht mich gewiß nicht wieder, wenn sie nicht auf der Altenburg wohnt. Am allerwenigsten zum Künstlerfest im August! Ich habe alles das so mit angesehen, solange es in meinem Leben selber bedingt war. Aber reisen, um die edlen Neudeutschen beisammen zu sehen, dies fiele mir nicht ein und wenn ich die Säckel voll Geld hätte. Zu uns nach Wien kommt der Wagner, hier dreht sich jetzt alles um Tristan und Isolde. Wagner strebt rastlos danach, sich voll und ganz auszusprechen. Liszt, ich fürchte, ist mitten im Aufschwung zerbrochen, denn mit der Fürstin gibt er seinen Lebensnerv auf. Sie war an allem Guten schuld, was er leistete. Wenn es ihm nicht gelingen konnte, in einer solchen Verbindung sein sittliches Wesen dauernd und fest zu veredeln, so wird ihm die Kraft zum Besten fehlen und er wird zugrunde gehen. — Das merkte ich schon persönlich dort, noch mehr aus allem, was ich höre. Es ist herzlich traurig.

Was fängst Du in den Ferien an, mein Guter? Mit mir ist von Anfang Juli bis Mitte August ausschließlich Eid, mit Ausnahme vielleicht eines Ausflugs in den Wiener Wald, den ich doch einmal sehen muß. Wenn dann Standhartners noch in Salzburg sind, will ich eine Fußtour im Salzkammergut machen und sie dort besuchen. Dort bin ich mit wahrer Freundschaft aufgenommen, es ist dies mein Stammhaus in Wien. Für Standhartner komponierte ich jüngst ein Gedicht von Hebbel „Auf eine Unbekannte", welches auf Sänger und Hörer immer eine große Rührung ausübt. Das konnte ich neulich Hebbel erzählen, als ich ihm begegnete. Denn wir sehen uns nicht mehr und ich glaube, diesmal wird's auch so bleiben. Ich verlange Gegenseitigkeit. Ich kenne keine Freundschafts-Sultane, die nur mich in ihrem Divan empfangen, ohne auch einmal mit meinem kleinen Harem vorlieb zu nehmen. — Ich beschränke mich gern auf Standhartners. Dort ist die Musik zu Hause. Auch

mein zweiter Akt wird dort zuerst gesungen werden. Neulich sangen sie drei Gedichte von Hebbel zweistimmig von mir mit Bariton und Sopran. Auch ein kleines Gedicht von Hebbel auf ein schlummerndes Kind singt Standhartner sehr schön. — Hoffentlich ist bei Dir alles wohl. Ich bin ganz heiter. Die Wolke mit der Mainzer Stelle ist wieder glücklich an mir vorübergegangen! — Sybel[1] geht ja weg? Da kann man sehen! Welch ein Einfluß! Welch ein Gerede — und dann plötzlich was andres. Wie gut, daß Du Dich von all dem so fern hältst. Leb wohl, mein lieber Carl. Mit allen bekannten Grüßen, die noch recht lange die stehenden bleiben mögen

Dein treuer und dankbarer Peter.

229. Tagebuchblatt.

30. Juni 1861.

— — Wie irrig ist es doch von vielen, zu glauben, der Dichter oder Musiker greife in der vorübereilenden oder auf ihm lastenden Stunde zur künstlerischen Form, den augenblicklichen Streit seiner Seele in ihr auszusprechen. Wie wohl wäre mir heute, wäre mir in dieser Stunde, wenn ich im Gedicht, wenn ich in Tönen meine Unruhe, die dunkle Trübung meines Herzens aussprechen könnte oder nur möchte. Das Wort Goethes im Tasso sollte wohl auch eigentlich heißen:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich litt.

Das Kunstwerk entsteht frei von diesem auf das Leben des Dichters bezüglichen Zweck, es spiegelt wohl Erlebtes, aber nicht unmittelbar. Doch beziehe ich das auf mich selber, es mag Talente geben, die gerade in der Not des Augenblicks den höchsten Flug nehmen. Ich kann mir Dichtung nur in dem Augenblick denken, wo längst die Träne wirklicher Schmerzen getrocknet ist, wo Erinnerung sie wohl wieder fließen macht, aber nur in Wehmut, wie über ein fremdes Schicksal. In meiner heutigen Trostlosigkeit, könnte ich da dichten,

[1] Heinrich von S., der ausgezeichnete Historiker, war von 1856—61 an der Universität zu München tätig.

es müßte vielleicht ergreifend wirken — aber ich bringe auch nicht zwei entsprechende Akkorde, nicht zwei bezügliche Worte in schöne Form, es läge mir auch so fern wie die fernsten Nebelgestirne. Nur in der Gemütsverfassung, welche die Alten unter Heiterkeit ästhetisch begriffen, kann mir das Wenige gelingen, was mein Talent vermag, d. h. natürlich nicht so verstanden, als wenn ich weltlich heiter gestimmt sein müßte. — Doch wem erkläre ich das? Mir selber? Und ich habe so gar kein Geschick, dergleichen Dinge klar zu sagen und bewundre herzlich die eigentlichen Tagebuchmenschen, die für alle Stimmungen augenblicklich die richtigen porträtierenden Schriftzüge finden. — Aber schon diese kurze Mühe des Denkens über mich selbst und des Darstellens eines Gedankentropfens aus dem Meere, das heute in mir wogt, ist erheiternd, ist rettend.

Liszt an Cornelius.

Weimar, 12. Juli 1861.

Liebster Cornelius!

Unterzeichnen Sie schnell die beiliegende Anmeldung zur „Tonkünstler-Versammlung" mit Ihrem schönen, guten Namen. Sie dürfen mir bei dieser Gelegenheit in Weimar nicht fehlen!

Und noch eine Bitte, liebster Freund. Besuchen Sie F. Doppler und sagen Sie ihm, daß ich sehr wünsche, er möchte mit Ihnen am 4. August spätestens eintreffen. Hoffentlich wird er mir diese Freude nicht versagen — und wenn es ihm nicht besonders ungelegen ist, wird er auch seine Flöte mitbringen und die Partie in Faust übernehmen. Betreff der Reisekosten habe ich bereits an meinen Cousin Eduard geschrieben; er soll Ihnen ein paar hundert Gulden zur Disposition stellen, denn selbstverständlich ist es weder Ihnen noch Doppler erlaubt, einen Groschen aus Ihrer Kassa für die Reise auszugeben.

Eduard treffen Sie hier — und auch Wagner, Hans, Träseke, Damrosch, Taufig, Lassen und meine Tochter Mme Ollivier.

Auf Wiedersehen also, mein bester Cornelius! Bringen Sie Ihren Cid mit, soweit er fertig ist, und schenken Sie freundschaftlich einige Tage Ihrem von Herzen ergebenen

F. Liszt.

P. S. Bald nach der Tonkünstler-Versammlung verlasse ich Weimar auf längere Zeit. —

230. Tagebuchblatt.

[Wien, Mitte Juli 1861.

So allein bin ich! Wie schmerzlich fühle ich das! Der Dichter sagt: das Herz bedarf ein zweites Herz. Nun, wenn er es bedarf, warum wird es ihm nicht verliehen? Ist mir nur eine Frist gesetzt, in der ich hungern und mich sehnen soll nach Liebe? Oder soll es mir nie zuteil werden? Nicht hienieden? Oder auch in alle Ewigkeit nicht? — Diese Nacht im Traum sah ich die Prinzeß Marie, eilte auf sie zu, gab ihr zum Willkomm die Hand. Sie war gelblich bleich wie eine Mumie. Wie die Vergangenheit fern liegt, unendlich fern, und eine Zukunft will sich nicht aufbauen! Wohin denn? wohin? Ach, ich bin tief traurig. — —

Nach Reinhold sehne ich mich. Er ist eben der einzige, mit welchem mich auszutauschen mir eine Wollust wäre. Wie wollt' ich weinen und lachen, wenn ich rücksichtslos mich hingebend an ein liebes Herz legen könnte. Ich bleibe unverstanden, unausgesprochen. In Berlin hatte ich unendlich viel an der Mutter. Welche Elastizität gab ihre Gegenwart. Wenn ihr eine Melodie gefiel, dann ging es gleich gut weiter und ich produzierte viel. Sie saß immer dabei. Welch stilles Glück für uns beide. Aber ich bin wie mit feurigen Ruten aus jedem Paradies vertrieben. — — —

Ich habe um Marie geworben mit allen guten Worten meines Herzens, mit allem guten Willen meiner Seele. Sie hat nichts von mir wissen wollen. Sie hat mich allein gelassen. Ich ließ ihren letzten Brief unbeantwortet. Denn ich hasse die Freundschaftskomödie, die sie mir aufdrängen wollte. Ich mag nicht ernüchtert zu ihr reden, die mich nur in süßem Wahn hat singen und dichten hören. Das hat ihr gefallen; sie ließ es sich gefallen, ohne ihr Herz nur für mich pochen zu lassen. Ich habe ihr gesungen. Ich schweige ihr. Es ist abgeschlossen. Nun ist es die Kunst einzig, die ich noch suche. Liszt hatte mir einmal gesagt: Machen Sie keine Kinder, machen Sie Kunstwerke. Nun soll dies Wort seine Früchte tragen. —

Ich befinde mich im Beginn einer Wiener Laufbahn. Ich studiere mit Frau von Dustmann die Isolde. Ich setze keinerlei

übermäßige Hoffnung darauf. Doch gibt es mir jetzt schon einen wundervollen Gegenhalt gegen mein vergrämtes innerliches Leben.

Man wollte mich zwingen Wien aufzugeben. Ich habe den Gedanken redlich umhergewälzt. Ich wollte nach dem Scheitern aller Hoffnungen, in gänzlicher Mutlosigkeit bei Carl eine Einsiedelei zum Komponieren suchen. Aber ich kann mich so nicht aufgeben. Ich muß den Kampf um künstlerisches und weltliches Sein oder Nichtsein nun einmal auf irgend einem Feld zu Ende kämpfen. So sei es denn in Wien. Gott gibt mir Heiterkeit und eine Art Gelingen in meinem Beginnen für Wagner. Ein unnennbares Wohlgefühl kommt wieder über mich, ich sehe auf alles wie auf einen Traum zurück.

231. An Reinhold Köhler.

Wien, 19. Juli 1861.

Mein liebster, teuerster Reinhold!

Soeben erhalte ich Deine Zeilen, und beflügle meine Antwort, um Dir meine unmittelbare Freude darüber ganz zu geben. — — — Alter! Jetzt wird's doch wohl so kommen, daß ich nach Weimar gehe. Ich fühle es. Mein Herz würde zu jämmerlich bluten, wenn ich hier sitzen bliebe. Doch bin ich, trotz den freigebigsten Anerbietungen von Liszt, in Schwulibus, Dich wiederzusehen, ohne Dich zahlen zu können! Doch das weiß ich — ist abgemacht — soll mir auch keinen Augenblick vergällen — alte ewige Seele!! — Aber auch Jahreis ist noch da und ich müßt' ihn mindestens mit 10 Talern abspeisen können. Außerdem brauche ich mindestens einen neuen Überrock, wenn auch noch so billig und schlecht, sonst hol's der Teufel. — — Ich weiß, daß mir Liszt aus vollen Händen gibt, wenn ich komme. So sei es denn! In Gottes Namen! Sei so gut, melde mich bei Pohl an, damit die Formen erfüllt sind. Sag' ihm, daß ich Dich darum gebeten. Melde mich bei Liszt, bei Tausig an! Nur den alten, ewigen Liszt will ich noch einmal vergöttern, noch einmal ihm zujubeln. Dann wird ja doch die Bude geschlossen. Und wie lang wir leben! Wer

weiß es? Deine Wohnung ist mir sehr gelegen. So kann ich mich bei Liszt entschuldigen und meine Grundsätze wahren. Er sieht auch alles ein. Ich weiß es.

Arme Leute! Was werdet Ihr dort erleben! O, mein Gott: Dingelstedt, Hebbel und Gutzkow! Wie werden sie sich gegenseitig auffressen! Es wird ein Skandal sein. Ihr werdet Gelegenheit haben, an Liszt zu denken! Wie leid tat mir's um Preller!! Der jugendliche, liebe Mann! So ist es! Die Guten sterben. Der Schund bleibt!

Ach! Nun geht mir das Herz auf! Nun steht's in mir fest, daß ich die Reise mache! Alles sollte mich abhalten. Meine hier begonnene Arbeit für Wagner mit Frau von Dustmann, meine gänzliche Unfertigkeit des Cid. Doch bring' ich Euch ja den Text und den ersten Akt, und für die beiden Mildes meine Hebbelschen Gedichte, deren Widmung vielleicht die Großherzogin annehmen wird. Sie sind ganz für die beiden Mildes geschrieben! Nur nicht bedeutend genug! Dennoch ein Hauch, ein Stück von mir. Sei's wie es sei! Ich habe innerlich unendlich gelebt. Wenn ich mich wieder an's Arbeiten wende, soll's schön werden. Wir bleiben ja alle unvollendet.

Wer weiß, wozu alles gut ist. Wagner will mir die beiden Akte noch umarbeiten. Jetzt heißt's nur: Die Freunde einmal wiedersehen und mit ganzer Seele noch einmal den Liszt umhalsen. Mein lieber Reinhold! So komme ich denn, gehe es, wie es gehe — in den ersten Tagen August. Ohne Gepäck, mit meiner Tasche um. Einige Hemden drin. Ein freier Mann! Auf der Altenburg wohne ich nicht!

Tausend Küsse im voraus

von Deinem Cornelius.

[1] Gemeint ist Ludwig Pr., der Philolog 1809—61, seit 1847 Oberbibliothekar in Weimar.

232. An Joſef Standhartner.

Weimar, 26. Juli 1861, Freitag.

Mein lieber, guter Doktor!

Zum Teufel! Heute iſt wohl Guſtavs Examen, und man muß das Däumchen halten! Nun, ich bin überzeugt, er wird mehr Glück als Verſtand haben. Gott verläßt keinen braven Deutſchen. Und das iſt er ja.

Ich habe zwei ſchöne Tage in Prag verlebt. In Dresden die Galerie geſehen, und das Grab einer jüngſt verſtorbenen Freundin beſucht. In Leipzig wieder Halt gemacht, und die Galerie, ſowie die mir noch neue und höchſt lehrreiche überſichtliche Kupferſtichſammlung beſucht. Kam alſo Mittwoch abend hier an. Meine „Unbekannte“ und die „Dämmerempfindung“ haben bei Liſzt gewaltigen Sukzeß gehabt, worüber große Freude in mir. Auch Milde, der ſie geſtern durchſah und ſang, gefallen ſie ſehr; am meiſten das Lied von's kla' Kind.[1] Er hat einen ſolchen prächtigen Buben, Rudolph, von kaum zwei Jahren, der ſchon am erſten Tag lernte: Beter mit ſächſiſch weichem B zu mir zu ſagen. Frau von Milde iſt dennoch in Karlsbad. Ich hätte ſie dort abholen ſollen. Laſſen iſt zurzeit noch in Brüſſel. Brendel mit Frau ſchon ſeit acht Tagen hier. Er: dick, ſie: bleich und mager. Das iſt ſchlecht! In einer guten deutſchen Ehe muß ſie dick und er eher ein bißchen bleich ſein. — Doch dies nur nebenbei. Guſtav ſoll kommen. Einen tüchtigen Mantelſack mitnehmen, etwa Polſter, um dritte Klaſſe etwas bequem zu ſitzen, ſonſt hält man's nicht aus. Von Wien bis Prag koſtet's 11—12 Gulden. Und von Prag bis Dresden etwa 6. Von Dresden bis Weimar zweimal anderthalb, alſo 3 Taler, alſo 6 Gulden nach jetzigem Agio. Alſo, wenn Guſtav die große Rou'e gerade durchmacht, kommt er im Notfalle mit 50 Gulden und einigen Schinkenbutterbroten hin und zurück glänzend aus. Wohl aber dem Sohne, welchem ſeine Eltern aus Überfluß ſchöner Güter und rechtlich erworbener Wohlhabenheit mit ſo flottem Reiſegeld ausſtatten, daß er in Dresden und Leipzig einiges raſten

[1] Gemeint iſt das Gedicht „Auf ein ſchlummerndes Kind“ von Hebbel.

und die Galerien besehen kann. — Hier soll, wie gesagt, Gustav nichts zu sorgen haben, er wird schon auf der Altenburg oder sonst ein zweckmäßiges Unterkommen finden, dafür stehe ich und bürge ich. — Also, mein lieber, guter Freund, mit der Standhartnerischen Sammlung werden wir Ehre einlegen und an den nächsten Heften will ich morgen und in diesen Tagen fleißig komponieren. Ich bringe sie dann, Altes und Nagelneues auf Ihren Landsitz zurück, den ich Sie bitte, mir demnächst schriftlich, oder durch Gustav persönlich, mitteilen zu wollen. In der Hoffnung, daß wir uns zu Leid und Freud des Winters gesund wiedersehen!

233. An seinen Bruder Carl.

Weimar, am letzten Juli 1861.

Mein lieber Carl!

Ich bin seit acht Tagen hier. Ich wollte anfangs die Reise nicht unternehmen. Doch drängte mich alles nach Weimar, wo alle alten Kunstgenossen noch ein letztes Mal zusammenkommen. Im dritten Konzert wird ein Terzett aus meinem Barbier aufgeführt. Auch wird Milde einige meiner neuen Hebbelschen Gedichte singen. Liszt stellte mir die freie Reise. Auch meinte der Arzt, daß mir eine Luftveränderung sehr gut sein würde.

Allerdings muß ein Brief an Dich verloren gegangen sein, denn ich schrieb Dir etwa am 20. Juni und dankte Dir für die Zusendung der letzten 10 Taler und den Barbier. Der Fürst hat mir mein Geld immer noch nicht gegeben. Ich war deshalb die letzte Zeit sehr in Verlegenheit. Wenn Du kannst, so schicke mir einiges Geld hierher, wo ich sehr viel brauchen kann. Ich werde dann über Dortmund und Mainz zurückreisen und auch Euch in München besuchen, von wo aus ich noch ein paar Tage zu Standhartners in Salzburg gehe.

Hier stehen auch große Veränderungen bevor. Liszt verläßt Weimar vielleicht auf immer. Die Altenburg wird versiegelt. Hofrat Preller ist gestorben und es sind die wunderlichsten Kandi-

[1] Hier bricht der Brief in der Kopie wenigstens ab.

daten für seine Stelle in Aussicht: Gutzkow, Hebbel, Heyse, Schöll. Die beiden erstgenannten siedeln jedenfalls hierher über und das neueste Weimar wird dann fertig sein. Wie sich alle diese großen Männer untereinander vertragen werden, mag sich putzig genug ausnehmen. Das übrige mündlich, wenn ich zu Dir komme.

So leb wohl, lieber Carl! Ich freue mich auf Euch und die Rückreise durch das schöne Salzkammergut.

Dein Peter.

234. An seinen Bruder Wilhelm.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 30,
Montag, 16. August 1861.

Liebster Wilhelm!

Heute sind es 14 Tage, daß ich bei Jungs von Dir Abschied genommen, und es ist mir nun schon wieder zur drückenden Briefschuld geworden, Dir endlich meine glückliche Ankunft hier selbst anzuzeigen. So vergeht das schöne Leben.

Die Hauptsache ist, daß ich wohl und gesund, glücklich und heiter bin. Diese ganzen Wochen waren so voll Freuden und schönen Sachen für mich, daß ich ordentlich neu aufgelebt bin. Ich habe lauter Lebenskraft gesogen, fühle erst jetzt, wie nötig mir das alles war, und wie voraussichtlich doch alles ist! Da ich um ein Haar hiergeblieben wäre und alles nicht erlebt hätte.

Was macht nun mein lieber Emmerich? Welch ein Reichtum, das alles nun so lebendig vor mir zu sehen, genau seine Spazierwege zu wissen! Um Stolzenfels herum ist wohl noch kein gelbes Blatt? Wie möchte ich doch jeden Tag wieder dort sein! Aber es ist doch auch gut, daß ich wieder hier bin, ich fühle mit Freude, daß Wien dennoch schon etwas Heimatliches für mich hat. Die alten Verbindungen knüpfe ich allmählich wieder an und freue mich, überall herzlich aufgenommen zu sein. — Ich blieb zwei Tage in München, sah die Kunstsammlungen wieder und kneipte mit Carls alten Freunden, Sipmann und Schafhäutl. — An Salzburg fuhr ich vorbei, denn ich hatte, wie ich Dir sagte, schon zu lange gebummelt, ich konnte nichts mehr genießen. Standhartners sind

darüber außer sich. Um so mehr freute sich Wagner, mich bald wiederzusehen, dem ich schon viel zu lange ausgeblieben war. Ein paar Tage nach mir kam auch Tausig, und so geht es wieder im alten Geleis. Wagner wohnt bei Standhartners, solange die Familie noch in Salzburg ist. So sind wir dort täglich im lieben Stammhaus zusammen. Diese Woche werde ich auch wieder mit Frau Tuskmann zusammen studieren. Sie hat mich bei Wagner sehr gelobt und will am liebsten mit mir studieren, was mir wirklich sehr lieb ist, da es vielleicht gute Folgen haben kann. Heute früh besuchte ich Frl. Destinn zum ersten Male, mit der ich die zweite Partie aus Tristan, Brangäne, studiere. Damit werden wir morgen anfangen. Außerdem habe ich ein Stück Partitur für Wagner zu schreiben übernommen, eine Szene aus dem neu bearbeiteten Tannhäuser.

Meinen Fürsten besuchte ich alsbald und fand mein Honorar — 60 Gulden! — vorrätig, von welchen ich 40 an Wessely und Büsing bezahlte, für angeschaffte Partituren. — Der Unterricht wird, wie der Fürst mir brieflich sagte, im September wieder seinen Fortgang nehmen. — Wegen jener Stelle am Konservatorium habe ich in Abwesenheit Standhartners mit Eduard Liszt gesprochen, welcher seinen Einfluß für mich verwenden will. Davon nächstens mehr. — Die Hauptsache ist, daß ich durch die Geschichte mit Wagner unvermerkt in nahe und tätige Berührung mit dem Operninstitut komme. Das scheint mir nicht ohne gute Vorbedeutung.

Soviel für heute, mein lieber, guter Wilhelm! Laß mich nun bald und öfter von Dir hören, liebe Seele! Die Mutter wird Dich verlassen haben? Ich schreibe dieser Tage nach Dortmund. Grüße Auguste herzlich und vielmals, ich will bald an sie schreiben. Laß mich doch ja recht bald von Dir hören und seid überzeugt, wie ganz und fröhlich ich so mit Euch lebe.

Sei geküßt, mein Wilhelm!

Dein Peter.

235. An Reinhold Köhler.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgaſſe 30,
13. Oktober 1861.

Mein lieber Reinhold!

Allzulange ließ ich Dich warten. Doch wirſt Du Dir die fehlenden Briefe teils aus der Phantaſie und dem ſchönen Wetter, teils aus dem Gruß halb erſetzt haben, welchen Dir Laſſen, an den ich nach Durchſicht ſeiner Lieder ſchrieb, gewiß beſtellt hat.

— — —

Du biſt jetzt als Bibliothekar an meiner kleinen Bibliothek nicht angeſtellt, ſondern angehängt und verabfolgſt mir in letzter Zeit hauptſächlich böhmiſche Lektüre, ſeit ich dieſelbe wieder aufgenommen und mit dem wirklich überraſchenden Erfolg fortgeſetzt habe, ganze Erzählungen verhältnismäßig fließend leſe, wenn auch mit einſtweilen noch häufiger Benutzung des Diktionärs. Mein Ernährer in dieſem neuen Idiom iſt vorderhand der volkstümliche Kramerius, von dem ich die Kamena (Stein) Newesta (Braut), ein Bildhauer, der ſeine Geliebte aus Eiferſucht ermordet, und dann vor der Hinrichtung ihren Körper nach dem Original ausmeißeln muß, geleſen habe. Sodann die Werna (Treue) Ryzka (Rotfuchs), eine freie aber ziemlich genaue Wiedergabe des grauen Zelter aus Bülows Novellenbuch. Hrob milujicich, das Grab der Liebenden, Geſchichte mit einem hohlen unterirdiſchen Weg, durch welchen ſich Liebende retten und glücklich werden. — Dann will ich Puſchkin und Mickiewicz im Original leſen. Auch das Spaniſche will ich wieder neu auffriſchen und einmal Calderon, auch Lope recht comme il faut leſen. — — —

Es wird Dich auch intereſſieren, von meinem zweiten Akt in bezug auf Wagners Kritik etwas zu hören. Ich komponiere die Sache nun ganz ſo wie ſie da iſt. Wagner meinte, was ihm vor allem gefehlt habe, ſei eine gewiſſe Spannung in der Handlung. Er ſchlug mir vor, dieſe etwa folgendermaßen hineinzubringen. Ximene folgt dem Cid als Knappe in die Schlacht. Es iſt alles verloren. Der Cid hält nur noch einen alten Turm als letzte Zuflucht gegen den Feind. Ximene pflegt den Verwundeten. Da

erkennt er sie und merkt ihre Liebe, und dies Bewußtsein gibt ihm nun erst so hohe Kraft, daß er sich aufrafft und den höchsten wunderbarsten Sieg erringt. — Alles ganz schön. Aber bis ich das gemacht hätte! und dann hat es doch nicht die überzeugende Kraft, daß ich mir es bis ins Innerste aneignen möchte, um mit Erfolg neu gestalten zu können.

Jetzt gehe ich zu meiner Destinn, mit der ich die Brangäne aus dem Tristan studiere. — Ad vocem Stabreim ist mir Wagners Manier, so schön der Inhalt seines Rheingold usw. ist, unausstehlich! Ich bin froh, in meinem Libretto einfaches Deutsch dastehen zu haben. — — —

Cornelius.

236. An Carl Tausig.

Wien, 28. Oktober 1861.

Lieber Carl!

Der Tag, an dem Du mir schriebst, war ein bedeutungsvoller, denn vielleicht genau um dieselbe Zeit erklangen im Opernhaus die ersten Klänge von Tristan und Isolde. Wagner hatte einen, wie mir Standhartner sagte, höchst liebenswürdigen Brief ans Orchester geschrieben und um diese Probe ersucht. Vorher waren wir noch einmal bei der Destinn und er war verhältnismäßig zufrieden. Auch mit Frau Dustmann ging ich die beabsichtigten Stellen noch an zwei Abenden durch. — — Das Orchester leistete bei der Probe das Unerhörte. Es wurde die Einleitung, erste Szene des zweiten Akts, die As dur-Stelle des Duetts, Gesang der Brangäne und Schluß der Oper (Isolde) gespielt. Alles zweimal und ging wie in einer Generalprobe. Leider mußte Eiser die Szenen-Hörner auf dem Klavier spielen. — Es waren zwei schöne Stunden. Wie schön alles ist! Ich habe nun die Überzeugung, daß die Oper schon beim erstenmal den entschiedensten Erfolg haben wird. Ich sah Wagner noch am Abend bei Standhartners.

Was nur Brendel gegen mich hat? — — — Daß ich ihn nicht anbete!! — Sonst gar nichts. Heutzutage wollen alle Menschen angebetet sein. Es ist das göttliche Zeitalter. Denke

Dir die Brendelsche als Evangelium und Brendel, bei dem die Wahrheit immer in der Mitte liegt, als — wahrer Mittler. Christus dagegen bloß: geniale Persönlichkeit. — — —

Ich freue mich, daß Du an den Cid mahnst, und kann Dir die gute Nachricht geben, daß die erste Szene feststeht. Nur hat mich Wagner mit Duftmann usw. sehr in Anspruch genommen, daß ich seit Liszts Geburtstag aussetzte. Er sagte: widmen Sie mir noch die paar Abende, ich gehe ja doch bald. — Letzte Woche kam er dreimal zu mir, und einmal schrieb er mir. Ich soll mit Beck und Morini studieren.

— So schließe ich schon wieder, mein Teurer! Den Gruß an die Gaul noch nicht bestellt — meine Gelddürre fesselt mich ans Haus. Doch zum Ersten hoffe ich auf die mir „destinnierten" 20 Gulden!

Wagner (merkwürdige Ideenverbindung!) will nach Paris. Ob über Berlin? hängt noch von Briefen ab, ob ihm die Absicht dort seine Tantiemen für alles Vergangene und Künftige in ein Jahresgehalt von 1000 Taler umzuwandeln gelingt? —

Carlchen, Gott mit Dir! Deine Vorhänge sind an den Fenstern, machen sich prächtig, sind von Marie umgearbeitet. Von Marie Gärtner gestern einen Brief; abermals auf Freundschaft konstruierte Liebe! Hab' Dank für Deine Briefe. Bleibe so dabei, laß unsere Freundschaft bis zum Tode dauern. Was dann kommt, kann nur Gutes sein.

Dein Cornelius.

237. An Carl Tausig.

Wien, am 2. November 1861.

Mein lieber Carl!

Heute Nachmittag während ich abwesend war, kam Dein dritter Brief an. Die darin eingeschlossenen 20 Gulden nehme ich — ohne viel Worte — mit großem Danke an. Ich nahm zu gleicher Zeit am heutigen Tage die ersten 20 Gulden von meiner Frl. Destinn ein. Eigentümliches Zusammentreffen. Sieben Wochen Arbeit und ein Geschenk von Freundes Hand macht die gleiche

Summe! — Meine Stunden bei ihr nehmen guten Fortgang. Ich habe jetzt die Favorite mit ihr studiert. — In nächster Woche fange ich den Marke mit Herrn Beck zu studieren an. So hat es Wagner nämlich nun eingerichtet. Herr Hrabaneck soll den Kurwenal singen. Die Idee mit Beck scheint mir vortrefflich, Hrabaneck hat allerdings eine gute Stimme, aber er ist in allgemeinem Mißkredit, niemand will recht was von ihm wissen. Möglich, daß die Partie ihn herausreißt. — Beck ist ein ganz eigner, netter Mensch, der einen recht guten Eindruck auf mich gemacht hat. — Neulich sang Morini im Tell. Er hatte, einige Opposition abgerechnet, ganz entschiedenen Beifall. Die Stimme hat wenig Volumen. Im A dur-Trio, letztes Allegro, verschwand sie ganz neben den voluminösen Stimmen von Beck und Schmidt. Aber er ist ein künstlerischer tüchtiger Sänger, nuanciert fein, wenn auch sein Vortrag öfters eine übermäßige Breite hat. Kurz, Wagner akzeptiert ihn zum Tristan, wenn er auch verzichtet, die Rolle genügend durch ihn repräsentiert zu sehen. Es bleibt eben der Schwerpunkt auf der Duftmann und dem Orchester. Letzteres benimmt sich nach wie vor trefflich gegen Wagner. Heute war wieder eine Deputation bei ihm, die um weitere Proben, ähnlich der neulichen, bat. Dagegen benahm sich die Direktion in betreff von Wagners Vorschußforderung scheußlich. Sie schrieben ihm einen Brief, der ein ewiges Denkmal von Gemeinheit in der Kunstgeschichte bleiben wird.

Wagners Antwort darauf, mit einer vernichtenden Freundlichkeit, war musterhaft, das ist auch eine Meisterschaft, die er hat. Mein Einvernehmen mit Wagner ist herzlich und gut, und seit der Journal-Geschichte durch nichts getrübt. Ich habe ihm von Deinen angelegentlichen Erkundigungen gesprochen. Er war eifersüchtig auf die Ausdrücke meiner Freundschaft für Dich.

— Von Liszt weiß ich immer noch nichts. Gauls werde ich in diesen Tagen besuchen.

Hoffentlich, lieber Carl, erreichen Dich diese Zeilen noch, ehe Du nach London gehst. Zugleich mit Deinem Briefe ist auch die Tristan-Partitur von dort für mich angekommen. Also das dritte Geschenk des heutigen, gesegneten Tages.

Schreibe mir womöglich von London aus, mein liebes, gutes Carlchen — oder wenigstens bald nach Deiner Rückkehr. Laß mich auch über den Verlauf des Übels — und der Himmel erlöse Dich bald davon — nicht ohne Kenntnis. — Hast du den Brief und Dein Werk von Haslinger? Die zweite Soiree ist tüchtig in Arbeit. Glück auf! Deinen Namenstag feiere ich mit Porges.

Bruderkuß und Glück auf die Fahrt

von Deinem Cornelius.

238. An Carl Tausig.

Wien, Donnerstag, 14. November 1861.
Abends gegen 6 Uhr.

Mein lieber Carl!

Eingedenk meines Vorsatzes, Dir jedesmal gleich zu antworten, schreibe ich Dir diese wenigen Zeilen.

Deinen vierten Brief erhielt ich also heute Nachmittag. Du hattest ihn am 12., wie ich am Stempel sehe, aufgegeben, er machte also die weite Reise in zwei Tagen und zwei Nächten. Scheue Dich nie, solche kleine Zettel zu senden! Wenn sie auch noch weniger Worte enthalten, sind sie doch ein so kostbares Lebenszeichen! Wagner war vorige Woche, am Donnerstag, nach Venedig gereist, hatte dort Wesendonks getroffen, und kam gestern wieder. Er brachte mir ein Tintenfaß in Form einer Gondel mit, wozu er mir durch Mrazek eine sehr witzige musikalische Epistel sandte. Seraphinchen bekam eine Brosche-Gondel. Dr. Standhartner den letzten Dogen.

Seit sich Morini als untauglich zum Tristan erwiesen (er ist völlig geist- und leblos, wird auch gar nicht engagiert, weil er trotz seinem fehlenden Repertoire unerhörte Ansprüche machen soll), sind Depeschen zwischen Venedig und Dresden geflogen — aber sowohl Schnorr als Tichatschek mußten für dies Jahr ablehnen. Schnorr mit sehr bescheidener und liebenswürdiger Erklärung, daß er mit Schmerz eingesehen habe, den dritten Akt physisch nicht leisten zu können. Bei Tichatschek keine Rede von dergleichen! Doch hat

er für Januar bis Mai bereits feste Gastspielengagements. — Nun werden die Auspizien noch einige Zeit zwischen Ander, welcher am 16. in Iphigenie zum erstenmal wieder auftritt, und etwa Grimminger[1] schwanken, Wagner wird sich aber alsbald entscheiden, dem aufreibenden Zuwarten entsagen und Metternichs Pariser Einladung annehmen, um — in aller Eile und Frische etwas leicht Ausführbares zu schreiben. Ist das nicht himmlisch! — Mein Verhältnis zu ihm ist sehr in Ordnung. Ich liebe und ehre ihn, und er sieht, daß ich ihm ergeben bin. Unterdes hat er mir den Tristan in Partitur geschenkt, mit welchem Du Dich auf der Fahrt nach London vermutlich kreuzest! — — —

Liebster, bester Tausig! Hoffentlich trifft Dich dieser Brief wohlbehalten in Brüssel. Fahre fort, mir so aufmerksam zu schreiben und Nachricht zu geben. Ich bedaure die Hartnäckigkeit Deines Übels. Pflege Dich ja recht, mein Guter, und tue keinen unvorsichtigen Schritt. Schreibe mir bald, daß Du wieder besser bist! — Gustav Gaul, auch Doppler läßt grüßen.

Deinen Namenstag (um auch etwas zu klatschen) feierte ich durch Deine Apologie bei Dustmanns, ihm gegenüber, der gegen Deine Konzerte ganz Hanslicks Ton anstimmte. Ich sprach eifrig; Frau Dustmann wurde später nervös. Du hast Dir Feinde gemacht aber auch Freunde.

Lieber Carl! Schreibe bald

Deinem treuen Cornelius.

239. An seine Schwester Susanne.

Wien, Sonntag, den 17. November 1861.

Meine liebe Susanne!

Von Sonntag zu Sonntag habe ich das Schreiben an Dich verschoben, seit ich Deinen letzten Brief erhielt, es sind, glaub' ich, schon heute drei Wochen. Meine Zeit ist sehr in Anspruch genommen. Mein Tag ist seitdem in der Einteilung, die ich Dir beschrieb, immer fortgegangen. An meinem schönen Flügel, der einen wundervollen milden und runden Ton hat, musiziere ich täg-

[1] Adolf Gr., Sänger, Dichter und Bildhauer, geb. 1827.

lich drei, manchmal sechs und acht Stunden. Ich mache Fortschritte im Klavier, im Primavistalesen, Transponieren und Partiturspiel. Du solltest hören, wie ich jetzt den Tristan von Wagner spiele, der im Klavierauszug von Bülow die gehäuftesten Schwierigkeiten bietet. Täglich morgens um acht spiele ich Skalen, dann Etüden von Clementi und übe dann das Transponieren, welches eine herrliche Übung für das Primavistaspiel ist. Um 10½ Uhr gehe ich täglich zu meiner Destinn. Bis jetzt hat sie die Brangäne aus Tristan, die Favorite und Jüdin mit mir studiert. Soeben sind wir an der zweiten Dame aus der Zauberflöte. Ich passe sehr auf ihren Ansatz, Aussprache und Intonation und freue mich, daß ihr neulich Esser, der sich früher über ihr Detonieren beklagte, das Kompliment machte, sie habe ihre Arie aus der Favorite ganz hübsch rein gesungen. Esser ist überhaupt in jeder Hinsicht ein tüchtiger, lieber Mensch, einer von den wenigen, die sich gegen Wagner mit wahrem Anteil, mit Eifer und Ehrlichkeit benehmen. Auch dirigiert er meine Destinn immer mit väterlicher Sorgfalt, so im Freischütz und neulich im Konzert. — Besonders, was die Destinn betrifft, mühe ich mich sehr darum, ihr das Tremolieren abzugewöhnen. Wenn sie öffentlich gesungen hat, kritisiere ich ihr alles, Note für Note, wie alles geklungen hat — fast, als ob sie sich selber hätte hören können. Du weißt, wie ich bei ihr gestellt bin? Neulich nahm ich mein erstes Fixum von 20 Gulden bei ihr ein. Dies ist wenig, aber sicher, und wird mit ihrem Gehalte wachsen. Das arme Tier hat eine ganze Familie von erwachsenen Schwestern mit zu unterstützen. Es soll eine sehr gute Familie sein. Die Eltern starben früh, der Vater wahnsinnig. An die Destinn bin ich attachiert, aber ohne Liebelei. — Du hast mich immer nur in Ferienzeiten gesehen. Du würdest Dich wundern, wie pedantisch gewissenhaft ich in meinen Pflichten bin. Auch z. B. wie erstaunlich ordentlich in meiner Haushaltung. Jedes Buch, jeder Streifen Papier hat seinen bestimmten Platz. Meine Hausleute brauchen nicht aufzuräumen; ehe ich weggehe, stelle ich jeden Stuhl auf seinen gewissen Platz, das Klavier bleibt nie offen, selbst während der Nacht nicht — kein Heft Noten auf dem Klavier — alles im Schrank. Mein Hut immer auf demselben Platz, sowie ich nach Hause komme. Auch

in meinen Ausgaben werde ich ebenso peinlich ordentlich sein, wenn erst einmal eine Möglichkeit da ist. Morgen fange ich eine neue Stunde mit so einer jungen Sängerin an, einer Tochter des verstorbenen Bühnendichters Carl Blum — Du weißt ja, ich bleibe ledig usw. — Montag, Mittwoch, Freitag von 3—4. — So werde ich mich zu Neujahr schon auf 30 Gulden monatlich stehen. Dem Fürst Liechtenstein ist sein einziges Töchterchen gestorben. Vielleicht wird er die Stunden bald wieder anfangen. Von dem Augenblick an würde ich schon 50 Gulden monatlich fest haben. Ich bilde mich jetzt an meinem schönen eignen Flügel, den ich meinem guten Taufig verdanke (mein Ohm Cornelius usw. hätte mir nie einen gegeben!), täglich mehr zum Musiker. Alle literarischen Abschweifungen der letzten Jahre haben für immer aufgehört. Mein kleines Buch existiert — eine unschuldige Sünde. Aber damit war auch die lyrische Krankheit überwunden. Die Musik wird nun mehr und mehr Alleinzweck meines Lebens. Ich werde erstaunlich viel einholen in den nächsten Jahren. Wenn ich nur recht gesund bleibe, so werde ich, wenn auch spät, mir noch eine Stellung erwerben. Aber es liegen noch Jahre dazwischen. Unterdes dringe ich immer tätiger in das hiesige Musikleben ein, lerne die Sänger kennen, und wo ich eine Stunde bekommen kann, auf den beiden bis jetzt betretenen Wegen, bewerbe ich mich eifrig darum. Mit meiner Oper geht es langsam vorwärts, weil durch Wagners Hiersein meine Abende oft in Anspruch genommen sind, da er auf meine Gesellschaft eifersüchtig ist und gleich über Kälte und Vernachlässigung klagt, wenn ich ihn einmal einen Tag nicht sehe. Es ließe sich seitenlang darüber schreiben! Um so mehr mündlich einmal von dem allem. Unschätzbar ist es mir und zeichnet mich aus, daß ich mich der herzlichen persönlichen Freundschaft von Liszt, Berlioz und Wagner rühmen darf. Was soll ich also kargen, solange er da ist. Sobald er nach Paris geht, kenne ich keine andern Rücksichten und komponiere jeden Abend an meiner Oper. Diese Woche kam ich nur Dienstag und Montag dazu, Mittwoch kam Wagner wieder von Venedig zurück. Nun wird er wohl nächstens aller Hoffnung, Isolde noch dies Jahr aufführen zu sehen, wegen völligem Mangel eines Tenor, entsagen müssen und mit frischem Mute in

Paris, wo er bei Metternichs seiner Muße leben kann, ein neues Werk beginnen. Ich kenne den Plan, er ist köstlich und soll auf das rein leicht Ausführbare, Genießbare angelegt werden. Währenddem kann ich dann auch meinen Cid vollenden und hoffe, wenn Wagner, so lieb ich ihn habe, bald geht, zu meinem Geburtstag den zweiten Akt in Ordnung zu haben. Du weißt, daß Wagner eine Zeitlang bei Standhartners wohnte, seitdem dort intim ist, ich also die beiden Freundschaften zum Teil zugleich kultiviere. Dazu eines der beifolgenden Aktenstücke. (!!!) Wagners kleine Rezitativ-Epistel hebe heilig auf unter meinen Trophäen. Wagner ist mit Schotts sehr zufrieden, voll von seinem und ihrem Lob. Das kannst Du ihnen einmal stecken ! durch Marpurg — oder direkt. Und wie geht's sonst in der Familie? Was macht unser lieber Hestermann? Was Jungs? Grüße Bertha speziell. — —

In der K. K. Bibliothek studiere ich jetzt zeitweise. Großer Reichtum in all diesen österreichischen Institutionen. Auch Wagner will morgen einmal hingehen. Grüße Marpurg und gib ihm Auskunft über die Oper, für den Fall einer Aufführung werde ich ihn sicher zu rechter Zeit benachrichtigen. Ich habe Wagner erzählt, welches Interesse er an dem Werk nimmt. Wagner hat mir die Partitur geschenkt!! Überhaupt — um mein Klavier sammelt sich Eigentum und Güter jeder Art. Das Essen kommt! Sei geküßt von Deinem Peter. Zum erstenmal seit fast 20 Jahren lese ich nun einmal wieder den ganzen Shakespeare hintereinander und zwar abends zwischen 10 und 11. Nemlich las ich Cymbeline und dachte lebhaft an Hestermann und unsre Mainzer Abende. — Sage Hestermann, Wagner liest wunderhübsch vor. Er las einmal abends beim Tee, Seraphinchen (Standhartners Nichte), Tausig und mir die neue Melusine. Allerliebst! So anschaulich und natürlich, wie jemand erzählt, der es selbst erlebt hat. — Wagner ist mit allem was zu seinem Werk nötig ist: Phantasie, Empfindung, Leidenschaft, Darstellung bis auf den Vortrag in Poesie und Prosa — bis auf die mündliche oder briefliche Darlegung dessen was er will und meint, von einer vielleicht einzigen Begabung. Ein erstaunlicher Mensch. — Nur wenn man sie ihn selber vortragen hört, versteht man erst seine Werke recht. Es ist ein Geschenk, mit

ihm zu leben. — Meine Sprachkenntniſſe ſind nunmehr durch das fließende Verſtändnis des Böhmiſchen, der ſlawiſchen Sprachmutter, erweitert. — Gut für Prag. — Auch Ungariſch iſt im Anzug. Gut für Peſt.

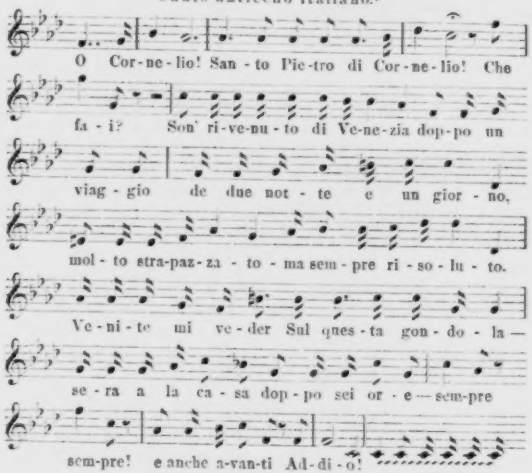
Nun meine liebe Suſanne (die Eſſers werde ich nächſtens beſuchen), erhalte Dich und Euch der liebe Gott. Schreibe mir bald, grüße alle.

Wagner hat mir auch ein Tintenfaß in Form einer Gondel aus Venedig mitgebracht. Daher die Anſpielung im Brief. Sei gut

Deinem Peter.

Wagner an Cornelius.

Canto anticcho italiano.[1]



[1] Der Autograph iſt auch in der freien Rhythmik und Takteinteilung Wagners genau wiedergegeben.

240. An seine Mutter.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgaſſe 30,
am 24. November 1861.

Mein liebes, gutes Mütterchen!

Es iſt unerhört! Von Sonntag zu Sonntag nehme ich mir vor, Dir zu ſchreiben. Und da kommt immer was dazwiſchen — die andern bekommen Briefe, aber wer warten und immer warten muß, iſt mein liebſtes, beſtes Bubchen!

Jetzt fängt es bald an, mir auch etwas beſſer zu glücken hier in Wien. Für die nächſten Wintermonate werde ich mich ſchon auf zirka 50 Gulden monatlich ſtehen. Denn von nun an habe ich ſchon drei Schüler: Meine Sängerin, die Frl. Deſtinn, welche mir 20 Gulden monatlich feſt gibt; die andre Schülerin werde ich morgen anfangen, und mit Anfang Dezember will auch der Fürſt Liechtenſtein ſeine Stunden wieder nehmen, wie er geſtern mit mir beſprochen hat. So komme ich den Winter über auf 50—60 Gulden monatlich, und wenn's gut geht, können ſogar 70—80 daraus werden. Ich bin durch Wagner mit hieſigen Sängern bekannt geworden.

Lebe nur recht lange, mein Mütterchen, ſo wirſt Du auch ſehen, daß es ſich mit der bewußten feſten Stellung noch findet. Ja, ich glaube gewiß, Du wirſt noch hierher nach Wien kommen.

— — —

So werden wir einen ſtolzen Fiaker nehmen, oder den beſcheidneren Einſpänner, mein liebes Mütterchen, und Du wirſt Dir gut gefallen in dem ſchönen Wien und Du wirſt die Gnä' Frau hinten und vornen ſein. Du wirſt ſehen — Du kommſt noch zu mir nach Wien!

Ich bin ſehr fleißig und iſt augenblicklich meine Zeit auch durch Wagner ſehr in Anſpruch genommen, deſſen nächſter Freund und Faktotum ich hier bin. Bald geht er nach Paris fürs nächſte Jahr über. Unterdeſſen werde ich meinen Cid beenden. Ich werde meine Stunden geben, und für mich fleißig ſein und ſonſt die liebe Welt in Ruhe laſſen.

Ich bin Gott sei Dank recht sehr gesund, liebes Mütterchen, es fehlt mir nichts. Wilhelm und Carl werden mir helfen, meine Geldangelegenheiten zu regeln, und von da an werde ich hoffentlich in meinen Stunden bleiben. Denn ich strebe nicht wieder von Wien weg. Denke Dir, die Zimmermann schrieb mir aus Berlin, und gab mir unter die Hand, an den Onkel zu schreiben, der mich gern um sich sehen würde, und der mich alsbald einladen würde, ganz bei ihm zu sein. — Nun will ich allerdings an den Onkel schreiben, ihn in Deutschland zu bewillkommnen, ihm zur Heirat zu gratulieren.[1] Aber nach Berlin ginge ich nicht mehr! Nach und nach bildet sich mein Leben doch in Wien, und ich werde mein eigner Herr. Dort sollte ich doch nur für andre da sein, die gern bei dem alten Herrn herumschmarotzen möchten, die Zimmermann und dergleichen Leute an der Spitze. Nein! keine Wiederholungen im Leben. Wir haben's einmal durchgemacht, unrecht getan, aber auch unrecht erlitten, das weiß Gott. Ich achte und ehre den alten großen Ohm, er ist doch der beste von allen, und dabei der einzige Künstler. Mit ihm, ohne Weiberbeigabe zu leben, wäre eine Freude. Aber nun, mit so einer jungen Frau, das bleibt immer ein wunderlich Verhältnis. Sieht sich besser aus der Ferne an. Und dann die Brüggemannelei und das alles! Nein, Mütterchen, keine Wiederholungen. Wir haben's einmal erlebt mit Gutem und Schlechtem — jetzt nicht mehr. Und hätte ja doch der Ohm Cornelius einigen Wunsch dazu, mich um sich zu haben, warum hat er mich nicht in das schöne Rom kommen lassen, was mir als Künstler von unberechenbarem Wert sein mußte, und wozu man ihn, wie ich weiß, von verschiedenen Seiten beredete! Aber nun in das kalte, frostige Berlin — verzeih' mir's, daß ich Deine Vaterstadt lästere — aber ich mag sie nicht — ewig fern von Berlin! —

Ich habe Dir erzählt und auch geschrieben von meinem Flügel, den ich selber besitze und wie schön er ist? Welche Freude habe ich an diesem Instrument! Deswegen bin ich auch gern zu Hause,

[1] Er hatte zum drittenmal geheiratet, und zwar Teresa, die Kammerzofe seiner verstorbenen Frau, gebürtig aus Urbino.

und es zieht mich nirgends hin. Ich bin nicht glücklicher als in meinen vier Pfählen, an meinem Instrument.

So, mein liebes Mütterchen, so habe ich Dir doch wieder einmal ein paar Zeilen geschrieben. Lebe nun recht gesund und hege die frohe Hoffnung, daß wir uns glücklich wiedersehen und noch einige Zeit zusammen verleben.

Dein Sohn Peter.

241. An Carl Tausig.

Wien, 6. Dezember, St. Nikolaus 1861.

Soeben, mein liebster Carl, da ich von meinem „Tagewerk" heimkomme — um 6 Uhr abends, und mich an meinen Cid begeben will, finde ich Dein liebes Schreiben von vorgestern, 4. Dezember, wie einen traulichen Gruß zu Hause. Deine kleine Liebeserklärung rührt mich! Du kannst mir so etwas nicht oft genug sagen. Ich bin sehr empfänglich dafür. Haben wir doch, seit wir uns kennen, kaum dreimal ein bittres Wort miteinander gewechselt! Unsre Gesinnungen und Gefühle kommen sich so eigen entgegen, und ich darf wohl sagen, daß augenblicklich niemand in der Welt ist, der, Du weißt, so gewisse Dinge, gewisse Freude und gewissen Ekel so unausgesprochen von mir verstehen könnte, wie Du. Leben wir nicht ganz zusammen, als ob Du hier wärest? Was sind 100 Meilen? Gar nichts. Alles dies ist nur ein Spiel, ein Schein. Die Meinung des Herzens ist alles, und da wissen wir: Du meinst mich, und ich meine Dich. Die mitgeteilten Notenbeispiele will ich mir nun einmal bei Tage recht mit Muße ansehen. Es ist mir eine Lehre, daß man es mit solchen Dingen nicht genau genug nehmen kann. Doch war ich allerdings damals durch die Wagnersche Probe und vorher die Abende mit Frau Dustmann sehr präokkupiert. Nun bin ich begierig, ob das zweite Stück besser ausfallen wird. Versäume ja nicht, mir darüber genau zu schreiben und die etwaigen Fehler anzugeben, so will ich mich denn doch anheischig machen, bei einem dritten Fall nichts mehr stehen zu lassen. So sind wir arme Sterbliche! Wir wissen immer einen Trost — und verschieben drum auch im ganzen und großen

unsre letzte Abrechnung auf das jüngste Gericht, also lange — sehr lange hinaus. — — — — — — — —

Ich traf Gaul im Fidelio auf der vierten Galerie. Er, entzückt über alle Maßen — Du weißt schon! Ich in meiner zurückgetretenen Tristanstimmung! Der Standpunkt, sich da zu verständigen, ist rasend schwer zu finden. Man darf gar nicht einmal anfangen, auseinandersetzen zu wollen. „Ja sehen Sie — das ist mir — wie Raphael, wie Sixtinische Madonna — vollendet! —" — — „„Die Musik hat keine solche Höhepunkte für alle Zeiten, keinen Kanon, wie die Skulptur"" — Aber selbst die Sixtinische Madonna — Du weißt schon!

Um so mehr schwelgte ich nach der Oper mit Wagner in Gesinnungsgleichheit. Er amüsierte sich sehr, als ich ihm die Niederträchtigkeit Roccos auseinandersetzte, bei der Stelle mit dem Brot: „Das hieße wirklich zuviel wagen." Und nun fielen wir über diese Bedientenseele her und ließen kein gutes Haar an diesem faux bonhomme. Wir kamen überein, daß Pizarro schließlich noch der einzige ist, der weiß, was er will. Besonders amüsant war, daß wir beide, ohne voneinander zu wissen, im Theater waren und wie verabredet in der „Kaiserin" zusammentrafen, da wir nach elektromagnetischem Drahtzug das Haus vor dem letzten Finale verlassen hatten. In Iphigenie (Anders erstes Auftreten etwa 20. November) sang die Dustmann herrlich, es ist ihre beste Partie. Ich war mit Seraphinchen auf der fünften Galerie.

Dieselbe hält Dich in sehr treuem Andenken, frug noch heute nach Dir; ihr stehendes Wort ist: „Der liebe Junge", weil mir dies gut gefallen hatte. Wir sprachen heute italienisch zusammen, und nahmen uns vor, dies von nun an immer zu tun. Sempre italiano! (Apropos, ich habe den humoristico in scherzevole umgesetzt — obgleich ersteres eigentlich geht und besser ist als letzteres, so ist es doch ein unmögliches Wort. Wer's schon richtig scherzevole spielt, wird's auch humoristico können! —) Seraphinchen mußte noch den letzten Tag zu Wagner kommen — einpacken helfen. Er war in einem Raptus! Er hatte eine telegraphische Depesche von Schott für ablehnend gehalten, wollte nach Berlin, da auch die Metternich seine Ankunft wegen dem Tod ihres Vaters erst zu

Januar erwartet, erhielt aber auf telegraphiſche Anfrage auch von Hans die Schreckenspoſt, daß derſelbe alsbald auf dreiwöchentliche „Gaſtrollen“ abreiſen müſſe, ſo daß er, Wagner, ganz herunter war, als der unterdes einlaufende Brief Schotts — ihm die Sache dennoch in einem tröſtlicheren Lichte zeigte und ihn ermunterte, dennoch über Mainz nach Paris zu reiſen. So ging ſeine Abfahrt in einer montierten Laune vonſtatten. — — —

Liſzt iſt nicht verheiratet. Im Gegenteil, die Fürſtin Wittgenſtein ſchreibt an E. L.: J'ai entièrement échoué.

Behalte lieb

Deinen Cornelius.

242. An Carl Tauſig.

Wien, 22. Dezember 1861.

Liebſter Carl!

— — Mein Lieber, Guter! Dieſe Zeilen ſollſt Du an meinem Geburtstage erhalten! Freue Dich dann meines Wohlſeins, meines beginnenden Wohlſtandes, darf ich ſagen, welcher in den Hauptſtücken Dein Werk iſt, mein lieber Carl! Daß ich nun ein ſicherer Menſch in ſichern vier Pfählen werde mit meinem ſchönen Flügel, an dem ich nun täglich übe. Ich ſpiele jeden Tag die Schmittſchen Vorbereitungsübungen für die fünf Finger, und Du ahnſt nicht, welche Wonne ich empfinde, wenn ich manchmal merke, daß die Finger auf einmal ganz von ſelber gehn! Keinen Tag ſeit Deiner Abreiſe habe ich noch ausgeſetzt. Wir werden in Madrid à quatre ſpielen und Du wirſt es merken, ob ich Fortſchritte gemacht habe.

Zu dieſem Behufe habe ich mir auch geſtern, da ich 100 Gulden aus München erhielt, einen ſpan. Diktionär von Franceſſon und Novellen von Fernan Caballero[1] angeſchafft, um wieder in den Beſitz meiner geiſtigen ſpaniſchen Beſitztümer zu gelangen. Später nehme ich auch Dialoge für die Umgangsſprache vor. O Tauſig! welche Wonne! Unter der Linde Eids wollen wir eine neue Freundesumarmung feiern wie bei jenem Glas Champagner!

[1] Spaniſche Novelliſtin und Schriftſtellerin (1797—1877).

Es ist kolossiv, daß Du Dein Leiden so prächtig durch bloße Diät und Schonung überwunden. Hoffentlich wirst Du nicht rezitativ. — Ich schreibe Dir heute nur eilig, da ich in diesen Tagen nach München zu reisen gedenke, und noch einige Briefschulden, auch an Wagner, vorher abtragen muß. — — —

Musikalisch habe ich in letzter Zeit hauptsächlich nur die großen Beethovenschen Quartette erlebt, welche Hellmesberger in der Tat schön spielte. Das große Esdur und das große B. Du hast sie ja! Bleibe doch Deinem Gedanken einer freien Übertragung treu. Wenn Du diesen Brief erhältst, so spiele die Kavatine in Esdur aus dem Bdur-Quartett Nr. 13; so lebst Du im Geiste ganz nahe bei mir — denn ich trage mich fast fortwährend damit. Welche reine Seligkeit und Liebesfülle spricht da aus jedem Ton. So etwas dichtet nur ein Geist, der die Welt ganz hinter sich zurückgelassen. Wenn einen andre große Dinge drücken, so hört dies hier ganz auf, denn es hebt über die Welt, man denkt nicht mehr an große Komponisten oder Genie und Talent und dergleichen Lappalien, man betet reine verklärte Schönheit an.

Die größten unter den letzten sind doch Es, Cis u. A. Dies B ist nicht so inhaltvoll; die Melodien oft mehr gemacht als erlebt. Nimmt man aber das Ganze lebendig in sich auf — so ist es eben doch Sphärenmusik. Dieser Humor — diese vorzügliche Stimmung im ersten Satz — dies Sprechen der Instrumente zusammen.

— Auch Goldmarks Quartett hörte ich bei dieser Gelegenheit wieder, und freute mich, nach einem Jahr noch dasselbe Gefallen daran zu finden. Nur muß er für das Finale entschieden ein andres schreiben. — Jener Weidner spielte ein Mendelssohnsches Quartett, nett, aber völlig individualitätslos; Dunkl das langweilige, hübsche Esdur-Quartett von Schumann — sehr schwach. Ich komme mit der Clique nicht zusammen. Goldmark sucht mich nicht mehr. Wir werden nimmer innige Freunde werden, obgleich ich eines Morgens ihn aufsuchte, ihn zu Wagner zu bringen, mit dem ich mich für den Abend zu diesem Zweck bestimmt verabredet hatte. Goldmark hatte aber eine Probe von seinem Klavierquartett (mendelssohnisch) bei Dunkl — die er nicht versäumen konnte. — — —

Du verstehst mich! nicht wahr? So sind diese Leute! Sie suchen sich. Ich bin nun durch Wagner so wunderbar gestärkt. Ich ruhe fest auf mir. Bin stolz, mit Wagner Du und Du zu sein, was er mir gleich im ersten Brief darbot. Ich gehe nicht mehr zu Herbeck. Auch Doppler, nimm mir's nicht übel, suche ich nicht. Er ist völlig Vergangenheitsmusiker. Nun haben sich all diese Leute gar zu Soireen zusammengetan. Levi, Dessoff, Herbeck usw. usw. Aber das alles geschieht am Totenbette einer alten Zeit. Es sind Krankenbesuche bei einer sterbenden Muse.

Dreischock[1] spielte gestern. Ich sah die Wagen bis weit auf den hohen Markt stehen. Und doch nannte Bagge[2] sein Repertoire reaktionär. O Tausig! Was werden wir noch erleben! Und wie manchmal wird noch die Rede auf Deine Saison 1860–61 kommen! —

Ich lasse die Leute zufrieden, sie mögen ihre Reaktion in Frieden treiben. Rüsten wir uns zu tüchtigen Musikern; es kommt auch unsre Zeit.

Mein lieber Carl! Glück und Segen zum neuen Jahr! Mögen Deine Pläne gut auslaufen.

Lasse mich nicht lange ohne Nachricht! Grüße die Frau Streit, auf welche auch W. sehr gut zu sprechen ist. Wir gehören alle zueinander! Wir bilden eine Familie, eine unsichtbare Loge.

Gott mit Dir, mein Freund!

Gedenke Deines Cornelius.

Wagner an Cornelius.

19 Quai Voltaire. Paris, 11. Dezember 1861.

Mein guter, lieber Cornelius!

Ich hab' wenig zu melden, und wollte Dich nur bitten, es fortan unter uns ganz kurz mit dem „Du" abzumachen. Das versteht sich von selbst und erleichtert namentlich den Briefstil sehr.

Das erspart mir auch lange, weitere Versicherungen: und das ist auch gut! Denn zu etwas anderem als Briefschreiben bin ich bis jetzt noch nicht

[1] Alexander D., Komponist und Klavierspieler (1818–69).

[2] Selmar B., Musikkritiker und Komponist (1823–96).

gekommen. Es ist schrecklich! Reden — oder Briefschreiben: das scheint schließlich meine Lebensbestimmung werden zu wollen.

Hier figuriere ich immer noch als nicht vorhanden. Ich habe mich nur drei Freunden gezeigt: einer davon versichert mir aber heute, ganz Paris wisse schon, daß ich da sei. Das ist mir endlich gleichgültig: ich tue wie der Strauß und gucke weg. . . . . Zwei Tage brachte ich in Mainz zu: Schotts brachten ganz passable Gesellschaft zusammen. Außer Marpurg — der gichtleidend ist — fungiert Weißheimer[1] ebenfalls als Orchesterdirigent am dortigen Theater. Der Mensch hat sich die Partitur vom Tristan gekauft und weiß sie auswendig: was will ich mehr? Frau Schott war feurig und ergriffen: es ging alles recht nett her. Für den Sommer — Juli, August und September — ziehe ich jedenfalls an den Rhein, wahrscheinlich nicht weit von Mainz: ich hoffe der Herr Christus ist dann nicht ohne St. Peter.

Hier hatte ich zunächst viel Not: kam krank und elend an, blieb in Bett und Zimmer, suchte mir endlich ein provisorisches Asyl, fluchte bei der engen Einrichtung viel, und kam zu dem Wunsche, doch bald einmal in gehörige häusliche Ordnung zu geraten. 's ist ein elend Leben! —

Jetzt will ich nur sehen, wie sich Hans Sachs in Paris ausnimmt: ich muß mir wohl manchmal die Augen reiben, wenn ich des drolligen Kontrastes meines Vorhabens mit dem Orte der Ausführung inne werde. Doch — geht alles! —

In die Lumpentheater bin ich bereits mehreremal gegangen, um mir Nachtschlaf zu verschaffen: ich habe das gewöhnlich durch viel Lachen erreicht. Bald hoffe ich in die Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes eingetreten zu sein. . . . . .

Und wie geht's in Wien? Ist Salvi fort? — Grüß Dustmanns. — An den Mann mit dem harten Stand[2] habe ich zunächst ein Weniges geschrieben. Heute kommt etwas für die liebe Puppe.[3] Sie soll immer so etwas mit bekommen.

Ach! Gott! Kinder — was ist doch alles miserabel! Ich sehe gar nicht mehr und habe eine Gleichgültigkeit gegen Lokalität, die mich sehr von den Katzen entfernt, wogegen meine Hundenatur, in bezug auf Anhänglichkeit an Menschen, sich immer mehr ausbildet.

Somit nimm diesen Hunde — gruß von mir! Bleiben wir uns treu und intrigieren wir nicht gegeneinander! — Grüß Standhartners, und frag', ob sie jetzt öfters Eierkuchen machen. —

Adieu, liebster Mensch!

Dein Richard.

[1] Wendelin W. geb. 1838, Komponist, Dirigent, Schriftsteller „Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen andern Zeitgenossen." Stuttgart 1898.

[2] Gemeint ist Josef Standhartner.

[3] Gemeint ist Standhartners Nichte, Seraphine Mauro.

243. An seinen Bruder Carl.

[Wien] Am 25. Dezember 1861.

Mein lieber Carl!

Es ist mir leid, Dich solange in Ungewißheit gelassen zu haben. Du magst aber aus den einliegenden Zeilen ersehen, wie gut meine Vorsätze waren. — Ich ließ mir die Rechnung von meinen Hausleuten geben und sah, daß meine Schuld noch immer auf 143 Gulden stand mit den Monaten Oktober und November, die seitdem wieder Vermehrung hinzugebracht haben. Außerdem sind noch Schneider und Schuster zu berücksichtigen. Da gibt sich das Philistertum von selbst. Ich war die zwei Tage in peinlichem Hin- und Herüberlegen, konnte zu gar keinem Entschluß kommen.

Es war allerdings auch eine sehr kurze Frist, die wir unserm Zusammensein gewidmet hätten. Ich dächte, wenn Du einen Sommeraufenthalt nimmst, und es so einrichten könntest, daß wir dann einige Monate zusammen wären, und nebeneinander arbeiteten, so würde sich das Reisegeld noch besser rentieren und in der schönen Jahreszeit und Gegend auch noch die prächtigsten Spaziergänge herauskommen. Ich würde bis dahin an der Partitur von meinem Cid arbeiten, wobei ich ganz ohne Klavier auskommen könnte.

Ich habe den gestrigen Abend bei der Familie Standhartner sehr zufrieden und glücklich verlebt. Ich hatte Standhartner ein neues Lied (von Platen) aufgesetzt, und er sang es schön, dabei sang er auch meine älteren Lieder wieder durch, die man dort sehr liebt, und die immer eine gewisse Erhebung hervorrufen. So sang er auch eines, welches ich bei Euch in München komponiert, das erste aus meinem kleinen Buch (Mit hellem Sang — ein Geburtstagslied an Susanne). Ich habe für Standhartner eine Sammlung angelegt mit Liederheften, welche er in einer besonderen Mappe hält, und welche jetzt bereits aus sieben Stück mit zwölf ungedruckten Kompositionen besteht. Da ich bis zu meinem Cid nichts herausgeben werde, so sammelt sich dort einstweilen immer mehr an, welches geordnet und in meinem Kreise immer lebendig bleibt, so daß man später, wenn einmal die Bresche in die Öffentlichkeit breiter ist, mit mancherlei vorrücken kann. Standhartner sang auch

Wagner meine Lieder, und sie bestärkten ihn in dem Interesse, welches er an mir genommen hat. Gleich in seinem ersten Brief aus Paris redete er mich mit dem brüderlichen Du an. Es ist mir dies eine sehr liebe Ehre und gibt mir größeres Selbstvertrauen — besonders den hiesigen Musikern gegenüber. Im Grunde danke ich die neue Wendung meiner Verhältnisse Wagner.

Ein liebes Weihnachtsgeschenk war es mir, als ich gestern eine Sonate von Beethoven bei Standhartners aufschlug, welche mir der Doktor nebst andern als Ergänzung zu meinen Besitztümern geschenkt hatte, und sie gar nicht übel spielte und in der Tat merken konnte, daß meine beharrlichen Fingerübungen seit 10 Wochen mich schon einen Schritt weiter gebracht haben. — „Täglich" — mein Wahlspruch. Überhaupt, lieber Carl, darf ich Dir die Versicherung zu Weihnachten schenken, daß die Richtung meines Lebens allmählich mehr und mehr in die Bahnen gelenkt und auf ihnen gefördert wird, auf welchen mich zu sehen Dein Wunsch und Dein steter Zuruf war. Ich werde täglich mehr Musiker; es geht jetzt kein Tag vorüber, an welchem ich nicht weiter komme. Nach meinem letzten Anfall, in welchen mich nur Wagners Leidenschaftlichkeit zu stürzen drohte, ruht nun die literarische Frage für immer. Du kannst nun völlig sicher sein, daß ich auf keinem andern Wege mehr als musikproduzierend vor das Publikum treten werde. Seit ich durch Musik 50 Gulden monatlich verdiene, ist auch nicht die geringste Aussicht vorhanden, mich für eine Zeitung zu gewinnen, und würfe es 100 ab. Ich arbeite daran, mit dem vierzigsten Jahre Kapellmeister zu werden. Poetisch werde ich nur meine Librettos dichten, d. h. mein eigner Calzabigi sein — wie Wagner. — Brieflich versteht man sich nicht immer! Sonst hättest Du die Ironie durchgemerkt, als ich Dir von jenen Damen in bezug auf meine Gedichte erzählte! Denke Dir, man hatte mich eingeladen, um mir daraus vorzudeklamieren! Glücklicherweise blieb ich aus — ohne zu wissen, was mir gedroht hatte. — Glaube ein für allemal, diese Lyrik ist ganz überwunden. Ich habe in der Tat nicht Zeit dazu. Mein ganzer Tag ist jetzt bis auf jede halbe Stunde in Anspruch genommen. O Carl! Mein Flügel — meine Bibliothek — meine vier Pfähle mit schönen Bildern! Die regelmäßige Tätigkeit bei meinen

Schülern! Ein engster Freundeskreis, der mich wiederum nur auf Musik weist. Ich habe viel Zeit vertan auf reizenden Umwegen, aber so ich gesund und froh bleibe, wie ich jetzt bin, will ich dennoch ein achtungswertes Ziel erreichen.

Sowie ich jetzt Fingerübungen spiele, werde ich später meinen Entwicklungsgang in geistigen Übungen noch einmal resümieren. Das schwebt mir längst vor. Das könnte dann vielleicht auch für andre ein nützliches Blatt werden.

Wie gern hätte ich Dir in diesen Tagen einmal den Cid gelesen! — Mein Vorbild ist unwillkürlich zunächst Gluck — nicht Wagner! Das wäre Nachahmung. Du wirst sehen, mein Werk wird in Zeichnung und Komposition nicht ohne Familienähnlichkeit werden. Ich verzweifle jedesmal, wenn ich eine Oper höre, wie karg mir die Musik zugemessen ist. Aber etwas von dem ergreifenden Ernst und von der geistigen Majestät Glucks möge auf mein geringes Haupt ausstrahlen.

Wieviel möchte ich Dir noch schreiben! Und lieber sagen! Und von Dir hören! Hoffen wir von freundlichen Geschicken einen reichen Ersatz, lieber Carl! Einstweilen sei froh, daß ich sehr heiter, glücklich und gesund bin. Lebe glücklich mit Elisabeth und den lieben Kindern, so lebt Ihr auch mir! Dann wollen wir einmal länger beisammen sein, und jeden Tag als eine Gottesgabe preisen. Laß Dir von Schafhäutl die Geschichte von der Mosesblume zum hundertstenmal erzählen und wenn Ihr dabei von Herzen lacht, so gedenket meiner.

Mit Liebe und Dankbarkeit

Dein Peter.

244. An seine Schwester Susanne.

Wien, Sonntag, 29. Dezember 1861.

Liebste Susanne!

Glück und Heil Euch allen zum neuen Jahr! Hestermann und Jungs, Dir und Bertha, Wilhelm und Emmerich, und wie Ihr alle heißt.

— — — — Ich freute mich über Wagners Besuch bei Euch, Ihr werdet ihn auch im Sommer auf Johannisgrund sehen. Er muß sich einmal recht mit Hestermann ausquetschen. Dann sollt Ihr erst sehen, wie lieb und gut er ist. Ich habe bereits zwei Briefe von ihm aus Paris. Weihnachten war ich ganz glücklich und zufrieden bei Standhartners. Das Zusammentreffen mit Deinem Briefe und meinem ersten Besuch in jenem Hause war ahnungsvoll. Das empfand ich auch sogleich. Es war ein Empfehlungsbrief. Ich bin dort liebgehegt und warmgehalten. — Carl sandte mir neulich 100 Gulden und gestern eine akademische Abhandlung über den Bauernkrieg.[1] Es geht ihm und den Seinigen wohl. Ich wollte Weihnachten hingehen, doch kam ich nicht dazu. Es ist auch besser, daß ich die so schön begonnenen Stunden nicht sobald wieder unterbreche. So habe ich auch nur die Feiertage pausiert und gestern wie vorgestern wieder meine drei Schüler besorgt. Von Januar an tritt hoffentlich eine vierte Stunde hinzu. Diese werde ich mir gut honorieren lassen, das Fixum etwa auf 30 Gulden setzen.

Mein Fürst Liechtenstein schließlich ist ein ganz guter Kerl und sein Frau ein ganz nettes gespreiztes Dämchen. Aber es wird da nie was draus! Es ist wahrhaftig eine Zerfahrenheit und Haltlosigkeit in diesen Regionen, — oh! darüber Bogen voll! Aber wozu! Geschichte, große Macht der Vorsehung! Gehe Deinen heilsamen gewaltig stillen Gang durch die Zeiten, räume auf, mach's besser! — Raum für die Geister!

Freiheit! Gleichberechtigung! Nicht Wohlleben, aber Möglichkeit der Bildung auch dem Ärmsten! Volksschulen, wahre Religion und Erziehung! Krieg dem Vorurteil, dem Aberglauben, dem hohlen Pfaffentum, der Heuchelei — doch, wo gerat' ich hin — so ist es bei mir, liebe Susanne, hinter dem Poet und Musiker steckt bei mir der soziale Mensch. Auch darin treffe ich mit Wagner zusammen, wie wir überhaupt merkwürdige Gemütszüge gemein haben. Das zieht mich sehr zu ihm. Er ist mir auch sehr gut. Wir nennen uns nun Du. Dies meine Weihnachten 1861.

[1] Studien zur Geschichte des Bauernkrieges. München 1861.

Denk' Dir, heute besuchte mich Remenyi;[1] will hier konzertieren. Immer der Alte.

Schreibe mir umgehend, liebe Susanne, und grüße alle, auch bei Gelegenheit meinen Freund Weißheimer und Marpurg, dem ich herzlich gute Besserung von seiner bösen Gicht wünsche. Sie haben sich gut für Wagner benommen, er war sehr erfreut von seinem Mainzer Aufenthalt.

Sei geküßt von

Deinem Peter.

245. An Josef Standhartner.

Ins Stammbuch.

Geweiht wie Deines Hauses Statt
Sei hier im Buche jedes Blatt.

Da schreibe, wer Dein Freund, sich ein,
So manche Geister, groß und klein.

Daß einst zu lesen, wie man schrieb
Dir, Deinem Haus, Deinem Buch zulieb.

Doch weil ich heute der erste bin
Nehm' ich mir gleich das Beste hin.

Was auch schreiben die Freunde wert,
Hochgelehrt oder hochgeehrt.

Es mag herrlich sein zu lesen,
Am frohsten bei Dir bin ich gewesen.

Peter Cornelius.

246. An seine Mutter.

Wien, den 26. Januar 1862.

Länger darf ich nicht zögern, meine liebe Mutter, Dir das Eintreffen Deines herrlichen Geschenkes und Eurer lieben Dortmunder

[1] Der berühmte Geiger 1830—98.

Briefe zu melden. Welche große und immer neue Freude mir Dein Bild ist, das sage ich täglich in Gedanken und spreche mit Dir. Ich habe Dich nun gerade vor mir hängen an meinem Schreibtisch. Über Dir hängt eine schöne Photographie nach Murillo, dem berühmten spanischen Maler, welcher die berühmten Bettelkinder in München gemalt hat. Es stellt vor, wie Moses in der Wüste Wasser aus dem Felsen schlägt, und wie nun die ganze Schar den tödlichen Durst löscht. Es paßt zu dem Mütterchen, weil ich so gut weiß, wie Dir ein Glas Wasser schmeckt, wenn Du so recht Durst hast, und wie Du dann sagst, welche herrliche Gabe Gottes doch das gute frische Wasser ist, und daß Du es lieber hast, als den besten Wein — den Pumpenheimer. Du siehst auch so freundlich und zufrieden auf Deinem Bildchen aus, als wenn Du das gerade sagtest: Na! ein Glas Wein ist auch nicht zu verachten — es muß aber guter sein — denn eh' man das schlechte Zeug so hineintrinkt — ne! — Deine weiße Haube und die Manschetten, sowie das Krägelchen stehen auch so gut zu dem schwarzen Kleid. Ich habe mir es schön einrahmen lassen, in einen länglichrunden Rahmen aus gepreßtem Holz von dunkelbrauner Farbe, weißt Du, mit so einer Girlande von Obst und Blättern.

Ich hatte es auch mit bei meinen besten Bekannten. Bei meiner Schülerin, der Destinn, wo vier junge Mädchen im Hause sind; sie freuten sich über Dein Bild. Sie hatten dort eine Lupe, durch welche man solche Photographien ganz wie lebendig sieht. Dann brachte ich es auch zu Standhartners, wo sich alle freuten, Dich zu sehen, besonders die Doktorin, welche mir sehr gut ist, und mir für die Aufmerksamkeit dankte, daß ich ihr das Bild gebracht hatte. Bei mir zu Hause sahen es auch manche Freunde, welche es mit großem Wohlgefallen betrachteten. So mein guter Fritz Porges, von dem ich Dir schon öfter geschrieben, der mir ein sehr teilnehmender, treuer Freund ist. Auch meine Hausleute, die alte Frau Müller und die Marie besonders, hatten große Freude Dein Bild zu sehen. Außerdem war noch neulich ein sehr liebes Mädchen bei mir, eine gewisse Fräulein Jakobine Binder, 19 Jahr alt, blond und unschuldig wie eine Madonna von Raphael. Sie besuchte

mich in Begleitung ihres Bräutigams, eines Herrn Thausing,[1] ein junger Gelehrter und Gustav Schönaich, das ist eines der Stiefkinder des Dr. Standhartner, aus jener Familie, welche mir so sehr freundschaftlich zugetan ist, wo ich zu Weihnachten eingeladen und beschenkt wurde, und auch zu allen Familienfesten, oft als einziger Fremder, zugezogen werde. Jenes Mädchen, das mich besuchte, kam, um sich für ein Geschenk zu bedanken, das ich ihr unbekannterweise durch Gustav Schönaich zugeschickt hatte. Er erzählte mir nämlich, daß dies Mädchen so schön spiele und daß ihr Wagners Oper Tristan und Isolde so außerordentlich gefiele, daß sie ihm immer daraus vorspiele, und nur sehr bedauere, den Klavierauszug nicht selber zu besitzen. Und da ich glücklicherweise den Klavierauszug doppelt besaß, schenkte ich ihr das eine Exemplar. Da war sie denn ganz entzückt. Nun kam sie selber, um sich zu bedanken. Sie spielte mir eine Sonate von Liszt vor und zwar ganz meisterhaft. Das ist so ein liebes Kind, wie man sich nur denken kann, ebenso bescheiden als begabt, hat so gute fromme Augen, so daß ich gleich ganz für sie eingenommen war. Die sah denn alles bei mir mit großer Teilnahme an, es gefiel ihr gut in meiner Stube, wo es auch alle Leute recht wohnlich finden. Dein Bild mußte ich ihr vom Nagel herunternehmen und nun betrachtete sie es sehr lange und Du gefielst ihr so gut. So zeigte ich ihr auch meine andern Kostbarkeiten. Ich sagte: Sehn sie, der Rock, den ich trage, so schlecht er aussieht, ist doch ein Wertstück, denn es ist ein Rock von Franz Liszt. Ich zeigte ihr das Tintenfaß in Form einer Gondel, welches mir Richard Wagner aus Venedig mitgebracht hat. Es steht unter Deinem Bild auf dem Schreibtisch, hinter der Gondel noch eine kleine Stehphotographie: Christus und der Pharisäer nach dem berühmten Zinsgroschen von Tizian. Es ist dies ein Andenken von meinem lieben Tausig, dem ich mein eignes Klavier verdanke. Auf diesem Klavier spielte nun auch das Mädchen mit großer Freude. Dies gute Kind gibt auch Musikstunde, wie ich, sie hat einige vornehme Familien, welche sie gut honorieren. Als sie wegging, war mir ganz wehmütig. Wie die

[1] Moriz Th., bekannter Kunsthistoriker (1838—84).

Gedanken eben so schnell fliegen, dachte ich: Warum kann die nicht meine Frau sein und immer bei mir bleiben. So ein liebes, sanftes Geschöpf ist das. Und sie soll neben ihrer künstlerischen Fertigkeit so fein gebildet, fast gelehrt sein und doch merkt man da nichts davon, sie ist das einfachste, häusliche, bescheidne Mädchen. Siehst Du, die könnte mir gefallen. Doch sie hat ihren Bräutigam und er soll sehr verliebt in sie sein. Doch sagte mir Gustav Schönaich, daß ich eine Eroberung an ihr gemacht habe. Ich schenkte ihr eine kleine Photographie von Wagner, was ihr viele Freude machte. Das bringt mich auf einen andern Freund, den ich zu diesem meinem jüngsten Geburtstag gewonnen habe. Susanne hat Euch wohl darüber bereits geschrieben, daß mich Richard Wagner wirklich ins Herz geschlossen hat. Es ist mir dies eine große Freude, mehr als alle Güter der Welt, daß ich nun mit Liszt auch den Richard Wagner mit Stolz meinen Freund nennen kann. Es sind dies doch, was auch Tausende reden mögen, die beiden hervorragendsten Geister in unsrer Kunst. Sie leisten etwas aus der Tiefe ihres Wesens heraus, was Menschen sie nicht lehren konnten, was nur Gott in sie legte. Und das Bewußtsein, daß solche Männer mir wirklich von Herzen zugetan sind, ist mir ein Adelsbrief, um welchen ich keinen Fürstentitel, o Gott nein! eintausche. Ich denke oft mit Beschämung des seligen Vaters, wenn ich auf mein unvollkommenes Leben sehe, doch bin ich auch gewiß, er würde meine Briefe von solchen Händen kostbar wie Juwelen geachtet haben. Siehst Du, Mütterchen, Wagner schreibt mir: „Komm zu mir und lebe bei mir, wir wollen uns nie wieder trennen. Wenn es mir schlecht geht, so tröste Dich mit mir, und wenn mir einmal das Glück lacht, so sollst Du es auch gut haben.“ —

Doch hat mich das Leben gelehrt, mich auf mich selber zu stellen. Es beginnt sich in Wien günstiger für mich zu stellen. Ich nehme in den nächsten Monaten gegen 80 Gulden jeden Monat ein, mit der Hoffnung, auch im nächsten Winter soviel und mit der Zeit mehr zu verdienen. Ich habe eine neue Schülerin, die Frau Altgräfin Salm, eine geborne Fürstin Liechtenstein. Sie ist eine Freundin der Prinzeß Marie Wittgenstein, der jetzigen Fürstin Hohenlohe.

Liebes Mütterchen! Gott erhalte Dich gesund! Täglich schließe ich Dich in mein Gebet. Der Elise ihr Brief war mir eine große Freude. Nächsten Sonntag will ich an sie schreiben. Auch an den guten Carl. Grüße denn Schilys und behaltet lieb

den alten Peter.

Wagner an Cornelius.

19 Quai Voltaire. 9. Januar 1862, abends.

Ich bleibe nun noch bis Ende des Monats hier, bloß um mein Gedicht — ohne neue Unterbrechung — erst fertig zu machen. Als ich mit dem ersten Akt fertig war, wollte ich nur noch auf Schotts Brief warten, um dann sogleich nach Wiesbaden aufzubrechen, wo ich mich auf länger einzurichten gedachte. In der Ungeduld fing ich endlich den zweiten Akt an; Schotts Brief kam und war auch nicht gerade hinreißend drängend. So vergnüge ich mich nun mit meinen Versen, und am Ende gelingt's dabei mein Elend zu vergessen. Auch graut mich's doch, so im Winter gleich wieder in eine neue Fremde zu gehen: so bin ich denn heute zu dem Entschluß gekommen, für den Rest des Winters mich zu Bülows nach Berlin zu begeben. Ich kann nicht mehr auskommen ohne eine Freundesseele in der Nähe. — Dann — höre weiter! — Dann, Ende Frühjahr, denke ich mir Wiesbaden daraufhin anzusehen. Ohne häusliche Niederlassung komme ich auch nicht mehr aus: soviel sehe ich ebenfalls ein. Ich stimme jetzt ganz für den Rhein: neutral. Dabei frage ich nach Wohlfeilheit und einer bequemen, freundlichen Wohnung. Das übrige, und wie ich auskomme, stelle ich dann dem lieben Gott anheim. In Dienst gehe ich nun einmal nicht wieder. — Nun kommt aber die Hauptsache: — Freund, Du mußt zu mir ziehen, ein für allemal! —

Darüber denke nach! Ich habe schon drüber nachgedacht.

Was mich betrifft, so ist's ganz fertig. Wenn ich endlich noch nicht dahinter gekommen sein sollte, welchen einzig wahren und größten Gewinn das Leben abwerfen könnte, so müßte ich ein harter Sünder sein. Ein Freund, ein tiefergiebiger, selbsteigner, und zugleich mir durchaus sympathischer Mensch. Wer solchen Freund verkennen wollte, der müßte sein nicht wert sein.

Der Hans hat mir's schon oft nicht glauben wollen, wie sehr ich an ihm hänge. Mit dem guten Kerl hat's aber Haken! — Und Du bist frei — wie ich glaubte zu vernehmen, wirst Du's wohl auch bleiben. Wenn ich Dich aber bitte, dann, sobald ich mich wieder niederlasse, ganz zu mir zu ziehen, so versteht sich's von selbst, daß der Zukunft dadurch nichts vorgeschrieben wird. Genug, daß man sich die Ewigkeit dabei unwillkürlich denkt. Ich verstehe es dann so, daß Du zu mir gehörst, wie meine Frau, daß alles, Glück

und Mißlingen gleich und gemeinschaftlich ist, alles wie es sich ganz von selbst versteht. Treibt dich irgendwann der Ehrgeiz, nun so holt Dich der Teufel: das kann dann nicht anders sein!

Versteh' mich recht. Du treibst, was Du kannst, und ich tu's; aber immer wie zwei Menschen, die eigentlich, wie ein Ehepaar, zusammengehören. Das wird sich alles finden. Steht Dir z. B. Wiesbaden nicht, so beraten wir einen andern Ort. Am Ende kommt mir auch einmal das Glück wieder: das machst Du dann mit. Aber ich denke, auch Du sollst Glück haben. Wenn nicht: Was schaden's? Unter allen Umständen ist man sich gegenseitig was Rechtes. —

Zunächst hoffe ich demnach, sehen wir uns Anfang Sommers am Rhein, wo Du ja eigentlich gar zu Hause bist. — Also gut! Denk' nach! —

Gott, wie gern hätt' ich die arme Puppe mit dabei! Ich bin in so etwas von einer unverfälgbaren naiven Moralität. Ich fänd' so ganz und gar nichts darin, wenn das Mädchen mit zu mir kam', und mir wär', was sie gerade ihrer kleinen netten Natur nach mir sein kann. — Wie nun aber dafür den »terminus socialis« finden? Ach Himmel! — 's ist mir lächelnd leid! —

Mit meiner Frau geht's gut; sie scheint sich sehr zu erholen und stellt sich recht brav und vernünftig an. Am End' ist einem das doch alles angeboren, und die arme Frau, die in vielem mir so ganz fern steht, ist durch das Lebensmisere so mit meinem Schicksale verwachsen, daß ich an ein erträgliches Alter für mich ganz unmöglich denken kann, ohne daß ich es auch auf meine Frau ausdehne. So wird und mag sie denn wohl mit bei uns sein: Du wirst ungemein wohltätig dabei einwirken. So hofft man einmal wieder!

Dein Brief war ganz wunderschön. So hat mir noch keiner geschrieben! Für alles danke ich Dir. Auch mit dem Melodram im Heiling hast Du vollkommen meine sehr früh hiervon empfangenen eignen Eindrücke mir wiedergegeben: schon damals bedauerte ich aber, daß es szenisch so dumm und unwirksam untergebracht war.

Dank Standhartners noch schön für den Weihnachtsabend!

Von meinem Gedicht[1] kannst Du Dir gar keinen Begriff machen: an dem kann ich gar nicht arbeiten ohne schändlich arrogant wie recht hast Du! zu werden. Das wird mein genialstes Produkt: weiter sag' ich Dir nichts. Vielleicht schreibe ich Dir nächstens einmal Stellen aus und schicke sie. Liebster Himmel! Hätte ich nur ein Nest, um die Brut so recht mit Behagen ausbrüten zu können! — Nimm Dir ein Beispiel und komm dann zu mir, wenn ich wieder ein Nest habe! Sieh! Da habe ich nun Opern geschrieben und Glück gemacht, bin berühmt, ja oft verehrt und von vielen geliebt, und — da sitze ich, und kein Hahn kräht nach mir. Fünf, sechs Tage vergehen, ohne daß ich jemand anders als meinen Kellner spreche! Und das sind die besten Tage: denn dann arbeite ich nur, gehe spät aus, speise beim Restaurant,

[1] Gemeint sind die Meistersinger.

komme heim, lese oder schreibe Briefe. Letzteres tue ich heute. Hier hast Du einen, und nun schreibe ich noch einen Puppenbrief.[1] Dann grüß' Standhartners.

Erfahre ich sonst nichts aus Wien? Nun, 's wird wohl nicht viel Gutes sein. Adieu, mein Freund, Du Guter, Tiefer! Leb wohl und behalt mich lieb!

Dein Richard.

Wagner an Cornelius.

Paris, Ende Januar 1862.

Peter!

Hör!

Mittwoch, am 5. Februar, abends, lese ich in Mainz bei Schotts die Meistersinger vor. —

Du hast keine Ahnung davon, was das ist, was es mir ist, und was es meinen Freunden sein wird!

Du mußt an dem Abend dabei sein!

Laß Dir sogleich von Standhartner in meinem Namen das zur Reise nötige Geld vorschießen. In Mainz erstatte ich Dir sofort dieses und was Du zur Rückreise nach Wien brauchst, wieder. Dies ausgemacht! Ich hab' schon mehr Geld schlechter vertrödelt: Jetzt will ich einmal eine tiefe Freude davon haben.

Fürchte keine Strapaze: es wird, glaub' mir, ein heiliger Abend, der Dich alles vergessen läßt!

Also — Du kommst!

Wenn nicht, bist Du auch ein gewöhnlicher Kerl, etwa ein „guter Kerl", und ich nenne Dich wieder Sie!

Addio

Dein Richard.[2]

[1] Er meint einen Brief an die „Puppe". So nannte er die schon erwähnte Nichte Standhartners, Seraphine Mauro.

[2] C. folgte dem Ruf. Siehe darüber auch: R. Wagner, Briefe an Mathilde Wesendonk S. 302 und W. Weißheimer, Erlebnisse mit R. Wagner S. 88ff. — Herr Glasenapp druckte diesen Brief ab. Leben R. Wagners II, 2, S. 355. Er gibt die Worte: ein heiliger Abend usw. in gesperrtem Druck. In dem Originalmanuskript ist hier nichts unterstrichen. Ich folge diesem, hier wie überall, genau; nur der neuen Orthographie habe ich mich auch hier gefügt.

247. An Carl Tausig.

[Wien, 21. März 1862.]

Ich hatte neulich all Deine kleinen Briefe mit einigen von Wagner, meiner Schwester und andern zusammen in ein kleines gelbes Paket eingeschlossen und versiegelt, und war schon ärgerlich, daß ich die Adresse Carl Schneider, Tower Street 12, nicht mehr sicher wußte und nun zur Versendung der Bücher mein so niedliches, kleines Paket wieder zerstören mußte. Da macht Dein gestriger Brief es unnötig. So ersparen uns die großen Leiden des Lebens die kleinen. — Heute gibt Winterberger[1] ein Konzert. Er spielt seine unentbehrliche Sonate Op. 90 (?) Emoll und das sogenannte Geister- (wie geistreich!) Trio und läßt nebenbei von den verschiedensten hiesigen Bettelheims ein Dutzend Lieder singen. Gott segne seine Lyrik. Ich gehe nicht hin. Er hat sich gegen mich wie ein ..... benommen, mich durch den Bedienten der Gräfin Bánffy abfertigen lassen. Mit ihm bin ich fertig für immer.

Aber auch im übrigen habe ich Wien satt, satt bis zum Überdruß. Ich weiß, übertriebene Empfindlichkeit ist ein Erbfehler unter meinen vielen ungeerbten, selbsterrungenen. Man sollte fröhlich mit den Wölfen heulen. Aber ich bin mécontent bis in die tiefste Faser meiner Seele. Sage mir einer das Mittel, mit den Dustmanns, Hanslicks, Epsteins, Dachs' usw. usw. zu verkehren. — — Ich sage Dir, Carlchen, Lieber — Du leidest speziell — das ist eine wahre Wonne. Aber allgemein zu leiden ist sehr hart. Ist man so zerfahren, oder sind die Zustände in der Tat so miserable! — Denke Dir das eine. Du weißt, wie ich mit Hebbel stand. Jetzt sind wir auseinander. Aber Herr Eduard Kulke ist Intimus bei Herrn Hebbel. Weihrauch riecht auch aus einem irdenen Gefäß gut. Der liebe Gott sieht nicht aufs Kleid. — Am Sonntag wurde der Harold von Berlioz gegeben mit einem Programm von mir. Morgen die Fantastique mit dito. Zu beiden wurde ich durch Büssing und Doppler der Dir herzlich

[1] Alexander W., Organist und Pianist, geb. 1834.

ergeben iſt aufgefordert. Ich unterzeichnete, ohne ein Fiasko zu erleben.

„Fort, fort aus dieſem Land.“ Dieſer Chor aus Cortez tönt immer mächtiger in mir. Wandern! Mich nie mehr an eine Scholle binden. Das möcht' ich!

Mein lieber Freund! Gott mit Dir! Du wirſt ſiegen. Bleibe treu

Deinem Cornelius.

248. An ſeine Schweſter Suſanne.

Wien, 22. März 1862.

Meine liebe Suſanne!

Meine Seele iſt wieder einmal in jener geſchundnen Verfaſſung, wie damals, ehe ich von Weimar entfloh. Wenn ich im ſtillen brüte und grüble — an Dich ſchreibe — einen Ton von Liſzt oder Wagner ſpiele, entſtürzen die Tränen meinen Augen. Eine Welt voll Haifiſchen und Larven umgibt uns und wir ſind die einzigen fühlenden Brüſte unter ihnen. —

Vor acht Tagen wurde die Harold-Sinfonie von Berlioz aufgeführt im Redoutenſaal, mit meinem Namen und einer äſthetiſchen Bemerkung von mir auf dem Programm. Morgen wiederholt ſich das mit der Sinfonie fantastique desſelben Komponiſten. Das koſtet hier alles noch Kampf, hat ſämtliche Kritik gegen ſich und ein — naives Publikum vor ſich. Es iſt mir eine Ehre und eine ſeltſame Fügung, daß Berlioz an der Hand eines jüngeren Freundes vor das Publikum tritt und daß ich dieſer bin.

Seltſame Schickſale meiner Freunde bewegen wunderlich meine ſchon ruhigere Seele. — Ich habe die Fürſtin Hohenlohe am 18. Februar bei der Gräfin Salm wiedergeſehen, eine Stunde lang geſprochen. — Was Liſzt beginnen mag? — die Fürſtin? —

Mein Fürſt Liechtenſtein hat mir neulich eine Freundſchaftserklärung gemacht, für ſich und ſeine Frau. Sie wären mir beide ſehr gut und hielten mich für einen guten Menſchen. Es freut mich ſehr.

Schön, daß Du bei Wagner warst. Ja, es dauert wohl länger, ehe die Herzen auftauen. Du kannst ihm immerhin viel sein, und ich glaube, Du wirst es.

Ich habe meiner Destinn die Ortrud binnen acht Tagen einstudiert. Ich gehe jetzt auf Theaterstellung aus, seit die Klippe meines Klavierspiels halbwegs umschifft ist. Wo es auch sei und wär's eine Korrepetitorstelle. Aber nur Theater. Nun und nimmer eine Liedertafel! Lampen, Lumpen, Kulissen, Tänzerinnen, Tristan und Isolde dirigieren, das unvergleichliche wundervolle Werk unsres Freundes. Den ganzen Tag arbeiten und nach der Vorstellung mein Glas Bier trinken. Sonst nichts. — Was die Idiome betrifft, habe ich bereits mein erstes ungarisches Buch, einen Roman von Josika, gelesen. Ich will die schöne Jungfrau Europa in allen Zungen küssen! Leb wohl, bleib mein!

Dein Peter.

249. An Carl Tausig.

Wien, den 4. April 1862.

Mein lieber, treuer Freund!

Du wirst Dich wundern, auf Deinen freundlichen, lieben Brief erst so spät Antwort zu bekommen. Es kommt diese Langsamkeit von der Schnelligkeit, mit welcher unsre erregbare Phantasie sich alles aneignet. Ich lebte seit Deiner Einladung schon völlig bei Dir, am schönen Genfer See, ging mit Dir spazieren, arbeitete in meinem schönen Kämmerlein, hörte Dein Urteil, freute mich Deiner Zustimmung, ließ mir Deine Leiden und Begegnisse erzählen. Es war eine Fata Morgana, die ich auf der Seefahrt meines Lebens erblickte. Heute ist sie verblichen, ich leide an Seekrankheit — wie nie. Da ist es mir denn eine Erleichterung, während Du mir den Kopf hältst, alles bis auf die letzte Galle herauszubrechen.

Drei Jahre sind es nun, daß ich hier in Wien ankam mit dem Plane, mir ein selbständiges Leben zu bilden. Drei Hefte Kompositionen brachte ich damals fertig mit, in der Hoffnung, sie hier herauszugeben. Es gelang mir nicht; meine Bemühungen bei Spina, Haslinger, Büsing, Breitkopf, Schlesinger waren erfolglos. Die

Presse nahm keine Notiz von meinem hiesigen Erscheinen. Zellner, der sich etwa meiner angenommen hätte, mußte ich ignorieren. Das einzige, worauf man hätte hinweisen können, das Erscheinen meiner Lieder bei Heckenast und die Bearbeitung des Buches von Liszt blieb in den hiesigen Zeitungen völlig unbemerkt. Die deutsche Musikzeitung von Bagge war noch die einzige, welche mir die Ehre einer Besprechung meiner vier erschienenen Liederhefte erwies. Vorgetragen von mir wurde nur jener unglückselige „Tod des Verräters", ein alter Schinken, der für mich längst ohne Bedeutung war und dessen Aufwärmen bei Haslinger ich nur geschehen ließ, weil Liszt dies angeregt hatte. — Wo stehe ich nun, nach dem labyrinthischen Wandel dreier Jahre? Was habe ich? Was bin ich? Fülle ich einen Platz in der Welt aus? Kann ich zu etwas gut sein? Benutze ich meine Zeit, mein Talent wie ich sollte? — Was hilft mir aber alles Klagen. Jeder ist seines Geschickes Schmied. Ich verstehe nicht, mir ein besseres Geschick zusammenzuschmieden. Ich möchte drei böse Mächte unterscheiden, welche zu meinem schlimmen Schicksal Gevatter stehen: Leichtsinn — Indolenz — Sinnlichkeit — hätte ich den dreien gegenüber auch einen guten Geist. Ein Wesen, sei es Weib oder Mann, das fortwährend mit Liebe und mit Glauben an mich in mich dränge, das Gute zu leisten, Mut zu haben, mich nicht zu zersplittern auf Nebendinge, den Hauptzweck stets ins Auge zu fassen. Könnte mich ein guter Dämon beim Kragen nehmen und plötzlich im Windesfluge zu Dir hinüberführen — so wäre vielleicht mit einem Male alles gut, ich würde in der frischen, neuen Luft Atem schöpfen für ein erneutes Leben. So aber besinne ich mich zu lang. Ich kämpfe mit mir selbst. Ich denke mir — sollst du schon wieder den Zoll breit festen Boden aufgeben, den du hast, und ins Meer des Ungewissen hinaussteuern? Jetzt habe ich ein halbes Jahr, zum erstenmal in meinem Leben, konsequent Klavier geübt, ich habe Dein schönes Instrument im sichern Besitz. Wenn ich gehe, werde ich nicht vielleicht wochen- und monatelang der Gelegenheit und Ruhe verlustig gehen, das Gewonnene zu befestigen, zu vermehren? Dann denke ich auch: Nur du selbst bist dein eigner Feind, und dich selber wirst du überall wiederfinden, überwinde dich selber, hier, am

Orte, wo du stehst und gehst und du brauchst nicht in die Ferne zu eilen, um dich selber als den Alten wiederzufinden. —

Mein Cid hat nun solange brach gelegen. Wo den Mut hernehmen, wieder mit voller Frische, mit festem Glauben an die Arbeit zu gehen? Dennoch habe ich einst meine erste Oper völlig beendet, und zur Aufführung gebracht. Wer mir es doch mit Liebe in die Seele rufen wollte: arbeite, ringe, auch diesmal wirst du dein Werk wohl vollbringen!

Unter allen diesen Gedanken fällt mir's dann wieder heiß aufs Herz, daß ich nur an mich denke, daß ich mich als vollen Egoisten fühle, daß ich kaum an Dich und Dein Wohl denke, insofern wenigstens es sich für mich um Annahme Deines Vorschlages handelt. Habe ich Dich denn wirklich lieb? Bin ich Dein wahrhafter Freund? Vielleicht ist dies eine Selbstquälerei, von Hypochondrie eingegeben. — Von draußen schweigt alles. — Sogar mein alter Köhler läßt mich seit fast einem halben Jahr ohne Brief. Auch mein Bruder aus München schweigt. Von Liszt hört man ohnedies nichts. Da bist fast Du, Wagner und meine Schwester Susanne die heilige Drei, an welche mein Herz noch glauben darf. Ich habe Dir nicht ausführlich geschrieben, daß Wagner mich zu sich haben wollte, daß ich ganz bei ihm leben und nur meiner Kunst leben sollte, ganz sein schlimmes und gutes Schicksal teilen möchte. Er schrieb mir das, eh' wir uns in Mainz wiedersahen — und in Mainz wiederum machte er mir persönlich den Vorschlag. Doch ging ich nicht darauf ein, ich hatte noch den Glauben an meinen Wiener Aufenthalt, wohin ich schnell nach der Vorlesung des „Hans Sachs" wieder zurückeilte. Gerade aber diese Reise unterwühlte meine stille Philisterei, ehe ich mir's selber eingestand, es ergriff mich wieder die unbegreifliche Lust am Vagabundieren, am Zusammensein mit genialen Naturen, und es bildete sich seitdem im stillen der Gedanke aus, Wien mit dem Beginn der schönen Jahreszeit zu verlassen, zu meiner Mutter nach Dortmund zu gehen und mich dort nicht vom Fleck zu rühren, ehe nicht mein Cid fertig wäre. Da kam Dein Brief und ich nahm nach kurzem Besinnen Deinen Vorschlag so als einen Wink der Vorsehung auf, daß ich ganz darauf einging und in Gedanken schon bei Dir lebte. — Doch

dies ist eine Wiederholung! In vieler Hinsicht brennt mir der Boden hier unter den Füßen. Wien hat von Anfang an kein Heil für mich gehabt; die Stimmung war mir durch ein Ereignis der Reise getrübt, niedergedrückt — und noch heute fehlt mir hier die Heiterkeit, der freie Mut. Vielleicht gäbe mir eine völlig fremde Umgebung und der liebste Freund in ihr alle Heiterkeit, allen Mut wieder. O gäbe mir der Himmel eine Entscheidung. Ich finde keine. Ich bin unschlüssig geworden und lebe in den unruhigsten, unerquicklichsten Gedanken. — Ach, auch ich möchte mir einmal tausend Gedanken und Erfahrungen von der Seele herunterſprechen. Wenn ich Dich nun wiedersehe, so solltest Du allem auf den Grund sehen bei mir, ich wollte nicht das Geringste mehr vor Dir geheim halten. Gewiß, mein Freund, wir würden nun nach so manchem Leid ein schönes Zusammenleben feiern. —

Bei Standhartners bin ich noch wie vor der Alte, im Gegenteil, unsere Freundschaft wird inniger und jeder zusammen erlebte Abend ist eine Bekräftigung. Wir musizieren oft zusammen, in der Standhartnerschen Mappe sind jetzt mit meinen gedruckten Liedern über sechsunddreißig Kompositionen, immerhin ein Stück Lyrik.

Mein teuerster, liebster Carl, so habe ich Dir doch geschrieben, und wenigstens diese Herzenspflicht erfüllt. — Die einzigen diesjährigen revolutionären Versuche nach Deinen vorjährigen Lisztkonzerten war der Harold bei den Musikfreunden und die Fantastique bei den Philharmonikern. Zu beiden Gelegenheiten hatte ich Programme ausgearbeitet, welche mit meinem Namen auf den Zetteln gedruckt wurden. Herbeck dirigierte den Harold tüchtig, Hellmesberger spielte das Solo sehr gut, so daß der Erfolg dort ein ziemlicher war, während die Fantastique unter Dessoff, welcher den Marsch au supplice um das Doppelte zu schnell nahm, mit Zischen aufgenommen wurde. Doppler war untröstlich, er hatte die Sinfonie vorgeschlagen und durchgesetzt.

Am 30. März war die große Messe, wie voriges Jahr, doch ging sie nicht ganz so gut.

Schreibe mir umgehend wieder, mein Teurer! Ich bin gewiß, liebster Carl, wir werden doch Freunde bleiben! Dich wieder zu sehen würde mir eine große Herzensluſt sein!

Ich habe da ein allerliebſtes Sujet für eine kleinere zweiaktige Oper gefunden, die wirklich recht heiter und drollig werden könnte, es iſt eine Anekdote aus Cellinis Leben. Wirklich ſehr hübſch. — Auch am Gozzi ſtudiere ich eben, ob vielleicht jener voriges Jahr beſprochene Stoff (2 Nächte) ergiebig ſein möchte. —

Mein lieber, guter Carl! Sei getroſt und werde wieder fröhlich. Hier lieben Dich drei Menſchen!

Dein Cornelius.

250. An Carl Tauſig.

Am Oſtermontag 1862.
[20. April.]

Lieber Carl!

Schicke mir denn in Gottes Namen Reiſegeld, ſo will ich alsbald zu Dir hinkommen nach Genf. Gib mir auch genau die Reiſeroute an, die ich zu nehmen habe. Vielleicht biſt Du dann am Bahnhof, wenn ich ankomme. — Der Himmel gebe, daß ich mich für das Gute und Beſte entſchieden habe.

Sorge mir für eine nur von Dir geſtörte Einſamkeit und für einen Schreibtiſch.

So führe uns das Schickſal zum Heile wieder zuſammen.

Von ganzem Herzen

Dein Cornelius.

251. An Joſef Standhartner.

Zürich, den 5. Mai 1862.

Lieber Standhartner!

Ich bin heute, Montag früh, noch ganz voll von dem Eindruck der Villa Weſendonk, die ich geſtern geſehen. Ich mochte nicht weiterfahren, ohne eine Idee von Wagners langjährigem Aſyl zu haben. Und denkt Euch, ſo was paſſiert nur Cornelius: Ich ſitze auf der „Katz“, einem ſchönen hohen Lindenviereck auf einer ehemaligen

Befestigungsschanze, jetzt von einem botanischen Garten umgeben, und orientiere mich nach meinem „Grieben“ in der Aussicht, suche mir den Glärnisch, den Uri Rothstock, den Tödi, erfreue mich an diesem herrlichen Seespiegel, in welchem sich gedrängte Städtchen, wie geputzte Frauen, betrachten — da setzt sich ein blonder Mann — in meinen Jahren — neben mich — zieht ein Taschenschreibbuch heraus, läßt seine beiden Kinder um sich herumspielen und schreibt. Erst rede ich ihn längere Zeit nicht an — nachher frage ich ihn nach dem Uri-Rothstock, wir sehen die Karte im Grieben nach — ich frage ihn weiter nach Allerlei — nach Semper — der sei jetzt auch amnestiert und schon dort gewesen, jetzt wieder zurück, um dann auf immer zu scheiden — ihm schulde Zürich viel Dank — dann nach Gottfried Keller — o, der sei ein sehr beliebter, hochgehaltener Mann in Zürich — dann nach dem Hause, wo Richard Wagner gewohnt — da wurde er warm. Denkt's Euch — war das der Holzschneider, der jenen Taktstock ausgeschnitzt, welchen die Frau Wesendonk für Wagner nach Sempers Zeichnung machen ließ — ein gewisser Sieber, der obendrein in Wien gelebt hat — das älteste Töchterchen war in Wien geboren — so war der erste Mensch — den ich in Zürich sprach, ein begeisterter Verehrer von Wagner.

Der zweite war Wesendonk, den ich dann besuchte. O du lieber Himmel — wie vieles verstehe ich nun seit gestern und wie gut ist es, Freund! Freunde! daß ich diese dumme Reise gemacht habe, mache! Stürzen Sie sich ins Leben, sagte Nicolai zu mir! O wie recht hat er! Anschauen — das Leben lernen, welch einen Sauerstoff, welchen Atem führt das dem Geiste zu! — — — Bei Wesendonk schwebte ich in einer aus Extase und wunderlicher Angst gemischten Betäubung. Wie soll ich Euch's beschreiben! Alles liegt in dem Worte des Diogenes, das fortwährend in mir tönte: „Alexander, geh mir aus der Sonne!“ Es ließe sich ein Ghasel mit diesem Endreim darauf dichten — wenn mir ein Rival des Adonis in Gestalt eines weißkrawattigen Bedienten mehr entgegen schwebte als ging, den ich ebenso gern für den Grafen Persigny, als für Herrn Wesendonks Bedienten gehalten hätte — „Alexander, geh mir aus der Sonne“ — wenn mir ein Studierzimmer — nachdem jener

Sonnengott von einem Lakaien mir auf allseitiges Verlangen meines ganzen Innern und Äußern den Staub von den miserablen Stiefeln gewischt hatte — nicht entgegenfunkelte, sondern dunkelte — mit seinen Möbeln, Bildern, Bibliothek, Staffelei, Uhr und Gerätschaften, wie nur ein Boz oder Dumas zu beschreiben weiß — „Alexander, geh mir aus der Sonne" — wenn sich nun der Königsbürger vor mir entwickelt, der sein Leben dichtet, wie Wagner seine Opern, der von Amerika und Italien spricht, wie ich von der Wohnung meines Hausmeisters — „Alexander, geh mir aus der Sonne" — wenn dabei seine Pappeln und Linden im Parke säuseln, die er alle selbst angelegt, wenn er mir dann, indem er mich zu einer Tasse Tee hinaufführt über sein Marmortreppenhaus, die vier Hermen zeigt, die er um ein Spottgeld in Rom hat meißeln lassen, Sokrates, den jungen göttlichen Augustus und andre, und die schmalen Blätter australischer Bäume sich en passant wie grüne Vatermörder um mein Kinn schmiegen — „Alexander, geh mir aus der Sonne" — wenn er mir dann bei einem Souper im dritten Himmel — denn sein Keller muß der erste sein — wo die Butter mit Eis serviert wird — echt chinesischen Tee in echt japanesischen Tassen auf echt tungusischen Tüchern — einschenkt und mir plötzlich durch die Wunder seiner großen roten Mappe zum erstenmal im Leben eine eigentliche Idee von Raphael gibt, indem er mir die Psychebilder aus der Farnesina in getreuen lokalen Photographien zeigt, das Göttermahl, und wie Zeus den Amor küßt, und wie Aphrodite dem Vater des Alls ihr Leid gegen Psyche klagt — o wundervolle, nie zum zweitenmal erreichte Vollendung — so, ob er mich auf Flügeln seines Reichtums in alle Höhen und Tiefen der Sc[illegible]g führte, sage ich dennoch wie mein Ohm auf der Treppe eines Hauses in Rom ihm sagte: und wenn Sie der Erzengel Raphael wären, jetzt muß ich spazieren gehn: „Alexander, geh mir aus der Sonne!" Seht, es ist heute Montag und weil ich meine Vorstadtzeitung mit dem beliebten Montagspostillen nicht lesen kann, so mache ich Euch selbst meinen kleinen Hanslick-Uhlartikel über Wesendonk.

Frau Wesendonk ist leider krank. Sie ist guter Hoffnung und es hat sich ein Husten eingestellt — der nach der Beschreibung nicht

ohne Bedenken ist. Diese Frau, deren schönes Ölbild[1] ich sah — muß in der Tat ein liebes, engelgutes Wesen sein! Sie bedauerte, mich nicht sehen zu können — ich wurde so freundschaftlich aufgenommen und Herr Wesendonk hat sich so entschieden nicht pfeifend benommen, daß ich mit Hinterlassung meiner Genfer Adresse die Bitte wagen zu dürfen glaubte, mir über das Wohlbefinden der Herrin des Hauses eine gütige Nachricht zukommen zu lassen. Von Wagner las Herr Wesendonk mir einen Brief, der leider die guten Vermutungen, die wir von seinem Schweigen hatten — nicht bestätigt. Er sagt: „Wo ich einen Nagel zur Befestigung meines Lebens einschlagen möchte — er will nicht haften! Und der Arzt sagt mir: O, arbeiten müssen Sie jetzt durchaus nicht — das zerstört Sie ganz!" Schreibt ihm fleißig — haltet Seraphine zum Schreiben an, ich will ihm entweder heute noch oder sogleich von Genf aus schreiben! Es tut not.

Denkt Euch: Wagner schrieb an Wesendonk von meiner damaligen Reise — und so, als ob ich sie auf meine Kosten gemacht hätte! Das ist so ein bißchen Inszenesetzung! Aber bei den Kindern des Schauspielers Carl Joseph Gerhard Cornelius, früheren Goldschmiedgesellen in Düsseldorf, ist einmal nichts mit Komödie — ich zerstörte augenblicklich durch die einfache Wahrheit diese Illusion. Es lebe die Aufrichtigkeit!

Nach Salzburg habe ich doch diesmal, es waren an zwei Stunden Aufenthalt, wenigstens den Fuß gesetzt — aber bis zum Mozart hab' ich's leider noch nicht gebracht.

Aber nachher das Panorama bei Prien auf der Fahrt nach München! zum Entzücken! Der See! von der Alpenkette umschlossen! Wo man nur hinschaut — Goethesche Gipfelriesen — (nicht riesige Kipfel!) —

In München wurde mir noch einmal das Herz schwer, so am Bruder vorbeizureisen. Doch was hilft's! Nach getaner Arbeit ist gut ruhn und wiedersehen.

In Augsburg befiel mich eine höchst unglückliche, ewig hoffnungslose Liebe zur Königin Isabella, Gemahlin Carls des Fünften,

[1] Abgebildet in dem Buche: Richard Wagner an Mathilde Wesendonk. Tagebuchblätter und Briefe.

welche dieser göttliche Titian zu meiner ewigen Lust und Trauer leider sprechend ähnlich gemalt hat. Denkt Euch ein schwarzes Kravattel bis ans Kinn und dann flandrische Spitzen wie ein Backenbart aus Schmetterlingstaub um das Antlitz, voll majestätischem Liebreiz und einer unausgesprochenen heimlichen Wehmut und Sehnsucht — natürlich aus Liebe zu mir, denn wir können uns ja doch nie besitzen!

Der Hausknecht stört mich! Den schickt Carl V.! Ich gehe nach Genf. Es ist 9½ Uhr, heut' abend bin ich dort. Lebt wohl! Seid tausendmal umarmt, Ihr alle! Alle Buben und alle Stuben! und der Ruben! Wer hat dich du schöner Oswald usw., die Doktorin und die Seraphin' und die Ernestin'! — und bleibt, auch Du Mathilde und gute, liebe Minna, gut

Eurem Freunde

Peter Cornelius.

252. An Josef Standhartner.

Genf, Rue Pierre Fatio 1 au troisième,
Donnerstag, 12. Juni 1862.

Liebster Freund Standhartner!

Herzlichen Dank für Ihr liebes Schreiben, welches ich mit Begierde neben einer Tasse Kaffee in unserm kleinen Café au lac am großen Quai verschlungen habe. — — — Ihre Nachrichten über Tristan haben mich sehr interessiert. Aber ich bin jetzt durch die Erfahrung unglaublich ungläubig geworden. Ebenso fest ich an Ihren Enthusiasmus glaube und mich über Ihre Beherrlichkeit freue, so entschieden zweifelnd verhalte ich mich allen Sympathien in andern gegenüber, so sicher weiß ich, daß selber die etwa Wohlwollenden im tiefsten Grunde doch nur lau, gleichgültig sind. Die ganze dortige Elite der Künstlerschaft glänzt durch Abwesenheit künstlerischer Überzeugungen und im Herzen denkt jeder: après ma recette ou ma — pension le deluge. Herbeck macht eine ehrenvolle Ausnahme; aber seine Individualität bleibt leider auf der Mitte des Wegs stecken, wird in Wienerei und Schuberttümelei befangen bleiben,

und er wird sich schließlich von Herrn Speidel nicht allzuschwer beweisen lassen, wie wir ja den Anfang dazu erlebt haben, daß er selber eigentlich der Kern, die Spitze der modernen Bewegung sei, Beethoven, Schubert, Schumann, (Gade), Herbeck. — Nehmen Sie unsern hochanständigen, begabten, tüchtigen, ehrlichen Freund Esser. Da haben Sie alles in einem. Er wird sich nachgerade ganz famos in die Partitur hineinstudiert haben, und nun ist es freilich schon das Stück Leben, was ihn daran interessieren muß, das er selber dran gewandt. Auch die Aufgabe, einer solchen Schwierigkeit Meister zu werden, wird ihn reizen, das würde auch bei Dessoff der Fall sein. Aber die Leidenschaft zum Gegenstande, die einzig lebendig macht, die Sein oder Nichtsein eines solchen Werkes zur eignen Lebensfrage macht, die fehlt eben doch. Von Frau Dustmann bin ich fest überzeugt, daß sie die Isolde sich um jeden Preis gern vom Leib hält, und viel lieber zehn- und zwölfmal wieder die Margarethe von Gounod singt. Ander würde höchstens aus der Rücksicht endlich in den sauren Apfel beißen, wenn er die bestimmteste Aussicht fürchten müßte, Schnorr in dieser und andern Wagnerschen Partien Furore machen zu sehen. Verurteilen wir nicht einseitig diese Künstler! Wir stecken ja nicht in ihrer Haut. Es ist auch etwas Berechtigtes in ihrer Furcht. Sie büßen durch diese Schlappheit nur den Ruhm des Helden ein, der in jedem eigentlich schaffenden Künstlerleben, dichtend oder darstellend mit inbegriffen ist. Man möchte sagen: es gibt keine Kastraten mehr, aber es gibt Kunstjuden mit beschnittnen Seelen. — Väterlich und peterlich habe ich mich gefreut, so gute Nachrichten von Ihnen und den lieben Mädchen über meine Testinn als Ortrud zu haben. Das ist eine tüchtige Person, sie hat ein ehrliches, unverdorbnes Herz im Leib. Schade, daß sie so spät angefangen hat, und mit so manchen bösen Angewohnheiten kämpfen muß, aber sie wird sie teilweise siegreich überwinden, und ihre Vorzüge, verbunden mit ihrer schönen Leidenschaft des Lernens, werden ihrem Namen, der schon z. B. nicht ohne Genialität gewählt ist[1] — einen ganz edlen

[1] Ihr Familienname ist mir nicht bekannt. Sie war nachmals Gattin und später Witwe des Komponisten Thomas Löwe. Als Gesangslehrerin in Prag und jetzt in Petersburg tätig.

Klang verſchaffen. Es war brav, daß Ihr Claque für ſie gemacht habt. Sie wird dereinſt die Iſolde ſingen, das iſt eins von den Dingen, welche ich — weiß. Mein Brief hat eine gute Unterlage, nämlich 30 Blätter Skizzen zu meinem zweiten Akt. Ich bin ſehr froh, mit dem Anfang des Sommers meine Zeit ſchon ſo gut benutzt zu haben. Das Schwierigſte in meinem Eid iſt nun überwunden. Ich habe volle ſechs Wochen gebraucht, um die große Szene des zweiten Aktes ausführlich zu ſkizzieren. Am Montag abend haben wir ſie, Taufig und ich, zum erſtenmal aufgeführt. Es iſt wie ein Märchen. Es iſt als ob mir ein guter Geiſt das alles über Nacht geſchenkt hätte. Nun habe ich zwei Tage ganz geruht. Wir machten vorgeſtern einen Spaziergang nach Bellevue. Anfangs ſahen wir den Montblanc nur mürriſch hinter den Wolken hervorſchauen. Dort angelangt aber, lag er in lachender Klarheit vor uns, und ein ganzes Panorama von an 30 Berggipfeln nah und fern um ihn gruppiert. Der volle Mond darüber, deſſen noch ſchwacher Glanz ſich leiſe im See wiederſpiegelte. Wir möchten ſo gern den Ausflug nach Chamounix machen. Doch iſt noch ſehr zweifelhaft, ob die Verhältniſſe es geſtatten. Nun, liebſter Freund, da muß man ſich nur denken: Lebten wir am Fuß des Montblanc, wie würden wir uns ſehnen, einmal den Spiegel des Genfer Sees zu ſchauen! So haben wir eins für das andre. — Mein guter Taufig, welcher Ihren freundſchaftlichen Gruß von Herzen erwidert, iſt, abgeſehen von ſeinem Schopenhauerſchen Peſſimismus, den leider üble Erfahrungen geſchärft und beſtärkt haben, der beſte Menſch, der im letzten Grunde nur das Edle und Schöne will, und einzig an einem Stolz leidet, der vielleicht die größte aber doch auch die nobelſte Sünde iſt. Weſendonk hat die große Freundlichkeit gehabt, nicht allein mir Nachrichten über das beſſre Befinden ſeiner Frau zu geben, ſondern mir zugleich das feinſinnigſte Geſchenk zu machen, indem er mir die Pſychebilder von Raphael, deren Photographien damals ſoviel Eindruck auf mich gemacht hatten, in ganz vortrefflichen Zeichnungen, ſechs Blätter derſelben enthaltend, überſandte. Es iſt das ſo eine Gabe, die ſtolz macht, ſtatt zu beſchämen. Morgen gehe ich wieder an die Arbeit und hoffe die Skizze meines zweiten Aktes mit dieſem Monat völlig zu

beenden, da ich die drei ersten Szenen, die ich nun noch nachzutragen habe, während jener Wagner-Epoche schon innerlich durchkomponierte, nur leider nicht aufschrieb, was ich von nun an immer sogleich tun werde. Wo ich dann den dritten Akt, wo meine Partitur, auf die ich nun geil bin, schreiben werde? Gott walt' es! Mit der großen Szene habe ich schon alles sicher. Mein Cid lebt. Wenn wir uns sehen, bekommen Sie schon fleißig zu singen! Ich habe mit diesen Zeilen die erste Korrespondenzschuld abgetragen, denn ich konnte vor Vollendung meiner großen Szene zu nichts anderm die Feder ansetzen. Nun schreibe ich an Wagner und Wesendonk, vielleicht auch an Köhler und meine Destinn. Ihr seht, edler Beppi, daß Ihr der erste seid! — —

Liebster Doktor! Freundeskuß

von Cornelius.

253. An seinen Bruder Carl.

Genf, Rue Pierre Fatio 1 au troisième,
am 1. Juli 1862.

Mein lieber Carl!

Ich bin sehr wohl, gesund und fröhlich. Heute früh habe ich Deinen Brief vom 29. Juni erhalten. Wie leid ist es mir, daß diese Unannehmlichkeit mit dem Geldbrief vorgefallen! Sei einstweilen nicht zu sehr in Sorge darum. Bei meinen Hausleuten ist alles sicher, es sind ehrliche Menschen. Doch gebe ich zugleich mit diesem Briefe Auftrag, daß man sich der Ankunft und Sicherheit jener Geldsendung gewiß machen soll, und auch Dich von dort aus gleich darüber benachrichtigen möge. Für solche Fälle ist, wie ich Dir früher schon angegeben, die sicherste Adresse:

Herrn Dr. Josef Standhartner
Primärarzt
Seilerstätte 806
Wien.

Was auch vorfallen könnte, dort weiß man immer von mir, und was mich betrifft, findet dort die bereitwilligste Erledigung. —

Daß ich so von Ostern bis Pfingsten und immer weiter verschob, Dich über mich zu benachrichtigen, kam so. Ich war in einer tiefen Verstimmung über meinen Cid. Es war unmöglich, Stundengeben und Komposition, wie sie bei einem solchen Sujet notwendig ist, zu verbinden. Ich sah die Zeit vergehn, meinen nächsten Geburtstag herannahen, ohne ersprießlich weiterzukommen. Vieles hielt mich in Wien zurück. Schon seit Ende März hatte ich den Vorschlag von Taussig, diese Frühlingsmonate in gänzlicher Abgeschiedenheit bei ihm zuzubringen. Doch blieb ich noch den ganzen April in Wien auf Probe, ob es nicht möglich sei, Irdisches und Himmlisches zu verbinden, nämlich meiner Fräulein Destinn ihre Partien einzustudieren und doch am Cid weiterzukommen. Doch zeigte die Probe, daß es nicht ging. Sowie ich einmal morgens ausgegangen bin, allen möglichen dummen Gesichtern begegnet bin, ist der Tag für mich gebrochen. Außerdem soll man einmal eine Theatervorstellung sehen, einer Probe, einem Konzert beiwohnen, abends Standhartners besuchen. Ich war aber soweit, daß ich nun einmal mit alledem brechen mußte. Dies tat ich am 1. Mai. Seitdem bin ich die neun Wochen unausgesetzt am Arbeiten. Nun ich einmal dran war, wollte ich Dir auch erst nach einem glücklich erlangten Resultat schreiben. Doch da ich am Briefschreiben war, kam eine eigne Sache vor. Ich war in Zürich bei Wesendonk gewesen, dieser hatte mir die Psychebilder aus der Farnesina gezeigt, und da ich sie so sehr bewundert hatte (es waren sehr gelungene Photographien), so sandte er mir sechs schöne Handzeichnungen danach, die sogar vermutlich von Agostino Caracci sind, hierher nach Genf. Das war mir so eine besondere Freundlichkeit, daß ich nicht umhin konnte, ihm durch eine poetische Gegengabe zu danken, so daß ich ein paar Tage lang ins Dichten hineingeriet, und dann so bange war, und so bereute, meinen Cid solange im Stich gelassen zu haben, daß ich gleich wieder ans Arbeiten ging.

So habe ich hier, am schönen Genfer See, meinen zweiten Akt vollendet, und habe nun vor, bei Dir meinen dritten zu schreiben, der nun in einem wahren Triumph sich alsbald zusammenfinden wird. Ich komme nach München und zwar bald. Wir verlassen

Genf am 5., Samstag, und gehen zu Fuß durchs Berner Oberland. Kannſt Du mir bis dahin ein paar Worte ſchreiben, ſo ſende ſie poste restante nach Romanshorn, wo wir ja dann ſo etwa am 9. oder 10. ſein werden. Jedenfalls will ich Dir dann von Luzern wieder mit ein paar Zeilen Nachricht geben. Biſt Du aber, wenn ich nach München komme, alſo etwa am 12. bis 15. ſchon aufs Land gegangen, ſo finde ich dort bei Dir Deine Adreſſe und komme Dir nach. Jedenfalls hoffe ich Dich, Eliſabeth und die Kinder nun bald zu ſehen, und freue mich mit dem ganzen Humor, den mir meine glücklich vorgeſchrittene Arbeit gibt, nun einmal wieder wochenlang und ſolange Ihr wollt bei Euch zu ſein. Mein zweiter Akt iſt das Beſte, was ich bis dato fertiggebracht. Lieber Carl, entſchuldige alles in allem, grüße Dein Haus und die Hausfreunde und bleibe gut bis auf fröhliches und längeres Wiederſehen

Deinem Peter.

254. An Reinhold Köhler.

Salzburg, Goldne Traube Nr. 24.
9. Auguſt 1862.

Mein Köhler!

Es iſt himmelſchreiend, und dennoch erklärlich. Ende April erhielt ich Deinen Brief. Damals gärten die Reiſepläne in mir. Am 1. Mai reiſte ich nach Genf zu Taufig. Dort kampierten wir wundervoll angeſichts des Sees, zwei Monate lang, und ich komponierte meinen zweiten Akt. Die große Szene zwiſchen Cid und Ximene iſt ſchön geworden. Der dritte Akt wird noch im Herbſt fertig, denn ich habe ſchon einiges davon. Dann den Winter über die Partitur. Anfang Juli, am 5. zirka verließen wir Genf, wanderten zu Fuß durch das Berner Oberland.

— — — Zuletzt gings durch ein Meer von Granitblöcken über ſchwindelnde Brücken und ſteile Felſenpfade zum Grimſel-Hoſpiz. Dort zwingende Melancholie, der ſich hier, wenn er abends in der Dämmerung, wie ich anlangt, niemand wird entziehen können. Ich war tief traurig und hatte Fieberſchauer. Das iſt das Leben, dachte ich: Nach dieſem Weg voll lieblichen, herrlichen Erſcheinungen,

wechselnd zwischen Wildheit und Anmut, zwischen Schwüle und Labung — nun endlich das starre öde Grab. Rings drohende hohe Bergrücken, über welche ich in der Dämmerung eifrig Schatten huschen sah wie Berggeister — und der bewegungslos finstere See — kein Strauch, kein Baum, keine Blume. — Ich war ganz erschüttert. Ich hatte Felsensee-Krankheit. Ich erinnere mich deutlich, daß ich dort zu sterben wünschte, und die Leute zusammenzählte, die wohl diesen Weg machen würden, um zu meinem Grab zu gehen. Nachts hatte ich die wüstesten wildesten Träume. Immer bergauf, bergab, über Schnee und Felsen, mich haltend an meinem Führer; ewig unruhig, fieberisch, so daß es diesmal eine Wohltat war, schon um 4 Uhr geweckt zu werden. — Dienstag, den 7. über die Grimsel — Schlachtfeld zwischen Österreichern und Franzosen am kleinen Todtsee — zum Rhonegletscher. Dort Frühstück! Dann über Furkajoch und stets an der Reuß her — Urner Loch — Teufelsbrücke — bis Fluelen. Am 8. herrliche Fahrt auf dem Urisee — bis Luzern. Erst in Romanshorn traf ich Tausig wieder. Dort sang ich ein schönes Wirtsmädchen an. „Viel Schönes sah ich im Alpenland — bis ich in dir das Schönste fand. — Ich sah den Schnee auf hoher Firn, — doch den hellsten Schnee auf deiner Stirn. — Ich sah der Alpenrosen Pracht, — doch die schönste dir auf den Lippen lacht. — Ich sah die Seen im Sonnenlicht, — doch das hellste dir vom Auge bricht. — Ich möcht' entzückt von all dem Reiz — in dir umarmen die ganze Schweiz."

Dann war ich vier Wochen bei Carl in München, lernte Carlchen und Elisabeth, sowie Riehl[1] und Probst Döllinger[2] kennen. Las auch las mocedades del Cid von Guillen de Castro. Ein kerniges, herzvolles Drama, gewiß Calderon und Lope ebenbürtig. Auch eine Ines las ich von Mejia de la Cerda, die aber schwächer ist. Auch Schacks Literaturgeschichte. Stifters Nachsommer, Campschultes Erfurt,[3] Scheffels Trompeter. Ach, was hätte man sich nicht zu erzählen. Könnten wir doch zusammen leben, wir würden uns nie müde werden, wie man täglich Schwarzbrot und Beefsteak

[1] Wilhelm Heinrich R., der bekannte Kulturhistoriker 1823—97.
[2] Johann Josef Ignaz D., der berühmte Theolog 1799—1890.
[3] Über die Universität E.

essen kann. — Ach und von Wien wie tausenderlei hätte man noch nachzuholen. Von dort aus sende ich Dir einmal ein größeres Gedicht: „Auf der Wanderschaft“,[1] welches ich Wesendonk zum Dank für sechs Handzeichnungen nach Raphaels Psychebildern gab. Das wird Dich freuen. Heckenast kenne ich nun persönlich. Kaulbach besuchte ich. Sein Liszt ist vielleicht das Gelungenste, was er je gemalt hat. — — —

Cornelius.

255. An Carl Tausig.

Nonnthal bei Salzburg Nr. 8.
Samstag, 23. August 1862.

Mein Carl!

Deine dreißig Gulden habe ich am Mittwoch, alsbald nach Deinem zweiten Brief erhalten. Ich habe Standhartner davon sogleich die 20 Gulden wiedergegeben. — O wär' ich nun bei Dir. Es war eine Art Verzweiflungsstreich, mich hier in dem Nonnthal einzumieten. Und nun zieht's mich wie an den Haaren zu Dir nach Wien. Schreibe Du ganz wie Du denkst, daß ich's machen soll, und ich werde Dir folgen.

Es ist frivol, Dir's so mit ein paar Worten zu sagen, wie lieb Du mir bist! Tausig — jetzt ist's anders, als da ich zu Dir nach Genf ging. Jetzt weiß ich, daß ich wenigstens einen Menschen auf der Welt innig liebe und der bist Du! Wir sind für einander bestimmt; möchten wir zusammen leben und sterben! — Ich bin drauf und dran, die Skizze zum dritten Akt hier aufzuschreiben, da ich nun schon einmal das Klavier gemietet.

Sonntag, Nachmittag.

Ich habe den ganzen Tag am Cid gearbeitet, bin besseren Muts. Ich habe in den letzten Tagen drei Mezzosopran- und Baritonduette aufgeschrieben, so daß ich nun ein Heft von sechsen zusammen habe, die ich an Schott oder Büsing verkaufen möchte. — Gebe Gott, daß ich hier noch den dritten Akt zuwege bekomme, so kehre ich fröhlichen Herzens nach Wien zurück.

[1] Nicht erhalten.

Carlchen, ſchreib mir unterdeſſen öfter, es macht mir guten Mut. Aber groß wird die Freude ſein, wenn wir wieder beiſammen ſind. Habe ich die Skizze fertig, ſo gehe ich überall mit Dir hin. Ich binde mich an niemand mehr in der Welt. Seien wir Freunde auf Leben und Tod, ſo bin ich zufrieden. Sei gegrüßt! Bleib hübſch dort im Winkel, bis ich komme!

Dein Cornelius.

256. An Carl Tauſig.

Nonnthal Nr. 8, 16. September,
abends nach 10.

Mein Freund!

Iſt es denn kein Traum, daß ich Dich habe, daß Du mir treu ergeben biſt? Und daß ich Dich ſo liebe, daß mir dies alles erſetzt, alles? Wie ſehne ich mich nach Dir! Wie ſchnell möchte ich zu Dir! — Ich warte noch auf den Brief von Schott. Es wäre einmal ein wunderlicher Glücksfall, wenn der mir plötzlich die Lieder annähme und mir ein Honorar-Almoſen dafür ſchickte. Aber ich glaube nicht daran; wenn ich brav gewartet habe, werde ich einen nichts enthaltenden Brief zur Abſpeiſung bekommen. Dann werde ich Standhartner anpumpen müſſen, um nach Wien zu reiſen.

Ach, ich bin jetzt in den heiterſten Momenten ſo ſterbebereit! Ich ſehe ſo den gänzlichen Schiffbruch meines Leben ein! Denke Dir — Deine Namensänderungspläne ſpuken mir jetzt im Kopf herum. Ich bin den ſchön klingenden Namen jetzt ſo müde. O könnten wir die Kalkuttapläne jetzt ausführen! Keinen Augenblick würde ich mich beſinnen. Mit Dir in die Welt! und je weiter je beſſer!

Verlange keine Stimmungsanalyſe von mir. Nur Du kannſt begreifen, wie mir unter meiner jetzigen Umgebung zumute iſt. Gerade, daß dieſe B.s gute Menſchen ſind — und — dennoch — alles tieferen Inhalts entbehren — das befällt mich mit einer ſolchen Miſere — und nun gar anderswohin zu ſchauen! — Es kommen Erlebniſſe mit Seraphine dazu. Daß ich ſo ſehe — ich werfe ihr mein Herz mit beiden Händen zu — und kann auch nicht einen

Funken Liebe in ihr erwecken! Weiß Gott, welche Vergangenheit da mitspielt! Liebster Carl! Wir sind arme Sünder — aber wahrhaftig — rein wie das Licht dem inneren guten Willen nach! — —

Mein Wesen ringt nach Veredlung, nach dem Hohen und Schönen. Gott, der in mein Herz sieht, weiß es. Dann hoffe ich immer auf die Liebe — und immer vergebens. — —

Siehe doch zu, daß Du den Barbier von dort rettest! — Vergiß nicht! Gott führe uns bald zusammen, mein lieber Carl — und bereite uns nicht die bittre, schmerzliche Trennung. Sollte sich denn nicht ein Winkel der Erde finden, wo wir unser irdisches Pensum zusammen abarbeiten könnten. Ach wie glücklich wollte ich sein! —

Mein Liebster — diese paar Worte mußte ich Dir noch zur guten Nacht sagen. Ich hoffe ja, wir werden uns bald sehn! Gott gebe es!

Dein Cornelius.

257. An Frau Susette Jung.

[Nonnthal bei Salzburg], 30. September 1862.

Liebe Frau Jung!

Zum alten Lust- und Trauertag der Familie sollen Ihnen diese Zeilen auch einen herzlichen Gruß und Kuß von mir bringen. Zum 3. Oktober!

— — Wo steckt der Gustav? Der einzige, den ich von der Familie als Photographie besitze: es ist schändlich! Glücklicherweise ist mein Herz ein besseres Album, als diese jetzt grassierenden Selbstanbetungskataloge der lieben modernen Menschheit. Auch das nimmt einmal wieder ab.

Ich will recht von Herzen wünschen, daß es dem Vater Jung diesen Winter gut geht. Zum Trost, daß er mich solange nicht sieht, erzählen Sie ihm folgende Anekdoten:

Ein getaufter Jud suchte auf alle Weise den Leuten seine christliche Stellung begreiflich zu machen und sagte z. B. in Gesellschaft häufig: Jesus! — Jesus! — Da bemerkte ihm jemand: Hören

Sie mal, mein Beſter, ich glaube Sie dürften immer noch anſtandshalber das übliche „Herr“ dazu ſetzen; bei Ihnen ſcheint die Bekanntſchaft doch noch nicht ſo alt zu ſein!

Ich frug in Wien einen jüdiſchen Kaufmann, weshalb denn ſein Sohn, ein vortrefflicher Geiger, die Kunſt an den Nagel gehängt und wieder die Krinoline von demſelben heruntergenommen habe? Ja, ſagte der Vater, wir haben auch lange geſchwankt zwiſchen Handel und Kunſt, aber endlich ſagt' ich: Wie Du's auch machſt, bereu'n wirſt Du's jedenfalls, eins oder das andre — aber ſo Du wirſt bereuen als Kaufmann, wirſt Du doch bereuen mit Geld im Sack.

Auf der Vorſtadt Wieden zu Wien wird im hohen Sommer ein Herr um ein Almoſen angegangen. „Ja, aber könnt Ihr denn nichts arbeiten? Ihr ſeid doch geſund und ſtark!“ — O ja, aber mein Geſchäft iſt jetzt ſo ſchlecht! „Was ſeid Ihr denn?“ Schneeſchaufler!

Aller guten Dinge ſind drei; ſo gebe ich Ihnen denn auch noch zwei Küſſ' zu dem vorigen und erzähle Ihnen, daß ich hier in Nonnthal bei Salzburg, wohnhaft Nr. 8 beim ſog. Nonnthaler Wirt, den dritten Akt von meinem Cid komponiert habe, ſo daß alſo nun im nächſten Frühjahr die Partitur beendet und wieder eine unnötige Oper mehr in der Welt ſein wird. Meine Muſe befindet ſich übrigens den Umſtänden nach wohl.

Heute fahr' ich wieder nach Wien zurück und es iſt als ob meine Spatzen, die ich mir hier ans Fenſter gewöhnt, die bevorſtehende Trennung ahnten, denn ſie laſſen mir das ſchöne Weißbrot unberührt ſtehen. — Wie geht's Bertha? Ich freue mich, daß ſie fleißig zeichnet, ſie ſoll's nur recht üben, auch ſelbſt komponieren: ſie wird's noch zu etwas bringen. Viele Grüße an ſie und Maria. — Ich habe von hier aus an Schott zwei Hefte Lieder und Duette geſchickt, letztere der Suſanne gewidmet, doch ſeit vier Wochen keine Antwort.

Alſo nochmals, liebe Mutter Suſette, alles Gute und Schöne zu Ihrem Feſttag! Von ganzem Herzen

Ihr Peter.

258. An seinen Bruder Carl.

Wien, am 1. Oktober 1862,
Weißgärber-Pfefferhofgasse 30.

Heil Dir, alter Carl!

Gewiß hast Du eine famose Vorlesung gehalten. Es schwebte mir zwei Monate lang als Ideal vor, zu dem Tag nach München zurückzukommen, um zuzuhören. Denn ich war ja die ganze Zeit in Salzburg geblieben, also nur fünf Stunden entfernt. Ich habe meinen dritten Akt fertig komponiert und kann jetzt an die Ouvertüre und Partitur gehen. Gestern abend bin ich erst wieder hier angelangt, wo unterdes Taußig bei mir gehaust hat. Nun kann ich diesen Winter fleißig dem Geldverdienst obliegen und doch meine Partitur bis in den Sommer hinein fertig machen.

Ich habe auch in Salzburg zwei Hefte Kompositionen, fünf Lieder und vier Duette für den Druck bearbeitet und an Schott in Mainz geschickt, bin aber seit vier Wochen ohne Antwort geblieben.

Es kommt das daher, daß ich ein Honorar gefordert habe — wenn auch kein bestimmtes, so doch überhaupt eins. — Ich habe auch jene drei Gedichte von der Hülshoff in Salzburg komponiert: „Der Ossa sprach zum Pelion", „Wer bist du doch, o Mädchen" und „Wär ich ein Kind" — auch ein kleines Ave Maria.[1] Daneben habe ich noch am zweiten Akte vollendet und den dritten ganz komponiert, wo nun die Szene von Luyn Calvo einen guten Anfang bildet. Ich bin jetzt hier guten Mutes und hoffe, daß der Winter sich nicht so schlecht anlassen wird, und daß meine Partitur unterdessen fertig wird. — Ich habe in Salzburg einige angenehme Bekanntschaften gemacht, einen Professor Ratnitzky, der mir Grüße von Brüggemann bestellte, und auch einen Professor Heyder, Archäolog — nebenbei auch Dr. Hanslick, die drei Genannten preßten mich zu einer Partie an den Königsee. Auch den Rohl sah und las ich, — o über das billige Handwerk, uns heute den Mozart lehren zu wollen. — Aber ich lernte einen ausgezeichneten Musiker zur Ent-

[1] Letzteres bisher nicht auffindbar; die drei andern: Gesamtausgabe Nr. 68, 69, 70.

schädigung kennen, den Robert Franz aus Halle,[1] der jetzt den Bach bearbeitet, eine eigne Natur. Er war gern mit mir zusammen und wir bildeten ein spezielles Künstlerfest, während die Maler das große hatten. Franz machte sich lustig über die eingekniffenen genialen Hüte dieser Maler. — Ich sprach auch Schwind, der mir immer freundlich begegnet und der mir sagte, daß der alte Oheim mit jedem Jahre immer schöner male, während manches früher hart und eckiger geraten sei, komme jetzt alles immer vollendet und schön heraus.

Peter.

259. An Reinhold Köhler.

Wien, Landstraße, Pfefferhofgasse 30
[Anfang Oktober 1862].

Mein Köhler!

Was kann ich mit meinem schweren Herzen besseres anfangen, als es an die Brust des treuesten Freundes zu legen. Ich weiß, auch Du leidest viel und noch unter strengeren Verhältnissen als ich. Es adelt uns, Liebster, es sind nicht die Schlechtesten, die in der Seele leiden. — — — — —

Nachdem ich von meinem Bruder und dessen Familie Abschied genommen hatte, in der Frühe — besuchte ich noch Frau Kaulbach und sie mahnte mich, doch ja die Reformation von ihrem Gatten anzusehen. Ich ging zu Tisch in ein bekanntes Kaffeerestaurant, ganz instinktmäßig — ich war früher schon einmal dagewesen und ich ahnte, möchte sagen fürchtete fast einen gewissen Bekannten dort zu treffen, einen Dr. Grandaur, dessen Du Dich vielleicht zufällig von Weimar her erinnerst, wo er ein- oder mehrmal zu Besuch war. Wie soll ich nun sagen — dieser Mann ist sehr anständig — und doch mir nicht sympathisch — ich hatte ihn bei meinem damaligen Aufenthalt 1858! aufgesucht und stellenweis mit ihm verkehrt — jetzt genierte es mich, ihn so am Schlusse meines Dortseins quasi zufällig wieder zu begrüßen. Ich gab natürlich vor, seinetwegen gekommen zu sein. So lügt man sich hinein. Es

[1] Den bek. Liederkomponisten (1815—92).

iſt dort eine Art geiſtreiche Cliaue. Es geſellte ſich Melchior Meyr[1] hinzu, den ich früher in Berlin im Hauſe Cornelius' oft geſehen hatte und der ein netter Menſch iſt. Auch ein gewiſſer Hertz[2] aus dem Münchener Dichterbuch war dabei. Unglücklicherweiſe hatte ich deſſen Gedicht, ein epiſches, beim ſchnellen Überflug, wo ich mir nur Heyſe, Scheffel, Lingg, Geibel überlas, nicht geleſen und ſtimmte nur mit einer geheimen Verlegenheit in die Verehrung ein, die ihm hier reichlich gezollt wurde. Doch ich will's ja gern gelegentlich nachholen. Ich ſchenkte Meyr und Grandaur Exemplare von meinen Heckenaſiſchen Gedichten. — Dann ging ich mit Meyr und Grandaur die Reformation beſehen; da ſie uns nur mit Widerſtreben und auf mein beſonderes Pochen auf die Bekanntſchaft mit dem Herrn Direktor gezeigt wurde, ſo ſah ich mich veranlaßt, einen Gulden Trinkgeld zu geben. Dies war der Gulden, den ich dann zur direkten Reiſe nach Wien zu wenig hatte. Ich gab ihn auch mit dem entſchiedenſten fataliſtiſchen Accent im Herzen aus. Auch mit der Reformation und überhaupt mit Kaulbach war es mir ſo gegangen, wie mit Grandaur, Meyr und Hertz. Ich möchte zerknirſcht wie Golo ausrufen: „Herr Graf! ich log!“ Wie iſt es doch, Reinhold, bin ich denn wirklich ſo ein elender Kerl? Aber ich will lieber ſterben, oder mich in Winkel verkriechen, als wieder unter die Leute gehen und ihnen ſagen, daß mir ihre Sachen gefallen, wenn's nicht wahr iſt. Bei Kaulbach betrachtete ich die Schlacht von Salamis, wohin er mich auch mit dem Kaſtellan allein gehen ließ. Nun, im Grunde bin ich ja kein Sachkenner. Aber im ganzen war doch mein Gefühl bei dieſem überraſchenden und glänzenden Bild, daß man eben auch vor lauter Einzelheiten zu keinem vollen Geſamteindrucke kommt. Es iſt faſt, als malte Kaulbach vielleicht wirklich mehr Figuren, als dort bei ſo einer Schlacht dabei geweſen ſind. Mir ſcheint, daß er faſt aus jeder einzelnen Figur eine lostrennbare Epiſode machen möchte. Da liegen tote Frauen, die in der koketteſten Lage den Blick auf ſich ziehen — hier Xerxes mit ſeiner Umgebung — dort die Königin auf dem ſinkenden Schiff — dort, in der Ecke links der Griechen-

[1] Dichter und philoſophiſcher Schriftſteller (1810—71).

[2] Wilhelm H., nachmals bekannter Dichter (1835—1902).

tempel mit den frohlockenden, betenden Siegern, dann wieder das Hauptschiff mit dem Themistokles — und auf dem Hinterteil des Schiffes opfernde Priester, die wieder in die Luft nach den unvermeidlichen Geistern weisen. Ja, da muß ich sagen, mein Eindruck von der Hunnenschlacht ist mir heute, nach soviel Jahren, noch eine Erinnerung, die mir wert ist, während der Eindruck dieser Seeschlacht mich hinterher mehr verstimmt, während ich mich doch im Anschauen immer zu überreden suchte — es ist doch großartig. — Nun hörte ich erst hinterher, daß Kaulbach das große Bild von einem Maler ausführen läßt, der in der modernen Technik exzelliert. Da ist unter anderm ein Toter — der so grün gemalt ist, als hätte er schon monatelang im Wasser gelegen, und wüchse ihm das Moos im Gesicht. — Da paßt allerdings die Art, wie in der Farbenskizze alles gegeben ist, besser zum Bilde, jene sieht harmonischer aus und ich würde ihr bei weitem den Vorzug geben. — Ebenso kaptivierte mich auch Liszts Porträt von Anfang sehr, es mochte die persönliche Erinnerung das ihrige dazu tun; aber in der Erinnerung an das Bild kommt es mir nun doch vor, als läge eine gewaltige Affektation in dieser Auffassung, eine Verraffaelisierung, eine Verengelung — die doch eigentlich recht falsch ist. Auch Kaulbachs ganzes Benehmen gegen mich war diesmal so zweideutig; es war, als hätte er sich an des Ohms letztem Dortsein, wo ihn vielleicht manches unangenehm berührte, revanchieren wollen. — Ich seh' ihn nicht mehr. Ich nahm ihn früher arglos auf, sah ihn durch eine Liszt'sche Brille, nun aber ist's genug. — — O Gott, wenn ich doch nur bis zu meinem vierzigsten Jahr so klug werde, nur zu handeln, wie mir's die innerste Seele eingibt. Aber mein Vetter Sipmann, selbst endlich mein Bruder, mahnten mich, Kaulbach zu besuchen. Nun wußte er recht gut, daß ich schon länger da sei, und frug mich danach, ich redete mich natürlich mit einer unbestimmten Zeit aus usw. Kurz, die Reformation sah ich in der Tat nur aus dem Drang an, der Idee Kaulbach gerecht zu werden. Auch dies Bild gefiel mir gut, besonders da ich es von allen Seiten loben hörte, das übt immer einen Einfluß. Doch fehlt dem Bilde eigentlich der innerste Nerv, eine tiefe Überzeugung — die jeder einzelnen

Figur einen innigen Bezug auf das Ganze geben würde. Luther mit der „Nächstenliebe“ iſt dazu nicht geeignet. Überhaupt hat Luther in künſtleriſchen Gebilden nur in dem Stück von Zacharias Werner, in der genialen Szene mit der Flöte und vor dem Reichstag rackend auf mich gewirkt. Auch glücklich ſind die kleinen Bilder von Schwerdtgeburt. Aber Nietſchel war nicht glücklich damit: dem ſagte ich noch meine Kritik — er war ſo ein echter Künſtler — oder ich war noch beſſer. Aber jetzt bin ich wohl ein recht verlogener Hund. — Bei Kaulbach ſind es doch immer nur die Pointen, die die Hauptſache bilden: der Barde, der die antike Leier ſpielt. Gehſt Du dieſem Zug aber auf den innerſten Grund — ſo wirſt Du ihn als unwahr erkennen. — Auch dem guten Meyr machte ich ein Kompliment über ſein Gedicht auf Cornelius — und es iſt doch recht ſchwach. Doch bei Grandaur, der mir ſpäter den ganzen Nachmittag Kompoſitionen zeigte und zuletzt gar eine Überſetzung des Anakreon in Kanzonenform (!) aufbinden wollte, die er höchſt ärmlich zuſammendilettiert hatte, nahm mein beſſeres Weſen wenigſtens einigermaßen wieder die Oberhand und ich ſagte ihm manchen Tadel ganz ehrlich heraus. Aber Reinhold! was haben wir davon? Sehn wir doch nur genau zu, wie's eigentlich in unſerm Leben kommt, daß wir den Leuten nicht die Wahrheit ſagen? Sie wollen ſie nicht! Auch Riehl kritiſierte ich ſeine Lieder, weil ich ſah, daß er wirklich mit meinem Bruder innig befreundet ſchien — nun, ich zweifle ſehr, ob er mir nicht unumwundne Anbetung beſſer gedankt hätte! Freund, wir leben in glaubensloſen, ſelbſtvergötterischen Zeiten! Das iſt es! — Aber ich will nichts von der Welt! Ich will in meinem Winkel bleiben, und wer dahineinkommt und mir die Piſtole auf die Bruſt ſetzt, der ſoll die Wahrheit hören — oder wer mich dafür küßt und mir ein guter, lieber Freund iſt. — — —

Nun noch ein Wort vom Außenleben. Dein liebes Buch[1] werde ich erſt mit dem Kleiſt in der Hand voll genießen, eine baldige wiederholte Lektüre, möglicherweiſe Beſitz des Dichters, iſt mir ohnedies notwendig. Einſtweilen erfreue ich mich dieſer hoch-

[1] Zu Heinrich von Kleiſts Werken Weimar 1862.

anständigen Kundgebung von Dir. Lasalles Buch[1] entrüstet mich eigentlich in der Seele, so virtuos in seiner Art es ist. — — Dein Schriftchen hat einen schönen positiven Wert. Es ist eines so liebenswürdigen Gelehrten würdig, wie Du, mein Reinhold, bist. Jeder lernt gewiß daran. — Grüße Ettmer herzlich, auch Preller's und Genelli. Wie gern schickte ich Dir jenes Gedicht an Wesendonk, ich bin überzeugt, es würde Dich erfreuen, wäre nur, wie so manches andre, das Exemplar in Deinen, als in den besseren Händen. Ich habe das unkenntliche Brouillon, das unentwirrbare, Susanne in Genf geschenkt. — Aus dem Gedächtnisse zu schreiben, würde mir einen vollen Tag nehmen. Darum später einmal!

Meiner Mutter geht es auch immer noch erträglich. Gott sei Dank! Ihr Bild hängt vor mir. Morgens beim Waschen, nackt, wie ich aus Mutterleib hervorging und endlich einmal in die Hölle geschmissen werde, rufe ich im Geiste die Mutter, Susanne und — an. Das ist mein Frühgebet. Das Ewig-Weibliche! Gott sei mir armen Sünder gnädig. — — — Ich habe neulich einige schöne Lieder komponiert. Von Hebbel: „Millionen öder Jahre."[2] Taufig wohnt bei mir; gibt nächstens Konzerte. Er grüßt Dich vielmals, ist ein Mensch von Bedeutung.

Teuerster Freund, jedes Wort, was ich Dir schrieb, ein Kuß für Dich.

Ewig halt' ich Dich fest!

Dein Cornelius.

260. An seine Schwester Susanne.

Wien, Pfeifferhofgasse 30,
28. Oktober 1862.

Liebe Susanne!

Täglich, morgens beim Kaltwaschen, wenn so der Schauer über mich kommt, rufe ich in Gedanken Deinen Namen aus und den

[1] Gemeint ist die polemische Schrift gegen Julian Schmidt.
[2] Siehe Gesamtausgabe Nr. 64.

der Mutter und noch einen dritten, der schon öfter gewechselt hat, zu dem sich die feststehende Persönlichkeit nicht hat finden wollen. Das gehört so zu meiner stillen individuellen Religion; ob ich nun bei Dir bin oder nicht, wo ich auch sei, darin hast Du ja mehr von mir, als wenn ich bei Dir wäre. Auch abends beim Gebet schließe ich Dich ein, und sonst den Tag denke ich wohl auch je nachdem öfter oder seltner an Dich. — In Deinem Brief nach Salzburg hat es mich erschreckt, daß Du mir die Stimmung vorwarfst, in welcher ich Dir geschrieben. Das macht einen ja scheu, sich so zu geben wie man gerade ist. Heute ist mir's wieder schwer ums Herz, und doch fühle ich die dringendste Notwendigkeit Dir endlich zu schreiben. Wenn also um Gottes willen etwas Trauriges mit unterlaufen sollte, nimm's nicht zu schwer. Ich blieb damals noch zwei Monate in Salzburg und komponierte den dritten Akt von meinem Cid. Doch Du wirst alles wissen durch Frau Jung, der ich noch von dort aus zu ihrem Geburtstag gratulierte. — Seit 1. Oktober bin ich nun wieder hier und gebe der Destinn meine Stunden. Von November an habe ich eine neue bei einem Frl. Kratochwil zu 30 Gulden Fixum den Monat, so daß ich einstweilen dann wieder auf 50 Gulden stehe — mit der Hoffnung auf mehr.

Heut ist mir's doch so schlecht zu Mut! Alles seh ich schwarz, verzweifle völlig an meinem Talent, habe Liebesgram, sehe, daß ich's nie zu einem Leben, zu einer Stellung bringe. Aber wenn Du das in der Ferne zu einseitig auffassest, und mir dann vorwirfst, daß ich Dir so schreibe, so tust Du mir unrecht. Kann ich mit Dir anders reden, als mir ums Herz ist? Und morgen — oder einen andern Tag habe ich wieder Mut und sehe goldne Berge. Innerlich, im Gemüt sieht's bei mir ganz gut und klar aus. Ich kämpfe um das Rechte und Schöne und bete darum. Aber es wäre mir vielleicht besser, ich wär' stellenweis ein infamer, neidischer, niederträchtiger Kerl und brächt's nur dabei weiter im Leben. Doch nein — ehrlich gesagt! doch nicht! — Ich tausche mit niemand, wie mir's auch gehen mag, geistig und materiell. Wie ich einmal in meiner Haut stecke, so nehm ich's an und will's bis ans Ende tragen. Hab' ich doch neulich ein schönes

Lied komponiert, welches, wenn Du es einmal hörst, Dir sehr gefallen wird. Es ist auf einen eignen Text, was lange nicht da war. Ich schreibe Dir ihn auf, so komm' ich auf andre Gedanken.[1]

Er geht auf eine schöne, einfache Melodie zu singen, mit leichter Begleitung. Ich bitte Dich, sies das niemand over, der Text ist sehr schwach, aber von Herzen, und als Lied sehr schön!

Ich habe noch einiges Lyrische gesündigt, aber es soll gewiß das letztemal sein. Hier ein Verschen an die kleine Gräfin Salm auf eine Visitenkarte geschrieben:

Deinem Stern einen Gruß,
Der so golden und blank!
Deinem Engel ein Lob!
Deinem Glück einen Dank!
Deinem Los ein Gebet!
Deinem Leben ein Heil!
Deinem Herzen die Lieb'
Und der Himmel Dein Teil!

Du siehst, ich bin wieder mitteilsam; ich fing den Brief in einer jämmerlichen Situation an. Seit dem ersten Oktober gewöhnt, ein oder zwei Abendstunden einer Herzensangelegenheit zu widmen — blieb ich gestern zum erstenmal, heute zum zweitenmal — aus Charakterfestigkeit!! — zu Hause. Aber wie einem das schwer fällt! Der Kampf! Da war mein Herz wie vernagelt — aus reiner Verzweiflung. Unterdes habe ich mit meinem Taufig, der hier bei mir wohnt, meine Trauben gegessen und wir haben über die Konjugationen der englischen Zeitwörter gesprochen und ich sagte to love wäre regelmäßig — loved, und er sagte, es wäre eigen, daß fast in jeder Grammatik „lieben" als Abwandlungsmuster gebraucht würde. — Am 22. November gibt er hier Konzert; spielt auch in einer Quartettsoiree von Hellmesberger. — Wir

[1] Tief im Gemüt mir Liebe glüht. . Siehe „Gedichte" und Gesamtausgabe Nr. 73. C. hat das Lied später seiner Frau gewidmet.

ſind gute Freunde und bleiben es durch dick und dünn. Hier noch einige Lieder.[1]

Du wirſt aus meinem Brief an Frau Jung geleſen haben, daß ich Dir ein Heft Duette gewidmet habe. Es ſind zwei Gedichte von Hebbel, Liebesprobe und der beſte Liebesbrief, ſodann Hans und Grete von Uhland und das kleine Stück: Du biſt mein, ich bin dein, was wir ſo manchmal zuſammen ſangen. Das habe ich in Salzburg hübſch geſetzt — es klingt jetzt ſehr gut, ſo wie ich auch Hans und Grete neu bearbeitet habe.[2] Aber denke Dir, Schott hat mich bis jetzt, ſeit zwei Monaten und länger, weder auf die Sendung von Salzburg aus, noch auf einen Anfragebrief von Wien aus ein Wort hören laſſen. Wie findeſt Du das? Ein Heft Lieder dabei iſt Standhartner gewidmet. Wahrſcheinlich haben die Mißverhältniſſe mit Wagner daran ſchuld und der Umſtand, daß ich ein Honorar gefordert, welches ich übrigens völlig ihm anheimſtellte. Daß ich in ſolchen Dingen ſo völliges Unglück habe, iſt oft meine Verzweiflung. — Von Carl habe ich Nachrichten. Bleibe auch immer in Korreſpondenz und gutem Einverſtändnis mit ihm. Er iſt ein lieber, edler — ſeltner Menſch. — Von Eliſe hatte ich neulich einen lieben, großen Brief, der mich überaus freute. Die gute Mutter iſt auf der Neige! Nun, meinen Segen hat ſie von mir, ſolang ich lebe. Doch hoffe ich ja, ich umarme ſie noch einmal. In Nonnthal träumt' ich einmal ſo lebhaft von ihr. Ich ſchleppte mich mühſam an ihr Bett und ſagte: Nun Mütterchen, du haſt ja ſo gute Kinder, den Carl, die Suſanne — die Lieſe. Dabei verging mir die Stimme, weißt Du, wie man manchmal ſo heiſer im Traum ſpricht — und die Mutter ſank ſo auf ihr Kiſſen zurück. Das träumt' ich ſo lebhaft. — Jetzt hatte ich ſeit zwei Nächten denſelben Alpdruck — ſowie eine ganz zarte aber geiſterhafte weibliche Umarmung — ſo daß ich dachte, es iſt die Suſanne, und ſie läßt dir keine Ruhe bis du ihr ſchreibſt. —

[1] Flügel mich empor zu ſchwingen...
Im tiefſten Herzen glüht mir eine Wunde...
Blühſt du in der Schönheit Zier...
Macht allein, allen Schein...
Siehe „Gedichte".

[2] Letzteres bisher nicht auffindbar.

Wagner ist im Anzug — über Leipzig hierher. Seine Verhältnisse sind in einer unglaublichen Bredouille. Nun, er macht's danach. Sein ganzes Leben ist ein Hieb über die Schnur. Hier wird nun das Elend erst recht los gehen. Ihm ist nicht zu helfen. Hol der Teufel den modernen Brahmanismus oder Buddhaismus! Ich bleibe schon bei meinem dummen bißchen Christentum. Aber er ist ein gewaltiger, bewundernswerter Geist. — Ich behaupte, er hätte jetzt nur eines zu tun: den Hans Sachs in Biebrich fertig zu schreiben — alles andre ist vom Übel. —

Heute war der Graf Salm persönlich bei mir und wiederholte seine frühere schriftliche Einladung nach Mähren, wo er Güter in Blansko hat. So muß ich denn wohl auch einmal hin. Diese Leute scheinen eine aufrichtig gute Meinung für mich zu haben. Im übrigen, liebste Susanne — weißt Du alles! Du weißt alles! — Aber ich habe kein Glück. Ernst und heilig ist mir's dabei zu Mut — ein Ringen nach allem Schönsten. Du hast mich dazu ermuntert und so manches andre Zeichen — aber es soll nicht sein. Ich bitte Dich aber, es ist mir blutiger Ernst, klatsch' nicht über das, mit niemand, zeig auch niemand eins von den Gedichten, denn ich schäme mich, daß ich noch welche fabriziere — es sind aber ganz zweifelsohne die letzten, man merkt auch schon bedeutende Abnahme der Kräfte und eintretende Altersschwäche.

Es ist nach 10 Uhr über das alles geworden. Laß mich bald einmal etwas hören. Grüße Hestermann, Jungs, Bertha, Hessens vielmals, aber lies niemand meinen Brief oder ein Gedicht, ich bitte Dich wiederholt darum. Ich nehm' mich zu lächerlich aus, als ewiger alter Liebhaber, der nie in das Fach der bonvivants übertreten will. An mir ist schon einmal, in jeder Hinsicht, Hopfen und Malz verloren. Kein Stern, der mir leuchtet. Gott sei mit Dir, teuerste Susanne, und verleihe Dir und Hestermann und den Freunden einen segensreichen Winter. — Ich bin gesund, und den Umständen nach wohl! —

Dein Peter.

261. An Carl Tausig.

Wien, 4. November 1862.

Du drückst Dich schon in Deine Kissen
Nach unsrer englischen Lektion,
Schläfrig und stolz von vielem Wissen!
Sprichst Du im Traum wohl englisch schon?

Wie wunderlich! Am Themsestrande
Bestahl und liebte man Dich meist
Auf deutsch und welsch — im Donaulande
Lernst Du erst, wie dies englisch heißt.

Wie unsre Pfade sich verweben,
Sich einen bald zum selben Weg,
Bald wieder auseinander schweben
Nun glatt und grad' — nun rauh und schräg!

Was sag' ich von den Nebelbildern,
Die unsres Bund's Roman durchziehn?
Soll einen Tag mein Sang Dir schildern
Aus Weimar oder Genf und Wien?

Doch wie zum Retten oder Scherzen
Sie sich vermummt in Wohl und Weh,
Es bleibt die Freundschaft unsrer Herzen
In jeder Form die gute Fee.

Bald läßt sie uns einander schwinden,
Und steckt sich selbst in Trauerflor,
Wenn wir uns schnell dann wiederfinden,
Schwebt sie uns rosig, golden vor.

Drum laß Dir heut' Dein Fest bereiten
Und mich laß meiner Liebesnot!
Ob wir getrennte Wege schreiten,
Die Fee trägt dennoch rosenrot.

Die Welt nenn' immer uns ihr eigen!
Den Quell, der ſtill verborgen rauſcht,
Wenn wir das tiefre Herz uns zeigen,
Hat nur die gute Fee belauſcht.

Es freu' die Welt ſich unſrer Gaben
Und denke, ſie verſtünd' uns ganz;
Was ſtill wir aneinander haben,
Weiß nur die Fee im goldnen Kranz.

262. An ſeine Schweſter Suſanne.

Wien, 16. November 1862,
III. Landſtraße 1, Pfefferhofgaſſe.

Schnell ein paar Worte an Dich, meine liebe Suſanne! Dein Brief hat mich herzlich erfreut! Beſonders freundlich war es von Dir, ſo bald an Seraphine zu ſchreiben. Sie hat mich den Brief leſen laſſen. Wie gut Du von mir ſchriebſt. Zu gut! Aber ich will es in der Folge verdienen.

Nach mancherlei Kämpfen iſt mein Herz jetzt frei und fröhlich. Sie kennt nun meine innige Neigung und ich überlaſſe es einem gütigen Schickſal, ob endlich etwas daraus werden ſoll. Ich hoffe es! Einſtweilen will ich den beiden Mädchen ein Bruder ſein! Es ſind ſo herzensgute arme Kinder! Wahrlich beide ſind ſo ganz ohne Arg wie die Tauben. Ich bin ihnen ſo fromm ergeben. Wollte Gott, daß ich den Mädchen einmal Vater und Freund ſein könnte. Sie ſind mir wirklich von Herzen gut. Meine Leidenſchaft ſoll mir keine dummen Streiche ſpielen und ihnen das Leben nicht verbittern. Seit Jahren nicht, und vielleicht nie, hat mein Herz eine ſolche Zärtlichkeit empfunden. Täglich dort ein oder zwei Stunden zu verleben, iſt mir ein Himmel. Mit Seraphine ſpiele ich vierhändig, mit Erneſtine übe ich den Geſang. Sie ſingt auch jetzt die Brautlieder. Doch weiß ſie wohl, wem mein Herz gehört. Bleibe dabei, Suſanne, und ſage niemand etwas davon. Ich war nie ſo glücklich als jetzt. Mein Fühlen und Denken hat die

erſehnte einheitliche Richtung. Auch auf das äußerliche Leben wird es bald ſeinen Einfluß zeigen. Ich nehme mich ganz zuſammen in dieſer Neigung, ſittlich und geiſtig. Ich bin einig mit Gott und mir ſelber. Wie lange mußte ich danach vergebens mich ſehnen. Nun iſt es da — ich fühle mich wie verklärt.

Sage es ihr ſpäter einmal, wenn Du ſie ſiehſt, wie lieb ich ſie habe. Ich denke nur ſie, wo ich gehe und ſtehe. O, es wird ja möglich werden, daß ſie meine Frau ſein kann! Alle meine Fehler und böſen Neigungen opfere ich Gott freudig um dieſer Liebe willen. Denke Dir, in Nonnthal habe ich alles Böſe in mir ſympathiſch beſprochen — ich habe den alten Menſchen förmlich von mir geworfen und dabei einmal ſo gebetet, daß es vielleicht einmal ins rechte Ohr gedrungen iſt. Seitdem iſt mir wunderbar geholfen. — — — —

An die Frau Schott will ich wirklich ſchreiben und zwar in dieſen Tagen. Es wäre mir lieb, wenn dieſe beiden Hefte in dieſem Winter herauskämen, ich könnte bald drei andre hinterherſchicken.

Taufig hat geſtern mit Beifall die Phantaſie mit Chor von Beethoven in einem großen Konzert des Kärntnerthortheaters geſpielt, wozu er eingeladen war. Am 22. gibt er ſein erſtes eignes Konzert. In ſeinem zweiten wird vielleicht auch der Sänger Mayerhofer (Sohn eines Freundes von unſerm Vater) einige Lieder von mir ſingen. Er wohnt noch bei mir und läßt Dich ſehr herzlich grüßen. Laß Dich photographieren, und ſchick's uns. Auch Standhartners!

Heut' ſag' ich Dir ade! Grüße Heſtermann, Bertha und alle! Nächſtens ſchreibe ich Dir mehr, und vielleicht auch manches Angenehme. Einſtweilen freue Dich, daß das Höchſte für mich gewonnen iſt: Liebe auf Leben und Tod! Ich küſſe Dich vielmals, meine liebe Suſanne.

Dein Bruder Peter Cornelius.

263. An seine Schwester Susanne.

III. Landstraße 1, Pfefferhofgasse,
23. November 1862.

Tausend Dank, liebes Herz, für Deinen schnellen und lieben Brief. Du glaubst nicht, wie hübsch Du schreibst, ich glaube, es gibt nicht viele, die so erfreulich liebe Briefe schreiben, wie Du. Die kleinen Witze vom Emmerich sind prächtig. Ich erzählte den einen meiner Destinn, die jetzt auch kleine Nessen nebst deren Eltern bei sich hat, welche sehr lachte. Auch bei Standhartners, welche nicht so sehr lachten. Das ist der Unterschied und auch eine Geschichte.

Tausigs Soiree ist gestern gut ausgefallen. Wenn man bedenkt, welche Vorurteile bei diesem ganz kuriosen Wiener Publikum gegen Liszt usw. herrschen, so war sein Erfolg ein glänzender. Keiner spielt hier so wie er, das, glaube ich, bestreitet auch niemand. Dagegen über die Art des Vortrags sind die Meinungen heutzutage ebenso geteilt, wie über Kompositionen und deren Wert. Die einen können gar nichts und die andern alles allein, wenn man den einzelnen glaubt. „Meine Muse ist die hohe, hehre, heilige Göttin — deine ist eine Hure, eine Metze!“ — so heißt's heutzutage. Und wenn Liszt heutzutage erst noch seinen Ruhm sich erringen sollte, er wäre übel dran. — Tausig hatte eine Elite von musikalischem Publikum. Hebbel und Wagner applaudierten ihm, manche Aristokraten und seine Frauen, und ich vermute, daß die Kritik notgedrungen ihren schroffen Ton etwas gegen ihn wird ändern müssen. Sieh Dir einmal das beifolgende Programm an, und denke, daß er das auswendig mit vollendeter Meisterschaft und einer Fülle von Darstellungsformen im Vortrag spielte! Möchte nur das Geschick ihn zwingen, ohne mögliche Hintertüren auf der Künstlerbahn vorwärts zu schreiten — so wird sicher ein ganz besondrer Mensch aus ihm. Ein hervorragender Musiker ist er heute schon. — Die Welt und dies Kunsttreiben ekelt ihn an — er möchte jahrelange Einsamkeit, in Kunst und Philosophie versenkt, erstreben. Aber er wird schon in den sauren Apfel beißen müssen, im trüben Wasser schwimmen, bis er vielleicht einen süßen Kern und reine Wellen findet. In

seinem nächsten Konzert debutiere ich also vielleicht als Liederkomponist. Hoffen wir, daß auch das gut abläuft. Jetzt arbeite ich wieder regelmäßig an meinem Cid. Mein Tag ist genau eingerichtet, nur leider die Destinn bis jetzt noch meine einzige Stunde. — Aber ich selber läutere mich, fühle mich innerlich und der Außenwelt gegenüber ruhig und von wachsendem Selbstgefühl. Ach, ich liebe nun diese Deine gute Freundin so glühend! Nie ist mir etwas so nah gegangen — nie habe ich Leib und Seele in einem einzigen Gedanken so zusammengehalten. Auch die Schwester habe ich so lieb. Diesen beiden Kindern etwas zu werden, ist mein alleiniger Wunsch. Es scheint alles noch so fern, aber ich weiß, bin ich nur innerlich ganz der rechte Mensch, so wird mir Gott auf einmal alles geben. — Denke Dir, ich führe jetzt ein letztes Tagebuch, so schön, wie noch nie. Ich schreibe es ganz für die Seraphine und geb' es ihr zum Andenken, wenn's voll ist. Dann schreibe ich nie mehr eins, und wenn ich alle Weisheit der Welt aufzuschreiben hätte. Aber von meiner Liebessehnsucht soll ein Blatt bleiben.

Es wird Dämmerung und ich schließe die paar Zeilen. Nicht wahr, ich bin brav, daß ich Dir sobald wieder schreibe? Ach, Susanne, wenn ich doch glücklich sein könnte! Aber alles, wie Gott will!

Heut' abend ist Vorlesung von Hans Sachs bei Standhartners, wo auch Hanslick gegenwärtig. —

Ich schließe und gehe bald — ein Sonntagsgedicht für Seraphine in der Tasche. Drei Kreuze auf dem Siegel.[1] O Gott, welche Sehnsucht habe ich — daß sie nur das eine Wort zu mir sagte! Aber sie sagt ewig: Hab' nur Geduld! — Susanne, bis bald schreibe ich Dir wieder. Sei ewig mein! Grüße alle von

Deinem Peter.

[1] Er besaß ein Petschaft, auf dem drei kleine Kreuze eingraviert sind.

264. An seinen Bruder Carl.

Wien III. Landstraße 1, Pfefferhofgasse
[Anfang Dezember 1862].

Mein lieber, guter Carl! *

Tausend Dank für Deinen gestrigen Brief. Nein, es ist alles angekommen, auch Dein Schreiben an Frau Müller, was mich freute — nur war ich zu faul und von der — Saison, die ich diesmal ziemlich anhaltend mit durchmache, zu sehr in Anspruch genommen, um schnell zu antworten. Auch ist Wagner jetzt hier, und ich bin wieder fleißig mit meiner guten Destinn, welche in der ersten Probe zum Tristan zum Neid aller übrigen das ihrige geleistet hat. „Aber wie treffen Sie denn nur die Stelle?!" frug sie der Kapellmeister Esser. „Ja, wie ich's mach' weiß ich nit, Herr Kapellmeister, aber wenn ich's nur gut mach'!" sagte sie. Gestern gab Tausig, der hier bei mir wohnt, sein zweites Konzert, dessen Programm ich Dir mitschicke. Mein Sänger, Herr Panzer, wurde sehr applaudiert, und im ganzen war es für mich eine günstige Gelegenheit, soeben einmal die Nase ins Publikum zu stecken. Auch wendete ich Tausig ganz vortrefflich die Blätter um.

Außerdem die erfreuliche Nachricht, daß Schott meine beiden neuen Hefte drucken wird, und mir das Lied mit einem Dukaten (Summa 9 Dukaten) honorieren wird.[1] Mir scheint, daß ich deshalb in der nächsten Zeit ungewöhnlich fruchtbar sein werde. Ich bestand diesmal auf Honorar und freue mich nun des bereits siegreich erfochtenen Dukatenstandpunkts. Auch soll Schott die zweitvornehmste Verlagshandlung sein. — Ich freue mich auf die Photographien. Wie oft denke ich an Elisabeth und die Kinder. — Ich bin auch wieder einmal in gesegneten Umständen mit einer Liebesangelegenheit. Ja, lieber Himmel — ich meine es so ernst — und es geht mir alles so nah — aber ich werde wunderliche Wege geführt. Ich ergebe mich drein.

Ich freue mich auf Deine Rede. — — Ich denke soviel an Weihnachten, kann mich aber noch nicht entscheiden. Am 26. gibt

[1] Gemeint sind Op. 5 und 6, die er Standhartner bzw. seiner Schwester Susanne widmete. Siehe Gesamtausgabe: Einstimmige Lieder und Duette.

Wagner sein großes Konzert, meine Destinn rechnet auf mich und auch Wagner mit kleinen Dienstleistungen.

Ich schreibe Dir bald wieder und besser. Der Gruß von Paul Heyse freute mich. Ich glaube, wir haben das Gemeinsame, daß wir bessere Menschen als Dichter sind. Suchen wir das zu werden, wozu uns der liebe Gott einmal brauchen kann — es ist ein Höheres und Schöneres als wir in unsern besten Stunden ahnen! Leb wohl, mein lieber, guter Carl!

Dein Peter.

265. An seine Schwester Susanne.

Wien, 5. Dezember 1862.

Liebe Susanne!

Zwei Worte, ein Programm, neun Dukaten (von Schott) und tausend Grüße. Das Konzert war sehr hübsch, bringt aber nichts ein. Herr Panzer sang meine Lieder sehr nett, sehr hübsch; mir gefiel vor allen das schlummernde Kind. Hebbel und seine Frau waren gegenwärtig. Auch das Fürst Liechtensteinsche Paar. Panzer wurde von Herzen applaudiert, es war kein ganz geringer Erfolg für mich. Tausig, exzellierte im Walzer von Gounod. — Meine Destinn und unsre Seraphine saßen nebeneinander. Das dritte Lied war ihr Lied. — — Ach, ich werde nicht glücklich sein! Aber ich meine es treu! Gott sieht in mein Herz! —

Tausig läßt Dich vielmals grüßen. Der hat doch einmal einen Tick von Peterscher Schule weg. Der und Du!

Das letzte Lied war Annas Lied. Ich will noch einmal ihr Gedenken feiern.

Wagner fomentiert bereits in allen hiesigen Kreisen. — Die M.... ist nicht so arg, wie ich mir dachte — und er bleibt halt doch immer der Wagner. Tausig und ich, wir behandeln ihn mit aller Hingebung, aber immer auf alles gefaßt! Er ist bis jetzt sehr nett und guten Muts. Doch lieber von so einem was ausstehen, als Liebkosungen von all dem Creti-Pleti!

Nächstens mehr von

Deinem Peter.

266. An seinen Bruder Carl.

Wien, 19. Dezember 1862,
III. Landstraße 1, Pfefferhofgasse.

Lieber Carl!

Diese Adresse ist keine neue, ich wohne ganz auf dem alten Fleck, es ist nur in der Benennung diese neue Anordnung getroffen worden, daß die kleinere Vorstadt Weißgärber zur großen Landstraße geschlagen worden ist.

Seit Montag schon habe ich Deinen Brief mit den einliegenden 100 Gulden empfangen und hätte Dir umgehend geantwortet, wenn nicht hunderterlei Dinge mir die Entscheidung zwischen Gehen und Bleiben so schwer machten. Wagner ist hier und gibt am Stephanstag sein großes Konzert mit 103 Musikern bloß im Orchester — es sähe schrecklich konfus aus, wollte ich dieser Angelegenheit geradezu aus dem Weg laufen. Dennoch würde ich am liebsten zu Dir hinüberkommen, könntest Du mir bis zur Vollendung des Cid in Eurer Nähe ein Studierzimmer einrichten und bestreiten. Ich sehe kein Heil für mich, als im beharrlichen Ausarbeiten meines Werks — aber Du kannst Dir denken, daß ich jetzt unter all diesen Abhaltungen kaum an die Partitur werde gehen können. Worum es mir auch hauptsächlich leid ist, ist abermals meine Destinn, welche sich freut, mich wieder zu haben und welche ich ungern sitzen ließe. Sie möchte gerade jetzt einige neue Partien studieren. — Nun tritt auch ernstlich wieder die Frage auf, daß ich für Kurandas Ostdeutsche Post das musikaliche Feuilleton übernehmen soll. Wagner hat deshalb mit ihm geredet; aber es wäre mir dann, abgesehen von unsern Verabredungen, peinlich, sogleich von Anfang wieder auf den Parteistandpunkt angewiesen zu sein — ich habe Angst davor, würde mich gar nicht einmal frei entfalten können, weil mir von Anfang an eine Art Rolle zugeteilt sein würde. Doch würde mir es immer eine Art Lebensunterhalt sein, was mir in meiner jetzigen Herzensverfassung doppelt erwünscht sein müßte. Doch machte Kuranda, vielleicht durch den Schluß des Reichsrats hingehalten, noch keine Anstalten, mich zu — gewinnen. —

Aber auch in meinen Herzensangelegenheiten blüht mir kein Heil. Ich finde alle Liebenswürdigkeit und Freundschaft — aber nicht die Seele, die ich suche. Ich kann Dir sagen, daß ich, wie ich gestimmt bin, jeden Augenblick in ein Kloster gehen möchte. Und da wär' mir wieder die Frömmigkeit par excellence zuwider — so möcht' ich Einsiedler werden. Die Welt ist so verdorben und zerfahren. Sie ist es wirklich. Alle Verhältnisse, in die man näher hineinsieht, sind wurmstichig. Es ist kein Glauben mehr in den Menschen. — — —

Der Professor Statnitzky, dessen Frau eine Lassaulx, hat mich auch mit großer Freundlichkeit zu Weihnachten eingeladen. Doch bin ich für diesen Abend schon einmal bei Standhartners. Würde ein Sänger zu Wagners Konzert heiser, daß er's verschieben müßte, ich reiste augenblicklich zu Dir hinüber.

Sei umarmt von Deinem Peter.

267. Aus dem Tagebuch 1862—63.

20. November.

Wir waren bei Wagner. Er gab einen musikalischen Abend für sein Fräulein Friederike M..... Ihr Kammermädchen saß als Duenna mit in der Stube. Es ist nicht so arg mit der Friederike, wie sie's von Mainz aus machten. Sie ist kein übles Mädchen — dem Anschein nach. Sie ist verständig, ohne sich damit hervortun zu wollen. Sie ist nicht sehr hübsch, aber sie hat eine lebensvolle Physiognomie. Wagner benimmt sich sehr nett und dezent in ihrer Gegenwart. Wenn er denn schon eine solche Liaison haben muß, so fährt er, wie es scheint, mit dieser ganz leidlich. — Ich wollte zu Grädners Konzert gehen, hatte gar keine Ahnung, daß so was bei Wagner sein sollte. Als ich kam, war Standhartner und Ander bei ihm. Dann kam Carlo. Da brachen wir bald auf, um Ander los zu werden, von dem wir uns am Hotel Munsch verabschiedeten. Da wollte ich auch Adieu sagen, um zu Grädner zu gehen. Da geriet Wagner aber in eine krampfhafte Aufregung, schwamm wie eine Rheintochter zweimal in einer Sekunde die innere Halle von

Munsch auf und ab, sagte gleich: „Nun, dann ist's nicht — Ihr seid aber auch Menschen — ach, ich bin Gemütsmensch, aber Ihr habt keins!“ usw. kurz, er dachte nicht anders, als ich wolle mich der M.... wegen fernhalten. Da gaben wir denn beide nach und gingen in sein Hotel, ihn zu erwarten — und so fand denn der musikalische Abend statt, dessen Kosten Carlo trug. Er spielte die Suite von Händel, die E-Sonate von Beethoven, die Nocturne von Field, zuletzt seine dritte Soiree. Die Sonate war der Glanzpunkt. Wie da auch Wagner zuhörte, vergaß man ganz das Sterbliche, was ihm anklebt und sah ihn als ewigen Geist vor sich. Er war überhaupt nett den Abend, sprach vieles recht Anregende über Schopenhauer, Calderon (Arzt seiner Ehre), Beethoven. Kurz, der Abend war ganz hübsch. Er lobte auch mich, daß ich so heiter und gesprächig gewesen sei, ich habe sonst seit seiner Wiederkunft so was Umschleiertes gehabt.

Umschleiertes! Ahnt er es denn, ahnt es denn jemand außer Dir, meine geliebte, schöne Freundin, wie mir zu Mut ist? Wie ich innerlich an mir arbeite, seit ich Dich kenne — oder vielmehr seit Du mir die Seraphine bist? Ach, wie mich ein solcher Abend, ein solcher Kontakt mit der Welt bang und schwindlig macht! — — —

Nachdem wir auseinander schieden, ging ich mit Carlo heim und machte noch den Umweg, um zu Deinem Fenster hinaufzusehen, Liebe! — — Es ist mir gut, daß ich so schmachten muß. Die Sinnlichkeit soll mir nicht die schöne heilige Liebe verderben. Hab' nur Geduld, hast Du gesagt! Das soll das Motto all meines Tuns sein. — —

Carlo hat sein Licht ausgelöscht und gibt sich schon in tiefen Atemzügen dem nahenden Schlummer hin. Seitdem hat es Mitternacht geschlagen. Geliebtes Herz! Einst wird ja dies fröhliche graue Buch Dein eigen sein! Dann lies, wie lieb ich Dich habe, wie tausendmal ich Dir gute Nacht sage, und sei mir gut.

Mit diesem Wort beginne ich die neue Seite, auf welcher noch aus früheren Zeiten ein weißes Haar von Liszt liegt, das ich mir aufgehoben. Jetzt legt' ich es hinüber, um hier schreiben zu können. Später will ich Dir auch erzählen, wer das Buch gestickt hat. Es war eine Prophetin, eine Vorbotin dieser meiner guten, fröhlichen

Zeit — in troſtloſen, trüben Tagen. Auch ſie beſitzt ein Tagebuch von mir, aus welchem ſie die trübſten Blätter verbrannte, deren Aſche ich noch heute beſitze. — — —

22. November um 5½ Uhr.

Es iſt heute ein großer Tag für uns. Carlo ſitzt eben noch am Klavier und ſpielt die Ouvertüre der Suite von Händel in G moll. Um 7½ Uhr beginnt ſeine Soiree.

Ihr gütigen Genien des Glückes ſeht günſtig auf die kleine Familie in der Pfefferhofgaſſe Nr. 1 herab und gebt einen guten Abend. Nur ein Fünkchen Glück und einen guten Erfolg. Suſanne ſitzt in Mainz vielleicht einſam oder ſtill mit Heſtermann in der Stube und denkt her. Das wird helfen. Seraphine, Du wirſt mit pochendem Herzen im Konzert ſitzen. Auch das wird helfen! Die Krokow wird magnetiſieren, Wagner applaudieren. Graf Zaluski iſt heute noch beſonders für das Konzert angekommen und das hat Carlo ſehr erheitert. Trema, ſagte er, habe ich nicht. Ich bin keiner von den Trema-Menſchen. — — —

22. November.

In der holdſeligen Mitternachtsſtunde.

Es war ſchön — aber da bin ich ſchon im tiefſten Geſpräch mit Carlo — der ſchon vor mir nach Hauſe kam. Wir ſprechen von allem, von Wagner, Hebbel, Brahms.[1] — Zum Schreiben kommt es nicht — wir ſprechen eben zuſammen. Soll ich ein zweites Konzert geben? fragt Carlo. —

Ihr habt es gut gemeint, liebe Genien — ihr habt weiſe und tief gewaltet über dem allem. Pietro ſagt euch ſeinen Dank für Carlo. Ach wie reich war dieſer Tag an Aufregung. Morgens am Cid gearbeitet. Dann kam Guſtav und veranlaßte ein langes Geſpräch über Wagner und ſeinen Triſtan. Dann fand ich bei meiner Deſtinn Schillers Ideale und las es ihr vor. Lies einmal

[1] Eine andre Tagebuchſtelle lautet: Carlo hat an Brahms geſchrieben und ihm Komplimente über ſein Quartett gemacht. Er freut ſich, noch unverdorbene rückhaltloſe und neidloſe Bewunderung in ſich zu finden. Merkwürdig, daß wir beide mehr für Brahms ſind als faſt alle andern!

das Gedicht wieder und denke Dir dann meine Stimmung dabei nach dem Gespräch über Tristan. — — Dann das Konzert und all die hunderterlei Beziehungen, die es mit sich brachte — dann ein Kampf über Schumann mit Wagner[1] und zuletzt Du Seraphine. O Gott, sei tausendmal gegrüßt. Dein Lächeln meine Göttermilch. So habe ich eine unvergeßliche Stunde bei Dir verlebt. So vor Dir zu sitzen und Dir sagen zu dürfen, wie ich Dich liebe, welche unaussprechliche Lust! — — Seraphine, wenn ich einmal Deine Sprödigkeit überwinde, wenn Du mir einmal aus vollen Händen gibst, was Du mich jetzt in kargen Tropfen erschmachten lässest, dann lies diese Zeilen, denke zurück, wie ich litt und kämpfte. Du kannst mich dann nicht oft genug küssen, um alles gut zu machen, alle Wunden zu heilen, die Du schlugst. Noch soll ein Lied der Liebesfreude hier stehen, das ich heute sang und das ich noch ungenutzt mit mir tragen muß, da ich's Dir noch nicht geben konnte.

Feuer vom Himmel
Stahl einst ein Halbgott,
Menschengebilden
Seele zu leihn.

Feuer vom Himmel
Glüht uns im Herzen,
Frag' nur die Sage,
Himmlisches Lieb!

Und willst Du zürnen,
Daß vom gestohlnen
Funken der Sinn mir
Diebisch gelaunt?

Daß ich vom Antlitz,
Wo's in den Lippen
Lachend emporsprüht,
Feuer Dir stahl?

Sieh' wir ersehnen,
Sterbliche Menschen,
Stets unsres Bildners
Göttlichen Raub:

Feuer vom Himmel!

23. November.

Wieder waren wir einen schönen Abend zusammen, o meine Seraphine — und wieder weihe ich Dir in gesegneter Mitternachts-

[1] Mein Vater ereiferte sich stets, wenn sich W. über Sch. moquierte und eins seiner Lieblingslieder z. B. „Es zogen zwei junge Gesellen" im Leierkastenton herunterträllerte.

ſtunde ein Wort der Erinnerung daran. — — Bin ich krank? Soll ich ſterben? Ach, ich hatte vor ein paar Stunden ſo einen lebhaften Wunſch danach. Ein paar Augenblicke dachte ich: Nur ſterben, ſterben! — Warum? Es war ja doch alles ſo ſchön! Wagner las ſein lebensvolles Gedicht[1] ſo begeiſternd vor, ich ſah eine erleſene kleine Geſellſchaft, in der eigentlich jeder Anweſende mir eine mehr oder weniger ausgeſprochene Teilnahme zuwendet. Während der Vorleſung gabſt Du mir ſo gern Deinen Blick, wenn ich ihn ſuchte, ja manchmal ſchien es, als ſuchte er mich. Welch glückliche Stunden waren es nicht! — — War es nicht in der Tat eine geiſtig erregte, kleine Gemeinde, unter der es einem wohl ſein konnte?

Je nun, der Wunſch zu ſterben iſt ja nicht bloß der Drang nach einer Erlöſung aus Leid und Not. Mitten im Glück iſt es eine Bangigkeit, daß wir ein Höchſtes nicht erreichen — es iſt wie ein Schwindel, der uns in die Tiefe des Himmels hinabziehen möchte, uns befreiend von aller irdiſchen Schwere. Ich kann eine Schwermut nicht leugnen, die mich jetzt erfüllt, und dennoch iſt ſie ſüß und beglückend und ich möchte ſie nicht miſſen.

— — — — In Deinem Kuß würde ich ganz mich ſelbſt und alles Leid meines Weſens vergeſſen. Mein Campeador erkämpfe mir Dich, o Seraphine. — Wagners Genius übt eine ſo vernichtende Gewalt. Wie mußte ich mir ſagen, da ich ihn heute wieder erkannte: Ja, der ſchöpft aus dem Vollen! Du machſt nur Flickwerk. Wie iſt der ganze Menſch bis in jeden Nerv Genius! Das ſpielte auch mit in meinem Sterbewunſch. Auch wieder, daß ich mir dachte, Du liebſt dennoch ihn, und Carlo könnteſt Du lieben, wenn er ſo ſpielt, und dann war es mir, als miede mich Dein Blick, weil ich Dich erraten hatte.

Lieber Engel des Himmels! Glaube doch nur: Ich bin ja ſo vorurteilsfrei, ſo ſelbſtſuchtlos! Ich begreife ja dieſe Hoffart Deiner Seele. — Aber ſiehe! Ich wiederum ſchreibe Dir ja dies Buch! Das ſchreibt Dir Wagner nicht, das ſpielt Dir Carlo nicht. Ein Herz, das nur durch Dich und um Deinetwillen gut ſein und ſich

[1] Die Meiſterſinger von Nürnberg.

Gott opfern will, das haben ſie dennoch nicht für Dich. Du haſt aber meins und für ewig!

Carlo ſchläft ſchon! Sei denn geſegnet, mein geliebtes Herz! Gott mit Dir in der Nacht!

24. November.

— In der ſtillen ſeligen Geiſterſtunde. Da fällt mir ein, wem ich eigentlich dies Buch zu danken habe und woher die Roſenblätter ſtammen. O liebſte Seraphine, es iſt eine ſchöne Sage. Denke Dir, dies Buch, es ſtammt nicht von jener Prophetin, die ich in den vorigen Blättern erwähnte, nein, mein treuloſes Gedächtnis hatte das verwechſelt. Nein, es ſtammt aus den harmloſeſten, liebevollſten Händen. Wie wunderbar! Anna hat es mir einſt ſo ſchön geſtickt mit Blumen aus Silber und Gold. — — Es iſt dies die vielbeſungene Anna, welche eine ſo große Rolle in meinem Leben ſpielte, mir eine ſo volle poetiſche Anregung gab. Du kannſt in meinem Buch Gedichte manche Lieder nachſchlagen, die ich ihr geſungen, unter andern ſchickte ich ihr einmal durch Suſanne das Lied als Brief, welches heute morgen noch von Deinen Lippen tönte: „Liebendes Wort“ und welches Du ſo gern haſt. Laß Dir einmal von Suſanne alles erzählen, wie lieblich und anmutig ſie war und wie alles kam. Sie hat mir das Buch einſt in Mainz zum Andenken geſchenkt, oder es mir nach Weimar geſchickt und die Roſenblätter ſtammen von einer Sendung, welche ſie mir einſt in Erde gehüllt und verwahrt nach Weimar ſchickte, ſo daß die Roſen in ihrer Hülle vom heimatlichen Boden noch friſch und duftend dort ankamen. Und nun denke Dir, nun ſtarb Anna gerade in jenen Tagen, als ich in Genf ankam, als ich von Dir am 1. Mai jenen einzigen unvergeßlichen Kuß zum Scheiden erhalten, und nun, ſeit nun alles ſo geworden iſt, ſeit nun mein Herz in der tiefſten und heiligſten Liebe zu Dir erglüht und ich dies Buch, welches jahrelang in den Münchner Kiſten gelegen hatte, zu dem ſeligen Zwecke gebrauche, das hohe Lied meines Lebens hineinzuſchreiben — fallen mir die Roſenblätter auf, die ich durch das ganze Buch gelegt, aber in einen kleinen Kaſten geräumt hatte, daß ſie mich nicht am Schreiben hindern ſollten: nur hier waren

ſie liegen geblieben — aus Verſehen. Ich bitte Dich, Seraphine, welch ein Gruß von einer unſterblichen Seele iſt das, die gewiß noch in den letzten Tagen, vielleicht im Tode meiner gedacht — in einer ſo innigen und doch ſcheinbar ſo zufälligen Verkettung von Umſtänden liegt ein Überirdiſches, Unbegreifliches! O gewiß, mein Engel, unſre Seelen ſind unſterblich und ſie, die dahingeſchiedene Freundin, denkt in dieſem Augenblicke meiner, wo, auf welchem Stern ſie auch ſei! Sie hat Dir zum Erbe dieſes Buch gegeben!

28. November, Mitternacht.

— — Wie ekelte mich das Stück im Burgtheater an und alle die berühmten Luſtſpiel-Enſembleſpieler. O wie ſchal, wie erbärmlich iſt das alles — und da ſitzen kokette Frauenzimmer hinter einem und kichern in einer konventionell gemachten Weiſe. Oben auf den Brettern und unten im Publikum, all das Volk iſt faul und wandelnder Moder! — — Weh uns um unſre Kunſt! Alles das verdient nichts Beſſeres, als mit dem Kehrbeſen weggefegt zu werden. — Und da gehſt Du hin, mit Guſtav dumme Stücke anzuſehen und ein darbendes Herz ſitzt zu Hauſe und muß Dich mit lächelndem Munde ſcheiden ſehen? Und den andern Tag iſt Jaus — und am dritten der Fliegende Holländer! So iſt's recht — täglich was Neues! Morgen Brahms — Sonntag Hellmesberger! Das vertreibt ſo die Zeit, da braucht man nicht der Seele Audienz zu geben mit ihren ſtrengen Forderungen! — Iſt es denn nur Egoismus von mir, daß ich traurig bin? Iſt es nicht auch das höchſte reinſte Mitleid um Dich, wie ich Dir neulich in der vierhändigen Stunde von Mund zu Mund ſagte. Wo Du dann ſagteſt: Ich wage mich nicht auf Ihre Höhe. Ach, wie mir das kalt ins Herz ſchnitt!

29. November.

Eben ſchlägt es eins. Es iſt eine wunderklare Nacht. Ich ſchreibe noch an meinen Liedern. Bin ganz munter. Schreibe an meinem ſchlummernden Kind — und denke an mein ſchlummerndes Kind. — — — Nun ſchlug es treu — nein wahrhaftig — wie

schön habe ich mich da verschrieben, weil ich wohl schon ein wenig verdüselt bin. Ja, lassen wir's dabei, Seraphine, es schlug treu! Ich bin fertig mit meinem Lied — es fahren auch schon morgendliche Wagen draußen. Gott gebe, daß ich Dich heute sehe. Du bist die Stella matutina! Ora pro nobis! Ich bete es noch für Dich. O sei mir gut! Das Selbstvergessen, das Manfred fordert, nur in Dir kann ich es finden.

4. Dezember.

Wie liebe ich Dich, Seraphine! Das ist heute wieder mein erstes und einziges Wort. Ich werde nicht glücklich sein, aber Gott wird mir Heiterkeit und Kraft im Entsagen geben und — ich fühle es, ich werde Dir, unsäglich geliebte Freundin, dereinst noch etwas sein können. Nicht der Gatte, nicht der Beglückte, aber vielleicht ein Schutz; ich möchte aus einer Fülle von Gottergebenheit heraus sagen: ein Engel. — — — Es war ein so dumpfer Kampf in mir in diesen letzten Tagen: Trotz, Zürnen, Schmerz über Dein Verschmähen — nun in diesem Augenblick nach Carlo's Konzert, nachdem der gute Panzer Dir Dein Lied vorgesungen hat, nachdem ich Dich, o Geliebteste, mit dem traurigen Blick da sitzen sah, der meine Liebe zu Dir aufs höchste steigert, nun ist aller Kampf und alles Böse wie von göttlicher Hand aus meinem Herzen genommen, ich gehe mit Wonne schlafen und gedenke Dein bei der Stella matutina. Aller Trost Gottes sei bei Dir, gebe Dir die Vorsehung Licht auf Deinen Pfad! Morgen, wenn die Genien mir hold sind, soll ein kurzes Danklied hier auf dem Rosenblatt stehen.

Wirst Du heiß, Du Herz von Eisen,
O, so komm, daß ich Dich schmiede!
Mußt mich ein bißchen besser leiden
Mit jedem Liede.

O, lehre mich die Welt verachten
Mit ihrem tödlichen Genusse!
Laß inniger nach Dir mich schmachten
Mit jedem Kusse!

Die Liebeskraft nehm' ich zusammen,
Von Dir nur spricht des Herzens Klopfen;
Dir glüht sein Blut in reinen Flammen
Mit jedem Tropfen!

Gib jeden Tag mir das Geleite,
Gib Tau, in den mein Herz sich tauche:
Dann dankt es Dir beim Heimwärtsschreiten
Mit jedem Hauche!

31. Dezember.

— — Es ist gleich zwölf Uhr. Ich habe nach der poetischen Form für meine Herzensgeständnisse gesucht. Aber es müßte ein hohes Lied sein, worin meine Seele zum höchsten Aufflug sich erheben möchte. — Gleich, wenn es schlägt, will ich Carlo wecken, der sich um 10 Uhr zu Bett gelegt hat. Darum jetzt all ihr Lieben: Seraphine, Ernestine, Susanne, Reinhold, Carl und Wilhelm Cornelius, Elise, Franz und Eure Kinder, Jungs, Hestermann — Du Wagner, Liszt, Berlioz, — Damrosch und Deine Helene — Prellers und Mildes in Weimar und Eure Söhne — meine Destinn und Deine Familie — Standhartners, Schölls, Brüggemanns, Ohm Cornelius und vor allen Du, meine Mutter! all ihr Verstorbenen — und vor allen Du Vater! seid gegrüßt! Segnet mich! Gott schenke mir die Liebe!

Bülow, ehrlicher Hans, Dich grüße ich! Möge Deine Cosima Dir am Leben bleiben! Liebe Auguste sei fromm und glücklich! Elvira! Marie! Gott geb' Euch Glück!

Carlo! Heil 1863!

Den 2. Januar, morgens um 10 Uhr.

Am bösen, feindlichen, trüben Tag — wie Tristan ihn nennt — da hab' ich noch gestern den Namen Preller ins Buch geschrieben, und nun schreibt mir Köhler zu Neujahr, daß die Marie Preller am 3. Dezember gestorben ist. Sobald ihrer Mutter, sobald der Ida Hoffmann von Fallersleben nachgestorben. Ich hatte die Prellers noch jüngst in unsern Unterhaltungen mit Brahms, nach-

dem ich ihm den schönen Satz von L. Schefer über Künstlerehe vorgelesen, als Muster einer solchen genannt. — — — Die liebe Preller! Ich sehe sie noch immer in dem traulichen engen, von Freunden erfüllten, Künstlernest mit dem silbernen Kranz der zweiten Hochzeit. Ich habe ihr einmal ein Loblied gesungen; Damrosch komponierte es und wir sangen es mit Helene Heimburg. Es war noch in den schönen Weimarschen Zeiten. Wie das Lied klang, weiß ich nicht mehr. Aber ich weiß, sie wird in ihren letzten Tagen meiner gedacht haben.

268. An seine Schwester Susanne.

Wien III. Landstraße 1, Pfefferhofgasse.
2. Januar 1863.

Meine Susanne!

Heil und Glück Dir und meinem Hestermann zu Neujahr! Wünsche es auch von mir Jungs, Hessens, Scholzens, Streckers und der Frau Kremer. Der Bertha extra.

Ich bin jetzt gestraft für alles, was ich den verschiedensten Kandidatinnen je an Liebe nicht gewähren konnte. Meine Seraphine ist eine grimmige Sphinx mit dem schönsten Busen von der Welt und unbeschreiblich liebenswerten Augen, aber immer mit dem Rätsel am Ende, was mich in den Abgrund zu stürzen droht, wenn ich's nicht rate. O heiliger Strohsack, liebste Suse, wahrhaftig, ich bin Dir ein jämmerlich armer Kerl und wirklicher stiller Dulder, wie ich da siz'! Daß man mich nur einmal seziert und untersucht, wo's denn nur gelegen hat in der gebrechlichen Maschine, daß ich mein Lebtag lang in der Art leiden mußte, und zum Schluß mehr als je.

Wenn Du sie nur einmal herausrufen könntest und sie bei Dir haben! Siehst Du, Susanne, ich schwör' Dir's: drei Jahre lang wollt' ich nicht mucksen, weder was von ihr hören, noch sehen, wenn ich wüßte, daß sie bei Dir wäre. Und wenn sie mich nie lieben wollte, so wäre mir's doch die einzige Beruhigung und fast ein Ersatz, wenn sie zeitlebens mit Dir sein könnte!

Denk' Dir, Carl wollte mich nach München haben — aber da hörte sie davon und sagte mir, dann wäre sie doch auch allein! Jetzt möcht' ich nachher doch wissen, was sie denn von mir hat, wenn sie mich nicht lieben und glücklich machen will. — Schreib' ihr doch einmal und geh' grad' heraus mit der Sprach' und sag': Du handelst ja wie ein Drache am Peter!

So schlimm ist es wohl nicht — aber doch beinah' — es muß zwar jetzt mit Neujahr ein Ende haben — aber es verdirbt mir alles! Alles ist unzufrieden mit mir, die Freunde können mich nicht verstehen. Ich geh' jetzt nicht mehr zu ihr. Dir versprech' ich's heilig in die Hand. — Doch verzeih'! Lies mir nur keine Verzweiflung aus diesen Zeilen heraus. Ich bin ganz bei aller Besinnung und tue alles, um nun dem Zustand ein Ende zu machen — aber er hat schon zu lange gedauert, und ganz ohne Schuld ist unser Liebling nicht dabei!

Die Supp' steht auf dem Tisch! Die Hausmarie hat sie gebracht und guten Appetit gewünscht. Carlo sitzt aber noch am Walkürenritt von Wagner und ich schreibe Dir noch. Ein Märchen ist unser Leben! —

Nach der Suppe. — Wir sind gut Freund — und lassen uns durch niemand irren, wir wissen, was wir aneinander haben. — Er geht nicht mehr zu Seraphine, weil er sagt, sie müsse erst entscheidend gegen mich — oder schöner: mit mir handeln. Darüber ist sie auch krippenbös und beklagt sich brieflich. Aber wirklich, Carlo hat recht: Laufenlassen oder festhalten muß sie mich einmal. Es haben sich schon andre Leut' verlobt, eh' was da war. Mögt Ihr sagen: Erst Leben, dann Liebe — ich sage: Erst Liebe, dann Leben.

Ich liebe das Mädchen mit Haut und Haar, ich bin grimmig und schmerzlich bewegt davon. Alles, alles wär' gut mit mir, wenn sie nur wollte. Die Rosa sagte: Sie erwarten immer alles von außen. — Ja, es ist auch wahr — aber die Liebe ist kein Außen; was ich erwarte, ist gerade das Innerlichste! Ohne das bin ich nicht Ich. — Wir haben bewegte, schöne Tage mit Wagner. Die beiden Konzerte, gestern das zweite, sind epoche-

machend und ſicher ſegenreich! Er iſt doch eine einzige Begabung.

Teuerſte Suſanne, denke täglich hundertmal, wie lieb ich Dich habe. Heſtermann will ich zu ſeinem Geburtstag — bis wohin ich mich jedenfalls „entpuppe“ — recht, recht ausführlich ſchreiben. Täglich gedenke ich ſeiner mit der alten Liebe und Dankbarkeit — er bekommt noch einen Nachzügler von meinen Gedichten. In meinem Sinn iſt es längſt fertig. Es wird ſchön, das weiß ich. Viele Photographien beſorge mir mit der Zeit, auch Heſtermann, Karl Jung — Suſette — die andern hab' ich, brauche nicht zu ſagen, mit welcher Freude, erhalten. Wart' nur, wart' nur — die Schraub', die Schraub' an meinem Schickſalsglobus, wo auf einmal die ganze Konſtellation anders wird. Ich ſag' Dir — in einer Glorie wirſt Du mich noch ſehn!

— Meine Deſtinn iſt ein Engel — ein lieber Fratz, wie die Wiener ſagen. Nachts denk' ich manchmal, warum hab' ich mich nicht in die verliebt! Die wär' ſchon zu gutmütig geweſen, mir's abzuſchlagen. O Gott — die treue, ehrliche Haut. Siehſt Du, wenn Du der das Herz aus dem Leib nimmſt — wirſt Du nichts wie lauter Ehrlichkeit, Unſchuld, Herzensgüte, Heiterkeit, Heiligkeit finden. Jetzt lobt ſie der Wagner! Und Ihr werdet noch alle ſehen, daß ſie noch einmal eine Schröder-Devrient wird, denn ſie hat's in ſich. —

Lieber Engel — tauſendmal preſſ' ich Dich an mein Herz, wein' bitterlich — hab' Dich lieb! Iſt das Glück zum Neujahr? Flennen könnt' ich noch 'ne Stund' lang — aber ich trink' mein' Kaffee, denn den Apfelſtrudel hab' ich ſchon ſtehn laſſen.

Gott ſegne Dich! Heſtermann for ever!

Peter.

Weißheimer iſt hier — in Wagnerglorie! — Kehler immer der alte unerſchütterliche Freund.

269. Tagebuchblatt.

Am letzten Januar 1863.

— — — Mein Herz ist so frei, so wohl. Im Augenblick erscheine ich mir wieder als Knabe, wie ich zu Hause am Tagebuch des Jahres 1838 eifrig schrieb. Es war das wohl recht gut, daß mein Vater mich dazu ermunterte, es trug zur Ausbildung meines Wesens bei — aber es brachte auch viel von der falschen Idealität mit in mich, die Dinge nicht ruhig und exakt, auf genaues Anschauen und richtiges Wissen fußend, sondern nach einer vorgefaßten exaltierten Meinung zu empfinden und zu beurteilen. — — —

Erkenne dich selbst, sagte jener weise Grieche. Ich erkenne mich: ohne beglückende Liebe ist mein Leben verloren. — — Ich denke nicht an irdischen Lohn — ich suche Gott. Ich habe jetzt so vieles von mir abgetan, abgeschüttelt und gestreift, was mich früher hinderte — ich bin in meinem Innern so ganz nur auf das Edle und Schöne gerichtet. Seht doch hin, wie viele Menschen, selbst höherstehende, ihre Zeit verbringen, in was sie ihr Vergnügen, ihre Erholung suchen! Ich suche nie den lärmenden Schwarm, ich strebe nach dem kleinen edlen Kreise guter Menschen, ihnen Freund zu sein, ihnen Glück zu verschaffen, sollte meine Freude sein. An der Hand eines geliebten Weibes wollte ich Tag und Nacht arbeiten, keine Mühe scheuen und ein bedeutendes Ziel sicher erreichen. — — Lieber Gott! Soll es mir denn versagt bleiben? Sieh', erst wenn andre schon das Höchste erreicht, soll meine Arbeit erst anfangen! Ich will bis ins hohe Alter hinein dichten und komponieren, der Faden soll mir nie ausgehen, ich will das gottgegebene Talent zum reichsten und schönsten ausbilden, Vater im Himmel — aber gib mir die Liebe! Schaue doch und erhöre mich! Rühre Seraphinens Herz, daß sie alle Eitelkeit der Welt von sich wirft und sich an des liebenden Mannes Brust legt. „Denn zu hundert Wundertaten wird Vermögen ihm zuteil", singt Bürger in seinem hohem Liede. — — — —

Ich weiß, mit dieser Liebe im Herzen, sterbe ich. Sera — sine: das ist Abend und Ende. — — O, was könntest Du aus mir machen, Seraphine! Einen Helden — zu allem Höchsten fähig — —

Mein Licht flackert hoch auf wie eine Hochzeitsfackel. Seraphine, denke an mich! Ich knie vor Deinem Bildnis und grüße Dich.

Des Herzens Saiten ſchweigen ſtill,
Die Deine Hand nicht rühren will.

Des Herzens Flammen ſterben ſacht',
Von Deinem Odem nicht entfacht.

Die Seele ſenkt die Schwingen bang;
Zu Ende Flamme, Flug und Klang.

Und doch als ich Dein Bildnis ſah,
Den Hauch vom Himmel fühlt' ich da,

Von dem im Herzen neu belebt,
Mir Saite, Flamm' und Schwinge bebt.

270. Tagebuchblatt.

[Wien] Am dritten Februar [1863].

Mein Tagebuch geht ſeinem Ende entgegen. Und es wird kein gutes Ende ſein. Die fröhliche Sage, die ich im Anfang verſprochen, hat ſich traurig gewendet. — — — Von den äußeren Dingen war ſeither in dieſem Buche kaum die Rede — die Herzensangelegenheiten nahmen allen Raum in Anſpruch. Sei auch hiervon ein Wort geſprochen, heute, in der betrübten Stunde. Carlo liegt nun bereits ſeit ſechs Wochen ſchmerzlich krank. Es kommt ihm von keiner Seite Hilfe. Wir haben beide an Schott geſchrieben; er in der Idee, die hundert Gulden für den Walkürenritt zu erhalten, ich um die 50 Gulden Honorar für meine beiden Hefte Geſangskompoſitionen, welche mir zugeſagt wurden. Aber das Geld bleibt nun aus und unſre armen Hausleute ſind in der peinlichſten Verlegenheit. Wir müſſen irgendwo 200 Gulden borgen. Das iſt eine ſchwere Sache und wo ſie anpacken. Soll Eduard Liſzt herhalten, den wir bis jetzt beide nie in Anſpruch genommen? Ach, es iſt ſchwer, es iſt eine Prüfung! Carlos tägliches Klagelied in ſeiner Krankheit ſind ſeine Geldverhältniſſe, die ebenſo

ſchwer daniederliegen, wie er ſelber. Auch meine Schulden betragen über 300 Gulden und die Einnahme fließt in dieſem Winter ſpärlich.

Sieh da! So ſchleicht ſich auch die materielle Sorge in dies Buch der Herzensſorgen ein. Nun, es iſt gut, in welche liebende Hand es auch einſt gerate, es ergänze ihr das Bild des Menſchen, der es geſchrieben.

Ja, die Haltloſigkeit und Hoffnungsloſigkeit meiner äußern Exiſtenz gleicht ganz und ſteht im engſten Zuſammenhang mit der Not meines Herzens. — — — — — Wenn nun ein abwehrender Brief von Seraphine kommt — wäre es dann nicht beſſer, hier mit Wien ganz abzuſchließen und zu Bruder Carl nach München zu gehen, um den Cid fertig zu ſchreiben? Aber wie — nach vier Jahren ſoll alles wieder vergeblich geweſen ſein? Dann verliere ich vielleicht ganz den Mut, mir Selbſtändigkeit zu erringen, während der Kampf mit dem Leben mich immer wieder anſtachelt. Wie ſoll ich meinen Cid vollenden, ohne zu kämpfen — in einer Atmoſphäre, wo ich bei aller Liebe und Güte doch nicht ſelbſtändig atmen, nicht meinem Dämon folgen kann? Dort mit Riehl und Schafhäutl, mit dieſen Krebſen, mit den Verehrern von Gounods Fauſt verkehren, der mir odiös iſt. Auch nur ſchweigen und tranſigieren ihnen gegenüber, aus Rückſicht für Carl? — Nein, ich kann es nicht. Ich muß ich ſelbſt ſein, ich ſelbſt werden. — Aber deswegen iſt es hochbedeutend, daß ich in dieſen ſtillen Blättern endlich auch einmal den wunden Punkt meines äußeren Daſeins berührt habe. Das geiſtige Ringen, der Kampf der Seele, ſteht obenan — und wahrlich, das iſt gut. Was hülfe mir alles Gedeihen der Welt, wenn nicht das Ächzen und Klagen um Gott, um den höchſten Frieden, um die Liebe in mir wäre. Wahrlich, es genau zu ſchildern, warum ich in der Welt noch nichts geworden bin, enthielte faſt gleich viel Lob wie Tadel. Es iſt auch eine Welt danach!

Aber ich ſchweige jetzt davon, um noch einen Blick auf die Umgebung zu werfen, und da dieſe Blätter ihrem Schluß entgegengehen, manches zu berühren, was in ihrem Anfang hier und da mit vorkam.

Wagner! Das ist ein Hauptkapitel! Ach, ich mag nicht ausführlich darüber reden. Ich sag' es kurz: Seine Sittlichkeit ist schwach und ohne rechtes Fundament. Sein ganzer Lebensgang mit seinem egoistischen Hang in Verbindung hat ihn in ethische Labyrinthe verstrickt! Er braucht die Menschen nur für sich, ohne ihnen im Herzen etwas zu sein, ohne ihnen den Zoll reiner Pietät dafür zu geben. Er hat sich innerlich zu sehr darauf gerichtet, daß seine geistige Größe alle sittlichen Schwächen decken soll und ich fürchte, die Nachwelt nimmt es genauer.

Aber wie angst wird mir, indem ich so über ihn urteile! Bin ich nicht auch Egoist, genieße ich nicht auch mehr, als ich erwerbe, und ist nicht dabei meine geistige Leistung eine unvergleichlich geringere! Aber mich rettet eins: der Schmerz, den ich darum empfinde, die Sehnsucht, gut zu sein, der Kampf darum trotz allem Unterliegen. Wie ein Anker ist es mir, daß ich doch ein paar Wesen habe, wie Susanne und Köhler, die ich nur als Engel und Geister liebe. — Liebe ich denn meine Mutter? Schreibe ich ihr nicht selten? Strenge ich mich genug an, um ihr die rechte Zufriedenheit, die rechte Mutterfreude an mir zu gewähren? O nein, ich versäume viel! Carl, der mir so treu und gut ist — ich liebe ihn lange, lange nicht genug, müßte viel besser, viel liebeseifriger gegen ihn handeln! Und nun mein Carlo! Eigen geht es mir mit ihm — wir sind eigentlich dennoch die seelenverwandten Naturen nicht, die zusammengehören! Wir halten treue Kameradschaft, nehmen den innigsten Anteil aneinander, wir ehren beide die guten Eigenschaften in uns und haben Nachsicht für die Schwächen. Aber Liebe, ist sie denn wirklich in uns beiden? Das schrieb ich schon, als ich nach Genf zu ihm ging. — Gut wird es uns beiden sein, wenn wir einmal jeder auf seinem Weg in erneuende, erfrischende Kreise geführt werden. Treue Freunde gewiß bleiben wir stets und können uns noch oft und lange vieles sein — aber tiefste Herzensübereinstimmung? — Wo herrscht sie auch?! — — — —

6. Februar.

— An dem Tage, da ich dies Buch begann, kam Wagner, und da ich es ende, fährt er nach Prag, vielleicht um nicht so bald wieder

zu uns zurückzukehren. Verzeih[1], wenn meine Urteile über ihn oft etwas mißmutig ausfielen. Er bleibt mir immer der gewaltige Meister und daß er bei allem Erfülltsein von sich selbst doch immer auch wieder einmal ein gerührtes Gefühl für einen Freund übrig hat, ja, daß er mir mit einer besondern Nachsicht, mit einer fast unveränderlichen guten Meinung zugetan ist, werde ich nie verkennen, mein Herz wird ihm die schuldige Pietät nie versagen. Was er sich in der höchsten Würde der Seele vergibt, ist ja uns allen ein Leid; wir dürfen beklagen, daß der König sich zugrunde richtet, aber wir werden ja doch immer königlich Gesinnte bleiben! Ich habe ihn gewiß geehrt, wie ich nur solch einen Freund ehren konnte, indem ich ihm bei der Abfahrt den Schlüssel zu meinem Wesen in der Zeit seines Hierseins gab, den goldnen Schlüssel: Deinen Namen!

271. An Reinhold Köhler.

Wien [Februar 1863]
III. Landstraße 1, Pfefferhofgasse.

Alte Wohnung, neue Nummer —
Alte Liebe, neuer Kummer,
Ew'ger Dienst und nie Belohnung,
Neue Lieb' im alten Herzen
Stört im Wachen mich mit Schmerzen
Und mit Träumen mich im Schlummer,
Quält mich ohne Rast und Schonung —
Neue Nummer, alte Wohnung.

Reiner Seelen- und holder Busenfreund!

Welche Freude war mir Dein Brief! So zu sehen, wie ein liebes Freundesherz immer treu anhängt und sicher bleibt wie ein schlechter Ruf, in den wir einmal geraten sind — es ist eine Weltsüßigkeit, eine sich ewig rentierende Aktie bei einem festbegründeten Unternehmen. Mache mir die Freude, und halt immer fest an mir — Du gehörst ja zu meiner unsichtbaren Loge, zu meiner Abtei Thelem. Deinen Namen schrieb ich auch am Neujahrsabend

[1] Angeredet ist wieder Seraphine Mauro.

gegen zwölf Uhr in das liebe, graue Buch, mein letztes Tagebuch, welches mir einst Anna stickte, und welches ich nun Seraphinen zum Geschenk bereite.

Ja, das ist der Engelsname, der schließlich der Feldruf meines Herzens geworden ist. Seit meinem letzten langen Brief — welche Welt von Gemütsereignissen liegt dazwischen! Und doch stehe ich heute fast auf demselben Punkt, wie damals. Fast, denn unser Verkehr ist eben doch täglich inniger und beziehungsreicher geworden, wenn auch das letzte Ziel, die Brautschaft, noch immer in die Ferne gerückt erscheint.

Mein ganzer Zustand ist mit einem Wort in jenem Sonett Petrarkas ausgesprochen, welches eines der schönsten und gegensatzreichsten ist: gelo e son un fuoco, und welches damit schließt: quest è il mio stato. — Sie läßt mich nicht los und hält mich nicht — das ist das süße, grausame Spiel der Liebe. — Was hilft es, Freund! Man muß eben zappeln und mit oder ohne Schluß gibt es doch eben diese Beziehung zu einer Frauenseele, in welcher alle veredelnde Poesie unsres Lebens liegt. Nie, nie hab' ich so glühend geliebt wie jetzt — ich habe Augenblicke, wo ich begreife, daß die Kugel Werthers süß wie ein Bonbon schmecken mußte, wo ich den einen Bootier schimpfen möchte, der eine so gelinde Erlösung von unsäglichen Leiden nicht begreifen, nicht preisen möchte. Doch ich hoffe, Du verstehst, so was sagt sich nur aus einem Herzen, dessen Grundheiterkeit noch nicht erschüttert ist; wäre es schon von der Krankheit angesteckt, es würde sich scheuen, sie zu nennen. Nein, ich kann die süße Hoffnung nicht aufgeben — habe es ja auch mit keiner Lotte zu tun. — — —

Ich habe unterdes einmal die milagros del desprecio von Lope aufgeschlagen, bekanntlich das Vorbild der Donna Diana — doch kam ich noch nicht mit der ersten jornada zu Ende. Dagegen habe ich mit der größten Erbauung neulich das vida sueño wieder gelesen! Ein Abgrund von Poesie ist das doch, es hat mich lebhaft ergriffen und gerührt. Es ist dies eine Dichtung, die wie Homer und Shakespeare ewig schön bleibt, solange es Menschen gibt. Ach, es ist ein Schauer der Vergänglichkeit darin — und in so süßen gewaltigen Klängen ausgesprochen, in so lebhafter schlagender Hand-

lung dargestellt, bis auf den ergreifenden Tod des Narren, — daß ich es zu meinen auserwählten Lieblingsdichtungen zählen muß. Überhaupt habe ich mein liebes Spanisch wieder besser kultiviert. Schon vor meiner Reise nach Genf las ich mit wahrer Gourman dise das reizende Stück von Alarcon: die verdad sospechosa, und es würde zu meinen herzlichsten Freuden gehören, wenn ich einmal in rechten Mußestunden eine gelungene Übersetzung davon liefern könnte. Noch ein andres Meisterstück ist von Rojas: Del rey abajo ninguno. Kennst Du es! Und was sagst Du zu der Szene, wo der Verführer dem Ehemann im Walde begegnet und ihn nach dem Weg zu seinem Hause fragt? Das ist ein Meisterzug in jedem Wort! — — —

Da ich einmal in diesen Mitteilungen über unser liebes Steckenpferd begriffen bin, so wird es Dich interessieren zu hören, daß ich mit Vergnügen mein Latein nicht so miserabel gefunden, wie ich argwöhnte, sondern die Fabeln des Phädrus ziemlich verstanden habe und nun den Nepos wirklich wie Wasser genieße. Wie sehr wünsche ich mich dann in Deine Nähe — wie viel Umschweife könntest Du mir durch ein Wort ersparen. Ich will mit 50 Jahren noch Homer und David in ihren Zungen aufsuchen und dann erst recht schwelgen. — — —

Ein dritter könnte diese meine Mitteilungen vornehm belächeln, aber wenn ich bei all dem Honigsuchen nur drei solche Blumen finde wie die drei genannten spanischen Stücke, so laß ich ihn gern lächeln.

Mein Taussig ist nur seit Wochen krank, er leidet an Wechselfieber, das stört mich etwas im Musizieren. Die Skizze zu meinem Cid ist fertig. Doch wird die Partitur wohl erst mit dem Frühjahr zur Ausführung kommen. Einstweilen habe ich auch in meiner Kunst das Übersetzen geübt und eines jener großen letzten Streichquartette von Beethoven für Klavier und Violine übertragen, um meinem Freund Standhartner — dem Onkel meiner Angebeteten — ein nachträgliches Weihnachtsgeschenk zu machen. — —

Vorgestern brachte ich die Kalergis[1] zu Rahl und war in der

[1] Marie Kalergis, geb. Gräfin Nesselrode, spätere Gräfin Muchanoff, Freundin Liszts und Wagners.

Seele erfreut durch die Werke dieses großen Künstlers. Dem strömt's aus dem Vollen zu. Er hat da vier schöne große Bilder für einen Saal v. Zina in Arbeit. Paris, die Helena entführend, mit einer wundervoll darüber schwebenden Venus. Perseus die Andromeda befreiend. Jason das Vließ erobernd, und Iphigenie von der Diana gerettet. Vier Prachtstücke! In allen Bildern mit solchem Genie der Moment erfaßt, der allgemeinverständlich wirkt. Und nun die Skizze zu seinem Argonautenzug — voll Frische und Humor — alles so liebevoll und lebendig — wie der Streit zwischen Orpheus und Chiron — überhaupt der Orpheus ein Poetentypus. Dann sein Nero und Perikles, seine Cimbernschlacht — sein Lear — seine Athener Universitätsfresken! Und dazu der Künstler selber — so stämmig, lebensstolz, froh, eine ermutigende Erscheinung. Carstens, Genelli, Koch, Preller, Rahl — die empfindet man so zusammengehörig — oder ist es Reinhart statt Koch, den ich meine — oder beide? Dein Bildchen ist wohl von beiden. — —

Wir haben große Wagnertage hier gehabt — drei Konzerte mit Beifallsjubel, seine neuen Schöpfungen zeigen ihn in einem wahrlich rätselhaftem Vorwärtsschreiten. Auch er selber mit samt seiner nervösen Gereiztheit und mit seinen untröstlichen Lebensumständen ist doch immer eine nachhaltige Anregung für unsereins. Jetzt geht's mit Ach und Not auf seinen Tristan los, doch wird vielleicht der Erfolg des unvergleichlichen Werkes dennoch ein überraschend günstiger sein. — —

Ach, mein Teurer, das Anschauen einer solchen Natur und ihres Lebenskampfes läßt uns fast des eignen vergessen, lehrt uns, besser ertragen. Und doch — wenn nun die Liebe meine glühendsten Wünsche krönt, muß ich nicht zagen, im Leben noch so weit allen bescheidensten Erwartungen nachzuhinken? — —

Da, mein Teurer, statt meinem Kusse nimm dies Lied, damit Du doch siehst, daß meine alte Weise noch manchmal wieder aufflackert. Lies es auch den Deinigen, daß Mathilde recht fromme Augen dazu macht. Es ist zum Geburtstag der Schwester — Ernestine — geschrieben.

Wie's daheim war, find'ſt Du's nimmermehr,
Wandre nur auf Erden hin und her,
Müh' und ſehne Dich auch noch ſo ſehr
Wird es ſchön doch nimmer nimmermehr
Wie's daheim war!

Wie's daheim war, wo die Wiege ſtand,
Wo der Mutter Arm Dich weich umwand;
Frag' Dein eigen Herz im fremden Land,
Ob's nicht tiefer Luſt und Schmerz empfand
Wie's daheim war!

Wie's daheim war, iſt ein Zauber mild
Iſt ein heimlich farbenreiches Bild;
Wenn ein Wort, ein Blick Dein Sehnen ſtillt,
Iſt es nur weil etwas drinnen quillt
Wie's daheim war!

O Du zartes, freundliches Gemüt!
Daß der liebe Gott Dich treu behüt'!
Weil in Deinem Aug' mir etwas glüht,
Weil in Deiner Bruſt mir etwas blüht
Wie's daheim war!

Mein Bruder Carl ſandte mir eine ſchöne Rede über die Einheitsbeſtrebungen im 16. Jahrhundert zu.

Sei herzlich geküßt, liebſter Reinhold, denke jeden Tag und abends manchmal an

Deinen Cornelius.

272. An Carl Heſtermann.

Meinem Carl Heſtermann zum 28. Februar 1863.

Das Leben rauſcht und meine Seele zittert
Wie eine Saite unter Druck und Strich;
Faſt muß ich zagen, friſch und unverbittert
Den frohen Gruß zu finden heut' für Dich!

Doch blieb mir manches Blatt noch unverwittert
Am Lebensbaum, ſo manches welk entwich,
Und auf dem grünſten, unzerzauſt von Winden,
Sollſt immerdar Du Deinen Namen finden.

Da kehr' ich eben aus der Stadt zurück,
Am Joſephstor paſſier' ich die Kaſerne,
Trompeter bliesen ihr bekanntes Stück,
Den Zapfenſtreich, Du weißt, ich hab' ihn gerne;
Wie wurde da Erinnerung mir flügg',
Trug mich auf Tonesſchwingen in die Ferne,
Von Donaufluten an den Strand des Rheins:
Für Wiener Blech tauſcht' ich das goldne Mainz.

Die Herfahrt ward ſo billig nicht gewonnen,
Du weißt es, guter Vater Heſtermann!
Wie haſt Du treu aufs beſte Gold geſonnen
Für Öſterreichs Gau'n und gabſt es mir ſodann!
Noch ewig funkeln mir die zwei Madonnen
Und ewig dunkelt mir das Säckchen dann
Worin Suſanne ſorgſam ſie gebettet.
Ja! Gold und Blech! Wie das Ideen verkettet.

Wohin das Gold? In dunkle Judenſeckel
Iſt's wohl gewandert, da zu ruhen lang,
Hätt' meine Kaſſe auch den ſchwerſten Deckel
Durch ſtete Übung blieb er leicht im Schwang,
Es droht ein ahnungsvolles Menetekel
Stets meinem Gold den ſichern Untergang.
— Und brachten Frucht mir Deine goldnen Saaten?
Kauft' ich mir Heil für Deine Randdukaten?

Ja! Deine zwei Madonnen brachten Heil!
Ich habe lebende dafür errungen;
Zwar iſt der Pfad zu meinem Ziel noch ſteil,
Doch klimm' ich zu und habe gute Lungen.

Wird für Dein Gold mir ſolches Glück zuteil
Sei erſt das beſte Danklied Dir geſungen.
Die eine, Freund! umarm' ich dann als Schweſter,
Die andre, ſo Gott will, ein wenig feſter.

Dann mußt Du uns einmal zu Gaſte laden,
Wenn jenes Haus im Walde Du beſtellt,
Um das Du Gräben ziehſt und Paliſaden,
Wo auf dem Hof ein Heer von Doggen bellt,
Und Flinten-Batterien ſcharf geladen
Dir Deinen Frieden ſichern vor der Welt:
Dort werden einſt die drei am Ufer ſtehen:
„Hol über, Freund!“ Dich im Terzett zu flehen.

Wir ſind ja ins Geheimnis eingeweiht,
Uns ſchrecken nicht die Flinten, Hunde, Gräben!
Der Berg iſt nur von außen eingeſchneit,
Wir wiſſen ſeiner Tiefen Schatz zu heben;
Wir wollen Gaſt ſein Deiner Herrlichkeit
Bei Lieb' und Weisheit, Brot und ſüßen Reben;
Und willſt Du nachts die Herberg uns geſtatten,
Wir wiſſen's ſchon: „Um neun Uhr auf die Latten!“

Dies Wiederſehn iſt mir ein ſchöner Traum
O möchte Zukunft ihm Erfüllung leihen,
Daß einſt bei Sang noch und Champagnerſchaum
Wir Deinen Feſttag reinſter Freude weihen.
Doch Traum iſt Leben ja, wir ahnen kaum
Wie ſie ſich innig aneinander reihen.
Wie Traum und Wahrheit hold ſich oft vermählen,
Laß mich im Beiſpiel ſcheidend noch erzählen.

Ich ſprach einmal von meinem Freunde Liſzt
In mitteilſam erinnerungsvoller Stunde,
Sprach, wie Du weißt, daß meine Weiſe iſt,
Wenn Luſt mir und Begeiſterung nah'n im Bunde:

Daß nie mein Herz des hohen Freund's vergißt,
Daß stets sein Lob mir strömen soll vom Munde:
Daß er als Mensch und Künstler unverwandelt
Gleich einem Vater stets an mir gehandelt.

Und nach erregtem Abend sucht' ich Ruh'
Und schlief und träumte — wunderlich, wie immer.
— Ich schaute eifrig einem Künstler zu,
Der mir vorphantasiert in meinem Zimmer;
Und dieser Künstler am Klavier warst — Du!
Du saßest stillvergnügt beim Lampenschimmer,
Und liefst, so schnell Dich Deine Finger trugen,
Den Siegerlauf durch wundervolle Fugen.

Kein Spiel im Leben hat mich so bewegt
Als Deines, wie mir's da im Traum erklungen:
Hast Du auch nie Dich auf Musik verlegt
Die Finger nie zum Rhythmentanz gezwungen,
In meinem Traum hast Du mein Herz erregt,
In meinem Traum den Lorbeer Dir errungen;
Wenn nie die Welt Dich für 'nen Künstler hielt,
In meinem Traum hast Du Klavier gespielt.

O edler Vater, treuer Hestermann,
Ob ich der Liebe Pflicht auch oft versäume,
Und Dein vergessen scheine dann und wann,
Dankbar und ewig treu sind meine Träume.
Und ob ich keine Stellung noch gewann,
Laß mir den Platz doch, den ich keinem räume:
An Deiner Brust, wenn's die Geschicke schenken,
Und bin ich fern, in Deinem Angedenken!

273. An Carl Tausig.

München, 14. März 1863.
Untere Gartenstraße 10½.

Mein lieber Carl!

Wie geht es Dir, was macht Deine Gesundheit, wann wirst Du ausgehen können, dem Leben wiedergegeben sein. Ich bin seit vorgestern hier, bin im vollen Sinne brüderlich aufgenommen, bewohne mein schönes Zimmer parterre, bekomme in einiger Zeit ein billiges Klavier. Sobald diese Zeilen und ein Brief an die gute Destinn beendet sind, — fange ich an zu instrumentieren und zwar die große Szene des zweiten Akts. Am *ersten* arbeite ich erst, wenn ich mein Klavier bekomme.

Carl! Wie manchmal stritten wir über Vorsehung und anderes! Und doch — es waltet eine Vorsehung — das fühle ich jedesmal, wenn ich einen solchen Schritt tue! Hier im stillen Gartenhaus, ungestört von Menschen, unter brüderlichem Schutz, werde ich endlich mein Werk hinstellen — es ist früh im Jahre, im Herbst werde ich damit in Wien sein. Wieder einmal ein *Mensch*, der allen Winterbergern und Epsteins stolz und kühn ins Gesicht sehn kann, mit meinem Cid in der Hand. Gestern besuchte ich Paul Heyse. Er ist mir unverändert der alte, ist ein *Mensch* mit einem Wort — einer von den wenigen. Sein Anblick erfreute mich, auch er war froh über mich, gewiß werden wir unsre Freundschaft zu gegenseitigem Gewinn erneuern. Im Herbst kommen wir dann vielleicht zugleich nach Wien. — — —

Trachte, lieber Freund, gib mir bald ein Wort. Jede Stunde gedenke ich Deiner.

Über tausend Sorgen und Anfechtungen erhebt mich die Hoffnung, mein Werk zu vollenden. Schon *liebe* ich es wie Du, mit jeder Note Partitur wird mein Mut wachsen. Grüße die Marie, die lieben guten Müllers vielmals, in wenigen Tagen kommen Taten statt Worte! Mein lieber Carl, denke oft an mich, behalte im Herzen

Deinen Cornelius.

274. An Carl Tausig.

München, 23. März 1863.
Montag nachmittag nach 4 Uhr,
Untere Gartenstraße $10^1/_2$.

Mein teuerster Carl!

Wie es Dir gehen mag? Du hast eine schlimme Operation überstanden? Wäre ich doch bei Dir, wären wir doch zusammen! Denke Dir, ich bin jetzt so fleißig, arbeite den ganzen Tag an meiner Partitur. Ich habe am zweiten Akt angefangen, weil er am meisten feststeht. Bereits bilden zwanzig Blätter Partitur den Grundstein. Ich habe den Frauenchor, sodann drei Reden der Ximene aus der großen Szene und soeben die erste Anrede des Eid beendet. Aber wo Du auch seist, wenn meine Partitur fertig ist, muß ich notwendig zu Dir kommen, um sie mit Dir durchzugehen und so manches zu verbessern, ehe ich mich damit in die Welt wage. Ich arbeite mit Ängsten und Nöten, nur manchmal erhellt ein Schimmer von Zufriedenheit und Hoffnung mein Tagewerk und die Freude, die Partitur täglich wachsen zu sehen.

Ich entbehre Dich hart, Liebster — und so manches andere — besonders eines. Mein Herz wird nicht mehr frei. Wir haben bereits einen Brief wieder gewechselt, und sie hat zwei von mir. Heute gehe ich, ein Konzert unter dem Komponisten des Dornröschen anhören, ganz [illegible] nur, nur aus der falschen Scham, ein Intresse für Musik zu zeigen. Dann höre ich auch den Faust und Lallah Rook in der Oper und um die Osterzeit einige Messen — doch damit sei dem Musikmoloch das genügende Opfer gebracht. Wie man hier bis in die Nieren reaktionär ist, davon hast Du keinen Begriff. Vor den letzten Beethoven stehen sie noch wie die Ochsen vor dem Berge und in einer Quartettsoiree gab man jüngst als eine allgemein entzückende Novität ein Quartett von Dittersdorf.

Unter wie vielen Sorgen muß ich arbeiten. Mein Bruder ist gerade im Moment nicht zahlfähig, ich muß warten und denke Dir, ich habe — wie Du vielleicht im guten oder schlimmen Fall schon weißt —, den Fürsten L. und meine Destinn um eine Hilfe ange-

gangen. Ich weiß, es war ein faux pas — aber ich dachte, nachdem ich mich tagelang besonnen, besser einen Schimpf auf mich laden, als den größeren, die armen Müllers so hilflos stecken zu lassen! Nun wer weiß, vielleicht ist unterdes auf eine oder die andre Weise momentan geholfen und sobald die Verhältnisse es erlauben, wird das andere abgetragen. Vielleicht schreibst Du mir, wie es steht, oder stehen wird! Gott helfe uns! Ich bereite auch demnächst einen neuen Sturm auf Schott um 50 Gulden vor! Teuerster Freund — auch J. und P. machen mir Sorgen — alles geistig Niederdrückende abgerechnet.

Verlaß mich nicht, gib mir bald eine Nachricht. Den Bärmann habe ich gestern getroffen. Er ist verlobt mit einer von den Damen Dessauer (Kochelsee).

Teuerster Carl, Gott gebe Dir bald die Gesundheit völlig wieder. Grüße Stern, Porges, Gauls, die gute Marie und sag' ihr, daß ich die besagten Schritte getan. Gott behüte mich vor neuen Freunden und erhalte mir die wenigen wahren ewig!

Dein Cornelius.

275. An Reinhold Köhler.

München, 18. April 1863.
Samstag morgen.

Reinhold!

Du vergißt mich! Du bist faul oder krank; beides schlimm. Schreib mir hierher, nach München: Untere Gartenstraße $10^1/_2$. Du kennst ja die Adresse.

Ich vollende hier meinen Cid. Mit diesem Monat wird der größte, der zweite Akt fertig; dann der dritte, dann der erste. Dann Ouvertüre und Schlacht vor dem dritten. Sag's aber dort nicht herum, höchstens Milde, Montag und Walbrül, welche sich, wie ich weiß, aufrichtig für mich interessieren. Eitner nicht zu vergessen, den ich Dich herzlich zu grüßen bitte. Spioniere einmal, ob Lassen sehr darauf versessen sein würde, einen relativ höchst prächtigen Opernstoff von einem vorzüglichen Dichter zu haben —

unter uns gesagt von Kurz[1] durch Heyse, aber nenne das alles nicht. Ich denke an Lassen seines schönen Talents halber. Doch im übrigen mag ich's ihm nicht anbieten. Glaube nicht, daß er Freundschaft für mich hat. Egoist. — Doch — wir sind's alle. — Heut' morgen schrieb ich an meine vier Lieblinge. Das also bringt man aus dem langen Leben mit! Doch ist es viel, wenn sie treu bleiben. —

Wo ist die Schulz? Am 11. April, ihrem Geburtstag, wollt' ich ihr schreiben. Es blieb aber dabei, weil sie den Tag mit der Destinn teilte. —

Hebbels Nibelungen gesehen, ehe ich Wien verließ. Konnte aber nicht auf die Höhe eines vollen Eindrucks gelangen, was wohl daran liegt, daß der eine Teil eben nur eine Hälfte ist. Zeige einem die apokalyptischen Reiter von Cornelius halb! Man hat zuletzt nur ein Lechzen nach Rache für Kriemhild. Auch war bei Euch Lehfeld gewiß ein besserer Hagen. Dort Gabillon, mir völlig unsympathisch.

Welch ein prächtiger Mensch ist dieser Gödeke,[2] dessen Grundriß[3] ich hier eben in den Zwischenzeiten lese. Ist es denn möglich, daß ein Mensch diese Riesenarbeit vollbringt und daneben noch so vieles andre! Welche Begabung, welcher Fleiß, welche Konsequenz, man möchte sagen, welcher edle Eifer, welche Frömmigkeit der Seele gehört dazu, das fertig zu bringen. Der ist denn doch wohl der neue Koch, aber auf welcher Höhe der Zeit. — Ich erinnere mich mit Freuden, ihn persönlich gesehen zu haben, werde streben, mit der Zeit auch seine poetisch produktive Seite kennen zu lernen. Hätte man nur alles gleich so beieinander. Außerdem treibe ich morgens eine halbe Stunde polnisch. Habe von Döllinger Heidentum und Judentum übersichtlich gelesen und mich an der genauen Kunde von den griechischen Philosophen erbaut.

Reinhold! Sei mir treu! Gedenke meiner, laß von Dir hören, wenn ich auch vor Deinem Geburtstag Dir keinen neuen Brief versprechen kann. Grüße Deine liebe Mutter, die Schwestern.

[1] Hermann K., schwäbischer Dichter 1813–73.
[2] Karl G., der verdiente Göttinger Gelehrte 1814–1887.
[3] Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 4 Bde. Dresden 1859.

Auch Prellers. An die Milde schreib' ich zu ihrem Geburtstag, dann ist der Cid fast zum Kopieren fertig. Nun wächst er schon seit 12. März jeden Tag. Alter, schnell noch diese vier Briefe an Reinhold, Tausig, Susanne und Seraphine auf die Post, dann in Gottes Namen wieder zur Arbeit. Deine Photographie für mein Album, das mir Seraphine zu Weihnachten gab. — Liebster Freund, gedenke Deines

Cornelius.

276. An Carl Tausig.

München, 18. April 1863.
Untere Gartenstraße.

Mein lieber Carl!

— — Ich habe Dich so lange ohne Nachricht gelassen, da ich ängstlich um meine Arbeit bin und je länger es wird, desto anhaltender dran sitze. Doch heute will ich nicht länger säumen und lieber diesen Brief gleich auf die Post bringen. Schon im Laufe der Woche erschreckte es mich, daß Du mir den Brief meiner Schwester so ganz ohne ein Wort zuschicktest. Gern hätte ich Dir gleich geschrieben, aber die große Arie der Ximene mit ihren fast 200 Takten hielt mich wie im Bann gefangen, bis sie gestern abend fertig wurde. — Nun frage ich Dich: Was ist mit Dir? Zürnst Du mir? Oder sind die Dinge dort für Dich so trostlos, daß Du kein Wort drüber sagen magst, ich bitte Dich, laß mich doch bald von Dir hören. — — — —

Denke Dir, Liebster, Bester, um die Zeit, wo ich voriges Jahr zu Dir kam, ist diesmal schon der zweite Akt fertig instrumentiert, an dessen ersten Szenen ich, seit ich im Besitz eines Klaviers bin, fleißig umgearbeitet habe. Jetzt ist dies alles in Ordnung und ich habe nur noch die beiden Zwischenszenen mit Alvar und dem Bischof und den Schluß vom Esmoll-Duett an zu instrumentieren.

Aus dem ersten Akt instrumentierte ich den kleinen Aufzug der Ximene und aus dem dritten die geistliche Szene des Bischofs mit Chor über den Choral. — In gänzlicher Ruhe den ganzen Tag für mich beschäftigt, wird es um jeden Tag besser und rascher gehen.

Ich verzweifle oft und möchte nur eine Stunde bei Dir sein, um Dir alles zeigen zu können. Doch wenn ein ganzes Stück weiter vollendet ist, habe ich doch eine große Freude und wachsende Hoffnung. Wie notwendig es war, daß ich mich zurückzog, sehe ich jeden Tag mehr ein.

Soweit ich — in Einsamkeit nur an meiner Arbeit hängend, unter tausend ängstlichen Gedanken, nur deren Vollendung vom Leben erflehend. Aber Du, Carl, liebster, bester Carl, was ist, was wird mit Dir? Darüber eine Zeile! Deine Gesundheit, Deine Aussichten — oder Krankheit und Entmutigung, was es auch sei, teile mir mit. Denke, daß ich doch, wenn auch körperlich getrennt, in der Seele noch bei Dir bin! — —

Zu einer Flötenstelle schrieb ich neulich: „Doppler" in meine Skizze. Grüße ihn, grüße auch Thausing und indirekt seine Braut oder, wie er meint, Geliebte; der Brief von Susanne enthielt eine Photographie jener Frau Anna, welche an dem Tag starb, wo ich zu Dir nach Genf kam mit einigen Zeilen ihres Sohnes Julius, der mir zugleich ihr Vermächtnis, eine goldne Uhr, bestellt.

Grüße Stern und Fritz, der mir einmal schreiben soll. Carl, Gott mit Dir, alter, lieber Carl.

Vergiß nicht

Deinen Peter.

277. An Reinhold Köhler.

München, 22. April 1863.

Mein teuerster Reinhold!

Das drollige Ereignis, daß sich unsre Briefe in einer so bunten, fast betrunknen Weise gekreuzt haben, ja, daß sie fast wie zwei verfrühte Maikäfer von Liebe und Freundschaft summend aufeinandergefahren und aneinander vorbeigekrabbelt, treibt mich diesmal augenblicklich, nachdem ich heute Dein Schreiben durch Taufig erhielt, zum Antworten.

Ach, um einen Tag, den man fröhlich zusammen wäre! Es weichert sich ja zu vieles auf, und mein Leben ist so schicksalsvoll und so bunt — wie kann man davon schreibend auch nur eine

Ahnung geben. Das Durcheinander des Stils iſt eben das einzige Gute in ſolchen Mitteilungen, es atmet den augenblicklichen erregten Pulsſchlag des Lebens. Dein Brief, der mich in der allerwunderlichſten Verworrenheit des Nachdenkens und der Lebenspläne und aufgewühlten Stimmungen — nach den angeſpannt fleißigſten Tagen — trifft, iſt auch gerade diesmal ſo inhaltsvoll, es ſind ſo humorvolle Dinge mit der entſprechenden Farbe des eignen Gemüts wiedergegeben, daß es mich entzückt, daß mir iſt, als ob ich bei Dir wäre! Ja, mein Reinhold, wir ſind Freunde, uns verkettet jeder Tag auch in der Ferne und in der längſten Trennung nur inniger. In meinem ſilbernen Buch, das nun Seraphine hat — ſtehſt Du auch faſt auf allen zehn Seiten einmal und, es iſt in jedem Brief und in manchen traulichen Geſprächen geſagt, daß Du und Tauſig die beiden Brüder ſind, welche mir das Leben ſchenkte zu den beiden, die ich mit auf die Welt brachte. — Juchhe und dreimal Juchhe!, daß die Marie Gärtner heiratet. Welche Wonne, welche aufrichtige humoriſtiſche Luſt mir das iſt, kannſt nur Du verſtehen. — Wird die aber jetzt prahlen mit den Trophäen von mir. Gern hätt' ich ſie wieder in Händen — aber in Gottes Namen — macht Ihr Kinder, ich hab' die Gedichte gemacht. Von dieſen Dingen weiß ich in vielem auch nicht einmal den Wortlaut mehr — da ich die Brouillons ſamt all ihren Briefen und Blumen! — verbrannte. — Sie gewiß nicht. — — — —

Ja, das muß ich Dir noch ſagen, es freut mich, daß Du den Glauben an meinen Eid nicht aufgibſt. Sei gewiß, es wird ein tüchtiges Werk.

Behalte lieb

Deinen Peter.

278. An ſeine Schweſter Suſanne.

München, Untere Gartenſtraße $10\frac{1}{2}$, pt.,
am 7. Mai 1863.

Meine liebe Suſanne!

Dein Brief hat mich gefreut. Sonſt hat es mich oft geärgert, wenn Du mich gezankt haſt, jetzt ſehe ich nur dran, daß Du mich

lieb hab. Glaube mir, Engelchen, es war und ist das beste was ich tun konnte, meinen Eid endlich fertig zu bringen. Ich hatte nun einmal diese Sache noch auf dem Halse — all die Jahre lang schleppte ich schon dran — so wird sie denn in Gottes Namen in diesem Sommer beendet. Denke Dir, ich habe jetzt wieder im Goedeke gelesen, daß der Goethe zwanzig Jahre lang mit dem Wilhelm Meister so herumgetändelt hat und auch mit andern Dingen sehr schleppte und sich quälte — nicht zum Arbeiten kam — kleine Gedichte an die Stein machte, die sie wahrhaftig kaum verdiente — warum sollte es bei mir denn ein so großer Schaden sein, von einer Oper bis zur andern fünf Jahre zu verbrauchen, während welchen doch einiges Lyrische auch mit zum Vorschein gekommen ist. —

Aber was Dein Zanken noch betrifft, Herz, so sag' ich Dir noch dies: Wie wir einmal sind, so sind wir. Wie die Natur einmal von Anfang an unser Teil Fluch und Segen in uns gelegt hat, so bleibt es, trotz allen unsern eignen Bemühungen und dem Eifer der Freunde, uns anders zu machen. Tust Du doch, als wenn in mir gar kein Bewußtsein, gar kein Bestreben wäre, im Leben etwas zu werden. Nur die Energie meinst Du, fehlt mir — es möge Carl für mich tun, was ich selbst nicht vermöge? Glaubst Du, er könne mir geben, was ich nicht habe? Kann er vielleicht meinen Eid für mich fertig machen? Ja, kann er auch nur den Entschluß für mich fassen — Wien — Tausig — Seraphine zu verlassen, um mich ganz der Arbeit hinzugeben? So ist es, für was wir gelobt zu werden verdienten, dafür werden wir getadelt. Welchen Kampf, welche Überwindung kostete es mich, Wien zu verlassen — es dauerte von Weihnachten bis März — es war wie voriges Jahr mit Genf, nur daß ich damals noch keine Seraphine — aber auch noch keinen vollendeten zweiten und dritten Akt hatte.

Diesmal ist nun um die Zeit, wo ich voriges Jahr erst zu arbeiten anfing, schon der zweite Akt völlig instrumentiert, es geht nun auf den dritten und ersten los — dann zur Ouvertüre und Abschrift, so daß ich im Herbst am 15. Oktober, zu Seraphinens Geburtstag, die Partitur fertig nach Wien bringe. Vielleicht begebe

ich mich, um die Abschrift zu besorgen, nach Düsseldorf.[1] Dann haben sie mich hier eine gute Zeit beherbergt und ich habe mit der Abschrift eine sichre Arbeit von etwa täglich fünf Stunden und kann einmal dort noch ein paar Wochen mit den Geschwistern und der Mutter verleben. Vielleicht kamst Du dann auch auf eine Zeit hin? — Und nun habe ich beim Arbeiten wieder so recht gesehen, daß man völlig absorbiert darin sein muß, daß ich in Wien bei allen Störungen und Sorgen mit aller Mühe auch nicht zehn Bogen zusammengekriegt hätte, wo jetzt fünfzig sind. „Andre," sagt Hebbel, „wirken, damit sie das Leben sich sichern, dem Dichter muß es gesichert sein, ehe er zu schaffen beginnt." Es wird, liebste Susanne, ein ewiges Schwanken bleiben zwischen meinen Bemühungen, Brot zu verdienen und der Ausübung und Ausbildung meiner künstlerischen Anlagen. Aber jetzt, wenn ich den Eid fertig habe, ist meine Seele um vieles freier und stärker und ich werde keine poetische Arbeit mehr unternehmen, solange ich im Leben keine Stellung gewonnen und begründet habe. Ja, wenn ich dann auch zehn Jahre nur dem Brotverdienst leben sollte, und wär' es in Rußland oder Amerika, so will ich es ohne Klage, und mir dann vielleicht so viel erübrigen, daß ich noch in späterem Alter ein schönes drittes Werk schaffen kann. Denn es schwebt mir vor, daß dies der Fall sein wird, daß ich noch eine dritte Oper schreiben werde, die wirklich schön und befriedigend sein wird und welche meinen Namen mit gutem Klang auf die Nachwelt bringen wird. Du wirst sehen, von meinem 40. bis 50. Jahr will ich bloß auf Geldverdienst ausgehen, und dann nur studieren und meine musikalischen Kenntnisse erweitern. Ach, nur so eine Stelle in Rußland, wo man nach zehn Jahren seine Pension bekommt! Dann wollte ich vom 50. bis 75. Jahr noch 25 Jahre recht fleißig komponieren. Nicht wahr, da lachst Du, Susie — nun, da Du endlich durch meinen aufrichtigen guten Willen wieder so recht günstig für mich gestimmt bist, so erfasse ich den richtigen Moment, Dir auch zu Deinem Geburtstag zu gratulieren, Liebchen! Ja, Deine Idee, daß wir unser Leben zusammen beschließen, möge nur wahr werden — es wäre mein größter Wunsch. Ach und die Seraphine und

[1] Dort lebte seine verheiratete Schwester, die die Mutter bei sich hatte.

Erneſtine noch dabei und Ihr drei müßtet mich dann ſo recht loben, wenn ich bis dahin ſo recht viel Geld verdient hätte und ich würde ſchmunzeln im Lehnſtuhl, wie der alte Jung. — Wie geht es denn dort? — Grüße vielmals von mir alt und jung, Großeltern und Enkel, beſonders auch Bertha.

Dein Brief kam zur ſtillen Feier des 5. Mai hier an! Und am ſelben Tag war ich voriges Jahr nach Genf gekommen — wo wir dann ſo unvermutet zuſammentrafen. — Ich habe jetzt noch einige Briefe zu ſchreiben, dann gehe ich an den dritten Akt. Der zweite war die Hauptſache, das Schwierigſte, weil auch das Beſte und Zuſammenhängendſte. Den dritten und erſten werde ich nun ſchneller vollenden, weil mehr einzelne Stücke ſind, wo man bald da bald dort anfangen und eine lockendere Abwechſlung einrichten kann. — Du haſt in meinem Brief eine ſchlechte Stimmung gefunden — es war doch damit nicht ſo arg. Ich erinnere mich, ich verglich München und Johannisberg und ſagte — nur Du fehlteſt. Nun ja, das iſt doch natürlich — dieſe Anregung, die darin liegt, wenn Du ſo herzlich und auch verſtändig jeden Sonntag an meiner Arbeit teilnahmſt, ſolange noch der ſchöne Herbſt dauerte, das war ſehr wohltätig und förderlich. Überhaupt brauche ich Dir das doch nicht zu erklären. Aber hier geht es mir ſo gut, wie ich nur wünſchen kann. Carl iſt einer der beſten Menſchen, die augenblicklich leben. Eliſabeth liebt ihn ſehr und iſt eine vortreffliche Mutter — ſie erzieht die Kinder mit einer muſterhaften Sorgfalt und Hingebung. Sie weiß und will kaum etwas von der Welt — das Haus, der Mann und die Kinder ſind ihr alles. Nun kämpft ſie aber mit ihrem kränklichen Zuſtand, und mit mir ſympathiſiert ſie einmal nicht. Aber liebes Kind, ſo alt und vernünftig bin ich doch ſchon geworden, daß ich davon die Schuld auf mich ſchiebe. Sie iſt einmal die Frau vom Hauſe, wenn ich ihr nicht gefalle, ſo iſt weder auf der einen noch auf der andern Seite ein Fehler nötig — nur ſchade iſt es für mich. Hätte ich deswegen gerade das Geld gehabt, ſo wäre ich in den erſten Wochen mehr als einmal wieder abgereiſt, weiß Gott wohin, nicht aus Ärger oder Zorn, aber weil ich ſo ungern eine persona mal oder ingrata bin, und weil ich mich dabei nur ganz auf den Stand-

punkt des Gegners stelle, von dem ja das Gegenteil nicht zu fordern ist.

Liebste Susanne! So leb wohl und Gott erhalte Dich lange, lange Jahre und gebe uns frohes Zusammensein.

Leb wohl, sei hundertmal geküßt

von Deinem

Peter.

279. An Eduard Lassen.

München, 9. Mai 1863.
Untere Gartenstraße 10½ pt.

Lieber Lassen!

Ich weiß nicht, ob Du in den letzten Jahren irgendeine größere dramatische Arbeit wieder vorgenommen hast. Bei der waltenden Armut an guten Stoffen kann es auch leicht sein, daß Du aus Mangel an einem guten Texte feierst. Es befindet sich hier ein Dichter aus Schwaben, ein gewisser Hermann Kurz, der einen Text nach dem »Island« von Byron bearbeitet hat. Ich lernte das Werk und später auch den Dichter durch Paul Heyse kennen und mir fielst im ersten Augenblicke gleich Du ein, ob Dir dieser ganz dichterisch ausgeführte und in der Tat opernhafte Stoff nicht sehr zusagen, Dich nicht vielleicht zu einem recht glücklichen dritten Werk begeistern würde.

Ein Wort gab das andre und der Dichter läßt Dir nun durch mich dies Libretto anbieten. Er läßt Dir dabei sagen, daß er kein Wort darin als unverletzlich betrachtet, sondern das ganze nur als ein Fundament angesehen wissen möchte, auf welchem erst im Einverständnis mit dem Komponisten das neue Gebäude aufzuführen wäre.

Ich muß sagen, ich finde dies Eiland einen glücklichen Vorwurf — ich habe auch schon manchmal daran gedacht, es zum Libretto zu gestalten — und ich dachte sogleich an Dich, als ich es kennen lernte. Es wäre allerdings am Libretto vieles, ja wichtiges zu ändern; besonders müßte meinem Geschmack nach der lyrische Ausdruck unmittelbarer werden, aber wenn Du nur nach

der Lektüre, deren Gelegenheit ich Dir auf ein Wort durch Übersendung des Buches alsbald geben werde — zum ganzen Lust hättest, so wird auch Heyse und ich gern nach Kräften dazu helfen, daß die Sache schön und praktisch wird.

Du hast es, wie mir scheint, in dem Dichter mit einem wirklichen Poeten — Du kennst vielleicht seine Übertragung von Tristan und Isolde? — und mit einem höchst leidlichen, traulichen Menschen zu tun, der gewiß vortrefflich mit Dir auskommen würde.

Sag' also vielleicht mir ein Wort, ob Du das Buch einmal lesen willst, und überhaupt dann, wie Du es damit halten möchtest: im bejahenden Fall kannst Du Dich ja dann auch direkt mit dem Dichter in Beziehung setzen.

Vielleicht hör' ich dann auch einmal ein Wort, wie es Dir, dem letzten Mohikaner, in Weimar geht. Jetzt werdet Ihr wohl bald Liszt — dann Wagner — wieder in Weimar haben — und dann? — ja dann, wen anders als — Träsete (N.B. an Stors Stelle).

Ich habe hier seit acht Wochen den zweiten Akt von meinem Eid instrumentiert und hoffe im Laufe der nächsten Monate auch mit dem dritten und dem ersten zustande zu kommen. — Ich beneide Euch um Tristan und Isolde — aber spaßhaft wird es auch sein, was alles noch erlebt wird, bis die Sache dasteht. Doch glaube ich an die Weimarische Aufführung, weil Schnorr und seine Frau sicher sind. An die Wiener glaubte ich nie.

Lassen, leb wohl, vergiß nicht ganz

Deinen Freund

Peter Cornelius.

280. An Carl Tausig.

München, am 1. Juni 1863.

Untere Gartenstraße 19½ parterre.

Liebster, bester Carl!

Es war wirklich eine große Freude, als gestern endlich ein so lang ersehnter Brief von Dir ankam. Ich bitte Dich, laß mich nicht öfter solange warten. Was dachte ich nicht alles seitdem, wenn ich auch noch so oft die Feder zur Hand nehmen wollte.

Du habeſt vielleicht Deinen Plan ausgeführt, Dich in einen Schlupfwinkel zurückgezogen, und wolleſt nun auch, um ganz geheim zu bleiben, mich nichts von Dir hören laſſen. Denn daß Du irgend etwas gegen mich habeſt, denke ich nie in meinem Leben mehr, wenn ich auch jahrelang nichts von Dir hören würde.

Du Armſter — daß Du nun noch dieſe ſcheußliche Zeit bis auf den letzten Tag aushalten mußteſt. Es iſt ja ſchrecklich und muß als eine Lebenskriſis betrachtet werden. Wenn Du erſt alle Deine Kräfte wieder haſt, wirſt Du manche mürbe Einwirkungen auf Lebens- und Kunſtanſchauungen ſpüren. Bleibe dann nur mir derſelbe, in allem andern, was ja nicht die Grundtiefe Deines Charakters angeht, kannſt Du immer nur noch milder und verſöhnlicher werden. Ein wahres Feſt war mir die Nachricht, daß Du von Iſchl wieder nach Wien zurückkehren willſt, daß wir uns alſo im Herbſte wiederfinden. Ich kann Dir nicht ſagen, wie mich das freut, und welche Zuverſicht auch für mein eignes Leben es mir gibt. Denke auch, welch ein angenehmer, genießbarer Menſch ich ſein werde, wenn wir meine fertige Partitur am Klavier durchgehen können. Denn fertig bringe ich ſie mit. Nur aber in einem ſaubern Brouillon abgeſchrieben, weil ich dann, nachdem ich ſie mit Dir durchgegangen, erſt noch ändern und dann die letzte Abſchrift machen, oder wenn die Verhältniſſe es geſtatten, machen laſſen will. Nur um ſchönes Papier, ſelbſt für das Brouillon, bin ich verlegen. Ich finde hier in München ganz ſolides, aber ſo unangenehm graues Papier, worauf ich nun den erſten und dritten Akt weiter arbeiten muß, nachdem ich bis jetzt noch mit dem ſchönen, das du mir in Wien mitgegeben, ausreichte. Ja, Teuerſter, hundert ſchöne Blätter Partitur, viele mit Doppelzeilen, liegen ſchon aufgehäuft — es wird dennoch eine Wonne, Alter, wenn alles fertig iſt! Der erſte Akt macht mir nun die meiſten Schwierigkeiten — ich muß da ſehr vieles neu machen: vom Auftritt des Biſchofs an bis zum Schluß. Zu den Boten habe ich ein glückliches Thema — am Karfreitag! gefunden, mehr ſo, wie es von Anfang an beabſichtigt war. — Dieſe Szene wird nun gut. Andres habe ich erſt heute und geſtern noch umgedichtet. Doch denke ich im Juli fertig zu werden, dann im Auguſt Ouvertüre

und Schlacht-Zwischenakt, und im September die letzte Feile und Abschrift — geht es nicht, so lasse ich Platz für Ouvertüre und Entreakt und komponiere die in Wien — doch ich weiß — ich mache alles hier. Mein Bruder ist jetzt verreist, ich habe schier den ganzen Tag für mich, und während ich den frischen Morgen für die poetischen Nacharbeiten benutze, kann ich nachmittags schon manches aus dem dritten Akt ausarbeiten, wie z. B. mit der ersten Szene: Defensor noster — schon geschehen ist.

Wie ich mich freue, etwas polnisch mit Dir zu radebrechen. Ich treibe es täglich vor dem Frühstück, weil ich nüchtern nichts Besseres anfangen kann. — — — Deine Sachen besorge ich Dir gern, jeden Augenblick, es geniert mich gar nicht — bin den Weg auch schon wieder gegangen und werde ihn noch gehen.

Aber hören, Carlchen, hören laß von Dir. Alle Deine Neuigkeiten haben mich sehr erfreut, abgesehen von Deiner Krankheit. Empfiehl mich Zalusti und dem Herrn O. Sullivan. Grüße die Topplers, Thausing, Stern, Porges, Frau Payer vielmals.

Erschrick nicht, wenn ich Dir ein Rezept für das Wechselfieber mitsende. Meine Schwägerin schwört darauf, daß es Dir helfen wird. Sie hat Dich gern nach Deinem Porträt. Carl! sei geküßt! Schreibe bald, bald wieder, es ist mir ein solcher Sporn zum Arbeiten. Die Genfer Nelke läßt grüßen, an ihrem ersten Geburtstag. Es lebe die gute Fee!

Dein Cornelius.

281. An seine Schwester Elise.

Zum Geburtstag.

Wien, 2. Juni 1863.

Komm, Liese, ein Schwätzchen
Am stillsten Plätzchen
In Deinem Haus.
Nach dem Mittagschmaus
An Deinem Fest.
Gib mir 'nen Kuß!
Und Fidibus,
Daß ich ihn zünde
Am Spiritus
Der Kaffeemaschine.
Denn soll der braune
Mit rechter Laune
Getrunken sein,
Muß ich zum Schlürfen

Auch rauchen dürfen,
Zigarren, Knaster,
— das alte Laster! —
Doch wenn die blauen
Wolken dann steigen,
Will ich ganz eigen
Heimlich zu schauen
Bilder Dir zeigen
Aus Deinem Leben,
Aus unserm eben,
Wie's bei Geschwistern
Freundliche Genien
In eins verweben.
Ach, wie gemütlich
Sitzt sich's bei Dir,
Wie tut man hier
Bequem sich gütlich!
Das Töchterlein
Den Tisch bestellt,
Großmütterlein
Ihr Nickchen hält,
Und halb in Ruh'
Und halb erwacht,
Hört sie uns zu
Und nickt und lacht.

Weingeistflammen!
Tanzt und züngelt!
Blaue Wolken
Zart geringelt
Breitet aus
Den myst'schen Nebel!
Wasser rausche!
Kaffee siede,
Komfortäbel!
Niemand lausche
Unserm Liede,
Unserm stillen
Bildertausche!

Sind wir denn wirklich
Nicht mehr daheim?
War's nicht erst gestern
In Gonsenheim,
Wo wir Würstchen aßen,
Beim Vater saßen,
Und zum leckern Mahl
Trat der Korporal
Und wir mußten frisch
Steigen auf den Tisch
Und zu des Österreichers Wonne
Singen: „Goldne Abendsonne!?"

Dann fällst Du wieder,
Liese, mir ein
Im grün und schwarzen
Wollmäntelein!
Hast immer so gefroren
An Nas' und Ohren,
Und war ein Gebrumm:
Halt Dich nicht krumm!

Oder es geht
Flugs ins Theater.
„Heut' spielt mein Vater
Den armen Poet."
Da sitzt die Liese
Mit Augen verflennt,
Daß man sie fast
Nicht wieder kennt!
Hast Du beim Scharrer
Nicht Singestund'?
Sagt er nicht: Elis!

Nur groß den Mund!
Es wird ſchon gelingen
Nur: hha! immer ſingen?

Iſt ſchon verſiegt
Der Tränen Glut,
Die Du geweint
In Full' und Flut,
Weil im Konzert
Du zu fehlen gedacht
In Händels Lied:
„Er ward veracht't?" —
Dann ſeh' ich die Kleider,
Die Roſa-hellen
Von den erſten
Kaſino-bällen.
Da war die Freundſchaft
Mit Herbolds Marie.
Die gute Frau!
Wie denk' ich an die!
Ich hab' in Dresden
Beſucht ihr Grab,
Wo ich mir Blumen
Gebrochen hab'.
Da ſeh' ich recht,
Wenn wir ſterben, Kind,
Daß wir nicht ganz
Vergeſſen ſind!
Weil oft noch jetzt
Beim Nachtgebet,
Der Name mir
Im Herzen ſteht.
Die hatte ſo was
Unſchuldiges,
Weibliches,
Geduldiges!

Eine ehrliche Haut,
Eine treue Braut!
Daß ſich der Tod
Doch an ſo junge Leut' getraut!

Nun ſpukt ſo was
Von Bar-le-düc!
Doch warſt Du dort
Nicht lang, zum Glück!
Dein Lebenslauf,
Dein Bächlein rinnt
Zu deutſch geſinnt,
Fließt unverwandt
Ins deutſche Land
Dort auf die Quint
Am Moſelſtrand!
Dort wird geminnt,
Dort wird gefreit:
Du ſchöne Zeit!

Wenn in Erinnern
Ganz verſenkt
Mir ſel'ger Jugend
Zeit gedenkt,
So dünkt mich's traun
Wie Sommeraun
Voll Laub und Gras
Mir anzuſchau'n
Durch rotes Glas.
Die Farbenglut
Die alles hat!
Die Purpurflut
Um jedes Blatt!

Mein Leben war,
Ich ſag' es frei,
Nur allzureich

An Bunterlei;
Doch was ich immer
Sonſt erlebt,
Nicht ſo im Schimmer
Vor mir ſchwebt,
Wie jene Zeit
Die dort verfloß,
Wo jeder Tag,
Den ich genoß,
Und jed' Geſicht
Und jeder Tand
Mir nun Gedicht
Und Feenſchloß
Und Zauber ſcheint
Und Märchenland.

Für Dein Geſchick
War jene Zeit
Am Moſelſtrand
Von Wein umlaubt
Ein Janushaupt
Mit Doppelblick:
Voraus, zurück!
Zurück
Auf Deiner Jugend Morgen,
Voraus
Auf allen Ernſt und Sorgen
Der Lebensfahrt
Auf hohem Meer
Mit Sturm gepaart
Und Leiden ſchwer.
Dein Leben war,
O Liefelind,
Wie Geigen ſind!
Dir gab die Quint
Den hellſten Ton,
Das lautre Eh!
Die andern Saiten
Stets: A- de!
Und ganz zuletzt
Kommt's tiefe Geh!
Den Bogen führt
Der liebe Gott,
Die Saiten rührt
Des Lebens Not.
Doch dünkt es oft
Wie Mißgeſchick,
Wer glaubt und hofft
Dem iſt's Muſik.
Und Konſonanz
Und Diſſonanz
Teilt alles ja
Dein guter Franz!

Nun geht's im Flug
Nach Moabit!
's iſt Platz genug
Ich nehm' Dich mit!
Ihr aber ſeid,
Ihr Leutchen beid'
Nun ſchon zu dritt!
Zahlt der Herr Sohn
Auch Kutſcher Lohn?
Das Liebespfand
Vom Moſelland?
Es geht Galopp!
Da ſind wir! Stop!
Halt an mein Roß.
Fein ſtille ſteh!
Nun braut der Franz
Uns vin brulé!
Nun ſind wir ganz

Berlinisch hier
Doch kommt die Zeitung
Stets von Trier.
Was Euch betrifft
Auf sand'ger Trift,
So währt's nicht lang,
Hat Franz es satt,
Und wandert aus
Nach Michelstadt.
Doch war auch Borstig
Borstig stets,
War Krober
Noch ein gröbrer Fläz.
Ich war nicht mit
In dem Revier,
Weiß nur, Ihr ließt
Dort das Klavier!
O Flügelein,
So schlicht und klein,
Wie schlagen noch
Ins Ohr mir ein
Die schwarz und weißen
Tasten Dein!
In Darmstadt hat's
Das Licht erblickt,
Ward dann in Mainz
Brav ausgepickt,
Ward auf die Quint
Euch nach geschickt,
Bis bei Berlin
Es alternd schien
Und nun verhallt
Im Odenwald!
Was wissen dort
Die dummen Leut',
Wie unser Vater
Sich gefreut,
Wie still im Eckchen
Er gesessen
Als an dem alten
Instrument,
Ich ihm in jungem
Herzensdrang
Die Müllerlieder
Schuberts sang!
Das „Bächlein!" „Frage".
„Ungeduld!"
Siehst Du ihn noch
Ans Notenpult
Gelehnt in seiner Lieblingslage?
Wie er den Takt
Von Herzen schlug
Und gerne hört'
Und nie genug,
Und wie er,
Wenn wir musiziert,
Im Zimmer
Auf und ab marschiert?
Und wie er gern
Gedreht das Blatt?

Doch Liese, still,
Sonst bleiben wir
Bei dem Klavier
In Michelstadt
Und müssen doch
Zur Eifel noch
Und an die Lahn!
Drum frisch voran!

So wie der Rhein
In seinem Lauf
Den Zuwachs nimmt

Von Flüſſen auf,
So ſtrömt in Deines
Lebens Bach
Ein Wäſſerlein
Dem andern nach.
Die Moſel gab
Den Carl Dir ab,
Im Odenwald
Kam Wilhelm bald,
Und an der Lahn
Franziska an,
Doch an der Steinach
Raſcher Flut,
Da nahm Dein Leo
Fleiſch und Blut.

Und krümmungsreich
Der Moſel gleich
Geht nun die Bahn
Bald an die Lahn,
Vom Odenwald
Zur Eifel bald
Und von der Saar
Zur Steinach gar.
Dort aber haſt
Du längre Raſt,
Wirſt in dem Walde
Heimiſch faſt.
Da kommt zu Gaſt
Im Lauf der Zeit
Was Dich nur lieb hat
Weit und breit:
Ohm Peter hier
Schreibt den Barbier,
Ohm Carl ſtudiert
Hier ungeniert,
Ohm Wilhelm kam
Als Bräutigam,
Die Tante Sus'
Wohl helfen muß,
Die Guſte Tant
Iſt durchgebrannt.

Doch nicht nur Freunden
Gabſt Du Dach,
Selbſt Feinde wurden
Freund' gemach.
Der einz'ge Haß,
Der einz'ge Groll
In Deinem Herzen
Liebevoll,
Ward Milde dort
Und Freundlichkeit
Am ſtillen Ort
In Einſamkeit.
Du ahnſt wohl, Schatz!
Ich mein' die Katz!
Sonſt konnt'ſt Du keine
Sehn von fern,
Nun hatt'ſt Du Deine
Sogar gern.
Es war der Prinz
Der ſchmucke Hinz,
Der Schrecken jedes
Mauſekinds.
Die bildeten
Dort Landesſturm,
Es war ein wahrer
Mäuſeturm,
Da war die Katz
Mit Prank und Tatz'
So recht am Platz.

Von Dortmund weiß
Ich keine Mär,
Als daß es dort
Sehr staubig wär'!
Ich nahm dort nie
Bei Euch Logis
Und nun Ihr schon
Da weg geflohn,
So fiel es kaum
Mir ein im Traum,
Mir dort den Mund
Zu reden wund,
Wie nicht geschaut
Mit fremden Leut'.
Doch was mich freut,
Ist, daß Ihr hier
Am Rhein nun seid!
Wie wunderbar!
Wo unsres Vaters Heimat war,
Von wo er weit
Zur Fremde ging,
Und nur zu Gast
Zurückgekehrt,
Doch immer hielt
Die Heimat wert,
Und wie die Fremd'
Ihn auch empfing
Doch immer
An der Heimat hing,
Wo unser Blut
So recht zu Haus,
Von wo der Ohm
Ins große Rom
Trug deutschen Ruhm
Im Künstlertum
Und weit
In alle Welt hinaus;
Daß Ihr nun da
Ein Haus bestellt
Und schafft Euch
Eure eigne Welt,
Das tönt ins Herz
Mir guten Klang,
Das zeigt mir viel
Zusammenhang
Von Lebenswegen
Bunt und kraus
Und wie zuletzt
Aus aller Not
Doch schaut heraus
Der liebe Gott;
Daß unser Leben
Nur Fragment,
Daß wir nicht Anfang sehn
Noch End,
Daß nur der Herr
Das beides kennt
Und weiß woher
Und weiß wohin,
Was wir in unserm
Schwachen Sinn
Erkennen schwer,
Und möchten oft
Verzweifeln sehr,
Wenn nicht die liebe
Hoffnung wär'.
Wie Paulus schrieb
So gottgesinnt
In seinem Briefe
Nach Korinth:
Wir schauen hier
Auf ird'scher Flur

In einen dunklen
Spiegel nur,
Doch drüben in dem ew'gen Licht
Von Angesicht zu Angesicht.

Doch schon geschlürft
Ist der Kaffee,
Die Zeit verschwatzt
Von Lust und Weh
Wie's Dämmerlicht
Das nun brach ein
Schwebt zwischen Sonn'
Und Sternenschein,
So sei gegrüßt
Und sei geküßt,
Und oft noch mag
An Deinem Tag
Die Kaffeestund'
So schön vergehn
Und uns der Mund
Nicht stille stehn;
Denn wären wir
Zusammen schier
In Ewigkeit,
Wir hätten stets
Noch was bereit
Aus alter Zeit.
Ja, Herz, so geht's!
Die Melodei'n
Voll Klang und Reim
Wie süß daheim
Geschwistern sie
Die Mutter sang,
Vergißt man nie
Sein Leben lang!

282. An Rosa von Milde.

München, Untere Gartenstraße $10^1/_2$,
am 20. Juni 1863.

Liebe Freundin!

Diesmal will ich, statt wie immer, mit meinen Gratulationen zu spät zu kommen, den andern den Rang ablaufen und Ihnen schon heute meinen Glückwunsch zum lieben Geburtsfest darbringen. So lange hab' ich geschwiegen und so viele Briefe sind nur in Gedanken geblieben, seit ich damals vor fast zwei Jahren Ihre blühende Rose noch im besten Flor mit an den Rhein brachte, wo die Susanne sie noch in Verwahrung hat nebst manchen Briefen und Gaben, die mir lieb sind und die ich ihr geschickt oder dort gelassen habe. Nun ist jene ganze Zeit wie in einen fernen Zauberspiegel gerückt und dünkt uns ein Märchen, das wir nicht selbst erlebt haben. Aber ich hoffe, und bei mir wenigstens ist es so, daß die Herzen dieselben bleiben, und daß aus den erregten Zeiten

ein gutes Gedenken mit in die ſtilleren gegangen iſt. Sie und Feodor habe ich in meinem Album, ſo manches auch noch darin fehlt. Ich nahm mir damals die Photographien glücklicherweiſe bei Bauer mit. Die Ihre iſt nur leider ſehr ſchlecht; wenn Sie mich einmal mit einer beſſeren beglücken können, ſo wird es ſehr dankbar aufgenommen.

Und Franz, Rudolph, Natalie, wie mag es denen doch gehen?

Da habe ich geblättert und das Maiblumenblatt von der Fürſtin gefunden, das ſie mir vor drei Jahren beim Abſchied gab. Auch das halte ich heilig, denn die Frau iſt mir lieb. Sie hat mir immer aufrichtig freundſchaftlich gegenübergeſtanden; und das feierliche Verſprechen, das ſie mir abnahm, nicht von meinem Eid abzulaſſen, hat auch immer ſehr gut und entſcheidend in mir gewirkt. Direkt habe ich kein Wort mit ihr gewechſelt, doch hat ſie ein Anrecht auf mein gutes Gedenken, dem ich innerlich, ſolange ich lebe, Genüge tue! Ach, wer die Geſchichte, die innerſte Geſchichte jener Jahre, wie ein Buch vor ſich liegen hätte! Das wäre einmal etwas zu leſen — das wäre eins von den wenigen Dingen, das mir einen ſchweren Augenblick der Überwindung koſten würde, wenn es vor mir läge, leſbar und aufſchlagbar, aber es wäre mir moraliſch unterſagt, drin zu leſen. Dem M. habe ich in Wien öfter verſprochen, Sie zu grüßen, ſo hole ich's heute nach. Er hat Sie in der Tat im freundlichſten Andenken. Er iſt nicht übel, aber das dortige Leben verdirbt ſo Leute, ich habe ihn, ich weiß nicht — etwas vornehm gefunden, als ich ihn endlich aufſuchte — und mache nie wieder den Verſuch. Der Mime, dem leider die Nachwelt keine Kränze flicht, muß dem glanzloſen, immer im Werden begriffenen dichteriſchen Talent heute ſchon ein Blatt von dem reichen Kranz geben, mit dem die Mitwelt ihn täglich ziert. Kurz, mein Vergleich iſt unklar — aber ich fühle mich heute ſchon als das, was ich doch immerhin noch einmal werden kann, als Napoleon der Dritte in Ham oder in Straßburg, und bin's einmal beſſer gewöhnt, bin *verwöhnt*. — Doch wo gerate ich denn hin! Möge M. meine Gerechtigkeit in ſtiller Ahnung bewundern, daß ich ſeinem Gruß den Raum widme, den ich beſſer für mich ſelber in Anſpruch genommen hätte. Liebe Freundin, ſeit Anfang März

arbeite ich hier an der Ausführung des Cid und bin nahezu mit zwei Akten fertig, dem zweiten und dritten. Vom ersten habe ich den Anfang — aber das Spätere muß ich größtenteils neu komponieren, habe auch alle Gedanken dazu fertig, doch komme ich erst im Juli an die Ausführung. Der 15. Oktober ist mein Ziel, wie man hier in Süddeutschland die Zeit des Ausziehens nennt. An diesem Tag werde ich mit meiner fertigen Partitur in Wien sein.

Dann will ich froh sein, dann habe ich einmal wieder mit Ach und Krach einen guten Schritt weiter getan. Es hat sich solang hingezogen mit diesem Werk, weil gerade in die erste Zeit der große Stern Wagner zu nahe an meinen kleinen Umkreis trat, und dieser Eindruck innerlich und äußerlich erst wieder überwunden werden mußte. Gewaltsam riß ich mich von Wien los, habe hier seit dem Vierteljahr die volle Abgeschiedenheit, die mir nötig ist, und kann nun im Herbst endlich einmal wieder frei und unbefangen in die Welt schauen, mit dem Gefühl, meinem inneren Beruf mit nicht mißlungener Arbeit nachgekommen zu sein. Wie wollte ich mich freuen, Ihnen dann einmal meine Partitur zeigen zu können! Wer weiß, ob's nicht so wird, denn nach Berlin zum Ohm gehe ich dann doch bald einmal, und wir sehen uns vielleicht schon im Winter, wo ich dann den Helden als wohlgebundenen Sklaven zu Ihren Füßen legen werde.

Fodor soll doch auch, wenn das alles, wie ich hoffe, noch so beim Alten ist, den Herrn Lehfeldt von mir grüßen, wenn er sich meiner noch erinnert; wie leid tut es mir, daß ich den Mann nicht habe spielen sehen. Er muß gewiß den Hagen vortrefflich spielen, der bei uns durch Herrn Gabillon, den wohl viele gut finden und der am Ende auch sein Bestes herzlich leistet — doch, wie mir scheint, sehr unzulänglich gespielt wird. Ich sehne mich danach, den peinlichen Eindruck zu verwischen, den mir dies Stück in der Burg machte! Die Hebbel[1] als Brünhild — o nein! und selbst diese von allen angebetete Wolter[2] als Kriemhild schien mir unglücklich affektiert. Mir schien, sie hatte so eine Art weibliches Riesenritter-Mädcheninstitut einige Jahrhunderte vor Christus im

[1] Christine H., die Gattin des Dichters geb. 1817.
[2] Charlotte W., die bekannte Schauspielerin geb. 1834.

Sinn, aus dem sie gerade gekommen wäre, sich just in Siegfried zu verlieben. Ein Accent aber im letzten Akt ist mir unvergeßlich, wie sie zu Hagen sagt: „Du Hund!“ Das sagte sie mit einem äußerst glücklichen Gemisch von Tragik und Humor. Überhaupt die letzten Akte spielte sie immer doch sehr schön. Aber dazu schlechte Musik — und ein so getrenntes Gemisch von Wunderbarem und Nationellem wie das Auftreten der Gnomen, an das man hier gar nicht glaubt. Ich meine — alle solche Stoffe werden in unsrer Zeit immer mehr und mehr der Oper, wie Wagner sie gestaltet hat, zufallen — die Musik einzig vermag da den magischen Nebel zu verbreiten, zwischen uns modernen Schauenden und diesen Sängergestalten. Nun gar der erste Teil allein ist nicht gut möglich — der entläßt uns nur nach Rache lechzend — es ist zu schauerlich und gemein, wie dieser Halbgott da von vernünftigen Menschen abgeschlachtet wird. Ich kann nicht umhin, mir für den heutigen Dichter das konkret geschichtliche und das soziale Drama als die eigentliche Aufgabe zu denken. Hebbel hat auch lange vor diesem Stoff gezaudert. Hätte er seinem innersten Genius gefolgt, mich dünkt, er hätte in einer potenzierten, geklärten Maria Magdalena seinen Gipfelpunkt finden müssen. Aber — die Zeiten sind wohl noch nicht reif. Es werden noch im Lauf dieses Jahrhunderts entsetzliche Stürme wehen, die alles bis in den Grund aufwühlen! Steigt dann Deutschland gekräftigt und verjüngt nochmals zu einem geistigen — politisch-poetischen Gipfelpunkt empor — dann erst kann sich der Boden bilden, auf dem der deutsche Shakespeare ersteht. Mit der höchsten Freiheit die frische Schönheit. Unter den heute Schaffenden gebe ich ohne Bedenken weitaus dem Wagner den ersten Preis. Er ist weit mehr, als er selbst weiß. Ich glaube, er wird auf beide Richtungen, auf isolierte Dichtung und isolierte Musik großen Einfluß üben. Er ist eine Grenzmarke in den Zeiten. Die Oper wird, glaube ich, wie schon bei ihm selber, im Hans Sachs, von dem akuten Musikdrama wohl manche Rückkehr suchen und finden — aber die Opernschablone ist ein für allemal unbrauchbar gemacht, die poetische Idee wird die Formen bestimmen und erzeugen, in einer weit innigeren und brennenderen Zusammenwirkung, als dies vor ihm der Fall war.

Hätten Sie doch, liebe Freundin — den Feuerzauber aus der Walküre in Wien hören können! — Ja, in der Benennung liegt alle Kritik für diese Musik: Feuer und Zauber! — Ja, hier diese Dichter — sie sind alle in vorhandenen Formen befangen, wie das Tier in dem Kreis! Heyse ist von den hiesigen doch gewiß der beste, aber von seinen Stücken hat mir allein der deutsche Ludwig[1] einen Eindruck gemacht, und dennoch ist das nur hübsch dramatisierte Geschichte, es fehlt ein tiefer poetischer Lebensnerv, aus dem so eine Sache nochmals neu wiedergeboren wird. Die „Grafen von der Eiche" sind peinlich, es ist alles aufgewandt, sogar Liebestrank — aber es läßt nur kalt; wir vermögen uns nicht wirklich zu interessieren. Die „Elisabeth Charlotte" wird für mich durch die formelle Rücksicht unmöglich, daß deutscher Sinn, in seiner faßbaren Gestalt, der Sprache, gewissermaßen die Hauptrolle spielt — dem Franzosentum gegenüber — und daß eben alle Leute im Stück dies liebe gute Deutsch so prächtig reden — und daß selbst der gemütlose, große, starre Ludwig schließlich den gemütlichen Familienvater im liebenswürdigsten Deutsch von der Welt spielt. Ich bin naiv genug, zu behaupten, daß das Stück, wie Heyse es meinte, nur in zwei Sprachen in ihrem vollen Kontrast — in den Dialogen ganz real — in den Monologen ebenfalls bald deutsch, bald französisch eine Möglichkeit sein würde. Haben Sie den neuen Band Novellen von ihm gelesen, es hat mir da eine wohlgefallen: „Im Grafenschlosse." Doch sind auch die andern höchst anziehend geschrieben, und würde ich die Novelle, den größeren Roman, für Heyses gedeihlichstes Feld halten. Er ist noch eine junge, höchst fähige und gebildete Kraft, der es, wie er wohl selbst öfter fühlen mag, not täte, nun nach so manchen verschiedenen Versuchen sich einer Spezialität zuzuwenden. Er geht auf das Drama aus; wie mir scheint, — doch ich will darin nicht durchaus recht haben, — sollte er es lieber mit dem Roman halten. Aber er und die andern, aus allem, was ich so merke, sehen Wagner mit Unbehagen an, er ist ihnen unheimlich. Das Zeug wird so überall gegeben, hält sich so. Ja, Heyse meint, die Art Dinge verderben die Tragödie! Durchaus nicht! Findet nur, wie Wagner fand. Aber

[1] Gemeint ist „Ludwig der Bayer" Schauspiel 1862.

sie machen sich gerne lustig über einzelne Ausdrücke im Tristan. — Wenn es ihnen gegeben wäre, sich ein geistiges Bild vom Ganzen zu machen, sie würden mit Lichnizky sagen: Nimm ab Mütze!

Doch, teure, liebe Freundin, verzeihen Sie mein Durcheinander! Mein Brief ist mir da unwillkürlich in die Länge geraten, und mein völlig konservatives Geschwätz ist als Briefmitteilung so unzusammenhängend, daß ich an Ihre Freundlichkeit apellieren muß, es mir zugut zu halten. Tausenderlei möchte ich Ihnen sagen, von Ihnen erfragen! Feodor hat sich gewiß jetzt recht im Schauspiel eingebürgert, ich kann mir denken, daß er den Ludwig XIV. schon gespielt hat; es ist auch eine dankbare, wirkungsreiche Rolle. Grüßen Sie also Feodor herzlich von mir, er soll mich, wie ich ihn, in freundlichem Andenken bewahren. Was Sie mir von Photographien der Kinder und von Ihnen beiden zuwenden wollen, ist nicht verschwendet und wird im schönen Buch heilig gehalten, wo mir bis jetzt noch so manches fehlt. — Prellers Odyssee habe ich hier mit großer Freude gesehen. — Die Glyptothek hier ist ein Tempel voll Schönem, aber ich war dort erst zweimal — da ich ganz fleißig und abgeschieden bin. Diese Glyptothek, ich kann nicht sagen, wie lieb ich sie habe, ich möchte immer nur mit Menschen, die ich lieb habe, dort umhergehen. — Grüßen Sie die Kinder von mir, die Natalie aber schon aus dem gehörigen Respekt, das muß ja jetzt ein Fräule sein! Auf glückliches Wiedersehen und gewaltiges Ausschwätzen! Was wollen wir einmal Austern schmausen, wenn mein Cid sein Honorar recht solid fordern darf! O wie gern würde ich Euch wiedersehen! Gott erhalte Sie mit allen Ihrigen. Halten Sie in gewogenem Andenken Ihren Freund

Cornelius.

Mittwoch. Ich ließ unversehens den Brief so lange liegen, daß er wohl nun eher zu spät als zu früh kommt. Ich bin unterdes fleißig gewesen, der dritte Akt wächst an.

Ihr Cornelius.

283. An Reinhold Köhler.

München, 27. Juni 1863.

Lieber Reinhold!

Wieviel und wie herzlich dachte ich Deines Tages. So oft, wenn ich abends mich aufs Sofa streckte, mahnte es mich, alle Gefühle und Schnurren, die mir dann so durch die Seele gingen, für Dich in Reime zu bringen. Es schwebt mir dann eine Unendlichkeit von Stoff vor, die erregte Phantasie träumt sich hundert Novellen und erzählende Gedichte aus. Aber ich will schon in späteren Jahren einmal etwas wirklich Gutes an die Feier dieses Tages knüpfen. Noch lieber wär mir's freilich, wenn er einmal zugleich Dein Hochzeitstag würde.

Ich habe den heutigen Nachmittag verbummelt, arbeitsscheu und in der Idee, Dir zu schreiben, Dir zu dichten — sonst wäre ich vielleicht wieder lange über die Etikettezeit ausgeblieben. Denn in so gewissen, abgespannten Stunden, die vielleicht andre gewissenhafte Leute zum Briefschreiben verwenden, kann ich um die Welt keine Briefe erledigen, dazu muß ich ganz der muntre, volle Mensch sein, wie um zu arbeiten oder gedeihlich mit der Welt zu verkehren. — Denke Dir, meiner Elise hab' ich neulich am zweiten (auch ein Junikind — mein Vater am 15.) noch einmal eine Epistel nach alter Weise in Versen abgefaßt. Es ist doch gut, einmal wieder welche zu machen, es verlernt sich so leicht. Jetzt, wo ich mit dem Eid fertig sein werde, will ich geistig einmal wieder mehr als Dichter leben und manches ausarbeiten, um zu meinem dritten Stoff die nötige Biegsamkeit mitzubringen. — — — — Bei Dir hatte ich mir schon während dem ganzen Sommer vorgenommen, Kleinigkeiten, wie jeder Tag sie gibt oder geben kann, aufzuspeichern, wie die zwei Verschen, z. B.

16. Mai.

Des Brot ich eß', des Lied ich sing'!
So denkt die Lerch': auf leichter Schwing'
Fliegt sie zur Höh' und singt dazu:
Du lieber Gott, wie gut bist Du!

12. Juni.

Ich hab' den Jasmin begoſſen
Auf meinem Teller blank,
Da kam mir ein Duft entgegen
Als ſagt' er: Schönen Dank!

Dieſe Vier-Zeilen in Caballero's[1] Wie ſchön! nicht wahr? Auch Heyſe liebt ſie ſehr. Kennſt Du aus ſeinem italieniſchen Liederbuch:

Blühender Mohn!
Vor Liebe ſtirbt man nicht, nein, nicht vor Liebe,
Das nicht, doch ward' ich herzlich krank davon!

Hab' ich Dir je mein kleines Lied aus Nonnthal geſchickt?

Flügel, mich emporzutragen
Gab mir Deiner Liebe Glut,
Nachtigallenlaut, zu ſagen
Was mir tief im Herzen ruht.

Doch zu hoch nicht wollt' ich fliegen,
Gäb' das ſüße Singen drein,
Feſt mich an Dein Herz zu ſchmiegen,
Still an Deinem Mund zu ſein.

Da ſagte mir Heyſe eines Abends ein kleines Frühlingslied von Kleiſt, das Dir vielleicht auch noch unbekannt iſt, wiewohl Du alles durchſtöberſt. Es wird Dich freuen.

Winter, ſo weichſt Du,
Pfleger der Welt,
Der die Gefühle
Ruhig erhält!
Nun kommt ihr wieder:
Thymianhauch,
Nachtigall'n-Lauben,
Sehnſucht, Du auch!

[1] D. h. Überſetzungen nach dem Spaniſchen der ſchon erwähnten Dichterin Fernan C.

Mein Gott, Reinhold, Dir gegenüber fällt mir freilich tauſenderlei ein, was mir auch in dieſer Stille kaum einmal über die Lippen kommt. Auch die kleine Nürnbergerin, die drüben im Garten bei dem Direktor der wilden Tiere in Dienſten iſt. Ja, der käme ich freilich gern einmal über die Lippen. Eben erſt ging ſie wieder vorbei. Ach, daß mein cor immer noch ſo tenerum und molle iſt, in dieſen alten Tagen. Denn über dem Cid haben ſich einige weiße Haare in den Schnurrbart eingeſchlichen, und in dem ſonſt noch ſehr braunen Haupthaar zeigen ſich an den Schläfen beim Zurückſtreichen hinter und über den Ohren auch einige Delinquenten. Es wird nicht lange währen, ſo bin ich wie Schöll, und könnte in dieſer Beziehung Dein Vorgeſetzter ſein. Doch weil ich immer lieber ziehe als ſitze, ſo laß mich lieber Dein Vorgezogener ſein. Doch nun wieder auf die Nürnbergerin zu kommen. Sie iſt ein züchtiges, liebes Ding, hat eine Büſte wie eine Venus — da flattert mir eine Schwalbe zum Fenſter herein — die haben — jetzt iſt ſie glücklich wieder draußen — die haben hier in München auf der rauheren Hochebene die Gewohnheit, ſich tief in die Häuſer einzuniſten, zum Schrecken der Hausfrauen, ſo daß mein Bruder mit ſeiner Frau ordentlich kapitulieren muß, weil die mehr Reinlichkeitsſinn als Aberglaube hat. Vor beiden Etagentüren haben ſie ihre Neſter, und wenn ich abends noch einmal hinaufgehe, um der Schwägerin gute Nacht zu ſagen, ſitzt immer eine einſam auf derſelben Schlafſtelle über dem Klingelzug, ſo daß ich mich nicht zu ſchellen getraue. Sie hat kein Neſt — oder ihre Brut iſt verdorben. Die Tiere machen fortwährend Eroberungsannexierungsverſuche in den Stuben. — — —

Ich ſitze hier feſt und weiche nicht, bis mein Cid auf die letzte Note fertig iſt. An Roſa habe ich endlich zu ihrem Geburtstag ſeit zwei Jahren geſchrieben. Nächſtens vieles über Heyſe! Was ſagſt Du dazu, daß er Hebbel gar nicht gelten läßt? — —

Jetzt ſollte mein Brief erſt anfangen! Und endet ſchon! Doch bald was Vernünftiges! Heute nur noch Grüße an die Deinen und Eitner.

Von Deinem

Peter Cornelius.

284. An ſeine Schweſter Suſanne.

München, 27. Juli 1863.

Nun ſollſt Du, liebe Suſanne, aber auch keine Minute länger warten. Ich habe eben die Skizze zu einem neuen Stück aus meinem erſten Akt beendet, welches ich nun dieſer Tage in Partitur ausführen will. Es ſind dies die drei Boten, welche dem König den Einfall der Mauren melden. Schlage den Herder auf, wo es heißt:

8.
Eingefallen in Kaſtilien
Waren Könige der Mauren uſw.

Weißt Du, dieſen Ton atmet mein Stück mit aller Wärme — es hat einen großen Zug, eine Art Cornelius-Familienzug, und gehört zu meinem beſten, denn ich habe es erſt zum zweitenmal getroffen, wo ich es ſo ausführte, wie es mir ganz zuerſt vorſchwebte!

Dies Stück hat auch den Carl ganz begeiſtert. So was kann, wenn auch die Oper einmal veraltet, immer noch bleiben, und wenn nur ein ſolches Fragment Dauer hat — ſo bin ich zufrieden. Nur hängt noch viel davon ab, daß ich es mit voller Glut und mit allem Feuer inſtrumentiere.

Auch den Text habe ich hier erſt neu umgearbeitet, er war zu lang, und die kurzen, knappen Reime, die aber eben etwas Stoßweiſes, nach Atem Schnappendes haben, machten mir viel Mühe, weil doch das Genaue des Stoffs möglichſt darin aufgehen mußte, und es doch nicht zu ausführlich gehalten werden durfte. Ich ſchicke Dir den kleinen Bogen mit, um Dir gerade von dieſem Stück wieder die Anſchauung zu geben, wie ich arbeite. Es heißt alles: Pauken getragen — aber wie klingen ſie auch, liebe Suſanne! Es ſieht oft aus, als arbeite ich faul oder langſam, aber es iſt nicht ſo — es iſt alles meinem innerſten Weſen gemäß, und wenn ich oft wie verzweifelt in der Stube umhergehe und mich mit zehn Pferden an den Schreibtiſch zwingen möchte, und denke, die Zeit vergeht und Du kommſt nicht weiter — es hilft alles nichts — reifen muß die Sache — über Schlaf und Traum, ohne daß man was davon weiß, muß der Keim ſich feſtſetzen und ausbreiten —

kurz, ich ſag's zum tauſendſtenmal: dichten, verdichten muß ich alles — und wollt' ich's früher zwingen, ich würde nur die unreiſe, ſaure Frucht brechen. Ich glaube, deswegen ſagt man: ſaure Arbeit. Was die ſaure Arbeit gemacht hat, das wird nie gut, d. h. lebendig ſein. Aber wenn es nun ſoweit iſt, ja dann iſt es gar kein Arbeiten, dann ſitzt man am Schreibtiſch und weiß gar nicht, daß man etwas tut — es iſt nur Freude und Befriedigung — nun gibt ſich alles von ſelbſt — alles Notwendige und ſelbſt aller Überfluß kommt ungequält und ungerufen. Der kleine Bogen Text, wie Du ihn haſt, nahm in der erſten Skizze 180 breite Viervierteltakte in Anſpruch, jetzt iſt die ganze Sache in 116 Takten abgemacht, die ſich, wie ich Dir es noch am Rande bezeichnen will, aus $^6/_8$ Takt zu $^9/_8$ in $^{12}/_8$ ausbreiten, alſo eigentlich $^2/_4 : {}^3/_4 : {}^4/_4$. Dann ſind die Zwiſchenſtrophen des Volkes nun ganz aus dem Hauptthema, der Hiobspoſt, genommen, ſteigern ſich, bis zuletzt in einer einfachen breiten Maſſenwirkung die Worte ertönen: Campeador — uſw. uſw.

Ja, weißt Du, das hat was Famoſes, es liegt darin gleich das Remedium für das Übel — jetzt weiß man ſchon, ja der Cid — der wird ſiegen! es war ja, als ob man's ganz vergeſſen hätte, daß man noch den Cid hat und nun ſagt das ganze Volk aus einem Mund: Jetzt (alleweil) gehſt Du hin, und alleweil ſiegſt Du! — denn das verſteht ſich in der ganzen Oper von ſelbſt — weißt Du, der Cid iſt, wo er nur geht und auftritt, der von Sieg und Glorie triefende Held — er hat etwas altteſtamentliches, etwas vom Simſon und Judas Makkabäus — dem jauchzt nur immer alles zu. Es gibt ja ſo Menſchen — wo ſie nur hinkreten, was ſie nur tun, da erwecken ſie Zuruf und Begeiſterung. Und im Drama iſt nicht der Raum, wie im Epos, ihn erſt, wie es dort iſt, das werden zu laſſen, er iſt es gleich von Anfang, nur durch die Überwindung der Ximene erlangt er innerhalb meiner Oper das Höchſte, d. h. den Namen Cid, und das iſt ein großer Trücker in meinem dritten Akt, Suſanne — wenn dieſe wunderlichen Maurenkönige vor den kaſtiliſchen Fernando treten und ſagen: Ja, wir ſind freilich beſiegt, aber das iſt auch keine Kunſt — das war ja der Cid. — So fragt der König:

Ihr nanntet Cid den Helden, der Euch sandte?
Könige: Wir nennen ihn den Cid, das ist: den Herrn!
Fernando: So heiß er denn, wie Feindes Preis ihn nannte
Der Cid und ewig seines Ruhmes Stern.

Alle wiederholen. Und wie nun der Cid endlich, nachdem die Ximene, in der Meinung er sei tot, laut ihre Liebe bekannt hat, ganz bescheiden da hintritt und das Volk ihn mit dem gewohnten Zuruf begrüßt:

Campeador, kampfbereit,
Held zur guten Zeit geboren,
Stahlbewehrt zur guten Zeit,
Held Kastiliens auserkoren,
Campeador, sieggeweiht!,

was jeder schon aus dem ersten Akt und aus vielen Andeutungen des Themas im Lauf des Ganzen genau im Gefühl hat — so liegt nun eine einfache Größe in dem Moment, wenn alles aus einem Mund hinzusetzt:

Doch heiße nun, wie Feindes Preis Dich nannte,
Der Cid und ewig Deines Ruhmes Stern!

Ach, nur einen himmlischen, lieben Schreihals für meine Ximene und für den Cid nur eine edle, ritterliche Erscheinung, wie der Milde, den ich mir immer dabei gedacht habe — so muß die Oper ziehen, daß es nachher heißt, der zieht! — — —

Nun Susanne, aber ganz unter uns, eine schöne Neuigkeit zum Lohn, welche Dir nur leider die Last unverbrüchlichen Schweigens gegen jedermann — auferlegt. Es kann sehr leicht kommen, daß ich auf eine Zeitlang nach — Rom gehe. Eduard Liszt schrieb mir neulich — wie es denn wäre — Liszt möchte jemand, den er lieb hat in seiner Nähe wissen, er würde hingehen, wenn er nicht seine Vakanz nach ärztlicher Vorschrift verbringen und anwenden müßte, aber wie es denn mit mir wäre; Liszt würde mir gewiß gerne freie Hin- und Rückreise und dort bei freiem Tisch und freier Wohnung ein Taschengeld von 100 fr. monatlich geben. Ich schrieb

ihm zurück, daß mir nichts erwünschter sein könnte, als meinen nahezu vollendeten Eid dort mit Liszt durchzugehen und zu besprechen. So schließe ich denn in der Erwartung einer weitern Entwicklung, die täglich eintreffen kann, diesen Brief wie das Kapitel eines Feuilletonromans. Gasparino steht mit geladener Doppelbüchse hinter dem Gebüsch, Franz und Leonore, die jung Verehelichten, schlendern eben sorglos und tändelnd auf dasselbe zu. Gasparino legt an. — Fortsetzung folgt.

Liebes Herz! Sei gegrüßt und geküßt!

Dein Peter.

Weißt Du, kostbar ist doch die Geschichte mit dem Araber in einem orientalischen Kaffeehaus, der eine interessante Rechtsentscheidung eines Kadi erzählt bis zum letzten Ausspruch, aber ehe er den mitteilt, geht er noch einmal herum sammeln — — O Bagdad!!

285. An seine Schwester Susanne.

München, 19. August 1863.

Liebe Susanne!

In siegesgewissen und großen Schritten gehe ich schon die ganze Zeit im Zimmer herum, und dazwischen pauke ich unerhört auf dem Klavier.

Ich habe jetzt nämlich meinen ersten Akt vollständig in der Reihe, und ich finde, er ist über Erwartung gut ausgefallen. Du wirst einmal sehen, wie Dir das gefallen wird! — Ich kam so in diese Stimmung, indem ich am Klavier über die Zweikampfszene simulierte, wie ich sie instrumentieren will. Da zog es mich denn fort, mir wieder den ganzen Akt auswendig vorzuspielen und zu singen. Und das ist auch notwendig, denn es setzt wieder auf die Höhe, von der man das Ganze überschaut. Wenn ich so am einzelnen sitze wie gestern, verliere ich oft allen Mut — gestern war ich wie zerschlagen, es war auch die enorme Schwüle und das Gewitter, dabei fühlte ich aber doch die Notwendigkeit, weiter zu kommen, und setzte so dumpf und still verzweifelt meine Blechinstrumente zum Eid seiner ersten Verantwortung. Es war, als

ob ich jede Note mit Pferden aus der Feder ziehen ſollte. Es iſt dies auch gerade in der Partie vor den Boten — die eben einmal eine ſchwache Seite des Ganzen iſt — wenn ich aber, wie heute, den erſten Akt ſo im ganzen wieder durchgehe und durchfühle, ſo finde ich ihn ganz herrlich und völlig im befriedigenden Verhältniſſe zu den beiden andern.

Ja, Herz, dann fühle ich mich wieder als Dichter, als ein Herz, das ein paar hundert Jahre länger fortſchlägt als die andern. Dann ſag' ich mir, wart' Marpurg, wart' Ihr andern alle — wir wollen einmal zuletzt ſehen, wer da oben ſteht: ihr armen Handwerker, oder ich Stück Geiſt. — Jetzt weiß ich, mein Cid iſt doch eine ſchöne Dichtung und alles in allem ein gewaltiger Fortſchritt gegen den Barbier. Iſt es mir noch gegeben, eine dritte Oper zu ſchreiben, was ich glühend und ſehnlich wünſche, ſo werde ich ganz ich ſelbſt ſein, und mich zum erſtenmal voll der Welt geben. Meine Kraft wächſt. Ich habe auch Vertrauen auf den Heinrich Eſſer. Ich glaube, er wird doch einen gewiſſen Zug in meiner Oper finden, eine gewiſſe geiſtige Selbſtändigkeit, eine eigentümliche noch vielfach gebundene und gelähmte Kraft, welche aber merkwürdig nach voller Entfaltung ringt; ich glaube, er wird mir helfen und die Oper in ſeine Hand nehmen. Ich habe den Glauben daran — es hängt mit allem zuſammen. Wenn das wirklich geſchieht, und die Wiener Oper die Sache mit ihren glänzenden Mitteln und mit Wärme gibt — ſo ſtehe ich über dem Erfolg. Denn davon hänge ich nicht ab. Wagen die Künſtler den Verſuch mit mir, ſo iſt nach einem fünfjährigen Ringen incognito meine geringe Perſon auf einmal für Wien auf ein Piedeſtal geſtellt. Habe ich aber auch nur einigen Erfolg, ſo iſt für mein ganzes Leben geſorgt. Ich werde dann alles übrige äußerliche Streben völlig aufgeben, weder Stunden geben, noch Kapellmeiſter werden — ſondern einzig dem Zwecke leben, noch ſo viele Opern zu ſchreiben, als mir Gott Zeit und Leben läßt. Wirft mir nur der Cid irgendwie ein erkleckliches Honorar ab, ſo gebe ich mich damit wo in Koſt, und gehe alsbald an meine dritte Oper. Dieſe ſchreibe ich dann ganz für Publikum, das heißt: melodiös — voll Handlung, ſzeniſch, mit Ballett — ſo daß, wenn meine Oper Cid nur in Wien mit Achtung dreimal gegeben wird —

mir meine nächste Oper Geld bringt, d. h. die Runde macht. Jetzt wünsche ich mir nur eines. Carl wünscht, seiner Frau und der bevorstehenden Niederkunft mit obligatem Kindermädchen und Schwiegermutter halber, meine [illegible] Ruhe zu sein. Gehe ich dann nach Wien zurück, so komme ich noch so unfertig hin — lebe wieder unter den zerstreuendsten Eindrücken usw. usw. Nein, das mag ich nicht. Ich will nach Wien nur mit der sauber fertig geschriebenen Partitur, und dann zu Esser, ehe ich noch Wohnung suche oder zu meinen alten Leuten ziehe. Damit es gleich das erste Wort ist: mein Ein ist fertig — nicht: ich schreib' ihn eben fertig. Das verstehst Du? Nicht wahr. Nun käm' es auf ein rettendes Aus an, oder auf ein paar hundert Gulden, daß ich ganz frei meinen Herbstaufenthalt nehmen könnte, — der beste Ausweg wäre freilich — Rom. Aber der Eduard Liszt läßt nichts von sich hören. Tausig und ich, wir nennen ihn den Papiernen: oder wir sagen: Da hat sich der Eduard Liszt doch nun einmal wieder gloriös papieren benommen usw. usw. — alles in Liebe und Güte, werter Herr Erbförster — er ist ein prächtiger, ehrenhafter Mensch, aber in unserm Sinne paßt der Ausdruck zu famos auf ihn — weißt Du, er ist so düftelig und beamtenseelenhaft, spricht gewählt und hat in nichts eigentlich eine rechte Initiative.

Es ist zu papieren, jemand zu fragen, wie gefällt Ihnen die Idee — und dann auf die Antwort: ganz gut! wieder drei Wochen nichts hören zu lassen. — — Na denn nich! wie Tausig sagt — der mich übrigens auch seit zirka einem Vierteljahr ohne Nachricht läßt.

Soviel für heute. Hier ist alles wohl. Nun, liebes Herz! Gott mit Dir!

Dein Peter.

286. An Fritz und Heinrich Porges.

Wien, Mitte September 1863.

Amici!

Pes meus — non nimis wehus! tractans cum frater vestrum Doctor eruditissimus et amabilissimus Astrum, spero citissimo redire in vitam, et, sicut est proverbum essere »capax al omnes

iniquitates. Est veritabilis jocus, quod illum parva pix mea fama tanta affata est. Bota omnibi, verus est, transgressit pedem sinistrum meum, sed non destruxit et frangit nihil quam clovem primi et secundi digiti pedis. Ibans et accubans in ecclesia aegrorum, in praeurbe Alseria, sectiona Titl Doctori, erat femina quaequa famosissima, quae habebat nomen Beneschek, qui misit mihi toga decrepita cum aequa super vulnere, continuans haec actio benefica nox intera usque ad matutinum. Veniens autem doctor Basebus, mox traxit instrumentum et operavit vulnerum meam, obtulit partes fracta cum magna dexteritate. Nox illa haud gaudebam somni, semper expectans femina Beneschek, extendens pedem meum ad novum involvationem cum toga decrepita et aequa. Profunda silentia regnavit in ecclesia aegrorum et ego dixi in spiritu meo: Amice, ecce te in Lazaretho! Venit aurora, et ad horam octam magnitudo doctori, explorans vulnerem meum et movens negatione plena capita, dicens unus ad alterum: Non est casus valde significans! Caput doctorum erat Gotthardtus magyarus. Quum vidi quod non est periculum urgens in morbo meo, mox concipi ideam exferre mihi ex templum Hygaeae et proficiscere ad amicum Tausig, ubi sum in hoc momento, ubi recipi hodie litteras vestras et nunc ago gratias propter magnam curam et amicitiam vestram, amici! Frater vestrum, Doctor Astrum dabit me litteras vestras in hora postmeridionale, non verens viam longam de praeurbe Leopoldi ad praeurbe Alseria.

Friderice meus! scripsi tibi ex Monaco et Astrum doctor confirmat mihi, te habere receptus congratulationem meam ad diem natalem tuum.

Henrice! In Lipsia vixisti nonnulla hebdomada, et non erat tibi magnum gaudium cum Francisco obscuro theoretico? optabas magis associatio cum Francisco lucido practico, Romae nunc vivans? Sed Riedei est pella honesta? oh ego cognosco eum. Qui noscit? possibile est mihi scribere per eum psalmum. Opera mea, tractans de aequo castiliano, quod nomen est: Campeador prope finita est. Porto mecum plus quam centum folia partiturae, sed triginta, etiam quadraginta sunt scribenda in autumno.

Magno cum gaudio audivi, te, Henrice, rediturum esse Vindobonam. Nos omnes sumus paullum magis sapientes quam ante tres annum et nunc habemus Wagner, cujus cultus est vincula amoris per omnes juvenes artifices. Veni et bene facies veniendi!

Amici! confortavit et refrescabit me amicitia vestra! Mater vestra magis bona etiam est quam foemina Beneschek. Isolda illa sectionae Titli, dicite eam un Ave Porga de parte mea. Valete, amici, et Deus benedicat Vos in omnia opera vestra!

Amicus vester de toto corde

Petrus Cornelius.

287. An ſeinen Bruder Carl.

Wien, 10. Oktober 1863.

Wieden Carlsgaſſe 8.

Die Ankündigung der Geburt Deines Wilhelm begrüßte mich hier in meiner Wohnung, wo ſie ſchon einige Tage gelegen hatte. Ich bin erſt ſeit vorigem Montag wieder im gewöhnlichen Gebrauch meiner Füße. Über drei Wochen dauerte es, bis die Wunde gänzlich geheilt war, weil an einer Stelle der großen Zehe es tiefer gegangen war, als die Ärzte im Spital anfangs geſehen hatten. Dr. Stern behandelte mich, und fügte dadurch eine neue Laſt zu den Honorarſchulden, die ſich ſeit fünf Jahren bei manchen unanſehnlichen Fällen gehäuft haben, zu deren Abtragen ich immer noch auf einen beſonderen Glücksfall warten muß: ſolange begnügt er ſich mit der bloßen Dankbarkeit. — Auch Standhartner ſandte mir einen Arzt zu, einen Dr. Mahrmann, dann kam er ſelber von Salzburg, auch den Dr. Baſch aus dem Krankenhauſe hatte ich zur Verfügung. So war an Ärzten kein Mangel. Seit Montag habe ich Taufig verlaſſen, bei dem ich ſolange die nötige Verpflegung fand. Seitdem habe ich einige Beſuche gemacht und werde die Stunden, die vorhanden ſind, bei Bernſteins und bei Fräulein Teſtinn, nun wieder beginnen. Allenthalben finde ich die freundlichſte Aufnahme. — — — — — Ich darf ſagen: Alles iſt froh, daß ich wieder da bin. Wie mein Unglücksfall bekannt wurde, erhielt ich Beſuche und Briefe von Leuten, an die ich dabei zuletzt gedacht hatte.

Wagner, Tausig, Standhartner, Bernsteins, die Tessinn, Müllers und so manche andere, wie Stern, der unterdessen Schwager der beiden Porges geworden, und die letzteren selbst — kurz, eine ganze Schar von Freunden — wie auch Eduard Liszt — sind mir die alten. Nun erst kann ich auch etwas für meine Verhältnisse tun, die alten Stunden geben und mich um neue bewerben. — Mit heute oder morgen will ich auch an meinem Cid wieder arbeiten, daß er bis Weihnachten doch fertig wird.

Jetzt erst denke ich mich in Wien recht einzuleben mit dem Cid, der seiner baldigen Vollendung entgegengeht, ich habe nun eine größere Ruhe und mehr Selbstvertrauen.

Hoffentlich geht es bei Dir nach Wunsch, und kommst Du vielleicht auch noch all diesen Aufregungen noch ein wenig zum Arbeiten an Deinem dritten Band. Das Wetter will dies Jahr gar nicht schlecht werden — diese Woche haust man hier im Freien, wie im hohen Sommer. Ich habe auch noch ein Stück Umgegend von Wien — die Brühl — gesehen — bei einer Partie mit Wagner. Mein Hausherr lud mich auf seine dortige Besitzung ein.

Grüße Elisabeth, die gute Lisi und Carlchen

von Deinem

Peter.

288. An seine Schwester Susanne.

[Wien, Ende November 1863.]

Liebe Susanne!

Was sagst Du dazu — ich habe wieder angefangen zu schreiben, und gehe jetzt geradezu drauf aus, einen guten Referentenposten bei einem der besseren Blätter zu erlangen. Ich seh' nicht ein, warum ich dies Talent in mir verstecken soll, was mir am ersten etwas einbringen kann. Neulich habe ich meinen ersten Artikel im „Wiener Lloyd" losgelassen, und es wurde mir von allen Seiten dazu gratuliert. Nur der Redakteur fand es zu „himmelstürmend", weil ich gleich Gelegenheit nahm, für Berlioz Partei zu ergreifen. Doch lasse ich nun nicht ab, schreibe ein Tagebuch über die Saison und gebe es als: Kritische Revue, oder so im Frühjahr heraus,

es muß mir mindeſtens 100 Gulden bringen. — Fürſt Liechtenſtein hat mich als Klavierlehrer bei der Gräfin Ugarte eingeführt. Dort geb' ich vier- bis fünfmal wöchentlich Stunde. Bei Bernſteins wie früher: auch polniſch mit Mut. Auch ruſſiſch treib' ich jetzt, geb' vielleicht im Januar mit Wagner nach Moskau, Kiew und Odeſſa. Ungariſch treib' ich mit einem gewiſſen Reiſch, mit dem ich dafür vierhändig ſpiele. Tauſig läßt grüßen: gibt auch der kleinen Bernſtein Stunde; richtet ſich einſtweilen auf Kredit elegant ein. Ich wohne, wie Du ſiehſt, im alten Neſt, nicht elegant aber ſolid. Du weißt, daß ich drei Wochen lang den wehen Fuß hatte? In Penzing, als ich eben Wagner beſuchen wollte, ging mir ein Omnibus über den linken Fuß; war eine Nacht lang im Lazareth; dann bei Tauſig. — Sonſt alles in Ordnung; Standhartners — gut; Liſzt — gut; Wagner — gut; Tauſig — gut; Liechtenſtein — gut. — Ich mache diesmal die ganze Saiſon mit, lebe alſo — mit allem Partiturſtudium daneben — wie im Taumel.

Jetzt zur Gräfin Ugarte, der ich das Erdbeben in Chili von Kleiſt vorleſe (augenleidend!). Eben habe ich auch an die Mutter geſchrieben. Morgen vielleicht an Carl und Köhler.

Grüße alles von

Deinem Peter.

Ich komme eigentlich erſt jetzt ſo in meine guten Jahre, überwinde endlich die ſchreckliche Sentimentalität, und ſeh' alles heiter an. Mir wird's immer beſſer gehen. Denk' Dir, ich ſpiele jetzt etwas beſſer Klavier, ich bekomme faſt Anſchlag; es hat mir das der kleine Friz Porges beigebracht. Keiner von meinen vielen muſikaliſchen Freunden hat es verſtanden oder der Mühe wert gefunden mir zu erklären, was eigentlich ſchuld an meinem ſchlechten Spiel iſt. Jetzt geb' ich mir ſelbſt Stunde und hab' ſchon ein kleines Repertoire von Stücken, die ich recht ſauber und hübſch auswendig ſpiele. Beſonders und in jeder Hinſicht iſt es der Joh. Seb. Bach, der auf mich einwirkt. Ich bin jetzt heiter und fröhlich, wie nie vorher. Die Welt iſt eine Komödie, und alles in allem genommen ſpiele ich immer noch eine wichtige Nebenrolle.

289. An seinen Bruder Carl.

Wien. Bekannte Adresse.
27. Dezember 1863.

Lieber Carl! Soeben empfange ich Deinen Brief, welcher mir wirklich etwas lang ausgeblieben war. Ob ich an mein vierzigstes Jahr denke? Gewiß, es wird bei mir die richtige Schwabenzeit werden!

Habe keinen Augenblick Sorgen um meine Existenz. Durch meine Stunden bei der Gräfin Ugarte, bei Liechtenstein, bei Bernstein habe ich jetzt in der Tat eine schon erkleckliche Einnahme. Ich zahle meinen Hausleuten pünktlich, den Monat mit 35 Gulden, Summa, summarum. Meine alte Schuld ist jetzt noch 100 Gulden. Sobald auch die Gräfin Salm ihre Stunden wieder beginnt — wird dieselbe mit Ostern getilgt sein, — nämlich die Schuld, nicht etwa die Gräfin.

Bei Büsing und Wessely habe ich mit 30 Gulden ziemlich aufgeräumt. Von nun an kaufe ich mir, solange ich lebe, kein Musikstück mehr.

Mein Schneider Eins ist selig; ich habe ihm 20 Gulden abgezahlt und ihm obendrein heute zum großen Tausig-Wagner-Konzert eine Karte geschenkt. Vermutlich kam er just neben Fürst Rudi Liechtenstein zu sitzen, und ich zweifle nicht, daß die beiden sich gehörig über mich ausgetauscht haben werden.

Mein Schneider Zwei ist auch selig; wenn ich ihm auch erst 10 Gulden abgezahlt habe, so ist er dafür am Freien um eine zweite Frau, die eine kaiserliche Ratstochter ist und ihm 9000 Gulden mit ins Geschäft bringt. Deshalb hat er selber gar nicht Zeit, mich zu treten, sondern schickt nur immer den Lehrburschen. — Die Gräfin Ugarte ist eine prachtvolle Frau. Sie schickte mir nach den ersten sechs Wochen Unterricht 100 Gulden zu Weihnachten. Sie hat auch sonst alles Gute mit mir vor.

— Ich bin so recht sauwohl; sage Ohm Brüggemann ich werde ihm schön von Beethoven und Bach vorspielen, wenn ich ihn wiedersehe, indem ich wirklich auf meine alten Tage noch etwas Klavier spielen lerne; ich übe täglich. Zu Neujahr will ich an die beiden Ohme schreiben. Ich freue mich, daß Du in Berlin bist, grüße

von Lebenden, wer nach mir fragt und von den Toten die Gräber der Tante Liette, Jetta und meines alten Tehn. — Alter, lieber Carl, sei glücklich und lebe nur so lange, bis meine Verhältnisse einmal recht glänzend stehn — dann wirst Du ein schönes hohes Alter erreichen! — Bleibe gut

Deinem Peter.

290. An Richard Wagner.

Trinkspruch.

Gesprochen im Standhartnerischen Hause.
Silvester 1863.

Ein Rätsel tönt von meinem Mund,
Des Lösung hier Euch allen kund:
In trautem Kreis in jede Brust
Sich heut' geheimen Wunschs bewußt.
Wie in der Aeolsharfe Saiten
Der süße Ton gefesselt wacht,
Bis Windeshauch will drüber gleiten
Befreit ihn sendend in die Nacht:
So ruht auch hier in jeder Seele
Mein Rätselwort noch eh' ich's sprach,
Und kaum gesagt, tönt's ohne Fehle
Gelöst aus jedem Herzen nach;
Aus jedem Herzen, dem genaht
Des Schönen sieggeweihte Tat,
Aus jedem Leben, das umfing
Des Schönen mysi'scher Zauberring.

Und tönt es still in unserm Kreis,
So mischt aus breit und weiter Welt
Sich manches Herz dazu, im Preis
Und Lob und Hoch zu uns gesellt;
Und tönt in aller Welt es laut,
So fühlt ein Herz, das ahnend schaut,

Viel künft'ge Stimmen miterklingen,
Die jetzt noch um das Werden ringen.
Sie alle ſtimmen in den Sang
Und mit in unſrer Gläſer Klang,
Voll holdem Neid, daß wir umſchließen
Was ſie im Geiſte nur genießen.

Drum wenn das Glas gefüllt wir heben
Des Rätſels Löſung kund zu geben,
So tönt kein Name, tönt kein Lob,
So iſt's kein Kranz, wie Ruhm ihn wob,
Nur ein Gefühl, das voll und tief
Hier längſt aus allen Herzen rief,
Ein Lebehoch, wie keines reich,
Weil's: Leb unſterblich! heißt zugleich.
Hoch leb in aller Zeiten Lauf —
Wer? Ja! wer löſt das Rätſel auf?

291. An ſeine Schweſter Suſanne.

Wien, 11. Januar 1864.

Meine liebe Suſanne!

Ich habe die beſten Weihnachten gefeiert — bin ſo geſund und heiter, wie nie früher. Der unſinnige Wagner hat einen großen Baum angeſteckt und mir darunter einen königlich reichen Tiſch geſtellt! Denke Dir: einen wundervollen, ſchweren Paletot — einen eleganten grauen Schlafrock! — roten Schal, blaue Zigarrentaſche und Feuerzeug — ſchöne Seidentücher, prachtvolle goldne Hemdknöpfe — den Struwelveter — eleganten Tintenwiſcher mit goldner Deviſe — feine Halsbinden — eine Meerſchaumzigarrenſpitze mit ſeinen Initialen — kurz, was nur immer eine orientaliſche Phantaſie erſinnen kann. — Es machte mir das Herz ſchwer, und ich ſchenkte am Tag darauf die Hälfte wieder weg, und war nun erſt recht froh: der Seraphine die goldnen Knöpfe, der Erneſtine ein ſchönes Portemonnaie mit einem Silbertaler drin, Guſtav Schönaich eine Binde, dem jungen Ruben die Zigarrentaſche, Fritz Porges

den Tintenwischer, meinen Hausleuten jedem ein Stück, der Marie ein gelbes Tuch, der Frau Müller ein rotes, (großes Entzücken!) dem Herrn Müller das Feuerzeug Jubel, Karl Müller eine neue Weste von mir, wofür ich die von Wagner behielt. Ich machte eine große Weihnachtsausstellung auf meinem Klavier, die jetzt noch besteht: dazu kamen auch noch ein Parnasso italiano, den mir die Brüder Porges geschenkt hatten — schöne Pantoffeln von meinen Bernsteins — Sonaten von Bach, die mir Standhartner, spanische Lieder von Heyse, die mir seine Frau geschenkt — und dann eine kleine Literatur fremder Sprachen, die ich mir für einen Teil Deines liebsten und größten Geschenks angeschafft hatte. — Die Gräfin Ugarte hatte mir zu Weihnachten 100 Gulden gesendet — so konnte ich meinen Hausleuten die zwei Monate, die ich wieder bei ihnen bin, gleich mit 70 Gulden bezahlen und auch dem Buchhändler 30 Gulden geben, so daß ich fröhliche Gesichter sah. — Um die Personen, die ich da jetzt hergenannt, dreht sich auch im übrigen mein Leben. Zu Wagner gehe ich mit geringen Ausnahmen täglich nach Penzing hinaus. Bei der Gräfin Ugarte bin ich durchschnittlich fünf- bis sechsmal wöchentlich — bei Bernsteins zwei- bis dreimal, Standhartners sehe ich immer hier und da abends einmal, wo dann auch Seraphine ist, die ich speziell nur selten besuchen kann. Die Gräfin Ugarte bietet mir an, den Sommer bei ihr auf Schloß Schönau zu verleben: eine Zeit werde ich mit Wagner in Zürich sein müssen. Doch wie es auch kommt — in der entscheidenden Stunde flüchte ich zu meinem Eid — der nun mit Abschrift und allem noch etwa vier bis fünf Monate braucht. — Ich schreibe Dir so in Eile, nur weil ich Dir ein Lebenszeichen geben und Dir endlich für Dein Geburtstagsgeschenk danken will. Ich schreibe schon bei Licht, es ist sechs Uhr, ich muß zu Wagner hinaus nach Penzing — da bleibe ich bis gegen 10½ Uhr und gehe dann wieder heim, welche angestrengte Bewegung mir höchst gesund ist. Ich war nie so gesund wie jetzt. — Den Silvesterabend waren wir bei Standhartners, auch Wagner und seine Nichte Brockhaus, welche hier bei Direktor Laube zu Besuch ist. Ich dichtete einen Toast auf Wagner, welcher in der Mitternacht mit großer Freude und Rührung auf-

genommen wurde. Taufigs Schicksal hat jetzt — was den Ruhm anlangt — endlich, seit Wagner das große Konzert mit ihm gegeben, eine günstige Wendung genommen: die ganze Kritik — selbst seine leidenschaftlichsten Gegner — hat ihn anerkannt. Doch sein äußeres Schicksal ist brouillierter als je; Schulden usw. — Was mich betrifft — es geht mir gut — und meine Schulden verringern sich — noch ein kräftiger Ruck und ich bin sie ganz los. Gesund, heiter — mutig, selbstvertrauend und hoffnungsvoll bin ich. — Denke Dir, ich lerne noch hübsch Klavierspielen. Ungarisch und polnisch entwickelt sich. — Ich nehme mein Leben so an, wie mir Gott es gibt; vielleicht hebt er mich noch einmal auf die Höhe, wo ich dichten kann. Susanne, wir müssen nun auch bald einmal wieder zusammenkommen! Mit Dir möchte ich leben! Mich flüchten und nur dichten und komponieren! — Aber es kommt noch einmal! — Hestermann meine besten Grüße und Wünsche zum neuen Jahr; Gott erhalte ihn und Dich! Sei gesegnet und geküßt liebe Susanne. Ich habe buchstäblich nicht Zeit, Dir einmal wieder so einen rechten Klatschbrief zu schreiben. Aber Du schreib mir bald! Hestermanns Photographie — die Frau Jung wünsche ich sehr.

Gott mit Dir!

Dein Peter.

292. An Reinhold Köhler.

[Wien, Mitte Januar 1864.]

Lieber Reinhold!

Neulich — vorgestern, macht' ich ein Gedicht für Hestermann, was Dich amüsieren würde! Es ist so ein Seitenstück zu jenem für Henkells. — Es treten als Personen auf Moguntia, Hanovia, Milano und der Rheingau, als Verkörperungen seiner Kindheit (Hanau), seiner Jünglingszeit (Milano), Mannesjahre (Mainz) und seiner winkenden Ruhe im Alter (Rheingau). Sie sprechen Dialekt und Mailand mit italienischen Brocken. Es ist mir in guter Stunde und rasch, fast in einem Tage aus der Feder gekommen, sie werden's dort hübsch aufführen und ich denke, es wird schön aussehen und Freude machen.

Über Hebbels Tod haben wir kein Wort getauſcht. Mich überraſchte es nicht. Ich hatte ihn nah' dem Schottentor zuletzt von ferne geſehn, etwa acht Wochen vor ſeinem Tod und da machte ſein Erſcheinen ſchon einen geſpenſtiſchen Eindruck.

Heil ihm, daß peinigende Jahre ihm erſpart blieben — daß er noch mit der Feder an den letzten Szenen des Demetrius arbeitend — vom Tod überraſcht wurde, nachdem ihm das Leben noch einen Sonnenblick, Preis und vollen Beifall gegönnt hatte. — Ich habe zu ſtiller Feier ſein Requiem: Seele, vergiß ſie nicht, Seele vergiß nicht die Toten — komponiert.[1] — Gewiß wird der Demetrius ein glänzendes Stück — vielleicht ſein vorzüglichſtes ſein — jedenfalls ſtand ihm der Stoff näher als die Nibelungen.

Denk' Dir, Alter, ich mache Fortſchritte im Klavierſpiel, kann Ungariſch vollſtändig — hab' ſchon an ſechs Novellen vom Jokai geleſen; auch im polniſchen mach' ich gute Fortſchritte, habe die Ausſprache ganz weg: kann Sonette von Mickiewicz auswendig. Ach, daß ich ein paar Jahre mit Dir wäre, daß Du lateiniſch und griechiſch mit mir triebſt. Eher ruhe ich nicht, bis ich den Homer noch in der Urſprache leſe. Wagner kann manche Verſe noch auswendig, er hat mir im Lauf des Winters die erſten zwölf Geſänge nach Voß vorgeleſen. Es waren ſchöne Stunden! Weißt Du, wie's ſo kalt war, kehrt' ich täglich gegen 12 in der Nacht von ihm hierher zurück!

Reinhold öffne alle Schleuſen Deiner Sagenkenntnis — denn wir müſſen in den frohen Stunden des Zuſammenſeins den dritten Stoff ausbecken. Denke Dir, mit welcher Wonne, nach einem ehrenhaften Erfolg meines zweiten Werks ich mich an das Gedicht des dritten machen kann, im ſchönen Sommer, in den Herbſt hinein — als berechtigter Dichter und göttlicher Faullenzer — auf dem Rücken liegen und — träumen!

Jetzt, Teuerſter, grüße die Deinigen, Eitner, Preller, Genelli, Montag, Walbrül. Schreib einmal und behalte lieb

Deinen Cornelius.

[1] Siehe Geſamtausgabe.

293. An Carl Gille.

Wien, 31. Januar 1864.

Verehrter Freund!

Tausend Dank für Ihre Güte und Ihr herzliches Andenken. Zehntausend Entschuldigungen für mein Schweigen.

Ich hatte meinen Eid in München in den Monaten März bis August, bis auf einige Lücken, in Partitur gesetzt. Seit jener Zeit hatten mich das Leben und seine Notwendigkeiten wieder in Beschlag genommen und ich dachte wieder mit dem Frühjahr meine Partitur zu vollenden und mit chemischer Tinte abzuschreiben nach reiflicher Feile — da trifft Ihr Brief, bester Gille, bei mir ein und versetzt mich, im Vereine mit einer Zeitungsnachricht in der Brendelschen, in eine große, aber freudige Aufregung. Zuvörderst rührt mich die gute Gesinnung des verehrten Großherzogs und die unverdiente Güte der Frau Großherzogin, welche zu einer so feierlichen Gelegenheit meiner Arbeit gedacht und derselben die große Ehre erweisen will. Mein innigster Wunsch war von jeher, meine Oper in Weimar zur Aufführung zu bringen. Der Eid ist ein „Weimarisches" Sujet und meine Hauptpartien sind für die beiden Milde geschrieben und aus dem Wunsche entstanden, eine Oper zu dichten, wo die Hauptrollen in den Händen dieser meiner Freunde wären. Statt vieler Worte hören Sie, liebster Gille, folgenden Vorschlag: Würde es zeitig genug sein, wenn ich am 16. Februar (auch ein Weimarischer Tag) in Weimar einträfe, mit einem leserlichen Brouillon meiner Partitur in drei isolierten Bänden, welche man dann drei Kopisten übergeben könnte. Ich würde die Partien der Sänger schon mitbringen und vom nächsten Tag nach meiner Ankunft mit denselben zu studieren anfangen. Auch einen deutlichen Auszug für den Chormeister würde ich mitbringen. Die Orchesterproben brauchen doch nicht vor Hälfte März zu beginnen und ich dächte, in vier Wochen könnte jeder Kopist beinem seinen Akt liefern. In diesem Falle aber möchte ich mein Werk selber dirigieren, da die Herrn Kapellmeister die Partitur, die bei den Kopisten gebraucht wird, nicht studieren können.

Dies wäre meine Möglichkeit und ich würde, falls man darauf einginge, mit dem vollen Einsatz meines durch diesen Hauch des Glückes angewehten und durch ihn gekräftigten Wesens an dem Gelingen meines Vorhabens arbeiten. Sollte aber — überlegteren Berechnungen gemäß — mein Termin ein zu später sein, so danke ich dann dem befruchtenden Wunsch Eures gnädigen Herrn die energische und rasche Vollendung meines Werkes, die jetzt rasch vonstatten geht und hoffe, mich später auf die wohlwollende Absicht des Großherzogs berufen zu dürfen.

Für mein Leben, verehrter Freund, wäre die baldige Aufführung von der höchsten Bedeutung, weil ein solches Entgegenkommen des Glückes meine Fähigkeiten, meine Kraft merklich steigern würde und ich unter der belebendsten Stimmung ein drittes Werk beginnen konnte, in dem ich dann vielleicht erst mich selber voll und erfreulich geben würde.

Lieber Gille! Ich sehe Sie vor mir, es ist, als ob wir miteinander sprächen. Verzeihen Sie mein langes Zögern, haben Sie heute noch Dank für das Terzett und bleiben Sie immer so freundschaftlich gesinnt

Ihrem aufrichtig ergebenen

Cornelius.

Wagner an Cornelius.

Lieber Peter!

Das Schicksal fordert unerbittlich, daß wir beide uns heute Nacht auf eine Redoute aufmachen. — Ich bitte Dich, laß mich nicht sitzen! Es ist — wie gesagt — eine Notwendigkeit. Gewiß tut es auch Dir gut, und wer weiß, ob es nicht für uns beide eine Bedeutung hat.

Komm also — am liebsten schon zum Speisen zu mir. Wenn nicht, spätestens bis 7 Uhr. Wir fahren dann zusammen hinein, entlarven uns, und tun einmal, als wäre alles gut. —

Wenn Du tiefe innere Gründe hast, mir diese Bitte durchaus abzuschlagen, so sende mir sogleich einen von mir zu bezahlenden Dienstmann mit dieser sehr unliebsamen, aber dann notwendigen Anzeige heraus.

Dein Richard.

Penzing, 9. Februar 1864.

294. An Carl Gille.

Wien, 15. Februar 1864.

Lieber Freund!

In diesem Augenblick geht folgender Brief von mir an die pp. Intendanz ab, den ich im Bewußtsein Ihrer außerordentlichen Teilnahme Ihnen hier wörtlich mitteile.

„Hocherfreut und geehrt durch die zu mir gelangte Kunde, daß Se. Kgl. Hoheit der Großherzog, Ihr allergnädigster Herr, meiner Oper, dem Cid, die Ehre vergönnen wollen, auf der berühmten Weimarischen Bühne aufgeführt zu werden, nach reiflicher Erwägung aber, daß der dazu gnädigst in Aussicht gestellte Ehrentag, der 8. April, ein äußerst naher Termin ist, welchen innezuhalten ich leider meinerseits die Unmöglichkeit einsehen mußte, wage ich einer hohen Intendanz vorzuschlagen, den Cid am Geburtstag Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs zur Aufführung zu bringen. Richard Wagner, längst von dem Wunsche beseelt, dem so hohen und edlen Pfleger und Beschützer der Künste, Se. Kgl. Hoheit dem Großherzog durch irgendeine künstlerische Leistung den Zoll seiner innigen Verehrung darzubringen, hat mir versprochen, den Cid in Weimar zu dirigieren. Seit dem ersten Wort, das ich aus Weimar in dieser Angelegenheit vernahm, arbeite ich mit Vergessen jeder andern Lebensrücksicht, einzig an der gänzlichen Vollendung meines Werkes und wenn andernfalls eine hohe Intendanz geneigt ist und sich in der Möglichkeit befindet, meine Bitte zu berücksichtigen, werde ich den mir dann gesetzten Termin zur Einsendung der Reinschrift der Partitur pünktlich und gewissenhaft einhalten.

Hohe Intendanz! Der deutschen Bühne auch nur ein lebensfähiges Musikwerk zu geben, ist mein höchstes, ja einziges Ziel. Daß mir in diesem Bestreben nun bereits wiederholt von Weimar die Möglichkeit eines fördernden und belehrenden Versuches geboten wird, erfüllt mich mit einer begeisterten Dankbarkeit. In Erwartung usw.

R. C."

So! Damit Sie genau orientiert sind! Jetzt hoffe ich glück

lich zu arbeiten. Was ſagen Sie zu meinem Coup mit Wagner?? Sobald ich Antwort habe, ſchreibe ich Ihnen wieder.

Mit vielem Dank für Ihr letztes Schreiben.

Ihr treuer Freund

Cornelius.

295. An ſeine Schweſter Suſanne.

Wien, Mitte März 1864.

Liebe Suſanne!

Du wirſt nach einem Lebenszeichen von mir ſchmachten und ich geſtehe gerne ein, daß ich unverantwortlich faul im Briefſchreiben geworden bin. Ich habe eben meine Zeit darin gehabt, und nur zuviel darin geleiſtet: jetzt iſt's vorbei, ja es iſt mir faſt antipathiſch geworden. Du, Köhler, Carl — Ihr ſeid meine einzigen regelmäßigen Korreſpondenten, d. h. mit denen ich in allem Lauf der Jahre nie ganz abbreche; Lücken ſind auch hier oft vorhanden. Unter dieſen dreien ſind faſt die Briefe an Köhler noch die tiefgehendſten, weil ich vor ihm auch meine Schwächen faſt mit einer gewiſſen Großtuerei zeige und immer ſelbſt mit einigen Strichen auch das Rätſel meines Lebens auflöſe, ſoweit die Auflöſung in meiner eignen Hand liegt. — Vorgeſtern habe ich meinen Eid beendet. Doch fehlt nun noch eine Ouvertüre und dieſelbe muß ein tüchtiges, ausgeführtes, ſelbſtändiges Werk werden, mit deſſen Beendigung ich mich wohl noch die nächſten zwei bis drei Monate herumtragen werde. Unterdeſſen mache ich aber auch die Reinſchrift meiner Partitur. Zur nächſten Winterſaiſon liegt ſie dann fertig vor — „in bühnengerechter Abſchrift" wie Herr Dingelſtedt an Richard Wagner ſchreibt. — Mit Weimar ruht es nun vor der Hand. Auf mein Anerbieten, die Oper am 24. Juni unter Wagners Leitung zu geben, wurde ſowohl der Tag als der Dirigent abſagend beſchieden, und zwar in einem ganz kalten kanzleimäßigen Brief.[1] Mir iſt es alles, daß ich durch den Anſtoß von dort her,

[1] Der Brief vom 26. Februar lautet: In Erwiderung Ihres Schreibens vom 15. d. Mts. ſowie in Gemäßheit Höchſter Entſchließung Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs meines gnädigſten Fürſten und Herrn vom

mein Werk nun schneller als sonst vollendet habe, und es ist mir lieb, daß nun keine Überstürzung damit eintritt, sondern die Sache ruhig reift. Ich brenne auch durchaus nicht vor Verlangen, die Sache gerade in Weimar zur Aufführung zu bringen; obwohl mir's dort den Hauptpersonen entsprechend, recht angenehm wäre. Ich möchte irgend ein kleineres deutsches Hoftheater finden, wo ich die Oper selber einstudieren und dirigieren dürfte. — Ich trete diesmal mit ganz andern Ansprüchen auf. Ich werde die Inszenesetzung des Werks mit den höchsten Ansprüchen an Ausstattung, und mit der größten Strenge bis ins geringste Detail betreiben, ich werde eine Generalprobe mit Beleuchtung usw. usw. wie eine volle Aufführung verlangen und mein Werk dann noch zurückziehen, wenn es nicht zu meiner Zufriedenheit dargestellt wird. — Ich habe einmal in erregter Stimmung zu Wagner gesagt: Weißt Du, was ich bin? — Ich bin der einzige Wagnerianer. Das bin ich. — Die Fürstin sagte einmal bei Gelegenheit des Barbier: „Sie werden sich einen Platz neben Wagner schaffen, wie Mehul neben Gluck." Und so ist es: mit meinem Cid ist es bereits eine Wahrheit geworden. Mein Werk hat Stil, großen Ernst und dramatisches Leben; es wird seinen Weg machen.

Susanne! über Jahr und Tag wird einmal mein Cid als gestochene Partitur vor uns liegen! Des sei gewiß! Dann bin ich froh, und es ist doch ein Andenken von meinem Leben da!

Nun aber, im Sommer — im Herbst beginne ich ein neues Gedicht! Wie ich neulich abends stillzufrieden nach meiner Beendung spazieren ging — sah ich drei Sterne mitten zwischen Wolken. Das sind meine drei Opern, dacht' ich. Nun werde ich ein Meisterstück machen, nachdem ich diese beiden Versuche glücklich

23. d. Mts. hat Unterzeichneter Ew. Wohlgeboren mitzuteilen die Ehre, daß Höchsten Ortes über die Festvorstellung zum 24. Juni bereits anderweit verfügt worden ist und daß die Direktion des Herrn Wagner in Ihrer Oper Seremissime um so weniger angemessen erscheint als Ihrem früheren Anerbieten zufolge, Sie selbst Ihr Werk auf hiesiger Hofbühne haben dirigieren wollen, was jedenfalls näherliegend und sachgemäßer erachtet werden müsse.

Hochachtungsvoll

Der Großherzogl. Sächsische General-Intendant des Hoftheaters

gez. F. v. Dingelstedt.

beendet. Da soll alles voll Laune, Gemüt und Melodie sein — es soll alles zufrieden sein — der Sänger, der Kenner und der Dümmste im Publikum.

Denn der Dümmste im Publikum ist doch immer ein Gott, und wenn er sich nur für das linke Bein einer Tänzerin enthusiasmiert, es ist ihm doch eine Art ideale Befriedigung — er nimmt doch, wenn noch so unbewußt, Anteil an dem höchsten was eine Nation hat und wodurch sie ewig lebt — an ihrem Kunstwerk — an ihrem Heiligsten.

Ob ich kein Streben über drei Werke hinaus habe? O ja, auf sieben steht mein Sinn — doch wer weiß, ob mir ein so langes Leben gegönnt ist! Mit dreien scheide ich wenigstens zufrieden aus der Welt. Aber Du sollst Dich wundern — mit der ersten Szene von meinem neuen Text wirst Du sehen, daß ich dichterisch immer tiefer greife, daß ich auf eine mir noch verschleierte — vollendete Schönheit ausgehe. — Während diesen fünf Jahren habe ich mich merklich verändert. Viel Überreiztheit und Sentimentalität habe ich von mir getan; Wien hat wohltätig auf mich gewirkt. Ich weiß, daß ich etwas leiste und leisten werde: Feine musikdramatische Arbeiten, und daß man diese zum Besten in der Zeit stellen wird. Das gibt mir Selbstbewußtsein und Mut. Ich bin ruhig, gesund, verständig, heiter.

Mit großer Teilnahme habe ich Deine Andeutungen gelesen; auch Seraphine weiß davon, sie nimmt so innigen Anteil an Dir. Ja, sagte sie, wann bliebe das aus und wer wäre sicher davor! — Wir stehen jetzt wieder in einer neuen Phase. Ich gehe nicht mehr zu ihr, zeige ihr aber, wenn ich sie bei Standhartner sehe, deutlich, daß ich immer der alte bin. Ich erwarte jetzt mit Ruhe, daß sie ihr kokettes Wesen endlich einmal aufgibt und sich mir ganz und ohne Rückhalt anschließt.

Montag, abends um sieben. Der Brief blieb einen Tag lang liegen. Gestern wollt' ich ihn gleich beenden, da kam Brahms zu mir — Du weißt, der berühmte junge Komponist, der sich hier und da einmal zu mir her verliert — wir gingen dann zusammen aus, wir waren im Augarten. Wie erinnerte mich dieser Weg, den ich seit Jahren nun nicht gemacht hatte, an die erste Zeit meines

Hierſeins. Da war ich noch faſt ohne Bekanntſchaft und war meiſt ganz mir ſelber überlaſſen, ſuchte auch aus eignem Antrieb den Augarten — die Einſamkeit wollt' ich ſagen; war ich doch damals noch Lyriker und ſchrieb noch faſt die zweite Hälfte der „Gedichte" hier in Wien — für Roſa — für Marie Gärtner ſchwärmend. Nun, es iſt ein wahres Glück, daß das überſtanden iſt — daß ich mich zuletzt in die rätſelhafte Seraphine verfangen habe — jetzt bin ich's müd, und komponier' auch ſo meine Opern — ohne Weibsleut! Ach, wie das ins Leben eingreift — und ſo lang! — Ja, in jenem Augarten, da dichtete ich auch zum Teil meinen Cid — ich kannte dort jede Allee, jeden Baum, wie auch im Prater. Jetzt, in den letzten Jahren, wo ich auch im Sommer jedesmal auswärts war — 61 in Weimar, 62 in Genf, 63 in München — kam ich nie mehr in jene Richtung — da war immer Seraphine — Tauſig — Wagner — das Ziel meiner Ausgänge — dann auch meine Stunden, die Deſtinn uſw. uſw. und Standhartners gaſtlich Haus. Unterdes hab' ich mir eins gründlich abgewöhnt: das Kneipen. Weißt Du, in einem Kaffeehaus — Weinhaus — Bierhaus — duldet's mich gar nicht mehr — es iſt mir ganz gegen die Natur — es iſt ein echt demokratiſches Weſen all dies Zeug und ich bin von durch und durch ariſtokratiſchem Blut. Und dann hat ſich dieſer ewige Drang nach Wiſſen und Lernen nur immer in mir vermehrt. Ich hab' immer tauſenderlei, in dem ich mir ſo zurück vorkomme. — Ich muſiziere täglich fleißiger, bin jetzt, wie ich Dir ſchon ſchrieb, mein eigner Lehrer auf dem Klavier, und es iſt wirklich wie ein Wunder, ich bring's noch dazu, anſtändig Klavier zu ſpielen.

Das hat mir nun Wien eingebracht: ich ſchämte mich oft, praktiſch ſo zurück zu ſein, auch geſellſchaftlich — bei Standhartners uſw., die ſehr gut muſikaliſch ſind, war mir alles, was ich leiſtete, immer unter dem Canaſſ. Beſonders aber datiert ſich mein Anfang zum ausführenden Muſiker von Triſtan und Iſolde Wagners her. Da übte ich monatelang an dem ſchweren Bülowſchen Klavierauszug und kriegte ihn doch nicht klein, weil der eben ſchon für eine vollendet fertige Technik berechnet iſt. Da gab ich mich wieder ans Fingerüben. Das ging wirklich gut im Jahr 61—62. Da

aber wurde ich wieder durch Genf und Eid unterbrochen, ebenſo voriges Jahr durch München, wo ich wohl übte, aber Fingerübungen doch der armen Elisabeth nicht, auch nicht in weiteſter Ferne, bieten durfte. Dafür nahm ich ſie aber hier gleich wieder auf, nachdem mein Fuß geheilt war und ich wieder glücklich bei meinen Müllers ſaß, habe ich ſeit Oktober, alſo faſt ſeit einem halben Jahr, keinen Tag meine Fingerübungen unterlaſſen. So bildete ſich zum erſtenmal auch mein Ohr für den Ton im Klavierſpiel, und ich übte auch in Stücken, die ich auswendig lernte zum erſtenmal jede Einzelheit bis zur möglichſten Abrundung und Vollendung, und heute nehme ich immer wieder Dinge vor, die ich längſt beiſeite gelegt, und übe ſie noch einmal neu. Das hat mir nun auch das lange Zuſammenwohnen mit Tauſig genützt, da hörte ich, wie der übte. Jetzt habe ich ſchon ein Repertoire von zwei Sonaten von Beethoven, ſechs Stück von Bach, zehn von Chopin, habe daneben die Violinſonaten von Bach ſo geübt, daß ich ſie in der Tat alle ſechs recht anſtändig ſpiele. So geht's nun fort: auch im Spielen vom Blatt und Partiturſpiel übe ich mich — nach ſicherer, eigner Methode — auch darin werde ich meinen Herrn Kollegen noch ihren Vorſprung abgewinnen — aber mein bißchen Dichtergenie lernen ſie in ihrem Leben nicht. — Ich lerne das Handwerk noch, mit dem ſie ſo groß tun — aber meine Kunſt lernen ſie nie, denn mit ihr bin ich geboren, ſie liegt im Gedanken und im Gemüt — und ſie haben beides nicht — oder ſehr ſchwach. — Wien hat mir dieſen großen Vorteil der Einſamkeit gebracht — eigentlich zum erſtenmal allein zu ſtehen — ohne wie in Berlin auf Konnexionen — in Weimar auf Cliane mich zu ſtützen. Da habe ich in bitteren Stunden eingeſehen, was und wieviel mir fehlt — und — ich hole es nach. In Weimar war dieſe ewige Erregtheit, Zerſtreutheit, Verliebtheit, Lyrik — in Berlin all dieſe unſeligen Kneipen-Bekanntſchaften — und unter all dieſen Bekannten nicht ein tieferer Freund, der das Gute in meiner Natur durch ein ſcharfes Eingreifen angeſpornt hätte. Gott ſei Dank — dort hat mich mein guter Genius losgeriſſen und ſeitdem hat mein höheres Streben erſt begonnen, ich kam aus der Geſellſchaft von ziemlich leeren Zechbrüdern in die Geſellſchaft von Künſtlern erſten

Ranges. Ja mein Weg war von der Vorsicht bestimmt und siehe da, schließlich bleibt mir von vielen doch einer, aber dieser eine ist Wagner. Er schreibt mir aus der Schweiz, wo er sich bei Dr. Wille am Züricher See befindet. Er ist jetzt noch, im fünfzigsten Jahr, aus schmerzlichen Wandlungen und Läuterungen hervorgegangen — aber Suſanne, er ist halt doch der Wagner — der bedeutendste Poet bei weitem in unsrer Zeit — und ich sag' Dir, er ist eben doch ein deutsches Gemüt durch und durch — in Leid und Freud, in Tugend und Sünde — ein Mensch, ein Kind, ein Genius! — Und es ist doch zuletzt ein eignes Ding, daß ich eigentlich der Mensch bin — mit dem er fast einzig noch zu tun haben will — ich versichere Dich unter uns, die Liszt, Bülows usw. usw. ist er müde, aber mich will er immer und immer. — Als er die Wesendonks — aber dies bleibe ganz unter uns — um ein Asyl anging, war ich in seinem Brief mit inbegriffen — jetzt hat er schon wieder bei Willes mein Zimmer in Bereitschaft, und ich werde gewiß — wenn auch erst nach kopierter Partitur, sechs, acht Wochen dort zubringen. Da siehst Du — nur wir Künstler protegieren einander; die Vornehmen unsrer Zeit sind ganz faul. Denke Dir, meine Ugarte hat nie wieder eine Silbe von sich hören lassen. Zu meinem Liechtenstein geh' ich nicht mehr, weil er mit ihr zusammenhängt — und weiß Gott, von welchen Dingen da die mir auf dem Präsentierteller gebotene Protektion abhängen möchte. Adje! Und meine Salms luden mich endlich neulich wieder ein, und zwar warum, weil die Hohenlohe mich schnell hinter dem Rücken ihres Mannes, der mit Orden nach Schleswig gereist war, einmal sehen wollte. Da sah sie mich denn, lud mich den andern Tag zu sich ein und hielt es gewissermaßen für nötig, mir gegenüber ihr Benehmen gegen die Mutter und Liszt zu rechtfertigen. — — — Ach! Diese Aristokraten! — — Sie wollen nur prahlen und glänzen und mit fertigen Berühmtheiten: aber eine Tiefe — ein Streben — ein Geist — ist nicht mehr drin. — Nie mehr gehe ich diesen Leuten nach; ich bin so froh, daß mir das alles vor meinen Schwabenjahren klar wird. — — —

Jetzt sei vielmals geküßt, grüße die Bertha und die lieben

Frauensleute, die in dem Festspiel gewiß so überaus schön mitgewirkt. — — — Ich schreib' Dir bald wieder!

Dein Peter.

Wagner an Cornelius.

[Mariafeld, Ende März 1864.]

Mein lieber Peter!

Gern hätte ich Dir erst morgen geschrieben, weil ich dann über meine Lage noch etwas mehr Gewißheit haben werde, als heute. Doch liegt mir andrerseits so viel daran, nach Möglichkeit dazu beizutragen, daß im Punkte meines Wiener Abzuges es ohne widerliches Aufsehen, und möglich glatt abgehe: weshalb ich durch Dich heute noch unsre bewährten Freunde Standhartner und Liszt bitten möchte, in diesem Sinne doch ja nichts zu übereilen. Hierüber habe ich mich an Liszt von München aus recht umständlich mitgeteilt, namentlich über das von mir gewünschte Verhalten in betreff der Wohnung und des Mobiliars. Möchte ich doch nun bald hierüber eine Beruhigung erhalten. Es gehört nämlich wirklich nicht zu den Unmöglichkeiten, daß ich selbst — sobald meine Wechselangelegenheit arrangiert wäre — schnell noch auf einige Tage nach Wien kommen könnte, um einiges noch zu bezahlen und demzufolge auch einen regelmäßigen Auszug aus der Penzinger Wohnung, mit Ordnung und Unterbringung alles zu Erhaltenden zu bewerkstelligen. Ich sage, — es ist eine Möglichkeit! —

In betreff meiner letzten Flucht von Penzing habe ich doch eine auffallende innere Erfahrung gemacht; verglich ich hiermit die kalte, bitter-gleichgültige Stimmung, in welcher ich früher meine Tresdener, meine Züricher, dann meine Pariser Niederlassung aufgab und verließ, so fand ich diesmal, daß dies alles weicher, freundlicher und wehmütiger abging. Ich erkannte daher, daß, soviel Not und Sorge ich auch in dieser Penzinger Wohnung ausgestanden, dennoch von jedem Lokal und Menschlichen und Tierischen dort nur freundliche, milde und sanfte Eindrücke mir verblieben, während ich früher durch die Qual meiner ehelichen Leiden stets so sehr auch gegen alles dies verbittert war, daß ich immer froh war, wenn ich da herauskam.

Sonderbarerweise habe ich dieses sonst mir so viel Not machende Etablissement in Penzing völlig mit nachhaltiger Trauer verlassen: mir tut alles leid, was ich zurückließ, Diener, Hund, Zimmer, Einrichtung — alles. Ich hatte nur äußerliche Unterstützung gebraucht, so wäre ich dort endlich — ich glaube — ganz gut und für immer ausgekommen. Und gestehe — auch Dir gefiel es manchmal ganz wohl bei mir: und Pinzich und Pohl vergessen wir wohl nicht ganz. — Es ist doch traurig, daß, wenn ich mir selbst auf solche Art zu helfen verstand, dies mir nicht gegönnt sein sollte! —

Nun aber über die Gegenwart vorläufig soviel: —

Das Schicksal hat mich mit meiner Flucht hierher diesmal merkwürdig geführt. Er — der Dr. Wille ist vor einigen Tagen mit dem Vergnügungszuge nach Konstantinopel gereist und kehrt erst in fünf Wochen wieder. Ich bin mit seiner Frau und den beiden Söhnen, 18 und 16 Jahre alt, bis dahin hier allein. Frau Wille ist wie dazu bestimmt, die Vermittlung meines Schicksals zu führen: sie ist treu und echt wie Gold, mir unerschütterlich Freundin. Ebenso ist sie die vertrauteste, teilnehmendste Freundin von Frau Wesendonck und — ihrer eignen Schwester, jener Frau von Bissing. Diese drei, das sehe ich nun, lieben mich ganz gleichmäßig: nur bei Frau v. B. war zuletzt noch ich hatte davon eine Ahnung! die Eifersucht so mächtig, daß ihr Benehmen gegen mich, jetzt — durch diese Entdeckung — mir erst erklärlich wird. Frau Wille aber, der ich mich nun so offen und rückhaltlos über meine wahren Bedürfnisse, über meinen wahren Zweck für dieses Leben, mitteilen konnte, versteht mich nun vollkommen, und begreift, daß ich eben nur einer wohlanständigen Ruhe — und keiner aufregenden Verhältnisse bedarf. Nach jeder Seite hin habe ich an ihr eine wirklich verehrungswürdige Vermittlerin gefunden. Wir wollen denn sehen, was dem so geleiteten Vereine dieser drei ausgezeichneten Frauen gelingt. Fürs nächste bleibe ich gewiß hier: wenn die Wiener mir nicht das Leben zu schwer machen, glaube ich sogar bald arbeiten zu können. Hierüber erfährst Du bald mehr. Es ist hier — herrlich, wundervoll! — Dein Zimmer ist ebenfalls schon in Rücksicht genommen: wenn Du kommst, bist Du ganz bei mir! — Adieu, mein guter, lieber Peter! Bleib mir treu, sowie Du in alle meine Wünsche und Pläne für mein eignes Wohlergehen mit eingeschlossen bleibst! —

Umarme unsern lieben geplagten Standhartner herzlichst von mir! Grüß die andern und behalt mich lieb. —

Dein Richard.

Sobald ich weiß, wie die Sachen mit meiner Wohnung stehen, schreibe ich Dir den Brief für Franz, Anna und Pohl..... Liebster, ein Mensch, der eigentlich nichts mehr begehrt, vor allem keinen Besitz, ist doch unüberwindlich, und muß endlich über alles siegen.

Adresse bei Dr. Fr. Wille

Mariafeld bei Meilen
Kanton Zürich Schweiz.

Wagner an Cornelius.

Mariafeld bei Meilen, 8. April 1864.

Mein lieber Peter!

Was mich eigentlich so krank und lebensüberdrüssig gemacht hat, sind meine in den letzten Zeiten gemachten Erfahrungen an den Personen, davon,

wie wenig ernst im Grunde es mit der Teilnahme der allermeisten ist! In diesen Tagen nun peinige ich mich wieder von Stunde zu Stunde der Ankunft des Briefträgers entgegen, um auf meine an Dich wie an Standhartner gerichteten dringenden Bitten wegen einer Nachricht über den Stand meiner hinterlassenen Angelegenheiten, auch nur irgendeine Notiz zu erhalten. Standhartner ist so freundlich, heute wiederum in Penzing für mich angekommene Briefe mir zu übersenden: er fügt dem wiederum auch nicht ein Wort, nicht einen Gruß bei! — Begreift Ihr denn nicht, daß mich dies mehr ängstigen muß, als die allerschlimmste Nachricht selbst? Oder schreibt mir niemand bloß deswegen, um sich selbst nicht die Pein zu machen, mir Peinliches zu melden? — Über dies alles müßte endlich aber doch eine herzhafte Freundschaft siegen! —

Welche Richtung es mit mir nimmt, hängt ganz davon ab, wie es sich hinter mir gestaltet; ich habe daraus das Vormirliegende zu entnehmen. Geht alles so im Schlechtesten fort, wie es bisher ging, so kann ich mir nichts Gutes mehr erwarten, da ich bereits soweit gebracht bin, jedes Hoffen für verderblich zu halten: wie ich aber in solcher Stimmung, die mich notwendig tief lebenskrank macht, Freude am Kunstschaffen gewinnen soll, muß wohl jedermann, wenn er mein Alter und meine Erfahrungen in Betracht zieht, für durchaus problematisch halten. —

Wie tückisch aber jeder Umstand jetzt gegen mich verfuhr, magst Du aus einem wieder ersehen. Mit Standhartners erster Briefsendung erhielt ich aus Moskau ein Schreiben, welches mir sagte, daß mein Brief vom 2. Februar dort am 23. März eingetroffen ist, und daß mein Freund dies sehr beklagt, weil, zu rechter Zeit, sehr wohl ein Konzertzyklus für mich zu arrangieren gewesen sei, dessen Ertrag, nach allen Anzeigen, für mich sehr vorteilhaft ausgefallen sein würde.

Wie es nun gekommen, daß mein Brief, den ich zur Besorgung an die Petersburger Hofdame einschloß, und über dessen richtige Weiterbeförderung diese mir berichtete, so unbegreiflich spät an meinen Moskauer Geschäftsfreund gelangte, ist mir so unbegreiflich, daß ich fast an eine Konspiration glauben möchte. Wie dem auch sei, — schickte ich meinen Brief direkt, und kam er zur rechten Zeit an, so käme ich jetzt bereits wieder von Moskau zurück, mit jedenfalls so viel verdientem Gelde, um meinen Auszug aus Penzing mit Anstand vor sich gehen zu lassen. — Es bleibt mir nun allerdings die Aussicht, daß ich mit einem wohlorganisierten Winterfeldzug in Rußland nächstes Jahr alles verdienen kann, um meine Wiener Schulden zu bezahlen: Dies jedoch nur unter einer Voraussetzung, daß sich jetzt diese Angelegenheit dort so gestaltet, daß sie mein Gemüt durch Beschämung und Unwürdigkeit nicht allzusehr belastet.

Mein Zustand ist sehr unheimlich; er schwankt auf einer schmalen Zunge: ein einziger Stoß, und es hat ein Ende, so daß nichts mehr aus mir herauszubringen ist, nichts, nichts mehr! —

Ein Licht muß sich zeigen: Ein Mensch muß mir erstehen, der jetzt energisch hilft, — dann habe ich noch die Kraft, die Hilfe zu vergelten: sonst nicht — das fühle ich! —

Freund, die Schweiz ist mir auch ein Totenfeld geworden, und überall hin hätte ich gehen sollen, nur gerade nicht hierher, wo alles mir bitter und grabesleg ist.

Die einzige Person, den einzigen Menschen, der mir gegenwärtig zur Wohltat werden konnte, hätte ich allerdings jedoch sonst nirgends antreffen können, als hier. Das ist meine Wirtin, die ganz einzige Frau Dr. Wille! Diese Frau ist über alles Lob erhaben, mit gar nichts zu vergleichen, durchaus einzig. Was geschehen kann, um mir ein angenehmes, namentlich auch zur Arbeit sehr geeignetes Asyl zu bieten, geschieht vollständig: sie bemüht sich sogar auch, mir wenigstens soviel Geld zu vermitteln, daß ich immer noch hoffen darf, meinen Lokalgläubigern nächstens etwas zu zahlen, und somit jedenfalls etwas zur Besserung des beschämenden Anscheines meines Fortganges von Penzing beizutragen. Möge mir nur dieser Rayon noch andererseits, durch den mir gänzlich unbekannten Stand der Dinge hinter mir, offen erhalten bleiben. Das Ärgerlichste hierfür ist die Wohnungsausbietung: denn diese erst bringt den mir verderblichen Schrecken in alles. Lieber hätte ich fast das Opfer der vorläufigen Beibehaltung der Wohnung noch tragen sollen.

Soll es nun doch noch wieder gehen, und — soll es sich . . .[1] machen, so bedarf ich bald Deines Besuches, lieber Peter. Du bist mir vollständig an das Herz gewachsen, und was mich mit meister Wehmut erfüllt, ist, daß Du mich nicht mehr besuchst. Ich stehe wegen einiger Theaterhonorare in Unterhandlung: 100 Gulden könntest Du wohl schnell durch mich erhalten, wenn Du zu mir kommen wolltest, wo alles für Dich bereit ist. Das lasse Dir doch gesagt sein! —

Vielleicht aber — hilft alles nichts mehr! Wahrlich, ich fühl's, es geht tief innerlich mit mir zu Ende. Meine Kränklichkeit hilft nach Kräften zu dieser Stimmung. Ich bin jetzt wieder so matt und von meinem Blasenleiden höchst geplagt. Standhartner hat recht, sich nicht mehr um mich zu bekümmern. Ich bat Dich, mir von ihm die Tropfen verschreiben zu lassen. Sag' ihm, ich hätte heute begonnen, Pichnwasser des Vormittags zu trinken: ich höre, es hilft auch gegen Blasenleiden: vielleicht ist es dasselbe, womit er mich zu gleichem Zwecke versah. Ach Himmel! Das alles geschieht noch in der Hoffnung, daß es überhaupt noch gehen wird: ob dies der Fall sein kann, werde ich ja nun bald erfahren. Wie gesagt: Ein gutes, wahrhaft hilfreiches Wunder muß mir jetzt begegnen, sonst ist's aus! —

Euer furchtbares Schweigen scheint mir anzudeuten, daß dieses liebliche Wunder jetzt unterwegs ist! —

Adio! Freund! — Such' den guten E. List auf: sag' ihm von mir — bitt' ihn und — danke ihm! —

[1] Diese drei Pünktchen stehen im Originalmanuskript.

Umarme Standhartner! — Der Arme, so kräftig er ist, bin ich ihm doch gewiß zu schwer! — Und so gar keine Freude hat er mit mir! Er und niemand! — Doch — vielleicht Taufig! Wenn es glückt, kann es ihm gelingen für mich ans Kreuz geschlagen zu werden. Vgl. Bürgschaft!

Es ist elend — und nicht einmal tief! — Leb wohl und — wenn's gut gehen soll — so komm bald zu mir!

Dein Richard.

Mariafeld bei Meilen.
Kanton Zürich, 8. April 1864.

296. An seinen Bruder Carl.

Wien, 9. Mai 1864.

Lieber Carl!

Du hast lange nichts von mir gehört. Jetzt benachrichtige ich Dich, daß der Cid wieder spukt, den ich bis auf die Ouvertüre am 1. April beendet hatte. Dingelstedt schreibt mir von Weimar, daß man vielleicht doch zum 24. Juni auf die Oper reflektieren würde. Das wäre freilich wieder eine Überstürzung. Doch ich gehe darauf ein. Ich schrieb um Reisegeld hin und her und dortige Monatsgage während meines Aufenthaltes. Während ich nun darauf Antwort erwarte, will ich mich drüber hermachen, Stimmen für die Sänger auszuschreiben, damit diese gleich mit meiner Hinkunft, ich schlug 16. Mai vor, zu lernen anfangen können.

Unterdes wirst Du auch schon einen Wind haben, von Wagner in München, respektive Starnberg; es scheint, der König nimmt sich seiner an. „Peter, sei bereit! Cid — Meistersinger — Wagner" klingt der Schluß einer telegraphischen Depesche hierher, welcher er selber am Dienstag folgen will. — Ich hoffe, es wird diesmal etwas aus Weimar und ich komme auf eine gute Art aus dem Weg. Vielleicht werde ich im Sommer einige Monate als Musiklehrer bei einem Herrn v. Almasy (sprich Almaschi) in Ungarn zubringen. — Auch ein Anerbieten von Rom scheint wieder zu spuken. Doch wird daraus nichts. Ich gehe weder zu Liszt noch zu Wagner. — Nach Ungarn werde ich gehen, dort habe ich freie Wohnung, Kost und Gehalt und kann mir ein paar hundert Gulden erübrigen, um hiesige Schulden zu bezahlen, und habe viel Zeit für mich zu arbeiten. — Wenn noch jetzt in Weimar etwas wird,

freut es mich, wenn es auch mit Ach und Krach geht, so bringt es einem doch ins Leben und macht einmal dem ewigen bloßen Gered' ein Ende. — Ich schrieb an Dingelstedt, wenn es auch in diesem Sommer nichts mehr würde, so sollte er mir doch für nächstes Jahr einen bestimmten Tag, vielleicht einen Herder-Tag geben.

Christi Himmelfahrt war ich in Preßburg mit Tausig und Brahms bei dem Postdirektor Brabely, welcher zwei Virtuosinnen zu Töchtern hat. Erst Sonntag früh kamen wir zurück, da fand ich und beantwortete Dingelstedts Brief. — — —

Wenn es übrigens mit Wagner in München ernst wird, so könntet Ihr ja vielleicht doch einmal meinen Eid dort sehen, was ja herrlich wäre. Es ist alles nur ein Handumdrehen. Denke Dir, ich sagte vor einigen Wochen: Nun, der Ludwig hatte es mit den Malern, der Max mit den Gelehrten und Dichtern, wie wär's denn, wenn der jetzige sich plötzlich einmal für Musik interessierte, einen Narren an Wagner fräße. Jetzt schreibt mir Wagner aus Starnberg: „Auf besonderen Wunsch meines ‚jungen Königs' soll auch mein Jagdhund Pohl und mein böhmischer Diener aus Penzing hierher kommen!"

Sei gegrüßt von

Deinem Peter.

Wagner an Cornelius.

Starnberg, 16. Mai 1864.

Mein Peter!

Alles ist eingerichtet: Du kannst jeden Tag kommen. Borges auch! — Mein junger König ist ein Engel, immer schöner: Sehr erfreut hat mich sein Aussehen: als ich ihn vor der Wiener Reise zuletzt sahen, war er sonst durch lange Audienzen übermäßig ermüdet. Ich fürchte nichts mehr für seine Gesundheit: alle andern sind darüber ebenfalls durchaus ohne Sorge. — Wirklich, diesen holden, herrlichen Jüngling wieder zu verlieren, könnte ich nicht mehr ertragen. Ich bin eine Viertelstunde weit von ihm: Täglich schickt er wiederholt nach mir; er ist unersättlich im Lernen und Lieben. —

Adieu! Grüß Standhartner. Gern hätte ich meine Konzertnoten — bei Tausig. Kannst Du sie mitbringen!

Von Herzen

Dein Richard.

Wagner an Corneliuſ.

Starnberg, 31. Mai 1864.

Mein lieber Peter!

Ich ſuche meinen Abſchluß zu machen, um klar zu wiſſen, was ich beſitze und welchem ich zu entſagen habe. Die Station meines Lebens, auf der ich angelangt bin, erfordert dies: ich muß meine Ruhe organiſieren, ſei es — wie geſagt — durch Beſitz, oder durch Entſagung.

Wiederholt habe ich Dir gemeldet, daß ich hier alles ſorgſam für Deinen Empfang hergerichtet habe. Wir zwei, und wer ſonſt noch, können völlig unabhängig einer vom andern hier neben uns hauſen, jeder ſeiner Arbeit, ſeiner Laune nachgehen, und doch iſt der Genuß der Gemeinſamkeit jeden Augenblick ermöglicht. Dein Flügel, der mich nicht ſtört, ſteht bereit: ein gefüllter Zigarrenkaſten erwartet Dich auf Deinem Zimmer uſw. Dies, lieber Peter, iſt Eifer! Dieſer verlangt Erwiderung oder — er ſchlägt vollſtändig um. — Durch H. Porges läſſeſt Du, der mir auf alle dieſe Meldungen noch nicht mit einer Zeile erwidert haſt, mir ſagen, es täte Dir leid, nicht kommen zu können: Du habeſt Dir vorgenommen, in den nächſten drei Monaten Deinen „Cid“ umzuarbeiten und müßteſt hierfür in Wien bleiben. —

Was iſt nun rätlicher, lieber Peter, daß wir über dieſes ſonderbare Benehmen reden oder — ſchweigen? — Ich muß faſt glauben, das Schweigen ſei beſſer, da — ſehr erſichtlich — hierunter etwas verborgen iſt, was beim Beſprechen nicht klar wird, ſondern im Gegenteil nur entſtellt und vertuſcht werden kann. — Alles im Leben entſcheidet ſchließlich der unwillkürliche Trieb: wir werden angezogen und abgeſtoßen, trotz allem, was wir ſonſt dagegen hervorbringen mögen. Frage ich, wie dieſer Trieb ſich zuvor ſchon bei Dir in bezug auf mich geäußert, ſo fällt die Unterſuchung nicht zu meinem Vorteil aus. Genau heute vor zwei Jahren erwartete ich Dich ſehnſüchtig in Biebrich: lange Zeit blieb aber jede Nachricht aus, bis ich plötzlich durch einen dritten erfahre, Du habeſt Dich von Tauſig nach Genf ziehen laſſen. Du haſt nie ganz erfahren, wie tief mich dies verſtimmte.

Etwas Ähnliches ſoll nun diesmal nicht ſich ereignen; ſondern wir müſſen als Männer uns offen auseinanderſetzen. —

Deine Gründe, weshalb Du Dich meiner Sorgfalt für Deine Arbeitsmuße nicht anvertrauen willſt, darf ich nicht gelten laſſen. Heute vorm Jahre verließeſt Du Wien und gingſt nach München, um ungeſtört arbeiten zu können. Auch ich will hier und jetzt arbeiten: Wie Dein Cid aber meine Meiſterſinger ſtören ſollten, kann ich ebenſowenig begreifen, wie das Umgekehrte. Im Gegenteil, mich beſtimmt auch eine Sorge um Dich und Deine Arbeit. Ich wünſchte ſehr — das ſage ich Dir offen — bei der Umarbeitung Deiner Oper recht innig und traulich Dir meine Ratſchläge erteilen zu können. Willſt Du gerade dem Dich aber entziehen, — nun, ſo iſt das Sache des Willens, und allerdings läßt ſich darüber nicht reden. —

Doch irrte ich wohl, als ich anführte, daß Du vorm Jahr nach München gingst, eben um besser zu arbeiten; vielleicht gingst Du auch, weil es Dich von Wien trieb. Mir ist, als ob Du so etwas eingestanden. Vielleicht fällt es Dir nun diesmal aus dem umgekehrten Grunde schwer, Wien zu verlassen. Nun, wo das Herz uns bewältigt, bleibt alles übrige machtlos! Sehr ernstlich muß ich in diesem Punkte nur wünschen, daß Du Dich bei dieser Gewaltigung nur auch glücklich und hoffnungsvoll fühlst. Ist dies nicht, dann wäre doch vielleicht noch ein Freundesrat zu hören, und nötigenfalls der Gewalt nicht so sehr auszuweichen.

Unter allen Umständen wäre ein offeneres Benehmen gegen mich schon. Dein jetziges Verhalten ist, meinem Eifer gegenüber, geradewegs beleidigend und — als solches empfinde ich es bereits.

Somit, lieber Peter, mußt Du mir, der ich eben notwendig jetzt meinen Abschluß suche, es nicht verübeln, wenn ich Dir für ganz bestimmt diesen Schluß meiner streitenden Empfindungen mitteile.

Entweder Du nimmst jetzt unverzüglich meine Einladung an, und richtest Dich dadurch für alle Lebenszeit etwa zu einem wirklichen häuslichen Lebensbunde mit mir ein.

Oder — Du verschmähst mich, und entsagst dadurch ausdrücklich dem Wunsche mit mir Dich zu vereinen. Im letzten Falle entsage ich Dir ebenfalls ganz und vollständig und ziehe Dich in keiner Weise mehr in meine Lebenseinrichtungen. —

Von dem Grade Deines Vertrauens, in betreff der Mitteilung Deiner Gründe wird und muß es ferner abhängen, ob wir überhaupt vom Schicksal zu fernerem Freundesverkehr bestimmt sind. —

Du ersiehst hieraus eines, — wie sehr ich der Ruhe bedarf. Dazu gehört, bestimmt zu wissen, woran ich bin: Mein jetziger Zusammenhang mit Dir peinigt mich furchtbar. Er muß vollständig werden, oder gänzlich reißen! —

Hoffentlich erkennst Du in diesem Ernste der Auffassung meines Verhältnisses zu Dir das vollste Gegenteil von Geringschätzung.

Herzliche Grüße von Deinem Richard.

297. An seinen Bruder Carl.

Wien, 12. Juni 1864.

Lieber Carl!

Gestern, Samstag, erhielt ich Deinen Brief. Du glaubtest, ich könnte bei Herrn v. Almásy in Ungarn sein, doch derselbe hat noch nichts von sich hören lassen, möglich aber, daß täglich eine Einladung von ihm eintrifft, deren genauen Zeitpunkt er mir nicht angeben konnte, nur ungefähr im Laufe des Mai oder Juni nach

gegenſeitiger Verabredung in Ausſicht ſtellte. — Doch könnte ich ſie nun nicht annehmen, da ich mit der letzten Bearbeitung, Feile und Reinſchrift des Cid beſchäftigt bin, für welchen mir Dingelſtedt neuerdings den 18. Dezember, Herders Todestag, in Ausſicht ſtellte, dafür aber die Einlieferung der Partitur am 30. Juni bedingte. Ich ſchrieb ihm nun ausführlich zurück, daß ich ihm die Partitur zum 25. Auguſt, Herders Geburtstag, zuſtellen wolle — und daß dann noch immer Zeit ſei. Seitdem ſchweigt er nun wieder, und wird dann plötzlich einmal wieder meuchlings aus dem Buſch fallen wollen. — Doch berührt mich das alles nicht mehr. Ich glaube nun an mein Werk, an mich ſelbſt, und weiß, daß es früher oder ſpäter aufgeführt wird. Jetzt ſammelt ſich nach dem Geſetz der Schwere ein Bogen Reinſchrift zum andern. Dein Brief traf mich gerade bei den Boten. Doch ſagteſt Du glücklicherweiſe nur: „Rette mich vor einigem überflüſſigen Gelde, das ich zuviel habe!“ Da ſoll Dir denn auch redlich geholfen werden. Es trifft Deine ſehr willkommene und gedankte Gabe in eine glückliche Zeit, wo ich nun wirklich noch einmal jede Note von meinem Cid durchhege und pflege, erleichtere, vereinfache, lichte. Mein Cid iſt eine gute Sache, und keine Mühe iſt dran verloren, und es muß alles recht langſam und ruhig geſchehen; nach jeder Nacht, die ich wieder ruhig darüber ſchlafe, fällt mir noch wieder was Beſſeres ein, eine Stimme, die ich weglaſſen kann, bloß ſechs Noten anſtatt neun, oder auch einmal ein paar Takte mehr, als früher da waren. — Das Leben und ſeine Ausſichten ſind nur der Sporn zum Vollenden, als ſolchen begrüße ich ſie: aber wenn der Herbſt nun endlich das Werk ſo fertig ſieht, daß ich nie mehr ein Blatt davon zur Hand nehme, dann kann es Jahre liegen, ohne aufgeführt zu werden. Doch glaube ich an den 18. Dezember. — Siehſt Du, jetzt ſpricht ſich mein Barbier langſam herum und macht ſich Freunde bei den Muſikern, Tauſig ſpielt ihn Brahms vor, der lobt ihn bei Deſſoff — es iſt ſo eine Strömung nach einer hieſigen Aufführung hin. Ich werde mich aber hüten. Meinen Cid will ich jetzt ſehen und den Fortſchritt an ihm erleben, den ich gemacht habe, und dann ein drittes Werk anfangen. — Gerade eben wurde ich lange unterbrochen durch die beiden Brüder Porges, die mich zu Wagner

holen wollten. Er iſt ſeit geſtern hier mit 15000 Gulden, um ſeine hieſigen Verhältniſſe zu ordnen. Er hat mich ſeitdem kategoriſch aufgefordert, zu ihm nach Starnberg zu ziehen, mit ihm zu leben, meine Oper unter ſeinen Augen zu vollenden uſw. Ich bin aber dieſem Erlkönig gegenüber Säugling und Gaul in einer Perſon und ich hoffe die kleine anthropozoologiſche Karawane wird ihr Mekka erreichen, ohne daß mein Säugling (Ich) und mein Gaul (Stuhl) unter den Weißgerbern behindert werden. „Hier gut Württemberg alleweg!“ weißt Du wie der Pfeifer v. d. Haardt ſagt. Hier bin halt ich und meine Sache, und ſie iſt eine gute, und ſo will ich ſehen wie ich durchkomme. Da lob' ich mir meine gute Frau Bernſtein, die ſagt (denke Dir dabei einen kleinen Anſatz von jüdiſchem Dialekt): „Ich ſprech' immer zu meinen Kindern, ei was Wagner, der Wagner iſt ein großer Mann, aber der Herr Cornelius, das iſt unſer Wagner.“ Du ſiehſt, ich erlebe auch meine Legitimiſten. Ich bin der Herzog von Auguſtenburg, und jeder noch ſo geringe regierende Herr kann einmal Kaiſer von Deutſchland werden. — Grüße Eliſabeth, erſt wenn meine Partitur ganz fertig und ſchön iſt, will ich mich recht bei ihr bedanken. Auch Prof. Schafhäutl — und Riehl wenn er nicht zu verdutzt über mich iſt. Auch ſeine Kritik benutze ich bei der Umarbeitung, ſowie die von Liſzt, Laſſen, Grandaur, Dr. C. A. Cornelius, Wagner, Tauſig, Brahms uſw.

Bleibt nur alle geſund und habe Dank, mein Carl, für Deine große Freundſchaft

Dein Peter.

298. An ſeinen Bruder Carl.

[Wien, 15. Juni 1864.]

Lieber Carl!

— — Ja, mit Wagner hat ſich die Sache ganz eigen gewandt. Von Seraphine über den Zweck ſeines Hierſeins befragt, ſagte er, „mich mit meinen Freunden zu brouillieren“ und dies Wort wurde wahr. Gerade alſo wie ich Dir ſchrieb, kamen die beiden Vorges. Ich ging aber nicht mit, und erklärte ihnen warum.

Nun kamen den Tag über Szenen und Tränen der Wut und Verzweiflung über mein Verhalten: keine Antwort auf seine Briefe, mein Cid sei »fausse couche« — er das alles in Ordnung bringen, alles innig und ruhig mit mir durchgehen — in Starnberg usw. usw. Klavier bereit — volle Zigarrenkiste — Peter als Mensch und Künstler usw. usw. — So kam abends Standhartner (das vorige Mal hatte ich Wagner — ihm gegenüber — besänftigt und vermocht, nicht ohne Abschied von ihm abzureisen) — erzählte mir, frug mich, — ich setzte ihm alles auseinander. Er sagte: Wenn Du aber so bestimmt vorhast, nicht zu ihm zu gehen, so nähere Dich ihm lieber diesmal auch gar nicht, sonst ist Gefahr eines völligen Bruches. — Aufgeregt von all diesen Dingen schrieb ich Wagner in der Nacht, von Standhartner zurückgekommen, zwischen 1 und 3, bat ihn um Vergebung für mein Schweigen, erklärte ihm aber, daß ich für München und dessen Umgebung bei niemand als Dir wohnen könne, daß ich aber um so lieber, nach völliger Beendung des Cid auf eigne Hand in München Posto fassen würde, um dann sowohl mit ihm als Dir in fröhlichem Verhalten zu leben. — Darauf keine Antwort. Standhartner spricht nochmals in meinem Interesse, Heinrich Porges schreibt ihm darüber: Versöhnung mit Peter — sonst: Egoist! — Da schreibt er schnell Porges: „Besuchen Sie mich heute nicht“ — und Standhartner: „komm erst morgen zu mir“ usw. usw. und — wie die alle den andern Tag kommen, ist er fort! So daß man geradezu sagen kann, er hat seine treuesten Freunde in Wien wie Schuhputzer behandelt. — Warum diese schnelle und heimliche Abreise? — Ich weiß es; und die Welt wird es vielleicht nur zu bald zu seinem Schaden wissen.

Denke Dir den Satan mit seiner fausse couche! Wie er mir das Sujet herrichten wollte, haben wir schon mündlich besprochen.

Im Mai 1861 kam er. Das ist nun der Abschluß dieser drei Jahre' — Jetzt instrumentiere ich gerade erst in der Reinschrift das ganze Lohengrinorchester heraus; denk' an mich, ich sage Dir, mein Cid wird gut.

Weimar oder nicht ich habe noch keine neuste Antwort, jeder Tag bringt mich jetzt einen Schritt weiter. Gott erhalte Dich

mit Frau und Kind ſo fröhlich wie ich's annoch ohne dieſelben ſein muß. Doch der Eid erkämpft ſie mir.

Seid geküßt von

Onkel Peter.

299. An Reinhold Köhler.

Wien, 24. Juni 1864.

Lieber Reinhold!

Wenn Du auch ſchweigſt, ſo redet um ſo lauter die Fama von Dir, von Deiner Herausgabe der Gezähmten Widerſpenſtigen in einer Überſetzung von 1671. Ich gratuliere Dir von Herzen dazu. — Es iſt nun abgemacht, daß der Eid am 18. Dezember gegeben wird, ich habe die Zuſage von Dingelſtedt, muß aber zum 25. Auguſt fertig ſein, und muß in einem Atem am Arbeiten bleiben. So werden wir im Winter einige Monate zuſammenleben, vielleicht ſchon von Mitte September an, indem ich für rätlich halte, meine Intereſſen perſönlich zu vertreten. Ich arbeite beim Reinſchreiben faſt die ganze Partitur nochmals um, habe des Guten zuviel getan: nun wird alles klarer, einfacher, ſpiel- und ſingbarer. Nachher will ich aber auch eine große Freude haben, mein Werk zu erleben. Mit Erfolg? Ich glaube nicht daran. Tauſig meint mit Recht, man wird ſich was ganz andres vorſtellen, mehr ſpaniſche Färbung, Romantik — während alles ſtreng und ernſt iſt. Doch, wenn ich's nur erlebe, und allenfalls mit etwas mehr Ehre als das erſtemal, ſo iſt's genug, und ich gehe an was Neues. Aller guten Dinge ſind drei. Ein großer Fortſchritt liegt im Eid, das iſt mir genug. — Ich will an meinem Eid lernen — etwas Beſſeres zu machen. Unterdeſſen war ein Sturm mit Wagner. Er ſagte, komm mit Haut und Haar zu mir nach Starnberg — oder es iſt aus mit uns. Er wollte, daß wir uns überhaupt ganz zuſammen tun! Davon einmal mündlich eine ganze Rufe voll. Ich ſollte ganz Kurwenal werden. W. begreift nicht, daß ich dazu, bis zur Hundetreue, manche ganz entſprechende Eigenſchaften habe, aber leider ein einzig bißchen Selbſtändigkeit im Charakter und Talent zuviel, um dieſe Null hinter ſeiner Eins zu ſein.

Ein Höriger ſchreibt keinen Cid. — — Ich ſchmachte aufrichtig nach ein paar Worten von Dir. Der Sommer wird mir wie ein Traum vergehen; doch iſt es bei aller Mühe dennoch die ſchönſte, glücklichſte Zeit des Lebens, wo man ſo etwas arbeitet. Alter, Deinen Geburtstag wollen wir dann mit meinen Schwabenjahren zuſammen feiern; ich freue mich, daß der Cid wieder in dieſen Schickſals- und Geburtsmonat fällt. Wie es auch gehen möge — den 24. wollen wir fröhlich zuſammen ſein. Richtig liegen wir gerade das halbe Jahr auseinander. Bis zu dieſem Tage iſt ein etwaiges Fiasko d'estime verſchwitzt und vom Honorar noch ein paar Taler übrig. — Merkwürdig, Dir ſo zu ſchreiben, iſt mir wie ein Rauſch — es zieht auf einmal meine Gedanken in die weite Welt, und ich muß halt doch meine drei Tage im Grabe liegen, bis ich auferſtehen darf. Nun, meine Schwabenjahre trete ich mit Achtung vor mir ſelbſt an. Mein Cid iſt gut. Ich bin zufrieden — aber es muß freilich was viel Beſſeres nachkommen. Das wird's aber. Schon mein drittes Sujet ſoll Dir zeigen, daß ich die Sache jetzt anders anpacke. Das hab' ich Dir, glaub' ich, ſchon zuletzt geſchrieben. — Ich leſe Walter Scott. Herrlicher Kerl, glänzende Begabung. Darüber müßte man reden. Jahrelang dachte ich: Du mußt einmal in einer ruhigen Zeit über den Scott kommen. Nun habe ich ihn, und laſſe ihn auch nicht eher aus, bis ich ihn ganz kenne. Wagner regte mich zuerſt an dazu, in bezug auf Stoffſtudien, bezeichnete mir: Nigel[1] (das leſ' ich eben, iſt aber ſchwächer, Prison of Edinburgh, Peveril. Nun habe ich auch eine Ahnung, daß ich im Scott etwas finden werde, weil ich eine ſolche Sympathie des Herzens für ihn habe. — Ich glaube kaum, Reinhold, daß ich zum Heiteren zurückkehren werde, vielmehr ſtellt ſich immer mehr das Bedürfnis heraus, einen vollen tragiſchen Eindruck zu erreichen. Das fühlt' ich beſonders bei der Braut von Lammermoor und in Maria Stuart — die ich hier in italieniſchem Gewand von Sgra Bon ſah — und ſo großen Eindruck hatte, daß ich plötzlich zu Hauſe — nachdem ich in ſcheinbarer Ruhe zu nacht gegeſſen und Bier getrunken hatte, noch einmal zu weinen anfing. So was muß ich noch einmal dichten. Nur in der Tragödie wird die Seele

[1] The fortunes of Nigel 1822.

ganz frei und fühlt dann eine unendliche Erhabenheit über dies Elend des körperlichen Lebens. Du weißt, fällt mir jetzt ein, schon in meiner Skizze der Meerfey und Inez de Castro waren zwei tragische Ideen. Darauf werde ich weiter trachten und denken, nota bene nicht die genannten Stoffe, aber andere — denke Dir, so schwebte mir schon immer vor — die Art in Hebbels Magdalena aufzunehmen — ein Stück der Art zu schreiben. Nach Maria Stuart — dachte ich: ich möchte so was machen wie „Ein Justizmord“ (weibliche Heldin) — doch werde ich freilich bei der Oper bleiben, muß aber ein Sujet finden, wo das lokale Drum und Dran sehr einfach ist. Ich dachte an Kasperl und Annerl! — frug auch beim Antiquar danach, fand's aber nicht. — Ach, ich freue mich — wenn's erst mit dem dritten Stoff so weit sein wird!

Cornelius.

Deine liebe Mutter, Schwestern denken wohl gar nicht mehr an mich, doch werde ich sie persönlich daran erinnern. Ja, mein Gott, wie werde ich Weimar wiederfinden? Und wie ein Blitz wird wieder alles vorbei sein. — — — Sei geküßt von mir und bleibe mein Freund. Ach, daß mir nicht „einer nach dem andern weicht“, wenigstens Du darfst es nicht — nie!

Grüße auch Montag, Walbrül und Eitner von Deinem

Peter Cornelius.

300. An seine Schwester Susanne.

[Wien, 24. Juni 1864].

Heil Susi!

— Jetzt wird es mit dem Cid ernst. Er soll am 18. Dezember in Weimar gegeben werden, doch muß ich die Partitur am 25. August abliefern. So habe ich jetzt vollauf mit der letzten Reinschrift zu tun, die zugleich Umarbeitung ist. Doch nun fügt sich Bogen zu Bogen. Ach, ich höre wenig von draußen. Auch der Elise Geburtstag habe ich versäumt! Doch in Gedanken feiere ich das alles. Heute trieb mich endlich Köhlers Geburtstag zum Schreiben; obwohl ich nicht in seiner Schuld bin, unsre letzten Briefe kreuzten

ich. Auch in Deiner Schuld bin ich nicht, Suſanne, denn ich hatte Dir kurz vor Deinem Geburtstag zuletzt geſchrieben. — Seitdem iſt die Wendung in Wagners Schickſal eingetreten. Wendung? wohl kaum! — Leider ſind wir, vielleicht für immer, auseinander. Er ſchrieb mir: Komm nach Starnberg — komm für immer — oder ich habe auch gar nichts mehr mit Dir zu tun. — Ich konnte das nicht eingehen — da der Cid immer ſeit Februar ſchon ſpukte — und nun lebendig herankommt — und bei Wagner hätte ich keine Note geſchrieben. Das wußte ich, wie geſchworen. — Auch wäre ich nur eine Art geiſtiges Möbel für ihn, ohne Einfluß auf ſein Leben, ſoweit es tiefer liegt. — Kurz, ich ſende Dir ſeinen Brief mit. Sage, ob man einem Freund ſo ein Oder ſtellt: entweder ganz, mit Haut und Haar — oder gar nicht. Ich hab' mich Wagner nie aufgedrängt. Ich freute mich herzlich ſeiner Freundſchaft, war ihm aufrichtig zugetan in Wort und Tat. Aber ſein Leben zu teilen — das lockt mich nicht. Ich habe ſo was durchgemacht. Mit Liſzt. Da tat ich alles naiv, aus innerem Lebensdrang. Unterdeſſen bin ich ein Mann geworden, und will meinen Winkel in der Welt für mich haben, wie der Hund ſeine Hütte. Mit Ach und Krach, mit Für und Wider, mit Not und Luſt — aber ich, ich ſelber. Heil mir, ich bin ein freier Mann — es fehlt noch viel, daß alles gut ſei — aber kein Köder, keine Angel fängt mich ein.

Rom hat auch wieder gelockt und geblinzelt. Mag's nicht. Mit der Augenverdreherei und Gepäpſtels und Gekardinälſels. Ach ſo geht doch mit Eurer Komödie! — Jetzt wird mein bißchen Cid fertig. Das iſt mein Weg. Das zeigt mir das Geſchick. Ich arbeite auf Beſtellung, mein Tag iſt ſchon angeſetzt. Fünfzehn Friedrichsdor krieg' ich. Mein Schickſal und mein Talent iſt auch eins, ich nehm's aus Gottes Hand, ich will es ſo und bin zufrieden. — Ich weiß nichts von dieſer Genußſucht, dieſem grimmigen Materialismus, der jenen guten Freund am Schopf hat. Und wer ſteht mir dafür, daß es nicht einſt heißt — ich hab' doch gern mit dem Liſzt Champagner getrunken — und gar jetzt wieder mit dem Wagner. Weiß Gott, ob ich das Beſſere ſuchte und was Tieferes wollte, und ob ich mich mit Mühe von allem geiſtigen

Reiz, aller moralischen Bummelei suchte loszureißen, um meinen Barbier zu schreiben — dann meinen Cid. Dann aber was viel Besseres. Aber das findet man nicht bei Liszt, so freundlich er ist, nicht bei Wagner, so tyrannisch er seine allein seligmachende Freundschaft anbietet — sondern in sich selber.

Suse, bist Du denn noch mein, glaubst Du denn noch an mich? Du und Köhler, dem ich auch vorhin schrieb: Nur kein Schiller! „Sie wandten treulos ihre Schritte, und einer nach dem andern wich!“ — Nein, ich weiß, Dein Herz steckt jetzt tief drin. Recht so, das muß alles erlebt sein, ich nehm Dir's noch in zwanzig Jahren nicht übel. Du warst mir überhaupt manchmal schon ein bißchen sehr madamig — so, weißt Du, in der ganzen Umgebung, jetzt läuft das Herz noch einmal mit Dir davon — ach das ist schön — das muß sein. Mich hast Du denn auch in all jener Zeit fast verwöhnt — aber glaubst Du, ich versteh' das nicht, glaubst Du, ich bin so ein borniertes Vieh, das nur ganz so als schuldigen Tribut hinzunehmen und gar zu fordern? Hatt' ich doch auch drunter zu leiden — wie Du gleich verzweifelt warst über jede Lumperei vom lieben Ideal-Peter — wie er in Salzburg saß und kein Geld hatte. Ich sag' Dir, Suse, laß Dich all das nicht reuen, es muß so sein. — Wie schaut's nun aus? Und ist alles recht arg? Oder ein bißchen besser? — Wenn Du recht unglücklich bist, was Gott nicht wolle — so forsche doch einmal nach den Briefen von der Lespinasse,[1] auf das Buch bin ich recht gespannt — es muß das unmittelbarste im Ausdruck des Herzens sein, weit über Rousseau hinaus. Diese geistvolle Frau war in einen ganz oberflächlichen platten Kauz unglücklich verliebt, wie die arme Sappho. Mißverstehe mich nicht, aber ein schönes Buch ist immer ein Blitzableiter in den Gewittern des eignen Lebens. Wie tief wurde Goethe mißverstanden von denen, die sein Werther zu Katastrophen hinriß. Gerade umgekehrt — meint so ein herrlicher, ewiger Geist.

Erzähle Hestermann, daß ich — Walter Scott lese, und mit wahrer Freude. Wagner empfahl mir einiges — Du weißt auch die weiße Dame ist aus ihm entnommen — woraus noch einmal eine gute Oper zu finden sein möchte. Und da bleib' ich nun nicht

[1] Julie de L. 1732—76, Lettres. Paris 1809.

bei den paar Einzelheiten, sondern will den ganzen Dichter kennen. Und da bin ich denn dem Himmel grateful for the care, daß ich das bißchen Englisch weiß, es ermuntert mich nebenbei zu meinen slawischen und ungarischen Studien — die Idee — daß alles das nicht umsonst ist. Denn aus dem unverfälschten Quell des Dichters schöpfe ich die reichsten Eindrücke — es ist die Atmosphäre aus welcher der Funken zur dritten Oper herausschlagen wird. Auch Calderon und die Spanier habe ich viel gelesen — auch da segne ich mein bißchen spanisch — es verschafft mir Partitur statt Klavierauszug von so einem Dichter. — — — Auch den Cid von dem herrlichen Valenzianer: Guillen de Castro las ich in München, ein Stück von Shakespeareschem Geist, welchem Corneille wahrlich eine Allongeperücke aufgesetzt hat. — — —

Sei fleißig geküßt von

Deinem Peter.

301. An seine Mutter.

Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse 1.

Am 2. Juli 1864.

Meine liebste, beste Mutter!

Recht lange habe ich Euch nichts von mir hören lassen, habe den Wilhelm, habe die liebe Elise an ihren Geburtstagen versäumt — ach es ist so unrecht. Aber es war immer alles so unbestimmt mit mir, und die Sache mit dem Cid zog sich so in die Länge! Aber nun ist alles bestimmt und abgemacht. Der Cid wird am 18. Dezember in Weimar bestimmt gegeben, zu einem Gedenktage Herders. Ich habe nun die förmliche, feste Zusage von der Intendanz. Ich bekomme fünfzehn Friedrichsdor Honorar. Doch muß ich die Partitur bis um die Zeit Deines Geburtstages abliefern. Ich bin jetzt die ganze Zeit beschäftigt die letzte Reinschrift in Ordnung zu bringen, bei welcher ich noch vieles verändere, und so wird mir der ganze Sommer vergehen, ehe ich mich umsehe; dann werde ich bald selber nach Weimar gehen, um meine Oper einzustudieren, denn Mütterchen, ich werde diesmal auch selber alles dirigieren, das ist im voraus so abgemacht. Mütterchen, es wird

nun alles recht ſchön, ein weit größeres, durchdachteres und gewiß auch wirkſameres Werk, als meine erſte Oper. So daß ich wirklich jetzo die glücklichſte Zeit meines Lebens verbringe, indem es mir gegeben iſt, jetzt dieſe Arbeit mit der ſichern Ausſicht auf ihre Aufführung in Ruhe, Freude und Sicherheit zu vollenden. Sechs Tage vor meinem vierzigſten Jahre wird ſie dann aufgeführt — und wenn alles gut geht, ſo will ich dann meinen Geburtstag mit Euch feiern.

Zum Peterstag habe ich das Libretto des Cid in einer ſchönen Abſchrift zum alten Herrn nach Berlin geſendet und ich will Dir das Gedicht herſetzen, welches ich auf das Blatt vor den Titel ſchrieb.[1]

Außerdem, Mütterchen, iſt noch' ein glückliches Ereignis in meinem Leben eingetroffen. Ich bin augenblicklich faſt gänzlich ſchuldenfrei. Durch Vermittlung meines Freundes Standhartner habe ich ein Stück Geld erhalten, deſſen Annahme mir durchaus keine drückende iſt, und bis zur Vollendung des Cid jede Lebensſorge von mir nimmt. Unter uns geſagt, weil Dir der Name ſympathiſch iſt — es iſt die Fürſtin Marie Hohenlohe dabei im Spiel. Siehſt Du, Mütterchen, ſo ſind auch einmal vierhundert Gulden an den rechten Fleck gekommen. Es ſcheint, als wolle ſich mein Leben mit dem Cid und den Vierzigern auf eine Anhöhe hinauf arbeiten! Nochmals, ich bin nie ſo fröhlich, glücklich, geſund geweſen, wie jetzt. Mein Werk macht mir eine hohe Luſt. Es iſt wie eine Braut und der 18. Dezember wie ein Hochzeitstag. Ich habe den Glauben, mein Werk wird ſich halten und ich werde dann ganz meiner Kunſt leben können. Geht alles gut — ſo erſcheint von da an alle drei Jahre eine neue Oper von mir. Meine Freunde haben den feſten Glauben, daß mein Cid die Runde durch Deutſchland machen wird. Dann finden auch meine folgenden Opern — und ich habe ſchon noch ein paar in den Knochen ſitzen — Auf-

[1] Die Widmung lautet: Seinem Oheim Peter von Cornelius in Berlin. Das Gedicht beginnt:

Ich hört' einmal in froherregter Stunde
Den Lebenszug aus Deinem eignen Munde.

Siehe „Gedichte".

nahme und ich kann bei meinen bescheidnen Ansprüchen von dem Gewinn leben.

Nun Mütterchen, halte Dich stramm bis ich zu Euch komme — auf Weihnachten! Der Wilhelm muß nach Weimar kommen! Du wirst sehen, der alte Cid wird sich tapfer halten! Sei denn von ganzem Herzen umarmt und geküßt, teuerste Mutter, Ihr alle, Gott erhalte Euch fröhlich, bis Wiedersehen!

Euer gutes Bubchen

Peter.

302. Tagebuchblatt.

Wien, 1. September 1864.

— — Da hab' ich denn nun endlich den ersten Akt Partitur ganz fertig. Auch die Chorstimmen des Ganzen. Aber es sind acht Tage über den Termin verstrichen, an dem ich alles versprochen hatte. — Aber so ist doch ein Drittel da und die Partitur ist im ganzen ziemlich korrekt geschrieben. Ich habe sehr aufgepaßt. Und durch die einzelnen Partien kommt überdies ein leidlicher Klavierauszug zustande — also heute ein Drittel Freude. Ich sehne mich so nach dem Vollenden, will was Neues machen voll guter Melodie. — Aber wenn ich plötzlich stürbe, so könnte man doch aus dem vollendeten ersten Akte und den Brouillons, besonders aus der großen Szene des zweiten Aktes meinen Fortschritt erachten, vielleicht meinen Verlust beklagen. Einen Augenblick lang. Dann geht's weiter mit der ewig kreisenden Welt. — — —

303. An seinen Bruder Carl.

Wien, 4. September 1864.

Lieber Carl!

Gestern habe ich denn endlich vorderhand die erste Sendung vom Cid nach Weimar befördert. Verzeih, daß ich so lange keine Nachricht von mir gab. Aber dieser Sommer verging mir so in Anspannung; es ist erstaunlich, wieviel Zeit es zu so was braucht.

Seit Anfang Mai ſitze ich ſo und es dauert noch zwei volle Monate bis alles fertig iſt. Ich habe aber auch ſehr umgearbeitet; Du mußt denken, daß in die Reinſchrift faſt keine Zeile wie im Brouillon kommt, ſondern, daß ich überall, faſt überall weſentlich in der Inſtrumentierung verändert habe; auch ſelbſt die Form der Stücke hat ſich mehr abrunden müſſen. Die große Szene des zweiten Aktes habe ich noch einmal völlig neu inſtrumentiert, das hat mich allein vierzehn Tage gekoſtet. Ich fühlte es von jeher, daß dies noch geſchehen mußte, doch hatte ich eine Angſt davor. Ich wollte, ich hätte ſoviel bare Dukaten, als jetzt weniger Noten daſtehen, ſo wäre ich ein ſehr wohlhabender Mann und könnte

Leben von meinen Zinſen
Wie jetzt von Erbſen und Linſen.

Außerdem aber mache ich diesmal zugleich einen Klavierauszug von der Oper, der vom Barbier leider heute noch nicht da iſt. Nein, ich glaube nun aber auch, ich habe ein lebensfähiges, ausführbares Ding hingeſtellt, denn in der Tat war die Arbeit, die ich hatte, dreimal ſo groß, als am Barbier. Die große Szene iſt jetzt ſo beſcheiden inſtrumentiert, daß ich überzeugt bin, die Sänger werden jedes Wort deutlich machen können. Ich glaube, wir werden einige Freude an dieſer Sache erleben. Was ich geſtern abſchickte, war die Partitur des erſten Aktes in Paradeuniform, ſauber und korrekt geſchrieben, was nach der Münchner Ausgabe, die ich zum Teil hier im Februar noch vollendete, an neunzig Blätter brauchte, iſt nun in ſechsundfünfzig zuſammengedrängt. Es macht ſich recht gut. Ich habe als Motto vor die erſte Seite die Worte der Ximene bei G. de Caſtro geſchrieben: »Justicia, justicia pido!« Sie haben zugleich Bezug auf den Hauptinhalt des erſten Aktes und auch auf meine Stellung. In den zweiten Akt werde ich ſetzen: „Unendlich iſt der Liebe Macht“ aus Herders Cid, und der dritte Akt ſoll haben: »el mio Cid le he llamado«.

Neulich hatte ich nachts ein kleines Vollendungsfieber vor Abſendung des erſten Aktes. Da kamen die ganze Nacht ewig dieſelben Noten, die ich anders las, als ſie klangen, und unaufhörlich wiederholte ſich dies Tonſtück. — — Zugleich ſandte ich geſtern

die Chöre der ganzen Oper, ein Klavierauszug von über fünfundzwanzig Bogen, wonach der Chor schon das Ganze von der Zeit an, wo man die Stimmen dupliert haben wird, studieren kann.

Die ganze Partie des Cid war mir im Eifer etwas zu hoch geraten, jetzt habe ich alles so bequem gesetzt, daß, wie bei Marschners Hans Heiling oder dem Kaspar im Freischütz, auch ein Bassist mit etwas gedehntem Umfang die Partie singen kann. Der Cid ist eine überaus dankbare Partie, ich liebe diese Rolle vorzugsweise, ich sage Dir, im ersten Akt, wenn er mit der großen Fanfare zur Schlacht aufruft, ich bin überzeugt, das muß eine zündende Stelle sein, wie die Journalisten sagen, — sie hat sogar Wagner gefallen. Wie ich mich freue, das alles nur erst einmal zu hören! Im Laufe dieses Monats sende ich nun die fünf Hauptpartien mit Klavierauszug (die kleineren: Alkalden, Boten, Maurenkönige, sind schon alle in der Chorstimme) und die Partitur des zweiten Aktes, die ich zur Hälfte fertig habe.

Denke Dir, zu Peter und Paul habe ich eine Prachtausgabe des Librettо mit einigen Widmungsversen an Ohm Cornelius geschickt. Hast Du nie etwas davon gehört, ob es richtig angekommen ist? — Ich ging einen Tag lang mit der Idee um, es ihm persönlich zu überbringen. Nur fiel es mir zu spät ein und ich wäre höchstens noch zum Abend des Namensfestes zurecht gekommen. Das Geld hatte ich gerade. Die voriges Jahr öfter besprochenen mehrere hundert Gulden waren nämlich unerwartet an mich gekommen. Wagner hatte in seinen antediluvianisch vormärzlichen Tagen der Not von mehreren Aristokraten unter andern 400 Gulden bekommen. Diese erstattete er nun zurück, und Liechtenstein, der Fürst, kam mit Standhartner überein, diese Summe der ausdrücklich ausgesprochenen Absicht der Fürstin Hohenlohe gemäß, mir zuzuwenden, behufs einer sorgenfreien Vollendung meiner Oper. So brachte mir eines Tages Standhartner diese größtbeisammengesehene Summe meines Lebens auf die Stube! Ich gab Müllers sofort 100 Gulden, zahlte Büsing mit 40, Schneider, beide mit 50—60 Gulden, Schuster mit 7 Gulden, zahlte ein paar Monate Klaviermiete, kaufte mir einen Sommerrock zu 10 Gulden, neue Schuhe zu 6 Gulden. Schließlich legte ich 150 Gulden bei Tausig

an, der sie gerade brauchen konnte, und der mir sie nun zur Weimarschen Reise zurückgibt, wo sie mir zustatten kommen, während sie bei mir doch nicht sehr sicher gewesen wären.

Gerade nachdem der Juli so kalt angefangen hatte — als der erste schöne Tag gewesen war, dessen Abend mir schon eine Sehnsucht in die Ferne beigebracht hatte, wachte ich früh morgens vor 4 Uhr auf, konnte nicht wieder einschlafen, stand auf, sah das schöne Wetter, zog mich an und dachte — nachher werde ich doch den ganzen Sommer schreiben müssen — nur heute einmal den Tag im Walde verleben. Ich ging hinüber ins Währing zu Tausig — der gerade sehr viel Liebeskummer hatte — er war in Preßburg! Was nun tun, ich hatte nur an Dornbach gedacht — so fuhr ich zur Westbahn — da ging noch kein Zug ab — ich frühstückte — da fiel mir ein, schnell zu Dir nach München zu fahren und den andern Tag wieder zurück — doch dies scheiterte am Paß, was mir in Salzburg Plackereien gemacht hätte. So begnügte ich mich mit dem Wiener Wald — ein Stück davon, fuhr ein paar Meilen mit der Eisenbahn — dann teils per Wagen, teils zu Fuß — ich ging ganz ohne Tasche — wie ich da war, nur einen Naturstock zu 80 Kreuzer hatte ich mir gekauft — nach Lilienfeld, das an einem kristallhellen Flüßchen, der Traisen, liegt. Da kam ich gegen Abend an, es ist ein liebliches Tal, schön und still, und alles so sauber gehalten, es hausen dort Zisterziensermönche, die eine süperbe Kirche im jesuitischen Stil haben, und einen ganz besonders hübschen botanischen Garten. Merkwürdig, das Ganze schien mir ein bißchen wie eine Nachahmung von Salzburg mit Hellbrunn. Der Abt besucht den Bischof, merkt sich alles und denkt, so was läßt du dir zu Hause auch anlegen. Nur der schöne Untersberger Marmor fehlt hier, der in Salzburg jedem Bürgerhaus etwas von einem Palast gibt, indem die Türen, Vorhallen, Fenstergesimse damit ausgeführt sind. Ich hatte auch jetzt den „Abt" von W. Scott in der Tasche. Davon las ich ein oder zwei Kapitel in diesem hübschen Garten, vor mir ein der Wasserleitung entströmender Mühlbach — das einzige Wesen, das Lärm in diese stille Welt brachte. In dem Garten hatten sie schöne ausländische Bäume, die in voller Blüte standen, so daß unten das Parterre des terrassenmäßigen Gartens

ganz mit Blüten bedeckt war. Abends bekam ich aus dem Fischbehälter der Zisterzienser zwei wahre Abtforellen, die ich mich schämte ganz zu essen — und doch war der Teller eher weiß als ich rot, und drei Halbe trank ich dazu. Man sollte einen Führer für mich finden auf die Klosteralp, aber es fand sich keiner. Ich ließ mich durch die Bäckergesellen, die um diese Zeit schlafen gehen, vor 4 Uhr wecken — hatte göttlich geschlafen, so daß mir die vor der Tür nach dem Klopfen gemurmelten Worte wie aus der Unterwelt vorkamen. Das Wetter war wie gestern und vorgestern, wolkenlos. So ging ich hinaus, wie man mir den Weg beschrieben. — Bald in ein Tal zur linken Hand. Es war recht schwül. Die Luft der Taltiefe lastete auf mir — der Wald war so dunkel und schwere hohe Kalkfelsen drückten auf meinen Mut — ich dachte, du findest den Weg nicht — und auf dem Felsen wirst du schwindlig. — — — Doch „horch da sprudelt es silberhell" — und nun merkte ich, daß ich doch wohl auf dem rechten Weg war, denn an einem sehr hübschen Wasserfall, der an jenen Kalkfelsen herunterstaubte, waren überall von den Herrn Patres gute Bänke, Stege, Geländer bestellt. Ich saß lange und schaute Gestalten am Wasserfall — dann ging es allerdings wohl tausend Fuß hoch neben dem Felsen empor, sehr steil, aber mit herrlichen Geländern und Bänken. Da waren aber schon äußerst lohnende Blicke in die Ferne mit einem herrlichen Vordergrund von Baumwipfeln in der frühen Morgensonne. Aber nun erst oben auf der Alp — da war's schön! Es ist schon eine Höhe zwischen 3000 und 4000 Fuß, aber dennoch der üppigste Wald und ein Meer von Gras, das rot und gelb ist von allen tausend Blumen. Man schwärmt für das Meer, das ist mein Meer, und Drosseln und Finken sangen aus so manchem Gebüsch und Baum, und weit herum ging der Blick auf Wogen von Gebirgen, aus denen der Ötscher wie ein Kegel hervorragt. Da fand ich mich denn in das kleine Haus, das auch dem Kloster gehört — bei der Wirtsstube wie in einem Alkoven eine kleine Kapelle mit einem Marienbild. Das war dann der denkwürdige Schauplatz eines Frühstücks, wie es die Welt noch nicht gesehen, wo ich zwei Halbe Milch und einen Teller voll Schmierkäs, nach welchem Götter die Finger lecken würden, vertilgte — nach einem Steigemarsch von

drei Stunden. Ich versichere Dich, ich sog an dem Tag Luft und Leben für den ganzen Sommer, jeder Schritt den Berg hinab war eine Freude. — Abends war ich wieder in Wien, erzählte gloriös bei Standhartners meine Partie, ließ mich für mein gelungenes Impromptu gebührend bewundern und bewahre noch heute in einem kleinen Taschenbuch Lilien, Teerosen und mehr von jener Alp und jenen Wiesen und den reinsten Eindruck von einem Ausflug — auf dem kein queres Wort und kein Mückenstich die innigste Luft meiner Fahrt gestört hatten, alles gelungen war, wo ich auf jeder Bank, wo ich Rast machte, nur einen von meinen liebsten Menschen herbeischwor, alles mit ihm zu teilen.

Vor Weimar oder nach Weimar komme ich einmal zu Euch. Morgen heißt's wieder schreiben, doch ist das Schlimmste vorüber; zwei Monate aber dauert's noch. — Liszt war in München; wird in Pesth Konzert geben; vermutlich sehen wir ihn bald hier. Wagner schrieb neulich nach Wien: „Peter soll nur wollen, und er hat beim Konservatorium oder — beim König — eine Stelle." Hat er guten Willen für mich, so soll er glänzend für den Cid sorgen. Daran liegt jetzt alles. — Aber auf dem Weg kommt mir das Heil nicht; Wagner denkt nicht einen Augenblick ernstlich an einen andern als sich. Lieber Carl, ganz dumm komme ich auch nicht in meine Schwabenjahre. So Gott will, habe ich noch einen weiten Weg vor und es kann noch etwas aus mir werden. Am Cid habe ich was Ehrliches gelernt: ist der nur mit Anstand durchgekommen, so bin ich Meister in meinen Dingen wie jeder Schuhmacher, den ich übrigens von jeher aufrichtig immer bewundere in seinem Handwerk. Mit allem Schönen für Elisabeth und die Kinder

Dein Peter.

304. An seinen Bruder Carl.

Wien, 25. September 1864.

Lieber Carl!

Gestern habe ich meinen zweiten Akt zum Buchbinder gegeben. Der dritte wird nun schnell hinterherfolgen, etwa am 20. Oktober fertig sein, da ich hier am wenigsten zu ändern habe. In den

letzten Tagen des September bis etwa 3. Oktober werde ich Partien für die fünf Sänger schreiben, von denen schon einiges fertig ist — etwa 14 Bogen.

Ihr habt wohl in diesen Tagen den Ohm Peter und seine Frau gesehen? Es hieß, er war in Dresden, Prag, sei von Prag nach München gegangen, und wolle von da nach Prag zurückkehren; auch in Wien gab man sich der Hoffnung hin, ihn zu sehen.

Hast Du diesen Sommer etwas an Deinem dritten Band arbeiten können, und wird nun bald das ganze Werk vollendet sein? — — —

Ich bin begierig, ob denn Liszt sich in Weimar den ersten Akt einmal angesehen hat, und was er dazu sagt.

Auch kann er in der Chorstimme schon manches aus den nächsten Akten sehen, wie z. B. den Choral von Luyn Calvo, welcher dort vollständig mit Klavierauszug gegeben ist. — Denn an der Partitur wird er ein wenig zu knappern haben, und zum Studieren sich vor lauter Kammerherrntum wohl kaum die Zeit nehmen. Natürlich jetzt, wo der Cid da ist, hängen die meisten ihr Herz an den Barbier. Doch habe ich glücklicherweise auch ein paar, die für den Cid schwärmen, sonderlich die zwei Porges. Die schwören nicht höher als auf den Cid, verschlingen jede Note mit Lust. Nun, wenn man so monatelang sitzt, ehe man einmal nur einen Ton hört, muß man so ein wenig Hausenthusiasmus zur Anregung haben.

Jetzt noch den dritten Akt und die Einleitung — dann hab' ich's vom Herzen. Zwei Drittel Freude hab' ich schon hinter mir, aber das letzte wird doch das größte sein, es nimmt die andern noch einmal mit hinzu. Wenn's dann nur eine Zeit lebt!

Dingelstedt ist jetzt hier, oder war es, wie in den Zeitungen steht — er wird doch wohl über kurz oder lang in Berlin oder hier Intendant werden. Wollte Gott — er würde es heute und ich hätte in Weimar mit einem andern zu tun. — Bei Euch wird's jetzt mit Wagner vollauf zu reden geben. — — Diese Zeit mit dem Cid war die glücklichste meines Lebens, ich habe nie so ganz in der Kunst gelebt wie da. Es ist auch so schön friedlich geworden

auf meiner Stube mit unnützen Beſuchen. — Nun, wenn der Cid ins Leben tritt, wird's anders, und ich werde auch in irgendeiner Stellung die häufigere Beziehung zur Muſik ſuchen müſſen. Aber einmal hab' ich's doch noch genoſſen, in aller Stille ein größeres Werk ganz nach aller Behaglichkeit auszuarbeiten. Ein drittes muß noch werden — aber erſt muß ich mein Leben begründen, Brot ſuchen — doch ſoll es bei der Bühne ſein. —

Könnteſt Du doch im Dezember in Weimar ſein, da wäre mir das Herz noch einmal ſo leicht. —

Wenn es die Venus von Gnidos iſt, die da in der Glyptothek zerbrochen iſt, ſo ſoll der alte Ludwig mit ſeiner Prüderie in der Hölle braten und als Barbar ſterben, er, der ſein ganzes Leben der Kunſt geweiht hatte. An der mediceiſchen iſt nicht viel gelegen — dann bloß Fegefeuer!

Leb wohl, ſei oft umarmt

von Deinem Peter.

305. An ſeine Mutter.

Wien, am 8. Oktober 1864,
Sonntag morgens.

Liebes Mütterchen!

Mein ſolange verzögerter Brief zu Deinem Geburtstag iſt heute ſelbſt nur kurz, enthält aber eine gute Nachricht, für welche Du Gott von Herzen danken wirſt.

Lies umſtehenden Brief von Wagner an mich! —

Lieber Peter!

Im beſondern Auftrage Sr. Majeſtät des Königs Ludwig II. von Bayern habe ich Dich aufzufordern, ſobald Du kannſt nach München überzuſiedeln, dort Deiner Kunſt zu leben, der beſondern Aufträge des Königs gewärtig, und mir, Deinem Freunde, als Freund behilflich zu ſein.

Dir iſt vom Tage Deiner Ankunft an ein jährlicher Gehalt von eintauſend Gulden aus der Kabinettskaſſe Sr. Majeſtät angewieſen.

Von Herzen

Dein Freund

Richard Wagner.

Briennerſtraße Nr. 21.

So ſtellt ſich mein Leben auf die Schwabenjahre hinaus noch ganz leidlich. Mein Cid iſt fertig, nur den dritten Akt habe ich noch abzuſchreiben. Das will ich noch in Wien vollenden.

Mütterchen, bald mehr und Gutes. Tauſend Gulden ſind beſſer als tauſend Worte! — So haſt Du doch auf Deine alten Tage noch dieſe Beruhigung! Vielleicht ſehe ich Dich bald! Geträumt habe ich viel von Dir in der letzten Zeit!

Mit Gruß und Kuß an die Schilys!

Dein Peter.

Wagner an Cornelius.

[München, Briennerſtraße 21,
12. Oktober 1864.]

Lieber Peter!

Ich danke Dir, daß Du kommen willſt. Deine Berufung hierher faſſe recht einfach auf. Mein holder König, von deſſen Schönheit und Herrlichkeit Du Dir keinen Begriff machen kannſt, war glücklich, mir alles zu gewähren, was ich zur Vollendung meiner Werke bedarf. Ich habe ihm die Aufführung des Nibelungenringes in drei Jahren verſprochen. Er hebt mich hierzu in die Wolken, um dort, befreit von aller Lebensgemeinheit, nur meiner Kunſt zu leben. Doch kann ich nicht allein ſein. Schon im Sommer habe ich mir Bülow erbeten — er ſiedelt mit Frau und Kind nächſten Monat über. Nun fehlteſt Du noch: jetzt erbat ich Dich mir; und du hätteſt die Freude ſehen ſollen, mit welcher der himmliſche Jüngling ſofort mir auftrug, Dich zu berufen. — Er erfuhr aber auch durch mich, was Du außerdem, daß Du mein Freund biſt, noch ſeieſt. Und hierauf lege ich beſonders viel. Ich darf nicht allein ſein, heißt nicht nur, ich darf nicht ohne Freund ſein, der mich verſteht und mir hilft, ſondern ich muß diejenigen haben, die mit mir zum gleichen Ziele ſtreben, eine neue Schule gründen, nötigenfalls mein eignes Werk vollenden können. Deine eignen Werke ſind mir ſomit gleich wichtig: Du ſollſt ſie hier ſchön aufführen können! — ✕

Noch eines: ich hörte aus Mainz, daß es Dir dieſen Sommer ſehr ſchlecht gegangen ſein müßte. Dies, lieber Peter, muß doch ein Ende haben, ſobald es mir gut geht: Da Du nun nicht zu mir nach Starnberg kommen wollteſt, wo Du nichts von Sorge oder Entbehrung erfahren hätteſt, mußte ich endlich wohl im Namen eines Königs Dich zum Kommen auffordern. —

Komm nun, wenn Du willſt, erſt im Dezember: iſt an dieſer Verzögerung Pedanterie ſchuld, ſo ſollteſt Du ſie zwar überwinden: man muß nicht Pedant ſein. Im Anfang November gebe ich den fliegenden Holländer und eine

letztmalige Aufführung meiner Fragmente, wozu Schnorr kommt. Der König hat Bülow eingeladen, hierzu bereits in München einzutreffen; er würde sich sehr freuen, auch Dich um diese Zeit schon hier zu wissen. Jedoch, wie Du willst! —

Nur bitte ich Dich, schreibe alsbald an den König, nach Hohenschwangau, wohin er vorgestern wieder auf 2—3 Wochen zurückgegangen ist. Schreibe ihm warm und innig, mit größter Freiheit: Du wirst ihm damit schnell vertraut werden. Melde ihm die Zeit Deiner Übersiedlung, und — mache ihm Freude! — Ich war letzthin fast versucht, vor ihm niederzufallen und ihn anzubeten. Glaub mir; mit dem „hat es eine Bewandtnis" — der ist nicht „von dieser Welt". —

Also! behalt' mich lieb! Tu' wie Du willst, und sei gewiß, daß Du mir teuer bist.

Grüß' die gute Puppe!

Von Herzen

Dein

Richard Wagner.

München, Briennerstraße 21,
12. Oktober 1864.

Liszt hätte auch ich nicht zu sehen bekommen, wenn er nicht den Hans aufgesucht hätte, der hier krank lag. Er hat mir sehr gefallen. Grüße Taussig von ihm und mir: Liszt spielte bei mir seine Wiener Soireen mit wirklich großer Freude daran und lobte sie ungemein. Mir dankte er ganz persönlich und feurigst für mein damaliges Anerbieten, Deinen Cid in Weimar zu dirigieren, wovon er gehört hatte. Man kann ihm nur darum gram sein, daß er uns soweng angehört. Nun, das hat einmal auch „seine Bewandtnis".

Ich öffne diesen Brief noch einmal, weil ich bei abermaliger Durchlesung Deines Briefes deutlicher erkenne, daß Du eigentlich nichts von des Königs Berufung wissen willst. Nun beschwöre ich Dich, Dir hierüber keine törigen Grillen zu machen. Der Gehalt, den Dir der König zahlt, kann, wenn Du willst, aller Welt verschwiegen bleiben: Du empfängst keinen Titel, keine Verpflichtung damit: es ist ein reiner Freundschaftsdienst, den mein Freund meinem Freunde erweist. Alles ist hier idealisch, rein und edel! Um Gottes willen, kein pedantisches Mäkeln: sei so frei und edel als es mein König ist. Weiter verlange ich nichts! — Beruhige mich hierüber, ich bitte Dich!

306. An ſeine Schweſter Suſanne.

Wien, 5. November 1864.

Liebe Suſanne!

Um Euch nicht über das richtige Eintreffen des Geldes in Unruhe zu ſetzen, ſchreibe ich Dir in Eile dieſe Zeilen. Dann will ich ausführlich an Heſtermann ſchreiben, es könnte ſich aber noch ein paar Tage hinausziehen, und es wäre mir peinlich, Euch über die Geldſendung in Unruhe zu laſſen.

Das Glück, meinen Wunſch ſo ſchnell und von ſo geliebter Hand befriedigt zu ſehen, hat geſtern, kannſt Du Dir es denken, einen — ich kann faſt ſagen unglücklichen Menſchen aus mir gemacht — ich bin diesmal in einem ſolchen Dilemma — ich ſchreibe noch an meinem dritten Akt — wäre der fertig — es ſind noch ſechszehn Bogen — ach, dann wollte ich Heſtermanns Hilfe ſtolz annehmen — jetzt war es mir recht niederdrückend. Ich fühlte ſo recht bitter, wie vieles nicht gut ſei an meinem Leben — wie ungeordnet da alles iſt — dann in der Schwebe zwiſchen Weimar und München! — Es iſt ein tiefer Zwang in mir, mein Werk hier ganz zu vollenden — und doch fühle ich — wie Wagner ſchon peinlich auf mich wartet. Aber mit Vollendung meiner Arbeit bin ich ein Menſch, der es mit der ganzen Welt aufnimmt — ſolange noch ein Bogen fehlt, kann mich ein Kind umſtoßen.

Nun hat man ſich auch ſolange nicht geſehen — Du weißt nicht, was mein Eid iſt — daß da etwas drin ſteckt, was in einer tiefen Geſundheit und Gemütsſtärke — gerade dem hektiſchen Nervenreiz Wagners ganz entgegen iſt. Da iſt keine Verhimmelung und altdeutſchelnde Sentimentalität — und ſage ich's mit einem Wort — ich ſelbſt möchte ich ſein! Da in dem München werde ich gleich nur wieder als Schweif des Kometen betrachtet! Mit meiner Oper jetzo mein Glück verſuchen — in Weimar und dann in den entſagendſten Verhältniſſen nur ſo fort arbeiten — aber ich weiß, die ſchwüle Atmoſphäre jenes Geiſtes hat etwas Tötendes für den meinen.

Du meinſt mit München: Schule gründen uſw. Ach, daran ſehe ich erſt recht, daß wir uns umgehend einmal wieder ſehen

müſſen. Ich ſage Dir, Suſanne, das wimmelt ja jetzt von Konſervatorien und die wohlgeſchultſten Finger und Kehlen laufen überall zuſammen. — Jeder Augenblick, den ich auf ſo was verwende, iſt verloren. Nur was ich ſelber dichte — iſt meinem Volk und der Welt von Nutz. Nur Dichtung iſt Kunſt — und das kann man keinem beibringen — und da gibt es tauſend Schulmeiſter, die das beſſer können, als ich. Die Welt iſt voll Muſik — macherei — tauſend Meilen weit davon iſt das beſte — nur als dramatiſches Mittel iſt fortan die Muſik zu wirken berufen.

Es iſt ſo ſchwer, ſo unmöglich, Briefe zu ſchreiben — Teuerſte, wir haben uns jetzt ſolange nicht geſehen — ach, wir müſſen, müſſen uns bald einmal wiederſehen.

Sei gegen Bach nur immerhin leutſelig. Mit unſrer Freundſchaft hat es eine eigne Bewandtnis. Er iſt immer nur zu mir gekommen, ich nie zu ihm. Er iſt aller Welt Freund — ich finde es eine Unverſchämtheit — daß er ohne einen Brief von mir, ſich Dir vorſtellt. Er iſt geiſtig und menſchlich ein Mollusk. Wenn Du ihn einmal ein paar Jahre kennſt und ihm ein einziges Mal im Gemüt oder Geiſt einen Knochen angeſpürt haſt — ſo ſtraf' mich Lügen.

Das nennt der Menſch Freundſchaft — daß er mir über ſeine Verbindung mit der Marſchner nie ein Wort ſagte — ja, als ich ihm einmal dem Gerücht nach gratulierte — es mir ableugnete — acht Tage vor der Hochzeit noch bei mir war — und mir dann allerdings ſchließlich die Allerweltsanzeige zuſchickte. — Das ſind ſo dieſe Unglückſeligen, die ſich unſre Freunde nennen! Mit dem hab' ich aber auch ſo recht im eigentlichen Sinne das Scheffel Salz nicht gegeſſen, oder das Glas Wein getrunken, was ihn dazu berechtigte — und denke Dir einmal das Erſtaunen vom Herrn Botſchafter Bach in Rom, wenn ich mich ihm als einen Freund ſeines Bruders vorſtellen wollte. — Du kennſt doch wahrhaftig meine Freunde — aber hab' ich Dir je von einem Herrn Otto Bach geſchrieben, der mir nah' ſtünde? Taußig — Standhartner und ſeine Familie — die beiden Porges — wie oft hab' ich Dir Fritz genannt, der mich mit einer weiblichen Zärtlichkeit liebt — den nun auch Standhartner als einen ſeiner Spitalärzte ſehr ſchätzt —

das ſind Freunde. Herrn Bach habe ich allerdings Freundſchaften erwieſen — er mir nie auch die mindeſte. Doch — requiescat in pace. Ich freu' mich — wenn's ihm wohlgeht. Lang' wird ſeine Dauer in Mainz nicht ſein. Nein, weißt Du, da iſt ein Kerl wie Weißheimer — allen Reſpekt — den werd' ich auch nie verleugnen. Aber —

Am Dienstag, Suſanne, macht der Taufig Hochzeit mit der Seraphine Brabely. Es iſt einem wie ein Traum — den jüngeren Freund ſo mit gleichen Füßen hineinſpringen zu ſehen. Nun, ich gebe meinen Segen. Es iſt eine rechte, inbrünſtige Herzensleidenſchaft — wohl von beiden Seiten. Siehſt Du, da iſt ein Kompliment: er ſagte mir neulich — „Du haſt auf mich einen ſo wohltätigen Einfluß geübt — Du würdeſt auch gewiß auf meine Frau ſehr gut einwirken.“ Sieh', den lieb' ich auch — er iſt ein ſeltner Menſch. An ſeinem Namens- und Geburtstag, den 4. November, kam Carl Heſtermanns Cid-Honorar hier an! Liebe Suſanne, dank' es ihm jede Stunde bis ich ſchreibe und es ſoll herzlich bald geſchehen. — Aber das alles hilft nichts — ſehen müſſen wir uns — und ſo wie ich den dritten Akt fertig habe — weiß noch nicht, was tut

Dein Peter.

(Merkwürdig — ganz ſo habe ich auch an den König geſchloſſen).

307. An ſeinen Bruder Carl.

Wien, 26. November [1864].

Lieber Carl!

Geſtern abend um acht Uhr habe ich den dritten und letzten Akt in der Reinſchrift vollendet. In einigen Tagen kann nun alles nach Weimar abgehen. Eben trage ich den dritten Akt und die Partie des Cid zum Buchbinder. In den von mir ſelber beſorgten einzelnen Partien mit Klavierbegleitung iſt zugleich der Klavierauszug der ganzen Oper enthalten, welcher nur von einem verſtändigen Kopiſten (wahrſcheinlich von mir ſelber) zuſammengeſtellt zu werden braucht. Dies erkläre Dir auch die lange Dauer der

Arbeit, ich habe im ganzen etwa 150 Bogen, Partitur und Klavierauszug, gearbeitet. — Die Sympathie, obwohl von den verständigen Leuten mit Recht in Abrede gestellt, muß doch noch als Gespenst umgehen — denn Dein Brief war etwa um die Zeit geschrieben, als ich vor Ungeduld brannte, den letzten Bogen, der noch eine letzte Neuerung enthielt, fertig zu sehen. Seit gestern bin ich rasend froh, mache Pläne zum Vergnügen nach Indien oder nach Paris zu reisen.

Die Münchner Berufung versetzt mich seit Wochen in eine anstrengende Gemütsspannung. Nur mit Kampf gewann ich es über mich — nicht den Stuhl zu rücken — bis die letzte Note vom Cid zur Aufführung reif sei. Wie bin ich jetzt belohnt, das gehalten zu haben. Ich könnte jetzt in jedem Augenblick mit dem übermütig frohsten Herzen nach München kommen — und wäre sonst wie ein vom Turm Gefallener dort herumgegangen.

Aber eine tiefste Stimme in mir sagt: Geh' nicht hin! Diese tausend Gulden sind nur eine Verlockung des Teufels. Da sagt alle Welt — ja das muß er annehmen, das ist doch endlich einmal etwas! —

Ich sage: dem Cid nachlaufen, und keinen Schritt von ihm weichen — mit meinen Weimarischen Freunden jeden Tag dazu brauchen, um die Glut des Lebens in den vorhandenen Marmorklotz zu bringen. Den Erfolg abwarten — und so — ganz durch die eigne Schwere, ganz auf mir selber stehend den Platz im Leben erringen.

In Wagner und mir ist etwas, was merkwürdig zusammentrifft — das gibt uns den Zug zueinander. Ich habe Liebe und große Verehrung für ihn, und würde ihm auch herzlich gern die Befriedigung gewähren, bei ihm zu sein — denn ich weiß — er entbehrt mich.

Aber mit Vollendung des Cid trete ich in eine andre Zeit. Ich habe jetzt mein volles Bewußtsein, die volle schwererrungene Mannesstraft. Ich bin zum musikpoetischen Schaffen berufen, und habe die heiligste Pflicht — keinen Augenblick zu versäumen. In drei Jahren muß ein neues, besseres Werk von mir da sein.

— Das kann ich nicht in Wagners Nähe leisten. Er konsumiert

mich. Die tauſend Gulden des Königs ſind nur eine neue Form für Wagners: „Komm zu mir!“

Die fünf Jahre des Alleinſeins haben neben allen Irrtümern und Fehlern — dennoch mein Weſen geläutert. Ich bin indeſſen, erſt ſpät — zum Manne geworden — wie ich auch ſei. Wagners Atmoſphäre hat eine große Schwüle, er verbrennt und nimmt mir die Luft. Ich habe trotz alledem — am 28. Oktober — einen Brief an den König gerichtet, wie Wagner es wünſchte, annehmend. Doch habe ich ſeitdem von München nichts gehört als Deine Worte.

Die nächſten Tage müſſen einen Entſcheid bringen. — Ich ſoll nach Weimar, dorthin iſt mein entſchiedenſtes Wollen gerichtet — dann nach dortiger Aufführung — mit aller Freude zu Wagner — zum Beſuch.

Seid alle geküßt von Eurem Onkel

Peter.

308. Tagebuchblatt.

[Wien, Dezember 1864.]

Das Leben brachte wiederum Traumhaftes. Nämlich Taufigs Hochzeit. Am 8. November wurde er mit Seraphine Brabely in der Sakriſtei des Domes zu Preßburg getraut. Ich war mit Brahms hinübergefahren. Alles ging ſehr gut und befriedigend. Carl und ſeine Frau machen einen guten Eindruck als Ehepaar. Nur fürchte ich, daß die Eiferſucht die arme Seraphine ſehr quälen wird. — — —

Am 25. November abends um 8 Uhr (Freitags) vollendete ich meinen Cid. Nur die Einleitung bleibt noch zu komponieren. Wien war für mich nur der Cid. — Um dieſe Zeit hörte ich ein ſchönes Konzert bei den Muſikfreunden. Taufig ſpielte die Wanderer-phantaſie und die Rhapſodie von Liſzt mit Orcheſter. Franz Lachner dirigierte eine Emoll-Suite eigner Kompoſition. Von Herbeck wurde ein altes Jägerlied geſungen, ganz überaus ſchön.

Am 18. Dezember wurde Beethovens große Meſſe gegeben. Herbeck nimmt das Kyrie zu ſchleppend, dagegen das Sanktus zu

ſchnell. Im übrigen waren mir die Tempi ſympathiſch. Das Pleni ließ er vom ganzen Chor ſingen, was ſich gut machte. Das incarnatus est wird hier halt ſo biermäßig heruntergeſungen, von dem Satz hat nicht einer, vielleicht nicht einmal der Dirigent eine rechte Ahnung. Aber das Credo im ganzen — es macht doch den Eindruck der Zerfahrenheit — die letzte Fuge, ich bleibe dabei, bis auf den Schluß, iſt raſierern, Augenmuſik — und die Natur der menſchlichen Stimme zu gewaltſam darin behandelt. Die Krone bleibt das Gloria! Da iſt jede Note Gold wert! Lichtvoll, planvoll, ein ewig noch geſteigerter Jubel! Das Gratias, das Miſerere: alles im höchſten Grad ſchön. Das Sanktus zerfährt. Die Einleitung iſt erhaben, von Andacht und Ehrfurcht durchſchauert — aber das Pleni entſpricht dann nicht und das Oſanna iſt geradezu unſympathiſch. Mit dem Benediktus, für das ich anfangs, vor Jahren, am meiſten ſchwärmte, dann zu ſentimental fand, ſöhnte ich mich heute ſehr aus. Der Satz hat doch eine herrliche Muſik in ſich. Aber er iſt zu lang, um ein Drittel könnte er verkürzt ſein. Der letzte Satz, für den ich beim zweiten Anhören eine ſolche Vorliebe gefaßt hatte, machte nicht den vollen Eindruck — vielleicht war ich zu abgeſpannt. — — — —

Die lebendigſte Affirmation für meinen Cid erhielt ich durch Heinrich Porges. Aber auch Taußig ſprach mir, nachdem er in Breslau mit Damroſch einen Akt von Romeo und Julie durchgegangen, die Anſicht aus, daß ich der einzige ſei, der Wagners Wege mit Ausſicht auf ſchöne Ziele wandle. — —

Mit einem bin ich jetzt ganz entſchieden fertig, das iſt Herr Johannes Brahms. Er iſt ein ganz eigenſüchtiger, ſelbſtſchätzender Menſch. Ich habe ihn ſchon dies Jahr nicht mehr aufgeſucht, er kam zu mir. Er möge den Pfad ſeiner Berühmtheit wandeln. Ich will ihn fürder nicht ſtören und nicht begleiten.[1]

— — —

[1] Mein Vater war keineswegs ſo ein geſchworner Wagnerianer, daß er die Schaffenden einer andern Richtung vom Parteiſtandpunkt aus beurteilt hätte. Die überragende Bedeutung von Brahms erkannte und anerkannte er früh vgl. auch Anfänge Seite 190. Es war Brahmſens kühle Natur, die der ſeinigen zu ſehr widerſtrebte, als daß er ſie jemals hätte lieben können.

Zwiſchen Gehen und Bleiben lebe ich indeſſen wie im Traum. Der Eid iſt fertig. Was nun? Nach München? Nach Weimar? Von München aus iſt alles totenſtill. Standhartner nahm mich neulich einmal ad coram vor und predigte mir München. Ich blieb aber ſchließlich dabei: ſolange nun nicht ein neuer, letzter Anſtoß kommt,, der mich entſcheidet — oder ein Stoßen von hier, oder ein Ziehen von dort — gehe ich nicht. Wenn es ſchon der Trieb meines Dämons nicht iſt, dorthin zu gehen, ſo müßte ich von außen ſehr und fortwährend getrieben werden. Aber ſo, ganz aus mir ſelber, mir Beifallgeld zu leihen, um etwas zu tun, was eigentlich der Zug meines Herzens nicht iſt — warum ſoll ich das? Vielleicht bereu' ich es ſpäter? Was hilft's? Nichts gewaltſam! — Mein ganzes Seelenleben im Innerſten iſt jetzt auf eine dritte Oper gerichtet. Ich ſinne, denke, träume. Ich leſe Shakeſpeare und die Pläne von Calderon. Jetzt, wo der Eid fertig, wo er aufführbar in Weimar iſt, was kommt es darauf an, wie und wovon ich bisher gelebt habe? Alſo voran auf ein drittes Werk los! Freiheit und Muße dazu geſtohlen, wenn man ſie nicht geſchenkt bekommt. Nur dazu bin ich gut! Aber als Wagnerſcher Freund angeſtellt ſein! Es müßte kein guter Boden für große Werke ſein. Ich ſchrieb damals nach Ablehnung ſeiner erſten Einladung: Ein Hörigger ſchreibt keinen Eid! Und ſo iſt es! Wagner iſt ein zu ſehr in ſich befangener Geiſt; ich würde in ſeiner Nähe nur Wagner-Eier ausbrüten. Ich habe zu mir ſelbſt Mut. — Wenn ich mir denke, daß — auch nur in einem übermütigen Augenblick — Richard mir ſein Liebesverbot plauſibel machen wollte, wie er alſo ſo gar nicht tief in meine Individualität und Entwicklung hineinblickt, daß er auch nur einen Moment lang meint, ich könnte nach dem Eid noch zu ſo etwas greifen — was ſoll er für eine Anſchauung und Achtung meines Strebens und Wirkens haben, ſoweit es ſich nicht auf ihn bezieht?!

Alſo: Abwarten! Was nun von Weimar kommt. Oder wird der Ruf von München verſtärkt wiederholt — nun, ſo ſchick' ich mich drein und nehm' es als mein Schickſal. — — — —

309. An Reinhold Köhler.

[Wien, 24. Dezember 1864.]

Endlich, mein teurer Reinhold, ſollſt Du doch an meinem Geburtstag wiſſen, wie es mit mir ſteht.

Ich weiß es zwar ſelber nicht recht. Soviel iſt gewiß: mein Cid iſt in Weimar; aber ich bin noch nicht in München.

Geſtern erhielt ich eine telegraphiſche Depeſche von dort, welche anfragt, wann ich komme.

Es iſt ein großer Kampf in mir um Gehen oder Bleiben. Ich wollte, er wäre bald einmal zu Ende — durch eine Entſcheidung zu einem oder dem andern.

Lange wandelte ich im Zimmer auf und ab. Es hätte leicht kommen können, dieſer Brief wäre unvollendet geblieben, denn bald erwarten mich Standhartners, auch Seraphine, die nun doppelt mit mir geizen, weil ſie denken, ſie haben mich nicht mehr lange.

Die Pauſe während dem Schreiben an Dich iſt von Bedeutung, die Schale neigt ſich auf Münchens Seite.

Ich ſage mir: Sei Wagner wie er will — es iſt ihm ſeit ſeiner Erhebung ein Hauptkummer, daß ich ſein Glück nicht mit ihm teile. Andrerſeits habe ich dem König einmal geſchrieben, ich wolle kommen. Mein Cid iſt fertig — iſt in Weimar. Verkauft bin ich ja doch nicht dorthin. Gleich zu komponieren fange ich doch nicht wieder an.

Ach, mein teurer Freund — zur Feier meiner vollendeten Oper leſe ich jetzt wieder Shakeſpeare. Dies iſt epochemachend in meinem Leben. Ich möchte jetzt nur ſelig ſo ſitzen bleiben können und alles bis zu Ende leſen. Ich habe wieder ein kleines rotes Tagebuch, dahinein ſchreibe ich immer ein Wort über jedes Stück.

Muß ich doch meinen dritten Stoff, den ich jetzt erſehne — wieder dem Leben abgewinnen, kommt er doch nicht auf die Stube zu mir gelaufen — alſo nach München!

Von dort alſo hörſt Du Näheres — denn während ich an Dich ſchrieb, habe ich mich dafür entſchieden. Grüße mir den guten Händel vielmals, er muß eine ſchöne Dekoration zum zweiten Akt

malen! Rechts vom Zuſchauer muß Ximenens Gemach etwa ſchon zwiſchen der erſten und zweiten Kuliſſe einen Diagonalabſchnitt haben, und einige Treppenſtufen hinab in einen Garten führen — über deſſen Mauer hinaus man — vielleicht bergan ſich windend — noch den Weg ſehen muß, auf welchem die Krieger des Cid fortziehen. Zur linken des Zuſchauers muß dieſe Art Gartenhalle in einen tiefgehenden Bogengang auslaufen, welcher durch ein Portal ganz in der Tiefe der Szene geſchloſſen wird — ſo daß es immer einen ſchönen Eindruck macht — wenn man die Figuren in die Tiefe dieſes Bogenganges wandeln ſieht.

Ich weiß — es wird ſchwer ſein — das alles zu verbinden — aber Händel wird mir zuliebe etwas Wundervolles machen. Ich beſchwöre ihn bei dem toten Paſſagier, mit dem er damals gereiſt iſt!

Alſo — durch dieſe höchſt künſtliche und eilige Mitteilung weißt Du an meinem Geburtstag wie es mit mir ſteht.

Heil den Deinigen! Deine Mama wird ſich freuen, daß ich „die Stelle“ annehme.

Da habe ich während dem Schreiben die Zeilen für Goedeke ausgefüllt. Wird es ſo gut ſein?

Alſo ſei mit aller Liebe umarmt! Dein Brief war mir eine große Freude — hätte ich nur, wie ich wollte, gleich darauf geantwortet.

Proſt Neujahr und baldiges Wiederſehen!

Dein Peter.

Wagner an Cornelius.

München, 24. Dezember 1864.

Lieber Peter!

Dein Brief belehrt mich, daß ich auf Deine darin enthaltene Angabe, Du werdeſt vermutlich am zweiten Feiertage in München ſein, nicht ſtreng halten darf, und fürchte daher, Du könnteſt ſogar erſt noch einen Brief von mir abwarten wollen. — Um meinerſeits nun nichts zu verſäumen, was Dich wiederum mit Ungewißheit erfüllen konnte, ſchreibe ich Dir dieſes wenige noch nach Wien.

Daß Du noch in Wien ſeieſt, erfuhr ich erſt kürzlich; bis dahin vermutete ich Dich in Weimar, weil mir die Beſchäftigung mit der Aufführung Deiner

Oper die günstigste Erklärung für Dein Ausbleiben — oder Schweigen schien. — Dem König ist es, nachdem er Deinen Brief erhalten, gegangen wie mir: er hat geglaubt, allernächstens Dich persönlich begrüßen zu können, worauf er sich von ganzem Herzen freute, nachdem ihm eben Dein Brief die allerangenehmsten Erwartungen von Deiner Person erweckt hatte. Ich gelangte nicht dazu, über diese einfache und natürliche Wirkung Deines Briefes hinaus noch etwas andres hierüber zu erfahren.

Von Pfistermeisters Gefälligkeiten wirst Du gewiß die günstigsten Erfahrungen machen, sobald Du hier bist und Dich ihm mitzuteilen Veranlassung nimmst. Es ist eben nur wünschenswert, daß Du Dich persönlich von der Richtigkeit meiner Versicherungen überzeugst und Dein persönliches Erscheinen an keine weiteren Bedingungen knüpfest. . . . . .

Daß es Dir schwer wird, von Wien zu scheiden, kann ich gut begreifen, da ich selbst, wie Du Dich entsinnst, eine Zeitlang alles aufbot, meine Rückkehr nach Wien zu ermöglichen. Daß Du aber wähnest, es hätte diese Anhänglichkeit eben „Wien" der „Kaiserstadt" gegolten, hat mich in ein seltsames Erstaunen versetzt. Du weißt besser als jemand, wie ich das Wien, von dem ich mich schwer trennte, sofort mir am Starnberger See zu rekonstruieren suchte: Du weißt, welchen leidenschaftlichen Eifer ich daran setzte, Dich, Heinrich Porges, zum Besuch selbst Standhartner, dorthin zu locken. Du mußt auch erfahren haben, wie kalt und gleichgültig ich im Juni d. J. nach einem kurzen, nur geschäftlichen Aufenthalt Wien den Rücken wandte, nachdem ich die Überzeugung gewonnen, daß ich *mein* Wien nicht mit mir nehmen konnte, — und verwechselst meine Empfindungen in dieser Beziehung jetzt mit denjenigen, die Dir gegenwärtig in betreff der „Kaiserstadt" anzukommen scheinen? — Wie sonderbar fremd Du Dich mir doch machen willst! —

Auch an Heinrich Porges denke ich viel und ernstlich. Er hat es mir, als ich für sein Hierherkommen einen ersten, persönlichen Anknüpfungspunkt suchte, recht schwer gemacht, und ziemlich trocken und geschäftlich mir eben nur die Vorteile seines Wiener Aufenthaltes entgegengesetzt. Doch wird sich vielleicht auch auf diesem Wege der Einigungspunkt für uns finden, und ich denke auch ihm noch zu beweisen, welche Anziehung es war, die mich im April nach Wien zurückverlangen ließ, und daß dies ganz gewiß nicht das menschengefüllte Lokal der Kaiserstadt war. —

Lieber Peter! Nimm es diesmal ernst, recht ernst! Von dem, was hier — nicht in „München", sondern im Schoße dieses idealen Jünglings, den das Schicksal zum König von Bayern berufen hat, möglich ist, kannst Du Dir in *Wien* keinen Begriff machen. Alles — das Größte, Idealste! Aber — Menschen, tüchtige, hochbegabte, brünstige Menschen von ernstem Willen bedarf's dazu: *allein kann ich nichts.* — Hier ist alles gelagt! — Wann sehe ich Dich? —

Von Herzen Dein

R. Wagner.

München, 24. Dezember 1864.

310. An Josef Standhartner.

Dienstag, 27. Dezember 1864. Morgens.

Carissime doctissimeque amice!

Sed verum hodie non proficisco Monachum super viam ferream. Postpono tempus itineris in Die Jovis. Ergo ad prandium non expectas me, sed ad vesperam venio sicut semper morem habeo.

Hoc modo duobus diebus prolongo vitam meam in Vindobona et cum amicis dilectissimis; Carpentarius et rex possunt expectare paucus pauculus, interdumque frigor diminuaverit valde.

Plurimam salutatio dico tibi et uxori doctissimae, in simile filiabus et filiis civilis et militaris

Ad vesperam videbis

Amicum tuum Cornelium,

Consultatorem legationis regis Bavariae.

Vindobona, super alutariis, in platea cavaedii piperis.

Ende des I. Bandes.

Peter Cornelius

Literariſche Werke

Erſte Geſamtausgabe
im Auftrage ſeiner Familie herausgegeben

II. Band

Ausgewählte Briefe

2. Band

geſammelt und herausgegeben
von
Carl Maria Cornelius

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1905.

Peter Cornelius

Ausgewählte Briefe

nebſt

Tagebuchblättern und Gelegenheitsgedichten

herausgegeben von ſeinem Sohne

Carl Maria Cornelius

2. Band

Mit einem Bildnis

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1905.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

(Die mit * bezeichneten Nummern sind in poetischer Form abgefaßt.)

München. 1864—1874.

		Seite
311.	Tagebuchblatt. München, 30. Dezember 1864	3
312.	An seine Schwester Susanne. München am Neujahrstag 1865	3
313.	Tagebuchblatt. München, 1. Januar 1865	5
314.	An seine Schwester Susanne. München, 5. Januar 1865	8
315.	An Feodor von Milde. München, Heilige drei Könige 1865	10
316.	An Heinrich Porges. München, 8. Januar 1865	13
317.	Tagebuchblatt. München, 13. Januar 1865	14
318.	An Josef Standhartner. München, 14. Januar 1865	16
319.	An Carl Hestermann. München, 17. Januar 1865	19
320.	An Reinhold Köhler. München, 24. Januar 1865	22
321.	An Josef Standhartner. München, 24. Januar 1865	23
322.	An seine Schwester Susanne. München, 21. Februar 1865	30
323.	An Carl Hestermann. München, 27. Februar 1865	31
324.	Tagebuchblatt. München, 11. März 1865	32
325.	An seine Braut. Weimar, 23. März 1865	35
326.	An seine Schwester Susanne. Weimar, 23. März 1865	37
327.	An seine Braut. Weimar, 24. März 1865	39
328.	An seine Braut. Weimar, 25. März 1865	41
329.	An seine Schwester Susanne. Weimar, 25. März 1865	43
330.	An seine Braut. Weimar, 26. März 1865	44
331.	An seine Braut. Weimar, 27. März 1865	46
332.	An Carl Hestermann. Weimar, 27. März 1865	48
333.	An seine Braut. Weimar, 28. März 1865	50
334.	An seine Braut. Weimar, 29. März 1865	52
335.	An seine Braut. Weimar, 29. März 1865	53
336.	An seinen Bruder Carl. Weimar, 30. März 1865	56
337.	An seine Braut. Weimar, 30. März 1865	57
338.	An seine Braut. Weimar, 1. April 1865	58
339.	An seine Braut. Weimar, 3. April 1865	62

Seite

340. An seine Braut. Weimar, 4. April 1865 65
341. An seine Braut. Weimar, 5. April 1865 67
342. An seine Braut. Weimar, 6. April 1865 69
343. An seine Braut. Weimar, 7. April 1865 71
344. An seine Mutter. Weimar, 8. April 1865 73
*345. An seine Braut. Weimar, 9. April 1865 74
*346. An seine Braut. Weimar, 11. April 1865 76
347. An Carl Gille. Weimar, 12. April 1865 79
*348. An E. Lassen. Zum 13. April 1865 79
*349. An Feodor von Milde. Zum 13. April 1865 80
*350. An seine Braut. Weimar, 13. April 1865 82
351. An seine Braut. Weimar, Ostersonntag 1865 85
*352. An seine Braut. Weimar, 17. April 1865 86
353. An seine Braut. Weimar, 19. April 1865 89
354. An seine Braut. Weimar, 19. April 1865 90
355. An seine Braut. Weimar, 22. April 1865 92
356. An seine Schwester Susanne. Weimar, 22. April 1865 95
357. An seine Braut. Weimar, 23. April 1865 96
358. An seine Braut. Weimar, 24. April 1865 98
359. An seine Mutter. Weimar, 25. April 1865 99
360. An seine Braut. Weimar, 27. April 1865 101
361. An seine Braut. Weimar, 30. April 1865 102
362. An seine Braut. Weimar, 1. Mai 1865 104
363. An seine Braut. Weimar, 2. Mai 1865 107
364. An seine Braut. Weimar, 3. Mai 1865 110
365. An seine Braut. Weimar, 3. Mai 1865 112
366. An seine Braut. Weimar, 4. Mai 1865 114
367. An seine Braut. Weimar, 6. Mai 1865 118
368. An seine Braut. Weimar, 6. Mai 1865 119
369. An Carl Gille. Weimar, 7. Mai 1865 120
370. An seine Braut. Weimar, 9. Mai 1865 121
371. An seine Braut. Weimar, 9. Mai 1865 121
372. An Carl Hestermann. Weimar, 10. Mai 1865 122
373. An seine Braut. Weimar, 11. Mai 1865 123
374. An seine Braut. Weimar, 12. Mai 1865 124
375. An seine Braut. Weimar, 13. Mai 1865 124
376. An seine Braut. Weimar, 16. Mai 1865 126
377. An seine Braut. Weimar, 17. Mai 1865 128
378. An seine Braut. Weimar, 18. Mai 1865 129
379. An seine Braut. Weimar, 19. Mai 1865 130
*380. An seine Braut. Weimar, 20. Mai 1865 131
Wagner an Cornelius. Telegramm. München, 21. Mai 1865 . 134

Seite

381. An Rosa von Milde. 22. Mai 1865 134
*382. An Rosa von Milde 135
383. An seine Braut. Weimar, 23. Mai 1865 135
384. An seine Braut. Berlin, 24. Mai 1865. 136
385. An seine Braut. Weimar, 4. Juni 1865 137
*386. An seine Braut. Weimar, 6. Juni 1865 138
387. An Josef Standhartner. Weimar, 7. Juni 1865 140
388. An seine Braut. Weimar, 9. Juni 1865 144
389. An seine Braut. Weimar, 10. Juni 1865. 146
390. An seine Braut. Weimar, 12. Juni 1865. 149
391. An seine Braut. Weimar, 13. Juni 1865. 152
392. An seine Braut. Weimar, 14. Juni 1865. 154
393. An seine Braut. Weimar, 19. Juni 1865. 157
394. An seine Braut. Weimar, 23. Juni 1865. 159
Wagner an Cornelius. München, 22. Juni 1865. 163
395. An seine Braut. Weimar, 24. Juni 1865. 163
396. An seine Braut. Weimar, 25. Juni 1865. 166
397. An seine Schwester Elise. Weimar, 26. Juni 1865. 170
398. An die Fürstin Wittgenstein. Weimar, 27. Juni 1865 173
399. An seine Braut. Weimar, 28. Juni 1865. 178
400. An seine Braut. Weimar, den letzten Juni 1865 179
401. An seine Braut. Weimar, 2. Juli 1865 181
*402. An seine Braut. Weimar, 3. Juli 1865 182
Bülow an Cornelius. München, 4. Juli 1865. 185
403. An seine Braut. Weimar, 7. Juli 1865 187
404. An seine Braut. Weimar, 8. Juli 1865 189
405. An seine Braut. Weimar, 10. Juli 1865 190
406. An seine Braut. Weimar, 11. Juli 1865. 194
407. An seine Braut. Weimar, 14. Juli 1865. 195
408. An seine Braut. Weimar, 17. Juli 1865. 197
409. An seine Braut. Weimar, 22. Juli 1865. 198
410. An seine Braut. Weimar, 23. Juli 1865. 202
411. An seine Braut. Weimar, 24. Juli 1865. 204
412. An seine Braut. Weimar, 27. Juli 1865. 207
413. An seine Braut. Weimar, 2. August 1865 212
414. An Reinhold Köhler. München, 10. August 1865 213
415. An seine Braut. München, 10. August 1865 215
416. An Carl Tausig. München, 11. August 1865 218
417. An seine Braut. München, 11. August 1865 220
418. An seine Braut. München, 13. August 1865 222
Tausig an Cornelius. Wien, 13. August 1865. 224
419. An Carl Tausig. München, 15. August 1865 225

Seite

*420. An seine Braut. München, 18. August 1865 227
421. An seine Braut. München, 21. August 1865 229
*422. An seine Mutter. München, 22. August 1865 231
423. An seine Braut. München, 23. August 1865 253
Tausig an Cornelius. 24. August 1865 235
424. An seine Braut. München, 25. August 1865 236
425. An seine Braut. München, 26. August 1865 238
426. An Alexander Ritter. München, 26. August 1865 240
427. An seine Braut. München, 27. August 1865 242
428. An seine Braut. München, 28. August 1865 243
429. An seine Braut. München, 2. September 1865 245
430. An seine Braut. München, 4. September 1865 246
431. An seine Braut. München, 5. September 1865 248
432. An Carl Tausig. München, 6. September 1865 249
Brahms an Cornelius 251
433. An seine Braut. München, 6. September 1865 252
434. An seine Braut. München, 8. September 1865 253
435. An seine Braut. München, 14. September 1865 254
436. An seine Braut. München, 20. September 1865 256
437. An seine Braut. München, 21. September 1865 258
438. An seine Braut. München, 24. September 1865 259
439. An seine Braut. München, 25. September 1865 261
440. An seine Braut. München, 26. September 1865 262
441. An seine Braut. München, 30. September 1865 265
*442. An seine Braut. München, 1. Oktober 1865 266
443. An Josef Standhartner. München, 4. Oktober 1865 268
444. An seine Braut. München, 4. Oktober 1865 270
445. An seine Braut. München, 9. Oktober 1865 274
446. An seine Braut. München, 11. Oktober 1865 277
447. An seine Braut. München, 19. Oktober 1865 279
448. An seine Braut. München, 28. Oktober 1865 280
449. An seine Braut. München, 1. November 1865 284
*450. An Carl Tausig. München, 3. November 1865 287
451. An seine Braut. München, 5. November 1865 290
452. An seine Braut. München, 12. November 1865 292
453. An seine Braut. München, 15. November 1865 295
454. An seine Braut. München, 23. November 1865 298
455. An seine Braut. München, 29. November 1865 300
456. An seine Braut. München, 3. Dezember 1865 303
457. An seine Braut. München, 6. Dezember 1865 307
458. An seine Braut. München, 10. Dezember 1865 310
459. An Rosa von Milde. München, 11. Dezember 1865 312

		Seite
460.	An Feodor von Milde. München, 11. Dezember 1865	314
461.	Tagebuchblatt. München, 9.—11. Dezember 1865	315
462.	An Alexander Ritter. München, 13. Dezember 1865	319
463.	An seine Braut. München, 15. Dezember 1865	320
464.	An seine Braut. München, 20. Dezember 1865	323
465.	An Reinhold Köhler. München, 24. Dezember 1865	325
466.	An seine Braut. München, 25. Dezember 1865	328
467.	An seine Braut. München, 25. Dezember 1865	330
468.	An seine Braut. München, 29. Dezember 1865	332
469.	An seine Mutter. München, 30. Dezember 1865	333
470.	An seine Braut. München, 4. Januar 1866	336
471.	An seine Braut. München, 8. Januar 1866.	337
*472.	Tagebuchblatt. Neuenheim, 21. Januar 1866	339
*473.	An seine Braut. Ulm, 28. Januar 1866	340
474.	An seine Braut. München, 29. Januar 1866	342
*475.	Tagebuchblatt. München, 30. Januar 1866	343
*476.	Tagebuchblatt. München, Anfang Februar 1866	344
*477.	An Agnes Jung. München, Anfang Februar 1866	344
478.	An Reinhold Köhler. München, 18. Februar 1866	345
*479.	An seine Braut. München, 18. Februar 1866	348
480.	An Heinrich Porges. München, 18. Februar 1866	350
*481.	Tagebuchblatt	352
	Bülow an Cornelius. München, 20. Februar 1866	353
482.	An Heinrich Porges. München, 23. Februar 1866	354
483.	An seine Braut. München, 23. Februar 1866	354
484.	An seine Braut. München, 4. März 1866	355
485.	An seine Braut. München, vor der stillen Woche 1866	357
486.	An seine Braut. München, 30. März 1866	360
487.	An seine Braut. München, 2. April 1866.	361
488.	An seinen Bruder Carl. München, 3. April 1866	362
489.	An Alexander Ritter. München, 10. April 1866	364
490.	An seine Braut. München, 18. April 1866	365
491.	An seine Braut. München, 19. April 1866	366
492.	An seine Braut. München, 22. April 1866	368
493.	An seine Braut. München, 23. April 1866	369
494.	An seine Braut. München, 12. Mai 1866.	370
*495.	An Maria Jung. Zum Geburtstag 1866.	372
496.	An Reinhold Köhler. München, 25. Mai 1866	372
497.	An seine Braut. München, 27. Mai 1866	378
498.	An seine Braut. München, Anfang Juni 1866	380
499.	An seine Braut. München, 9. Juni 1866.	384
500.	An seine Braut. Rosenheim, 10. Juni 1866	385

Seite

501. An seine Braut. Landeck in Tirol, 12. Juni 1866 386
502. An seine Braut. Landeck, 15. Juni 1866 388
503. An seinen Bruder Carl. Landeck, 18. Juni 1866 393
504. An seine Braut. München, 22. Juni 1866 394
*505. Tagebuchblatt. München, 23. Juni 1866 395
506. An Alexander Ritter. München, 25. Juni 1866 397
507. An seine Braut. München, Ende Juni 1866 399
508. An seine Braut. München, 29. Juni 1866 401
509. An seine Braut. München, 30. Juni 1866 402
510. An seine Braut. München, 6. Juli 1866 405
511. An seine Braut. München, 7. Juli 1866 407
512. An seine Braut. München, 14. Juli 1866 408
513. Tagebuchblatt. München, 15. Juli 1866 412
514. An Alexander Ritter. München, 19. Juli 1866 414
*515. An seine Braut. München, Sommer 1866 417
516. An seine Braut. München, Sommer 1866 420
517. An Alexander Ritter. München, 5. August 1866 421
518. An Reinhold Köhler. München, 10. August 1866 426
519. An seine Mutter. München, August 1866 428
520. An seine Braut. München, 11. September 1866 430
521. An seine Braut. München, 16. September 1866 431
*522. An seine Mutter. Zum 3. Oktober 1866 435
523. An seine Braut. München, 8. Oktober 1866 437
524. An seine Braut. München, 18. Oktober 1866 439
525. An Alexander Ritter. München, 19. Oktober 1866 440
526. An seine Braut. München, 28. Oktober 1866 444
527. An Heinrich Porges. München, 2. November 1866 446
528. An seine Braut. München, 8. November 1866 449
529. An seine Braut. München, Mitte November 1866 451
530. An seine Braut. München, 22. November 1866 452
*531. An seine Braut. München, 25. November 1866 455
532. An seine Braut. München, 12. Dezember 1866 459
533. An seine Braut. Wien, 14. Dezember 1866 460
534. An seine Braut. Wien, 15. Dezember 1866 460
535. An seine Braut. Wien, 20. Dezember 1866 461
536. An seine Braut. Wien, 22. Dezember 1866 462
537. An seine Braut. München, 24. Dezember 1866 463
*538. An Rosa von Milde. München, in den Weihnachtstagen 1866 . 466
539. An seine Braut. München, 25. Dezember 1866 470
*540. Tagebuchblatt. München, 26. Dezember 1866 473
*541. An Reinhold Köhler. München, 30. Dezember 1866 474
542. An seine Braut. München, Anfang 1867 479

Seite

543. An Alexander Ritter. München, 27. Januar 1867 481
544. An seine Braut. München, 2. Februar 1867 483
545. An seine Braut. München, 3. Februar 1867 484
546. An seine Braut. München, 22. Februar 1867 486
547. An seine Braut. München, 3. März 1867 488
548. An seine Braut. München, 8. März 1867 489
549. An seine Braut. München, 13. März 1867 490
*550. An Hans von Bülow. München, 14. März 1867 491
551. An seine Braut. München, 14. März 1867 492
552. An seine Braut. München, 20. März 1867 493
553. An seine Braut. München, 22. März 1867 495
554. An seine Braut. München, 24. März 1867 497
555. An seine Braut. München, Ende März 1867 500
556. An seine Braut. München, 5. April 1867. 502
557. An seine Braut. München, 10. April 1867 503
558. An seine Braut. München, 14. April 1867 505
559. An seine Braut. München, 18. April 1867 507
560. An seine Braut. München, 22. April 1867 509
561. An seine Braut. München, 27. April 1867 511
562. An seine Braut. München, 29. April 1867 511
563. An seine Braut. München, 3. Mai 1867 512
564. An seine Braut. München, 5. Mai 1867 513
565. An Reinhold Köhler. Feldafing, Christi Himmelfahrt 1867 . . 514
566. An Alexander Ritter. Feldafing, 4. Juni 1867 516
567. An Alexander Ritter. Feldafing, 12. Juni 1867 518
568. An Carl Tausig. Feldafing, 18. Juni 1867. 520
569. An seine Braut. München, Ende Juni 1867 521
570. An seine Braut. München, Anfang Juli 1867. 522
*571. An seine Braut. München, 20. Juli 1867 523
572. An Carl Tausig. München, 25. Juli 1867 528
573. An seine Braut. München, 4. August 1867 529
574. An seine Braut. München, 10. August 1867 532
575. An seine Braut. Meiningen, 23. August 1867. 533
576. An seine Braut. Meiningen, 24. August 1867. 534
577. An seine Braut. Meiningen, 25. August 1867. 536
578. An seine Braut. Meiningen, 26. August 1867. 537
579. An Reinhold Köhler. München, 3. Oktober 1867. 539
*580. An Franz Liszt. Zum Geburtstag, 22. Oktober 1867 540
Liszt an Cornelius. München, 23. Oktober 1867 541
581. An C. F. Kahnt. München, 4. November 1867. 542
582. An Seraphine Mauro. München, Ende Dezember 1867 . . . 543
*583. An Richard Wagner 545

Seite

584. An Frau Susette Jung. München, Ende 1867 546
585. An Josef Standhartner. München, 28. Dezember 1867 . . . 548
586. Tagebuchblatt. 29. Dezember 1867 550
*587. An Carl Hestermann. Zum Geburtstag, 29. Februar 1868 . . 552
588. An Schott. München, 10. März 1868 554
589. Tagebuchblatt. Pfingsten 1868 555
590. Tagebuchblatt. 21. Juli 1868 561
Wagner an Cornelius. Telegramm. Luzern, 26. Juli 1868 . 561
591. An Bernhard Scholz. München, 1. August 1868 561
Wagner an Cornelius. Triebschen, 6. August 1868 562
592. An seine Frau. Triebschen, 10. August 1868 563
593. An seine Frau. Triebschen, 11. August 1868 564
594. An seine Frau. Triebschen, 12. August 1868 565
595. An seine Frau. Triebschen, 13. August 1868 566
596. An Joachim Raff. München, 28. August 1868 567
Raff an Cornelius. Wiesbaden, 8. Oktober 1868 570
597. An Herrn Dr. Oskar Paul. München, 9. September 1868 . . 572
Wagner an Cornelius. Triebschen, 11. September 1868 . . . 572
598. An Carl Hestermann. München, Mitte September 1868 . . . 573
*599. An seinen Sohn Carl Maria. Ende September 1868 . . . 575
*600. Tagebuchblatt. Am Vorabend des 20. November 1868 . . . 576
601. An Carl Riedel. München, 27. November 1868 577
602. An Adolf Stern. München, 2. Dezember 1868 578
603. An Reinhold Köhler. München, Weihnachten 1868 580
604. An seine Schwester Susanne. München, 26. Dezember 1868 . . 582
*605. An Hans von Bülow. München, 26. Dezember 1868 585
606. An seine Schwester Elise. München, 3. Januar 1869 587
607. An seine Frau. Paris, 1. April 1869 589
608. An seine Frau. Paris, 4. April 1869 590
609. An seine Frau. Paris, 5. April 1869 591
Wagner an Cornelius. Triebschen, 8. September 1869 593
610. An Carl Riedel. München, 23. September 1869 594
611. Tagebuchblatt. 25. September 1869 597
612. An Felix Dräseke. München, 25. September 1869 597
613. An Carl Riedel. München, 25. September 1869 598
Wagner an Cornelius. Luzern, 29. September 1869 599
Wagner an Cornelius. 2. Oktober 1869 600
*614. An Frau Susette Jung. Zum 3. Oktober 1869 601
615. An Carl Riedel. München, 19. Oktober 1869 602
616. An C. F. Kahnt. München, 6. November 1869 604
617. An Carl Riedel. München, 7. November 1869 606
618. An Carl Riedel. München, 21. November 1869 608

		Seite
619.	An Carl Riedel. München, 9. Dezember 1869	610
*620.	An seine Schwägerin Maria. Zum Abschied, 19. Dezember 1869	612
621.	An Josef Standhartner. München, 12. Dezember 1869	613
622.	An seine Schwester Elise. München, 2. Januar 1870	615
623.	An Carl Hestermann. München, 2. Januar 1870	617
624.	An Felix Dräseke. München, 3. Januar 1870	619
625.	An Reinhold Köhler. München, 3. Januar 1870	620
626.	An Carl Riedel. München, 11. Januar 1870	623
627.	An seinen Bruder Wilhelm. München, 10. März 1870	626
*628.	An die Fürstin Wittgenstein. Bogenhausen, 13. April 1870	627
629.	An Carl Riedel. Bogenhausen, 23. Mai 1870	629
630.	An Mathilde Köhler. Bogenhausen, Ende Mai 1870	629
631.	An Franz und Elise Schilp. Sommer 1870	631
632.	An Carl Riedel. Bogenhausen, 10. August 1870	633
633.	An Carl Riedel. Bogenhausen, 18. August 1870	634
634.	An seine Schwester Suſanne. München, Ende August 1870	637
635.	An Carl Riedel. Bogenhausen, 11. Oktober 1870	639
636.	An Theodor Ratzenberger. München, 6. November 1870	643
637.	An Carl Riedel. München, 5. Dezember 1870	648
638.	Tagebuchblatt. 7. Dezember 1870	649
639.	An Carl Riedel. München, 8. Dezember 1870	649
	Wagner an Cornelius. Triebschen, 22. Dezember 1870	650
640.	Tagebuchblatt	650
*641.	An Franziska von Bülow. Ende Dezember 1870	652
*642.	An Carl Riedel. München, 29. Dezember 1870	655
643.	An Carl Riedel. München, 3. Februar 1871	655
*644.	An Carl Hebermann. Sonntag, 26. Februar 1871	657
645.	An seinen Bruder Carl. München, Ostermontag 1871	660
646.	An Carl Riedel. München, 20. April 1871	663
647.	An Carl Riedel. München, 26. April 1871	664
648.	An Carl Riedel. München, 11. Mai 1871	667
649.	An Carl Riedel. München, 9. Juli 1871	669
650.	An seine Schwester Elise. München, 16. Juli 1871	671
*651.	An Carl Riedel. Sommer 1871	674
652.	An Carl Riedel. Mainz, 9. August 1871	677
*653.	An seine Frau. Das Märchen vom 14. September	678
654.	An Carl Riedel. München, 14. November 1871	679
655.	An Carl Riedel. München, 9. Dezember 1871	680
656.	An Reinhold Köhler. München, 9. März 1872	681
657.	An seine Schwester Elise. München, 1. April 1872	683
658.	An seine Schwester Suſanne. München, 7. Mai 1872	687
659.	An seine Frau. Bayreuth, Pfingsten 1872	688

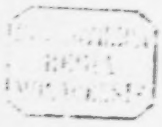
Seite

660. An seine Frau. Bayreuth, Pfingstsonntag 1872 689
661. An seine Frau. Bayreuth, Pfingstmontag 1872 691
662. An seine Frau. Bayreuth, Pfingstdienstag 1872 692
663. An Carl Riedel. Berlin, 30. August 1872 692
Wagner an Cornelius. Bayreuth, 27. September 1872 695
Wagner an Cornelius. Bayreuth, 16. Oktober 1872 696
664. An Carl Riedel. München, 16. Oktober 1872 697
665. An seine Schwester Elise. München, 23. Dezember 1872 . . . 699
666. An Carl Riedel. München, 26. Dezember 1872 703
667. An Adolf Stern. München, 29. Dezember 1872 707
*668. An Luise Hoffbauer. 18. Januar 1873 710
669. An Carl Riedel. München, 8. Februar 1873 711
670. An Carl Riedel. München, 22. März 1873 713
671. An seine Frau. Düsseldorf, 13. April 1873 714
672. An Carl Riedel. München, 20. April 1873 716
673. An Reinhold Köhler. München, 4. Mai 1873 717
674. Tagebuchblatt. 14. Mai 1873 720
675. An Josef Standhartner. München, 29. Mai 1873 720
676. An seine Schwester Elise. München, 3. Juni 1873 723
677. Tagebuchblatt. Ende Juni 1873 725
678. An Carl Riedel. München, 2. Juli 1873 725
679. An Adolf Jensen. München, 5. Juli 1873 727
*680. An Reinhold Köhler. München, 6. September 1873 729
681. An seine Schwester Elise. München, 23. Dezember 1873 . . . 730
682. An Frau Suzette Jung. München, Anfang Januar 1874 . . . 732
683. An Giuseppe Buonamici. München, 16. Januar 1874 734
684. An Reinhold Köhler. München, 18. Januar 1874 736
685. An Carl Riedel. München, 5. Februar 1874 738
686. An Josef Standhartner. München, 24. März 1874 741
*687. An seine Schwester Elise. 12. Juni 1874 742
688. An Hans von Bronsart. München, 16. Juni 1874 743
*689. An seine Schwester Elise. 17. Juli 1874 745
690. An Max Fleisch. Mainz, 25. Juli 1874 746
*691. An den „Münchner Liederhort". Nach einem Ständchen . . . 748
Liszt an Cornelius. Pest, 16. Mai 1874 748
692. An Franz Liszt. Mainz, 26. Juli 1874 749
Liszt an Cornelius. Villa d'Este, 23. August 1874 751
*693. Ausklang 751

Seite

Hektor Berlioz an Peter Cornelius. Paris, 21 mars 1862 758
Hektor Berlioz an Peter Cornelius. Vienne, 12 décembre 1866 . . 759
Richard Wagner an Peter Cornelius. Biebrich, 4. März 1862. . . . 760
Bonaventura Genelli an Peter Cornelius. Weimar, 27. Januar 1868 765
Fürstin Wittgenstein an Peter Cornelius. Le 28 juillet 1865, Rome 766
Fürstin Wittgenstein an Peter Cornelius. 26. 9. 1867, Rome. . . . 771
Fürstin Wittgenstein an Peter Cornelius. Le 30 juin 1869, Rome . 772
Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius. Le 15 juin 1875, Rome 774
Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius. Le 7 janv. 1877, Rome 775
Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius. 15 janv. 1878, Rome . . 776
Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius. Le 7 janvier 1879, Rome 776
Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius. Le 8 janv. 1880, Rome 778
Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius. Le 4 février 1884, Rome 779
Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius. Le 28 février 1884, Rome 779
Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius. Le 7 settembre 1884, Rome 780
Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius. Le 28 ottobre 1885, Rome 781
Adolf Schöll an Bertha Cornelius. Weimar, Silvesterabend 1875/76 782
Hans von Bülow an Bertha Cornelius. Hamburg, 7. Dezember 1886 783
Nachruf von Ludwig Schoengard. Gesprochen am 12. Dezember 1874 785

München.



311. Tagebuchblatt.

[München, 30. Dezember 1864, abends].

— Ich ſitze noch einen Augenblick am ſpäten Abend — im Paletot — im ungeheizten Zimmer — dies zu ſchreiben. Dies iſt ein Keſſel vom tollſten Kraut durcheinander! Nur eines weiß ich: ich habe den Cid geſchrieben.

Richard genießt, d. h. ſchwelgt, wo er eigentlich anbeten ſollte. Zum Arbeiten kommt's nicht! — Ludwig jung, unerfahren, Enthuſiaſt, ſcheint ſich noch kopfüber in alles zu ſtürzen, was ihm Konflikte mit der Außenwelt bringen wird. Nachmittags bei Carl geweſen. Die Kinder ſehr nett. Auch Bülows Kind allerliebſt. Ja, über dieſer ewig vergehenden Welt türmt ſich ſtets eine ewig erblühende auf. Bei Richard war Semper[1]. Letzterer dekontenanziert durch Ludwigs Benehmen. Antichambrieren zwiſchen Pfaffen und Schauſpielern. Volle, ſchöne Stunden mit Semper beim Grog. Lebensbekräftigung. Gleichheit der Geſinnungen in bezug auf das Schöne. Semper göttlicher Kerl, echter Künſtler, hat ſein Mädchen in Zürich und ſehnt ſich deswegen trotz Ludwig, Wagner und allen — nach Hauſe. Hatte mir vorgenommen, alles noch dem Papier anzuvertrauen, doch bin ich zu müde. Jetzt zu Bette, wieder einmal tüchtig ausſchlafen, ſeit vorgeſtern. — —

312. An ſeine Schweſter Suſanne.

München, am Neujahrstag 1865.

Liebe Suſanne!

Abermals ein Lebenszeichen! Wie Du ſiehſt, iſt alles geſchehn, die Trennung von Wien vollzogen!

[1] Gottfried S., der berühmte Architekt 1803—79.

Ich habe lange keine so traurige Silvesternacht verlebt, wie die gestrige. Ich glaube nicht an München und habe nun schon seit zwei Tagen den Kampf mit den hiesigen Eindrücken zu bestehen. Es heißt Geduld haben, abwarten — es verbeißen, wie Rubinstein sagt.

Zimmer unter den Weißgerbern, Marie, Standhartners, Porges, wollt' ich erst anfangen, um Euch zu weinen, ich könnte mich tot weinen.

Nur eine Entscheidung warte ich ab, das Gespräch mit dem König. Das muß ich, und will ich. Gibt aber das meinen Gedanken und Empfindungen keine völlig entgegengesetzte Richtung — so reise ich ab — wär's zu Fuß — in der Nacht — dann bleibe ich keinen Augenblick länger.

Tinte und Feder sind schlecht. Ich wohne im Hotel Leinefelder. Es rollt nicht schnell, wie ich Dir meine Gedanken mitteilen möchte. — Dich muß ich sehen, Hestermann, die Mutter, Elise, Franz, Wilhelm.

Ich glaube nicht an München. Ich habe immer nur ängstliche, befangene, verstimmte Tage hier verlebt. So auch jetzt wieder. München ist mein Boden, meine Luft nicht. Erst muß ich Dich sehen — wochenlang mit Dir reden — von Mainz aus — nach meinem Cid in Weimar — gehe ich dann auf meinen neuen Punkt los. Ich kenne ihn, und ich weiß, es wird alles so kommen.

Von diesem Augenblick an, wo ich Dir dies schreibe, heitert sich schon mein Gemüt wieder auf, weißt Du, es ist bereits das Stückchen Himmel vorhanden, das manchmal wie ein blaues Auge durch die Wolken blickt.

Wo ich hingehe, wo ich hin will — dahin wird mir mein Cid den Weg bahnen. Den möcht' ich bei Dir abwarten. Hestermann soll mein guter dicker König sein — wie er mein guter dicker Freund ist. Er soll sich denken, ich hätte ihn gleich anfangs um 350 Gulden statt 300 gebeten und soll mir die weiteren 50 noch als Reisegeld senden. Ich verdiene es jetzt, was Ihr an mir tut, es ist der Mühe wert, einer nach Freiheit und Atem lechzenden Seele zu beidem zu verhelfen.

Diese 50 Gulden machen mich Wagner, Carl, Elisabeth, dem

König gegenüber frei — und führen mich an Eure Bruſt — wo ich doch auch das Vergnügen habe wieder Öſterreicher[1] zu ſehen. Ich liebe dieſelben — ich liebe Wien — wie ich nur Mainz geliebt habe — und es gibt für mich nur einen dritten Ort, wenn ich nicht in den beiden leben ſoll. Dort will ich hin.

Dann verleb' ich dichtend und ſingend die Zeit zwiſchen Jungs und Heſtermanns Geburtstag vielleicht bis zu Deinem bei Euch. Nur aus einem aufgegangnen berauſchten Herzen kann mir eine neue Dichtung ſtrömen. Hier in München dicht' ich ewig nichts.

Liebſte, beſte Suſanne! „Sei was Du warſt, ſei mein Freund", wie es bei Gluck heißt — das iſt nun und immer ein vornehmſter Neu- und Altjahrswunſch bei mir.

Grüße alle Freunde. An Cornelius, der ganz auf der Neige ſein ſoll — hab' ich geſtern noch einmal geſchrieben. Möge ihn nicht der leiſeſte Gedanke beſchatten, daß er vielleicht ſeit zwölf Jahren einmal hätte den Arm nach mir ausſtrecken können, wär's auch nur mit einem Wort des Empfangs für meinen Cid geweſen.

Sei geſegnet!

Von Deinem Peter.

313. Tagebuchblatt.

[München, 1. Januar 1865]
abends 11 Uhr.

Göttlicher Gleichmut, den ich von meiner Mutter habe! Die Silveſternacht im tiefſten unglücklich, ganz nach Jean Paul verlebt, morgens zwei verzweifelte Briefe an Suſanne und Frau Standhartner geſchrieben und nun ſchon wieder hoffend, vertrauend, faſt fröhlich. ✕ Nachmittags, wie er ſich ein bißchen gemütlich geſchlafen hatte, machte mir Wagner wieder die alte eklige Kritik über den Cid, ſo daß ich nur immer in einem fort hätte ſagen mögen: Verzeih' mir nur, daß ich's überhaupt gemacht habe. Doch das nahm ich ſchon nicht mehr verdrießlich auf. Ich dachte mir dabei im ſtillen, wie leidenſchaftlich ich ja auch Triſtan und Iſolde kritiſiere.

[1] Mainz war bekanntlich Bundesfeſtung und hatte eine öſterreichiſche Beſatzung.

Und wenn es mich verdroß, daß mein Lied vom Ossa und Pelion bei ihm durchfiel — so dacht' ich mir: Nun, Wagner macht ja auch mit seinen Liedern bei mir und andern kein Glück. — — — Bei Bülows machte ich Visite. Hans war leidend, sein Zustand ist besorgniserregend. Beide sind edle, feine Menschen, aber weiß der Himmel wie es da gehen mag, wie sie zusammenleben — da wird sich mit der Zeit noch ein Stück davon vor mir entrollen. Mit Cosima sprach ich höchst angeregt; man ist mit ihr gleich tief in seelenerregenden Themen. Wagner bemerkte mit Recht, wie ihre Physiognomie bald ganz Daniel, bald Blandine zeige. Mit Cosima war ich einig darüber, daß Wagner nicht alt würde; ich erzählte ihr meine Vorempfindung in Penzing. Sie vertraute mir, daß sie oft zu Haus weine über das alles. Wir sprachen vom Cid — von Kleist, den sie auch sehr liebt. Sie meinte, ob das Erdbeben von Chili nicht ein guter Opernstoff sei. Ich stellte ihr entgegen, wie der Hintergrund des Naturereignisses zu sehr auf die Personen drücke. Wagner besprach mit Semper den Bau seines Nibelungentheaters mit unsichtbarem Orchester, den Standpunkt der höchsten Gallerie ausgenommen, und mit einer Bühne, die ganz ein volles, ungestörtes Bild vor dem Zuschauer entrollt. Semper will eine Beleuchtung anbringen, die von der Innenseite am feststehenden Oberteil des Vorhangs, dem sog. Harlekinsmantel, ihr Licht auf die Bühne wirft.

Vorher gab Wagner eine recht hübsche Erzählung, wie die Urvölker von den Sumpfländern des Ganges, wo üppiges Naturleben jede Betätigung der Intelligenz entbehrlich macht, hinauf in die Gebirge gezogen wären, dort ihre Fähigkeiten und die Gottheiten, die mit deren Anwendung auf die verschiedenen hemmenden Natureinwirkungen zusammenhängen, entwickelt hätten — endlich wieder herabkamen und nun die zurückgebliebenen Brüder, die im reinen Naturgenuß verkommen waren, nicht mehr erkannt und als Paria behandelt hätten. Semper sprach höchst lehrreich darüber, wie die Hieroglyphenbilder der Ägypter nicht aus Ungeschick in der Naturnachbildung, sondern aus Konvention, aus hieratischer Absicht so steif und verschroben dastünden, weil jede Figur gerade durch die Wunderlichkeit ihrer Stellung wieder etwas Besonderes sagen soll.

Nach ihm ging dieſer Art eine viel ausgebildetere Kunſt naiver Naturnachahmung voraus, welche auf den Grabdenkmalen Familiendarſtellungen, Hirten und Jagdbilder gab, während die ſpätere überſinnliche Gegenſtände, wie die Totenrichter — Seelenwanderung darſtellte. Dieſe Kunſt iſt wie eine Mumie der früheren. Später ſprach er von einer Ähnlichkeit der Schlüſſe in Shakeſpeariſchen Stücken und wie bei den Darſtellungen in ihrer Zeit ſeine architektoniſche Anlage gewaltet haben muß, indem z. B. in Hamlet die Leichen des fünften Aktes zum Abſchluß auf einen Sarkophag gruppiert wurden, ebenſo in Othello, Romeo und Julie. — —

Den 4. Januar.

Ja, nun iſt er ſchon längſt wieder ruhig in Zürich, der liebe Semper. Er nahm ſehr freundlich Abſchied von mir; ich verſprach ihm zu ſchreiben. Geſtern ſandte ich noch einen ſehr verneinenden Brief an Heinrich. Nach Tiſch machte ich den Verſuch, eine feſte Wohnung zu mieten, ſuchte die von Bülow empfohlene bei Frau Stuttgarter; waren auch zwei kleine ſaubere Stuben, jedoch mit doppeltem vis-a-vis und proſaiſch, ſo gar nichts Fünfeckiges. Auch hatte ich noch nicht recht den Mut, mich feſtzuſetzen — ſchrieb den andern Tag wieder ab. Wagner gab mir 20 Gulden. Ich kaufte mir einen Band Collecion von 22 ſpaniſchen Dramen. Bülow lieh mir die Herausgabe des Simpliziſſimus von ſeinem Vater. Davon las ich heute das erſte Buch mit großer Erbauung. Rohl[1] hatte ich bei Wagner getroffen, ſowie Pecht.[2] Das Verhältnis zu Bülows geſtaltet ſich ſehr befriedigend. Coſima ſoll öfter eine Art plötzlichen Somnambulismus haben. Heute ſoll ich dort ſpeiſen, dann, mit Hans, Perfall[3] beſuchen. Geſtern hörte ich Bülows Schülerin, Fräulein Heintz[4], den Sommernachtstraum von Liſzt ſpielen, als ich Wagner nach einer erſten Ausfahrt zu Bülows

[1] Ludwig R., Muſikſchriftſteller (1831—85).

[2] Friedrich P., bekannter Kunſtſchriftſteller (1814—1902).

[3] Karl Theodor Emanuel v. P., langjähriger Intendant der Münchner Hofbühne, geb. 1824.

[4] Emmy H. Später Frau Dr. Hallwachs, lebt als Muſiklehrerin in Berlin.

begleitete. Dort blieb ich ſpäter ohne Wagner und ſprach mich über alles mögliche aus. Dann gingen wir abends zu Wagner, der aus Webers Weber[1] vorlas, die Zeit des Freiſchütz, Coſimas Somnambulismus. Endlich traf auch Herr Schmitt[2] ein, der Stimmen zum Ausbilden mitbringt. Herrn Staatsrat Pfiſtermeiſter lernte ich bei Wagner kennen. Er gab, ſowie auch Semper, eine Karte bei mir ab. Doch erwarte ich noch vergebens eine formelle Regelung meiner Verhältniſſe. Wie wird mein Leben werden? Was iſt mit Weimar? — — — — — —

Dies Buch erlangt nun doch eine Bedeutung, daß es gerade die Zeit zwiſchen Vollendung des Cid und einem neuen Leben, das ſich bilden will, beſchreibt. Wagner zeigte mir Briefe — zur Zeit der Fragmente — ich gab ſie ihm mit Zeichen inniger Verwunderung zurück. — — — Faſt nichts iſt, was meinen Glauben an die hieſigen Verhältniſſe begründen könnte, vieles aber, was ihn wankend machen kann. — Wagner will nun Kammermuſik bei ſich begründen, auch einem kleinen Publikum ſeine Nibelungen vorleſen. Beides werden nur Verſuche bleiben. Jene Muſik, das weiß ich ja, hat keinen Reiz mehr für ihn und die Nibelungen werden, ſolange ſie nicht in der letzten erfüllenden Form überzeugend vor die Augen der Welt treten, immer nur eine Minorität von Begeiſterten für ſich haben, immer zehn Zweifler gegen einen Gläubigen finden.

Himmliſche Vorſehung! Führe den Suchenden durch dieſe Lebenslabyrinthe. Atem und Freiheit zu einem dritten Werke! Wer mir das ſchafft — unbehindert, ungequält — der iſt mein König!

314. An ſeine Schweſter Eufanne.

München, 5. Januar 1865.

Jedes Deiner Worte iſt Gold wert, ganz wie Du ſchreibſt, iſt alles. Du biſt der gute Genius meines Lebens! — Nachdem ich

[1] Die Biographie „Carl Maria von Weber", von deſſen Sohn Max Maria v. W. erſchien 1865—68.

[2] Friedrich Sch., renommierter Geſanglehrer (1812—84).

an Dich, an die Frau Standhartner, an Heinrich Porges drei völlig verzweifelnde Briefe geſchrieben, iſt ſchon die Spitze meines Münchenckels abgebrochen, und nun ich Deinen Brief habe, welcher mir ein Evangelium iſt, werde ich ſchon vielleicht abends in einer Wohnung Poſto faſſen und morgen ein Klavier haben. — Alles iſt mir freundlich, heißt mich tauſendmal willkommen. Bülow und ſeine Frau wiſſen nicht, wie oft ſie mir ſagen ſollen, welche Befriedigung es ihnen iſt, mich hier zu haben. Schmitt wiederum (der Wagnerſche Singmeiſter) ſagte mir — ja, die Bülows ſind vornehme Leute — aber an Sie wend' ich mich — auf Sie bau' ich, Sie haben ein Herz, und ſind ein aufrichtiger Menſch. —

Wagner würde in ſtiller Wut ſein, wüßte er, daß ich mit Entſinnungsplänen umgehe. Er will Carl beſuchen. Der hat Angſt davor, wird's aber doch über ſich kommen laſſen müſſen, ſieht es auch ein. — — —

Ja, es bedurfte noch dieſes Entwicklungsfiebers in meinem vierzigſten Jahr. Dann aber ſollen alle mit mir zufrieden ſein. —

Die Photographie vom Vater iſt herrlich. Das war längſt meine Idee. Deine Ausführung enthält ſie in der gelungenſten Form.

Es zieht ſich noch hin mit dem König. Wagner hatte ein wehes Sein — die Neujahrsgeſchäfte nehmen alles in Anſpruch. Einmal aber wird auch das alles ſich abwickeln. Carl taute geſtern ſchon etwas auf — ſein Herz iſt ein Edelſtein, aber in einem etwas altnodiſchen eckigen Käſtchen verwahrt, wo die Haken ſchwer aufzunipſeln ſind. Nur ausharren — dann wird auch er, mehr als alle ſich freuen, daß ich da bin.

In Wien werde ich aufrichtig betrauert, bei Standhartners iſt die Trennung von mir ein wahres Leiden. Schon habe ich vier Briefe von dort, hier einen davon. —

Ich muß einmal ſpäter eine Art Serail einrichten, wo die verſchiedenſten Herzen, denen ich ſchuldig bin, ihre Rechnung bei mir finden. Es muß eine Art erlaubte Vielweiberei ſein.

Mein kleines rotes Tagebuch wird vielleicht das inhaltſchwerſte aus meinem Leben. Dir wird es ein Roman ſein über alle Walter Scotts.

Sei unaufhörlich ans Herz geschlossen. Sowie Hestermann, Jungs und alle. Meine Erzählung vom König werde ich endlich an Hestermann richten.

Sobald ich in der Wohnung sitze, bekommst Du wieder einen Brief.

Liebes Herz!

Dein Peter.

315. An Feodor von Milde.

München, Heilige drei Könige 1865.

Lieber Milde!

Der Hahnenschrei, um den der Tag heute zugenommen hat, ist für mich ein Schrei des Schreckens geworden. Man will meinen Cid in Weimar nicht, gedenkt ihn München auf die Schultern zu wälzen.

Mir geschieht damit ein großes Unrecht, um das ich vor keinem Gerichtshof klagen kann, Dir aber in einigen Worten auseinander setzen will.

Entstehung, Ausführung und Darstellen eines Werkes sind ein innerlicher, organischer Zusammenhang. Dieser wird mir zerrissen, und es geschieht mir ein Leid, es wird eine Saite in mir verletzt, die so zart ist, wie nur alles Beste in der Welt sein kann, wenn ich mein Werk nicht in Weimar erleben darf. Für Dich und Rosa habe ich die Oper geschrieben, im Eindruck des Fliegenden Holländer von Euch beiden habe ich sie zuerst im Geist ersehnt; Ihr wißt aus meinen poetischen Beweisen, wie ganz Euch beiden das Werk zugeeignet ist. Nun weiß ich, die Ximene ist eine etwas starke Zumutung für die körperlichen Kräfte Deiner Frau, aber ich kenne ja Wien und kenne München — und ich weiß noch nicht, ob ich meine Oper nicht völlig ad acta lege, ehe ich sie jemand anderm als Euch beiden übergebe. Ich brauche kein berühmter Mann zu sein, mein Werk mag zehn Jahre oder bis nach meinem Tode im Kasten liegen, es kümmert mich nicht. Ein drittes Werk schreibe ich noch und müßt' ich es dem schlimmsten Leben abtrotzen; dann mag es genug sein, wenn ich immer vom Glück so verlassen sein soll.

Wie manche Briefe an Euch hatte ich während der Arbeit im Sinn, dann beim Fertigwerden. Da kam mir München dazwischen. Acht Monate habe ich mich gegen München gewehrt, endlich gab ich nach, verließ das liebe Wien mit vielem Leid in mir und in manchen Freunden. Jetzt wird man dann wunder glauben, welchen Gefallen man mir tut, meine Oper unter mir antipathischen Verhältnissen geben zu wollen.

Ehe man mir die Oper zurücksendet, möchte ich Dich bitten, verschaffe Dir die Partie der Ximene und lasse Dir aus dem dritten Akte das Duett abschreiben:

„O triff mich Tod, den ich umsonst erfleht";

es wird Euch freuen, es manchmal zusammen zu singen.

Einen Cornelianer habe ich in Wien mit der Cid-Partitur gemacht, das ist der junge Porges, der zur Zeit Berlioz' Oper in Weimar gewesen, und den Du vielleicht gesehen. Das ist mir vorderhand genug. Nur um Euch beide hätte ich gern die Schar meiner Anhänger vermehrt.

Mein Cid ist das einzige Werk seit dem Lohengrin, das, in die Spuren dieser Oper tretend, ein in Versen und Musik tüchtiges, gesundes Machwerk bietet, welches ohne Firlefanz, Ballett und Elfen den Kampf um Liebe zweier Seelen der Welt und ihren Gesetzen entgegen zum Ausdruck zu bringen sucht, sich dabei in den Grenzen der Möglichkeit hält, wie Wagner meint: noch die alte Opernschablone verrät — kurz, es ist die achtenswerte Arbeit eines Talentes auf dem Boden, den ein Genius urbar gemacht. Es wäre immerhin Weimars würdig gewesen, bei seinem Sinn zu verharren, die gegebene Anregung auch in ihren Folgen zu erleben.

Fräulein Stehle kann meine Partie nicht singen, es ist eine hohe Sopranpartie. Umpunktieren kann ich nicht, ich müßte für Mezzosopran umarbeiten. Das tue ich nicht, denn es nimmt mir die halbe Zeit zu etwas Neuem. Frau Dustmann kann die Partie singen, und ich würde, wenn ich die Oper zurückbekomme, gleich nach Wien gehen, um dort alle Schritte zu tun. Aber im voraus ist mir dort alle künstlerische Sympathie, alles, was mich mit der Lust und der Ahnung einer neuen Aufgabe erfüllen könnte, bei einer komödiantischen Primadonna mit ihren tausend Kapricen —

versagt und im Herzen erstickt. Außerdem ist am Kärnthner Tor eine Wirtschaft, die mit Grauen erfüllt — ich hätte höchstens den ehrenhaften tüchtigen Kapellmeister Esser für mich, und man macht auch solche Rückwege nicht im Leben. Allen Schmerz, von Wien zu scheiden, habe ich den ganzen Oktober durchgemacht, als mir die erste offizielle Berufung von Wagner zukam. Jetzt ist das vorbei, es war einmal und kommt nicht wieder. Mein Stern oder Unstern treibt mich weiter, ich weiß auch schon, wohin. Wie gesagt, es erfüllt mich heute ein tiefer und ernster Schmerz, dem schönen Traum entsagen zu müssen, die Partien von Dir und Rosa zu sehen.[1] Wie hundertmal habe ich im Arbeiten Eure Stimmen zu vernehmen geglaubt — vom ersten Anfang bis zur Vollendung. Ich bin stolz auf meine Form: bei dem geschlossensten dramatischen Gang dennoch alle Rede und Gegenrede zu festen Musikstücken zu gestalten, wobei durchgehend die wirkende Melodie in den Mund des Sängers gelegt ist — nicht die uferlose Allmelodie aus Tristan, die ich nimmer nachahmen werde.

Lieber Milde! Hoffentlich lebst Du, Rosa und die Kinder wohl und wird Euch eine leidliche Zukunft, von manchen Freuden erhellt, vergönnt sein. Doppelt schmerzlich entsage ich meiner Hoffnung in Weimar, weil es auch die Freude eines längeren Zusammenseins

[1] Mein Vater wußte es nicht — er erfuhr es erst später und zwar durch Wagner — daß es Mildes selbst gewesen waren, die, ohne ihn davon zu benachrichtigen, bei der Intendanz darum eingekommen waren, daß das Werk abgesetzt werde. Daß sie nicht aus selbstischen Gründen, sondern in ganz wohlmeinender Absicht so gehandelt, geht aus folgender Briefstelle hervor. R. v. Milde an Hemsen: „Wir fingen an zu studieren, fanden aber die Sache fremd und stellenweise unsangbar, so daß uns, das Schicksal des Barbier vor Augen, bange wurde. Ich — glauben Sie mir's, war die einzige, die Geduld und Abwarten riet. Ich bin so oft mit meiner Behutsamkeit beim Beurteilen musikalischer Werke überstimmt worden, daß ich endlich aus Teilnahme für Cornelius und weil die Zeit für solche Schwierigkeiten auch zu kurz war, daß ich, ich zu dem übereilten Schritte riet, gegen die Oper als Geburtstagsoper für die Großherzogin zu protestieren ....“ Wie der Wortlaut dieses Protestes war und warum die Intendanz gleich den radikalen Plan hatte, den Cid von Weimar weg- und München auf die Schultern zu wälzen, wie es an Cornelius gemeldet wurde, ist nicht bekannt. Vgl. auch den folgenden Brief.

mit Euch zerstört. Ich wollte, es möchte in irgendeiner Weise in Weimar verlauten, daß ich völlig zufrieden sein würde, den Cid nur in Weimar mit Achtung aufgenommen zu sehen, und daß auch die glänzendste Aufführung anderswo nicht den Ersatz für etwas bietet, das nur ich empfinde und niemand beschreiben kann. Grüße Rosa, die Kinder, seid glücklich und behaltet in freundlichem Andenken

Euren Cornelius.

316. An Heinrich Porges.

München, 8. Januar 1865.
Sonntag.

Lieber Heinrich!

Eure nächsten Briefe adressiert schon: Carlstraße 29 bei Frau Stuttgarter.

Allerdings ist meine Stimmung schon etwas milder geworden; es ist damit gerade wie mit einer Wunde und dem Heilverfahren. Eingerichtet ist der Bruch wieder, aber ich muß noch lange still liegen.

Hauptsache: neulich verworrene Nachricht von Pfistermeister an Wagner, daß der Großherzog an den König geschrieben habe, er möge doch jetzt den Cid übernehmen; die dortigen Kräfte reichten nicht aus. — Seitdem schrieb ich an Milde, ihm auseinander setzend, welchen Wert ich, und warum, auf die dortige Aufführung setze. — Von Dir ist schon manchmal die Rede gewesen; Wagner braucht einen Sekretär, Partiturvertrauten; alles stimmt überein, Du müßtest das werden, sintemalen, wie Bülow meinte, Du noch nicht, gleich mir, ganz von eignen Produktionen in Anspruch genommen seist. Doch da — so wie gestern die Muchanoff (von Paris nach Wien durchreisend) Taufigs Heirat absurd fand — steht Deine Verlobung im Wege. Gib mir in Hinsicht auf diese Angelegenheit einmal eine etwaige Formulierung Deiner Forderungen, Deiner Ansichten darüber, damit es vielleicht bald zu einem bestimmten Resultat kommt. Die Bülows sind sehr nett und freundlich. Wir bilden schon so eine Art elterliche Clique gegen Wagner. So beriet ich neulich

mit Hans völlig ernsthaft, ob wir ihm eine Peri zulegen müßten oder nicht. Bülows gehen auf den Versuch aus, hier einen weiteren Kreis um Wagner zu bilden; diesen sanguinischen Unternehmungen gegenüber komme ich mir wie ein verworfener Pessimist vor.

Daß ich völlig ohne Geld bin, ist sehr schlimm, hat aber auch sein Gutes, da ich so abzuwarten gezwungen bin, wo ich sonst schon hundertmal geflohen wäre. Ich lege diese paar Zeilen als Lebenszeichen auf die Post. — Meine Audienz zieht sich denn doch sehr hin; oder muß ich speziell darum einkommen? Ich hatte bis jetzt noch gar keine rechte Schneide dazu.

Sagt Standhartner, daß ich erst von meiner Wohnung aus briefzurechnungsfähig werde. Hier ist mir Material, Geldnot, Zahnweh und alles im Wege.

Seid umarmt von

Eurem Cornelius.

317. Tagebuchblatt.

Den 13. Januar [1865].

Ich bat die Greti, daß sie schon um 7 Uhr an meine Tür klopfen sollte, faßte mir dann bald ein Herz aufzustehen, frühstückte mit Lust, da heute auch der Kaffee wegen der präzisen Stunde recht heiß war. Ich ging Schumanns Lied vom Fischerhause durch, und andres. Nun aber heißt es sich anziehn. Da hört' ich plötzlich eine Stimme an der Gangtür, die nach mir frug. Nur kein Biber, dacht' ich, der Geld haben will fürs Klavier. Doch es war Herr Baumann, der Singmeister, der Wagnersche Klavierauszüge leihen wollte, um proselytenmachende Kritiken darüber zu schreiben. Der Mann scheint eine neue Auflage vom Kantor Gottschalg aus Tiefurt zu sein, so ein Lakai in der kritischen Antichambre, ein ästhetischer Almosenausteiler an bettelarme Verständnisse. Ich erstand seine Gesangstheorie um 54 Kreuzer, wobei er mir auf einen Gulden sechs Kreuzer herausgab. Ich mußte in seiner Gegenwart das Hemd wechseln, wobei ich mich meines Ofenschirms als spanischer Wand bediente. Er erzählte mir vieles, auch noch auf dem Weg

zu einem Barbier, den er mir zeigte. Dort wurde ich ſchnell bedient, zahlte einen halben Gulden, denn, weil ich zum König wollte, kam ich mir zur Vornehmheit verpflichtet vor, obwohl dies auch an gewöhnlichen Tagen ein unſeliger Trieb iſt, der mich, und die Leute, die's herſchaffen müſſen, oft viel Geld koſtet. Es war noch nicht zehn, der Tag war hell, der Himmel blau, ich war entzückt über meine Präziſion; eilte über den Schloßplatz, die drei Treppen hinauf, die grüne Tür hinein, am Gensdarm vorbei in die Tür rechts, den langen Gang hinab, wo die Tritte auf dem Steinplaſter ſchallen. Grüßte die ehrwürdigen Hartſchiere und ging zur Holztüre hinein. Dort im amtlich geheizten Vorzimmer des Adjutanten ſaß ich eine Zeit mit einem Medaillenträger, welcher dem Adjutanten mit ſeiner ganzen Würde imponieren zu wollen ſchien. An meinem rechten Fuß war ganz vorn die Sohle etwas geriſſen und ich ſtellte denſelben vorſichtig beim Sitzen auf die wunde Stelle, was mir infolge der Beharrlichkeit etwas Statuäres gegeben haben muß. Ein hinzukommender Offizier brach das Eis des langen Wartens, indem er den Lakaien zu einer den Staatsrat unterbrechenden Meldung veranlaßte. Dann öffneten ſich die Pforten, der Oberappellationsrat Lutz eilte an mir vorüber und der Adjutant, Herr Sauer, verkündete mir mit freundlichem Händedruck die Stunde auf halb eins. Alsbald flog ich wieder hinab, ſtürmte in die Briennerſtraße und erſtand ein paar Schuhe zu ſieben Gulden. Zu einem neuen Hut reichten die Mittel nicht aus. Jetzt dachte ich in der Nähe bleiben bis es zwölf iſt und dann ſchon ein bißchen beizeit hin. So ſtöberte ich bei einem Antiquar am Dultplatz, der manches Lockende hatte, z. B. Waiblingers[1] Werke, einen großen Band Tieck, einen Band Sand. Ich nahm den Pirat und Nonansbrunnen von W. Scott. Unterdes läutete es zwölf, auf dem Platz zeigte die Kirchenuhr ſchon ein Viertel auf eins. Doch ich kam abermals völlig präzis, und wurde in den Saal gewieſen, wo ich mit vier andern zu warten hatte.

Mir zur Rechten ſtanden zwei Grafen Pappenheim, zur Linken zwei Regierungsmänner in Uniform, ein dicker Finanzmann und ein magrer Gelehrter. — — Während der Finanzmann eine lange

[1] Wilh. Friedrich W., ſchwäbiſcher Dichter (1804—30).

Audienz hatte, unterhielt sich Herr Sauer und ein andrer Offizier mit dem Gelehrten und mir. Sie sprachen vom Figaro. Sauer meinte, es wäre von Interesse zu beobachten, ob etwa die glänzende Sicherstellung in den Verhältnissen doch einen Einfluß auf Wagners Schaffen merklich machte. Ich erklärte, daß solche Dinge sich organisch nach einem in viel früherer Zeit gepflanzten Keim entwickelten, ohne durch andre Einflüsse mehr bestimmt werden zu können. Es war die Rede von meiner Oper, von Cornelius' Genesung.

Endlich öffnete sich denn auch die Audienztüre für mich. Der klare Verlauf des Gesprächs ist mir schon zum Traum geworden, ich weiß nicht mehr *wie* sich alles entspann, *was* der König zuerst fragte. Er stand wenige Schritte von der Türe im bayrischen Militärkleid, den Hut mit Federn auf dem rechten Arm. Zuerst sucht wohl das Auge das Auge, wenn man einen Menschen ansieht. Und so ging mir's bei ihm, nur daß man es schwer wieder verlassen konnte und so alles übrige nur im Überblick sah; am meisten den redenden Mund, den ein Zug von der reinsten Herzensgüte umschwebt. Seine Stimme ist halblaut, rund volltönend — sehr wohltuend. Seine Sprache reines, ungeziertes Deutsch. Die stille Furcht, etwas Kränkliches, Überreiztes in dem Wesen des gekrönten Jünglings zu finden, schwand sogleich völlig. Er ist gesund, kräftig. Sein Haupt bewegt sich zierlich, frei und schön auf dem das gewöhnliche Maß überragenden Körper. Kurz, jeder Blick, jedes Wort, dessen ich mich heute entsinne, war nur wohltuend, nur erfreuend, hatte nicht den entferntesten Beigeschmack von Einengendem oder Bedrückendem. Königswürde mit Schönheit und dem Ausdruck eines durch keinen Hauch getrübten Seelenadels gepaart, das gewährt einen erfreuenden, im Innersten wohltuenden Anblick.

318. An Josef Standhartner.

München, 14. Januar 1865 (Samstag).

Mein teurer Freund!

Gestern habe ich mit dem König gesprochen. Um dieselbe Zeit fast, als ich Dir eben schreibe. Er hatte schon eine Stunde vorher

mit vier Herren lange Gespräche gehabt. Die ersten waren zwei Grafen Pappenheim, in österreichischer Uniform, ein prächtiger Husar und ein Infanterist. Dann kam ein dicker Finanzmann und ein magrer Gelehrter. Das hätt' er schon kürzer abmachen können; zu den Grafen hätt' er sagen können: Ich kenne ja meine Pappenheimer, und zu den zwei andern: Dicker, teil' dem Magern a bissl was mit.

Doch endlich kam ich, Pappenheimer an Gesinnung, dicker Gelehrter und magrer Finanzier in einer Person und Se. Majestät haben mir, glaub' ich, dennoch die längste Audienz von allen gegeben. Weißt Du, Lieber, Wagner hat nicht unrecht in allem, es ist ein ganz besonderer Mensch, Ludwig der Zweite. — Das erste, was ich für ihn tat, nachdem ich doch schon einmal meinen Gehalt beziehe, ist, daß ich ihn im stillen zum Kaiser von Deutschland ernannte. Einzelnes weiß ich nicht, sobald ich einmal vor ihn trat, sah ich ihm nur immer in die Augen, wie einem Löwen, den man zahm machen will, und nun kam ich nicht mehr los, weiß nicht, trug er Epaulettes und Stern und dergleichen mehr! Alles Detail schmilzt in den Gesamteindruck einer bezaubernden Güte, einer ungetrübten Unschuld, eines idealen hohen Ernstes. Ich sagte im Laufe des Gesprächs: Ich bin schon ein alter Knabe von vierzig Jahren, aber Ew. Majestät zu sehen verjüngt mich, und gibt mir Mut sehr alt zu werden. Und das ist keine Phrase; es ist ihm gegenüber eine Wahrheit aus dem Herzen. In jeder Jacke oder Kutte würde dieser Mensch alle Herzen gewinnen, und jeder würde fragen: Wer ist der? Wie heißt er? Wenn er zu einer Schlägerei auf der Straße träte und sagte: Was habt ihr denn, vertragt euch doch, geh' jeder ruhig seines Wegs — es würde so geschehen und keiner würde erst fragen: Was hat der uns zu sagen?

Meine Stunde ruft mich bald zu Wagner zum Tisch und ich lass' es bei dieser telegraphischen Depesche bewenden. Baldige Nachricht ist doppelte Nachricht, und Du bist somit der erste, der ein brieflich Wort darüber hat.

Ich mußte ihm mein Leben erzählen; die Geschichte mit dem Barbier und meinem Fiasko. Wir sprachen von Dingelstedt, Semper, dem Großherzog, — Wagner — ich erzählte ihm die Fahrt nach

Basel — nannte ihm alle Teilnehmer. — Er erinnerte sich Richard Pohls. Wir sprachen von Liszt, vom Cid, von den Quellen zu diesem Stoff, von Valencia und Guillen de Castro, vom Lohengrin, Siegfried. Ob Wagner komponiere? „Ja, daß wir neulich Neues aus dem Siegfried mit Bülow gesungen hätten." Das freute ihn. Ob ich auch Klavier spiele. „Allerdings, aber nur radebrechend." Er schien nach dieser Seite was von mir zu wollen. Über die Richtung meines Cid sagte ich, daß für diese und wohl eine gute Strecke kommende Zeit der Lohengrin, wie eine Art Pol sei für musikdramatische Aufgaben — auch in Hinsicht auf Maß und Möglichkeit. Daß ich nie einen Lohengrin schreiben würde, aber nach meinen Kräften etwas Gutes leisten wolle. Ich sagte wörtlich: Ew. Majestät! Ich glaube an mich, und bin gewiß, von Schritt zu Schritt Besseres zu leisten. Als ich das von Lohengrin sagte, glänzten die Augen und er sah so etwas neben hinaus. Als er davon sprach, daß Wagner vielfach verkannt wurde und heute noch, nahm sein Antlitz einen göttlich wehmütigen Ausdruck an. Ich unterließ nicht, gleich nach dem Anfang — in betreff der Nibelungen — einfließen zu lassen, daß zur Vollendung dieses Werkes allerdings alle guten Sterne leuchten müssen, und daß Se. Majestät bereits den besten Anfang dazu gemacht habe. — Von Bülow sprach er öfter und sagte schließlich: Grüßen Sie Wagner und Bülow! Er ging in die nächste Stube — dort sah er sich nochmals um, und ich verbeugte mich nochmals und ging.

Die beiden Adjutanten beglückwünschten mich mit freudigem: Nicht wahr? worauf ich nur sagen konnte: Ja, das ist freilich das Beste, was ich bisher erlebt.

Also füttre einstweilen die Familie mit diesen fetten Brocken; die Sauce und Zutat kommt dann bald! Seid umarmt von

Eurem Cornelius.

319. An Carl Hestermann.

München, am 17. Januar 1865.

Teuerster Freund und Vater!

Freitag, den 13. habe ich Audienz bei Sr. Majestät gehabt, und gestern habe ich meinen ersten Gehalt vom Anfang Januar an mit 83 Gulden 20 Kreuzer erhoben.

Somit wäre ich denn wirklich in eine neue Stellung eingerückt und festgesetzt, und es fehlt mir nichts mehr, als der Glaube an eine Dauer dieses Zustandes in bezug auf die äußeren Verhältnisse, und an mein Gedeihen und also Verharren in demselben in bezug auf mich selbst.

Ersteres belangend, gebe ich Dir, teurer Vater, nur einige Linien der Verhältnisse, wie sie mir bis jetzt klar geworden, die Du in Deinem klaren Geiste zum Bilde gestalten mußt. Die beiden Persönlichkeiten, von deren fortgesetztem innigen Bezug mein hiesiges Leben abhängt, stehen in einer Art geistiger Liebschaft zueinander, und wie jedes derartige Paar im Konflikt mit der umgebenden Welt mit ihren präzisen prosaischen Fragen. Die Zeit, wo der Komet in seinem Lauf ein Segment der Erdperipherie durchschnitt, wo er jedem Sterblichen leuchtete und allen eine glänzende Erscheinung war, ist vorüber. Sein weiterer Verlauf ist Sache der Astronomen, die von hohen Observatorien mit guten Gläsern ihn verfolgen; die uns angeben, wann und ob er dem unbewaffneten Aug' wieder sichtbar wird. —

Du weißt, Rossini schweigt seit 25 Jahren. Er hat Lorbeeren genug, und Geld genug, um sich's wohl sein zu lassen. Ähnlich, wenn auch mit tieferliegenden Ursachen verzweigt, ist der Fall hier. Die Wirkung mindestens ist dieselbe.

Alle übrige Betätigung nach außen, als da sind Organisationen von Kunstinstituten — scheitert an dem despotischen, autokratischen Charakter des Genies. — Es soll ein Versuch gemacht werden, auch ich soll dabei mitwirken. Es wird auf ein halbes Jahr eine Probe gemacht mit einem Gesanglehrer, Friedrich Schmitt, einem alten Freund und Altersgenossen. Er hat die eigne Stimme verloren, und später durch eifriges Nachdenken im Kummer über einen

unersetzlichen Verlust — das Geheimnis der wahren Lehre entdeckt. Der bildet nun einstweilen an zwei dazu engagierten, dramatischen Individuen, Männlein und Weiblein; ich soll ihnen den allgemein musikalischen Unterricht geben. Leider ist nur die genannte Persönlichkeit eine in jeder Hinsicht rohe, ungebildete, man ist bei ihr einzig auf das praktisch etwa zu erringende Resultat hingewiesen. Ich hege keine großen Erwartungen. Scheitert aber dies Unternehmen, was dann?

Bülow, eine in jeder Hinsicht ehrenhafte, hochbegabte Persönlichkeit, ist leider bereits eine gebrochene Gesundheit. Seine große Energie, sein Ehrgeiz, seine Allseitigkeit würden das höchste Vertrauen in mir erwecken, sagte nicht ein Blick auf seinen verwelkten Körper, daß der nächste Sturm dies edle Reis brechen und entwurzeln wird. — Seine Frau, die Tochter Liszts, mit aller Anmut, Geist und Bildung begabt, gewiß von jedem verehrt, der sie kennen lernt, lebt ein leidvolles Leben zwischen dem hinwelkenden Mann und dem exzentrischen väterlichen Freund. Ihr Geschick zeigt ihr vielleicht in nicht zu weiter Ferne den flüchtenden Weg nach Rom.

Sie wäre wiederum das freundlichste bindende Glied zwischen unserm Meister und der Außenwelt, welche sich beide schroff, abweichend, gegenüberstehen. Ihr Gemahl wird sich mit seinem norddeutschen Wesen schwer Sympathien erringen, wenn er sich auch die Achtung erzwingt, sie dagegen, mit ihrer französischen Bildung, mit dem guten Willen eines in der Tat selten weiblichen Wesens könnte von der wohltätigsten Wirkung sein, wenn die übrigen Elemente dieses Kreises ihm Dauer und Wachstum versprächen.

Der edle, junge Monarch ist seinerseits in einer rein persönlichen Verzückung für den geliebten Genius befangen. Jede Störung der Außenwelt beleidigt ihn nur. Sein Großvater liebte die Kunst; Ludwig der Zweite ist verliebt in einen Künstler. Die strengen Forderungen der Zeit, der Wirklichkeit werden den engelsguten Jüngling eines Tages unsanft aus seinen Träumen aufscheuchen. Die Liebe zum Weibe wird ihr Recht von ihm fordern. Wird das alles geschehen, ohne das Fundament zu erschüttern, auf welchem das Haus des Meisters hier steht?

Nach diesen kurzen Andeutungen über den ersten Punkt, vernimm nun, gütiger Vater, einiges über den zweiten.

Mein ganzes Leben hängt nun von meinem Cid ab. Noch habe ich keine weiteren Nachrichten über Beginnen und Aufführungszeit dieses Werkes in Weimar; doch wird wohl in den nächsten Wochen etwas darüber verlauten. Dahin strebt mein Innerstes, als Komponist dieser Oper erkannt zu sein. Ich, teuerster Hestermann, bin zurzeit der am vollsten berechtigte Prätendent auf eine Nachfolge Wagners, insofern ich vernünftige Poesie in Verbindung mit einer tüchtigen und erfundenen Musik zu einem lebensfähigen dramatischen Werk zu vereinigen vermag. Wagner aber wendet sich auf weite, ferne Wege seit Lohengrin. Ich halte am Lohengrin fest, ich suche das Verständnis des Publikums, berechne die Möglichkeit der Aufführung; ich betrachte es als das höchste Ziel meines Lebens und einer mutigen, von gesundem Körper unterstützten Tatkraft, der deutschen Bühne eine Reihe von Opern zu geben, die zwischen 7 und 10 Uhr abends spielen, die sich in den von Mozart, Weber, Wagner gesteckten Grenzen halten. — Da hängt nun alles vom Cid ab — ehe der Cid in Weimar gegeben ist, kann ich von nichts reden. Doch sagen, wie ich's meine, wünschen möchte, kann ich heute schon.

Ich brauche Stille, Ruhe, Freude am Leben, um von nun an, nach einem guten Erfolg des Cid, alle drei Jahre mit einem neuen Werk fertig zu sein. Das Leben in München wird mich nur verbrauchen, ohne daß ich, ohne daß die Welt etwas davon hat. Gesteigerte gesellschaftliche Anforderungen, eine praktische handwerkliche Tätigkeit nach außen — beiden muß ich fern bleiben, alle Kraft, Zeit, nur auf das eine verwenden: Opern dichten. Meine Ansprüche an das Leben sind gering, mein geistiges Wirken hängt nur von den gewöhnlichsten Lebensforderungen ab, ist von keiner Art materieller Exzentrizität im Schach gehalten. Dagegen aber brauche ich, um zu dichten, vor allem Liebe. Ich muß gehegt und gepflegt sein, warm gehalten, von Herzen und Geistern geliebkost. Jetzt nach so langer Zeit war von Wien aus, der einzige Zug meines Herzens — nach Mainz — ohne München auch nur zu berühren. Susanne, Dich, Jungs, meine Mutter, die gute Elise, Franz und

Wilhelm — alle muß ich einmal erst wiedersehen und eine ganze Zeit nur in ungetrübtester Liebe und Freundschaft schwelgen, ehe mein Herz wieder auf ein neues Werk denkt. Aber ich habe die Pflicht des Lebens erfüllt, ich habe Euch allen genug getan; habe die schöne, glänzende Lüge, die München ist, als wahr angenommen — habe den König gesprochen — beziehe meinen Gehalt — niemand kann mich vertreiben. Aber ich weiß, mein starker Cid, der göttliche Held muß mich herausreißen, mich auslösen aus der Gefangenschaft bei den Heiden und mich wieder abliefern in die Heimat. Ich muß jetzt mein Meisterwerk schreiben, ein fröhliches, lichtvolles, melodienreiches Werk, welches eine Freude sein wird zu hören. Dazu muß ich aber irgendwo am Rhein sein, in einer seligen, friedvollen Stille, wo ich lauschen kann dem, was mir im Innersten tönt.

Hier in München — auf der kalten Hochebene: Nun und nimmer dringt mir hier ein Born aus tiefer Seele.

Ich muß schließen! Freund und Vater, Gott erhalte Dich allen und

Deinem Peter.

320. An Reinhold Köhler.

München, 24. Januar 1865.

Lieber Köhler!

Sei doch so gut und schreibe mir umgehend, sobald Du diese Zeilen erhältst, nur ein Wort über den Cid, was Du etwa darüber gehört hast, ob man ihn zu geben gedenkt — und wann? — Ich möchte mich dann erst an die Intendanz wenden mit diesen Fragen, oder um die Rücksendung meiner Partitur bitten, wenn, wie ich fast fürchte, die Sache dort nicht in Angriff genommen wird. Es wäre mir diesmal lieb, möglichst bald, nur mit einem Ja oder Nein, Wind von der Sache zu haben, da ich mich mit unruhigen Plänen trage und nach dieser Seite irgendeine Gewißheit haben möchte.

Mein teuerster Freund! Die hiesige Sache hat keine Dauer, sage aber darüber zu niemand ein Wort! Ich bin hier nur eine

Art Gemütsbedienter für Wagner und das geht nicht, dazu bin ich zu alt geworden. Ich lechze nach Freiheit, will mich in die Welt, und wenn die mich im Stich läßt, lieber in den Tod stürzen — aber wenn ich leben soll, mir selber leben. Ich bin kein Egoist — ich fühle es daran, daß ich im Kampf bin, alle die hier eine Hoffnung auf mich setzen, die ein Behagen in meinem Hiersein finden — durch Trennung zu verletzen. Ruft mich der Cid nach Weimar, so macht es sich am natürlichsten. Möchte mein Werk mich retten.

Mitten in der Unruhe meines hiesigen Verbleibens treibe ich fleißig Stoffstudien — habe Merlin von Immermann, Simplizissimus (von Bülows Vater), Ronansbrunnen von W. Scott gelesen. Ein reizendes Lustspiel von Manuel Breton de los Herreros ist das Muerete y verás. Das enthält schon im Titel die ganze Idee, aus welcher auch für die Oper etwas sehr Liebliches und selbst Ergreifendes zu machen wäre. Sodann las ich die nordischen Sagen von Müller (Lachmann), in denen einige sehr schöne sind, die ich mir notiert, wie die Egil-Saga, Gunlauga-Saga — ach, um ein paar Wochen mit Dir von dem allem zu reden!

Liebster, halte mich in treuem Andenken, es tut not! — Beim König hatte ich am 13. Audienz; er ist ein liebevoller, unschuldiger Jüngling. Die Audienz verlief gut; es hieß, ich solle ihm gefallen haben.

Teuerster Freund, Bruder meines Herzens, moralischer Mann meiner Susanne, schreib mir die paar Worte, grüße Deine liebe Mutter und Schwestern und behalte ewig lieb

Deinen Cornelius.

321. An Josef Standhartner.

München, 24. Januar 1865.
Carlsstraße 39/2 (bei Frau Stuttgarter).

Lieber Standhartner!

Oft genug habe ich mir in diesem Sommer gesagt: „Genieße dein Glück! So glücklich wirst du nie im Leben mehr sein!“ Du

weißt auch, wie gut ich alles vorher gewußt habe, wie Du mich hast bearbeiten müssen, um mich zur Reise zu entscheiden. Ich schicke das nur voraus, um mein Klagelied einzuleiten. Mein Leben hier ist wie zwischen Leben und Sterben. Es ist mir alles nicht recht. Ich bin zu nichts gut, und büße auch in einem solchen Verhältnis ganz die Schneide, die Initiative ein — ich werde dumm! Alles ekelt mich noch an — der Tisch, an dem ich schreibe — das Tintenfaß, in welches ich eintunke, die blöde, charakterlose Stahlfeder, die mir da vor den Augen herumtanzt. Ich bin heute einmal zu Hause, und sollte froh sein, daß ich's bin — aber nein — es ist eine Stimmung in mir, daß ich Kotzebues Verzweiflung neu schreiben möchte. Wagner und Bülows sind heute bei Perfall zum Tee, und ich habe speziell deshalb ja noch keine Visite gemacht, wie sie's wollten, um einmal abends für mich zu sein. Ich habe dreifaches Heimweh nach Wien.

Doch, die Zeiten sind vorbei! Unser patriarchalisches Zusammenleben, das Du und die Deinigen ebenso entbehren, wie ich, nie kehrt es wieder! Und es kann mir wohl niemand sagen, ich sehe das jetzt erst aus der Ferne so paradiesisch an, wie's immer geht beim Menschen — nein — Du weißt und Ihr wißt alle, wie ich darum gekämpft habe, wie oft ich sagte: Ich sehe so gar keine Veranlassung, meine Stube hier und alles aufzugeben.

Ich habe heute Kopfweh — das darf bei mir nicht sein — es kommt wohl von dem scheußlichen Witterungswechsel, vorgestern war Tauwetter — gestern schön hart gefroren, heute wieder Glatteis und Regen, miserabel über alle Begriffe.

Ich fürchte, Du hast einen Brief von mir mit einem kurzen Bericht über meine Audienz beim König nicht erhalten, denn als ich neulich den zweiten Brief Deiner lieben Frau empfing, mit Deinen zugefügten Zeilen, mußtet Ihr doch diesen Brief, den ich spätestens am 15. absandte, längst erhalten haben. Diese dummen Briefkasten sind hier so fatal eingerichtet, daß die Briefe statt ins Hauptloch in solche infame Nebenlöcher fallen. So fürchte ich auch, ist ein Brief nach Mainz von mir verloren gegangen. — Ach dies trostlose Nest, dies München, mit den weiten, öden Straßen, die sich so endlos dehnen. Neulich ging ich abends zu meinem Bruder:

bis man sich durch diese etwaige Arcisstraße in die Gabelsberger- und endlich die Amalien-, Theresien- oder Schellingsstraße hinabwindet und die odiöse Ludwigstraße und sich endlich in der verrufenen Gartenstraße befindet — es nimmt gar kein Ende. Nie — nie — habe ich in München auch nur einmal einen vollen frohen Tag verlebt — es ist eben meine Stadt nicht — komponieren werde ich hier nie etwas. Es vergeht kein Tag hier, wo ich nicht, wenn ich mein Inneres belausche, weit weg auf der Reise bin in Gedanken.

Draußen auf meinem Korridor geht ein so langweiliger Pendel einer Wanduhr zum Verrücktwerden. Zu einer Tasse Tee hätte ich Lust — wo möchte ich mir die bei meiner Wirtin oder dem Mädchen bestellen — ich habe gar nicht die Courage dazu — und erst über die Straße in eine Kneipe laufen? Da könnt' ich Dir nicht schreiben. Nicht einmal eine Zigarre mag ich mehr rauchen. Verzeih, daß ich Dir in dieser unanständigen Gemütsverfassung schreibe — aber es muß doch einmal geschehen. — Fremd, fremd ist mir hier alles; Heimweh habe ich. Es ist wirklich eine starke Übelkeit in meiner Seele. Fort, fort! ist mein einziger Gedanke.

Mein Verhältnis zu Wagner ist der Welt gegenüber nicht haltbar, und ich selber komme auch dabei um. Wagner weiß und glaubt es nicht, wie er anstrengt — in dieser ewigen Hitze, diesem Verschmachten seit dem „unseligen Trank". Zum Beispiel! Neulich sind wir bei Frau von Bülow! Wagner nimmt alsbald den Firdusi von Schack zur Hand und liest eine Anzahl Gesänge von Rostem und Suhrab vor. Unterdes wird Bülow mit seiner Stunde fertig — es dauert keine 12 Minuten — so sind wir tief in Tristan und Isolde drin — der erste Akt wird ganz gesungen. Unterdes wird der Tee serviert — wir haben kaum eine halbe Tasse getrunken, so ist Wagner tief im Erzählen seines Parzival drin — und das geht den ganzen Abend, bis wir uns trennen. Nun denke Dir dabei die arme kleine Heintz, eine recht talentvolle Berliner Schülerin von Bülow. Sie hört (ein Mädchen von 16—17 Jahren) zum erstenmal Tristan — dann die Erzählung von Parzival — dann gibt ihr Bülow die Meistersinger und Tristan mit, und sie liest noch bis zwischen 3 und 4 Uhr morgens die beiden Texte hintereinander, wobei glücklicherweise in den Meistersingern 14 Seiten

fehlen, wodurch doch die Arbeit etwas erleichtert wird. Aber so geht's nicht einmal, sondern fast immer. Von sich sprechen, lesen, singen muß unser großer Freund, sonst ist ihm nicht wohl. Deswegen begehrt er auch immer nur nach einem intimen Kreis, weil es mit andern Leuten nicht so geht. — Von dem Moment an, wo ich — nachmittags um 2 Uhr — bei ihm esse — ist an kein Loskommen mehr zu denken, das gelingt nur ausnahmsweise, und das ist ein Zustand, der mich umbringt. Und sagen kann ich ihm das nicht. Es wäre ungerecht, grausam — er versteht es nicht — ahnt nicht, wie mir solches Zusammensein Mark aus der Seele saugt, wie ich die Einsamkeit, vor allem aber die Freiheit brauche. —

Daß er uns aus Siegfried singt, wie dankbar muß man ihm dafür sein. Aber daß er mit derselben Salbung die ganze große Szene des Fliegenden Holländer vorträgt!!

Nun darüber sind wir ja einig!!

Aber auch mit den Bülows bin ich über das alles einig. Das sind vortreffliche Menschen! Die Cosima ist ein seltenes Wesen, das echte Kind Liszts, ein liebes Weib; voll Güte und Verstand; nicht allein Esprit, sondern auch Humor hat sie. Wagner schätzt auch beide sehr hoch — und weiß, was er an ihnen hat. Aber der arme Bülow! Seine Gesundheit ist untergraben! Ach, sein Zustand soll sehr bedenklich sein. Sage das niemand! Es ist sehr betrübend. Und gerade er wäre der einzige, welcher nach außen repräsentierend hier mit Publikum und Welt etwas zuwege bringen — und Dauer verbürgen könnte, aber da muß man fürchten, daß jeder rauhe Augenblick ewigen Schaden anrichtet. Arme Cosima! Wenn einmal die ganze Last dieser tragischen Lebensverwicklungen auf Dir hängen bleibt. Bei Bülows bin ich gern. Sie sind mir gut. Beide sind Menschen vom edelsten Schlag.

Donnerstag, den 26.

Gestern hätte ich die Fortsetzung meines Briefs: Kehrseite der Medaille überschreiben mögen, denn ich hatte einen guten Tag, und mein guter Humor war ein geistiger Körper aus lauter solchen Atomen von Sauerstoff, wie drüben der Stickstoff, den ich Dir — nicht auseinandersetzte, sondern aus der Seele, wo er mich beengte.

nur so hinblies. Es scheint die Krisis meines Wiener Heimwehfiebers gewesen zu sein. Gestern ließ ich mir den Wiener Zopf — die langen Haare, die dort noch gewachsen waren, von einem hiesigen Friseur herunterschneiden. Ich gab dem Mann einen Gulden — da sieht man, wo bei unsereinem, bei uns Lumpen (nous sommes tous des gueux, sagt Liszt), das Geld hinfliegt. Aber ich dachte mir: Wann läßt du dir um Gottes willen einmal wieder das Haar schneiden? Es wäre nur imaginär, und in der Tat ein Betrug an dem Ehrenmanne, hier sparen zu wollen. Mit einem halben Gulden hätte ich ihn ohnedies nur alltäglich hochachtungsvoll gestimmt, und es ist keine Kleinigkeit, um den halben Gulden mehr einen Philister in eine gewisse andächtige, traumhafte Stimmung zu versetzen. Dem Außergewöhnlichen des Faktums entspreche das Honorar. Möchten die hohen Intendanzen bei meinem Cid denselben Grundsatz befolgen, so bringt's mir's wieder ein.

Denk Dir, gestern hörte ich das Op. 102 von Beethoven, womit wir, wenn ich nicht irre, unsern Abschied in Tönen gefeiert. Bülow spielte es mit einem hiesigen tüchtigen Cellisten: Müller. Zuerst muß ich sagen, welches Vieh ist man, wenn man von Beethoven — etwas schlecht finden will, man zieht immer den kürzern. So geht es mir mit der Schlußfuge. Sie ist ganz kostbar, wenn sie virtuos gespielt wird. Nur bei der Umkehr des Themas, weißt Du, vor dem Halt auf der Dominante von H, sind etwa 16 Takte, die einem nicht recht eingehen wollen — aber das ist halt humoristisch gemeint — eigensinnig launig, und man nimmt es, wenn es sich auch bei näherer Bekanntschaft nicht ganz koscher erweisen sollte, was ich nun dennoch glaube — als Eigensinn, Übermut der Laune, als den Witz einer souveränen Musikseele. Der ganze Satz ist ja der sprudelndste köstlichste Humor! Was soll man aber von allen andern Sätzen sagen, es ist Beethoven Nr. 1 vom feinsten Kaliber, und nun gar, wenn man es hört, wie es gedacht ist, für Cello!

usw.

Außerdem spielten sie eine — mir widerliche — Sonate von Alkan[1] — die indes, um gerecht zu sein, viel interessante „Mache", wie Laurencin sagen würde, enthält. — Aber dafür spielte der Müller auswendig eine von den Bachschen Cellosonaten in Dmoll! Ganz so kostbar und tiefsinnig wie nur etwas von dem ewig Großen. Da wird man des männlichen, edlen Instrumentes doch froh, das schwelgt so göttlich trübselig in den tiefen Lagen! Ich bin sehr gespannt, das ganze Opus zu studieren. Außerdem erfreute uns Bülow schon manchmal durch sein unvergleichliches Spiel. Unvergleichlich — denn so spielt wiederum nur dieser ganz besondere Geist, der glücklicherweise eine so durchbildete Technik hat, daß ihm nichts versagt. Vor allem rührt einem bei Bülow diese Kunstfrömmigkeit, die gespannteste Andacht, mit welcher er sich der getreuen Widerspiegelung des geistigen Inhalts hingibt. Ich habe noch keinen Moment bei ihm gemerkt, wo einmal auch nur um einen Gran diese gesteigertste Gewissenhaftigkeit sich vermindert hätte, mit welcher er bis in den kleinsten Punkt hinein den Buchstaben erfüllt, um dem Geist völlig gerecht zu werden. Von ihm die Dörffelsche Asdur-Sonate, die Schubertsche Amoll, wie neulich Sonntag bei Wagner zu hören, ist ein Musengottesdienst. Er spielte mir auch Römische Blätter von Liszt. Darunter ein Ave Maria von Arcadelt[2] — ein Juwel unter den Lisztschen Transkriptionen. Die spanische Rhapsodie — ein von Virtuosenlaune durchsprühtes geistvolles Stück. Auch zwei Etüden, für Stuttgart geschrieben — weniger, besonders sein Gnomentanz merkwürdig mendelssohnisch. Ein andres Stück verbindet das altkatholische Requiem und das Ave-verum von Mozart sehr geistreich, ohne aber dennoch recht zu begeistern. Das höchste aber, möchte man wieder von Bülow sagen, ist sein Begleiten von Tristan! Weißt Du, man muß es kennen und sich damit geplagt haben wie ich, um einen solchen Meister völlig würdigen zu können. Ich riskierte Cosimas Ungnade, indem ich rund heraus erklärte, so spiele das Liszt nicht. Doch wußte ich es seitdem und vorher durch kleine Artigkeiten zu vergüten. Als

[1] Charles Valentin Alkan, französischer Komponist und Klavierspieler 1813—1888.

[2] Jacob Arcadelt, niederländischer Komponist um 1500—75.

ich in meine Wohnung einzog, schickte sie mir durch ihr kleinstes Kind Brot, Salz und Geld und ich füge Dir meinen poetischen Dank für das Buch Deiner lieben Frau bei:

Brot, Salz und Geld aus Kindeshänden
Beim Eintritt in ein neues Haus!
Wer könnte höh'ren Segen spenden,
Wer teilte süßre Gaben aus!

Wir glauben, daß an unsern Wiegen
Schutzengel stehen unsichtbar,
Doch sehn wir nie sie schweben, fliegen,
Kein sterblich Auge nimmt sie wahr.

Drum daß uns hütend Engel pflegen,
Wer weiß, ich zweifelte vielleicht,
Hätt' nicht Dein liebes Kind den Segen
Mir selber heut' ins Haus gereicht.

Also, Liebster, nehme ich heute von Dir Abschied, obwohl ich erst anfangen müßte, Dir alles zu sagen — aber ich will nicht länger verschieben, daß nur einmal ein Wort von Herzen zu Dir kommt. — Ich habe neulich Wagner mit den Beethovenschen Variationen imponiert, das regte ihn so auf, daß er, während ich weiterspielte, sich gleich dran gab und eine Seite Partitur schrieb.

Grüße Gustav und Carl, sie sollen mir auch schreiben — vieles von allem. Auch an Minna will ich bald einmal schreiben, wenn ich meines Lebens ganz froh bin. Grüße Seraphine nicht, denn ich bin ein Majestätsverbrecher, ihr noch nicht geschrieben zu haben. Doch ich berufe mich auf meine Mutter.

Sei umarmt, und Ihr alle

vom alten

Freund Peter.

322. An seine Schwester Susanne.

München, Dienstag 21. Februar 1865
Carlsstraße 39/2.

(Du hast es neulich prächtig geschrieben — wie ein Kommis!)

Teuerste Susanne!

Nun kommt bald dem guten Hestermann sein Geburtstag, und ich kann immer noch nicht bei Euch sein! — Mit der Ouvertüre geht es gut, sie wird ganz entsprechend; aus Motiven der Oper, deren Anlage eine ungesuchte klare Deutung zuläßt.

Erster Teil.

Cid-Thema! Die volle kräftige Betonung desselben ist auch Ursache an Ximenens Leid, daher:

Thema der Ximene — klagend und vorwurfsvoll.

Beides wiederholt sich und geht über in

Cids Liebeswerben, eine edle, versöhnende, männliche Melodie von den Violoncellen.

(Dies bildet die Mitte des ersten Teils.)

Thema der Ximene: schneidet in hohen Geigen mit verstärkter Klage ein.

Thema des Cid: demutsvoll und bittend.

Dies wiederholt und steigert sich, bis der flehende Cid sich aufrafft, in die Schlacht zu eilen.

Zweiter Teil.

Kriegsfanfare. Kampfgetümmel.
decrescendo. — Ferner Kriegsruf.

Das Thema der Ximene, in Hdur (ihrer Tonart) — besiegt von der Heldenkraft und getragen von der Idee des gottgeweihten, volksbefreienden Kämpfers wandelt sich die Klage in anbetende, jauchzende Liebe.

(Dies: Mitte des zweiten Teils.)

In dem folgenden Übergang gesellt sich Ximene in leidenschaftlich erregtem Geiste dem Kämpfenden, ihr Bild und die Hoffnung in seinem Herzen helfen den Sieg erringen.

Kriegsfanfare wiederholt, verdoppelt, anwachsend — bis zum Dritten Teil.

Intonation des Triumphmarsches, Sieg! Ximene, oder ihr Bild in des Helden Brust hat seinen jübelnden Anteil an der Siegesfreude. Beide Themen klingen ineinander — Cids Liebeswerben in doppelter, stürmischer Bewegung ringt nun nach dem sicheren, beseligenden Besitz — jenes Werben des ersten Teils bildet die Krone, den Abschluß, immer feuriger und heller tönen die Themen der Ximene, des Cid, die Kriegsfanfare nach- und ineinander, und die volle Intonation des Cid-Thema „Campeador siegge-weiht" bildet den Schluß, über dem aber Ximenens Umarmung noch bis in die letzte Note leuchtet.

Ihr werdet den lebhaftesten Anteil an diesen Wagnerstürmen nehmen! Hoffentlich werden sie bald Ruhe gönnen. — — —

Wenn sich Wagner erst wieder seiner Haut wehren muß, dann ist er erst wieder der ganze Kerl, den man bewundert und innig lieb hat.

Auch meiner Zeitsparsamkeit gegen ihn zum Trotz benimmt er sich völlig väterlich und liebenswürdig. Er mißversteht mich nie und hat immer schließlich eine gute Deutung für all mein Verhalten gegen ihn.

Also, Teuerste und Hestermann, sowie Jungs, seid umarmt

von Eurem

Peter.

323. An Carl Hestermann.

München, 27. Februar 1865.

Teuerster Freund und Vater!

Alle Glück- und Segenswünsche zum Geburtstag, lieber Hestermann! Die Ouvertüre ist komponiert! Jetzo noch instrumentiert, und dann bin ich spätestens 11. oder 12. März bei Euch!

Die Wagnerstürme glorreich zurückgeschlagen! Schon fangen andre Zeitungen an, der Augsburger Allgemeinen Zeitung auf das Leder zu steigen. Wagner und der König schreiben sich immer nur mit Mottos aus dem Lohengrin, wobei Wagner flennt. Das Ganze war eine Kabinettsintrigue! Die huldvolle, teure Majestät weiß nichts davon! —

Heute kamen die Schnorrs[1] an! Zwei dicke Wagner-Sänger! Tristan und Isolde.

O, ich habe viel zu erzählen, wenn ich komme!

Zum Geschenk mache ich Ihnen, edelster Vater, wie Sie mit Erstaunen sehen werden, die Briefmarke, daß es Sie endlich einmal nichts mehr kostet, wenn ich Glück wünsch' — und weil ich gerade Vorrat habe.

Also tausend Grüße an Susanne, Jungs und alle. Diesmal komme ich mit dem Schilde, das heißt dem Schilde des Cid, der Ouvertüre, Etikette zu diesem Zaubertrank aus Lust und Leid!

Ich umarme Euch, Gott segne Ihr väterliches, freundliches Herz!

Jetzt zu Schnorrs!

Ihr Peter.

324. Tagebuchblatt.

[München, 11. März 1865.]

— — — — — — — — So gebe ich heute, zwei Tage vor meiner Abreise, einen kurzen Überblick der hier verlebten Zeit. Ich bin recht müde. Es ist der unendlich oft wiederholte Kampf des Menschen, bis ihn einmal das ruhige, sichere Grab umschließt. Seit der gestrigen aufregenden Szene bei Wagner fühle ich mich so angegriffen. Ein paar recht herzliche, fröhliche Tage in Mainz würden mir gut tun, ehe ich in das aufregende Weimar gehe. Ach, wie ich mich darauf freue! Susanne! — Also nur einige Aphorismen: Schon vor dem 12. Februar war das Gerücht von Wagners Ungnade allgemein verbreitet. An dem genannten Tage war Tannhäuser. Die Vorstellung war gut, das Publikum laut, und Wagner wurde

[1] Ludwig und Malwina Schnorr von Carolsfeld.

am Schlusse gerufen. Der König war nicht drin. Nun glaubte alles an die Ungnade, und es war vielleicht schon eine Art Zeichen von Opposition, daß man den populären Tonsetzer hervorrief.

Nun kam die stürmische Woche; es erfolgten zuerst einige grimmig beißende Notizen und offiziös bestimmte Nachrichten über Wagners Ungnade. Besonders wurden von Wagners „Genossen" Dinge angedeutet, die man heute noch verschweigen wolle, sodann wurde gesagt, sie hätten ihre Beziehungen zum Hofe mißbraucht. Dann erschien wohl Samstag, den 18. Februar ein langer Anklageartikel, überschrieben: Richard Wagner und die öffentliche Meinung. Ich vergesse zu sagen, daß vorher Wagner gegen die Notiz, daß er bestimmt in Ungnade gefallen und bereits von München abgereist sei, drei Zeilen an die Redaktion mit dem Inhalt „unwahr" eingesandt hatte. Nun verbreitete sich dieser Artikel in maßlosen, gehässigen Angriffen gegen Wagners Verschwendung, daß er auf Kosten seines königlichen Gönners den Krösus spiele, daß er seine größeren Vorgänger verachte, kurz, daß er die Schuld sei, wenn sich immer drohender eine Wolke lege zwischen König und Volk. Darauf war nun am Sonntag Sitzung bei Bülow, worin die Entgegnung beraten wurde; auch Pecht, der langjährige Freund, war gegenwärtig. Den ganzen Abend, bis gegen 1 Uhr, schrieb dann Wagner an seiner Entgegnung. — Ich, der ich die ganze Woche über vollkommne Ruhe behauptet hatte, war über den Angriff so außer mir, daß ich mit kurzen Worten meinen Austritt an Pfistermeister anzeigte. Dies verkündigte ich bei Bülow, da fiel alles über mich her. Ich stehe auch keinen Augenblick an, zuzugeben, daß es ein unüberlegter Schritt war, äußerlich genommen, heißt das. Denn innerlich war er natürlich, und — es war ganz das Rechte, was ich tat. Nur gab ich alsbald, erschreckt über die Empörung der Freunde, zu, daß ich bei Pfistermeister widerrufen wolle. — Das tat ich auch. Dann schrieb ich mit Bülow zugleich die Wagnersche Antwort nieder, wie er sie uns diktierte. Wir debattierten lebhaft darüber und knappten beide mit Erfolg Wagner das Übermäßige weg, wozu schließlich Bülow den guten Schluß erfand: Nicht mir, sondern der öffentlichen Meinung schuldet mein Gegner die Beantwortung dieser Fragen. — Der Artikel machte

allgemein einen so guten Eindruck, daß von nun an das Blatt sich zu Wagners Gunsten wandte. — Das Gerücht nannte allgemein Herrn Oskar von Redwitz als Verfasser des Artikels, im ganzen aber stellte sich schließlich heraus, daß es eine Intrigue des Kabinetts gegen Wagner war. Eine merkwürdige Wahrsagerin war im Februar bei Wagner und sagte: Die und die sind Wagners und des Königs Verderben. Wagner habe die Pflicht den jungen Monarchen nicht zu verlassen. Die Unterredung fing damit an: Glauben Sie an die Sterne? — und allerdings wurde der König in dem Jahre geboren, als Wagners Lohengrin vollendet war.

Seitdem haben sich die Stürme gelegt — aber das Ganze steht auf dem Punkte, daß Wagner und der König die unerhört freundlichsten Briefe wechseln, aber sich kaum einmal persönlich sehen. Sie konnten beisammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief.

Ich fühle mich müde. Ich will daher bald schlafen gehen und nur noch schnell schreiben, daß heute erst der eigentlich volle Beendigungstag meines Cid ist, indem ich das Angstkind, die Einleitung, erst heute, Samstag, den 11. März, völlig fertig schrieb.

Ich begann am 10. Februar zu komponieren und es ging, wie mir es eben immer geht, es brauchte Zeit; anfangs legte ich alles länger an, indem ich die beiden Hauptmelismen des zweiten Aktes mit in den Plan hineinzog. Da hörte Karl meine Skizzen, am Sonntag, den 26. Februar, und von dem Eindruck, den er hatte, von der Kürze und Faßlichkeit, die er wünschte, wurde ich bestimmt, jene Melismen wegzulassen, so daß nun einzig die beiden Themen, Cid—Ximene, umschlossen von dem Kampfesruf und dem Siegesmarsch den Inhalt bilden.

Und so daß nun ganz eigen die beiden Themen, welche ich vor fünf Jahren zuerst feststellte, nun auch zuletzt mich beschäftigten und das Ganze ein ringförmiges Arbeiten war.

Und gerade heute, am Tag der Vollendung bekomme ich von Weimar die Post, daß die Oper innerhalb der nächsten vier Wochen noch nicht gegeben werden kann, da die beiden Mildes die Partien nicht so schnell lernen könnten. Nun das schadet nichts; ich reise jetzt hin. — — — — — — — —

325. An seine Braut.[1]

Weimar, 23. März 1865.

Meine geliebte Bertha! Oft iſt mir ſeit der Trennung ſchon das Herz wieder in die Schuhe gefallen, aber längſt habe ich mich mit Deinem Bild in der Seele wieder zu Freude und Hoffnung erhoben. Ich ſchreibe dies an dem Sekretär meines lieben Reinhold Köhler. Aber Du kannſt Dir denken, wie diskret ich bin, daß ich noch nicht ein Wort geſagt habe, wo Köhler ſonſt immer jeden leiſen Zug meines Herzens, alle Gedichte und deren Heldinnen kannte — — —

Ich hatte in der ſtillen Wagenecke Zeit und konnte an Dich und alles denken. Wie es Nacht wurde, begleitete mich ein göttlich leuchtender Stern, der wie eine Sonne allein leuchtete. Der goß Mut in mein beengtes Herz, ich erhob mich an ihm zur Hoffnung. Dann war das erleuchtete Marburg ein freundlicher Moment. Nun war alles voll Schnee, und ſpäter wurde es eine Zeit recht kalt, die Waggonfenſter froren ſteif zu, ſo daß ich mir für meinen Stern eine kleine Luke machen mußte. Einem kleinen Bedienten oder was hatte ich meine Mütze geliehen, weil er bloßkopfs daſaß. Ich ließ ſie ihm. Habe ich Glück, dachte ich, ſo ſorgt der Himmel für eine andre Mütze — o Bertha, liebe, liebe Braut! Wirſt Du mein? Ach, wie viele Gedanken hatte ich als ich in meinen Stern ſchaute. Dein Bild, dachte ich dann, war die ſüße Lockung, womit mich Gott zur Tugend und zum Edelmut bekehren wollte. Ich war ſehr verdorben, lieber Engel, und es gehört zur höchſten Seligkeit meiner Liebe, daß ich nun wiederum bittre Reue über alles fühle, was gottlos in mir war. Vormärzlich! kann ich nun auch ſagen, liebe Bertha. Vormärzlich — vor den

[1] Er hatte ſich am Samstag, 18. März mit Fräulein Bertha Jung in Mainz verlobt. — Von den nahezu 300 Briefen an ſeine Braut eignete ſich nur ein Teil zur Veröffentlichung. Meine Mutter wünſchte, daß zu ihren Lebzeiten eine ganz beſchränkte Anzahl gedruckt werde. Nach ihrem Tode, der während der Drucklegung erfolgte, fügte ich noch über 100 Briefe hinzu. Ich wählte und bevorzugte dabei ſolche, in denen künſtleriſche Bekenntniſſe und Erlebniſſe das eigentliche Bild ausmachen, während die Worte des Liebesglückes nur die umrahmende Ornamentik dazu bilden.

Schwabenjahren war alles das. Wie aus der Tiefe eines Kerkers, durſtend und hinter Eiſengittern habe ich damals das Wort an Dich gerichtet. Da haſt Du mir aus Deinem lieben Mädchenherzen ſo kindlich, ſo gläubig geantwortet. Wohl wie das, hat mir nichts im Leben getan. Neugeboren ging ich nach vierzig Jahren aus der Stadt weg, wo mich einſt die Mutter gebar. So dachte ich, als ich in den Stern ſah: Mag es denn mit mir gehen wie es will, ich habe mich ganz wieder. Kein Künſtler, ſagte ich einſt, wird heute etwas ohne reine Sittlichkeit, ohne Ethik. Ganz in dieſem Sinne dichtete ich meinen Cid — aber ſeitdem hatte mich Wien und das Leben ſo drüber hinweg gelogen. Nicht als ob ich nicht darum gerungen hätte — ich tat es mit aller Glut — aller Leidenſchaft —, aber in ſchlecht erzogenem Gemüt. Deine freie, liebliche, gnadenvolle Antwort gab mir alles auf einmal wieder: Tugend, Männlichkeit, Feſtigkeit. Nun bin ich gefeit und ſtark gegen das Leben.

Vor mir ſtehen Köhlers ſchöne Bücher, die ſo ganz in mein Fach ſchlagen. Geſchichte des Romans von O. L. B. Wolff (in München las ich dasſelbe von Dunlop), Kletke Märchenſaal, Keller Altfranzöſiſche Sagen. Ich weiß — bis ich Dich wiederſehe — bin ich ſchon über meinem dritten Stoff. — Aber daß ich Dir nur in Kürze meinen heutigen Tag erzähle.

Ich kam nachts gegen drei hier an. Alles voll Schnee. Stieg im Ruſſiſchen Hof ab. Adreſſiert aber Eure Briefe an Herrn Dr. Reinhold Köhler, Bibliothekar, im Schmellerſchen Hauſe, — bis ich Euch eine feſte Wohnung melde. Zuerſt ſuchte ich nach dem Kaffee Reinhold auf — da ſtreckten ſich bald bewillkommnende Frauenhände aus allen Türen entgegen: Die Superintendentin! Mathilde und Eliſe. Reinhold wurde gerade raſiert. Dann ging ich mit ihm zum Marktplatz, er zur Bibliothek, ich zu Mildes. Von ihm getrennt, begegnet mir Alexander Roſt,[1] der Dichter, abgeriſſen, ſchäbig, mit roter Naſe — bei alledem ein Talent. Dann gehe ich auf's Theater zu, begrüße Goethe und Schiller — da ſtehen drei Choriſten an der Ecke. Zwei kenn' ich noch vom Barbier her: Guten Tag, meine Herrn, Sie haben gewiß ſchon rechte Schinderei gehabt, mit meiner Geſchichte? „O, die erſten drei vier

[1] A. R. 1816—75, Dramatiker, Verfaſſer volkstümlicher Schauſpiele.

Proben meinten wir, es wäre recht miſerabel ſchwer, aber dann fanden wir uns bald darein und jetzt ſingen wir's ganz gern.“ Haben Sie auch die Geſchichte mit den Boten ſchon beſetzt? „O ja, es geht ſchon ganz leidlich.“ Weißt Du, das gab mir Mut, ich ſah den Leuten ſo entſchieden einen guten Willen und gute Luſt an der Sache an, daß gleich mein erſter Eindruck ein guter war. Denn nun ging es ſchlimmer. Gerade bei den Freunden, bei Mildes, fand ich eine ſehr wenig geneigte, ja im Grunde abgeneigte Stimmung. Sie, beſonders er, hatten ſich ganz was andres erwartet, alles geſangvoll, melodiſch! Auf's Orcheſter höre ja das Publikum nicht, die Sänger verfolge es. Den erſten Akt findet Milde bei weitem den beſten. Später wäre mir Triſtan dazwiſchen gekommen. Die Partie liegt ihm viel zu tief, kurz, er hatte gar, gar keine Freude daran. Auch ihre Stimmung iſt durchaus keine dankbare. Da müſſen wir nun abwarten, liebe Bertha, umändern, den lieben Sängern Brei um's Maul ſchmieren — es uns von ihnen neu komponieren laſſen, dann wird's gewiß ſchön! — Nur Gemütsruhe! Meine teure Frau, liebes Weib, das mir gut ſein will und alles zum Glück wendet, morgen ſchreibe ich Dir wieder!

Du haſt einen Mann, der Dich liebt!

Deinen Peter!

326. An ſeine Schweſter Suſanne.

Weimar, Donnerstag, 23. März 1865.

Teure Suſanne!

Seit 24 Stunden nicht mehr bei Euch. Wie lang kommt es mir ſchon vor! Ich kam gut herüber; die Nacht in ſchmählich kaltem Zimmer. Doch ſtill, ich werde bald Wohnung haben, es wird auch bald Frühjahr werden! — Ach, mein Kind — ich kenne kein Leid und keine Lebensunluſt mehr, nehme alles gern hin, ſeit ich mich geliebt weiß. — Die Mildes haben mir gleich einen Sack voll Unbehagen über ihre Partien ausgeſchüttet, ſo daß ich dachte — nun das Schlimmſte hörſt du gleich von Anfang. Du kannſt Dir denken, wie das der Sache ſchadet, wenn Freund Milde von ſeiner Unluſt zur Intendanz ſpricht und von einem zweiten Fiasko.

Doch, ich bringe mit meiner Perle im Herzen ein unerschöpfliches Meer von Geduld mit, welches um die Perle wogt. Ich will alles tun, will ihnen den ganzen Schwamm umändern, melodisch, wie sie ihn haben wollen. Siehst Du, unterdessen hat man schon aus den Stimmen einen Klavierauszug zusammengesetzt, den ich, mit geringer Uberarbeitung einem Verleger anbieten kann! Dann hat die Presse auch ein Wort drüber! Nur Mut!

Übrigens geht alles gut, soweit ich weiß. Der Chor voll Lust und Mut. Das Orchester voll gutem Willen; mein Feind Stör ganz (buchstäblich wie ich Dir's gesagt) traktabel. Mit dem werde ich morgen Konferenz haben. Kann ich Mildes mit allen Schikanen eines willigen Herzens nicht für die Sache gewinnen, so ziehe ich mich mit Ehren zurück, oder schlage einen Bassisten vor usw. usw., wir werden's ja erleben. Bei Dingelstedt gab ich Karte ab. Soeben schlägt es vier. Diesmal bekommt Ihr fleißig Briefe. Heut abend in Fidelio. Jetzt zu Walbrül. Ich bin mir bewußt, mit einem Feuereifer für die Kunst — nichts als lernen und erleben zu wollen. So glaube ich sicher, daß auch das große Ehepaar Milde schließlich noch einigen guten Mut für dies trostlose Werk fassen werde. Wo nicht: Rückzug; Berlin. Der Chor und seine Freude dran, selbst Mildes Lob des ersten Akts ist mir einstweilen das nötige Gegengewicht, nicht außer Fassung, außer Gleichgewicht zu kommen. Gib meiner lieben Bertha die Einlage. Das Leben mag kommen mit seiner ganzen Kraft und Feindschaft; ich fühle mich stark — weise. Ich will selbst im größten Unglück ausharren, weil ich das Göttliche suche — nicht das Irdische. Bertha ist mein Weg zu Gott. — Gestern hat mir so ein schöner Stern geleuchtet. — Jetzt werden sie den Vater Jung in die Erde senken.[1] Der Mann hat mir ein für allemal die Todesfurcht erst recht benommen. Ach, Susanne, ich bin auch ein Held. Seid bei mir in Gedanken und Gebeten — auch die Schwester Marie lieb' ich über alles!

Sei ewig treu

Deinem Peter.

[1] C. traf es besonders schwer, in den ersten Tagen seines Glücks den Vater seiner Braut zu verlieren, zu dem er schon seit Jahren in einem besonders innigen Verhältnis stand.

327. An ſeine Braut.

[Weimar, 24. März 1865.]

— — Ach, alle Gedanken und die heiligſten, reinſten nur auf das Eine gerichtet: auf meine Kunſt und auf Dich! Welches Heil widerfährt mir! Wie ſelig bin ich! Morgen kommt nun auch ein Brief von Dir, meine Bertha! Und ich halte feſt daran, ſelbſt wenn es ſchwül wird in der künſtleriſchen Schlacht, Dir täglich zu ſchreiben, täglich, wenn es auch nur einen um den andern Tag zum Abſenden kommt. Ach, nun iſt die Zeit wieder da, wo ich Luſt habe, lange Briefe zu ſchreiben, mein Herz auszuſchütten! Du biſt bei mir, ich rede Dir alles vor, auch Suſanne hört zu, auch Maria, ich erzähle Euch alles. Du lachſt, Du freuſt Dich, daß Du einen Mann voll tauſend Schwänken und Schnurren haſt; Du denkſt zurück an die Studentenallee und wie Du mit der ſüßen Engelsſtimme gefragt haſt: „Bin ich Dir denn auch genug?“ Und dann an das Läuten von der Peterskirche herab und wie wir noch einmal um den Platz herumgingen. — —

Hebe Dir nun dieſe Briefe recht auf, die haben kunſtgeſchichtliche Wichtigkeit wegen dem Cid, und in der Geſchichte Deines kleinen Herzens haben ſie doch auch eine Wichtigkeit, denn Du hörſt nun vielleicht zum erſtenmal den liebenden Mann ganz aus voller Bruſt reden, fühlſt, wie er Dir huldigt, vor Dir kniet, was Du ſo ſüß leideſt, und wie er ganz nur von Dir und Deinem Lächeln lebt und abhängt. Du meine liebe weißrote Marmorſäule, wie Du da hereinkamſt am Sonntag, und wie ich die köſtlichſte Portion Eis von Deinen kleinen Händen trank! — Faſſe nun rechten Mut, meine Bertha, Du haſt keinen ſo ſchlechten Mann, als es anfangs den Anſchein hatte, geſtern nämlich — ich habe hier ſchon ein klopfendes Herz für den Cid, und es wird Dich wunderlich berühren, wenn ich Dir gleich alles erzähle. Aber ich nehme wieder den ganzen Tag hintereinander vor, und eh' ich anfange, muß ich Dir noch zweimal ſagen, wie lieb ich Dich hab', was Du mir biſt, wie ich ſelig bin.

Und biſt Du mir nicht krank geworden, und willſt Du Dich nun tröſten, daß Dir der Vater in dem Bräutigam fortlebt, und

noch dreißig Jahre Zeit hat bis zu dem ſchmerzlichſten Abſchied, wenn wir Leid und Luſt der Erde durchgekoſtet, und ganz ein Geiſt und ein Leib geworden ſind? Ach und dann, wer weiß, vielleicht gibt uns der Himmel, zuſammen zu ſterben — bei einem Schiffbruch, einer Feuersbrunſt, daß ein Grab uns beide umſchließt. — Meine Seele atmet ein tiefes Genügen aus Dir, nicht mehr reizt mich die Welt mit ihren wechſelnden Erſcheinungen, ich ruhe gehalten, geſchloſſen in Dir. Vierzig Jahre, Bertha! vierzig Jahre in der Wüſte irrte ich, von Sehnſucht befangen, bis ich Dich fand. Nun bin ich nicht habſüchtig, nun ſtreite ich nicht mit Gott um mein Schickſal. Wirſt Du mein, ſo erfüllt ſich alles ſelig und lachend. Wirſt Du mir genommen, ſo begehre ich nichts mehr von der Welt und ihrer Luſt, ſo lebe ich meiner Kunſt in Entbehrung und im Gedenken an Dich, Du biſt meine einzige legitime Liebe, Dich hat mir Gott gegeben, Du haſt mir Dein liebevolles Herz geſchenkt, Du kannſt es nicht wieder nehmen — ich will es jeden Tag beſſer verdienen. Du biſt ſchon lange Jahre mein! Ich habe nie gelitten, nie geſündigt — es iſt mir alles verziehen — es iſt mir nie Bittres und Herbes widerfahren, ich habe nie an Gott gezweifelt, nie mein beſſres Selbſt verleugnet — das habe ich nun durch Dich. Ich kann nachts im Dunkelſten ſitzen und Deiner gedenken und froh und fromm ſein wie ein Kind. Siehſt Du, ſo koſe und plaudre ich mit Dir, Du ſchmiegſt Dich an mich, Du biſt bei mir, ich bin ganz zufrieden, ganz ſelig. Meine liebe Bertha, wie durft' ich hoffen noch ſo glücklich zu ſein. Längſt hatte ich dem ſchönſten Glück entſagt, und Du gibſt mir alles wieder, ein kindlich reines Herz, alle Hoffnung eines ſchönen Zieles in der Kunſt, den Glauben an Gott. Ich bin Dein Vater, denn ich liebe Dich fromm, wie mein Kind. Du biſt meine Mutter, Du haſt mich wiedergeboren.

Teuerſtes Mädchen! Morgen iſt ja auch noch ein Tag, da ſprech' ich eingehend mit Dir über das alles, und ich komme ja doch immer wieder darauf zurück. Heute, mein Engelskind, hör' nur noch einmal die kleine Pſalmodie meiner Liebe an: daß ich Dich lieb hab', daß ich nur Dich will! daß Du mir aller Honig und alle Seligkeit biſt, daß Dein guter Mann Dich anbetet und

selbst in aller Trennung ewig nur Dich weiß und sieht. Einst wirst Du bei mir sein, im Haus, im Garten, auf der Straß', im Theater, auf Reisen, unersättlich will ich sein, nur Deinen Arm in meinem zu fühlen, nur Deinem Blick zu lauschen, und zu sehen, wie Dein lächelnder Mund die zwei Perlenbänkchen von Zähnen zeigt. Ach, nun hast Du Dein Trauerkleid an, mein Ximenchen — ich seh' Dich nicht, kann Dich mit keinem Kuß, keinem Wort trösten und lieb haben. Aber Du fühlst, wie ein Strom aus meinem Herzen in Deins geht, wie ich Dich umhege — tief aufatmend sag' ich Dir das! — Sag' der Susanne alle Hauptsachen aus dem Brief, weil ich's ihr doch nicht zum zweitenmal beschreiben kann, dafür soll sie Dir noch manches sagen, was ich ihr schnell noch in der Enveloppe erzähle!

Meine Bertha! Glaub, es lebt ein Gott! Derselbe tröstet Dich heut' mit meiner Lieb'! Derselbe wird uns vereinigen! Derselbe wird uns geben, in einem, einem Grab zusammen zu ruh'n!

Du und Dein Peter.

328. An seine Braut.

[Weimar, 25. März 1865.]

Meine Bertha!

Als ich heute morgen erwachte, lachte goldener Tag in mein Zimmer. Nachher kam mein Barbier; der klagte auch, daß Liszt weg sei, darüber klagten mir schon manche. Am Materiellen, am verminderten Fremdenverkehr, daran merken's auch die geringeren Naturen. — Gestern besuchte ich noch Walbrül, einen Düsseldorfer, einen alten Freund. Das ist ein herzlicher, redlicher Kerl. Mitglied des hiesigen ehemaligen Quartetts, vielleicht des vollendetsten, das je gespielt hat: Joachim, Stör, Walbrül, Cossmann. Nun ruht sein Schwerpunkt im Seminar, wo er den einstigen Schullehrern Violinunterricht gibt, oft vierzig und fünfzig Schüler hat, die er Duette geigen läßt. Das ist ein schöner Beruf; er verbreitet rechte Musikkenntnis und reines Spiel in dieser kostbaren Menschen-

klasse, den Volkslehrern. — Und der wird nun in meinem Cid die erste Geige mit spielen, er ist eine Stütze, denn er ist ein Ancien im Orchester, dessen geachtete Stellung Einfluß auf das Institut übt. Nun kommt mir aber das Orchester von vorneherein mit günstiger Stimmung entgegen; sie sehen auf die Liszt'sche Zeit mit Bedauern zurück, sehen in mir noch einen von den letzten Zehn vom vierten Regiment, auch habe ich mich gelegentlich meiner ersten Oper dankbar benommen und ausgesprochen. — Dann ging ich eine Karte bei Lassen abgeben. Dann in den Fidelio. Ich saß einen Akt lang blöde und entmutigt im Parterre, doch über den zweiten Akt hob sich mein Herz wieder, obgleich ich erleben mußte, wie die Kraft der armen Rosa abgenommen hat und wie wenig sie sich eigentlich mehr zu dem Heldenhaften in der Ximene eignet. Im Zwischenakt hatte ich einige Orchestermitglieder begrüßt, und Stör, der mich im Orchester erblickte, ging von weitem zwischen den Pulten durch auf mich zu und begrüßte mich. Ich machte ihm mein Kompliment, ich sagte, ich freute mich, die große Leonorenouvertüre in C zu Anfang der Oper, dann die Zwischenaktmusik richtig, wie sie Beethoven gewollt — und mit völliger Weglassung der Edur-Ouvertüre zu hören, während fast in ganz Deutschland der Mißbrauch eingerissen sei, die E-Ouvertüre zu Anfang — dann die große Leonorenouvertüre im Zwischenakt zu machen, wo sie den herrlichen dramatischen Zwischenakt gänzlich erdrückt. — Verzeih mir, göttliche Laienschwester, diese kleine ästhetische Abschweifung. Nach dem Fidelio ging ich gemäß Verabredung mit Köhler in dessen Kränzchen. Da war ich denn sehr freundlich aufgenommen, teils unter alten Bekannten. Neben mir Buchhändler Böhlau, der mir äußerst Freundliches über meine kleinen Gedichte sagte, daß er sie noch wiederholt in letzter Zeit Damen als Vielliebchen geschenkt habe. Da war Sekretär Schuchardt, ein braver Ästhetiker, Herausgeber einer Biographie des Lukas Cranach, ein freundlicher alter Herr mit feinem grauen Kopf. Er ist noch ein Überrest der Goetheschen Zeit. Assessor, vielmehr Staatsrat Berghaus, Maler Thon,[1] Maler Hummel,[2] Sohn des berühmten Virtuosen. Es war

[1] Sixtus Arnim Th., Maler und Radierer, Schüler Prellers, geb. 1817.
[2] Carl Maria Nicolaus H., Landschaftsmaler, geb. 1821.

ein sinniger Ton der Unterhaltung, fern jeder Rohheit und Bierlaune. Auch ein junger Musiker, Müller-Hartung,[1] ein neues Licht für das musikalische Weimar. Sie sind verheiratet, fragte ich ihn im Nachhausegehen. „Ja!“ — Sie Glücklicher, noch so jung und besitzen doch schon was ich noch erstrebe. — Herz, ich sehe nur den Raum so hinfliegen, merke, wie die Zeit vergeht und erzähle Dir das Beste nicht. Also höre: die Seele, die für meinen Cid gewonnen ist, ist der Kapellmeister Stör, mein Feind, seit heute mein Freund. Er kann meine Oper auswendig. Er hat sich langsam, aber um so inniger dafür erwärmt. Frage Susanne, wie ich ihr darüber gesprochen habe. Frage Susanne über die Anekdoten, die ich ihr darüber erzählt („Sanguinische Musik“). Siehst Du, Bertha, nun habe ich schon den Einen, den ich brauche. Auch den gibt mir der liebe Gott. Einen fähigen Künstler, der sich unparteiisch, ohne meinen persönlichen Einfluß, nur aus jener tiefen Kunstbegeisterung, die fast auch im niedrigsten deutschen Musiker lebt, in mein Werk eingelebt, sich von Herzen dafür erwärmt hat, mir die sinnigsten und eingehendsten Vorschläge zu Verbesserungen, Kürzungen usw. macht, so daß ich in der erhobensten, glühendsten Stimmung von ihm wegging und nun gern alles ertrage, weil ich den Einen habe, der mir Gerechtigkeit erzeigt, der mir ohne jede Überhebung den Zoll der Achtung nicht versagt, den er meinem Werke schuldig zu sein glaubt. — — — — O, unsern täglichen Brief gib uns auch heute, bis du uns zusammenführst, o Gott!! — —

Hab' ewig lieb

Deinen Peter.

329. An seine Schwester Susanne.

[Weimar, 25. März 1865.]

Meine Suse!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Du! Ich war heute bei Dingelstedt! Du wirst sehen, der wird noch mein Freund! Ich sagte ihm schließlich: Erlauben Sie mir noch das eine Wort. Nehmen Sie mich doch ein wenig

[1] Karl M.-H., Komponist und Theoretiker, geb. 1834.

menſchlich. Ich weiß ja nicht, bin ich der Menſch, für den ich mich halte, und der doch auch von einem gewiſſen Entgegenkommen begrüßt wird. Aber halten Sie doch, abgeſehen von künſtleriſchen Erfolgen, das eine feſt: daß ich für Sie und Ihr Weſen die ausgeſprochenſte Hochachtung habe: daß ich nichts will als lernen; daß ich weder ob meines erſten Fiaskos den leiſeſten Groll habe, noch auch diesmal in keinem Falle an andres als Ihren guten Willen glauben werde. Hätten Sie hinter den Gardinen geſtanden, wie ich zum König von Bayern von Ihnen ſprach, Sie hätten ſich nicht über mich beklagt uſw. uſw. Kurz, das ſchien einen gewiſſen Eindruck auf ihn zu machen, und ich habe nach dieſer Seite keine ſo drückende Befürchtung mehr. — Aber eine wahre Gottesgabe iſt mir Störs ungeheucheltes, unverkennbares Intereſſe. Ich ſag' Dir, Suſe, er weiß die Oper auswendig, beſſer als ich! Er hat mir die geſcheiteſten Vorſchläge zu Kürzungen uſw. gemacht. Er ſagte, als wir ſchieden: daß Sie hier Ihr Werk mit Freude erleben, ſoll meine Freude ſein — ich verlange keinen andern Dank; und daß Sie erzählen, ſagen, Sie haben den in mir gefunden, den Sie wünſchten. Ich ſchied mit herzlichen Küſſen und mit unauslöſchlicher, weil erkämpfter Freundſchaft von ihm.

Suſe! Mut und Hoffnung. Alles wird gehen. Jetzt zu Köhler! Morgen wieder Brief!

O, wie lieb' ich Dich!

Dein Peter.

330. An ſeine Braut.

Weimar, 26. März 1865.

Mein lieb' täglich Brot, ich muß es haben — die Stunde mit Dir zu reden. Ich weiß ja, nun kommt gewiß heute ein Brief von Dir. Solang leſe ich immer wieder den erſten, wo Du mir ſo lieb ſchriebſt und mich mit ſo ſüßen Namen benennſt. — Im ganzen ſcheinen die Aktien für den Cid nicht ſehr glänzend zu ſtehen; indeſſen war der Stern, der mir damals auf der Fahrt ſo glänzte, der Mars, und das bedeutet doch wiederum gutes für den Cid, dem der Kriegsgott juſt ſo ſonnenhell brennt. — Mildes ſind

erlöschende Menschen, ich fürchte, sie werden sich meines Cids nicht von Herzen annehmen. Doch habe ich keine törichte Bangigkeit und Voreingenommenheit. Ich war gestern bei ihnen zu Mittag. Er war unwohl und sein gestriger Anblick erregte mir eine gewisse Bangigkeit um ihn. Doch blieb er bei Tisch gegenwärtig, und sie ließen mich viel erzählen und plaudern, nahmen wohl auch selbst Anteil am Gespräch. Mit ihr stellt sich das Verhältnis jetzt erträglich her, da die Kinder so hübsch aufgewachsen sind und das Hauptinteresse auf sich lenken. Da ist der jüngste Knabe, Rudolf, ein ganz eigentümlicher Bursch, blond, schon recht groß, kühn und keck, mit einer gewaltigen Stimme, tief und voll, mit einer Behemenz im Reden und Liebkosen, einer Schlauheit und Naivität in dazwischen geworfenen Bemerkungen, daß man ihm eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkt. Man denkt sich dann gleich — das wird einmal ein Heldentenor für die Wagnerschen Partien — denn er singt rein und sicher, als ob er's gelernt hätte, zitiert eine Menge Stellen aus Schiller und Operntexten mit dem natürlichsten, keckſten Pathos. — Der ist mir nun eine Ergänzung zu der Reihe von Kindern, die ich in meinem Kreis aufwachsen sehe, und die mir Zeugnis und Hoffnung geben, daß wir im Sterben eine schönre Zeit hinter uns lassen, die unser Bestes im Herzen trägt und heilig hält. Meines Carls Lisbeth, Carl und Hans, Bülows Bony und Lulu,[1] Euer Emmerich und wieder hier der Rudi, das sind mir bleibende Eindrücke und tröstliche Versicherungen. — Denke Dir, der Großherzog nimmt Anstoß an dem in Ximenens Arie des zweiten Aktes eingeflochtenen Vaterunser! Denke Dir! — — Da heißt es nun, die Worte entstellen oder eine völlig andre Arie hinsetzen. Das ist schwer und verlangt gute Stimmung. Da muß nun Deine Wirksamkeit beginnen, mein Engel, mein treues goldnes Frauchen — Du mußt mir recht gute Worte geben und mich so beseligen, daß mir die Arbeit leicht wird und das Gute wie von selbst kommt.

Gestern ging ich zuerst zu Schöll; sie nahmen mich sehr freundlich auf und luden mich auf 3 Uhr zu sich, wo Herr Kömpel,[2] der

[1] Spitznamen für Blandine und Daniela.

[2] August K., vortrefflicher Violinist, geb. 1831.

Konzertmeister des Orchesters, bei ihnen sein wird. Ich frug Schöll um Rat wegen meiner Audienz beim Großherzog und er sagte: „Geben Sie schnell Ihre Karte bei Graf Beust ab.“ Dies tat ich. Später holte ich Köhler auf seiner Bibliothek ab; dort stellte er mich einem Musikkenner, Dr. Hase,[1] vor. Wir gingen dann zusammen nach Belvedere. Auf diesem Weg, teuerste Braut, mußte ich dem Reinhold endlich mein Verhältnis zu Dir beichten. Dort war auch ein Herr Ziegler, der sich für meine Gedichte interessiert, die denn überhaupt nach und nach sich doch ein kleines Publikum zu machen scheinen. Bertha! gibt mir Gott noch einmal eine Frist zu singen — welche Lieder wüßt' ich nun! Goldne, sonnige! — — — Nun kommt sicher auch Trost und Himmelsbrot von Dir! Die Liebe hat dann auch ihre schwermütigen Momente, wo eine verzweifelte Sehnsucht in die Ferne sich einstellt. Du liebst mich aber jeden Augenblick mit Deinem gesunden, erfrischenden, geistigen Hauch. O geliebtes Herz! Gott gebe uns zusammen! Sei mutig und ewig treu

Deinem Peter!

331. An seine Braut.

[Weimar, Montag, 27. März vormittags].

Meine über alles geliebte Bertha!

— — — — Ich knie zu Deinen Füßen, und küß unaufhörlich Deine Hand! Selige wonnige Braut! Ich bin Dein, Du bist mein, des sollst Du gewiß sein. In uns ist die Liebe! O, welch ein Jubel! Böse, mußt Du heute noch Lieder lesen, die ich andern gedichtet, und hast noch keine eignen? O, wie tausendmal recht hast Du, wenn Du sie Dir aneignest, denn wem anders gehören sie? Sie gehen alle auf das Weib aus, das mir Leben und Liebe spenden will — und keine hat es getan. Das fiel nur einer Meinen, seelenvollen Frau ein, welche Du bist, und welche auf meine Frage nur jenes unmittelbare himmlische Ja hatte, von dem

[1] Karl Alfred v. H., Sohn des berühmten Theologen, jetzt Professor der Theologie in Breslau (geb. 1842).

ich nun lebe und atme. Alle Schönheit, alle Güte des Himmels ist in Dir, Du meine liebe Braut — diese jetzige Trennung, meine Bertha, ist unsre heiligste Hochzeit — denn unsre Sehnsucht zueinander ist nun erst das unauflöslichste Band, das uns umschlingt! Ach, meine Bertha! und wären wir Engel, es werden Augenblicke kommen, wo wir in der Inbrunst erlahmen, wenn uns Gott zusammengibt — aber sieh! jetzt diese Sehnsucht — wie unendlich! wie unaufhörlich! — — — — — —

— Siehst Du, Herz — so erzähle ich Dir von allem, was mich bewegt. Alles was Du von mir hören möchtest, und wär's aus dem tiefsten Dunkel meines Herzens und meiner Erlebnisse, will ich Dir beichten, als früge mich der liebe Gott — und es ist mir eine Wollust, in ein liebendes Herz, wie Deines, jede Last, jeden Staub zu schütteln, daß es ihn mitträgt, oder in Blüten, in Gutes wandelt.

Es ist mir gar viel wert und überaus lieb, daß Du mir erlaubst, Dir meine Briefe gradaus zu senden.[1] Es ist ein Beweis Deines Mutes, Deiner Liebe. Morgen hoffe ich auszuziehen, dann werde ich Dir auch meine direkte Adresse so genau angeben, daß Deine Briefe mir augenblicklich von der Post zukommen. — Dein langer, langer Brief vom Freitag hat mich entzückt, ach, glaube mir — ich hätte schon daran genug, bis ich Dich wiedersehe — Du nennst mich mit entzückenden Namen — es überfällt mich dann ein Gefühl von Seligkeit, welches kein Lied — keine Musik aussprechen kann! Ich bitte Dich, da ich Dir bis jetzt seit Donnerstag vier Briefe, täglich einen, durch Susanne gesandt, mir alle namentlich zu quittieren. Und dann, liebe Engelsbraut! entziehe den Deinigen keinen Moment des Trostes, der Freundlichkeit um meinetwillen! Ich schwelge in Deinen Worten — sie sind eine Himmelsspeise, ich lese sie mir nachts noch mit leiser Stimme im Bett vor, ehe ich das Licht auslösche, und dann ruht Dein Brief an meinem Herzen und geht tags mit mir aus. Ach, das „Genugsein", Herz! daß Du das bezweifelst und darum ängstlich bist — darin liegt ja eben der himmlische Zauber und alles Geheimnis Deines Wesens. Glaube Bertha! von aller Ewigkeit und ehe die

[1] Die Verlobung sollte damals noch geheim gehalten werden.

Welt noch geschaffen war, wußte Gott schon, daß wir beide zusammengehören. Glaube mir, dies ist alles nur eine irdische Form für einen himmlischen Gedanken, und wenn wir einst, als zwei Tropfen vereint zum Urquell zurückströmen — wer ist seliger, als wir!

Gestern, Sonntag, war ich morgens bei Graf Beust, den ich zu Hause traf, ein feiner, guter, ehrenhafter Aristokrat, der mich mit der adligsten Freundlichkeit aufnahm. Er hatte mich schon beim Großherzog gemeldet und ich habe heute um 12 Uhr Audienz bei Sr. kgl. Hoheit. — Nachmittags war ich bei Schölls, wo Frau Sauppe, Dittenberger und Familie, eine junge aufgewachsene Welt von Mädchen und Jünglingen. Herr Kömpel, den ich Dir schon nannte, geigt vortrefflich. Morgens war ich wieder bei Stör, und ich wiederhole Dir: Der zeigt sich als Freund in jeder Hinsicht. Von morgen an werde ich Klavier in der Wohnung haben und Versuche zu Veränderungen machen. — Abends war ich im Propheten. Ach, Kind, das ist eine Aufgabe. Da ist mein Cid freilich viel ungeschickter — aber wie hoch steht er darüber in seinem poetischen Streben — in dem Punkt, von dem er ausgeht, in dem Ziel, auf das er lossteuert.

Teuerste, teuerste Bertha! Heut' morgen, vor dem Aufstehen, schloß ich noch einmal das Auge, da sah ich Dein Auge lebendig wie im Blitz über dem meinen leuchten, ganz wie es lebt und lacht. Du wirst sehen, Gott gibt uns eine besondre Kraft der Sympathie als Weihegeschenk unsrer Liebe. Bertha, Du ziehst mich im langen Kuß an Deinen Mund, und Du wehrst mir nicht, wenn ich selig lang zu Deinen Füßen knie! Gelt, mein Herz, wir sind glücklich!?

Dein Peter.

332. An Carl Hestermann.

Weimar, am 27. März 1865.

Hestermann!

Teurer Freund und Vater!

Ich komme vom Großherzog. Er hielt eine kleine Anrede an mich. Etwa: „Ich freue mich, Sie hier zu sehen. Ich kenne keine

größere Befriedigung, als ein ehrenhaftes Streben mit besten Kräften zu unterstützen. Ich freue mich besonders, daß wir Ihr Werk gerade hier erleben." —

Ich sprach meinen Dank, meine Freude aus, Weimar wiederzusehen. Ich sagte: Sie haben es mit einem gar unvollkommenen Menschen zu tun, der allen edlen Vorsätzen und Idealen nur nachhinkt.

„Jeder, der etwas Gutes und Großes erstrebt, fühlt dies Hinken, und wer erst einmal mit sich zufrieden ist, mit dem ist's aus. Kein Streben ohne Leid — das sehen wir selbst an Goethe."

Nun kamen wir auf das Nähere. Mein Gedicht, es sei wahr, habe etwas Oratorienhaftes, aber es sei schön, edel, es gefiele ihm sehr. Besonders der Monolog der Ximene im zweiten Akt — dies sei eigentlich der Kernpunkt des Ganzen. (Das hatte er sehr richtig getroffen.) Nur das Vaterunser in seinem Wortlaut könne er nicht gestatten, ich möchte es umschreiben. Ich sagte sodann, daß ich das Letzte erst hier noch zu tun habe, nämlich durch einige glückliche Konzessionen an die Sänger, mir deren größere Sympathien für das Werk zu erringen. „Nun so arbeiten Sie, lassen Sie sich's hier wohl sein, ich freue mich, daß Sie da sind." ✕ „Was wissen Sie von Liszt? usw., er schrieb mir nach dem Haag so mysteriös, es stehe ihm nicht gut, er wolle lieber davon schweigen." Ich sagte, davon weiß ich nichts Bestimmtes, meine Nachrichten schöpft' ich aus Mitteilungen seiner Tochter in München, die nur günstig lauteten. Hieran knüpfte sich längerer Austausch über München, Wagner, den König, Liszt, Bülow. — Ich sagte: Ich bedaure lebhaft Liszts Scheiden aus Deutschland, ich halte seinen Aufenthalt in Rom für das Schmollen eines bevorzugten Geistes, und dies Schmollen sollte nicht sein. — „Das klingt um so besser aus Ihrem Munde, als an Ihre Angelegenheit sich Liszts Scheiden anknüpfte." Ich sagte: Kgl. Hoheit, Liszt selber hat mir wiederholt das Zeugnis gegeben, daß ich jene Sache völlig harmlos und mit guter Miene trug, — ich bedaure, daß er es so akut genommen. — Ich sprach von „Liszt etwa in München" usw. „Das geht nicht, ich kann ihn nicht loslassen, es hängt zuviele damit zusammen."

Schließlich bat ich ihn, ihrer Kgl. Hoheit, der Frau Großherzogin,

meinen Dank dafür zu Füßen legen zu dürfen, daß sie durch den Ruf nach meinem Werk schon voriges Jahr so belebend und entscheidend auf dasselbe eingewirkt. „Alsbald nach Vollendung der Trauerzeit wird es ihr Freude machen.“ — „Ich hoffe, Sie recht oft zu sehen, wir wollen ein gut Stück über Musik sprechen. Lassen Sie sich's wohl hier sein.“ Schließlich in einem etwas erhöhten Humor, in dem das Gespräch endete, gab er mir sehr herzlich die Hand und sagte ganz jovial: „Sie wissen schon immer, daß ich gut von Ihnen denke, ich sage Ihnen das heute geradezu ins Gesicht, ich achte Sie, ich liebe Sie! Auf Wiedersehen!“

Also, edler Freund und Vater, lies das einstweilen Susanne, Bertha und allen als gute Botschaft zur Freude und Trost

von Eurem

Peter.

333. An seine Braut.

Weimar, 28. März 1865.

Es ist halb elf, geliebte Bertha, und jetzt erst komme ich zu Dir. In diesem Augenblick weißt Du bereits durch Hestermann oder Susanne meinen Besuch beim Großherzog. Gelt Herz: Dies: „ich achte Sie, ich liebe Sie“, ging auch Dir zu Herzen! Du dachtest: Ah, nun ist mein Peter ein Mann, dem sich die Welt auftut! — Du, meine Fee, hast mich das Zauberwort wohl gelehrt: Sesam, Sesam, tu Dich auf!

Es klingt mir nur eine Spieldosenmusik von lieben Worten, die Du mir gesagt hast, in der Seele, und ich muß Dir durcheinander auf einzelnes antworten. Du schreibst eine schlechte Handschrift — meinst Du — ei, Herz, es ist ja so schön, man sieht den Schlag des Herzens in so raschen Zügen wirken. Wenn ich ja diese schnell hingekrackelten Schriftzüge küsse, so habe ich ja Dich, unmittelbar Dich an meinem Munde. — — In mir ist nur eine ewig stillwogende Seligkeit — Du! Ich sprach Dir von Sünde! Ach, wer weiß es denn, ich habe vielleicht auch einmal in einer stillen gottvollen Stunde was recht Frommes getan, vielleicht einmal recht

von Herzen gebetet, einem Feind vergeben oder ihn geliebt, eine Wunde geheilt, ein unschuldig Kind gesegnet — oder wie es denn gekommen sein mag, daß Gottes unverdiente Gnade und Lust so reich auf mich herabsinkt. Nie, meine Bertha, wußte ich, was Liebe ist, bis Du, holdselige Frau, es mich lehrst, jetzt, jede Stunde, jeden Augenblick. Du hast ja eine so reiche unergründliche Seele — die öffnest Du mir ja so ganz — ich bin voll von dem Geist, der das hohe Lied gedichtet — Du bist mir Sulamith, Du bist mir alle Schönheit und Göttlichkeit, Du selbe kleine Frau mit Deiner segensvollen, kleinen Hand — Du ganz Deine liebe kleine Mutter — aber noch mehr — und mehr durch mich, mehr durch uns, Bertha! — Unser Cid — schreibst Du! O, wie mich das freut! Wie, hast Du nicht mitgedichtet an allem — vom Mutterleib an warst Du mein, mir bestimmt, für mich geschaffen, für mich geboren. Aber Gott wußte uns wohl auseinanderzuhalten, mit süßen Lockspeisen anderswohin zu lenken, daß wir nicht eher zusammenkämen, als es für uns beide zum rechten Heil gereichte. Erst mußte ich der volle Mann werden, um nun das ganze reiche Weib wie eine Blüte mir vom Baum des Lebens zu pflücken. — — — Das sind unsre Flitterwochen, meine Bertha! Im Höchsten, im Geistigsten ist unser reinstes Glück, der ewige Honig unsrer Ehe. Jetzt mich auf die Eisenbahn stürzen, nur wie in einem langen Ausatmen zu Dir fliegen, Dich küssen, Dir zu Füßen knien und wieder zurück an die Arbeit — nun ja, das wäre einmal ein Stück tausend und eine Nacht — ein erlebter Traum — aber Engelslieb — uns im Herzen — uns im Geiste ist ja alles. Wo ist Dein Vater? Bei Gott! Bei uns, in unsrer Erinnerung! O, wie lebt er mir, wie spiel' ich ihm vor, wie schmeichl' ich ihm sein lieb Kind ab. Was da lebt von seinem Fleisch und Bein, seine Frau, seine Kinder, wie lieb' ich sie. Heil mir! In alle Flammen kann ich mich lachend stürzen, von allen Türmen schweb' ich nur an der Mutter Erde Brust — denn ich habe die Liebe. Hab' sie durch Dich, meine Bertha, durch Dich nach vierzig Jahren — aber nun für alle vierzig Ewigkeiten. — — Mit meinem Cid werd' ich nun Meister und darf heiraten, das Weib an meiner Brust dichtet aber erst mein hohes Lied — das singt sie mir vor,

und ich bin nur ihr lieber Schreiber, der alles aufschreibt. Ich sagte: es sind unsre Flitterwochen! Das mach' Dir nur recht innig klar und zu eigen, welche Gabe höchster Lust uns Gott mit dieser Trennung gegeben hat. Er heiligt und weiht uns mit dieser schönen tiefen Sehnsucht. Er entrückt den Leib unsern Augen, um die Seelen so ganz ineinanderströmen zu lassen. Flitterwochen, Flitterwochen! Meine Bertha im schwarzen Kleid! Es gibt kein Leid, keine Sünde, kein vergebnes Ringen nach Ruhm, nur Dich und Dein seliges Lächeln!

Jetzt schließ' ich, liebe goldne Frau! Heut' abend bekomm' ich wohl nur Aufgewärmtes? Da lieg' ich zum erstenmal in meinem neuen Vier-Wochen-Zelt und da les' ich mir abends mit leiser Stimme noch einmal Deinen gestrigen Brief — o Herz — mein schönstes Berthachen, wo wär' der Kaiser in Indien oder der Gott in Griechenland, mit denen ich dann tauschte, wenn Du schreibst: Mein lieber Mann! — —

In mir lebt Dein Vater, Engelchen! Tröst' mir die gute Louise, all die Armen, Bedürftigen — Du bist ja reich! Gelt Herz — Du hast's zu Tausenden — zu Tausenden — nur hingeben — in einem, einem fort!

Dein Peter, Dr. der Liebe.

334. An seine Braut.

Meine Bertha! Es ist heute Mittwoch, den 29. März, um 10 Uhr morgens. Seit gestern bin ich in meiner neuen Wohnung, Breite Straße A 86, 1 Treppe. Es ist bitterer, beharrlicher Winter — aber, Du mein Kind, welcher Frühling ist in uns! Du lobst mich so heiter und freundlich, daß ich Dir täglich schreibe! O Herz, welch ein Bedürfnis, welche Not ist das für mich! Und die darf ich ja stillen, Dir schreiben, zu Dir hinknien — — — — Gestern hab' ich schon gearbeitet; heute will ich die beiden Liebesgesänge für Milde umarbeiten, jedoch mit völliger Beibehaltung der Grundgedanken. Morgen haben wir dann wohl die erste Probe. Die Umarbeitung darf mir höchstens zehn Tage nehmen. — — —

Kohlschreiber, der Orchesterdiener, hat die Stimmen gebracht, dann geht es ans Kollationieren, es ist ein tüchtiger Pack. — Am Montag war ich bei dem Souper der Kapelle. Ich zeigte Stör die zwei Zeilen von Dir. Er brachte einen Toast auf mich aus. Ich dann auf Liszt. Letzteres fürcht' ich zu Störs Unbehagen — doch es war einmal so meine Eingebung. Ach wie schwer wird das Aufhören! Aber es ist ja keins. — — Ich bin jetzt ein frommer, treuer, starker Mann. Das dank' ich Dir — Du hast mich neu geboren. — Gott gebe den Frühling draußen so wie er in uns ist, Bertha.

Du immer mit mir und ich ewig mit Dir.

Dein Peter.

335. An seine Braut.

Mittwoch abend 29. März 1865.

Meine teure Frau! Nur noch ein paar Worte heut' abend! Ich war den Tag über anhaltend fleißig, habe die beiden Liebesgesänge für Milde umgearbeitet. Es dient wahrscheinlich nur dazu, daß ihm nach und nach das Alte doch besser gefällt und er es mit einigen geringen Veränderungen dennoch singt, wie ich es anfangs schrieb. Daß ich dabei große und nicht angenehme Mühe habe, darauf kommt es nicht an. Ich bin entschlossen, alles zu tun, jedes Maß von Geduld zu erschöpfen, mich durch nichts irre machen zu lassen. Du hilfst mir ja, Du unaussprechlich geliebte Frau!

Um Deinen Brief von heute komm' ich diesmal, doch ich weiß, er ist da, und er wird mir morgen zum Arbeiten eine um so größere Erfrischung und Ermutigung sein, und heut' abend les' ich dann den vorigen noch einmal — jetzt gleich, wenn ich zu Bett gehe. Ich will Dir sagen, wie es kam. Ich hatte Köhler versprochen, mit ihm in den Mittwochsverein (zum Schlüssel) zu gehen, wo Hofrat Sauppe von Göttingen einen Vortrag hielt; dann Souper. Nun hatte ich aber Milde versprochen, ihm abends die beiden Gesänge zu bringen. Ich dachte noch früh genug fertig zu werden und saß wie auf Kohlen, weil ich Köhler nicht abgesagt hatte. Dann war's eine Lauferei zu ihm (wo ich wohl auch dachte, den

Brief zu finden!), er war schon fort, hatte den Brief in die Tasche gesteckt. Dann durch den ungeheuren Schneefall zu Mildes, wo ich doch auch zu spät kam, insofern wir die Sachen nicht mehr singen konnten wegen den Kindern. Doch er sah sich alles an. — So, Herz, ich bin müde! Gott segne Dich! Ich knie zu Dir! Gute Nacht! —

Und guten Morgen! herzensliebe Frau! O, welche Lust ist nur das, wenn sie der Himmel uns verleiht, sich gute Nacht und guten Morgen zu sagen! Mit ermüdeten Sinnen noch einen Blick in geliebte Augen zu tun, und dann mit erfrischtem, erquicktem Geist das erste Wort des langen Tags zu der geliebtesten Seele zu sagen. — Ich las gestern noch Deinen Brief, Wort für Wort, wie ein fleißiges Kind, das seine Aufgabe lernt, dann legt' ich ihn auf's Herz und schlief so recht selig ein. Um 6 Uhr erwachte ich schon. — Für eine Vernunftheirat geht unsre Korrespondenz ganz leidlich, schriebst Du neulich. Wie mich das von Herzen erheiterte. Jetzt schlägt es 8 Uhr — ich will komponieren. Du sitzest ja bei mir. Gegen 10 Uhr wird mir Köhler Deinen Brief bringen, dann end' ich diese Zeilen. So gib mir gute Gedanken, meine freundliche Frau!

Um 9 Uhr. Ja, meine liebe Bertha, in der Ehe ist es schon nicht anders, Du mußt auch des Mannes Leiden mit ertragen und ihn klagen hören. — Seit acht Tagen, daß ich hier bin, leb' ich ohne warme Stube, weder im Hôtel de Russie, noch hier in meiner Wohnung wird es warm, es ist, als ob in Weimar das Feuer nicht brennte — und nun bei diesem elenden verdoppelten Winterwetter — wahrhaftig, ich bin der Fichtenbaum, der von der Palme träumt. —

Dazu diese Stimmung mit dem Umkomponieren! — — Bald kommt Dein Brief!

Und er kam, zwischen 11 und 12 Uhr — beide auf einmal. Ach, das reißt mich wieder empor aus meiner dumpfen, fast verzweifelnden Stimmung! Bertha, Du meine Kraft, mein Mut, meine Mannheit! Vergehen und sterben möcht' ich vor Küssen und Pressen an Deiner Brust, an Deinem Mund! Wie zwei Könige werden wir sein vor den Menschen, wenn wir einmal beisammen sind. O, nun

will ich auch tadelfrei und heilig ſein — in jedem Wort, in jedem Gedanken. — — — Da liegen Deine reichen Blätter umher — ach, das kleine Zitat über die Studentenallee entzückt mich — das biſt ganz Du, daß Du mir das ſendeſt — dann ſeh' ich Deine Augen — Deinen Mund beſſer als auf dem ſchönſten Porträt! Ach, Du ſollteſt den Genieſtreich machen — dem armen Patienten ein beſonderes Labſal zu bereiten, ihn ausfindig machen, Dich erkundigen laſſen, und ihm, was er liebt, eine Partie Zigarren oder Schnupftabak oder andres, zukommen laſſen. Du biſt ja nun die lebende Dryade jener Allee, o Du mein Schatz, meine Seele. Überhaupt hab' ich utopiſche Pläne über unſer Zuſammenſein. Erinnre mich dereinſt daran! Wir wollen früh aufſtehen, fröhlich und fleißig ſein. Wir wollen ſehr einfach leben und recht ſchalten mit unſrer Einnahme, daß wir immer zum Helfen für andre übrig haben. Gelt Herz?

Dein Verbot, Dir täglich zu ſchreiben, iſt gut, weiſe, liebevoll, klug, es entzückt mich — ach, Du Holde, ſag' Du nur immer, was ich ſoll und muß, dann wird alles gut mit mir! Überwinde Dich, mich zu tadeln, mich zurechtzuweiſen, ſo hab' ich Dich doppelt lieb, wenn das möglich iſt! Schon dieſen Brief will ich nun aufſparen. Doch wenn ich Dir ſelbſt alle drei Tage nur ſchreibe — merken werden ſie's doch! — — Jetzt hab' ich mich ſchon zu einem Entſchluß durchgerungen; ich will die große Liebesſzene des zweiten Aktes nochmals völlig neu umarbeiten, und ſollt' es eine oder ein paar Nächte guten Schlaf koſten — Du biſt ja bei mir, wie ich bei Dir in der Sterbenacht des Vaters! — So ſchließ' ich für heute — ſchicke auch nicht ab, um ganz Dein Lob zu haben — Du, meine Venus und meine Minerva! Der Nachmittag und Abend wird nunmehr bei dem gereiften Entſchluß ſchon fruchtbar ſein. — Da will ich dann immer Deine Briefe hervorziehen und ſchwelgen und ſchlürfen. — Geträumt von mir? Ach Herz — hab' ich's denn von Dir? — Nein — weil wir den ganzen Tag ſo angeſpannt einander gedenken, ſo muß vielleicht Hirn und Nerv die Abſpannung des Traumes haben. Und doch träumen wir auch gewiß voneinander — nur in jenem tiefſten Heiligtum des Traumes — deſſen Pforten ſich vor der Erinnrung des Tages verſchließen — und gewiß, Du

guter Engel, nie lieben wir uns inniger, als wenn wir beide tief voneinander träumen, zur selben Stunde, und wissen es nicht mehr am Tag! — —

Zu Deinen Füßen

Dein Peter.

336. An seinen Bruder Carl.

Weimar, den 30. März 1865.
Breite Straße A. 86 Eine Treppe.

Mein lieber Carl!

Am Montag habe ich Audienz beim Großherzog gehabt. Er hat mich äußerst freundlich empfangen. Es freue ihn, daß mein Werk gerade hier zuerst zur Aufführung komme. Er wolle nicht müde werden, meinem guten Streben entgegenzukommen, die Hand zu bieten. Mein Libretto kenne er, es sei edel, schön. Besonders die große Szene des zweiten Akts. Alles, was ich ihm sagte, nahm er freundlich auf, auch die Bitte, der Frau Großherzogin persönlich danken zu dürfen.

Im übrigen sieht's noch scheu aus. Wie ich da sitze, habe ich mich vor einer Stunde entschlossen, die große Szene des zweiten Akts noch ein letztesmal umzuarbeiten, um die beiden Mildes zufrieden zu stimmen, denen alles nicht recht ist. Schon vorgestern und gestern arbeitete ich stückweis daran. Heute hat es mich einen bittern Morgen gekostet, obendrein in halb geheizter Stube bei hochliegendem Schnee — mich zu obigem Entschluß durchzuringen. Seit er gefaßt ist, bin ich auch wieder gefaßt. Nun dran und durch.

Mit Wagner schied ich versöhnt, deshalb wurden wir um den Abschied gebracht. Ich reiste nach Mainz. Dort starb während meines Aufenthalts unser alter Freund Jung.

Mein Kapellmeister Stör nimmt sich der Sache ganz brav an, wie ich Dir vorausgesagt. Er hat mir höchst sinnige und annehmbare Vorschläge zu Kürzungen und Änderungen gemacht. Ich muß

eine Strophe des Calvo — einen Boten opfern; o Gott, es ſind wehtuende Schnitte — aber wenn nur das Ganze am Leben bleibt. Das muß nun bis in die Oſterwoche hinein alles zurecht gearbeitet und in die Stimmen nachgetragen werden. Dingelſtedt nahm mich verhältnismäßig gut auf. Ich kann über niemand klagen. Bei Schöll, Köhler, Mildes, Sabinins und andern Freunden war ich wiederholt. Das Theater denke ich fleißig zu beſuchen, ſah bis jetzt Fidelio und Prophet.

Ich ſelber bin, bis auf die Wetter- und Heizverſtimmung, geſund, innerlich gehoben und froh wie nie — jetzt heißt's nur noch einmal ſich durcharbeiten. Meine Geldangelegenheit habe ich Wagners Diener übergeben. Sei bei mir, teurer Carl, in Gedanken und Gebet, grüße Frau und Kind, gegen Oſtern erhältſt Du neue Nachricht

von Deinem

Peter.

Danke doch Profeſſor Riehl für jene Annonce und berichtige ſie nachträglich: Hoftrauer, Unwohlſein der Frau von Milde — Umarbeitung.

337. An ſeine Braut.

Weimar, 30. März 1865.
Donnerstag abend.

Liebe Bertha! Eben in der Dämmerung, als ich eine lang geſuchte Wendung meiner Kompoſition gefunden hatte, fiel mir im Ausruhen dies kleine Lied für Dich ein — es rührt mich, daß es nun noch das erſte und einzige für Dich iſt — aber Du ſollſt einmal meine ſchönſte Oper haben.

Wenn wir einſt vereinte Funken
In der großen Gottesglut,
Oder Tropfen ſtill verſunken
In der Seligkeiten Flut:

Nimmer doch vergeſſen dürfte
Ich Dein Händchen ſchneeweiß, klein,
Kuß auf Kuß, den dort ich ſchlürfte,
Fiel mir noch im Himmel ein.

Da haſt Du noch ein Liebesliedchen von Deinem alten Narren, aber wenn Du ihm recht nah' biſt und recht lang, ſo will er Dir viele ins Ohr ſingen — die nur Du hörſt, nur Du! Jetzt wieder an die Arbeit! — Biſt mein! —

Freitag früh.

Grüß Dich Gott, meine Braut. Ich habe längſt gefrühſtückt, bin am Arbeiten, ich habe jetzt ſchon drei Stücke für Milde ziemlich in der Reihe — — — — Denke, Bertha — vor jetzt vierzehn Tagen war noch nichts, keine Studentenallee, kein Petersgeläut. Hat denn jemals der alte magre Turm ein ſo ſeliges Paar eingeläutet? Ach, daß dieſe Glocken Dir nun manchmal tönen, welchen Schatz, welche Luſt haſt Du daran. Der heilige Peter, der liebe Apoſtel, ſpielt Dir was vor, ſolange ſein Schützling Dir ferne iſt. — Die Änderung, die ich geſtern neben dem kleinen Lied an Dich machte, iſt gut gelungen, ſie iſt mir nun ein Pfand, daß auch das übrige ſchließlich gut wird. Ich will gleich wieder an die Arbeit gehen. O daß mir die Dämmerung und jede fortan wieder ein kleines Lied für Dich eingäbe — es ſind Küſſe Deines Dichters aus der Ferne, ach und in Deinem zarten kleinen Herzen wachſen meine üppigſten Lorbeern!

338. An ſeine Braut.

Samstag, 1. April morgens.

Liebes Herz! Der Klavierſtimmer iſt bei mir, und ich nütze die Zeit, die mir für Arbeiten verloren geht, zum Schreiben. Dann will ich aber auch bald abſenden, denn ich fühl' es innig mit Dir, welche Entbehrung Du die drei Tage getragen haſt, wo keine Poſt von dem Geliebten kam. Glaub', das iſt mein Ernſt — ich bin

jetzt stolz auf mich, lege Wert auf meine Gaben und Worte aus meinem Mund! Ach, nun weiß ich, daß Gott es gut mit mir vor hat. Auf der Höhe des Lebens, nahe der Verwirklichung eines Werkes, das mir einen Namen geben wird, gab er mir auch Dich, meine Bertha — gab er mir eine legitime Liebe, wie ich sie nie geahnt, nie begriffen! — Morgen vielleicht können diese Worte schon in Deinem Herzen sein! Da hebst Du ja alles auf, meerestief. — Nur Deinen gestrigen Brief habe ich Köhler vorgelesen, damit er einmal weiß, welch liebes Weib Du bist — nun geschieht es nie mehr. Ach, es ist ja eine Speise für so ein liebehungerndes Herz, die Sprache der Liebe zu hören. Aber er ist noch nicht 40 Jahre alt, auch ihm wird der liebe Gott noch sein Scherflein Heil und Seligkeit zugedacht haben. — Da kommt Dein Brief!!! Ein junger, blonder Briefträger bringt ihn. Möge ihm Gott eine liebe, treue Frau geben! — Ach, welch ein Brief war das, dies Dein letzter Brief von Donnerstag und Freitag — o Herz, wie Du mich lieb hast, glaube, Gott wird uns gnädig sein, und wir werden zusammenkommen — ich will mit jedem Gedanken drum beten. Ach, wie schmerzt es, daß Du nun vielleicht bis Montag früh warten mußt, bis mein Brief kommt — und hat nur ein Gedichtchen — und es sollten hundert sein! Ich soll Dir täglich schreiben? Sag's noch einmal, dann tu ich's mit erneuter Wonne, es ist ja unsre ganze Seligkeit in der Ferne — laß die Welt vergehen! Aber denk' — ich reiste nach Amerika — Batavia — Du hörtest vielleicht wochenlang nichts — die Liebe, die Gottes ist, muß ertragen helfen!

Wo Du nun hingehst, bist Du froh, stolz, als trügst Du eine Krone? — Ach Herz, so ist es ja mit mir. Du sagst, ich bin ein Sieger über alle Herzen? Aber Kind, wie gefährlich müßt' ich dann jetzt sein — wo ich mit einem Nibelungenhort im Herzen überall hingehe — wo ein heiligendes, tiefes, ruhiges Gefühl mich sanft, liebevoll, freundlich macht gegen alle Menschen. Leicht erregbar wie ich bin, schaut' ich sonst alsbald die Frauen mit dem Blick des Begehrens an, mit der heimlichen Frage an mich selbst: Könnt' es die nicht sein? — O Bertha, was Du mir nun gegeben — alle Elefanten der Welt können es nicht auf dem Rücken

tragen. Wenn der liebe Gott sich die Haare schneiden läßt, dann fällt manche selige, goldne Locke ins Erdental, die bringt unmittelbar göttliches Glück — so eine haben wir wohl in der Studentenallee erwischt! Jedes einzelne Haar davon könnte noch Menschen auf immer glücklich machen, und wir haben die ganze Locke, Freundin, Geliebte! — Heut' ist der 1. April — da werden andre gefoppt — mir kommt dieser selige Brief, wo, wo ist ein König reich wie ich? Was der liebe Gott jetzt in jedem Augenblick so flutend reich gibt, o wie will das Herz es sich sparen für Zeiten des Leids, wie will es ewig dankbar singen: Einmal hast Du mich unendlich beglückt, Vater im Himmel, jetzt will ich alles ertragen, ich kenne Dich nun, Glauben, Hoffen und Liebe raubt mir keine Macht der Welt mehr!

Die Klaviersaiten nehmen Partei für Dich, meine Bertha, sie springen und verlängern die Arbeit, daß ich meinen Brief enden soll. — Daß Maria uns so liebt und versteht, das ist ein großes Glück; sie ist ein Genius und Schutzgeist unsrer Liebe! Immer fühl' ich ihre stürmische Liebesgewalt, wie sie mir mit Tränen stammelnd ihren Segen gab. „Lieber Kerl — lieber Kerl!" sagte sie — ach sie ist mein heilig Schwesterchen. Deine teure Mutter und alle, die nun noch nicht wissen und einwilligen, sind mir jetzt wie stille Feinde — so lieb ich sie ja alle seit langer Zeit habe! Denn hätte ich alle Welt durchreist und mir mit königlichem Aufwand von Gold, Zeit und Empfehlung ein Frauenherz gesucht — und es hätte dann auch für mich empfunden — wo hätte ich die Mutter und die Geschwister mit heiraten sollen — die ich so wie die Deinigen seit schönen langen Jahren im Herzen trage? — —

Von mir geträumt hast Du, Glückliche? Wie innig hab ich mir gestern nacht beim Einschlafen gewünscht — auch daran teilzunehmen. Ach, es geschah auch gewiß, nur mein Gedächtnis ist ein Ketzer — es weiß nichts von dem Himmel meines Traums; aber in Herz und Sinnen sitzt er, in jedem Blutstropfen glüht er mit, der unbewußte Traum von Dir! — Herz! Ein wenig Zahnweh sorgt, daß ich in all meinen Himmeln an die Erde erinnert werde. Es schlägt 10 Uhr — es ist eine Probe vom Cid angesetzt. Aber ich gehe nicht hin — ich will fleißig meine Andrungen für die

Sänger vollenden, trotz Zahnweh, und dann soll es eine Lust sein, wie alles klingt!

Sonntag früh um 8 Uhr! Ich war gestern ganz fleißig, habe das Duett für Mildes neu gesetzt, daß sie hoffentlich zufrieden sein sollen. — Gestern, Bertha, war Eitner bei mir. Das ist ein Dichter und Schriftsteller aus Schlesien, alter Knabe von 60 Jahren, dessen Frau früh gestorben, und der sich nun in den alten Tagen so durchmüht. Er ist eine liebe, feine Natur. Da dacht' ich mir, wär' ich erst mit Bertha verheiratet, wie gut sollt' es so ein Freund bei uns haben, der sollte so recht kajoliert werden und nirgends lieber sein wollen als bei uns. Er ist sehr befreundet mit Köhler. Dort waren wir gestern abend, nachdem ich von Mildes kam. — — — — —

Mein Herz, meine Braut, meine Frau, jetzt hast Du lange entbehren müssen — Du aber hast mich nicht darben lassen — ach, es wird doch schön sein, wenn wieder — tägliches Regime eingeführt wird. — — Engelsherzensfrau, ich knie zu Dir hin und halt' Dich lang, lang fest!

Dein Peter.

Samstag, 1. April, gegen abend.

Heut' vor vierzehn Tagen, Bertha! So schließt heute die zweite Flitterwoche einer Ehe, die unvergleichlich ist.

Meine holde Frau, ich bin fromm und sehr heiter in meinen Gedanken — — Denke Dir, der Traum gefällt Mildes am besten von der ganzen Oper — Rosa singt ihn sehr schön, und da ist auch nicht eine Note zu ändern. — — Ich will mir Deine Briefe aus dieser Flitterwochenzeit später von einem diskreten Buchbinder in ein schönes rotes Buch binden lassen. Das soll einst mit mir begraben werden, ein Symbol des höchsten Glückes, das Gott mir auf Erden gab — ein Wanderbuch ins Jenseits. Machst Du's auch so, so kennen wir uns unter allen Engeln an den roten Büchern wieder!

Jetzt geh' ich an die Arbeit, gestärkt und geweiht von der halben Stunde, die Du neben mir auf dem Sofa saßest. Ich bin über-

zeugt, bis Palmsonntag mit allem fertig zu sein. — — Sei gewiß — wir stehen in Gottes Hand. Er fügt alles zum besten. — —

Peter.

339. An seine Braut.

Weimar, Montag, den 3. April 1865.

Liebe Bertha! Diesen Brief schicke ich nun in Gottes Namen wiederum heute ab, oder doch spätestens morgen. Es schmerzt mich, zu denken, daß Du nun meinen gestern, Sonntag früh, abgesandten Brief frühestens heut' abend oder erst morgen erhältst, während ich täglich meinen göttlichen, lieben Brief erhalte. Laß die Welt vergehen, meine Bertha! Es ist nun die dritte Flitterwoche — gestern kamen Deine Veilchen an — der ganze Brief duftete nach ihnen, noch heut' morgen, nachdem er sich von der weiten Reise an meiner Brust gehörig ausgeschlafen hatte. Ich ließ Köhler dran riechen, der noch abends zu mir kam. Gestern hatte ich einen schlimmen Tag, der aber mit Deinem Brief und Köhlers Besuch in Freude und Zufriedenheit endete. Heute muß nun die Hilfe am nächsten sein, weil die Not am höchsten ist. Lache nicht über die Prosa, Herz, ich habe keinen Kreuzer Geld mehr und erwarte meinen Münchner Gehalt mit großer feierlicher Spannung. So hatte ich schon gestern keine Zigarren mehr, dabei einen geschwollenen Backen und etwas Erkältung und Nervenabspannung in den Gliedern. Um so mehr fühlte ich die Macht Deiner Liebe, ich fühlte, wie selbst alles Entbehren leicht wird in Deiner geistigen Gesellschaft. Zwischen 4 und 5 Uhr kam Köhler, da pumpte ich fünf Groschen, sandte nach Zigarren. Abends kam Dein Brief — später noch einmal Köhler, mit dem ich dann noch ein Glas Grog trank und ihm ein Stück aus Taufigs Roman erzählte. — Was die Geldangelegenheiten betrifft, so ist es ein Jammer, daß ich nicht ein 300 Taler in der Tasche habe, nach allen Seiten den armen Lumpen zeigen muß, das beeinträchtigt schon im vornherein das Gelingen des Cid, wenn man nicht ein bißchen flott auftreten, da mit einem Kistchen Zigarren — dort mit einer Flasche Champagner — dort mit einem Austernfrühstück nachhelfen kann. Mephisto sagt nicht umsonst:

„Gleich ſchenken? Das iſt brav! Da wird er reüſſieren!“ Wir beide haben drum ſo gut reüſſiert, weil wir uns gleich das Beſte ſchenkten, was wir hatten — unſre Herzen! Ach ja, Böſe, wir haben uns recht infam beſtochen gegenſeitig, es iſt gar eine abgekartete Geſchichte zwiſchen uns, wir haben uns ſo hineingerannt, daß wir unſre ewigen Schuldner bleiben müſſen!

Da kommt wieder ein langer, lieber Brief von Dir! Kind, mein Herz bangt, daß Du Dich ſolange um Nachricht von mir ſehnen mußt. — Heute noch ſchreibe ich an Seraphine! Wie liebevoll, wie engelgut mahnſt Du mich daran; die Verſicherung, daß auch Du ihr eine liebe Freundin ſein willſt, iſt ein Gottesgeſchenk für mich und für ſie! Ich darf dann hoffen, daß auch noch einſt ihr Leben, wie Suſanneus, ſich an unſer Glück wird anlehnen können. Unſer Glück! Bertha! Und wenn uns Gott nun dieſe Krone verſagte!? Aber Liebe, Bertha, Liebe, himmelerhebende, heilige Leidenſchaft, das wiſſen wir beide, wird es ewig bleiben. Nichts kann unſre Geiſter trennen, nichts die Glut unſrer Seele mindern, mit welcher uns der Himmel geſegnet hat. — Deine Veilchen! Engelsfrau, und heut' das kleine Stückchen rot Papier — das vielleicht zufällig in den Brief kam, aber es iſt mir ein ſüßes Liebespfand — ich führ' es an die Lippen, denke dabei ſo innig Dein — Du haſt es vielleicht auch getan. Bertha — es iſt die dritte Flitterwoche — Du warſt ſchwermütig — aber Du erheiterteſt Dich im Schreiben und die Glocken riefen Dir meinen Namen zu. Meine unendlich geliebte Bertha! Sieh' auf Leid und Glück der andern — und juble mit mir, welche reine, verklärende, beſeligende Leidenſchaft Gott in unſer Herz geſenkt. Schönſte Frau — der Gedanke: „Du und ich — im Leben und Tod“, der iſt ewig der ſchönſte, der auf der Welt gedacht wird. Ein ganzer, das Gute wollender Mann — eine zärtliche, fröhliche Frau — welch' ein Paar! Komme, was da wolle, nun biſt Du mein letzter Seufzer, ich Deiner! Ich weiß ganz, ganz, wie lieb Du mich haſt, Du kannſt mich nicht lieber haben, als ich's weiß. Sag' Dir das nur in den ſehnſüchtigſten Stunden, ſag' Dir's leiſe vor: „Er weiß es ja!“ Dann wirſt Du beruhigt ſein. Mich trägt und heiligt dieſe Liebe unſäglich, das geht über alle Gedichte und Lieder, Du

biſt mein! Wie iſt nun wahr geworden: „Und eine iſt meine! Und ſchöner iſt keine, nicht eine, wie ſie!“

Nach Tiſch. Ich bleibe zu Hauſe mit meinem immer noch geſchwollnen Backen. Vor Tiſch war Meſſert bei mir. Das freute mich, er ermutigte mich, fand das Duett aus ſeiner Partie ſchön, heroiſch, es läge ihm gut, findet er. Er wurde warm bei vielem aus der Partitur, er ſagte: Da ſagen manche, es wäre kein Fluß drin — ob das Fluß iſt — es muß nur geſpielt werden! Das hat ja ſehr viel dramatiſches Leben. — Gleich fall' ihm wieder ein bißchen um den Hals, Bertha — natürlich nur in Gedanken, er lobt Dein Männchen. — Mir war es von Wert, dieſe kleine Ermunterung, während alles in allem dieſe letzten Tage doch nur einen Vorgeſchmack der Leiden brachten. Als er fort war und ich in großer Bewegung mein Bißchen gegeſſen hatte, brach ich in Tränen aus und ſagte mir einmal wieder das Sonett von Hebbel vor.[1] — — — — —

Heute aber, meine Seele, geht's mit den Abänderungen ſchon auf die Neige; morgen, übermorgen wird alles beendet ſein, dann wird's in Partitur geſetzt. Andre vorgeſchlag'ne Striche nehm' ich nicht an. Ich hab' mir's überlegt, es zerſtört mir die muſikaliſchen Formeln zu ſehr. Wenn die Sänger mit ihren Lagen befriedigt ſind, ſo mag man nachher das ganze Werk mit ſeinen Schwächen hinnehmen und hören, wie es aus dem Geiſte des Autors (Deines lieben Bubchens) hervorgegangen. — — Morgen ſchreib' ich wieder! Laß die Welt vergehen, Bertha, es ſind Flitterwochen! — Morgen muß mein Geld kommen, ſonſt bin ich doch wahrhaftig ein ruinierter Mann. Nicht einmal Briefpapier hab' ich mehr! Doch das verſchlüge nichts! Kuverts hab' ich noch viele und ich würde allen Krempel zuſammennehmen und wo nur eine weiße Stelle wäre, würd' ich draufſchreiben, mein Berthachen — ich hab' Dich lieb — biſt mein — oder ein winzig kleines Gedichtchen — und

[1] Sein Lieblingsſonett: „An den Künſtler“.

„Ob du auch bilden magſt, was unvergänglich
Durch alle Zeiten wandeln ſoll und glänzen,
Doch wird dich die, in der du lebſt, nicht kränzen,
Sie wird dir trotzen, ſtumpf und unempfänglich.“ uſw.

das wär' Dir genug. — — An Seraphine ſchreib' ich noch heut', ſag' ihr aufrichtig alles, bitt' ſie um ihren Segen, und gewiß, ſie wird mir ihn nicht verſagen! Schon bald hoff' ich, Dir ihre Worte mitteilen zu können. Gott ſegne Dich denn, Du teures Mädchen, Du liebe Freundin, Du Mütterchen, Du Pfäffchen, Du Berthchen. Ich bin Dein Hundebub und Du beißt mich und ſchlägſt mich. Gott, unſer Vater, gibt uns ja auch wieder einmal Stunden Mund an Mund, Bruſt an Bruſt. Gott ſeg'n Dich, mein Marmorſäulchen, mein liebes! Gott ſegne Deine liebe Mutter, alle Geſchwiſter und unſer beſondres Mariechen.

Dein Peter.

340. An ſeine Braut.

Weimar, 4. April 1865.

Du mein Heil, meine Freude, Glück meines Lebens! In jedem Deiner Worte empfinde ich ſo innig, wie unausſprechlich lieb Du mich haſt — eine Kirche voll Andächtiger mit Pſalmen und Chorälen und Orgelſchall kann Gott nicht mehr danken und preiſen als ich für dies Geſchenk! Auf welche Höhe iſt mein Leben dadurch erhoben, wie weit hinter mir liegt nun jene Trübnis — — — — Nun hab' ich zwei Seelen, nun hab' ich zwei Herzen, nun hab' ich einen Geiſt für die Kunſt und einen, der mir den Himmel auf die Erde träumt. Du lieb Geſchöpf. Du Erfüllung jahrelanger glühender Wünſche! Wie hab' ich darum gebetet bis ich zuletzt mit einer ermüdeten Sehnſucht ganz den Atem anhielt und in der dumpfen, peinlichen Stille, die dann entſtand, ertönte das Wort Deiner Liebe. Kann ich je den Ausdruck Deines Auges vergeſſen, als ich Dich frug: Gelt Du gehſt nicht gern mit mir? — wie tief dunkel und ernſt es da ausſah, faſt ſchmerzlich und wild. Und ſpäter frugſt Du: Bin ich Dir denn auch genug? Ach, das war eine Himmelsmuſik — nie werde ich ſo etwas komponieren, wie das klang. — — —

Mein heilig Weibchen, mein Berthachen. Ich ſagte einſt zu Carl, die Bertha nahm den Wilhelm nicht; ſie hat ein Gefühl

für mich: Ich sah mein Bild auf Deinem Boudoirtische stehen. Ach, welche Umwege mußte ich machen, bis wieder zu Dir. Als ich Montags ankam und wir abends bei Euch waren — Ihr legtet mir nur alles so auf den Teller — ich kam von Wagner, von meinem Bruder — ach welch heimatliches Gefühl wehte mich da bei Euch an. — — —

Und das Gefühl der Heimatlichkeit, des Bewußtseins, daß ich hier geliebt bin, war es, das mir damals die Verse zum dritten Oktober eingab — —

O, meine Bertha, meine Eva! · So plaudre ich mit Dir, so ergeht sich meine Seele bei Dir in den heimlichsten Erinnerungen; so will ich Dir einst alles erzählen, auch das Schlimme, und mich dann an Dich klammern und Gott bitten, daß er mich doch wie einen treuen Hund auf Deinem Grab sterben läßt — — Siehst Du, mein 30jährig Kind — wenn's die Narren von 40 einmal packt, dann sind sie die ärgsten, tollsten. O mein Heimelchen, mein Mäuschen, Du bist zärtlich, von Herzen geliebt — doted!

That sweet wee wife of mine!

Aus der heutigen fiebrischen Nacht behielt ich die Worte:

Willst mich beißen, willst mich schlagen?
O Du Böse, Du Xantippe!
Schlag nur zu! — doch mit den Locken!
Beiß nur zu! — doch mit der Lippe!

Schlag nur zu, auch mit den Händen,
Mit den milden, venusweichen!
Beiß nur zu, auch mit den Zähnen,
Mit den kleinen perlengleichen!

Denn die Wunden wirst Du heilen,
Wie's der Liebesgott ersonnen,
Und im Heilen, wie Verwunden
Blühn die gleichen Liebeswonnen!

Da gesteh' ich Dir freilich ein, die Schlußstroph' hab' ich jetzt auf dem Sofa ausgedacht, nachdem Köhler fort war. Aber was

iſt Nacht und Tag, nimms als ein kleines Dämmrungslied — es iſt ins Ohr geflüſtert — Du, mein Schatz, meine Frau, nur ein Echohauch aus Deinen Briefen.

Und da hab' ich noch kein Wort von der heutigen Klavierprobe geſprochen. Die Roſa ſang ſchon manches ganz begeiſternd, ſie gab mir die Überzeugung, ſie wird eine bedeutende Partie aus der Ximene machen. Vieles wird noch zu überſtehen ſein, Leiden werden noch reichlich kommen — aber mit der Roſa fahr' ich gut!

Heut' früh kam mein Geld aus München und der erſte Frühlingsſonnenſtrahl vom Himmel. Und ſo wird's auch einmal wieder grün! Und wie diesmal!

Mein Herz, küß Dein Mutterchen

und Deinen Peter.

341. An ſeine Braut.

Weimar, 5. April 1865.

Mein Herz, meine Bertha, nun zu Dir! Es iſt ſchon halb eins, ich komme aus der zweiten Probe. Wir nahmen den dritten Akt zuerſt, dann den zweiten durch. Seit geſtern war ich in einem Atem mit den Veränderungen geblieben. Ja, Schatz, da heißt's lernen; den Schauſpielern liegt das ſzeniſche Bedürfnis im Blut, da heißt es allen rein künſtleriſchen Rückſichten entſagen. Roſa iſt halt eine göttliche Künſtlerin, ſie ſang wiederum auf der Probe den Traum mit ſolcher Begeiſtrung und ſolcher Stimmfülle, daß ihr Mann ſie mahnte, ſich doch nicht ſo anzuſtrengen. Weißt Du, Bertha, den Traum von ihr geſungen — dagegen iſt mir faſt das ganze übrige gleichgültig, das Stück hat einen großen Zug von Idealität, welche mir die Achtung edler Geiſter gewinnen muß, und darum handelt ſich's einzig. Bei den Mäkeleien der andern läuft mir oft eine Laus über die Leber, aber ich halte ſchon ſtill, wenn's nicht zu arg kommt, ich ducke unter, ich bin ja Dein Engelsmann, wie ſollt' ich nicht geduldig ſein mit den andern Menſchen. — Ich wein' ein bißchen, Berthachen, ach, ich hab' Dich ſo lieb! Es ſind ſelige Tränen. Ich kenne dieſe Stimmungen recht gut von meinem

Barbier her. Eine ſolche Probe regt alle Nerven auf. — — — — Seraphine hat ſehr zu verantworten, denn ſie hat — aber was kann ſie dafür? — die volle Blüte meiner Seele um Jahre zurückgehalten — weil ſie kein oder nur ein unerzognes Gemüt hat, weil ſie ſich ſelbſt und andre ihr unklar bleiben. Meine und Deine Freundſchaft, meine Frau, ſind eine Himmelsgabe für ſie. — — —

Siehſt Du, Herz, Du haſt mich ſo ſelig verwöhnt, heut' iſt Dein Brief noch nicht da — ſollt' ich aber auch nur eine Miene verziehen? O nein, ich bin brav, ich muckſe nicht — haben wir doch neulich den Schmerz zuſammen getragen, daß Dir das Abwarten der Verzögerung ſo leid war. Das macht klug. In allen Faſern meiner Seele, in Aug' und Herz, in Hand und Hirn ſitzt die kleine Bertha Jung, mein dreißigjährig Frauchen! Was brauch' ich ſonſt, ſie iſt ja in mir — dann kommt ein Brief nur in mein Herz, wie der Tropfen zuviel in ein volles Glas, — daß es ſelig überflutet. Rauſch, rauſch, lieb Waſſer! — — — —

Ich habe Dich wohl im Verdacht — Du machſt pekuniäre Anſtrengungen — weil ich Dir klagte! Da ſei Gott vor, Mädelchen! Die augenblickliche Klemme iſt ja vorüber, es werden noch manche kommen und ſpäter habe ich noch meine 18 Taler, dann mein Honorar zu bekommen! Alſo ſüße, liebe Frau, ſtör' uns nicht die dritte Flitterwoche mit ſolcher Mordgedanken.

Stiehl, ſtiehl für unſre lieben Zimmer, für unſer klein Haus — wo es auch ſei, das iſt ſchön, ach, das ſteht Dir ſo gut. Gott gebe, daß wir bald die Strafe für dies Stehlen in unſerm eignen Zucht- und Sittehaus abſitzen dürfen! — Ich geh' zu Tiſch! Dann kommt Dein Brief — oder morgen! Solang leſ' ich einen andern Band aus Jung Stillings ſämtlichen Werken! Laß Dich noch ein bißchen zerreißen, ſüßes Weib, von Deinem Löwen, von Deinem Tiger, von Deinem

Peter.

342. An seine Braut.

Weimar, 6. April 1865.

Eh' Du mich liebtest, dünkte fast
Der Sterne Blick mir vorwurfsvoll,
Zur Erde sank der Wimper Last
Vor ihrem goldnen Himmelsgroll.

Seit Du mich lieb hast, könnt' ich mich
Blind seh'n an ihrem Scheine ganz;
Wir sind so gleich, so brüderlich!
Ich so voll Glück, sie so voll Glanz.

Dies kleine Lied, o mein Herz, dichtete ich Dir gestern in der Dämmerung. Nun macht es doch, so gering es ist, immer einen imposanten Briefanfang, gelt Liebchen? — — —

Endlich schrieb ich auch an Seraphine. Ich bot ihr Deine Freundschaft und Briefe von Dir und bat sie um ihren Segen. Ich sagte ihr: Ich habe mich verlobt, ich habe das ewige Weib meines Herzens gefunden, mit dem ich fortan vor Gott — und hoffentlich bald vor der Welt unzertrennlich verbunden bin, in Heil und Not. Ich bot ihr zwei Freunde, wo sie sonst nur einen gehabt, eine Briefschreiberin mit fleißigen Nachrichten über mich, wo ich sonst oft so faul war und endlich doch auch eine Tasse Tee in meiner Heimat, wohin ich sie dann einladen könnte zu einer Braut und Frau, die nicht eifersüchtig sein würde. War's so recht, Herz? Sodann schrieb ich ausführlich an Wagner, hatte das endlich vom Herzen, da kam Dein Brief! Ach, welche Seligkeit! — — — Auch schreib' ich noch an meine Mutter. Doch nach beiden Seiten nichts von Brautschaft! Die vollendete Tat mag überall am besten, entschiedensten wirken. Seraphine nannte ich Deinen Namen nicht. Das wird so mehr die liebe Neugier reizen und sie wird schon zufrieden sein, soviel eher als alle andern im Geheimnis zu sein. Gebe Gott und erhalte Dir den freundlichen Willen, ihr recht gut zu sein, daß ein beseligender, voller Schein unsres Glückes auf sie fallen möge, das wäre ein wohltuender Abschluß ihres ach so verfehlten Lebens. Gott, Gott gebe es! — — —

Die drei letzten Tage haben mich sehr aufgeregt. Von Probe zu Probe zu flicken und fast einzig, um den Ausstellungen des ewig mäkelnden Milde abzuhelfen, das waren einmal für den Anfang drei schwere Tage. Aber auch schön, denn sie waren dem Kampf um meine Sache gewidmet. Da ging mir denn ein herrlicher Trost in der Rosa auf. Ich habe ihr nicht umsonst einen Sonettenkranz gedichtet — ich meine das nicht in bezug auf mich — sondern auf sie — sie ist eine ganz besondere, hervortretende Künstlernatur, sie singt schon in der Klavierprobe mit einer Glut der Seele, einem Pathos, einem Ernst. So schloß auch heute die Probe, nachdem fast alle Abänderungen glücklich festgestellt waren, schon in einer heitern Stimmung, die sich selbst auf Stör erstreckte, dem nun sichtbar an dem Werke selber sehr viel liegt und der sicherlich im Innern von der Meinung geleitet ist, daß es ihm notwendig Ehre bringen müsse, ein lebensfähiges Werk der Öffentlichkeit zu vermitteln. Über die enorme Schwierigkeit kursierten natürlich durch die Aussprüche der Sänger die übertriebensten Ausdrücke in der Stadt, die jedenfalls in betreff des Vorurteils schon viel geschadet haben. — Nun habe ich noch übernommen, einen kleinen Satz für Milde völlig neu zu komponieren! So sei noch viel unaufhörlicher in Gedanken bei mir, Du meine Frau von Gottes Gnaden — daß mir das recht gut gelingt —, sitz' neben mir am Klavier, steck' mir das Licht an und blas' es wieder aus, alles zur rechten Zeit. Mein lieb Berthachen, ich hab' Dich so lieb, sei nur ruhig, der liebe Gott wird's uns schon geben, zusammen zu leben, wie zwei Vögel im Nest, so wollen wir auch zwitschern vor lauter Lust und Glück. — — Welche Lust, welche Ruhe, heute Dir so recht behaglich zu schreiben. Heute ist ja die Pause nach dem ersten Angriff, und ich möchte sagen, das peinlichste, geistigste, die Befriedigung der beiden Hauptpartien, ist erreicht. Nun werden noch stürmische, auch arbeitsvolle Tage kommen, aber ich fürchte sie nicht, da ich, in Hinsicht auf Rosas unverkennbar wachsende Begeisterung, schon aus dem ersten Kampf siegreich hervorgegangen bin. Ach, welche Wohltat, wie mir, dem Hofmeister in tausend Ängsten, heute beim Eintritt in die Probe — sie hatten schon gesungen — Meffert besonders warm die Hand drückte und sagte: Ach, es gefällt mir immer

beſſer. — Bin ich denn brav, Berthachen, ſchreib' ich Dir denn alles recht, ach, lob' mich nur recht, über den Bohnenkönig, ach, aus Deinem Mund klingt das ſo himmliſch — — —. Ach, Dein Mann hat eine gute Schul' im Leben durchgemacht, der weiß, was das ſagen will, ein liebend Herz zu eigen zu haben. Du ſollſt's gut bei mir haben. Ich will die ewige Luſtigkeit und Herzensgüte ſein für Dich, Du mein unbeſchreiblich lieb Weibchen!

Hab' nur ewig lieb

Deinen Peter!

343. An ſeine Braut.

Weimar, 7. April 1865.

Meine Liebe! Ich bin heute noch gar nicht recht zum ruhigen Bewußtſein meines Glückes gekommen, ich war draußen, ſah viele fremde Geſichter und komme jetzt erſt ſpät am Nachmittag heim, um endlich die ſüße ehliche Pflicht des Schreibens zu erfüllen! Meine Lieder freuen Dich? Ach Herz, es ſollte Frühling ſein und ich draußen im einſamen Wald bei einem Schäfer liegen, niemand ſehen als Hund und Herde, um nur in einemfort meinen Gedanken von Dir ſchöne Formen zu geben. — — — Heut' in der Frühe kam Laſſen zu mir, der morgen in ſeine Vaterſtadt Brüſſel reiſen will, um dort eine neue Oper, lo captif, nach der gleichnamigen Novelle aus Cervantes Don Quixote aufzuführen. Er war herzlich, wir ſprachen aufrichtig von vielem, endlich frug er auch nach Dir, da ich ihm neulich bei dem Souper der Kapelle nur ganz raſch geſagt hatte, ich habe mich verlobt. So erzählte ich ihm die Geſchichte meines Glücks, er frug nach einem Porträt von Dir, da las ich ihm Deinen Brief. Sei nicht bös, nun geſchieht es niemals wieder, es war mir nur ſo beſtechend, einen alten Freund wieder warm werden zu ſehen. Er verſtand mein Glück, war gerührt und bewegt, er ſagte: Ja, das iſt Glück — Du haſt das Glück. Ich ſagte ihm dann bei Tiſch zum Troſt: Wenn Du mich beneideſt, ſo denk', Du biſt noch keine vierzig Jahre alt. — Ach, ſagte er, es liegt nicht an den Jahren, es liegt am Charakter. — Bis jetzt blieben wir zuſammen. Alte Zeiten kehren eben nicht wieder. Du weißt, er hat viele von meinen Liedern komponiert,

oft als sie kaum gedichtet waren, manche sind reizend, erschienen auch bei Gelegenheit seiner Ausgaben in englischen Übersetzungen, ich weiß nicht von wem und ob sie Dich dereinst freuen werden, wenn Du sie siehst. Er spielte und sang mir heut' vieles vor. Er ist ein bedeutendes musikalisches Talent, übertrifft mich sechsmal, ich bin ihm gar nicht zu vergleichen. Aber ich bin Dichter, gehe auf etwas ganz andres aus, und er geht eigentlich abwärts, während ich unaufhaltsam emporsteige. So hat mich nun auch die Liebe gekrönt, weil Gott wußte, daß nur eine tiefe Sittlichkeit und Reinheit bis in die leisesten Gedanken, mir in der Kunst weiterhelfen können. — — — Um auf Lassen zurückzukommen, sieh, dies bloße Spielen und Wirtschaften mit Tönen ist nicht mehr an der Zeit, und selbst das Pikanteste und Feinste in der Art wird endlich langweilig. Nur das poetische Element konnte die musikalische Kunst retten. Deshalb Wagner. Eine Polka spielte mir Lassen, die ist aber gar hübsch, wart' er will sie mir mitbringen aus Brüssel, da will ich Dir sie spielen. Da ist er ganz drin, der witzige, artige, feine Mensch. Ja, da wollte ich noch sagen: wir haben heute noch einen Tag wie in alter Zeit zusammen verlebt, vertrauten uns alles, sagten uns vieles, spielten uns vor — ich sang ihm das Lied von der Harfe und von der Droste — wir lobten uns, aufrichtig oder nicht, aber wir kommen eben nicht mehr zusammen, unsre Lebensbahnen gehen auseinander — sein captif und mein Cid, das sind Dinge, die liegen schon bergeweit auseinander. — — — Morgen, mein Berthelchen, wird's drei Wochen. Du hörst die Petersglocken läuten. Ach heute, wie ich Lassen von der Studentenallee erzählte, hätt' ich fast geweint! — Ich rauche Hanauer Zigarren — sie sind sehr gut — ich werd' auch mein ehrlich Teilchen davon hergeben. Verbiet' mir's schnell, Herz! Aber das sag' ich Dir, wenn Du mein bist, Du mußt ganz mein Kassierer sein, und dann wirst Du auch finden, daß ich sehr gut zu leiten bin. Um jedes Trinkgeld, das ich jemand geben möcht', werd' ich Dich bitten — bei mir gibt's kein Kartenspiel, keine Weinkneip' — ich leb' nur einmal und das bißchen Zeit will ich ganz mit meiner lieben Frau leben. — — — Freundlich sehen mich Vater und Mutter an — die hängen über meinem Bett — wer's

denen gesagt hätte: Vierzig Jahre wird's dauern, bis er ganz glücklich wird!

Ewig bei Dir Dein Peter.

344. An seine Mutter.

Weimar, den 8. April 1865.

Liebe, liebe Mutter!

Heute sollte eigentlich meine Oper sein, aber es ist Hoftrauer und es nehmen auch die Studien meines Werkes noch längere Zeit in Anspruch, so daß es wohl erst am Ende des Monats, oder zu Anfang Mai gegeben wird! Bis heute noch bin ich mit Änderungen beschäftigt, und werde in der Osterwoche noch damit zu tun haben an der Partitur zu flicken. Dann aber werde ich Euch bald schon den gedruckten Text nach Düsseldorf schicken können, und in der zweiten Hälfte dieses Monats, hoff' ich, geht dann alles rascher und befriedigender dem Ziele entgegen, als man bis jetzt noch glaubt. — Von meiner glorreichen Audienz bei dem liebenswerten König von Bayern hast Du längst durch Carl gehört, mein Mutterchen. Siehst Du, so führt mich die schöne Kunst immer mehr vornehme Pfade, und was solch ein stehender, oft wiederholter Zug in meinen Träumen ist, mit Königen traulich zu verkehren, kommt denn auch mit der Zeit manchmal im Leben vor. Jetzt kann ich Dir wieder von dem Großherzog in Weimar erzählen, daß er äußerst gnädig und freundlich mich in einer besondren Audienz empfing, welche mir der Graf Beust vermittelt hatte, wo er mich sehr herzlich in Weimar willkommen hieß, mir versprach, unermüdlich meinen dramatischen Versuchen entgegenzukommen und zu helfen. Er lobte mein Buch vom Cid, freute sich, daß mein Werk gerade in Weimar zuerst zur Aufführung komme, versprach, mich öfter sehen zu wollen, über Musik zu sprechen. Schließlich, nachdem wir manches über Liszt, Wagner, München geredet, er seinen Schmerz ausgesprochen, daß Liszt nicht mehr bei ihm sei, auch gesagt, der Fürstin Wittgenstein ihr Mann sei doch jetzt seit einem Jahr gestorben, warum sie sich denn nun nicht heiraten? so gab er mir sehr herzlich die Hand und sagte: ich achte Sie, ich liebe Sie! Worauf ich sagte: Gott segne Sie, Gott erhalte Sie!

Nun, Mutterchen, wird noch mancher heiße Tag durchzukämpfen ſein, aber dann weiß ich, meine Sache wird mit Ehren und nicht ohne guten Erfolg ins Leben treten.

In all dieſer unruhigen Zeit habe ich bei allen innigen Gedanken ſowenig an Euch alle ſchreiben können — bis ich von Wien nach München, von München nach Weimar zog, und noch hier ſoviel zu tun habe, wo fliegen da die Tage hin? — — —

Du und der Vater hängt auch hier über meinem Bett und ſchaut mich freundlich an! —

Immer küßt Dich Dein Peter!

345. An ſeine Braut.

Weimar, 9. April 1865.

Ich wollte ſchon dem holden Klang entſagen,
Dir Proſa ſchreiben heut' wie ehedem,
Doch lockt das Flügelroß zum luſt'gen Jagen
Nach Reim im Rhythmus, will mich ſo bequem
Zu meiner Bertha in die Ferne tragen,
Zu meinem Liebchen mit dem Diadem,
Das ihr ſo leuchtend von der Stirne blitzt,
Daß jeder ahnt, was ihr im Herzen ſitzt.

Ich hab' Dein Lob ſchon links in meiner Taſche —
Jetzt petz' ich's — bin ſo ſtolz, wenn Du mir ſagſt,
Daß, ſeit ich Deiner Liebe Honig naſche,
Mein Lied noch ſchöner klingt, und Dir behagſt,
Wenn ich mit Blüten ſanft Dich überraſche,
Die Du geweckt, als mir im Arm Du lagſt;
Nie hat ein Lob mir ſüß wie Deins geklungen:
„So ſchön haſt keiner andern Du geſungen!"

O, wär' es wahr! und möcht' ein Gott mich ſegnen,
Daß Du mein tiefſtes Herz erkennteſt ganz,
Daß alles andre flüchtiges Begegnen
Und wieder Scheiden war im Lebenstanz!

Dir aber möcht' ich tauen, glühen, regnen
Aus Tränen, Herzensglut und Geistesglanz,
Zu Füßen Dir, im innigsten Umschließen
Dich wie ein wohlig Element umfließen.

— — — — — — — — — — — — —

Ich preise Gott, ich künd' es jeder Blume,
Dem Vogel sag' ich's, der da schmetternd singt,
Dem Himmelsdach, das ob dem Heiligtume
Des Frühlings schirmend seinen Bogen schwingt,
Ich sag's den Lüften, sag's zu Deinem Ruhme
Den Menschenherzen, daß es wiederklingt:
Mir hat ein herrlich Weib sein Heil ergeben,
Mich neu gebärend einem Doppelleben!

— — — — — — — — — — — — —

So darf ich heut' die Sonntagszeit vergeuden
In süßem Kosen, in Gesang, mit Dir —
Denn heute wuchs die Palme mir der Freuden,
Zufrieden endlich ist der „Cid" mit mir,
Ich mauerte an meinen Tongebäuden
(Du halfst mir beim Fismoll-Stück, drum heißt's: „wir"!)
So haben glücklich alles wir geändert
Und werden mit dem „Falken" wohl bebändert!

— — — — — — — — — — — — —

Die Dämmrung naht; es naht der holde Stern,
Der gestern mir das Liedchen eingegeben.
Mein Berthachen, hab mich noch einmal gern,
Komm, ganz in Dich Dein Männchen einzuweben!
Nun wird es dunkel, und Du bist so fern,
Doch glänzt der Stern! Gott wird uns Wonne geben!
Ach, wie Dein Bild mich täuscht im Dämmerschein,
Hab Dank! Noch tausend Küß! Und ewig Dein!

Ja, Du hast recht, Bertha, Du Meine, wir wollen uns unser ganzes Leben so verwöhnen! Ich bitt' Dich — Armut an Liebe

iſt es, wenn die Leute ſo etwas belächeln, es ſentimental nennen. Ich lernt' es zuerſt vom alten Ernſt Leisler. Wie deſſen Frau noch lebte, ſagte ſie, wir ſchreiben uns täglich, wenn der Ernſt verreiſt iſt. Seitdem hab' ich mir das gemerkt. Und ſag', Herz, iſt es denn nicht herrlich — macht's denn die Spanne Zeit nicht zu einer ewigen Seligkeit? — Wären mir die Flügel nicht gebunden — ich wär' am Sonntag bei Dir, denn ich kann ganz gut ein paar Tage hier weg. Doch ſei's — auf fröhliches Entbehren! Aber auch um ſo feſter ſei dann der Vorſatz — nie uns loszulaſſen, wenn wir uns haben, Weib meiner Seele — Der Cid kommt zwiſchen erſtem und zehntem Mai, alſo etwa an Suſannens Geburtstag. — Herz! In Neuenheim[1] ſollten die erſten Jahre unſrer Ehe vergehen — die dritte Oper komponiert werden. Ach, dafür gäb' ich Venedig, Neapel und alles! — — — Gelt die Seraphine ſchreibt lieb? Wir wollen ihr treue Freunde ſein bis ans Ende. Gott ſegne Dich, meine Frau, zärtlich, treu, ewig glühend wie Du mich, lieb' ich Dich. Gott ſegne unſern Bund!

Dein Peterchen.

346. An ſeine Braut.

[Weimar] Dienstag, 11. April 1865.

Ich ſag' es freilich oft, es währt nicht lang,
So kommt ein Brief — und doch iſt es zum Schmachten —
Wir haben uns verwöhnt, in anbelang
Des vielen Schreibens, und durch dies Verpachten
Von Herz für Herz; auch hat ſo ſüßen Hang
Die Seele, für verunglimpft ſich zu achten,
— Doch nein, wir ſagten oft, von Luſt durchbebt:
Uns lacht ein Glück, wie man nur eins erlebt!

Ich fühl' nur meine Nerven von der Probe,
Zum erſtenmal hört' ich den ganzen Chor;
Es ging ſchon ziemlich; über allem Lobe
Steht Roſa, leuchtet herrlich allen vor;

[1] Bei Heidelberg, wo die Tante ſeiner Braut ein Landhaus beſaß.

Schon ſeh' ich ſie in ihrer ſchwarzen Robe,
Ganz eingehüllt in tiefen Trauerflor —
Da wein' ich faſt ein ungebeten Tränchen
Nach Dir, mein echt und eigentlich Ximenchen.

O könnt' ich heute Dich zu mir verſetzen,
Ganz wie Du im Photographiechen biſt,
Zu ruh'n bei Dir nach den erregten Hetzen
Mit Chor und Solo, Baß und Tenoriſt;
Schön iſt's im Säckchen ſtill den Brief zu petzen,
Ich mach's wie Du, brauch' ganz dieſelbe Liſt;
Doch ſchöner noch iſt Bruſt an Bruſt zu liegen,
Nur einmal aneinander ſich zu ſchmiegen!

Mein ſüßes Herz — da ſchlief ich jetzt ein Stündchen,
Es tat mir not, ich war ſo aufgewühlt;
Jetzt iſt mir wohl, hab' ich vielleicht Dein Mündchen
Im Traum beruh'gend auf der Stirn gefühlt?
Ich bin Dein Goldfiſch, bin Dein Bub, Dein Hündchen —
Da kommt ein Brief! — Doch ach, wie abgekühlt
Iſt meine Glut: Es iſt ja kein Berthaner!
Vom Doktor Gille kommt er, ein Jenaner!

Ei machſt Du ſolchen Staat mit Deinen Briefen?
Ganz ſo wie ich — auch ganz das ſchwere Trennen;
Auch ganz das Petzen! Ach wer mißt die Tiefen
Der Sympathie, in der zwei Herzen brennen!
Ach, daß Dich Zaubernamen zu mir riefen,
Kämſt Du ſo ſchnell als die Gedanken rennen,
Ich küßt' und flüſterte von Mund zu Mund
Gar viel ins Herz, was nie in Briefen ſtund.

Doch fort mit Dir, Sentimentalität —
Entſetzlich Wort, in Verſe kaum zu faſſen!
Gott gibt uns Heil, vereint er uns auch ſpät —
Er läßt uns noch manch Honigjahr verpraſſen!

Und wenn er uns einmal zusammennäht,
Da gibt's kein Trennen mehr und kein Verlassen,
Ich war nur zu erbärmlich lange ledig!
Du mein, ich Dein, in Lappland — Mainz — Venedig!

Wie ich's auch mach', ich schnall' Dich an mich fest,
Ich trag' im Hängkorb Dich auf meinem Buckel,
Bei Tag und Nacht, auf Reisen und im Nest,
Bist unzertrennlich Du mein Gottesmuckel,
Lebend und tot, in Nord, Ost, Süd und West
Ewig ein' Lieb'! Und ewig ein Gezuckel,
Zwei Herzen und ein Schlag? Halm! Das ist Schund:
Bei uns heißt's so: Vier Lippen und ein Mund!

Gebricht's an Geld, so laufen wir per pedes,
Gibt's kein Hotel, wir schlafen auf dem Stroh,
Zusammen nur trägt alles sich und jedes,
Zusammen sind wir doppelt, dreifach froh!
Du meine Hebe, ich Dein Ganymedes,
Wo wär' ein Paar, wie wir? Ich frage: Wo!?
Doch ich muß schließen; gönn' mir noch den Reim,
Schatz, Weibchen, Herz, wie geht's in Neuenheim?

Bis diese Worte nun zu Dir gelangen
Hab ich auch längst die Götterpost von Dir!
Bertha, sei glühend einmal noch umfangen,
Ein Briefschluß ist wie eine Trennung mir;
Ich küß Dir Stirne, Hand, Mund, Augen, Wangen.
Allgüt'ger Gott! So schau! Wie schmachten wir!
Tritt einmal auf den Vorsehungskatheder
Und sprich: Da hast Du Deine Bertha, Peter!

347. An Carl Gille.

Weimar, 12. April 1865.

Hochverehrter treuer Gille!

Nein, was tenormäßiges für eine Konzertaufführung iſt durchaus nicht im Cid. Aus dem zweiten Akte ließe ſich etwa die große Szene für Sopran, Bariton und Männerchor loslöſen. Auch ließe ſich die Ouvertüre und der Marſch einzeln geben, wozu man ein Programm von ein paar Worten ſchreiben könnte. Ich abſtrahiere bei alledem davon, da ich, weit ſtrenger als Wagner, allen außerdramatiſchen Zerbröckelungen ſolcher Ganzheiten entſchieden abgeneigt bin, was allerdings auf Ouvertüre und Marſch keinen Bezug hat. Geſtern und heute hab' ich doch endlich einmal alles mit Chor gehört. Ich ſag' Euch, Gille, mein Traum der Ximene mit dem Schlußchor — das hat ein Menſch gedichtet, in dem ein Stück Geiſt lebt. Von dem dürfen wir Beſſeres erwarten. Eure ewige Freundſchaft und Aufmerkſamkeit rührt mich, Ihr ſeid darin der Einzige Eures Kalibers.

Gruß und Kuß von Eurem

Cornelius.

348. An E. Laſſen.

Der gratulierende Hühnerhof
zum 13. April.

Am dreizehnten Aprille,
Morgens in aller Stille,
Steck' ich den Kopf zum Fenſter 'naus
Und höre, wie im Hof, am Haus,
Im Garten und im Stalle
Die Tiere reden von Laſſen alle,
Über ſein Lieben und Leben
Will jedes ſeine Meinung abgeben.

Zuerſt kräht der Hahn:
Laſſen bricht ſich Bahn!

Da wiehert die Mähre:
Laſſen macht Karriere.

Da sagt der Specht:
Er komponiert nicht schlecht.

Da kollert der Truthahn:
Frauenlob hört sich gut an!

Da gackern die Hühner:
Wer harmonisiert kühner?

Da schreit der Esel:
O das wüste Genäsel!

Da brüllt die Kuh:
Du Esel, Du!

Da sagt die Maus:
Ihm wird Applaus.

Da schreit der Pfau:
Lassen nimmt 'ne Frau!

Da schmettert der Fink:
Das geht nicht so flink!

Da miaut das Kätzchen:
Er hat schon ein Schätzchen!

Da zwitschern die Spatzen:
Hat sie auch Batzen?

Da bellt der Hund:
Jährlich tausend Pfund.

Da piepst der Sperling:
Du meinst doch Sterling?

Da gackert die Ente:
Wer sie nur kennte!

Da girren die Tauben:
Wer sieht, wird glauben.

Da singen die Lerchen:
Bleib' frei, Du Närrchen!

Da schmettert die Gans:
Lassen verdient 'nen Kranz!

Da ruft der Star:
Lassen, leb' hundert Jahr'!

Da zirpt die Grille:
Alles wie Gottes Wille!

Da summen die Mücken:
Dem muß es ja glücken!

349. An Feodor von Milde.

Hobelspäne
zum 13. April 1865.

O Milde! Nobler wie Du ist keiner!
Nobler Sänger! Nobler Schreiner!

O Milde, keiner wie Du ist nobler!
Groß als Sänger, groß als Hobler!

Groß als Gärtner, groß als Reimer!
Groß als Sänger, groß als Leimer!

Du bezauberſt alle Damen,
Den Madonnen machſt Du Rahmen.

Biſt als Gärtner rieſig groß,
Denn Du haſt die beſte Roſ'!

Großer Meiſter Du vom Stuhle,
Selbſt im Zahnweh machſt Du Schule.

Doch es ließ beim Hexenſchuß
Dich im Stich Cornelius.

Gar im Kanon „Fuß zu leiden"
Fänd' ich allzu — unbeſcheiden.

Dafür will ich Dich beſingen,
Sei mir hold in allen Dingen!

Großer Hobler! Maulwurfsfänger!
Jubeldichter! Großer Sänger!

Brülle freundlich meinen Cid,
Denn es wird mein Hochzeitslied!

Großer Hobler! Nimm Geſellen,
Viel hab' ich Dir zu beſtellen!

Großer Gärtner, hab' wohl acht,
Sei auf einen Kranz bedacht!

Sing' auch mir, wie Heinrich Marr,
Ich bin auch ein Jubel-Narr!

Hoffentlich kein Lied der Schwäne
Iſt dies Lied der Hobelſpäne!

Daß noch oft am dreizehnten,
Im April, im reizenden,

Gleichen Gruß ich biete Dir
In der Hoffmannſchen Manier.

Dichte, ſinge, hoble, pflanz'
Lange noch mit Rudi, Franz,

Niſtel, Diſtel und mit Roſe,
Dieſes wünſcht der Fußweh—loſe.

Sing', pflanz', hoble, reim', ich bitt',
Auch für mich ein bißchen mit,

Denn, auch ohne Hexenſchuß,
Liebt Dich ſtets Cornelius.

350. An ſeine Braut.

[Weimar] Gründonnerstag, 13. April 1865.

Dein Bildchen hat an meinem Bett gewacht,
Dein Wort hat mir den Buſen warm gehalten,
So wach' ich auf nach ſüß durchruhter Nacht,
Der Liebe Honig emſig zu geſtalten;
Du pflückſt dann lächelnd, was ich dargebracht,
Und ſtaunſt, welch ſüße Mähr ich will entfalten,
Weil mir am Bett gewacht Dein Bildchen hatt',
Und warm den Buſen hielt Dein letztes Blatt.

O heilig Mädchen, dreißigjährig Kind!
Ich kann nur ewig aus die Arme ſpannen,
Der Sehnſucht Wort nur flüſtern in den Wind,
Der Seufzer Boten ſenden nur von dannen,
Nur ewig als erneutes Angebind
In jedes Wort die ganze Seele bannen,
Zu flehen: Denke unaufhörlich mein!
Mein Herz und Sinn, mein Wunſch und Weh iſt Dein!

Dich hat der liebe Gott für mich geſchnitzt,
Meinſt Du ich wüßt's nicht, Venusſtatuettchen?
O wenn der Arme Feſſel mich umblitzt,
Wenn jedes goldne Haar ein Liebeskettchen,

Wenn erſt mein Heimelchen ganz in mir ſitzt,
Mein Aug' ihr Lämpchen und mein Herz ihr Bettchen,
Dann will ich ſingen: Berthchen Du ſprachſt wahr!
Wir ſind ſo glücklich wie noch nie ein Paar!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Denk', Bertha, eins vergaß ich ganz und gar
Dir zu erzählen. Als im Land der Rhone,
In Genf einſt Heſtermann und Suſe war,
Mir zum Beſuch — wo mit dem Muſenſohne
Tauſig ich lebte — als zum Boulevard
Ich lief, zu finden wo Suſanne wohne —
Da winkte ſie vom Fenſter ſchon mir zu,
Und eine Dame noch! Ich glaubte: Du!

Da war's die Heß! Ach hätt' ich Dich gefunden,
Gewiß, wir hätten uns ſchon dort verlobt,
Mir wären Jahre tiefer Herzenswunden
Und Leids erſpart, die ich ſeitdem erprobt —
Doch ach, ich ſollte völlig erſt geſunden,
Nachdem des Fiebers Macht ſich ausgetobt —
Nun iſt mein Glück erſt recht ein Genfer See!
(Wo bleibt die Poſt, Dein Brieflein, meine Fee?)

Und noch ein andres muß ich Dir erzählen —
Ich führte Dich nach Haus von Heſtermann:
Schon damals ſollt' ich mich Dir anvermählen,
Wenn ich des Lebens rechten Weg erſann! —
Du warſt ſo heiter, ſtill und ſanft, mein Wählen
Vielleicht ſchon damals leicht Dein Herz gewann!
Doch ach, es war ein Bann, ich litt, ich büßte,
Bis voll die vierzig Jahre in der Wüſte!

Nun liegſt Du vor mir, mein gelobtes Land!
Da kommt Dein Brief! Iſt ſelig ſchon erbrochen!
Ach Du mein Lieb, mein wonnig Himmelspfand,
Ich liebe Dich! das ſind die Flitterwochen!

Zu Deinen Füßen küß ich Deine Hand —
Herz, eine Stund' lang wird kein Wort gesprochen!
Einst schweigen wir vereint, mein Ehgenößchen,
Im kunstgerechtsten Papagenoschlößchen!

Jetzt les' ich erst, o sei an meiner Brust,
Du meine Sehnsucht, Du mein Bett, mein Grab!
Sag mir nur eins, sag' mir's zur höchsten Lust,
Daß nie im Leben noch geliebt ich hab!
Ich weiß nur Dich, hab andres nie gewußt!
Du bist mein Lorbeerreis, mein Himmelsstab!
Jetzt tauch' ich mich in Deiner Worte Wonne
Gleich einem Adler in die Glut der Sonne!

Von Liebeswonnen tausendfach durchschauert,
Vom Duft der Blüten trunken, die Du schickst,
Vor Bild und Brief und Sträußchen hingekauert,
Weiß ich, daß jetzt Du tief ins Herz mir blickst,
Die Wand von ird'schem Staub, die uns ummauert,
Fiel durch die Trennung; einzig nur umstrickst
Du mich im Geiste, wo ich nie Dir fehle,
Mit allen Sonnenfäden Deiner Seele.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Liedersammlung! Ja, Du suchst sie aus!
So soll ihr Titel sein: „In's Ohr geflüstert!"
Doch geben wir sie nicht in Pesth heraus,
Wir singen abends sie für uns, wenn's düstert: —
O grüß die Molly, die mein Gotteshaus
So treu bewacht, mein Kirchlein so beküstert,
Sie soll in unserm Fremdenzimmer wohnen,
Ein braver Schatz soll ihr die Treue lohnen!

— — — — — — — — — — — — — —

Ach, wie sich träumerisch in eins vermengt
Dein Bild, Dein Sträußchen, Deines Briefes Zeilen.
Welch lieblich Wort sich aus den Blumen drängt!
Es will Dein Bild in Blüten sich zerteilen!

Das Sträußchen sieht Dir ähnlich, süß beengt
In jedem Wort des Briefes Blüten weilen —
Eins wird die Drei im Kuß! O Berthchen sag'!
War je so grün ein grüner Donnerstag!?

351. An seine Braut.

Weimar, Ostersonntag 1865.

Auferstanden, meine Bertha, bin ich vor einer Stunde, um 1 Uhr, endlich aus allen den Papierschnitzeleien, habe nun alles geändert, was man von mir begehrte, klebte noch den Morgen über alles in die Partitur ein, und komme nun zu Dir, o meine Teure! — — — Es ist uns nun schon einmal das tägliche Schreiben ein Lebensbedürfnis geworden, ein schöner Luxus der Liebe. Laß andern die starre Pracht, exotische Pflanzen, schöne Tapeten, feine Gerichte — wir wollen Gott das Glück unsrer grenzenlosen Liebe danken und uns verwöhnen — bis wir's einmal nicht mehr müssen — bis alles ins Ohr geflüstert und auf den Mund geküßt wird! —

Später. Es ist fast Dämmerung, und der Stern ist da. Das ist Dein Bildchen, das mich um diese Zeit so sanft und schwärmerisch anblickt. Nach den obigen Worten hatte mich eine Sucht zu schlafen überfallen. Ich rückte den Tisch ganz nah zu meinem kleinen Sofa, stellte Dein Bildchen ganz auf die Kante und schlief mit gefalteten Händen ein. In dem Moment war mir so wohl, ich vertraute so recht innig auf Gott, daß er uns beglücken werde. Die Sorge, die Angst um unser Glück hatte mich gestern ergriffen. Wenn also das Schlimmste, die Aufführung meines Cid, überstanden ist, dann soll erst noch das Schwerste anfangen. Ich soll erst völlig unabhängig sein, eh ich Dich besitzen darf. — — — Köhler weckte mich aus dem Schlaf, der lang gewesen sein muß, er lud mich zum Spazierengehen ein. Wir gingen durch's Webicht, einen historischen deutschen Wald, in welchem einst Frau Hulda gehaust haben soll, er liegt in der Richtung nach Jena. Da pflückte ich die Schneeglocken, welche ich Dir heute mitsende.

Ach, wie anders ist all mein Inneres geworden. Ganz verwebt, versenkt ist mein Wesen in Dich, es ist mir so ernst zu Mut, Du

bist untrennbar von mir, wer Dich nimmt, der zerschneidet mein Leben von selbst. Von der höchsten Spannung meines Wesens, der Liebe zu Dir — zu erschlaffen, brächte geistigen oder körperlichen Tod. Ich bin jetzt heilig, gut, es schlägt das Herz eines Engels in mir, es ist nicht ein Tropfen Galle in mir, ich liebe Gott und die Menschen. — — — Nach acht Uhr holt mich Köhler ab, wir gehen dann öfters abends in den „Adler", dort ist in der kleinen Hinterstube ein gewisser geistiger Verkehr, der mir einmal nach langer Zeit das Kneipen wieder anziehend macht. Es kommt da Genelli hin, der Titane, ein gewaltiger Künstler und eine großartige, einfache, menschliche Natur; Wislicenus,[1] ein Anhänger des großen historischen Stils, er hat ein schönes Bild über die deutsche Literatur gezeichnet, einen Karton, den wir uns einst bald! in Photographie anschaffen werden; er ist ein noch jugendlicher, äußerst sympathischer Mensch. Dann kommen meine Sänger hin, Milde, Meffert, Lipp; der alte Doktor Ullmann, mein früherer Arzt hier. Neulich war ein großer Sprachendoktor aus Jena, Schleicher,[2] hier, dessen Vater ich in Sonneberg (Bernhardshütte) gekannt habe.

Es schlägt acht! Ich eile, den Brief noch in den Kasten zu bringen. Gern hätt' ich Dir noch ein Lied zu den Schneeglocken gedichtet! Bertha! nimm die reinste Poesie dazu, die in mir ist, eines armen guten Mannes heilige Liebe. Komm an mein Herz, geliebte Braut! Täglich, solang ich lebe, will ich Dich mehr lieben.

Ewig Dein Peter.

352. An seine Braut.

Weimar, Ostermontag.
[17. April 1865.]

Ich saß im Park auf einem stillen Bänkchen,
Und unter'm azurblauen Himmelsdach
Holt' ich Dein Lied mir aus dem Busenschränkchen,
Las alles nochmals ruhig, leis, gemach,

[1] Hermann W., Historienmaler (1824—99).
[2] August Schl., bedeutender Sprachforscher (1821—68).

Und ſchlürfte das verſchriebne Liebestränkchen
Und prüfte alles als ein Mann vom Fach,
Und ſprach: Der Himmel lacht ſo hell nicht, wie Du ſchriebſt,
Der Frühling blüht nicht ſo, wie Du mich liebſt.

Und weil mein Brief Dir einmal ausgeblieben,
Kriegſt Du die doppelte Epiſtel heut',
Ach ging's nach mir, es kämen täglich ſieben,
Daß ſiebenmal mein Berthachen ſich freut!
Wird dann die Poſt auch einmal ſchlecht betrieben,
Sind einmal ſäumig oder faul die Leut':
So käme doch, der Lieb' als Bote nutzend,
Blieb einer aus, zum Troſt noch ein halb Dutzend.

Heut' iſt mein Oſtern! Draußen ſtill die Gaſſe,
Luſtwandelnd vor den Toren alle Welt —
Dein Bild vor mir, das ich im Blick umfaſſe
(Des Nachts wird's immer nah' zum Bett geſtellt),
Nah nur die Liebe, fern mit ihrem Haſſe,
Neid und Gefallſucht, Klatſch und Spott geſellt
Die ewige Menge, die den Geiſt mir nimmt,
Den Liebe mir zu ſüßen Liedern ſtimmt.

Wie iſt mir denn? Wie komm' ich nur dazu?
Entſagt hatt' ich ſchon längſt dem ſüßen Spiele;
Der Leier Saiten ließ ich baß in Ruh
Und rang nur ernſt nach hochgeſtecktem Ziele,
Dem Ziele nah' — trittſt in mein Leben Du,
Entlockſt mir Lieder in dem alten Stile,
Nur wie im ſel'gen Traum ſind ſie gelallt,
Ein Echo nur, das Deinen Namen hallt.

Mein Lied iſt nur wie das kriſtallne Naß,
Das ſich um Deine Glieder flutend legt,
Will nur die Luft ſein, die ohn' Unterlaß
Dir Atem ſpendet, Deinen Buſen hegt,

Nur im Boudoir ein glimmend Weihrauchfaß,
Das rings zu Wohlgeruch die Luft erregt,
Ein Abglanz nur, der träumend wiederſtrahlt,
Das Krönchen, das auf Deinem Haupte prahlt.

Ich bin geliebt! Ich hab ein Glück errungen!
Ich bin am Ziel! Ich ſitz' auf einem Thron!
Ich hab ein Weib! Mir wird ein Lied geſungen!
Ich ſing' ein Lied, und um den höchſten Lohn!
Mir werden Blüten ſüß zum Strauß geſchlungen,
Mich grüßt ein Mund, wie eines Engels Ton,
Ich hab 'ne Heimat, hab ein Haus, ein Grab,
Und einen Gott, der alles dies mir gab.

Mein Weib, ich fühl', es wird 'ne Zeit nun dauern
Eh ich Dich grüßen kann mit holdem Sang,
Es naht der Tag, wo unter kalten Schauern
Den Cid ich wandeln ſeh' den erſten Gang;
Wird ihm Verderben auf den Wegen lauern?
Wird ihm der Sieg, wie er ihn ſtets errang?
Ich hab's gewagt, zu ſtreben nach dem Schönen,
Wird mich der Sieg, wie meinen Helden krönen?

Da ſei nur Du gefaßt! Sei gut! Sei ſtill!
Sei heiter, trau' auf Gott, ſei mutig, weiſe!
Sei fromm! Voll Hoffnung! Immer wie Gott will!
So wandeln auch die Sterne ihre Gleiſe,
Ihr Sphärenklingen trübt kein Mißklang ſchrill,
Wie Gott ſie rührt, ſie tönen ihm zum Preiſe!
So ſei Dein Herz, geduldig, treu und feſt!
Der Flügel gab, der zeigt uns auch ein Neſt.

Meine Bertha, grüße Dich mit dieſen Zeilen, wieder ein leiſer Hoffnungsſchimmer, der mir heute gelacht. Ich ging auf der Belvedere-Straße, da begegnete mir der Großherzog mit ſeiner Tochter am Arm, er wandte ſich an der Tür des Hofgärtners um

und rief mich von weitem: Cornelius! Ich lief zu ihm hin, da stellte er mich seiner Tochter vor, frug nach den Proben, wie es ginge, ob ich Freude davon hätte: Ich sagte, daß ich auch das Vaterunser bereits abgeändert hätte. Er versicherte mich, er werde den Proben beiwohnen, er werde sich vom Intendanten benachrichtigen lassen. Er verabschiedete mich äußerst gnädig, auch die Prinzessin war recht freundlich. Es war dies eine zufällige Begegnung, die gut ablief. Möge sie Dir Freude machen! Meine Bertha, ich bin so voll von Dir! Ach wie hat Gott mich beschenkt. Ich ruf' zu Dir, hör' mich! fühl', wie lieb ich Dich hab'! Wir sind von Gott seit Uranfang füreinander bestimmt.

Und ob die Welt uns zu trennen meint,
Wir sind in Gott treuinnig vereint.

Es sagt Dirs Dein Dichter,

Dein Peter.

353. An seine Braut.

Weimar, Mittwoch morgen,
19. April 1865.

O mein Berthchen! Ich habe heute zwar auch noch keinen bessern Trost für Dich, aber ich will Dir unaufhörlich zureden und Dir Mut einsprechen. Es ist jetzt ein schwerer Stand für Dich in Mainz.[1] Doch wer weiß, es wird sich vielleicht nach den ersten Tagen leidlicher herausstellen, als Du fürchtest. Nimm die Leiden der Liebe hin aus Gottes Hand, wie ihre Freuden. Denke unter allen Stürmen, die über Dich hereinbrechen, was Du besitzest, was Dir Gott gegeben; er kann Dir nie mehr geben, als er Dir schon gegeben hat. Rette Dich unter allen Verdrießlichkeiten zu einer stillen halben Stunde mit mir, Deinem Hundelchen, zu einem frohen Blick auf mich, Deinem Dieb und Räuber — und Du wirst Dich

[1] Bei den Verwandten seiner Braut stieß die Verlobung auf Widerstand. Bei allen Sympathien für den langjährigen Freund der Familie hielten sie die Verbindung für eine unmögliche, da auf beiden Seiten kein Vermögen vorhanden war und jede Aussicht auf ein sicheres Einkommen fehlte.

wieder faſſen und die Leiden leichter tragen. Ich muß ſchon ein bißchen für Dich ſein, wie ein Kruzifix für den Gefolterten, er küßt's halt, es iſt ihm ein beſeelender Gedanke, der ihm in lebhafter Form vor Augen ſchwebt, und ſo läßt er ſich getröſtet weiter peinigen von den dummen blöden Heiden, die ſein Herz und ſeinen Heiland nicht verſtehen. Du ſagſt, und ſagſt es ſo anmutig: und wenn ich auch mein Leben als alte Jungfer vertrauern müßte. Vertrauern? — Nun ja, ohne mich! es wäre ein tiefer Schmerz, wenn uns das Glück des Zuſammenlebens geraubt würde. Aber Bertha, nicht wahr, ſoviel Vermögen bleibt Dir doch immer, täglich neun Kreuzer für 'nen Brief zu geben, und ſolang' ich leb' — ſolang' ich die Feder führen kann, werd' ich Dir täglich ſchreiben, und das Porto dafür würdeſt Du Dir mit Waſchen und Bügeln erübrigen. Aber einen Glanz und einen Reichtum, den all die tauſend gut verſorgten Menſchen nicht haben, allen Witz, alle Poeſie, alle Heiligkeit einer wahren Liebe, wollt' ich täglich, ſtets reicher und luxuriöſer über Dich ergießen. Du biſt meine Braut, mein guter Engel, Du biſt meine liebe Bertha, wir waren ſchon ſeit Ewigkeit vereinigt, der Geiſt iſt alles, die Welt iſt Schein, hab' nur ein ſtarkes Herz, glaub' nicht, daß ein Höchſtes ohne Leid errungen wird. — — — — Denk Dir, Herz! ich hab' ſchon wieder kein Papier mehr, deshalb dies Kurioſum von Brief. Jetzt geh' ich Beſuche machen. Ach hätteſt Du auch ſo ein gut Bildchen von mir, wie ich von Dir, Du wärſt nicht halb ſo traurig und hätteſt viel Vertrauen auf

Deinen Peter.

354. An ſeine Braut.

Weimar, 19. April 1865.

Wie geht's meiner lieben Frau? Erholſt Du Dich von dem Schrecken der hereinbrechenden Außenwelt in das liebe Paradies der ſtillen, goldenen Liebesträume? Sei geduldig, Du biſt meine Engelsfrau, biſt mein lieber Abgott, biſt die Herrin vom Hundelchen, die Fiſchersfrau, die den Goldfiſch im runden Glas hat, wo er oft groß ausſieht, wie ein goldner Walfiſch — —

Donnerstag, 20. April

Es ist die höchste Zeit, Dir schnell zu schreiben. Ich hab' heut' wieder Soloprobe mit Chor, um 10 Uhr, da könnte leicht plötzlich einmal der Tag vergehen, ohne daß mein guter Engel seinen Brief bekäme. Mich hatten nacheinander Karl Götze, der Posaunist Große und Eitner am Schreiben verhindert. Mit Götze ging ich weg, endlich einmal Fräulein Hundt, eine ältere Weimaranerin, d. h. Schülerin von Liszt, vermögend, talentvoll, jüngst mit Lassen in einer Art Anlauf von Verlobung, mir nicht abgeneigt, wie man sagt, zu besuchen. Dann war ich bei Mildes. Ich war seit acht Tagen nicht dort gewesen, hatte den Robert versäumt, worin sie die Isabella sang, so war ich etwas gedrückten Herzens — sie war aber strahlend, freundlich. Da klagt' ich ihr unsern Kummer, sie faßte es sehr richtig auf, sagte, Du müßtest es mehr als eine Freundschaft nehmen, die dann im günstigen Moment zur Ehe werde. Sie schalt mich, daß ich von der Münchner Stellung so leichthin gesprochen habe. Ich gab ihr Dein Gedichtchen. Sie benimmt sich höchst fein, liebevoll, freundschaftlich in jeder Hinsicht. Ich hab' sie nicht umsonst besungen und geliebt! Sie ist eine besondre Frau, eine begeisterte, herrliche Künstlerin. Abends trank ich Tee mit ihnen, traf sie zuerst noch allein, da gab sie mir Dein Gedicht wieder mit dem liebenswürdigsten, zufriedensten Lobe; es hatte ihr alles, jedes Wort gefallen. Später ging ich mit Milde zum Adler, um Genelli zu finden. Der begegnete uns gerade in der Tür mit dem jungen Marshall,[1] einem begabten Maler. Da gingen wir in eine stille Weinkneipe und es trank jeder seine Flasche Wein, die beiden Maler weißen, die beiden Musiker roten, und wir schwatzten sehr heiter bis gegen 12 Uhr.

Dann erst im Bett las ich Deinen Brief. Ich hatt' ihn vorher der Rosa gezeigt und gesagt: Sehen Sie, in dem Brief, weiß ich gewiß, ist schon wieder eine größere Beruhigung. Und so war es. Wie selig verschlang ich ihn: Bertha! Nimm vorlieb mit den paar Worten und vielen Küssen von

Deinem Peter.

[1] James M., Historienmaler, Schüler von Preller und Genelli, geb. 1838.

355. An seine Braut.

Weimar, 22. April 1865,
Samstag morgen.

Heil! Freude und Segen meiner lieben Bertha! Es war gestern recht knapp, daß der Stör mir sowenig Zeit ließ, zu schreiben, ja sogar mich Deinen Brief mit dem Bildchen nicht ganz lesen ließ. Ach, Du schreibst ja so lieb — und von der Wiedervereinigung im Mai nach der Oper! — Diese Nacht lag ich längere Zeit wach und dachte über mein Münchner Verhältnis. Denk' Dir, weder mein Bruder Carl, noch Wagner, noch Bülow schreiben ein Wort an mich! Das schmerzt mich teils, und beleidigt mich anderseits, so daß ich wohl schwerlich wieder nach München zurückgehe. Meinen Gehalt vom Mai laß' ich mir noch auszahlen; doch wenn sie dort Schwierigkeiten machen, was aber durchaus nicht zu befürchten ist, so habe ich hier mein Honorar, welches mich für den Augenblick sicher stellt. Daß mir Carl nicht schreibt, ist unbegreiflich; er muß mir meinen Mainzer Aufenthalt, von dem er mir abgeraten, übel genommen haben. Sonderbare Menschen! Wie man so mit andrer freiem Willen herumspringen kann. — Dem Bülow wurde ein drittes Mädchen geboren, die sie Isolde nennen. Das muß ich, das Mitglied der Münchner Schule, aus dritter Hand hören (nachdem ich Wagner sehr um eine Nachricht über Frau von Bülow gebeten!), durch Gille in Jena, welcher vorgestern abend mit uns kneipte, dem hat es Bülow geschrieben. Jedenfalls, wenn Wagner es nicht für der Mühe wert hält, mir hierher zu schreiben, so macht er mir es unmöglich nach München zurückzukehren. Und gewiß, es ist nur mein Glück, wenn ich es nicht tue. Die Geschichte dort bricht ohnedies zusammen, und mich bringt es aus einer zweideutigen Gemütsstellung heraus.

Da fällt mir denn Neuenheim wieder ein, ob wir uns denn nicht heiraten könnten und jenes Dachstübchen zusammen bewohnen? Nur nicht unsre Heirat von einer großen Einrichtung abhängig machen! — Dann denke ich wieder an Paris — an eine solche Zeitungsstellung als Übersetzer; und unterdessen eine dritte Oper für die dortigen Verhältnisse vorbereiten! Und in so einer immensen

Stadt könnten wir am einfachsten, zurückgezogen und selig glücklich leben — o Du meine Frau! Was wollt' ich arbeiten, was fertig bringen mit Dir an meiner Seit'! Der alte Klindworth in Brüssel sagte mir: ich bring' Sie nach Paris, ich bring' Sie nach London! Schreib' mir schon jetzt, Herz, Deine Gedanken über so etwas. Am schönsten wär' freilich freie Muße. —

Jetzt kam Dein Brief vom Donnerstag abend! O lieber Stern, da bleib' ich freilich weit hinter Deinem Glanz zurück. Du bist so reich und gibst soviel, und ich hab' jetzt immer nur die kleinen Zettelchen. Ich soll Dich recht loben, Sternchen, ach Gott, es läuft mir so wonnig kalt durch den ganzen Körper, wenn ich so recht an Dich denk'. Berthachen, wir haben uns glühend und über Grab und Tod lieb, das ist eine Gabe von Gott. Solang ich's ersehnen mußte, so vergebens ich oft drum gebetet, innig geliebt zu sein — so ganz und so grenzenlos bin ich's jetzt, und in einem Himmel der Erfüllung und Befriedigung hab' ich längst die herbe Zeit vergessen, wo ich mich so tief unglücklich danach sehnen mußte. Bei Euch, sagst Du, werd' ich wohnen, ach das wär' schön — wenn ich mir denke, den ganzen Tag, ganze Tage bei Dir zu sein — Wochen — Monde! — Aber nach dem Johannisgrund müssen wir wohl doch auch. Schließlich wird sich Hestermann doch sehr mit unsrer Verbindung aussöhnen, und es schwebt mir vor, daß er auch, wie Susanne, endlich sagen wird: „Peter, es war Dein klügster Streich!" Denn ich bin meiner Sach' so gewiß, klug wie ein Engel im Himmel gewesen zu sein, da ich Dich da links ab führte in die Studentenallee! O mein Frauchen, mein' Seligkeit! Der Stör erzählte mir gestern seine sechsjährige, vergebliche Liebe zu seiner Frau. O es war recht schön, und alles voll Charakter. Aber, er meinte, wer etwas nicht so erkämpfen müsse, werde es auch nicht so schätzen. Gelt, Herzchen, bei uns ist das doch nicht nötig, daß wir uns erst sechs Jahr lang verkennen und gegenseitig quälen, gelt, Berthachen, wir haben nicht soviel Zeit, wir wollen lieber gleich von Anfang unendlich glücklich sein — ach, das ist so schön! — Morgen gebe ich meinen Brief recht beizeit auf die Post, da erhältst Du ihn noch Montag vor der Abreise, und dann schick' ich Sonntags noch beizeit einen ins alte

heimische Nest, der Dich dort wieder bewillkommnen soll. Aber in Neuenheim wars doch recht schön Herz, gelt? — Denk' Dir den Irrtum des Schicksals, Dingelstedt reist nach Heidelberg, bringt seinen Sohn dort auf die Universität; und ich bleib ruhig in Weimar! Also siehst Du, welcher Schein das Leben ist? Ich bin dort, und Dingelstedt scheint nur dort zu sein. Ach die lieben schwarzen Punkte auf dem Bildchen, da ergreift mich ein Schwindel — ich mein' ich seh Dich! Genießen wir denn die Trennungszeit, Herz, und die wundervolle glühende Sehnsucht — sie ist ein milder Genius, der uns recht für das heißere Glück des Zusammenseins erzieht.

Bis jetzt sieht's noch scheu aus mit dem Cid, er hat sich noch wenig Sympathien errungen. Aber leuchtend und strahlend ist Rosas Wesen, ein Halt, eine Beruhigung für mich — die unbeschreiblich ist. — Nächst ihr sind die Frauen des Chors am meisten für mich eingenommen. Ach, ob sie ahnen, wie lieb ich Dich habe. Der dritte ist Stör, der nach wie vor gut Farbe hält, und demnächst in den Quartett- und Orchesterproben sich erst recht zum Guten entwickeln wird. Milde ist nach wie vor höchst unerquicklich und begeistrungslos seiner Aufgabe gegenüber; die andern fast ebenso. Rosa hat Glut der Seele und idealen Künstlertrieb für sie alle zusammen; und ich weiß, die Frau wird eine ganz besondre Ximene sein, wird etwas mir Unvergeßliches leisten! Nachher können die andern halt in Gottes Namen da ein bißchen zusammenstümpern — die Rosa gibt etwas Vollendetes.

Lob Du sie einmal recht! Mach ihr auch so ein Gedichtchen, weißt Du? schreib ihr einen Brief. Sie weiß ja doch alles — es wird sie sehr freuen! Bertha! zu Deinen Füßen, den geliebten Leib ganz umspannend, o meine Frau — die Küsse gab ich Deinem Brief! — Gott geb' Dich

Deinem Peter!

Der Cid wird erst 10., 15. oder 20. Mai vom Stapel laufen!

356. An seine Schwester Susanne.

Weimar, Samstag, den 22. April 1865.

„Und ganz versunken in mein Glück — Erhielt die Welt nicht einen Blick.“ — Gelt so geht's, wie's in dem dummen Liedchen heißt. Ich hab' mich so gefreut über Deinen Brief, den ich zu Ostern bekam, über Deine herzliche Zustimmung und Gutheißung — das macht mich so glücklich. Aber die bös Bertha konsumiert denn auch alles, schimpf' sie nur recht, wenn sie wiederkommt, und weil sie jetzt in Neuenheim ist, mußt Du ja ordentlich nach Neuigkeiten von mir lungern und hungern. Nun, in wenigen Tagen ist sie ja wieder dort — bist Du schon in Deinem schönen Grund, oder kommt's doch erst später? Werden wir dann noch ein paar Tage — wie nie! zusammen verleben? Mit dem Cid geht's langsam, aber er kommt Mitte Mai, ganz wie Du meinst, um die Zeit Deines Geburtstages herum. Solang wir nur Klavierproben mit höchst unvollkommener Begleitung hatten — konnte sich die Sache noch wenig Freunde machen. Von nächster Woche an kommt nun Streichquartett, dann ganzes Orchester hinzu — dann wird den Leuten schon ein Licht aufgehen! bis jetzt ist meine höchste Freude — Rosa. Sie ist eben eine echte, tiefe Künstlerin. Sie sitzt da wie ein Kind von sieben Jahren in der Schule — singt in den Proben alles mit der vollsten Begeisterung — jede Note richtig mit ebensoviel Berücksichtigung des Leiblich-Musikalischen als des Geistigen. Ihre Ximene wird eine ganz besondre, durchgeistigte Rolle sein, es wird hinreißend sein, wie sie vieles, fast alles singen wird; sie wird es, selbst der Kraft nach, glänzend leisten — gebt mir alle glänzendsten Stimmen der Welt — ich will nur die Rosa, die Energie der Seele geht weit über alle Fülle des Tons. Nach ihr ist mir der Chor am meisten zugetan; die Leute fühlen, daß sie hier eine Aufgabe haben, es hat ihnen Schwierigkeiten gemacht, um so mehr lieben sie es nun, besonders aus den Reihen der Frauen treffen mich hie und da gewisse Blicke, die eine innere Zustimmung verraten; sie leisten das Unglaubliche bei geringen Kräften und angestrengten Schwierigkeiten. Bertha soll mich nur immer recht hauen, bis ich alles später ganz leicht mach'. — Der dritte

im Bunde ist Stör, den ich nur durch die Sache zum Freund gewonnen; wenn er erst sein Orchester dabei hat, wird er das Ganze sehr leidlich und möglichst abgerundet herauskriegen. Wie sich das Orchester benehmen wird, muß man abwarten; es sind wohl einige Widerwillige dabei, aber sie müssen mit und ich habe, glaub' ich, eine Majorität für mich. Vielleicht weißt Du schon durch Bertha, daß ich dem Großherzog neulich begegnete und er höchst freundlich war, mich seiner Tochter vorstellte, den Proben beizuwohnen versprach. Jetzt erzählt mir Gille von Jena, daß er einmal meinen ersten Brief über den Cid durch den Graf Beust dem Großherzog habe zukommen lassen; darin war sehr dankbar und herzlich vom Großherzog gesprochen — das scheint ihm dieses Tendre für mich beigebracht zu haben. Ihr solltet nach und nach Eure Seelen drauf richten, der Aufführung hier in aller Stille beizuwohnen. Ihr müßt Euch gar nicht mehr auf diesen ängstlichen Standpunkt eines Fiaskos oder Sukzesses stellen, sondern einfach den Gedanken festhalten, mich auch einmal als Dichter lebend auf den Brettern zu sehen. Wer weiß, ob ich denn wirklich lange leben werde, ob mir eine weitre Entwicklung vergönnt ist — da ist Euch doch die Erinnerung an einen solchen Abend — geh' es wie es geh' — ein gewaltiges Lebensereignis — an dem man manchen stillen Wintertag zehren kann. Ich sag' Dir! Nur Rosa in der schwarzen Kutte! So singend, wie noch nie in ihrem Leben — das ist alles! Was Publikum und Lebensfragen! Das wird herzerhebend sein! — Jetzt kommen für meine arme Bertha noch stürmische Tage. Doch ist ja alles nur Not der Liebe. Schreib mir bald, Suse!

Leb' wohl!

Dein Bub.

357. An seine Braut.

[Weimar] Sonntag, 23. April [1865], morgens neun Uhr.

Herz, lieb Herz! Sei gesegnet! Ich knie bei Dir. Ich hab Dich so lieb ich kann, aber ich bin arm gegen Dich, Du bist

erstaunlich reich an Lieb'! Siehst Du, da wirst Du immer weit über mir stehen, an Kraft und Fülle der Lieb'! Aber bewundern, anbeten will ich Dich immer; Dein Reichtum ist ja mein, und weil Du so liebst, so werd' ich ganz empfinden als wär' mein Feuer so groß wie Deins. Bertha, lieb Frau, Du mein Stolz, mein Jubel, jede Minut' erfüllt's mich ja mit Seligkeit, daß Du mich so lieb hast. Dein trübseliger Brief ist mir nur eine Wollust, denn da schlürf' ich ja Deine Liebe aus jedem Wort, es ist das süße, hinreißende Moll der Leidenschaft. Liebchen, was wird von uns übrig bleiben, wenn wir uns wiedersehen? Es wird gut sein, wenn die Brüder und Hestermann uns recht hauen und mich die Trepp' hinunterwerfen, denn wenn wir Mund an Mund uns selber überlassen blieben, 's wär' unser eigner Schade, denn wir zerraufen uns ja geradezu ganz. Ich hab' ein Gefühl wie ein Soldat, der mit geschwungnem Säbel auf den Feind losgeht, wenn ich ans Wiedersehen denke. Es ist auch tödlich — ein wonnig Stück Leben geht hin in solcher Seligkeit! Aber laß uns verschwenden, verschwenden, Herz! Hoch, hoch die Liebe! Und laß ihr freien Lauf! Ihre Torheit ist Weisheit. — — Heute bin ich bei Schölls zu Tisch. Neulich besuchte ich die Hundt, Du weißt! fand sie aber nicht zu Haus und schrieb auf die Tafel vor der Tür: Son venuto — Troppo lento. — Ritenuto — O tormento! — Nella casa. — Ma contessa — Riverrò — Altra volta — Sara sciolta — La promessa.

Jetzt ist die heiligste Zeit des Empfangens für meine dritte Oper. Jeder Brief von Dir macht mich schwanger mit Schönheit und Melodie — und Du mußt nur die Hebamm' sein und mit der kleinen Venushand alles herausheben; dann zappelt's und wird groß und schön! — — —

Gestern war ich abends bei Mildes. Die Kinder sind lieb. Besonders Rudi, den ich Dir schon beschrieb; er ging gleich auf mich zu und gab mir einen herzhaften Kuß. Rosa ist lieb wie nie. Wir fühlen uns so frei, seit sie meine Liebe weiß. Schreib' ihr so ein Gedichtchen, wie mir neulich, ganz ohne Prätension, es wird sie entzücken.

— — — Ach Du meine liebe Frau, Du unterstreichst immer

so goldig und oft die Liebesworte. Ach wie dann mein Herz zittert. Was auch das Geschick bringt, Herz, wir haben ja die Lieb'! Sag' Dir nur das: wir sind ewig, ewig eins.

O Bertha, Bertha, mein Liebchen!

Ich bin Dein lieber, goldiger, süßer, ewiger Peter.

358. An seine Braut.

Weimar, 24. April 1865,
Montag morgen.

Deine Briefe bekomme ich immer so himmlisch früh! Die gute Rosalie bringt sie mir dann öfter auf dem Kaffeebrett mit herein, und sagt: „Was Neues!“ Daß Du den Freitag so hast verwarten müssen, schmerzte mich fast ein bißchen, wenn nicht mein innerstes Herz jubeln müßte, daß Du meine Kunde so heiß ersehnst. Dann sag' ich mir: ich bin gut aufgehoben; ich bin geliebt! Wo hätt' ich gedacht, daß mir das Liedchen noch sollt' gesungen werden, das aus Deinem Herzen und aus Deinem Mund klingt, daß einmal nach langen Trennungswochen zwei so Venusarm' sich auftun sollten, mich zu umfangen. Mit nichts kann ich das verdient haben, es soll mir auch nur in Gottes Namen recht bestritten werden, denn ich gesteh's ein, es ist unerhört und kann Tausende neidisch machen. Den guten Dschamsetitschi-tschib-hoi malen sie da ab, als Wohltäter der Menschheit und man freut sich auch, daß das Glück einmal so einen guten Mann aufgesucht hat; mich sollten sie abmalen, und dazu sagen, daß Du mich lieb hast, — doch weil es eben ein unbeschreibliches Glück ist, wird's auch nur verschwiegen.

Berthachen, grüß Dich Gott in Mainz — sei nur zufrieden, hab Mut, Du hast's ja mit lauter in Dich verliebte Herzen zu tun — Du wirst den Sieg für mich lächelnd erringen, und mein Campeador wird hier helfen. Heut' muß ich mich nur eilen, denn es ist die erste Prob' mit vollem Streichquartett, es geht auf die Vollendung zu — die nächste Prob', wieder so, ist Donnerstag. Zwischen den beiden Tagen hab' ich dann Zeit, ein wenig mit Dir zu kosen und vom Wiedersehen zu plaudern. Jetzt hast Du die

Maria, die Suſe — bald wird auch Dein Mutterchen zu Deiner Partei gehören, wenn ſie ſieht — daß Dein arm' Herz nicht mehr zu retten iſt. Und wer die Weiber für ſich hat — hat alles; das zeigt die Weltgeſchichte, das zeigt hier wieder Roſa beim Eid, ſie mein Troſt, meine Zuverſicht. — — — —

Lehn' Dich an liebe Herzen und hoff' auf's Wiederſehen — — Du mußt ein bißchen Zigeunerfrau werden, wir können nur unter Nomadenzelten leben!

Bertha, das ſteht doch feſt: wir beide können jetzt nur noch vereinigt das werden, was wir vermöge unſrer innern Anlage werden ſollen. Getrennt iſt kein Leben mehr für uns zu denken. —

Engel! Die Veilchen hab' ich geſtern im Webicht für Dich gepflückt. Jedes einzelne kann Dir mit dem letzten Reſt von Duft noch beſſer ſagen, wie lieb ich Dich hab' als ich ſelber. Hör drum recht zu — und ſaug's recht ein.

O mein, mein lieb Herz! Siehſt Du, ich gewöhn' mir Deine vielen Strichelchen[1] an — ach, die haben ſo was Demoſthenisch Beredſames!

Grüß' alle!! Lach' und flenn' für mich!

Deinen Peter.

359. An ſeine Mutter.

Weimar, den 25. April 1865.
Breite Straße A. 86.

Liebes Mütterchen!

Geſtern haben wir die erſte Probe mit den Streichinſtrumenten dabei gehabt. Am Donnerstag iſt die nächſte Probe in derſelben Weiſe, die Solopartien, Chor und die Streichinſtrumente, Du kennſt das ja, die ſogenannte Quartettprobe! Auch halten wir noch im Lauf dieſer Woche eine ſogenannte Korrekturprobe mit den Blasinſtrumenten allein. Dann höre ich vielleicht ſchon nächſte Woche einmal die ganze Maſſe zuſammen. Es iſt die höchſte Freude ein großes Werk zu ſchreiben; es macht den Leuten anfangs Mühe,

[1] Er meint die Unterſtreichungen der Liebesworte.

aber wenn sie das einmal überwunden und alles begriffen haben, dann sind die Ausführenden selbst auch lebhaft bei dem Erfolg beteiligt, und ein solches Werk zieht ein gutes 100 Menschen — und Künstler! — in sein Interesse. Ach, und meine liebe Rosa, sie wird ihre Ximene wundervoll singen. Die Frau ist dem Geist nach die erste Sängerin in Deutschland, ich möchte meine Partie von keiner andern hören. Ich habe schon die freudigsten Eindrücke gehabt, wenn sie schon bloß mit Klavierbegleitung ihre Rolle sang. Sie hat einen unauslöschlichen Feuereifer — und ich habe nicht umsonst so manche zärtliche Lieder für sie gedichtet, sie ist mir wie eine Schwester und hat mich sehr lieb. Unsre Namen werden in spätren Zeiten zusammen erwähnt werden. — Auch der Chor, der eine große Aufgabe in meiner Oper hat, unterstützt mich sehr, die Leute begreifen gut und haben eine höchst anständige künstlerische Haltung, wie man sie anderswo vielleicht nicht sobald findet. — Der Großherzog hat mich neulich auf einem Spaziergang wieder zu sich gerufen und sich mit der freundlichsten Teilnahme erkundigt, wie denn alles geht, ob ich Freude an meiner Oper habe, mir auch versprochen, schon bei den Proben zuzuhören. Er stellte mich auch seiner Tochter vor, die er am Arm führte. Die Aufführung wird nun wohl Mitte Mai stattfinden; der Chor lernt schon auswendig; augenblicklich habe ich mit Revision der Orchesterstimmen noch viel zu tun. — Da der Großherzog nächstens auf einige Zeit mit seiner Familie auf eine Besitzung in Schlesien reist, so könnte es übrigens auch leicht kommen, daß er sich meine Oper, um sie doch nicht zu versäumen, zu seinem Geburtstag am 25. Juni bestellte. Dann wüßte ich noch nicht recht, wie ich mich einrichten sollte. Ich holte vielleicht die Susanne ab und käme schon vor der Oper zu Euch nach Düsseldorf, wo wir vielleicht dann den Wilhelm oder Elise mitzögen, den lieben Cid zu hören. Für gute Plätze soll gesorgt werden.

Ich schreibe Dir bald wieder, liebes Mütterchen, bleibe nur fein gesund! Grüße die liebste Elise, ihren Franz, Wilhelm, Franziska und Leo und den Carl in Trier herzlich vom

Onkel Peter!

Du hängst über meinem Bett, und der liebe Vater! Euch nehme ich überall mit hin — wo ich die Bilder aufhänge, ist meine Heimat!

360. An seine Braut.

[Weimar, 27. April 1865].

Meine teure Bertha! Es gab sonst Zeiten, wo meine Stimmung eine so innerlich zerstörte, verzagte war. Es war damals, Bertha, als „der Sterne Blick mir vorwurfsvoll" schien, wie der Dichter sagt, Dein Dichter. Jetzt, wo mich Gott so reich begabt, kann das nicht mehr vorkommen, und wenn noch so trübe Wolken mein Inneres verhüllten, ich würde mich an Deine Brust lehnen, weinen und mich lächelnd wieder erheben. O, Freundin, wie es mich gefreut hat, daß die Mutter meinte, der Vater würde sich drüber gefreut haben; welche Zuversicht, welche Beruhigung mir das gibt. Ach, wie ich so seine ausgestreckte Hand hielt, Bertha, da sagte ich Dir ja auch: Sieh, er segnet uns noch! Ewig fühl' ich diese weiche, noch warme Hand in der meinen. Nimmer kann der Tod etwas Schreckendes für mich haben, seit ich ihn so heilig und mild gesehen habe. — — —

Sei nicht betrübt, Herz, daß es mit den Proben langsam geht. Von Montag an werde ich mich auf die Hinterbeine stellen, sie haben mir noch den Wasserträger und den Holländer in den Weg geworfen, aber von Montag an spielt mein Cid die Hauptrolle. Morgen schreib' ich an Deine Mutter, an den Staatsrat Pfistermeister und an Wagner, dem ich nun auch meine Verlobung ankündige. Daß er mir nicht schreibt, bleibt jedenfalls ein Unrecht, er ist gar schnell mit einem Brief bei der Hand — — — Et cetera! — was soll ich mich darüber ereifern?

Auch daß mir Carl gar nicht schreibt, ist sehr unrecht, gerade in einer so bewegten Zeit, wo er mich mit dem Cid weiß, sollte ihn nichts vom Schreiben abhalten. Ach, träte ein rechtes Hochzeitsglück in mein Leben, das mich plötzlich auf eine schöne, freie Höhe erhöbe, wo ich mit Dir stehen könnte. Aber sei ruhig, wir

werden unſer Neſtchen finden, ſchöner als wir es geträumt haben! O, wann werd' ich Zeit finden zu meinem Danklied an Molly — zu den vielen Liedern an Dich, von denen meine Seele voll iſt. Aber ſtill, Herz, ſie werden ins Ohr geflüſtert! Iſt denn Suſe wieder da? Ach, freilich, ſo wie Du meinſt, ſolche Tage in Johannisgrund, die wären ſchön! O, Gott wird's ja geben.

In mir iſt ein tiefes Glück! ein ſüßes männliches Ruhen in mir ſelbſt, in Dir! Sonſt, wie ich Dir ſchon ſchrieb — reizte mich alles, ich fragte mit dem ſo erregbaren Herzen: „Könnt's die nicht ſein?“ Ach jetzt! hab' ich meine Frau, die mich liebt, die mir einheizt mit ſchönen Predigten und mich zum Guten anſpornt, o mein Berthachen! — —

Heut' will ich den Waſſerträger anhören und muß ſchließen. Morgen bekommſt Du mehr Worte — heute viele Küſſe für die, die unterbleiben.

Meine Braut, meine Frau! Ach wie ich mich zu Euch ſehne! Mit welchem Königsgefühl darf ich Deine Mutter, die Atzel,[1] Carl und Adolph umarmen, wenn ſie mich nun Sohn und Bruder nennen wollen.

Zu Deinen Füßen

Dein Peter.

361. An ſeine Braut.

Weimar, Sonntag abend 8 Uhr
[30. April 1865].

Meine Bertha! Mit Schrecken hör' ich's 8 Uhr ſchlagen, o Himmel, und hab' noch nicht an Dich geſchrieben, und die Poſt wird abgehen, und Du wirſt den Brief nicht mehr bekommen, wirſt lange warten müſſen. — Ach, ich bin recht in der Arbeit drin, mit dem Kollationieren, und verſchiedene Beſuche breiteten ſich heute ganz harmlos bei mir aus. Es iſt wirklich wahr: auf mir ſitzt und hockt das alles und rings herum reden die Leute von Mühe und

[1] Spitzname ſeiner Schwägerin Maria.

Beſchwerde!! Doch morgen, die Quartettprobe ſoll mich ſchon belohnen. Ich bin überzeugt, wir werden's nun in vierzehn Tagen herausbekommen. Liebe Frau, Du darfſt jetzt an mein Schreiben nicht mehr den Maßſtab legen, wie in den Flitterwochen. Denk' Dir, was alles Anſpruch an mich macht. Bei Mildes ſollte ich heut' eſſen und hab' abgeſagt — kann ich aber Eitner hinauswerfen, der trotzdem — als ich kaum nach Tiſch die Feder zur Hand genommen — hereinkommt und zwei volle Stunden bleibt, daß ich auf glühenden Kohlen ſitze. Nur durch einen andern Beſuch, Götze, läßt er ſich vertreiben; vor dem geniert' ich mich dann nicht, arbeite weiter, er lieſt einen Akt Partitur, ſtudiert drin; ich kann wieder arbeiten. Unterdes kommt — rat' einmal wer? Dein Brief, Du Arge, Dein langer, lieber Brief, den muß ich doch auch gleich leſen — ach, er enthielt ſoviel Schönes, ich hab' ihn ganz zerküßt. Ich ſag' Dir's, es wird eine Zentnerlaſt, von Dir getrennt zu ſein! Ach könnt' ich's ausſeufzen! Du meinſt, ich hätte nicht ſo fröhlich geſchrieben. Ach Kind, Du weißt noch nicht, daß man nicht nach meinen Mienen ſehen darf und nicht finden darf, daß ich nicht guter Laune oder verſtimmt bin — doch ja, Du darfſt es, Du mußt es! Zank' mich, hab' mich lieb, kratz' mich, beiß' mich, Bertha, Bertha, Bertha! Ich ruf' Dich: ſei bei mir! Ach, meine Frau, es iſt nur ein einziger langer Seufzer nach Dir! Aber ich will Mut behalten — einſt kommt ja der Tag, und Du ſchreibſt mir ja ſo lieb, wie innig Du bei mir biſt. O Frau, ſüß' Frau! — Von Deinem Bildchen? O ja, ach, ich hab' mich ja ſo innig gefreut — aber das erſte, ſoviel älter und dunkler es ausſieht, hat nun einmal den erſten Platz — ach, weißt Du, das iſt ganz wie ein Stern, es ſteht ewig vor mir, ich nehm's mit auf's Klavier hinüber. — Endlich hat mir nun auch der Carl geſchrieben, nach einem Monat ein paar Wort' aus — Wien! — Sei nicht bang' wegen Wagner. Ich hab' ihm noch nicht geſchrieben und will auch lieber noch mit allem zurückhalten. — — Du meinſt, ich hab' Dich nicht ſo lieb, wie Du mich! Ach, nein, das hab' ich auch nicht — wir Männer lieben immer mehr aus Egoismus. Die Frauen lieben reiner und inniger. Aber Berthachen, ich glüh' für Dich und arbeit' dran, Dich zu lieben, meine

Seel' ruft mich jeden Augenblick dazu auf. Gestern war ich in Viola von Shakespeare — ach es war so schön, die Bußler spielte so lieb. Da seufzte ich öfters tief auf und petzte Deinen Brief. Ach, ich war so beglückt, wenn der göttliche Dichter von Liebe sprach, denn sie ist ja nun auch mein. — —

Wenn Dir jetzt meine Briefe klein vorkommen, so denk', was für ein Genuß es für mich ist, Dir große zu schreiben, oder in Versen, und — was ich mir versagen muß — wie ich tauschen möcht' auf alle Gedanken in meinem Herzen. Siehst Du, da geht mir's jetzt mit den Worten wie Dir mit den Tränen. So gieß' Du die lieb' Flut der Worte über mich aus, wie Du heut' getan hast. Auf alles, was Du fragst, hast Du ja die ewig augenblickliche Antwort, o Herz, daß ich Dich lieb', Dich anbet'. Seitdem hast Du, glaub' ich, auch wieder ein Briefchen, worin das recht ausgesprochen ist. — Sei zufrieden mit meinen drei Worten! O nur einen Traum von Dir! Nur einen Traum! — Meine Braut, meine Frau! Täglich lieb' ich Dich inniger. Gott geb' uns Glück oder Tod! Denn ohne Dich ist kein Leben mehr! — Grüß' mir die Suse, die Marie, die Mutter, den Adolph!

Unaussprechlich sehnt sich nach Dir

Dein Peter.

Herz, sei mir nicht aufgeregt! Bist Du die Sehnsucht, bist Du ja auch die Erfüllung!

362. An seine Braut.

Weimar, 1. Mai 1865.

Den ersten Mai! Gewiß! Herz! Und auch den ersten, den wir erleben! Wie hast Du mich begrüßt! Mit Deinen Maiglöckchen, und ein Liedchen hast Du dazu gesungen — ach, wie hat es Deinen Mann gefreut. — Sei nicht mutlos, Herz — die Probe ging noch nicht gut — es war die zweite Quartettprobe, den Leuten ist noch vieles zu neu, zu schwer. Ach, ich bin verstimmt, ich fürchte für den Erfolg meines Werkes. Ich hoffte

soviel von der heutigen Probe und dennoch war der Eindruck noch kein günstiger. Doch die Stücke, die wir voriges Mal schon probiert hatten, gingen gut. Manches war auch wiederum recht hoffnungerweckend. Das Duett mit dem Bischof im zweiten Akt ging gut; die Boten, der schwere Chor ging verhältnismäßig sehr gut. Lipp, der Bischof, sang schon auswendig. — Ich habe einen großen Fehler; ich bin nachlässig, flüchtig im Schreiben, ich glaubte mir es bei dieser Arbeit schon völlig abgewöhnt zu haben, und dennoch machen mir diese Vergeßlichkeiten wieder große Erschwerungen.

Du mußt mich recht dazu anhalten, daß ich fleißig korrigiere und alles nachsehe. Hörst Du? Ach, die Oper, die ich in der blühenden Zeit unsrer Liebe schreiben werde, soll auch leicht werden, nicht lauter so schwere Tonarten mit vielen Kreuzen und Been, wovor sich alle Musiker entsetzen. —

Nun sag mir nur Herz, wie siehst Du nur aus, wenn Du ein Liedchen an mich dichtest? ach meine Bertha! Da möcht' ich Dich sehen. Heute fühl' ich nun, daß bereits das Krankhafteste in meiner Sehnsucht nach Dir überstanden ist — es war gestern, am letzten April — auch heute der ganze Tag — ich leide körperlich dabei, ohne krank zu sein — es ist aber so — mir fehlt meine Hälfte — o Bertha, ich laufe halb in der Welt herum, ohne Dich. Nun aber hoffe ich, daß wieder Heiterkeit und Zuversicht in mich einkehrt — daß ich es leichter nehme. Eine Reaktion konnte nicht ausbleiben. Ich hatte alle die Wochen wie im Himmel gelebt; es waren unsre Flitterwochen, Kind, die waren von einer unbeschreiblichen Seligkeit. Seit jenen ersten Stürmen, mit Adolph — und andern — wurde ich dann erst wieder an die Erde erinnert. Schon in diesem Augenblick aber fühle ich mich leichter; meine Stimmung nach der Probe war eine verzweifelte. Ich hatte Deinen und Susannens Brief noch vor der Probe bekommen — aber ich hob mir sie auf. Da hast Du nun den lieben Mai eingeläutet, und gewiß! Deine Blumen haben etwas von jenem Petersläuten, meine Sehnsucht ist wieder milder, himmlischer gestimmt — sie war so heftig, so irdisch geworden — das meint' ich gestern mit dem „Egoismus der Männer". — O wie Du Deinen Brief ausgeschmückt hast mit Strichelchen! wie ich darin schwelge! Du liebst mich so

innig, so glühend! Das ist für mich ein Gottesgeschenk, das mir doch niemand mehr entreißen kann. Noch sind es nicht zwei Monde — kaum sechs Wochen, daß wir verlobt sind, und ist es nicht, als wären wir schon ein langes Leben zusammen verbunden? Ist es nicht so? meine Bertha! wie wunderbar! — als ich diese Zeilen begann, tat ich's fast aus einer Art Pflichtgefühl, aus Gewohnheit, aus der Furcht, Du möchtest einmal einen Tag ohne Brief bleiben — und jetzt, mitten im Schreiben, bin ich schon so tief getröstet, es kehrt wieder Fassung und Ruhe in meine Seele ein! Ach, diese brennenden, selbstunzufriednen, verzagten Stunden, sie werden keinem Künstler gespart. Gerade deswegen muß aber vor allem der Künstler eine Frau haben — sonst fällt er den dunklen Mächten der Verzweiflung anheim. — Meine Bertha! Du hast mich angehaucht! Du hast mich auf die Stirn geküßt, o wie völlig und reich ist der Trost, den Du mir gibst! — — Bei alledem war auch heut' in der Probe die Rosa wieder mein Mut, meine Stärke, meine Zuversicht. Ich weiß, die Frau wird mein Werk halten — die blöden Musikanten, die da herumsitzen, verstehen ja heute die Poesie meines Werkes noch nicht. Milde ist nach wie vor unausstehlich mit dem Cid — er hat noch nie auch nur einen Ton con amore davon gesungen. Auf ihn leiste ich auch geradezu Verzicht. Rosa und der Chor — das sind meine Stützen. — Ich schreibe dies ganze Briefchen hinter dem Rücken des bösen Köhler, der vorhin da war und mich eine Zeitlang allein ließ. Bald kommt er wieder und da bin ich schon auf der vierten Seite, die Du so ungern weiß siehst. Aber der böse Köhler ist ein rechter Freund — er hängt mit großer Liebe an mir und alle die Seinigen lieben mich — dort wurde zuerst unsre Gesundheit getrunken, Seelchen! Und die wird uns Glück bringen. — — — Gott rette mich in eine schöne Einsamkeit und gebe Dich mir dazu. Ich habe eine Wut, ein drittes Werk bald zu schreiben — ich will diese Musikanten bald beschämen mit ihren ewigen „Schwierigkeiten". O Gott, ist das eine bequeme Brut! — — — In mir ist wie ein Sieg, den ich errungen, seit ich Dir heute schrieb. Ich erhebe mich über den Augenblick, über Gefallen und Nichtgefallen des Cid — ich fühle, ich bin ein Künstler und bin geliebt. Ich habe einen Weg

vor mir, ich werde ihn gehen — und mit Dir! — — — Siehst Du, heut' hat der böse Köhler mir noch gute Zeit gelassen — aber da ist er! — Soll ich Dir einen Gruß von ihm bestellen?

Sei mein!

Dein Peter.

363. An seine Braut.

Weimar, den 2. Mai 1865.

Meine Bertha! Ich hab' Dein lieb' Briefchen heute morgen erhalten. Du schreibst so heiter, so selig! Sag' nur selbst, ertragen wir nicht diese lange Trennung recht gefaßt. Vier Tage waren wir beisammen und nun schon sechs Wochen getrennt — ist das ein Verhältnis!? — Heute trafen endlich einige Zeilen von Wagner ein; so lauteten sie: „Lieber Peter! 15. — 18. — 22. Mai — Tristan. Es wird wahrscheinlich gerade mit Deiner Oper zusammenfallen, und ich glaube, Dir entsagen zu müssen. Habe viel Freude und Glück! Hier geht alles herrlich her. Sei nicht neidisch! Mit herzlichem Gruß Dein Wagner." — Sowie ich nun mit dem Kollationieren ganz fertig bin — wohl Donnerstag nach meiner nächsten Probe, werde ich an Wagner und Pfistermeister, auch um meinen Gehalt, schreiben. Heute nahm ich mein Honorar ein, es waren nur 85 Taler (15 Friedrichsdor). Ich kaufte für 62 Taler einen Wechsel auf 100 Gulden bei Callmann, welchen ich noch heute nach Wien zu meinen Hausleuten schicke, welche in der äußersten Not sind, und welche dies Geld vom Fall rettet. — Ach, wie ich nach den gewissen 300 Talern schmachte! Aber sage Susanne nichts davon, sonst wird sie bös. Aber weißt Du, unsereiner, in so einer Situation, wie es dann peinlich ist, in Geldsachen gedrückt zu sein — ich müßte nach meiner Oper ein Souper geben — gewisse Geschenke machen können. (Schimpf' mich, Herz, aber es muß heraus!) ich sag's ja nicht zornig, nur mit einer humoristischen Wehmut — ich müßt' einmal einen Abend geben können für meine Freunde — wo nur alles von gutem Wein trieft. Nächste Woche sende ich nun mein Libretto an Cornelius nach Berlin — könnte

der nicht! — aber es ist mir nicht möglich, auch nur ein Wort von dergleichen fallen zu lassen. — Zank' mich nicht, liebes Herz, ich mein's ja nicht so arg, und im Grunde wirst Du auch ganz meiner Meinung sein.

— Wieder stehle ich heute Köhler die Zeit ab. Wir sind abends bei Herwarth — dort ist auch wieder Müller — mit dem ich mich gut halten soll! — Ich habe von meinem großen Honorar noch sieben Taler. Ich zahlte bei Fressel, im Russischen Hof, meinen Mittagstisch mit zirka 10 Taler. — Nach Tisch war ich draußen im Garten bei meinem Bischof, dem Lipp. Der hat eine schöne Frau mit hinreißend braunen Augen und zwei liebe Kinder, den Richard und die kleine Grethe. Er selbst ist ein Steiermärker, weißt Du, so ein echtes Baßorgan — daß es dröhnt wie in einer Kirche, wenn er spricht. Er ist so ein recht riesiger, stämmiger, ruhiger Kerl; seine Frau eine Schwäbin, aus Friedrichshafen; einfach und häuslich. Sie sagte, sie möchten gern mit Sack und Pack die Mutter dort besuchen — aber die Reise koste sie 72 Taler und ihr Mann möchte gern in den Thüringerwald; die Mutter könnte wohl auch zu ihnen kommen — aber so Südländer, wissen Sie, die lassen's ganze Jahr den Ofen nicht ausgehen, und meinen schon Weimar wär' eine ganz nördliche Gegend. — Du kannst Dir meine Nebengedanken bei dem allen denken: Haus, Garten, Frau, Kind, Mutter besuchen, 72 Taler! Nur daß er in den Wald will ohne seine Frau, das begreif' ich nicht. Meine Bertha, gelt — die Kinder — ach, was sag ich da! — aber wenn Gott sie ja gibt, einer lieben sichren Hand anvertrauen, einer Marie, einer Suse, einem Mutterchen und ihrem Mädchen — und dann immer Peter und Bertha zusammen! Gelt? Immer, immer, immer — und noch ein bißchen außerdem! Ach, wenn Gott so drein willigte — so wäre dies unsre letzte Trennung gewesen, unsre längste und einzige! ich wollt' mich in alles finden, den Tag gradezu taglöhnern — um abends mit Dir zusammen zu sein. — Draußen im Gärtchen war noch Schaller[1] Er ist eine geniale Natur, ein aufrichtiger, seelenvoller, jugendlicher Mensch. Anfangs Tiermaler, studierte er später Landschaft

[1] Johann Sch., Schüler von Preller 1841—87.

bei Preller, und geht nun auf den Geleisen Genellis. Er fängt auch nachgerade an, eine gewisse Zärtlichkeit für mich zu haben. Ich kann ihn gut leiden. — Dahn,[1] ein Sohn aus der Münchner Schauspielerfamilie, ein harmloser, für die Bühne begabter, im übrigen nicht weittragender Mensch, der aber den Vorzug hat, unverdorben und gemütlich zu sein. Dr. Werther[2] — eine eigentümliche Berliner Natur. Hoch, schlank, wie alle sagen schon verlebt, blasiert — hat viel durchgemacht — hatte wohlhabende Eltern — das Vermögen ging zugrunde — er studierte Geognosie — war Bergmann, stand dann einer Fabrik vor — ist dabei (wie er sagt) erst 22 Jahre — spielt nun hier das Liebhabersach. Er hat ein gutes Benehmen, zeigt seine Erziehung und ist jedenfalls ein Achtung erweckender Mensch. Wir gingen neulich nach Tisch (er und Dahn sind meine Tischgenossen im Russischen Hof bei Fressel) im Park, da sagte ich ihm, als er über seine Stellung, über Grans, den ersten im Fach, klagte, der nichts als Routinier sei, keinen aufkommen lasse — daß ich seine Beschäftigung beim Theater nur als einen Durchgangspunkt betrachte. — Da hatte ich ins Schwarze seiner inneren Gedanken getroffen, und es erfolgte nun ein längeres Gespräch darüber.

Herz, schelte nicht, daß ich die kostbare Zeit, die Köhler mir läßt, dazu anwende, Dir von — andern Leuten zu reden. Du hast dann auch immer einmal mit ein paar Strichen meine Umgebung. Ich bin, wie ich gestern verstimmt war, heute auch wieder durch eine Probe aufgeheitert. Ich half eine Stunde lang den Chor einzustudieren, das machte mir Freude. Die Leute haben eine unverkennbare Pietät für mich — besonders die Frauen — bei denen bin ich gut angeschrieben. Morgen wird das wiederholt und Donnerstag, Freitag haben wir Quartettproben. Unterdessen bin ich mit dem Kollationieren ganz fertig und wir bekommen die Bläser. Dann kann das Orchester ganz mit hinzu — und der Chor singt auch schon auswendig. Es freut mich, daß Du nicht so auf den 14. erpicht bist, Stör hält auf den 21. Anstandshalber

[1] Später an der Münchner Hofbühne tätig.

[2] Julius W., Dichter und Schauspieler, später Theaterdirektor in Mannheim und Darmstadt, zuletzt Generalintendant in Stuttgart. Geboren 1838.

müßt' ich doch nach München zum Tristan. Schreib mir drüber! — Mach' Pläne! — O, Wiedersehen — heiliges — herrliches! Mund an Mund, Brust an Brust! O, dann trenn' uns doch nicht mehr, Leben, Gott, laß uns zusammen! Wir gehören ja zueinander! — Da kommt der schreckliche Köhler — der gefürchtete Tyrann! Er sagt: Nun schreib nur etwas groß, sonst dauert's zu lang! — — Aber sei ihm nicht bös? Gelt nein??! — Ach, heute bin ich fröhlich — All' die Tage hat aber auch jeder mit so einem goldigen Brief angefangen! Engel, Braut, Geliebte, Mutterchen, Berthachen! Du hast mich viel lieber wie ich Dich! Aber ich will bei Dir lernen! Gelt, lernen — so alt ich werd'! — Köhler droht — also leb wohl, behüt' Dich Gott — ich hab' Dich ewig lieb — bin Dir treu in Wachen und Traum.

Dein Männchen.

364. An seine Braut.

[Weimar] Mittwoch, 3. Mai [1865],
in der ersten Stunde.

Ich komme von Herwarth, wir haben eine Bowle Maiwein getrunken, die sehr gut war; wir waren recht heiter, ich habe vier Lieder gesungen, dann Müller vier von den seinen — alles in Ordnung. Als wir hinuntergingen, ich bins noch so gewohnt von Wien her, daß man dem Leuchtenden was gibt — die steifen Weimaraner gingen so unsplendid fort — es tat mir leid um das Mädel — ich suchte nach kleinem Geld im Portemonnaie (Dein Bild ist mein Sternchen — in dieser stillen Nachtbeleuchtung blinkt es so traumhaft, so unaussprechlich liebevoll zu mir her), ich fand keins, halb aus Verlegenheit, halb aus Übermut gab ich dem armen Ding einen Taler. Schimpf! Schimpf! Aber der hat's gewiß recht gut getan. Es war von meinem Honorar, Herz. Es war so ein feierlicher Moment, wie's ankam, nachdem der auch mit einem Taler beschenkte „Werner" weggegangen war — kniete ich an einem Stuhl nieder und betete, dankte Gott für das Geld. Ich hatt' es doch mit meiner Kunst verdient — es wird kein

Kreuzer mehr unrecht davon ausgegeben, ich konnte doch meinen armen Müllers die 100 Gulden schicken; ich war ein Lump, daß ich das tun mußte, aber doch ein König, daß ich's konnte. Und wahrlich, nicht für das alles dankt' ich Gott, nein, nur für das Geistige — ich hab's doch vollenden dürfen, sagt' ich mir mit Tränen im Auge — und sah auf meine Partitur, die gerade beim Kollationieren vor mir lag. Welch ein Triumph ist mir's heut' abend, daß die 100 Gulden glücklich auf der Reise sind; Gott lasse sie heil ans Ziel gelangen und Segen bringen. — Ja die Leute — wollt' ich sagen — sie verstehen mich doch nicht; vom Tiefsten was mich bewegt, kann ich mit denen doch nicht reden. Ich beneide keins von den drei Ehepaaren — ich habe Dich, Dein Bildchen steht vor mir, fromm, hoch, hehr und heilig trag' ich Dich, o Geliebte, in meiner Brust. Was ist alle Erfüllung des Lebens gegen dies Gefühl, dies verjüngende, Geist und Fülle verleihende! — Nur dafür, o Bertha, müssen wir ewig Gott danken. Du liebst mich, o meine Braut, mit solcher Glut und so tief, ach welche Wonne ist das — und ich, mein Herz, ja ich fühle es, liebe Dich ganz so, wie Du mich — wenn man's messen könnte, es wäre aber auch bis aufs letzte Endchen dasselbe, und das, daß ich die Liebe habe, daß ich heilig einem geliebten Herzen verlobt bin, ist ein Glück über alle Psalmen. O Bertha, und wir wollen immer jung bleiben, und wenn uns Gott ewig die Erfüllung vorenthielte, wir wollen unermüdlich, mit nie rastender Sehnsucht aneinander hängen. Ach, die Leute — sie verstehen mich nicht — wollt' ich ihnen von unsrer Liebe singen, sie würden es nicht begreifen. Es sind gute, ganz edle Menschen — und dennoch — ewig fern von ihnen möcht' ich in Einsamkeiten mit Dir fliehen — wir wollten nur Gott preisen und uns aufeinander stützen in Leid und Lust — — Nun ist es ein Uhr, aber es kommt noch die süße Stunde, in der ich mir Deinen Brief wiederhole; da will ich mir auch noch einmal Dein Gedicht, Deine Maiblumen aus der Sammlung — nein aus meiner Tasche — nehmen und mich mit dem Hauch Deines Wesens durchdringen. Dazu reicht mein Licht noch — aber mich mit dem Gedanken Deiner Liebe zu beseligen — das vermag ich in aller Dunkelheit — es wird mir selbst die ewige — den Tod — versüßen. — Vor

ein paar Monaten, Bertha! war alles dies noch nicht! Wie gut iſt Gott! — Verzeih, meine ſüße Braut, daß ich ſagte: Schimpf! Schimpf! Ach, Du mein hohes Lied — ich weiß ja, die kleine Sünde läßt Du mir hingehen — Du denkſt Deine Hälfte drin eingeſchloſſen, da wird die Summe klein, und Du denkſt all Deine Gebeluſt in einem ſeligen Augenblick in mir zuſammengedrängt! — Gute Nacht! Sei mein!

365. An ſeine Braut.

[Weimar] Mittwoch, 3. Mai [1865],
in der elften Stunde.

† † † Die drei Kreuzchen mach' ich mit dem Daumen auf den Briefkaſten, während ich den Brief hineinſchiebe; andre Briefe mit einem. Das Symbol des Kreuzes iſt innig in meine geheimſten Lebensbeziehungen aufgenommen. Wenn ich von zu Haus weggehe, mach' ich eins über mich, es iſt dann als ob ich gefeit wäre gegen Unglück. Der Marie hab' ich, glaub' ich, beim Abſchied auch noch eins auf die Stirn gezeichnet.

Meine beiden Briefchen heißen nun Nacht und Morgen. Nachts biſt Du mein Stern und tags meine Sonne. Ich hab' wieder eine Chorprobe mitgemacht; das macht mir immer Freude; wie ich dann in mein Zimmer komme, ſchimmert mir ſchon von fern Dein Brief entgegen; und die Roſalie (der ich auch heute einen Taler ſchenkte — Gelt? es war recht? hatte die feine Aufmerkſamkeit, Dein Bildchen altarmäßig hinter dem Brief aufzuſtellen — ſo daß mir beides entgegenlachte. O Herz, wo die Menſchen eine treue Liebe merken — da iſt's ihnen ein Heiligtum — wenn das Leben ſie noch nicht verdorben hat. Da hab' ich nun Deinen langen, lieben Brief geleſen — ich weiß nicht — Deine Briefe werden jetzt immer ſchöner! o Du meine Roſe, mein Eden — Du blühſt ſo herrlich in Liebe — Du biſt aufgegangen! Ach, welche Glut, welcher Stolz — daß ich es bin, deſſen Kuß Dich geweckt! Ja, Du biſt das Dornröschen aus meinem Hochzeitslied. Meine Sehnſucht iſt nun wieder verklärt und himmliſch, einige Tage fühlte ich ſo die irdiſche

Schwere — nun hat Gott das wieder von mir genommen — ich schwebe wieder mit Dir in den Wolken. — — O Du meine Seligkeit, meine Bertha! Wie die Sterne mich vorwurfsvoll anschauten, so wagte ich oft nicht, das Bild meines Vaters anzublicken, es hätte mir gezürnt, mich gestraft mit seinem Blick. Jetzt, wie wonnig, wie fromm werfe ich abends noch beim Schlafengehen einen Blick darauf. Jetzt lächelt es mich so zufrieden, so zustimmend an. Du schreibst mir heute fast dieselben Worte, wie ich Dir gestern, von den vier Tagen und sechs Wochen! Siehst Du, mit welcher Sympathie uns Gott beschenkt — sie wird immer kräftiger werden, je länger wir uns lieben. Du meinst: vielleicht schon nächsten Mai! — ach wie nah — und doch wie schrecklich fern ist dieser Termin meines Glücks. Mich deucht — ich müßte jetzt beim Wiedersehen Dich in meine Arme schließen — als mein Weib, meine Eva und Dich nie mehr lassen — Tag und Nacht — Stund' und Jahr.

Gelt, heut' siehst Du schon wieder an meinen engen Zeilen, daß ich Dir mit Muße in der Frühe schreibe, ist doch auch das garstige Kollationieren fast vollendet — atme ich doch bald wieder auf, und da will ich zuerst mein geliebtes Weib, meine Gottesgabe, recht tief anatmen. Du bist meine liebe Bertha, ich bin Dein Vater und Dein Freund. Du liebst mich glühend und unendlich hingebend; auf alle Zeiten, in Leben und Tod ist für mich gesorgt. Du gibst mir ein Fixum — aus all Deinen Poren trieft's auf mich. Auf der Erd' in ein Bett, in ein Haus mit Dir, unter der Erd' in einen Sarg, aber dann nackt und bloß, daß unser Staub ineinander modert — dann hat gewiß nie ein so glücklicher Mensch gelebt wie ich, und ist keiner mit so jauchzender Wollust gestorben, als ich, wenn treue Menschen mir heilig versichern, Du kommst unzertrennlich nah zu Deiner Bertha! — Was hast Du denn für ein Näschen, was für Augen? was für eine Stirn, was für Wangen, was für Haar? Dein Bildchen zeigt alles, und besonders auf dem zweiten hast Du den Schimmer Deines Haars so täuschend gemacht, daß ich's ablecken möcht' — und doch — ich weiß alles nicht, wenn ich mich so recht frag', ich hab' eigentlich nur Deine Seel' — die ich in allen wonnigsten Tiefen ganz und ewig erkannt

und erfaßt hab' — tief in meiner Seel' drin sitzen, was mich durchströmt, was in mein Herz klopft, bist Du, was mich durchzuckt, erwärmt, zudeckt und nährt, bist Du, meine Bertha!

Heut' morgen hatt' ich ein bißchen ängstliche Gedanken. Gestern abend auf dem Weg zu Herwarths war mir Dingelstedt begegnet — da fiel zuerst ein Wort von Großherzogs Geburtstag. Meine mißtrauische Seele sagte mir in ihrer heimlichsten Tiefe: Wie, wenn man Dich etwa solange vertrösten wollte — dann durch irgendein Unwohlsein die Sache für diesen letzten Termin verhindern? Ich dachte — Stör — wer weiß. — Aber nun hat der glänzende Maientag, meine hübsche Probe mit dem Chor die Sorgen wieder zerstreut, und ich gebe mich wieder dem Glauben und der Hoffnung hin. Mein Werk steht da — es wird der Welt gehören. Das Ideal meines dritten steht lebendig in meiner Seele. Ich habe Dich, es ist für mich gesorgt. Hält uns das Schicksal noch getrennt — ich schreibe Dir täglich, Du bist meine Poesie, meine Keuschheit, mein Gottvertrauen, meine Kraft; mein Lebensschicksal ist freudig und glänzend entschieden, mich liebt eine hohe, engelreine, selige Frau, mein Herz pocht in unsäglicher Wonne — ich weiß von keinem Leid, von keiner Sünde der Vergangenheit mehr, alles ist ausgetilgt, ausgelöscht. Dein Kuß, Dein Haar, Dein Fleisch und Bein, Deine Venushand, Deine liebe Seele, Dein pochendes Herz, alles ist mein. Ich bin wie ein Kind in der Wiege von Dir gehütet. Alle Schönheit der Natur, alle Heiligkeit der Kunst, alle Freude des Lebens trag' ich im Herzen in Deinem Andenken, darf ich umschließen, wenns Gott gibt, mit zärtlichen Armen! — O Du mein lieb' Seel', leg' dann die zwei Briefchen unters Kopfkissen und träum' einmal recht selig und hoffnungsreich

von Deinem Peter.

366. An seine Braut.

Weimar, 4. Mai 1865.

Herzchen, lieb, lieb, lieb Berthachen! Es ist eine große Sünd' und Bosheit von mir, daß ich Dir heute nicht den ganzen Tag in einem, einem fort immer schreib', schreib' und nochmals schreib'.

Denn heut' bin ich selig — seit meiner Quartettprob', die sehr gut war, ach, jetzt sitz' ich nach langem Spaziergang vor Deinem lieben Bildchen und hab Dich lieb, lieb, lieb! Aber weißt Du *engelslieb*, nicht mehr mit der schweren irdischen Sehnsucht, die hat Gott wieder von mir genommen. Ich seh' Dich nur in Deiner Glorie, in Deiner Schönheit! Ach, meine süße Frau! *Wie schön hat Dich die Lieb' gemacht.* War ich's denn, der das vermocht hat? Wenn ich je gewußt, was für ein hohes liebes Weib Du bist, was für eine Sultanin unter Deinem Geschlecht, wo hätt' ich den Mut hergenommen, Dir in der Studentenallee das zu sagen. Ach ich war so ein recht frecher, dummer Bub, Dir, Du lieb Königin von Lieb' zu reden! Aber Du siehst, der liebe Gott hat's so gewollt — ich hab Dir's ja gleich damals gesagt — hätt' ich gewußt, welches Glück das bringt, ach, ich hätt' verzagt, die Hand danach auszustrecken! — Ach, Du mein Weihnachtsbäumchen — und alles was dran hängt und blinkt ist mein, jed' Kerzchen, jed' Spielsach', jed' Süßigkeit. Du lieb grün Gesträuch! Du blühend Weibchen! Du süße Braut!

Gestern Dein zweiter Brief — ach, so lieb hast Du mir ja nie geschrieben — wer lehrt Dich denn all die Künste, lieb Herzchen, dem guten Mann sein Herz so ganz zu durchwühlen, wie der Maulwurf die Erd'! Ach Du hast mich aber einmal, Du hast mich, da hilft Dir aber in Ewigkeit niemand mehr davon! Ach Gott, mein Frauchen, wie grenzenlos lieb hab' ich Dich! Welch ein Traum ist das! Also denk' Dir, jetzt lieben wir uns doch so innig, wie nur zwei Menschen können, und lang vor uns, und lang nach uns lebt dasselbe Gefühl in seligen Herzen — siehst Du, daran begreifen wir Gott — denk' Dir, welch ein wunderbares Sternengedicht ist dem seine Schöpfung! Da, wir zwei Stückchen Staub, wie wir da sind, wachen auf, nehmen Geist und Leben aus der Mutter Schoß mit, laufen durchs Leben, wie in der Irre, aber doch alles nur, um uns zuletzt zu lieben und um Gott zu erkennen! — Bin ich denn wieder Dein lieber Flitterwochensmann, Dein *goldiger*!? Ach Du meine Bertha — ich weiß: Gott gibt Dich mir — aber mein Leben soll auch nur ein ewig Gebet drum sein, Dich zu lieben, Dich glücklich zu machen. Ach, mein Herz, siehst

Du, ich komm' ja gar nicht davon los, Dir ewig das eine zu ſagen: Ich hab Dich lieb! Iſt es denn nicht langweilig, das ewig zu hören? Gelt nein? Täubchen.

— Der ewige Satan von Köhler kommt wieder und reißt mich gerad' mein'm Weibchen von der ſüßen weichen Bruſt weg, und ich muß ſpazieren gehn. Aber wart, wenn ich wieder komm', will ich Dich recht petzen und quälen, Arge, Herzchen, Zauberin, ach Du haſt mir mein Herz ſo genommen; ach, Du gehſt mit mir überall! Nie ein Spaziergang ohne Dich! — Da ſteht der Seelentyrann und wart't. Leb wohl, hab mich lieb, bald bin ich wieder bei Dir! —

Um 8 Uhr. Da bin ich wieder vom Spaziergang — froh und heiter — auch mein Köhler hat mich vielleicht jetzt noch lieber wie früher! — Aber ein klein bißchen verzagt hab' ich auf den leeren Tiſch geſehen, wo ich glaubt' ein Briefchen zu finden. Ach die verwöhnten Herzen! Gott, himmliſcher Vater, hab' Nachſicht mit ihnen — ſie ſchlagen ja ſo ineinander, und alles iſt ja zu Deinem Preis! Wir wollen auch geduldig alles Leid tragen, was Du uns ſendeſt, wenn Du uns nur zuſammen gibſt. Ach, wir wollen Deine lieben Kinder ſein, zuſammen an unſerm Bettchen knien und Dir Lob ſingen, Du Herrlicher, Ewiger!

Da ſteht Dein Bildchen zwiſchen meinen zwei Lichtern, und hat ſo eine Dämmerperſpektive — und ich ſprech' zu ihm und ſag': O Berthelchen, Berthelchen! Berthelchen! — Das war eine göttliche Idee von Dir, daß Du den einen Finger ſo an die Wange geſchmiegt haſt, der iſt mein Liebling — der Zeigefinger an der rechten Hand. Gleich! küſſ' ihn oft, oft, für mich, ach, ich will ihn ganz abknappern — wenn ich bei Dir bin. — Flitterwochensmann! wie das gut geſagt iſt. Ja! der will ich ſein, immer und ewig! — Gott ſei Dank, Du haſt doch mein klein Doppelbriefchen von geſtern jetzt ſchon, und es wird Dich freu'n. Ach ich bin ja ſo ſtill und zufrieden, daß ich mein' Brief heut' noch nicht hab'. Aber der Hunger! Der liebe Heißhunger nach jedem Wort von Dir! Ach Du liebſt mich ſo! ſo! ſo! Ach Du biſt meine liebe Sulamith, mein Herz ſingt Dir ſein hohes Lied. Es wird einmal noch eine ſchöne Form annehmen und uns lang überleben. Ach heut' fühl'

ich so selig, daß ich ein Dichter bin, daß mein Cid ein lebensfähiges stolzes Lied ist. An Deiner Seit', von Dir, Du Wonne, liebgehegt und gehalten, bin ich zum Schönsten und Besten berufen, ich werd' noch eine schöne Vollendung erreichen. O wie versöhnt, wie beschenkt bin ich mit meinem Geschick. Ein volles tüchtiges Kunstwerk setz' ich ins Leben, und in demselben Augenblick gibt mir der lieb', himmlisch' Vater die Frau, gerad' die, ach, legt mir da das glühend, pochend Herz zu, das ewig mein sein will, mein' besser' Seel', die mich zankt, die mit mir streit't um mein Bestes! Ja Du bist mein Mutterchen, ach, Du trägst mich auf dem Arm und hätschelst mich. — — —

Die Rosa war heut' so lieb, schreib' ihr nur ganz von Herzen, wie einer Schwester, es wird für sie wie ein Tau vom Himmel sein — ich bin heut' nach der Prob' lang mit ihr durch den Park gegangen. Sie hat heut' schon den langsamen Milde so mit hineingerissen, daß er doch auch einmal fast ein bißchen aus sich herausging. Ach, ich sag' Dir — nun hören die Leut' alles schon ein bißchen besser heraus — dabei hatt' ich die Stimmen gut korrigiert — so ging Dir der ganze dritte Akt aber fast in einem Zug nur so herunter — die Streicher spielten ihn heute zum erstenmal — da kam der Chor mit dem Bischof, den mein braver Lipp schon majestätisch auswendig singt, schon herrlich. Stör dirigierte mit dem angestrengtesten Eifer, ich hab' ihm vorhin ein paar Worte geschrieben und ihm gedankt. Morgen haben wir nun einmal das Ganze! O Frauchen, welche Lust Soldat zu sein! Die Wonne, ein so lang gehegtes Gedicht lebendig werden und endlich in andern zünden zu sehen, ist die größte der Welt. (Aber sei nur still, jed' Strähnchen von Deinem goldigen Haar ist noch schöner — — — — —

Ich küß Dich tausendmal,

Gott erhalt Dich

Deinem Peter.

367. An seine Braut.

Weimar, am 6. Mai 1865.
In der zweiten Stunde.

Ja, es ist schon sehr spät, mein Herz — da schlug es dreiviertel auf zwei. Ich hab' schon wieder kein Papier mehr, und reiße jetzt in der frühesten Maimorgenfrühe noch dies Blatt von dem Brief meines Gevatters Franz Mrazek[1] ab, womit er mir meinen Aprilgehalt von München schickte, um Dir, meine Engelsfrau, noch die paar Worte zu sagen. Es treibt mich zu Bett, zur lieben Ruhe, obgleich ich Dir viel erzählen müßte — aber weißt Du, mündlich geht das einst besser, wenn ich mich an Dein Bettchen knie, und Dir noch alles erzähle, was mir draußen begegnete. Heute treibt es mich nur, Dir noch gute Nacht zu sagen. Jetzt leg' ich mich; dann les' ich noch Dein Zigarrenbriefchen, aber heute kam weiter keins!! O Du Böse, ach, wie Du mich schmachten läßt. Ach, und jedes Wort von Deinem lieben Mund, aus Deiner lieben Seele ist solches Manna! solche Himmelsspeise. Aber ich will nur schlafen gehen, denn morgen wird mich schon wieder der Briefträger wecken mit Deiner Engelspost. — Herz! Marmorsäulchen, ich knie zu Dir, küß die Venushand und sag' Dir tausend gute Nacht!!

In der neunten Stunde.

— — Dein Brief ist da! und ich hab' schon drei Zeilen davon gelesen, Engelsmaus, Julia! lieb, lieb Frau, ach, wie mein Herz für Dich schlägt! Denk', was das für ein großer Gott sein muß, der die Lieb', die herrlich' Lieb' erfunden hat! Ich les', ich les', Berthelchen! Süß, himmlisch Frauchen! — — — —

Eben war Köhler da! Denk' Dir, kommt der Mensch auch selbst in dieser ausnahmsweisen Zeit, um mich wieder von der vierten Seit' abzuhalten. Gelt Herz, der wird abgeschafft. Er sagt mir übrigens, daß der Eindruck der gestrigen Probe allgemein ein günstiger war. Cossmann (der Cellist) habe ihm sehr gut davon gesprochen, wünsche nur sehr, den Text zu lesen! — und so war

[1] Des Dieners Wagners, bei dessen Töchterchen C. Pate stand.

es auch gestern im Hotel de Saxe — Kindchen, weißt Du, da macht' ich mich populär — es ist das eine große Kunst, zu der eine Mischung von Gemüt und Lebensweisheit gehört, die Dein Peter ein bißchen hat. Dein Peter! ach, wie mir jetzt mein Name gefällt, seit Du ihn liebend nennst. Was ist Chrysostomus und Kaspar oder Odo und Benno dagegen, wenn Du sagst: mein Peter! Du lieb Frau, Du hörst's ja so gern, wenn ich Dir sag', daß ich Dich lieb hab, so hör's denn zum tausendzweiundsiebzigstenmal: Ich hab' Dich lieb! — —

368. An seine Braut.

Weimar, 6. Mai 1865.

Also am einundzwanzigsten!

Jetzt steht es fest, Bertha, alles steuert darauf los, alles vereinigt seine Interessen mit den meinigen, daß die Oper an diesem Tage zur Aufführung kommt. Schon denkt sich Rosa ihren Anzug aus. Kein Sammet, sondern gewöhnlich schwarzes Zeug. Schon hat sie mir auseinandergesetzt, welche Seite der Bühne sie haben muß, um alles mit der rechten Hand zu spielen, die Schwertszene et cetera. — — Ich bin hoch und freudig bewegt, von allen Seiten kommen mir Zeichen zu, daß mein Werk anfängt in den Gemütern zu zünden. Dein Mann, o meine Freundin, ist ein Dichter.

Jener Schaller sagte mir heute — zu ihm und Marshall wär' plötzlich aus der Probe die Musik ins Atelier gedrungen, da wären sie beide von den Stühlen gesprungen und hätten gerufen: Das ist Händel oder Gluck! — Ach, wie mir die Seele bebt. — — Gestern wieder bei der Szene mit den Boten sprangen mir die Tränen ins Aug' — das ist alles voll Schwung und Begeisterung. Ach, meine Frau, denk' Dir, wie das rührt, plötzlich — nach einer Wüstenwandrung von 40 Jahren — ein gelobtes Land zu erreichen! Nachdem ich oft mit Achselzucken und zweifelhaftem Lächeln beschaut worden — vielleicht endlich als ein edler Geist, als ein Meister meiner Kunst mit lauter Stimme begrüßt zu werden. — Das hat die gestrige Probe gewirkt! Zum erstenmal merkten diese geistig

erregten Naturen den Zusammenhang des ganzen Bildes! — Montag haben wir zwei Bläserproben und schon am Dienstag rücken wir mit der ganzen Masse auf die Bühne, ins Orchester. Ach, ich zittre vor Lust und Begierde nach diesem Augenblick! — Vergeß ich mein Frauchen über den Ruhm? O nein, das sieht sie an dieser fliegenden Depesche! Du mußt ja kommen, auch Suse und Hestermann! — Richtet Eure Seelen dazu ein. Was auch geschehe — und es ist nur das Beste zu erwarten — aber Ihr müßt mich seh'n in meiner Dichtertoga, Ihr müßt teilnehmen an dem hohen Ziel, das ich an diesem Abend erreiche! Daß man mich dereinst nennen wird unter den strebenden Geistern dieser Zeit!

Verkünde allen Deines Peters Lust und stolze Hoffnung, Du, meine Frau, gewaltig und Dich in Küssen verzehrend zieh' ich Dich an mein Herz.

Dein lieb' Männchen.

Ihr müßt Rosa seh'n!

369. An Carl Gille.

Weimar, 7. Mai 1865.

Mein teurer Gille!

— Dir zu lieb und Dir zu Ehren, treue Seele, überwinde ich alle Bedenken, welche mich bis jetzt dem neudeutschen Verein abseits hielten. Melde mich wann Du willst. So hoffe ich doch, mit meiner Einleitung einen guten „Einstand" zu geben. Ich schließe mich Stör und Kömpel nach Dessau an, von dort vermutlich München, wir werden Dich mitziehen, so lang und dick Du bist. Bereite die dortigen Kenner, Schleicher, Schäfer usw., auf den 21. vor. In der Hoffnung auf Wiedersehen und fröhliche Tage.

Dein Cornelius.

Wagner schrieb mir, Tristan: 15. — 18. — 22.! doch scheint mir dies illusorisch. Müller reist am Donnerstag dorthin ab.

370. An seine Braut.

[Weimar] Dienstag 9½ Uhr vormittags
[9. Mai 1865].

Meine Braut! Um 10 Uhr große Probe mit Dingelstedt, welcher gestern schon eine gute Arrangierprobe hielt. Ich war gestern und heut' früh bis an den Hals in Strichen und Änderungen! Hoffentlich schreib' ich Dir heut' nachmittag ein bißchen länger. Deine Regenbriefe und Deinen Sonnenscheinbrief, alles hab' ich und alles hat mich beglückt. Wir sind unser. Halte den Kopf oben! Liebe die Deinigen von ganzem Herzen, aber Deinen Peter wie Gott will! Sei mein!

Milde taut auf!

371. An seine Braut.

[Weimar, 9. Mai, abends spät
und 10. morgens früh.]

Engel! Flitterwochensfrau! Die heutige Probe war gut. Ich bin seit heute morgen 3 Uhr auf und unbeschreiblich müde. Süße Ruh'! Wär's an Deiner Brust! — Ich gehe schlafen und lei' mir noch einmal Deine zwei Briefe von heut'. Gott segne uns! — Gute Nacht! — Und guten Morgen! Siehst Du, nur die zwei Wort' möcht' ich Dir auf 25 Jahr' garantiert täglich ins Ohr sagen dürfen, und zwar als der letzte vor'm Einschlafen und als der erste vor'm Aufwachen. Du wirst Dich recht sehnen nach diesen Zeilen. Dafür bringen sie auch Gutes! Gestern, am 9. Mai — es war Schillers Todestag! — hörte ich zum ersten Male zwei Akte des Cid in Masse zusammen! Welche Lust, Bertha! Stör, ich muß ihm dies Zeugnis geben, geht mit Eifer und Umsicht zu Werk. Er streicht Instrumente weg, wo sie Rosa noch zu sehr decken. Ich glaube, daß auch Milde gestern im Zusammenklang mit dem Orchester schon bessern Mut geschöpft hat. — — — Drang und Not mit den musikalischen Kräften sind nun schon überwunden; nun kommt der szenische mit Schmidt und Dingelstedt. Lassen hörte gestern in der Probe eine Zeitlang zu, er kritisierte

tiefgehend, aber höchst anregend für mich, worüber ich Dir bei Muße einmal mehr schreiben will. — — — — —

Herz — die 100 Brief' sind schon voll, denn es sind fast 50 Tage und wir haben einigemal zwei den Tag gewechselt. Stör wollte neulich das tägliche Briefschreiben kritisieren (weißt Du, die Leut' haben faule Herzen!). Da dacht' ich, instrumentiere Du um an meiner Oper, wo Du zu bessern findest — aber meine Lieb' instrumentierst Du mir nit um!

Ich glaub', Liebchen, Du überstehst Deine gestrengen Herrn noch am End' dieser Woch' — wie sie im Kalender stehen — und richtest Dich am End' schon Sonntag — Kantate! — zur Reis' — doch Gott behüt'! — wer wird so frech sein, ich halt's Maul! — — — Du hältst Dich für die glücklichste Frau!? Das erfüllt mich mit reiner Seligkeit, es kann im Himmel keine größere geben! — — Laß die Lieb' nur so herrlich wachsen und blühen — ach das ist ein namenloses Entzücken für

Deinen Peter.

372. An Carl Hestermann.

Weimar, den 10. Mai 1865.

Treuer Freund und Vater!

Gestern war meine erste Probe mit Orchester und Sängern vom Cid. Freitag wieder. Heute wurde ich durch eine Einladung zum Dejeuner bei dem Großherzog überrascht. Ich komme eben von daher, es war sehr nett und einfach. Vier Personen: der Fürst, Graf Beust, Musikdirektor Müller-Hartung und ich. Essen und Trinken ganz gut. Gespräch fließend und unaffektiert über hunderterlei. Der Großherzog erinnerte mich unter anderm, daß er den Dichter Platen eigentlich durch mich erst recht kennen gelernt habe, indem er von Liszt die drei Bände lieh, welche ich ihm und welche mir Anna geschenkt hatte. — Graf Beust sagte mir in einem kurzen vorhergehenden Gespräch, daß er dabei gestanden, wie der Großherzog zu Dingelstedt sagte: Herr Generalintendant, ich lege Ihnen Cornelius und seine Oper ans Herz.

Es war wirklich sehr nett dort bei Tisch, der Mann ist unverkennbar von sehr gutem Gemüt und gutem Willen, auch dieser Beust ein ehrlicher Mann. Der Großherzog sagte unter anderm: „Ich bin sehr begierig auf Ihr Werk; Sie haben sich eine schwierige Aufgabe gestellt; Ihr Buch hat viel ausgeprägt Individuelles."

Edelster Freund, sieh einmal zu, Dir diese große Anstrengung und Ausgabe aufzuerlegen. Ihr guten Menschen müßt das als einen Sommerausflug betrachten. Es wäre doch herrlich, wenn ich so einige vertraute Völker um mich hätte, um doch mit Stolz sagen zu können: Wie bin ich aber auch umgeben!

Meine Sänger, besonders die Mildes, sind noch sehr unzufrieden und ängstlich, wegen der vielen Instrumente. Morgen und übermorgen muß ich noch der Partitur zur Ader lassen.

Teurer Hestermann, mit Grüßen an Susanne und alle Jungs, vornehmlich Bertha,

ewig Ihr Freund

Peter.

373. An seine Braut.

Weimar, 11. Mai, abends 8 Uhr [1865].

Mein Herz! Meine teure Braut! Ich muß furchtbar fleißig sein, ich hab' eben 12 Stunden, von 8 bis 8 Uhr, in einem Zug gearbeitet. Gleich geh' ich nun mit Köhler einen Moment in die frische Luft — auch was zu Nacht zu essen — dann aber auch noch in die Nacht arbeiten, denn morgen ist der große Tag! Freitag, des Cid Schicksalstag! — Ich habe noch Wälder von Noten hinausgeschmissen, unbarmherzig gewütet, zur Ader gelassen, sechs Partiturzeilen neu geschrieben (bei den Boten) — um Milde und Rosa zu befriedigen, die über zuviel Instrumente klagen! Nun muß ich meine Veränderungen noch abschreiben und sie in die Stimmen einkleben!

Aber wart' einmal, Du heilig liebes Herz! Nächste Woche, wenn alles im Gang ist und ich armes gehetztes Vieh endlich Schicht mache mit Änderungen, dann sollst Du einmal reichlich entschädigt werden! Dann will ich mich mit voller Seele ganz Dir hingeben.

— Alle Deine Briefe hab' ich — den heutigen, um Dir einen Begriff zu geben, wie ich beschäftigt bin, hob ich mir zehn Minuten in der Tasche auf, eh' ich ihn las.

Sei um nichts besorgt, Herz, wir stehen in Gottes Hand! Wir sind ein heilig Liebespaar, meine Bertha, eins in Leben und Tod. — Ich seufz' ein bißchen, wie Du neulich ein bißchen geflennt hast!

Es ist 8 Uhr, es wird dunkel, Köhler kommt gewiß gleich! Sei bei mir! Sorg' nicht um Dein Kommen! Du bist ja ewig bei mir! Ich bin Dein treuer Mann!

Dein Peter.

374. An seine Braut.

Weimar, 12. Mai.

Heil! Bertha! Es geht gut mit dem Cid! Gestern nacht noch bis 4 Uhr geschrieben. Heut' Probe von 3 Stunden: dritter Akt zum erstenmal. Traum sehr gut! Champagner avisiert! — Eben dreistündige Beratung mit dem Regisseur Schmidt. Besuche von Lassen, Stör, Milde, Nissen. Ich geb' Dir nur dies Lebenszeichen, morgen einen großen Brief, da ich nun bis Dienstag etwas Atem schöpfen kann. Deine Briefe hab' ich alle, die täglichen, Glückliche, die Du so ungestört unsrer Herzensreligion anhangen kannst. — Doch es kommt auch meine Zeit! — Gelt, es ist doch besser die paar Worte, als gar keins? Leg' sie an Dein Herz auf Zinsen und Zinseszinsen, Du bist meine heilige Frau! Ich sprech' mit Deinem Bild! —

Du bist ewig

Deinem Peter.

375. An seine Braut.

Weimar, 13. Mai 1865.

Meine goldne süße Frau!

— — — — — — Mit dem Cid geht es jetzt schön. Nach und nach zeigt es sich, daß es ein besondres Werk ist, welches sich einer entschiedenen Achtung in der Welt erfreuen wird. — — Stör kam

gestern nach der Probe zu mir und sagte unter anderm: Liszt, ja der hatte auch den großen Vorteil, daß sich ihm die Wagnerschen Opern darboten usw. Jetzt ist mir endlich in Deiner Oper eine ähnliche Gelegenheit geboten. — Lassen hörte den zweiten Akt und sagte, als er zu mir kam, die ganze Partie der Ximene gefiele ihm sehr! — Die arme Rosa kämpft mit ihrem schwächer gewordnen Organ, singt aber alles vollkommen. Wir experimentierten deshalb in den Proben immer noch, mehr Instrumente wegzulassen, damit sie ohne zu große Anstrengung verständlich wird. Dagegen haben Leute wie Lassen und Cossmann besonders günstig auf Milde gewirkt, indem sie ihm sagten, die dicke Instrumentation klänge gut, er möge nicht fürchten, zu sehr gedeckt zu werden. Doch lasse ich mir in Solosachen geduldigen Herzens streichen — hab' ich doch immer meine vollen saftigen Chorstellen, meine Ouvertüre, meinen Marsch! — — — Du bist meine Königin, meine Zauberin, meine liebe Herrin, mein Mutterchen, mein Stern, meine ewige Blüte, mein Vogel Phönix, der sich aus der Asche jeder Verdrießlichkeit zur verklärten Liebe glorreich erhebt, Du bist vor allem meine dritte Oper. — — Nur aus Dir kann ich Mut schöpfen, weiter zu leben. — — — Ich gehe aufgeregt in der Stube umher — mit dem innigsten Gedenken an Dich, unter Tränen — schweben mir unfaßbare Ideale einer dritten Oper vor — denk' Dir, es spielen sich Szenen geistig in mir ab — ich habe da einen Schluß einer Oper gedichtet, wo ein Mensch eine frühere Geliebte tot geglaubt — es wird ihm vielleicht vorgespiegelt — er duldet viel — aber endlich hat er sich gefaßt — er will der andern die Hand reichen — es ist ein Hochzeitszug — da plötzlich steht die Totgeglaubte vor ihm — aber diese beiden Herzen, weißt Du, sind eben unzertrennlich — in demselben Augenblick erkennt er den ganzen Gang des Vergangnen — tot oder lebend, schließt eben meine Oper mit dem leidenschaftlich aufgeschrienen Namen der beiden Liebenden, und sie stürzen sich in die Arme. — Denk' nicht, daß das ein wirklicher Plan ist, den ich mir ausdenke, ich belausche nur mein Inneres, wie's da arbeitet an einem zukünftigen! Glaub' mir, ich werde noch sehr schöne Dinge dichten! Du bist ewig dabei. Mit Dir habe ich jetzt für immer die tiefe Ethik errungen, ohne welche kein

Künstler Bleibendes leistet. Mit einer himmlischen Gewalt hast Du alle Tiefen meines Herzens erfüllt. Du hast mir endlich diese lebenslang ersehnte Liebe gegeben, reich wie ein Meer, unendlich, unerschöpflich, immer tauend und flutend aus einer Tiefe, die nur Gott kennt. Ich liebe Dich unaussprechlich — Du bist eben mein bestes Gedicht — denn durch mich bist Du ein liebendes Weib geworden — durch meine geistige Umarmung hat sich Dein volles Wesen zur Blüte erschlossen. — Deine lieben Briefe laß ich mir von guter Hand zum Gebetbuch einbinden. Sie gehen mit mir ins Grab, ein Symbol von Dir! Heißgeliebte Frau! Bertha Cornelius — rechne von jetzt an nur auf kurze flüchtige Briefe, es gibt noch viele Arbeit! Aber ich will — wär's denn auch kein Myrtenkranz — einmal einen Kranz auf Dein Haupt setzen, der unvergänglich leuchten soll!

Dein Peter.

376. An seine Braut.

Weimar, 16. Mai 1865.

Mein süßes Lieb!

— — — — — — — — Heute, eben, haben wir denn zum erstenmal den ganzen Cid hintereinander gesungen. Die Rosa findet, daß die Instrumente sie sehr tragen, die Partie ist nicht über ihre Kräfte, durchaus nicht. Weißt Du, es ist eben nirgends eine Abschreierei, wo die Stimme nur wie ein Instrument benutzt wird. Wenn erst Milde einmal Feuer fängt, wird dennoch der zweite Akt der schönste sein. Herz, es hat 1 Uhr geschlagen. Ich geh' zu meinem Tisch. Eben hab ich dem Orchesterdiener ein Päckchen Rattenschwänz' gegeben — wenn ich nur jeder Choristin was hübsches schenken könnt' — die Mädchen haben heut' wieder meinen Chor so reizend gesungen. Bald schick' ich das Libretto!

Sei tausendmal geküßt.

Weimar, denselben Tag 1865.

Heil! meine Bertha! Die geistige Existenz und Lebensfähigkeit des Cid ist gesichert, seit ich heute in der Ecke der Parterreloge auf

dem Platz der Fürstin Wittgenstein, welcher ich einst die Vollendung dieses Werkes auf den Knien zuschwören mußte, zugehört habe. Wie auch das Urteil des Publikums fallen möge — einen Achtung erweckenden Platz unter den schöpferischen Geistern der Zeit sichert mir das Werk. Manche selige Träne vergoß ich heute. Nissen hörte die Probe an und sagte mir nach dem ersten Akt: Ihre Musik steht mir näher als die Werke Ihres Meisters. Rosa sang nur mit halber Stimme — die Stelle, wo sie das Schwert am Tron niederlegt, war ganz wunderschön. Ich habe eine Rolle für sie geschaffen; diese Partie von ihr wird sich jedem Andenken einprägen.

Hoffentlich gibt man die Oper noch einmal in der Saison. Der Großherzog ist in Familienangelegenheiten nach Darmstadt gereist und wird schwerlich gegenwärtig sein, um so eher, glaube ich, wird er eine baldige Wiederholung des Werkes befehlen. — Milde geht nun schon etwas mehr aus sich heraus; er probierte den zweiten Akt im weißen Mantel. Die Dekoration ist höchst romantisch, die Beleuchtung wird das ihrige tun, und das vollkommne Spiel dieser beiden Hauptrollen wird in der Aufführung von großer Wirkung sein. Der dritte Akt hat in seiner Kürze und Lebendigkeit etwas höchst Erfrischendes und Glückliches. Der Schlußchor ist ein Lieblingsstück von mir und hat mit seinem volltönenden, sonoren Orchester eine günstige Wirkung. — Ich habe das Libretto an sämtliche Mitglieder verteilt. Die Musiker des Orchesters rissen sich drum und es war höchst erfreulich, die Choristinnen während der Aktion auf der Probe die Textbücher eifrig nachlesen zu sehen. Wie groß ist der Vorzug des Tondichters, daß sein Werk *also* in seiner Ganzheit vielmehr in das Bewußtsein der Vielen übergeht, während das rezitierte Drama einzig aus dem Hören begriffen wird. — — Nach der Probe führte ich Rosa bis an ihr Haus, ach, ich war so angegriffen, es war ein seliger, aber verzehrender Morgen für mich gewesen. — — Ich darf nicht hoffen, eine unmittelbare Wirkung auf meine Lebensstellung zu gewinnen; die mittelbare auf mein ganzes Leben wird eine durchgreifende sein.

Gott, unser gütiger Vater, gebe, daß ich mein liebes Weib

dann bald an die Brust nehmen kann, daß sie mir das Leben selig verlängert durch ihre glühende, hegende Liebe. Meine Bertha, ich bin Dir treu — Du nennst einen guten Mann ganz Dein. Möchten die Deinigen auch einsehen, daß ich mehr bin als ein wohlhabender Landedelmann! Mit Ach und Krach, mit Not und Brot wollen wir ein Paar werden! Und bald! Hab' Mut, was auch geschehe! Diesmal spricht Weimar das letzte Wort nicht! Der Eid geht weiter!

Meine Frau, ich knie zu Dir, hab mich lieb!

In Sehnsucht

Dein Peter.

377. An seine Braut.

Weimar, 17. Mai [1865].

Meine Braut!

— — Welche Entbehrung, daß ich nicht mit Dir plaudern kann. Aber diese Woche erlaubt es nicht. Ich kollationiere eben noch an meiner Ouvertüre, die morgen in der Probe zum erstenmal gespielt wird, und bei der ich es erreichen möchte, daß sie ohne Anstoß vom Blatt gespielt wird. — Ach, wenn Du Rosa auf den Proben sehen könntest! Welche Künstlerin! Welche Dichterin! Sie reißt alles hin! Den größten Triumph feire ich durch sie. Denn seit gestern, wo man alles zuerst auf der Szene gesehen hat, fängt man an, den zweiten Akt nicht so übel zu finden, und selbst in Mildes rauher Brust scheint die Ahnung zu dämmern, daß das doch am Ende eine ganz schöne Szene werden könnte. — Ich kam während dem dritten Akte zu Stör ans Pult, er drückte mir die Hand und meinte, der Akt, der dritte, mache sich sehr gut. Dingelstedt arrangiert alles virtuos, ist mit seiner ganzen Sachkenntnis und Geschmack dabei. Rosas Gesang und Messert lockten ihm einige Male Zustimmung ab. — — Daß ich Dir die Blumen ohne Lied schicken muß, ist ein Schmerz! So was dürfte bei mir nicht vorkommen, aber ich durfte Köhler nicht bös machen. — — Laß Dich nicht niederdrücken, Bertha! Sei stark! Du bist mein!

Laß michs fühlen in dieſen ſtürmiſchen Tagen. Dieſer elende Beifall oder dies elende Fiasko kann keine Beziehung auf unſre Liebe haben! Mein Eid iſt ein Kunſtwerk!

In ſtürmiſcher Liebe

Dein Peter.

378. An ſeine Braut.

Weimar, 18. Mai 1865.

Teure Braut!

Heut' haben wir in zwei Proben die drei Akte durchgenommen! Morgens von 10—$^1/_2$2 Uhr, mittags den dritten von 4—5 Uhr. Die Ouvertüre wurde zum erſtenmal probiert und ließ noch viel zu wünſchen übrig. — Ewig glorreich iſt Roſa — die heute im zweiten Akt ſich ſelbſt übertraf — er iſt ſchon ganz mit hineingezogen! Das Verlobungsduett im dritten Akt ſingen ſie wundervoll. Verzeih' mir, Engelsfrau, daß ich heute der Roſa rettungslos zu Füßen geſtürzt bin — denk' Dir, was ſie für mich iſt! — Sie iſt alles! Endlich ging auch heute die Muſik hinter der Szene am Schluß des zweiten Aktes, die ein großer Stein des Anſtoßes war.

Laſſen, der von der nicht gegebenen Vorſtellung des Triſtan aus München unverrichteter Dinge zurückgekehrt war, ſagte mir heute, der zweite und dritte Akt ſeien die beſten, während früher nach Mildes und Störs Anſchauung der erſte Akt für den fließendſten, erfindungsvollſten gehalten wurde. Da ſehe ich, daß ich in der Arbeit fortgeſchritten bin. Mein zweiter Akt wird zu Ehren kommen! — Der dritte geht immer am Schnürchen, der hat immer alles für ſich. Der Choriſt Lutz (der geſtrichne dritte Bote kam heute während der Nachmittagsprobe zu mir an den Regietiſch und ſagte: Was der Oper zuſtatten kommt — iſt, daß ſie nicht, wie manche, gegen das Ende abnimmt, ſondern immer an Spannung gewinnt. Heut' abend — ſo bricht es nie ab bis zum letzten Augenblick — habe ich noch an meiner Ouvertüre umzuarbeiten und eine Klarinettſtimme ſtatt engliſchem Horn (welches ich in der ganzen Oper entbehren muß!) auszuſchreiben.

Morgen — Freitag — iſt der entſcheidende Tag. Stärke Dein Herz, meine Bertha, ſage Dir immer, daß es auch ſchlimm

gehen kann! Ich habe jetzt mein Werk gehört, habe fleißig und umfassend dran gelernt, ich stehe jetzt drüber und es kann mich nichts erschüttern. Sei auch Du, meine süße Frau, meine Himmelsgabe, sei auch Du fromm und gegen Mißgeschick mit Gottvertrauen gewappnet. Glaube an mich! Ich bin ein Künstler — ich werde unablässig meinem Ideal nachstreben — an Deiner Hand! Ich erflehe es von Gott, er wird es mir geben, weil es mir not tut. Ich bin fromm, ich bin Dein, Gott mit uns! — Von Brüggemann hab' ich einen liebevollen Brief, worin er für sich und Cornelius ablehnt, zum Eid zu kommen, mich aber nach Berlin einlädt. — — Halt' mich lieb, küß mich tausendmal — ein Tag bei Dir sei mein Lohn oder mein Trost. Gib mir den Tag! Gib ihn, Herz,

Deinem Mann!

379. An seine Braut.

Weimar, Freitag, 19. Mai 1865.

Mein Herz!

Abgeschlossen! — Schicht gemacht!

Soeben hat Rohlschreiber alle Stimmen mitgenommen und ich sagte ihm: Wenn ich Ihnen auch befehlen sollte: „Die Stimmen zu mir nach der Probe!“ — tun Sie's nicht!

Es ist 9 Uhr vorüber. Bald beginnt die Probe. Nach derselben wirst Du die zweite Depesche erhalten. — Mein Münchner Geld bleibt aus! Das bringt mich in große Verlegenheit. Ich werde noch schließlich dasitzen und nicht abreisen können! Gut! So mach' ich gleich hier Studien zu meinem dritten Stoff!

Du aber sorge indes für den einen bestimmten Tag, an dem ich Dich im Arm halten darf. — — — Hab ein starkes Herz! Milde hat jetzt schon guten Mut! Seine Frau hat ihn hineingezogen. — (Wann ziehst Du mich einmal hinein!?)

O meine Frau! Sei mit allen Liebkosungen bei mir. O mein Gott, wie ich mich nach Dir sehne! Aber nur die Eine solls sein, oder laß mich sterben.

Es kommt kein Geld, es kommt kein Champagner — aber Deine Liebe kommt täglich und zieht tief in mein Herz ein. Ich schau auf

Dein Bildchen! Morgen ſind's neun Wochen! Läuten denn noch die Petersglocken, haſt Du denn meine ſchönen Blumen bekommen?

Ich knie zu Dir! Du neigſt Dich ganz zu mir und ich umſchließ' den ganzen lieben Leib, aus dem ich die Seel' in meine herüber küſſ'!

Ewig

Dein Peter.

380. An ſeine Braut.

Weimar, 20. Mai 1865.

Wie ſoll ich erſt auf Worte mich beſinnen?!
Ich ſchreibe Dir! Da iſt's ſchon ein Gedicht!
Iſt ein Umarmen, iſt ein ſelig Minnen,
Der Motte Streben nach dem goldnen Licht!
Nahm auch der Rauſch mir den Verſtand von hinnen,
Die Liebe fragt nach ſeinen Regeln nicht,
Ich ſchreibe Dir, o Dativ fürchterlich! —
Nicht doch! Akkuſativ: Ich küſſe Dich!

Ich küſſe Dich, Du meine teure Frau!
Mein Lieb, mein alles! (Ach, welch eine Störung:
Da kommt ein Brief von Dir! Voll Honigtau
Ein Gottesſegen und Gebetserhörung!
Eh' ich ihn öffne, eh' hinein ich ſchau —
O dulde meiner Sinne Glutempörung,
Laß, o mein Lieb, an meine Bruſt Dich preſſen,
Laß mich in Deinem Schoß die Welt vergeſſen! —

Ich lag im Sofa — ſchwelgte Deinen Brief,
Da klopft es an — wer? Der Librettodrucker,
Der an das Freibillett mich mahnend rief,
Das ich zum Eid verſprach dem armen Schlucker;
Weil mir die Träne von der Wange lief,
Gemiſcht aus Wehmut und aus Liebeszucker,
Sagt' ich ihm ſinnig — und doch halb von Sinnen,
Kommt morgen früh! Und ſandte ihn von hinnen.

Die Roſe hatt' ich küſſend faſt verzehrt,
Die Du im Liebesbrief mir zugeſendet —
Dich ſelber hatt' ich mir im Traum begehrt
Statt des Symbols nur, das Du mir geſpendet —
Dies Stegreifdichten iſt doch zu verkehrt!
Ich weiß nicht mehr, wohin mein Sinn ſich wendet,
Ich weiß nur, daß ich Dir am Halſe liege,
Mein reizend Weib mit Leib und Seel' umſchmiege.

Du meine Bertha, Du mein Ideal!
Was iſt der Eid, was ſind des Lebens Kämpfe?
Gelingens Luſt und des Mißlingens Qual?
Des Beifalls Jubel, des Fiaskos Krämpfe?
Ich träume mir ein ſtilles Blütental,
Ganz ohne Staub und Dunſt und Nebeldämpfe,
Drin eine Hütte unter'm Laubesdach
Und drin Du mein — dort unſer Brautgemach!

— — — — — — — — — — — — — —

Und richtig wieder auf der vierten Seite
War Köhler da, der Popanz! Wüterich!
Er ſieht es neidiſch, wenn ſo in die Breite
Mein Herz ergeht in Liebesbriefen ſich —
Wenn ich einmal zur Hochzeitsfeier ſchreite,
Ich glaub', der Unhold wütet fürchterlich
— O Bertha! — noch ein Brief! O Du mein Leben!
Der erſte iſt's, ich leſe ihn ſoeben.

Ich ſchwelgte abermals! O welch Ergötzen,
An Deinem Abendbrief vom Donnerstag!
Da kündeſt Du ein Briefchen an zum Petzen,
Das ich am Abend mit mir nehmen mag;
Wie könnte ein Fiasko mich entſetzen,
Wenn ſolch ein Briefchen an der Bruſt mir lag,
Die Roſe, die mir ſingt, und Deine Roſe
Sind meine Schickſals wunderbare Loſe!

— — — — — — — — — — — — — — —

Dich hab' ich lieb, was kümmern mich die Leute!
Du biſt mein Herz! Was kümmert mich die Welt!
Du meine Braut! Laß andern ihre Bräute!
Du mein! Laß jedem, was ihm wohlgefällt!
Du biſt mein Weib, mein lieber Stern, ich deute
Nach Deinem Glanz am blauen Sternenzelt —
Und wenn am Himmel keine Sterne funkeln,
Dein Bildchen iſt mein Stern — auch noch im Dunkeln!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ach, meine Frau, Dein Körbchen kam heut' an;
Gleich in der Früh' hab' ich's zu ihr getragen —
Dann war die Probe, und Dein goldner Mann
Hat alle Luſt gefühlt und alles Zagen —
Ein Wort des Danks zum Ende ſprach er dann,
Den Künſtlern dankend für die Müh' und Plagen:
„Dem ſchönen Körper dieſer Künſtlerſchaft
An Haupt und Gliedern Dank nach Herzenskraft!"

Da ſagte ſelbſt der rauhe Dingelſtedt:
Das ſchönſte Glied iſt hier! und damit meinte
Er Roſa! — Ach, ſie hat 'nen Stein im Brett
Bei ihm ſelbſt, der wie ich nicht bebt' und weinte
Bei ihrem Singen heut', und im Sonett
Zu ihrem Lob oft Kunſt und Liebe einte:
„Dir, Künſtlerin, wollt' ich mich dankend neigen!"
— Doch ſtill davon, das wird ſich morgen zeigen.

Nun nimm den trunknen Liebesbrief, mein Weib!
Zum Adler muß ich — und ich ſchließe eilig!
Ich bin bei Dir, bin Dein mit Seel' und Leib!
Mein Tun und Dichten, alles iſt Dir heilig!
Wenn Du den Brief haſt, den ich eben ſchreib',
Dann iſt mein Schickſal ſchon beſtimmt zeitweilig:
Ob mich die Muſen ihren Günſtling nennen —
Oder zum Ziel ich muß noch einmal rennen!

Bertha! Schließ fest mich an Dein liebes Herz!
Gott und die Rosa helfen stark uns beiden!
Du bist mein Schmerz in Lust, mein Heil im Schmerz,
Mein Leid in Wonnen, meine Wonn' in Leiden!
Sei fest und gläubig, blicke himmelwärts!
Was Gott verbunden, kann der Mensch nicht scheiden!
Einst wirst Du mein — am Tag — zu nächt'ger Ruh —
Bin ich Dein Peter — meine Bertha Du!

Wagner an Cornelius.

Telegramm.

München, 21. Mai 1865.

Glorreichen Sieg erkämpfe Cid!
Oh, stritten wir dabei doch mit.

Wagner, Bülow, Dräseke, Ludwig, Malwina Schnorr, Alexander, Franziska Ritter, Cosima, Emmy,[1] Mathilde,[2] Porges, Müller,[3] Jensen,[4] Moszonyi, Gasperini,[5] Seifriz[6] gestern dazu abgereist.

381. An Rosa von Milde.

(Nach der Aufführung des Cid.)

22. Mai 1865.

Meine teure Rosa!

Um 2 Uhr in der Nacht aus dem lauten, lachenden Kreis der Freunde heimkehrend, hab' ich noch Besuch gemacht an Eurer Tür, um Euch zu danken.

Mein Gott! Das Stück Leben, das Sie mir gestern geopfert, wie soll ich dafür danken, als mit einer Liebe, die nicht Grab und Tod endet!

Meffert und Lipp sagten mir, sie hätten Sie nur schonen wollen, sonst wären sie alle schon in der Früh' gekommen, um Ihnen zu danken, Ihnen zu huldigen!

[1] Emmy Heintz, die Schülerin Bülows.
[2] Mathilde Maier, die Mainzer Freundin Wagners.
[3] Franz M. aus Weimar, der bekannte Wagnerianer.
[4] Adolf J., der bekannte Komponist.
[5] Wagners Pariser Hausarzt und literarischer Vorkämpfer.
[6] Max S., Violinist und Dirigent.

In fünf Depeſchen lief heute ſchon die Nachricht meines Glücks durch die Welt — nach München — Düſſeldorf — Mainz — Wien — Berlin. Der Großherzog ließ mir heute durch Ysenburg telegraphieren, daß er zur erſten Vorſtellung nicht habe kommen können, dagegen zur nächſten kommen werde.

Den ganzen Morgen war mein Stübchen voll von Gratulierenden in Worten, Gedichten, Blumenſträußen.

Meine liebe Herrin, mein Stern, mein beſſeres Ich! Ruh' auf Deinen Lorbeeren! Jeder Kranz, den ich je verdienen könnte, ſchmücke nur Deine Stirn. Heilig biſt Du mir und Dein geliebter Mann!

Habt auch lieb Euren Cornelius.

382. An Roſa von Milde.

Wie Du biſt, dachte Gott die Künſtlerinnen,
Begeiſtert, edel, mutig, fromm, beſcheiden,
Eifrig, beſonnen, neidlos, zum Beneiden,
Fleißig wie Bienen, die um Blüten minnen.

Voll Dichterkraft im Denken und Erſinnen,
Und Bildnerin, Gedachtes einzukleiden,
Glückt Dir's in Linien, die den Trug vermeiden,
Den Preis des Wahren, Schönen zu gewinnen!

Es lauſche fromm, wie zwiſchen Tempelwänden,
Wem ins Gemüt Dein Blick, die Töne drangen,
Als ob den Urquell ſie der Lieb' empfänden:

Denn Du biſt Prieſterin; in Wonn' und Bangen
Soll jedes Herz aus ſo geweihten Händen
Den Gottesleib der Poeſie empfangen.

383. An ſeine Braut.

Weimar, Dienstag [23. Mai 1865]. Ein Uhr.

Mein Herz, meine Frau, meine Bertha!

Ich reiſe nach Berlin. Von dort aus einen großen Brief! Am 31. iſt die zweite Vorſtellung. Dazu könntet Ihr immerhin

noch kommen. — Du haſt doch meine Depeſche? Telegraphier' oder ſchreib' bis Freitag: Berlin, Schulgartenſtraße 5, bei Herrn Geheimrat Dr. Brüggemann. Samstag und Sonntag: Deſſau, in der Tonkünſtlerverſammlung zu erfragen.

Roſa iſt entzückt über Dein Körbchen und Deinen Brief. Schreib' ihr einen poetiſchen! Bertha! Sie verdient's um uns. Grüße alles! Wir ſiegen!

Dein Peter.

384. An ſeine Braut.

Berlin, Exerzierplatz, 24. Mai 1865.
Am Abend.

Bertha, mein Herz, meine Frau!

— — Heut' nacht war ich um 2 Uhr von Weimar weggefahren. Seit heut' früh bin ich hier. Bleibe bis Samstag früh. Mit Schrecken gewahrte ich, daß ich meinen Brief an Dich von Weimar hierher mitgenommen hatte. — — —

Nach einer langen Spazierfahrt mit Cornelius, ſeiner Frau und Franziska Brüggemann kehre ich zurück. Der Blick in dieſe tauſendfach zerſplitterte Welt, das Vorüberſauſen an dieſer halben Million Ich's hat mich wohltätig auf mich ſelbſt zurückgewieſen. Und der nächſte Mittwoch — wer weiß! Vielleicht kommſt Du da nach Weimar mit Suſanne!!

Ich bin ein wenig verliebt in die Corneliustante. Wir werden ſie beide ſehen und Du wirſt Dich auch in ſie verlieben. Sie hat eine tiefe melodiſche Stimme — der alte Pietro hat ein Meiſterſtück an dieſer dritten Ehe gemacht, wie nur je in ſeinen Bildern. Ich war heute morgen mit ihr in der Kirche, kniete neben ihr und betete ſo herzlich. Auf dem Wege hab' ich ihr alles von uns beiden erzählt! Da ſagte ſie unter anderm: Was hat denn der arme Pietro gehabt, wie hat er im Anfang ſich verheiratet? — Denk' auch an Genelli, an Preller!

Ich hab' eine große Freude. Ich hab' den Alten durch die Tante vermocht, mir eine Skizze für die beiden Mildes zu ſchenken; er zeichnete einmal einen Entwurf zur Goethe- und Schillerſtatue — da will er ihnen ſeinen Namen drauf ſchreiben! Iſt das nicht ſchön?

Ich schicke Dir hiermit mein Sonett an die Rosa. Es spricht meine ganze Vergötterung aus. Ich hab' Sonntags in der Nacht um zwei an ihrer Tür gekniet und geweint, vor Begeisterung und Rausch. Das Sonett ist schön, nicht wahr? Ich hab' noch kein so gutes auf sie gedichtet. Jetzt soll auch Feodor seins noch haben, die Mitwirkenden und Genelli.[1] Dann lass' ich alles zusammen drucken zum Andenken an den Cid. — Cornelius ist noch geistig frisch, er ist äußerst lieb gegen mich. Genelli hat mit mir schmolliert und auf meinen Genius das Glas geleert. — — Die Rosa hat Dich lieb. Hab' sie auch lieb! Aber am meisten

Deinen Peter.

385. An seine Braut.

Weimar, 4. Juni 1865;
Pfingsten, abends 11 Uhr.

Du liebe Bertha! Ich will Dich ewig lieben! Welche wonnige Zeit haben wir zusammen verlebt! Erst ein paar Tage später werden wir uns so recht auf alles besinnen können — auf die vier Tage unsres Beisammenseins! — Dem edlen Hestermann, wie können wir ihm genug danken, daß er Dich hierher gebracht! Nebeneinander gesessen haben wir die ganzen Tage lang! Du hast meine Oper gehört. Unvergeßlich ist es mir! Ich fühlte mich so arm, so unmächtig, daß ich Dich nicht hier behalten, Dich nicht gleich mein nennen durfte. Erst Dein Brief wird mir wieder die rechte Ruhe, die Überzeugung geben, wie innig wir ja doch auch in der Ferne zusammen leben. — — — — Neben der Sehnsucht nach Dir ist eine andre gleich mächtig: meine dritte Oper zu dichten — aber ich muß Dich zu meinem Weib machen dazu. — Heute sag' ich Dir nur noch: Wie schön war alles! — und daß ich den Namen noch nenne: Wie gut ist Gott, der uns das gegeben, und Hestermann, sein liebes Werkzeug. Meine Frau, sei geküßt von

Deinem Peter.

[1] Diese kamen, wie es scheint, nicht zur Ausführung.

386. An seine Braut.

[Weimar] Dienstag morgen [6. Juni 1865].

Unermeßlich, unerschöpflich strömt das Glück auf mich herein in kristallnen, kühlen Wogen, es ist Deine Liebe, meine angebetete Frau! Ich bade drin, ich schlürfe davon, es ist mein Element. Da hab' ich schon Deinen zweiten Brief, den ersten fand ich gestern vor'm Schlafengehen. Daß Du auch so erfüllt bist von dem Glück der vier Tage — o wie entzückt es mich — so wie Du körperlich schön geworden bist seit Deiner Liebe, bist Du es auch geistig — welche Wonne ist es, einen Brief von Dir zu lesen. O mein liebes Frauchen, zärtlich und unaufhörlich schlägt mein Herz zu Deinen Füßen! Laß es uns mit unaussprechlicher Freude empfinden und sagen: Wir sind eins, wir sind unzertrennlich — von Gottes Gnaden — Menschen können nichts davon oder dazu tun. — Auch Du schwelgst noch in jedem Blick, jedem Kuß, jedem Händedruck — fast alles, was Du sagst, ist wie ein Echo meiner eignen Gedanken, o wie wunderbar! Es war uns so notwendig, uns wieder mit Händen zu halten, uns zu schauen, uns zu küssen — da hat es uns Gott gegeben — durch den guten Hestermann. Wir können's ihm nie vergessen; unsre Herzen winden ihm einen ewigen Vergißmeinnichtkranz dafür! — Meine Bertha, Du bist so schön geworden, laß Dich ein bißchen von mir preisen, laß mich Dein Spiegel sein, meine süße Frau! — — — Ach, möchten alle guten Genien mitwirken, daß wir nun bald Mann und Frau sein können. — — Du hast mir einmal die Reise nach Italien versprochen, ach, Herz, ich geb' sie drein! Dein linkes Auge ist Venedig, Dein rechtes Florenz und jedes Wort aus Deinem süßen Mund, o Du heißgeliebte Frau, ist ein Chor aus der sixtinischen Kapelle. — — — Ewig funkelt mir Dein Brillantsternchen im Sinn — o wie Du damit so schön geschmückt warst! Ja es liegt eine Musik in solchen Edelsteinen, wenn sie einen geliebten Hals zieren; ich begreife, wie man stehlen, wie man sein Leben wagen kann, um der Geliebten einen schönen Schmuck zu schenken. — — —

Nun müssen wir den Mut des Entbehrens finden. Wir müssen nur ewig singen: „Wie schön waren die vier Tage!“ oder wie Du

ſagſt, Engel des Himmels, „liebe mich wie in den vier Tagen!“ Mehr, o meine Bertha, täglich und ſtündlich, glühender und reiner lieb' ich Dich! Erkenn' meine Lieb', lob ſie, dann gibſt Du mir alles.

Siehſt Du mir nur ins Aug' hinein,
Nenn' ich die Welt, den Himmel mein!

Und wenn mich Deine Hand nur drückt,
Gedenk' ich Gottes, fromm entzückt.

Doch wenn Dein Mund im Kuß mich hält,
Vergeß ich Himmel, Gott und Welt!

Das hab ich Dir ins Ohr geflüſtert — ach ſo arm war ich an Liedern, weil wir nicht allein waren. Hätt' ich jubeln und ſchreien dürfen, wie mir's ums Herz war! Alle meine Gedanken waren ein Hymnus — und ich dachte im Wagen, neben Dir, jenes Liedes:

Wäre Herzensempfindung
Nur hörbar, jeder Gedanke
Wäre ein Hymnus von Dir!

Noch ein Lied erſann ich auf der Rückfahrt bei Berka, wo wir alle ſo ſtill waren, es war ungefähr ſo:

Nicht ſing' ich Lieder laut und hell,
Mein Lieb, weil wir belauſcht;
Du aber ſpürſt den Liederquell,
Der mir im Herzen rauſcht.

Und jeder Tropfen, der da quillt,
Iſt Lieb' und Wonn' und Luſt,
Die flutend all hinüberſchwillt,
Mein Lieb, in Deine Bruſt!

Und jetzt möcht' ich Dir noch in der Ferne ein Lied ins Ohr flüſtern von der unendlichen Wonne, wie die andern vor uns her-

gingen — und wie Mund zu Mund sich fand — und wir doch im Wandeln blieben, o Bertha, welche Sekunden waren das!

Ich sah zwei Schmetterlinge
Verkettet in der Luft,
Taumelnd und trunken fliegen
Durch Maienblütenduft.

Ich sah auf dunklen Fluten
Zwei Schwäne im Liebesspiel
Hintreiben, süß versunken,
Und kamen doch ans Ziel.

So wallten wir verschlungen
Zu blühendem Geheg',
Fest Mund an Mund gesogen
Und fanden doch den Weg.

Ich bin zu Deinen Füßen.

Ewig Dein Peter.

387. An Josef Standhartner.

Weimar, den 7. Juni 1865.

Mein lieber Standhartner!

Dein Heft Lieder ist längst fertig: in Mainz, anfangs März, besorgte ich die Korrektur; es ist wahrhaftig eine unerhörte Schleyerei, daß Schott es noch so zurückhält und es noch nicht in Deinen Händen ist.

Als ich Deinen lieben Brief erhielt, war ich mitten im Arbeiten an den Veränderungen des Cid: wie oft sehnte ich mich schmerzlich, Dir und den Deinigen zu schreiben, aber ich war befangen in meinem Werk.

Jetzt ist also der Cid zweimal mit entschiedenem Beifall auf der hiesigen Bühne gegeben, ich darf es einen unbestrittenen Erfolg nennen; auch beginnt, wie es scheint, die Notiz darüber schon die

Runde in den Blättern zu machen. Für die Notiz im Botschafter sorgte Gille aus Jena. Der Großherzog wohnte der zweiten Vorstellung bei, machte entschieden Claque und sprach mir seine vollste Zufriedenheit aus. Die Vorstellung ist hier eine äußerst gelungene, das Orchester spielte die schwierigen Dinge wie in der Zauberflöte, Stör dirigierte mit Feuer und Umsicht, der Chor sang voll Freundschaft für mich, die beiden Mildes sicherten als Träger der Hauptrollen den Erfolg, die Nebenpartien waren bei Knopp, Lipp und Meffert in den besten Händen. Es waltete ein guter Stern darüber, daß die beiden Vorstellungen sich ohne alle Hindernisse am 21. und 31. Mai abrollten. Die Rosa war am 21. krank —! — und sang dennoch! Sie war allerdings den Tag darauf sehr angegriffen, erholte sich aber schon am Abend wieder; sie sang nach dem 21. Martha, und nach dem 31. die Agathe mit völlig guter — ja sogar hörbar gestärkter Stimme, so daß also die allerdings schwierige Partie der Ximene nicht in den Ruf des Totmachens kommen wird. — Ach, ich hätte Euch die Wollust gönnen mögen — die Probe vor der zweiten Aufführung zu hören — sie war die beste Wiedergabe von allen, damit Ihr nun diese mählich, unter so manchen Freuden und Leiden entstandene wunderliche Partitur — da so ganz mir nichts dir nichts hättet abspielen hören! Die Oper hat nur zwei volle Stunden Musik. Der erste Akt spielt 46, der zweite 40, der dritte etwa 25 Minuten. Sie beginnt um halb 7 Uhr und ist um 9 Uhr zu Ende. Dingelstedt tat sein möglichstes; er war auf drei Proben gegenwärtig und richtete virtuos alles ein; Ausstattung und Dekorationen waren nicht neu, aber höchst befriedigend; zum zweiten Akt hatte Händel eine höchst poetische Dekoration ausgedacht. Die zum dritten ließ eher zu wünschen übrig, doch war der Marsch, welchen ich allerdings auf eine sehr verstümmelte Hälfte zusammenstreichen mußte, sehr gut ausgefüllt und machte sich völlig ernst und würdig. Die Mohrenkönige waren musterhaft kostümiert und von sehr guter Wirkung in ihrem Erscheinen. Von den beiden Mildes erzähl' ich Dir nichts; Rosa hatte ihre Partie bis in die kleinste Lücke und Spalte hinein plastisch ausgegossen, sie war von der ersten Probe an die Seele des Ganzen, als fast noch alles kalt und zweifelnd dem Werke gegen-

über sich verhielt. Feodor, dem sein Cid von Anfang besonders unsympathisch war, machte alles wieder gut durch die Wärme und edle Schönheit, mit welcher er am ersten Abend spielte und sang. Er überraschte mich gleich vom ersten Auftreten an, und immer mehr, bis er den Moment wirklich mit einer unvergleichlichen Zartheit gab, wo er im zweiten Akt vor ihr niederkniet und die Worte sagt: Gib mir die Blüte, die nicht welken soll! Im dritten Akt erschien Rosa nicht länger in Trauer, sondern in einem roten Kleid mit weißem Überwurf. Sie sagte mir in der Garderobe: Denken Sie, Cornelius, ganz zufällig ist dieser rote Rock derselbe, in welchem ich die Margiana gesungen! — Nach dem zweiten Akt in der ersten Vorstellung war diese Frau ganz wie verklärt — es war ein ergreifender Moment, als sie, nachdem wir vereint vor dem Publikum erschienen waren, zu ihrem Mann sagte: „Jetzt haben wir ihn durch!" Die Rosa ist einzig, eine vollendete Künstlerin, wie sie nur mit einer schönen weiblichen Seele möglich ist. Ich verehr' sie grenzenlos. Neulich sang und spielte sie die Agathe wieder herrlich, als ob der Triumph mit der Ximene sie wieder eine Stufe höher gehoben hätte! Es ist auch so! Der Cid hat in Weimar Epoche gemacht — bei dem Institut. Insofern sich alles anfangs vor den Schwierigkeiten entsetzte — dieselben aber schließlich wie spielend überwunden erschienen. Sagte man in Frankreich: beau comme le Cid — so sagt man in Weimar: Schwer wie der Cid — denn Stör sagte mir, man wäre darüber einig, daß noch kein so schwieriges Werk dagewesen wäre. Da wir nun trotzdem einen Erfolg damit errangen, so wird es das Gute haben, daß man in der Folge dem Schwierigen, hinter dem man künstlerisch Lohnendes durchblickt — mit größrer Kühnheit, größrer Lust entgegengeht. Lassen sagte neulich öffentlichen Orts, daß von allen neueren Opern, die in den letzten Jahren gegeben wären, mein Cid die bedeutendste sei. Der Kritiker aber der Weimarischen Zeitung, nachdem er einleitend von Wagner gesprochen, sagt: „Auch in Cornelius usw."

So bist Du, teurer Freund, in Vorhergehendem endlich einigermaßen, wenn auch nur in sehr unvollkommenen Strichen, von dem Ausgang meines hiesigen Erlebnisses in Kenntnis gesetzt.

Was aber nun weiter?

Bei der zweiten Aufführung hatte ich die Freude, Hestermann und Susanne hier zu sehen; in ihrer Begleitung — meine liebe Braut, Fräulein Bertha Jung aus Mainz.

Auf der Durchreise hierher verlobte ich mich mit dieser Freundin von alters her. Ich sah ihren Vater sterben, darüber erfuhren es nur nach und nach die Angehörigen. Es ruft dort in der Familie schweren Kampf hervor. Die Mutter liebt uns beide, freut sich unsrer Liebe, aber die Brüder stellen sich der ihnen unmöglich scheinenden Verbindung entgegen. Glücklicherweise haben wir nun den Erfolg des Cid für uns und in Hestermann einen treuen und sehr wichtigen Bundesgenossen. So hebt nun alsbald nach dem Sieg der neue Kampf an. Ich muß was werden, besonders aber der Mann meiner Frau. Nach München kehr' ich ungern zurück, es ist mein größter Schade, mich dort ins Schlepptau nehmen zu lassen. Meine hiesigen reichen Erfahrungen haben mir das Ideal eines dritten Werkes so lebendig vor die Seele gerückt, daß ich je eher, je lieber an die Arbeit möchte. Ich habe trotz dem Erfolg eine Art Katzenjammer nach diesem schwierigen, schwerfälligen Cid. Es muß nun was kommen, was allen Seiten meiner Natur gerecht wird — was allen mundlich, allen erfreulich ist.

Doch — wie schwer mir es auch wird — ich werde den Umweg über das praktische Leben versuchen müssen, um zu meiner dritten Arbeit zu gelangen, wie ich sie mir denke: mit meinem lieben Weib am Herzen. Und in keiner Art Brotbeschäftigung finde ich eine Befriedigung, eine Übereinstimmung mit meinen geistigen Zielen, als im dramatischen Orchesterdirigenten. Ich muß mit Sängern und Künstlern leben, ein bißchen mehr dem dringenden Augenblick nachgeben, als in meiner stillen Ecke nur mit der Unsterblichkeit zu liebäugeln.

Ich schließe, geh' zu Tisch, in den Russischen Hof. Mit Weimar ist nichts, hier wär' ich gern geblieben. Mir schwebt vor: eine Libussa für Prag — oder eine Jeanne d'Arc für Paris. Die rechte Mitte für irgendein deutsches Nest wird schließlich dazwischen liegen. Gott geb' es.

Tag der Wonne, wenn ich Euch einmal meine Frau bringen

kann — wo bist Du?! Grüß' heute einstweilen viel tausendmal meine liebe Doktorin, Minna, Mathilde, Carl und Gustav! Mein Gott, wann werd' ich Euch denn einmal wiedersehen! — Wo ist Tausig? — Grüße Carl Ruben und was von Porges Dir nah!

Ewig, Alter, Dein Freund und Mitglied Deiner Familie.
Dein Cornelius.

Liechtensteins grüß'!

O mein Wien, warum hab' ich Dich verlassen müssen!

388. An seine Braut.

Freitag, den 9. Juni.

Heut' hab' ich schon bess'ren Mut, Herz, ich fürchte mich nur vor Deinem Brief morgen (diesmal ist Köhler besonders intriguant, er kommt schon bei der ersten Seite).

Wir haben eine Stunde beisammen gesessen, eine Tasse Kaffee getrunken. Ach, er ist mein bester Freund, mein eigentlicher Busenfreund! Ihm kann ich alles vertrauen. Nun liebt er auch Dich und Du hast ihn lieb! Wie schön! Ich war neulich stundenlang bei der Rosa; da wurde sie etwas warm und sagte manches, was eine edle, weibliche Seele zeigt, und ein bischen tiefer, als andre hineinschauen dürfen. — — Da sagt' ich denn auch zu Rosa — ach, wenn ich hier bleiben könnte — Bertha würde glücklich sein — und ich hätte Sie immer, und Sie würden so eine gute Freundin für sie sein, und wir hätten Köhler, Genelli. Wo findet man anderwärts wieder so einen geschlossenen Kreis; man lebt nicht lange genug, um so gute Freunde noch einmal zu erwerben. Dann, meinte ich, würden wir vielleicht auch Hestermann und Susanne nachziehen nach Weimar. Dein Mütterchen und die Marie müßten bei uns wohnen. Später vielleicht Seraphine. Aber laß Dir nicht bange werden vor dem großen Kreis, den ich Dir da ziehe; gebe Gott nur erst den kleinsten, seligsten, Dich und mich in geschloss'ner, kugelrunder Umarmung. O meine Frau, Dir geht es ja auch so, seitdem wir uns nun wiedersahen, ist doch die Trennung

schwerer zu tragen als sonst. Gott wußte was er tat, er wollte mir mein seliges Ziel vor Augen rücken — daß ich mich regen soll — Deine süßen Händedrücke waren Spornstiche und Deine feurigen Blicke waren Engelspeitschen — o meine Frau, schrecklich lieb hab' ich Dich! — An die Mutter? Gewiß, nächste Woche will ich ihr einen langen Brief schreiben; wie lang hab' ich's versäumt, was für ein undankbarer Sohn bin ich, und 30 Jahr lang hat sie mir da meine Frau liebgehegt, und nur für mich so schön gemacht. Du willst nicht hören, daß Du schön bist — o Du mußt's hören, liebe Frau, eine Venus bist Du. — — Aber nicht bloß ein solcher Schmachtlappen bin ich, auch gehandelt hab' ich für unser Glück. Heute war Freitag, mein Glückstag, da schrieb ich mit kurzen Worten an den Roeder in Berlin, daß ich zum Herbst eine Dirigentenstelle wünschte, indem ich ihm zugleich dankte für die Notiz, die er in seiner Zeitung, dem Theatermoniteur, über meinen Cid gebracht hatte. Merkwürdig traf damit zusammen, daß nach Tisch beim Kaffee Lehfeld sagte: Ach von all den Kerlen ist doch Roeder der beste. Der hat Glück, was er unternimmt gelingt ihm auch. Nun wird bei dem Mann vielleicht schon mein Name einen guten Eindruck machen, auch glaub' ich, ist er ein Wagnerverehrer, bringt unermüdlich Notizen über Wagner. Außerdem schrieb ich an Wagner, nicht direkt um Geld, ich gab's ihm in der Blume zu verstehen, doch es wollte mir nicht in die Feder ihm etwas zu sagen. Auch an Standhartner schrieb ich neulich, das hab' ich Dir wohl schon gesagt. Nun kommen Briefe an die Fürstin, auch an Seraphine. Dann muß ich endlich in der Geldangelegenheit einen entscheidenden Schritt tun — — —

Jetzt will ich noch ein Buch französische Sagen lesen, die ich von Köhler hab'; die Oper Libussa, sehr unbedeutend, las ich heut' morgen zu Ende. Wie wird das alles werden — und wo werd' ich wieder arbeiten? Aber in Dein rotes Herzblut, süßeste Frau, will ich die Feder tauchen, jeder Ton soll strahlen und duften von meiner Lieb', alles sollst Du mir erst ins Ohr singen. Ach, wie liebevoll schriebst Du mir heut', noch viel seliger als sonst, Deine Stimm' ist voller geworden, jed' Wort küßt mich. Die Rose hat noch gedustet, ach und so tief rot lag sie vor mir! Daß wir's nie

über die Lebenssorgen vergessen: unendlich glücklich hat uns Gott durch die Lieb' gemacht! —

Du meinst — unser Gespräch im Bahnhof. Ach Herz, Du bist ja so fromm, wie schäm' ich mich, daß ich's nicht bin. Die Religion der Liebe — darin bist Du ja eine Heilige, o meine Frau, gewöhne Dich recht, nie zu denken, daß mir etwas an Dir nicht gefallen könnte — das muß sternenweit aus Deiner Seel' bleiben. Wie Du da bist, mit allen leisesten Gedanken geistig, bis in den Nagel am kleinen Zeh körperlich, lieb' ich Dich zum Sterben! Du fühlst ja auch jetzt, gelt? wie ich Dir ergeben bin; — o wie jauchzend fühl' ich, wie ganz ich Dein bin — wie schattenhaft alles hinter mir und neben mir liegt — was nicht Du bist. Lächerlich, daß ich mit meinem aufgeregten Herzen hinterher die paar Schwärmereien entgelten soll, die mich zum Dichter gebildet haben. Wo ist denn die zweite, die in 50 Tagen 50 Briefe von mir gehabt hat — oder die sich mir in der Studentenallee verlobt hat — oder die ich stolz aller Welt als meine Braut zeigte? Die andern wollten mich ja nicht, oder konnten mich nicht wollen. Du warst die erste, die mir gleich rettungslos und besinnungslos um den Hals fiel. O Bertha, Du hast mich ganz, mit Haut und Haar, in Heil und Not, über Grab und Zeit hinaus. Freundin, Geliebte, guter Geist, mein liebes Weib — jedes Glied laß ich mir in Stücke reißen um Dich. Wie Du mit mir über die Bühne gingst — wie zitterte da mein Herz! — über die Bretter, die die Welt bedeuten! So halt' ich Dich in alle Ewigkeit umschlungen, in meinem Arm, an meiner Brust.

Dein treuer Mann.

389. An seine Braut.

Weimar, 10. Juni 1865.

O Wonne! Zum erstenmal auf dem schönen ehelichen Papier zu schreiben, das die Geliebte selber geschenkt hat! Und Dein liebes Bild schaut mich dabei an. Es war doch schön, daß Du es geschickt hast, ohne zu warten bis wir uns wiedersehen. So ist die

Freude ein halbes Wiederſehen, und dort wäre ſie über dem Brauſen und Glühen des Wirklichen faſt überſehen worden. Wie hab' ich mich damit hingekniet und es geliebkoſt! Ja, das Brillantkreuz iſt Dir auf dem Buſen zerſchmolzen, drum leuchtet und glänzt der jetzt ſelber wie alle Sterne! Ich find' das Bild ganz außerordentlich gelungen — und die Ähnlichkeit, die Du mit Deinem Vater da haſt! — Ich muß Dir ſchnell eine kleine Legende über unſre Liebe erzählen. Ich war heut' mittag bei Walbrül, Du weißt — dem Rheinländer, einem alten Freund — ich traf ihn nicht — aber in ſeiner Frau, einer kleinen zarten, ſchon alternden Blondine, fand ich eine rechte Gläubige an unſer Glück. Sie ſchloß mir das Herz auf, indem ſie mir nicht bloß zur Oper — die ſie mit großer Freude gehört, ſondern noch viel mehr — zu meiner Verlobung Glück wünſchte. „Von der ganzen Liſzt'ſchen Schule ſind Sie der Liebevollſte, Treu'ſte, und ich ſagte zu Walbrül, ich hätte ſo oft bei mir im Stillen gefürchtet, Sie würden unvermählt bleiben — und am Ende auch ſo ein wunderlicher alter Kauz werden; deswegen machte es mich zufrieden, das zu hören, und ich ſagte zu Walbrül, dann wird auch der Cornelius recht glücklich werden und ein ſehr guter Ehemann." — Es rührte mich ſehr, aus ſo einem ſtillen Herzen — ſie iſt Mutter ſchöner Kinder — ein ſo inniges Begrüßen zu vernehmen. Sie hätte ſo gewünſcht, Dich zu ſehen — aber ich ſagte ihr, wie traumhaft ſchnell Du wieder weg geweſen ſeiſt. Es war ja auch ſo ſchnell, mein Berthachen, zu ſchnell. — — Seele, indem ich Dir's ſchreibe, ſind's gerade zwölf Wochen, und eine Woche, daß Du mich wieder verlaſſen haſt. Eine Woche Zuſammenſein und elf Wochen Trennung! Aber dürfen wir klagen? O gewiß nicht — haben wir nicht in den vier Tagen vier Wochen erlebt — dachten wir denn auch nur einen Moment wo anders hin, verzehrten wir uns nicht mit den Augen, ſuchten ſich nicht immer die Hände — ach und noch beim Abſchied — wie ſchön wars, daß Köhler den Heſtermann unterhielt, und wir konnten ſo recht verſenkt und verſchränkt beieinander ſitzen. — — Ach, wie Deine Briefe ſchön ſind — und wenn Du ſagſt, Du willſt mir alles mit Liebe verſüßen — dann möcht' ich vergehen vor Wonne! — (Köhler auf der zweiten Seite — blieb nur ein paar Minuten,

ich zeigt' ihm Dein Bild — das Povier, gab ihm Rattenschwänzchen. Ich sollte eigentlich mit spazieren gehen, doch muß ich heut' einmal ins Theater, einer Fräulein Buse halber, die meine Nachbarin beim Essen im Russischen Hof ist; sie gab schon zwei Rollen, worin ich sie nicht sehen mochte, heute ist aber die Hochzeit bei Laternenschein von Offenbach, die ich nie gesehen — und das Versprechen hinter'm Herd von Lachner, das ich nie gesehen, so begeh' ich die Artigkeit und sehe drittens Lassen zum erstenmal dirigieren, seit ich hier bin — denn alles Bedeutendere dirigiert Stör. — Heut' morgen war ich denn auch endlich einmal bei Preller, dem Maler, dem ich Grüße von Cornelius und Theresa zu bestellen hatte. — Teuerste Braut, wenn Dir's recht ist, wollen wir unsre Stunde lieber auf Mitternacht verlegen — doch heut' und morgen, eh' ich noch Deine Antwort weiß, soll's bei 11 Uhr bleiben. Ich hab' gefunden, daß sie mich doch meist bis nach elf im Adler halten, solang ich hier bin, wird das kaum anders gehen. — Heute war der Regierungsrat Müller bei mir — aus München zurückgekehrt —, er traf mich nicht; da werd' ich ja nun auch mancherlei hören, und es wird meine Stimmung beeinflussen, wegen der Rückkehr. Gut, daß ich unterdes auch an Wagner geschrieben, gelt? — und an Roeder, gelt Herz? Köhler hat mir jetzt noch ein hübsches Buch gegeben von Menzel, Deutsche Dichtung, worin alle alten Sagen in kurzen Worten erzählt sind; vielleicht springt mir da ein Stoff in die Augen, und ins Herz — dann bekommen wir zu tun! — Ich schau' Dein Bild an, da fällt mir's wieder neu wie ein Wunder aufs Herz, daß Du mein bist — daß dieselbe liebe runde Figur ein heißes, glühendes Herz in sich hat, das für mich schlägt! Liebe Frau, umarm' Du mich lang und sehnlich — zur zwölften Woch' — mögen Dir die Petersglocken läuten — Du bist mein Trost, mein Wunsch, mein Glück. Durch Dich leb' ich hundertmal! Ich hab' jetzt ein paar gute Federn und das imponierende Papier mit unsern Buchstaben, so will ich bald an unser Mutterchen schreiben. In der Geldangelegenheit hab' ich mir vorgenommen, endlich weder an Brüggemann, noch Cornelius mich zu wenden, sondern an die Schilys und Wilhelm; was meinst Du dazu? Vielleicht ermutigen mich auch jenes Müllers Mitteilungen, nach München zurückzukehren,

da wäre mit einem geringen Zuschuß zu meinem Monatsgehalt von dort alles zu decken. — — — —

390. An seine Braut.

Weimar, 12. Juni 1865.

Die Lieb' hat keine Schrank' im Raum,
Nah oder fern ist da nur Traum.

Die Lieb' hat keine Schranke der Zeit,
Ewig und jetzt ist da unentzweit.

Du bist mein Herz, mein Lieb, mein Stern!
Schrankenlos, ewig, nah und fern!

Dies Verschen kam mir heut' morgen so in die Feder, da ich an Dich schreiben wollte; es ist, als ob Du unsichtbar bei mir gewesen wärst und ich hätte Dir's ins Ohr geflüstert. Hättest Du dann nur auch recht hören können, wie ich im Geist zu Dir sprach, von meiner Liebe, nachdem ich Deinen langen lieben Brief mit einem Seufzer, der fast ein Stöhnen war, aus der Hand legte. Nicht wahr, seitdem hat es Dich angenehm berührt, was ich Dir von der Walbrül erzählte? Rosa hab' ich die Zeit gar nicht wiedergesehen — es ist unrecht — auch Stör nicht — doch lassen es auch beide ganz drauf ankommen, daß ich sie aufsuche; ich liebe in der Freundschaft die Gegenseitigkeit. Nicht wahr? Erst kam ich zu Dir von München nach Mainz — dann kamst Du aber auch zu mir von Mainz nach Weimar! Gelt Du meine Bertha? Jetzt ist aber gewiß auch bald einmal wieder die Reih' an mir. Ich will's auch gewiß nicht versäumen. Was mein Verhalten zu jenen Freunden betrifft, ist es eigen damit. Einerseits geniert mich meine weltliche Ohnmacht, dies weder Bleiben noch Gehenkönnen, das mich in eine so unbestimmte halbe Stimmung der Welt gegenüber bringt. So z. B. sage ich jetzt allen, ich gehe Ende der Woche — und weiß noch nicht, wie ich's machen soll. — Anderseits vertiefe ich mich jetzt ganz in diesen Venusberg deutscher Sagen, der sich mir

in Menzels Buch erschließt. Ich möchte da nur in einemfort lesen. Ich fühle, wie verschwendet alles Dichten ist, das man nicht aus diesem ewigen Born schöpft. Es gibt mir dies Buch eine ganz bestimmte Richtung, in meiner nächsten Arbeit nur eine schöne deutsche Sage in der vollendetsten Form des musikalischen Dramas wiederzugeben. — Doch das bringt mich wieder ab von dem Kapitel, das ich heut' einzig besprechen wollt' — unsre Lieb'. Wenn Du mir ja treu bleibst, wie ich weiß und fest glaub', so bin ich der glücklichste Mensch auf Erden. Denn ich liebe Dich über alle Maßen, bin ganz für Dich eingenommen, von Dir hingerissen. Meine Hand hat das Gedächtnis Deines Kinns, das ist so süß. Mir ist als wärst Du eine hohe königliche Frau, und als wär' ich aus einem Dom von einem geheimnisvollen Mann abends auf allen romantischen Schleichwegen zu Dir geführt worden, mit verbundenen Augen, und Du ständest plötzlich in aller Pracht vor mir, solche Neuheit und Hoheit hast Du täglich für mich. Wenn Du sagst, mein Goldiger, so mein' ich, Du sagst es zum erstenmal, so entzückt bin ich. Deine Briefe mußt' ich schon in eine größ're Zigarrenkist' legen, und die ist halb voll, und ich wollt' auch, sie würd' nie ganz voll! Ich wollt' Dein Buch Briefe wäre nur so lang wie die Werke von Horaz oder die Gedichte von Uhland — nicht wie Goethes oder gar wie des geschwätzigen Voltaires Werke. — 6 Jahr', sagte die Walbrül, war ich auch mit meinem Mann verlobt, und es war doch schön. Mir war die Zeit vor der Eh' am liebsten, aber mein'm Mann ist es so lieber. — Wir halten's mit ihm, gelt Bertha?

Heut' war der böse Köhler schon vor der ersten Seit' da, und wollt' mich — mit Schöll — zum Spazierengeh'n einladen; er weckte mich aus einem kurzen Nachmittagsschlaf, und ich ließ ihn allein gehen, er war gewiß grimmig, aber ich brachte einmal wieder meinem Dämon „Tu was Du willst" den kleinen Tribut dar; ich machte Köhler plausibel, daß ich noch an Dich schreiben müsse; das wird er doch wohl auch mit unvergälltem Herzen eingesehen haben. — Man sagt: Borgen verdirbt die Freundschaft — verzeih', daß mir das gestern einfiel, als ich Dein Geld erbat — aber Köhler war mein Gegenbeweis. Denn ich bin dem armen Kauz heut' noch

50 Taler schuldig, die ich ihm einmal vor Jahren ablieh, als ich mich von Liszt gekränkt fühlte und von diesem kein Geld zur Reise nehmen wollte. Das ist eine heilige Schuld, Bertha, die wir noch in unsre Ehe mit hinübernehmen müssen, und die erst Du durch Deine weise Regierung und Deine göttlich schöne Einrichtung wirst tilgen helfen. Dein Geld aber, Herzchen, bekommst Du nie wieder, und ich bin doch nur endlich froh, auch einmal einen Gläubiger zu haben, der's gern auf Zinseszinsen aufwuchern läßt bis in alle Ewigkeit. Aber ich werd' Dir auch einmal ein blankes Honorar in Goldstücken oder Silberstücken in den Schoß legen, wenn ich Dich auf meinem hab' und dasselbe kleine Kofferchen, auf dem wir gesessen haben, wollen wir voll Coupons und Banknoten sparen.

Der morgende oder übermorgende Tag kann denn auch noch einen Brief von Wagner bringen und die nächste Zukunftsroute wieder bedingen. Aber ich glaub's nicht, und dann geh' ich nicht wieder nach München. Schimpf mich drum, es ist recht, aber dann fall' mir auch gleich wieder um den Hals und küß mich furchtbar um das viele Leid, das ich Dir erspart hab' dort bei dem nervösen Mann und den katholischen Leuten. O Herz, wart' nur! Stolz und frei wollen wir uns den eignen Herd erbauen, und Freunden soll es wohl bei uns sein. Die Seraphine? Ach nein, wie recht hast Du! wie könnt' ich jemals andern Sinnes sein als Du! Ins Haus — das geht nicht — aber in derselben Stadt könnte sie wohnen, um uns oft zu sehen, im Schatten unsres Glückes zu wohnen, wenn es ein schöner Baum geworden. Heut' morgen, wie das Lied dastand, da hätt' ich so gern weiter meinem Innern gelauscht, und meine Gedanken den ganzen Tag lang in kleine Lieder fassen mögen; noch eines fiel mir ein und ich schreib Dir's zum Abschied auf, mit einem Kuß, wie der lange am Klavier — beim Köfferchen, und indem ich zu Deinen Füßen knie und die Hand ganz aufess'!

Wirst Du im vollsten Segen
Der Kraft und Jugend mein:
Dann will ich Dich hegen und pflegen
Wie ein altes Mütterlein.

Doch bleichen der Wangen Rosen
Und wird das Haar Dir grau,
Dann will ich Dich küssen und kosen
Als meine junge Frau.

Sei mein! Küß mich! Sei gut
Deinem Eulenspiegel!

391. An seine Braut.

Weimar, 13. Juni 1865.

— — — — — — Liebste Bertha! Dingelstedt begegnete mir heute und erzählte mir nach der Augsburger Allgemeinen, daß Tristan endlich und mit Erfolg in Szene gegangen, daß heute die erste Wiederholung, Freitag die zweite stattfinde. Meine Lage ist recht verzweifelt, diese infame Geldlosigkeit! — — — Aber wie sollte ich auch nach München zurück und dort auf den Tristan schwören, ich, der ich fühle, daß ich in meinem Eid schon zu weit gegangen, zuwenig Melodie in den Mund der Sänger gelegt. Ich fühl's, ich kann nicht mehr mit vollem Herzen Wagnerianer sein! Wenn ich wegbleibe wird's meinem ganzen Leben förderlicher sein.

Wagner antwortet mir nicht. Ohne das habe ich nicht die Schneide, mir Geld auf einen Wechsel zu borgen. — —

Wie sonderbar ist es, daß Lassen zugleich einen Brief von Wagner hat, worin dieser ihn einläd, Weimar aufzugeben und in München eine Lehrerstelle am Konservatorium einzunehmen. Lassen will seine hiesige Stelle aufgeben. Er ist ohne Urlaub, der ihm von Dingelstedt abgeschlagen wurde, vom Großherzog stillschweigend verweigert' war, nach München zum Tristan gereist, als er neulich gegeben werden sollte. Darauf habe ihm Dingelstedt geschrieben, daß er seine Entlassung beantragt, dieselbe aber vom Großherzog im Gnadenwege auf dreimonatlichen Abzug der Gehaltshälfte gemildert worden sei. L. schrieb darauf zwei Briefe, einen an den Großherzog, einen an Dingelstedt, worin er seine Entlassung einreicht. Sie sind französisch, taktvoll und nobel abgefaßt, halten sich Dingelstedt gegen-

über in Zahlenverhältnissen auf. Er beweist ihm, daß er gar nichts von Weimar gehabt, indem er als Mensch nur zugesetzt, da er nach Liszts Abgang die moralische Verpflichtung gefühlt habe, fremden Kunstzelebritäten hier Gastfreundschaft zu erweisen, während er schließlich als Musiker auf das Dirigieren von Vaudevilles beschränkt geblieben wäre. Dem Großherzog sagte er, daß seine Anstellung aus Liszts Zeit datiere, wo ganz andre Grundsätze und Ansichten maßgebend gewesen seien, die ein solches Disziplinarvergehen, wie er es begangen habe, zu einem Akt der künstlerischen Ehre und Gewissenhaftigkeit umgewandelt hätten. Jedenfalls ist es bedeutungsvoll, daß Lassen gerade in dieser Epoche, nach dem Erfolg meiner zweiten Oper eine Stellung kündigt, die mir von Liszt früher als ihm zugesagt war. Lassen mit seiner fließenderen musikalischen Begabung, mit seinem eleganten Klavierspiel, mit dem Erfolg seiner ersten Oper war gerade da — man gab ihm die Stelle — es war ein Danaergeschenk — denn es hat ihn acht Jahre nicht eben weiter gebracht, weder als Komponisten noch als Dirigenten. Ich sagte ihm in Zeiten der warmen Freundschaft immer: Du mußt fort von Weimar, Du mußt nach Paris. Manches hielt ihn säumig zurück — — jetzt ergreift er die Gelegenheit, entschieden zu brechen. Nun sagt er selber heute: es wäre merkwürdig, wenn Du meine Stelle bekämst. Alles in Gottes Hand, Bertha, sei nicht unruhig, hab' guten Mut, was auch kommen möge. Ich werde an den Großherzog darum schreiben. Ich werde vielleicht noch wunderliche Wege gehen, aber sie führen mich alle zu Dir!

Zu Dir, geliebte, heilige Braut! Der ich heut' über den Ernst der Situation noch kein liebes Wort gesagt. Aber dafür gestern eins, gelt? Und zwei Lieder, zum Anfang und zum Schluß, gelt? Hab' ich Dich lieb, fühlst Du's Engelsfrau? Gestern in einer Stunde tiefer Erregung sagte ich mir: Wie gut hat es Dein Geschick gemeint, daß es Dir die eigentliche hohe Zeit der Liebe noch für diese spätre Lebensepoche aufsparte; wo bei andern die Herzensempfindung schon zu welken beginnt, wird sie bei mir immer wachsen, blühen und mich noch späthin zu schönen Werken begeistern. Bertha! Du wandelst den Herbst meines Lebens in Frühling, die Zeit ist ganz verschoben. Treue Liebe ist unser

Panier und das wird siegen. Sei heiter, mutig, Herz, meine Frau! — —

Halb Kerzenschein, halb Dämmerlicht
Sich um Dein liebes Bildnis flicht.

Da fallen mir Gedanken ein,
Halb Dämmerlicht, halb Kerzenschein.

Halb Dämmerlicht! o Küssenszeit,
Halb Kerzenschein! o Brautgeleit,

Es kommt die Zeit, o zage nicht,
Die uns den Kranz der Wonne flicht,

Da hüllt verstohlen traut uns ein
Halb Kerzenlicht, halb Dämmerschein.

Sei mein, liebe Bertha! Ewig bin ich

Dein Peter.

392. An seine Braut.

Weimar, 14. Juni 1865.

Meine Bertha! Wie süß verwöhnt haben wir uns! Da blieb nun heute einmal Dein Brief aus bis jetzt und es ist mir gleich nicht recht, und Du schreibst mir doch so eifrig, so lang und lieb — täglich! Ich bleib' jetzt hinter Dir zurück! — Ich sehne mich nachgerade aus der Unbestimmtheit heraus, möchte auf irgendeinem festen Fleck, auf ein bestimmtes Ziel loszuarbeiten haben. Aber auch das wird wiederkommen. Wenn ich so bedenke, so ist es mir ein um so höheres Geschenk von der Vorsehung — daß Du, meine Braut, doch den Cid hier angeschaut hast, daß Du doch eine Frucht meines Lebens gesehen, welches so oft zeitweise als ein zweckloses, unberechtigtes erscheinen mag! — Ich muß Dir erzählen. Genelli sagte, als ich ihn vorgestern — nein gestern besuchte — wann gedenkst Du denn diesen großen Sprung in die Ehe zu tun? Ich sagte: Ja, sobald ich nur irgendeinen festen Fleck habe. Ach, sagte er, warte nicht zu lang auf das Feste, ich habe meine Frau ganz ohne

Festes geheiratet — ich hatte keinen Taler in der Tasche, und meine Frau hatte vielleicht zwei! — O wie herzlich schrieb ich mir das hinter die Ohren! Oft wollt' ich Dir — und besonders Hestermann, früher schon Genelli als Beleg für die Möglichkeit der Künstlerehe anführen. Die beiden stehen heute anständig da, sind Großeltern geworden, haben drei schöne und begabte Kinder in der Welt — und haben so angefangen, wie sie sagen. — So weiß ich auch von Preller, dessen erste Ehe ein glückliche, segenvolle war, wie klein sie anfingen. Aber ich führe diese beiden bedeutenden Künstler auch darum an, um die Notwendigkeit der Ehe für den Künstler zu betonen, und behaupte, beide wären gewiß das nicht geworden, ohne ihre Frauen — die fahrende Liebe hätte ihnen das Leben verdorben. An Deiner Seite, Du Goldfrau, will ich ein voller Mann und ein bedeutender Künstler werden. O mach' Deine Seele recht frei, süßes Herz, von all diesen tausend Bedenklichkeiten andrer Leute! Sie stecken ja nicht in uns! Das Glück Dich zu haben, wird mich weise, fleißig, sparsam machen. Ohne Dich gehe ich wie mit Krücken durch's Leben, mit Dir fliege ich himmlischen Zielen zu. Du bist meine liebe Venus, meine Madonna. — — — Heute sollte ich eigentlich im Theater sein, denn meine Freunde spielen Komödie, und die Komödie ist von einem Freund: Hans Lange von Paul Heyse. Eine beste Freundin wartet aber auf ein Briefchen, und ein bester Freund holt mich zum Spazierengehen ab — da schwänz' ich die Komödie.

Ich war heute endlich wieder einmal bei Rosa, die ich gerade eine Woche lang nicht gesehen hatte. Wir freuten uns beide. Aber sie machte mir einen etwas wehmütigen Eindruck — ihre Wangen schienen mir so zusammenfallend — wie eine schöne welkende Blume erschien sie mir. Wollte Gott, ich täusche mich — aber die Frau hat eine Feuerseele, welche die Hülle eher zersprengen wird, als denen lieb ist, die ihr nahestehen.

Und wie ergeht es *uns*? Da sehnen wir uns lange nacheinander — und dann gibt uns Gott eine Zeit zusammen — und wenn's lange Jahre wären, *einmal* hat der Traum doch wieder ein Ende. Um so seliger träumen wir uns in die Unendlichkeit unsres Gefühls! Um so glühender genießen wir die schöne Sehnsucht — um so

weniger dürfen wir ermüden, uns die alten, ewig neuen Liebesworte immer wieder zuzurufen! Ja, ich bin Dein Hundelchen, denn ich bin Dir treu und hör' nur auf Dein' Ruf! Ich bin Dein Goldfischchen, denn ich schwimm' in einem Element der Wonne! Ich bin Dein Engelsmann, denn in der Verehrung für Dich bin ich rein und wunschlos — nur die Begier des Mannes, der alle Wonne tief in seine Arme ziehen möchte, ist damit verbunden — daß ich nicht zu schnell in den Himmel komm', sondern lang', lang' bei Dir bleib'. Ich les' den ganzen Tag in dem Menzel, es ist ein bedeutungsvoller Augenblick in meinem Leben. Ich schlürfe Sagenpoesie aus dem Buch. Da hab' ich einmal eine Übersicht. Sobald ich bei Geld bin schaff' ich mir das Buch an; ich muß es selber haben. Jetzt vorderhand genügt aufmerksames Lesen und einige Notizen, die ich mir machen werde. — Ich habe von Roeder gleich wieder umgehende Antwort erhalten, daß jetzt eine entsprechende Stellung sich nicht biete, daß aber Vakanzen und Änderungen bevorstünden und er mir alsbald Nachricht geben würde.

L. hat gestern seine beiden Briefe abgesandt. — Wir waren abends draußen im Schießhaus, wo in einem mechanischen Theater gespielt wurde: der Eremit auf Formentera. — O wann werde ich so was einmal an Deiner Seite genießen, mit Dir lachen, mit Dir wieder nach Haus gehn! Groß, groß ist meine Sehnsucht! — Ach, wir lachten dort sehr, die Puppen sind so drollig und waren in der Tat sehr geschickt gemacht. Vor allem tanzte nach dem Stück eine Puppe als Jongleur so täuschend, daß man wirklich glaubte, es sei ein Negerzwerglein, das da tanzte. Es war die ganze Kollegenschaft vom Theater da draußen — auch alle Mildes bis auf Rosa. Es zwar 2 Uhr, als ich zu Bett kam — Dein Briefchen — von wohl zehn Seiten nochmals las, lang' mit Deinem Bildchen liebängelte und dann entschlief. Gott mit Dir, meine Frau!

Dein Peter.

393. An seine Braut.

[Weimar] Montag [19. Juni 1865].

— — — — Du quälst Dich, meine Bertha, mit dieser verzehrenden Ungeduld, und bedenkst dabei nicht, daß bürgerliche Verhältnisse sich langsamer entwickeln als der Schlag eines liebevollen Herzens geht. Laß die Zeit ein wenig gewähren! Wie viele, viele heiße Tage braucht es, bis die Traube reift, deren Saft dann nur so golden und bequem uns im Glase anlacht, als hätt' es nichts gekostet. Kümmre Dich nicht um die schlechte Meinung, die man von mir und von meiner Fähigkeit hat, mir ein Leben zu bilden; bedenke, daß diese Meinung von einseitig praktischen Leuten ausgesprochen wird. Höre zum Beispiel aus Eurem Kreis auch nur einmal den Baumeister Opfermann, es wird Dir gleich etwas tröstlicher zu Mut werden. Da wäre einmal ein Mann, der zugleich ein Haus gegründet und künstlerisch Bedeutendes geleistet hat; der wird milder urteilen und meine Mahnung zur „Geduld" unterstützen. Du willst nicht von Genelli und Preller hören und sagst, frage einmal die Frau! Mein Kind — die Frau stand dabei, wie er mir davon sprach, und redete aus einem Munde mit ihm und sah dick, strahlend und wohlkonserviert aus! Wagner und seine Frau haben in Paris oft kaum mit Not ein Stück Brot gehabt, das weiß ich von ihm! Da gibt es keine Assekuranz! Nous dormirons sur la Paille, sagte Berlioz' erste Frau zu ihm — als er sagte: um nur die Stimmen zu meinem Konzert abschreiben zu lassen — bleibt uns kein Heller für die Haushaltung übrig; und er strahlte noch vor Begeisterung, als er mir das erzählte. Geh' einmal zur Witwe Ludwig nach Dresden und frag' sie, wie's ihr heute geht, trotz allen etwaigen Unterstützungen — aber dann frag' sie auch: ob sie ihr Los mit einem andern vertauschen möchte. Wagner hat jetzt schließlich ein glänzendes Los — aber er genießt es ohne sein Weib, er genießt es ohne die, die einst mit ihm gehungert; er schickt ihr reiche Almosen in die Ferne. Lassen verbindet geistiges Streben mit weltlicher Stellung — aber ihm versagt der Himmel das Glück der Liebe — den Eros und Anteros, welcher allein den vollen Mann macht. Stör arbeitet mit seiner

Frau, sein Haus zu erhalten, aber er hat nicht die geistigen Ziele erreicht und verfolgt wie ich. Wilhelm und Adolph sind über die Meere gegangen und haben dem praktischen Leben sich gewidmet — haben sie denn viel erreicht? Sieh, ich sag' es ja keinem zum Tadel, ich sehe ja mit Liebe auf sie alle. „Laßt mich meinen Sattel reiten", singt Goethe im westöstlichen Divan. Es liegt einmal ein Entwicklungskeim in jedem Menschen, den hege und pflege er unter Sonnenschein und Regen. Forsche meinem Leben nach, wie ich aus Wiesbaden, Berlin, Weimar, Wien, München heraus fast überall den festen Punkt aufgab, um zuletzt ideale Ziele zu erreichen und Du wirst eine Konsequenz darin finden. Was wär' ich geworden — hätte Gottes Hand — mich nicht überall wieder fortgetrieben. Wär' ich zu Dir gekommen, wenn ich in Berlin die Lina geheiratet und damit in jener unentwickelten Zeit notwendig höchsten Kunstzielen entsagt hätte, oder wenn mich eine Emmy, eine Marie mit ihrer Hand beglückt hätte, wie ich sie darum bat? — Vertraue auf Gott, auf unsern Stern, meine Frau! Sei nicht hastig, nicht ungeduldig! Ich, wie ich dastehe, tausche mit niemand auf der weiten Welt. Du stehst zu mir, also: Wir. — Du siehst, meine Frau, ich habe Roeder angeregt — ich habe Gille angeregt: ich habe, begünstigt von einem freundlichen Geschick, durch die vollendete Tatsache meines Eid die öffentliche Meinung und die Geneigtheit des Großherzogs für mich gewonnen. So stehen die Sachen in diesem Augenblick. Richte Dein Herz ein, daß es beglückt den ewigen Magnetstrom meiner Liebe in sich aufnimmt, glaube, daß mein Streben mit glühender Sehnsucht auf die Vereinigung mit Dir gerichtet ist, rüste Dich, um mich alles aufzugeben und zu wagen, und zu alledem vertrau' auf Gott, hab' Geduld, hab' mich lieb. — Was mein Eid ohne den Erfolg, das ist unsre Liebe ohne unsre Heirat. Beides muß Gott, muß das Glück uns geben. O meine Frau! hab' Geduld! Lern' doch das schöne, liebliche Hinhalten verstehen, mit welchem Gott unsre Seelen zueinander lockt! Schau auf viele Menschen — stellt sich nicht nach den Flitterwochen die drohende Übersättigung ein — und sie sitzen beieinander und gähnen sich an? O meine Frau! Versteh' doch den lieben Gott, der uns lehren will — jede Sekunde des Zu-

ſammenſeins als eine ſelige, unſchätzbare Gunſt aus ſeiner Hand zu nehmen, der uns wachſam erhalten will — nur ja nie kalt zu werden in der Liebe! — Denk' Dir meine Liebe als die ſchönſte, glühendſte Blume, die ſich Phantaſie und Erinnrung ausmalen kann mit aller Schönheit und allem Duft, und dann preß ſie an Dein Herz, ſchlürf' den Duft mit ihren Blättern, ſaug' ſie ganz in den Mund — laß ſie in Deinem Schoß ruh'n. Blüh'n und ſelig welken ſoll ſie bei Dir!

Dein Peter.

394. An ſeine Braut.

Weimar, 23. Juni 1865,
nachmittags 1/2 6 Uhr.

Meine liebe Frau! Ganz dicht vor Dein Bildchen hingekauert, faſt bei jedem Wort zu Dir hinüberblickend, ſchreib' ich Dir. Ich komme von Roſa's, dort hab' ich zu Mittag gegeſſen und dann im Garten Kaffee getrunken. Ich ſagte nach Tiſch, weil ich dachte, ſie würden ein bißchen ſchlafen wollen, ich möchte ſchnell nach Haus gehen, denn ich müſſe Dir ſchreiben. Da ſagte Roſa: das können Sie ja auch hier. Ich: ach nein, — ich muß vor ihrem Porträt ſitzen. — Sie: da ſehen Sie mich ſtatt dem an. Ich: nein, das iſt wieder zu gefährlich — zweierlei denken kann ich nicht, wenn ich Sie anſeh', denk' ich nur an Sie. Dann gingen wir in den Garten hinaus. — Ich komme in behaglicher Stimmung von ihnen, es ſind unſchuldige, reine Menſchen; ſie leben ſo ſtill in Haus und Garten, ſind ſo ganz ohne Klatſch — halten ſich für etwas und achten andre. — O meine Frau! heut' kommt Dein Briefchen ſpäter — mein armes Berthachen, aber denke nur, wie mir's gegangen iſt. Geſtern kamen mir in der Dämmerung ganz menſchenſcheue, ſorgenſchwere Gedanken. Ich ſah den Adler drüben und dachte: Nein, heut' gehſt Du nicht hin! Das Leben muß einmal aufhören — es iſt ja zuletzt eine Schuldenmacherei, es geht ja nicht. Ich ſchloß mein Fenſter und ſetzte mich ganz duckmäuſerig an meinen Menzel. Da klopft es an und der Kellner aus dem Adler ſagt: Herr Huber läßt bitten, Sie möchten doch gleich kommen, das Theater finge bald

an. Was war los? Ein Abschiedszauber! Oben im Saal traf ich vor einem schmucken Theatervorhang Marshall, Schaller, Oberländer, Lipp, den edlen Bischof, Huber. Ich mußte übernehmen, Genelli zu kapern, der unten mit Werther zusammensaß, den man nicht gern dabei haben mochte, da er mit Dahn entzweit ist. Ich eilte Genelli los, er kam ganz gern mit. Nun wurde die schmucke Hammelkeule aufgetragen, ein guter Weißwein getrunken, später kam Dahn und der Maler Döbler. Unterdessen hatte ich mit Huber verabredet, zehn Flaschen von meinem Champagner von Schwarz holen zu lassen, dem ich übrigens zwei für sich selbst überlassen hatte, um ihm nicht den Mund wäss'rig zu lassen. Nach Beendigung des feinen Mahls öffnete sich zum Klang einer Drehorgel der Theatervorhang. Da hatte Huber ein sehr nettes Stilleben arrangiert. Um die tragische Maske als Mittelpunkt war ein buntes Gemenge von leeren und vollen Weinflaschen, Seideln, Gläsern, halbleeren Bratenschüsseln, Tellern und Eiseimern gruppiert. Dazwischen zwei Silber- und Goldpokale als Prämie zum Abschied für Oberländer und mich. Ein kolossaler Hausschlüssel — leere Portemonnaies — Instrumente und ein Teufel von andrem Zeug mit vielen Lichtern durcheinander — so daß es wirklich eine ganze Weile mit Lust und Laune durchgemustert wurde. Dann fingen sie nun wieder all die tollen Späße an, alte und neue — Tragikomödien, Bauchrednereien, nachgeahmte Papageien und den Glanzpunkt bildete die Operette: des Soldaten Abschied, in welchem Oberländer als Bäuerin und Döbler als Held wirklich wunderhübsch die Oper karikierten, wozu Lassen ganz göttlich am Klavier akkompagnierte, so daß des Lachens kein Ende war, wozu dann Henkells Festgabe die so köstliche und unentbehrliche Kehlen- und Zwerchfell-Befeuchtung lieferte. Genelli war heiter wie immer, eine Sonne in der Nacht — und wir verschwärmten die Stunden in so fortgesetztem Jubel, daß wir staunten — vom jungen, kühlen Sommermorgen nach Haus begleitet zu werden. — Siehst Du, da hatt' ich nun menschenscheu werden wollen, in gerechter Erwägung meiner elenden Verhältnisse — und die frohen Freunde zogen mich an die Brust — und lehrten mich wieder fröhlich sein, und es war eine so süße Romantik darin, daß ich, der Kunstproletarier,

den Freunden die köſtliche Gabe des Weins bieten konnte, der ihrer Freude auf halbem Wege entgegenkam, ſie zu verdoppeln. An den Nagel! an den Nagel mit der Menſchenſcheu! Ach, und ich war ſo friſch und ungebrochen am Morgen, daß ich, wie auch Genelli wünſchte, gern weit in den ſchönen Tag hinein hätte wandeln mögen. Aber die Vernunft, die vom Weingenuß durchaus nicht getrübt war, lockte uns in die Betten, neue Kraft zu Luſt und Arbeit zu ſuchen. In der zauberiſchen Morgenhelle nahm ich Dein Bild mit zu Bett — o wie ſchön warſt Du, wie oft vertiefte ich mich noch in Deine ſchönen reinen Züge, ehe ich das Bild an der Bruſt barg, um einzuſchlafen. Morgens griff ich zuerſt wieder danach und begrüßte mit der Sonne zugleich Dein ſchönes Antlitz — o meine Bertha. Ein Friede, ein Ernſt, eine Heiligkeit liegt darin, o meine geliebte Frau, daß ich jedesmal mit höherem Wohlgefallen es anblicke. Ich hatte nur etwas über vier Stunden geſchlafen, frühſtückte mit Deinem Brief, der gerade kam. Es war eine höchſt geiſtreiche Idee von Dir, mir die drei Taler zu ſchicken, die freuten mich mehr als viele. Das fällt nur der Liebe ein! Die iſt einzig ein ſo guter Kamerad! Zu großen Opfern entſchließen ſich manche, und dann kommt gleich das befangne Gefühl der Dankbarkeit über einen. Aber ſo ein lieber, liebevoller Bettel — ach, das kann nur meine Frau erſinnen, meine eigne, liebe Bertha — die ſich ſo ganz tief in mich hineindenkt — in jeden Moment meines Tages. Wahrlich, wie an einer Blume kam an dieſer kleinen Gabe mir ſo recht die ganze unendliche Fülle meines Glücks — unſres Glücks, zum Bewußtſein. — — — Die Pantoffeln ſind ein bißchen eng vorn auf dem Reihen, und hinten ſchlappen ſie leicht — ich will ſie mehr küſſen und als heiliges Symbol anbeten als ſie tragen. Dafür trag' ich Dein Bildchen nachts auf der Bruſt, und das iſt doch eigentlich nur zum Anſchauen! Gut, daß ein Glas drüber iſt — ich fräß' es ganz ab!

Drei Seiten hab' ich glücklich herum ohne Köhler; jetzt kann er kommen, es hat auch eben 6 Uhr geſchlagen. Morgen iſt ſein Geburtstag, übermorgen der Roſa ihrer. Morgen auch des Großherzogs. Aber hör' vom heutigen Morgen weiter. Wie göttlich, daß ich ſo reich war — denn gleich nach dem Frühſtück kam Genelli

— der glatte Heuchler! „Mir war's, als hätteſt Du mir geſtern geſagt, Du wollteſt mich beſuchen — da wollte ich Dir nur den Fehlgang erſparen — weil ich auf die Poſt muß!" Dahinter verſteckte ſich ſo recht die Kneiplüſternheit — und er war ſo ganz der alte, ewig Strahlende, wie noch vor fünf Stunden. Da lud ich ihn nun diesmal ein zu Freund! Wir gingen zur Poſt, beſuchten dann Riſſen, dem er verſprochen hatte, zwei große Bilder vor dem Abſenden noch einmal anzuſchauen. Dann ging's zu Freund und wir verplauderten eine jener ſchönen Stunden, die der liebe kindliche Menſch von 65 Jahren zu unvergeßlichen macht. Ja ſeine Freundſchaft iſt mir eine ſchöne Gabe des Lebens, die ich im Triumph von Weimar mit fortnehme. Andern die Orden, andern die Ehren — mir die Geiſter!

Da haſt Du, meine goldige, zuckrige Frau ein Blatt aus dem lieben liederlichen Leben in Weimar — dem hoffnungsloſen — freudevollen. Von Genelli ſcheidend, kam mir denn auch der gute Gedanke, mich bei Roſa's zu Tiſch laden zu laſſen. Und dort wurde ich nicht, wie bei Stör, mit nervöſer Peinlichkeit empfangen, ſondern mit dem wärmſten lebhafteſten Händedruck, mit ſtrahlendem Geſicht — als hätt' ich täglich den Hof gemacht, und war doch wieder einmal ſeit einer Woche nicht dort geweſen. — — —

Nimm dieſe Blumen und küſſe ſie!

Blumen ſtill im Wald erblüht,
Dann in meiner Hand verglüht,
Ruhet ſanft in dieſem Brief,
Bis zum Auferſtehn euch rief
Liebe, und zum ew'gen Leben
In erinnerndem Gemüt.

Bei meinen Blumen, die auf dem Tiſche ſtehen, fällt mir noch was für Dich ein:

Auch von geſtern
Noch die Schweſtern
Wieſenblumen grüßen ſtumm,

Hold und minnig
Küßt so innig
Storchschnabel die Gänseblum'.

Ich die blaue,
Du die Fraue
Bist das Gänseblümlein hold,
Sel'ger Schnabel,
Wenn die Fabel
Einmal Wahrheit werden sollt'!

Wagner an Cornelius.

München, 22. Juni 1865.

Lieber Cornelius,

ich muß Dich darauf aufmerksam machen, daß es höchste Zeit ist, daß Du Dich an den König von Bayern mit der Anzeige Deines Fortganges von München und des ferneren Nichtmehrbezuges Deines Gehaltes wendest. Du wirst ihn, nach meiner Ansicht, dabei einfach auf die Wendung Deines Schicksals hinzuweisen haben, welches Dich außerhalb Münchens mit der Nötigung, dorthin nicht mehr zurückzukehren, festhält.

Solltest Du bis 1. Juli d. J. mich nicht von einer solchen dem König gemachten Mitteilung in Kenntnis setzen können, so nehme ich an, Du wünschest, daß ich diese Mitteilung in Deinem Namen übernehme und werde dies dann am genannten Tage tun.

Mit den besten Wünschen Dein

ergebener

Richard Wagner.

395. An seine Braut.

Weimar, den 24. Juni 1865.

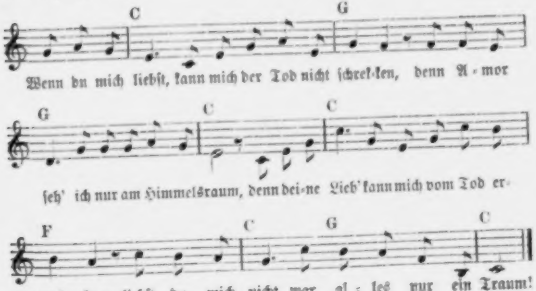
Meine Frau, heute habe auch ich noch keinen Brief und bin fast in Gefahr, darüber zu — mucksen. Es ist eine Gewitterluft — und ich bin etwas niedergeschlagen. Köhler war soeben bei mir und ich mußte ihm ganz kleinlaut eingestehen, daß mir kein Gedicht für ihn geraten sei. Ich ließ mich früh wecken, stand schon gegen 7 Uhr auf und war ganz glücklichen Humors, doch sind

die Gedanken zu sehr abgewandt — ich kam immer auf andre Dinge. Um 10 Uhr hatte ich versprochen, zu Genelli zu kommen, der mir einige Zeichnungen zeigen wollte. Das hemmte mich und ich kam zu keinem rechten Gedanken. Genelli zeigte mir eine schöne Komposition, den Sysiphos, welchen der Todesengel aus dem Kreise der Seinigen wegführt. Sodann Spottbilder auf Kaulbach, Federzeichnungen; voll feinem Humor und ohne niedrige Malice. Da ist unter anderm die „Allgemeine Zeitung" eine ganz prächtige dralle Dirne, mit einer Lobesposaune in der einen Hand, auf der andern den kleinen Kaulbach, welchen sie an den Rand des Mondes hinaufhebt, dessen rechtes Auge humoristisch auf ihn herunterblinzt. Meine Frau, wenn es Dir einmal gut geht, d. h. wenn Du bei mir bist, und unsre Umstände sich ein wenig heben, so mußt Du Dir manche Kunstblätter anschaffen, wie die von Retzsch,[1] die Du hast — oder nein, ich glaube es war die Iliade von Flaxmann.[2] Dann werde ich Dir auch einmal den Dante von Genelli anschaffen, die Blätter von Asmus Carstens, welche in etwa zehn Heften wohl kaum mehr als sechs Taler kosten mögen. „Denkst Du schon an solchen Luxus, Männchen," wirst Du sagen — nun, es hat noch gute Wege damit — aber wenn es uns einmal gut geht — so wollen wir nicht Karten spielen, sondern solche schöne Dinge besitzen und anschau'n. Dabei fällt mir ein — es ist ein gutes Zeichen — solang ich hier bin, hab' ich noch nicht Karten spielen sehn bei unsern Zusammenkünften; dem Abbé Liszt war das unentbehrlich.

Soeben kommt Eitner. Sei geduldig, Herz, gleich bin ich wieder bei Dir. — Es hat doch ein bißchen länger gedauert, und während ich mir von dem guten Eitner den sehr interessanten Stoff der Sybille von Mantua erzählen ließ, kam Dein Brief, und ich ließ ihn liegen, bis mein Alter wegging; er ist mir ein lieber, guter Freund, voll Geist und Anmut, ich hab ihn sehr gern. Da las ich nun Deine lieben vier Seiten. So süß und selig ist jedes Wort von Dir — es ist wie Dein Bild anzusehen — nur ist auch das Lächeln drin, das meine Seele in Dein Bild hineindichten muß — aus der schönsten Erinnrung des Lebens. Du wirst Dich

[1] Moritz R., Maler und Zeichner 1779—1857.
[2] John Fl., englischer Bildhauer und Zeichner 1755—1826.

heut' wundern über den Brief Wagners, den ich Dir als Dokument beilege. Was ſagſt Du dazu? So ſchreibt der kalte, verletzte Egoismus; das iſt die Antwort auf vier Briefe, in denen ich ihm von meiner Liebe erzählte! O wie gut, daß alles ſo kommt. Es iſt mein Geſchick, ich nehme es aus Gottes Hand, wenn ich auch jetzt noch nicht um die Ecke ſehen kann, wenn auch die Verſtändigen mich für einen Gecken halten, der eine Verſorgung wegwirft. Bertha, Du biſt mir treu, Du liebſt mich! Sei unverzagt — bei Wagner hätte es ſo weit kommen können, daß wir in der eignen Liebe erſchüttert worden wären, und das wäre das einzig Schlimme, das uns widerfahren kann! Alles andre, Bertha, mag Leid, Sorge, Not ſein, aber es wird nur unſre Liebe erhöhen und verklären. Jeden Tag, meine Frau, lieb' ich Dich inniger, tiefer. Ja, Bertha, laß es unſer Motto ſein, was ich neulich Genelli erzählte. Ich blieb in Berlin an einem Haustor ſtehen, eine volle, dicke, etwas rohe aber ſchöne Mädchenſtimme ſang zum Leierkaſten:



Das hab' ich ſeitdem behalten, und es fällt mir ſo manchmal in einer erregten Stunde ein — es kommt, weil eine Individualität aus der Stimme jenes Mädchens klang, die ich nicht ſah, nur im Hof ſingen hörte. „Liebſt Du mich nicht, war alles nur ein Traum," iſt eines Goethe würdig, darin ſpricht die alleinherrſchende,

hingebende, aber auch alles verlangende Liebe! Und daß ich die jetzt habe, Dich habe! Wie durft' ich das je hoffen! Dafür muß ich Gott täglich lobsingen. Auch Genelli war von den Zeilen gerührt, als ich's ihm bei Freund mit ein paar Akkorden auf dem dortigen Klavier vorsang. Wenn Du Dir's einmal am Klavier spielst, nimm die Akkorde so, wie ich sie mit lateinischen Buchstaben drüber geschrieben — und dann denke ganz, daß ich's, Dein Peter, so zu Dir sage. Denn Deine Liebe ist mein alles, mein höchstes Gut, meine Zukunft, die Weihe meiner Vergangenheit. Hoch, hehr, heilig. Ich bin froh, ich juble, daß es nun mit München entschieden ist, nun und nimmer wäre ich dort was geworden. Nun ist mein Herz frei; ich habe Dich! Sei gewiß, ich bau' unser Nest! Du meine Sehnsucht. Du mußt nur auch denken, das tägliche Schreiben zieht so was gar sehr hinaus, dadurch kommt einem Leid wie Lust länger vor, und man muß eben beides geduldig hinnehmen, wie Licht und Schatten. Laß mich nur einmal festen Boden unter mir fühlen, so wirst Du sehen, daß ich besonnen und eifrig handle. Wagners heißer, schwüldr Geist war mir nur ein Irrlicht. Meine Kunst soll eine heitre, einfache, beglückende sein, im Boden des Volks, der Sitte wurzelnd, nicht die eitle, sinnenkranke Liebe und mit ihr das eitle Selbst, an Gottes Statt setzen. Die Liebe ist Gottes Ausstrom, aber nicht Gott selbst. — Wagners Brief wird nur verständlich, wenn man Zwischenredereien hinzudenkt. — — Meine Frau, nimm vorlieb mit den drei Seiten, möchten sie nicht allzuspät bei Dir anlangen.

Mit Haut und Haar

Dein Peter!

396. An seine Braut.

Weimar, den 25. Juni 1865.

Meine göttlich liebe Frau! Ich hab' Dein Briefchen, es kam noch früh genug an. Die kleine Helene Schwarz brachte mir ihn auf der Hand, es waren gerade die Brüder Marshall bei mir: James, der Maler, William, der Dichter.[1] Der erste, ein verliebter

[1] Jetzt Naturforscher und Professor an der Universität Leipzig geb. 1845.

junger Ehemann — ich las ihm Deinen Brief, da er Dich ſchon ſeit jenem im Hotel de Saxe verehrt — er iſt entzückt von Dir — welche Wonne für Dein Männchen. — Es kam auch ein Brief Gilles. Er hatte mich geſtern zweimal vergeblich geſucht, und hatte wenig Zeit, wegen Gratulation und andern Dingen. Er ließ mir ſagen und ſchreibt mir, der Großherzog wünſche mich zu ſehen; ich werde alſo morgen beim Grafen Beuſt anklopfen, eine Audienz zu veranlaſſen.

Die Sache mit Laſſen iſt kein Geheimnis mehr; auch Stör ſprach mir heute davon, forderte mich ſelbſt auf, bald meine Schritte zu tun. Ich werde zuerſt mit dem Grafen reden, vielleicht dann morgen ſchon mit dem Großherzog. Der Graf Beuſt grüßte mich am 23. äußerſt wohlwollend aus ſeinem Wagen. — Ich werde morgen Stör den Reſt Champagner dedizieren und nochmals mit ihm reden. Es könnte ſein, daß die Sache eine günſtige Wendung für uns nehme. Bertha, welch ein Glück! — Sag' mir, würdeſt Du, würden die Deinigen kein Bedenken tragen, wenn ich hier mit 500 Taler Kapellmeiſter wäre? Könnten wir dann bald ein Paar ſein? Antworte mir beſonders darauf! Aber ſag' mir was Hoffnungsvolles! Zu allem werd' ich Mut haben, und alles wird mir gut gelingen, wenn Du mir verſprichſt, dann auch recht bald meine Frau ſein zu wollen! —

Geſtern verſtimmte es mich, kein Gedicht für Köhler zu haben, und auch heute wäre der Tag faſt vergangen, ohne daß ich Roſa eine Huldigung darbringen konnte, doch glückte mir noch ein kleines Lied.

Die großen Johannisfeuer,
Die lodern in der Nacht,
Den Göttern und den Heil'gen
Zeit alters dargebracht.

Mein Lied iſt nur ein kleines
Johanniskäferlein,
Will um die Roſe weben
Den güldnen Heiligenſchein.

Ach, ich fühl's mit einer tiefen Freude, seit Du mich liebst, hab' ich auch für die Rosa erst eine rechte Liebe, ein volles ungehemmtes Gefühl. So fest an Deinem lieben Busen ruhend, Du mein Weib, strecke ich segnend die Hand über sie aus. Welch fromme, reine Verhältnisse würden wir hier finden. Die vier Tage waren eine Vorahnung. Es hat Dir ja auch alles so wohlgefallen! Ich wollte ein rechter Dichter werden, könnt' ich in Deinen Armen hier leben. O meine Frau! Du weißt nicht, wie glühend ich Dich liebe, Du bist so fest in meinem Herzen. Wir wollen nicht zittern, nicht schwindlig sein vor diesem Abgrund von Glück! Daß wir nicht verzagen, wenn es uns noch wieder in die Ferne gerückt wird. Du schreibst so ruhig, so geduldig, Du mein holdes Lämmchen, Du engelsgute Frau; wenn Du so schreibst, dann ist mir's der heißeste Sporn, nach unserm Glück zu ringen; das gibt mir das Herz, dem Großherzog alles zu sagen, ihn um alles zu bitten. Stark und heldenkühn werd' ich mich an Deinem Munde saugen, die Milch des Mannes an Deiner Brust trinken — volle glühende Werke schaffen! Nicht oft genug kann ich Dir's sagen, daß ich Dich lieb hab, daß all mein Leben in Dir zusammenfließt, Zukunft und Vergangenheit. Meine Bertha, meine Braut, meine geliebte Frau! Vollkommen und gut ist meine Liebe, sei dessen gewiß — ich denke, fühle nur Dich. Welche Hoffnung! Im Herzen Deutschlands an Deinem Herzen zu leben — in freisinnigen Kreisen, auf kunstgeweihtem Boden! — — Du mein Segen, mein Gottesgeschenk! Fällt mir denn heute kein gutes Lied für Dich ein! Vielleicht noch, wenn ich den Brief ausschreibe. Laß mich denn nur noch mit Dir kosen, dann will ich Dir eins ins Ohr flüstern! Wenn ich Cardenio und Celinde in Deiner Nähe schriebe — da könnt' ich dann mein Leben ganz hineingießen — die wilden Gluten der Vergangenheit — im vollen Gegensatz zu der hohen heiligen Liebe für Dich.

Es geht auf! — So oft wenn ich eine Hoffnung ausspreche, zähl' ich Abergläubiger die Zeilen der Seite, wo's geschehen ist — die gerade Zahl bringt mir die Hoffnung der Erfüllung, ungerade Zahl droht Zweifel. Aber drüben, wie ich das eben sagte, zählt' ich — und es waren vierunddreißig Zeilen! Da hast Du ein Stück heimlichen Peter — einst sollst Du ihn ganz haben — kein leisester

Zug ſeiner Seele ſoll Dir verhüllt ſein, die höchſte Luſt und das heiligſte Bedürfen wird's ihm ſein, das alles in Deine liebe Seele zu ſchütten. Gott wird geben, daß Du recht, recht glücklich und zufrieden bei mir ſein wirſt. Wie Deine Mutter war — und heute noch iſt, wenn Du ſie recht fragſt! — Ich ſeufze tief auf! —

Und ſängen die Vögel
Dir laut meine Lieb',
Ich mein' doch, das Schönſte
Verſchwiegen noch blieb.

Und könnt' ich mit Perlen
Umhüllen Dich ganz,
Sie könnten's nicht ſagen
Mit all ihrem Glanz.

Und ſtreuten's die Roſen
Im Duft vor Dich hin,
Du wüßteſt doch halb nur
Wie gut ich Dir bin.

Und rauſchten's die Quellen
Und brauſt' es der Wind,
Und fänden das Wort ſie,
Das nimmer ich find'.

Ja ſängen's die Sterne
Vom Himmel herab,
Sie könnten nicht ſingen
Wie lieb ich Dich hab'!

Es iſt Dämmrung! Sei mein!

Dein Peter!

397. An seine Schwester Elise.

Weimar, den 26. Juni 1865,
breite Straße A 86.

Liebe Elise!

Ihr werdet gar nichts oder nur sehr Unvollkommenes von mir wissen, ich dachte so sicher, bald nach der Oper zu Euch zu kommen, und lebe seitdem in einer so wunderlichen Mischung von Geldverlegenheit und seit meiner Aufführung doppelt geweckter künstlerischen Streben, drittens im fast ausschließlichen brieflichen Verkehr mit meiner Bertha, daß mein Leben einer Art Krisis gleicht, welche bald irgendwie ein Ende erreichen muß. Ich will Dir meinen Zustand deutlich machen. Ich gehe nicht nach München zurück; mein Verhältnis dort ist ein unmögliches, indem es in seiner ganzen Anlage von der Wurzel aus auf einen herzlichen Anschluß an Wagner bedingt ist, welcher bei mir in einer so unbedingten Weise nicht mehr vorhanden ist, wie es dazu gehört, einen Gehalt zu beziehen mit der ausgesprochenen Eigenschaft, eine Hilfe für ihn zu sein. Künstlerisch habe ich einerseits Bedenken und eine innere Abwehr gegen sein größtes Werk, den Tristan, wenn ich es auch als ein volles Meisterstück anerkenne — mir, meinem Wesen erscheint der innerste Nerv dieser Sache eine krankhafte, selbstvergötternde, nervenzerrüttende Liebessentimentalität; anderseits fühle ich seit meinem ins Leben getretnen Cid die unabweisbare Notwendigkeit in meinem Kunstschaffen in der vollsten Freiheit zu verfahren, jede Schulsessel, jeden Zwang einer sogenannten Richtung völlig von mir abzustreifen, was ich unmöglich in der Nähe eines Mannes erreichen kann, der, wenn auch mit bessere Absichten oder mit dem Wunsche, daß es anders sein möchte, nur von sich weiß, nur an sich denkt, nun und nimmer die alleinige, unbedingte Rücksicht auf sich zum etwaigen Heil eines andern aus den Augen lassen wird. Das kann er nicht; er ist einmal so; er ist ein großer Geist — den muß man einmal nehmen wie er ist, mit dem ist kein Rechten, kein Kapitulieren. — — — — —

Seitdem habe ich mich nun in Weimar wieder so eingelebt, bin auch erfreut durch den ehrenvollen Erfolg meines Werkes, lebe

mit wenigen Freunden und in einem größeren Kreis von gesitteten Menschen so traulich und in voller Freiheit, daß ich höchst ungern wieder von hier fortgehe. Dazu ist der Fall eingetreten, daß der zweite Dirigent der Oper, Lassen, im Begriff ist, seine Stelle aufzugeben. Da muß man denn nun die weitere Entwicklung abwarten. Ich habe außerdem mich mit einem Theater-Bureau, des Herrn Roeder in Berlin, in Verbindung gesetzt. Ich habe von dort das Versprechen, in meinen Interessen zu wirken und mich im Falle eines Stellenwechsels, deren im Sommer immerhin manche erfolgen, alsbald in Kenntnis zu setzen und mich anzubringen. Es ist bei mir schlimm, daß ich noch keine Routine als Dirigent habe. Doch bin ich im Aussehen noch ziemlich jugendlich und muß mir eben Vertrauen durch die Tat erwecken.

So siehst Du, liebe Elise, ist gerade die Zeit meines endlichen ersten Durchdringens auf dem Felde der Produktion, wenn auch nur in einem bescheidenen Anfang, zugleich ein Knotenpunkt in meinem Leben und eine Zeit weitlicher Sorge geworden. Es kommt alles so zusammen. Der Cid erhöhte notwendig mein Selbstgefühl, meine geistige Weiterentwicklung muß eine von Wagner völlig unbedingte sein. Anderseits erschwert mir der Gedanke an meine Braut die Sorge um die Zukunft.

Ich habe Euch von dem glücklichen Ereignis in meinem Herzen noch keine Mitteilung gemacht. Es sollte anfangs alles noch geheim bleiben, und wir möchten wünschen, es wäre so geschehen, denn unsre Verbindung hat leider in Mainz in schlimmer Weise störend auf sonst so freundschaftliche Verhältnisse gewirkt. Dann waren wir auch bei täglichem Briefwechsel und gerade in dieser unruhigen Zeit des Cid so versenkt ineinander, daß ich kaum dran denken mochte, es Dir oder der Mutter doch endlich in der rechten Art mitzuteilen. Heut' ist mir das Herz ein wenig zusammengeschnürt durch die Sorge. Doch wirst Du, liebe gute Elise, wenn auch spät, doch heute gern von mir hören, daß mein Herz endlich diese Ruhe, dieses Ziel gefunden hat, was mir solange versagt war. Denke Dir, was Du ja, wie alles andre, längst durch Susanne wissen wirst, daß ich mit meiner lieben Bertha, seit unsre Herzen sich verbunden haben, im ganzen nur neun Tage zusammen verlebt

habe! Nun, da muß man uns beiden nachſagen, daß die Liebe gewiß keine flüchtige, ſchnell verrauſchende iſt, welche in der langen Trennung täglich wächſt und blüht. Ich habe die Frau gefunden — die Rechte, wie Du einmal ſagteſt, welche mir lieber iſt, als mein Leben. Wenn ich nach außen allerdings gerade jetzt von Sorgen gedrängt bin, ſo bin ich doch in meinem Herzen der glücklichſte Menſch auf der Welt, weil ich mich geliebt weiß, weil eine Frau da iſt, die alles auf mich ſetzt, die ſagt: den oder keinen, und die ſelbſt in Unglück und Leid mich ewig lieben wird. Sähſt Du uns doch nur einmal zuſammen, wie froh würdeſt Du ſein! Wir paſſen ſo zuſammen, wir ergänzen uns ſo. Wenn ich ſo Arm in Arm mit ihr gehe, ſo mein' ich Gott hätt' uns ſo füreinander geſchaffen. Gerad' was ich auch ſo beſonders notwendig brauch', die Hingebung und grenzenloſe Leidenſchaft für mich, die nur mich will — mich begehrt — ſo für gar nichts andres Sinn hat, ſich täglich inniger in mich einlebt — das hab' ich ſo völlig in meiner Bertha gefunden; mit jedem Gedanken und jedem Wort meint ſie mich. Sie iſt edel, treu, voll Herz und Geiſt — jedes Liedchen, das ich ihr ſing', jeden Witz, den ich ihr mach', das freut ſie alles ſo — ſie wird unendlich nachſichtig für mich ſein, und doch ergänzt ſie mich ſo wohltätig, ſie iſt der nötige Gegenſatz zu meinem Leichtſinn, nimmt alles eher ein bißchen zu ſchwer — aber iſt doch ſo geduldig, ſo lammfromm. Niemand kennt ſie ſo wie ich, ſeit wir uns die 100 Brief' geſchrieben haben. Geb' doch Gott nur das ſichre freie Fleckchen, wo ſie mein ſein kann, gewiß wir wollen uns ganz ſo lieb haben wie Du und Dein Franz, und ich will gewiß im Glück wachen, nie zu vergeſſen, wie lang wir uns danach ſehnen müſſen! Ich glaub', ich werd' ein guter Ehemann, den Glauben hab' ich an mich, wenn ich auch wohl weiß, wie groß meine Mängel ſind, aber der gute Wille macht bei mir vieles gut. Denk Dir unſer Glück, wie ich die Bertha und Suſanne in der zweiten Aufführung vom Cid hatt'; die Suſanne hat Dir's gewiß recht beſchrieben. Und die zwei letzten Akte ſaß die Bertha in der Regieloge bei mir, ſo hab ich jetzt ihre Photographie, ſie hatte ein Brillantkreuzchen an, das ſeh' ich funkeln, ſo alt ich werd'! Nachher machten wir mit Heſtermann und Suſanne eine ſo ſchöne Fahrt

— am Tag Deines Geburtsfestes — da dachten vier Fröhliche Dein — und gewiß zwei Glückliche — denn in unsrer Lieb' ist auch nicht das leiseste Spänchen, das daneben blieb — nicht im Traum ein Gedanke, daß etwas am andern auch anders sein könnt' — ein Haar — oder die Nas' — oder die Stellung, oder ein Wort — eine Bemerkung — wenn wir zwei Hand in Hand sind — da ist uns alles recht, ist alles gut. — Ich schließ' jetzt, ich muß zu meinen guten Mildes, die mich auf den Abend eingeladen haben. Der Rosa las ich damals — oder ließ sie Deinen Brief lesen, da sagte sie: die hab' ich nun schon lieb, was für eine Frau ist das. Weißt Du, so ein gewisser Cornelius-ton — der da anklingt, das berührt die Herzen. Und gewiß, die ist auch eine gute Frau, und ich schreib' manchmal der Bertha: erst seit Du mich lieb hast, hab' ich so die rechte, reinste Zärtlichkeit für die Frau. Gute Nacht!

Dein Peter.

398. An die Fürstin Wittgenstein.

Weimar, den 27. Juni 1865.

Kennen Sie noch die Züge der Handschrift, hochverehrte Frau Fürstin, denen Sie einst nachrühmten, daß Sie ihnen die deutsche Schrift zuerst abgelernt haben?

Verzeihen Sie mein langjähriges Schweigen, ein Vergessen ist es nicht gewesen! Über die holprigsten Lebenspfade strebte ich nach meinem Ziel, dem Cid, dessen Vollendung ich Ihnen einst auf den Knien zugeschworen habe, da war ich zu selten in der Laune, vor Sie zu treten; ich sagte mir immer: wenn der Cid fertig ist, dann werd' ich schreiben, der Cid ist fertig. Außerdem fühlte ich keinen ganz sicheren Boden unter mir, was die Auffassung Ihrer Verhältnisse betrifft — es fehlte mir die Orientierung über so manches Vorgefallene, welche mir eine Stunde vertrauten Gespräches hätte geben können. Heute aber segne ich die Stunde, die mich endlich einmal dem Nachholen einer solange versäumten Pflicht entgegenführt, in der ich Ihnen die wärmsten Gefühle unverbrüchlicher

Treue und Verehrung aussprechen darf. Zugleich bin ich Postillon für eine ganze Last von loyalen Gesinnungen, welche sich durch meine Vermittlung in Ihrem Gedächtnisse anfrischen möchten. Vor allen hat mich Genelli, sowie dessen Frau schon seit Wochen gebeten, im Fall ich Ihnen schriebe, Ihnen die innigste Verehrung beider in vielen Grüßen auszudrücken. Diesen schließt sich Nissen an, der vor kurzem ein Bild „Johannes vor Herodes" vollendet und ausgestellt hat. Der alte treue Major Kämpfer, Frau Lobe, die Hüterin des Schillerhauses, und gewiß manche andre, auf deren Namen ich mich im Augenblick schwer besinne, z. B. Preller, der mir soeben einfällt, der aber gewiß in Friedrich[1] einen eifrigeren Besorger solcher Aufträge hat, als in mir. Ich bin Ende Mai, den Tag nach der zweiten Aufführung des Cid, in den alten, von so manchen Erinnerungen geweihten Räumen der Altenburg gewesen. Ich führte meine Braut dort umher. Ich sagte ihr, indem ich ihr lebhaft erzählte: „Siehst Du, das sind meine Reichtümer, andre könnten Dir Gold und Perlen bieten, aber ich ein reiches Leben." Es rührte mich, während alles noch an der alten Stelle lag, das gestickte Kissen, welches Durchlaucht zum Andenken an mich haben — jene Freundin ist nicht mehr unter den Lebenden — zu vermissen, als ich es meiner Braut zeigen wollte. Auguste Schenk erklärte mir, daß Durchlaucht es besonders nach Rom haben kommen lassen. Das war mir eine wirkliche Freude. Werden denn diese Zeilen den Weg über Meer und Gebirg' finden, um Ihnen zu danken? Ich kann mir's gar nicht recht denken.

Wenn ich mir jemand zur Aufführung des Cid herbeiwünschte, so waren Sie es; welch einen Triumph hätten Sie empfunden, das edle, ernste Werk Ihres Freundes nun auch von Gelingen und Beifall gekrönt zu sehen. Ich habe erstaunlich gelernt an diesem Versuch, und habe dem Großherzog aus tiefstem Herzen zu danken, daß er mir dies ermöglicht hat. Er benahm sich von A bis Z äußerst gnädig und freundlich gegen mich, rief mich auf der Straße an, mich seiner Tochter vorzustellen, lud mich zu einem ganz speziellen Dejeuner mit Graf Beust und Müller-Hartung im römischen Haus, ließ sich telegraphisch zur ersten Vorstellung entschuldigen,

[1] Seinem Sohne.

welche zu besuchen er indes den Erbgroßherzog veranlaßt hatte, besuchte die Probe vor der zweiten Aufführung und spendete in beiden reichen Beifall, machte entschieden Claque, so wie er mir auch im Gespräch nach der zweiten Aufführung reichlich sein Lob, seine Zufriedenheit aussprach.

Alle Ausführenden hatten mit steigender Teilnahme dem Studium sich hingegeben, Stör dirigierte mit Begeisterung und Umsicht; man war einig darüber, mein Werk sei das schwerste, das bis jetzt vorgekommen. Rosa hatte von der ersten Probe an mit der liebenswertesten Energie sich ihrer Aufgabe gewidmet, ehe noch die andern anfingen, sich dafür zu erwärmen; sie hat jede Stelle der ganzen Partie fein durchdacht, oder besser durchfühlt, und eine Partie aus der Ximene geschaffen, für welche man sich erwärmen mußte. Vielleicht gelingt es mir, Ihnen mit diesen Zeilen ein Libretto zukommen zu lassen, und Sie werden gleich herausfinden, wie schön Rosa vieles gesungen und gespielt haben muß. Milde ging mit anfänglich großem Widerstreben an die Partie — blieb noch bis in die Hauptproben lau, überraschte aber dann um so angenehmer und inniger, da er am Abend eine völlig poetische Auffassung seiner Rolle bekundete, und in Spiel, Gesang und Aussehen auch einen Charakter hinstellte, der an sich zu fesseln verstand, so daß er in der großen Szene des zweiten Akts mit Rosa einen ungemachten Erfolg errang, welcher das Durchdringen des Werkes entschied.

Knopp spielte ganz sinnig seinen alten König Fernando, Messert sang mit dem Entrain eines Freundes, Lipp gab als Bischof sein Bestes. Die Choristen spielten nach vierzig Chorproben sicher und mit sichtbarem Anteil an mir; ich schrieb schon einmal: es war da kaum ein Herz, das nicht für den Erfolg schlug. Dingelstedt hatte drei Proben mit unermüdlicher Aufmerksamkeit geleitet, und das Ganze mit dem feinsten Geschmack angeordnet.

Zwei Monate lang, Durchlaucht, hatte ich an Ort und Stelle umgearbeitet, anders komponiert, gekürzt, gestrichen, noch bis in die letzten Proben. Der Erfolg war lohnend, in beiden Aufführungen vollständig. Fünfmal erschien ich an der Hand der beiden Mildes mit voller Akklamation auf denselben Brettern, vor

welchen damals so heißer Kampf tobte. Nach der Aufführung hatten wir einen sogenannten „Cid-Zauber" im Adler, wo ein fröhliches Volk von Malern und Schauspielern während der Saison seinen Sitz aufgeschlagen hat. Den andern Tag gab mir Lipp, der Bischof, ein Fest in seinem Garten; da wurde illuminiert und fröhlich geschwärmt bei fast ununterbrochnem Feuerwerk. Sie setzten mir einen Kranz auf, wozu Nissen einige herzliche Zeilen gedichtet hatte.

Nach einigen Tagen reiste ich zum Oheim Cornelius nach Berlin. Es waren dreizehn Jahre, daß ich ihn nicht gesehen hatte. Ich fand ihn körperlich sehr gealtert, geistig aber ungebrochen. Und hier freute ich mich wieder, Durchlaucht, die wärmste Erinnerung für Sie zu finden, der Oheim sprach mit großer Freundschaft und Anerkennung von Ihnen und trug mir mit seiner Frau die besten Grüße auf. Ich verlebte dort drei Tage, und hatte dann nach der Rückkehr die Freude, bei der zweiten Vorstellung des Cid meine Schwester, Hestermann und meine Braut zu begrüßen.

Meine Braut ist ein Fräulein Bertha Jung aus Mainz. Wir kennen uns schon seit zwölf Jahren persönlich, aber plötzlich fiel es uns ein, uns auf alle Ewigkeit ineinander zu verlieben. Seitdem schreiben wir uns täglich und lieben uns über alle Maßen. Wir hoffen, daß Gott auch gutes Glück sendet, daß wir bald ein Ehepaar werden, solange müssen wir mit dem großen Glück der innigsten Liebe in beiden Herzen vorlieb nehmen. Wenn man sagt „Heirat aus Liebe", so wird die unsrige sicher in diese Kategorie gehören, denn wir lieben uns zum Sterben. Obige Initialen der Briefbogen hat meine Braut machen lassen. Sie heißen: Peter-Bertha.

Leider findet mich die Lösung der Cidfrage in einem ungelösten Lebenskonflikt. Nach München mag ich nicht zurück. Meine dortige Stellung ist zu sehr eine durch Wagner bedingte. Es ist mir künstlerische und ethische Notwendigkeit, Freiheit zu erstreben. Bei Wagner bin ich gebunden. Für die Schöpfungen Wagners seit Lohengrin habe ich bei aller Bewunderung nicht mehr das jauchzende Ja (die Affirmation!), welche zu einem mit 1000 Gulden angestellten Freund gehören, eine Affirmation die gerade der

gebende König so voll und ungeschwächt hat, daß er jeden Versuch einer Begrenzung oder rationellen Untersuchung derselben als einen Hochverrat ansehen müßte. Vor dem aufgeführten Cid war vieles anders, ich konnte schwankend, zuwartend bleiben; nach demselben ist es mir nur zu entschieden, daß ich in der Produktion nicht die Wege des Schöpfers von Tristan und Isolde nachtreten kann, sondern im Innersten frei meinen eignen Weg gehen muß. Heute mögen meine Freunde dies tadeln; nach Jahren werden sie einsehen, daß ich recht gehabt. Indem ich nun noch nicht weiß, wohin, noch ohne bestimmte Richtung am Kreuzweg stehe, fühlte ich um so dringender das Bedürfnis in diesem gespannten aber doch noch ruhigen Moment mir endlich, endlich einmal die Zeit zu nehmen, einer Frau, für welche ich die innigste Huldigung — die jauchzendste Affirmation! — habe, wieder ein Lebenszeichen zu geben!

Durchlaucht Tochter Maria habe ich in Wien einigemal gesprochen, einmal sogar über die Familienverhältnisse. Die Fürstin hat mir 400 Gulden geschenkt, welche nach Wagners Rückgabe an mich kamen; sie waren eine große Stütze zur ruhigen Vollendung meiner Arbeit — möchten Durchlaucht, ehe mich mein Geschick wieder einmal der Fürstin Maria entgegenführt — einmal brieflich meines Dankes und des guten Erfolges erwähnen, welchen Gott diesen Bestrebungen geschenkt hat.

Seit meinem Hiersein, das sich bereits auf ein viertel Jahr ausgedehnt hat, habe ich innigere Freundschaft mit Genelli geschlossen und die alte mit Köhler, mit Rosa erneuert und befestigt, auch in weiten Kreisen viel Freundliches erlebt.

Viele Menschen, hochverehrte Freundin, sprechen in Weimar von der „guten alten Zeit", es liegen darin unausgesprochene Grüße und Huldigungen für Sie. Ich füge die meinigen hinzu und bleibe Durchlaucht solange ich lebe in unbegrenzter Dankbarkeit und einer Hochachtung, wie ich sie nur wenigen Menschen zolle, ein ergebener Freund und zu Ihren Füßen ein gehorsamer Diener und Verehrer.

Peter Cornelius.

399. An seine Braut.

Weimar, 28. Juni 1865.

Es ist höchste Zeit, daß ich Dir schreibe, sonst wird der Brief heute wieder nicht abgeholt und Du hast mir noch gestern das schöne Lob des „Täglichen“ gesungen, da will ich's nicht so schnell einbüßen. Ich hatte heute mancherlei zu tun; es kam in der Frühe ein Schreiben von Cosima von Bülow, worin sie um ein Manuskript bittet, welches Wagner mir einmal geschenkt hat. Ich antwortete ihr darauf etwas ausführlicher und dann setzte ich einen längeren Brief an die Fürstin Wittgenstein fort, den ich gestern begonnen hatte, aber durch Köhler und Schöll gestört wurde, die mich zum Spazierengehen abholten. Köhler verließ uns bald, ich blieb mit Schöll allein; er begann ein Zwiegespräch über mein Verhältnis zu Wagner und wir kamen dann auf meine Oper zu sprechen. In bezug auf Wagner stimmte er mir zu, dann sagte er mir seine Ansicht von der Oper, daß ihm die einzelnen Perioden nicht genug verständliche Melodie gehabt hätten, wenn auch im Ganzen immer ein sehr schwungvoller Aufbau der Perioden kenntlich geworden wäre, doch hätte durch etwas mehr Popularität in der Melodie das Ganze gewiß eine durchschlagendere Wirkung erzielt. Mit der Anlage und Ausführung des Textes war er sonst sehr einverstanden, auch damit, daß gerade die Darstellung dieser Seelenmomente, wie bei mir im zweiten Akt, die rechte Handlung für die Oper sei.

Gestern las ich endlich einmal den Erbförster von Otto Ludwig. Es ist ein erschütterndes Trauerspiel, aus einer mächtigen Seele hervorgegangen. Hier der Schaller nennt sich einen Schüler Ludwigs. Denke Dir, Ludwig war anfangs Musiker, studierte bei Mendelssohn, schrieb einige Opern, deren Texte, wie bei Wagner, seine eignen Dichtungen waren, so Romeo und Julie nach Shakespeare. Dann erst sah er ein, daß die rezitierende Tragödie sein Feld sei und ließ mit achtunddreißig Jahren die Musik liegen. Er soll oft stundenlang schön am Klavier phantasiert haben. Du weißt, er ist nach langen Leiden in Dresden gestorben. Sein Weib eine Heldenseele, die ihn in allem Leid aufrecht erhielt und ihm der

höchſte Troſt war. Er war von einem tiefen Ernſt, allem Reklamentum, aller falſchen Eitelkeit abgewandt. — — —

— Jetzt leſ' ich Cardenio und Celinde von Gryphius. Menzel ſagt in ſeinem Buche: „Dieſer Stoff verdient, wie der Don Juan, eine Bearbeitung, weniger durch einen Dichter als durch einen großen Komponiſten, der imſtande wäre, die ſchauerliche und finſtre Tiefe der Leidenſchaft in Cardenios und Celindens Seele zu ergründen. Olympia wäre dann ganz Donna Anna, eine Celinde mehr als eine Elvire, Cardenio ſelbſt aber ein ganz neuer Charakter." — — — Ja, das iſt wahr — der Pegaſus trägt über alles hinweg und Du mußt — ſolange ich Dich nicht immer mit drauf ſetzen kann — tief im Nebel des irdiſchen Jammertales alles durchkämpfen. Aber halt Dir dem Otto Ludwig ſeine Frau vor Augen — der war größer — aber auch elender als ich — denk' einmal, wir ſind geſund — und wenn wir uns trotz allen Leiden wiederſehen, ſo beißen wir uns, Herzchen, wie zwei Doggen, die niemand auseinander bringen kann. Über Triſtan häufen ſich die zuſtimmenden Nachrichten. Ach, ich bin ein Reaktionär geworden! Aber ich muß den Weg der Freiheit gehen, muß meinem Trieb, meinem Dämon folgen, wär's durch Tod und Entſagung. Ich will wieder ich ſelbſt ſein mit allem Mut und allem Trotz. — — — —

Ich ſchreibe Dir bald wieder, o mein Frauchen, ſei heiter, gehör'

Deinem Mann.

400. An ſeine Braut.

Weimar, den letzten Juni 1865.

Meine teure Braut!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Köhler war eben da. „An wen ſchreibſt Du?" fragte er. An Bertha! „An die ewige Bertha!"

Er hätte wohl lieber geſehen, es wäre der Brief an den Großherzog geweſen. Freunde! lernt meine Natur einſehen! Ich kann nichts tun, was nicht aus einem beſtimmten Drang der Seele

kommt. Ich schrieb dem Großherzog mein Sonett, das kam von Herzen und hat auch so gewirkt. Jetzt aber aus einer befangnen Seele heraus, würde kein Wort die rechte Art haben und keins auf den rechten Boden fallen. Wie lange hab' ich gegen die Fürstin geschwiegen, jetzt endlich hab' ich gesprochen und ich behaupte: zur guten Zeit. An Liszt schreibe ich nicht — ich habe die Bejahung nicht für seinen Übergang in den geistlichen Stand und sein Benehmen gegen die Fürstin — — das verschließt mir Herz und Mund gegen ihn. Im Briefe an die Fürstin habe ich seinen Namen nicht genannt.

Abends.) Lassen ist wieder andern Willens geworden, er möchte lieber bleiben als gehen. Da er mir das selbst sagt, wie sollte ich da die Stirn haben, den Großherzog um diese Stelle zu bitten. Ich bin innerlich wie gelähmt, von hundert Sorgen gequält. Siehst Du, welche Not ist das Künstlerleben! Es war eine Selbstsucht von mir, Dich in dies Leid, in diese Aufregung mit hineinzureißen. Innerlich heiligt und beglückt mich die göttliche Liebe, die Du zu mir hast, als ein sittlicher, nur das Schöne wollender Mensch werde ich im Kunstwerk stets besseres erreichen — aber das Leben seh' ich als unbezwingbares Ungeheuer vor mir stehen. Wie oft bereue ich nun, meine Wiener Hundehütte verlassen zu haben — aber ich hätte es wegen dem Cid doch gemußt und ich hätte Dich nicht gefunden. Es sind alles Gottes Wege. Verlier' nur den Mut nicht. Die nächste Zeit kann einen Schimmer von Hoffnung bringen. „O Himmel, laß den Schein vom Strande ein Ahnen Deiner Gnade sein!“ [1]

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Heute habe ich drei Stunden mit dem Dr. Riegel [2] verbracht. Der Teufel halte das aus: dies „Merkwürdigkeiten ansehen“, ich kanns nicht leiden. Ein Schönes in einem fort betrachten, das ist meine Sache — aber nicht vieles hintereinander. Ein Konzert, eine Bildergallerie — ist eine ästhetische Sünde. O wie schon sind diese Originale von Carstens! Das möchte man in einem fort anschauen, sich ganz hinein vertiefen. Aber da kommen Leute hinzu: Hermann

[1] Zitat aus seinem Cid große Szene des zweiten Aktes.
[2] Hermann R., Kunsthistoriker 1834—1900.

Grimm,[1] Preller mit verwandten Damen, da wird eins nach dem andern ausgekramt, bewundert, beſprochen — da entflieht mir Geiſt und Laune.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe Deinen Brief durchſchwelgt. O Du meine ſüßeſte, liebſte Merkwürdigkeit, Dich allein möcht' ich ſehen, ohne Riegel, ohne Grimm, ohne Preller. Nachts bin ich erwacht und war traurig, da nahm ich Dein Bild und im erſter leiſen Anbruch des Morgens konnt' ich ſchon die Konturen unterſcheiden. Du biſt ſo ſchön! Es iſt eine Süßigkeit von Licht und Schatten in Deinem Bildchen. Ich küſſ' es und glühend ſchließ' ich Dich in meine Arme. Meine Frau!

Dein Peter.

401. An ſeine Braut.

Weimar, 2. Juli 1865.

Meine Bertha!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Vorgeſtern las ich die Makkabäer von Otto Ludwig, das beſte Trauerſpiel der letzten 25 Jahre. Ich habe einen echten Dichter lieb gewonnen und verehren gelernt, den ich ſeither nur von der ſchwächeren Seite kannte. Sein Roman „Zwiſchen Himmel und Erde" iſt zwar meiſterhaft angelegt und ausgeführt, aber es iſt allzuviel Seelenquälerei darin. Jetzt habe ich an den Dramen gemerkt, daß der Mann eben ein Dramatiker war und daß er ſich unrecht tat, etwas andres zu ſchreiben als Dramen. Als die Makkabäer aus waren, weint' ich ein bißchen, ach nein — glühend waren die Tränen, es floß darin die Erſchütterung des großen Gegenſtandes, das Schickſal des Dichters und mein eignes zuſammen. Abends im Adler war ich um ſo heitrer, das Dichterwerk hatte wie ein köſtlicher, ſorgenbrechender Wein gewirkt. — — —

Ich lebe äußerlich bewegt in wunderlicher Traumſtimmung — aber innerlich geht mir ein eignes Leben durch die Seele. Ich glaube meinen neuen Text gefunden zu haben! O meine Freundin,

[1] Der bekannte Kunſthiſtoriker (1827—1901).

welches Glück, welch' neue Welt von Leid und Luſt liegt in dieſem Wort. Ich glaube, daß ich eine Oper Cardenio und Celinde ſchreiben werde. Doch kann ich Dir noch nichts darüber ſagen. Noch bin ich nicht ganz entſchieden. Aber ich glaube, glaube, und das gibt mir innerlich ein größeres Glück als ein Menſch um mich her zu ahnen verſteht. Wir haben geſtern einen letzten Zauber gehabt. Es war der Geburtstag der Frau Lipp — da ſaßen bloß fünf Menſchen — die letzten vier vom Zauberregiment um eine Bowle. Es war Huber, der Adlerwirt, Marſhall der mich heut' abend für Dich zeichnen will, ſiehſt Du, es iſt nicht ſo ſchlimm, wenn man auch einmal einem ſinnigen Künſtler einen Brautbrief lieſt — Lipp, der Biſchof! — Es war noch einmal eine ſchließliche Ausquetſchung. Ach, Bertha, da ſetzte ich mich zuletzt ans Klavier und ſang Lipp einen Toaſt auf ſeine Frau und dem Marſhall ein Sehnſuchtsliedchen — ach, da waren ſie verrückt vor Rührung und Luſt — da ſtieg der kleine Erinnerungszauber plötzlich bis zum höchſten — denn es fielen Tränen der Luſt in den Wein. Sei nicht bös, aber „Kerzenlicht und Dämmerſchein" iſt populär geworden, jeder kennt es und liebt es, und gewiß dreimal haben ſie auf Dich angeſtoßen. — Ich muß ſchließen. An Wagner ſchrieb ich geſtern einen herzlichen, enthuſiaſtiſchen Abſchiedsbrief. Es ſteht ihm immer noch frei, zu ſagen: Komm her, hier Dein Dekret als Profeſſor am Konſervatorium, wir geben Deinen Eid, was geh' ich Dich an?

Hab' Mut, meine Bertha, Du biſt mein. Ich hab' Dich grenzenlos lieb. Ich muß zu Gille. Küß mich, hab' lieb

Deinen Peter.

402. An ſeine Braut.

Weimar, 3. Juli 1865.

Sitz' ich denn ewig im verruchten Neſte!
Schwer lieg' der Himmel von Madrid auf mir!
Mein Berthachen! Mein Frauchen! Schönſte! Beſte!
Ich lebe noch! Ich träume noch von Dir!

Bis meines Staubes windverwehte Reſte
Zerſtreut zu irrenden Atomen ſchier,
Soll noch das letzte Stäubchen Dein gedenken,
Weil Lieb' dem Stäubchen ihre Kraft wird ſchenken.

Du biſt recht bös, willſt allem Mut entſagen,
Weil uns Fortuna wenig gnädig ſcheint;
Sie iſt ein Weib und arg gequält von Plagen
Der Eiferſucht, daß ich mit Dir vereint;
Soll ich Dich lieber in die Schanze ſchlagen,
Damit Madam es beſſer mit mir meint?
Mein Lieb! Ihr Liebling bin ich nie geweſen,
Sie ſcheint ſich meiſtens Gauner zu erleſen.

Sei wieder heiter, ſchwing Dich auf mein Rößlein,
Sitz hinten auf, wir fliegen durch die Luft!
Es trägt uns in ein fernes Feenſchlößlein,
Hoch über Berge, über Strom und Kluft;
Von Gold die Zinnen, ſilbern jedes Gäßlein,
Rings Zaubergärten voller Blütenduft —
Dort wollen wir der Frau Fortuna lachen!
Sie iſt 'ne Hex, 'ne Sphinx, ein Spuk, ein Drachen!

Hätt' ſie 'nen Leporello, der's Regiſter
Von ihren Schätzen führte! Saubre Gecken!
Jeruſalems Gevattern und Geſchwiſter,
Manch Itzig, Schmuhlchen wär' da zu entdecken,
Schmutzig Geſindel, Schwindler, Überliſter,
Glücksritter nennt man ſie, Fortuna-Recken,
Sie ſind verbreitet über alle Lande!
Ich ſag' Dir, Berthchen, eine heitre Bande!

Doch Geiſtern war ſie ewig abgewendet,
Dumm, wie ſie iſt, hat ſie vor Geiſtern Bangen,
Sokrates ſtarb an Gift, im Hunger endet
Ein Kepler, ein Kolumbus ſitzt gefangen,

Und manchem Andern noch, der Heil gespendet
Der blöden Welt, ist's besser nicht ergangen!
Zum Lob Fortunens dien' ein Tintenkleck:
Sie ist ein Drach', ein Spuk, 'ne Sphinx, 'ne Hex!

So woll'n wir auf unserm Schlößchen schelten
Die dumme Göttin, denn das macht sie kirr —
Mit Gaben wird sie nie das Lob vergelten,
Den schwachen Geist macht leichter Schimpfen irr.
Wer sie mit Füßen stößt, dem wird nicht selten
Der irdne Krug zum goldenen Geschirr
Durch ihre Huld — und ist sie auch ein Drachen,
Sie kann doch eben manchen glücklich machen.

O würden wir's! Wir wollten im Duettchen
Ihr täglich singen: „Göttliches Fortünchen!"
Ihr opfern manchen Kuß im Himmelbettchen
Und jeden Samstag Reis mit einem Hühnchen:
Dann hätten wir bei ihr 'nen Stein im Brettchen,
Für's Schimpfen böt' ich Sühne, wenn ein Sühnchen
Sie nur gewähren wollte für die Frist,
In der sie jetzt 'ne Hex, ein Drachen ist.

Doch länger nicht behaglich in die Breite
Darf schwatzen ich, Du weißt, der Köhler naht
So oft ich schreibe an der dritten Seite,
Das ist sein täglich, ewig Attentat,
Wenn's Flügelrößlein ich behaglich reite,
Spannt er sein Netz und fängt mich durch Verrat,
Daß mir's in Wolken wohl bei Dir nicht werde,
Führt er mich Maulwurfswege auf der Erde.

O Reinhold! Unhold! Abhold bin ich Dir!
Doch nicht ins Schimpfen will ich ein mich lassen,
Nur noch ein Viertelstündchen kosen wir,
Den Herzensreichtum wollen wir verprassen,

Uns ſättigen an ewiger Begier,
Uns holde Namen geben, uns umfaſſen,
Daß, eh' mein Rößchen ſich herniederſenkt,
Mir manchen Kuß noch meine Bertha ſchenkt.

Ach geſtern, als Dein Brief mir ausgeblieben,
Da war ich traurig, grämte mich unſäglich,
Drum als mein Antlitz Marſhall abgeſchrieben,
War wohl mein Ausdruck melancholiſch, kläglich!
Nein, ich beſchwör' Dich, weil wir uns ſo lieben
Sei unſer Wahlſpruch: Jetzt und immer täglich!
Bis wir einmal, hilf Gott! verhandeln mündlich,
Dann freilich länger täglich nicht, doch ſtündlich!

Stündlich und gründlich — und mit roter Tinte,
Ewig entzündlich ſag' es Mund dem Mund —
Doch Köhler kommt, wie Samiel mit der Flinte,
Begleitet von dem zott'gen Höllenhund —
(Ich bin Dein Hundelchen) mit liſt'ger Finte
Lockt er vom Himmel in den finſtren Grund
Der Hölle mich — wo Zähnegeſtetſch' und Zeter!
O weh, mein Engelchen! Leb' wohl! Dein Peter.

Bülow an Cornelius.

München, 4. Juli 1865.

Lieber Freund!

Ich bin zwar ſchon oft vom Schickſal hart dafür beſtraft worden, daß ich meine Naſe in Andrer Angelegenheiten geſteckt, daß ich in guter Abſicht, aber wahrſcheinlich ohne Talent Vermittlerrollen zu ſpielen verſucht: dennoch kann ich nicht umhin, dieſes Mal mich wieder in Gefahr zu begeben.

Es ſcheinen mir zwiſchen Wagner und Dir Mißverſtändniſſe ſich eingeſchlichen zu haben, an denen allerdings Du zunächſt die Schuld trägſt, die jedoch darum nicht zu einem Bruche führen dürften: ich ſage Bruch, weil man das Ding ſo nennen muß, ſo fein poetiſch Du die Trennung immer zu verklären verſtehen würdeſt.

Wozu der Umschweife? W. glaubt, Du wollest nicht nach München zurückkehren, wolleſt aber Deinem alles brüske Verfahren meidendem Weſen gemäß, Dich nicht offen erklären: er glaubt, Du erwarteſt ſomit von ihm, daß er Deinen Wunſch als den ſeinigen ausſpreche, einen Wunſch, hervorgerufen durch die ſeinem hohen Freunde gegenüber verletzte Rückſicht, durch das Wagner von Dir gegebene Dementi. Das Wort „Zwangspaß“ hat darum doch noch keinen Sinn.

Sei ſo liebenswürdig, mir Dein Vertrauen zu gewähren, mir aufrichtig und redlich auszuſprechen, was Du willſt. Betrachteſt Du wirklich das Leben in W.s unmittelbarer Nähe als das Einſaugen des Duftes eines »mancenillers«, unter deſſen Schatten Deine künſtleriſche Individualität und ihre fernere Entwicklung zum Teufel gehen muß? Stehſt Du Dich durch dieſe Annahme gezwungen, aus W.s künſtleriſcher Wahlfamilie zu ſcheiden? In dieſem Falle hat kein „Bruder“ oder „Vetter“ dieſer Familie was hineinzureden — das geht ihn nichts an. Dann alſo — baſta.

Steht es dagegen nicht ſo, dann ſei doch ſo freundlich, die Münchner Angelegenheiten etwas realiſtiſcher zu betrachten. Von „Pfründen“ iſt hier nicht die Rede — ebenſowenig für Dich, als für mich, der ich mein Jahresgehalt in einem Quartal abverdient zu haben glaube. Du kannſt nicht bloß Wagner von großer „Annehmlichkeit“ ſein — was doch eben nicht unrühmlich und das direkte Gegenteil vom Schindlertum iſt — ſondern der Verwirklichung aller der künſtleriſchen Pläne, die nun nicht mehr lange auf ſich warten laſſen wird, durch Deine Kräfte, Kenntniſſe uſw. bedeutende Dienſte leiſten. W. hat fürs Konſervatorium immer ſicher auf Deine Mitwirkung gezählt.

Deine uns allen überaus befremdliche Teilnahmloſigkeit während des wichtigſten künſtleriſchen Ereigniſſes — ich ſage dieſes Jahrhunderts — hat W. tief ſchmerzlich betroffen, weit mehr als er es gegen uns, geſchweige gegen Dich ausſprechen wird; ich — für meine Perſon — nun — dafür wirſt Du Dir nichts kaufen — habe Dich ebenfalls mehr als vermißt. Deine Abweſenheit war ſehr ungemütlich und um ſo unerklärlicher, als der Triſtan mit dem Cid nicht karambolliert hat und auch Dein Brautſtandsglück unter einer Exkurſion nach München nicht im geringſten hätte leiden können. »Deficiente pecu-« — ſo muß ich Dir geſtehen, daß ich mir das Recht herausnehme, Dir ſtark zu grollen, daß Du von mir keine Abhilfe in etwaiger Verlegenheit verlangt haſt. Deine Anſpielung in einem Briefe an Wagner, daß Du „warteſt, bis eine Welle des Glücks Dich wieder von Störopolis hinwegſpüle“, war zu delikat, als daß ſie früher hätte richtig gedeutet werden können, als jetzt, wo Du Dich von neuem auf ſie beziehſt.

Wahrhaftig, wir haben in dieſer Zeit mehr mit Dir gelebt, als Du mit uns! Dir dieſe Untreue vorzuwerfen, wäre ungerecht, wenn man Deinen ſchonen, unſererſeits von Herzen gegönnten Rauſch in Anſchlag zu bringen weiß.

Aber das iſt nun vorbei. Jetzt ſprechen wir ebenſowenig vom Triſtan mehr als die anſtändigen Pariſer Zirkel vom Kutſcherſtrike.

Was weiter? Erkläre Dich, bediene Dich meiner W. gegenüber, wenn es Dir peinlich iſt, gegen ihn gerade herauszurücken. Ich werde Deinem Wunſche gemäß diplomatiſch diskret oder unteroffiziersmäßig baſch verfahren. Weiter haben dieſe Zeilen keinen Zweck. Ich weiß — ich mißfalle Dir im Grunde des Herzens. Ich habe gar keine Romantik mehr, ſehr wenig Liebe, erklecklich mehr Haß und furchtbar viel Verachtung und Illuſionsmangel. Es mache aber einer das durch, was ich durchgemacht habe, und gehe nicht zugrunde ohne ſo bonapartiſtiſch geworden zu ſein. „Is nich.“ Für meine Perſon nun habe ich, im Gegenſatze zu Dir, ſehr viel Sympathie für Dich, und Dein Cid würde unter anderm hier für mich zur Kabinettsfrage werden.

Überlege Dir einmal die Dinge nicht trocken — ſondern nach der Seite hin, die Du gegenwärtig ſo unbeachtet gelaſſen. Wär's nicht hübſch, Du etabliertеſt hier Deinen jungen Hausſtand anſtatt in irgendeinem Krähwinkel? Die Schaffensfreudigkeit wird Dir nicht in München mangeln, und an mir, der ich doch am Ende zu den anſtändigſten der Clique gehöre, wirſt Du mehr Anteilnahme finden, als Du erwarteſt, ich will nicht ſagen, Anregung.

Nun, genug geſchwatzt. Ich ſchwatze ſchlecht — und wenn Du mein Anerbieten annehmen willſt, ſo bedarf es keines weiteren Überredungsſtrebens.

Wie dem übrigens werde, ſollteſt Du's bequemer finden, zu ſchweigen, ich nehme Dir's nicht übel und bleibe in aufrichtiger Hochſchätzung Deines Kerns und Deiner Schale — ohne Nußknacker —

Dein kollegialer Kryptofreund Bülow.

403. An ſeine Braut.

Weimar, 7. Juli 1865.

Meine geliebte Bertha!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mittwoch abend trafen zwei Briefe von München ein: ich hatte den einen von Coſima v. Bülow gerade geöffnet, als Genelli eintrat, mich in den Adler abzuholen. So ſparte ich mir die Briefe bis zum andern Morgen auf. Es war ein franzöſiſcher Brief von Frau von Bülow, voller Artigkeit und Bedauern, daß ich nicht wiederkehren würde. Der andre war von ihrem Mann; ich beſchreibe Dir ihn nicht, ich ſchicke Dir ihn mit, doch für den Fall,

daß ich's ja wieder vergessen sollte, erzähle ich Dir, daß dieser Brief recht verständig und freundschaftlich gehalten war und im ganzen meine Rückkehr zu vermitteln suchte. Darauf schrieb ich ihm sogleich einen ausführlichen Brief, worin ich diese seine Vermittlung annahm, ihm aber meine Zweifel und Bedenken nochmals aussprach. Nun ist es also immer noch nicht gewiß, ob Wagner mir in genügender Weise die Hand zur Versöhnung bietet. Ich glaube aber, Bülow wird die ganze Angelegenheit auf das Geschickteste und mir Entsprechendste leiten. Du wirst Dich freuen über seinen Brief und es wird Dir nach diesen Tagen der Qual ein Schimmer von Hoffnung sein. Kehre ich nun wieder zurück, so geschieht dies in meiner Weise, ohne daß *ich* die Initiative ergriff, sondern indem das Geschick es mir nahe legte. Der besonnenen Vermittlung Bülows aus dem Weg zu gehen, könnte ich nicht verantworten, es wär nicht Charakterfestigkeit, sondern Trotz und hieße *unser* Glück frevelhaft auf's Spiel setzen. Findet nun aber meine Aufrichtigkeit in bezug auf den Tristan usw. keinen guten Boden, so müssen wir gefaßt sein, Herz, unser Glück anderswo zu suchen und wir werden es, wenn auch auf schmerzlichen Umwegen, endlich finden. Wir gehören ja zusammen, unauflöslich, das empfinden wir jeden Tag glühender, jung und kräftig sind wir noch: wir werden uns ein Leben bilden. — — — —

Was mich gestern noch vom Schreiben abhielt, war das Versprechen um 11 Uhr zu Genelli zu kommen. Wir waren recht angeregt, er schließt sich mehr und mehr an mich an. Er sagte mir wehmütig, daß er doch im Grunde recht allein hier wäre. Unsre Naturelle vertragen sich gut — und da wir unabhängig voneinander blieben, würden wir gewiß bleibend treue Freunde sein, da er auch für Köhler eine Art Hang hat. Er zeigte mir jüngst seine Biographie in 22 Blättern, einen Sommernachtstraum in 5 Blättern und den Theatervorhang, den er für Schack malen wird. Ich habe die etwa 70 Blätter, die ich im ganzen sah, in meinem roten Buch beschrieben; daraus werde ich Dir alles einmal vorlesen. Diese Nacht geht Genelli und seine Frau zur Tochter Gabriele nach Mannheim. So sind jetzt alle Verführer fort — nur das unglückliche Opfer brennt noch hier im Fegefeuer. Erlöse mich ein

unendlich gütiger Gott daraus in einen Himmel, den nur kennt und bis in seine fernsten Unendlichkeiten einst durchfliegen darf

Dein glücklicher Peter.

404. An seine Braut.

Weimar, 8. Juli 1865.

Liebe Bertha! Ich traf gestern noch geraume Zeit vor Linas[1] Ankunft auf dem Bahnhof ein. Beim Ankommen des Zuges rief sie mir zu und bestellte mir gleich Deinen Kuß, den sie dann beim Abschied noch einmal gab wie ein unterstrichnes Wort der Liebe. Alles geht auf Reisen, Mildes gehen heute nach Friedrichroda in der Nähe des Inselberges, sogar Köhler wird bald mit den Seinigen verreisen. Da scheint nur das Hundelchen in seiner Hundshütt' und das Fischchen in seiner Wasserkugel zu bleiben, beide weit auseinander. Doch endlich kommt ja auch die Erlösung, das Hundelchen wird das Fischchen ganz fressen, und dadurch werden beide entzaubert und leben als Prinz und Prinzessin lange zusammen. — — — Heute hab' ich noch keinen Brief; sie kommen jetzt öfter abends." Seitdem wirst Du Interesse gehabt haben an der Wendung mit München und an Bülows Brief. — — Ich denke jetzt hat diese Interimszeit am längsten gedauert — die nächsten Tage bringen wohl Entscheid von München oder Entsatz von Düsseldorf.

So sehr es mir nahe gelegt war, die Vermittlung Bülows nicht von der Hand zu weisen, so raunt mir doch die innerste Stimme zu: Besser wäre es gewesen, durch Not, Schmach und Liebesgram dem Dämon zu folgen. Ich tröste mich aber, nachdem ich das für den Augenblick Nätlichste tat, mit dem Gedanken, daß nichts von uns allein abhängt, daß ein Zweites, Unberechenbares an unserm Schicksal mitarbeitet. So bin ich bis zum Eid — bis zu Dir gekommen — so wird auch mein weitres Leben ein gedeihliches Fortstreben zur möglichsten Vollendung sein. Gerade in dem

[1] Lina Strecker, Jugendfreundin seiner Braut, Gattin des Chemikers Adolf Strecker.

Augenblick hör' ich das bestätigende Meckern einer vorübergetriebenen Ziege. Meine Frau, hab' Dank für das süße Tröpfchen, das Du mir durch die schlanke Wasserleitung geschickt hast — immer ein Labsal für den Verschmachtenden — das Schicksal wird mich ja den Weg zur Quelle führen, wo es unversiegbar sprudelt, kocht und braust, wo ich Labung, Stärke und Gesundheit trinke. Es ist 11 Uhr, ich nehme von Mildes Abschied und soll auch bei Wislicenus Zeichnungen sehen. Sei gegrüßt liebe, liebe Bertha!

Gott führ' zu Dir

Deinen Peter.

405. An seine Braut.

Weimar, den 10. Juli. Montag.

Liebes Frauchen! Heute hab' ich die Morgenstunde zum Schreiben versäumt; ich mußte ausgehen, um Herrn T. sein Geld zuzustellen, der gestern verreist war. Ich bin jetzt in ganz zerfahrner Stimmung, durch die unsichre Lage, in der ich hier schwebe, dann wieder durch das halbe Zurückgreifen nach München, von wo die Antwort bedenklich lange ausbleibt. Mein altes Musikstudium, das mir sonst soviele Stunden des Tags ausfüllte, auch die Sprachnebenstudien, die ich eifrig trieb, nichts von alledem, wie es einst in Wien war, kann ich im Augenblick wieder aufnehmen. Dazu kommt, daß ich doch mit dem neuen Stoff noch an keine neue Arbeit gehen kann, weil ich die Aussicht ruhigen Dichtens nicht habe. Ich sing' mir kein Lied, ich spiel' mir keine Sonate, wie ehedem; die Gesellschaft ist zerstoben, und bei den paar Gebliebenen komm' ich mir so übrig vor, sie wissen nicht, wie mein Bleiben zu erklären, und wenn sie's wissen, tut es ihnen leid, ohne mir helfen zu können. Da habe ich denn gewiß an Köhler einen Schatz, wie noch nie, er weiß alles, fühlt alles mit; auch Eitner ist mir lieb, er kommt öfter nachmittags auf eine Stunde, ja auf zwei. Dazu hab' ich Dich! Da sollte ich mich wohl nicht beklagen! Nein, ich will es auch nicht; ich tu' es nur in meinem Brief an Dich, weil mein Frauchen mich an ihrem Busen hätscheln und pflegen muß, daß ich

wieder heiter werde. Und ich werd' es!! — Da hab' ich jetzt auf Marshalls Atelier mein Bild geholt, und ich fürchte, es wird doch meinem Frauchen nicht gefallen, es sind ein bißchen gar starke Schatten über Stirn und Wange, es wird sich vielleicht erst gut machen, wenn man nach der Zeichnung eine Photographie nehmen läßt, wo alles gemilderter scheint, oder wie Du's machst; wenn Du es vielleicht an die Wand hängst, so wird's besser sein, die Auffassung ist recht ernst und künstlerisch, ich finde mich ziemlich drin wieder, nur ist es wiederum einseitig: doch muß man denken, er hat es in zwei, fast nur in einer Sitzung, abends bei Lampenlicht gezeichnet. Doch, es ist immer ein Andenken an einen sehr begabten künstlerischen Freund, Du wirst es mit Kennerblick anschauen — (in jeder Hinsicht! — und wer weiß, Dir ist es vielleicht gerade recht aus der Seele gezeichnet. Bei mir, glaub' ich, wird's schon nicht gut, ehe einmal eine schöne Büste oder ein Relief von mir gefertigt wird. Nach der dritten Oper! — — — Die nötigen Auszüge aus Gryphius beendete ich gestern; ich glaube, wenn ich mit Arnim fertig bin, werde ich auch von hier erlöst werden, um diese Zeit wird von München Antwort eintreffen, oder ich nehme dann die damals in vierzehn Tagen gebotene Hilfe von Schilys in Anspruch. Es wird mich freuen, wenn es Dir gelingt, Cardenio und Celinde von Immermann dort aufzutreiben, so daß ich's bei Dir lesen kann, oder es auf eine Zeit mit mir nehmen. Die ersten Akte bekommen schon nach dem was Gryphius und Arnim bieten sehr viel Handlung, und auch viel ausgesprochne Lyrik, aber ich hoffe, aus Immermann einen Wink zu völlig tragischer Lösung zu finden, denn die bloße Resignation in Gryphius ist ein zu undramatischer Abschluß. Auch Arnim fühlte das und machte deswegen einen zweiten Teil, wo er die sündig Liebenden zur Buße nach Jerusalem führt — alles das geht aber auf einen unglaublichen romantischen Unsinn hinaus, wo man nur staunt, wie ein gesunder, denkender Mensch an so was seine Zeit verschwendet. Wo dagegen Arnim im ersten Teil er nennt das Ganze „Halle und Jerusalem") an dem ihm von Gryphius überlieferten festhält, ist seine Arbeit eine wirklich dichterische, und ich kann von ihm viel benutzen, er hat die vier Charaktere recht fein ausgearbeitet und

motiviert. Immermann dagegen wird wohl zu sehr grau in grau gemalt haben. Ich kann nun nach diesen Dreien vielleicht dem schönen Stoffe erst die recht erfüllende Form geben, indem ich mit der Musik hinzukomme — und doch das Gute der drei Vorarbeiter in meine Arbeit aufnehme. Einzelne Situationen schweben mir oft schon im Geiste vor, ich höre Musik dazu, denke fast immer dran, und wie gestern im Löwengarten Köhler sagte: „Ich meine, einer von den Liebenden in Don Quixote heißt auch Cardenio", ohne daß wir vorher von dergleichen geredet hatten, sagt' ich: Eben hab' ich doch auch dran gedacht.

Mein Frauchen, mein Berthachen — doch nein, warum sollt' ich schon von Dir Abschied nehmen! Werd' ich doch am Ende ein Pedant meiner vier Seiten! und da ich ohnedies den Aberglauben habe, daß mit unserm Bappenbogenvorrat auch die Trennung zu Ende geht, weil ich auch so heiter und sorgenfrei werde — an Deiner Brust, in Deinem Arm, Du geliebte Frau — und weil noch kein Köhler kommt, mich zu stören, so will ich schnell noch einen Bogen verbrauchen. — Bei meiner jetzigen Oper schwebt mir Don Juan vor — es wird eine lebhafte Handlung, mit Ballett, Mord und Totschlag, auch Geistererscheinung. Es schwebt mir fast vor, daß ich das Ganze in fünf kürzere Akte einteilen werde, wo ich jedem Akt eine prägnante Form geben kann. Arnim hat mir gut vorgearbeitet, indem er das Hallesche Studentenleben in den Hintergrund zeichnete. Nur werde ich die Sache wieder nach Bologna zurückverlegen, um der Sache das südliche Kolorit zu verleihen, welches ihr in der Musik helfen muß. Auch bei Gryphius spielt es in Bologna. Arnim verfährt in dergleichen Dingen ganz überaus studentenhaft romantisch, setzt gleich von Anfang mit absichtlicher Willkürlichkeit alle Bühnenrücksichten beiseite; dabei laufen ihm doch bei dem vortrefflichen Stoff manche ganz echt dramatische Situationen unter. Die kann dann Cornelius brauchen. Hier komme ich denn auch endlich auf mein rechtes Feld, die Leidenschaft der Liebe in allen Erschütterungen wiederzugeben. Sehr lieb wird es mir sein, des Immermann habhaft zu werden, besonders auch, weil er doch mit entschiedner Rücksicht auf Darstellung schrieb. Ich frug vorhin bei Kühn und Donat, in zwei

Leihbibliotheken, da ist aber überall von Immermann einzig der Münchhausen zu haben. In bezug auf letzteren lief es mir neulich einmal durch's Hirn: mit dem könnte einer eine rechte deutsche Zugoper machen, wenn er, wie Gounod im französischen Faust, diese allgemein bekannten Typen auf geschickte Weise zu einer komischen Oper verarbeitete, in welcher dennoch die Behme in der ersten Person des Hofschulzen spukte. Doch es ist damit ein eigen Ding. Diese komischen Gestalten sind doch nur Gedankenkarikaturen, sie haben dennoch kein rechtes Blut in sich, man würde eine Unwahrheit begehen, sie dem Publikum als solche bieten zu wollen; doch wer nur spekuliert und auch die ästhetische Lüge nicht scheut — könnte wie gesagt — etwas Wirksames hieraus zurechtschneiden. Ich aber kann dergleichen nicht tun; es ist unter meiner Würde. In meinem Barbier sind beide Figuren, der Liebende und der Barbier, von Fleisch und Blut, das existiert, das ist einmal wirklich geschehen. Jene Figuren sind nur literarische Formen, verstehst Du, sie sind nur aus Reflexion erfunden, die und die literarischen Witze einzukleiden und hervorzubringen.

Ennuyiert's Dich nicht, Herzelchen, das alles so mit anzuhören? Nicht wegen dem Mangel an Interesse, der ein ungerechter Verdacht für eine Dichterfrau wäre, aber weil alles nur so aphoristisch gesagt ist, daß es vielleicht unverständlich bleibt und nur durch ein längeres Gespräch klar werden könnte. — —

Eitner war da; Köhler ist da, ich schließe. Herzchen, das Bild findet sowenig Anklang, hat bis jetzt weder Köhler, Eitner, Knopp, Lipp gefallen — so daß ich Dir's lieber gar nicht sende, als Dir diese unnötige Täuschung bereite; behalte das unnachahmlich geschmeichelte und doch glänzend getroffene Bild von den „vier Sitzungen“ im Herzen, an dem wir beide so fleißig arbeiteten, so hast Du, Evachen, Frauchen, Herzchen, Liebchen, das beste Bild von

Deinem Peter.

406. An seine Braut.

Weimar, 11. Juli 1865.

Mein Berthachen! Liebes Frauchen! Deinen Brief hab' ich in der Frühe ſchon bekommen, es iſt eine ſüße Nahrung, täglich Liebes zu hören. Das Immergrün vom Grabe des Vaters liegt vor mir. Ja, wann käme einmal die wonnige Zeit, wo wir dort zuſammen hinausgingen! — Ich bleibe dabei: es wäre unrecht geweſen, Bülows Vermittlung von der Hand zu weiſen; recht war es aber, dabei auch mein Abweichen vom reinen Wagnertum nochmals aufrichtig darzulegen. Zeigt ſich, daß dies eine Wand zwiſchen mir und Wagner aufſtellt, ſo iſt es ja, trotz allem beſſer, ich kehre nicht zurück. Die Antwort bleibt mir ſchon bedenklich lange aus. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit Weimar hört es nun auf. Für eine dritte Leiſtung ſuche ich mir einen andern Boden, von dem aus ein Erfolg auch eine Wirkung hat. Es hört dann auch auf, daß ich denke, mich erſt in die ganze Geſellſchaft verlieben zu müſſen, daß ſie mir nur recht gut ſingen. Diesmal galt es, den Succès d'estime zu erringen, den gab Gott. Wo ich jetzt hinkomme, gebe ich mein Werk, verkaufe es teuer, richte es leichter aufführbar ein und mache ſelber auf Dank Anſpruch, ſtatt ewig danken zu müſſen. Ewig freut mich, daß Du und Suſanne jenen Cid wirklich habt geben ſehen; dadurch habt ihr nun eine ſolche Zuverſicht in die Zukunft gewonnen. Wart' ich will ein recht glühendes Gedicht aus dem Cardenio machen, aber ich warte noch auf den Eindruck aus Immermann, ehe ich die eigne Phantaſie in Arbeit ſetze. Dann erſt, wenn ich tage- und wochenlang mich warm gelebt, fallen mir ſolche Dinge ein wie die Schwertſzene und der Traum im Cid — und gewiß, Cardenio wird tiefere, glühendere Dinge hergeben. Dazu muß mich dann auch einmal mein Frauchen ganz lang und ſtürmiſch und ruhig am Herzen halten, daß ich alles richtig ablauſche. Dem Maler, Liebchen, ſitzt ſeine eigne Frau zur Venus — Wislicenus ſprach mir neulich davon; für den Muſiker iſt es nur der Takt des Herzens, den er nötig hat — aber den muß er ſpüren! — —

— Mildes sind abgereist und ich werde schließlich als der Letzte aus dem ganzen Kreis, der mich hier empfing, einsam scheiden. Meine hiesigen Tage sind gezählt und wahrlich es ist eine Erlösung, fort zu kommen.

Es schlägt 12 Uhr — ich bin voll Hunger und poetischer Stimmung, in der ich jetzt noch dachte, den leeren Raum mit einem Lied auszufüllen, doch will ich den Brief nur schnell besorgen. Sei heiter, Du meine Geliebte, vielleicht sehe ich Dich bald, mein Stern, mein Glück.

Hab' ewig lieb

Deinen Peter.

Wilhelm, der gute Junge, prahlt mit meinem Cid, während er gar keinen Begriff davon hat, wie meine Seele längst auf andre Dinge ausgeht, und den Cid weit, weit hinter sich hat.

407. An seine Braut.

[Weimar, 14. Juli 1865].

Es wär' ein Verbrechen der Liebe, wollt' ich die Wonne, die Dein Brief mir gibt, nur so im Innersten genießen, ohne Dir den Widerhall auch gleich in Worte zu fassen! Geliebte, Weib meiner Seele, Du mir von Gott verliehene Frau! Wie soll ich Dir danken, wie soll ich Dich anbeten, daß es meinem Herzen genügte! Du lösest in Deinem Engelbusen jede Dissonanz und schaffst sie zur göttlichen Harmonie um. Alles geschieht nur, daß wir uns ewig tiefer, inbrünstiger lieben sollen, nur darum ist all der Wechsel von Leid und Hoffnung, wir sollen uns recht erkennen, und jeder auf allen Saiten des andern spielen lernen! — Gott segne die kleinen Bogen, es sind rechte Wonnepartituren; wenn Du mir so lieb schreibst, fürchtest Du nicht, daß Du die Sehnsucht des Wiedersehens verringerst, weil sie mit der Angst verbunden ist, dann nicht mehr die Prosa-Lieder singen zu hören? Meine Frau, Du Wunderwesen, wo bist Du denn her, welch' ein Geist ist in Dir, möcht' ich fragen. Ich kenne ja Deine Familie, Deine Her-

kunft, Vater und Mutter, hab' Hand und Mund gefühlt — und doch bist Du mir nur wie ein beglückender Hauch, wie ein Geist aus einer andern, ganz fremden, seligen Welt, der mich zu ihr hinüberlocken soll. Du Tiefe der Liebe, Du Ewig-Unbekannte, Du göttliche Mutter, die mich täglich neu zur Welt bringt in Schmerz und Lust! Du mein Geschöpf und mein Schöpfer. — —

Das ganze Rätsel des Lebens ist in der Liebe am wunderlichsten verschlungen und am einfachsten gelöst. In der Liebe lebt man Ewigkeiten. Jede Nacht ist eine Siebenschläfernacht, wenn einem zuerst das geliebte Herz wieder einfällt — dem man vor langen, langen Jahren sich ergeben hat, an das man ewig glaubt, auf das man hofft. Wir werden auch der Welt eines Tages steinalt und ergreift vorkommen und werden glauben, uns doch nur eine Minute umarmt und im Kuß die Besinnung verloren zu haben. Meine Frau! Nicht wahr? Dieser Traum unsrer Seelen ist ja die einzige Wirklichkeit — und die Schranken des Lebens, die wirklich erscheinen, sind eitler Traum. Wir lieben uns ganz vollkommen, wir sind das ewige Liebespaar, Adam und Eva, Romeo und Julie, Peter und Bertha. Meine Frau, lach' ohne Spott über alle andern! Du wirst herzlicher angebetet, Du herrschest unbeschränkter als alle. Du hast das Herz eines fast noch jungen Mannes, der all sein Leben wie in einer Wüste, lechzend nach Liebe, gelaufen ist — immer nur Kokette getroffen hat — bis er endlich, wo er's nicht mehr zu hoffen wagen durfte, den Schatz grenzenloser, unendlicher Liebe hob. — — — — — — —

Ich hab' Dir gestern geschrieben, daß Rahl seitdem in Wien gestorben ist. Er war bei weitem der bedeutendste Maler dort, gehört zu Cornelius, Genelli, Wislicenus. Er kannte das Weib nur von der Seite der Sinnlichkeit, er hatte die Manie des Essens, ohne dabei Wein zu trinken, er verzehrte Salz in erstaunlicher Menge. Er war mit Hebbel befreundet, brach aber vor fast drei Jahren aus unbekannten Ursachen entschieden mit ihm und ist ihm nun so bald im Tode gefolgt. Das wird Genelli auf seiner Reise unsanft berühren — er wird sich sagen: Wann kommt die Reihe an dich? und ich denke, er hält auf's Leben.

Meine süße Frau! Sei fröhlich, sei reich im Besitz meines

Herzens, je reicher Du bist, je mehr ist es wert. — Ach da fällt mir ein — ich hab' Dir schon vor Tagen vier Blümchen im Webicht gepflückt, die send' ich Dir heute mit.

Selbst gepflückt,
Selbst gedrückt,
Selbst geküßt,
Und immer von Neuem:
Ich mein', das müßt'
Mein Berthachen freuen.

Gott erlös' uns aus der Sehnsucht ins Glück und geb' uns im Glück die ewige Sehnsucht. Bertha, meine Sonn' und Mond und blauer Himmel, mein Wald, Wies' und Blumen, ganz in Dich versenkt leb' ich und sterb' ich.

Dein Peter.

408. An seine Braut.

Weimar, 17. Juli 1865.

— — — — — Ich kann in diesen gedrückten Verhältnissen, deren Ende ich nur jeden Tag herbeiwünschen muß, nichts Geistiges anfangen. Wilhelm hatte Freude an meiner Idee einer Jungfrau von Orleans. Gestern las ich eine schöne Abhandlung über diesen Gegenstand, wo die ganze Geschichte dieses göttlichen Mädchens erzählt ist, und vergoß beim Schlusse heiße Tränen über ihr Schicksal. Ja, es müßte jedes Gemüt zum Enthusiasmus bewegen, wenn man diesem Wesen die Sprache der Töne gäbe. Eine einfache, ganz biblische Handlung in großen Umrissen müßte es sein. Dunkel schwebt mir vor, ein junger Mensch, welcher ihren ganzen Siegeszug und ihren Tod miterlebt, welcher von glühender Liebe zu ihr erfüllt ist und welcher sie retten möchte. Als ein Hauptzug schwebt es mir vor, sie in Monologen mit ihren Geistern reden zu lassen, die ich dann immer nur in der Musik, ermutigend, warnend und tröstend ausdrücken würde. Jedenfalls ist dieser geschichtliche Stoff schöner als alle alten Sagen, Lohengrin usw., denn es ist kaum etwas so Wunderbares geschehen. Auch würde dieser Stoff, wie Cid, von

Anfang an die Sympathie der Geister für sich haben. Genelli, dem ich heute davon sprach, war sehr ergriffen davon! Lobte sehr, daß ich das unternehmen wolle. Cardenio braucht deswegen nicht zu unterbleiben. Ich werde es machen, wie ich beim Cid tat, ich werde beides skizzieren und dann die Freunde wählen lassen.

— — — — — — — —

Eine Blume wollt' ich senden,
Und Du suchst vielleicht danach,
Die ich Dir mit eignen Händen
Draußen auf den Fluren brach.

Ist sie auch verloren gangen,
Suche Dir die andre flugs,
Die aus sehnendem Verlangen
Dir in meinem Brief erwuchs.

Und Du pflückst im Blätterwenden
Eine Blume unverletzt,
Die Dir Gott mit eignen Händen
In ein stilles Herz gesetzt.

Es küßt Dich tausendmal

Dein Peter.

409. An seine Braut.

Weimar, 22. Juli 1865.

Meine liebe Frau!

— — — Schon in der Frühe bekam ich Deinen holden Brief, ich will schnell darauf antworten. Die Zusammenkunft in Koblenz gefällt mir ausnehmend gut; ich werde es gewiß so machen. Confluentia: da hat es ja den Namen her! Zusammenströmen wollen wir dort nach so manchem Leid, denn die Trennung seit den vier Tagen war eine schwüle Leidenszeit, sie hätte mir ganz erspart bleiben können; hätt' ich die 100 Taler damals gehabt, ich wäre eben nach München gereist. Und doch nicht — ich war gleich so in Stoffstudien vertieft, und Tristan war mir unheimlich, der Glaube

dran fehlte mir; dann überraschte mich die zwingende Aufführung und traf mich in der Geldklemme, welcher mich zu entziehen mir damals die Energie, der innerste Wille fehlte. Da ist nun alles so gekommen. Ich fühlte es von Anfang an, München war mein Ort nicht. Denke nur, daß zwischen Carl und Wagner nie eine Annäherung stattfinden konnte, auch nicht zwischen Carl und Bülows, wo ich schon beim leisesten Versuch, sie herbeizuführen, scheiterte. — — — Ich werde in Paris mein Feld finden, Brotverdienst und Aufführung einer Oper — Du wirst einmal sehen; ich ahne es! Ich werde mich dort auf den Visitenkarten Pierre Corneille nennen, ganz einfach, das wird schon die Leute stutzig machen, und es ist ja die reine richtige Übersetzung meines Namens. Eine tüchtige Jeanne d'Arc von Pierre Corneille, Frauchen! Das wird zünden, und Du wirst einen großen Salon halten und Dich als Madame Corneille née Jeune adorieren lassen. Ah, quelle femme! quelle femme! werden die Franzosen sagen. On dit, que c'est elle qui fait les textes de son mari! Ah! voilà un mariage profitable! c'est énorme! Lui, la musique, et elle les livres! Je comprends! Tonnere! c'est magnifique! — Du wirst sehen, wenn wir uns dort in eine 4me oder 5me étage ein bißchen einrichten, die Möbel und Weißzeug kriegst Du doch zur Aussteuer — die zehn Franken täglich will ich schon verdienen — und für unser Vergnügen wäre schon gesorgt, weil überall wo ich als Berichterstatter freien Eintritt bekäme, ich mir die zwei Billets für uns beide bedingen würde. Und Du müßtest dann auch ein bißchen schriftstellern, manchen Bericht gleich aufschreiben, wenn wir lebhaft drüber gesprochen hatten, wie's die Fürstin und Liszt machten. Siehst Du, ich versichere Dich, Herz, wer Arbeitskräfte hat, findet dort in dem enormen Nest Arbeit — und wenn wir erst zusammen wären, solltest Du sehen, mit welcher Elastizität, mit welch' ewig ungeschwächter Lust ich alles treiben wollte, was uns Geld brächte. Ich kann's nie lassen, drüber zu sprechen und zu schreiben, ich habe jetzt noch wieder Wilhelm davon geschrieben! Siehst Du, die kleine bescheidne Sicherheit, die Du suchst, in der, als Dirigent oder wie auch, würden wir schließlich verbauern; in Paris, wenn wir auch knapp leben, oder einmal darben, wenn wir nur zusammen auf die Straße

gehen, einmal ein Kabriolett nehmen, amüsieren wir uns, und niemand hat sich um uns zu kümmern. Ich werde Musikstunden geben, Deutsch, vielleicht auch Englisch lehren, eine Stellung als Korrespondent erringen, und unter der Hand meine Jeanne dichten, sie dann übersetzen lassen und komponieren. O Bertha, wie manchmal fuhr mir's dieser Tage durch den Kopf, geradezu nach Paris zu fahren, ohne jemand, ohne auch nur Dich zu fragen, weil ich weiß, daß mir dort mein Heil winkt, daß ich mit den Franzosen alles anfang', daß dort meine Elastizität um das Dreifache wächst, die in Wien in einer unsäglichen Weise gelähmt war. Dort — zuerst allein, mit Deinem Bild im treuesten Herzen, allen Versuchungen gegenüber mit dem Gefühl einer edlen Liebe auf Leben und Tod gewaffnet, dort wollte ich sicher sein, Glück zu finden für uns beide. Ich würde mir vom alten Berlioz, der mir von jeher wohl will, Empfehlungen an Jules Janin und Gautier verschaffen, ich würde von dort aus alsbald einige lebhaft geschriebene Artikel zur Probe an deutsche Blätter senden, an den Botschafter nach Wien und andre. Ich würde mir besonders Bekanntschaften mit poetischen Autoren verschaffen, die mir ihre Werke zur Übersetzung ins Deutsche anvertrauen würden, das Recht dazu gäben, was dort von den Verlegern tüchtig bezahlt wird.

Siehst Du, Herz — Reisegeld nach Paris und ein paar hundert Franks drüber — ich wollte kühn mein Glück versuchen und es für uns beide finden. Jetzt ist noch der Moment in meinem Leben, wo ich Drang, die Schneide, die Sehnsucht zu einem solchen Schritt habe. Noch ein paar Jahre in diesen kleinbürgerlichen Verhältnissen am Karren der Gewöhnlichkeit gezogen — dann vergeht mir freilich die Lust zu so was! Siehst Du, Bertha! Soll ich jetzt, mit der vollen Kraft, mit der Fähigkeit — die selbst mein Carl, die ein Hebbel nicht hatte — denn beide sind der Sprache nicht mächtig — mit den Empfehlungen, die mir dort Liszt und andre verschaffen können — den Cid hinter mir, Dich vor mir — soll ich jetzt ängstlich vor einem großen Ziel stehen bleiben und sagen: Das Wasser hat keine Balken! Ich kann dort hungern!? Was hab' ich denn hier, wer gibt mir denn hier, im Herzen Deutschlands, etwas, wo man mich als einen sinnigen

Künstler kennen und schätzen gelernt hat? Ei gut, in Paris, da fühl' ich mich anders, da will ich den Leuten meine Komplimente machen, hier kann ich das nicht, hier bin ich zu stolz dazu. — — — Ich weiß, Paris wird mich nicht erdrücken, es wird mich erheben, mit Lebensmut erfüllen. Wagner, Hebbel, Liszt, sie haben's alle in ihrer Weise durchgemacht. Meine würde vielleicht die fruchtbringendere sein — —

Wie es nun auch werden mag — ich kann wohl sagen, daß diese Zeit in ihrem Anwachsen bis zu den Aufführungen und den vier Tagen und dann in ihrem Heruntersinken in diese Trost- und Hilflosigkeit die schönste und bitterste zugleich meines Lebens war, eine Münze mit Ruhm und Liebe auf der Vorderseite und Erniedrigung, Hoffnungslosigkeit auf der Rückseite. So Gott will, naht bald das Ende und Du wirst sehen, das Stückchen Heimat übt eine günstige Wirkung auf mich aus. Und erst das Wiedersehen mit Dir! — — —

Mein Herz! Wislicenus ist hier, ich dachte Dir noch länger schreiben zu können; ich freue mich, daß dieser edle Künstler den Trieb zeigt, öfter mit mir zusammen zu sein. — — Der gute Wislicenus liest noch so fromm fort in einem Buch von Köhler, das ich ihm in die Hand gestopft, daß ich Dich schnell noch ein paarmal küssen, noch ein Wort in Dein Ohr flüstern kann. Ich bin glücklich, Du hast mich lieb! Da gibt es keine Verlegenheit, keine Geldnot! — Der arme Eitner sagte mir heute: Er hat seine Frau zwölf Jahre gehabt, sie war vierzehn Jahre älter als er — sie hat ihm alles geopfert, ihn zu heiraten — sie ist ihm an der Cholera gestorben; er mußte die besten Bücher seiner Bibliothek verkaufen, um sie begraben zu lassen! Er sagte, obgleich er den Wohnort änderte, dachte er noch nach Jahren beim Nachhausegehen von jedem Spaziergang: jetzt müsse sie oben im Fenster liegen und ihm zuwinken.

Siehst Du, Herz, rechten wir nicht mit unserm Glück, nehmen wir alles, wie's Gott gibt; die Minute ist die Ewigkeit. Sei mein!

Der gute liebe Mensch ist eben fort, er geht auf Modellsuche, dann will er wiederkommen, wir wollen Köhler erwarten, um spazieren zu gehen. Heut' abend veranstaltet Huber noch einen

Zauber für die Freunde. Ich bin aber zaubermüde. Genelli wird vielleicht dort sein! Ich freue mich, mit Köhler und Wislicenus zu bleiben, die sich auch wieder einander sehr gut sind. Die beiden, Eitner und Genelli, sind meine guten Abschiedsgeister, wenn ich gehe.

Leb wohl!

Ich bin Dein lieber Mann!

410. An seine Braut.

Weimar, Sonntag, 23. Juli 1865.

Ich bin heute bei Wislicenus zu Tisch geladen. Hab' ich Dir den Sonntag verdorben mit meinen Pariser Phantasien, arme Frau? Laß Dir's nicht zu sehr zu Herzen gehen — es wird ja alles besser werden, als wir denken, — Köhler war eine Zeitlang bei mir. Das ist ein Freund! Er kommt jeden Tag ein paarmal, er liebt mich fast wie ein zärtliches Mädchen. Auf ihn kannst Du eifersüchtig sein, Frauchen, auf sonst niemand. Nun schlägt es aber schon zwölf und ich muß um 1 Uhr dorthin. So nehme ich das einliegende Vögelchen heraus und Du mußt Dich mit den paar Zeilen begnügen, wie ja schon so manchmal. — Welch' eine Zeit umschließen diese unsre Briefe, meine Frau! Möchte ich nur morgen mein letztes P. B.-Vögelchen brauchen und Dir melden können, daß ich in kurzer Zeit nach Düsseldorf reise. Ich sehne mich jetzt dorthin, der Mut muß mir wieder wachsen, wenn ich mir's sorgenfrei im Familienkreis wohl sein lassen kann — daß ich einmal die ganze hiesige Zeit wie ein abgeschlossenes Stück Leben hinter mir sehe. Von hier scheide ich dann wohl auf immer, denn keinenfalls werde ich hier meine nächste Arbeit zur Aufführung bringen — ich muß den größeren Kreis, den höheren Lohn suchen, Berlin, Wien, Paris. ✕ Erschütternd wirkte die Nachricht von dem Tode des Sängers Schnorr auf mich, hast Du's auch schon gelesen? Wie furchtbar tragisch ist dieser Fall für Wagner! Das muß einen dicken Strich durch die ganze dortige Rechnung machen! Wer wird nun Tristan wieder singen, wer in den beabsichtigten Mustervorstellungen mitwirken, die doch auf Schnorr als Hauptperson berechnet waren. Wie viele Gedanken knüpfen sich an dies

schnelle Ende des einzigen Mannes so bald nach der aufregenden, aufreibenden Zeit des Tristan. Ich mußte an Caspary denken, der war ein Mensch, der musikalisch und physisch wohl der Aufgabe des Tristan gewachsen war, wenn auch nicht, sie so glänzend zu lösen, wie Schnorr. Der sagte mir: O ja, fertig wollt' ich den Tristan bringen, aber noch auf der Bühne würd' ich sterben! — Und Ander in Wien — der die Partie mit Fleiß lernte und gewiß fast konnte —, daß der im Wahnsinn starb, und der, der es leistete, am Typhus, das ist ein für Wagner schweres Zusammentreffen. Sollte das nicht wie ein Markstein als Warnung stehen, für dies zu straffe Anspannen des Bogens, der den Pfeil des Enthusiasmus ins Herz des Hörers tragen soll — als Warnung vor dieser alle Fibern und Nerven schonungslos, ruhelos aufwühlenden und zerstörenden Kunst? Glaub mir, meine Frau, in mir reift das Ideal, in der Umkehr von dieser himmelstürmenden Bahn, in einer sinnigen, milden Begrenzung und Befestigung des von Wagner in der besten Zeit Errungenen das rechte Kunstwerk der Zeit zu finden. O, wären wir wohlhabend, Seele meiner Seele, daß ich an Deiner Brust, in Deinen Armen darüber sinnen, dichten und arbeiten dürfte! Muß heute noch Liebe und Kunst wie eine Dissonanz in mir tönen? — Aber laß nur dem Glück, laß Gott seine Zeit zu walten. Ohne Dich erreiche ich auch mein Kunstideal nicht. Eins ist durch das andre bedingt. Laß mich nur erst Dich wiedersehen, dann in Düsseldorf den Rat der Liebe hören! Ich will alles tun, uns nur den bescheidnen Fleck zu schaffen, wo wir dann in aller Entsagung unserm Ideal nachringen können! Eitner hat mir gestern sehr von Paris abgeraten. Dagegen werde ich auf seine Ermahnung noch von hier aus nach Hildburghausen mich wenden. Denk' Dir, er hat von dort in vier Jahren 1400 Taler verdient! Ich will mich als Übersetzer aus dem Polnischen anbieten. Dann will ich in Düsseldorf gleich zu arbeiten anfangen. Bis zu Deinem Geburtstag muß ich schon was Tüchtiges verdient haben. Du sollst sehen, wie ich arbeiten kann! Für heute, teuerste Frau, nimm so vorlieb! — — —

Dein Peter.

411. An seine Braut.

Weimar, den 24. Juli 1865.

— — — Wenn ich jetzt so morgens sitz', nichts mehr zu tun hab', nichts mehr vorhab', und nur von Tag zu Tag warte, aus diesem Zustand erlöst zu werden, — da verlier' ich ganz die Fassung und Geduld — ich zieh' mich selbst eine halbe Stund' herum, eh' ich mich nur hinsetz', Dir zu schreiben, denn ich find's zuletzt schrecklich, nur täglich auf's neu' die Klag' über das langweilige, hilflose Elend anzustimmen. Das Entmutigendste ist mir, wenn ich mir sagen muß: ich langweil' mich! Ich, der ich in Wien jede halbe Stund' mit Eifer was zu tun hatte, der nie drum bange war, die Abende zu Hause allein zu verleben — ich sitz' jetzt am hellen schönen Sommertag da und weiß nicht, was anfangen! Von dem Augenblick an, wo ich auf irgend etwas losarbeiten kann, bin ich ja zufrieden, sowie ich mich etwa in die grüne Einsamkeit hinaussetzen könnte, mit der Aussicht, auf eine mehrmonatliche Dauer derselben, dort für Hildburghausen arbeiten, oder nach Düsseldorf gehen könnte, oder auf irgendein Feld, wo ich für irgendeine Fähigkeit Arbeit fänd', ich wär' ja herzlich vergnügt, aber dies verzweifelte Hinlungern von Tag zu Tag, was jetzt gerad' fast zwei Monate dauert, das ist tödlich, ist zum Ersticken! So mit Brettern zugenagelt war mir die Welt noch nie, wie jetzt — noch nie hab' ich mich so völlig hilflos, richtungslos, ankerlos auf den Wogen hintreiben fühlen, wie jetzt! Und noch nie hab' ich's so bitter empfunden, als in einer Zeit, wo mein geistiges Streben zum erstenmal Anerkennung fand, wo ich, innerlich erhoben durch das Bewußtsein, daß etwas an mir ist, es wagte, Dir, Geliebte, mein Herz, mein Leben anzubieten! Wie es mich dann kränken muß, so elend und verlassen, so ganz ohne Halt und Raum zum Bleiben dastehen zu müssen, das ist nicht zu sagen! — — —

Nachmittags. — O meine teure Frau! Was hab ich Dir da wieder vorgeklagt! Wie schlecht hast Du's bei mir! Du hörst nur Lamentieren und mußt alle schlechten Stimmungen mit mir ertragen. Köhler kam, holte mich zum Essen ab; wir tranken dann Kaffee bei ihm. Nach Tisch las ich drei Novellen von Eichendorff,

Hoffmann und Novalis, die letzte ſonderlich ſchön: Sängerglück. — Dann war Eitner bei mir, und wir vertrieben uns gegenſeitig den Spleen, ſo daß einmal wieder faſt ein Tag aus der böſen Zeit vorüber iſt, die mir dennoch, wenn ſie einmal als Vergangenheit hinter mir iſt, in verklärtem Lichte erſcheinen wird. Denn lebe ich nicht täglich mit meinem Köhler zuſammen, und habe ich nicht täglich die Schäferſtunde mit Dir, wenn ich Deinen Brief leſe und Dir dann antworte? Sei deswegen nicht bös, daß ich Dir auf den erſten Seiten ſo vorklagte, ich will artig ſein und Dich liebkoſen. Mein fünftes Dezennium beginnt nur ſo, wie das einzelne Jahr mit Froſt und Winter, dann bringt es auch ſeinen Lenz und Sommer, ſeinen Herbſt und ſchließt mit den ſchönſten Weihnachtsgaben!

Mein lieb' Frauchen, ſetz' Dich auf meinen Schoß. Denk' nur, vielleicht in drei oder vier Tagen können wir uns wiederſehen, wenn ich die Krücken wegwerfe und wieder wandeln kann! Dann, wenn dieſe ganze Zeit vergangen hinter mir liegt, wird ein neues Lied, eine neue Arbeit beginnen — und wie der Cid im Grundzug Kampf ausſprach, und ſo auch die Zeit abſchloß, die er in meinem Leben beherrſcht, ſo ſoll dann der Stern Deiner Liebe über dem neuen Gedicht leuchten, es ſoll mir dann erſt recht bewußt werden, daß ich das Höchſte gewonnen habe und nicht wieder verlieren kann: ein liebendes Frauenherz! O, Du mein Frauchen! wie lieb hab' ich Dich! Sei nicht unzufrieden mit mir, wenn Du auch viel zu leiden haſt, mußt Du doch meiner Liebe gewiß ſein und meinen Herzensdank mit Freuden hinnehmen. Dieſe letzte Woche war ſo peinlich, weil die Freude über die vermeintliche Hilfe ſchon ſo groß war, und nun mit all den fruchtloſen Unterhandlungen die ſchönen Tage ſo blöd vergingen. Außerdem kommen noch Sorgen über meine Wiener Angelegenheiten hinzu; die Hausleute, denen ich noch dreihundert Gulden ſchuldig bin, bitten wieder dringend um Geld, und ich weiß nicht, was den Leuten antworten! Da rächt ſich eine unordentliche Vergangenheit und macht manches Haar weiß auf dem Schädel, der doch ſonſt noch ſo braun iſt, und es auch in Deinen Armen noch bleiben möchte!

Mein Berthachen, achte mich nicht geringer, wenn ich Dich nun

so täglich auch in die Schattenseiten meines Lebens hinein muß blicken lassen. Laß Deine Liebe nicht darunter leiden, es ist gefährlich. Du mußt als das bessre Ich ein gut Teil Vergehung und Unrecht mit auf Deinen Schultern tragen, Du mußt allen Mut zusammennehmen, meinem Bilde, das Du nun so mikroskopisch siehst, etwas von dem verklärenden Schimmer zu erhalten, den es in größrer Ferne hatte. Ich denke an die Theaterlandschaften, wenn man da so dicht davor steht, sieht man die unharmonischsten, schwarzen und gelben Flecken, und von weitem wird alles Blätterschmelz, Springbrunnen und schöne Felspartie. — Glücklicherweise kommt weder Wislicenus, noch Schöll, noch Köhler, mich zu stören, sie lassen mich ruhig mein Briefchen vollenden. Es schlägt auch eben erst sechs! Mein liebes Weib! Allen Segen des Himmels auf Dich! Du bist so gut, und in Deinen Augen sieht auch mein Bild so rein und fleckenlos aus! Wenn sie mich jetzt noch eine Stunde allein ließen, wollte ich Dir noch ein schönes Lied singen, wie Du's gar nie gehört hast — aber sie (oder er) werden schon kommen, mich zu stören. Das schöne gestirnte W hab' ich neulich so recht deutlich am Himmel gesehen, ganz wie's Deine Maria in der Perlenkette auf der Brust getragen hat. Da fiel gerade eine Sternschnuppe, als ich danach sah, und ich sagte zu Wislicenus und Köhler den Vers von Eichendorff:

Am Himmel da schießen
So lustig die Stern',
Dein Schatz läßt Dich grüßen
Aus weiter, weiter Fern'.

Bei Wislicenus gestern war's recht schön; ein verliebtes Elternpaar und drei blonde Buben, Georg, Max, Johannes, von denen der letzte auf dem Arm getragen wird und Füßchen zum Küssen hat. Den brachr' ich denn auch nach seinem Mittagsschlaf zum Lachen, und sie sagte: Ach, Sie können's besser wie sein Vater! Sie wissen mit den Kindern umzugehen, das gewinnt Ihnen gleich alle Frauenherzen! — Auch Dein's?

412. An seine Braut.

Weimar, 27. Juli 1865.

— Mit dem Großherzog ist es nichts, liebe Bertha. Das sind merkwürdig idealistische Pläne von Euch; wenn Du sähest, wie verdächtig ungläubig Köhler lächelt, wenn ich ihm so was sage. Man ist hier einig darüber, daß von beregter Seite nie etwas Tatkräftiges geschieht. Daß da fast alles in ganz hübschen Gefühlen und in einem Wetterleuchten guten Willens besteht, aber harrt, wenn's ans Helfen gehen soll. Das „Ewig-Weibliche" soll darin bei weitem besser bestellt sein, aber da hab ich durchaus keine Beziehungen und im Gegenteil nach Andeutungen, die ich früher gehört, eher Antipathien als das Gegenteil zu erwarten. Ich hege die Überzeugung, daß mit der Aufführung meines Cid von jener Seite alles Maß von Unterstützung völlig erschöpft ist, und daß ich völlig unnütze und also nur beschämende Schritte tun würde, wollte ich einen neuen Anspruch erheben. Du weißt, meine ganze Angelegenheit war darauf berechnet, auf Liszt zu wirken. Deshalb die Aufforderung an mich, ihm über die Aufführung der Oper zu berichten. Ich habe das auf dem Umweg erfüllt, indem ich an die Fürstin mit den Ausdrücken vollster Zufriedenheit den Hergang der Sache meldete, auf welchem Wege ich hoffen darf, die Nachricht und meine Auffassung derselben auch an Liszt gelangen zu sehen. An Liszt selber zu schreiben bin ich nicht in der Verfassung. Sein ganzes Wesen und Wirken ist mir nachträglich verkümmert, indem ich es mehr im Lichte der Selbstsucht und Eitelkeit betrachten muß. Daß er sich teilnahmlos von allem künstlerischen Wirken zurückzog, alles aufgab, weil man ihm nicht allerorts als der Größe entgegengekommen war, für welche er sich in seiner Eigenschaft als schaffender Künstler halten zu dürfen glaubte, finde ich nicht echt künstlerisch und männlich. Das heißt, das Kind mit dem Bade ausschütten. Doch ich will das nicht tadeln, es mochte ein Zusammentreffen verschiedener, unabweislicher Folgen aus Ursachen sein, was ihn zur völligen Aufgabe seiner Kunst in Deutschland vermochte. Man muß alles kennen, um zu urteilen. Nächst der Kunstrücksichten ist mir sein Benehmen gegen die Fürstin unklar, und wo es mir klar

ist, finde ich es sehr unschön; ich habe ihn im Verdacht, daß er die Frau geradezu grausam und verletzend behandelt hat.[1] Schließlich ist mir seine Wendung zur geistlichen Laufbahn völlig widerlich, und sind es im ganzen diese drei Punkte seines Verhaltens in Kunst, Liebe und Religion, die mich dem einst verehrten Freund entfremden und mir es verleiden nach langem Schweigen das Wort an ihn zu ergreifen, das heute kalt erscheinen müßte, wo es sonst nur enthusiastisch klang.

Mit dem Großherzog von Weimar überhaupt sind jetzt einmal meine Akten für immer geschlossen. Man hatte mich hier ungerecht behandelt, man wollte mir Gerechtigkeit angedeihen lassen. Dies ist geschehen, es ist eine nach allen Seiten hin abgetane Sache. Soweit es Weimar angeht, heißt das. Was mich betrifft, ist allerdings noch ein zweites, ungleich wichtigeres Moment in dem Hergang enthalten. Ich habe mich in der Kunst vervollkommnet. Ich habe meinen Cid nicht komponiert, um in Weimar eine Genugtuung zu erhalten, sondern weil ich meinem Trieb folgte, auf diesem Weg das möglichst Schöne zu leisten. Diesem Trieb werde ich auch jetzt wieder folgen, es ist der einzige Weg, den ich zu gehen habe, die einzige Berechtigung zum Leben, das einzige, was mir Mut und Freude gibt. Hätte ich Dich zum Weibe, wäre ich glücklich und von reichem Auskommen, Du würdest bald unglücklich sein, ich selber würde mich verändern, Dir bald unedel vorkommen müssen, wenn mir das Weiterschreiten auf dem Pfad meines Kunstideals versagt wäre. Ich wiederhole es Dir: wir kommen viel weiter, nähern uns dem Ziele mit viel größerem Erfolg, wenn ich den geistigen Weg mit Entschiedenheit und Beharrlichkeit gehe, als wenn ich meine Kräfte auf praktische Halbheiten zersplittre. Als mir einst in München mein Bruder Carl in ähnlicher Weise wie Du zuredete, meinte, ich müsse Vorlesungen über Kunst halten, historische Schriften über dieselbe ausarbeiten, um mir, bei meinen

[1] Mein Vater mochte hierin irren. Gleichviel. Ich gebe seine Empfindung wieder, wie sie war: unverfälscht — und unterdrücke nichts. Sie ist und bleibt charakteristisch für seine edle, unbedingte Parteinahme für die hohe Freundin. Um so mehr freue ich mich, das schöne aufklärende Antwortschreiben der Fürstin mitteilen zu können. (Siehe Anhang!

übrigen theoretischen Kenntnissen, als Lehrer eine Stellung zu sichern, sprach ich mit Kaulbach in dessen Garten darüber. Da sagte er: „Wissen Sie, folgen Sie mir, arbeiten Sie unausgesetzt an größeren Werken — das bringt Sie weiter als alle diese Dinge.“ Was anders hat Wagner geholfen, daß er Liebling eines Königs ist und sich alles erlauben darf, als seine Werke? Hätte Wagner Musikstunden gegeben, und zwar so viele, um seine Frau davon zu ernähren, wo wären jetzt seine Nibelungen und Tristans?

— — — Ich habe gar kein oder sehr beschränktes Talent zum (reproduzierenden) Musiker. Von Jugend auf nur schlecht oder nachlässig unterrichtet, nicht mit schöner Stimme begabt, auch zur Überwindung der Schwierigkeiten in Erlangung der Virtuosität nicht mit der nötigen Ausdauer gerüstet, bin ich auf keinem Instrument Virtuos, bin auf dem Klavier und im Singen nur ein dürftiger Naturalist. Eine Tätigkeit als Lehrer in diesen beiden Richtungen war mir zu einer Zeit erlaubt, wo ich eben noch denken durfte, ich mache das so gut ich kann. Für die höhre Stellung eines Operndirigenten bringe ich allerdings die Einsicht, den Geschmack, die poetische Auffassung mit, wohl auch ein erregbares und erregendes Wesen; bin aber schwerlich mehr jung genug, um mit der Stirn aufzutreten, welche die spezifischen musikalischen Mängel erst zu decken, dann vielleicht auszubessern, das Fehlende zu ergänzen sucht. Und selbst, wenn es mir gelänge, kann es mir eine ideale Befriedigung nicht geben, irgendeinem Publikum das Gemisch von Opern, welche das deutsche Repertoire ausmachen, zu geben, während ich mir dabei denken muß, daß ich dieselbe Zeit benutzen sollte, bleibende Werke mit idealem Gehalt zu schaffen. Auch zum Kompositionslehrer gehört heute das ganze Leben, er muß seine Kenntnisse nach Seiten der Geschichte, der Wissenschaften, der Mathematik abrunden, er muß Methode sich aneignen. Ich hätte seit 10 Jahren, seit 1855 und 1856, seit ich mit den ersten dramatischen Plänen umging, einzig darauf hinarbeiten müssen, mich zum Lehrfach auszubilden, die Geschichte irgend eines Zweigs der Tonkunst studieren und ausarbeiten oder ein theoretisch praktisches Handbuch zur guten Erlernung der Tonkunst ausführen müssen. Ich wäre vielleicht auf diese Bahn gelenkt worden, wenn ich eine

längere Reihe von Jahren folgerichtig Unterricht an einem höheren Musikinstitut gegeben hätte. Eine solche Stelle aber ward mir nicht, und unter den vielen Privatstunden, die ich gab, habe ich schließlich einen Schüler übrig, der mich mit Stolz seinen Meister nennt, bei dem ich auf etwas Talent und viel Trieb stieß, es ist ein gewisser Huber, welcher jetzt an der Hofkapelle in Stuttgart angestellt ist, eine sinfonische Dichtung in Leipzig aufführen ließ und gewiß mit der Zeit seine Opern so gut wie ein andrer schreiben wird. Im übrigen habe ich mich meist mit talentlosen oder zu genialen Leuten bemüht, bin zu keinen Resultaten gekommen. Auch hier kann ich eigentlich nichts. Ich habe einmal etwas gekonnt, da schrieb ich meinen Barbier, dann noch einmal, da schrieb ich meinen Cid — nun zum drittenmal, da werde ich meinen Cardenio schreiben — aber jedesmal sitze ich wieder wie ein dummer Junge da und weiß nicht wie ich's anfangen soll. Was soll ich da andern lehren, da ich eigentlich etwas treibe, das nicht zu lernen ist. Das schließt ja nicht aus, daß mir noch einmal einer oder der andre begegnen kann, dem ich alles mitteile, was ich weiß und erfahren, dem ich aufrichtig meine Kritik über Geleistetes sage, der aber besonders nicht darauf warten wird, daß ich einen Komponisten aus ihm mache, sondern schon einer ist. Aber in der Eigenschaft als bezahlter Lehrer täglich die und die Stunden geben, ist meine Sache nicht.

Die einzige virtuose Anlage, die ich habe, ist das Versemachen, und im Zusammenfallen mit meiner Leidenschaft zum Studium fremder Sprachen möchte noch meine entsprechendste, zugleich bildendste Brotarbeit das Übersetzen poetischer Werke sein. Deshalb bin ich entschlossen, mir zunächst eine Geldquelle durch Hildburghausen aus ähnlichen Arbeiten zu schaffen. Vers und Reim finde ich leicht und werde gute Arbeit liefern und ziemliche Einnahme dafür haben können. Ich habe schon ein Stück Leben mit ähnlichen Beschäftigungen zugebracht, welche auch meinen Namen nach dieser Richtung bekannt machten und mir zugleich gute Honorare einbrachten — wie bekanntlich die Werke von Liszt und einige von Berlioz waren; sie schließen sich der Herausgabe meiner Gedichte an und sind eine Ausbeutung meines Talents nach der einseitig

literariſchen Richtung hin. Das wäre das einzige, was ich ſo leiſten könnte, daß ich mir nicht jedesmal ſagen müßte, wie bei den muſikaliſch-praktiſchen Dingen: Jeder dumme Junge macht das im Grunde beſſer. Ich wollte mich immerhin in eine Reihe mit Bodenſtedt, Heyſe und Freiligrath ſtellen — was ich auch unternähme.

Alles das aber iſt eine Art Zeitverluſt, wenn ich an meine eigentliche Sphäre, das dramatiſch-muſikaliſche Dichten denke. Hierzu habe ich Talent, hier habe ich zwei Verſuche gemacht, hier bin ich, was das Zuſammenarbeiten von Poeſie und Muſik betrifft, der erſte und einzig berechtigte Nachfolger Wagners. Hier auf dieſem vornehmen Felde habe ich bei fortgeſetztem eifrigem Streben alle Hoffnung des Gelingens für mich. Auf dieſen Weg weiſt mich die Vorſehung, wenn ich ihr Walten aus dem Gang meines Geſchickes recht begreife. In keiner andern Beſtrebung habe ich Glück gehabt; ich habe mich um verſchiedne Stellen in Mainz, Lüttich, Trieſt, Breslau perſönlich und ſchriftlich wiederholt beworben; es iſt mir nie eine zuteil geworden, während mir beide Male, wo ich mich dramatiſch betätigte, Tür und Tor geöffnet war. Sieh hin, wohin Du willſt, nenne mir Mozart, Weber, Cherubini, Boieldieu, Wagner, Spontini — ob ſie nicht vorbereitende ſtufenweiſe Arbeiten brauchten, ehe ihre Begabung ſich auf einen Glanzpunkt ihrer Leiſtungen erhob und nun auch das bis dahin Geleiſtete in einem neuen und bedeutenderen Lichte erſchien. Eine große Oper aber, die Erfolg hat, iſt heutzutage ein Vermögen! —

Du mußt alſo glauben und wagen. Eine Geliebte von Columbus, meine geliebte Bertha, müßte ihm nicht unaufhörlich zurufen: Leg einen kleinen ſicheren Handel an auf dem Tajo, gib Geographieſtunden! Das was ihr Columbus im Geiſt ahnt, erzeugt ja erſt den großen Handel und macht erſt eine Geographie möglich. Was lehren die Klavier- und Kompoſitionslehrer, wenn ſie das Beſte tun? Meiſterwerke vortragen, verſtehen oder nachzuahmen. Ich will aus der Tiefe meines eignen Selbſt Meiſterwerke erſchaffen! — — — So mußt Du denn, mein guter Engel, mein Genius ſein und der Lohn wird uns beiden nicht ausbleiben, wenn wir mit Mut und Beharrlichkeit nach dem Höchſten und

Idealſten — nicht nach dem Kleinen, Möglichſten gerungen haben. Prüfe genau dieſen Brief, in welchem ich mir Mühe gab, Dir mein Leben und ſeinen Beruf zu erklären. — — — Ich ſchließe. Ich umarme Dich mit der vollen und begeiſterten Liebe, die Du kennſt. Auf Wiederſehen in Boppard. Ich erſehne es ſchmerzlich.

Zu Deinen Füßen

Dein P.

413. An ſeine Braut.

Weimar, 2. Auguſt 1865.

Meine liebe Bertha! Ich habe Dir von Jena aus einige Zeilen geſchrieben: daß ich mich um die Kapellmeiſterſtelle in Meiningen bewerbe, und den Großherzog gebeten habe, beim Herzog dort ein gutes Wort für mich einzulegen. — Ich hatte ganz zufällig davon gehört, morgens bei einer Begegnung mit Walbrül und hatte mich augenblicklich an den Großherzog gewandt. Dann ging ich nach Jena, wo der in Meiningen einflußreiche Herr von Liliencron[1] früher gelebt hatte, um eine Empfehlung an ihn zu bekommen. Gille ſchrieb mir zwei Briefe, einen an den genannten, den zweiten an einen Profeſſor Roßmann, welcher Erzieher des Erbprinzen iſt. — Ich denke nun morgen nach Meiningen zu reiſen, um dort die Briefe abzugeben, bei dieſer Gelegenheit denke ich auch in Hildburghauſen vorzuſprechen, um mich dem bibliographiſchen Inſtitut als Überſetzer anzubieten. — Ich habe Dir noch nicht umſtändlich angemeldet, daß Franz mir 100 Taler geſchickt hat, und er dabei, ſowie Wilhelm mir riet, München nicht aufzugeben. — — — Könnte ich von Dir nur gleich einen Rat haben, wohin ich von Meiningen aus gehen ſoll, nach Düſſeldorf oder München. — — — Ich bin jetzt in einem Labyrinth, ärger als je, mit meinem Eid glaubte ich mich auf eine Höhe des Lebens hinaufgearbeitet zu haben, und ſehe mich im Gegenteil in tiefer Kluft hilflos verlaſſen. Ich brauchte vor allem einmal eine Zeit ruhiger Sicherheit nach dieſer Quälerei um das Geld. — Doch will ich meiner armen Frau nicht wieder vorklagen. Es wäre am

[1] Rochus v. L., der Herausgeber der „Allgemeinen deutſchen Biographie“.

beſten, Du entſchiedeſt mich bald, nachdem Du dieſen Brief erhalten durch ein Telegramm für das, was Dir der Geiſt der Liebe eingibt, ich will dann blindlings tun, was Du ſagſt. Du könnteſt mir dann zugleich den Ort des Rendezvous angeben, der Dir der paſſendſte erſchiene.

— — — Behalte Du Dein liebes Köpfchen oben und entſcheide mich für eins oder das andre! — — Das einliegende Blümchen iſt aus dem Garten der Kloſterkirche von Bürgel. Dorthin fuhr ich am Morgen des 1. Auguſt mit Waldrül. Er iſt ſchuld an der Geſchichte mit Meiningen. — —

Liebchen, Engelchen, Frauchen! Eitner unterbrach mich, jetzt iſt Wislicenus hier, Köhler wird gleich kommen. Ich habe Deine beiden Briefe heute bekommen. Ich bin Dir treu und auch Du wirſt mich ewig lieben. Jetzt ängſtigt uns das Schickſal, einſt wird es uns lohnen und krönen! — Ich bin bis zum letzten Hauch und zum letzten Seufzer

Dein Peter.

Telegraphier' mir! Entſcheide mich! Auch die grüne Einſamkeit hat etwas für ſich.

414. An Reinhold Köhler.

München, den 10. Auguſt 1865.

Freund meiner Seele!

— Ich komme mir augenblicklich recht einſam vor, das kommt wohl daher, weil ich ſeit dem Abſchied zum erſtenmal in völliger Abgeſchiedenheit die Stunde erlebe, in welcher Du mich abzuholen pflegteſt! Wie anders iſt nun das alles! Auch Bertha ſchrieb mir heute: „Nun werden Deine Briefe ganz anders ausſehen, es werden nicht mehr die alten Namen wie Köhler, Eitner, Wislicenus drin ſtehen, die von Anfang an immer eine durchgehende Rolle darin ſpielten!“ — Ich kam abends ſpät in Frankfurt an, der Zug hatte läſterlich gebummelt, ich ſah zwar eifrig nach Bertha aus, aber dann dacht' ich im Vorwärtsgehen auch wieder: Es iſt doch auch

zu lächerlich! Du rechnest auf sie, als wenn sie schon Deine Frau wäre, als wenn Du nur zu befehlen hättest — da huschte plötzlich so eine kleine schwarze Gestalt auf mich zu und ein seidener Arm hängte sich in meinen, nachdem samtne Lippen mich innig geküßt hatten! — Da war auch das gute Mütterchen! — Nun suchten wir ein Hotel, kamen im Brüsseler Hof Nr. 5 und 7 unter in der Badestubenregion. Ich aß mit Bertha unten im Salon zu Nacht — da saßen wir wie Mann und Frau! Dann, als wir der Mutter gute Nacht gesagt, blieb sie noch lang, lang drüben bei mir sitzen. Ich schlief selig ein — nur die Mauer des Pyramus war zwischen uns! Den andern Morgen hatten wir den zweiten Akt des Liebe-Festspiels; die Mutter ließ uns allein — lief in ihrem alten Frankfurt herum, wo jedes Haus ihr eine Kindheiterinnerung ist, kam dann mit hundert Sächelchen bepackt wieder für die Mainzer Kinder. Dritter Akt im Zoologischen Garten, wo wir im Schatten der Platanen zu Mittag aßen und vorher wie nachher den Rundgang unter all dem lieben tropischen Vieh machten, fütterten, uns über alle Bären und Affen, wie Vögel und Lamas weidlich freuten. Die ganze Anlage ist wunderhübsch, man kann Stunden dort zubringen und sich von der Natur Komödie vorspielen lassen, ohne zu merken, daß die Zeit vergeht. Endlich suchten wir noch eine stille Bank auf, uns gegenüber das Mütterchen, still vor sich hinträumend, und wir ganz selig unser schnell verrauschendes Glück einsaugend. Dann ging's nach Haus durch die sonntagsstille und sonntagslaute Stadt. Vierter Akt im Hotel — das Mütterchen geduldig am Fenster lesend und in einen unweit lärmenden Biergarten hinabschauend. Dann noch Tee unten im Saal und Abschied am Bahnhof. Wie ich aus dem heutigen Brief ersehe, hatten wir beide das Gefühl, noch nie so glücklich gewesen zu sein. — Es ist gewiß, unsre Liebe wächst — und jedes Zusammensein ist wie ein Grad höher in der Herzenswärme. Es flößt mir das auch Mut ein für München!

Ich blieb in Würzburg, besuchte Caspary und Ritters, fand bei beiden freundlichste Aufnahme und bei letzteren, die in München gewesen waren, Gesinnungsgenossen über das Kapitel Tristan. — In München kehrte ich Montag abend im Goldenen Bären ein und

frühstückte des andern Tages bei Carl, der mich liebevoll wie immer aufnahm. Es war mir lieb, daß er mir (in bezug auf meine Rückkehr) sagte: Es war das Beste, was Du tun konntest! Dann machte ich die Gänge zu Wagner, Bülows, Heinrich Porges, der mit seiner jungen Frau hier ist und bleibt. Wagner habe ich bis jetzt noch nicht gesehen; später ließ er mir durch Bülow sagen, er wolle mich jetzt nicht sehen, sondern es bis zur Wiederkehr vom Walchensee verschieben, wohin er gestern auf ein ihm vom König zur Disposition gestelltes Jagdhaus reiste. Frau von Bülow, bei der ich sehr in Ungnade bin, sagte, er sei vor mir an den Walchensee entflohen! — Mit Bülow und Porges hatte ich viele Auseinandersetzungen. In den verschiedenen Nuancen sprach sich Schmerz oder Entrüstung über mein Ausbleiben beim Tristan aus. Kurz, ich bin Heinrich der Vierte in Canossa. Heute hatt' ich übrigens die Wollust, mir meine 250 Gulden zu holen — und alsbald hundert Gulden nach Wien senden zu können. Erwarten wir nun, wie das Geschick mich mit Wagner stellt, und ob mein Eid und meine Heirat hier stattfinden. Ich hoffe das Beste.

Grüße Deine liebe Mutter, die Schwestern, Eitner, Wielicenus, Genelli, Herwarth. Auch Walbrül und meinen Gläubiger, Freund Huber, wenn Du einmal abends hingehst. Bald schreib' ich Dir mehr! Vergiß nicht Schöll zu grüßen, dessen Bild nebst den andern Bertha in sichern Verwahrsam genommen hat.

Behalte lieb

Deinen Peter.

415. An seine Braut.

München, 10. August [1865],
Jägerstraße 3c, parterre.

Meine geliebte Frau!

— — — Sie sagen ich hätt' niemand lieb, ich blieb' niemand treu! Du weißt's besser! Du hast's an meinem Kuß gefühlt, wie ewig lieb ich Dich hab! — — — Sie sagen, sie verstünden meine Briefe nicht, es soll aber auch keiner mehr einen aus Herz und

Seel' bekommen als Du! Du verstehst sie, Du hast sie lieb, Du drückst sie an die Lippen. — — — Ich bin wieder fromm, ich bin wieder mutig, lebenslustig, ich will's allen Leuten recht machen, daß sie nicht über mich klagen können — damit ich Dich, Du mein höchstes Gut, bald in die Arme schließen darf, um nie wieder von Dir zu lassen. Du bist angebetet, liebgehegt, meine Frau, Leib und Seel' strebt ewig und ewig nach Dir — Du sollst's gut bei mir haben — ich will täglich drum beten, daß ich Dir's recht mach'! Ich hab Dich so lieb. Hab ich Dir's denn schon gesagt. Nie so, wie ich sollt'! Mein Leben soll nicht tragisch enden, es soll froh und fruchtbar sein, drum hat mich Gott auf den Weg geführt, wo ich Dich fand. — — —

Ich bin Deinem Rat gefolgt und hab' mich bis Würzburg zweite Klasse gesetzt, da schlief ich herrlich. Im Kaffeehaus hatte ich Caspars Adresse erfahren. Seine Frau erkannte mich an der Stimme. Sie führte mich in eine Stube, wo mir manche Kruzifixe und Gebetbücher einen Eindruck von Bigotterie machten, den ich mir aber später aus Erbschaftsursachen von einem verstorbnen geistlichen Bruder zurecht legte. Schöne Blumen, besonders Fuchsia, auf dem Fensterbrett. Rings Frührufe der kleinen Kirchenglocken in der, wie ich glaube, völlig katholischen Stadt. Bald kam der völlig aufgeweckte Caspary — wir begrüßten uns herzlich und ich nahm nach dem ersten Austausch an einem eleganten Frühstück teil. Caspary, eine etwas melancholische, unbeglückte Natur, aber von sehr feiner Bildung und einer edlen Grundlage der Seele, erzählte mir seine Freuden und Leiden als Gesangslehrer. Aus seinen Weimarer Erinnerungen tauchte der edle Liszt als Ormuzd, Dingelstedt als Ahriman empor. Nun führte mich Caspary durch die ganze Stadt an's Rittersche Haus. Mit ging er nicht, denn — o deutsche Einheit! — diese vielleicht einzigen verwandten Kunstgeister haben sich zu einem einheitlichen Streben und gesellschaftlichen Verkehr nicht verständigen können. Ritters, wohlhabende Leute, wohnten in einem hellen, lustigen Hause, wo alles Komfort atmete. In dem schönen Salon des ersten Stocks umarmte mich bald Alexander. Dann sah ich auch Frau Ritter, eine liebenswürdige Frau mit schönen, ernsten, charaktervollen Zügen. Beide

rauchen Zigaretten und ich durfte schonungslos über den Vorrat herfallen. Während dem Ab- und Zugehen der Frau vertiefte ich mich mit Ritter in das Studium eines Streichquartetts, das er komponiert hatte, und ich hatte die große Befriedigung ihm manches Beifällige sagen zu können, auch ein für den Tadel geneigtes Ohr bei ihm zu finden. Ritters hatten die Tristanzeit in München mitgemacht und es zeigte sich, daß wir bei den ersten Worten in der Meinung über Wagner, geistig und weltlich, völlig übereinstimmten. Ritter sagte: Er ist in beständigem Delirium, mit ihm zu leben müßte eine Qual sein; und im Tristan ist ein fortwährendes Wirtschaften mit kurzen Motiven. Wie richtig ist das! Denke Dir, dem sein Bruder, ehemals einer der leidenschaftlichsten Wagnerianer hat in Florenz dasselbe getan, was ich in Paris zu wagen dachte, eine italienische Oper selbst gedichtet und aufgeführt und wenigstens mit dem ersten Akt einen vollen Erfolg erzielt, wurde viermal gerufen, schwärmt dabei für Donizetti und Bellini. Du merkst wie Tristan für all diese jüngeren Geister das: „Bis hierher und nicht weiter" wird. Wir tranken ein Glas Wein zusammen — auch hier wurde es auf Dein Wohl zuerst erhoben. Nach Ablehnung der freundlichsten Einladungen brachte mich Ritter zu Casparys zurück, die mir unterdessen das häuslich splendideste Mittagsmahl bereitet hatten, mit einem köstlichen Würzburger Champagner als Krone, von dem nun auch das erste und volle Glas auf Dein Wohl geleert wurde. Dann ging's rasch zur Eisenbahn, wo auch, trotz glühendster Hitze, der freundliche Ritter sich eingefunden hatte und ich schied unter wiederholten Danksagungen. Vielleicht war dies eine Gelegenheit, welche beide wieder mehr einander annäherte. Mir schwant so was! Mein Herz, meine Engelsfrau — hier brech' ich ab, später erzähl' ich Dir genau wie hier alles steht. Wagner hab' ich noch nicht gesehen. Mit Bülow quetschte ich mich gestern völlig aus. Ich bin unaussprechlich tief in der Achtung aller gesunken. Meine Sünde kann vergeben, aber nicht vergessen werden. Bülows haben sich unterdessen mit Wagner völlig identifiziert! Alles das erzähl' ich Dir morgen ausführlich.

Heinrich Porges ist und bleibt hier mit seiner jungen Frau.

Sie scheint ein weiblich liebenswürdiges, gerades Geschöpf zu sein. — Bülow ist gestern mit seiner Frau nach Pesth, wo Vater Abbé das große Fest dirigiert. Bei der Bülow bin ich einmal für ewige Zeiten in Ungnade — das weiß ich — eh' nicht der Stab in ihrer Hand grün wird. Carl und Familie sind nach Bonn, so bin ich glücklicherweise einstweilen allein mit meinen sympathischen Porges. — — — —

Du weißt, er ist von jeher Enthusiast für Wagner und Liszt, hat seit Jahren in Prag die musikalische Bewegungspartei geleitet und Berufung für Liszt, Bülow und Wagner zu Konzerten zustande gebracht. Als Wagner in Penzing wohnte, gehörte er mit mir, Tausig und Standhartner zu dessen nächsten Freunden. Als es Wagner in Wien schlecht ging, bereitete er ihm ein Konzert mit guter Einnahme in Prag vor, so daß Wagner mit Geld wieder nach Wien zurückging. Als mich Wagner im vorigen Sommer schon zu sich berief, ich aber noch nicht wollte, weil ich an meinem Cid zu schreiben hatte, sagte ich immer zu Heinrich: Geh Du doch zu ihm, Du bist frei, Du kannst es. Da sagte aber Porges: Nein, ich will heiraten, meine Frau hat 1000 Gulden jährlich, ich will mir in Wien soviel Klavierstunden hinzuverschaffen, daß ich dasselbe einnehme, so können wir leben. Später schrieb ich an Wagner und berührte auch wieder Porges. Damals schrieb er: Sei ganz überzeugt, daß ich zurzeit auch für Porges sorgen werde. — — — Nun ist er hier. Wir halten zusammen!

Ans Mutterchen schreib' ich noch.

Lös' Dich ganz auf

in Deinen Peter.

416. An Carl Tausig.

München, den 11. August 1865.
Jägerstraße 3e.

Ich breche ein halbjähriges Schweigen, um wieder ein Wort Nachricht von Dir speziell zu hören. Ich verschob damals das Schreiben zu lange, dachte, nun wirst Du nicht mehr in Nagy

Boeskérek sein — dann kam meine Ouvertüre, die ich noch in München zu schreiben hatte, dann die Reise, die Verlobung, der Cid, und seit dem Cid der Kampf um — Selbständigkeit, der mein Versäumnis des Tristan im Zusammenhang mit Geldverlegenheiten hervorbrachte und mich schließlich dennoch wieder auf eine Zeit des Waffenstillstandes hierher zurückführte, wozu mich der Rat fast aller Freunde und die Rücksicht auf meinen Brautstand bewog. Noch bin ich mit Wagner nicht ausgesöhnt und bei Cosima — seinem jetzigen Orakel — stark in Ungnade. Wagner ist — wie letztere behauptet — vor mir an den Walchensee geflohen. Nun — er wird zurückkommen — ich bin seitdem, abgesehen von meiner großen Unterlassungssünde, um nichts schlechter geworden — ich werde abwarten, und alle werden sich zuletzt in das Unvermeidliche fügen. Meine Braut hast Du öfter in meinem Album gesehen, die Schwester meiner verstorbenen Schwägerin Emma; seit zehn Jahren und länger bin ich mit ihr du und du, dort im Haus immer schon wie ein Sohn aufgenommen — so machte sich die Verlobung so wunderbar schnell, daß Wagner, der Ewig-Wahre, glaubte, Cornelius, der böse Gott Loge oder Lüge, lüge ihm das nur vor, was auch zur Verstimmung beitrug. Meine Braut liebt mich innig, wir schrieben uns all diese vier Monate täglich, was auch eine der Ursachen war, daß ich in diesem Venusberg von süßem Wortwechsel die Außenwelt, selbst Wolfram, etwas vergaß! Das unendliche Glück, mein lieber Carl, geliebt zu sein mit aller Hingebung und Glut, das ich solange ersehnte, ist mir endlich geworden! Mit Seraphine habe ich mich auseinandergesetzt, sie benahm sich äußerst weiblich und liebevoll, sie bleibt mir dieselbe Freundin, steht auch im Briefwechsel mit meiner Braut. Mit dem Cid ging es gut. Es ist ein Ding, das seine großen Mängel hat, aber auf gesunden Beinen steht, und immerhin über einige Bühnen gehen kann. Man muß sehen. Ich habe überaus viel dabei gelernt, dort noch zwei Monate dran gearbeitet, und eine der Hauptursachen, die wenigstens meine Elastizität lähmten, mir pekuniär zu helfen, um zum Tristan zu kommen, war die, daß ich wie in einer fiebrischen Jagd nach meinem dritten Stoff war, weil nach dem frischen Erlebnis des Cid mir das glühendste Bedürfnis sich

aufdrängte, alsbald das Beſtre zu leiſten, das mir nun als Summe meiner Erfahrungen und Eindrücke vorſchwebte. Vier Stoffe habe ich mir beſonders durchſtudiert: Libuſſa, Jungfrau von Orleans, Aurora, Cardenio und Celinde. Doch bin ich noch nicht entſchieden — unwillkürlich drängt es mich nach einem komiſchen Stoff, um mich von den Schmerzen der Wirklichkeit zu befreien, und doch auch einmal der „Mitwelt Spaß“ zu machen.

Grüße Deine liebe Frau! Ich ſende dieſen Brief an Deine alte Adreſſe, vermutlich hauſt Ihr noch dort, wo nicht wird von Beyers oder der Poſt aus der Brief doch richtig an Dich kommen. Ich wohne hier in einem ſtillen Parterre, habe endlich wieder ein leidliches Klavier, wie ich es ſeit Wien vermißte. Nun hoffe ich wieder einmal zu dichten, zu komponieren, wie Du ſiehſt, an Dich zu ſchreiben, iſt das dritte. Enthält dieſer Brief etwas Unverſtändliches? Bülow und Wagner verſtehen meine Briefe nicht — die auch dort immer, was ſcheußlich iſt — im Komitee geleſen und debattiert wurden, ſo z. B. dem ſeligen Schnorr gezeigt wurden. Du gehſt wohl nach Peſth? Was Du aber auch tuſt, ſchreibe bald. Gott geb' ein Wiederſehen!

Dein Peter.

417. An ſeine Braut.

[München, 11. Auguſt 1865.]

Ich hab' eine gute Erfindung gemacht. Ich — muß jetzt als Junggeſell' immer noch ſo draußen herumziehen, meine Atzung ſuchen, da war ich geſtern in demſelben Café, wo ich Dir jetzt ſchreibe — angebetete Frau! und ich dachte mir Papier in der Taſche mitzunehmen, um hier, wo es hübſch kühl iſt, bei einer guten Taſſe Kaffee an Dich zu ſchreiben. Iſt die Idee nicht gut? Und ſiehſt Du nicht daran, daß Du mich überall begleiteſt. Ach wär' es wirklich ſo! — Mit Wonne hab ich aus Deinem Brief erſehen, daß auch Du diesmal glücklicher warſt als je vorher. Ach welche Befriedigung gab mir das! Denn auch bei mir war es ganz ſo! Jedesmal wenn wir uns ſehen haben wir uns lieber! Glaube mir: Alles iſt ſo von einer weiſen Vorſehung angelegt.

Wir ſollen erſt recht nacheinander ſchmachten, jedesmal das höchſte Gut ſehen — denn auch ich bin ja Deines — und wieder getrennt werden, um uns Zeit zu geben, uns zu beſinnen: „Könnte denn nun nicht eines ohne das andre fertig werden?“ Dann tönt das ſchreiendſte „Nein“ aus unſern Herzen. Nur der, nur die kann es, heißt es gegenſeitig. Da macht denn der liebe Gott ſeine Diviſionsprobe, und er ſieht, es muß ſo ſein, dann gibt er uns auf ewig zuſammen. — Ich ſchreibe Dir mit dem Bleiſtift, welchen ich im Tumult der erſten Cid-Proben vom Konzertmeiſter Kömpel geliehen und ihm nicht wiedergegeben habe. Welche Zeit iſt ſeitdem verſtrichen. Zweimal ſahen wir uns gegenſeitig wieder! Wann das drittemal? und auf immer!? Segensreich iſt die Stille, die mich nun umgibt — möchteſt nur Du ſie teilen, und möchte auch wieder die Muſe bei mir einkehren, von der ich nicht, wie von Dir, weiß, daß ſie mich noch liebt. Herz, angebetetes, der Bleiſtift iſt ein neues Material! Mit der Feder, mit Mund, Aug' und Zunge hab' ich Dir's oft geſagt, daß ich Dich liebe, aber ſo noch nicht, laß mich's noch einmal ſagen:

Ich hab' Dich lieb!
Das iſt ein Klang,
Der neu ſtets blieb,
So oft ich ſang,
So oft ich ſchrieb:
Ich hab' Dich lieb! —
Ich bin Dir treu,
Das iſt ein Kuß,
Den ſtets auf's Neu'
Sich ſtehlen muß
Der Herzensdieb.
Ich bin Dir treu!
Ich hab' Dich lieb! —

Ich bet' Dich an!
Iſt ein Gebet,
Das ſtets gewann,
Was es erfleht:
Der Liebe Heil,
Des Himmels Teil,
Dem nimmer dräu'
Der Erde Bann,
Den Gottestrieb,
Daß ſtets ſich freu'
Wer ſagen kann:
Ich bet' Dich an!
Ich bin Dir treu!
Ich hab' Dich lieb!

Da haſt Du meine kleine Kaffeehausſtudie, laß ſie einſtweilen für das Liedchen gelten, das Du zum Abſchied verlangt haſt. Es fiel mir gerade ſo ein — es iſt ſo ein Trieb in mir auf die aller-

bekannteſten Worte, wie „Ich hab' Dich lieb", etwas auszuſpinnen und gerade dieſe drei von Liebe, Treue und Anbetung hab' ich, wenn wir zuſammen waren, ſo manchmal zu Dir geſagt.

Ach, ſo wie ich heut' bin — in meiner Einſamkeit, wo niemand von mir weiß als Gott und Du, da iſt mir ſo wohl. — — — Ein einzig Liedchen möcht' ich Dir noch ſingen, wenn mir Gott nur noch ein recht ſchönes auf Dich eingäb' — ich hab' Dich ſo glühend lieb, meine Frau! — Doch es iſt 6 Uhr geworden! So leb wohl! Sie möchten die Poſt ſchließen. Ich eile zu Porges, dort um ein Kuvert zu bitten, um den Brief an Dich abzuſenden. In dieſem Augenblick wirſt Du ſchon im Beſitz meines erſten Münchner Briefes ſein. — Gott mit Dir, meine Frau —

Morgen wieder ein Lied,
Wenn's Gott beſchied —
Morgen wieder ein Kuß,
Der zu Dir muß.
Morgen bringt einen Brief
Die Lokomotiv —
Morgen wird geſtern, und einſt wird heut —
Und ein Morgen naht, der uns ewig freut.

Leb' wohl!

Dein Männchen.

418. An ſeine Braut.

München, 13. Auguſt 1865.

Liebchen! Ich ſchreibe unter grünen Bäumen im Dianabad. Hierher nahm ich Deinen dreifachen Brief mit. Alle Deine Briefe erfüllen mich ſo mit Wonne, denn ich fühle, wie lieb Du mich haſt — darüber iſt ein Jubel in mir — Du ſagſt, ſo hätteſt Du Dir's in den Mädchenträumen vorgeſtellt! Ach das iſt ſchön, wenn ich auch einſt in der Ehe, im Glück Dein Lob verdiene, ſo iſt es meine höchſte Beſeligung.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die liebe Einsamkeit ist mir herb. Ich denke an den täglichen Umgang in Weimar: sobald werde ich keinen Köhler, Eitner, Genelli wiederfinden. x Wagner, der Großmogul, ist noch auf dem Großkogel. An meine Liebe hat er nicht geglaubt; das mache ich mir selber vor, meinte er. Bülow sagte: ich sei ihm (Bülow) unheimlich geworden. x Zu Kaulbach geh' ich auch nicht mehr, schon vor mehr als zwei Jahren hatt' ich mir das vorgenommen, als er auch damals über den alten Cornelius äußerte: Wenn die Leute alt werden, werden sie Philister und dergleichen. Dasselbe sagte er mir auch gestern wieder: Er sei ein verdrießlicher alter Mann. Da sagte mir heute Dr. Meyr sehr treffend, dem ich das ohne einen Namen zu nennen erzählte: Ja, das sagen die Leute von ihm, deren Bilder er nicht lobt. — — — So hab' ich eigentlich keinen rechten Freund hier. Außer Porges, der aber natürlich noch in den Flitterwochen lebt — und da seien wir gerecht, Herzchen, was wär' mir Porges, wär' ich erst seit einem Monat Dein Mann. — Der Doktor Grandaur, Arzt und musikalischer Rezensent, der sich, seit Wagner offiziell wird, der Richtung angeschlossen hat, wird immer nur ein guter Bekannter bleiben, nie ein guter Freund werden. Ich werde vorderhand mit ihm und dem Dr. Meyr zu Mittag essen. Dr. Meyr ist Schriftsteller und Dichter, schreibt in die Allg. Zeitung. Er ist ein Freund von Cornelius, wo er noch den letzten Namenstag gefeiert hat. Ich habe ihn dort schon in den vierziger Jahren kennen gelernt. Er hat mancherlei hübsche lyrische Gedichte gemacht und auch einige Tragödien. Sein Novellenbuch ist berühmt, es sind die Dorfgeschichten aus dem Rieß. — — — Ich wage noch nicht so recht, mich auf Cardenio zu fixieren. Ich meine, ich müßte einen heitren lachenden Stoff ausfindig machen, an dem ich einmal nach dem einseitig grau in grau gemalten schwerfällig-pathetischen Cid, so recht bunt und kraus wirtschaften könnte. Zu einer komischen Oper habe ich aus meiner alten Vorratskammer von Ideen eine ausgekramt, wozu Carl gleich beifällig lächelte. Es ist das Grenzhaus. In Kranichfeld (wo wir in den berauschenden vier Tagen — einige Stunden nach dem Kuß an der Quelle — vorbeikamen) ist ein Grenzhaus, wo die beiden Länder in einer Stube zusammenstoßen. Da könnte man alle mögliche Kleinbürgerei der Deutschen,

zusammengehalten von einem durchgehenden Liebesverhältnis dran entwickeln. Die Idee ist noch nirgends vorgekommen. Es hätten da Chöre, Krawall, Tanz und alles Platz. — — —

Ich lese eben eine Broschüre Wagners über Musikzustände, Konservatorium usw. — Hans will jetzt nachträglich die „hohe Braut" von Wagner, die einst dieser für Kittl in Prag dichtete, komponieren!!! — — — — —

P.

Taußig an Cornelius.

Wien, Alserstraße 25, 13. August 1865.

Lieber Cornelius!

Recht betroffen, Dich während der Tristanvorstellungen in München nicht anzutreffen, war ich gewissermaßen auf Dich böse, wenn auch nicht „im Namen Wagners". Der Tristan war das größte musikalische Ereignis, was ich erlebt habe, und ich brachte dem Anhören große Opfer. — Du hättest dabei nicht fehlen sollen, wo so viele dumme Jungen einen Enthusiasmus heuchelten. Nach Deiner jetzigen Erklärung verstehe ich Dein Ausbleiben. . . . . Ich bedaure es, daß Du nach München zurückgekehrt bist. Du gehörst nicht dahin. Ich mag nicht klatschen — doch will ich nicht manches verschweigen, was Dir die Augen öffnen könnte. . . . . Übrigens wirst Du später oder früher von München weggehen, also ohne mein Zureden, welches uninteressiert ist, da ich Dich ebensogerne in Mainz oder in Berlin sehen möchte. Ich bleibe ja auch hier keinesfalls. . . . . Ich optiere zwischen Berlin und Moskau. . . . . Wagner hatte letzthin den sehr sonderbaren Einfall, mir durch das delphische Orakel auf eine höchst unzivile Art die Originalpartitur des Tristan abfordern zu lassen, um sie dem einzigen Menschen, der Wagners Musik versteht, dem Könige, zu schenken, der sie einst Deutschland legieren wird. Ich habe auf diese Zumutung nicht geantwortet (ein Brief von Wagner hätte sich jedenfalls geschickt), aber später werde ich schon einmal erklären, daß, da ich jedenfalls zu sehr im Nachteile bin, mit dem Könige von Bayern zu wetteifern, indem ich wohl schwerlich etwas für Deutschland werde tun können, ich mir das Vergnügen nicht versagen will, nach meinem Tode die Partitur Deutschland zu widmen. Wie gefällt Dir das?

[1] Große (projektierte) Oper in fünf Akten. Die Dichtung wurde 1836 entworfen und an Scribe eingesandt, die Komposition unterblieb. Später bearbeitete Wagner die Dichtung neu und schenkte sie seinem Freunde Kittl als Textbuch zu seiner Oper „Die Franzosen vor Nizza" aufgeführt in Prag 1848. Ich entnehme dies dem Buche: R. Wagner von H. S. Chamberlain.

Ich habe einen wundervollen komiſchen Stoff. Ich will Dir ihn nicht anpreiſen. Lies Signor Formica von T. A. Hoffmann und urteile dann. Die prächtige Perſönlichkeit des Salvator Roſa, das Liebespaar, die köſtlichen komiſchen und tief getroffnen Geſtalten des Oheims, des Doktors uſw., der wunderbare Hintergrund des Roms im 16. Jahrhundert, die muſikaliſchen Szenen, die jetzt ſchon darin liegen, die vorzüglichen Witze — kurz lies und ſchreibe mir darüber.

Standhartner geht es gut, obwohl er recht melancholiſch iſt. Ich ſehe ihn übrigens ſelten; wir ſprechen dann von Dir. Sonſt hat Dich Liechtenſtein in gutem Andenken. . . . . Meine Frau ſieht gut aus, wird alle Tage ſchöner, findet aber, daß ich ein kleines Monſtrum bin. . . . . Sie grüßt Dich herzlich und ich ſchicke Dir ihr Bild. Adieu Freund, behalte lieb —

Deinen Carl.

419. An Carl Tausig.

15. Auguſt 1865, Maria Himmelfahrt.

Das war einmal recht, liebſter Carl, ſo ſchnell zu antworten. Habe vielen Dank für die ſchöne Photographie Deiner Frau. Sie wandert ſogleich zu meiner Braut, welche mir alle dieſe Dinge aufhebt, bis wir einmal verheiratet ſind und ſie zuſammen genießen können. Ja, die Geſchichte von Sgr. Formica iſt ſehr hübſch, aber der Hauptzug daraus iſt leider ſchon im Cellini von Berlioz benutzt, obgleich er dort auf den Goldſchmied Balducci übertragen iſt, der nicht ſo ergötzlich hervortritt als Sgr. Formica; es iſt die Szene, wie dieſer ſein Ebenbild auf dem Theater ſieht. Mein ganzer Tag vergeht jetzt mit Suchen. Ich habe hier endlich das berühmte Geſpenſterbuch von Apel und Laun gefunden, das ich in Weimar vergeblich ſuchte, worin die Novelle des Freiſchütz enthalten iſt. Es ſind da noch manche ſpannende Geſchichten drin, beſonders das Wachsbild, welches den Hoffmannſchen Erzählungen wenig nachgibt, nur nicht den funkelnden Humor aufweiſt, der dieſe doch zu bedeutenderen Erſcheinungen ſtempelt. Laun iſt übrigens jedenfalls ein begabter Erzähler; wenn er heute vergeſſen iſt, ſo iſt das eine gute Warnung für Leutchen genug, die ſich für unſterblich halten. Ich habe mich geſtern in einer Leihbibliothek abonniert, die ſehr alt und reichhaltig iſt, wo von den großen und kleinen Romantikern

wie Arnim, Fouqué, Werner, Brentano alles enthalten ist. So fand ich z. B. sogleich das langgesuchte Cardenio und Celinde von Immermann im Katalog, wonach ich Köhler, meine Braut, Jena und alles vergeblich in Bewegung gesetzt hatte. Man zahlt da monatlich 48 kr. für täglich zwei Bücher und ich will nun noch einmal auf eine große Hetzjagd gehen. Ich sagte mir gestern — als ich wieder in dem Geisensterbuch anziehende Dinge fand, „es braucht gar nicht so schnell zu sein, nur des Suchens nicht müde werden!“ Wenn ich im Herbst, ja gegen meinen Geburtstag hin entschieden bin, so ist es Zeit genug, und ein paar mögliche Ruhehafen habe ich doch immerhin schon in Aussicht.

Ja, Du hast Recht mit München! Ich bin begierig, ob ich mit Wagner auskommen werde. Er wird es bei dem schlechten Wetter nicht lange am Walchensee aushalten; ich denke heut' einmal im Lauf des Tags nachzusehen, ob er hier ist. Ob er zum Arbeiten kommt? Ich möcht' es wissen, zweifle daran. Wie gern möcht' ich einmal mit Dir über Tristan sprechen; wie eigentümlich muß Dir zu Mut gewesen sein, ihn endlich zu hören. Es war ein großer Fehler von mir, nicht bei Tristan zu sein, es ist wahr. Wagners Benehmen in der letzten Zeit hatte mich mehr als je erkaltet. Auf vier Briefe an ihn erhielt ich nur einmal eine Antwort von drei Zeilen, auch von allem, was Bülows anging, hörte ich nur von Gille aus Jena etwas. Unterdessen stimmten mich die Mühseligkeiten mit meinem Cid reaktionär, mein Umgang mit den Mildes, Stör und lauter wagnerfeindlichen Sängern. Meine Braut hatte eine entschiedene Abneigung gegen München. Mein Ohm Cornelius bestärkte mich in der Idee, der Großherzog von Weimar werde etwas für mich tun, er bestärkte mich besonders in dem Vorhaben, mich von Wagner unabhängig zu machen. Dazu kam der Katzenjammer über meinen Cid, der sich trotz des besten Erfolges meiner bemächtigte; ich fühlte so dringend, wie völlig anders mein drittes Werk werden müsse, vor allem aber, daß es nicht auf der Bahn von Tristan und Isolde weiterstreben dürfe. Nun kam endlich die Oper wirklich — ich hatte meinen Gehalt nicht mehr fordern mögen, da mein Urlaub längst überschritten war; dabei hatte ich doch in Weimar vieles zu zahlen. Ich hatte ein Mainzer Geschenk von 20 Flaschen Champagner da-

liegen, ich dachte ſie als Krone eines Soupers nach meiner Oper zu verwenden — und ohne das alles abzureiſen und ſogar das im gewöhnlichen Weg Genoſſene ſchuldig zu bleiben, war mir peinlich. Ich ſchrieb an Wagner, deutete aber nur an, wo ich beſtimmt hätte ſein ſollen, er verſtand mich nicht, antwortete gar nicht. Franz Müller wollte ich anpumpen. Er war ſchon nach München abgereiſt. Einen Wechſel zu nehmen, hatt' ich nicht die Schneide. Seitdem zögerte ich, ja ich hatte entſchieden vor nicht nach München zurückzugehen — ſchwärmte von Paris, dachte nach Düſſeldorf zu meinen Verwandten zu gehen — als der von allen Seiten auf mich andringende Rat mich entſchied, dennoch hier wieder Poſto zu faſſen. So bin ich nun da, und weiß noch nicht, wie alles gehen wird. Einſtweilen habe ich einmal wieder eine Woche in Stille und Muße verlebt. — Zum obigen Auszeichnen der Urſachen meines Schwankens gehört u. a. noch der Strich, — daß Laſſen ſeine Stellung kündigte — und mir die Anwartſchaft nahelag. Er ſuchte dann aber wieder einzulenken.

Laß uns jetzt in regerem Verkehr bleiben, mein teurer Carl; ſchreibe mir bald wieder einmal. Ich ſchicke demnächſt ein Paket mit Cid-Librettis, worunter Du das Deinige erhältſt. — Grüße Deine Frau, Standhartner, und behalte lieb

Deinen Cornelius.

420. An ſeine Braut.

[München, 18. Auguſt 1865.]

Ich wollte ausgeh'n, war ſchon in der Früh'
Geſtiefelt und geſpornt, da kommt Dein Schreiben,
So voll von Lieb' und ſüßer Liebesmüh',
Daß vor dem Herbſtwind ich die Fenſterſcheiben
Zuſchließe lieber, um ſogleich Dir brüh-
Heiß die Antwort ſchuldig nicht zu bleiben:
Daß mir es ſcheinen will (küß Deinen Mann!),
Als fingen wir uns erſt zu lieben an!

Gelt? Alles war nur Vorſpiel, Tändelei
Bis jetzt, mein unausſprechlich liebes Berthchen?
Ja wir ſind rettungslos verſunkne Zwei
Im Blütenmeer vom Liebeszaubergärtchen!
Wir ſollten jubeln bei dem Zeterſchrei
Der zweifelvollen Welt, der widerwärt'gen,
Denn um ſo zweifelnder ſie all' geſonnen,
Um ſo geheimer ſind der Liebe Wonnen!

Iſt das nicht wahr? — Ich ruh' Dir ganz zu Füßen!
Anbetend, glühend, ewig lieb' ich Dich!
Mein Traum ein Kuß, mein Atmen iſt ein Grüßen,
Mein Denken ein Umarmen inniglich,
Nicht ſoll die Liebe in der Trennung büßen.
Wie Sonnenſtrahl ſchwingt ſie durch Fernen ſich,
Du biſt bei mir, von ſel'gem Arm umſchloſſen
Ruhſt Du, wie tauend über mich ergoſſen!

Mein ſelig Weib! Das kleine Briefchen heut'
Gibt Dir den höhren Grad im Liebesorden,
Ich bin ſo durch und durch davon erfreut'
(Ich möchte fliegen halb nach Weſt, halb Norden,
Du weißt wohin; zu lauſchen dem Geläut
Der Glocken, die hiſtoriſch uns geworden',
Ich hab's kaum je ſo innig froh empfunden
Wie feſt, wie unauflöslich wir verbunden!

Du biſt mein Weib, Du biſt mein Eh'gemahl!
Laß mich die ſüßeſte der Litaneien
Noch einmal beten: Biſt mein Glück, mein Strahl,
Mein Herd im Winter und mein Kranz im Maien,
Mein Gut, mein Gold, mein Wille, meine Wahl,
Mein Sehnen fern und meine Luſt zu zweien,
Mein Tag und Nacht, mein Bett und meine Laſt,
Mein Wandern, Streben, meine Ruh' und Raſt!

— — — — — — — — — — — — —

Es gibt 'nen Himmel: Dir im Angedenken!
Es gibt 'nen Himmel: Bertha Dir im Arm!
Den zweiten muß ein Gott mir gnädig ſchenken,
Im erſten ſitz' ich ewig ſelig warm!
Doch auch der ſieb'te Himmel wird ſich ſenken
Auf mich herab, wenn einſt der Trennung Harm
Sich löſt an Deines Herzens lautem Klopfen!
Aus dieſem Himmel war Dein Brief ein Tropfen!

Auch den langen Brief ſchrieb ich Dir, meine Engelsfrau! Deine Liebe, Du einziges Herz unter tauſenden, iſt Himmelsſpeiſe, die mich ewig ſättigend umwogt, wie ein Mannaſchnee! O meine ſüße, ſchöne Frau, nimm mein Herz und fühl', ob ich Dich lieb hab'!

Ganz Dein Peter.

421. An ſeine Braut.

München, Montag, 21. Auguſt 1865.

— — — Ich habe indeſſen vierzehn recht ruhige Tage verlebt, in welchen die lebhafte Korreſpondenz mit Dir die größte Luſt war. Ich verbringe nun täglich wieder längere Stunden an meinem Klavier, beſinne mich auf meine alten Stücke, die ich größtenteils auf Noten nicht vorrätig habe, und wo ich mich oft mit einzelnen Stellen quälen muß, die meinem Gedächtnis entſchwunden ſind; doch auf das meiſte beſinne ich mich noch, und lerne Neues dazu. Außerdem hab' ich mich in einer Leihbibliothek abonniert, zu 48 Kreuzer monatlich, die hat einen ſehr reichhaltigen Katalog, und ich finde da manches für meine Stoffjagd. So traf ich auch hier endlich das langgeſuchte Cardenio und Celinde von Immermann, habe es mit Nutzen geleſen und mir Notizen daraus gemacht. Außerdem las ich wieder über Eppelein von Gailingen, den fränkiſchen Raubritter, der viele Eulenſpiegelſtreiche an den Nürnbergern ausübte, ein Stoff, den ich ſchon ſeit dem Jahre 1856 im Auge habe, doch gab mir mein erneutes Leſen keinen ſtärkeren Impuls

dazu. Wonach ich im Stillen ſo begehre und worauf ich alle Kraft verwenden möchte, ein deutſcher Held, an dem iſt bei uns erſtaunlicher Mangel. Wir haben den Hermann. Damit iſt, im Feld der realen Geſchichte, faſt alles erſchöpft — und dieſe Zeit der Bärenfelle ſteht uns gar ſo fern. Neuerdings haben wir den Hofer, den Schill. An erſteren habe ich öfter gedacht, aber der ſteht uns, ſo wie der letztere — Liebchen, Engelchen — da bringt mir dieſe göttliche Hausfrau zwei Briefe auf einmal! — — —

Einen hab' ich jetzt geleſen! Ach, es iſt ein großes, unendliches Glück, ſo geliebt zu ſein. Ich bin Dein Hundelchen. Erkenn's nur auch an, Himmel, wie ich jedes Wort ſchlürf' und genieß', daß es nachher nicht heißt, ich wär' undankbar geweſen, wenn ſchlechtere Zeiten kommen. Ja, o lieb' Seelchen, dieſe Ruhetage, nach dem glücklichſten Zuſammenſein, waren uns beiden ſo wohltätig, gelt? Daß wir uns von den quäleriſchen letzten Wochen in Weimar erholen konnten — daß noch kein Wagner da war, daß wir uns mit guten Worten und mit tauſend Liebesverſicherungen auf etwaige Stürme gefaßt machen konnten.

Mittags — weil Du fragteſt — eſſe ich immer in der ſogenannten Weinhalle in der Kaufingerſtraße (mein Finger iſt Dein Kaufinger), ziemlich weit von meiner Wohnung. Ich treffe dort Dr. Grandaur und Dr. Melchior Meyr, die auch täglich dort eſſen. Es iſt verhältnismäßig das Beſte hier. Hausmannskoſt, ſehr erträgliche Suppe, manchmal ſogar ſehr gut, ein Glas Bier uſw., ſo daß ich durchſchnittlich zirka 40 Kreuzer ausgebe. Abends trank ich bei Achatz eine Maß Bier zu 6 Kreuzer und aß eine Kleinigkeit dazu, auch ließ ich mir öfter von der Hausfrau eine Maß nach Haus holen, zweimal aß ich bei Porges zu Nacht, geſtern, wie Du bereits aus der Epiſtel weißt, war ich bei ihnen zu Tiſch. Dann begleiteten ſie mich heim, lobten beide Dein Bild; es ſind menſchliche Menſchen. Wir werden gute Freundſchaft mit ihnen haben. Jetzt, mein Herz, leſ' ich Deinen zweiten Brief, o welch Glück, Du mein Frauchen! Welch ein Reichtum. Später mußt Du mir täglich einen Brief ins Ohr flüſtern!

Mit dem Rauchen, ja, heut' bin erſchrocken! Ich hatte ein halbes Kiſtchen von Carl — die waren alle, da kauft' ich mir

heute ein Hundert — die koſteten 5 Gulden — das fiel mir doch ſchwer auf's Herz. Es iſt gut, ſich im großen zu kaufen, da merkt man die Ausgab'. Gleich will ich mir jetzt Pfeifen und Tabak anſchaffen! — Mit dem Briefträger iſt's hier gut. Es kommt keiner ſelbſt zu mir. Es iſt ein verſchloſſner Korridor; da nimmt die Hausfrau alles ab. Wie gut! Was hab' ich in Weimar verſchwendet an Zigarren und Geld — mit der dummen Einrichtung, daß dort ſoviele waren! — An mein Mutterchen ſchreib' ich morgen, ſollte ein Brief an Dich ausbleiben, ſo denke, Du bringſt ihr das Opfer! — Deinen Geburtstag hab' ich wohl behalten! — Du wirſt ſehen, ich werde etwas ſparſamer! Schon die Leihbibliothek iſt eine gute Einrichtung. Ich hab' immer ſonſt ſoviel an dergleichen alte Scharteken verſchleudert — noch hier in München. Das hört auf. Im Muſikalienladen hab' ich neulich auf die dümmſte Weiſ' noch zwei Gulden verſchleudert — hab' mich auch weidlich drüber geärgert — aber es ſoll nicht wieder geſchehen. — Dem Tauſig ſeine Frau heißt Seraphine Brabely; wie es ſcheint, iſt er glücklich. Porges ſagt, er hat bereits auffallend viel graues Haar! — Lieb' Engelsfrau! Es wird dunkel! Ich ſchließ'! Ich bring' den Brief noch in den großen Kaſten! Liebchen, Du wirſt ſehen, ich will Dir recht zu Gefallen leben! Herzchen, wir gehen ja ganz ineinander auf!

Dein Peter!

422. An ſeine Mutter.

[München, 22. Auguſt 1865.]

Mein Mütterchen, zu Deinem Wiegenfeſt
Glück, Heil, Geſundheit, fröhlich Wiederſehen!
Mein ſonſt ſo frohes Herz iſt faſt gepreßt,
Daß ich nicht ſelber konnte zu Dir gehen;
Der Vogel ſucht im Sturm ein ſichres Neſt,
So iſt es mir mit München auch geſchehen,
Doch, ſitz ich nun auch ganz behaglich hier
Und ſicher, iſt mir's doch zu weit von Dir!

Ich hatte Monde lang gewiß gedacht
Am heut'gen Tag, Dich an mein Herz zu ſchließen;
Wenn mir der Eid oft ſchwer den Kopf gemacht,
Dacht' ich bei Euch ihn wieder leicht zu nieſen.
Wenn Sorgen ſchlafen und die Freude wacht
Und kummerlos die Tage leicht verfließen,
Wollt' ich mich ſonnen in des Glückes Glanz
Mit Dir und mit Eliſe, Wilhelm, Franz.

Seit Jahren ſind wir uns ſo fern geblieben,
Ich ſah Euch alle nicht ſo lange Zeit!
Wir leben nicht den Menſchen, die wir lieben,
Der blöden Welt iſt Tag um Tag geweiht,
Man ſieht ſich nicht, es wird einmal geſchrieben,
Doch Mund von Mund und Herz von Herz iſt weit!
Man lebt ſich fern, da, dort, zerſtreut, verloren,
Des Herzens Wort tönt oft verſchloſſnen Ohren.

Doch keine Klage in der Freude Laut!
Mir ahnt, Du biſt von Kindern heut' umgeben
Und Enkeln, daß entzückt beiſammen ſchaut
Die liebe Laſt und Luſt aus Deinem Leben
Dein frohes Aug'; Franz und Eliſe traut,
Wohl auch Auguſte, Carl und Wilhelm weben
Der Liebe Kranz Dir lebend um die Stirn'
Und Enkel groß' und kleine, Bub und Dirn'!

— — — — — — — — — — — — — —

Die alle denk' ich dort in Deiner Nähe
In fröhlichem Gewühl bei Schmaus und Wein.
Wenn meinem Herzen ganz nach Wunſch geſchähe,
Ich träte dort mit meiner Bertha ein,
Daß ich die Freude Dir im Auge ſähe
Und ſtimmte in die Luſt mit Liedern ein;
Doch fern' auch meiner Braut muß ich noch weilen,
Kann nicht zu ihr, mit ihr zu Dir nicht eilen.

Es muß mir an den Bildern heut' genügen,
Deins an der Wand und ihres auf dem Tisch,
Da trink' ich Freude in geliebten Zügen,
Da hält die Hoffnung meine Seele frisch;
Wenn Raum und Zeit uns nicht in Fesseln schlügen,
Wo bliebe da der Bilder bunt Gemisch,
Die wir uns dichten, uns zum Trost erfinden
Und Raum und Zeit im Geiste überwinden?

Dir aber sei es heut' die reichste Gabe,
Die ich mit Lust und Stolz Dir bieten kann:
Daß ich ein liebend Herz errungen habe,
Daß ich die holde Braut für mich gewann;
Frag' sie einmal, daß sie Dein Herz erlabe,
Ob sie mich liebt, ob ich ihr Herz gewann?
Ich habe nichts zu prahlen unbescheiden,
Doch meine Braut muß jeder mir beneiden!

Nun lies einmal in unsern lieben Sternen,
Und schlag's in Deinen alten Karten nach,
Ob wir ein nahes Glück daraus erlernen,
Ob Gott uns gibt, was Liebe uns versprach?
Und spähst Du Gutes aus den goldnen Fernen,
Und wenn mein Glück erst aus der Knospe brach,
Komm' ich mit Bertha froh den Rhein herunter!
Bis dahin, Mütterchen, bleib froh und munter!

Dein Peter.

423. An seine Braut.

München, 23. August 1865.

Ich habe gestern wirklich eine Pause machen müssen, weil ich, Deiner lieben Erinnerung wohl gedenk, der Mutter beizeiten eine poetische Epistel schrieb und nach ein Uhr absandte. Sie ist nicht so gut geraten als die an Dich, es ging mir nicht so von der

Hand; ich wußte, dort ist wohl alles beisammen, und man würde es vorlesen. Doch wird die Mutter immer es als ein Zeichen meiner Liebe gern annehmen. Nachher las ich wieder schlechte Geistergeschichten von einem gewissen Baczko, einem berüchtigten Fabrikanten von Räuber- und Geistergeschichten, von dem mein Mütterchen zur Zeit aus der Leihbibliothek von Florian Kupferberg auch gar manches las. Da hieß es immer, wer holt mir ein Buch? Und ich seh' ewig die guten festen Nummern so auf einen zusammengelegten Zettel von der Mutter Hand geschrieben. Ach, ein solcher Zettel wär' heute wie eine Erinnerung. — Das gab so manchen Abendspaziergang vom Bierhaus zur Ros' auf der Gaugaß bis zum Kupferberg auf der groß' Bleich'! Glücklicherweise war ich damals für dieselben Räuberromane, die ich jetzt in meiner Staffjagd lese, mit Verachtung erfüllt, überhaupt ästhetisch immer sehr auf's Höchste hinausgehend, durch den Umgang mit dem Vater. Ich las nur einen mit Begier in der Schulstube beim Herrn Preißer selig an der Stephanskirch'. Denselben hab' ich jetzt auch in meinem hiesigen Katalog wiedergefunden. Es ist der furchtbare Glacco und der edle Ruperto. Damals schwärmte jener arme Philipp Brandt für solche Bücher, von dem Du durch Wilhelm wissen wirst, und sie haben auch wirklich ein Beispiel von frühzeitiger Kopfverdrehung an ihm geliefert — Du weißt, er ging abenteuernd nach Paris, von einem verdächtigen Maler-Chemiker Seiberts oder so — dazu verleitet — man hat nie wieder von ihm gehört, obgleich Wilhelm dort eifrig forschte. Die beiden mögen wohl nie bis dahin gekommen sein.

Doch in was für Kindheiterinnerungen verlier' ich mich denn da? — — — —

— Liebchen, ich freu' mich ausnehmend über diese gute Faißt, die so für unsre Verlobung schwärmt und Dir die Sache mit den 800 Talern so plausibel gemacht hat. Herzchen, je mehr Du Dich dran gewöhnst, den Gedanken der völligen Assekuranz vor der Heirat aufzugeben, je entzückter bin ich. Gestern hab' ich wieder so einen Tag der stumpfsten Sehnsucht verlebt, wo man weder zum Lachen noch zum Weinen kommt! Denk'! für die 40 bis 50 Kreuzer, die ich jetzt täglich für mein Essen ausgeben muß —

können wir doch wahrhaftig uns zusammen so viel stellen! Und dann rauch' ich auch weniger Zigarren — Du wirst sehen! Wenn mir meine 1000 Gulden dekretiert werden und Du im nächsten Jahr Deine Erbschaftsangelegenheiten geregelt bekommst, Liebchen, so wollen wir wahrhaftig recht bald ein Herz fassen, und uns nicht so, so lang besinnen! Nachher macht sich alles ganz natürlich: ich hab' meinen praktischen Verstand auf dem Schoß! Ach, Liebchen, Liebchen, denk' an die Faißt und denk', daß wir erst zusammen Glück, Arbeit, Mut, Kraft, Fröhlichkeit und alles finden werden! Nur mußt Du die Idee aufgeben, das Deinige auf Zinsen zu legen! „Für's Alter!" Kind — nur nicht solang vorausſorgen! Die Lieb' soll uns ewige Jugend geben! Auch Du hattest neulich wieder so einen vernagelten Tag! Die achtzehn Kreuzer Porto sind jetzt, solang wir getrennt sind, ja eine wahre Wohltat — aber wenn wir zusammen sind — können wir zu Nacht davon essen! —

Ich hab' einen gewissen Noe[1] kennen gelernt, der großer Sprachenkenner ist; jetzt hat er seit dem Tod des Königs Max seine Unterstützung verloren und arbeitet belletristisch. Diesen Winter wird er in Tirol zubringen, um ein Werk darüber für einen Buchhändler zu schreiben.

— — — Ach, ich schmachte so nach Dir! Das Bewußtsein Deiner grenzenlosen Lieb' ist mein großer Trost! Mit vielen Seufzern und noch ungleich mehr Küssen grüß' ich Dich, o lieb' Frau!

Dein Peter.

Taufig an Cornelius.

24. August 1865.

Auf Deinen letzten Brief konnte ich nicht gleich antworten; bis gestern habe ich wie ein Roß an den zwei letzten Tristantranskriptionen gearbeitet. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, ein möglichst zusammenhängendes Musikstück aus diesem Werke herauszuklauben und hinzustellen, und das, was ich beim Anhören des Tristan nicht herausfühlte, beschäftigt vom dramatischen Vorgange, zeigt sich mir jetzt bei einem minutiösen Eingehen in die Partitur, daß näm-

[1] Heinrich August N., Schriftsteller (1835—1901).

lich kaum ein, zwei Melodien recht entwickelt ſind; ich meine in die Breite und nicht im Detail und zwar von vornherein — Du weißt ſchon was ich meine. Dank wird mir Wagner gewiß keinen für dieſe Bearbeitungen wiſſen; das iſt auch Wurſt, mir iſt es augenblicklich lieber, wenn ſich Schott dankbar zeigt.

Was ſagſt Du zu dem klavierſpielenden Abbé? Findeſt Du das alles nicht höchſt wunderbar? Das Programm zu ſeinem heutigen Konzerte in Peſth iſt ſehr drollig..... Apage, Klatſchiatan! Sprechen wir von uns, wenn wir mediſieren wollen. Ich verleumde mich alſo entſchieden, wenn ich Dir mitteile, daß ich wieder Luſt zum Komponieren habe und jetzt etwas ſchreiben möchte. Der Triſtan iſt aus den Gliedern, die ſinfoniſchen Dichtungen genieren einen auch nicht viel, jetzt „Gedanken her", wie Saſcha Ritter ruft, wenn er morgens um 5 Uhr aufſteht.... Beeile Dich einen Stoff zu finden, ich muß Dir zureden und billige nicht Dein Säumen. Du biſt jetzt frei, brauchſt keine Stunden zu geben. Zeit iſt dem Künſtler teurer als dem Berufsmann. Ich finde Deine Einwendungen gegen Signor Formica oberflächlich. Der Cellini von Berlioz wird nie ſeinen Weg machen, er hat das Zeug nicht dazu, trotz der wundervollen Muſikſtücke, es iſt keine rechte Oper mit gezeichneten Charakteren, und Dich halte ich für den einzig fähigen Menſchen, eine ſolche komiſche Oper mit tieferem Humor und etwas Diaboliſchem zu ſchreiben. Deshalb riet ich Dir früher zum Fortunat und muß Dir abraten ſolche kalte geſpreizte Stoffe, wie die Jungfrau von Orleans zu wählen. Deinen Katzenjammer nach dem Cid begreife ich, obwohl Du ihn nicht übertreiben darfſt. Das Werk war Übergangsoper und hatte viel Gutes. Nur Wagner hat nie Katzenjammer, ſelbſt wenn er jetzt die Nonne von Palermo aufführen ſehen würde. Adieu, lieber Peter, ich werde heute doktrinär. Schreibe bald, viel ſehr viel, ich unterhalte mich vortrefflich mit Dir. Die Welt iſt ein Jammertal..... Mr. O'Sullivan heiratet Fräulein Wolter. Geſchieht ihm ſchon recht.

Dein Carl.

424. An ſeine Braut.

München, 25. Auguſt 1865.
Herders Geburtstag.

Liebchen, jetzt geht die Uuruh' wieder los! Wagner iſt ſchon ſeit einigen Tagen wieder hier. Geſtern erfuhr ich's durch Porges, der ihn gleich anfangs geſprochen, aber ſeitdem am alten Unterleibsübel bettlägerig krank war, ſo daß ich's nicht erfuhr. Ich ging gegen abend hin, traf ihn aber nicht zu Hauſe. Ich ging zur

Gevatterin Anna. An dem Benehmen des Gevatters, Diener Franz Mrazek, merkte ich, daß ich in — Ungnade bin! Auch Porges ſagte auf meine Frage: „Nun wie iſt er denn auf mich zu ſprechen?“ — ausweichend: O er iſt eben erzürnt oder ſo etwas. — Du ſiehſt, die Sachen ſtehen eben nicht günſtig. Ich bin mit dem beſten Willen hierher zurückgekehrt, aber ſchon das Benehmen der andern — — und Bülows Wort: ich ſei ihm unheimlich geworden, iſt mir ein böſes Zeichen. Auch erfüllt es mich mit einem inneren Unmut, der nicht die gute Stimmung iſt, eine Verſöhnung herbeizuführen. Sei nicht ängſtlich, Du ſiehſt ja, daß ich den beſten Willen habe, jedoch kann es mir nicht einfallen, wochenlang bei Herrn Richard Wagner zu antichambrieren und um Gnade zu flehen. Jeder Schritt, der meiner Würde entgegen iſt, wäre eine Schmach. — — — — Was mich betrifft, ich ſtrebe wahrhaftig in der innerſten Seele nicht fort von hier, wenn ich nicht vertrieben werde; die Süßigkeit, die ich jetzt empfand, ruhig meiner Kunſt und einſtweilen in geiſtigem Verkehr mit Dir leben zu können, iſt ſo groß, daß ich nur mit dem größten Widerſtreben die hieſige Stellung aufgäbe, ſo ſehr ſie nun einmal einen Widerſpruch zwiſchen Gemüt und Verſtand in ſich trägt. Werde ich aber durch das Benehmen meiner Umgebung vertrieben, ſo räume ich das Feld, ſo verlaſſe ich mich auf Dich und weiß, daß Du Dich in allem Schmerz und Verzagen als meine geiſtige Hälfte zeigſt, mir in dem Kampf um Freiheit und Manneswürde mutig zur Seite ſtehſt.

— — Meine Frau, meine liebe Seele, ich will jetzt zu Wagner gehen, verſuchen ihn zu ſprechen, ſei nicht ängſtlich, ſobald etwas vorfällt, ſchreibe ich Dir unverzüglich, ſollte es wichtig, dringend ſein, ſo telegraphiere ich Dir. Meine Braut, meine Frau!

Ewig Dein Peter.

425. An ſeine Braut.

[München, 26. Auguſt 1865.]
Abends.

Meine teuerſte, beſte Frau!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Anfang iſt gemacht. Mein hieſiges Verhältnis iſt mit Gott wieder ins alte Geleis gebracht. Ich ging, wie ich Dir ſchrieb, mittags hin, es war mir ſchwer um's Herz — doch um die Zeit durfte mich Franz nicht melden. Nur war das Eis ſchon im Tauen, das merkte ich am Gevatter. Ich kam alſo um 6 Uhr wieder. Da kam endlich Wagner, wir machten's kurz ab. Er ſtellte mir gleich das Schreiben zu, welches Du bereits in Händen haſt und ſagte, einen Tag ſpäter hätteſt Du mir es ſehr ſchwer gemacht. Dann gab ich ihm ſpäter nochmals die Hand und ſagte: Wagner, es iſt mir wirklich leid — ich habe vieles dumm gemacht! Ach was, ſagte er, ſtehen wir uns als Männer gegenüber und laß es gut ſein. Dann kamen wir auf andre Dinge, ſprachen auch von Dir und daß Fräulein Mathilde Mayer ſehr gute Nachrichten über Dich damals gegeben habe. Gleich darauf hatte ich ſchon wieder einen kleinen Nervenanfall von ihm auszuſtehen, da war ich ſchon wieder ganz in die alten Rechte eingeſetzt. Die Gräfin Kalergis, die früher Namhaftes für ihn getan hatte, war auf der Durchreiſe hier. Sie ſchickte nach mir, ich ging ſogleich zu ihr. Ich kenne ſie ſchon ſeit Jahren, eine frühere Flamme von Liſzt — Klavierſpielerin, Diplomatin, ſah ich ſie in Weimar. Sie intereſſiert ſich namentlich für Wagner, Tauſig, mich, Standhartner. Sie hat jetzt den ruſſiſchen Polizeidirektor Muchanoff zum Gemahl, 10 Jahre jünger als ſie, ſehr ſentimental. Mit ihr plauderte ich über alles. Da ſagte ſie mir: ſie habe auch zu Wagner geſchickt, dort ſei gar niemand. Ich ſagte ihr in einem Rückfall unausſtehlicher Naivität: Das iſt ein Irrtum. Wagner iſt hier, ich werde ihn heut' abend ſprechen. Das kam nun bei Wagner zum Vorſchein, denn ſie ließ ihn durch mich auf 10 Uhr zum Tee einladen. Da ſagte er: Das ewige Reden mit den Leuten — da wird wieder irgend ſo ein Vieh von Attaché ſein, der mich fragt, wie ich mit

der Aufführung des Triſtan zufrieden ſei — das bringt mich zur Verzweiflung — es könnte einmal ein Unglück vorfallen und ich einen ſolchen Menſchen in einem Wutanfall erdroſſeln. — Nach einigen begütigenden Erklärungen von mir war er ſo weit, mit dem Fuß zu ſtampfen, aufs Klavier zu ſchlagen und zu rufen: Ich kann nichts mit dieſen Menſchen zu tun haben — ich will nicht mehr reden uſw. Dann war's gut, dann legte er ſich nieder — und eine Stunde ſpäter beim Abſchied, nachdem der Stirnrunzelmann[1] und die beiden Porges gekommen waren, verließen wir uns mit aller Freundlichkeit und Güte. Ich ſteh' aber auch weiß Gott nach und nach drüber. In unſrer Umarmung, Frauchen, in unſrer innigſten Liebe und in dem, was ich von ihr begeiſtert in der Kunſt ſchaffe, ſei ewige Wahrheit. Die Welt will nur Komödie und man muß als Zuſchauer oder Agierender mitſpielen, wie ſie's haben will. Wagner iſt grau geworden, nicht ſeine Haare — aber ſein Geſicht; es iſt eine bedenkliche Farbe! — Mir ſagt alles, ich ſeh' gut aus. Du biſt mein Wohlſein, meine Jugend, meine Luſt, mein Traum!

Es ſchlägt fünf. Ich muß eilends zur Muchanoff, die noch hier geblieben iſt und mich beſtellt hat. Ich verkündete ihr unſre Verlobung, ſie war äußerſt erfreut. „Sie ſchienen mir immer ein liebebedürftiger Menſch zu ſein. Ja auch meine Verbindung iſt nur aus Briefen hervorgegangen. Ich entfloh vor meinem Mann, predigte ihm, wieviel zu alt ich für ihn ſei, da bat er um die Erlaubnis, mir zu ſchreiben. Seitdem ſchrieb er mir täglich. Anfangs antwortete ich ſelten, dann immer öfter, zuletzt täglich; da heiratete ich ihn." — Jetzt bedarf ſie nach polniſchen Leiden ein Bad im Germanismus. Ihr Mann will einen längeren Urlaub nehmen, dann wollen ſie in Dresden wohnen, wo ſie auch zugleich in der Nähe ihres Vaters iſt, eines Fürſten von Neſſelrode.[2] — — —

Liebchen, teure Frau, ſo ſchließe ich. Leb wohl, Gott ſei mit Dir!

Dein Peter.

[1] Gemeint iſt Friedrich Schmitt, der Geſanglehrer.

[2] Karl Robert Graf N., ruſſiſcher Reichskanzler und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten von 1816—1856.

426. An Alexander Ritter.

München, 26. Auguſt 1865
Jägerſtraße 3c parterre.

Mein lieber Ritter! Soeben finde ich Deinen Brief hier vor, wie ich nach Hauſe komme. Sobald ich höre, ob Liſzt überhaupt kommt und wann er kommt, werde ich Dir es gleich telegraphieren. Ich zweifle daran, daß er hierher kommen wird, hier hat wenigſtens noch nichts verlautet. Ich will einmal im Hauſe bei Bülows fragen, ob dort unterdeſſen neuere Nachrichten angekommen ſind. Liſzt ſoll mit ſeinen Kindern zum Baron Eötvös auf's Land gegangen ſein, dann heißt es, würde er nächſten Dienstag mit Bülow in Peſth ſpielen, ſo daß Bülow erſt in den allerletzten Tagen Auguſt hier erwartet wird. Du kannſt alſo ruhig auf meine telegraphiſche Depeſche warten, und Dir immerhin noch ein paar Stiefeln vor der Abreiſe ruhig wichſen laſſen!

Vor allen Dingen freue ich mich, daß Eure Elſa doch mindeſtens nicht ſchlimmer geworden iſt, Gott gebe nun einen guten Verlauf der bei Nervenübeln ſo ſonderlich peinlichen Wiedergeneſung, in betreff welcher ich Dich nicht werde zu ermahnen brauchen, daß man dabei nie denken darf, nun ſei alles überſtanden. Ich hoffe, ich ſehe dann das arme Kind bei einem Wiederbeſuch ebenſo wohl als die beiden andern, welche mir ſehr freundlich als recht friſch aufgewachſene Kinder im Gedächtnis geblieben ſind.

Meine hieſigen Angelegenheiten ſind für's erſte wieder in völligem Geleiſe, ſeitdem ich Wagner geſtern geſehen und ſehr freundlich von ihm empfangen wurde, nachdem er vorher noch vor mir entflohen war (wie Coſima mir ſagte), um mich nicht in ſo gereizter und ſeit Schnorrs Tod doppelt peinlicher Stimmung wiederzuſehen. Jetzt betrachte ich mich denn endlich ein für allemal als Münchner, und hoffe, wir halten gute und nicht allzu faule Nachbarſchaft zwiſchen Hauptſtadt und Provinz — wozu ſchon Dein guter Vorſatz mit Liſzt einen ſchönen Anfang bildet. Es wird dort geſünder ſein, und ich darf nicht vorſchnell urteilen, aber Ihr würdet doch ſchließlich auch ebenſogut in München wohnen können? Für mich wäre die Idee, daß meine Braut mit Deiner Frau verkehren

könnte, von einer gar nicht zu beſchreibenden Beruhigung und Behaglichkeit. — Auch die beiden Porges bilden ſehr ebenbürtige Glieder in einem gutgeſinnten Kreiſe von Menſchen; ich freue mich überaus, ſie hier zu haben. Ach, welches Hafengefühl, ſich einmal zu denken, hier wirſt Du bleiben, Menſchen zu Freunden haben, eine liebe Frau, und die Sorge als einen gezähmten Wolf zum treuen Hofbewacher an der Kette!

Ich habe täglich an Euch gedacht, meine Indolenz im Schreiben verwünſcht, und es iſt mir eine wahre Erleichterung, Dir in baldiger Beantwortung Deiner Frage einen Beweis der loyalen Geſinnung zu geben, die mich für Dich und Deine Familie beſeelt.

Wagner ſieht ſo grau von Teint aus! Keine gute Farbe. Sein Übel, Nervengereiztheit, iſt eben unheilbar und verläßt ihn nicht mehr. Wenn man das erſt eingeſehen hat, wäre es Torheit, ſich dagegen zu ſtemmen, oder es ihn entgelten zu laſſen. Man muß ihn eben als den einzigen unter den Geiſtern, der er iſt, nehmen, den Menſchen ertragen und — lieben, wozu ſich auch bei ihm immerhin reichlicher Stoff findet. Er benahm ſich geſtern gegen mich ſehr gut, und ich will mich täglich im Innerſten ermahnen, auch ebenſo mit ihm zu verfahren. —

Ich ſchwelge wieder im Muſikmachen, beſinne mich auf die ſeit vier Monaten verlernten Muſikſtücke und ſtudiere eine kleine Suite vom großen Suitier! Außerdem jage ich nach Geſpenſtern (für Laſſen!) und habe eben in „Dumas 1001 Geſpenſt“ wieder recht grauſige und poſſierliche gefunden. Auch in betreff auf ein eignes Libretto ſcheint ſich nach und nach eine Idee über die andern als herrſchende erheben zu wollen. Gott gebe es, denn eine ſolche Arbeit iſt Lebenselixir. Doch erzwingen kann man's nicht, es muß über uns kommen. Lieber Ritter, es wäre ſchön, wenn Liſzt käme, und dann auch Du! — Es war eigen, daß Dräſeke nach mir kam. Wir empfinden über ihn, wie mir ſcheint über vieles, ſehr ähnlich. Ich möchte ihn zu den nachſündflutlichen Geiſtern rechnen im Gegenſatz zu den vorſündflutlichen Tieren. Man könnte den Vergleich ausführen, vielleicht in eine Sackgaſſe damit rennen, aber eine Sackgaſſe iſt doch immer auch eine Gaſſe. Du weißt, ich ſchimpfte ihn einmal Partiturlümmel, er lachte ſehr darüber; aber es iſt

im Ernſt auch wahr. Er ſchreibt reingeiſtig, nicht für Aufführungen. — Die Quinten ſeiner künſtleriſchen Konſequenzen ſind zu geſättigt rein geſtimmt, zu richtig — deshalb bringen ſie nachher im ganzen den Mißklang hervor.

Deine Quartette ſind höchſt erſprießliche Studien, und das iſt eine Schule für alles! Beſonders aber höre ſie fleißig und ermutige Dich immer wieder zu einer neuen Arbeit. Willſt Du nicht einmal eine vernünftige Suite für Quartett ſchreiben — wie man ſie jetzt für das ganze Streichorcheſter — von Bach — aufführt? Das klingt herrlich und muß einem koloſſal Freude machen. Später moderne Suite mit Polonaiſe, Mazurka, Scherzo, Marſch uſw. Haſt Du ſo etwas für Streichquartett gut geſchrieben — ſo wird Dir auch ſinfoniſch alles gelingen.

Ich bitte Dich, Deiner Frau meine Ergebenheit und Huldigung auszuſprechen, und Du ſollſt der wärmſten Teilnahme für Dich und Dein Haus gewiß ſein, mit welcher ich immer bleibe

Dein Cornelius.

427. An ſeine Braut.

München, Sonntag, 27. Auguſt 1865,
morgens.

Ich muß heute wieder einmal zum Bleiſtift greifen, Frauchen, in einem lauten Billardzimmer ſpreche ich ſtille Liebesworte zu Dir. Ich fühle mich wieder einmal recht allein, finde, daß ich gar nicht recht in die Welt paſſe. Ehe ich wieder an einer großen Arbeit bin, meine ich auch, ich habe kein Recht zu leben. Doch das wird ſchon wieder kommen. Ich will nur endlich einmal das viele Leſen aufgeben. Ich will meine eigne Phantaſie wirken laſſen. — Ich habe Deinen Brief heute wieder völlig regelmäßig zum Kaffee erhalten. Du biſt eine Künſtlerin! Bekamſt Du denn auch die meinigen zur beſtimmten Zeit? — — — — Wagner hab' ich ſeit jenem erſten Male nicht geſehen, denn geſtern, wo ich ihn abends beſuchen wollte, behielt mich die Muchanoff bei ſich, welche mir den Lohnlakei geſchickt hatte, mich wiſſen zu laſſen, daß ſie noch hier geblieben ſei. Ich verläugnete Wagner, auf ſeinen Befehl, ſtand-

haft, mit der ruhigſten Frechheit, wie ſie nur der ausgemachteſte Lügner haben kann, auch behauptete ich, als natürliche Folge der erſten Lüge, daß ich ihn noch gar nicht geſprochen habe! Bei der Gräfin war außerdem ein gewiſſer Demidoff, ein echter Kalmükentypus. Die Unterhaltung wurde teilweiſe im feinen Ton geführt, d. h. mit Disput über Modethemen: Deutſche Einheit, Demokratie, Adel. Eine Zeitlang gebe ich mir bei ſo etwas alle Mühe zuzuhören, aber endlich ſchweifen meine Gedanken ab, ich habe ſo gar kein Intereſſe über ſolche Fragen abzuſprechen. Mich intereſſiert nur lebhaft ein Geſpräch aus tiefer Seele heraus über Leben, Neigung, Kunſt, Erfahrung, Glauben, wie man ihn hat oder nicht hat. Aber das Reden aus der Seele wird eben durch das Disputieren über ſolch' allgemeine Artikel vermieden. Die Gräfin erzählte übrigens intereſſante Epiſoden aus ihren perſönlichen Beziehungen zu Louis Napoleon, Cavaignac, Paul de Muſſet. Sie iſt im ganzen eine intereſſante und begabte Frau, und es iſt angenehm zu ihren Freunden zu gehören. — — Für Wagner tat ſie, wie geſagt, ſehr viel. Noch in Wien pumpte ſie 1000 Gulden, um ſie ihm zu geben. — —

Berthchen ich bin bei Dir!

Ganz Dein Peter.

428. An ſeine Braut.

München, 28. Auguſt 1865.

— — — Nachdem ich den Bleiſtiftbrief in den Kaſten geſchoben, ging ich zu Wagner. Er ſaß ganz ſtill und allein hinten in ſeinem Garten unter einer hohen Eſche, der Welteſche, wie es in ſeinem „Ring" heißt. Er las in den Bretoniſchen Sagen, die man jetzt franzöſiſch im Urtext herausgegeben hat, und aus welchen ſpäter die Sagen von Arthur und der Tafelrunde entſtanden. Dann gingen wir im Garten auf und ab, ſpäter über Veranda und Balkon in den Gartenſaal; das iſt im Sommer ſo ſchön in eins verbunden, daß die Pfauen mit in den Salon kommen und, wie Wagner ſagt, ihm ſchon auf ſeinen Bechſtein-Flügel ge . . . . . haben. Später kam der junge Semper, ein Sohn des Architekten, der hier Philo-

logie studiert. Es wurde die ewige Angelegenheit besprochen. Die Sache ist so. Wagner spricht in seiner Vorrede zum „Ring“ (der Nibelungen) von einem Theater, das dazu gebaut werden soll. Der König schwärmt dafür, ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Seitdem ist immer von diesem Theater die Rede. Seitdem ist aber Schnorr gestorben, die Nibelungen noch weit von der Vollendung — was dann mit dem Theater machen, wenn es da ist? Da hat nun Wagner selbst etwas Grauen vor der zu glänzenden Erfüllung seiner Wünsche. Außerdem sieht er, daß dies Theater besonders ein Stein des Anstoßes für die Leute ist, welche die finanzielle Bestreitung dieses Punktes zu besorgen haben. Ihm kommt es jetzt vor allem auf ein Jahr Ruhe, völlige Erholung, auf Erhaltung der ihm vom König verliehenen Behaglichkeit an und er sieht, daß die Inangriffnahme dieses Planes dieselbe eher stören, in Frage stellen kann. Deshalb verhält er sich mehr abwehrend als betreibend in diesen Dingen. — — Nachher waren wir spazieren und trennten uns an seiner Haustüre.

— — — Ja, mit München ist jetzt alles wieder in Ordnung. Man wird auch wohl meinen Cid hier geben. Wagner sprach davon. Dann kommst Du wohl zur Aufführung? Weißt Du, man muß alle solchen Werke öfter hören, man versteht sie dann besser. — — Ja, Frauchen, jetzt schwimmt Dein Hundelchen und Fischchen nach Starnberg, eigentlich ist es ein Opfer — ich bin schon wieder zufrieden in täglichen Gewohnheiten, im Musizieren und Stoffsuchen. Doch ist es noch Sommer und ich hab' ein paar Gulden Geld und zwei so herzliche Freunde, Marshall und Wislicenus, so will ich's mitmachen. Sei nur auch recht bei mir — daß mich nicht mitten im Tag ein Jähhunger nach Dir anwandelt! — — — Ich hab' Dich so lieb. Laß uns nur ein schönes bräutliches Wiedersehen ersinnen, erträumen, dann wird's auch Wahrheit werden!

Sei mein!

Peter.

429. An ſeine Braut.

München, 2. September 1865.

Ich danke vor allem Gott, daß mein Frauchen wieder geſund wird. Iſt die Lieb' nicht vielleicht auch ein wenig ſchuld? O gewiß — die ganze Zeit von fünf Monaten war ja doch eine Aufregung für Dich — das ganze Leben änderte ſich ſeitdem, innigeres Freuen, Sehnen, Schmachten kam über Dich. Nun, ich hoff', der Aufenthalt in dem lieben Neuenheim wird ſtärkend auf Deine Geſundheit wirken. Am geſündeſten wär' Dir's freilich, wenn wir bald zuſammen kommen könnten, o lieb' Frau, mir ja auch! Was entbehr' ich Dich!

— — — — Ich bin allem vernünftigen Rat gefolgt, hierher zurückzukehren. Carl, Wilhelm, Schily waren einig darüber, es ſei das beſte. Ich hatte den ſchweren Schritt dabei zu überwinden, Wagner wieder entgegenzutreten. Unſre Liebe war es, die mich vermochte nach München zurückzukehren. Nun betracht' ich es als ein Glück, daß es geſchehen iſt, und daß ich mir ſagen darf: Sieh' die Lieb' iſt ein guter Stern! ſie ſtimmt mit dem Rat der Familienweiſen überein. Es iſt ſeit dieſen vier Wochen alles ins alte Geleis gekommen. Ich bin jetzt glücklich in dem Gedanken, hier zu bleiben, ich ſuch' mich an München zu attachieren und leb' und ſprech' zu den Freunden nur immer von der Hoffnung, hier mit Dir glücklich zu ſein! — Da darfſt Du nun nicht zu beſorgt ſein, lieb' Frauchen, wegen meinen tauſend Gulden! Die ſind ein Gnadengeſchenk, es wäre ein Wahnſinn geweſen, über den ich jetzt, nachdem alles vorüber iſt, erſchrecke, wie vor einem Abgrund, ſie aufzugeben. Königliche Gnade, lieb', lieb' Herz, iſt wie eine Sonne, wie ſollt' ich ſie nicht über mich ſcheinen laſſen? Nur nicht zu ängſtlich. Zu tun wird auch dafür kommen, und nur zuviel. Da ſollteſt Du Carl hören! Der würde Dir Mut machen. Er ſagt: Du haſt dein Geld zu nehmen und ſowenig wie möglich dafür zu arbeiten, nur darauf zu denken, was Tüchtiges zu machen. Der Großherzog hat meine Oper dem König ſchriftlich anempfohlen, alſo weiß der König einmal vorderhand, daß er ſeine Gnade keinem ganz Unwürdigen angedeihen läßt, das iſt genug. Mein ganzes Streben

und Sehnen geht jetzt darauf, bald an meine dritte Arbeit zu kommen. Aber nur hier kann ich das hoffen, wo ich Muße und Freiheit von Sorgen habe. Den Winter über wird sich dann auch Arbeit finden, ich werde Stunden geben in Harmonie und Kompositionslehre, es wird an das Konservatorium gedacht und ich werde Beschäftigung finden, nur zuviel, wie ich sagte, aber es wird mir dennoch gut sein, weil ich Geld dabei verdiene. Dann werd' ich leicht auf 1500 Gulden stehen und wenn Du 500 Gulden mit hinzubringen kannst, so wäre es Sünde länger zu warten. Bis dahin wird mich ja auch mein Eid oder irgendeine Gelegenheit mit dem König wieder zusammenbringen! Dann werde ich schon meine Sache führen.

Auch über Wagner mache Dir keine Gedanken! Er wird mir nie übel wollen. Es geht jetzt allerdings noch langsam mit unsrer Gegenseitigkeit — aber ich kann in keiner Weise über ihn klagen. — — —

Jetzt überrascht mich die Dämmerung. Ich hab' heut' Katzenjammer gehabt, indem wir wieder einmal eine Weimarsche Nacht hatten. Wir feierten Wislicenus' Glück. Es war auch ein gewisser Bildhauer Konrad Knoll[1] dabei, mit dem ich Freundschaft schloß. — — — Berthachen, werd' nur wieder recht gesund. Ach, mein Herz ist heut' so zärtlich für Dich, aber mehr, als wenn ich Dein Vater wär'. O lieb', lieb' Frau! Gott schenk' uns aber auch tausend Umarmungen und aber, abertausend.

Mit glühender Lieb'

Dein Gatte, Dein Mann, Dein Goldfisch.

430. An seine Braut.

[München, 4. September 1865.]

O du mein liebes Berthchen, heut', mein armes Tierchen, wirst Du knapp gehalten, elendes armes Mauschelchen.

Der Marshall ist da, reckt sich katzenjämmerlich und doch vergnügungssüchtig auf dem Sofa — will ins Freie, in den Sonnen-

[1] Lebte 1829—1899. Von 1868 ab Professor am Polytechnikum zu München, wo sein bekanntestes Werk der Fischbrunnen auf dem Marienplatz.

ſchein. Es iſt ſchon halb zwei: ich kramte heute früh in meiner Wiener Kiſte, o je! da gibts Notizbüchelchen für Dich! — Noch weiß ich gar nicht, wohin mit dem allem!

Geſtern bekam ich neuen Beſuch, den Profeſſor Junkmann aus Breslau, ein alter Freund von Carl, den ich ſeit 1849 in Berlin, wo er Abgeordneter war, nicht geſehen habe. Er überraſchte mich geſtern mit einem Schüler von Carl, einem Herrn Stieve[1] aus Münſter. Da gingen wir noch in den „Orlandus Laſſus“, wo ich die Dir verordnete Medizin ſelber brauchte, nämlich Huhn mit Suppe, denn ich war den Tag über ganz katzenjämmerlich geweſen, wie ich Dir ja auch geſtern ſchrieb. Doch blieben wir nicht lange, und ſchon um 10 Uhr lag ich im Bett, wo ich bis faſt gegen acht blieb, das geſtern Verſäumte nachzuholen. — Jetzt liegt auch wieder das Mäuschen vor mir, das mir meine gute Deſtinn in Wien geſchenkt hat, auf eine Unterlage von Tintenwiſchern gebettet. Mitten in dieſer Wiener Auskramerei kam ein ſehr herzlicher Brief von Damroſch, den ich Dir denn in Gottes Namen mitſchicke, damit Du doch etwas zu leſen haſt, ich habe ihm gleich darauf geantwortet, und es geht der Brief mit dem Deinigen zugleich ab. Auch von Taufig hatte ich wieder einen Brief. Wislicenus iſt jetzt abgereiſt, nachdem ſie mich vergeblich geſtern bei Knoll zu Tiſch erwartet. Dieſer Knoll iſt ein ſehr lieber Kerl, eine ungeheure Perücke von rotblondem Haar über einem fein ausgemeißelten Kopf. Auch ſeine Frau, eine Weſtfalin, ſoll ſehr nett ſein. Siehſt Du, da haben wir ſchon wieder einen Anſchluß! Dein heutiges Briefchen bekam ich wieder exakt zum Kaffee, es iſt wirklich ſehr hübſch eingerichtet. Geſtern war ich ganz beſonders verliebt in Dich, ich las Deinen Brief wieder, konnte mich nicht ſatt ſehen an Deinem Bildchen, es lag vor mir beim Beten; ach Du gutes Berthachen, ſeufzte ich. Die Idee, wie unverdient und entzückend doch Deine Liebe für mich ſei, kam mit einer göttlichen Wehmut über mich!

Ich ſchicke Dir auch die Photographie der Altgräfin Salm, welche in Wien ſehr freundlich gegen mich war. Sei denn heute nicht bös, wenn ich ſo karg bin, ich will Marſhall nicht länger

[1] Felix St., Hiſtoriker 1845—98.

langweilen, der ſchon die ganze Zeit geduldig italieniſche Novellen lieſt. Morgen ſchreib' ich Dir ja wieder mehr. Küß mich recht oft, und hab' Dein Männchen in Gottes Namen recht lieb. Heiliger Damroſch, Bronſart, Bülow, Taufig, bittet für uns, daß wir auch bald zuſammen kommen!

Dein Peter.

431. An ſeine Braut.

[München, Dienstag, 5. September 1865.]

Es hat mich etwas traurig gemacht, liebe Frau, daß Du immer noch nicht wieder ſo recht wohl werden willſt! Denke Dir, aus Sympathie habe ich auch etwas Rückenweh. Wir ſaßen neulich mit Marſhall und Knoll im engliſchen Kaffee unter freiem Himmel, die Nacht war wundervoll und lau, und doch glaube ich, daß ich mich damals ein wenig erkältete. Nun mach', daß Dein Rücken wieder gut iſt, ſo wird dann meiner auch wieder gut. Berthachen, unendlich wonnig iſt unſer Liebesverhältnis! Wie hätten wir es früher ahnen und hoffen dürfen durch ein ſolches Bündnis ein ſo hundertfach geſteigertes Leben zu gewinnen! Denk' einmal, wie wir jetzt täglich im Geiſte beiſammen ſind, faſt von jeder Stunde unſres Lebens wiſſen, wie jedes ſie verbracht hat! Beim Erwachen und im Einſchlafen und ſo oft im Lauf des Tags erneuern wir das Bewußtſein unſres innigen Zuſammenſeins, unſre Sehnſucht, es auch ins Leben zu rufen!

Die Sache mit Meiningen verſtimmt mich faſt; kaum bin ich nach ſo viel Kämpfen endlich zur Ruhe gekommen, lebte wieder einmal einen vollen Monat der göttlichen Kunſt, gewöhnte mich an den Gedanken, womöglich in München alt zu werden, ſo werd' ich wieder von draußen geſtachelt, andre Stellung zu ſuchen. Ich entſcheide mich ſchwer, einen Schritt zu tun. Gib Du mir auch wieder, brieflich oder telegraphiſch, den entſcheidenden Spruch! Das ſoll mich beſtimmen, wie Dir's Deine Seele eingibt! Schelte nicht auf Dein Männchen, daß es die Sache Dir von ſeinem wehen Rücken auf Deinen wehen Rücken ſchiebt, ſondern red' umgehend aus freier Bruſt darüber, und verlaß Dich drauf, daß ich dann

Deinem Rat, Deiner Eingebung gemäß handle. Wenn Du telegraphierſt, ſo iſt ja noch keine Zeit verloren. Du haſt vielleicht einen Traum oder eine Eingebung, die glückbringend iſt. — — —

Wagner empfing mich am letzten Sonntag ziemlich gereizt und hinter'm Berg haltend, die Porges waren gerade bei ihm. Er ſagte: „Ich kann mit niemand reden — kann niemand ſehen — wenn ich eine halbe Stunde etwas aufgeregt rede, ſo bekomm' ich 'nen Weinkrampf. Die Porges ſind ſo freundlich, immer einmal anzufragen, ob ſie mich ſehen können, und ſind nicht bös, wenn ich ſie fortſchicke." Ich nahm gleich mit den Porges, die ſchon im Weggehen begriffen waren, wieder Abſchied. — Ich glaube, daß ſein Selbſtgefühl von mir zu ernſtlich verletzt iſt, als daß er ſich je wieder davon erholen könnte. — — Die beiden Porges werden bei ihm immer zu meinen Gunſten reden und wirken. Überleg' Dir Meiningen ohne zu rot oder ſchwarz zu ſehen, und ſei wieder mein liebes Orakel. — Gelt, das war wieder ein lieb' Eheleutsgeſchwätz zuſammen! — — Lieb, lieb Berthachen, ſei glühend umarmt

von Deinem Peter!

432. An Carl Tauſig.

München, Mittwoch, 6. September 1865,
Jägerſtraße 3c, parterre.

Mein lieber Carl! Daß ich nichts wieder auf die lange Bank ſchiebe, ſchreib' ich Dir heute. Ich habe Deinen Brief zu Ende Auguſt richtig erhalten. Seitdem hatte ich eine etwas zerſtreute Woche. Wislicenus und James Marſhall aus Weimar waren hier, mit denen ich viel verkehrte. Wir waren einen Tag am Starnbergerſee, Goethes Geburtstag. Zur ſelben Zeit hatte Wislicenus den Preis der Goetheſtiftung erhalten.

Es handelte ſich um 1000 Taler. Wir veranſtalteten demnach noch eine kleine Feſtkneiperei, an welcher ein gewiſſer Conrad Knoll teil nahm: Autor der Statue des unter Napoleon erſchoſſenen Buchhändler Palm für Braunau.

Gegen 20. Auguſt etwa war auch die Gräfin Muchanoff hier. Sie war ſehr liebenswürdig, gab mir Tee mit einem Herrn Demidoff, vermutlich hieſiger ruſſiſcher Attaché. Am letzten Sonntag hatte ich einen Brief von Damroſch, worin er ſehr herzlich nach einem Lebenszeichen von mir begehrte, etwas vom Barbier oder Cid zu ſehen wünſchte. Ich antwortete ihm augenblicklich. Er hatte das Treiben bei Gelegenheit des Triſtan ſehr kalt und unerquicklich gefunden. Haſt Du in bezug auf letzteres das Poſaunenkonzert von Richard Pohl im Botſchafter geleſen, in welchem auch Aline Hundt als Triomelodie benutzt iſt? Es überläuft einem kalt, wenn man ſo Zeugs lieſt. Freund Gille in Jena las es uns mit der ſtillen Wonne, daß auch er drin vorkam, die ſich am meiſten darin offenbarte, daß er die betreffende Stelle überſpringen wollte. Ich habe Dir nicht erzählt, daß ich Schreiber in Wiesbaden beſuchte. Wir ſahen uns nur gute 10 Minuten und vergaßen in aller Eile unſre Fata und Data. Er ſcheint mit ſeiner jungen Frau, die ich leider nicht ſah, in großer Eleganz und Wohlhabenheit zu leben. Er wollte nach Weimar kommen zum Cid. Doch, wie es ſo geht, verſah ich im Drang des Augenblicks den rechten Zeitpunkt, ihm telegraphiſche Nachricht zu geben.

In Weimar lebte ich viel mit Genelli, der viel Freundſchaft für mich hatte. Dadurch lernte ich auch ſeine Werke umfaſſender kennen, ſah an etwa 70 Blätter von ihm.

Er iſt unter den großen Künſtlern, die ich kenne, der beſcheidenſte, harmloſeſte Sanguiniker, kneipt gern, auch ſchon morgens, wenn er nicht arbeiten mag, und ſpricht dabei von der Leber weg, was ihm einfällt. Auffallend war mir, daß die meiſten dort von Liſzts Kunſtſchaffen nicht viel wiſſen wollen, ſo ſehr ſie ihn als Menſchen gelten laſſen, — Bülows ſind noch nicht zurück, mit dem Vater in Venedig. Geh'n vielleicht mit nach Rom? Mir däucht, es könnte leicht ſein, daß Bülow bei dieſer Gelegenheit katholiſch wird. Wagner lebt kränklich, nervös, zurückgezogen, ich ſah ihn bis jetzt ſelten. Es ſcheint mir ſchwer, daß unſer gegenſeitiges Verhalten mit der Zeit erquicklicher würde. — Ich habe endlich ſeit Monaten wieder ein erträgliches Klavier und ſpiele täglich einige Stunden. Auch unſre Kunſt des Transponierens vergeſſ' ich nicht,

doch bleibe ich dabei, meine Methode zu verfolgen. Man muß sowohl Sopran als Baß allein üben, sich im F.-Horn-Lesen und im Baritonschlüssel üben, wie von Anfang im Baß- und Violinschlüssel. — Diesen Monat hab' ich die erste französische Suite von Bach auswendig gelernt. Ich habe jetzt auch meine Wiener Bücher kommen lassen.

Das ist eine dumme Affäre mit Brahms. Du sollst ihm jene Szene aus Tannhäuser in Wagners Handschrift geschenkt haben? Cosima drang in mich, sie von ihm zurückzuverlangen. Ich habe dies auch brieflich getan, doch hat er mich vornehm keiner Antwort gewürdigt. Schreibe mir bei Gelegenheit, was Du von der Sache weißt, ob Du ihm wirklich das Manuskript gegeben; ob vielleicht Wagner es Dir geschenkt, vergessend, daß er mir es früher gegeben hatte? oder wie?

Grüße doch Deine liebe Seraphine, sowie auch Standhartner und, wenn Du noch immer so freundschaftlich mit ihm bist, Levi. Verzeih, daß ich Dir nicht viel Gescheites geschrieben habe, ich möchte nur darauf halten, daß wir immer voneinander wissen und dispensiere Dich auch im voraus von allen Geistreichigkeiten, wenn Du mir nur bald wieder sagst, daß Du wohl bist, wie es Deiner Frau geht, wann wir uns einmal wiedersehen und andre solche Dinge, die immer einen guten Behälter finden in der Seele Deines Freundes, unter dem Schutz jener guten Fee!

Dein Cornelius.

Brahms an Cornelius.

Werter Herr Cornelius!

Ich muß durchaus das peinliche Gefühl los werden, mich gegen Sie ganz unverantwortlich unfreundschaftlich benommen zu haben. Besser spät als gar nicht, ja vielleicht besser wieder ein Nein als gar nicht. So bitte ich also herzlich um Verzeihung und entschuldige mich nur ein klein wenig damit, daß es mir seinerzeit auch peinlich gemacht wurde, gerade Ihnen in der bewußten Angelegenheit schreiben zu sollen. Sie wissen jedenfalls, daß ich, eben das Wagnersche Manuskript betreffend, außer Ihrem auch mehrere Briefe von Frau von Bülow bekam. Nun zählt jeder dieser Briefe in so auffallender Weise neue Gründe der Herausgabe auf, daß ich schließlich die unangenehme Empfindung hatte, man wünsche eben nur das Manuskript aus meinen

Händen. Kam nun doch noch die eigne delikate Frage dazu, daß es Taufig verſchenkt hatte. Ich an ſeiner Statt wollte mir's verbitten, Geſchenktes auf dieſe Weiſe herauszugeben. Die meiſten Gründe, weshalb die Handſchrift gewünſcht wurde, ſind nun wohl während der Zeit unmaßgebend geworden: ſo habe ich alſo vor allem und recht ernſtlich und aufrichtig zu bitten, Sie möchten dieſe Zeilen als recht viel früher empfangen betrachten, dann, ſie überhaupt freundlich anzuſehen. Schließlich grüße ich Sie herzlich und wünſche, es möge mir das Manuſkript in Frieden gegönnt ſein, alſo Sie bei hoffentlich baldigem Wiederſehen das gewohnte freundliche Geſicht machen.

Ihr J. Brahms.

433. An ſeine Braut.

München, 6. September 1865.

— — — — Mein Anfall von Melancholie iſt jetzt glücklich wieder vorüber, möge er Dir keinen ſchlimmen Tag gemacht haben. Es dauerte noch geſtern den ganzen Tag, auch noch heute nacht; wenn ich dann im Dunkeln erwache, mache ich mir die ſchwärzeſten Gedanken, dann mein' ich, ich müßte laut aufſchreien, daß ich Dich nie, nie beſitzen werde. Du ſiehſt, es iſt bei uns beiden dieſelbe Angſt. Aber ſie hat nur die Liebe zum Grunde. Wenn dann die Geſpenſter der Sorgen fortziehen, das böſe Blut, das an einer Stelle geſeſſen hat, wieder in Umlauf kommt, ſo iſt alles wieder gut, ſo kommt wieder wie ein Regenbogen nach dem Sturm die liebe Hoffnung zum Vorſchein. Heute iſt's mir wieder leicht ums Herz. Laß Dir, geliebte Frau, auch dieſe Stimmung mitteilen, wenn meine Schwermut, die ich Dir nicht vorenthalten konnte, Dir einen böſen Tag gemacht hat. Laß Dich in meinen Arm, auf meinen Schoß ziehen, hab' mich lieb, ſei heiter! Was mich erheitern half? Daß ich an einer Stelle, wo ich's gar nicht vermutete, einen ganz allerliebſten Stoff gefunden, aus dem ſich eine ſehr nette romantiſch-komiſche Oper machen ließe. Da ſage ich mir dann: Es hilft alles nichts, dieſe Zeit muß durchgemacht werden, es iſt das notwendige Brachliegen. Nur immer, immerzu geleſen, nur geſucht, es kommt da nicht auf einen Monat an, es wird ſich ſchon das Rechte finden. Im rechten Moment fällt der Funke ins Pulverfaß. Wenn man's früher will erzwingen, es iſt Torenwerk.

Solche Gedanken ermutigen mich dann wieder. Hab' ich zu den zwei ersten Werken den rechten Drang gespürt und etwas verhältnismäßig Gutes geleistet, so muß es auch mit dem dritten so gehen.

— — — Was sie mit ihrem „abtrünnig" meinen: das ist Alfanzerei! Gerade weil man nicht die Null hinter der Wagnerschen Eins sein will, wie die andern. Die Cosima, der Hans, der Porges, der Tausig: Alle haben kein produzierendes Talent, sie bringen nichts aus der Tiefe des Herzens ans Licht. Deswegen sagen sie zu Wagner so unbedingt blindlings Ja.

Eben holt mich der gute Knoll zum Spazierengehen, zum Franziskaner ab. Morgen, Herzchen, schreib' ich Dir ausführlicher! Sei heiter, sei froh, liebe Bertha.

Ewig und innig liebt Dich

Dein Peter.

434. An seine Braut.

Freitag, 8. September 1865.

— — — — Du tadelst mich, daß ich Wagner vernachlässige. Es ist wahr. Ich bin so hineingekommen. Ich hatte die Besuche und dann war mir der Eindruck jenes Sonntags noch in den Gliedern, den ich Dir ja beschrieben. „Ich kann nicht reden — ich bekomme den Weinkrampf — ich habe auch Franz gesagt — er soll niemand vorlassen — betrachtet mich als verreist — ich brauche Stille — völlige Abgeschiedenheit —." Nun ja, ist es da nicht besser, einmal eine Zeitlang hingehen zu lassen. Und, es ist schlimm — ich habe wirklich keinen Zug des Herzens mehr hin — es geniert mich, zu dem großen Mann, der er ist, aus Klugheit zu gehen. Ich bin hier zufrieden, stehe sicher — möchte die hiesigen Zustände erhalten sehen. — — — — Wenn ich jetzt wieder bei Wagner erscheine, kommt es wohl endlich einmal zu einem gesunden Zornausbruch und dann wird die Sache am Ende sein; oder es tritt wieder ein besseres Verhältnis ein, woran ich aber zweifle. — Wagner steht augenblicklich mit keinem Menschen nach Wien hin mehr in Verbindung, höchstens mit Seraphine,

die ihn eben unbedingt anbetet, aber auch das bezweifle ich, daß er ihr noch schreibt. — — —

Liebe, himmlische Frau, gedulde Dich, banne die Sorgen, sei heiter, ich bin immer bei Dir, hab' Dank für jedes Wort, jede Blume.

Ich grüß' und küss' Dich tausendmal.

Dein Peter.

435. An seine Braut.

München, den 14. September 1865.

Meine engelgute Bertha! Drei Briefe habe ich nun von Dir daliegen, sie sind alle so voll von Liebe! Du erträgst alles, bist mit allem so zufrieden, o Berthachen, könnt' ich heut' bei Dir weinen! — — — — Ich denke nun doch an Cardenio und Celinde, auch Du mahntest mich neulich daran, es ist eben doch die Geschichte, die mit der nötigen Spannung in der Handlung die meiste Leidenschaft enthält. Es macht mich oft traurig, daß noch keine innerlichste Entscheidung zu einem Texte da ist: Es sind dies die Übergänge im Künstlerleben. Du mußt auch denken, meine Wählerischkeit wächst mit jedem Stoff; noch bei dem Barbier, wie naiv griff ich zu dieser Geschichte — und doch ich weiß noch recht gut, wie viele, viele Dinge ich auch damals schon durchlas. Dann für den Cid entschied ich mich schneller, dennoch arbeitete ich zwei andre Skizzen: Ines de Castro die portugiesische Agnes Bernauer und die Meerfey, eine schöne Sage vom Ritter Peter von Staufenberg aus. Da ließ ich denn die Freunde wählen, sie wählten alle den Cid; so will ich's auch diesmal machen, ich will Skizzen anlegen; und Du sollst zuerst wählen. Wenn ich nur erst einmal beim Arbeiten bin, dann stellt sich auch Mut und Heiterkeit wieder ein. Schon heut' abend, da will ich Deine drei Briefe durchlesen, die vielen Blumen küssen, die Veilchen an mein Herz nehmen — da will ich wieder selig einschlafen, als wärst Du bei mir.

Gestern war ich mit Grimminger und seiner Frau im Franziskaner zusammen. Der Gute sprach den ganzen Abend von sich,

wie er den Eleazar auffaßt usw. usw. — — — Er hat den Tannhäuser in Wien eingeführt, was übrigens wahr ist; ich war selbst dabei und sehr ergriffen von seiner Pilgererzählung, was ich ihm auch gestern sagte. Auch zu Wagner sagt' ich's. Da sagte er: Ach, das singen sie alle gut, das singt sich von selbst. Dann wollte er mir aber doch später einmal zeigen, wie er die Sache singt, und spielte mir's eines Abends in Penzing. Ich weiß noch, daß ich mich sehr dabei ennuyierte, und daß er's eben durchaus nicht besser sang wie Grimminger auch. Diese Flucherzählung ist ein Meisterstück — aber man darf sich's nicht müd' hören. Diese überanstrengte Bußfertigkeit kommt eben nicht aus dem Herzen, aber sie ist mit glühenden Farben aufgetragen und erinnert mich an die knöchernen Büßenden mit Totenschädeln von Ribera.[1] Aber es ist eins der dramatisch wirksamsten Stücke, die denkbar sind. — So sang uns Wagner einmal mit Bülow die große Arie aus dem Fliegenden Holländer. Wir gestanden uns ein, als wir zusammen heim gingen, es wäre höchst langweilig gewesen. Jetzt dürfte man das den Bülows freilich nicht mehr sagen. Wo die letzteren bleiben mögen? Ob sie mit dem Vater Abbé nach Rom sind? Ob Bülow katholisch wird? Es wäre nicht zu verwundern, und Liszt könnte seine Pläne mit ihm haben. Die Katholischen von starker Färbung sind jetzt schon gut auf Liszt zu sprechen, die werden ihm schon durchdringen helfen. Außerdem soll seine Elisabeth wirklich vorzüglich sein. Den Text von Roquette las ich, das ist ein kaltes, unbegeistertes Machwerk. Die Engel singen unter anderm: Elisabeth wird jetzt „unsres Gleichen!"

— — — Schaller spielt eben die Arie von Gluck: O so soll in einer Gruft unser Staub zusammen ruhen! So schließ' ich damit. Diese Klänge enthalten meinen innigsten Wunsch, geliebte Frau! Grüß Dich Gott!

Ich knie ewig bei Dir!

Dein Peter.

[1] Jusepe de R., spanischer Maler und Kupferstecher naturalistischer Richtung (1588—1652).

436. An seine Braut.

München, den 20. September 1865.

Das Mäuschen von der Destinn liegt vor mir und fragt warum ich so faul bin und Dich so warten laß und Dir so schlecht schreib'? und nicht einmal telegraphiert hab' heut', sondern dich grausam warten laß? — Gestern kam ich nicht zum Schreiben; ich hatte mit Grimminger zu musizieren verabredet, da hätt' ich Dir schnell morgens vorher schreiben müssen, das versäumt' ich — und dann war's nicht mehr möglich. Es war recht anregend, das Musizieren, Grimminger sang vom Admet aus der Alceste, er sang einiges aus meinem Barbier, dann gingen wir Tristan zusammen durch, die Hälfte des ersten Akts. Ja, das war auch noch eine der Ursachen meines Nichtschreibens, ich mußte morgens zu Porges, mir den Klavierauszug zum Tristan zu leihen. Da fand ich denn glücklicherweise meinen eignen, überzeugte mich auch vom Vorhandensein der Partituren von Gluck, die ich schmerzlich unter meinem Wiener Eigentum vermißt hatte. Während Grimminger sang, kam auch Knoll hinzu; wir hatten verabredet ins Marienbad zu gehen, um Semper dort zu treffen. Gegen Abend kam der Professor Junkmann dazu, da kamen sie in angelegentliche Gespräche; als es Dämmrung ward, spielte ich ihnen die Suite von Händel vor, und hatte nun endlich einmal das Resultat von meinem Klavierspiel, daß ich das Stück mit Ruhe und Deutlichkeit vortrug, so daß es die Zuhörer verstehen und sich daran erfreuen konnten. Das ist mir eine große Aufmunterung zum Fortsetzen meiner Klavierstudien, an denen ich sonst oft verzweifle.

Meine geliebte Frau! Nun ist es morgen Donnerstag, und es wäre hoch Zeit zu Dir hinzufliegen, aber unterdessen hat sich mein Vermögen fabelhaft verringert, indem ich durch das Kneipen mit Semper drei Gulden, zur Anschaffung zweier Gluck'scher Klavierauszüge sieben Gulden, und dadurch, daß meine Hausfrau die halbe Woche fort ist, so daß ich draußen essen mußte, wieder fünf Gulden ausgab. Das legt mir schwere Hemmschuhe an, der Gedanke, schon diesen Monat wieder kaum recht auszukommen, ist mir peinlich und nun müßt' ich zum nächsten Monat wieder Schulden

machen, und eh' ich mich verſehe, kommen wieder die Müllers von Wien aus quälen — daß ich wieder nicht weiß, woher nehmen! Da laß mir noch bis morgen Beſinnzeit; geradezu ſagen, ich komm' nicht, iſt heute noch zu grauſam gegen Dich und mich.

Wie eigen es iſt, daß ich den Wagner nicht zu ſehen bekomme. Sonntag war ich dort um 3 Uhr, einer guten Stunde, wie mir Franz geſagt hatte, aber ich hörte noch die Teller klappern — es war mir ſo ein kurioſes Gefühl — ich ging einmal durch den Garten, beſuchte die Kinder des Franz — Guſti, meine Pate, und Ludwig, die waren auch ganz allein, hatten nur ein Aufwartkind bei ſich; da tändelte ich ein bißchen mit den Kindern, die beide auf Betten lagen, eins aus Kleinheit, eins aus Unwohlſein — und dann zog ich ganz leiſe wieder ab, nachdem ich nur Pohl, dem Jagdhund, guten Tag geſagt hatte, der mir aber jetzt auch ſo fad vorkommt. Sonſt hatte ich immer gedacht, das Tier kennt mich, unterſcheidet mich von den andern, jetzt weiß ich längſt, es iſt nicht ſo, es iſt nur Flinzerei. — Vor Grimminger hat ſich Wagner verleugnen laſſen, hat ſagen laſſen, er wäre auf 8 Tage an den Starnbergerſee. Das bringt einen auch ſo in Verlegenheit. Ich vergaß Dir vorgeſtern zu ſchreiben, daß Bülows wieder da ſind; ich hatte ſie gleich beſucht, fand den unpäßlichen Hans völlig als den Alten; Coſima hingegen immer ganz gleichgültig. Über letztere beklagte ſich auch Semper, mit dem ich vorgeſtern im Marienbad ſpeiſte. — — Der Semper geht immer unzufrieden von hier weg. Den König, der ihn eifrig einlud, bekam er nicht zu ſehen, der zieht ſich Krankheit halber immer höher in die Hochgebirge hinauf. Und mit Wagner iſt er nie zufrieden! Letzterem iſt im Grunde ſeines Herzens eigentlich verflucht wenig dran gelegen, daß aus der Sache etwas wird, denn der Bau iſt eine finanziell ſo ſchwierige Sache und kann leicht zu einem Stein des Anſtoßes für ſein eignes Verhältnis werden.

Bin ich denn brav, lieb, lieb Herz, daß ich Dir ein bißchen vorklatſche — — Sempers Tochter iſt ganz nett, ſie befreundete ſich mit der Porges. — — Noch leſe ich täglich, habe jetzt im Irving die hübſche Geiſtergeſchichte nachgeleſen, die mir mein Rasmus in Deſſau — dem ich auch einmal wieder ſchreiben will —

erzählte. Von Tausig erhielt ich heute einen Brief. Es freut mich, daß wir in Korrespondenz bleiben. — Von Dir blieb heute der Brief noch aus. Es ist 5 Uhr, ich gehe, diesen auf die Post zu geben und mir neue Bücher zu holen — die Burg von Otranto[1] und Sagen von Veit Weber. Dein liebes, liebes Rosenbriefchen hat mich so gefreut, es muß heute noch herhalten, wenn kein neues kommen sollte. Doch, es kommt eins. — — —

Dein Peter.

437. An seine Braut.

München, 21. September 1865.

Ich zögerte solange, dusele fast wie im Traum herum, weil ich dachte, ich könnt' mich ja auch jeden Augenblick aufrappeln, um zu Dir zu fahren. Liebes Weib, wir müssen's diesmal uns versagen. Du wirst selbst Dein Männchen später loben, daß es sich's versagt hat. Wie schön wär's jetzt noch, durch das göttliche Herbstwetter zu fahren bis zu Dir mit Deinen Locken. Aber, was ich gestern schrieb von Müllers, traf schon am folgenden Morgen ein, kaum sind's ein paar Wochen, daß ich die vorigen hundert Gulden hingeschickt, so mahnen sie mich jetzt natürlich wieder zu Michaelis um Geld, ich habe den Angstbrief noch gar nicht geöffnet. Herzchen, von den damaligen fünfzig Gulden Überschuß gingen dreißig an den Schneider Preiß in Wien, zehn Gulden kostete mich die Starnberger Partie und das übrige Zusammensein mit Wislicenus und Marshall. —

Jetzt ist glücklicherweise meine Hausfrau wieder hier, ich habe heute schon wieder zu Haus gegessen; ich hab' nun noch ein paar Gulden für etwaige Extraausgaben, so hab' ich doch wenigstens die Freud', den ersten Monat ohne Schulden in den neuen zu kommen. Jetzt will ich mich recht ernst auf's weitere Halbjahr rüsten, um die Probe zu machen, wieviel ich hinzuverdienen kann. Bülow will mir schon mit Nächstem drei bis vier Schülerinnen zuweisen und meint, ich solle die Stunde auf einen Taler setzen. — — —

[1] Horaz Walpole 1717–97 „The castle of Otranto".

— Wie glücklich war ich, als heute, abends beim Nachhauſekommen, der erſte Strahl der angezündeten Kerze auf Deinen Brief fiel. Ich zog mich aus und las im Bett — ó die vielen glänzenden ſchönen Blumen! Welches Glück — ſagte ich vor mich hin — ſo geliebt zu ſein! —

— — — — Ich muß nun auch nach Weimar ſchreiben, meinen Cid fordern, nach welchem Bülow neulich fragte und mich mahnte, ihn doch hier zur Aufführung zu bringen, da ja gerade jetzt nichts andres da ſei. Ich ſchieb' es nur ſo auf die lange Bank, weil ich nicht ſo recht die Schneide habe, dieſen künſtleriſch überlebten Standpunkt der Welt nochmals mit dem vollen Anſpruch zu bieten, wie damals. Auch bin ich auf meiner Stoffjagd, denke nur an's Nächſte und ſcheue mich, noch einmal eine ganze Lebenszeit in der abermaligen Aufregung hinzubringen, ohne welche die Sache nicht in rechten Zug zu bringen iſt. Dann dacht' ich auch immer, man wird die Oper dort im Laufe des Winters noch einmal geben, und es iſt endlich die Frage, ob Dingelſtedt, an den ich mich — viertens — ungern damit wende, mir keine Schwierigkeiten macht.

— — — — Sei nicht traurig, daß ich nun ausbleibe! Ich hab' eine Ahnung, daß der nächſte Frühling ein glückliches, unzertrennliches Paar aus uns macht. Meine geliebte Braut! Innig zieh' ich Dich an mich, nur an Deiner Bruſt weiß ich was Liebe iſt. Ich fühle, daß ich etwas bin, es tröſtet mich für alles, was verfehlt in meinem Leben war, daß ich Deine Liebe errungen, daß ich ſo vor vielen andern geſegnet und erhoben bin!

Dein glückſeliger Peter.

438. An ſeine Braut.

München, Sonntag, 24. September 1865.

In aller Früh' bekam ich Deinen lieben Brief, und im Brief das goldige Briefchen mit den Veilchen. — — Ich werd' Dir den Wagnerſchen Triſtan ſchicken, wenn ich hier bei Porges oder Bülow noch einen Text zu den damaligen Aufführungen auftreiben kann.

Es freut mich, daß Du das Buch von Immermann haſt, es iſt ſchön. Das war ſein letztes Werk, iſt ſeiner Frau gewidmet und ganz durchſtrahlt von der Heiterkeit und dem Glück ſeiner Ehe. Das altdeutſche Gedicht iſt ſchön überſetzt von Hermann Kurz in Tübingen, welcher auch einen Schluß dazu gedichtet hat. ✕ Geſtern, nachdem ich Deinen Brief abgegeben hatte, ging ich in der Dämmerung zu Wagner. An den Propyläen begegneten mir die Porges: Wagner ſei nach Nymphenburg gefahren, was er ſeither täglich tue. Ich ging zu Franz, um ihm Grüße zu hinterlaſſen. Wie mir ſcheint, hat er mein Ausbleiben nicht ungnädig vermerkt, er ſoll ſehr fleißig am Siegfried arbeiten, und ſelbſt Coſima ſoll täglich nur einige Stunden bei ihm ſein. — — ✕

Der Cid fängt jetzt an, ſich in München zu regen. Porges war bei mir im Auftrag von Wagner und Bülow. Der Intendanzrat Schmidt habe es ſich von Herrn Halbreiter, Kommis der Muſikalienhandlung Falter und Ko. ſchriftlich beſtätigen laſſen, daß man ſich behufs des Klavierauszugs an mich gewandt habe. Alſo muß eine Anregung an ihn deshalb ergangen ſein und er ſich dies zur Rechtfertigung verſchaffen wollen, daß bis jetzt nichts weitres in der Sache geſchehe. Wagner geſteht zu, daß der Brief durch die Muſikalienhandlung nicht die richtige Form geweſen ſei, ſich an mich zu wenden. Man habe da nur einen Blick in den Klavierauszug werfen wollen und durch den Ausſpruch „für uns nicht brauchbar", die Sache beſeitigen mögen. Jetzt meinen nun die hieſigen Freunde, ich ſolle direkt an den Intendanzrat Schmidt ſchreiben, daß ich die Partitur von Weimar beziehen wolle und ſie ihm zur Aufführung anböte: damit Schmidt ein Schreiben von mir in Händen habe, das er nicht umgehen könne. — Du ſiehſt, von jetzt an ſpukt die Sache. Wenn mein Cid im Lauf des Winters hier zur Aufführung kommt, ſo wird er unſre Heirat im Mai praktiſch und moraliſch um ſo eher ermöglichen. Halt' dies Ziel feſt, Teuerſte, und laß Dich nie zu ſehr von den feindlichen Sorgen unterjochen. — — — — Im Mai, im Mai, Liebchen halt feſt daran!

Hab mich ewig lieb, wie Dich

Dein Peter.

439. An seine Braut.

München, 25. September 1865.

Meine innig geliebte Frau! Ganz versenkt und überschüttet bin ich von Deiner Liebe. O Deine Briefe, welche Freuden, welche Wonnen sind sie. Du hast auch darin einen Ausdruck und eine ungezwungene Herzensart, die gewiß in dieser Zeit kaum einen Zweiten erfreut, als mich. Wir sind glücklich, mein Herz, das Leid der Trennung selbst ist eine Lust. Nachdem ich gestern beiliegenden Bleistiftbrief an Dich geschrieben, schellte ich bei Wagner. Franz kam — aber sie waren wieder gerade mit dem Essen fertig und der Wagen stand schon vor der Tür zum Ausfahren nach Nymphenburg für Wagner, die zwei Porges, die zwei Bülows — da wollte ich in meinem Gefühl als heruntergekommener Günstling nicht stören. Ich ging fort, im wundervollen Septembersonnenschein nach Schleißheim zu, über ein großes Stück Heide, wo ich die Blumen pflückte, die ich Dir mitsende. Da war es ganz menschenleer und der Wind sang mir in den Ohren, am Saum der Haide lagen drüben Ortschaften mit den gewissen bayrischen weißen Kirchtürmen. Die Gegend hat einen ganz besondern Charakter, die Fichtenwälder lagen in dunkler Goldglut vor der untergegangenen Sonne, und das scharfgeschliffne erste Mondviertel und nicht weit davon die Venus prangten am wolkenlosen Himmel. Ich sang einige alte Schubert'sche Müllerlieder, an die ich lange nicht gedacht hatte. Vorher hatte ich nachgegrübelt über einen Text, den „Rancé", den Regenerator des Trappistenordens, ich wußte dunkel, daß sehr leidenschaftliche Umstände das Leben dieses Mannes bewegt hatten, eh' er zur Resignation seine Zuflucht nahm, und nun dacht' ich mir den dritten Akt aus, wo er gänzliches Schweigen gelobt hatte und wo nun Stimmen der Welt ihn flehend aufforderten, den Schleier von Geheimnissen zu heben, die er nur lüften kann. Doch er setzt immer nur Schweigen entgegen. Da hörte ich immer ein lebhaftes leidenschaftliches Männerterzett, welches in ihn dringt und dann ein wehmütig-schmerzliches Orchester, welches die abweisenden versagenden Geberden des Schweigenden begleitet, bis er dann stirbt und erst im Tode einen Lobgesang auf Gott anstimmt, mit welchem er

den kommenden Morgen der Ewigkeit begrüßt. Nun hatt' ich mich erinnert, wie lebhaft Tausig in Genf ergriffen war von der Lebensbeschreibung Chateaubriands von diesem Rancé und brenne nun vor Begierde, mir einen Roman dieses Namens zu holen, den ich schon im Katalog entdeckt. — — — — Morgen werde ich nun nach Weimar um die Partitur des Cid schreiben, sei deshalb nicht ängstlich, wenn vielleicht Dein Brief etwas ausbleiben sollte. — —

Wie wonnig fließt der Mannaquell Deiner Briefe! Noch nie hast Du einen solchen Reichtum über mich ausgegossen, wie jetzt von Deinem Neuenheim aus. Beim schönen ersten Mondviertel, wie ich's vorgestern sah, hab' ich auch nicht vergessen, gleich etwas zu wünschen: „Vereinigung" hieß der Wunsch meines Herzens. Pflück' noch eine Blume der Hoffnung, dann bring' ich Dir im Mai selber die Blume der Erfüllung!

Sei geküßt, sei gesegnet

von Deinem Peter.

440. An seine Braut.

[München, 26. September 1865.]

Die Blümlein auf der Heide,
Die blühen mir zum Leide,
Der Dich verlassen mußt'.
Nur wenn vereint wir beide
Und ruhen Brust an Brust,
Dann blühen mir zur Lust
Die Blümlein auf der Heide.

Die Vögelein im Hage,
Sie singen lauter Klage,
Weil Du, mein Lieb, nicht hie.
Doch eine Wundersage,
Wenn Gott Dich mir verlieh,
Voll Jubel singen sie,
Die Vöglein in dem Hage.

Die Stern' auf Himmelswegen
Führ'n Lieb' der Lieb' entgegen.
Dann Heideblümelein,
Dann blüht ihr mir zum Segen,
Dann Vöglein stimmet ein,
Daß strahlend schau'n darein
Die Stern' auf Himmelswegen.

Mein Engelsfrauchen, da hast Du einmal wieder ein Lied, ich habe deshalb gestern die Heideblumen zurückbehalten, die ich am Sonntag auf dem Schleißheimerweg für Dich pflückte. Die Vögel und die Stern' aus den andern Versen kann ich Dir nicht mitschicken, denn Du weißt, wir müssen sparsam sein, und das geht doch gleich zu sehr ins Porto, Herzchen! Das Lied schau' ich mit Eitelkeit an, es macht mir ästhetisches Wohlbehagen, es klingt rund und einfach, ist ganz die Sprache meines Herzens und ist in der Form nicht abgedroschen, wenn auch der Apparat der ewige alte des deutschen Minnelieds ist, Gott, Blum', Vöglein, Himmel, Stern und Lieb'. Das geht schon nicht anders, und wer möcht' da was Neues erfinden. Dieselb' Sonn' scheint alle Tag'; und was gibt's einfacheres als Mann und Frau und ist doch das Schönste (wenn sie sich nicht prügeln) seit die Welt steht, und solang sie steht. Und was andres wie ein Liebeslied kann ich nie machen, etwa eine Landschaft malen oder eine Geschicht' erzählen, mein Barbier war eine Liebesoper und mein Cid ist eine Liebesoper, und mein Cardenio wird auch wieder eine furchtbare Liebesoper. — — Gestern war ich bei den Malern, im Kaffee Minkert, die haben da ein schön ausgeziertes Lokal, dunkelbraune Tapeten mit Holzgetäfel und Verzierung, allerlei Säulchen (aber keine marmornen!) und Baldachine, und viele Statuettchen. Das ist schon recht nett, und es mußt' schön sein, weil ich freundlich eingeladen und aufgenommen war. Aber wie ich Dir gähnte und mich zwei Stunden lang sehnte, wieder draußen zu sein. Aus übergroßer Freundlichkeit zeigten sie mir auch noch ein großes Buch von Karikaturen, wirklich lauter Meisterwerke, besonders von dem berühmten Genremaler Kirner, und vielen andern. Aber ich hab' einmal gar,

gar keine Neigung zur Karikatur, es tut einem leid um das schöne Menschengesicht — es so entstellt zu sehen, und wenn's tausendmal geistreich ist, ich mein' mit demselben Aufwand von Strichelchen und Geist wär' in derselben Zeit ebensogut was Witziges ohne Entstellung gemacht. He!? Aber die lieb' Welt neigt jetzt seit hundert Jahr so dazu, laß ihr ihren Spaß. Komik lieb' ich über alle Maßen, aber sowie sie an Karikatur streift, weiß ich schon im voraus, gefällt sie mir nicht mehr. Die Offenbachsche Parodie ist mir der unterste Gräuel. Ich verzieh' das Gesicht aus Gefälligkeit, wenn's Bekannte gemacht haben, respektier' auch den Witz, der allenfalls drin sein kann — aber meilenweit davon ist mir immer lieber als in der Näh'.

Immer wenn ich so ein Lied gemacht hab', das mir gefällt, seh' ich's gern noch einmal an. Ich denke, wenn Du das nun morgens beim Aufstehen geschrieben gefunden hätt'st, es hätt' Dir gefallen; oder wenn Dir's neulich auf der Heid' eingefallen wär', und Du hättst Dich gefragt: Na, wo is denn das her? —

Weil mich Ebert[1] und Grimminger einführten, meinte einer, Herr Urban, Musiker, ich sei gewiß auch ein Schwab', die hielten immer so zusammen. Ich hätt' ihm sagen sollen, geboren bin ich zwar nicht dort, aber — beichten könnt' ich's auch[2]. Es sahen mich manche so fremd und kalt an, wahrscheinlich Kaulbachianer. Ich erneuerte eine Knabenbekanntschaft mit Julius Köckert[3], wir hatten uns anno 34 ewige Freundschaft geschworen, und sein Bild hing lange in unsrer Familie, bis eines Tags der hübsche schwarze Rahmen für ein Porträt des seligen Vaters verwendet und Julius' Porträt antiquiert wurde. — Wir gefielen uns gegenseitig nicht besonders. Schließlich kam auch gar noch das Gespräch auf Schiller und Goethe, und da war fast alles voll von dieser höchst oberflächlichen und trivialen Vorliebe für Schiller, die einer immer dem andern nachschwatzt — ich glaub' die Juden haben's aufgebracht! O wie mich das verdrießt, wenn man mir meinen Goethe auch nur einen Augenblick identifizieren will. — —

[1] Karl E., Landschaftsmaler (1821—85).
[2] Vgl. das Tagebuchblatt Nr. 195.
[3] Historien- u. Genremaler, Schüler u. Mitarbeiter von Kaulbach, geb. 1826.

— — Aus tiefſter Seele hoffe ich, daß der nächſte Frühling ein Paar aus uns macht. Meine Bertha, meine Braut, meine geliebte Frau, innig und feſt zieh' ich Dich an mich, nur an Deiner Bruſt weiß ich, was Liebe iſt, ich bin mit unerſchöpflicher Liebe beglückt durch Dich. — — Grüße auch Deine verehrte Tante, wenn wir ein Paar ſind und Gott erhält ſie am Leben, wollen wir ſie beſuchen und jedes Stäubchen in Neuenheim ſegnen, wo Dein Fuß gewandelt iſt. — — Möchten Dich dieſe Zeilen bald erreichen und Dich küſſen von

Deinem Peter.

441. An ſeine Braut.

[München, 30. September 1865.]

Mein lieb' Frauchen, Du biſt heute die ſechſte, das heißt nicht von mille e tre, ſondern von Briefen. Denke Dir, ich habe in der Früh' fünfmal geſchrieben, an Dingelſtedt wegen dem Cid, an Seraphine zu ihrem Geburtstag morgen und außerdem an Genelli, Eitner und Köhler. Was ſagſt Du dazu? Wird nun das dermaßen von Bomben beworfne Weimar ſich nicht endlich ergeben, beſonders, da ich demnächſt noch eine große Feldſchlange dagegen loslaſſe, nämlich meine Lieder, die ich an Mildes ſchicke. — Dafür hab' ich heut' noch kein Klavier geſpielt. Es muß jetzt eine andre Ordnung eingeführt werden, dieſe ſchönen erſten Morgenſtunden ſollen dem Nachdenken, Brüten und Komponieren gewidmet ſein, dann will ich immer nach Tiſch anſtatt dem Nachmittagsſchlaf das Klavierſpiel ſetzen. Im Winter werden dann doch Stunden kommen, die verleg' ich alle auf einen oder zwei Tage der Woche. Dann hab' ich die Idee, mir einen beſtimmten Korreſpondenztag zu halten, und ſollte es etwa Sonntag früh ſein, ja wäre es auch nur alle vierzehn Tage einer. Es hat mir wohl getan, mir heute früh ſo vieles von der Seele zu ſchreiben. Nun bleibt nur noch Düſſeldorf und Berlin übrig. Das will ich an einem der nächſten Wochentage abtun. Dann muß ich auch an einem oder dem andern Tag eine Stunde für meine Sprachſtudien erübrigen. Und dann muß ich die Theorie meiner eignen Kunſt rekapitulieren, meine alten Studien wieder durchgehen, zuſammenfaſſen, noch einmal auf

einem reiferen Standpunkte durchlaufen, sie für meine Schüler nutzbar machen. — Eben unterbrach mich der Gevatter Frau, mich auf morgen 3 Uhr zu seinem Herrn einzuladen. Du siehst, da ist nun alles wieder in Ordnung. Also, teuerste Frau, schaffe Dir keine innere Trübnis, wo sie von außen fehlt, bau fest auf mich, mein Herz liebt und verehrt Dich, solang es schlägt.

Dein Peter.

442. An seine Braut.

[München, Sonntag abend, 1. Oktober 1865.]

O könntest Du Dein Männchen schau'n,
Wie's in der echten Sonntagslaun'
Sich sein klein Pfeifchen angesteckt,
Die Feder nach der Tinte streckt,
Wie's Rauch aus seinem Pfeifchen zieht
Und sinnend in das Flämmchen sieht,
Das neben ihm ein Leuchter brennt,
Als sollt' das bißchen Element,
Der Kerze glutumwallter Docht
Ihm sagen, was im Herzen pocht;
Wie's guckt auf's Blatt durch seine Brill'
Und an dem Sonntagsabend still,
Wo nur der Herbstwind draußen schweift
Und fern die Lokomotive pfeift,
Und nur das Eisengitter klappt
Im Hof, wenn aus und ein man schlappt,
Und in des Denkens stille Welt
Nur hie und da ein Hundchen bellt,
Ein Wagen knarrt, ein Fuß sich regt,
Ein Regenschau'r ans Fenster schlägt,
Sonst alles fern ist oder schweigt —
Wie sich's da über's Blatt hinneigt
Und wieder sich erhebt vielleicht,
Den Schnurrbart beißt, die Haare streicht

Und sich einmal die Nase reibt,
Und wieder Zeil' auf Zeile schreibt,
Könnt'st Du das seh'n, o sicherlich
Du sprächst: er macht ein Lied auf mich!
Mein Engelsfrauchen, sieh' umher
Auf Deine Hab' — und Dein Begehr,
Auf Deine Sehnsucht und Dein Glück
Und dann ins eigne Herz zurück,
Und sag' ob Dir es nicht so scheint,
Daß Gott es gut mit Dir gemeint?
An edlem Baume auferblüht,
Ein Zweig von Sonnenschein durchglüht,
Ein Kind, erwachsen recht mit Lust
An Vaterhand und Mutterbrust,
Für alles Gute früh erregt,
Von allen Guten lieb gehegt,
Von Gott verschönt, vom Glück verwöhnt,
Von zarter Anmut Reiz gekrönt,
An guten Geistesgaben reich
Und rechte Lieb' im Herzen weich,
Ich sag' ja nichts zu Deinem Lob,
Was nicht von selbst ins Lied sich wob,
Ich sag' ja nichts zu Deinem Preis,
Was nicht jed' Kindchen besser weiß;
Da hat Dir eines nur gefehlt:
Ein Herz von Deinem Herz beseelt,
Ein Herz, das ganz Dein Herz erkennt
Und ganz in Lieb' zu ihm entbrennt,
Ein Herz, von dem in Lust und Pein,
Von dem im Leben und im Grab
Du sagen kannst: Seht, das ist mein!
Das ist mein Gut, mein Heil und Hab!
Und wie sich des Geschickes Macht
Schon manches Bunte ausgedacht,
Was kaum das Rechte nach dem Schein,
Und doch das Rechte hinterdrein,

So kam es Gott grad' in den Sinn,
Daß ich das rechte Herze bin,
Grad' aber auch auf's Haar genau
Für Dich, mein lieb, lieb Engelsfrau!
Kein Lord von England und kein Pair
Von Frankreich beſſer für Dich wär,
Als ich, Dein Hund, Dein Fiſch, Dein Spatz,
Dein goldig Männelchen, Dein Schatz.
Drum ſei nur froh um Deine Wahl,
Neid' keiner ihren Herrn Gemahl,
An meiner Bruſt, auf meinem Schoß,
Das ſei Dein lieb' und leidig Los!
Iſt heut' die Glücksbirn' auch noch hart,
Man legt ſie halt auf's Stroh und wart't;
Und plötzlich wird ſie weich und ſüß
Wie Äpfel aus dem Paradies!
Da haſt Du, Herz, mein Konterfei
Und Deins und dann das von uns zwei;
Doch was man nicht drauf malen kann,
Das ſind die Lieder von Dein'm Mann —
Die ſingt er Dir nur heimlich vor,
Die flüſtert er Dir nur ins Ohr!
Das Beſt' auf keinem Bild man ſieht:
Dein Herz, und weil ich's hab',
mein Lied!

443. An Joſef Standhartner.

München, 4. Oktober 1865,
Jägerſtraße 3 e.

Teuerſter Freund!

Biſt Du ſchon im Beſitz eines Exemplars unſrer Lieder? Geſtern habe ich ſie zum erſtenmal geſehen und mit Grimminger angeſchaut, mit dem ich die Partie des Vasco in der Afrikanerin ſtudiere, und welcher das „ſchlafende Kind“ gleich mit Emphaſe ſechsmal hintereinander durchſang.

Ich hör' nun aber auch kein Sterbenswörtchen mehr von Euch! Ich habe Dir zuletzt in Weimar einen längeren Brief — über den Cid — geschrieben und hoffe, daß Du ihn glücklich erhalten hast. Seit Anfang August bin ich nun wieder in München, wohnhaft in obiger Adresse. Seitdem war ich allerdings schreibfaul, d. h. der Welt gegenüber, es kommt das daher, daß ich meiner Braut jeden Tag schreibe — sag' das aber sonst niemand, sonst werden wir verspottet — und das füllt die Zeit für's Korrespondieren reichlich aus, im Gegenteil hab' ich sonst wohl kaum 150 Briefe in einem Halbjahr geschrieben. Es müssen wohl die brennend roten Strümpfe schuld sein, die mir mein künftiger Schwager, Gustav Jung, mitgebracht hat, der hier im Löwenbräu studieren wird, daß ich heute so eine unternehmende Laune habe, Dir zu schreiben. Ja, ich sage Dir, rote Strümpfe! dazu rotlederne Pantoffeln mit Goldstickerei, welche mir meine Braut schon nach Weimar schickte — da kannst Du Dir denken, auf welchem roten Fuß ich lebe. Also — ich wollte nur sagen, ich war schreibfaul — weil ich in einer wahren Stoff-Hetzjagd begriffen war — von der Du Dir keine Vorstellung machst. Jetzt mit dem 1. Oktober habe ich mir ein polizeiliches „Halt!" zugerufen, nachdem ich mindestens zwanzig mögliche Stoffe in mein rotes Buch — schon wieder rot! — verzeichnet. Jetzt werd' ich mich in den einen Stoff vertiefen, der sich schon in Weimar aus der übrigen Umgebung hervordrängte, der aber so ernst und gewaltig ist, daß ich zweifelte, ob ich nicht lieber eine heitre liebliche Geschichte ergreifen sollte, deswegen suchte ich auch weiter und weiter, wenns aber Ernst wird und ich wieder den Abgrund von Jahren vor mir sehe, der bis zum nächsten Ziel klafft — so sage ich mir: Du machst das Ernste — es verlohnt der Mühe am meisten. Es wird das eine Oper, an welcher mir, wie zum Cid der Lohengrin — nun der Don Juan als Muster vorschwebt — welches Dir schon eine entfernte Idee geben kann — auch von meinen reaktionären Gesinnungen.

Von Fritz Porges hoffe ich demnächst einmal Unmittelbares und Ausführliches über Euch zu hören. Wär't Ihr in Salzburg gewesen, ich wär' hinübergekommen. Mein Bruder ist seit ein paar Tagen wieder hier, war in Paris wegen Studien über Heinrich IV.

Er hat die Afrikanerin gesehen und mir das Libretto mitgeteilt. — Zunächst habe ich vor, einige Lieder für Grimminger zu schreiben, dessen Weise mir sympathisch ist. Die Lieder haben mir einen unaussprechlichen Hauch von Erinnerung an eine schöne, unwiederbringliche Zeit gegeben. O Freund! werden wir denn noch wieder fröhlich zusammen sein! Ja, das Heft Op. 5, welches Deinen Namen trägt, enthält eine Quintessenz meines Aufenthaltes in Wien — bis wir einmal den Cid im Klavierauszuge haben können. Das Libretto wirst Du durch Porges in Händen haben.

Ihr werdet ja in diesen Tagen den großen Richard sehen — er will, wie ich höre, nach Wien reisen. Teurer Freund, laß einmal wieder eine Silbe von Dir hören, ermahne Deine Frau, Deine bösen Buben, sie sollen mir einmal schreiben. Was hilft es mir, daß ich die großen Bachsonaten für mich studiere, ich habe keinen Geiger! Wann werden wir sie wieder spielen? Ich habe die gute Muchanoff Ende September gesprochen. Sie sagte, Deine Praxis sei so wachsend wie Dein Ruhm, Du habest Wunderkuren gemacht! Ich schreibe noch ein paar Worte an Deine Frau!

Dein Peter.

Sei so gut, grüß' Taufig! Ich werd' ihm gleich schreiben.

444. An seine Braut.

München, 4. Oktober 1865.

Meine teuerste Frau!

Der Winter beginnt mit allen Schikanen — die Beziehungen mehren sich — Carl wieder da, Bülow hier, Wagner wieder zugänglich, Schüler, die schon auf mich warten. Gaul immer wieder zu Besuch, Carl, der ins Gewissen redet, daß ich seit 4 Monaten nichts *gemacht*, Wagner, der mir eine ihm eingesandte musikalische Grammatik zur Begutachtung schickt, Grimminger, der mir täglich einige Stunden mit seiner Afrikanerin nimmt, die Tage schwanden, ich wußte nicht wie, mein Herz. — —

Dein Engelchen, das Du mir auf den marmornen Brief-

beſchwerer gezeichnet haſt, liegt immer vor mir! Der Gaul war bei mir und frug: Wer hat das gemacht? — Ich ſagte: Schimpf nicht drüber, es iſt von keinem Künſtler, es iſt von meiner Braut. Da ſagte er: Ich wollte im Gegenteil gerade ſagen, daß es ſehr ſinnig und mit einer ganz ſeinen Empfindung gemacht iſt. Dabei deutete er Grimminger die Rundung des linken Ärmchens an. O mein Berthachen! Du haſt es ſo ſo ſchön gemacht. Siehſt Du, meine liebe Frau! Du biſt auch zu beſcheiden und meinſt, Du kannſt nichts. Dieſe Arbeit wird gewiß jedem auf den erſten Blick gefallen. — — — —

Am Sonntag war's ganz verſöhnlich bei Wagner. Ich war der erſte, dann kamen die Porges, dann Bülow, endlich, als wir ſchon bei Tiſch ſaßen, Frau v. Bülow von der Thereſienwieſe, wo ſie den König geſehen hatte. Wagner meinte, er wundre ſich, daß ich meine Oper ſo läſſig betriebe. Ich ſagte: Ja, es wird hier den Leuten ſchwer werden und die Mildes haben doch viel aus Freundſchaft für mich getan. — „Ach dieſe Freundſchaft hat ſie doch nicht verhindert — eine ſchriftliche Eingabe zu machen, daß die Sache zu ſchwer u. dgl. wäre." — — Nach dem Eſſen gingen wir ins Theater, in die letzte Hexe,[1] wo wir ſamt und ſonders herzlich lachten über Lang und Chriſten. Nach dem Theater begleiteten wir Wagner nach Haus im ſchönen Mondſchein und ich kneipte dann noch mit Porges im Marienbad. — — —

Wagner ſagte verſchiedne Male beim Spaziergang zu mir: Grüße Deinen Bruder, jetzt will ich ihn auch bald beſuchen — wenn mir's einmal etwas freier um's Herz iſt. Es wurde nichts draus. Jetzt ließ ſich Carl herab ſich bei Wagner melden zu laſſen, Wagner ließ ſich aber verleugnen. Seitdem blieb's dabei. So ſind nun auch die Porges ſehr gekränkt, daß ſie nicht mit Carl bekannt werden. Was ſoll ich machen? Carl weiß wie nahe ſie mir ſtehen, beſonders der Fritz, ich hab' ihm das oft genug geſagt. Soll ich ihn nun bitten, lad' doch meine Freunde zu Dir ein? Er hält darauf, daß ich mich mit ſeinen Freunden ſtelle. Ich komme durch Beſuche bei den reaktionären Riehl und Schafhäutl, die bei Liſzt,

[1] Ein in München beliebtes Luſtſpiel von Martin Schleich (1827—81).

Wagner, Bülow unendlich verhaßt sind, in eine ganz schiefe Stellung. Dagegen tut er nicht das mindeste durch irgendeine Konzession, mich in meiner Stellung innerlich zu bekräftigen. Meinst Du, er hätte Standhartners in Wien aufgesucht? — — Ja, Kind, da bleibt ewig wahr, was Arnim in seiner Novelle seinen armen Blinden singen läßt:

Denn diese arge Welt voll Ecken
Kann blinde Leute leicht erschrecken.

Doch jede Natur verfährt eben aus ihrer innersten Logik heraus. Carl will still für sich leben, will sich die Leute vom Halse halten. Er braucht nicht dies: „Eine Hand wäscht die andre", was die Leute zueinander treibt. Er füllt seine Stellung in Welt und Familie tüchtig aus und braucht nur die, welche er aus innerstem Antrieb zu Freunden wählt, während mich ein buntes Leben in hundert Freundschaften hineingeführt hat, die schließlich meist doch nicht stichhalten. Und wozu würde und könnte eine Bekanntschaft Carls mit Wagner, Bülow, Porges führen?

Was aber wiederum mein Verhalten dazu betrifft, so komme ich auf meine Stimmung: Weltgeschichte, Weltgericht. Carl wird seine Sünden in dieser Hinsicht, wo er es an dem tieferen Kitt fehlen ließ, mit dem er mich hier befestigen konnte, nur zu bitter büßen, wenn er mich einmal wieder einbüßen muß. Dann hat er seine Professoren und seine Döllingers, aber hat mich nicht, zu dem ihn im Grunde eine tiefere Sympathie zieht, als zu allen, die um ihn sind. Ja Carl hat mich gewaltig lieb, und um dieser Liebe willen laß' ich auch alles über mich ergehen, such' ihm auch den Schmerz um meine schwankende Religionsüberzeugung zu ersparen — weil ja auch hier wieder die Liebe mehr als das alles ist, was ja nur drum und dran hängt. Die Verschiedenheit in den religiösen Ansichten, die er durch die Erziehung außer dem Hause, bei Brüggemanns, einsog, hat ihn von jeher gegen fast die ganze Familie in teilweise Mißstimmung gebracht. Mein Vater war Freimaurer und Freigeist, er ehrte die Religion, ließ seine Kinder darin erziehen, ohne jedoch selbst in ihr aufgehen zu können. Er starb ohne die Sakramente und der damalige katholische Pfarrer Jost weigerte sich, mit zu seinem Begräbnisse zu gehen, schickte aber den Kaplan mit,

weil er doch wohl kein Aufsehen machen wollte, da der Vater ein so allgemein beliebter, anerkannt rechtschaff'ner Mann war. So ist Wilhelm Freigeist, Auguste. Die Schilys waren anfangs die äußersten Freigeister, traten aber, von ihrem Unglück gebeugt, zu Carl über. —

Auf eine ganz zufällige Äußerung sagte mir neulich Elisabeth: O, mit Schauspielern haben wir keine Bekanntschaft, weißt Du, das ist unser Fach nicht! — O Professorenstolz! Nicht in den Männern, aber in den Frauen! Heiliger Gott! Und das sagt sie, die Frau eines Schauspielersohns zu einem Schauspielersohn. Da wird's mir weh! Begreife meine Natur, Bertha! Ich lasse alles wie ein Weltschauspiel an mir vorübergehen. König und Bettler ist mir völlig gleich — ja nicht einmal mehr der große Geist wie Wagner besticht mich! In dem Funkeln eines Sterns liegen Jahrtausende und all ihre Kämpfe menschlicher Leidenschaften.

— — — —

Jetzt will ich Dir noch ein Wort von jenen Frauen mit ihren Illusionen sagen. Siehst Du, Herz, das sind lauter Schopenhauerianer. Lies das Kapitel über die Geschlechtsliebe von diesem großen Allesambestenwisser und bet' es auch nach, dann bist Du ganz so gescheit, wie diese armen bitter enttäuschten Freundinnen. Es ist das wie mit der Physiologie du mariage von Balzac, das ist voll Raffinerie, alles erstaunlich fein, klug, pikant, selbst wahr, wenn Du willst, aber nur eines fehlt in dieser wundervollen Berechnung, das ist die wahre, heilige Herzensliebe, von der ist in dem ganzen Buch keine Rede.

Und so ist es auch mit den Weibern! Weltgeschichte, Weltgericht! Frag' sie einmal mit einem heiligen Ernst aus der Tiefe Deines Herzens heraus, wie's denn mit ihrer Liebe beschaffen ist? — Wer nur sich selbst sucht, findet sich selbst, wer Gott sucht, findet Gott. —

Schopenhauer setzt das wunderbare Individuum zum Fortpflanzer der Gattung herunter. Er sagt ganz richtig von der Enttäuschung, aber ihm fehlt was die Enttäuschung wieder aufhebt und ihre Leere mit Nektar und Ambrosia füllt, das ist das Gemüt. Du hast es, angebetete, liebe, hohe, herrliche Frau, ach meine Bertha

— über alles lieb' ich Dich — ach, wie selig bin ich heute, Du haſt mir wieder ſo lang und lieb geſchrieben und ich empfind' es wieder auf's neue, wir werden glücklich, unglaublich ſelig und zufrieden ſein.

Herzchen, ſo ſchließ' ich jetzt. „Die Vögelein im Hage" klingen herrlich. Mit ihnen beginnt meine neue Richtung: alles Melodie, leichte Begleitung, lauter goldne Ware für Schott. Morgen ſingt's Grimminger feierlich. Du kriegſt's. Es iſt gar nicht ſentimental, man ſieht, die „Stern' auf Himmelswegen" ſpielen die Hauptrolle. Du kriegſt ihn

Deinen Peter.

445. An ſeine Braut.

Montag, 9. Oktober 1865.

Ich kann heute einmal wieder aufatmen, ich habe eine kleine Trias von Arbeiten abgetan, die mir vorige Woche ſchwer auf der Bruſt lagen — ſo klein ſie waren, aber ſie verhinderten mich an andres zu denken. Ich habe eine Überſetzung des Liedes vom heiligen Franciscus für Liſzt gemacht, darum hatte er mich durch Bülow bitten laſſen; zweitens das Gutachten über die Arbeit des Dr. Krengl, das mir Wagner aufgetragen hatte; drittens habe ich heute das Studium aus der Afrikanerin mit Grimminger beendet, das mir zuletzt auch etwas läſtig wurde, indem es mir die beſten Stunden des Nachmittags raubte.

Heute bin ich wieder frei, mein Herz! Geſtern abend las ich ſo recht vergnügt Deinen letzten Freudenbrief nach dem langen Warten. Ich war geſtern bei Carl und um drei bei Wagner eingeladen, mußte alſo wieder zweimal eſſen. Doch war es diesmal ganz hübſch bei Wagner und ich kann Dir von heute ab die tröſtliche Verſicherung geben, daß wieder alles beim Alten iſt, oder vielmehr beſſer als beim Alten, Herz, denn ich habe mir die ſelbſtändigere Stellung errungen. Am Mittwoch abend ſind wir wieder in pleno da, und da iſt auch endlich mein Protegé Grimminger eingeladen. Jetzt iſt es möglich, daß gerade ich und meine Beziehung zu Grimminger ſchuld ſind, daß — mit ihm — Triſtan

wieder gegeben wird. Dann werde ich den Triſtan mit Grimminger ſtudieren und auch dies wird wieder eine gute unabhängige Bekräftigung meiner hieſigen Stellung ſein. Siehſt Du, ſo fügt ſich nach und nach wieder alles zum Schönen. Wagner ſagte zwar geſtern in der Wein-Rührung-Begeiſterung mit Pathos: Ich habe einen Freund, das iſt Bülow. Dabei ſaßen Porges und ich. Das hätten wir eigentlich als die größte Beleidigung empfinden müſſen. Aber es iſt ganz gut ſo, va bene, wenn wir nicht zu ſehr Buſenfreundches ſpielen. Coſima war darüber außer ſich, daß er nicht ſagte: Ich habe einen Freund, das iſt Liſzt. Sie zankte den ganzen Abend mit ihm und opponierte ihm in allem. Wir machten dann mit Wagner einen Spaziergang und blieben abends mit ihm zuſammen. Er war in heitrer Laune, da kann er ſehr nett ſein. Er verkroch ſich unter den Flügel, ſprang auf den Flügel hinauf, machte Karikaturen, las ein ihm gewidmetes Gedicht mit improviſierten Entſtellungen vor, wozu er eine große Gabe hat. Dann ging es zu Ernſterem über, Bülow nicht faul, wie Dräſeke ſagt, ſpielte uns die 33 Variationen von Beethoven. Liebchen, da hört' ich mit Stolz zu, denn ich konnte mir ſagen, ich bin ſeit Wien gewaltig ein beſſ'rer Muſiker geworden. 1857 war ich mit Bülow in Leipzig zuſammen, da ſpielte er ſie im Gewandhaus. Vorher am Nachmittag ſpielte er ſie mir und Julius Reubke, einem ſehr begabten Jünger Liſzts, früh an der Schwindſucht geſtorben, deſſen wohlgetroffnes Gipsmedaillon jetzt über meinem Klavier hängt; dem ich damals einen poetiſchen Nachruf widmete, der für die Freunde gedruckt ward — ſpielte er ſie uns im leeren Saal zur Probe, damals konnte ich eben nur ſein ſchönes Spiel bewundern und ſagte ſeitdem immer, es iſt eine Spitze von Bülows Leiſtungen, wie er Beethoven ſpielt, die höchſte Genauigkeit in der Wiedergabe, dabei ein völlig beſcheidnes Vergeſſenmachen des Spielers. Sagte er nun heute: er ſpiele ſie beſſer als damals, ſo konnte auch ich mir mit Genugtuung ſagen, ich höre und verſtehe ſie beſſer. Meine Bemühungen auf dem Klavier, ſcheinbar ſo vergeblich und verſpätet, ſind durchaus nicht vergebens geweſen, ſie machen mich, abgeſehen von allem Selbſtſpiel, zum beſſern Muſiker, Kenner, Hörer. Du weißt ich ſpielte etwa die Hälfte dieſer Variationen damals Deinem

seligen Vater vor. Seitdem blieben sie, wie mein ganzes Klavierspiel, während den vier Cidmonaten liegen. Jetzt hatte ich sie wieder vorgenommen, aber ich lerne sie noch einmal so genau, als hätte ich sie nie gespielt, und da ist es der Vorzug eines so vollendeten Spiels wie Bülows, daß es einen nicht entmutigt, sondern eher Mut macht. Ich spielte mir heute gleich wieder die sechste und siebente Variation, die ich in letzter Zeit oft peinlich geübt hatte, und sieh, beide gingen ganz flott. Überhaupt ist es mir, als wäre mir erst in letzter Zeit ein Licht über den rechten Anschlag aufgegangen, und es ist besonders Bach, dem ich das verdanke. Denn ich muß zu jenen drei vorhergenannten Arbeiten drei andre nachträglich nennen: Ich habe zwei Suiten von Bach die Zeit auswendig gelernt, so daß ich sie neulich Grimminger ganz nett vorspielte, sodann habe ich durch beharrliches tägliches Üben schon eine lang vergeblich erstrebte Sicherheit im Transponieren erreicht, so daß ich nämlich ein vorliegendes Stück ebensogut in allen elf andern Tonarten spiele, als in welcher es gesetzt ist. Versteh' mich recht, ganz sicher und fließend kann ich dies noch nicht, aber da ich es zu rechter Zeit im Herbste wieder zu üben angefangen und täglich Fortschritte merke, so will ich mich anheischig machen, im Frühjahr eine Fertigkeit darin zu haben, um die mich selbst viele sogenannte tüchtige Musiker beneiden können. ✕ Doch ich kehre nach dieser kleinen Exkursion zum gestrigen Abend zurück. Wir tranken dann Tee. Den Hauptgegenstand des Gesprächs, welches in einen ewigen Streit zu wandeln Cosima ein ganz besondres Talent hat, wobei sie mit einem gewissen Stolz über „Richard" ihren Pantoffel zu schwingen sucht, war Wien. Cosima haßte das Wiener Publikum, während wir fast alle dafür sprachen, besonders Wagner und ich, und selbst Bülow sehr moderiert sein liebes Berlin verteidigte. Wir kehrten dann zum Klavier zurück, Bülow spielte noch wundervoll vier Stücke von Chopin und Liszt. Das alte Thema kam wieder aufs Tapet. Cosima sprach begeistert von Schubert. Ja sehen Sie, sagte ich, und der ist echter Wiener, sein Wesen hängt tief mit Wien zusammen. — Ah bah, sagte Cosima, da müßte am Ende auch Wagner einen Zusammenhang mit Leipzig haben. Da sprang Wagner auf und rief: Ei gewiß! versteht sich, hab' ich das! Denk

Dir Leipzig, wie es damals war, nach den Freiheitskriegen und vorher, die erste Stadt, die ein stehendes Konzert im Gewandhaus schuf, alle Intelligenz an sich zog usw. Endlich gingen wir unter manchen Scherzen nach Hause. Wagner begleitete uns noch in seiner Sammetjoppe bis an die Propyläen. — — — — — Neulich ging ich auch zum Intendanzrat Schmidt. Resultat unsrer Unterredung war, er könne mir keine bestimmte Zusage machen, ich solle den Cid von Weimar kommen lassen, ihm einstweilen Libretto und Zettel zusenden. Im ganzen merkte ich dem Mann die entschiedenste Feindseligkeit an, womit er sich zur Sache verhält. Weißt Du, der ist ein Intimus von dem Finanz-Hoffmann. Alle diese Leute sind dem Wagner spinnefeind, und wir werden da natürlich mit hineingeworfen und haben die Sache auszubaden. — Ich hatte eine tiefe Verstimmung nach dieser Unterredung, und Gustav, den ich zu Hause traf, merkte mir die Zerstreuung an. Ich sagte mir, daß ich wieder viel zu sehr den harmlosen Peter gegen diesen Mann gespielt hatte, daß ich mir das abgewöhnen muß, all diese Leute streng, von oben herab zu behandeln habe. — Jetzt muß ich denn nun endlich die Korrespondenzen nach Wien, Düsseldorf, Weimar, Berlin nachholen. — — — Liebes Frauchen, war denn das ein kleines Eheleutsgespräch? Und bist Du nicht so ebenso zufrieden als wenn täglich nur so ein hastig Briefchen dem Augenblick abgezwungen ankommt? — — — Ach, meine Bertha, ich hab' Dich so lieb! Ich fühle, daß ich etwas bin, es tröstet mich für alles was verfehlt in meinem Leben ist, daß ich Deine Liebe errungen, daß ich so vor vielen andern gesegnet und erhoben bin! — — Hab' mich lieb, hab' lieb

Deinen Peter.

446. An seine Braut.

München, 11. Oktober 1865.

— — Gestern kam auch mein lieber Fritz Porges aus Wien an, um etwa vierzehn Tage zu verweilen. Er ist Famulus von Standhartner, der ihn sehr lieb hat und mit dem er täglich die Runde im Krankenhause macht, wo dann auch jedesmal die Frage

iſt: Nichts Neues von Cornelius? — — — Ich habe an den armen Standhartner geſchrieben, mit deſſen Trauerpoſt ſich gerade ein ſehr heitrer Brief von mir gekreuzt hatte. Die arme Mina hatte ein organiſches Leiden und es war ſchon ſeit einem Jahr für den tieferblickenden Arzt kein Geheimnis mehr, daß ſie demſelben erliegen müſſe. Um ſo ſchmerzlicher war das ganze Jahr für Vater und Bruder, den Carl, der unter ſeinem Vater mit großem Fleiß Medizin ſtudiert. — — — Standhartners haben ein kleines Buch, in welches ich Gelegenheitsgedichte eintrug, die ich dort für's Haus machte. So trachtete ich in der vorigen Woche, das traurige Ereignis in einigen Troſtliedern zu feiern, brachte aber im Drang des Augenblicks nur das Nachſtehende fertig, das ich heut' mitſchickte:

Die Zeiten ſind noch nicht vorbei,
Wo wir vereint, wo wir beiſammen;
Ich fühl' von Eurer Schmerzen Schrei
Die Tränen mir im Auge flammen.

Mit Grauen vor der Schmerzen Luſt
Hab' ich die Stunden heut' verweinet,
Denn heimlich froh ward mir bewußt,
Wir ſind uns nah', wir ſind vereinet!

Ich ſitze mit um Euren Tiſch,
Ich wandle mit im Trauerzuge,
Ich werfe Blumen tausfriſch
Der Grabesſcholle nach im Fluge.

Ich weine mit, ich klage mit,
Wenn einſam Ihr zu trauern meinet,
Was blutend Euer Herz auch litt,
Ich leide mit, wir ſind vereinet.

Wenn Drang des Lebens in der Bruſt
Bedrohte der Erinnrung Flammen,
Ach! daß der Tod uns mahnen mußt':
Wir ſind vereint, wir ſind zuſammen!

Liebes Frauchen, in bezug auf Dein neuliches Religionsgespräch ſag' ich Dir nur noch: Mach' Dir doch damit keine unnötigen Sorgen. Du haſt die tiefſte eingeborne Religion der Liebe in Dir, eine andre ſollſt Du Dir nie aneignen. Nur was das Äußerliche angeht, will ich mich nicht, wie Wilhelm, bei der proteſtantiſchen Trauung begnügen. Wenn Du auf Deinem Pfarrer Schmidt beſtehſt, ſo beſtehe ich auf der doppelten Trauung und will die altehrwürdigen Zeremonien der älteren Kirche an dieſem Tag nicht entbehren. Für uns iſt's ja auch nicht zuviel, Frauchen, wir wollen ja ſo gerne mit vierfachen Ketten aneinander geſchloſſen ſein: herzlich, polizeilich, proteſtantiſch, katholiſch. Dann, wenn Du einmal nicht brav biſt, appellier' ich zuerſt an Dein Herz, dann an die Polizei, dann an den Schmidt und zuletzt an den Petersſpfarrer und das Petersgeläut.

Dein Peter.

447. An ſeine Braut.

München, 19. Oktober 1865.

Engelsfrau! Soeben hab' ich mit Grimminger die Blümlein auf der Heide zum erſtenmal geſungen. Sie ſind ſchön! Könnteſt Du ſie hören. Seitdem ſangen wir Bach. — —

In der Dämmerung ſetzte ich mich ans Klavier und ſuchte die Stimmung zu dem Liede: Halb Dämmerſchein! Ich fand auch den erſten Keim einer Idee dazu, die Bewegung, die Tonalität und die Art wie ſich das Klavier dazu verhalten ſoll.

Dingelſtedt ſchreibt mir „geehrter Meiſter", daß er die Partitur nicht hergeben könne, da die Oper bereits auf dem Repertoire ſtehe, und ſogleich nach Rückkehr der Frau Großherzogin, ſeiner gnädigſten Fürſtin und Herrin gegeben werde! Alſo Vivat Cid in Weimar, und das vielleicht darangeknüppelte Wiederſehen! Mir iſt es wenigſtens eine nutzbringende Anregung.

Der „geehrte Meiſter" Dingelſtedts hat mir Spaß gemacht, das iſt der beſte Titel, ſo wird man doch mit der Zeit etwas. — — Jetzt zum Sternecker! Grimminger ochſt während der Zeit an einem Benedictus von Bach! Noch kein Brief heut'!

Dein Männchen.

448. An seine Braut.

München, 28. Oktober 1865.
Samstag abend.

Es treibt mich an den Tisch, Dir zu schreiben! Es geht mir wie dem Max im Freischütz — es will mir kein Schuß recht gelingen. Ich komme von meiner Jagd nach dem großen Eber, dem Opernstoff, unverrichteter Sache wieder zurück. Und nicht einmal einen Hasen oder eine Schnepfe hab' ich mitzubringen, meiner armen Agathe Hoffnung zu machen, daß der Probeschuß gelingt. Aber es ist eine Zeit des Ansatzes — gerade daß ich nun wieder beim Suchen bin, täglich mißgestimmt, daß nichts fertig wird, ist ja ein gutes Zeichen, ich werde schon hineinkommen, man kann nichts aus sich herausquälen. Das habe ich gestern recht gesehen. Ich komponierte an dem Liede von Platen, das ich schon lange immer komponieren möchte und mir längst zu dem Zweck auswendig behalten habe: Vision.[1] Das Gedicht ist schön, die vierte Strophe von einem vollendeten Wohlklang bei der ungesuchtesten Diktion. Man sieht, wie das entstanden ist; eine melancholische Stimmung im Menschengewühl, die der Dichter empfand, hat er zu einer Traumkatastrophe gesteigert, so wurde eine Art Ballade draus, während er sonst nur singen konnte, daß er traurig war und die Menge fröhlich, wie das in dem Lied von Heine der Fall ist.[2] Da fällt mir ein, daß beide eigentlich eine Parallele bilden und im Grunde aus derselben Stimmung hervorgehen, nur daß Platen die griechische, Heine die romantische Pointe gibt, Platen die umgebende Menge kalt aber reizend schildert, Heine über sie spottet. (Wie komm' ich denn nur zu dieser literarischen Vorlesung? Vielleicht weil Herr Genée in diesem Augenblick eine hält? Platen glaubt nicht an den Himmel, noch Heine an das Totenreich, aus dem seine Geliebte kommt, sie brauchen es beide nur als gute Schlüsse und Gegensätze. Doch geht unverkennbar das Platensche Lied aus einer edleren Seele hervor. Es hat eine Färbung von Ludwig

[1] „Am Felsenvorgebirge schroff . ."

[2] Gemeint ist das Lied: „Philister im Sonntagsrödlein spazieren in Hain und Flur . ."

Roberts Bildern, das Heines iſt im Rembrandtſchen Helldunkel. Und da iſt es wie bei dieſem Maler, die Geſtalten und Konturen ſind oft gewöhnlich und ſogar roh, aber das Licht und der Schatten geben ihnen alle Poeſie. Doch um auf meinen nichtgeſchoſſ'nen Haſen zurückzukommen: Das Platenſche Stück wollte nichts werden, und ich brach plötzlich damit ab, dachte, vielleicht gelingt es mit einem andern, da nahm ich auch aus der Gedächtnisjägertaſche eine alte, halbroſtige Kugel heraus und komponierte an folgendem Lied — natürlich immer für Grimmingers Umfang. Es iſt dies König Enzios Lied.[1]

Mit dem Platenſchen Lied war ich zur Bibliothek gegangen, mir die Volksſagen von Otmar zu holen, da ging ich dann die Ludwigſtraße auf und ab und fing an dem Enzio an, ich ſagte mir, nachdem ich eine Weile verſucht hatte — anders! es muß anders werden, als ob man ſo eine alte mittelalterliche Melodie hörte, alſo hiſtoriſcher Stil. Da komponierte ich nun eifrig. Plötzlich dacht' ich, jetzt hab' ich das Ganze ungefähr in der Reih', jetzt nur nach Haus, dann wird's am Klavier abgerundet. Wie ich ans Klavier komme, war das Ganze ſcheußlich, gar nicht zu brauchen! So daß ich empört ausrief: Schofles, miſerables Zeug! Ja, das ſind Leiden! Wenn ich Dir nur ſo recht meine Gedanken darüber mitteilen könnt'. Doch geb' ich Dir Brocken, da mach Dir 'ne Supp' draus. Es iſt ein wehmütiges Gefühl, wie vorigen Sonntag, ſo in einem Antiquarladen abgeſtandene Muſik zu ſehen; das iſt nun doch alles ſo ſchön geſtochen; hat Sorg' und Freude viel gemacht, und doch liegt's jetzt in der Rumpelkammer. Es iſt ein eignes Ding mit dem Lebendigen, was Kraft hat, lebendig zu bleiben in der Kunſt. Das trauen die Porges meinem Cid zu. Doch ſagt dagegen Heinrich von dem großen X: Das iſt alles gar nicht nötig, es iſt nichts Erlebtes, Empfundnes, ſondern Gemachtes. Und ſo iſt es auch, Herzchen, ſehen wir einmal hin, wo ſolche Dinge bleiben? Sie kommen in dieſelbe Rumpelkammer,

[1] „Mit meinem Vater, dem Kaiſer
Gern zög' ich ins blutige Feld,
Zu Häupten mir Lorbeerreiſer,
Zu Füßen mir die Welt . . .“

wie die Dinge, die ich neulich ſah. — — Der X hat das Talent immer zu komponieren, immer fleißig zu ſein, immer zu büffeln. Aber damit iſt es nicht getan. Da ſitzt mir auch der Schulmeiſter im Nacken. Carl ſagt: „Du tuſt nicht genug, haſt jetzt in den letzten zehn Jahren die zwei Opern komponiert, das iſt nicht genug — ich ſelbſt bin mir ein Greuel, daß ich noch an keiner neuen Arbeit ſitze.“ — Da geb' ich mich denn dran, ſuch' mich zu forcieren — und guck — es hilft mir nix. Jeder Menſch hat nun einmal ſein Geſetz in ſeiner tiefſten innerſten Anlage. Ich brauch' ein neu Sujet, es liegt einmal ſo in mir, daß ich diesmal lang wählen muß — erſt wenn alles da und vorbei iſt, kann man erkennen, warum! Solang geht man eben herum wie ein begoſſner Pudel! Was kann's helfen. Ich ſag mir nur, täglich leſ' ich zu dem Zweck, täglich denk' ich dran, es iſt meine Sehnſucht, wie Dich zu heiraten, und doch bekomm' ich auch Dich erſt zur rechten Zeit und find' auch erſt meinen Stoff zur rechten Zeit.

Nachher wenn wir verheiratet ſind und der Stoff da iſt, da meint man, es wär' nie anders geweſen und weiß gar nicht mehr, wie man ſich drum gequält hat. — Bringſt Du die Supp' zuſammen? — Wie ſchön iſt deshalb immer wieder die Nacht und der fallende Vorhang, den ſie zwiſchen die Akte des Lebens fallen läßt. Mit welcher friſchen erneuten Hoffnung geht man jeden Tag wieder ins Leben und weil ich doch einmal im Gedichte-Zitieren bin, will ich eins herſetzen, welches das ſo recht ausſpricht, und an deſſen Kompoſition ich auch in letzter Zeit öfter lebhaft, wie ſchon früher, gedacht habe. Es iſt von Hebbel und heißt Morgen und Abend.[1]

Sonntag morgen 7 Uhr. Ich bin ſchon um 6 Uhr aufgeſtanden; denke um 9 Uhr in die Michaelskirche zu gehen, um meinen Vorſatz mit den Meſſen auszuführen. Lieb' Seel', lieb', lieb' Bertha! Heut' kommt ein Brief von Dir, wie man ſich darauf freut — es iſt als wären wir verheirat't und Du wärſt drei Tag ohne mich bei der Lina in Tübingen geweſen — ſo iſt heute Dein Brief,

[1] O Morgenzeit, du friſche Zeit,
Des Lebens reichſte Quelle,
Du machſt die enge Bruſt mir weit
Das trübe Aug' mir helle uſw.

nachdem ich Mittwoch oder Donnerstag den letzten erhalten. Ja, Donnerstag, Freitag, Samstag war mein' böſ' Frau verreiſt, und heut' Sonntag, weiß ich noch nicht, ob ſie wiederkommt. — Ich weiß, ſie hält ſich mit Müh ſolang in der Fern', ſie will, ich ſoll ſchmachten und faſten, daß ſie mir wieder ganz neu iſt. Ach, ſo ein wenig Koketterie iſt ganz gut bei Frauen, wenn ſie's nur mit dem eignen Mann treiben, wir Männer ſind ſo Kinder, wir haben wieder neue Luſt an den bleiernen Soldaten, wenn ſie die Woch' im Schrank verſchloſſen waren. Aber bei mir brauchſt Du keine; wie mir jetzt die Stille lieb iſt, die Frühe, Vater und Mutter vor mir, wie mir der Kaffee jeden Tag gut ſchmeckt und unentbehrlich iſt, ſo und tauſendmal mehr biſt Du's ewig und jeden Tag — (ich ſeufze) — wie ein Fiſch im Waſſer will ich ewig an Dir herumſchwimmen, lieb Engelsfrau — wenn Gott uns nur zuſammengibt — ich weiß nichts von der verbotnen Frucht und ihrem Reiz — damit hält mich der alte Bibelgott nun gar nicht gefangen, die erlaubt' und ihr' täglich' Süßigkeit, Zartheit, Schönheit, die kann ich nie müd' werden und preiſe den Geber täglich für ſie. „Denn alle ſeine großen Werke ſind herrlich wie am erſten Tag" — — — — — Um auf die literariſche Vorleſung zurückzukommen: in Hebbels Gedichten ſind nicht dieſe falſchen Pointen, wie der Himmel bei Platen und das Totenreich bei Heine, er weiß immer aus der Tiefe heraus eine Blüte, eine Pointe zu geben; ſo in dem Gedicht mit der Großmutter — in allen. Jetzt erſcheinen ſeine geſammelten Werke in 12 Bänden. Nun, auch hier Weltgeſchichte, Weltgericht — wie bei Heine — man wird doch im ganzen wenig Erquickung in dieſer zerſetzenden, ätzenden Natur finden, und es wird kein neuer Schiller ſein; ich ſelbſt war eine Zeitlang von ſeinem Zauber befangen, doch heute glaube ich nicht, daß ich irgendeines ſeiner Stücke mit *inniger* Zufriedenheit wieder aus der Hand legen könnte, weder Marie Magdalena, noch Agnes Bernauer, noch Judith, noch Mariamne, noch Julia, noch Genoveva, noch Ring des Gyges, noch Diamant oder Rubin, noch die Nibelungen. Aber ein belehrendes Studium — *worin* denn das liegt — bei einem ſo ausgeſprochen begabten Dichter, *das* könnte eine Lektüre der Geſamtwerke doch bieten. Ich habe mir oft gewünſcht, einmal von

einem recht tiefgreifenden Geiste eine Belehrung über Hebbel zu erhalten. Wenn einmal die 12 Bände da sind, so wollen wir sie anschaffen, Liebchen, sie zusammen lesen, und dann will ich mich immer bemühen, die Summe unsrer Kritik und Empfindungen darüber schriftlich niederzulegen, so werden wir ja der Musensphinx des Hebbel näher auf den Leib rücken. Die Erinnerung an manches Wort von ihm wird dann auch helfen. Ich glaube, daß immer noch sein Band gesammelter Gedichte das Beste von ihm bleiben wird — sodann seine ästhetischen Aufsätze, die ich mich freuen werde, einmal in einem Bande zusammen zu sehen. — Denke Dir, Liebchen, ich habe mir da eben ein prächtig prasselndes Feuer angemacht: Loge kichert! Da sieht man doch wieder recht meine häuslichen Anlagen — wenn ich nur Holz und Papier genug habe (ich verbrauchte ein ganzes Heft Dehnsche Theorie des Kontrapunktes), so mache ich das schönste Feuer von der Welt.

Mittags halb eins. Lieb', lieb' Engelsfrau! Ich erhielt Deinen Brief schon ehe ich ausging. Seitdem hab' ich in der Michaelskirch' eine sehr matte Mess' (glücklicherweise nur halb) gehört — dann aber Bülow zur guten Stunde besucht und eine ganz angeregte Spanne Zeit mit ihm verlebt. Mit ihm *allein* komme ich immer sehr gut aus; er ist ein Mensch, den man so achten muß, daß etwas Liebe sich immer aus dieser elektrischen Achtungsluft entzünden kann. Morgen erzähl' ich Dir mein Gespräch mit ihm, das vieles Interessante enthält. Heut' ist nicht mehr Zeit, weil ich gleich zu Carl muß.

Leb wohl!

Sei geküßt von Deinen Peter.

449. An seine Braut.

[München, Mittwoch, 1. November 1865.]

— — — Wir hatten gestern den Einweihungsschmaus bei Porges. Bülow war abgereist und ich glaube, daß er diesen Abend vermeiden wollte. Ich schließe es aus einem abgebrochnen Wort von Wagner. Ich besuchte ihn neulich, Montag, da er Sonntag von seiner Wiener Exkursion zurückgekehrt war. Er war

gerade wieder in der nervöſeſten Stimmung von der Welt. Ich frug ihn nach Wien. Natürlich Grüße von Standhartners. Zweimal dageweſen. Den Klavierauszug der Walküre fand er auf dem Klavier. (Dies ſeine Antwort als Coſima fragte, ob denn Standhartner muſikaliſch ſei.) Ich weiß nicht, ſagte Wagner, wie Du von jeher überhaupt auf den Gedanken kamſt, als hätte ich mich an Wien attachiert. Ich find' es im Gegenteil ein greuliches Neſt. Der eine berauſchte Abend mit dem perſönlichen Empfang und dem Enthuſiasmus für Lohengrin hatte nachher Jahre des Leids (Triſtan) im Gefolge. — Nun aber haben ſich infolge eines neuen Erleichterungsgeſetzes für die Juden, faſt alle begüterten Israeliten aus Galizien und Ungarn dorthin verzogen, und man ſieht faſt nichts als Juden. Ja, ſagte ich, zuviel Juden werden unangenehm. — „O ſie ſind ſchon unangenehm, wenns wenige ſind.“ Dann kamen wir auf einen Satz, den ich auf Porges bezog. Im Zuſammenhang damit ſteht ein Ausſpruch Bülows. Er frug mich um einen anregenden Rat wegen einem Geiger erſten Ranges, den man fürs Münchener Konſervatorium haben müſſe. Als wir von mehreren andern geſprochen, nannte ich ihm Damroſch. Unter anderm hatte er gegen dieſen einzuwenden, daß er mit Wagner übereingekommen ſei, die Clique möglichſt frei von Juden zu halten. — — — Später kam Heinrich dazu. — — Er kam Wagner einzuladen. Wagner war unwillig aufgeſtanden und zuckte zurück. Er habe in Wien mit Standhartner eine ſtrenge Diät verabredet, jede Aufregung meiden, ſpazieren gehen, allein bleiben. Da lachten wir ſpäter, Heinrich und ich, über dieſen einzigen Geſellſchaftsmittwoch, der endlich nach langem Leiden, An- und Abſagen zuſtande gekommen war und nun gewiß der einzige bleiben werde. Wagner ſprach vorher noch viel von Wiener Perſönlichkeiten, vor allem von Frau Duſtmann und ihrer Schweſter — — — von der zudringlichen Vertraulichkeit gewiſſer jüdiſcher Freunde und deren Verwandten. — — „Dieſe Leute begreifen nicht, daß man zu etwas anderm da iſt, als ſie zu amüſieren.“ — Wagner ſieht nie ein, daß wer A geſagt auch B ſagen muß. Jene nehmen die Freundſchaft, die ſie für ihn vielfach bewieſen, au pied de la lettre und wollen nun auch genießen, mit einem großen Mann auf vertrautem Fuß zu

leben. Aber Wagner weiß nur solang von den Menschen als er sie braucht, und verliert je mehr auch die Elastizität wenigstens den Schein zu wahren und am meisten die Herzensgüte, allen gerecht zu werden, für jeden, der es verdient, ein freundliches Gesicht zu erhalten. So Meyers — so Wesendonks! Letztere waren nicht beim Tristan — also hat Peter doch noch zwei sehr gute Freunde bei seiner „Treulosigkeit" als Genossen. — — —

Gestern waren die Porges bei mir, da spielte ich dem Heinrich die Blümelein, und seine wirklich unverstellte Freude machte mir wieder Mut zum Komponieren.

Wir besuchten Bülow vor seiner Abreise. Nachher hatten wir eine Art Scheidezeremonie am Bahnhof — weißt Du, schon gewissermaßen Konservatoriums halber. Der Direktor verreiste! Da war Wagner und Cosima, der arme blinde von der Tann, ein Musiker, Bülows Schülerinnen Frl. Topp und Heintz, die beiden Porges und ich.

Porges hatten ihre Wohnung recht elegant hergestellt — mir ein bißchen zu grell erleuchtete Tapetenwände. Wagners Büste mit einem Lorbeerkranz durfte nicht fehlen. Als ich kam, war Minna noch im Hauskleid, unterdessen musizierten wir und sie kam im einfachen seidnen Kleid recht schön — dann mußten wir das Götterpaar pflichtschuldigst eine Stunde lang erwarten. Dann kamen sie Wagner im Frack. Cosima in einem grauseidnen Staatskleid mit Rosabesatz. Nun gings bald zu Tee und Souper. Ich war fast der einzige, der eine halbe Flasche so geschimpften Aßmannshäuser trank — die andern nahmen nach dem Tee kaum noch etwas. Wie soll ichs beschreiben. Wagner war so in einem Clair-obscur zwischen väterlicher Herzlichkeit und Münchner Haldgott. — — Wir sprachen über vielerlei — auch Religion — Renan usw. Dann kam Taußig dran. — — — Cosima sagte: Er hat keinen Anschlag, man kann ihn nicht unter die großen Pianisten rechnen, er ist eine Karrikatur von Liszt, er hat gar keine Individualität. Das waren so die vier Hauptsätze der Bannbulle gegen Taußig. Wagner lavierte, um sich über seine Vergangenheit mit dem Geschmähten keine Blößen zu geben. — — —

Ich fand das ganz recht. Wenn man ſchon einmal ſo was macht, muß es flott hergehen. Das ziemt ſich. Unrecht aber war es von Wagner und Coſima, daß ſie die Hand über Glas und Teller hielten und nichts mehr genoſſen. So war ich wieder die einzige mitleidige Seele, die ihren indiſchen und ihren italieniſchen Salat mit Kapern, Kaviar und Ei und allen wollüſtigen Dingen ſo recht behaglich hinunterwürgte. Als nun endlich die Halbgötter in ihrem Wagen davonrollten, brach bald die arme Minna in Tränen aus, und wir hatten dann noch eine lange tröſtende, erklärende Beſprechung über alles. — Natürlich! Das iſt noch ein Gemüt, nimmt noch alles ernſt: Liebe, Bewirtung, Hausfreundſchaft — iſt da tagelang mit der Magd am Arbeiten — die beiden laufen ſich müd nach allem und was hat ſie nachher? Einen blaſierten, kalten Abend, wo man froh iſt, wenns wieder vorbei iſt. Berthachen, was ziehen wir daraus für eine Lehre? Gar kein Schmaus wird gegeben! Wenigſtens in der Richtung nicht. Das ſteht bombenfeſt. Man hat nur Undank davon! — — —

Wir haben uns ja ſo nötig! Lieb Frau! Aus tiefſtem Herzen grüß' ich Dich tauſendmal, ich küß Dich und Du lehnſt Dich an mich. Ich fühls an unſrer beiderſeitigen, geſteigerten Sehnſucht, daß wir uns bald wiederſehen müſſen! Ich ſenſ'! Ach wären wir zuſammen!

Sei ewig umarmt

von Deinem Peter.

450. An Carl Tauſig.

[München, 3. November 1865.]

Freitag: am dritten des November; München.
Mein lieber Carl! Viel Glück und Heil in Prag!
Ich bin ein Mohrenkind, nicht weiß zu tünchen,
Daß mir Dein Brief ſolang im Kaſten lag
Ohn' Antwort! Tauch' in des Vergeſſens Brünnchen
Des Freundes Schuld, und laß zum heut'gen Tag
Dir Feſtesreime ſtatt der Proſa munden,
Wenn ſie in Prag Dich glücklich aufgefunden.

Die gute Fee, die unſre Herzen hütet
Vor des Vergeſſens Schimmel, vor dem Roſt
Der Trennung, wann, o wann vergütet
Das lange Faſten ſie mit reicher Koſt,
Und wird die Traube, die dies Jahr gebrütet,
Durch ihre Gunſt nicht Wiederſehens Moſt?
Und ſetzt ſie Flügel nicht mir an den Rücken,
Mich raſch zu tragen an der Moldau Brücken?

Sie wird zu rechter Zeit ſchon Freuden ſchenken,
Auf ihre Güte laß uns feſt vertrau'n.
Sie wird auf bunten Lebenswegen lenken
Zuſammen uns — mit unſren beiden Frau'n.
Drum halte wach des Herzens Angedenken,
Daß wir uns völlig als die Alten ſchau'n;
Symbol, daß nimmer unſre Freundſchaft welke,
Sei heute zum Geſchenk Dir dieſe Nelke.

Du weißt, was auf den roten Blättern ſteht!
Ein Tagebuch aus wunderlichen Zeiten!
Des Sees Purpur-Wellenmantel weht,
Die Schwalben-Schiffe weiße Flügel breiten!
Die goldne Wolke, welche nie vergeht,
Winkt aus der Fern' in blauen Himmelsweiten,
Und ſtolz in Mauerkronen ſiehſt Du ragen
Die blonde Königin aus den Artusſagen.

Ich ſeh' uns krabbeln auf den Berg; die Schlange
Tanzt an dem Fuß, am Haupt der Adler kreiſt,
Ich ſeh' uns noch auf unſerm Lieblingsgange,
Den gegen Abend wir gewandelt meiſt,
Wo in ſein Bett im Liebesüberſchwange
Des Stromes Gott die Fluſſesnymphe reißt,
Indes von fern die ſchneebedeckten Greiſe
Lüſtern belauſchen der Verliebten Weiſe.

Ich hör' des kleinen Pianos Taſten klingen
Von Händels Suite, Chopins Melodien,
Hör' Dich mit Ludwig dem Titanen ringen,
Und laſſe Rodrich vor Ximene knien.
Ach, daß die Tage nur zu raſch vergingen,
Daß in die harte Welt wir mußten fliehn
Aus dieſem Eden von Kaſtanienbäumen
Und Bülbülſang und o wie ſüßen Träumen!

Dann zaubert uns die gute Fee nach Wien,
Zuſammen hauſen wir im kleinen Zimmer,
Wie uns auch Luſt war oder Weh verliehn,
Zuſammen litt man und genoß man's immer.
Ob uns das Leben oft auch grau erſchien,
Die gute Fee hüllt' es in roſ'gen Schimmer;
Sie hat's ja nun ſo gut mit uns gemeint,
Mir meine Bertha, Dir Dein Weib geeint.

Grüß mir Dein Weib, und haltet treu zuſammen —
Denn Carl! ich hab's noch jüngſt ſo recht erkannt,
Als kalt ich ſaß bei Deinen beiden Flammen
Von ehedem: Du wählteſt mit Verſtand!
Gott ſchütze Dich vor jenen zwei Madamen,
Sei froh, daß jene Prüfungszeit entſchwand,
Und ſchöpf' am Buſen Deiner Seraphine
Der Wonne Gold aus unerſchöpfter Mine!

Sei glücklich, jeglichem Geſchmeiß zum Trotz!
Sei glücklich, Deinem Freunde zu Genuſſe!
Hab' immer groben Keil für groben Klotz
Und Liebeslohn dem Lieb- und Freundeskuſſe!
Sei nie ein kalter Schopenhauer-Protz,
Stets bleibe offen herzlichem Erguſſe! —
Soviel für heute! (Wie ich Zartheit roh ſah,
Verſpar' ich für den nächſten Brief in Proſa!)

451. An seine Braut.

München, Sonntag, 5. November 1865.

Liebchen, ich muß mich recht tummeln, daß mein Brief nicht am Ende knapp wird, während Du Dich auf einen langen freust. Du warst so brav, hast mir soviel geschrieben. Ich hab' jetzt noch eine Stunde versimuliert. Der Fritz Porges reist heut' nach Wien zurück, ich geb' ihm für Standhartner und Seraphine die Lieder mit, und da hätt' ich so gern dem ersteren noch ein paar Widmungsverse geschrieben. Aber da mir die Zeit beschnitten war, fiel mir nichts oder zuviel ein, ich kam aus dem Hundertsten ins Tausendste, es fielen mir ein paar gute Akkorde ein, ich dacht' ein siebentes Lied dazu zu komponieren, was ihn gewiß gefreut hätte. Aber so verschluckt unsereins eine Menge Sachen. Möchten sie nachher dem großen Werk zugute kommen, in dem auch soviel Gemüt und Erregung nötig ist und konzentriert sein muß, und man muß bald wieder den Platen zitieren, wenn er zu seinen Freunden sagt:

Ich zittre nicht mehr, froh und bange,
Was immer winkt, was immer droht,
Wird jede Wonne nicht zum Klange,
Wird nicht zum Klange jede Not?

Nur müßt Ihr nicht mit Fragen quälen,
Den ernstlich Ihr als Freund erkennt,
Denn seht, er kann nicht viel erzählen,
Nur Lieder sind sein Element.

Und wollt Ihr mir im Ernste nah' sein,
So müßt Ihr mich in diesem schau'n,
Dann wird mein Sein Euch und mein Dasein
Im freundverwandten Busen grau'n.

Ich hab' jetzt eine romantische Persönlichkeit für mein Libretto im Aug', die mich immer mehr anzieht und die noch mehr wie der Cid die allgemeine Bekanntschaft für sich hat. Es wäre das sehr schön. Voll Romantik, Heiterkeit, Komik, wundervoller Naturmusik.

Aber ich will Dir den Mund nicht wäßrig machen. — — Sieh', für ſolche Dinge müßt' es auch eine Studentenallee geben! Denk', wenn ich Dich ſuchen ſollte, Dich nicht gefunden hätte — wie ein Veilchen am Weg. Nie hätt' ich Dich gefunden, wäre alt und grau und mürriſch darüber geworden. Nun ich Dich fand, wie unendlich reicher und beglückter war ich als ich je gedacht hatt'. So muß es auch mit dem Stoff gehen! Was hilft das Durchprobieren und Unterſuchen, wenn ſich dieſer mit Liebe an meinen Hals hängen will, ſo ſoll er's ſein, und die Liebe wird dann den Schatz hundertfältig unter meiner Hand wuchern machen.

— — — — — Wagner lädt heute nicht ein. Ich glaube die Idee der Sonntagsdiners hat er auch ſchon wieder aufgegeben. Wie gut, daß ich ſie dreimal ohne Sträuben mitgemacht. Jetzt ſcheint er ſich ganz mit Coſima zu vergraben. Die Porges überlaſſen ihn auch ziemlich völlig dieſer Tröſterin. Ich bin argwöhniſch genug zu glauben, daß Wagner im tiefſten Grund ſeines Herzens die Porges bereits als eine Laſt empfindet! So wie mich. Da er nun alles durch fremde Augen ſieht. — — Leider kommt dann aber auch unrettbar einmal der Tag, wo es mit den beiden auch einmal wieder zu Ende iſt — das bleibt nicht aus — und was dann? ✕ Am Allerſeelenſonntag war ich auf dem Kirchhof. Das Hauptfeſt war ſchon vorüber, die Blumen wurden auf vielen kleinen Wagen wieder in die Gewächshäuſer zurückgefahren, aber ich ſog mich voll Lebensverachtung am Anblick der Toten. Ich ſchaute zum Himmel auf, eine heiße Träne im Aug' — ich ſagte Lebensverachtung, nein, das war nicht das rechte Wort — aber Ergebung in alles was kommt. Die Welt iſt eine große Komödie, das Wort im Sinne des Dante angewandt. Wo enden dieſe ewigen Wogen der menſchlichen Geſchlechter, an welchen Ufern brechen ſie ſich? — — — —

Ein ſchönes Lied von Platen hab' ich in Arbeit, es iſt Triſtan überſchrieben und hat den Anfang: „Wer die Schönheit angeſchaut mit Augen, iſt dem Tode ſchon anheimgegeben". Auch aus der Viſion wird vielleicht noch etwas. Ich will's morgen gleich wieder in Angriff nehmen, beide! — — —

Hoff' aufs Wiederſehen! Vielleicht kommt's doch in Mainz,

vielleicht bringt's die dritte Aufführung des Cid! Bleib' so frisch und unverzagt, wie Du jetzt bist, schreib' täglich, Du hast ja Zeit, und selbst Klagen sind mir Musik. Moll! Dur! Alles willkommen! Alles schläft bei mir. Es ist bald eins! Sei geküßt von

Deinem Peter.

452. An seine Braut.

Am lieben Sonntag, 12. November 1865.

— — — — — — — — — — Am Freitagabend war ich mit Gustav im Orlando Lasso zusammen. Da sprachen wir auch viel über — Religion. Der hat ganz Deine Ansichten. Ihr seid Fanatiker des Atheismus. Man sieht, es kommt eine neue Zeit — man hält die Religion nicht mehr für nötig — die Idee der Kirche ist diesen Gemütern ganz entschwunden, und doch stehen alle diese gotischen Monumente eines Geistes da, der diese Dinge für schön und erhaben hielt und für eine Ewigkeit bauen wollte, was heute schon für unnötig, ja unsinnig gehalten wird. Ein Gotteshaus, ein Haus für einen Geist, an den man nicht glaubt — die Welt hat sich gemacht — die Naturforscher beweisen es ja. Da sprachen wir viel und angelegentlich. Streiten kann ich nicht — vermeid' es auch gern, weil ich keine Logik habe, immer gleich mit dem Gefühl an das Unbegreifliche appelliere. Doch komm' ich darin mit Gustav ganz gut aus. Mit mir ist auch gut streiten, Du sollst sehen. Ich gönne jedem die unbeschränkteste Freiheit des Fühlens und Denkens in diesen Dingen, wünsche aber auch und verlange, daß man sie mir läßt. Ich werde ewig ein höchst unvollkommner Katholik bleiben, aber auch nie ein nur entfernt brauchbarer Freigeist werden. Ich sprach noch erst neulich mit jenem Dr. Grandaur darüber. Ach, wie stolz sind die Menschen auf ihren — dummen Verstand, wie feig, etwas nachzuempfinden, was der Anatom nicht mit dem Messer zerlegen kann. Du, meine Frau, hast in allen Deinen liebevollen Briefen den Namen Gottes nicht einmal genannt, der doch Urheber alles Guten ist und von dem die Liebe ausstrahlt seit Ewigkeit. Wie anders können wir uns in

dieſer Spanne Leben glücklich fühlen, als indem wir ihn als unſern Urſtrom erkennen, zu dem wir wie „vereinte Tropfen“ wieder zurückſinken.[1]

Kleine Engelsfrau, ſiehſt Du, da hab' ich Dir eine kleine Strafpredigt gehalten über Deinen Atheismus, aber ſie endet mit einem Hebbelſchen Gedicht, das unſre Situation ausſpricht. Als ich ſo alt war wie Guſtav, ging ich noch viel weiter in freigeiſtiger Anſchauung, war infiziert von Heine und all den rheinländiſchen freigeiſtigen Gefährten, damals war ich einmal faſt auf den Tod krank, und ich dachte manchmal, wenn ich jetzt ſterben ſollte, ich würde nicht den leiſeſten Zweifel über meinen Glauben — oder Unglauben haben. Jetzt bin ich doch froh, daß es nicht ſo gekommen iſt, ich wäre doch mit einer unverzeihlichen Kälte von der Welt geſchieden — ohne ein klares Bewußtſein — ohne Reſultat des Lebens. Jetzt würde ich doch mit vollem Gottvertrauen ſagen, wie ſchon ſo manche weiſere und beſſere Menſchen vor mir: Herr, in Deine Hände befehl' ich meinen Geiſt! Ach wann kommts doch nur, daß wir auch einmal über das alles endlos reden. Auch da können wir erſt in der vollen Vereinigung den höchſten Aufflug des Erkennens nehmen. Bis dahin, Herzchen, ſind wir nur halbe Philoſophen; erſt ein liebend Paar iſt der ganze. — — —

Ich hab' vor, den Winter einmal regelmäßig die Muſiken zu hören, die man in der Michaelskirche macht. Damit genüge ich zugleich der äußeren Form, da mir ſonſt vor Carls Katechiſation bang iſt. Im innerſten Gemüt bin ich ja völlig frei, Bertha, und hier trifft unſre Religion gewiß ganz zuſammen. Du haſt ja alle Myſtik der Liebe, alles Göttliche in Dir. Im Beſten und und Tiefſten werden wir keinen Augenblick uneins ſein. Doch glaube ich an Gott und vertrau', daß ich ihn einſt ſchauen werde, im Verein mit Dir, im unzertrennlichen. — Was Du ſchreibſt von Trauung in der Stille, iſt mir aus der Seele geſprochen —

[1] Hier folgt das ſchöne Gedicht von Hebbel:

Wir träumten voneinander
Und ſind davon erwacht,
Wir leben um uns zu lieben
Und ſinken zurück in die Nacht uſw.

o wie ſchön wär' das!! Jedes Aufſehen zu vermeiden, jede ſog. Hochzeit! Das wär' ein wahres Glück — ach, wenn wir das fertig brächten! — — —

So iſt der Sonntag ſo ſchön — es ruht die Kunſt ganz, und der Brief an Dich iſt Kunſt, Religion und Sonntagsvergnügen.

— — — — — Endlich iſt denn auch die Viſion von Platen ins reine gekommen und morgen werd' ich ſie ganz aufſchreiben[1] — auch das andre Gedicht: „Wer die Schönheit angeſchaut mit Augen“[2] — ſo freu' ich mich doch mit dieſen drei Sachen einmal einen Anfang gemacht zu haben. Es hält für mich ſo ſchwer ins Produzieren hineinzukommen — ich muß mich immer ein wenig dazu zwingen und verzweifle jedesmal völlig an mir. Gott gebe jetzt gute Fortſetzung und baldiges Libretto! — — —

Geſtern macht' ich noch im Bett Verſe an Dich, aber es fällt mir heute nur noch ein:

Biſt Du ſo ganz in mich ergoſſen,
So komm' ich, Liebchen, nicht zum Wort —
Geh nur ein Augenblickchen fort —
Sonſt bleibt der Liederquell verſchloſſen.

Doch nein, die Lieder ſind nur Poſſen,
Bleib ſtill an Deinem Lieblingsort,
Jed' Augenblickchen wirſt Du dort
Wie Wonneewigkeit genoſſen!

Meine Frau! Schreib mir gleich wieder! Grüß die Axel, Suſanne, Dein Mutterchen und behalt ewig lieb

Dein Hundelchen.

[1] Siehe Geſamtausgabe Einſtimmige Lieder Nr. 77.
[2] Bisher nicht auffindbar.

453. An seine Braut.

München, 15. November 1865.

Mein Herz!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bleibe ein für allemal bei Cardenio und Celinde. Jetzt ist's entschieden und jetzt werd' ich mich erst täglich mehr in meinen Stoff vertiefen, ihn täglich lieber gewinnen, wie Dich — Freundin seit zwölf Jahren, Braut seit acht Monaten, Frau in — Tagen! Feire also vergnügt diese Stunde mit mir, es ist des Suchens ein Ende, das Rechte ist gefunden — das Thema hab' ich tief erlebt und werde die ergreifenden Klänge dafür finden. Kampf reinen hohen Liebesgefühls mit der Sinnlichkeit. Aber ohne Tannhäuserei, ohne Venusberg, in einfach menschlichen Verhältnissen ganz aus dem Herzen heraus entwickelt. Selbst die romantischen Züge, die im Stoffe selber sind — Liebestrank, Geistererscheinung — werde ich nur behutsam anwenden, werde suchen alles durch Gemütsdarstellung zur Erscheinung zu bringen. Seit gestern habe ich nun schon das Studium begonnen, meine Auszüge aus Gryphius und Immermann aufmerksam durchgelesen. Später kommt Arnim. Nachher will ich jeden einzelnen Charakter mir recht durchdenken, daß alle Personen lebensfähige Menschen werden, aus deren leidenschaftlichem Zusammenspiel sich das Drama von selbst entwickelt. Mein Stoff ist wohl ebenso schön und bedeutend wie Tristan, hat für das, was ihm an innerlicher Glut abgeht, den Vorzug einer mehr bewegten Handlung. — — — —

Am Sonntag war nichts bei Wagner, weil er — beim König war und vermutlich noch ist. Es wurde Regimentsmusik hinausbeordert, um Wagner ein Ständchen zu bringen. Da wird denn nun gründlich einmal alles besprochen werden; vielleicht, vielleicht auch nicht, wenn beide wieder nur schwärmen. Möglich aber, daß Wagner einmal diese Gelegenheit benutzt, seine Stellung, das Konservatorium usw. zu besprechen. Worüber ich Dir bis jetzt nie gesprochen habe, ist, daß Wagner auch in politische Beziehung zum König getreten, eine Art Marquis Posa geworden ist. Der König soll ihn ersucht haben, ihm seine Meinung über die deutschen An-

gelegenheiten zu sagen, und Wagner hat ihm seitdem in regelmäßigen Briefen seine Anschauungen auseinandergesetzt.

So soll auch ein anständiger, Wagner befreundeter Literat, Fröbel aus Wien, Redakteur der offiziellen Bayrischen Zeitung werden, welcher schon seither im Botschafter, einem Blatt, das mit Schmerlings Abtreten einging, Wagners Sache vertreten hat. Als Bülow mir diese Mitteilungen — die ich nur Dir anvertraue — zuerst machte, überlief mich ein Schauder — ich sah den Anfang des Endes darin. Nun und nimmer wird das glatt abgehen, daß ein Künstler entscheidenden Einfluß auf das Gesamtleben des Staates bekommt. Jedoch — man kanns nicht sagen! Die Verhältnisse sind eben außerordentlich. Es sieht eben überall in Deutschland so trostlos aus — Bayern ist der bedeutendste unter den Mittelstaaten — es könnte ja kommen, daß einmal ein erregter allseitiger Geist, wie Wagner, der doch immer im großen ganzen nur eine edle ideale Richtung verfolgt, einen guten Anstoß zu günstiger Entwicklung gäbe. Aber solange man nicht tiefer in die Verhältnisse hineinsehen und sich eine Meinung bilden kann, solange bleibt einem immer der Anschein der Sache ein gefährlicher, drohender, es fällt einem das alte Wort ein: Schuster bleib' bei Deinem Leisten — und bei Wagner in Ansehung seiner für Schott angefangnen Meistersinger — könnte man es so wenden: Dichter bleib' bei Deinem Schuster!

Ich studiere jetzt täglich in der Walküre, lerne das Werk zum erstenmal recht kennen. Es ist voll Schönheit, Schwung und Eigentümlichkeit. Aber wird sich nicht herausstellen, daß unsre Zeit das Inzestverhältnis, welches der Hauptinhalt ist, nicht gut vertragen kann. Du weißt, daß Manfred von Byron unausgesprochen gerade dies zum Thema hat; jene Gestalt, die er mit Hilfe von Geistern beschwört, ist seine Schwester und Geliebte — deswegen ist über dem Ganzen ein so trüber Schleier unsäglichen Leids, einer unaussprechlichen Schuld. Ich habe dies nie begriffen, mir sagte es die Fürstin Wittgenstein als ich einen Teil des Manfred für Liszt bearbeitete[1]. Auch in Chateaubriand spielt der Inzest eine große

[1] Eine Abschrift dieser Bearbeitung besitzt das Lisztmuseum in Weimar.

Rolle. Sein ganzer René, sein Hauptroman, ist auf eine solche Schuld basiert und hat auch deswegen einen so verzweifelten Charakter. Wenn wir denken, wie schon in der Ödipussage diese Schuld als ein schauerliches Schicksalsmotiv waltet, wie sollen wir uns erwärmen für Bruder und Schwester, die sich fast vor unsern Augen — der Vorhang fällt noch schnell — bräutlich umarmen und wo im ganzen Stück das Verhältnis in den wonnigsten, oft starksinnlichen Ausdrücken verherrlicht ist.

Es freut mich, daß Du an Seraphine geschrieben hast. Wagner sprach auch von ihr. Er fand sie ganz queck. — — — — Glaub' mir, das jahrelange Hinhalten von Seraphine war ein unverzeihliches Benehmen. Sie wußte, daß unsre Verbindung eine unmögliche war, durfte, konnte sich nicht darüber unklar sein, und dennoch war es ihr eben lieber, mich so hinzuhalten, um meine Verehrung nicht zu entbehren. Doch still davon, mich schmerzt nichts mehr, ich erkenne ihre guten Seiten an und bin Dir dankbar, wenn Du auch teil an ihr nimmst. — — Halte aber auch Du diese Teilnahme immer in gewissen Grenzen. Was Seraphine betrifft, so ist es mit ihren Briefen so: wenn Du einmal einen hast, so hast Du sie alle. Ich will mich jeden Augenblick hinsetzen und Dir schreiben, was sie Dir sagen würde. Wie oft hat mich das zur Verzweiflung gebracht, solang' ich noch nach einem Funken aus diesem Herzen schmachtete. — Jetzt, o wie unendlich reich bin ich beschenkt — nie kann ich das genug sagen und preisen. Bei Dir, meine Frau, o da ist wohl sein, da flutet und wogt es von der tiefsten Herzensliebe, unerschöpflich und ewig! Nimmer, nimmer meine Frau, kann ich Dir das nur halb lohnen und entgelten, immer werde ich zu arm bleiben, Deinem lieben Herzen alles wieder zurückzugeben. — — Sei gepriesen, sei gegrüßt. Gott gebe unsern Träumen Wahrheit und Dich

Deinem Peter.

454. An seine Braut.

München, 23. November 1865.

Liebe Bertha!

Gestern abend war wieder Mittwoch bei Wagner, heute habe ich meinen Donnerstag bei Porges. Es soll nun auch das hiesige Leben Wahrheit werden, ich werde also demnächst einige Stunden mit den Schülern Schmitts beginnen, diese musikalisch zu machen. Dabei will ich doch auch was für mich tun — komme nun endlich mehr ins Komponieren, hab' gestern den Dämmerschein, heut' die Vöglein aufgeschrieben, will morgen und übermorgen die beiden Gesänge von Platen aufschreiben — alles dies ist noch so wenig, aber es ist doch ein Anfang, das Eis ist gebrochen. Ich lese nicht mehr, dadurch gewinne ich Zeit, doch werde ich wohl erst Weihnachten an den Cardenio kommen. Heyse, der neulich längere Zeit bei mir war, fand den Stoff höchst interessant und vielversprechend. — Ich lese mit Mühe das Buch von Hauptmann[1] in Leipzig: Harmonik und Metrik — eine Aufgabe, vor der ich mich lange gescheut, sie schon in Weimar einmal begonnen. Diesmal hoff' ich sie konsequent und mit Nutzen zu beenden. Das Buch ist in dem Jargon der Hegelschen Philosophie geschrieben, deswegen so schwer zu verstehen. „Nicht das Insich (der Saite im Zustand der Ruhe) bildet den Ton, auch nicht das Außersichsein in der Bewegung — sondern das Zusichkommen." So geht es das ganze Buch fort, und dennoch enthält es neue Resultate, ein logisches Akkordsystem, in dessen Besitz man sich setzen muß. — Ich studiere auch Klavier weiter und bin täglich etwa eine Stunde mit der Walküre von Wagner beschäftigt. Es ist ein großartiges Musikwerk — manches von hinreißender Schönheit. — Ich kann sagen, ich strebe mit allem Ernste danach, die Gnade des Königs zur tüchtigen Weiterbildung anzuwenden.

Wagner war volle acht Tage beim König, der ihn im eignen Wagen halbwegs zurückbrachte. Es handelt sich vor allem darum,

[1] Moritz H., bedeutender Theoretiker, auch Komponist (1792—1868).

einen gewiſſen Riedel, Miniſterialſekretär, in des Königs Dienſte zu bringen, der dann ſich in die Geſchäfte des Monarchen einleben und plötzlich eines Tages Pfiſtermeiſter erſetzen ſoll. Nicht allein dieſen, ſondern auch Intendanzrat Schmidt, der alſo alle Wagnerſchen Theaterpläne willig und im Sinne des Königs, als deſſen wirkliche rechte Hand ausführt. Sodann ſoll von Neujahr an eine Zeitung erſcheinen unter Redaktion von Grandaur und Porges — Mitarbeiter Wagner, Bülow und ich — ſowie Pohl, der jetzt noch in Karlsruhe iſt, demnächſt aber auch hierher berufen wird. Du ſiehſt alſo, daß in allen dieſen Dingen beſtimmt auf mich gerechnet wird und es auf mich ankommt, mich in Ausführung meines Anteils um die Sache verdient und unentbehrlich zu machen. Du ſiehſt alſo, teuerſte Engelsfrau, es heißt hier nicht, wie Suſanne meint, ſich einigen Nebenverdienſt zu ſchaffen, ſondern bei der Hand ſein und die zugeteilte Arbeit rüſtig erfaſſen und tüchtig ausführen. — — Mit Wagner iſt nun alles wieder völlig in Ordnung. Die Bülows meinen es ernſtlich gut mit mir, die Porges haben mich von Herzen lieb. ✕

Die Verhältniſſe entwickeln ſich mit jedem Tag mehr. Der König wird kommen, auch eine endliche Entſcheidung mit dem Cid wird der nächſte Monat bringen, denn entweder man gibt die Oper in Weimar, oder ich fordere mein Werk direkt vom Großherzog. Du ſiehſt: alles das will ſagen — richte Deine Seele darauf, mir im Mai die Hand zu reichen. Durch das Räſonieren auf Wagner und die ſchlechte Meinung von ſeiner Perſönlichkeit iſt der Glaube der Deinigen ſo herabgeſtimmt. Wir hängen vom Worte eines Königs ab. Meine Stellung iſt eine ſichre und wird es mit jedem Tag mehr werden. — — — Ich muß ſchließen. Muß zu Porges.

Frau meines Herzens, ſei ewig umarmt

von Deinem Peter.

455. An seine Braut.

München, 29. November 1865.

Herzchen!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dieser Tage hatte ich Lauferei mit lauter unvorhergesehenen Dingen. Jener Dr. Riegel aus Berlin schrieb mir in Sachen einer Biographie von Cornelius, die er herausgibt, worin ein Verzeichnis all seiner Werke kommen soll. Da hat er mir Aufträge für hiesige Leute gegeben und ich habe nach einem Prof. Schlotthauer dreimal weit in die Stadt laufen müssen, ehe ich ihn heute zu Hause fand, wo denn die Auskünfte nicht einmal sehr reichlich ausfielen. Einen Professor Vogel zu Vogelstein[1] traf ich neulich gleich zu Hause. Ein originelles, altes Käuzchen, so ein verunglücktes Genie. Der ist ein Dante-Narr und hat einen ganzen Glasschrank voll Ausgaben, Übersetzungen, Erklärungen, Kommentare zu diesem Dichter. Er hat ein großes Bild für den Großherzog von Toskana gemalt. Dante thront in der Mitte auf dem Grab der Beatrice, und ringsherum in einem Rahmen romanischen Baustiles sind Szenen aus Himmel, Hölle und Fegfeuer. Dies Bild hat man bei einer neuen Ausgabe von Dante zum Titelblatt genommen, nach einer Zeichnung, die er danach gefertigt hatte. In ähnlicher Weise, immer im entsprechenden Rahmen des zeitgemäßen Baustiles, hat er auch Virgil, Goethe und Milton bearbeitet (Äneide, Faust, verlorenes Paradies). Das ist einmal ein altes Schwätzerchen. Ich sagte, da wird Sie die Arbeit meines Freundes Reinhold Köhler interessieren, welcher die zweiundzwanzig deutschen Übersetzer des fünften Gesangs der Hölle nebeneinandergestellt hat. „O — ist alles schon hier", sagte er, auf seinen Glasschrank deutend. Das göttlichste an ihm ist, daß er Vergleiche malt! Dante und Virgil flüchten vor den drohenden Teufeln so schnell, als die Mutter an die brennende Wiege ihres Kindes eilt, oder als das Schweinchen abends aus dem Stalle stürzt, wenn er geöffnet wird. Da malt er auf einem Blatt Virgil und Dante, auf dem andern Wiege und

[1] Carl Christian V., Maler, Epigone des römisch-deutschen Künstlerkreises der Nazarener 1788—1868.

Mutter, auf dem dritten das Schweinchen, wie es aus dem Stalle kommt — und so fort. Ich hab' aber so 'ne verwünschte bestechende Liebenswürdigkeit (!), d. h. in der Tat, ich bekräftige jeden so in dem, was er treibt und tut (wenn es nicht eine Persönlichkeit ist, auf die ich mich versucht fühle, kritisch zu wirken), daß mich der alte Herr einlud, ihn doch abends einmal zu besuchen. Besser ausgeführt als alle diese Dinge, aber auch ideenloser war die Suite in Fmoll von Lachner, die ich abends hörte. Diese melodiöse Musik ist gerade die eigentlich melodielose, weil nicht eine erfundene, aus dem Innern emportauchende Melodie drin ist — sondern alles Phrase, Gemeinplatz. Das Individuum Lachner erscheint darin gleich Null. Diese dritte Suite ist ebenso nichtig wie die in Emoll. Sie wurde sehr applaudiert. Der alte König Ludwig war während dem letzten Satz selig eingeschlafen, vom Lärm des Schlusses erweckt, applaudierte er zu früh.

Abends spät. Wir gingen zu Wagner, aber es war, wie Franz sagte, schon zu spät, er hatte sich schon in den Gral, die obere Etage zurückgezogen. Wie wird es mit der Zeitung gehen? Grandaur hat sich schon losgesagt. Wie ich am Sonntag da war, da hatte er gerade ein peinliches Verhör zu bestehen und tags darauf schrieb er an seinen Mitredakteur Porges einen Brief, worin er diesem seinen Rücktritt meldet. — — Heute war Wagner in einer Rage bei Porges, daß Hans ihm telegraphiert habe, ob er noch bis zum 15. Dezember ausbleiben könne. Wagner sagte: Aber auch alles verläßt mich! Er hatte sich vorgenommen, wie ich Dir schrieb, er wolle am letzten November die Rollen verteilen und jeder solle bis zum 15. seine Arbeit fertig haben. Wenn nun Bülow erst dann wiederkommen will, so ist das schon wieder nichts. Heute ist ein Artikel in den hier maßgebenden „Neuesten Nachrichten" erschienen, welcher Wagners Sache führt, wie mir scheint und wie auch Porges meint, von ihm geschrieben. Da wird schon etwas stark gegen die Kabinettsräte mit „verächtlich" usw. losgegangen; das kann nicht ohne Erwiderung, Gegenmaßregeln bleiben, also muß die Sache am nächsten biegen oder brechen. Am 4. Dezember kommt der König zurück. Wie wird dann alles werden, es wird eine bewegte Zeit. Mit den Porges hab' ich dieser Tage

immer schon geredet, daß wir (mit Dir zusammen!) nach Paris oder London gehen würden, und Heinrich spricht seitdem öfters französisch mit seiner Frau! Ja weißt Du, denen geht es eigentlich schlecht, und wer weiß, ob nicht Ernst aus dem allem wird. Sie leben die ganze Zeit von ihrem eignen Geld, und Heinrich hofft nur auf das Erscheinen der Zeitung, welche seine hiesige Existenz zu einer realen machen soll. Deswegen war er äußerst herabgestimmt, als Wagner ihm nicht nach Grandaurs Rücktritt augenblicklich sagte: Jetzt verlaß ich mich auf Sie, machen Sie das Ganze auf eigne Hand! Zu diesem Zweck war eigentlich Heinrich hierhergesprengt worden, und nur die Bülows hatten Grandaur immer mehr in den Vordergrund gestellt, weil er ein Bayer ist und also die Hiesigen sich nicht ereifern sollen, daß immer alles den Ausländern übergeben wird ✕— — —

Ich komme jetzt immer besser in meinen Hauptmann hinein, begreife nach und nach das volle System, lese jeden Tag eifriger, obgleich man es mit Nutzen nie über eine Stunde fortsetzen kann, weil man bei dieser ewigen Abstraktion zu bald die nötige Spannkraft des Fassungsvermögens verliert. In der Komposition bin ich jetzt auf Psalmen gekommen, die ich mir im Jahre 1858 hier in München nach der Bibel in Verse gebracht und auf die ich nun am selben Orte endlich wieder verfalle[1]. Ich folge eben der Anregung, die mir Grimmingers Stimme gegeben hat, und die Psalmen sollen ein Reflex der schönen Arien von Bach werden, die ich mit ihm gesungen. Ich schenkte ihm heute ein wertvolles Buch in drei Bänden, Weigands deutsche Synonymen, wie ich dem Herrn Dr. Birlinger mein schön gebundenes griechisches Lexikon dedizierte. Ich werde ja doch nie Zeit haben, das göttliche Griechisch zu treiben. (Ach, ich möchte weinen, wenn ich denke, was ich alles möchte und im Leben nicht dazu komme. — —) Aber die Leute nehmen das nur so hin, ohne sich nur einmal ein bißchen über die Weimarische Freigebigkeit zu verwundern. — — Aber der Teufel soll mich holen, wollt' ich mir deswegen diese edle Freigebigkeit abgewöhnen. Ich kenne keinen Besitz — mag keinen. Alles ist nur da,

[1] Diese Psalmen wurden später komponiert Op. 13. Siehe Gesamtausgabe: Gemischte Chöre Nr. 17, 18, 19.

von Hand zu Hand zu wandern. Nur wo Du etwas im Geiſte auf immer erfaſſeſt, iſt es Dein und kann Dir nicht wieder genommen werden. Und Du wirſt mein ſein und Dich kann keiner zum Geſchenk von mir fordern, Engelsfrau! — — — —

Heute hab' ich eine Arie aus dem Barbier für Grimminger zurecht geſetzt, ſo entſteht jetzt eins nach dem andern und ich werde bald ein neues Opus für Tenor in der Reihe haben. — Dann will ich mir auch die Weihnachtslieder für Alt von Eliſe kommen laſſen und ſie vielleicht noch zeitig genug zum Stechen (? wohl kaum?) an Schott verkaufen. — — —

Die N. und die Z. ſind ſehr nett — aber wenn ſie ſo mit einer Frivolität und Oberflächlichkeit über „Glauben und Bibel" ſprechen, da komm' ich mir wie Gretchen im Fauſt vor. Hab' keine Angſt Frauchen — wie wir auch drüber ſtreiten mögen — Du haſt ja alle Myſtik der Liebe, alles Göttliche in Dir — aber wenn ich ſolche Schneegänſe reden höre, wird mir's himmelangſt: ich denk', wo kommt die Welt hin, in was für einen Ozean von Nichtigkeit und Poeſieloſigkeit, wenn der kraſſe proſaiſche Unglaube in ſo jungen Gemütern ſtoriert. — Der Porges hat ja auch keine dogmatiſche Gläubigkeit, aber im Grund ein tief frommes, der ſchönen Philoſophie ergebnes Gemüt. Nein, weißt Du, wie in dem Gedicht an Weſendonk: und wenn einer an den Zeus nicht glaubt, ſo empört es mich. —

Lieb' Frau! Es kommen jetzt bewegtere Tage, aber ſie haben den Mai und ein Meer von Seligkeit zum Hintergrunde!

Gott mit Dir!

Dein Peter.

456. An ſeine Braut.

München, Sonntag, 3. Dezember 1865.

Es iſt ſchon wieder gleich 12 Uhr, Engelsfrauchen, und es wird wieder ein recht unterbrochner Brief werden. Doch Du biſt ja jetzt ſo gut und ſo vernünftig, Du ſuchſt Dich ſo trefflich vom Briefträger zu emanzipieren, daß Du mit Geduld ein wenig warten wirſt. — — —

Die Zeitungsidee zum ersten Januar ist bereits aufgegeben, und ich glaube, daß es mit den Verhältnissen des armen Heinrich etwas scheu aussehen wird. Es ist sehr schlimm und schade — wenn es so ist, denn Heinrich ist ein wichtiges Glied in der Kette, mir besonders jetzt schon sehr verwachsen. Am Freitag war Heinrich wegen seines Geschwüres leider verhindert, mit zu dem großen Abend der „Suevia" zu gehen, zu dem uns Wagner gebeten hatte, ihn zu begleiten. Ich ging deswegen mit Wagner allein hin. Wir saßen bei unsern Maßkrügen in dem großen Raum der Westendhalle, wo mindestens 500 Personen versammelt waren. Wir saßen an dem besonders für Künstler bestimmten Ende einer von den Tafeln, die viersach die Länge des Saales durchzogen, in der Nähe der Orchestererhöhung. Da spielten sie die Ouvertüre zur Felsenmühle von Reissiger[1] (Wagners Kollegen!!) für zwei Klaviere und kleines Orchester. Dann sang der von Wagner und Schmitt eklatant abgefallene Herr Vogl[2] ein Lied mit rauschendem Beifall. Er hat ein ganz besonders hellklingendes ansprechendes Organ. — — — Es war recht ungeniert und amüsant dort. Wagner brach gegen halb elf auf, ich ihm nach, er wurde aber noch aus dem Wagen wieder zurückgenötigt, seinen Matrosenchor zu hören, dessen Da Capo-Vers er dann selber dirigierte unter stürmischem Beifall. Dann fuhr ich mit ihm zurück, er sprach sich zum erstenmal wieder einmal herzlich in der alten Weise aus. Es ist ganz natürlich: die Tristan-Cid-Affäre mußte ihn chokieren; unsre Verbindung ruht aber auf einer breiteren Basis. Für mich ist die so nötige Unabhängigkeit — die Beschränkung meiner gesellschaftlichen Verpflichtungen auf ein anständiges Minimum — das Resultat dieser Konflikte.

Gegen 11 Uhr abends. Also fast zwölf Stunden dem Wunsch entzogen, diesen Brief an Dich zu beenden. Siehst Du, Liebchen, es geht nicht länger mit dieser Trennung! Jetzt komm' ich endlich nach Hause, finde aber kein Feuer, das ich doch bestellt hatte, setze

[1] Karl Gottlieb R., Komponist und Hofkapellmeister zu Dresden 1798 bis 1859.

[2] Heinrich V., der bekannte Tenorist 1845—1901.

mich also in die naßkalte Stube hin, denn eh' ich ein ordentliches Feuer anmache und es die Stube durchdringt, wird es ja zwölf Uhr! Nein, es geht nicht länger, es geht nur noch bis zum Mai (da braucht man kein Feuer mehr!). — Ich mach' mir doch Feuer an! Und mit einer siegreichen Sicherheit, Engelchen, in kaum drei Minuten hab' ich den prasselnden Loge geweckt und es brennt, daß es eine wahre Lust ist. Gleich stürz' ich wieder hin und stopfe auf die dann mächtig gewordne Flamme was von Holz und Torf noch im Kasten ist und es brennt gloriös. — Doch nein, ich hab' ihn eben noch einmal tüchtig anblasen müssen, nun ist's aber gut im Gange — drei Exemplare vom Cid hab' ich glücklich dabei angebracht — die Büchelchen liegen mir da so herum, ich bin so müd, sie zu sehen — ich war so töricht, gleich 1000 Exemplare drucken zu lassen, daß es eine wahre Pracht ist, wie gut die Dinger den Ofen heizen. Heyse und Melchior Meyr finden übrigens den Text gut. Aber der dritte, Liebchen, der dritte! Den macht mir wieder keiner, den muß ich mir wieder selbst machen — und das ist eine himmlische Arbeit, die mir jetzt schon mählich und unbewußt im Busen gedeiht. Die Zeit, in der sie ohne mein Zutun wie im Traume Gestalt annimmt, ist die heiligste und tiefste. Keine noch so fleißige Stunde der Arbeit fördert die Sache so, als dies stille Brüten, dies Schweben des Geistes Gottes über den Wassern. — Jetzt ist der große Holz- und Torfscheiterhaufen geschichtet, das Feuer lodert gewaltig, daß man schon vom Anhören des lustigen Geprassels warm wird, und ich will Dir dabei die Verhinderungen meines heutigen Tages erzählen. — — — — — — Abends kleidete ich mich um. — Es fiel mir schwer auf's Herz, nicht einmal jemand zu haben, dem man vor'm Ausgehen sich zeigt und fragt: Wie seh' ich aus? — Deshalb komme ich auf den Mai zurück wie Cato auf Karthago und wie der Richter auf besagten Hammel — o Frauchen!! — Also ich ging zu Hof, zu Wagner; dort traf ich Cosima im schönen blauen Kleid, ihre Kinder in roten Kleidchen, Tee trinkend; ich verkehrte dort bis gegen 8 Uhr, ging dann zu Porges. — — Gestern war ich nach dem Cis moll-Quartett mit Heyse hinausgegangen (Aufführung im Museumssaal) und war dann zu Porges hingegangen, um ihm zu erzählen, wie verfehlt die Tempi von

diesen Spielern waren, denn ich war in einer großen Aufregung durch diese Fehler, aber auch durch die Größe der Musik. Susanne soll Dir sagen, wie ich bin, wenn ich die Neunte gehört habe. — — — — Eine Umwandlung ist jetzt, daß nach so häufig gefaßtem Vorsatz aber stetem Kampf mit der Gewohnheit endlich die goldnen Morgenstunden, zwischen 7 und 11 Uhr, wieder dem Denken und dem Komponieren gewidmet sind, daß ich dagegen nach Tisch, zwischen 1 und 4 Uhr Klavier spiele und mir diese nun fest gewordne Einrichtung sehr behaglich und gedeihlich erscheint. So hab' ich gestern die Vision von Platen endlich abgeschrieben und finde, daß die anfangs von mir so verachtete Komposition vielleicht gerade nach abermaliger Umarbeitung in der Ausführung ganz charakteristisch und wirksam sein wird; auch an einem zweistimmigen Psalm eigner Dichtung hab' ich komponiert, doch soll mit nächsten Tagen alles dies Nebensache, aber bleibende, werden und das Simulieren über Cardenio immer mehr in den Vordergrund treten. Liebchen, jetzt brennt mein Feuer fast verlockend schön, aber der Gedanke an morgen: Geld holen, Besuche machen, treibt mich, mit dem Schlag zwölf das warme Zimmer mit dem Bett zu vertauschen. Dann schlaf' ich ein mit lauter Gedanken an Dich, o meine holde, heilige Frau!

Montag Morgen.

— — — Ach, könnt' ich Dich als ein Weihnachtsgeschenk erflehen. Meine Sehnsucht ist unbeschreiblich und schmerzlich, nur an Deiner Brust kann ich leben; wenn Du nicht im Mai mein wirst, verlier' ich allen Mut, ich ertrag's nicht mehr. — — Was kann Dein Mutterchen, was können sie alle dran zweifeln — und wozu nützt es ihnen — als ob sie Dir was Besseres zu bieten hätten. 1000 Gulden und 500 Gulden mit Lieb' und Seligkeit multipliziert sind doch gewiß 2000! Gib ganz Deiner Leidenschaft nach! Ein Schritt aus dem Zauberbann aller Vernünftler heraus und Du bist an meiner Brust, ewig!

Dein Peter.

457. An ſeine Braut.

München, 6. Dezember 1865.

Mittwoch, teuerſte Frau, aber ſchon abends; ich war den Tag über hingehalten, obwohl ich heute kein Kolleg hab'. Vierzig Jahr bin ich drüber alt geworden, daß ich zum erſtenmal auf die Univerſität geh'. Ich habe nämlich dreimal „neuere Geſchichte ſeit 1789" beim Carl gehört! Es ſind jedesmal hundert und über hundert Zuhörer, und es iſt merklicher Zuwachs, weil die bleibenden Fragen der damaligen und neueſten Zeit berührt werden. Vor und hinter mir ſaßen Polen, es kommen alte Leut' hinein hoſpitieren. Da ſchlägts ſchon 6 Uhr, Liebchen, ich muß zu Wagner, dann zu Carl, aber abends von 10—12 Uhr ſchreib' ich Dir wieder ganz viel, wie neulich. Beſſer wär's ich könnt' jetzt zu Haus bleiben, denn mein Feuer brennt ſo ſchön — und ich bin eigentlich nicht zu Wagner beſtellt, aber es iſt gut, wenn ich hingehe. Es ſind auch jetzt ſo erregte Zeiten — die Porges wackeln — Wagner hat eine Niederlage gegen Pfiſtermeiſter erlitten und wer weiß, ob er nicht das Feld räumen muß — wenigſtens bleibt er paralyſiert, ſolange kein zuverläſſiges, auf ihn eingehendes Regiment da iſt. Teure Frau, Du in dieſen Tagen mehr als je Erſehnte, aber drum auch unabläſſig in Gedanken Gefeierte, Leb wohl auf ein paar Stunden. —

Abends nach 10 Uhr. Ich komme von Carl. Ich habe mir ſchnell ein Feuer angemacht, es praſſelt luſtig. Liebe Frau, ich laß die Feder rennen, gerade wie das Feuer greift nach allem Stoff, den es findet. Dies Kniſtern und Knaſtern bei einem tüchtig ziehenden Feuer iſt ſo anregend, ſo unterhaltend; es iſt eine ſolche liebe Müh' des Verzehrens, des Sein und Werdens drin hörbar! Funke, Flamme, Aſche! — — Was hab' ich erlebt heut' abend. Wagner, Porges, Carl — nun wieder ſtill zu Hauſe. Dir möcht' ich alles ſagen mit einem Wort, einem Kuß, einem Händedruck — wärſt Du bei mir auf dem Hockeſtühlchen, es wäre alles ſo ſchnell geſagt — es koſtet ſo ſoviele Federzüge, und doch ſagen ſie es nicht, doch mußt Du alles zwiſchen den Zeilen leſen. Doch das kannſt Du ja ſo gut, o mein Frauchen. — Wenn ich nur

einen Augenblick anhalte, mich zu besinnen, dann ist's nichts mehr. Renne Feder, renne übers Papier. — Ich ging von Dir schnurstracks zu Wagner. Franz sagte, nachdem er mich gemeldet hatte, er könne mich nicht einlassen, der Herr wäre so bös; da zog ich ruhig meinen Überrock wieder an, sagte, es täte mir leid, — „doch keine schlechten Nachrichten?" — nun ich käme ein andermal wieder! — Da ging die Tür auf und Wagner machte mir selbst auf, lud mich in die Stube ein. Da klärte sich die Sache auf. Ein gewisser Häring war bei ihm gewesen, ein Glasharmonikaspieler, gewiß ein lästiger, langweilig schwatzender Kerl. Der hatte ihn so in Verzweiflung gebracht. — Bald waren wir in ganz gutem fließendem Gespräch. Er entrollte mir auf mein Befragen wegen seinem Verhältnis zu Pfistermeister ein ganzes Bild desselben, wovon ich nur bedaure, nicht in ruhiger Stimmung zu sein, um es mir ganz aufzuschreiben. — Cosima saß unterdessen in einem grünen Hauskleide dabei, war sehr überangestrengt und ermüdet, fiel immer wieder in Schlaf und sprach dann im Traum — kennst Du diesen ihren Zustand? Sie hört dann was man ihr antwortet und setzt das Gespräch fort wie jemand, der nur so mit geschlossnen Augen dasitzt, aber doch wach ist und nur abgespannt und müde. — — Sie sagte z. B. wir können ja den Postwagen nehmen, nach Würzburg fahren. Das war höchstwahrscheinlich ein Nachklang von den Spielereien ihres ältesten Mädchens, der Lulu, welche wohl erst vor kurzem nach Hause gegangen war. Mir klang es so wunderlich, wie eine Art Prophezeiung, daß ein Straßenskandal vor Wagners Hause stattfinden würde, und daß Cosima an die Rettung nach Würzburg mit Post dächte. — Während wir noch so saßen und Cosima wieder aufgewacht war, kam Franz und meldete den Herrn Oberappellationsrat Lutz (einer von den in dem überschickten Artikel angefeindeten Kabinettsräten) mit einer Botschaft vom König, der seit gestern Nacht wieder hier ist. Bald trat Herr Lutz ein, derselbe, der mir den verhängnisvollen Urlaub zum Eid verschaffte. Ich verneigte mich tief vor ihm, er frug nach Wagner, ich wies auf das Nebenzimmer, wo Wagner gerade Licht ansteckte. An diesen beiden Nebenstuben des Salons, die sonst nur durch Türen mit Vorhängen getrennt sind und

eigentlich ein Ganzes mit dem Salon bilden, sind aber solche Türen zum Vorschieben angebracht; diese Vorschiebtüren zog Wagner vor und ich blieb nun mit Cosima allein, zu der ich mich aufs Sofa setzte — wir schauten beide in die Zeitungen: Neueste, Allgemeine, Illustrierte usw., sprachen ein paar Brocken darüber. — Dann sagte ich zu Cosima, ich wolle mich empfehlen, denn Wagner werde ihr, wenn Lutz ginge, doch gleich alles erzählen wollen und ich wisse nicht, ob ich dann auch alles mit anhören solle; wenn ich es erfahren sollte, würde es mir doch später erzählt. So ging ich, und, wie Du weißt, in der Absicht, den Abend bei Carl zuzubringen (es schlägt 11 Uhr, ich steck' mir noch eine Zigarre an), ging ich noch bei Heinrich vorbei, den beiden die brennende Neuigkeit der Königsbotschaft zu überbringen. Da war denn wieder nichts als Witze übers Fortgehen und wohin? und Wien, Prag, Paris! — Da geht die Zigarre an und das Feuer schon wieder aus, denn ich will nicht noch das viele Holz in den Ofen stopfen, wo ich doch schon bald schlafen gehe. — Ich nahm von Porges Abschied — ging durch den Nebel, der sich auf die Straßen senkte, dicht und feucht, während oben die Sterne flimmerten, zu Carl. Da unterhielten wir uns diesmal recht lebhaft. Da wurde denn auch das Kapitel Wagner besprochen. Carl sagte, er habe gestern mit einem Kollegen gesprochen, der sagte, er sei schon lange hier und kenne die Stimmung, aber es käme ihm ganz so vor als wie zur Zeit der Lola Montez — als geb' es nächstens etwas. Carl sagt, daß es gerade Wagners größter Schade sei, daß die demokratischen Blätter so seine Sache halten, denn in München bestimme das Bürgertum, und das sei nicht demokratisch. Du weißt: es erscheinen seitdem täglich solche Artikel, wie ich Dir einen geschickt habe, alle bayrischen Blätter, demokratische und ultramontane, hetzen die Geschichte täglich ab, es muß zu einer Katastrophe kommen. Carl sagt, es ist kein Bierhaus, wo nicht diese Sache beredet wird. Erst wird Pfistermeister fallen — dann: Wagner. — — Da meinte Carl — er hätte ja von Anfang nie recht an die Wagnersche Sache geglaubt, doch wäre immer so seine stille Hoffnung gewesen, man würde mich über alle diese Dinge vergessen, d. h. mir meinen Gehalt ruhig fortbezahlen. Und so

sprachen wir vieles, woran unsre gegenseitige Liebe recht zu erkennen war. — — — Das Feuer verknistert, die Zigarre ist halb verraucht. Dein Bildchen hab' ich abermals „wiedergefunden" und liebäugel' noch damit. Ach, ich bin fast sinnlos vor Sehnsucht. O Frau! Das nächste Wiedersehen — das haben wir verdient — mit vielen heißen Sehnsuchtsstunden. Gott geb's!

Donnerstag morgen. Engelsfrau! Ersehnte, glühend geliebte und verehrte Frau! Heut' kommt ein Brief von Dir! Gesegnet sei jede Zeile, gesegnet jeder Gedanke, den Du zu mir wendest! Ach, wäre im Wünschen und Sehnen nur ein bißchen bildende und fördernde Kraft, gewiß dann ständest und säßest Du jetzt neben mir. Unser Zusammensein wird ganz über alle Maßen glücklich werden — tausend tolle Streiche wollen wir machen und erfinden. Engelsfrau, Liebchen — hörst Du's denn auch, wenn ich Dich so ruf'? — wenn ich mit Dir sprech' wie heute nacht — zwischen den Zeilen dieses Briefes — und mich mit aller Kraft an Dich schmieg'! — — — Jetzt hab' ich wieder die goldnen Morgenstunden fürs Dichten und Denken; abends kommts dann auch wohl wieder dazu nach dem Spielen. Heut' um 12 Uhr muß ich zu Carl an die Bibliothek, der mich dort den Herren vorstellen will wegen dem Bücherwesen. Nachmittags Spielen, dann zu Carl ins Kolleg um 4 Uhr, dann zu Wagner, dann bei Porges vierhändig. — Vierhändig — o Bertha, Engelsfrau!

Dein Peterchen.

458. An seine Braut.

München, 10. Dezember 1865.

Teuerste Frau!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wagner ist heute morgen $5^3/_4$ Uhr an den Genfer See abgereist. Das Verhältnis Wagners mit dem König ist ungetrübt, das steht fest. Es ist eine Krisis im Leben des jungen Monarchen. Ich halte ihn für eine tüchtige, bedeutende Natur, die nur in der Entwicklung zurückblieb und vom Gang des Geschickes gewaltsam überrascht wurde, der in einer tiefen Befangenheit, im reinen Idealismus der ersten Jünglings-

zeit vor dem Schritt in die Wirklichkeit bebte; dieser Schritt mußte in einer Art Krampf geschehen, dieser Krampf war die Verbannung Wagners — oder vielmehr, daß ich nicht die Lüge der Blätter nachrede, der Wunsch, eine Zeitlang die Entwicklung der Dinge in der Ferne abzuwarten. Wenn nun der König nach dem Krampfe sich beruhigt, aus allem Leid und Kampf sich zusammennimmt, wird seine Umgebung bald fühlen, daß er mehr Mann geworden ist, als sie sich wünschen mag. In der zeitweisen Entfernung Wagners lernte er sich selbst beherrschen, nun wird er auch die Kraft gewinnen, über die andern zu herrschen. Für Wagner steht dabei alles glänzend, so daß ich heute nach dem Abschied heiter und froh war wie lange nicht. — — Er wird sich am Genfer See fassen und arbeiten. Währenddessen wird während seinem Fernsein der Kampf, in den er sich unvorsichtig mischte, in den man ihn hineinzog, ohne ihn weiter ausgekämpft werden. Der König wird seinen Idealen treu bleiben und an der Reibung mit der Realität gekräftigt, weiser und eifriger an ihre Erstrebung zurückkehren. Übrigens wird jeder Tag Neues bringen. Ich will nicht durch Vermutungen vorgreifen, glaube aber nicht irre zu gehen, wenn ich meine, daß dieser Aderlaß der Wagnerschen Entfernung dem idealen Körper der Königs- und Meisterfreundschaft äußerst gut bekommen, ihn vor'm Fieber behüten und heilen wird, und daß man wohl sagen kann: Der hohe Kranke befindet sich den Umständen nach wohl. Der König sagt in einem Briefe von jenem Artikel, den ich Dir sandte, daß damit irgendein Freund, der nützen wollte, sehr geschadet habe; und wie recht hatte er, denn jener Artikel war die einzige Ursache des jetzigen Standes der Dinge. Es geht bereits die Nachricht durch alle Zeitungen, daß Cosima die Verfasserin sein soll — doch bin ich überzeugt, sie stellt sich nur mit dem Walkürenschild schützend vor den eigentlichen Urheber W(otan). Seitdem galt es für das Kabinett den Vernichtungskampf, und Wagner blieb der Besiegte. Zwischen Wagner und Cosima besteht ein völliges Verhältnis. Es ist sogar zu vermuten, daß sie ihm mit den Kindern folgt. Sie ging, nachdem wir von Wagner Abschied genommen, nicht in ihr Haus, sondern in das seinige zurück. Dort wird nun der Tapezier den Gral im ersten Stock entheiligen, die Tapeten von

den unnahbaren Wänden herabnehmen. Aber was das mit Bülow wird? Ob er überhaupt Wagner seine Frau gänzlich überlassen hat in einem hochromantischen Einverständnis? Ob jene Umarmung Wagners an der Eisenbahn ein Dank dafür war? Die wirkliche Ehe zwischen Hans und Cosima war wohl schon längere Zeit nur eine Scheinehe. Hansens Benehmen wäre sonst nicht zu erklären. Er kommt nicht hierher, ich glaube, er wird auch nicht kommen. Mit welchen Gefühlen mag der Mann Deutschland abermals verlassen haben? Ob er alle Schuld nur andern, nur seinem Geschick beimißt, nicht sich selber einen Anteil daran aufbürdet? — —

Carl sagte mir heute: Nimm wieder einmal Urlaub und bekümmre Dich um nichts. — — — —

P.

459. An Rosa von Milde.[1]

München, Montag, 11. Dezember 1865.

Liebe Rosa!

Gestern früh um $5\frac{3}{4}$ Uhr ist Wagner von München abgereist, um ohne Aufenthalt nach Vevey zu fahren, von wo aus er am Ufer des Genfer Sees eine Wohnung suchen wird. Seine Freundschaft mit dem König ist unverändert. Soviel ich bis jetzt von allem begreife, kann die Entfernung Wagners nur wohltuend und erhaltend auf das Verhältnis wirken, doch muß der König zeigen, daß, nachdem er sich selber beherrscht und seine Freude an Wagner dessen Widersachern geopfert hat, er nun auch die Kraft finden wird, selber herrschen zu lernen und seinen eignen Willen durchzusetzen. Jeder Tag wird nun neue Entwicklungen bringen im Zusammenhang mit der ganzen politischen Lage. Nun wird während Wagners Entfernung der Kampf gegen das Kabinett seinen Fortgang nehmen, dasselbe wird stürzen, sollte es sich auch bis zur Zeit der Kammerverhandlungen halten, und das Kabinett in neuer Form, oder ein freisinniges Ministerium an dessen Stelle wird Wagner alsbald zurückberufen. Ob er dann kommt? Das ist

[1] Diesen und den folgenden Brief entnehme ich aus: Hans von Bülows Briefe, Bd. IV.

allerdings zweifelhaft. Er wird nicht aufs neue seine künstlerische Existenz von politischen Schwankungen abhängig machen wollen, ja ich hoffe, er wird sich so tief in die abschließenden Arbeiten seines Lebens vergraben, daß er eine gesicherte Einsamkeit dem einmal verleideten Münchner Leben vorziehen wird. Ich glaube, daß der König und Wagner sich zunächst irgendwo in Italien im nächsten Frühling treffen werden. Ob Hans von Bülow eine neue Anlage der hiesigen Musikschule im Sinne Wagners hier anvertraut bekommen und übernehmen wird, bezweifle ich. Bülow ist zurzeit noch auf einer erfolgreichen Konzertreise begriffen, wird aber vielleicht sein Eintreffen hier infolge der Ereignisse beschleunigen. — — Die Abreise Wagners wurde hauptsächlich durch einen Artikel der „Neuesten Nachrichten" bedingt, in welchem zugunsten Wagners die Kabinettsräte mit einer zu weitgehenden Schärfe angegriffen wurden. Diesen Artikel, den ihm die besonneneren Freunde, selbst Bülow, gewiß widerraten und ausgeredet hätten, hat Wagner zweifelsohne einzig mit Cosima und durch Cosima aufgereizt geschrieben, diktiert oder angeordnet. — — Ein Glück ist, daß der gute, treue, böhmische Diener Franz Mrazek mit Wagner gereist ist, in dessen Händen er stets gut fahren wird. Am schlimmsten wirkt augenblicklich die eingetretene Veränderung auf das junge Ehepaar Porges. — — Die Schmitt'schen Gesangsstunden gehen einstweilen ihren Weg, doch ist zu befürchten, will wenigstens nicht den Anschein haben, daß es dem Mann bei allem Trefflichen seiner Methode und bei allem Eifer gelingen wird, wirklich ein paar gute Probeschüler aufzustellen. Sie reißen ihm eben aus, da ist kein Halten.

Auf mich übt wahrscheinlich das veränderte Verhältnis keinen Einfluß. Ich werde nach wie vor meinen Gehalt beziehen. Dies war auch wiederholt die Meinung und der Ausspruch Wagners vor dem Abschied: ich solle gänzlich unbeirrt und ruhig in meiner Stellung verharren. — —

Aus Gottschalgs Beschreibung der Loreley von Bruch habe ich entnommen, daß Sie diesen Winter mit neuer Kraft und mit glänzendem Erfolg wieder ihrem Berufe leben; Wislicenus war voll davon, wie schön Feodor damals in Jena die Seligkeiten

gesungen habe. — Ich hoffe im Frühling mein neues Buch fertig zu haben, im Mai zu heiraten und dann allen Flitter mit hinein zu komponieren. Um die Weinachtszeit denke ich Bertha zu besuchen — es wär' uns doch wohl zu gönnen, sich nach fünf Monaten wiederzusehen! — — Paul Heyse hab' ich einige Male gesehen, er bleibt immer der alte teilnehmende Freund; meine neue Idee gefiel ihm, und er munterte mich sehr dazu auf. — —

460. An Feodor von Milde.

11. Dezember 1865.

Lieber Feodor!

— — Was wirst auch Du über diese Münchner Begebenheiten sagen! Man müßte darüber reden, ich könnte Euch vieles erzählen, was sich brieflich schwer mitteilen läßt. Ich glaube im Grunde nicht recht an eine Rückkehr zu den alten, seit gestern gestörten Verhältnissen. Wagners Freundschaft zum König bleibt immer ungestört — aber ihr Einfluß auf das äußere Leben, auf die Stellung der Kunst wird sich schwerlich geltend machen. Wagner soll seine monumentalen Kunstwerke vollenden — er schreibt auch an seiner Biographie — alles das soll er tun in Muße, Stille, Sicherheit; aber er ist kein organisatorisches Talent, auch Bülow kaum, und verliert nur Zeit mit diesen Äußerlichkeiten.

Das war ein Wagner-Jahr! Kampf zu Anfang und Ende — Tristan und Schnorrs Tod in der Mitte! Ich betrachte es als ein Glück für Wagner, da für sein Auskommen wohl gesorgt ist, daß er diesem Boden entrinnen durfte. — —

Närrisch wär's, wenn über all diesen Dingen mir die Sicherung des Lebens bleiben sollte, wie es in der Tat den Anschein hat. Man hat dem König, weiß Gott von welcher Seite, beigebracht, ich sei von Wagners Sache abgefallen. So erzählte mir Wagner, und daß er in Hohenschwangau alle Mühe hatte, den König darüber zu beschwichtigen. — —

In Deutschland sieht es schön aus. Hier diese ganzen Plänkeleien mit Wagner ruhen doch nur auf dem Hintergrunde des Kampfes mit der Reaktion. Diese wird siegreich weiter gehen, bis

eine gewiß sehr aufräumende Revolution ihr Halt gebietet. Vielleicht schließt dann auch wieder in den siebziger oder achtziger Jahren nach einem Krieg, der die Karte Europas entscheidend verändert, das große Jahrhundert der Revolutionen ab. — —

Der arme Wagner, oder wie ich ihn nenne, das unruhige Stückchen Staub, wacht heute wieder in einer neuen Form auf, nur vom Diener Franz und einem fast sterbenden Hund, dem Pohl, umgeben. Habt Ihr die Walküre? Ich studiere daran; da ist wiederum der erste Akt in hohem Grade schön, am schönsten, wie meiner Ansicht nach auch im Tannhäuser, Fliegenden, Lohengrin und Tristan. — — —

461. Tagebuchblatt.

München, am 9. Dezember 1865.

Es ist gut, daß ich mir wieder einmal ein paar Stunden Zeit nehme, um die augenblickliche Lage zu schildern, welche einen Hauptpunkt in dem Schauspiel: Wagner in München bildet. Für die äußere Anschauung faßt sie sich kurz in die Zeitungsnachricht zusammen: „der König hat nach dem Anhören des Rates völlig unabhängiger Männer beschlossen, Herrn Wagner den Wunsch auszusprechen, daß er Bayern auf drei Monate verlassen möge." Dies war Donnerstag, den 7. Dezember in der offiziellen bayrischen Zeitung enthalten. Die „Allgemeine" brachte es Freitags mit dem Zusatz, daß der König dem Verbannten den Gehalt von 8000 Gulden jährlich belasse, daß die Summen, welche Wagner in diesen Jahren gekostet habe, so groß seien, daß sie (die Zeitung) nicht wage, sie nachzudrucken.

Es ist schwer, den innerlichen Hergang dieser Begebenheit ganz deutlich zu machen, denn wir bekommen die geheimen Fäden des Kausalitätsgewebes nur teilweise und nur von einer Seite gezeigt. Doch will ich versuchen, es klar zu machen. Es gehört dazu vor allem, die Hauptsache in den Vordergrund zu stellen und die Nebendinge um sie zu gruppieren. Die Hauptsache aber ist das Liebesverhältnis zwischen Wagner und Cosima von Bülow. Dasselbe hat sich gerade seit meinem Hierherkommen im Januar dieses Jahres entwickelt und muß zu irgendeiner Zeit im Früh-

ling oder Sommer des Jahres in Blüte getreten sein. Seitdem ist auch Cosima, als die dritte im Bunde, in brieflichen Verkehr mit dem König getreten. Seitdem ist Wagner gänzlich und unbedingt unter ihrem Einfluß. Mit oder ohne die beiden Kinder ist sie, seitdem Bülow auf einer Konzertreise begriffen ist, täglich bei Wagner; man kann ihn nicht mehr allein sprechen, es kommt kein Brief mehr an ihn, den sie nicht erbricht und ihm vorliest. Ich erkläre mir nun Wagners Verhalten im Sommer. — — — Doch der Versuch, ihn zum Bruch mit mir zu treiben, ist glücklicherweise an dem Herzen Wagners gescheitert, welcher unmöglich er selbst sein könnte, wenn nicht ein Grund von unverderblicher Güte und Großheit des Denkens in ihm wäre, welcher bei allen Schwankungen eines erregten Lebens ihm nie verloren gehen kann. — Doch zur Hauptsache zurück!

Allem besseren männlichen Rat entzogen, den er bei Heinrich, Hans, bei mir hätte finden können, ergriff Wagner nach seiner Rückkunft von Hohenschwangau das Panier offnen Krieges gegen die Kabinettsräte, indem er in den „Neusten Nachrichten" einen Artikel veröffentlichte, dessen Urheber zu kennen, er und Frau von Bülow standhaft leugnen, während die allgemeine Überzeugung und alle Schlüsse des einfachsten Verstandes übereintreffen, daß er selber der Verfasser ist. Dieser Artikel ist die einzige Ursache, daß die Sachen auf den heutigen Stand gediehen sind, so daß jetzt Wagner und Frau von Bülow in ihrem Eifer nebenbei eingestehen, daß der Verfasser jenes Artikels ungeschickt gewesen oder zu weit gegangen sei. Denn es war in jenem Artikel gesagt, daß es sich nur um Beseitigung einiger nachgerade verächtlicher Persönlichkeiten handle um alles in Ordnung zu bringen. Er, der Fremde, der Begünstigte des Königs, der Privatmann, der Künstler unternahm somit das Beginnen, in die Räder des Staatsgetriebes einzugreifen. Das hatte wenig für sich, fast alles gegen sich. Die liberalen Blätter, die auch von ihrem Standpunkte gegen das Kabinett als eine unkonstitutionelle Einrichtung die Fahne erhoben, machten mit Wagner gemeine Sache. Es trat noch ein andres Moment hinzu, an welchem Herr Dr. Grandaur einen Anteil hat. Derselbe war

seit diesem Sommer durch Bülow und Cosima in das nähere Vertrauen gezogen worden. Dies gefiel ihm auch ganz gut, und es drängte sich mir ungesucht die Bemerkung auf, daß er bei einem gesellschaftlichen Abend Wagners mit unverkennbarer Wichtigtuerei und Aufgeblasenheit auftrat. Dieser hatte nun Wagner auf einen seiner Freunde — er hat viele! — aufmerksam gemacht, einen Herrn Riedel, welcher der rechte Mann sei, des Königs intimer Sekretär zu werden und dann in dieser Stellung auf des Königs und Wagners Pläne in jeder Hinsicht eingehend vortrefflich wirken würde. Diesen Herrn Riedel schlug dann Wagner dem König während seinem Aufenthalt in Hohenschwangau vor, der König ging darauf ein und Wagner kehrte mit der Vollmacht zurück, Herrn Riedel durch Herrn Grandaur auf diese Stellung hin zu befragen. Dann sagte Herr Grandaur zu Wagner, daß er diese Stellung nicht annehmen könne, weil es ihm widerstehe, als ein Geschöpf Wagners betrachtet zu werden. Der König aber hatte in seiner Unbefangenheit Herrn Pfistermeister selber diesen Namen genannt, und nun wußte dieser genau, daß man drauf und dran sei, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen, von jetzt an galt es also auch für ihn nur noch den Kampf auf Tod und Leben. Um die Geschichte des Herrn Dr. Grandaur in dieser Sache zu beenden, füge ich hinzu, daß Wagner auch in Sachen einer Musikzeitung, eines Organs der Münchner Schule, mit dem König gesprochen, und daß dieser das eifrigste Verlangen ausgesprochen, dasselbe mit Anfang 1866 ins Leben treten zu sehen. Daraufhin bekam der oft genannte Herr Hoffmann den Befehl, sich mit Herrn Grandaur über die Kosten des Blattes zu verständigen. Bei dieser Gelegenheit äußerte Herr Grandaur, das Blatt könne frühestens im Juni erscheinen. Das kam wieder an den König — kam an Wagner. Dieser, aufgebracht, berief Herrn Grandaur am Sonntag vor acht Tagen zu sich, die Eigenmächtigkeit dieses Ausspruchs zu verantworten, zu erklären. Da sagte Herr Grandaur, daß er nicht glaube, daß das Blatt mit Ehren früher werde erscheinen können, und daß er fürchten müsse, es könne aus Mangel an Mitarbeitern schon in der ersten Zeit wieder eingehen, daß er sich deshalb scheuen müsse, sich in eine mißliebige Sache einzulassen, ohne wenigstens die

Gewißheit zu haben, daß sie mit Ehren durchzuführen sei. Auf das Wort mißliebig drückte ihm Wagner in sehr zurückhaltender Weise seine Verwunderung aus. Cosima tat es in beleidigender Weise durch ihr Benehmen. Herr Dr. Grandaur ging und ward nicht mehr gesehen. Das nähere Heranziehen der Herrn Dr. Grandaur war ein Akt Bülowscher Diplomatie, er sollte als eingesess'ner Münchner bei seinen unberechenbar weiten Verbindungen ein sympathisches Kettenglied zwischen Wagner und den hiesigen Verhältnissen bilden, während Wagner eigentlich in erster Reihe und doch wohl einzig Porges im Sinne hatte, dem aber der widerstrebende Bülow in Herrn Dr. Grandaur ein geeignetes Gegengewicht zu bieten gedachte. Nun beim ersten Angriff riß das sympathische Kettenglied und das Gegengewicht purzelte herunter, ließ die Wage und Wagner ganz für sich gewähren. So weit mein erster Akt. Herr Dr. Grandaur als Münchner Laubfrosch bildet mir gerade einen hübschen Abschluß, wie er, Unheil witternd, davon hüpft. — Vorhin waren die Porges bei mir! Sie sind im Rückzuge nach Wien begriffen, das ist schon trauriger! Wagner reist morgen früh um $5\frac{1}{2}$ Uhr mit dem Schnellzug ab.

(Montag, 11. Dezember 1865.)

Er ist abgereist. — — Heinrich brachte alle Briefschaften bei sich zu Hause unter. Alle Briefe des Königs an Cosima, an Wagner, die Konzepte der Briefe Wagners an den König. Morgens gingen wir nach 5 Uhr an den Bahnhof, wir erwarteten Wagner längere Zeit. Endlich kam der Wagen. Wagner sah gespenstisch aus; bleiche, verworrene Züge und das lange schlaffe Haar ganz grau schimmernd. Wir gingen mit hinaus an den Waggon, Franz und Pohl reisten mit. Wagner sprach noch angelegentlich mit Cosima, woraus Heinrich besonders das Wort „Schweigen" unterschied. Cosima war ganz gebrochen. — Als der Waggon hinter den Pfeilern verschwand, war es wie das Zerrinnen einer Vision. Wir brachten Cosima in die Wagnersche Wohnung und gingen dann zu Porges. Wagner hatte mir beim Scheiden gesagt: Du bleibst — natürlich — völlig — ruhig. Dir kann niemand was sagen, niemand was tun — das bleibt unverändert.

Vor jetzt zwei Jahren lebten wir noch gemütlich in Wien und Penzing, da war noch an keinen König von Bayern zu denken, da fuhren wir mit Heinrich, Tausig, Marie ins Theater, da wurde erst auf jenen glänzenden Bescherungsabend hinausgelebt, den Wagner Weihnachten 1863 in Penzing feierte, von wo ich Schlafrock und Paletot heute noch trage — ersteren in diesem Augenblick, wo Wagner reiseermüdet in Vevey ausschlafen wird, aber mit demselben Pohl und demselben Franz zusammen, die er draußen in Penzing fand.

462. An Alexander Ritter.

München, 13. Dezember 1865,
Jägerstraße 3o parterre.

Lieber Ritter!

Der Ruf Deines Erfolges in Nürnberg war schon zu mir gedrungen. Ich freue mich sehr darüber. Bleibe fest an der Erfüllung dieser Dir gestellten Aufgabe, diese feinere Musik etwas im engeren Vaterlande Bayern zur Geltung zu bringen, so tust Du mehr für die Kunst als von hier aus leider — doch Tristan in Ehren — in diesen anderthalb Jahren geschehen ist.

Ja Lieber, hier ist es aus, und der Bruch stellt sich täglich — je genauer man die inneren Hergänge kennen und einsehen lernt — unheilbarer heraus. Wagner wird nicht hierher zurückkehren. Erst noch der heutige Tag — nach Ankunft Deines Briefes brachte mir wieder Kunden, die unerhört sind, die man brieflich nicht mitteilen kann. — Äußerlich genommen war jener Artikel Nr. 333 (!) vom 29. November die Hauptursache von Wagners Fall — denn das ist das Wort. — — — —

Seliger Freund, im Besitz eines treuen, einzigen Weibes, schöner Kinder und einigen Vermögens, sowie künstlerischer Begabung und ernsten Strebens — spiele und komponiere Deine Quartette, bring' Dir Dein Stückchen Kunst und Ruhm zustande ohne den Dämonen und Erynnien zu verfallen. Mir schwindelt in den letzten Tagen wie vor einem Abgrund. Glücklicherweise habe ich die beiden

Porges, die unschuldige und verständige Menschen sind, die alles mit leiden. Meine Stellung zwar soll, wie man mir von allen Seiten sagt, ungefährdet sein, wie aber werde ich bleiben können, wo alles an jene unheimlichen Zustände erinnert? — — Was wird aus meiner Braut, aus meiner Heirat? Schlechte Aussichten!

Wagners Adresse werde ich dir senden, sobald ich sie erfahre, dann schreib' ich dir auch mit, was die nächsten Tage brachten. Es wird mir dunkel. Sei gegrüßt — Deiner lieben Frau meine Verehrung!

Von Herzen Dein Cornelius.

Doch mißverstehe aus dem allem nicht: Der König und Wagner bleiben, soviel man ermessen kann, Freunde!

463. An seine Braut.

München, den 15. Dezember 1865.

Es ist trocken in mir, ich bin so zum Verstimmtsein, zum Ärgerlichsein geneigt. Ich kam aus Carl seinem Kolleg — man sieht den feuchten Hauch in der Stube, ich wollte mich dran machen Dir zu schreiben, aber erst sollte Feuer brennen; es bei den dummen Leuten immer extra zu bestellen, die nicht selber dran denken, ist mir ärgerlich, ich versucht' es selbst, wie so manchmal — aber es brannte nicht an. Dann fällt mir immer alles doppelt trüb aufs Herz — die Einsamkeit — die Hoffnungslosigkeit. Gestern war ich bei den Porges abends — ich war betrübt den Tag über — weißt Du was Neues, meinte Heinrich — nein, ich habe niemand gesprochen. So ging es auch heute wieder — ich habe niemand gesprochen — niemand. Ich erinnre mich an Berlin, wie manches arbeitete ich da — da hörte mir immer meine Mutter zu, sie nickte, wenn ihr eine Melodie gut gefiel, ich sprach mich mit ihr in Eifer — das ist so süß. Es ist dem Manne nicht gut, daß er allein sei — das fällt mir immer schwerer aufs Herz — und wenn mir dann einmal alle Hoffnung wieder gerade wie abgeschnitten ist — dann ist es zum Verzweifeln. Ich habe mich jetzt schon an den Gedanken gewöhnt, Dich Weihnachten nicht zu

sehen — aber ich hatte mich fest darauf gerichtet, es war mir die drei, vier Tage, ehe Dein Brief kam, es könnte gar nicht anders sein. — — Jeden Tag fällt mir's heißer auf's Herz, ich müßt' an meinem Cardenio sein — aber ich kanns ja nicht zwingen. Zur Arbeit an der ersten Skizze des Cid, da hatt' ich den Fritz Porges, sogar Catinelli, mit denen sprach ich mich warm drüber — dann macht' ich's. Aber gerad' in der Hinsicht brauch' ich Mitarbeiterschaft — Echo aus einer andern Brust, Erregung von einem Gleichgestimmten. Deshalb las ich gestern den beiden Abgespannten die Skizze von Gryphius vor — aber ich ging ziemlich enttäuscht nach Hause — mich hatte es wohl erwärmt, aber die Abgespannten wollten mir nicht warm werden. Noch nachts im Bett — ich schlief die letzten Nächte immer erst gegen 12 Uhr ein — war also immer noch wach wenn Du mir schriebst — las ich À quoi rêvent les jeunes filles von Musset, das mir mit seiner graziös-komischen Handlung früher öfter für eine leichte komische Oper vorgeschwebt hatte. Und heut' morgen las ich wieder die „Seelen im Fegefeuer" von Merimée durch, eine höchst ergreifende Don Juan-Geschichte — die weit mehr Tiefe hat als die von Mozart. Wenn der Tag einmal kommt, wo ich das erste Wort Skizze schreibe, Licht, Luft, Land sehe, dann erst wird die Qual meines jetzigen Zustandes, wo mir oft alle Phantasie, alles Feuer vertrocknet zu sein scheint — recht überschaulich, aber Gott sei Dank auch abgetan vor mir liegen. — In Wien war mir's wohl in meiner Stube, ich dachte an nichts andres, auch darf ich nicht vergessen, daß dort die Hausmarie ein Wesen war, die — mit einem Wort: die mich liebte — die mir alles an den Augen absah. Da braucht' ich nicht zu sagen: die Stiefel sind zerrissen, oder es fehlt ein Knopf am Hemd — aber hier, in München überhaupt und auch in meiner Stube — ist mir's nie heimatlich zu Mut! Vater und Mutter, Du, Dein Engel — der Destinn ihre Maus und daneben das Klavier ist mir heimisch — alles übrige sieht mich starr und kalt an. — — — Betrübt bin ich über die ganze Sachlage. — Die Porges in Ehren — sie sind gut, unschuldig, verständig — haben Liebe und Nachsicht für mich — aber sie sind doch auch wieder natürlich sehr mit dem eignen Schicksal erfüllt — aber sonst ist

schließlich doch Carl die einzige Seele, die mir hier im tiefsten Grund näher steht. Um ihn wär' mir's leid, wenn ich wieder aus München ginge, wenn nichts aus meiner Stellung würde. Denn er hat in Döllinger wohl einen redlichen, angesehnen Gesinnungsgenossen, aber im Grunde, wie ich Dir schon einmal erzählte, ist ihm doch die Liebe zu mir eine Notwendigkeit, er kann nicht glücklich sein, ohne auch mich glücklich zu wissen — u[illegible]as ist der große Punkt, nach dem wir begehren. — — Wenn [illegible] das so bedenke, wie die Lust des Zusammenseins alles ersetzt, wie dann erst alle Weisheit, Kraft, Sparsamkeit wie mit einem Engel ins Haus kommt — dann ist es mir eine innerliche Not — daß Du immer aus Rücksicht für andre eine gewisse Höhe des Einkommens, eine gewisse Sicherung abwarten mußt, welche wir beide gar nicht so hoch anschlügen. Man sagt: Zweie tragen schwerer? Allein — da ist man leichtfüßig — da kann man wandern — da kann man wo unterkommen. — — Das Brot, das ich jetzt allein eß' teil' ich mit Dir — und bin wie durch ein Wunder eben so satt! — — Siehst Du, ich steh' so drüber! Aber es erfüllt mich mit einer Heilandswehmut — wenn ich die Menschen denk', die Dich lieb haben: Das und das braucht Ihr alles — und nur das eine nicht bedenken, was vor allem not tut. So viel ist gewiß, Bertha, hätten wir uns verlobt, eh' ich was hatte — und ganz dieselben Leiden schon früher durchgemacht. — Ja, wie die 1000 Gulden kamen — da hätten sie dann alle gesagt: Nun, Gott sei Dank, jetzt kann er doch die Bertha heiraten! Gelt, da lachst Du doch auch, aber ich sag' Dir, es ist vor Gott wahr!

Meine Frau, mein Herz, ich gehe zum Carl — es ist gleich 8 Uhr! Sonntag schreib' ich Dir wieder in der alten Weise einen langen Schwätzbrief. Hab' Geduld, Du bist meine süße, treue Frau! Sonst — vorm Jahr um die Zeit, wo waren da unsre Leiden? Also sind sie der höchste Genuß und Gottesgab'!

Dein Peter.

464. An seine Braut.

München, 20. Dezember 1865.

Engelsfrau! Deinen Brief habe ich Montag abend erhalten und daraus, während gerade Gustav bei mir war, mit Freude ersehen, daß Du wieder etwas mehr gefaßt bist. Auch die Pläne mit Neuenheim gefielen mir ausnehmend, und ich denke, es ist heute noch kein Brief da, weil wohl so schnell noch keine Antwort von der Tante kommen und dann wieder an mich gelangen konnte. Ich darf mich also noch nicht völlig der Gewißheit hingeben, Dich zu sehen, es könnte ja noch eine Verhinderung eintreten, doch gebe ich mich mehr und mehr der süßen Hoffnung hin, daß es so wird — und daß wir in dem göttlich einsamen Neuenheim acht volle Tage — eine Ewigkeit von Wonne — zusammen werden leben können. — Denke Dir, ich hatte heute endlich die zweite Stunde bei Schmitt; er sagte, ich hätte das erste falsch eingeübt, ich hatte die Zunge zu weit vorgestreckt. Heute begriff ich nun seine Mundstellung erst vollständig, und es ist unglaublich, wie bei derselben die Töne voll, stark, leicht und klar herauskommen, so daß ich, nachdem er weg war, kaum aufhören konnte zu üben, weil ich mich immer mehr erstaunte, wie außerordentlich die Fülle des Tons dadurch gewann und mich zugleich überzeugte, daß ich bei fortgesetzter Übung eine entschieden hohe Baritonstimme herausbekomme. Sollte es sich zeigen, daß mein Organ sich noch zu einem bedeutenden entwickeln kann, so werde ich keinen Augenblick mich besinnen — zum Theater zurückzugehen von dem ich ausgegangen bin! Da kann ich es auf 2000 bis 3000 Taler bringen! Sollte dies aber auch nicht der Fall sein, so eröffnet sich mir, wenn ich nur die Möglichkeit habe, meinen Schülern alles schön vorzutragen, eine bedeutende Vermögensquelle aus der Möglichkeit, überall Stunde im Singen geben zu können! Wenn ich bei Schmitt auch nur sechsmal oder zwölfmal Stunde nehme und mir sein Lehrbuch dazu anschaffe, so hab' ich seine Methode los. — Ich fange aber an, mehr ans Theater zu glauben, weil dies das Wunderbarste wäre. Heute morgen, wie mein Cis so leicht ansprach und einen so vollen Ton gab, da sagte ich mir: Also da singst du jetzt dein Lebtag lang — und

mit so einer Anleitung hättest du längst viele Tausende beim Theater verdienen können. Aber denk' Dir, wie jetzt der Plan meines Vaters in Erfüllung ginge, daß ich Schauspieler und Komponist sein solle, wo ich nun durch die zwanzig Jahre ausschließlichen Komponistentums in vollem Besitz aller Mittel nach dieser Seite hin bin und bei einer Sängerstellung, etwa wie Milde sie hat, ganz gut alle zwei bis drei Jahre meine Oper komponieren könnte, und dabei — wie ich ja schon in Hinsicht auf eine Dirigentenstellung wünschte — immer mitten im künstlerischen Leben drin wäre! Doch sage davon niemand ein Wörtchen, ich habe selbst Schmitt von diesem Plan noch nichts gesagt, doch merkwürdigerweise sagte die Elisabeth, nachdem ich vorige Woche zuerst die größere Fülle meines Organs bei verändertem Ansatz bemerkte und über diesen Gedanken warm geworden war: Da gehst Du am End' noch zum Theater! Weil dies ja das Schicksal meines Großvaters war! Denk', wie jung ich noch bin — ich kann noch mein 25jährig Jubiläum beim Theater feiern! Oder willst Du keine Sängerfrau sein? Aber Liebchen, denk: die Einnahm'! Das unabhängige Leben, was darin liegt, daß man gleich aufhören und sich als renommierter Gesanglehrer wo niederlassen kann. —

In den Frühstunden denk' ich täglich an mein' Operntext und ich hab' doch die Hoffnung, daß in den zehn letzten Tagen des Geburtsmonats, besonders wenn ich sie mit Dir zubringe — o unaussprechliches Glück — Liebchen an meiner Brust — auf meinem Schoß sollst Du sein! — Ich will ins rote Büchelchen noch alles skizzieren, was in Vorschlag bei unserm Komitee gebracht werden soll — daß ich gar nit nach München zurück muß im Notfall (indem ich mir dem Schmitt seine Schule verschaffe und mich selbst weiterbild', wenn ich vorher noch eine Stund' bei ihm genommen und seh', daß ich jetzt auf dem rechten Weg bin), denn ich kann Dir auch sagen, daß mir die ganze Wagnerei usw. gerad' bis an den Hals steht — wenn ich dann aber auch München los bin, so steh' ich für mich allein und lach' jedem laut ins Gesicht, der mich in der Vermutung anspricht, als gehört' ich zu den — Romantikern. — Übrigens weißt Du, daß der König anfängt, sich zu regen, daß er seinen Oberstallmeister Lerchenfeld entlassen hat — daß schon

wieder von Briefen seinerseits an Wagner, von der Cosima an Lutz die Rede ist. Doch wie dem auch sei, es wird daraus ewig kein Heil, und es nimmt mehr und mehr die Überzeugung in mir die Oberhand, daß ich bald hier abschließ' und mich anderswo mit Ehren durchbring'. Meinen Hauptmann hab' ich jetzt gleich zum zweiten Mal durchgelesen, hab' ihn dann am Schnürchen; mein Klavierspiel hat sich entschieden gebessert — wenn sich's mit der Stimm' so glücklich macht, so heg' ich die besten Erwartungen für die Zukunft. Und wenn ich ja auch nur Dir, o einzig geliebte Frau, Lieder für Dich und vor Dir singend schon vorsingen kann, daß Du vor Lieb' vergehst und mich ganz in Liebkosung ertränkst wie ein ganz Serail nicht den Sultan, so bin ich der glücklichste Mensch auf Erden — dann will ich Dir immer noch nachts vorm Schlafengehen und morgens schon in aller Früh' mein Ständchen singen und Du umarmst mich für jed' Lied! Liebchen, sei heut' geduldig, daß ich Dir sowenig schreib', ich bekomm' ja heut' abend oder morgen früh einen entscheidenden Brief, auf den ich Dir dann gleich wieder antwort'. — Tausig will mich nach Berlin, wo er sich niederläßt; einliegender Brief von Ritter in Würzburg gibt einen Zug zu den hiesigen Verhältnissen!

Sei Deinem Peter!

465. An Reinhold Köhler.

München, 24. Dezember 1865.

Zwischen dem besten Freund und der Geliebten teil' ich heute an meinem Geburtstag diesen Briefbogen, und schreibe noch dazu dem Freund zuerst, was sagst Du dazu?

Ich habe keinen Bechstein, mein lieber Reinhold! Was ist Bechstein, wie heißt Bechstein? Ich habe doch in solchen Dingen auch etwas Gedächtnis — aber ich entsinne mich nicht auf ein Jota von Bechstein — es ist eine Fata Morgana von Dir, mein Reinholdchen! Bechstein! ich kann mich noch nicht von meinem Erstaunen erholen. Untrügliches Beweismittel für mich ist: daß ich die Märchen von Bechstein noch nie gelesen habe — daß ich sie einmal bei einem Wiener Antiquar, Schomburgk, liegen gesehen

und gern gekauft hätte — und nicht etwa gar Dein Exemplar, das ich ihm vielleicht früher verkauft hätte!!! — aber es war mir zuviel Geld augenblicklich, indem es eine Prachtausgabe mit Bildern war. Nein, mein Cid, Reinhold, Du wirst Dich noch eines bessern besinnen. Solltest Du aber dennoch recht haben, was ich übrigens noch auf dem Sterbebette mit tausend Eiden läugne — so ist es fatal, vorhanden ist nichts — ich habe manche zuviele Bücher in Wien gelassen, zu verkaufen angeordnet — könnte Dir aber, wenn ich mich besinne, noch jedes einzelne sagen, aber Bechstein ist nicht drunter. Mir scheint, Du hattest um Deinen Säbel zu putzen keinen Blaustein, nicht einmal Bimstein, nun greifst Du gar zu Bechstein und verlangst ihn von mir, der ich Dir nun wieder noch eher mit Blaustein und Bimstein aushelfen könnte, aber gewiß nicht mit Bechstein.

Von den hiesigen Zuständen läßt sich noch gar nichts Gewisses erzählen. Der König hat wieder an Frau v. Bülow geschrieben, wieviel er litte. Bei alledem, er hoffe gewiß, daß Wagner nach Ablauf der drei Monate wieder zurückkehren solle. Ich glaube das nicht. Jetzt soll Bülow die Sache in die Hand nehmen und hier die Schule gründen; ich glaube nicht, daß es ihm gelingen wird. Wenn mein Gehalt im neuen Jahre fortdauert, können wir nach Umständen zufrieden sein. Eine neue Oper ist jetzt endlich im ersten Entstehen bei mir; es hat lange gedauert; nach allen Leiden des Suchens war ich schließlich wieder bei Cardenio stehen geblieben — doch wie ich so täglich drüber nachdachte, ward mir doch die Romantik in der Sache eine Last — all die Ideen von Liebestrank, Hexerei, Extase sind verbraucht, ich sollte meinen, Tristan wäre das letzte Lied in der Art. So bin ich jetzt im Augenblick auf einen realen, gesunden Stoff gekommen — der allerdings auch schon seit Jahren bei mir in Frage war. Ich mag Dir jetzt noch nichts davon ausplaudern, aber ich weiß im voraus, die Skizze, die ich Dir vielleicht schon in kurzer Zeit mitteilen kann, wird Dich überraschen und freuen. — Ich sollte eigentlich in diesem Augenblick auf der Reise nach Mainz sein, wohin Susanne und Hestermann mich herzlich eingeladen haben; doch ist augenblicklich bei den Capuleti noch durchaus nicht alles in Ordnung und Julia hat mir abtelegraphiert. Wir werden über einige Zeit in Neuenheim bei

Heidelberg zusammentreffen, Du weißt, dem Sitz der Tante Berthas väterlicherseits, um dann mindestens einmal acht Tage zusammen zu bleiben. Heil uns, wenn es dazu kommt. Bertha schickt mir heute schöne Blumen und ihr Bildchen, das ich aber noch nicht habe. Ich bringe also den Weihnachtsabend bei meinem Bruder Carl zu. Der Letztere hält brillante Vorlesungen über neuere Geschichte, die ich, seitdem ich einmal hospitiert, niemals versäume und mich jedesmal darauf freue. Sowohl Politik als Taktik setzt er mit erstaunlicher Gewandheit auseinander, besonders der letzteren hat er viel Studium zugewandt, es ist eine Pracht, wie er die Feldzüge an die Tafel malt. Jetzt haben wir Ferien und fangen nach hl. Dreikönig erst wieder an. Mein Bruder ist froh, einmal ein bißchen faullenzen zu können. Er hält seine Vorträge fast völlig frei, nur mit Notizen versehen und hat jetzt die Jahre 1789—97 dargestellt, worin besonders die erste Zeit, die ich leider versäumte, dann die polnische Frage und Napoleons italienischer Feldzug Glanzpunkte waren. — Ein sehr annehmbares und erfreuliches Geschenk hat mir der Stirn-Runzler gemacht; Schmitt, der Stimmenzaubrer, hat mir eine ganz tüchtige Baßstimme angezaubert, die ich nach seiner Anleitung noch in den nächsten Monaten zu vervollkommnen und auszubilden gedenke! Es ist in der Tat merkwürdig, er hat mir eben den richtigen Ansatz beigebracht. Ich bin überzeugt, wenn Meffert eine Zeitlang bei ihm studierte, er könnte seinen Gaumenton ganz aufgeben und noch lange Jahre mit bestem Erfolg auf der Bühne singen.

Mein Teurer, ich wurde von Berthas Bruder, Gustav, unterbrochen und aufgehalten; auch kam ein telegraphischer Glückwunsch von Standhartners aus Wien. Jetzt muß ich schließen, da ich zu Carl essen gehe. Wünsche Deiner lieben Mutter und Mathilde wie Elise glückliche Feiertage von mir. An Mildes schrieb ich neulich durch Herrn Cohen. Alle diese Gäste bei Huber, besonders Genelli, Marshall, Wislicenus, Schaller, grüße; Walbrül, Eitner, meinen Carl, wenn Du ihm begegnest, Schöll und die übrigen Kollegen herzlich. Mit der dritten Oper vom guten Schöll wird's jetzt Wahrheit und sie wird gewiß recht schön.

Sei herzlich geküßt von Deinem Peter.

466. An seine Braut.

München, 25. Dezember 1865,
nachmittags.

Ein klein wenig längeres Briefchen heut', aber viel wird's auch nicht. Die Feiertage lassen so gar keine Zeit, trotzdem daß ich die Musik völlig ruhen lasse, alle drei Tage weder einen Ton spiele noch singe. Ich habe mir den Morgen dummerweise wieder unterbrochen, indem ich hinauslief, die Messe von Franz Wüllner in der Allerheiligen Hofkapelle zu hören. Es war aber schon zu voll, die Leute standen weit in die Vorzimmer der Kapelle hinein — ich hörte von fern die Klänge eines Kyrie in G dur, doch war alles undeutlich, verschwommen, da lief ich herum, vielleicht in die Haupttüre hineinzukommen. Da stand denn allerdings an den verschloss'nen Pforten ein Popanz von Schildwache, ein Engel mit dem Feuerbajonett, er genierte mich zwar nicht, ich lehnte das Ohr an die Pforte und hörte ziemlich gut das Gloria. Aber als eben das Gloria angefangen hatte — ich wollte sagen das Graduale — da fing die Wachtparaden-Militärmusik in der nahen Kaserne an zu schmettern, daß man sie wohl auch innerhalb der Kirche störend empfunden haben muß. Da gab ich die süße Mühe des Lauschens auf, da es mir von der andern Seite gar zu leicht gemacht wurde. Ich eilte hierher zurück. — — — Ich bin heut' spät aufgestanden, wurde nach 9 Uhr noch von Heinrich Porges im Bett überrascht. Ich war nämlich die Nacht, nachdem ich Carls um 11 Uhr verließ, noch in den Kirchen gewesen und hatte eine ganze Frühmette von 12—1 Uhr in der Michaelskirche gehört und gebetet. Da ging mein ganzes Leben an mir vorüber, lebhaft gedachte ich meiner Mutter, wie ihr jetzt vor 41 Jahren zu Mut gewesen sein mochte. Da wallten alle an mir vorüber, mit denen ich Weihnachten verlebt hatte — ich regte mein Andenken auf — niemand zu vergessen. Da fühlt' ich meine Liebe so gering, ich fühlte mich so unendlich im Rückstand gegen alle Liebe, die mir zugewandt worden war! Was kann man da andres tun, als die geliebten Häupter vor sich heraufbeschwören, sie um Vergebung zu bitten, ihnen für alle Liebe zu danken — vor den Lichtern und Klängen — es geht

nichts über eine große katholische Kirche! Ganz München war in diesen Nachtstunden auf den Beinen — alle Kirchen waren voll! — Diese Lichter machen doch nicht hell, sie erquicken nur den Sinn im Halbdunkel — man ist in der Menge so selig verlassen, so unbemerkt. Es war gar nicht kalt; die Musik war gerade kein großes Meisterwerk — aber sie erfreute doch, es schien eine Pastoralmesse in Adur zu sein, vielleicht von dem Schlesier Schnabel. Aber draußen war es kalt geworden, ich steckte mir eine Zigarre bei einem jungen Mann vor dem Pschorrschen Bierhaus an und lief nun nach Hause. Da zog ich noch Deine Blumen aus dem Brief, küßte sie, legte sie auf die Brust, sah Dein Bild an, küßte es dreimal und blies mit einem vollen Atemzug das Licht aus.

Lieb' ich denn Dich — eigentlich, so recht von Herzen — so recht gewissenhaft? ach nein — ich kann's nicht glauben, kann's nicht sagen, bis Du bei mir bist, wenn ich Dich unaufhörlich fühle, sehe, einatme, dann will ich auch glauben, daß ich Dich lieb hab' — wenn Du mir sagst, daß Du zufrieden, daß Du glücklich bei mir bist. — Wie kräftig, wie unmittelbar und deshalb wie entzückend begrüßte mich die Marie nach unsrer Verlobung — sie begriff es so, den schönen Willen in mir, Euer Bruder zu sein. Auch Gustav, wenn wir uns so herzlich küssen bei jedem Abschied — da fühl' ich so, wie er ein Stück von Dir ist, fühle auch den verstorbnen Vater in ihm! — — Es war schön bei Carl, die Kinder genossen so still, andächtig, verwundert die Lust aller Gaben — da ist der Glaube ans Christkindchen noch völlig ungebrochen. Wir tranken später Punsch, und der hielt auch so gut vor, daß mir's in der Kirche nicht kalt wurde. Carl freute sich so recht im Schoß der Seinen. Gott erhalte nur dies wunderbare, stille Glück — die Kinder sind alle so lieb. Es tat ihnen, dem Carl und der Elisabeth, doch auch wohl, daß ich geblieben war. Seit acht Jahren war ich so oft zu ihnen eingeladen und nun wär' ich gerad' an dem Tag aus dem Weg gereist! Doch mußt Du nun recht bei Hestermann und Susanne wirken, daß sie mein Nichtkommen nicht verletzend empfinden. Ich habe mein Kommen auf den 29. Februar verschoben und ich hab' so eine Ahnung, es wird auch so werden! Es schlägt 1 Uhr! Bertha, lieb, lieb Frau! Morgen schreib' ich

Dir wieder. Dann hoffentlich einmal ungestört und länger. Heut' nimm vorlieb mit dem Lebenszeichen! Ich bin Dein mit Haut und Haar, mit Herz und Seel'. Wilhelm sagte der Mutter, wir heiraten im Mai. — Schreib' ihr zu Neujahr, ich schreib' auch an Dein Mutterchen.

Dein Peter.

467. An seine Braut.

München, 25. Dezember 1865. Abends.

Es ist 8 Uhr, liebe Frau! Es fror mich etwas, das Feuer ist ausgegangen. Aber so in den hohen Filzstiefeln und im doppelten Schlafrock sitz ich doch vorderhand ganz gemütlich. Von der nächtlichen Frömmigkeit[1] bin ich etwas angegriffen. Meine Wirtin zeichnet sich jetzt öfters aus. Als ich heim kam, war ein gutes Feuer angemacht und die Lampe brannte auf dem Tisch. Ach, welch ein Atem von Häuslichkeit und Behagen bringt einem das entgegen! — — — Du meinst noch einundvierzig Jahre! Mit Dir sollten sie mir nicht zu lang werden, und wie vieles könnte man vielleicht noch gut machen, was man versäumte. Ach, in trüben Stunden, wie verfehlt, wie voll Torheit kommt mir dann mein Leben vor. Besonders in dieser schönen Weihnachtszeit! Jetzt sollten schon alle eine regelmäßige Liebesgabe an einem solchen Tag von mir haben und ich schenke nicht einmal Dir was! Auch dafür mußt ja Du bei mir sein — Du wirst mich an alles erinnern, ein Wort, ein Scherz, ein Blick von Dir muß mich alles Gute lehren, mir alles Gute geben.

Wie ich voll schöner Melodien sein werde, so auch voll guter Handlungen, wenn du bei mir bist. ✕ Jetzt muß ich Dir noch etwas von der Clique klatschen, soviel ich weiß. Heinrich war mit seiner Frau bei Bülows zum Weihnachtsbaum gewesen. Wagner hatte Frau v. Bülow seine Büste in Marmor bestellt, es ist auch an meinem Tage ihr Geburtstag. Auch hatte er ihr alle Bearbeitungen der alten Sagen von Simrock, soviel nur erschienen

[1] Er meint den Besuch der Christmette, die in München in dieser Nacht gefeiert wird.

iſt, gegeben. — — Der König hat wieder an Coſima geſchrieben, wieviel er bei dem allem leide, daß er gewiß hoffe, Wagner werde nach Ablauf der drei Monate zurückkehren können. Alſo — er hoffe es! Was hat ein König zu hoffen, der die Erfüllung in der Taſche hat. — Bülow ſoll wieder einen unſinnigen Artikel haben in die Kreuzzeitung ſetzen laſſen, über den ſelbſt ſeine Frau erſchrocken ſei, die Zurücknahme des Manuſkripts telegraphiert haben, doch zu ſpät. Nun erklären ſich die hieſigen Neueſten Nachrichten, die doch für Wagner ſind und für Bülow viel Reklame treiben, in bezug auf dieſen Artikel gegen Bülow. Bülow erkundigte ſich bei Heinrich, ob ich fleißig ſei? Törichtes Fleißigſein! Damit ſchreibt man keinen Cid. Die Leute wollen alles mit ihrem Fleißigſein fertig bringen. Ein Werk muß organiſch wachſen, guter Samen in gutem Boden, Hitze und Regen, dann freilich auch Winzerarbeit. Aber nur Gott macht den Wein, nicht die Menſchen, ſonſt wär' jedes Jahr ein gutes Weinjahr. Bülow wolle mich morgen beſuchen. Die Bülows ziehen jetzt die Porges wieder mehr an ſich, wir werden ja ſehen, ob eine entente cordiale möglich iſt. Nun, ich werde kein divide et impera dabei ſpielen ✕ — — Du weißt, ich habe in dieſen Weihnachtstagen an Köhler geſchrieben. Auch an Mildes und meine Lieder geſchickt. — — — Mildes werden wohl die Antwort auf meine Briefe vergeſſen, es wird ſein Bewenden dabei haben. Und dann nehm' ich aus dem ganzen aufgeregten Traum von vier Monaten nichts mit als eben das alte Bild des immer ſich gleichbleibenden Freundes, des immer Treuen, immer Aufopfernden, der eben einmal einen Narren an mir gefreſſen hat. Du, Köhler, Suſanne, Tauſig, Carl. Bei jedem einzelnen ſind andre Namen eingeſchloſſen und ich will nicht undankbar ſein gegen viele andre, die mir wohlwollen — aber jene ſind der Pol und die vier Weltgegenden. Dich hat mir das vorige Jahr gebracht, geliebte Frau! Welch unausſprechliches Glück, daß wir uns haben!

Zum Geburtstag, bald nach Deinem Brief, der natürlich zuerſt eintraf, erhielt ich eine Gratulationsdepeſche von Standhartners. Treue Freunde! Dann kam heute ein Brief von der guten braven Marie Müller, welche getreulich gratulierte und beſcheidentlich um nur 40 Gulden bat. Die ſoll ſie denn, hol mich dieſer und jener,

vom nächsten Monatsgehalt, wenn er ausgezahlt wird, auch wirklich erhalten. Die Gratulation von Seraphine blieb aus. Doch wird wohl bald ein Brief kommen. Sie wird leiden, die Arme, ich will ihr schreiben und auch der guten Ernestine. — — — —

Ich trete mein neues Lebensjahr mit guten Vorsätzen in jeder Hinsicht an, mit guter Hoffnung und mit dem seligen Bewußtsein, daß Du mir durch nichts entrissen werden kannst. Möge der Tod einst uns beide zugleich finden!

Dein Peter.

468. An seine Braut.

München, 29. Dezember 1865.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hätte Dir auch am Mittwoch schon geschrieben, aber da hatt' ich so einen Anfall von Junggesellenverzweiflung: in meiner Stube wars von morgens bis abends kalt, Frau F. hatte Gesellschaft, mir schien als heizte sie nicht, damit ich ausgehen solle, das alles regte mich innerlich auf. Als den andern Morgen immer noch nicht warm war, da war ich schon angezogen, um draußen zu frühstücken und mir augenblicklich eine andre Wohnung zu suchen, aber da merkte Frau F., daß es ernst sei und brachte gleich einen großen Korb Holz, früher war sie zu faul und so habe ich heute wieder eine warme Stube. Man ist eben ein Esel, wenn man zu gut ist, dann machen sich die Menschen gar nichts draus, ob man zufrieden ist oder nicht; wer sichs aber zeitweis einmal tüchtig von der Leber redt, da passen sie auf und dem suchen sie's recht zu machen. — Jetzt hab' ich noch so manche Briefe zu schreiben und komm' nicht recht dazu; glücklicherweise schrieb ich doch heut' an Marie Müller und versprach ihr das Geld zu Neujahr. Seitdem kam auch der Brief von Seraphine richtig an und ich will ihr gleich antworten. Auch von Taufig kam heute ein Mahnbrief aus Berlin. Dem muß ich dann auch endlich schreiben. Er bleibt in Berlin und schreibt recht liebenswürdig und treu, indem er zum Geburtstage gratuliert. Er meinte, ich erinnere ihn immer so an Béranger, der mit 35 Jahren erst ins Jünglingsalter getreten sei;

ich wäre auch so jung und würde gewiß erst im Alter das Beste leisten (!), läßt meine Oper, die dritte, hoch leben! —

Bülow sah ich gestern bei Porges. Er war bloß meinethalben hingekommen. Er hatte gefragt, ob denn seine Frau mich beleidigt habe, weil ich mich die ganze Zeit nicht habe sehen lassen. Er sah sehr angegriffen aus, war aber sehr nett, sehr jovial, erzählte viel, lobte Tausig über die Maßen; er hatte in einem Konzert die Variationen von Schumann für zwei Klaviere mit ihm zusammen gespielt. — Bülow wird wohl ein Jahr auf Urlaub — Konzertreise — vielleicht nach Italien gehen. Denke Dir, Wagner hat von den 40000 Gulden nur 20000 Gulden auf Zinsen gelegt — und die andre Hälfte, 20000 Gulden, bereits ausgegeben! Ach wie wird das mit ihm werden, und welch ein Elend kann ihn noch erwarten, wenn er alt wird! Ich denke er wird nicht lang in Genf bleiben, vielleicht nach Italien gehen. — Herzliebste Frau, nimm vorlieb mit dem Fetzchen, wir verwöhnen uns halt, in Tausig und Seraphinens Brief steht nicht halb soviel wie in diesem. Ich freu' mich jetzt auf Neuenheim — ich kann's so ganz still abmachen, brauch' vielleicht kaum jemand hier etwas davon zu sagen. — — Sei nur Du heiter — ich bin's auch, sei ruhig, ich bin's auch, ich hab' mein neu' Jahr mit allem Guten angefangen, dann wird Neuenheim die Krone dazu bringen, und ich bin gewiß, meine dritte Oper nimmt von der Zeit ihren Anfang. Sei nicht ängstlich um meine Briefe in der Neujahrszeit! Du weißt, es ist Dir gewünscht.

Sei Deinem Peter.

469. An seine Mutter.

München, 30. Dezember 1865.
Jägerstraße 3 parterre.

Mein liebes Mütterchen!

Was konnte mir größere Freude machen als Dein lieber Brief zu meinem Geburtstag? Nichts, nichts in der Welt, mein liebes Mütterchen! Ich hatte mir schon gedacht, o das Schreiben wird ihr

zu viele Mühe machen, sie wird herzlich meiner gedenken, aber sie wird das Schreiben andern überlassen. Da kamen Deine lieben Zeilen, immer noch mit der festen, alten guten Hand geschrieben, jedes Wort so deutlich und so kräftig, daß es zugleich die schöne Versicherung gibt, Du seist noch gesund und im vollen Gebrauch Deiner Kräfte. Dabei erhalte Dich Gott, bis wir uns wiedersehen, denn ich halte es nun nicht mehr lange aus. Ich muß wieder einmal einige Wochen mit Euch allen zusammenleben. Du weißt, von Weimar aus wollte ich schon nach Düsseldorf kommen, ich hatte mich in Gedanken so schon daran gewöhnt, lebte schon so ganz mit Euch, daß es mir schwer ward, dem Rate der Vernunft zu folgen, und wie auch Franz, Carl und Wilhelm insgesamt meinten, wieder Besitz von meiner Stellung in München zu nehmen. Das hat sich denn allerdings auch als das Beste erwiesen und es wäre mir später ein Vorwurf für das ganze Leben gewesen, hätt' ich eine so selten gebotene Versorgung fallen lassen. Doch nun, wenn ich sehe, daß mit dem neuen Jahr wieder alles beim Alten bleibt, so will ich nicht mehr als zwei Monate abwarten und dann nach Düsseldorf zu Euch eilen. Was Dir Wilhelm sagte, daß ich im Mai heiraten wolle, ist wohl wahr, was meinen Wunsch angeht, doch ich fürchte, die Wirklichkeit wird jetzt dahinter zurückbleiben. Ich habe den Bund mit meiner lieben Bertha so rasch geschlossen — ich war getragen von der Idee tausend Gulden jährlich zu haben und in der Freude mit meinem Eid in die Welt treten zu können. Aber die Angehörigen Berthas haben ihre ewigen Bedenken und machen meiner Braut manchen traurigen Tag mit ihrer Gegnerschaft. Sie bedenken nicht, daß mit der Heirat erst mein Mut wächst, daß ich dann im Besitz Berthas erst der volle Mann bin, erst das Beste leisten werde, daß ich jung bin, ein Jüngling von vierzig Jahren, während andre schon Greise von dreißigen sind. Mit fünfzig Jahren werd' ich ein berühmter Mann sein und auch im übrigen nicht allzu knapp leben, freilich nie ein Gutsbesitzer werden. Dazu soll meine Bertha helfen, ohne sie verliere ich den Mut zum Leben, das Junggesellenleben wird mir täglich verhaßter. Ich, Mutterchen, Dein alter Schlampsack, wie Du mich immer nanntest, bin jetzt ganz ordentlich

geworden, kein Buch liegt mehr auf den Tischen herum, kein Stiefel bleibt in der Quere stehen, wenn ich ausgehe. Aber denke Dir, daß ich selber mit dem Staublappen umhergehen muß, mein Klavier, meinen Schreibtisch abzustäuben, ja schämte ich mich nicht einen Besen zu fordern, ich würde gern des Morgens mein Zimmer ausfegen, ehe ich hier in München, wo die Leute sehr schmutzlich gewöhnt sind, Staub und Asche in meinem Zimmer umherliegen lasse. Und siehst Du, alles das erwarte ich von der Frau, oder doch von der Magd, die ich mir dann halte. Wollt' ich Junggeselle bleiben, so nähm' ich mir einen Bedienten, wie ich schon damals in Weimar hatte, meinen Carl, ein Mensch, der mich heute noch liebt und Leib und Leben für mich läßt, obwohl er ein Ehemann und wohlbestallter Schneidermeister in Weimar ist. Aber da ich nun denke bald eine Frau zu haben, so lasse ich alles so gehen. Aber wenns auch mit der Brautschaft länger dauert, bin ich doch glücklicher als viele Tausende! Meine Braut liebt mich über alle Maßen, Du wirst uns ja zusammen sehen, wie sie mich lieb hat. Sie ist edel, voll Güte, voll Geist und Geschicklichkeit, sie ist nur ganz dem Gemütlichen zugewendet, alles Äußere berührt sie nicht. Wir werden unaussprechlich glücklich sein, wenn wir erst einmal zusammen sind. Unsre Liebe ist so vollkommen als möglich, wir passen in jeder Hinsicht gut zueinander. Wenn ich dann im März bei Euch sein werde, so kommt meine Bertha auch, so wirst Du unsern Bund segnen, liebes Mütterchen, und Dein Segen wird besser sein als viele Tausende! Das vergessen die materiellen Menschen, daß eine unter der Einwilligung der Sterne eingegangne Ehe auch deren Schutz für sich hat, was mehr ist als alles Vermögen, als aller Champagner und Gänsebraten. Wir können und werden ohne das leben, ohne all diesen Luxus; ein Künstler, der eine liebevolle Frau hat, lacht alle Geldspekulanten aus! Mütterchen, was werd' ich Dir vorspielen und vorsingen, wenn ich zu Euch komm'! Ich hab Dich und Euch alle zu lang nicht mehr gesehen und darum heiße Wiedersehen mein Glücksruf zu Neujahr!

Dein Peter.

470. An seine Braut.

München, 4. Januar 1866.

Liebste, teuerste Frau! Ich bin bang, daß ich Dich wieder zu lang warten ließ! Außerdem bist Du durch das Leiden des armen Onkels in eine große Nervenanspannung versetzt! Es tut mir sehr, sehr leid, so lange gewartet zu haben. Ich muß Dir mehr, länger schreiben. Ich sehne mich nach Dir, möchte nur einen Tag lang bei Dir sein, und wie not es Dir täte, weiß ich ja auch. Aber wir dürfen schon gar nichts mehr sagen, wir müssen unterducken und die Trennung weiter leiden. — Mit dem heutigen Tag hab' ich die Gewißheit, daß mein hiesiger Gehalt ein lebenslänglicher ist, der mir ebensowenig genommen werden wird wie Wagner, Heyse und Bülow usw. usw. Denn da er mir im zweiten Jahr nach wie vor ausbezahlt wird, so wird er es auch im 20. usw. usw. werden, und selbst im Todesfalle des Königs würde der Gehalt auf seinen Nachfolger übergehen.

Teuerste Engelsfrau, so ist uns doch diese Basis unsrer Vereinigung erhalten! — Doch gilt nun auch bei mir kein Zuwarten mehr, ich muß in diesen Tagen anfangen zu arbeiten, nicht länger kann ich mich besinnen, deshalb war ich auch so absorbiert, daß ich nicht zum Schreiben kam. Außerdem hatte ich eine Art Sehnsuchtskrampf — ach, welch ein Leiden, allein zu sein — wann, wann, wird es enden!

Ich habe heute morgen auch endlich wieder an Dingelstedt geschrieben und die Bitte um Zusendung des Cid wiederholt. — Wagner ist in Paris. Weitres wissen wir noch nicht. Am Dienstag abend, zweiten Januar, waren wir mit den Porges abends bei Bülows. Dort geht die Ehe wieder ihren Gang fort wie von alters her und es hat nicht den Anschein einer Änderung. Sie waren beide sehr liebenswürdig, munter. — —

Herz! wie viele innige Momente mußt' ich seit Sylvester ohne Echo verstreichen lassen. — Dein Neujahrsbrief und die beiden andern seitdem, wie bewegten und erhoben sie mich! Jetzt bist Du wieder in solche Aufregung versetzt nach all den Nachtwachen, und dann wieder der ganze Apparat eines Trauerfalls, der den

Tod Eures Vaters wieder so schmerzlich in Erinnrung bringt! — Gustav hab' ich seit dem Tag vor Sylvester nicht gesehen — er wird doch nicht am Ende nach Mainz gereist sein? Vom Sonntag an, wenn, wie es ja scheint, nichts aus Neuenheim wird, will ich Dir wieder in der alten Weise schreiben, es war jetzt durch die Feiertagszeit alles so gestört! — Ich seufze und bin traurig, indem ich über den Brief wegsehe — jetzt möcht' ich am liebsten bei Dir sein, Dich aufrecht zu erhalten in Trauer und Leid — aber nicht wahr, man wird so müde von diesem ewigen Schwanken zwischen Hoffen und Entsagen! Viel, viel besser wird wieder alles sein, wenn wir erst den Termin unsrer Trennung genau kennen und uns mit Leid und Lust danach einrichten. Ich bin ganz stumpf, ganz trocken innerlich. — Ich war am Neujahrstag auch bei Heyse, der mit seinen Kindern zugleich am Keuchhusten leidet. Er trägt mir jedesmal die angelegentlichsten Grüße an Dich auf. — Auch die beiden Porges grüßen Dich öfter als ich's ausrichte!

Meine teuerste Bertha, nimm mit diesem kargen Lebenszeichen vorlieb — ich schreib' Dir morgen wieder, wenn auch nur kurz, doch vom Sonntag an soll wieder die alte Weise anfangen. Wie gern möcht' ich Dir heute telegraphieren, ich bin so ängstlich, daß mein Brief seit Montag auf Freitag, gar Samstag allzulang ausgeblieben ist! — — Rüst' nur auch Dein Herz, bald zu mir zu kommen und heb' mich aus dem Elend in den Himmel — an Dein Herz!

Lieb, lieb Berthachen — Dein Peter, Dein Hundelchen.

471. An seine Braut.

[München, 8. Januar 1866.]

Mein Frauchen!

† Wagner ist nicht in Paris. Es ist nur ein Irrtum. Frau von Bülow hatte eine Depesche von ihm falsch verstanden. Sie ist seit all der Zeit in allen Zuständen. Gott segne die zwei, wenn sie sich wirklich innig lieb haben und wenn der arme Wagner

endlich noch am Abend seines Lebens — die Rechte findet. Es scheint, daß Wagner wirklich die Cosima liebt — er sagt, die Hoffnung sie bald zu sehen, wäre sein einziger Trost! Wenn er denn wirklich einmal liebt, und Cosima liebt ihn allem Anschein nach glühend, so wünsch' ich von ganzem Herzen, es möge beiden ein stilles Glück erblühen. Vielleicht findet auch Bülow größeren Trost und Frieden in der Einsamkeit, ich bin überzeugt, er geht einen dornenvollen Weg und er ist weiß Gott ein ehrenhafter braver Mensch, der Besseres verdiente!

An die beiden Porges habe ich mich in letzter Zeit so sehr gewöhnt, daß ich fast jeden Abend bei ihnen war; wir spielten dann vierhändig zusammen. Wir lernen beide dabei. Wir spielen in diesen Übungen hauptsächlich: Prometheus, Tasso und die Préludes von Liszt, Huldigungsmarsch für König Ludwig von Wagner und dessen Meistersingereinleitung im Arrangement von Tausig, die Faustouvertüre im Arrangement von Bülow, von diesem letzteren des Sängers Fluch und vor allem das herrliche Cis moll-Quartett von Beethoven, auch die Ouvertüre zu Cellini von Berlioz, von Bülow vortrefflich zu vier Händen gesetzt. Wärest Du immer dabei, könntest Du das alles üben und spielen hören. — — Die letzten Abende waren wir recht lustig. Da bracht' ich ein Spiel auf, Namen zu raten, indem man die Anfangsbuchstaben von Vor- und Zunamen zusammenzieht. Da war Riwa der Richard Wagner, Hebe der Hektor Berlioz, Leda der Leopold Damrosch. Da gab es viel Gelächter, wenn man manchmal die nächstliegendsten Leute nicht raten konnte. Die Minna zeigte am meisten Divination, sie riet wirklich erstaunlich schnell ganz fernliegende Namen. Da sagte sie: Wer ist das aber: Beju! Das riet ich nicht, da lachte sie, daß ich das nicht einmal geraten hatte. Mit solchen Schnurren vertrieben wir uns auch einmal mit Wagner glänzend einen Abend in Penzing, als wir beide ganz allein blieben, ja, das waren noch Zeiten! — — —

Das Bleiben und Gehen von Heinrich Porges hängt augenblicklich nur noch an dem einen Faden, ob eine Konferenz Bülows mit Minister Koch zustande kommt, und ob diese Konferenz entscheidende, günstige Resultate hat. Koch soll gesagt haben, solange er

Minister wäre, würde Herr v. Bülow nicht Direktor des Konservatoriums. Wenn ich mein rotes Buch vom vorigen Jahr um die Zeit lese, sehe ich, daß ich recht vorausgesagt habe, wenn ich immer schrieb, ich glaube nicht an das alles. Die Zeit ist eben noch nicht reif, den höher strebenden Künstlerplänen gleichen Schritt zu halten, sie geht ihren Gang, die Individuen gehen darüber zugrunde, aber auf einmal taucht das Rechte auf, man glaubt dann es sei von selbst gekommen, es ist aber nur eine Wiederaufnahme solcher früher gescheiterten Pläne, die eine Art von Dünger für den Boden der Kunst bilden müssen. Die ganze Sache ist mit einem Worte gesagt: Die Wagner, Bülow usw. sind aristokratisch künstlerische Naturen. Konservatorien sind schon eine Art demokratische Einrichtung, es wird auch meistens nur Mediokratie (Mittelmäßigkeit) von ihnen zustande gebracht. Der König ist in dem Irrtum befangen, daß er glaubt, sein Heranziehen von Wagner und Konsorten durch deren lehrende Tätigkeit nach außen rechtfertigen zu müssen. Er soll diese Kräfte in ruhigem Schaffen wirken und sich entfalten lassen, das wird schon mit der Zeit auf die übrige Kunst wirken. Wollte er aber einmal Wagner wirklich nach außen umgestaltend auftreten lassen, so mußte er ihm auch die unbedingteste Vollmacht auf künstlerischem Gebiet geben. Das machte Wagner durch sein Vermischen künstlerischen und politischen Wollens unmöglich, wenn auch in weitrem Sinne dies Zusammenwirken vielleicht ein völlig berechtigtes und notwendiges ist. — —

P.

472. Tagebuchblatt.

Neuenheim,[1] Sonntag, 21. Januar 1866.

Als mit meinem Lieb ich ging
Lauter Licht uns da umfing.
Rot vom Sonnenuntergang
Streift' ein Glanz das Tal entlang;

[1] C. brachte daselbst acht Tage zu, und zwar im Hause von Fräulein Agnes Jung, der Tante seiner Braut.

Von des Mondes Sichel hell
Schimmert leiſe Wald und Well';
Lichterglanz um Stadt und Dom
Spiegelt golden ſich im Strom:
Und mein Lieb ſah fröhlich drein,
Und das war der ſchönſte Schein.

473. An ſeine Braut.

[Ulm, Samstag, 28. Januar.]

Ein Aufſchrei meiner Einſamkeit
Dring' in die Ferne, Dir geweiht!
Das Leben hegt mich an der Bruſt,
Gibt Wohlſein, Fülle, Freud' und Luſt,
Gibt Schönheitsdrang, Begeiſterung,
Nach allen Höhen Kraft und Schwung,
Doch bleib' ich halb, ein Krüppel arm,
Wenn Du nicht ſchwebſt an meinem Arm;
Nun iſt's ein Tag erſt, daß Du gingſt,
Die Du mich liebewarm umfingſt —
Doch Wochen, Monde werden's auch,
Daß Deines Mundes nicht ein Hauch,
Daß Deines Auges nicht ein Strahl,
Daß Deines Bildes nicht ein Schein
Mir hilft in meiner Trennungsqual,
Mich labt in meiner Sehnſuchtspein.
Wußt' ich denn ſonſt, wie weh das tut?
Kannt' ich denn ſonſt der Schmerzen Glut?
Eh' eine ganze Woche lang
Dein Arm mich jeden Tag umſchlang?
Eh' mich Dein Mund ſo ſüß verwöhnt,
Eh' jeden Augenblick verſchönt
Dein Wort, das Kranke macht geſund,
Dein Kuß, der wieder ſie macht wund?
O ſüße Frau, vergib den Klang
Der Schmerzen, der ſich mir entrang —

Wo Freude nur erklingen sollt',
Weil mir die Lieb' so wohlgewollt,
Weil mich das Glück so reich beschenkt,
Dein Mund in Wonne mich versenkt,
Dein Aug' in Träume mich getaucht,
Jed' Weh Dein Atem heil gehaucht.
Preis meinem Glücke, Segensgruß
Sei jedem Kuß auf Deinen Fuß —
Sei Deiner Huld von Haupt zu Zeh,
Du Venusfrau, Du gute Fee!
Sei Deiner Alabasterhand,
Sei Deiner Brust Korallenrand,
Sei Deines Leibes Lilienpracht,
Sei Deiner Lippen Rosentracht! —
Was sing' ich Deiner Schöne Lob,
Die jeden Zaubers Huld umwob?
Preis Deiner Seel' und Deinem Sinn
Und jedem Adel, der Dich schmückt,
Der Hülle und dem Geist darin,
Dem Gott sein Siegel aufgedrückt!
Mit meinen Künsten steht es schief,
Mir geht's wie gestern in dem Brief,
Dich schmücken möchte, ein Juwel,
Des Gatten Wort, doch geht es fehl,
Es ist als wenn Sternschnuppengold
Das Himmelszelt beleuchten wollt' —
Das strahlt im Golde, im Azur,
Die Sternschnupp' ist ein Zucken nur,
Ein Aufschrei aus der Einsamkeit
Nach all der Himmelsherrlichkeit!
Nur Liebe, die empor mag seh'n,
Sternschnuppensinn! — kann Dich versteh'n!
Du warst ein Stückchen Weltentrieb,
Der halb, der unvollendet blieb. —
O Frauchen, so verstehe mich,
Den goldenen Gedankenstrich!

Du bist ein Himmel sternenklar,
Voll Schönheit, Hoheit wunderbar,
Mein Lied auf Deiner Schöne Spur,
O Frauchen, ist die Sternschnupp' nur!

474. An seine Braut.

[München, Sonntag, 29. Januar 1866.]

Meine geliebte Frau!

Gestern, nachdem ich den „Aufschrei" von Ulm noch vor dem Abfahren abgeschickt, posselte ich noch auf dem ganzen Weg an einem Gedichtchen. Und im Aussteigen gelang mir noch ein zweites, und meine erste Arbeit hier war, beide ins grüne Büchelchen zu schreiben. Doch sollst Du's erst dort lesen, denn das Grüne muß auch seine paar Geheimnisse noch behalten, Dich einst zu überraschen.[1]

Liebchen, dem Wagner seine Frau ist gestorben. Cosima telegraphierte ihm, ob sie kommen dürfe, er antwortete aber, daß er ins südliche Frankreich reise. Binnen Kurzem wird Cosima dennoch bei ihm sein. Wie das doch alles noch werden mag! — — —

Bei Carl hab' ich wieder sechs Kollegien gehört. Da sucht' ich mir einen Eckplatz auf einer Bank aus, und als ich die Bank betrachtete, stand der Name Bertha ganz deutlich dort geschrieben. Ist das nicht schön? Carl hatte eine Szene mit seinen Zuhörern. Er sagte: „Mir ist das gar nicht lächerlich, und ich bitte diejenigen, denen das lächerlich ist, meine Kollegien nicht zu besuchen." (Ganz so würde ich gesagt haben, wir haben sehr ähnliche Naturen.) — — — Bei meiner wachsenden Liebesglut wächst natürlich auch die heiße Angst um Deinen Besitz — aber wenn mich heute in der Trauer die Hoffnungslosigkeit anstarren wollte, so sag' ich mir eben wieder: Wir lieben uns — wir besitzen

[1] Dieses Hausbuch enthält 60 Gedichte, von denen der größte Teil gedruckt ist.

das Höchste, dessen das Erdenleben fähig ist: Reine, glühende Liebe. Wir können scheitern, aber wir sind ein stolzes Schiff, wie's noch je in die See gegangen ist, mit allen Flaggen und Wimpeln. Heilige Frau! Angebetete! Ich hab' Dich ewig lieb. Ich lieb' ja Dein Wesen über Deinen Leib hinaus. Wir werden zwei Tropfen, zwei Funken zusammen sein in der großen Gottesglut, wie's im Gedichtchen heißt von

Deinem Peter.

475. Tagebuchblatt.[1]

[München, 30. Januar 1866.]

Stübchen unterm Dach!
Wird mit Ach und Krach
Einst mein Frauchen mein,
O dann sollst du sein
Unser Schlafgemach,
Stübchen unterm Dach!

Sessel gelb und grün!
Liebeswonnen blühn
Jetzt schon Dir im Schoß,
Doch das schönste Los
Einst dem Gatten kühn,
Sessel gelb und grün!

Vorhäng' feuerrot!
Jetzt noch schafft ihr Not,
Hüllt mein Frauchen ein;
Aber wird sie mein,
O dann glüht und loht
Vorhäng' feuerrot!

[1] Erinnerung an Neuenheim.

Einſt für unſre Not,
Für der Liebe Müh'n
Lohnet, lohnt uns, ach!
Vorhäng' feuerrot,
Seſſel gelb und grün,
Stübchen unterm Dach!

476. Tagebuchblatt.[1]

[Anfang Februar.]

Mir wird's mit meinen Liedern gehen,
Wie wenn die Frau dem Mann was ſtickt,
Sie meint, es ſoll geheim geſchehen,
Da hat er alles längſt erblickt.

Biſt Du auch fern ſo manche Meile,
Du ſiehſt mir doch hinein ins Blatt,
Ich ſchreib' Dir keine einz'ge Zeile,
Die nicht Dein Geiſt erraten hat.

Du biſt ſo bei mir jede Stunde,
In all mein Sinnen ſo verwebt,
Daß die geheimſte Herzenskunde
Mir wie von Deinen Lippen ſchwebt.

Wie ſoll dies Büchlein Dich beglücken
Durch Überraſchung, Närrchen Du,
Wenn ewig hinter meinem Rücken
Du lächelnd ſtehſt und ſchauſt mir zu?

477. An Agnes Jung.

[München, Anfang Februar 1866.]

Weiß Fräulein, krank im ſtillen Haus,
Teilt lauter Segenſpenden aus!
Weiß, ſchneeweiß Fräulein!

[1] Widmung an ſeine Braut ins „grüne Buch".

Und keiner kommt und keiner geht,
Er ſchließt ſie fromm in ſein Gebet,
Weiß, ſchneeweiß Fräulein!

Weiß Kätzlein ſchleicht ums Haus umher,
Sieht zu, das nichts geht in die Quer,
Weiß, ſchneeweiß Kätzlein!
Das ſcheint ſo klug und geht ſo ſacht,
Kein Mäuschen einen Lärmen macht,
Weiß, ſchneeweiß Kätzlein!

Weiß Täubchen wohnt im dritten Stock,
Hat gar einen weißen Federrock,
Weiß, ſchneeweiß Täublein!
Iſt's Fräulein ſchlimm, fliegts her in Eil'
Und pickt es emſig wieder heil,
Weiß, ſchneeweiß Täublein!

Erhalt' Dich Gott noch lange Zeit,
Du lieb' ſchneeweiß' Dreieinigkeit!
Kätzlein und Täublein
Seid Genien dieſem ſtillen Ort,
Scheucht Weh und Leid vom Fräulein fort,
Im weißen Häublein!

478. An Reinhold Köhler.

München, 18. Februar 1866.

Mein liebſter Reinhold!

So wenig bekommſt Du von mir zu hören. Ich leb' in einem Taumel von — Beſchäftigung. Denk' Dir, ich mache bei Schmitt einen Geſangskurſus durch, um mir ſeine Methode anzueignen. Ich habe erkannt, daß ſie die einzig richtige, naturgemäße für den deutſchen Geſang iſt. Da bin ich nun wieder Kind geworden im Lallen und Singen, ſitze manche Stunde vor einem kleinen Hand-

spiegel und syllabiere, vokalisiere, wobei mir die Beherrschung der Zunge vor allem große Mühe macht. Sie ist gewohnt, immer beim Mundöffnen mit in die Höhe zu gehen und dem Ton die einzige hohle Gasse zu verlegen, wo er durch kann. Ja das sind Leiden, mein Reinhold. Das bricht mir denn immer schon den ganzen Morgen, indem ich täglich von 9—11 Uhr den Stunden bei Schmitt beiwohne, um auch seine Behandlung der weiblichen Stimmen, des Tenors, des Basses zu beobachten. Vorher muß ich noch einiges üben, so daß ich jetzt das Regime angefangen habe um 6 Uhr aufzustehen, um doch noch etwas Ruhe und Arbeitszeit in der Frühe für mich zu haben. Denn ich habe außerdem zwei Schüler, einen Herrn Mihalovich,[1] dem ich die Fuge beibringen soll, und eine Braunschweigerin, Frl. Kruse, die mit ihren Eltern hier lebt, um bei Bülow Klavier zu studieren, und welcher ich denn auf dessen Empfehlung theoretischen Unterricht gebe. Eine oder die andre Stunde wird wohl noch hinzukommen, so daß meine Bertha zufrieden sein wird, indem ich über meine 1000 Gulden hinaus noch einige hundert verdiene. — So lebe ich mich hier ein, bilde mir langsam einen Kreis, was nicht leicht ist.

Vor allem muß ich Dir erzählen, daß ich endlich eine vorbereitende Flitterwoche mit Bertha bei deren Tante in Heidelberg (resp. Neuenheim) gefeiert habe. O Lieber, Guter, es war schön, ach, ein Lichtstrahl von Glück und Wonne. Wir lieben uns seitdem noch inniger, gehen ganz ineinander auf, wir fühlen, daß wir füreinander geschaffen sind. Die kleine Frau könnte Tausenden abgeben von Zärtlichkeit und Hingebung. Sie will nur mich, schreibt sie, ganz wie ich da bin, den bösen und guten Peter, das ist die Erfüllung ihres Ideals! — Sind das nicht berauschende Worte? Ja, wir sind glücklich, wir haben uns gefunden, dreimal will ich den Tod leiden um die Wonne, die solche Liebe gibt. — Wir heiraten im Mai oder im Herbst. Ersteres mein dringendster Wunsch, letzteres ihr längstes Zögern.

Schon schlägt bald die Stunde, wo ich zu Carl zu Tisch muß. Du mußt wiederum recht vorlieb nehmen. Die alte Zeit, wo man

[1] Edmund von M., Komponist geb. 1842. Lebt als Direktor der Landesmusikakademie in Budapesth.

sich noch breit über alle Lektüre unterhalten mochte, scheint im Drang des Lebens untergegangen.

Du kennst „Teichmann“? Brief von Kleist über's Käthchen von Heilbronn an Iffland? Verständige Briefe von Iffland an Werner und Tieck. — Dort sah ich auch einen „Barbier von Bagdad“, in Berlin aufgeführt 1783, vom alten Goetheschen André komponiert. — Auch einen Brief vom alten Wieland an Iffland über des Sohnes „Überraschungen“. Ich las aus der Kgl. Bibliothek manches von Grabbe. Welch eine Kraft! Gothland! Nur mit den Räubern zu vergleichen, wie Müllers Genoveva mit Götz. Marius und Sulla, Fragment voll großer Energie. Ich liebe diesen Geist, ich könnte weinen, daß er so untergegangen — ich tu's fast in diesem Augenblick. Die Hermannschlacht fand ich hier, bewundre sie. Schluß der Nibelungen von Hebbel: „Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!“ Schluß der Hermannschlacht: Der sterbende Augustus erzählt von Nazareth und stirbt mit den Worten: Jesus Christus heißt der Wunderknabe. Ist das Plagiat oder nicht? Ich dächte doch. Grabbe muß einmal in Volksausgabe neu erscheinen! Mach Du's, oder reg' dazu an! Ich sehne mich danach, ihn zu besitzen. Er war eine tief dichterische Natur, ein glühender Deutscher. Sein Aufsatz über Shakespearomanie mir aus der Seele — für Goethe und Schiller, nur die Pointe mit Molière unhaltbar.

Alter, Lieber, Einziger! Bald mehr über mich, wann werd' ich wieder an's Arbeiten kommen? Die Sehnsucht danach wird auch das Gute geben! Vielleicht bringt mir's erst Bertha zur Mitgift.

Grüß die Deinen viel, vielmals! Wie denk' ich unsrer schönen Mittagstische!

Weimar ist mir wie der Traum aus der Kindheit, wo ich den Kreuzer fand. Jetzt halt' ich auch nach dem Erwachen die Hand fest zugedrückt, aber o Wunder, es ist etwas drin, das bist Du! Solang ich meine Bertha liebe, lieb' ich auch Dich! Freund meines Herzens.

Dein Peter.

479. An seine Braut.

[München, 18. Februar 1866.]

Heut' sind's elf Monat!

Mein Engelsfrauchen! — Ich bin etwas müde
Und ruhte gerne aus an Deiner Brust;
Gefiel' Dir das? Ich glaub' Du wärst nicht prüde
Und ließest ruhen mich nach Herzenslust;
Die schwere Last, mit der ich Dich beläde,
Sie wär' Dir leicht; noch ist mir wohl bewußt
Wie sanft sich's ruht auf Deines Busens Kissen,
Vergäß ich alles, würd' ich das noch wissen!

Heut' vor vier Wochen gingen wir auf's Stift
Am Neckar, bei der Sonne Untergange,
Wo fast der Mond die fliehende noch trifft,
Die sonst ihn immer flieht auf ihrem Gange;
Doch Liebchen — Phrasen scheue ich wie Gift,
Ich mag nicht schön tun, mag nicht grübeln lange,
Wir gingen halt auf's Stift und waren glücklich,
Nun komm' erst her und küss' mich recht nachdrücklich!

Mein erstes Veilchen, meine letzte Rose,
Mein Blumenduft und Glanz, mein täglich Brot,
Mein Wein, mein Demantschmuck, du namenlose
Lust meines Herzens, Heil für alle Not,
Du süßes Spielzeug, wenn ich mit Dir kose,
Du sichrer Hafen, wenn mich Sturm bedroht,
Du liebes Augenlicht, Du Melodie,
Wie sie der Nachtigall im Mai gedieh!

Mein Berthachen! Das hörst Du ja so gern!
Mein Berthachen, mein Berthachen, so höre
Es hundertmal, mein Berthachen, mein Stern,
Mein Berthachen, mein Frauchen, ich beschwöre

Dein liebes Herz! Mein Berthachen, von fern,
Mein Berthachen, flieg' her, und niemand störe
Den Zauberkreis, wo mir vergönnt zu schmeicheln,
Mein Berthachen, mein Berthachen zu streicheln!

Zu Füßen Dir, mein Frauchen, huld'ge ich Dir,
Du bist so hold, so vornehm, so bescheiden,
So gütig, so gescheit, vor manchen hier
Auf Erden schier um alles zu beneiden!
Du bist so schön, so reich an jeder Zier,
Noch eine Kön'gin, wenn Dich Lumpen kleiden,
Noch eine Blume, wenn der Frost begonnen,
Noch eine Perle, wenn das Meer zerronnen.

Mein Berthachen, so hör' es noch einmal!
Mein Berthachen, mein Berthachen, wie selten
Wird mir die Lust, mein Berthachen, die Qual
Der Trennung, Frauchen, kosend fort zu schelten;
Mein Berthachen, einmal für tausendmal
Muß Dir, mein Berthachen, die Sehnsucht gelten,
Mein Berthachen, so still mit Dir zu kosen,
Zu kränzen Dich, mein Berthachen, mit Rosen.

Gelt? ich bin alles, was Du Dir geträumt,
Gelt? was Du ahntest in den Mädchenjahren,
Was Dir der Quell gesagt, der sprudelnd schäumt,
Was aus der Vögel Sang Du früh erfahren?
Gelt? ich war Dir beschieden, eh' wir waren,
Ich hab's nur vierzig Jahre lang versäumt —
Hab' ich Dich, Herz, solange warten lassen,
Will ich auch ewig glühend Dich umfassen!

Die Ros' und Lilien, die Dich umblühn,
In Luft der Wonne sollen sie mich tauchen,
Die ewig kühlt, mich ewig zu durchglühn,
Den Atem raubt, ihn neu mir einzuhauchen:

Doch still — schon wieder Phrasen, Dichtermüh'n,
Das soll nicht sein — ich will ein Pfeifchen rauchen,
Du selber sollst den Fidibus mir zünden,
Und rauchend will Dein Lob ich weiter künden.

Wir lieben uns seit Neuenheim noch mehr,
Gelt, Herz? Wie ist das wunderlich und eigen,
Wir taten es doch früher auch schon sehr,
Wie konnte noch das Thermometer steigen?
Ich weiß es nicht — doch! — fast! — nur ungefähr,
Doch wenn ich's weiß, will selig ich's verschweigen,
O liebe Frau, laß Dir den Veilchen sagen,
Was Worten fehlte, wollten sie's auch wagen!

In mir ist nur ein ewig dumpfes Schmachten,
Ich tappe wie im Dunkeln nach dem Licht,
Ich grabe wie der Knapp' in Bergesschachten
Bis mir der Demant aus den Schollen bricht;
Die Nacht ist lang, doch kanns nicht ewig nachten,
Einst kommt der Tag, die Sonne stirbt ja nicht!
Doch keine Phrasen! — Gute Nacht! Ade!
Du schöne Frau, Du Engelchen, Du Fee!

480. An Heinrich Porges.

München, 18. Februar 1866.
Sonntag früh.

Mein lieber Heinrich!

Hab' Dank nebst den andern Lieben für Eure Briefe! Du steigst natürlich bei mir ab! Du klopfst an meinem Fenster, dem zweiten oder dritten rechts vom Tor, und kuschst Dich auf das wohlvorbereitete Sopha, das ich, Deiner zu erwartenden bestimmten Ankunftsangabe gemäß, werde herrichten lassen.

Ich kam an dem Abend an, wo Ihr abreistet. Weiter braucht man wieder einmal nichts zu sagen. Ich ging zuerst an

Eure Wohnung, doch da es öd aussah, ging ich still nach Hause. Doch wir hatten ja Abschied genommen. — Gestern: Bülows erste Soiree. Alles ging glänzend. Am besten spielte er (in unserm Sinn) die Sonate von Schubert und die beiden Etüden von Liszt, den Elfenreigen da capo. Ich bin wahrscheinlich wieder ein Esel, daß ich's sage, aber: die Amoll-Fuge von Bach samt Präludium, so vollendet er alles brachte, denk' ich mir eben gewaltiger möglich. Die von ihm reizend gespielte Abschiedssonate war mir eben — zu reizend, unendlich fein detailliert — aber der eine große stürmische Zug, der zu Herzen geht, war weniger vorhanden, doch hat man die Sonate noch nie besser gehört, so kann man sich das alles, nur mit überschwänglichem Lob vermischt, ins Ohr sagen. Auch findet einen so etwas schon ermüdet nach — einer großen Sonate — zwei Fugen — vier Etüden und Stücken! Der Teufel hol', was mein innerstes Selbst betrifft, solche Klavierabende. Einen Abend lang Zeichnungen zu sehen, ermüdet das Auge. Die Don Juanphantasie — ganz herrlich — der Vortrag des gesungenen Duetts unübertrefflich. Der „Dämon des äußeren Sukzesses" zeigt sich aber bei diesem Stück schon in der Zufügung des Champagnerlieds! Das Ganze ist nun schon einmal seelisch und doch gewiß genial — angelegt und wäre mit einem andern Schluß — etwa dem großartigen Geisterfinale — etwas ganz Ergreifendes! Warum denn nun die Gewissensangst mit dem Knallen der Champagnerstöpsel übertönen wollen? Da sieht man den zu allem Schönen erregten Geist, der nicht mit dem tiefsten künstlerischen Gewissen an seine Aufgabe geht. Der Schluß will eben als Schluß sagen: es lebe dennoch die Sinnlichkeit und die liederliche Wirtschaft, heidi! was liegt mir an der Hölle! — Was nun die Ausführung betrifft, so ist das eigen. Bülow spielt das alles gerade noch so fertig und überwindet alles so geschickt, um am Schluß eines so kostbar angelegten historischen Klavierkonzerts auch noch zeigen zu können: Seht das ist die neue Zeit — so weit ging Liszt! Aber den bachantischen Taumel, das Rasen der Lust, was Liszt da schilderte und in seiner Jugendkraft gewiß erschütternd vorführte — das liegt nicht drin, da bleibt Bülow der Aufgabe insofern nicht zu völligem Lösen gewachsen, als er nicht das „Zuviel" hat, an das Liszt

wenigstens glauben machte. — So viel unter uns, indem wir auch über den lieben Herrgott räsonieren. In der ganzen Zeitstellung sind diese Konzerte ein Kulminationspunkt, sie sagen: Das ist die Physiognomie der heutigen, geläuterten Virtuosität. — Vielleicht trifft Du mit meinem Cid zusammen, um den ich soeben den vierten Bittbrief absende. Das wären zwei alte liebe Freunde auf einmal. Heidelberg ist eine sehr schöne Landschaft, das Städtchen am Fuß der Schloßruine — jeder Stein eine Novelle, jeder Tropfen im Neckar Blut und Wein. Meine kleine Exkursion war auch von Frühlingswetter begünstigt, und wirklich hat die Luftveränderung sehr wohltätig auf mich gewirkt.

Du wirst wohl tun, schon zu Donnerstag früh einzutreffen, von wo ab die Proben stattfinden. Alle Ausführenden sollen enthusiasmiert sein, die Dietz, Deinet sagen, es gehöre zum Schönsten, was sie noch zu singen gehabt hätten. Du triffst es glücklich, dann gleich Montag die zweite Soiree von Bülow mitmachen zu können.

Minna wird Familie schwelgen und von allen geschwelgt werden! Es ist gut! Erfreut die Eltern und Geschwister! Habt Euch, solang Gott es gönnt.

Grüße Fritz, die Eltern, Sterns und Carl vielmals und in alter Freundschaft und komme bald, uns beiden wieder einige langweilige Briefe in amüsanten Gesprächen zu ersparen!

Immer Dein

Cornelius.

481. Tagebuchblatt.

Die Flamme singt
Ihr Lied in Ruh;
Der Pendel schwingt
Im Takt dazu.

Die Pfeife glimmt,
Bis rings umher
Das Wölkchen schwimmt
Vom Dufte schwer.

Dann ein Geklirr
Von Kannen sacht,
Im Tongeschirr
Der Mokka lacht.

Ins Dämmerlicht
Der Winterfrüh'
Tönt Lärm noch nicht
Der Lebensmüh',

Nur Glockenruf
Zum guten Tag,
Nicht Roſſehuf,
Noch Trommelſchlag,

O ſüße Ruh
O Friede traut!
Nun Lieb' ſei Du
Im Herzen laut!

Bülow an Cornelius.

München, 20. Februar 1866.

Lieber Freund!

Ich habe leider keine Zeit, Dich zu mündlicher Beſprechung einer Angelegenheit, die uns ſehr am Herzen liegen muß, aufzuſuchen — auch leider wenig Zeit, Dir ausführlicher darüber zu ſchreiben. Erlaube daher, daß ich Dir beifolgenden Brief des Herrn Starck zum Durchleſen ſende und habe die Güte mir baldmöglichſt zu antworten, ob Du disponiert und bemüßigt biſt, den Bericht für die Augsburger Allgemeine Zeitung zu übernehmen. Freilich müßte er ſo raſch als möglich gemacht werden; die Beſprechung des Werkes [heil. Eliſabeth] müßteſt Du nach Anhören der Generalproben (Donnerstag und Freitag 10 Uhr) beginnen, um gleich nach der Aufführung nur noch die nötigſten Zeilen über Ausfall und Erfolg hinzuzufügen, ſo daß der Artikel Sonntag vormittag von mir nach Stuttgart expediert werden kann.

Vorher, und zwar ſobald als möglich, muß ich allerdings Starck antworten, ob Du bereit biſt.

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, daß ich, wenns menſchenmöglich wäre, die Angelegenheit erledigen würde, ohne die Zeit meiner Freunde zu brandſchatzen; aber ich habe auch wegen der zweiten Soiree zuviel zu tun in den gegenwärtigen und folgenden Tagen. Überdies habe ich mich, wie Du weißt, über das Werk ſchon, ſozuſagen, ausgeſchrieben in die ungariſchen Blätter nach der Peſther Aufführung.

Noch hinzufügen möchte ich, obgleich es eigentlich von Luxus, daß Du Liſzt eine große Freude machen würdeſt; ferner, daß auch Parzival[1] Dir's hoch aufnehmen würde, wenn Du Dich einmal bei einer unſrer (und ſeiner) Angelegenheiten irgendwie beteiligteſt. Und letzteres wäre entſchieden maßgebend für die nach und nach zu erreichende Verwirklichung der neulich meiner Frau von Dir mitgeteilten Zukunftswünſche. — —

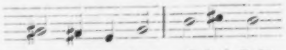
[1] So wurde damals von den Intimen Wagners der König genannt.

482. An Heinrich Porges.

Freitag, 23. Februar 1866.

Lieber Heinrich!

Dank für Eure Nachrichten! — Proben[1] gut ausgefallen. Die Einleitung ein Meisterstück, geläuterter Liszt, besser und allgemeiner genießbar als die sinfonischen Dichtungen. Das ganze Werk nobel; erster, zweiter, letzter Teil völlig einverstanden. Dritter, vierter, fünfter Teil etwas zu spekulativ,



kommt in allen Formen 756mal vor. Ich soll für die Allgemeine Zeitung berichten. So sagt man.

Am Dienstag: Bülows zweite Soiree, die „Dreiunddreißig" mit Programm.

Am Donnerstag: Wiederholung der Elisabeth.

Sonntag festliches Diner bei Bülow.

Also richte Dich ein, melde mir, ob Du kommst. Aber schone Deine Gesundheit! Dafür wird Fritz sorgen.

Heut' ist der Cid angekommen, nach einem vierten Brief. Siehst Du, der hat kein Leibschneiden!

Jetzt zu Ritters, die hier sind; er hat sich sehr nach Dir erkundigt; hat zuletzt in Erlangen Quartett gegeben, will musikalische Gesellschaft in Würzburg gründen.

Teure Freunde, Fritz, Minna, Standhartner, alle seid gegrüßt von

Cornelius.

483. An seine Braut.

Freitag, 23. Februar 1866.

Ach, Frauchen, das ist eine angestrengte Zeit. Ich habe nur einen Augenblick für Dich. Gestern von 10—1/24 Uhr Probe der Elisabeth von Liszt. Heute von 9—1/23 Uhr. Dabei wollte ich die Kollegien von Carl nicht versäumen, auch sind Ritters von Würzburg hier, und ich muß mich etwas um sie bekümmern. Aus dem einliegenden Brief Bülows wirst Du ersehen, welche Arbeit

[1] Zur hl. Elisabeth von Liszt.

mir noch droht. Ich glaube, Du wirst einverstanden sein, daß ich sie übernommen habe. Wäre ich nur ein Hanslick oder so was, aber so muß ich um jede Arbeit, die ich unternehme, in Angst schweben, weil sie mir eben aus dem Blauen zufällt. Dabei hab' ich das Regime des Frühaufstehens wacker durchgesetzt. — — — — Wenn ich die gute Ritter ansehe, hab' ich so Sehnsucht nach Dir. Ich bin doch auch ein Mensch, warum hab' ich keine Frau? — — Heute ist endlich mein Cid angekommen. Merkwürdigerweise am Freitag, dem Cid-Tag!

Mein Berthachen! Ich gehe zu Ritters, bin dann den Abend bei Heyse, wo auch Bülows. Am Sonntag werd' ich nicht schreiben können, da Bülow sein Elisabeth-Diner gibt und ich den Morgen noch reichlich mit dem Artikel zu tun haben werde. Engel meines Lebens! Ach, welche Wogen! Wann winkt die Ruh an Deiner Brust

Deinem Peter?!

484. An seine Braut.

München, 4. März 1866.

Du lieb', still' Gesellschafterin! Du hast an meinem Klavierchen gestanden, daß ich Dich jetzt wieder zum Schreiben herüberholen muß, und hast zugehört. — Das ist jetzt der März, der Verlobungsmonat! Ich bin heut' fröhlich, innerlich guter Dinge. Dem Mihalovich hab' ich heut' zwei gute Fugen gebracht, an denen er sich ein Beispiel nehmen kann. Heute haben wir unsern Musikabend zusammen. Er ist ein lieber Bursch, ist mir eine Freude, mit ihm umzugehen.

Die Sache in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ist jetzt, am ersten März, im Hauptblatt erschienen und macht sich recht gut. Liebchen, Du wirst sehen, das bringt uns später noch manches ein, je günstiger die Zeiten für die Richtung werden, und es ist eigen, daß gerade mit meinem Artikel über die Elisabeth die Augsburger Allgemeine Zeitung den neuen Weg einschlägt. So werde ich demnächst wieder über das Sinfonie-Konzert berichten, ganz meinen Weg gehen, meine Meinung sagen, wenn auch mit der nötigen Rücksicht. Siehst Du, Liebchen, es kommt eins zum

andern! Morgen fang' ich schon mit dem dritten Schüler an. Der blinde von der Tann wird mich wöchentlich einmal besuchen und bei mir studieren. Du wirst sehen, meine Einnahme kommt bald auf 1500, später auf 2000 Gulden. Besonders durch gewisse Singstunden. — Mit Bülow ging ich den Cid durch. Er hat ihm sehr gefallen. Ich glaube, daß er ihn unternehmen wird. Das gäbe Geld zum Schuldenzahlen! Und vielleicht noch zum Heiraten im Mai. Der Hans küßte mich herzlich beim Abschied und sprach sich sehr erfreut aus. Mich ergriff das Werk auch wieder, es sind doch viel Noten drin und auch ein paar Dutzend gute darunter; es ist doch ein Stück Arbeit! Und es zeugt von einer selbständigen und nicht unedlen Natur. — — —

Merkwürdig diese Freundestreue von B. für mich, er verachtet doch alles, was zu dieser Richtung gehört. Doch er wird eben auch ein paar Jahre älter geworden sein, wird einsehen, daß man uns nicht so ganz mit Füßen treten darf. Mir wächst jetzt wieder so der Mut, ich habe die reaktionäre Stimmung des Sommers völlig überwunden. — Die Elisabeth und meine paar Worte darüber[1] hat mir Mut gemacht — das ist eine Sache, die sich halten läßt, wo man zu den Scholz,[2] Wüllner[3] & Ko., ja zu Brahms sagen kann: Was macht denn Ihr? So was machen sie nicht, sie haben nicht das Zeug zu einem selbständigen großen poetischen Musikwerk, das Hand und Fuß hat. — — Und nun ist dieser göttliche Hans ein so exzellenter Musiker, der sie in jeder praktischen Betätigung so glänzend übertrifft! Ich will mich jetzt an Hans innig und ohne Rückhalt anschließen; ich hab' die Schwabenjahre hinter mir, ich will manchmal ein freies Wort in die Welt schicken.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Liebchen, es ist 7 Uhr vorbei, ich muß zum Ödön (Edmund). Lieb' Frau, laß alle Buchstaben klein vor Dir sein und nimm die paar Wort' für tausend über das alte Thema!

Ewig Dein Peter.

[1] Siehe Aufsätze S. 77.
[2] Bernhard Sch., Komponist, geb. 1835.
[3] Franz W., Dirigent und Komponist (1832—1902).

485. An seine Braut.

München, vor der stillen Woche 1866.

Liebchen! Deine Briefe sind alle so reich, voll süßer Musik. Ich dachte heute, es geht mir fast, wie in jedem Sommer mit dem schönen Grün. Wie sehnt man sich, bis es an den Bäumen ist — jeden Tag willst du draußen im Freien liegen, sagt man sich, Luft und Sonne einatmen, und wenn die schöne Zeit kam, vergällt man sie sich durch Sorgen. So regnet's jetzt Blüten und Blätter auf mich herab und ich habe kaum Zeit, sie durchzukosten! Welch' lange, dürftige Zeit hatt' ich bis zu diesen Briefen. Ein solcher Brief, in welches Entzücken hätt' er mich versetzt in meiner Wüste — ein Tropfen, wie lechzend hätt' ihn mein Herz eingesogen. Jetzt bad' ich in den Wogen, die Meer und süße Quelle zugleich sind, und bin im Reichtum des tragenden Elements fast gleichgültig gegen die einzelne Welle. Alle Deine letzten Briefe waren so schön! Du bist eine so liebe Frau! Nein, Dich erst zu haben und mit Dir spazieren zu gehen — kann es denn sein, wie schön muß das sein! Dann muß auch erst Erfindung und Poesie wieder in mich kommen. Sie scheint jetzt ganz vertrocknet; ich stürze mich immer leidenschaftlicher in die Stoffwogen, aber ich finde die Perle nicht! Ich meine ein Wort von Dir, eine tägliche Aufmunterung, die Freude im Zusammenleben, Dir bald etwas zu lesen, würde mich flink zu irgendeiner Arbeit entscheiden, würde mich fleißig zum Werke treiben. Jetzt ist meine Situation verzweifelt. Wagner schreibt fleißig an seinen Meistersingern und ich, vom König angestellt, unterstützt, von vielen bitter beneidet, hab' noch nicht einmal ein neues Gedicht in Arbeit. Das kann mich oft so trostlos machen! Doch ist es eigen, ich kann nach dem noblen Cid zu keinem untergeordneten Stoff mehr greifen. Ich glaube wir müssen weniger produzieren, uns länger besinnen — bei diesem ewigen Frischdrauflosarbeiten, was kommt denn da heraus?

Aber alles ruft mich zu neuem Schaffen auf, ich müßte längst an einer neuen Arbeit sein, warum fehlt es mir denn an der letzten dringenden Entscheidung und Vorliebe für den einen Stoff, deren es nur bedürfte, um mich wieder in Gang zu bringen?

Neulich sah ich Hans Heiling! Wie mir das ins Blut ging, wie's mich prickelte, wieder zum Schaffen zu kommen. Das hat mich auch diese Woche so in Gedanken versenkt, daß ich unsern Schreibtag nicht einhielt. Ich war in den Öhlenschläger hineingekommen und stürzte nun von Drama zu Drama, von Geschichte zu Geschichte. Dieser Öhlenschläger ist ein wirklicher Dichter, wenn auch nur zweiten Ranges, aber er nimmt eine sehr achtungswerte Stellung ein. Ganz wie die Wikinger seines Vaterlandes wurzelt er in der nordischen Sage und Anschauung und strebt nach dem fernen, verlockenden Süden. Die Edda und Tausend und eine Nacht sind die beiden Pole seines Sterns. — — — Es freute mich, in Heines Briefen eine Stelle zu finden, wo er an Immermann schreibt: Sie und Öhlenschläger sind unsre besten dramatischen Dichter unter den Lebenden. Axel und Walburg war es, was mir an jenem 17. März die heißen Tränen und den sehnlichen Wunsch erpreßte, bei diesem Stoff Ruhe und — Tätigkeit zu finden. Doch als ich in den nächsten Tagen kälter ward, gewann wieder die Forderung nach einer gewissen Heiterkeit im romantischen Rahmen die Oberhand und ich sagte mir: „Weiter gejagt!" Wenigstens ergänze ich meine Belesenheit in diesem Jahre erklecklich — unerhört. Nach Öhlenschläger, von dem ich das meiste kennen lernte, will ich jetzt auch Klinger, Werner u. a. lesen. Jedenfalls lerne ich dabei, denn es ist gewiß, es muß mir ein tiefer angelegtes, innigeres Gedicht als der Cid gelingen, wenn ich Fortschritt sehen soll. Siehst Du, während ich Dir so schreibe, schweifen die Gedanken rastlos und gehen alle Stoffe durch, es ist eine Hetzjagd, Herzchen, Heil uns, wenn wir den Hirsch treffen! — — — Im ganzen trieb mich die Lektüre Öhlenschlägers an, auch einmal zu einem tieferen Studium der Edda zu schreiten, wozu mir vorderhand schon durch ein Buch, was ich besitze, die Alkuna von Legis, die erste Stufe geboten ist. — — — Von Kruses nahm ich neulich das erste Geld ein, ich forderte einen Taler für die Stunde, bekam also vierzehn Gulden für acht Stunden. Doch richteten sie sich gleich von da ab auf eine Stunde wöchentlich ein! O diese deutsche Armut und Sparsamkeit in geistigen Dingen! Wenn man nun davon leben sollte! Von Mihalovich mag ich nichts fordern;

ich habe mit ihm abgemacht, daß er mir ein Honorar geben soll, wenn er sechs vierstimmige Fugen fertig gemacht hat, die Hand und Fuß haben. Seitdem kam er nun darauf, eine weltschmerzliche Ouvertüre zu Shakespeares Timon zu komponieren und ich habe ihn dabei gehen lassen, bis er sich gnädigst wieder zur Fuge bequemen wird, aus dem Himmel seines titanischen Schaffens wieder auf den Acker des Lernens herunterzusteigen wird. Gott sei Dank, die Zeit, die ich ihm zuwandte und wieder zuwenden werde, wenn er selber einmal anfängt, sich für mich anzustrengen, kommt meiner eignen künstlerischen Bildung zugut. Auch ist er ein ehrenhafter, geist- und gemütvoller Umgang, und er ist mir von Herzen zugetan. — Heute hat Frau Miloschewitsch zu mir geschickt, Du weißt, die Bülowsche Zwei-Guldenstunde, doch weiß ich durchaus noch nicht, ob ich zu diesen — — Russen da gerade so mir nichts dir nichts hinlaufen werde. Ich finde die Form, daß man mir durch einen Lohndiener eine Karte schickt mit einem „prie Mr. C." drauf gar nicht sehr passend, da man mir den Wunsch, Unterricht zu haben, brieflich mitteilen oder vielmehr den Schwiegersohn persönlich zu mir senden kann — Herrn Fürsten Dolgoruki — so gut Herr von der Tann, Herr Baron Mihalovich, Herr Kruse selber zu mir gekommen sind. Ich hab' gar nicht Lust, mich an dieses Volk mit seinen 2 Gulden wegzuwerfen, besonders aber an solche Intimi von Herrn von Bülow und Frau von Bülow, von denen muß man sich um so weniger bedientenmäßig behandeln lassen. —

Wilhelm hat ganz recht, wenn er es tadelt, daß Hestermann nur mit Weibern umgeht. Ich freue mich; ich hab' doch nur Dich und sonst hier nur Verbindung mit Männern — — — Liebchen, in der stillen Woch' will ich lauter um Dich sein, als in der vorigen. Ich dank' Dir für alle Blätter aus dem Liebesfrühling, der bei Dir ewig blüht. — — —

P.

486. An seine Braut.

[München, 30. März 1866.]

Meine Bertha!

Du erhältst heute die Photographien von Bülow und Liszt. Dabei ein musikalisches Tagebuch aus den Jahren 1851—52, aus welchem etwa ein Dutzend Aufsätze gedruckt wurden, es schließt mit einem feuilletonmäßig geschriebnen Eindruck der ersten Tage auf der Altenburg in Weimar. Bei diesem Kramen gerieten mir wieder so eine Masse Briefe und alte Dinge unter die Hände. Das versetzt immer in eine so eigne Stimmung. Wieviel Häute hat der Mensch um sich, die er nach und nach abstreift; wie ganz verschieden ist der spätre Mensch von dem früheren. Und wenn man die Menge Briefe sieht, die man von allen Seiten bekam, was für ein Gewirr von Kausalitätsfäden ist das, welches sich über das ganze Leben breitet, welch ein Drang von Herzen zu Herzen oder von Geistern zu Geistern, wieviel Dank wird man im Leben schuldig und wie meist bleibt man ihn schuldig! — Die übrigen Blätter sind alte Tagebuchaphorismen aus Berlin. Das wird Dich romantisch anwehen — mit all den Zeichen, Abkürzungen, Ausrufungs- und Fragezeichen! Ein zusammenhängendes Buch derart, worin über zwei Jahre, ich glaube 47 und 48 bis 49 verzeichnet waren, habe ich neulich hier verbrannt, im Unmut all das Zeug ewig so nachzuschleppen. Heute suchte ich's, es hätte Dir noch Interesse erweckt, doch nimm mit diesen Fragmenten vorlieb. — — —

Bülow ist wieder da, sehr liebenswürdig, fand Elise mir sehr ähnlich, hat mir Hannibal und Aschenbrödel von Grabbe mitgebracht. — Wagner hat seinen Sitz in Interlaken aufgeschlagen. — — Nächste Woche das Lisztkonzert. Über Liszt in Paris hast Du gelesen? 70 000 Franks für die Armen! Wagner hat einen hohen Orden vom König von Italien bekommen, ist aber in Verlegenheit wegen Bayern. — Mildes schreiben mir nicht, Köhler schreibt mir nicht. — — Engel der Liebe und Güte, teuerste Frau, sei mein! Bald schreibt Dir und recht lang

Dein Peter.

487. An seine Braut.

[München, 2. April 1866.]

Liebe süße Frau! Dein Brief kam erst heute, Montag, hier an! Ich war gestern nicht zum Schreiben gekommen, und heute hatte ich gerade zwei Strophen in das grüne Buch geschrieben, da kam Dein Brief! Ach, wie rührt und beseligt mich der Ausdruck Deiner Liebe! Ich soll Dir Hoffnung machen? O Liebchen, ich habe Hoffnung, ich glaube an unser Glück! — — — Jetzt müssen wir das Leid der Trennung beide mutig ertragen — bis sich die Verhältnisse zu der gewünschten Sicherheit gestalten. Was diese betrifft, steht es damit keineswegs schlechter, eher besser als früher. Ich vertrage mich gut mit Bülows, auch Wagner scheint sehr gut für mich gestimmt zu sein, was ich demnächst durch einen herzlichen und mir schließlich wieder in der Tat von Herzen kommenden Brief bekräftigen will. Ich bin durch die tätige Teilnahme an der Schmittschen Methode in die besten Beziehungen nach dieser Seite getreten, mache selber sehr gute Fortschritte und stehe mit Schmitt in bleibend gutem Einvernehmen. Außerdem bin ich als Lehrer bereits in Tätigkeit getreten, welches mir eine gute vorläufige Handhabe für eine Professur am Konservatorium bietet, die mir ja doch über kurz oder lang nicht entgehen wird; ich habe mit meinem Artikel den entsprechenden guten Willen gezeigt und nach allen Seiten zufrieden gestellt, besonders Wagners wiederholtes entschiednes Lob geerntet; noch gestern mündlich durch Cosima, welche am Karsamstag zurückgekehrt ist. Auch das letztere betrachte ich nach allem übrigen als ein erfreuliches Ereignis, welches unserm hiesigen Leben und Treiben Fortgang und Dauer verspricht. Mein Verhältnis zu den Bülows gestaltet sich mehr und mehr als ein herzliches, Cosima ist mir die Gattin eines äußerst werten Freundes, mit dem mich eine lange Vergangenheit und hoffentlich längere Zukunft solidarisch verbindet. Berthachen, glaube mir, Du kannst mich jeden Tag heiraten — die fortgesetzte Trennung macht nichts gut. Wir sind das lebendige Widerspiel der beiden Porges, die haben unsre Sicherheit vergebens erstrebt, aber sind einmal

auf Tod und Leben glücklich zusammen; wir haben, was sie nicht hatten — aber uns, das Beste, haben wir nicht.

Aber Geliebte, jetzt nicht mehr den trocknen Ton, ich habe Dir so Gutes zu sagen. Gestern entschied ich mich für meinen Operntext, für den dritten, auf den ich erst seit Heidelberg gekommen. Es ist eine glänzende, possierliche Idee, gibt Stoff zu ganz freier, phantastischer Musik, von Liebe, Feerei und Komik durchwebt. Ich werde schon in diesem Monat dichten, vielleicht ganz fertig werden. Willst Du im Mai meine Frau werden, so kannst Du mir dennoch die Linien ziehen. Könnten wir nicht in Neuenheim oder Hanau mit Zuziehung Deiner Mutter heiraten, Ritters in Würzburg besuchen und dann hierher in meine Wohnung ziehen, dann eine suchen, wie es auch Carl gemacht? Diese Woche mach' ich meinen Cid zurecht, biete ihn der Intendanz an, und werde auf sofortigen Ankauf dringen. Vielleicht singt Frau Schnorr die Ximene, die ich gestern besuchte, die jetzt hier bleibt. — Engelsfrau, Du mit jedem Tropfen Herzblut in mir Geliebte, Sehnsucht und Abgrund aller Wonne — unendliche Zufriedenheit meiner Brust — erhebe Dein Herz zu Hoffnung und Freude! Ich bin ja Dein, Du mein, wer kann uns trennen! Ein Ruck — und wir sind auch körperlich zusammen bis ins Grab! — Bertha, ich knie zu Dir, Gott seh' in mein Herz, wie ich Dich lieb hab'! Meine Sehnsucht ist unaussprechlich — Gott stille sie

Deinem Peter.

488. An seinen Bruder Carl.

München, dritten Feiertag. [3. April 1866.]

Lieber Carl!

Heut' sind es schon vierzehn Tage, daß Du abgereist bist, so vergeht die Zeit! Vielleicht bleibst Du auch noch vierzehn Tage aus, und es wird grün sein, wenn Du wiederkommst. Wie sieht es mit dem Krieg aus? Ich glaube nicht daran, kann mich gar nicht in die Stimmung versetzen; ich denke dies Unwetter wird sich noch einmal verziehen.

In Deinem Haus war ich Sonntag zuletzt, die Kinder blühen alle wie die Rosen, schön und brav. Elisabeth sieht nicht ganz gut aus, sie war, wie sie Dir auch geschrieben haben wird, die ganze Zeit nicht recht wohl. Am Sonntag war sie sichtbar müde und legte sich öfter einen Augenblick auf's Sofa und schloß die Augen. Es wird vielleicht gut sein, wenn sie diesen Sommer schon früh aufs Land geht.

Frau v. Bülow ist zu Ostern wieder zurückgekehrt. So bleibt doch wenigstens nach dieser Seite das Verhältnis ungestört und man darf auf eine Fortsetzung des hiesigen Beisammenseins rechnen. Seitdem hat auch die Witwe Schnorr ihren bleibenden Aufenthalt hier genommen. Ich besuchte sie am ersten Feiertag. Sie machte mir einen guten Eindruck, so daß auch ihr Hiersein mir gute Hoffnungen für ein Zusammenwirken erregte. Ich sagte ihr, wenn ich hoffen könnte, daß sie meine Ximene übernähme, so würde ich die Sache mit dem größten Eifer betreiben. Eine solche Sängerin muß ich für die Partie haben, die Stehle macht da nichts draus.

Ich komme nun auch ins Dichten an meinem neuen Stoff, wenn Du noch vierzehn Tage ausbleibst so werde ich Dir schon meine szenarische Skizze lesen können, und einmal hören, was Du meinst. Ich zweifle zwar auch noch immer an dieser Geschichte,[1] doch denk' ich, sie nur einmal als launiges Gedicht aufzuschreiben — ich habe mir am ersten Feiertag drei ganz gute handlungsvolle Akte darauf ausgedacht, auch einige dramatische Motive, die das Märchen ergänzen müssen. Ich will mich nur einmal wieder heiter dichten, denn bei diesem unseligen Hinhalten und Schwanken verliere ich ganz den Mut.

Ich hatte wieder eine Einladung zu Ritters nach Würzburg zu Ostern, doch will ich die schöne Zeit abwarten und einstweilen still in den hiesigen Verhältnissen bleiben. — Bei Schmitt studiere ich jetzt schon eine Arie aus Tristan. — Wagner hat den ersten Akt der Meistersinger vollendet, Frau v. Bülow brachte die Partitur mit. Er bleibt in Genf und mietet sogar vermutlich die teuren

[1] Gemeint ist Zinnober.

„Artischoken“ [1] auf ein weitres Halbjahr. Mich läßt er sehr freundlich grüßen. Morgen ist das Liszkonzert; heute Probe dazu.

Dein Peter.

489. An Alexander Ritter.

München, 10. April 1866.

Habe Nachsicht mit einem aufrichtig ergebnen Freund, mein herzlich geliebter Ritter, wenn er Dir heute nach so langem Aufschub nur endlich einmal ein Lebenszeichen gibt. Dafür ist es mir heute ein Bedürfnis bei Dir einzukehren. Es ist mir schwül und dumpfig zu Mute, manchmal kommt einem das Leben wie ein grauser Spuk vor, oder wieder wie bittrer Ernst, in welchem man unrecht gehabt hat — da ist denn ein Ausruhen auf einem Erinnern wie an Dich und Deine Frau (Kinder wahrlich mit eingeschlossen!) eine wahre Herzenslabung. Bei Euch fühle ich mein Herz so rein; ich weiß ganz gewiß, so gewiß wie Gott, daß Ihr mich lieb habt, mich für etwas haltet, auf der andern Seite habe ich die reinste, durch keinen so verzeihlichen irdischen Hauch getrübte Neigung für Euch. Andern gegenüber muß ich mir oft Undankbarkeit vorwerfen, die dann um so schmerzlicher drückt, wenn man sie gegen Dahingeschiedne nachempfinden muß, Ihr seid nie mit solchen bestimmten Gaben in mein Leben getreten, deshalb ist meine Neigung eine um so freiere und an nichts gebundene. Sie kann Euch deshalb immerhin eine schöne Gabe sein. Wie ich Deine Frau neulich beim Scheiden an's Herz drückte, das fühl' ich heute noch, wie ich mich an das isländische Moos erinnre, das mir einst nach gefährlicher Halsentzündung die Gesundheit wieder gab. Deine Frau ist ein Engel! Wenn es ihr eine Befriedigung sein kann in Eures Cornelius' Herzen neben einer teuren Braut und geliebten Schwestern als ein Ideal von höchster Weiblichkeit zu leben, so wird ihr diese reichlich zuteil. Wie Ihr neulich hier war't und oft seitdem, wollte ich ihr ein Lied singen — aber das Leben, vielleicht auch das Fett der Geistesträgheit nahmen mir den Atem. Doch wuchert

[1] Das Landhaus wo er wohnte, hieß Campagne aux artichauts.

alles in meinem Herzen bis zu dem frohen Augenblick, wo ich ihr eine Blüte brechen und zu Füßen legen darf. Ich versichre Dich, daß es mir heute eine Rettung vor den trübsten Gedanken war, Eurer zu gedenken und Euch zu grüßen. Frage mich auch heute nicht was mir fehlt, laß mich kein Wort von hiesigen Dingen sagen, laß mich bei Euch sitzen und stumm sein. Ich will auch jetzt die Violinsonaten von Bach wieder vornehmen und will sie täglich üben bis zu dem schönen Tag, wo ich sie einpacke in ihrem roten Gewand, um sie mit zu Dir zu nehmen, dann ist Weihnachten, dann ist Ostern, wenn wir stolz in Eurem Salon sitzen und diese göttlichen Dreistimmigkeiten verarbeiten. — Deine Programme machten sich höchst elegant und fein, besonders das zu Beethovens Sterbetag. Ich will Dir meine Beethoven- und Schubertreliquien mitbringen, wenn ich komme, ich glaube Du bist so eine Reliquiennatur.

Ritters! Liebe Freunde! Auf Wiedersehn! Seid glücklich! —

Dein, Euer Cornelius.

490. An seine Braut.

[München] Mittwoch 5½ Uhr,
18. April 1866.

Frauchen!

— — Mit Mihalovich verlebte ich wieder einen traulichen Abend. Zuerst spielten wir Fugen von Bach, dann die Eroica von Beethoven, welche heute im zweiten Orchesterkonzert unter Bülows Leitung gegeben wird. Zu Anfang die Hungaria von Liszt, dann lauter Klavierstücke von Liszt, welche Bülow spielt. Das Programm ist höchst unerquicklich zusammengestellt, es ist des Königs eigne Wahl; die Hungaria ist eine der schwächsten Sinfonien von Liszt und die Klavierstücke sind gerade die unpopulärsten, die man wählen konnte. — Liebe Frau! Nun solltest Du bei mir sein! Du siehst, ich habe nun sechs Schüler, mein Gehalt geht fort; das Konservatorium und meine Stellung dabei kann nicht ausbleiben. Carl sagte mir, es wolle kein Kultusminister die gebotene Stellung

annehmen, weil sich keiner fände, der es unternähme, die zwei Millionen für Musik, die der König verlange, dem Landtag gegenüber zu vertreten. Was ist an dieser großen Summe schuld als der Theaterbau! — Seelchen, wenn wir unsre Heirat bis zum Herbst aufschieben — wann werde ich Dich den Sommer einmal sehen können, wo meine ganze Saison darauf angelegt ist, daß ich steif und fest in München bleibe. Liebchen, wenn Du doch den Sinn der Mutter dahin lenken könntest, daß wir getrost im Mai heirateten. Der Franz hat mir eine Wohnung mit vier Stuben ausfindig gemacht. Bekommst Du denn Möbel zu Deiner Aussteuer, und könntest Du sie nicht einstweilen hierher senden? So würde ich mit Kutters Hilfe unser Haus schon einrichten! Glaub' mir, Berthachen, Du wirsts einmal später recht einsehen, daß es das Beste war — ich bleibe sonst so allein — Du mir immer so fern. Glaub's, unsre Liebe ist jetzt reif und mürb zur Vereinigung. Welch frohes Arbeiten und Leben wird es dann sein! Und für Dich! Was soll dies ewige Schmachten! Was hält uns auseinander? Die Garantie meines Gehaltes? Ich bekomm' ihn ja jeden Monat — das Konservatorium kann nicht ausbleiben. In ein paar Monat bin ich bei Schmitt so weit, daß ich Lieder singend durch die ganze Welt ziehen kann und Du mit! Liebchen, faß ein Herz! So lassen wir uns in der Kirch' ausrufen, das Pfäffchen spricht sein' Segen und wir sind auf immer vereinigt. Bedenk', bedenk' alles! Im Mai — hab' ich immer gesagt. Im Mai wird's auch werden. — Liebchen, nimm in dieser Zeit mit den öfteren Zettelchen vorlieb — Schmitt, die sechs Schüler und mein Selbststudium ist so zeitverzehrend! Du weißt, wie lieb ich Dich hab! Sei ganz mein! Grüß' alle!

von Deinem Peter.

491. An seine Braut.

[München, 19. April 1866.]

Nur schnell eine Zeile an Dich, ehe ich an einem dritten Artikel für die Augsburger Allgemeine Zeitung arbeite über das gestrige Lizt-

Konzert. Es liegt mir so vieles schwer im Sinn — denk' aber nicht, ich sei traurig oder verstimmt, o nein, aber ich bin so unbehilflich und träge zu einem solchen offiziellen Artikel, wie ich ihn mit Bülow verabredet habe, so etwas, das so gar keine poetische Aufgabe ist, nur eine nützliche, diplomatische, ist mir ganz fremd und zuwider, da find' ich das erste Wort nicht und habe gar kein Vertrauen, daß ich's gut mache. Dennoch möcht' ich's tun, habe es Bülow aus eignem Antrieb vorgeschlagen, um vielleicht doch mit der Zeit in diese Korrespondentenstellung einzudringen. Aber ich will Dir nur einmal meine Not klagen, was alles auf mir liegt, was mir einfällt, wenn ich morgens aufwache. Ritter hat mich zu Ostern eingeladen, dem muß ich antworten, er hat mir aber auch einen Text von sich und zwei Stücke von seinem Bruder Carl eingeschickt, will endlich hören, wie sie mir gefallen, will sie wieder haben. Ich habe sie noch nicht gelesen. —

Von Auguste hab' ich seit einem Jahr fast das Stück: Dichter und König,[1] seit vielen Monden die beiden Novellen von der George Sand,[2] ich hab' noch nichts davon gelesen. — Von Dr. Riegel liegt seit Wochen ein Brief da mit Gefälligkeitsaufträgen, betreffend sein Buch über Cornelius — wovon noch nichts ausgerichtet ist. Der Schneider drängt um Geld, die Marie Müller meldet sich in einem Brief, den ich noch versiegelt da liegen hab', weil ich alles im voraus weiß, um 20 oder 40 Gulden. — — Bülow hat mir eine Partitur seines Orchesterwerkes Nirwana vor schon sechs Wochen geschenkt, ich hab' sie noch nicht studiert, ihm noch kein freundliches Wort darüber sagen können, während ich's bei solchen Dingen gleich übel nehme, wenn mir's umgekehrt geht. Von Büllner eine Messe und Variationen, von Scholz die Ouvertüre: „Im Freien", liegen auch noch ungelesen da. Mein Cid, die große Hauptsache, ist noch unexpediert. — — —

Fort möcht' ich, in irgendeinen Winkel, meinen Text aushecken, von der ganzen Welt, außer von Dir, nichts wissen! Dazu rechne all die Briefschulden! — — Und dann das Allerschlimmste, wenn

[1] Erschien bei Reklam Nr. 59.
[2] Ländliche Erzählungen.

nun manchmal in trüben Stunden alle Hoffnung sinkt, Dich zu besitzen, aller Mut, wenn ich an Dichtung und Liebe verzweifle. Da ist dann aber eines wie ein Stern, wie ein Fels im Meer, den keine Wogen umstürzen können: Deine Liebe! O Bertha! Wie voll Dank ist mein Herz! — — — Mein Köhler hat mir endlich geschrieben und recht lieb und gut, hat unsern Verlobungstag im stillen mitgefeiert! — — —

Denk' einmal, wenn Du bei mir wärst, seit dem Frühstück hätten wir jetzt schon übers Konzert gesprochen, in dem wir gestern zusammen gewesen wären — denn ich hatte Deine Karte übrig —, und da würde so ein Artikel nur so aus dem Ärmel geschüttelt! Du würdest sagen: Ja, das schreib', das schreib' — und gleich wär' alles abgemacht! Es ist noch ein Glück, daß wir jetzt nicht wissen, was wir entbehren; wenn wir einmal glücklich sind, werden wir nicht begreifen, daß wir so leben konnten! Du lieb' Frau! Was für Namen wären süß genug, um Dich zu nennen, größt' Gab' der Welt, Herzenserfüllerin, einzig göttlich Lieb'! — — Siehst Du, der Brief hat mich doch erheitert, es ist mir doch etwas leichter. — —

Mein Berthachen, unaussprechlich lieb

hat Dich

Dein Peter.

492. An seine Braut.

[München, 22. April 1866.]

— — Das Leben nimmt mich recht in Anspruch. Sieh, sonst konnt' ich an so einem langen Brief einen ganzen Tag verschreiben! Seitdem haben sich die hiesigen Beziehungen so gemehrt, es bleibt mir kaum der Sonntag mehr ungestört. Herzelchen, jetzt nehme ich die Zeit zwischen 5 und 7 Uhr beim Ohr, um Dir nur schnell zu schreiben. Ich komme von Carl. Die Bülows sind heute nach Amsterdam gefahren, wo Bülow am Mittwoch Konzert spielt, dann kommt auch Liszt hin, um der dortigen achten Aufführung seiner Graner Messe beizuwohnen. Cosima macht die Reise, um sich mit ihrem Vater auszusöhnen, der es ihr, wie ich Dir schon früher schrieb, sehr verübelt hat, daß sie zu Wagner nach Genf gereist ist. Es wäre

möglich, daß Liszt vielleicht mit den Kindern nach München käme, sich beim König für den Michaelsorden zu bedanken. Wenn Bülow wieder zurück ist, wird die Elisabeth zum dritten Male aufgeführt werden, dann kommt ein drittes Konzert mit der neunten Sinfonie von Beethoven. Jetzt habe ich gemerkt, was den König zur Wahl der Stücke von Beethoven bestimmte — mir kam früher die Auswahl so eigen vor, jetzt verstehe ich sie. Er läßt sich einfach die Werke vorspielen, zu denen er Programme von Wagner gelesen hat, und während er die Eroica von Beethoven hört, schwelgt er in den poetischen Gedanken des vergötterten Freundes. Da sieht man wieder wie alles nur an Wagners Persönlichkeit hängt! Ich geh' nachher zu Mihalovich. Den haben die Bülows zu der Amsterdamer Fahrt gepreßt, ganz contre cœur. — — Unterdessen wurde er unwohl — tut nichts! Er muß nachreisen. Morgen nimmt er 100 Gulden beim Bankier auf, macht nun die ganze Reise allein, um dort gleich auszusteigen und ins Konzert zu gehen! — — — Da wollte er mir denn zusetzen, ich solle mit ihm reisen. Aber, Gott sei Dank, über die Jahre solchen Unsinns sind wir hinaus. Ich sagte ihm auch gleich: Lieber Freund: Schulden in Wien, Schulden hier — ich bleibe, um meine paar Gulden mit Stunden zu verdienen, und wenn ich ein paar hundert Gulden zusammen hätt', würd' ich heiraten, ich muß jetzt alles in Rücksicht auf meine Braut überlegen. So war der Sturm abgeschlagen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

493. An seine Braut.

München, 23. April 1866.

Meine liebe Frau!

— — — Ich hoffe den Sommer über meinen Hermann oder Zinnober zu dichten, so daß wir nach der Heirat im Herbst schon an's Liniieren gehen können. Am Montag, als ich Deinen besorgten Brief erhielt, war ich so recht verliebt in Dich; ich saß beim Franziskaner so recht mitten im Geschwätz der Leute und dichtete ein Lied an Dich,[1] das schrieb ich dann ins grüne Buch,

[1] „Wie ich so sitz' in stillen Träumen". Siehe „Gedichte".

als ich nach Haus kam; ich begeisterte mich an dem Gedanken meines Hermann. Ich hatte gerade an jenem Tag ein treffliches Buch gefunden, einen geschichtlichen Roman, der gerade alles, was ich zum Hintergrunde beim Dichten brauche: Politisches, Historisches, Statistisches, Geographisches, auf's Genaueste enthält, so daß ich weiter gar keine Studien zu machen brauche, sondern in dem Buch alles beisammen habe, um nicht irre zu gehen. — — Dieser Sommer wird alles klären. Das Konservatorium wird sich ja endlich gestalten. Ich habe jetzt Briefe von Lebert in Stuttgart, welche mir Rat erteilen, wie es mit der „Allgemeinen" zu halten ist und ich hoffe, daß sich dies auch bis zum Herbst ordnet, daß ich regelmäßiger Korrespondent dieser Zeitung von München aus werde, und daß mir dies ein festes Stück Geld einträgt; es ist möglich, daß Fröbel Redakteur wird, dieser ist ein Wagner-Freund und hat schon im Wiener Botschafter immer dessen Sache vertreten. — Mit meinem Fräulein Lurz geht es gut, ebenso mit meinen Studien bei Schmitt. Auch das ist mir lieb, daß ich meine Stimme auf diesem Weg erst noch umbilden kann, um dann Dein eigentlicher Kammer- und Leibsänger zu werden. — — — — Denk' Dir, so geht's mit Stunden: Die kleine Miloschewitsch ist tödlich brustkrank. Nach drei Lektionen. Dafür hast Du heut' den Brief! Frauchen! Ich bin ewig

Dein lieb, geduldig Männchen.

494. An seine Braut.

[München, 12. Mai 1866.]

Es bleibt Dein Brief aus, meine geliebte Frau, was ist denn das? — ✗ Es muß heut' abend gewiß einer kommen und ich werde ihn finden, wenn ich von Bülow zurückkomme. Seine Frau ist gestern mit Kind und Kegel nach Luzern zu Wagner gefahren. Mir ist fast, als würd' ich sie nie wiedersehen; mir wär's von Herzen recht! Ich habe gar keine Beziehungen mehr zu ihr, mein Gemüt ist ihr ganz fremd. Ich hab' auch keinen Abschied von ihr genommen, mir war ja von der Reise offiziell wieder gar nichts

geſagt worden. Ich freue mich heute abend ihren Mann mit Mihalovich wieder einmal ungeſtört zu genießen, da iſt er ſo nett, wenn ſie nicht da iſt, ein ganz andrer. — — — Der Klavierauszug des Cid ſoll in dieſem Monat fertig werden, die drei Lieder will ich abſchreiben und ſie an Schott ſchicken; wenn meine Photographie gut ausfällt, will ich drei Stück nach Neuenheim ſenden und mir gleich ein neues Dutzend beſtellen, um auch einige nach Weimar ſenden zu können. Oben in dem Münſter[1] möcht' ich knien und Gott danken, daß er uns vereinigt hat.

Liebchen, ich bin nicht dazu gekommen, in die A. A. Z. zu ſchreiben, es war mir ſo gar nicht drum! Ich ſchob es auf, um nach der dritten Eliſabeth einen zuſammenfaſſenden Bericht zu ſchreiben, doch gerade dieſes Konzert machte mir einen ſo entmutigenden Eindruck, es ging ſchlecht, das Theater war leer, trotz des Abonnements, der Beifall äußerſt lau; außerdem war ich ſelber mit einigen Tempis von Bülow nicht einverſtanden und müßte meine Wahrheit vertuſchen oder ihn vor den Kopf ſtoßen. Liſzt hat mir auf mein Gedicht nicht ausdrücklich danken laſſen, nur Bülow ſagte mir ein freundliches Wort darüber — — Ach wär' ich wie durch einen Zauberſchlag dieſen Verhältniſſen entrückt, wär' ich bei Dir! Von derſelben Stund' an würde ich an meinem Hermann, Havelock oder Zinnober dichten. Letzteren mußt Du ja nicht unterſchätzen, er iſt der originellſte und reifſte von meinen drei Plänen, ich habe neulich, als ich die Novelle wiederholt las, immer wieder herzlich lachen müſſen. Auch ſchweben mir die vollkommen abgerundeten drei Akte ſchon im Geiſte vor, es iſt viel und ſpannende Handlung drin und gibt Gelegenheit zu einer höchſt phantaſtiſchen und originellen Muſik — doch mußt Du wiſſen, daß ich das Novelliſtiſche ſchon dramatiſch konzentriert habe. Du wirſt Dich freuen, wenn ich Dir die Skizze vorleſe! Wo??? — Es kommt immer noch kein Brief! Verwöhnt, verwöhnt iſt Dein Männchen! Leb' wohl, ich gehe zu Bülow!

Bei Bülow beſprachen wir geſtern ernſte Dinge. Er hatte einen ſehr entſchiedenen Brief an Perfall geſchrieben, ſich bitter

[1] Den Briefbogen ſchmückt eine kleine Photographie des Ulmer Münſters.

beklagt über die schlechte Aufführung der Elisabeth, er müsse zu Lohengrin vier neue Geiger haben usw. Bülow meinte, es hinge von diesen Dingen ab, ob er nicht vielleicht noch in der letzten Stunde seine Mitwirkung versage. Er habe gleich nach der Abreise seiner Familie einen Brief — erbrochen, was er sonst nie tue, doch habe er geglaubt, er müsse seiner Frau vielleicht sogleich telegraphieren. Da sei er aber über den Brief erschrocken, so — sei er gewesen. Er fürchte sehr, daß aus Konservatorium und allem nichts werde, daß er vielleicht seinen Abschied nehmen und nach Italien gehen werde. Das alles hängt auch mit dieser Abreise der ganzen Familie zusammen. — — — — — — — — —

495. An Maria Jung.

Zum Geburtstag.

Telegramm.

Golden Licht! Lieb Gesicht!
Süß gereimtes Maigedicht!

Golden Licht! Rein Gemüt!
Das von Lieb' und Treue glüht.

Freundlich Kind! Lieb Gesicht,
Wer schaut Dich und liebt Dich nicht?

Maigedicht! Gottes Wort!
Ewig blüh' und töne fort!

496. An Reinhold Köhler.

München, den 25. Mai 1866.

Mein lieber Köhler!

In diesen Tagen, zwischen dem 21. und 29. Mai wirst Du wohl vorzugsweise viel meiner gedenken, und es ist vielleicht die Anziehungskraft dieser Deiner Gedanken, welche mir heute nach-

mittag den guten Einfall eingibt, Deiner letzten Aufmunterung, „recht bald“ zu schreiben, wenn auch „sehr spät“, nachzukommen. Was sind das für Zeitläufe. Es ist, als sähe man den Apfel der Zwietracht reifen Tag für Tag bis zum Abfallen auf's blutige Erntefeld, und doch möchte man ihn nicht wegwünschen, als berge seine Schale den süßen Kern einer Entwicklung zum bessern. Es sind einmal wieder die achtzehn Jahre herum, wie zwischen 1830 und 1848. Wie ganz anders trifft die jetzige Krisis Deutschland auf den Beinen. Man weiß, was man will. Die deutsche Verfassung vom 12. April 1849. Das ist der große Gewinn. Es ist ein deutsches Rechtsgefühl vorhanden. Bis jetzt hat mir von öffentlichen Kundgebungen die Rede von dem Frese am besten gefallen, der hat so kräftige Worte gesagt und alles beim rechten Namen genannt. Jetzt scheint einstweilen der Kongreß zwischen Rüstung und Krieg geschoben zu werden, doch wird er letzteren nicht — oder kaum — verhindern, nur hoffe ich, daß er den Bräderkrieg verhindern wird. Die Allgemeine Zeitung brachte einen Auszug — aus der France, glaub' ich —, welcher hieß simple chronologie, worin eine Parallele zwischen 1859 und jetzt gezogen wird, und wo auch der Kongreß dem Krieg unmittelbar vorausging. Diesmal wird es sicher ein europäischer, vielleicht der folgenschwerste dieses Jahrhunderts; Deutschland ist noch nicht dazu angetan, ein zweites Polen zu werden, möchte es sein Haupt strahlend und verjüngt aus diesen Stürmen erheben.

Nach und nach bildet sich hier ein Leben für mich: ich habe zwei Schüler in der Komposition, die ich Dir schon nannte, Mihalovich und Baron von der Tann, und vier Damen, denen ich teils theoretischen, teils Gesangunterricht gebe, die Fräulein Lurz (Würzburg), Wild (ebendaher), Rommel Hannover, Tochter des Bibliothekars, Dichters usw.), Kruse (Braunschweig, Schülerin von Bülow). Das macht denn auch viel zu tun, ich gebe täglich mindestens eine, meist zwei Stunden. Dabei setze ich mein Studium bei Schmitt fort, mit gutem Erfolg, ich eigne mir schönen Tonansatz an, und meine Stimme entwickelt sich nach der Höhe. Auch wird dies noch Einfluß auf meine hiesige Stellung üben, ich werde wohl, wenn endlich das neue Konservatorium sich gestaltet, einer

der Lehrer für dramatischen Gesang werden; unterdes lerne ich ruhig weiter und hoffe, noch in diesem Sommer mein hohes Register gut auszubilden. Dann kann ich nicht mehr untergehen, als Lehrer nach der Schmittschen Methode, welche täglich an Ruf gewinnt, werde ich überall, wohin ich gehe, Schüler finden. Doch bin ich sehr damit einverstanden, hier zu bleiben, unter den gegebenen Verhältnissen, wenn diese nur endlich einmal Festigkeit und Dauer gewinnen möchten. Doch ist in diesem Augenblick schon wieder ein Anfang gemacht, auf einmal alles zum schlechten Ende zu bringen, durch die unkluge Fahrt des Königs zu Wagner an dessen Geburtstag; das wird gleich wieder in den Blättern benutzt, Zetermordio zu schreien, und man muß jeden Augenblick darauf gefaßt sein, das ganze Verhältnis scheitern zu sehen. Einstweilen versammle ich meine Damen jeden Samstag um drei Uhr, um mit ihnen zu musizieren, daraus kann mit der Zeit sich allerlei gestalten. Jedenfalls bilde ich schon ein Stück neues Konservatorium um meine Person herum, und ich glaube, meine Damen sind sehr eingenommen für mich. Auch habe ich schon die erfreuliche Frucht von meinem Befassen mit Schmitt, und ich möchte sagen von meiner Lisztschen Schule im Benehmen geerntet, daß Schmitt eine völlige Veränderung zum Besseren in seinem ganzen Verhältnis fühlt, und dies mit großem Dank anerkennt. Er ist nicht mehr so gallig, er behandelt seine Schüler sanftmütiger; ich habe manches getan, Abtrünnige oder Wankende wieder auf den rechten Weg zu bringen, besonders die Bülows, mindestens ihn, von seinem Werte zu überzeugen gewußt und ihn mündlich nach manchen Seiten hin vertreten, so daß auch Bülow ihn mit größerer Rücksicht behandelt, ihn auch dem Intendanten Schmidt gegenüber vertritt, so daß Schmitt mir den moralischen Einfluß, den ich auf seine Stellung übe, sehr hoch anrechnet. Dies alles ist ganz gut und besser, als wenn ich rein in eigne Zwecke versenkt neben alledem stehen geblieben wäre. — Auch anderweitig habe ich mich den Parteiinteressen dienstbar gemacht, indem ich dreimal an die Augsburger Allgemeine Zeitung in Sachen Liszts und Bülows berichtete, gelegentlich des ersteren Elisabeth und des letzteren Konzerten; von diesen drei Berichten wurde einer unterdrückt, die beiden andern

veröffentlicht, jetzt ist mir an die Hand gegeben, einen Artikel über Weizmanns Geschichte des Klavierspiels zu schreiben und dann vielleicht regelmäßiger Korrespondent zu werden; doch unter dem Druck der jetzigen politischen Schwüle lasse ich es hinbummeln. Vielleicht nehme ich mich noch in nächster Zeit zusammen, es zu vollbringen. — Pekuniär kranke ich noch immer an meinen Wiener Schulden, habe jetzt noch 200 Gulden dorthin zu zahlen.

Meine gute Bertha arbeitet fleißig daran, mich ein bißchen an Haushalten zu gewöhnen, hilft auch nach Kräften der Kasse nach, aber es hält schwer, sehr schwer mit mir. Es ist verflucht.

Ich möchte auch mit Petőfy[1] sagen, wie ich heute in Menzels Literaturblatt las: „Verflucht sei der Baum und die Erde, darauf er gewachsen, die Hand, die ihn gepflanzt, aus dem man einst meine Wiege gezimmert — verflucht Sonnenschein und Regen, die ihn wachsen machten. Aber gesegnet der Baum, Heil der Erde, Heil den Händen, die ihn gepflanzt, aus dem man einst meinen Sarg zimmern wird, Heil der Sonne, die ihn bescheint, Heil dem Regen, der ihn beträuft!“ — Das ist noch Volkspoesie — das klingt wie Vogelgesang. — Das ist ami de la mémoire, das liest man einmal, um es nie wieder zu vergessen. Das regt mich an, den köstlichen Kerl endlich einmal in seiner Sprache aufzusuchen. Während sonst alle Linguistik leider bei mir brach liegen muß, lern' ich im Umgang mit Mihalovich Ungarisch aus der Luft; ich schreibe ihm immer kleine Botenzettel mit dem Dienstmann, die er jedesmal ganz richtig findet. Doch will auch Semper,[2] ein Sohn des genialen Baumeisters, ein höchst solider, unschuldiger, biedrer Philolog, das Tusculanum von Cicero mit mir lesen, um vielleicht in einem glücklichen Anlauf meinem Latein auf die Beine zu helfen. — Ach warum bin ich kein Grieche und muß die Sehnsucht nach Arabisch, Persisch und Sanskrit ungestillt mit ins Grab nehmen? Doch dafür ward mir ja die Musik, und mein stotterndes Klavierspiel treibe ich jetzt richtiger als je; habe ich je annähernd anständig spielen können, so ist es jetzt, wo ich es in Ruhe täglich üben kann. — An meine drei Stoffe komme ich jetzt noch nicht; sie

[1] Alexander P., berühmter ungarischer Dichter (1822—49).
[2] Hans S., jetzt Professor der Kunstgeschichte zu Innsbruck, geb. 1845.

heißen Hermann, Havelock, Zinnober, mit beſonderer Vorliebe für letztern, den ich mir auch bereits am plaſtiſchſten dramatiſch zurechtgedacht. Sag' aber niemand ein Wort davon, grüße überhaupt niemand von mir, damit nicht auf Umwegen mein Gedächtnis in Dingelſtedt aufgefriſcht wird und dieſer meinen Cid zurückverlangt, den ich ſo gern bei mir behalte und gewiß mit allem moraliſchen Recht. Du haſt doch gewiß Götzes[1] Oper geſehen, berichte mir doch ein bißchen darüber. Ich bin gar nicht bange darüber, daß ich noch nicht an einer neuen Arbeit ſitze, wenn ich auch öfters im Leben befangen wie aus Träumen auffahre und mich nach Schaffenszeit ſehne. Zur rechten Zeit wird das Rechte werden. Unterdeſſen bilde ich, nachhaltiger als je, den Muſiker in mir aus; ich habe in Berlin und Weimar jämmerlich haus gehalten mit meiner Zeit, es geſchah aber aus einem dunkeln Drang ins Leben hinein — beſſer als wenn ich ein recht vollendeter Muſikbuckmäuſer geworden wäre; erſt ſeit meiner Wiener Einſamkeit hab' ich recht an meinem Muſiker zu arbeiten angefangen, und erſt jetzt bin ich auf dem Wege mir die Hilfszeitwörter avoir und être, Geſang und Klavierſpiel zur Muſikſprache noch anſtändig anzueignen. Ach Freund, wie wohl tut wieder einmal ſo ein kleiner Austauſch! Was entbehren wir, nicht zuſammen zu ſein, und ſelbſt im Schreiben halte ich Dich knapp.

Bertha ſchmachtet nach mir und hat den Ihrigen gegenüber einen ſchweren Stand. Sie wollen Garantie der 1000 Gulden, von denen der würdige Heſtermann der tauben Mutter ins Ohr ſchreit, ſie ſeien nur ein Almoſen vom König, die derſelbe jeden Augenblick wieder entziehen könne.[2]

Was mich recht freut, iſt, daß ich mir Grabbes Bild nun faſt in allen Zügen vergegenwärtigen konnte, indem mir Bülow von Düſſeldorf den Hannibal und Aſchenbrödel mitbrachte. Jetzt

[1] Karl G., Dirigent und Komponiſt 1836—87).

[2] Die Verwandten ſeiner Braut hatten ganz recht, wenn ſie die Garantie verlangten. Jener Gnadengehalt hing ja aufs engſte mit dem Verbleiben Wagners in München zuſammen, das neuerdings wieder in Frage geſtellt war. Die Privatſchüler zahlten ſpärlich oder gar nicht, ſo daß auch nach dieſer Seite jede Sicherheit ausgeſchloſſen war.

fehlt mir nur noch: Düsseldorfer Theaterkritiken, auf die ich sehr gespannt bin, weil dieser verrufene Schnapstrinker ein höchst klarer Kopf ist, der sehr gut weiß, was er will, dessen Aufsatz über die Shakespearomanie die vortrefflichsten Bemerkungen enthält, vor allem einen freien Geist zeigt, der auf seinem eignen Weg die Wahrheit sucht. Wieder einen Strich aus Hebbel hab' ich gefunden, zu dem ihm Grabbe die Farbe gab. Du weißt, wie der Golo sich selbst die Strafe diktiert, diese Sättigung in Reugefühl und Rache an sich selbst, ist im Gothland vorgebildet, wenn dieser dem Berdoa sagt, wie er ihn morden will, und dann kommt eine Beschreibung einer düsteren Höhle, dort ist es so einsam, dort, sagt er, wie ein Liebender zur Geliebten — dort will ich Dich morden! Das ist hochpoetisch. Überhaupt ist dieser Gothland die Ausgeburt eines Genies, und es ist der Weg von ihm bis zum Hannibal etwas, das eine Parallele des Wegs von den Räubern zu Wallenstein zuläßt. Hannibal ist ein Meisterwerk, ich hab' es lieb und habe mir's schön rot einbinden lassen! Die Teutoburgerschlacht steht nicht auf dieser Höhe, es mangelt der tragische Zug, der im Hannibal und früher im Fragment des Marius und Sulla so tief ausgeprägt ist. Ich möchte von Dir, ich möchte von einem Hettner, von einem genialen Literaturkenner einmal etwas tiefgreifendes über Grabbe lesen. Es fehlt mir noch Ziegler[1] und der Cid,[2] denn allerdings hat er auch einen wirklichen, ernsten Operntext darüber für Norbert Burgmüller[3] gedichtet. Grabbe gehört zu meinen enfants gatés, ich strebe danach, einmal sein Grab in Detmold zu besuchen. Ach, ein paar Tage mit Dir über das alles reden! Wie ist denn, was Gottschall über Hebbel geschrieben, im Museum? Ist es eingehend, oder bloß ein Honorarfragezeichen? Ich möcht' was drum geben, wenn sich das Gespräch mit Hebbel verwirklicht hätte, das mir in Aussicht gestellt war, als ich ihn eines Tages frug: Sie haben in Ihrer so reichen Sammlung

[1] Karl Z., Grabbes Leben und Charakter, Hamburg 1855.

[2] Erschien Berlin 1845, unter dem Titel: „Moderne Reliquien", herausgegeben von Arthur Mueller.

[3] N. B., Komponist 1810—36, talentvoller Schüler von Spohr und Hauptmann.

nichts von Grabbe usw. usw., worauf er mir dann mit ganz spitzfindiger, weitausholender Miene sagte: Ja, darüber müssen wir mit nächstem einmal ganz ausführlich sprechen. — Dabei blieb es, das tut mir ewig leid, wie ein versprochner Kuß einer zerrinnenden Traumerscheinung.

Lieber! Nun ich einmal etwas ausführlicher wurde, fühle ich erst, wie unzureichend das alles ist. Bin ich mit Bertha im Juli oder August zusammen, Herzchen, dann mußt Du Deine Vakanz danach einrichten, daß wir uns dort oder irgendwo sehen! Ich schick' Dir diese verunglückte Photographie mit, vielleicht weiß ein Marshall mit einem glücklichen Strich den schlechten Backen herzustellen, dann wäre das übrige so übel nicht, die andre verdorbene hat Bertha bekommen und freut sich sehr damit. Demnächst erhältst Du die richtige, die ziemlich gut ist. Deine liebste, beste Mutter, Mathilde, in deren große Strümpfe ich noch in diesem kalten Mai ein Loch gerissen, und Elise grüße tausendmal, sonst niemand, auch nennt meinen Namen nirgends, daß nur niemand denke an

Deinen Freund Peter.

497. An seine Braut.

[München, 27. Mai 1866.]

— — — Einmal wird's ja kommen, das Glück! Soweit war ich neulich, liebe Bertha, da kam ich ins Sinnen und Dichten ins grüne Buch, was ja nun auch leider so etwas Seltenes wird, seitdem nahm mich wieder das Leben in Anspruch; ich fühle wie recht Du hast, nach einem längeren Brief zu verlangen, wollte Dir gestern endlich schreiben, da gedachte ich des guten Köhler und schrieb ihm einen längeren Brief, damit doch nicht der nächste Freund so ganz vernachlässigt bleibe. Soeben war Bülow bei mir. Die Festvorstellungen unterbleiben; es scheint sich eine Agitation zu bilden seit der letzten Reise des Königs nach Luzern. Heute bringen die Zeitungen das Gerücht, die Minister Pfordten, Lutz, auch Staatsrat Pfistermeister hätten ihre Entlassung eingereicht. Bülow ist

aufgeregt. Er ſagte, es würde jetzt endlich rein gemacht, d. h. der König würde ein neues Kabinett bilden, in ſeinem Sinne. Die Feſtvorſtellungen unterbleiben auf des Königs Befehl, nach einer perſönlichen Verabredung mit Wagner. Wie es nun auch komme, Liebchen, es wird doch endlich die auch für uns ſo tödliche Unentſchiedenheit aufhören, wir werden entweder die Hoffnung auf hier völlig aufgeben müſſen, oder uns heiraten. Jetzt denk' ich mir wieder, Du könnteſt doch vielleicht lieber bei Krämers Deinen Beſuch machen! Mainz wird gewiß ein Zankapfel im Kriege und dort wird alles voll Tumult ſein, während in München doch die Ausſicht iſt, daß wir länger unangefochten bleiben. — Doch kann man im Augenblick noch nichts entſcheiden; ich ſetze meine Hoffnung darauf, den Juli oder Auguſt mit Dir zu verleben. Herzchen, wie ſchön wird das ſein, welch ein Troſt nach langem Leiden. Wir ſind füreinander geſchaffen, ich kann nur Dich, Du nur mich lieben; ich fange mit der Zeit auch an, etwas ſparſamer zu werden, wenigſtens daran zu denken; wir müſſen uns aber heiraten, es kann und darf nicht länger ſo fortgehen. Ich ſchreibe Dir heute nur dieſe wenigen Zeilen, weil Du längſt in Spannung und Unruhe ſein wirſt — morgen ſoll mich nichts abhalten, Dir endlich wieder den rechten Sonntagsbrief zu ſchreiben. Es zieht jetzt wieder größrer Friede und Ruhe in mein Herz ein, es überkommt mich ſo eine Hoffnung, daß wir bald auf immer zuſammen ſein werden. Mein Frauchen, ich habe Dich ſo lieb! fühl's bis wir uns wiederſehen. Heute ſoll auch die richtige Photographie fertig werden, ich ſchicke Dir heute noch dieſe wunderliche verdorbne mit, auf der aber doch einige gute Züge ſind und beſonders das lange Haar ganz glücklich wiedergegeben iſt. Ich gehe jetzt eſſen, in den goldnen Bären, nach Tiſch hab' ich meine Damen, doch will ich vorher noch anfragen um meine Photographie. Einſtweilen ſchick' ich aber ſchon dieſe Zeilen an Dich ab, damit Du morgen nicht traurig biſt, und den langen Brief lege ich morgen abend auf die Poſt, damit Du ihn Montag erhältſt. — — Es iſt viel ſpäter, faſt dunkel, o meine Frau, ich bin innerlich recht mißgeſtimmt. Du fehlſt mir, glaub' es mir! Als ich mich damals verlobte, ging ich mit hohem Fahrwaſſer, mit allen Segeln, ich dachte nicht anders, als Du

wärst nun bald meine Frau, und allen Segen, den ich begehrte und solang entbehrte, begrüßte ich in Dir! Ach, warum bin ich noch so mir selber überlassen, nie hab' ich mich mehr gesehnt, als jetzt — und nun leben wir so in die Jahre hinein — wir beide würden so glücklich sein — in der Tat, reell glücklich leben, ohne Seufzen und Zähneklappern — mit dem einen Schlag wär' für mich ewig alle Not gelöst — nur an dem einen Punkt bin ich krank: Dich nicht zu haben, das solltest Du sehen. — Doch, Liebchen, still mit den ewigen Klagen! Behalt' mich nur lieb! Dann ist ja alles gut. — —

498. An seine Braut.

[München, Anfang Juni 1866.

Ach, wie schön ist das, mein Frauchen! Wie ich zu Tisch gehe, begegnet mir Schmitt ganz eifrig und sagt, ich solle nicht zu Frl. Rommel gehen; jetzt habe ich mit Semper einen hübschen Spaziergang gemacht, da sind' ich eine Karte von der Wild, die mich abbestellt, weil sie abends ins Theater, die Zauberflöte, geht! O wie herrlich! so hab' ich heute nichts mit den guten Weibsleuten zu tun, hab' überhaupt nichts mehr zu tun heute, kann endlich nachholen, was ich in diesen Tagen schmerzlich versäumt, mit Dir zu plaudern, mein Weibchen! Deine beiden lieben Honigbriefe sind die Zeit angekommen, ich fühle, daß Du Dich bereits wieder schmerzlich nach einem Wort von mir sehnen wirst. Süßes Frauchen, Du meinst, ich soll Dir den Sorgenbrief nicht übel nehmen! Aber, liebes Herzchen, was wäre denn da übel zu nehmen? O süße, liebe Frau, Du schreibst ja so lieb und gut über alles!

Doch zuerst das Wichtigste. Gestern nachmittag kommt Mihalovich zu mir und sagt: Bülow ist abgereist! — Mir hat er kein Wort gesagt, hat mich nicht einmal grüßen lassen, ließ nur gegen Mihalovich verlauten: Ich schiene mich äußerst wenig um das alles zu interessieren! Und, liebes Frauchen, im Grund hat er das Rechte getroffen. Nein, ich interessiere mich auch nicht für die Angriffe des „Volksboten" auf Frau von Bülow, es tut mir leid,

betrübt mich, wie jede Gemeinheit, aber — ich soll doch nicht am Ende um Frau v. Bülow Schmerz empfinden, was hätte sie an mir getan, daß ich mich von Herzen um sie bekümmern sollte? Auch sie ist abgereist, ohne ein Wort, ohne einen Gruß, wie ihr Mann! Ob ich mich für ihn interessiere, das weißt Du, weißt, daß ich ihn hoch stelle und achte als Mensch und Künstler — aber nur Vertrauen weckt Vertrauen, und mir bewies er längst keins mehr. — — In den letzten Tagen kam ich nicht zu ihm, weil mich Carl am Montag, wo ich eigentlich mit Mihalovich verabredet hatte, zu Bülow zu gehen, einlud, den Abend bei ihm zuzubringen, um die Frau Fanny zu begrüßen, seine jüngst angekommne Schwägerin, welche am Sonntag vorher unwohl gewesen war. Außerdem aber trieb's mich nicht zu Bülow, seit er Sonntag in den „Neusten Nachrichten" eine Erklärung gegen den „Volksboten" veröffentlicht hatte, welche in jedem Wort ein Gemüt bekundete, das die feste Grundlage unter den Füßen verloren hatte, die völlig von falscher Ironie, geheuchelter Kaltblütigkeit, Undeutlichkeit in Darstellung der Sachlage durchdrungen und nur dazu angetan war, jeden, sei er für oder gegen, oder völlig parteilos, im vornherein unangenehm zu berühren. Das hielt mich von Bülow fern, obwohl ich trotzdem Montag hingegangen wäre, ohne jene Abhaltung zu Carl. Aber gewiß wären wir zum Reden über die Erklärung gekommen, und ich hätte ihm in diesem Fall die verletzende Äußerung nicht ersparen können, daß ich dieselbe für völlig unpassend hielt. Warum kam er nicht zu mir mit der Geschichte, erinnerte er sich nicht mehr, wie wir beide vereint damals Wagners Erklärung in der „Allgemeinen Zeitung" beeinflußt hatten, und das in so ersprießlicher Weise, daß nun die Sache einen sehr guten Eindruck machte, während ohne unser Eingreifen das entschiedne Gegenteil Platz gegriffen hätte. Was heißt also Freundschaft, wenn der ältere, und ich darf doch wohl sagen, lebenserfahrnere Freund in so wichtigen Dingen ignoriert wird, und ihm Leute, wie Mihalovich und der Leutnant Maximilian Schmitt (Lustspieldichter) vorgezogen werden. Das waren aber eben die beiden „Gentlemen", die Herr v. Bülow in dieser Sache notwendig hatte, Leute, die schon in ihrem Blut die Infamie demokratischer Angriffe gegen

einen Junker fühlen. Mich konnte er dazu nicht brauchen! — — Glaube nicht, daß Bitterkeit mir diese Worte eingibt, ich verteidige mich nur gegen das Ansinnen der Interesselosigkeit. Ich bewahre Bülow die tiefste Achtung und, wie ich Dir schon schrieb, auch ein Stückchen ungeheuchelte Liebe und Wärme gesellt sich immer in meinem Herzen dazu, durch keine weltliche Rücksicht bedingt. Bülow ist eine edle, bedeutende Natur, und ich bedaure mit wirklichem Schmerz, daß er der Märtyrer seiner Verhältnisse ist. Seine Heirat mit Cosima war ein Freundesopfer, das er seinem Meister Liszt brachte; dem natürlichen Kinde einen glänzenden, ehrenhaften Namen zu geben und damit dem Vater eine tiefe Befriedigung und Lebensberuhigung; darauf ging er aus, es war ein Akt der Dankbarkeit. Diese Hingebung wurde ihm durch Cosima schlecht gelohnt. Nach zehn Jahren einer Ehe, die ihn wohl kaum auf Rosen gebettet hat, sieht er sich jetzt genötigt nach Luzern zu reisen und ihr die schließliche Entscheidungsfrage zu stellen: Willst Du mir oder Wagner angehören? Das war ja der Grund, der sein Vertrauen zu mir hemmte und erstickte, daß dabei Fragen zum Reden gekommen wären, die er sich selber kaum zu stellen wagte. Jetzt muß er in öffentlichen Blättern in der beleidigendsten Weise besprochen hören, was er mit den Freunden nicht zu erörtern wagte, was nur, Du weißt, sich einmal in dem Ausspruch auf seine Lippen verlor, daß Liszt es seiner Tochter sehr übel genommen habe, daß sie zu Wagner gereist sei. Nun, heute ist der bange Entscheidungstag in Luzern. Ich weiß wie es ausfallen wird: Cosima wird bei Wagner bleiben, denn so muß es kommen, damit sich das Geschick an ihr vollziehe! Und an Wagner.

Aber mit mir, teure Frau, wirst Du doch gewiß übereinstimmen, daß ich mich innig freuen muß, wenn auch vielleicht nur eine kurze Frist der Ungewißheit lang, endlich einmal den ganzen Praß von ungesundem, überreiztem Wesen, der auf mir lastete, von den Schultern zu haben. Wie war denn ich in das alles hineingekommen, wie passe ich denn dazu? Ja, und wenn es unsre Verbindung noch wieder ins Ungewisse stellte, glaub' mir, erst außerhalb dieses elenden Parteischwindels kann ich wieder aufatmen, kann ich mich selbst wiederfinden. Wo konzipierte ich meinen Barbier? Auf der Bernhardshütte — völlig befreit von Weimar!

schen Einflüssen; wo schrieb ich ihn? In Johannisgrund, im einzigen Verkehr mit — Marie Badior.[1] Wo schrieb ich meinen Cid? In Wien und Genf und München — völlig frei von aller Wagnerei und Lißterei! Mit gestern, mit heute wachsen mir auch schon wieder die Schwingen! O jetzt nur ein Zusammenleben von ein paar Monaten mit Dir und es würde eine neue Blüte der Poesie erwachsen, auf dem Boden eines Gemüts, an dessen Tragfähigkeit ich ja in diesen ganzen Zeiten bitter verzweifeln mußte. Ach! Freiheit! Abstreifen jeder Fessel und dann einmal wieder schaffen!

Meine süße, himmlische Frau — jetzt ist es gerade ein Jahr, da fing schon unsre erste böse Zeit an in jener Epoche des ratlosen Zuwartens in Weimar. Im Augenblick ist es so schlimm nicht, ich sitze noch fest wie der Vogel im Hanfsamen, und es kann wohl jeden Tag aufhören, aber es kann auch sehr gut anders kommen, und ich kann als einziger hiesiger Mohikaner übrig bleiben. Warten wir ab! Ich war der erste, der seine Demission einreichte, nicht wahr, ich hab' Dir's erzählt? Damals fiel alles über mich her und ich nahm sie wieder zurück, aus Pfistermeisters Händen! Damals hieß es: Alle solche Schritte müssen wir zusammen tun, müssen wir vereinbaren. Zusammen tun, vereinbaren! Hat mich Wagner gefragt, ob er jenen entscheidenden, törichten Artikel in die „Neusten Nachrichten" setzen soll? Hat mich Cosima gefragt, ob sie zu Wagner nach Genf und Luzern gehen soll, oder nicht? Hat mich Bülow gefragt, ob er seine Entlassung einreichen soll? Ich aber bin jetzt Bräutigam, ich werde nicht die Scholle festen Fußes, die mir das Schicksal in diesem stürmenden Meer des Lebens angewiesen mit törichtem Willen selber aufgeben, man muß mich davon wegstoßen, dann mag die Not mich schwimmen lehren und gegen den Untergang kämpfen — früher nicht! Wir wollen abwarten. Schafft der König den ganzen Wagen ab, so mag er auch das fünfte Rad mit abschaffen, aber das fünfte Rad kann ebensogut ein erstes werden, zu dem man drei andre macht, zu einem neuen Wagen!

Süßeste, heilige Frau, behalt' guten Mut, hab' Hoffnung, ich bin um nichts schlechter geworden, seit ich mich mit Dir verlobte

[1] Der alten Dienerin von Carl Hestermann.

— und um eine ganze, liebe, beſſre, unſchuldige Hälfte gewachſen, o liebe Frau, wie lieb' ich Dich! Schreib mir nur auch einmal, daß Du nicht verzweifeln willſt, wenn unſre Ehe durch den Drang der Zeit ins Unbeſtimmte geſtellt wird. Sieh', wir ſind ja ſchon im Herzen und bleiben es ja ewig, das unauflösliche Paar! Wer kann uns trennen! In uns lebt eine himmliſche Treue. — — — Liebchen, ſei zufrieden mit dieſen wenigen Zeilen bis Sonntag, wo ich Dir wieder ſchreib'. — Wenn ich jetzt den Brief ſchließe, bleibt mir der ganze Abend zum freien Sinnen und Bummeln. — Da wird noch ein wenig Klavier geſpielt und vielleicht ein bißchen Oper geträumt. Ich hab' gewußt, das rote Buch wird voll, eh' ich an was Neues komm'! Jetzt iſt es gleich voll, wenn ich noch die Geſchicht' von Bülows Abſchied hineinſchreibe. Himmelslieb' Frau, ſei geduldig, hab' Mut, ſinn' aufs Wiederſehen! Wo und wie's auch ſei, ich komm'! — — Zu Deinen Füßen!

Sieh in mein Herz und hab' mich lieb!

Dein Männchen!

499. An ſeine Braut.

München, 9. Juni 1866.

Meine Engelsfrau!

Ich ſtürze mich in die Welt, mache einen Ausflug auf's Land, vielleicht nach Tirol, mein drittes Sujet anzugreifen, ſchreib' mir von jetzt an nicht mehr hierher, ſondern an die Adreſſe, die ich Dir angeben werde.

Liebſte Frau! Gott gebe, daß ich Glück hab' im Dichten, es iſt der einzige Weg. Hab Dank für Deine teuren Briefe und das Porträtchen mit der Venushand!

Tauſendmillionenmal küßt

Dich, o geliebtes Berthachen,

Dein Peter.

500. An seine Braut.

Rosenheim, 10. Juni 1866.

Ich schreib' Dir schnell die paar Worte, Engelsfrau, ich fuhr gestern abend noch hierher, habe prächtig geschlafen, mit Deinem Bildchen und Brief am Bett; ich hatt' mich gestern noch so geärgert mit meinen Frauenzimmern, das sind alles Sängerinnen und keine singt ein paar Noten richtig im Takt hintereinander, es ist unerhört! Ich kann mich mit dergleichen nicht abplagen, es ist der schnödeste Zeitverlust, ich dichte heute schon an meiner Geschichte, ich will ins Tirol, dort schreib' ich Dir gleich wieder; ich habe alles Arbeitsmaterial mit. Liebe, liebe Frau, wärst Du jetzt hier bei mir, ach, welch ein unerfüllter Wunsch! Mir fehlt alles, solang Du mir fehlst — ich bin unglücklich, solang ich nicht sehr glücklich bin. — Liebchen, Tann gab mir drei Dukaten und Reisch sandte mir meine 25 Gulden wieder, das hat mir diesen schnellen Ausflug ermöglicht. Es war mir morgens eingefallen, fort, fort! Ich sagte es noch nachmittags der Wild, mit der ich allein war, und die doch bei weitem die Beste von allen ist — ich möchte das, möchte aufs Land, an meinem Sujet zu dichten, doch fürchte ich zuwenig Geld zu haben. Da kam während der Stunde mit den Dreien der Geldbrief an von Reisch. Da war ich gleich entschieden, packte, schrieb Dir die paar Zeilen und Carl, und heute bin ich draußen. Merkwürdig — ich suchte da schon seit Wochen nach meiner Geschichte, hatte mir endlich auf der Bibliothek ein Buch darüber geben lassen, da bummelte ich Freitag, als mich Tann honoriert hatte, so an den Antiquarläden herum, und siehe da, ein Theaterstück über meinen Stoff, mit dem Titel meiner Oper fällt mir in die Augen. Ich kaufte mir Simrocks Wieland der Schmied, und bekam mein Stück gratis dazu. Es sollte sechs Kreuzer kosten, die schenkte ich nachher einem alten Bauer, dem der filzige Antiquar nichts geben wollte, als er in den Laden herein kam. So war wieder Freitag (der Tag der Venus), mein entscheidender wie beim Barbier und Cid, und Samstag (Marientag) ist auch ein günstiger, an dem ich das Ganze unternommen. — Sei auch Du mir günstig mit ewiger treuer Lieb', Engelsfrau! Berthachen! —

Der Wirt kommt und sagt: Aha? Briefschreiben! Das ist recht! Damit Sie a Vergnügen haben! Ach, mir geht das Herz auf! Drum noch weiter fort von dem — München — fort — bis zu Dir!

Dein Männchen.

501. An seine Braut.

Landeck in Tirol, 12. Juni 1866.

Herzliebste Engelsfrau! Ich bin in diesen Tagen von den verschiedensten Gefühlen bewegt und hab' mich Dir noch nicht recht drüber aussprechen können. — — — — Es überfiel mich dieser Reiseteufel, es war plötzlich als ob München unter meinen Füßen brenne; die Idee, mit meinem dritten Stoff ins reine zu kommen, trieb mich wie mit Geißeln fort. Nun hätte ich allerdings in Rosenheim bleiben sollen — dort hatt' ich ein sehr schönes Zimmer, mit Aussicht auf's Gebirg' — dort hätt' ich hocken und arbeiten sollen. Aber mich zog dies Landeck an. Ich sagte mir, es ist wieder eine Feigheit, vor dem bißchen Ferne zu verzagen. Wie gern, sagt' ich mir, hätt' ich Burgos gesehen als ich den Cid schrieb — nun liegt der Schauplatz meiner Oper im Bereich des Möglichen, also kühn drauf los! So bin ich denn hier, und an dem hellen, göttlichen, himmelblauen Morgen wächst mir der Mut — ach, und ich möchte Dir zurufen, komm doch so eilig Du kannst hierher! Ich würde meinen dritten Text ganz unter dem Hauch Deines Mundes dichten. Alle Mutlosigkeit meines Lebens drängt sich in den schwachen Stunden deshalb so zusammen, weil ich Dich nicht habe, weil ich nun doppelt angst sein muß um mich und Dich!

Wie schön ist die Fahrt am Inn her. Nein, mich dünkt, nie etwas so Schönes gesehen zu haben. Das Tal hat eine so wohltuende Breite, daß einem die Berge nicht die Brust zusammenschnüren. Die lieblichsten Wiesen, Matten und Fluren wechseln mit reinlichen malerisch liegenden Dörfern, schöne Ulmen, Erlen, Pappeln schmücken im einzelnen den Saum der Tannenwälder, über denen sich dann schneebedeckte Berge erheben wie Wolkenschlösser. Und

hier in Landeck, das ist schon weit hinauf am Oberinn, da rauscht und schäumt der Strom so recht noch frisch und jung, von den Bergen herabkommend. Da liegen denn die Dekorationen meiner Oper prächtig am Strom herum: Kronburg, Schroffenstein. Ich will nämlich eine Oper schreiben, vielleicht auch zwei, unter dem Titel: Tiroler Treue. Die erste: Friedl mit der leeren Tasche, die andre sollte dann Andreas Hofer werden.

Da würde ich mit der Partitur des Friedl nach Wien gehen und die Oper der Kaiserin widmen. Sieh, unsre Zeit ist so gar nicht zu diesen sagenhaften, märchenartigen Dingen mehr angetan. Die Zauberflöte, Freischütz und die Raimundschen Zauberstücke, die ehren wir als schöne deutsche Kunstwerke — aber etwas derart wieder machen kann man nicht. Selbst die Wagnersche Gralexaltation hat schon ihre Zeit gehabt. Ich strebe, das zeigte sich schon im Cid, nach Realismus, und da muß ich sagen, gerade die Rolle, die Österreich eben in Deutschland spielt, zusammentreffend mit meiner alten Liebe für dasselbe — das kann mich begeistern, das kann auch ein Echo wecken, wenn man die Beziehungen mit diesem schönen herzlichen Tirol in lebensvollen Bildern aufzustellen verstünde. Ich glaube, das könnte das große Werk meines Lebens werden.

Liebchen! Ich will jetzt an die Arbeit gehen, es ist so schön. Möchten diese Zeilen Dich treffen. Telegraphiere, daß Du mir die 30 Gulden schickst. Komm' nach Zirl oder ruf' mich bald nach dem Laacher See — o Gott, manchmal in mutlosen Stunden denk' ich, ich hätt' Dich in Frankfurt zum letztenmal gesehen. Gott gebe, daß diese dumpfen Gedanken bald durch die seligste Wirklichkeit Lügen gestraft werden. Liebchen, ich knie bei Dir, küß' Dich tausendmal.

Ewig, ewig, ewig! Lieb, lieb, lieb Berthachen

Dein Peter.

502. An seine Braut.

Landeck in Tirol, 15. Juni 1866.

Geliebte Frau!

— — Am Dienstag las ich noch in dem von München mitgebrachten Buch Webers: Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche und simulierte über meinen Text. Dann machte ich mit meinem Wirt einen Spaziergang durch Landeck. Wir gingen auf eine Anhöhe, wo unter dem Schloß Landeck, dessen Mauern sich um einen alten Heidenturm gruppieren, die hübsche Kirche liegt: Maria in der Finsternis. Es hausten hier Bären und Wölfe — noch im vorigen Jahr kam ein Bär bis Stanz — im undurchdringlichsten Tannenwald, und einem Bauernpaar wurden zwei Kinder von Wolf und Bär weggetragen. Die Mutter suchte weinend den ganzen Tag und fiel zuletzt unter einer riesigen Tanne auf dem Hügel, wo jetzt die Kirche steht, vor einem Muttergottesbild nieder und flehte um die Kinder. Und sieh da, es kamen Wolf und Bär, jeder ein Kindchen im Rachen und legten sie der weinenden Mutter zu Füßen. Jetzt steht das wundertätige Bild auf dem Altar, Bauer und Bäuerin, aus Holz geschnitzt, knien ihm zu beiden Seiten, und hinter jedem steht ein Engel mit einem Kindchen auf dem Arm. — Dort ist auch auf dem Kirchhof ein Beinhaus mit vielen Totenschädeln, in welches wir hinunterstiegen. Ach wie viele Sorgen und Qualen, und wieder entzückte Gedanken in den Gehirnen, und wie starr jetzt überbleibend nach manchen hundert Jahren die leeren Knochen mit ihren fragenden Augenhöhlen. — — — Den Abend und nächsten Tag bis Mittag brachte ich zu Hause zu und grübelte über mein Sujet. Am Mittwoch ging ich planlos herum. Da hatte mir ein begegnender Tiroler, den ich um den Weg fragte, geraten nach Hochgallmik hinaufzusteigen und von da durch den Wald nach Landeck wieder herunter zu gehen. So stieg ich denn hinauf, bald lag der Inn und die Kirche tief unter mir, es war so einsam, ich war traurig, das Ungewisse meiner Lage, die Unentschiedenheit meiner geistigen Angelegenheit — alles drückte auf mich. Da kniete ich an einer Tanne nieder, wo eine wahre Karikatur von Heiligenbild angeschlagen war, aber gerade

das imponiert in dieser Einsamkeit, dies Zeugnis von dem Bedürfnis des gemeinen Mannes, sich auf die Höhe der Wolken zu schwingen und mit dem höchsten Gott persönlich Zwiesprach' zu pflegen. Ich betete und fühlte mich wunderbar erleichtert. Als ich noch mit den beiden Frauen gesprochen hatte, von denen im Liedchen steht, kam ich ganz heiter oben an, spielte mit den Kindern, unterhielt mich mit der Beefriede und schrieb dies Briefchen an Dich in mein Taschenbuch:

Auf Hochgallmit, mein Frauchen,
Schreib' ich Dir diesen Brief,
Der Inn, Tirol und die ganze Welt
Liegt unter mir so tief.

Durch's kleine Wirtshausfenster
Schau ich auf Hütten und Holz
Und dann auf Tannenwälder,
Schneegipfel hoch und stolz.

Am Weg, den ich gestiegen,
Wo eine Tanne steht
Mit schlechten Heiligenbildern,
Da lag ich im Gebet.

Du kannst in stolzen Kirchen
Manch schönen Herrgott seh'n
Und wirst mit kaltem Herzen
An ihm vorübergeh'n.

Doch dort im einsamen Walde,
Tief unter Dir der Strom,
Da kniest Du hin im Moose,
Fromm wie in keinem Dom.

Du fühlst, da hat manch Herze
Vor Dir gebebt, geklagt
Und Gott in seinem Schmerze
Dasselbe wie Du gesagt.

Am Weg, den ich gestiegen,
Saßen zwei alte Frau'n,
Die eine konnt' nicht mehr gehen,
Die andre nicht mehr schau'n.

Mit denen sprach ich vieles,
Von Alter, Elend und Krieg,
Zerdrückt' eine Trän' im Auge
Als ich von dannen stieg.

Beefriede heißt das Mägdlein,
Das nun mir Wein kredenzt,
Nicht schön, doch hell von Güte
Und Treu' das Auge glänzt.

Ich bin ganz aufgeheitert
Von meinem trüben Wahn,
Seh' wieder 'mal mit Freuden
Die Gotteswelt mir an,

Die hier so still und schön ist,
Dem blauen Himmel nah,
Und einem Wunsch nur Platz läßt,
Wärst Du, wärst Du nur da!

So end' ich nun mein Briefchen;
Nach Landeck geht's zurück:
Geh Du mit mir im Herzen,
Mein Lieb, mein Stern, mein Glück!

Nun aber kommt der merkwürdige Donnerstag. Ich ging morgens frühstücken und es stand, wie ich zum Fenster hinaussah, mein Wirt und ein Gendarm bei ihm, und einer nach dem andern sah so bedenklich zu mir hinauf. Es dauerte nicht lange, so kam der Gendarm und sagte: Dürft' ich Sie wohl ersuchen um Ihre Legitimation? Ich sagte, ich habe keine — ich erfuhr in Kufstein, daß keine Paßrevision mehr sei und so wagte ich die Weiterreise ohne Paß. Gut, der Gendarm nahm Abschied, alsbald aber fand

sich ein Kollege von ihm ein, der im Wirtshaus Posto faßte. Alsbald kam der andre wieder und ersuchte mich, ihm zum Bezirksvorstand zu folgen. Das war ein ganz guter bärbeißiger Deutscher, schnauzte mich anfangs etwas an, ließ sich aber durch meine höchst taktvoll ergossene Suada bald eines besseren überzeugen. Also mit einem Wort, es kam heraus, daß ich als Spion verdächtigt war, es lag ein ad acta gegebener Bericht der Bauern von Hochgallmit vor, daß sich ein anständig gekleideter Mensch dort herumgetrieben und sich sorgsam nach Weg und Steg erkundigt habe. Wenn Sie ein Italiener wären, sagte der Bezirksvorstand, so säßen Sie jetzt schon fest, denn wir haben die strengsten Befehle. Es ist ein Glück, daß Sie ein Deutscher sind. — Ich mußte also alsbald nach München telegraphieren, ich tat es an Carl, ihn zugleich um eine Sendung von 20 Gulden ersuchend. Es kam auch sogleich abends um 7 Uhr eine Rückantwort von Carl an mich und von der Münchner Polizei an das hiesige Bezirksgericht an, daß mein Paß morgen eingesendet werde.

So befinde ich mich wieder so gefährlich gut bei Kasse und noch obendrein versehen mit Passe, daß ich — schimpf' nicht Frauchen, denn es kommt ja gleich anders — daß ich schon wieder mit den schwärmerischsten Reiseplänen umging, nach Bozen zu fahren, ja bis Trient und in dessen Umgebung herumzustrolchen. Ich will mich aber doch sparsam und vernünftig zeigen und bald wieder direkt nach München reisen. Aber was nun die Hauptsache ist, unter den Schrecken der gestrigen Polizeiaffäre gelang mir, was sonst vielleicht gar nicht gelungen wäre, bei dem Hausarrest, zu dem ich gewissermaßen verurteilt war, rasch hintereinander die beifolgende Skizze zur dritten Oper fertig zu bringen. Sieh, mir paßt eben nur das Reale, für einen Zinnober und dgl. hat diese eiserne Zeit kein Interesse, aber so was wie die Treue eines Landes für seinen Fürsten, was noch tief in unsrer Zeit eine wichtige Rolle spielt, dafür kann ich mich begeistern, es paßt zu meinen politischen und religiösen Anschauungen und ich darf hoffen, auch mein Publikum dafür zu begeistern. Es würde mich freuen, wenn diese Skizze ein zustimmendes Echo in Dir erweckte. Ich glaube, daß es ein Fortschritt ist und Stoff genug zu wirkungsvoller Musik, die einen

Hauch von Unmittelbarkeit und dringender Handlung erhalten muß, wie sie dem Cid fehlte. Ermutigst Du mich und gibt auch Carl und Köhler seinen Segen dazu, so könnte der Text bald fertig werden. Ich träumte schon den ganzen Winter von einer Trilogie: Tiroler Treue. Nun wäre dies das erste Stück, das zweite: Andreas Hofer; das dritte würde eine ganz zügellose phantastische komische Oper werden, ein Nachspiel, worin das heutige Tirol vorkäme, seine Kriegsbereitschaft für Österreich, seine Wut gegen Bismarck und Garibaldi, welches alles zu einem bunten Lebensbild um mein Abenteuer in Hochgallmik sich schlänge. Ich wollte das schönste lustigste Zeug, mit Jodlern vermischt, da hineinbringen, während der Hofer eine hochernste Tragödie würde, das Beste, was ich leisten kann, und die vorliegende eine buntromantische mit Scherz und Ernst gemischt. Liebchen, was sagst Du? Jedenfalls gib mir tausend Küß! Denn wie auch das Erdachte sei, es ist wieder einmal ein Bann von meiner Seele gelöst und eine neue Welt des Schaffens tut sich auf. — — —

Liebchen! In diesem Augenblick beende ich die Abschrift meiner Skizze. Ist mir nun auch während derselben das Herz recht in die Schuhe gefallen über das Kotzebuehafte in der Anlage, so macht mich dies nicht irre; es ist doch einmal der drückende Bann gelöst, ich fühle doch, daß ich nun wieder zum Arbeiten komme. Laß auch Du den Mut nicht sinken, schreib' mir gleich direkt nach München, wohin ich unverzüglich wieder aufbreche, sobald Paß und Gelder eingetroffen sind. Süße, süße, herzliebste Frau, fühl' nur, daß ich Dich lieb hab', dann ist alles gut. — Wenn auch mein Traum vom gefundnen Libretto wieder vergehen muß, so betracht' es nur als einen langen Brief, den ich Dir geschrieben, und sieh' an den wenigen guten Zügen, die drin sind, daß meine Phantasie noch nicht ganz eingeschrumpft ist. Es steckt doch eine Art Roman in der ganzen Geschichte, es hat doch ein gewisses Leben, das wirst Du empfinden; Du wirst merken, was ich erstreb', eigentliche Erfindung in den Motiven der Handlung, an denen es bis jetzt im Barbier und im Cid noch fehlte. So die Momente vom Toni mit der Axt, von Ulli mit dem Dolch und Friedrich mit dem Schwert — das gehört in eine dramatische Handlung, und das

Ganze würde eine lebensvolle, leichte, melodiöse Musik mit vielen hervortretenden lyrischen Momenten bekommen, wir werden ja sehen, ob es, oder was davon sich brauchen läßt; auch Carls Einspruch wird entscheidend sein, ob die Sache ganz aufzugeben oder nur anders zu handhaben ist; dann solltest Du dich wundern, was alles aus so roher Skizze werden kann. Liebste, teuerste Frau, ich schreib' Dir heut' den ganzen Nachmittag und feire damit den Geburtstag meines seligen Vaters. Er würde sich doch wundern, auf was für Einfälle der Peter noch geriet, und Du mußt mir ihn jetzt ersetzen, liebste, teuerste Frau, mußt Dich auch ein bißchen wundern oder recht gescheit kritisieren. Ich hab' während dem Abschreiben an ein Zusammenziehen in drei Akte gedacht. Es würde bei der Aufführung die Oper nicht länger als die Stumme von Portici. Morgen mit der 12 Uhr-Post, meine geliebte Bertha, schick' ich den Brief an Dich ab. Teil' niemand etwas davon mit, begrüß' ihn nur als ein Andenken an meine tolle Tirolerfahrt und als ein Zeichen, daß sie den gewünschten Nutzen gehabt hat, meine poetische Apathie zu lösen; der Alp ist von mir, wenn auch das erste wache Wort nur gelallt ist — bald will ich schöner singen!

503. An seinen Bruder Carl.

Landeck, 18. Juni 1866.

Lieber Carl!

Herzlichen Dank für die schnelle Expedition meiner Paßangelegenheit und die Zusendung der zwanzig Gulden, die mich für den Fall eines verlängerten unfreiwilligen Aufenthaltes hier sicher stellen mußten. Es ist sehr hübsch und äußerst billig hier, und ich würde den ganzen Sommer bleiben, wenn es sich so machen ließe.

Denke Dir, mein hiesiges Abenteuer war höchst drollig, und es könnte sich, im Zusammenhang mit meinen andern Ideen, wahrlich zu einer komischen Oper verwenden lassen. Man hätte mich mit Paßangelegenheiten völlig ungeschoren gelassen, aber ich machte am Mittwoch, den dreizehnten, einen Spaziergang nach Hochgallmik, offenbar ein guter strategischer Punkt, denn er beherrscht eine ziem-

liche Strecke des Inntals gegen Prutz hin. Den andern Tag lag eine zu Protokoll gegebene Verdächtigung als Spion gegen mich vor, von den dortigen Bauern. — — Meine Art zu sprechen, klingt den Leuten hier preußisch. Vorgestern war ich in dem berühmten alten Römerdorf Stanz. Da frugen sie mich schon wieder nach meiner Legitimation, und als ich dem Wirt-Gemeindevorsteher meinen Fall auseinandersetzte und Deine telegraphische Depesche vorzeigte, kannte man meinen ganzen Fall schon, ich bin eben der Spion von Hochgallmik. Am Freitag brachte man hier zwei als Kapuziner verkappte Italiener ein! Außerdem scheine ich der einzige Reisende in Tirol zu sein. — Ich habe hier eine Skizze zu einer Oper niedergeschrieben, ich bin begierig, was Du dazu sagst; die Geschichte ist allerdings verdammt Kotzebueisch — so à la Johanna von Montfaucon, doch sind die Situationen neu und ich würde es rasch komponieren. Es handelt von Friedrich mit der leeren Tasche und ich würde es Tiroler Treue nennen. — — — Auf baldiges Wiedersehen!

Dein Peter.

504. An seine Braut.

München, Freitag, 22. Juni [1866].

Mein lieber Engel, meine Frau, meine Bertha!

— — — — Jetzt bin ich wieder da, und — alles in allem genommen ist das Resultat: ein tiefer Gewinn für mein ganzes Leben. Ich wär' nicht, was ich dennoch bin, lägen nicht solchen plötzlichen Impulsen unaussprechliche Lebensbedingungen zugrunde, welche ihnen ihre Berechtigung geben. Ich mußte mich einmal gewaltsam losreißen aus allem Guten und Schönen, was mich umgab. Meine Skizze, so unvollkommen sie Dir scheinen mag und in der Tat ist, wiegt dennoch kein Gold auf. Sie hat mich dem Dichten, meinem eigentlichen Beruf, wiedergegeben; ich mußte einmal ein Ende machen all dem halben musikalischen Treiben, das mich vom Dichten abhielt — jetzt hat's ein Ende mit Klavierspiel, Singen bei Schmitt, mit all den dummen guten Frauenzimmern.

Meine Frau, es war auch moralische Entrüstung über mich selbst, die mich in die Ferne trieb. Es war und soll ein Abschnitt in meinem Leben sein. Ich kehre geläutert und mit einem gefestigten Willen zurück, und Dein Brief hat viel dazu beigetragen. Sei nicht voreilig besorgt über meine etwaigen veränderten Absichten. Ich gebe meine Stunden weiter, von denen mir vorderhand wieder nur die von Kruses Geld bringen. Aber ich widme vorderhand den ganzen Tag der musik-dramatischen Dichtung, und Du sollst bald etwas davon hören, da ich mich mit aller Glut und ohne jede Störung darauf werfe.

O meine Bertha, Deine Verschmelzung mit meinem Leben ist auch in der gebotnen Ferne eine unaussprechliche Fülle von Segen und Glück. Nun behalte Mut! Mein Herz dankt Dir einstweilen mit jedem Schlag, bis auch der Mund mit jedem Kuß es darf!

Schreib, o schreib, liebe Engelsfrau, und alle guten Geister mögen jedes goldne Haar Deines Hauptes umschweben!

Dein Peter.

505. Tagebuchblatt.

[München, 23. Juni 1866.]

Das Leben ist so schwer zu tragen,
Ich muß erliegen, muß verzagen;
Und alles hab' ich selbst verdorben —
Ach käm' der Tod!
Wie wär' es heute leicht gestorben!
Ich bin auch so allein, verlassen!
Ich könnt' mir wohl ein Herz noch fassen,
Dürft' lehnen ich an einer Brust
Und weinen recht nach Herzenslust.
O Bertha! wag' ich's, Dich zu nennen,
In tiefster Seele muß mich's brennen,
Du gabst mir unaussprechlich reich
Ein reines Herz, den Engeln gleich.
Nun fehlt es mir an Glück und Kraft,
Die Dich in meine Arme rafft,

Du warst wohl eines Mannes wert!
Ein Knabe hat nach Dir begehrt,
Im Leichtsinn streckt er aus die Hand
Wie nach 'ner Blüte, wie nach Tand,
Und griff danach und ahnte nicht
Wie leicht das welkt, wie leicht das bricht:
Ach könnt' ich einmal alles sagen,
Die Seel' mir aus dem Leibe klagen,
Wie quer ich durch die Welt gerannt
Und nie mich selber treu erkannt.
Wie ich gesündigt und geirrt,
Den Lebensfaden mir verwirrt
Und nun mit unheilbarem Weh'
Vielleicht wie bald am Ausgang steh'.
Ich nahm die Feder in die Hand
Zu stillen meines Herzens Brand,
Die Klagen nur zu künden laut,
Vor deren stummer Last mir graut.
Ich steh' in einem Labyrinth,
Weiß Gott, ob ich den Ausgang find'!
Hab ich mir selbst denn weiß gemacht,
Daß Gott mir gab die Dichterkraft,
Und fühl' mich nun so ganz erschlafft,
Und fühl' mich nun so ganz verlacht,
Gedankenarm, erfindungsblöd,
Ein geistig Eiland, wüst und öd' —
Und rings ein gähnend schwarzes Meer
Wälzt kalte Wogen drüber her.
O wär' ich nur im Glauben stark,
Hätt' ich der Seele Nerv und Mark
Noch ungeschwächt und ungebrochen,
Mir wär' noch Trost und Heil versprochen.
O könnt' ich's aus in Tönen klagen!
Doch da will ganz der Mut versagen —
Die schöne heil'ge Kunst, in der
Ich dacht', daß ich ein Meister wär',

Übt' ich, ein Stümper nur von je!
Weh, daß ich das nun deutlich seh'
Und mich bisher nur stets belog,
Mit Wahn und Schmeicheln mich betrog.
Kunst, Lieb' und Glauben, alle drei
Verlassen mich; es ist vorbei!
Ich wage kaum noch einen Ton,
Ich seh' die Kunst dem Stümper drohn!
Ich wage kaum mehr ein Gebet,
Weil Gottes heilig Angesicht
So hehr, vernichtend vor mir steht,
Daß fast zum Knien der Mut gebricht.

Heil mir! wie fühl' ich mich erbaut,
Daß ich der Klage mich getraut!
Kam meine Bertha her im Flug,
Weil ich nach einer Seele frug?
Hat mich noch Gnade angeweht
Vom Bilde, das im Wald dort steht,
Vor dem ich kniend jüngst geweint?
Hat's Gott so gut mit mir gemeint,
Daß er mir neuen Mut verlieh?
Will mich die Kunst mit Melodie
Begnaden, weil noch in mir blieb
Ein Funken Glauben, Kunst und Lieb'? —

506. An Alexander Ritter.

München, den 25. Juni 1866.

Mein liebster bester Sascha!

Ich fürchte und hoffe, daß Dich Brief und Bücher trotz allem noch in Würzburg finden; fürchte, weil dann Deine Reisepläne unlieb gestört sein werden, hoffe, weil ich daran die Aussicht knüpfe, daß mein unglaubliches Versäumnis im Rücksenden der Manuskripte doch durch die Umstände wenigstens eine geringe Verminderung erfährt.

Oder solltest Du dennoch die Fahrt nach Florenz gewagt haben — ich kann es kaum denken, wo doch selbst Inländern dort die Berührung mit einem zum Kriegsschauplatz umgewandelten Lande sehr erschwert sein wird. Auch Bülow denkt an eine Übersiedlung nach Florenz. Drollig wäre es, wenn Ihr Euch am Ende dort wiederfändet! Ist Deine Mutter in Pisa oder Florenz? Gewiß wird Dein Bruder Carl sich schon mit ihr vereinigt haben.

— Der Bayrische Kurier wurde neulich infolge von Bülows Klage zu drei Tagen Arrest und zehn Gulden Strafe verurteilt. — Was ist das nun? Und wozu diese übertriebne Achtung Bülows vor der öffentlichen Meinung, welche durch solche Blätter vertreten sein soll? Er läßt sich jede Schand- und Winkelnotiz aus jedem Winkel- und Schandblatt nach Luzern senden durch Mihalovich, nimmt also in diesen Himmel des Vierwaldstättersees seine „Hölle in der Westentasche“ mit! Aber ich sagte zu Mihalovich: „er lebt von dieser Aufregung, er braucht sie, es ist Brennmaterial zu seinem Verzehrungsprozeß, und man könnte wohl das Liedchen von der Hoffnung auf den guten Hans also singen:

„Wenn Skandal keiner wär',
Ach dann lebt' ich nicht mehr!“

Ich glaube nicht, daß Bülow nach München wiederkehrt, ich gebe jede Hoffnung nach dieser Seite auf, mögen auch die Kriegsangelegenheiten gehen wie sie wollen. —

Dein Gedicht hat mich sehr erfreut, es mag banal klingen — aber: ich hätte Dir das nicht zugetraut — sollte nicht auch Carl bei der Anlage des Ganzen die Hand im Spiele gehabt haben? Mir gefällt besonders, wie die barbarische Sage unsrer Gefühlsweise vermittelt ist durch das feine Ineinandergreifen der vier Hauptpersönlichkeiten. Formell fehlt es etwas an Gestaltungskraft, der Ausdruck ist oft nicht gedrängt lyrisch genug, zu philosophierend, und zu solchen objektiven Dingen, wie das Kriegslied, fehlt ein wenig die Frische, Natürlichkeit des Ausdrucks. Warum konnte die Szene mit dem Schädel des Vaters nur erzählt werden, ist das zu gräßlich anzusehen? Ich wüßte doch nicht! Ich könnte es vertragen. Wenn Du ans Komponieren gehst, wozu ich Dir sehr

zuraten würde (denn Deine Vorlage ist ein Gedicht, bei allen etwaigen Mängeln, und wer macht Dir ein besseres?), so würdest Du von selbst auf ein mächtiges Streichen geraten. Am meisten dramatischen Eindruck machte mir die Szene nach Alboins Tod, wo der Mörder sie entführen will, und sie ihn zurückstößt während dem nahenden Drohen der Herbeieilenden. Das hat entschiedenes Leben.

Die Stücke von Carl haben mich sehr ergötzt; welch ein begabter Mensch ist er doch! Jsotta ist doch nach jener Novelle von Bandello gearbeitet? nur daß er das dritte Paar weggelassen und die Geschichte der beiden andern mehr vertieft hat. Wie begierig wäre ich, von Carl ein Musikdrama zu sehen — sicher wird sein Aufenthalt in Italien nur ein glücklicher Übergangsmoment sein, und wir werden uns in einer späteren Periode wohl auf Wagnerschen Pfaden als Nach-Peter und hoffentlich Glücks-Ritter wieder begegnen. Ich sprach Dir im Bären von einer Trilogie? Ich habe neulich in Tirol das erste Stück dazu skizziert! Gott gebe Atem und Segen! —

Mein lieber Sascha, Mensch aus meinem Kalender, sei innig gegrüßt und geküßt. Ich knie vor Deiner lieben Frau und bete sie ein bißchen an. — Entschuldige! — Wo Jhr auch sein mögt, der Himmel wird uns ein frohes Wiedersehen schenken. Bist Du aber in Italien, so grüße auch Deine verehrte Mutter und den vortrefflichen Carl. Behalte mich lieb, und sollt' ich Dich erst im Himmel wiedersehen, ich bin ewig Dein treuer Freund

Cornelius.

507. An seine Braut.

[München, Ende Juni 1866.]

Da fällt mir's plötzlich auf's Herz: ich muß Dir ja schreiben. O liebe Frau, Du hast mich mit so lieben, schönen Briefen überschüttet, und ich lasse so manchen Tag drüber vergehen. Vielleicht kommts daher, daß ich immer noch keine Gewißheit hatte, ob denn nicht dennoch endlich mein hiesiger Brief aus voriger Woche bei Dir angekommen und Dich beruhigt hat. In diesen letzten Tagen

mußt' ich drei, oder vielmehr vier Briefe endlich leisten: an Erneſtine Mauro, wegen Schmitt, zu dem ſie hierher kommen will; dabei mußt' ich natürlich auch gleich an Seraphine ſchreiben, der ich ſo lange ſchon einen Brief ſchuldig war; ich ſchickte ihr meine Photographie mit. Die Wild reiſte nach Würzburg zurück, da nahm ich endlich Gelegenheit, die Bücher an Ritters wieder zurückzuſchicken, da gehörte doch auch ein Brief dazu. Dann waren zwei Geburtstage, Roſas und Köhlers, die ich bedenken mußte, und es ſaß mir peinigend auf dem Nacken, daß ich ſie wieder übergehen ſollte, wie Heſtermann, Suſanne, Eliſe. So freute es mich, daß ich doch beiden einen Brief, ſogar jedem ein Gedicht mitſchicken konnte.[1] Du wirſt ſie beide in dem grünen Buch finden; das Sonett an Köhler[2] iſt tief-ſchwermütig. Es war mir in den letzten Tagen ſo zu Mute. Meine Tiroler Skizze iſt völlig ungenügend. Es iſt ja nur ein Schmarren, gar keine tiefere Poeſie darin. Aber es tut nichts; es iſt einmal ein Anfang gemacht, es läßt mir jetzt keine Ruhe mehr, ich muß mir ein Gedicht erkämpfen. Deswegen fing mein Brief ſo an, weil ich nach dem Leſen in der Edda von Simrock ganz verſunken war in die Anſchauungen dieſer Sagenwelt. Der Dichter Stern[3] hält nämlich den armen Mihalovich ſeit vielen Monaten hin mit dem Operntext über die Sage von Hagbarth und Signe nach Öhlenſchläger. Da nahm ich mir plötzlich vor, ihm in dieſer Sache zu helfen. Ich holte mir das Stück und dachte nach, wie es zur Oper umzugeſtalten ſei. Unterdeſſen kam ein Brief von Stern aus dem Allgäu an, worin er ſagt: zwei fertige Akte von der Signe befänden ſich in einem Koffer, den er aus Dresden in Augsburg erwartet, aber nicht vorgefunden habe. So bittet er jetzt Mihalovich, er ſolle ihm Öhlenſchlägers Buch aus München ſchicken, denn er brauche es, um aus ſeinem Brouillon, aus dem Gedächtnis und dem dramatiſchen Gedicht,

[1] Das Gedicht an Roſa von Milde beginnt:
Iſt mir denn aller ſüße Klang verrauſcht? Siehe „Gedichte".
Der Brief ſelbſt ſcheint ſich nicht erhalten zu haben.

[2] Es beginnt:
Je weiter vorwärts auf dem Weg zum Grabe. Siehe „Gedichte".

[3] Adolf Stern, Dichter und Literarhiſtoriker, geb. 1835.

die zwei Akte wieder herzuſtellen. So iſt die Sache wieder auf Wochen, o ich bin gewiß, auf Monate hinausgeſchoben. Da ſagt' ich dem Mihalovich: Du ſollſt wenigſtens darin meine Freundſchaft erkennen, daß ich Dir verſpreche, Du erhältſt jedenfalls das Gedicht von mir, wenn Dir Stern — zum Unſtern wird.[1] So wollte ich heute in einer Art Verzweiflung dran gehen — da fühlt' ich doch die Notwendigkeit mich an der Edda zu ſtärken, und nun ſehe ich, wie unumgänglich mir über dieſen Nebenzweck hinaus die genaue Bekanntſchaft mit dieſer unſrer Mythe iſt, wie ja aus ihr Wagner ſein ganzes Nibelungengedicht geſchöpft hat. — Ich habe auch das Klavierſpiel aufgegeben, ſeit Tirol, ich gehe einzig darauf aus, eine Poeſie für die dritte Oper zu erringen, will und darf keinen andern Anhaltpunkt ſuchen. Liebchen, meine Stunden gebe ich ja fort, einſtweilen freilich nur bei der Kruſe und Rommel. Die Wild iſt abgereiſt. Sie zahlte nicht, brachte mir aber mit großer Beſcheidenheit und Freundlichkeit eine Kiſte gute Zigarren, und Du weißt, ich machte mich ja von Anfang an gefaßt darauf, nichts von dieſer Stunde zu haben; ich betrachtete es als eine Freundespflicht gegen Caspary, der ſie mir empfohlen hatte, und glaube, beide werden mit mir zufrieden ſein.

508. An ſeine Braut.

[München, 29. Juni 1866.]

Teuerſte Frau! Nach dem heutigen Tag ſind die Petersglocken benannt und vielleicht rennt dies Briefchen trotz allen Kriegsumſtänden noch ſo ſchnell, daß es morgen eintrifft, an dem Tag, wo ſie uns zuerſt geläutet haben. Engelsfrau! Es iſt eine ſchwere Zeit, ſie laſtet auf der ganzen Welt; wie ſollten nicht auch wir ſie empfinden. — — — Da geh' ich denn in einer dumpfen Reſignation zwiſchen ſchönem Wetter, Edda und Schulden herum. — — —

[1] Adolf Stern iſt dem Komponiſten nicht zum Unſtern geworden, die Dichtung zur Oper „Hagbarth und Signe", die ſpäter in Budapeſth und Dresden aufgeführt wurde, ſtammt von ihm.

Mit Deinem letzten Brief kam auch einer von Marie Müller, worin ſie mir den Tod ihrer guten Mutter anzeigt und wie ängſtlich ſie ein Geld zu Anfang Juli erwartet. Nun erwarte ich zwar, daß ich meinen Gehalt wie immer einnehme, aber der Schneider wird auch eine preußiſche „Sommation" an mich ſenden, eine letzte Aufforderung. — — Ach, es iſt eine verworrene harte Welt. O Frauchen, aber laß uns den einzigen ſüßen Augenblick nicht damit vergällen, wo wir zuſammen reden. — — — — Mihalovich geht morgen zu ſeiner Familie nach Slavonien, er hatte noch lange geſchwankt zwiſchen dort und Luzern. Doch ſagte er, was Luzern betrifft, ſo habe ihn auch die innre Stimme abgemahnt, nicht in das dortige ſpezielle Treiben einzugreifen. — — Der hielt mich vom Schreiben ab, denn wir ſchwatzten uns nochmals recht aus, von 4—7 Uhr. — — Ich bin nun auf Umwegen an die Edda gekommen — eine wahre Bibel, deren genaue Kenntnis mir jedenfalls in Herz und Gemüt wachſen wird. Vielleicht erſt, wenn ich jede Hoffnung zu weiterem Dichten aufgebe, fällt mir ungeſucht das Rechte wie Manna vom Himmel herab.

O Frauchen, ſo hab' ich doch am Namenstag ein klein wenig mit Dir geplaudert, gib mir Küſſ' viele, viele!

— — — Liebchen, das grüne Buch wächſt — wenn auch von manchem Klagenden — hab' nur Geduld, einmal kommt auch die ſchöne Zeit. — —

Ich bin ja Dein bis in den Tod! und Du biſt mein Berthachen,

die Frau Deines Peters.

509. An ſeine Braut.

[München, 30. Juni 1866.]

Meine Frau! Perle, Roſe, Berthachen! Ich beeile mich, Dir zu melden, daß meine 83,20 Gulden auch heute wieder richtig ausgefolgt worden ſind. Aber ich ſeh' das Geld ſo ſtumpfſinnig in meiner Schublade liegen. Wo anfangen und zahlen? Stünde ich mit Frankls gut, ſo würd' ich ihnen zumuten, mit dem Monatsgeld, das ſehr gering iſt, bis Auguſt zu warten, mir Eſſen zu geben,

um nur diesmal das ganze Geld nach Düsseldorf und Wien senden zu können (— Da zieht eine kleine Schar Buben mit Trommelschlag an meinem Fenster vorüber, sie tragen Stöcke auf den Schultern, hölzerne Schwerter an der Seite, Himmel! laß sie zu Männern und zu bessern Bayern werden, als jetzt da im Norden des Reichs stehen und durch ihre gänzliche Tatlosigkeit den Preußen in die Hände arbeiten, die Hannoveraner im Stich lassen! Es ist zum Verzweifeln!) — aber so weiß ich gar nicht, was mit den paar Gulden anfangen! Ich schwebe zwischen Ausziehen und Wohnenbleiben; ich bin in all dieser Aufregung der Kriegszeiten, unter dem Wechsel von guten und schlechten Nachrichten ganz betäubt. Mein Trost ist die Edda, das schöne heilige Buch, strotzend von allem Nektar der Poesie. Das macht mich wieder völlig zum Wagnerianer, ich find' es eine große dichterische Tat von ihm, zuerst wieder eine große Dichtung aus diesem unerschöpflichen Urquell herausgehoben zu haben. Hier an dieser göttlichen, goldnen Wiege unsrer Dichtung, an ihrer heiligen Quelle lege ich denn auch den Wanderstab nieder, in der seligen Gewißheit, daß ich neues Leben aus ihr schlürfe. Tag für Tag habe ich jetzt die Göttergesänge durchlesen, es ist ein Jubel, wie herrlich das alles ist! Den von Wagner und Hebbel zuerst betretenen Weg, den auch beide erst am Schluß ihrer Laufbahn fanden, darf ich voll Hoffnung und Siegesahnung nachwandeln. Alles lädt mich dazu ein. Deutsch sollte mein dritter Stoff sein, und was ist deutscher als dies. Und in diesem Reich der Mythe, einer schönen Naturſymbolik, liegt ja doch die eigentliche Bestimmung und rechte Anwendung der Musik: Götter, d. h. sagenhafte, herrliche Menschen, in welche die Eigenschaften und Vorgänge der Natur hineingedichtet wurden — reden zu lassen, das bleibt die höchste Aufgabe der Kunst. Beruhige Dich also von jetzt an mit mir über meine dichterische Zukunft. Hier steckt sie, wenn ich noch etwas zu leisten fähig bin, und ich glaube es. Diese Tage sind eine Markscheide in meinem Leben. Nun weißt Du gewiß, daß ich nicht länger suchen werde. Es war ein schweres Jahr, und merkwürdigerweise begann es, womit es endet, denn ich fing vor unsrer Brautschaft meine Stoffjagd mit den Notizen über die spätren nordischen Sagen (von Müller) an,

welche ſich damals Coſima aus der Bibliothek hatte geben laſſen, Du erinnerſt Dich vielleicht dieſer letzten Blätter aus dem roten Buch — ſeitdem ging nun die wilde Jagd über alle Felder und Wälder der Romantik und Geſchichte! Soviel iſt gewiß, ich hab' mir noch ein Stückchen Literaturkenntnis und Beleſenheit angeeignet in dieſem Jahr. Bis ich zuletzt auf den Öhlenſchläger kam! Du weißt noch recht gut, welchen Eindruck er im Frühjahr auf mich machte. Bis mich denn zuletzt die Freundſchaft für Mihalovich an die goldne Quelle führte! Hier bau' ich mein Haus. Sag's aber noch niemand. Damit bin ich denn auch ſiegreich über alle lokalen Bedenklichkeiten hinausgehoben, ich darf im Gegenteil überzeugt ſein, in meiner Wahl gerade einer Vorliebe meines königlichen Gönners zu begegnen und auch Wagner damit die freudigſte Überraſchung und Genugtuung zu bereiten. Fort alſo mit allem hiſtoriſchen Plunder, der nur durch die Jahrhunderte reicht, in einen Garten, der durch alle Jahrtauſende blüht. Wie ich Dir ſage, meine Tiroler Skizze und die damit zuſammenhängende Reiſe war der notwendige Anſatz; es iſt eigen, es zieht mich nicht mehr ans Klavier, nicht mehr zu Schmitt — laß andre ſpielen und ſingen — ich werde dichten. — Und Herz! keine Angſt, daß ich zum eitlen Nachbeter Wagners werde! Hier iſt eine ſolche Fülle von Poeſie, daß viele daraus ſchöpfen können, ohne dem andern Tropfen wegzunaſchen. Ich habe ſchon meine Gedanken und bin ſchon aus beſtimmter Abſicht auf eine gewiſſe Sage an das Studium des Ganzen gegangen. Hier iſt aller Humor und aller göttliche Ernſt beieinander! Ja, gibt es noch eine Poeſie für die Deutſchen, ſo iſt es dieſe, und ſie iſt nur auf dem Weg der Wagnerſchen Oper zu finden. So wächſt mir die vollſte Lebensberechtigung und Liebeskraft! Gott ſei Dank! — Und gelänge mir nicht, das Erfaßte in ſchönen Werken zu verherrlichen, ſo nähme ich doch jetzt die Edda wie eine Bibel mit durchs Leben; ich habe unſre chriſtlich-jüdiſche Bibel nie mit ſolcher Glut aufgefaßt — nur einige Bücher Moſis, Paulus Briefe, die Bücher Eſther und Ruth ſowie die Paſſion begeiſterten und erhoben mich, hier aber fühle ich mich ſo heimatlich berührt, es geht alles aus einer Art dichteriſchen Abſicht hervor, zu der ich einen verwandtſchaftlichen Zug

fühle. Das wird alles faßliche, geſungne, einfache, melodiöſe Muſik! — — —

Liebchen! Mihalovich iſt alſo richtig am Samstag abgereiſt, nicht nach Luzern, ſondern nach Peſth und Slavonien zu Mutter und Verwandten. Der und alle, denn er hat es nach Luzern geſchrieben, ſind nun in der Idee meines Tiroler Schmarren befangen, und es freut mich das ſehr; Niemand als Du darf von meinen jetzigen Plänen wiſſen, ſelbſt Köhler und Carl ſollen nichts davon erfahren, bis ich mit dem Gedicht herausrücken kann. — Ach, Herz, wie ich heute noch unter dem Druck ſchlechter Zeitung und dem zerſtörenden Gefühl meines Geldabholens den Plan mit mir herumtrug — nach Wien zu entfliehen in die alten Räume, ins alte Leben zurück. Das war angeregt durch die dortigen herzlichen Briefe von Frau Standhartner — aber ſieh', gerade der Halt, den ich nun an meiner Edda finde, gibt mir Kraft und Zuverſicht, auszuharren in meiner hieſigen Stellung. Dieſe endliche Ruhe bringt auch ſchon ihre guten Folgen mit ſich, ich will meinen Cid — während ich über der Edda brüte — nochmals aufſchreiben, etwas populärer umarbeiten, den Auszug machen und zum Winter hier zum Verkauf ausbieten. Ich will an Wagner, an Bülow ſchreiben, Du kannſt ſicher darauf zählen, ich habe es auch Mihalovich geſchrieben. Meine Stunden bei den Kruſes und der Rommel bleiben meine Brücke nach dieſer Richtung ins Leben hin. Einiges Lyriſche will ich nächſte Zeit für Schott richten. Du ſiehſt, Liebchen, mit der Hauptfrage löſt ſich auch vieles andre zugleich!

510. An ſeine Braut.

München, Freitag, 6. Juli 1866,
Louiſenſtraße 47.

Ich bin ſeit geſtern in der neuen Wohnung — nur Pamina, Pamina fehlet noch! Es iſt ſehr ſchön, ſo ſtill, ſo friedlich. Der erſte Morgen war ein wahrer Genuß, mehr als das: Gebet, Gefühl des Friedens. Ich höre da kein nachbarliches Geräuſch, kein dummes Schwatzen und gemeines Lachen, die Straße, wenig

begangen, ganz unbefahren, liegt gute 30 Schritt vom Hause ab.[1] Vor dem Fenster der Schlafstube der schöne Garten voll von altem Ahorn, hinter der Glyptothek. Ich habe einen paradiesischen Morgen verlebt, mich in meine Edda versenkt, Gedanken gehabt, Klavier gespielt, aus Wagners Walküre studiert. Ich esse wieder zu Hause, hoffentlich nie mehr in einer Kneipe — angeglotzt von leeren, neugierigen Gesichtern, politisierend mit egoistischen, berechnenden, gemütlosen Menschen. Meine Kruse und Rommel, denen ich fleißig Stunden gebe, hab' ich nicht weit, Carl auch nicht allzufern, einen Garten um abends ein Glas Bier zu trinken (gutes), nicht allzufern — Regensburgerhof in der Augustenstraße — Leihbibliothek brauch' ich keine mehr, denn meine Edda genügt mir für lange Jahre — so will ich hier bei meinem Klavier leben, wie auf dem Land — so selten wie möglich den Fuß in die Stadt setzen, höchstens einmal lieber die benachbarte Glyptothek besuchen. Diese drei Monate werden gewiß meinem dichterischen Streben förderlich sein, ich fühl' es, alles sollte so kommen. — Wird Frieden? Nach all diesem Blutvergießen. Es scheint, wir sind in Napoleons Händen, Venetien wird ihm gegeben. Ich habe alles Leid dieser Tage mit durchgekostet, aber ich will immer von Herzen streben, die Politik zu vergessen, mich ganz der Kunst zuzuwenden; die Politik ist für die kaltblütigen Fischnaturen. — Ach Liebchen, unterm Schreiben dieser nüchternen Dinge denk' ich immer ganz verliebt an Dich, Du liebe Frau! Und da fällt mir ein, hätte uns Amor doch mit einem Zündnadelgewehr getroffen, statt mit dem gewöhnlichen und wohl schon sehr bedenklich abgenutzten Bogen, er hätte uns vielleicht rascher in Hymens Arme getrieben. Da draußen steht auf jedem Ahornblatt: wenn Du doch da wärst, meine Frau wärst — in dieser göttlichen Stille — das Paradies wäre ein gewöhnlicher Biergarten dagegen. Ich schreib' Dir nur diese paar Zeilen, also send' mir den ersten Brief bald hierher. Alles, Hausleute, Magd, sind charaktervollere Menschen wie dort, man wetteifert, mir alles zu Gefallen zu tun; hunderterlei, was ich dort nie erreichen konnte, versteht sich hier von selbst. Ich bin wieder

[1] Es ist das Haus, das später Paul Heyse bewohnte.

einmal glücklich, mir war dort fast ohne Abwechslung ungemütlich. — Ich hab' all Deine Briefe bekommen. Ich knie bei Dir, o lieb' lieb' himmlisch Frauchen, wann, wann? Grüß Dein Mutterchen, die Axel, Susanne. Lebt so unbelagert als möglich! Liebchen, Liebchen

Ich bin Dein Hundelchen.

511. An seine Braut.

München, Samstag, den 7. Juli 1866,
Louisenstraße 49.

Mein sehr wackres und engelgutes Frauchen, elfenbeinernes Venuschen und kreuzbraves Berthachen! Es ist mir höchlich leid, daß Du gutes Herz solche Angst ausstehen mußtest, aber ich war diesmal wahrlich nicht schuld daran, ich schickte am Montag abend ein recht gutes liebes Briefchen an Dich ab, beschwert mit einer Photographie des guten Semper. Und wer weiß, fällt mir ein, ob nicht gerade dieser Inhalt irgendein Gelüst oder einen Verdacht erregte, welche das Aufbrechen oder Beseitigen des Briefes veranlaßten. Sein Inhalt war sehr unschuldig. Ich schrieb Dir viel über die Edda und welche Fülle von Poesie mir aus ihr entgegenströme, wie ich nun ganz über alles Suchen beruhigt sei, den Wanderstab durch die Wälder der Romantik an dieser heiligen Quelle niederlegte, sicher nun bald ein volles poetisches Gebilde zu gestalten, und zwar ganz so viel tiefer und poetischer als es mir im Fortschritt nach dem Cid nötig und ersehnt war. — Du wirst doch wieder beruhigt sein, Täubchen, Du wirst doch meine Depesche erhalten haben? — Eben ist gerade eine schöne Landschaft draußen. Die sinkende Sonne, die mir ganz grell ins Zimmer und ins Gesicht scheint und mich im Schreiben blendet, gießt ihr Licht auf viele tausend blitzende Regentropfen, die bei sonst heitrem Himmel aus einer einzelnen Wolke herabfallen und die Gesträuche und Lauben des kleinen Gartens vor meinem Fenster und dessen bunte Blumen in lachende Farben und lockende Schatten kleiden und begießen; es ist so ein Regen, als wär' ein Luftgeist in eine schöne

Gärtnerin verliebt und wollte ihr das Begießen am Feierabend ſparen. Nun iſt's aber auch gerade ſchon vorbei, das Licht erbleicht, und mit dem Schluß dieſer Zeilen wird ſchon Dämmrung kommen und mich zum Briefkaſten begleiten. — — Ach, Liebchen, heut' hab' ich einmal wieder einen glücklichen Tag verlebt, wie lange, lange nicht. Von 7 bis 7 Uhr ungeſtört zu Hauſe zugebracht, alles: muſiziert, komponiert, Edda ſtudiert, geſungen, geſchlafen. — Es iſt ſo ſchön, ſo ſtill, ſo friedlich hier, ich bin wie auf dem Lande. Weißt Du, Herzchen, bei dieſen Leuten können wir uns in der erſten Zeit der Ehe ganz als Doppeljunggeſell einmieten; das erſpart Dir tauſend Unruhe und Verdruß! Die gute ſchwäbiſche Magd Deodata, welche ſich unmäßig freut über mein Klavierſpiel und immer aus dem Herzen lacht, wenn ſie mich ſieht, kann alles für uns beſorgen. — — Liebchen, denke Dir, ich gehe jetzt ſogar an eine letzte Bearbeitung des Cid, mache alle populären Verſionen, die Du meinteſt, ſuche zu erleichtern und ſchreibe mir eine ſaubere Partitur ab! Ich habe heute ſchon an einer Abkürzung meines Marſches gearbeitet, auch über eine andre Einleitung nachgedacht! Ach, jenes Parterrejahr mit dem ewigen Suchen liegt wie ein böſer Traum hinter mir ſeit Auguſt, jetzt, wo unſer damaliges Wiederſehen faſt ein Jahr wird, kommt es wie Licht in meine Seele, als ginge ich ſchöner Dichtung und allem Glück der Liebe entgegen!! Liebes engelgutes Frauchen, meinen geſtrigen Brief wirſt Du wohl ſchon eben erhalten; weil ich nun Semper nicht länger ſitzen laſſen will, ſchließe ich dieſen; ich bin ganz wohl, ganz heiter, ganz glücklich, und wie ich geſtern ſchon ſchrieb: „Nur Pamina, Pamina fehlet noch!“ — — Mit zwanzigtauſend Küſſ'

von Deinem Hundelchen.

512. An ſeine Braut.

14. Juli 1866.

Mein lieb Frauchen! Eben, es iſt Mitternacht. — Samstag morgen! — find' ich Dein lieb Briefchen! Nie war's ſo wenig unnötig, daß Du mir nochmals ſagſt, ich ſei Dein goldig liebes Bubchen. Gerad' das heutig' Weinbriefchen erfüllt mich mit viel Wonne Deiner

Liebe, die unaussprechlich ist! Meinst Du ich bin so dumm und versteh' nicht einmal die süßen Lettern D. D. a. T., w. d. v.! Denk' Dir doch, der gemeinste Polizeispion, ein ganz elender Kerl, der nie ein zarteres Gefühl gehabt hat, nie ein Weib gekannt hat wie Dich, würde mit seinem elenden Spionenverstand diese Hieroglyphen bald entziffern, und ich?? Wie bald, nach einer Minute eifrigem und seligem Nachdenken hab' ich's herausgehabt!! Da hab' ich mir gedacht, wie schön und herrlich doch diese Sprache ist! Ich, mein Liebchen, ich habe sie ja erfunden. Gelt? hab' ich's nicht? Und wenn ich das schon fand, so war mir das andre: T. g. d. a. d. Z.! schon gar keine Schwierigkeit mehr, süße, liebe Frau! Du hast mich lieb, jetzt hast Du auch längst mein Gedichtchen! Schlaf wohl!

So schrieb ich Dir heut' in der ersten Stunde. — O liebe Frau, hab' Dank für Deine Buchstaben, ach, sie sind so süß. Du wandelst den Herbst meines Lebens in Frühling — die Zeit ist ganz verschoben; während ich da herumgehe und oft sorge und mich über allerlei zergräme, denke ich oft gar nicht, welch' ein unerhörtes Glück mir ward, daß ich eine Frau ganz besitze, bis ins Innerste, daß sie keinen glühenderen Wunsch hat als mich! O liebe Frau, lieber Engel, welch ein Glück. O gib mir öfter solche Buchstaben und fürchte nicht, des Guten zuviel zu tun. O Liebchen, wie süß ist das. Ich bin eine Natur, die das braucht, je freier, je voller Du Dich gibst, je seliger, je tiefer gehöre ich Dein. Seele! geliebter Leib! Du weißt ja, wie heilig mir alles ist! Brauch' ein bißchen öfter diese Zauberrunen, womit Du all mein Denken, den Strom meines Blutes, der unhörbar rauscht, an Dich fesselst, wie durch Liebestrank! Ich denk' an den ersten Morgen, dort am Klavier, wie ich vor Dir kniete, Deinen Leib umspannte, und der guten frischen Schneehand zuerst den Namen Venushand gab. — — Bin ich denn nicht heut' noch Dein lieb Männchen, wie ich's damals war, und werd' ich's denn nicht ewig sein? Süße Frau, Feenkönigin, Venetianerin. Wenn Du alt und runzlig sein wirst, wird's mir noch manchmal kalt und heiß über den Rücken laufen vom Druck Deiner Hand, vom Gefühl der Linien Deines Leibes. Liebchen, das glaub' ich gewiß, wir werden noch im Schnee des Alters wie Romeo und Julie sein. Gott, wie ich Dich lieb hab' — —

Geliebte Frau! Wie Du bei mir bist, gelt? ganz wie ich's im Gedichtchen gesagt habe?

Der Schily war hier; ging dann nach Salzburg, kam dort mit einem Geschäftsfreund aus Wien zusammen, beide wurden von Spionen und niederträchtigen Subalternbeamten verdächtigt und unter schmählichster Behandlung zwei Tage gefangen gehalten, ganz wie die entschiedensten Verbrecher behandelt. Franz wurde gefesselt durch die Stadt geführt, unter Androhung des Erschießens bei der mindesten verdächtigen Bewegung. Bis endlich das Militärgericht die Unschuld und Freilassung entschied. Aber das zeigt wie der böse Krieg auf jedes Einzelleben drückt und zugleich wie notwendig das Unglück für Österreich ist, um es vorwärts zu treiben, aus diesem Schlamm verkommner Zustände heraus! —

Liebchen, ich habe einen bessern Geist mit in diese Wohnung gebracht, überhaupt war die Tiroler Reise ein Abschluß einer ganzen Zeit. Ich will jetzt, da auch die poetische Beruhigung da ist, etwas mehr aus mir herausgehen, meinem Mißtrauen in mich selbst und andre entgegenarbeiten, den Anschluß an einige Menschen suchen. Ich will nicht mehr zuviel Zeit am Klavier verträumen, sondern auch den gesellschaftlichen Pflichten ihren Teil geben. So habe ich neulich schon einen Anfang gemacht, habe Pecht auf seinem Atelier und heute Fräulein Lurz besucht, von der ich seit Tirol so ohne Abschied weggeblieben war; ich gab auch eine Karte ab bei einem Dr. Julius Meyer,[1] den ich schon vor meinem Eid besuchen wollte. Er ist ein feiner Mensch, hat eine reiche Frau, und er lud mich wiederholt ein. Sodann will ich auch Wüllner besuchen. Zu diesen löblichen Vorsätzen wirkte auch Carl mit, der mir neulich wieder einmal den Text las, wofür ich ihm ganz dankbar bin, denn es ist unschätzbar einen Freund zu haben, welcher die schwere Mühe auf sich nimmt, einem Menschen, der doch schon über die Schwabenjahre hinaus ist, ins Gewissen zu reden. — Ich will also ihm zu Liebe auch Riehl besuchen und einige andre. Denke Dir, man findet mich gut aussehend! Es mag auch wohl so sein! Carl sagte zu Franz: Du kannst sagen, Peter sähe gut aus! Ich glaube, ich

[1] Der bekannte Kunsthistoriker, später Direktor der Berliner Gemäldegalerie.

werde, wenn wir bald heiraten können, noch ein ganz hübscher junger Mann werden. — Dieser halbe Monat wird mir etwas schwer werden zum Ausdauern. Ich kann der armen Marie nichts schicken, dem Schneider nichts. — Vielleicht kannst Du um diese Zeit auch wieder etwas tun. Unterdessen summt sich auch bei Kruses einiges Stundengeld auf, die mir jetzt in den schlechten Zeiten nichts zahlen, weil sie keine Gelder von Braunschweig bekommen; aber da steht mir's sicher. — Dann gehe ich nun auch mit frischem Mut und voller Besonnenheit an die letzte Redaktion meines Cid, ja ich habe sogar schon eine frische Idee zu einer Umarbeitung meines Barbier, um ihn noch für die Bühnen brauchbar zu machen. Mahne mich nicht ab, zuviel zu unternehmen; es sind das alles Dinge, die im Stillen reifen und dann in guter Zeit plötzlich wie von selbst da sind. Die Idee für meinen Barbier ist exzellent. Er soll der verlorne Narr des Kalifen sein, so daß nachher alle diese Narrheiten, die er mit dem Verliebten treibt, einen bessern Charakter bekommen und schließlich die Auflösung viel drolliger wird, indem der Kalif bei dem großen Skandal seinen Narren in dem Übeltäter wiederfindet. — Ich glaube, daß von jetzt an bis in den Herbst hinein meine lang erlahmte Phantasie wieder flügge wird! —

Liebchen, nimm Dir nur recht vor, wenn plötzlich einmal Belagerung über Mainz käme und die Postverbindung unterbrochen würde, recht ruhig und gottergeben zu sein! Lies dann immer die erste Seite meines heutigen Briefes, sie hat so etwas Plastisches! Und mein Gedichtchen von neulich! Das sei Dein Trost, wenn auch einmal über acht Tage Briefe ausbleiben. Dann wird das Porto auf Telegraphen gespart, und wir abonnieren uns auf die erste Woche, wo derselbe wieder hergestellt sein wird, oder wir kaufen uns wenigstens ein Extrakabel! — Mein Frauchen, es ist gleich 1/2 6 Uhr, ich geh' zu meinen Kruses. Ich schreibe alles dies bei offenem Fenster, von frischer, süßer Luft angeweht. Die Deodata bringt mir öfter einen Strauß aus dem Garten, ich nehme eine Nelke, küsse sie auf den Knien und streu' sie in diese Blätter. Geliebtes Berthachen, einzige goldne Frau! Ist es denn möglich, daß Du mich so lieb hast!?

513. Tagebuchblatt.

[München, 15. Juli 1866.]

„Münchner Neueste Nachrichten — Neujahr 1866. Einladung. Um dem berühmten Komponisten Richard Wagner bei seiner Rückkehr einen würdigen Empfang zu bereiten, lade ich hiermit alle Freunde und Verehrer desselben zu einer Besprechung bei mir ein. Dr. G. C. Wittstein." [Es wurde beschlossen, Wagner einen silbernen Lorbeerkranz zu widmen.] Wie geändert sind seitdem die Dinge in unsern Einzelangelegenheiten, wie in der ganzen Weltlage. Jener silberne Kranz wurde allerdings gefertigt, aber nicht zu Wagners Rückkehr, sondern ihm zu seinem Geburtstag, den 22. Mai, überschickt. Wagner wohnt nach kurzem Aufenthalt in Genf, seit längren Monden bei Luzern in einem Hause, das man Kampagne Triebschen nennt. — —

Bülow gab drei glänzende eigne Konzerte im Museumsaal, deren Reinertrag für die Abgebrannten in Partenkirchen 600 Gulden ergab. Er dirigierte dreimal die Elisabeth von Liszt; alle dreimal blieb das Theater leer, trotzdem die letzte Vorstellung im Abonnement gegeben wurde. Die beiden ersten Male gingen gut, das letzte Mal ging alles, wie auf Verabredung, so schludrig, daß Bülow außer sich war. Er schrieb einen energischen Brief an Perfall, welcher der erste Schritt auf seine Demission los war.

— — — — Zu Wagners Geburtstag war der König in Luzern bei Wagner gewesen, einzig von seinem Reitknecht begleitet, nachdem er sich vorher durch den Fürsten Thurn und Taxis hatte ansagen lassen. Das hatte in der ganzen Welt Aufsehen gemacht, der Kladderadatsch brachte ein längeres Gedicht darüber im Nibelungenton. Vermutlich nach einer mit Wagner getroffenen Verabredung bestellte der König die geplanten Mustervorstellungen ab, was in der öffentlichen Meinung, die es auf Rücksicht der Zeitverhältnisse setzte, einen günstigen Eindruck machte. Um diese Zeit enthielten „Volksbote" und der „Bayrische Kurier" eine Folge von Artikeln, in welchen mit der Wagnerschen Partei nur wie mit Verbrechern umgegangen wurde, Wagner selbst ein Gebrandmarkter genannt und von den andern nur wie von seinen „Komplizen" gesprochen wurde, besonders aber wurde Cosimas Verhältnis zu

Wagner in einer Weise berührt, daß Bülow sich genötigt sah, Zander, den Redakteur des „Volksboten“, fordern zu lassen. Dieser schlug ab, und Bülow erließ eine Erklärung in den „Neusten Nachrichten“, welche im höchsten Grade unerquicklich abgefaßt, von keinem in keiner Weise gut geheißen werden konnte. Seit dieser Erklärung sah ich ihn nicht mehr. Er reiste ab, ohne Abschied von mir zu nehmen. Er hatte die Absicht, sich in Florenz niederzulassen. — —

Ich habe noch vergessen zu sagen, daß Bülow einen Brief des Königs in den Zeitungen veröffentlichte, datiert vom 12. Juni. Dieser Brief war in einem mir zu wohlbekannten Stil verfaßt, als daß ich den Sekretär des Königs in dieser Angelegenheit auch nur einen Augenblick hätte verkennen mögen. Der Brief enthielt eine in auffallend schwülstig langen Perioden geschriebene Ehrenerklärung für Bülow, das Versprechen, über die Übeltäter die strengste Strafe zu verhängen. Es machte allenthalben einen peinlichen Eindruck, daß erstens der König, von dem in so schwerer Zeit in öffentlichen Dingen wenig durchgreifend Teilnehmendes verlautet hatte, dieser Einzelangelegenheit so eingehende Betrachtung widmete und zweitens, daß Bülow diesen Brief angesichts solcher Zeiten veröffentlichte. — So stehen augenblicklich die Dinge. Wagner und Bülow sind, ohne durchgreifenden Einfluß auf die hiesigen Musikverhältnisse ermöglicht zu haben, von München entfernt, und es ist sehr die Frage, ob sie je zurückkehren, obgleich das Gerücht verlautet, Bülow werde im Herbst wieder seine hiesige Wohnung beziehen. — Mein Verhältnis ist dadurch völlig in die Luft gestellt. Es zeigt sich nachträglich, wie völlig ich im Recht war, vor der Annahme meiner hiesigen Stellung zu zögern, dann auch von Weimar aus nach dem Cid sie wieder zu ergreifen. Auf die Stellung hin habe ich mich in den Brautstand begeben, was sonst nie der Fall gewesen wäre, und es lastet nun die Verantwortung auf mir, Bertha mit in mein Unglück zu ziehen, auch ihr Leben zu verderben. Doch kann ich mich für jetzt so dunklen Befürchtungen nicht hingeben. Immer hat die Vorsehung gütig über meinem Leben gewaltet; in sittlicher und künstlerischer Beziehung nehme ich stets den Kampf nach Veredlung wieder auf und weiß, daß Gott mich nicht aufgibt, wenn ich mich nicht aufgebe. — — — —

514. An Alexander Ritter.

München, Louisenstraße 49,
Donnerstag, 19. Juli 1866.

Ehe sich die verruchte Sünde des „auf die lange Bank Schiebens“ wieder wie ein Krebsschaden in mein Herz nistet, töne Deinem freundlichen Zuruf aus Italien schon heute ein volles Echo entgegen. — — Es ist ein großes Glück für Dich, daß ein Dutzend schlechte Photographien, die ich von mir anfertigen ließ, so lächerlich schnell vergriffen waren, sonst würde die Dissonanz in Deiner dort so reinen Stimmung entstehen, in dem Lande der Malerei der Inhaber des schlechtesten Bildes zu sein. Später, wenn ich einmal schon größre Fertigkeit im Sitzen habe, bekommst Du dann doch eins und ein gelungneres. — Ach welche Ideenassoziation! Ich dachte der schönen Porträts von Tizian in der Wiener Galerie! Die Sachen werden jetzt anderswohin geschafft, wie das traurig ist! Das feine, einzige Wien, wahrlich die Stadt ist eine Venus, die von rohen Skythen mit Zündnadelgewehren bedroht ist; ich gönne keinem Preußen mit ruhmgeschwollenem, roten Kamm auch nur einen Schritt auf den Glacis zu tun! Könnten die Wiener nur auch den Stephansturm mitnehmen, denn gewiß ist kein Preuße wert, ihn nur anzusehen. Du weißt doch, daß ich mich vor diesem Deutschen Reich der Intelligenz, Heuchelei und Lüge nach Pesth zurückziehe? Gewiß! ohne Scherz, wenn Preußen die Oberhand gewänne, so wäre kein Leben mehr hier möglich. Der Gestank des Hochmuts würde schon die Luft verpesten.

Bist Du auch ein verkappter Preuße? Dann verzeih' mir, ich konnte Dir's ja nicht ansehen, und bleibe doch Dein Freund. Nichts mehr von Politik, ich dächte wir hätten hier genug.

. . . . . Du verstehst? Es ist schmählich! und ich fürchte sehr . . . . . C. . . . , usw. usw. usw.

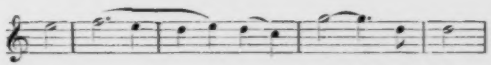
Nein mein Alter, ernsthaft gesprochen, Du bist mir eine wahre Errungenschaft, Deine und Deiner Frau Anhänglichkeit ist mir unschätzbar. Ich will auch alles tun, mich dieser Gabe würdig zu zeigen. Ich versichre Dich, Eure interesselose und reine Zuneigung zu mir ist eine Art Ehrenerklärung für mich, der wahrlich, wenn

man nach andern Seiten sieht, für einen kalten egoistischen Menschen gelten und schließlich sich selbst dafür halten müßte. Bülow ist abgereist, ohne mir Lebewohl zu sagen! Ich höre von niemand dort auch nur ein Sterbenswort. Wer hat hier recht, wer unrecht? Habe ich mich nach München gedrängt? Doch gewiß nicht! Ich kann Dir's aus meinem Tagebuch beweisen, daß ich ein halbes Jahr mit mir kämpfte, das Gebotne anzunehmen, und daß ich es nie rein und unbeirrt genießen konnte, weißt Du. Aber in jener Gruppe von bedeutenden Menschen gilt einzig das Wort Partei: man läßt mich fallen, weil ich nicht auf den Knien liege und anbete! Aber ich vertraue auf das gewaltige Schicksal, welches jetzt sichtbar durch die Welt einherschreitet, es wird ja über lang und kurz diesem meinem Verhältnis und Mißverhältnis das Ende machen, das ich selbst in meiner jetzt gebundnen Stellung nicht zu machen wage. Dann bin ich wieder frei, und mit der Vogelfreiheit wird mir auch der Vogelsang wiederkehren, der mir jetzt in dem von Rücksichten vergitterten Käfig in der Kehle wie geschwollen sitzt. Heil dem Krieg! Er räumt auf, er läutert, er veranlaßt jeden, einmal in die eigne Brust zu greifen und zu sehn wie's da ausschaut.

Mihalovich hat vermutlich Deinen letzten Brief nicht erhalten, er sprach immer mit großer Liebe von Dir. Das ist noch ein Mensch von Gefühl, Ehrenhaftigkeit und Erziehung. Ich habe durch sein Weggehn viel verloren. Heute folgte ihm nun auch noch der gute Hans Semper, an den ich mich in der letzten Zeit recht angeschlossen hatte; er ging zu seinem Vater nach Zürich zurück. — Von Wien höre ich nur zuweilen durch Frau Dr. Standhartner etwas. Zwischen mir und den Porges ist unerquickliches Stillschweigen eingetreten. Ach, den Armen geht es dort schwerlich nach Wunsch! Ich bin allerdings im strengen Sinn des Wortes einen Brief dorthin schuldig. Aber warum nimmt man das so genau, wenn man Freundschaft fühlt? Und dann ist es eine eigne Sache! Man hat so gar nichts an einem Brief von den Porges! Gar nichts, das ist zuviel gesagt, aber nichts Individuelles, keine Regung der Stimmungen, kein Puls des Augenblicks ist in solchen Zeilen, das bleibt so tot; deshalb kämpfen wir eigentlich brieflich

mit ungleichen Waffen, mir iſt der Brief ein Stück Leben, er koſtet mich etwas, drum leſ' ich auch gern von Freunden, wie's ihnen denn ſo eigentlich ums Herz iſt; ich ſehe gern ein Geſicht, ſei's Apollo oder Fratze, aber nicht die konventionelle Maske, wär' ſie auch noch ſo ſauber gemalt. Es [iſt] das kein Vorwurf für die Porges, ſie meinen's gut und ſind gut, aber das Talent der Mitteilung fehlt ihnen. —

Du biſt heut' in dem Vorteil des „Sobald geſchrieben Bekommens", weil zwiſchen mir und meiner Braut ein Kriegsklotz aufgetürmt iſt! Ach ja, wenn ich erſt verheiratet bin, dann werde ich exakte Korreſpondenz führen, denn dann — wird immer meine Frau für mich ſchreiben! — Und wo ſollte denn das ſein, wo wir zuſammenkommen möchten? Ich bin zu allem bereit. Wenn der Kriegsklotz weggeräumt wird zwiſchen hier und Mainz, würd' ich wohl Oktober meine Braut beſuchen, aber das würde Dir zu ſpät ſein? Alſo denke Dir etwas aus, ich komme, wohin Du mich rufſt. Wir leſen dann einmal das Stück zuſammen. Dein Gedicht hat gerade die Form der lyriſchen Oper, die eigentlich die italieniſche iſt, auf wenig Haupthandelnde mit Chor beſchränkt, und es läßt ſich dieſen vier Figuren allen etwas Individuelles einhauchen. Denke Dir, ich bin nun endlich zur Ruhe gekommen und habe vielleicht für lange Jahre, ja wohl für Lebenszeit Stoff gefunden. Doch ſchreiben darf ich nichts davon, mein Dichter verbietet mir's, er iſt noch zu weit in der Arbeit zurück. Aber im Zwiegeſpräch wird mir ſchon der Mund davon überfließen. Können wir auch die Sonaten von Bach ſpielen, wenn wir zuſammenkommen? O das wäre ſchön! — Seid alſo glücklich in Eurem Dreihäuſerdorf Gombo. Ich laſſe Deiner Frau von Herzen danken für das kleine Schlußlied am Brief, es war die Kadenz



uſw.

Da fällt mir ein, Eure beiden Initialen bilden im Deutſchen eine große Terz F—A, aber in Italien nur eine Note FA, Ihr müßt alſo dort noch harmoniſcher, im vollſten Einklang leben! Dagegen

iſt H und C eine furchtbar ſchneidende Diſſonanz! Siehſt Du, ſo ein maliziöſer Hund bin ich, ſo räch' ich mich! Grüße Deine mir unvergeßliche Mutter und Deine liebe Schweſter auch von mir, und wenn Du Carl wieder ſiehſt, ſo grüße ihn herzlich; ich ſtudiere jetzt eifrig die Nirwana,[1] die ihm gewidmet iſt, an der mir faſt alles gefällt, nur der Name nicht und die Sonderbündelei der Bezeichnung: Stimmungsbild; das iſt völlig totgeboren, während: Sinfoniſche Dichtung ſehr lebensfähig iſt.

Von Herzen Dein Cornelius.

515. An ſeine Braut.

[München, Sommer 1866.]

Du teure Frau, für jeden Brief,
Der mich mit lieben Namen rief,
Der mir verrät wie Dein Gemüt
Voll unverwelklichen Roſen blüht,
Sag' ich Dir Dank und küſſe Dich
Lang dreimal, dreimal wie Du mich.
's iſt wunderbar, wie wir vereint
So ganz, obwohl es Trennung ſcheint;
's iſt wunderbar, wie wir uns koſen
Und tun's doch nur dem Blatt der Roſen,
Wie glühend Herz am Herzen brennt,
Wie jedes, als wär's ſein Element,
Des andern Leib mit Glut umſpannt.
Und iſt ſo manche Strecke Land
Doch zwiſchen uns und mancher Fluß;
's iſt wunderbar wie uns vom Kuß
Die Lippe glüht, die Seele lacht.
's iſt wunderbar wie uns die Nacht
In ſtillen Wonnen überraſcht,
Wo ſelig das Begehren naſcht;

[1] Kompoſition von Hans von Bülow.

Gleich einem ſeligen Schmetterling,
Den ganz der Blume Kelch umfing,
Der ohne daß es ihn gehaſcht
Sich in ein wonnig Netz verfing,
Ganz drin verſank und unterging,
Eins mit der Blume ganz und gar
An Farb und Duft: 's iſt wunderbar! —

Du liebe teure Frau, ſag' an,
Ich bin ja doch Dein goldner Mann!
Du biſt mein Marmorſäulchen ſchmuck,
Doch bebt's vor meinem Händedruck.
Und mein Gedenken, wie ein Blitz
Fährt ihm vom Sockel bis zur Spitz';
Du biſt auch meine Venus hold,
Von Alabaſter und von Gold,
Von Gold beſchlagen dauerhaft,
Damit die wild'ſte Leidenſchaft
Nichts knappern kann aus dem Geſicht,
Kein Scherbchen von den Knien bricht —
Du über alle Lieder ſchön!
Gelobtes Land voll Lilienhöh'n,
Mit Taubenflügeln, liebe Seel',
Mit Zaubertönen, Philomel',
Mit friſchem Trank ein ew'ger Quell,
Ein Wölkchen weiß an Himmels Schwell'.
Ein Engel auf die Welt verſchneit,
Du Himmelsbrocken, Seligkeit,
Du lieber Traum, Du guter Schlaf,
Du Liebesmahl, Du Oſterſchaf!
Du friſches Linnen, das mich hüllt,
Du Becher, ewig neu gefüllt,
Du Echo eines Gotteslauts,
Du Veilchen zart, im Grünen blaut's,
Du liebes Wort, Du linder Hauch
Und was nur ſüß iſt, biſt Du auch!

Das ist die ganze Litanei,
Wer die die Woch' nur zwei bis drei-
-mal bet't im Hause und im Wald,
Der ist erlöst — und heirat't bald,
Und heirat't mich und der hat's gut,
Wie neulich noch in heit'rem Mut
Die Deodata mir gesagt,
Die „gottergeb'ne" schwäb'sche Magd;
Drum bet' mein Verschen, sei recht fromm,
Daß ich zu Dir in den Himmel komm'!

Liebchen, ich hätte gern das süße Reimspiel noch fortgesetzt, aber ich muß mich losreißen wie von Deinem Mund, wenn Du einmal bei mir bist, weil ich hinaus muß zu meinen Krufes.

Es ist ja schön, daß Du doch Deinen Eddabrief noch bekommen hast. Ja Berthachen, da hab' ich nun meine eigentliche Sphäre gefunden. Drei Opern schweben mir vor, die ich daraus gestalten will, und täglich bin ich jetzt daran, in meiner schönen Ruhe mich tief in den Geist des Gedichtes einzuleben und eine Linie nach der andern wie von selbst entstehen zu lassen. Gerade das eine Gedicht, das mich zunächst auf die Edda aufmerksam machte, ist nun auch das geblieben, aus dem ich, und hoffentlich schon in den nächsten Monaten, mein neues Buch gestalten will. — Gestern hab' ich den Marsch aus meinem Cid neu bearbeitet, und zwar so, daß er auch nicht länger als zwei, statt vier Minuten spielen soll, und doch künstlerische Abrundung hat, nicht zusammengestrichen klingt. Dann werde ich gewisse Partien der Liebesszene noch einmal neu komponieren und instrumentieren, und dann will ich mir eine saubre neue Partitur bald zusammen schreiben, während ich an meinem Libretto dichte.

O teuerste Frau, Deine beiden Briefe haben mir so wohlgetan. Sei immer so gut gegen mich; ich kann's brauchen. Ich habe jetzt die besten Vorsätze, wie Du ja auch siehst; die drei nächsten Monate werden endlich den Anfang eines neuen Werkes bringen, ich werd' es Wagner widmen. Ich lebe zu einer schöneren Zeit auf, hier in der stillen Wohnung mit der endlich gefundenen

Beruhigung meines poetiſchen Begehrens. Berthachen, Du mußt die Krone ſein!

Zu Deinen Füßen küſſe ich tauſendmal Deine Hand. Wie ſchön, wie gut biſt Du! Ewig bin ich Deiner unwert, aber liebe mich nur!

Dein Peter.

516. An ſeine Braut.

[München, Sommer 1866.]

Teuerſte Frau!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mir fehlt die Bejahung, Geſellſchaft, geiſtiger Lebensodem, wohlig freundliche Umgebung, Haus und Herd, mein liebes Weib. Ich lebe dumpf und ohne Echo, ohne Anregung für mich hin. Wie ich am Barbier ſchrieb — hatte ich die Suſanne — beim Cid — nun da waren Freunde, da waren die Porges, die Standhartners, die teilnahmen, jetzt bin ich auf dem ungünſtigſten, elendeſten Boden — — — Carls Kinder, beſonders Hans, fangen jetzt an ſich an mich anzuſchließen. Ich laſſ'.die Buben auf meinen Knien reiten, ſo oft ich da bin, das haben ſie dann ſehr gern, davon ſprechen ſie, träumen ſie gar — der Hans frägt mich um alles, wie er's machen ſoll. Gelt, Onkel Peter, ſagt er immer, kurz die Kinder gewinnen mich lieb und — Eliſabeth iſt eiferſüchtig. — — — — Gelt, es war recht, mein Frauchen, daß ich dem Köhler wieder einmal ausführlich ſchrieb. Ich ſag' manchmal bei mir, die Leut' meinen oft ich ſchrieb' ſo wenig und ſo ſelten — aber mein Gott, wenn ich die guten Korreſpondenten bedenk', was tun denn ſie? Köhler iſt der einzige, an deſſen Briefen man wirklich was hat, der mir zurückgibt, was ich ihm gebe: Leben und Stimmung. Die Briefe von der guten Seraphine kennſt Du, da iſt's einmal ein wahres Wunder, wenn auch nur ein Strohhalm von Beſonderem aus dem unerſchöpflichen Meer der Klage emportaucht. Und jetzt denk' Dir mein Schickſal, wenn ich an ſo 'nem Weſen hängen geblieben wäre! „Allmächtiger, Dir ſei Dank! Groß ſind die Wunder Deiner Gnade!“ ſingt Tannhäuſer und ich

mit ihm! Nein ich bin gerettet, bin gesund, bin froh, bin gut aufgehoben. Segen, Preis dem Herzen, das mich so gütig in sich aufnahm. Welch ein Glück ist die Liebe! Nur einen Augenblick lieben, wie wir uns lieben, ist ewig gelebt haben. Was ist Trennung gegen dies Gefühl. Wir haben uns gefunden! Wir halten uns fest! In Ewigkeit!

Zu Deinen Füßen

Dein Peter.

517. An Alexander Ritter.

Sonntag, 5. August, nachmittags, 1866.

Teurer Freund! Gestern erhielt ich Deinen Brief! Es ist das erstemal, daß ich fast den Ansatz zu einer regelmäßigen Korrespondenz nach Italien mache, ich habe ehedem nur einmal an meinen Onkel nach Rom geschrieben und im Leben nur zwei Briefe aus Venedig erhalten, von meinem unvergeßlichen Pigloszewicz, einem Cello spielenden Juristen aus Posen, und von Tausig. Ersterer wünschte mir von Venedig aus Glück zu meinem Geburtstag nach — Berlin, wo auch ich preußenfeindlicher (!) Mensch sieben Jahre gelebt, was sogar in einem Lexikon der Künstler, welche dort ihre Bildung genossen (v. Ledebuhr) verzeichnet sein soll. Pigloszewicz war ein prächtiger Kerl, baumhoch, mit Backenbart und muntren begeisterten Augen. Der gab Dir augenblicklich die Themata jedes Stücks von Chopin, Beethoven, Schubert — auch Hummel — auf dem Klavier an. Bei ihm lernte ich Damrosch kennen, der damals Jurisprudenz in Berlin studierte, in der neuen Friedrichstraße wohnte und das kalte Fieber hatte. Wir spielten die großen Beethovenschen Quartette zusammen, ich Bratsche horribile dictu! — —

Pigloszewicz ist mir am meisten durch die beiden Anekdoten im Gedächtnis geblieben. Er hatte einen Narren an dem Hugo Ulrich gefressen, von dem wir auch eines Abends ein Quartett spielten. Der hatte dem Pigloszewicz einen ganz famosen Pelzrock abgeschwindelt, unter dem Vorwand ihm dafür eine Cellosonate mit Klavier zu komponieren! — Sodann war einmal beim A moll-Quartett von Beet-

hoven unser aller Freund Zech, ein Sachse, gegenwärtig, Schüler von Kullak und Dehn, ganz geschickter Pianist, der einen Ansatz zu großem Spiel hatte, bei dem wir fast wöchentlich zusammen kamen und neuere Musik trieben, der immer, wenn er die Wurstschalen von unserm einfachen Souper zum Fenster auf die Leipzigerstraße hinauswarf, sagte: Jetzt schmerzt mich nur eins, daß ich der Hund nicht bin, der das findet! — Da sagte Zech nach dem großen A moll: Ja, Kinder, entweder ich bin ein Esel, oder das ist ungenießbar! — Nein Zech, sagte Pigloszewicz, um Gotteswillen die Alternative stellen Sie nich — das tun Sie nich! — Dieser prächtige Kerl reiste der Schwindsucht halber nach Venedig, starb aber dennoch bald in der Heimat Posen und jener Brief war das letzte direkte Wort, das ich von ihm habe. Er war es, der mich so an Chopin brachte, durch den ich wieder an Liszt gebracht wurde und durch Liszt an Dich, da hast Du die Genealogie dieser sonderbaren Berichte über Posen nach Pisa!

Es ist eigen! Mir war auf der Zunge zu sagen: „Du drängst Dich an die Stelle der alten Freunde" — aber verflucht! es ist nicht viel wegzudrängen! Da ist mein alter Köhler in Weimar, ich schrieb ihm lange vor dem Krieg, und dann während dem Krieg schickte ich ihm meine Photographie mit einem Sonett zu seinem Geburtstag, und bin noch heute, seit 24. Juni, ohne Antwort. Tausig hat mich seit Anfang des Jahres oder Ende des vorigen nichts mehr hören lassen. — — Rosa schreibt mir auch immer einmal wieder, aber dazwischen bleiben sehr lange Lücken. In Wien habe ich eine sehr treue Freundin, es ist die Frau Dr. Standhartner, die hält unerschütterlich fest an mir, und vertritt in ihren liebenswürdigen Briefen eine ganze Familie, die mir mit treuer Liebe zugetan ist. Die Porges schweigen vornehm oder — verlegen — es ist töricht, drei gegen einen auf den strengen Wechsel von Brief und Brief halten zu wollen. Dem Heinrich Porges verdank' ich viel, es ist nämlich die einzige wirklich tiefere und begründete Bejahung meines Eid, das will etwas sagen, wenn man einer blasierten Welt und den eignen Zweifeln gegenüber steht. Bülow benahm sich im Grunde bei allem guten Willen und anscheinendem Eifer doch kalt gegen mein Werk; es war ihm peinlich etwas vor sich zu haben,

das er nicht so vom Blatt herunter donnern konnte, und dem er doch wieder nicht die Ehre und Zeit eines so beharrlichen Eindringens wie bei Wagner gönnen mochte, das Zusammennennen dieser beiden Namen um so mehr mit Deiner Nachsicht, als mir Bülow einmal in bezug auf eine mißverstandne Stelle aus einem Brief von mir — meine Briefe wurden von Bülow immer mißverstanden! — sagte: Wagner dulde durchaus nicht dieses gewisse al pari behandeln! — Nun! ich bin im stillen gegen beide gerechter, als sie gegen mich; ich studiere eifrig die Walküre und die Nirwana und habe für beide Werke das vollste Entgegenkommen. Nirwana, Klavierballade und Julius Cäsar sind für mich die guten Werke Bülows; Sängers Fluch kann ich nicht vertragen, Bülow und Uhland, das verhält sich wie Bismarck und — Stein. Gerade während Dein zweiter Brief ankam, war ich mit dem Niederschreiben meiner zweiten Opernskizze beschäftigt. Sie befriedigt mich leider ebensowenig als die erste, und ich werde in diesen Tagen die dritte aufschreiben. Doch ist es gut, daß man einmal wieder zur Tat geschritten ist, nachher läßt sich reden. „Wort aus Wort verlieh mir das Wort, Tat aus Tat verlieh mir die Tat" heißt es in Odins Runenzauber, einem göttlich mystischen Gedicht. Dahin haben mich nämlich meine Pfade geführt — in die Edda, und ich muß Dir gleich mit der Übertreibung des Enthusiasten sagen, daß mir das über griechische und indische Sage, über Tafelrunde und Homer geht, daß ich mich nur über die Bücher Mosis und über die Passion aus dem neuen Testament und Paulus Briefen so erheben kann, wie über diese göttlichen lust- und leidvollen, ahnungsreichen Poesien. Wenn ich auf diesem Weg das Ersehnte erreiche, so soll Wagner mein drittes Werk gewidmet sein. — — Ja, das Alleinsein, das Du besprichst. Es ist wahr, aber ich habe auch eine unselige Sucht mich zu isolieren, dabei eine rasende Empfindlichkeit gegen die Menschen, drittens eine gute Dosis Rücksichtslosigkeit, Egoismus, Mangel an werktätigem Liebesgefühl. Und dennoch diese Einsamkeit, dies pennsylvanische System auf der Galeere des Lebens, es ist wiederum eine Notwendigkeit meines Innern. Reichtum des Umgangs absorbiert, zerstreut mich. Du weißt, ich habe immer nur auf der Flucht von Weimar gearbeitet, und die Notwendigkeit

meinen Cid zu vollenden war mein erster Bruch mit Wagner. So hab' ich jetzt meine erste Skizze, so schlecht sie ist, wieder fern von den hiesigen wenigen Beziehungen, in Tirol schreiben müssen, und die zweite gerade in der Einsamkeit, die Du bedauerst, ich oft genug verwünsche. Gestern, während Dein Brief ankam, als ich meine Skizze niederzulegen suchte, war es wieder ein eisigkalt vernichtendes Gefühl für mich, als ich mir sagen mußte: Du bist kein Dichter; die letzte höchste Gestaltungskraft ist Dir versagt. Abends legt' ich mich so recht in der innigen Überzeugung nieder, mein ganzes Leben sei zerfahren, alles schlecht gewesen, und die humoristische Glosse dazu ist der Traum, den ich mir aufschrieb, wo mir Kohlschmidt[1] an meinem Cid korrigierte und wo ich zu Rosa sagte, nach der vierten Vorstellung (es waren nur zwei!) die Leute gehn nur wegen Ihrem grünen Kleid ins Theater. (Letzteres macht mich herzlich lachen indem ich Dir's schreibe. Die Ximene im grünen Kleid, das ist wirklich göttlich! Überhaupt die Nachwirkung jener Eindrücke! So sah ich neulich Milde mit einer gepuderten Frisur in Form eines griechischen Helm's! In solchen Stimmungen braucht' ich denn „Hauskritik" wie Liszt das nannte, d. h. meine dicke Fürstin, Lob, Gespräch, Aufmuntrung, Schmeichelei — und unaussprechlich mehr! Und auch meine Braut verzweifelt in ihrer Einsamkeit! Und was jenes fünfte Notwendige betrifft — Du siehst ich spreche schon im Ton des Rabenzaubers! — so habe ich das schnurrige Vorurteil, daß es im innigsten Zusammenhang mit künstlerischem Schaffen steht: Meine Braut ist meine dritte Oper. Fern — fern; nah — nah. Siehst Du nicht plötzlich im klaren Italien Nebel und Dämmrung des Nordens um Dich, heimelt es Dich nicht an bei diesen Rätseln des Gemüts? — Was die Politik betrifft, so glaube nicht, daß ich sie absichtlich umgehe, um keine Mißstimmung zu erzeugen. Ich müßte ja von Anfang an verzweifelt haben an Deutschland, wenn ich Preußen nicht für einen gewaltigen lebenstrotzenden Ast des Baumes hielt; aber der Baum sind sie nicht; auf dem Weg, den Bismarck einschlug, würde Preußen einer sehr relativen Größe, Deutschland dem sichern Untergang entgegen gehen,

[1] Der Orchesterdiener in Weimar.

doch die Macht der Verhältniſſe, die innerſte Logik des Weltbeſtandes entſcheidet, nicht die Perſönlichkeiten. Die jetzige Bewegung iſt eine weitgehende und es iſt Preußens Stolz, der Hebel dazu geweſen zu ſein; über die jetzt folgende furchtbare Zeit der Reaktion hinaus aber wird und muß die Zeit kommen, wo die Ideen Preußen, Öſterreich, Bayern ganz auf den rechten Hintergrund zurücktreten und die Idee: „Deutſchland“ die überlebende iſt. Acht Millionen Öſterreicher außerhalb des deutſchen Bundes, dabei ein Land wie Tirol! Und mich beſtimmt ſchließlich nur inſtinktiv das eine: Leſſing und Kant, das iſt das allerdings zündnadelhafte Kontingent Preußens zur deutſchen Geiſtesgröße; aber für Dichtung, Philoſophie, bildende Kunſt und Muſik innewohnt der ſchöpferiſche Trieb und die Kraft dem Süden — doch was ſage ich da — ich ſchwatze dummes Zeug — kurz: das ganze Deutſchland ſoll es ſein, aber kein Großpreußen, darauf ſchwöre ich, darauf ſterbe ich. — — Ja, die lyriſche Oper, darauf möcht' ich lieber noch einmal zurückkommen. Donizettis Lucrezia und Lucia ſcheinen mir, was den Schnitt anbetrifft, exzellente Opernformen, ſie müſſen nur mit einem vergeiſtigten Inhalt erfüllt werden. Ich ſchwärme für die dreiaktige Comola von Sobolewski. Der Tannhäuſer leidet etwas an epiſchem Element, Lohengrin an dem überwiegend dramatiſchen erſten Akt; der Holländer iſt — wenn Du mich nicht mißverſtehſt, in bezug auf das was ich mit Lucia und Lucrezia meine, das beſte Libretto Wagners. In der Walküre ſind die myſtiſch-verſtändigen Auseinanderſetzungen des zweiten Aktes zu breit; der erſte Akt herrlich, gewiß auch der letzte. Iſolde iſt überaus vortrefflich, nur daß da auch wieder der erſte Akt zu ſehr ſchon alles enthält, und vielleicht gerade deshalb die Liebesfineſſen des zweiten ſich zu undramatiſch breit machen, auch Markes Hahnreirede zu lang wird, der dritte Akt zu ſehr Sterbeprozeß iſt. Der erſte Akt von Holländer Tannhäuſer, Lohengrin, Triſtan, Walküre iſt jedesmal der — vollſte; die andern kranken meiſt etwas an pſychologiſcher Entwicklung. Doch, wie geſagt, find' ich von allen zweiten Akten den des Holländer am bedeutendſten. — Herzchen, mein Bruder unterbricht mich ſoeben — holt mich zum Spazierengehn ab — alſo! Auf Wiederſehen in Deutſchland! in Würzburg! Ich upadam do nög

vor Deiner Frau, bitte nochmals um wiederholte Grüße bei allen verehrten Deinigen.

Behalte lieb

Deinen Cornelius.

518. An Reinhold Köhler.

München, 10. Auguſt 1866,
Louiſenſtraße 49.

Mein lieber Reinhold!

Was iſt denn das mit Dir? Lebſt Du noch oder biſt Du geſtorben? Wie kannſt Du mich ſolang ohne ein Wort der Nachricht laſſen? Ich habe Dir vor langer Zeit einen ausführlicheren Brief geſchrieben, auf den ich ohne Antwort blieb; ſodann ſchickte ich Dir zu Deinem Geburtstag meine Photographie mit einem Sonett auf der Rückſeite. Es iſt leicht möglich, daß letzteres nicht richtig angekommen iſt, da damals durch die Preußen in Kurheſſen die dortigen Poſtvermittlungen wohl längſt unterbrochen waren.

Heute nehme ich mir ein Herz, mir endlich über Dein langes Schweigen Gewißheit zu verſchaffen. Ich habe zu jener Zeit auch an Roſa zu ihrem Geburtstag einen Brief geſchrieben, es wäre leicht möglich, daß auch dieſer verloren gegangen wäre; Du könnteſt Dich gelegentlich bei Milde erkundigen. Es fällt mir ein, daß es jüngſt ein Jahr war, als wir uns trennten. Wenn man denkt, was alles ſeitdem geſchehen iſt, und daß faſt jede Station meiner damaligen Reiſe nach München Schauplatz geſchichtlicher Ereigniſſe geworden iſt!

Lieber! Es verlangt mich ſehnlich, Nachrichten von Dir zu haben, nimm dieſen kleinen Zettel nur als den Köder, an dem die fette, goldbeſternte Forelle eines endlichen Briefes von Dir hängen bleiben ſoll. Ich war ſeither immer geſund, ich habe ſeit Anfang Juli meine jetzige, ſehr angenehme Wohnung, bezogen, wo ich ſo gut wie auf dem Lande bin. Nach Weſten von der Louiſenſtraße, die außerdem nicht ſehr belebt iſt, durch einen kleinen Gemüſegarten mit Lauben und hohen Malvenſtauden geſchieden, habe

ich nach Süden den kleinen Park, welcher die Glyptothek umgibt; ich schreibe Dir an diesem Fenster meiner Schlaf-, Eß- und Arbeitsstube unter dem kräftigen Rauschen vieler tausend Ahornblätter, hinter welchen der Pfad des kleinen Parkes herläuft, den nur Liebende wandeln und solche, die in die Einsamkeit verliebt sind. Ich habe eine schwäbische Magd Deodata oder Donata, ein gutes, heiteres, sentimentales Geschöpf, die sehr für mich sorgt und mir alles nach Wunsch macht. Auch meine Hausleute sind sehr freundlich. Ich habe wieder gutes Essen zu Hause, was mir besonders wohltut, nachdem ich mich eine Zeitlang in ungemütlichen Kneipen herumdrücken mußte und trotz aller Mehrausgaben nicht satt wurde. — — Was meine geistige Hauptsache, die dritte Oper, angeht, so habe ich darin allerdings täglich noch Stunden jämmerlicher Unentschiedenheit, doch hat zum wenigsten die Stoffjagd ihr Ende gefunden. Ich hatte kurz vor Deinem Geburtstag in Tirol, am 15. Juni, wieder eine Opernskizze aufgeschrieben. Die sollte heißen: Tiroler Treue und hatte Friedrich mit der leeren Tasche zum Helden. Aus diesem völlig realistischen Feld schlug ich nach meiner Rückkehr im Lauf des Juli ganz ins Ideale über. Ich kam nämlich zum erstenmal in meinem Leben zu einem eingehenden Lesen der Edda (von Simrock), das begeisterte mich so, daß ich beschloß, hier oder nirgend meinen rechten Stoff zu finden. So habe ich in den letzten Tagen eine zweite Skizze, Gunlöd, angelegt. Ich freue mich, diese germanische Bibel jetzt zu kennen und täglich genauer in mich aufzunehmen. Meine Schüler sind zerstreut, doch gebe ich bei den Damen Kruse und Rommel nach wie vor Unterricht. — Mit dem Sohne Sempers habe ich die schweren Tage der Kriegsnachrichten verlebt. Seit seiner Abreise sind Dr. Leube[1] aus Tübingen und jener Bildhauer Knoll mein häufigster Verkehr. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Bertha mich bald hier besucht. Von Bülow und Wagner höre ich nichts, dagegen hab' ich engeren Anschluß an die Ritters in Würzburg gefunden. — — Liebster, schreibe umgehend

Deinem ewig getreuen Cornelius.

[1] Wilhelm L., später Professor und Kliniker in Würzburg.

519. An ſeine Mutter.

[München, Auguſt 1866.]

Mein Mütterchen! Weil die Bertha hier iſt, ſo iſt mir die Zeit ein wenig knapp zum Schreiben, deswegen haben wir Dir heute früh telegraphiert, und ich hoffe, das Ungewohnte des Telegraphierens hat Dich nicht erſchreckt und Du haſt unſer Gedichtchen freundlich aufgenommen. Ich möchte ſtundenlang ſitzen und mich in die alte Zeit verſetzen, wie wir immer an dieſem Tag nach Clarental gingen, und wie Du manchmal faſt unwohl wurdeſt, weil Du dann erſt den ganzen Spaziergang nüchtern in der Frühe machen mußteſt, ehe Du Deinen Kaffee bekamſt! Da finde ich ganz mich drin wieder, ich muß auch bald nach dem Aufſtehen frühſtücken, ſonſt iſt mir nicht wohl; dann aber kann ich's lang aushalten, wenn es auch ſpät zu Mittageſſen gibt, ſo wie Du es mußteſt, wenn Du die langen Proben morgens hatteſt und mit dem Vater oft erſt um 2 Uhr zum Eſſen kamſt. Einmal, weiß ich noch, ſangen zu Deinem Geburtstag auch Suſanne und Auguſte etwas, das ich gedichtet und komponiert hatte, mit meiner Begleitung am alten Klavierchen; es muß das im Jahre 1842 geweſen ſein, wo ich mir dies wohl ſchon auf der Quint bei der Eliſe ausgedacht hatte. Dir war dann immer leicht etwas geſungen, denn Du warſt ein dankbares Publikum und machteſt glänzende Augen zu allem und warſt gerührt, daß es geſchehen war, Dir eine Freude zu machen. So war es auch bei dem lieben Vater! Weißt Du noch, wie er immer die lange rote Kapſel aufhob, worin das Lied von Cosmaly ſteckte, welches wir Kinder ihm einmal zum Geburtstag ſangen! Das muß wohl noch die Eliſe irgendwo aufgehoben halten, oder wo mag es hingekommen ſein? —

Geſtern abend, ich hatte tagsüber ſchon an die Eliſe geſchrieben und wollte Dir dann etwas dichten, aber ich zerriß es wieder, da ſtellte ich mir, als ich mich ſchlafen legte, einen ganzen Traum vor, den Deine Mutter vor ſo viel Jahren an dieſem Tag gehabt habe, ehe ſie Dich auf die Welt brachte, wie ſie böſe war über Deinen treuloſen Vater Schwadtke, aber wie ſie nachher im Traume den guten Stiefvater Schirmer ſah, den ſie heiraten würde, und

wie sie dann alle diese Geschichten von Dir und uns allen schon prophetisch im Traum sieht, wie Du nach England gehst und mit dem Albert und Fritz vor der Königin spielst, wie Du in Amsterdam den Vater heiratest und alle Deine mannigfachen Schicksale, und die von uns Kindern und von Deinen Enkeln, und wie sie das tröstet.

Denk' Dir, ich lernte hier den alten Baron Elsholtz[1] kennen, einen Lustspieldichter, der auch ein Freund von Carls Schwiegervater, Simrock, ist und als Husar die Kriege im Jahre 1813 mitgemacht hat, aber nicht sehr gefährlich verwundet wurde, der kannte unsern Großvater Schwadtke noch und sagte, welch ein vortrefflicher Schauspieler er gewesen sei. — Ich träume so manchmal von Dir, liebes Mütterchen! Die Hoffnung sagt mir immer, ich würde Dich dieses Jahr noch sehen! Gewiß, Du wirst mich noch verbunden sehen mit meiner Bertha und uns segnen. Sie ist ganz so klein und brav und lieb, wie ihre kleine Mutter und wie Du, mein Mütterchen, sie hat mich über alles lieb; habe ich spät ein solches Glück gefunden, so ist es auch um so größer und findet auch einen dankbaren Menschen in mir. Ja Mütterchen, da bin ich versorgt mit Liebe, solange die die Augen offen hat, schlägt mir ein teures, liebevolles Herz auf der Welt. Wenn wir erst glücklich verheiratet sind, dann werden wir auch fleißiger an alle schreiben, wir sind jetzt in der Brautschaft etwas zu sehr mit uns selbst beschäftigt, ich vernachlässige Dich, meine gute Elise, meine Susanne, es ist nicht recht; dann aber soll alle Zeit für die Freunde und Lieben verwandt werden, die wir jetzt brauchen, um uns zu trösten, daß wir immer noch einander fern leben müssen. — Liebes Mütterchen, man weiß nicht, wie mit Wagner alles werden wird; er scheint gar nicht mehr hierher kommen zu wollen, denn er gibt sein hiesiges Haus vom 1. September an auf.

Liebes Mütterchen, ich beginne jetzt an einer dritten Oper zu arbeiten, und während ich die Dichtung dazu ausführe, schreibe ich meinen Cid in veränderter Bearbeitung mit chemischer Tinte so auf, daß man ihn abdrucken und an die Bühnen versenden kann.

[1] Franz von E., lebte 1791—1872.

Ich schreibe Dir jetzt bald wieder, wenn ich durch Wagner oder auf sonst einem Wege die Gewißheit erlangt habe, ob ich auf den hiesigen Verhältnissen meine Heirat wagen darf. Dann komme ich mit meiner Bertha zu Dir und wir küssen Dich so oft wie wir heute nur Dich grüßen können. Mein geliebtes Mütterchen, unsre Sterne mögen uns freundlich sein!

Ewig Dein Peter!

520. An seine Braut.

München, 11. September 1866.

Liebchen! Wieder einem der hiesigen Leute gegenüber ist das Eis gebrochen. Es ist Melchior Meyr. Ich komme ganz aufatmend aus einem langen Zwiegespräch mit ihm. Ich hatte mit Riegel und ihm in der Weinhalle zu Mittag gegessen. Dann gingen wir in die Vier Jahreszeiten Kaffee trinken, vorher noch in eine Konditorei Zwetschgenkuchen essen. Dort nahm Riegel Abschied, ich versprach ihm noch um $^1/_2 6$ Uhr an die Eisenbahn zu kommen, hielt aber nicht Wort, da sich mein Zusammensein mit Meyr darüber hinaus erstreckte. Nun mög' er hinfahren, der edle Bruder Berliner. Ich habe die vier Tage seines Hierseins manche Stunde ihm gewidmet. Er kann nicht über mich klagen. Gestern schrieb ich denn endlich an Cornelius und einen italienischen Brief an Teresa, welche Riegel mitnahm. So ist doch wieder einige direkte Verbindung nach dorthin angebahnt — insofern sie durch meine Schreibverstocktheit unterbrochen war. Gestern sah ich mit Riegel die Odyssee-Bilder von Schwanthaler an. Nun damit hat's wenig auf sich; wer sie nicht sieht, kann ganz gewiß auch selig werden. — Gestern Abend war ich noch mit Riegel an der Bavaria. Da hing er aber den Berliner heraus! Schimpfte über alles! Über die Ruhmeshalle, über die Propyläen, über's Maximilianeum, über den bayrischen Gott und die bayrische Welt, daß mir's bis obenhin stand. Dann ging's zu Carl, der ihm zu Ehren Döllinger eingeladen hatte. So viel von Riegel! —

Also ich blieb mit Meyr zusammen. Plötzlich sagte er im Spazierengehen, einen Zettel anschauend: geh'n wir doch die Affen

anſchauen. Aus dieſen Affen entſpann ſich dann ein Geſpräch über Gott und Welt, Philoſophie und Religion, zuletzt über Dich und mich, Gunlöd, Wagner und den König. Da ſprach mir der Mann wirklich ſo recht herzlich und vernünftig zu, daß ich doch zu Wagner gehen ſolle und daß es mir ja gar nicht fehlen könne, die Sache durch ihn in Ordnung zu bringen. Auch will er die Gunlöd leſen, von der ich ihm erzählte. Die ganze treuherzige und tief menſchliche Art, in welcher der Mann das alles erörterte, gab mir ſo eine Zuverſicht, daß ich eine gute Ahnung habe, es werde alles bald in beſte Ordnung kommen! — Jetzt wird es Zwielicht, ich gehe zu Bülows, da wird nun wieder der nötige Stickſtoff zum Sauerſtoff kommen. Es tut aber nichts, das Gute ſiegt doch, und unſer Stern wird leuchten, ich werde Dich bräutlich umfahn und Du wirſt bald

mein ſehr liebes Frauchen ſein.

521. An ſeine Braut.

[München, 16. September 1866.]

Meine Braut, teuerſte Freundin! Es bangt mir nach einem Briefe von Dir, ich habe eine Sehnſucht danach, Deine Hand zu drücken, zu küſſen, Dich an mich zu ziehen! Ganz unerwartet wurde ich heute von einer Todesnachricht betroffen. Die gute Marie Müller in Wien! Ich ſchrieb Dir gerade neulich, daß ich endlich ihren Brief beantwortet; dieſer Brief traf ſie ſchon nicht mehr unter den Lebenden! Ich hatte ſie ſeit Ende Juni, wo ſie mir den Tod ihrer Mutter anzeigte, auf Antwort warten laſſen. Wie ſchwer fiel mir das jetzt auf's Herz! Aber an welchen Zufälligkeiten hängt auch oft alles — ich ging damals hier herum, war's im Juli oder Auguſt, und wollte für Schilly Taler kaufen — dachte aber doch bei mir — ich ſchick' lieber der Marie ein 30 oder 40 Gulden — da bekam ich keine Taler — und ich ließ es wieder ſo dabei bewenden — jetzt ſtirbt mir die Arme ſo weg, ſo ganz unerwartet. Ach, es war mir ein betrübter Mittag, ich fand ein paar heiße Tränen für ſie — es waren viel zuwenig — ſie

war ein liebevolles zartes Gemüt — nichts als Fleiß, Tugend, Güte, Aufopferung, und ich dachte immer: die seh' ich noch einmal wieder, und es schwebte mir als eine Genugtuung vor, einmal etwas für sie tun zu können. Ach, das hat sie mir erspart! — Wie mich da Reue befiel — wie es mich mahnte, Liebeskraft zu beweisen für die, die mich lieb haben, wie mir da die Namen Hestermann, Susanne einfielen! — Mit wie manchen ist man schon so auseinandergegangen und hat sie dann nicht wieder gesehen — wie die beiden Brüggemanns. — Ich hatte gerade morgens meine drei Kreuze gemacht, um eine Arbeit anzufangen, ich wollte nämlich — was soll ich Dir ein Geheimnis daraus machen — ehe ich den Text der Gunlöd begänne, ein Lustspiel schreiben, um es der Auguste zu überweisen — der ich ja doch kein Geld geben kann. Ich hatte mir folgende Geschichte ausgedacht, die eine sehr komische Situation enthält, deren Ausführung mir auch im Blut liegt. Ein junger Mann (Arzt, Gutsbesitzer oder Militär) weiß nicht anders in das Haus der Geliebten einzudringen, als indem er sich für einen berühmten Musiker ausgibt, da man dort im Hause nur Musik treibt. Er wird demnach auch sehr gut aufgenommen, gerät aber mit jeder Szene tiefer in Verlegenheit, da er nicht eine Note kennt, kaum eine Taste richtig anschlagen kann. Er erschöpft sich in Vorwänden, Ausflüchten, weiß aber unterdessen Eindruck auf die Geliebte zu machen — bis er endlich, als sich unter steigender Verlegenheit des Helden die Musikgesellschaft versammelt, um eine von ihm gedichtete und komponierte Ode aufzuführen — durch blinden Feuerlärm erlöst wird, den er durch seinen Bedienten auf der Straße anzetteln läßt. Nach dem Tumult, der nun entsteht, bleibt er mit der Geliebten allein, bekennt zu ihren Füßen seine Liebe und seine Lüge — und der zurückkehrende Vater verzeiht, da während dem Stück nach andrer Seite Gelegenheit geboten war, demselben einen lebenswichtigen Dienst zu erweisen (den ich noch nicht ausgegrübelt). Was sagst Du zu dieser Geschichte? Sie hat Ähnlichkeit mit gewissen Träumen, die einen quälen, die aber, von einem andern mit Humor erlebt und bekämpft, uns erheitern können. — Aber mitten in diese Pläne, und ich hatte — seit jenem Spaziergang in Nymphenburg — noch über andres gegrübelt — kommt mir diese sehr

betrübende Todesnachricht. Ich konnte nichts als meine Suppe zu Mittag eſſen, und nahm mir, wie immer, wenn mich eine tiefere Erregung trifft, vor, das Rauchen zu opfern. Aber jetzt, nach Tiſch, dampft ſchon längſt wieder das kleine Pfeifchen! Ach, wir Menſchen, und beſonders — wir Peters! Ich trug die Marie ins rote Buch ein, ſamt ihrer Mutter. Das ſind nun ſchon mit Minna Schön-eich drei Menſchen, die ich lieb hatte, ſeit ich Wien verlaſſen! — Nun tritt mir von dort aus die Forderung nahe, 100 Gulden hinzuſenden, da dem armen alten Mann bereits die Möbel verpfändet ſind, und es geht nicht anders, ich muß es zuweg bringen. Ich habe ſchon mit Frau Ziegler geſprochen, ich werde ihr dieſen Monat ſchuldig bleiben und werde Müller meinen ganzen Monatsgehalt ſchicken, wozu Du mir wohl das übrige wirſt ergänzen können? Aber damit ſchwindet die Möglichkeit, Wagner im Oktober zu beſuchen. Schreibt er mir aber, daß ich es ſoll, ſo kann ich immer die Uhr verſetzen, für einen ſo hochwichtigen Lebenszweck wär' es erlaubt. — Herzchen, ich habe keine Anleihe gemacht, obwohl es mir ſchwer fällt, das letzte Drittel Monat ſo ganz ohne Geld zuzubringen. Ich habe einigemal zu Hauſe zu Nacht gegeſſen, zweimal bei Kruſes, einmal bei Carl und bin mit Tabak und Deinen Zigarren noch reichlich verſehen. — —

Auf dem Weg zu Carl begegnete ich der Strohwitwe Frau von Bülow. Sie war freundlich, erzählte mir, daß ſie meinen Plan an den König geſchickt habe, daß ſie Dienstag, alſo heute, zu ihrem Mann nach Baſel reiſen werde. — — Ich bat ſie, doch Wagner zu ſagen, er möge mich bald einmal wiſſen laſſen, wann ich ihn beſuchen könne. Ich brachte ſie bis ans Haus der Frau von Schnorr, wozu ſie meinen Arm in Anſpruch nahm. Sie ſagte mir, ſie würde mich in dieſen Tagen mit Frau von Schnorr und dem Fürſten Thurn und Taxis zu ſich gebeten haben — nun käme die Reiſe dazwiſchen — doch, nach der Reiſe! — Am ſelben Morgen hatt' ich zuerſt Knolls Brunnen geſehen, er ſtand ſehr ſtattlich, ſchmuck und glänzend im Sonnenſchein dieſes wundervollen Herbſttages da, von Menſchen umdrängt, denen allen er lebhaft zu gefallen ſchien. Vier Delphine und zwei Löwenköpfe werfen die ſechs ſtärkſten Strahlen aus; von den vier Buben mit Eimern und Fiſchen

kommen acht andre, die sich sinnig durchkreuzen; aus den beiden Becken über den gebändigten Furien der Pest und des Krieges gehen jedesmal zwölf dünnere Wasserstrahlen senkrecht herunter. Es sieht sehr lustig und schmuck aus; ein berechtigter gesunder Realismus liegt dem Werk zugrunde — doch fehlt eins für ein monumentales Werk: irgendein tieferer Zug, ein inniger Zusammenhang. Doch bei so gelungnem Vorhandnen muß man nicht mäkelnd nach Abwesendem fragen. Es steht fertig und tüchtig da und macht unserm Freund alle Ehre, dessen Palm morgen enthüllt wird.[1] Auch hier bleibt mir wieder ein Gedicht vermutlich in der Feder stecken, zu dem ich mich längst, schon als Gegengabe für seinen Cornelius,[2] innerlich gemahnt fühle. Aber teuerste Frau, zu dem allem fehlt das Beste, Du, jeden Tag empfinde ich das schmerzlicher. Aus einer Stunde Plaudern mit Dir zum Frühstück würde die unmittelbarste Anregung zu allem hervorgehen, unter Deinem Blick alles wie unter einer Sonne gedeihen. Es ist dem Mann nicht gut, daß er allein sei. — „Geld!" rief ich heut' morgen, „Geld!" — „ein Freund!" — und „die Frau!" — himmlische Frau, wo, wo bleibt Dein Briefchen? Das vorige duftete so durch und durch nach Reseda! Gewiß bist Du unterdes nach Mainz gegangen, und ich fürchte, auch dieser Brief wird Dir nachgeschickt werden müssen und deshalb unstatthaft lange unterwegs bleiben. — Ich lese Laubes Waldstein:[3] äußerst sauber gearbeitet, mit großem Geschick, großem Fleiß, feiner Sachkenntnis — nur das eine fehlt: eine wirkliche Dichtung, der letzte innerste Glauben an die Wahrheit dieser Figuren. Doch ist unverkennbar, daß unsre Literatur nach dieser Seite erfolgreiche Anstrengungen macht. — Heut' abend kommt Dein Brief, o meine Frau; wenn Du diesen erhältst, schreib mir gleich wieder. Hab' mich lieb, o mein Gott, liebste, liebste Frau, man schreibt und schreibt und läßt doch alles ungesagt! Sei mein! sei

Deinem Hundelchen.

[1] Dieses Denkmal des unter Napoleon I. erschossenen Buchhändlers Palm wurde in Braunau auf Befehl Königs Ludwig I. errichtet.

[2] Eine Statuette des Malers P. v. C.

[3] Zweiter Teil des neunbändigen Romans „Der deutsche Krieg" von Heinrich Laube 1806—84.

522. An ſeine Mutter.

[Zum 3. Oktober 1866.]

Die lieben Sterne und's Mütterlein.
Dir, liebe Mutter, zum Gruß von Deinem Peter.

Die lieben Sterne, Mütterlein,
Stets liebteſt Du ſie ſehr,
Und ſchauteſt immer gern hinein
Ins goldne Himmelsheer.
Da Dich als Kind die Mutter trug
Auf ihren Armen traut,
Hat ſchon Dein Auge fromm und klug
Die Sterne angeſchaut.

Und wardſt Du groß und wuchſeſt auf
Gelehrig und geſchickt,
Haſt immer lieber Du hinauf
Ins goldne Licht geblickt;
Es war als ob dazu Dich trieb
Ein Glauben in der Bruſt:
„Es haben Dich die Sterne lieb,
Blick' auf in Leid und Luſt!"

Und haſt um ihren goldnen Rat
Du ſie nicht oft gefragt,
Wenn in Gedanken, Wort und Tat
Du ſchwankend wohl gezagt?
Und ſtets ihr Strahl ſo licht und rein
Das Beſte vor Dir ſchrieb;
Gewiß! die Sterne, Mütterlein,
Sie hatten auch Dich lieb!

Die lieben Sterne, Mütterlein,
Du nahmſt ſie Dir zur Lehr';
Du ſprachſt: „Wie glänzt doch dort ein Schein
Vor allen hoch und hehr!

Folg' ich der treuen Liebe Stern,
So voller Glanz und Glut?" —
Die Sterne hatten Dich ſo gern;
Sie rieten Dir ſo gut!

Es hatten Dich die Sterne gern,
Du nahmſt Dir ſie zur Lehr;
Das Himmelsbild, der Siebenſtern,
Wie blickt es leuchtend her!
Und jeder Stern ſo klar und blank!
Wie leuchtet das Dir ein!
Nun wiſſen's ſieben Seelen Dank
Dem lieben Mütterlein.

Die lieben Sterne, Mütterlein,
Wie ſind ſie auch Dein Troſt!
Sie blickten hell und milde drein,
Wenn unten Sturm getoſt;
Und ob Dein Herz auch viel verlor,
Das Liebſte ſcheiden ſah,
Wenn Du zum Himmel ſchauſt empor,
Die Sterne ſind noch da!

Ich aber habe ganz den Hang
Geerbt aus Deiner Bruſt,
Nach Sternenglanz und Liederklang,
In Erden-Leid und -Luſt;
Und leb' ich nun auch lang Dir fern,
Ich ruf' Dir's ſingend zu:
Ich hab' ja auch die Sterne gern,
Ganz, Mütterchen, wie Du!

Es lebt in mir ein Glaube ſtill,
Den nichts mir rauben kann:
Wenn mich die Mutter grüßen will,
Schaut ſie die Sterne an.

Und ſo geſchwind gehn Briefe nicht,
So eilt kein Telegraph,
Wie ſo ein Gruß ins Sternenlicht
Spät abends vor dem Schlaf!

Die lieben Sterne, Mütterlein,
Sind unſrer Seelen Band,
Ob Wiederſehn und Fröhlichſein
Auch ſteh' in Gotteshand.
So lang ich leb' in Luſt und Weh,
Du lebſt im Herzen mir,
Und wenn ich in die Sterne ſeh',
Sie grüßen mich von Dir!

523. An ſeine Braut.

München, Sonntag, 8. Oktober 1866.

Frauelchen, Mutſchelchen, Seelchen, Herzelchen! Ich begegnete heut' mittag Frau v. Schnorr; dieſe ſagte mir im Auftrag der Frau von Bülow, daß der König meinen Plan geleſen und er ihm ſehr gefallen habe, daß er mich ſehr ermuntre, bald an die Arbeit zu gehen. Frau v. Schnorr hatte die betreffende Stelle des Briefes ſelbſt geleſen. Das wäre nun alles ganz gut, aber Herzchen, was haben wir davon? Es bringt unſre Sache nicht um den leiſeſten Ruck weiter. Es bliebe eben doch nichts andres übrig, als zu Wagner zu reiſen. Aber wird der mir nicht am Ende ſagen: Wo hab' ich mein Schriftliches? wo hab' ich mein Dokument? Es wird keins da ſein. Auch hab' ich ein geheimes Grauen, an die Sache zu rühren, ſie zu erörtern. Außerdem gehört zur Reiſe nach der Schweiz zweierlei: ein Zuruf von Wagner und Geld. — — — Wie ſollſt Du den langen Winter abermals die Trennung verleben! Soll es wieder bis zum März dauern und dann vielleicht auch noch bis zum Mai und Juni. Ach könnte doch Deine Mutter nur ein wenig von meinem Leichtſinn teilhaftig werden, und könnten wir uns doch in aller Stille verbinden, es wäre ein wahrer Segen! Nichts gedeiht in dieſem interimiſtiſchen

Zuſtand, und dann auch, wenn ich mich jetzt ganz in die Arbeit an der Gunlöd vertiefe, verliere ich die Elaſtizität und Betriebſamkeit zu den Lebensangelegenheiten — während, wenn Du bei mir wärſt, Du ſo vieles übernehmen könnteſt, meinen Sekretär machen und mich durch ein Wort weiterbringen als durch drei Briefe. — — — Melchior Meyr hatte geſtern die Skizze zur Gunlöd geleſen; es gefiel ihm und er riet mir, dieſen Stoff beizubehalten. Dann ſind alſo ſchon fünf Zuſtimmende! Verzeih', ich habe Dich vergeſſen und Du warſt doch die erſte! Alſo braucht es Carl nicht mehr, um das halbe Dutzend voll zu machen. Drei Buben und drei Mädchen! Ein Muſiker, ein König und ein Dichter! Eine Sängerin, ein Schöngeiſt und eine Braut! Es leben die Preisrichter!

Am Samstag geriet ich in Albert Zimmermanns Atelier, wo ich vorher ſchon zweimal vergeblich geweſen war. Er hat zwei geniale Bilder daſtehen, Fauſt und Mephiſto auf dem Blocksberg und eine Findung Moſis. Zimmermann bildet eine Trias mit dem verſtorbnen Schirmer und mit Preller in Weimar. Alle drei ſind eigentlich von Haus aus Landſchaftsmaler, kommen aber auf das Feld der Hiſtorienmalerei, indem ſie die Staffage auf die Bedeutung des Hiſtorienbildes emporheben. Es iſt ein ähnliches wie die moderne Oper Wagners. In der alten Oper hat das Orcheſter nur begleitende Stelle, wie das Landſchaftliche (Stimmungshintergrund) bei den alten Malern. Bei Wagner wird das Orcheſter faſt zur Hauptſache: dramatiſche Sinfonie. So bei dieſen Landſchaftern. Die und die Perſonen gerade in die und die Landſchaft hingeſetzt, das gibt ihren Bildern den Reiz. In Zimmermann iſt ein Ringen, er hat große Technik und Gedankentiefe, aber er erreicht noch nicht ſeine volle Deckung von Inhalt und Form. Mehr iſt dies in der Findung Moſis der Fall. Höchſt gelungen iſt ein kleiner Bach im Vordergrund mit Seelilien, dann hinter der Staffagen-Mittelgruppe eine wonnige Baumgruppe, der Mittelpunkt der Landſchaft, Sykomoren und Palmen, ſo recht vollgeſogen von Licht; dazu Iſistempel und Pyramiden. Das Bild macht den Eindruck einer klaſſiſchen Schönheit, beſonders neben dem romantiſchen, bunten, ſtürmiſchen Fauſtbild. —

Den Faust malt er für Schack, und diesen sah ich diesmal unter sehr günstigen Umständen wieder. Ich unterbrach seine Betrachtung des Bildes nicht, da er mich aber schließlich sehr auffallend und freundlich fixierte, so stellte ich mich ihm vor und ließ im Gespräch das Lob des alten Cornelius wegen Genelli[1] einfließen, was ihm sichtbar freundlichen Eindruck machte. Er sagte mir, daß er gerade von Weimar komme, Genelli gesehen habe, der auch mehrmals meiner Erwähnung getan. Er habe sich gefreut, zu finden, daß der Großherzog auch persönlich entschiedene Neigung zu Genelli habe. — Frauchen, ich schreibe Dir bald wieder. Heute hörte ich durch meinen Barbier, daß Franz Mrazek wieder da ist. Da wirds ja allerlei Neues von Wagner geben! — — —

524. An seine Braut.

München, 18. Oktober 1866.

Lieb Fraulchen!

— — — Ritter wiederholt dringend die Einladung nach Würzburg — bietet mir ein völlig abgelegenes Zimmer zu meinem Gebrauch, das Wetter ist jetzt noch so lockend, da war wahrlich den ganzen Tag ein großer Kampf in mir und dauert jetzt noch fort. — — — Die Reise brächte den rechten Ruck, die Luftveränderung, die bei mir, scheint's, immer nötig ist (Weimar: Bernhardshütte, Mainz, Johannisgrund; Wien: Genf, Salzburg, München). Außerdem fände ich bei Ritters die gewisse anregende Frühstücksstimmung durch Gespräche über künstlerische Dinge. Ich habe Ritter versprochen, ihm an seinem Text zu helfen. Die beiden würden mich sehr verhätscheln. — Bülow hat sich für den ganzen Winter in Basel auf Konzerte engagiert. Wagner hat sein Logis in Luzern auf weitre sechs Jahre gemietet. Er scheint nichts von mir wissen zu wollen; die Bülows lassen mich sogar grüßen, nur er nicht. — — — Nur mit wirklichen Künstlern kann ich zu tun haben, und das wird sich nur in einem künstlerischen Kreis finden, wie er

[1] d. h. wegen der Förderung Genellis durch den Grafen Schack.

sich voriges Jahr um Bülow gruppierte. Ohne ihn stehe ich aber künstlerisch hier völlig vereinsamt, während ich in Würzburg ein Stück Weimar fände: die Ritters, Ratzenberger, Caspary. — —

Ja! wahrhaftig, während ich Dir so darüber schreibe, kommt mir der heilige Geist! Ich tu's, ich reise übermorgen hin! Da treffen wir uns vielleicht in Aschaffenburg, was meinst Du?

Ja, ja, ich tu's — dann leb' ich nachher der Gunlöd! Und die Vollendung des Textes fördert mich und auch unser Glück mehr als alles andre! Ich fände hier vielleicht kaum Stunden und käme vielleicht nicht einmal an's Dichten! Kindchen, ich versetz' meine Uhr auf ein Jahr — zur Hochzeit wird mir der König schon ein bißchen Aussteuer geben, da löj' ich sie wieder ein. Und Du gibst mir ja immer Taschengeld!

Lieb Berthachen! Vielleicht sehen wir uns dann bald!

Sei mein! Dein Peter.

525. An Alexander Ritter.

München, 19. Oktober 1866.

Da gilt kein langes auf die Bank schieben, liebster Freund, nach Deinem so liebevollen Brief! Ich kann mich in diesem Augenblick zu schwer losreißen. Gestern versetzte mich Dein Brief in große Aufregung — ich nahm die Bachschen Sonaten, fand in jedem Satz noch so gewisse muckrige Stellen, übte dran, freute mich aber doch, das Ganze ziemlich klar in der Gewalt zu haben. Noch zweifelhaft, fing ich an, meiner Braut abends zu schreiben, über dem Brief aber kam die Gewißheit über mich, daß ich Samstag zu Dir gehen würde. Dann aber tönte abends die ernste Stimme brüderlichen Rates, welche mir wieder das Hierbleiben liebevoll oktroyierte. Ich hatte tagsüber in Gedanken einen launigen Brief geschrieben, in welchem ich Dir die „Für und Wider" meines Kampfes entwickeln wollte; ich kann heute nur einiges nachholen. Mein Leben ist jetzt durch meine Brautschaft bedingt. Ich fürchte schon eine Gardinenpredigt von meiner Bertha zur Antwort auf meinen gestern so frisch gefaßten Entschluß.

Aber was sie mir sagen kann, wird richtig sein. Es gilt einmal, das hiesige Leben am Kragen zu packen wie einen Feind, es keinen Augenblick aus den Augen zu lassen. Ich muß mir neben meinen 1000 Gulden und den 400 Gulden meiner Frau, doch noch meine 400—500 Gulden durchschnittlich hinzuverdienen, wenn ich ein Haus gründen will. Das kann ich nur auf dem Wege des Stundengebens, und ich habe gerade jetzt erst einige Verbindungen angeknüpft, durch die eben in der Zeit, wo die Winterpläne gemacht werden, mir einiges der Art zukommen kann, dazu muß ich aber da sein. Das wäre ein „Wider". Sodann bin ich mit Geldverhältnissen ewig im Rückstand. Meine 1000 Gulden sind nur darin ein Segen, daß sie mich eben einmal gewöhnen eine feste Einnahme etwa zu überblicken, mich das Maß zu lehren, was in einem zufälligen unregelmäßigen Leben mir nie an die Hand gegeben war. Doch sickert mir hier noch alles durch die Hand; eh' nicht einmal meine Frau da ist und mit festem Zügel alles hält, ist bei mir an Sparen, Zurücklegen, Notpfennig, Reisegeld für den Sommer — nicht zu denken. Ich bin meinen Wiener Hausleuten noch 80 Gulden schuldig, nachdem ich vorigen Monat meinem alten Müller, dessen einzige Tochter und treue Stütze, Marie, bald nach ihrer Mutter gestorben war, meinen ganzen Gehalt mit 80 Gulden schickte. Ein dortiger Schneider wartet auch noch mit 50 Gulden. Hier hab' ich mir manche Musikalien und Bücher endlich einmal ein bißchen sauber binden lassen — da wird mir plötzlich auch einmal eine Rechnung von ein halbhundert Gulden ins Haus schneien eh' ich mich's versehe. Der Cid in Weimar hat mich viel gekostet. Ich lieh bei meinem Schwager Schilly 100 Taler, von denen er noch keinen wieder hat, bin dem dortigen Adlerwirt Huber, meinem Freund, noch meine Rechnung schuldig und obendrein Walbrül 20 Taler. Ja der Teufel, das sitzt mir alles auf dem Nacken! Um so schöner wär's, sich aus dem allem einmal loszureißen — es ist wieder ein Sirenenwetter heute. Ein andres „Für" wäre meine Gunlöd! Ich habe noch kein Wort von der Dichtung auf dem Papier stehen, und es bedürfte des Rucks, der in einer solchen Fahrt zu solchen — Frühstücksstunden läge, um mich aus der Prosa in die Poesie zu schleudern! Ach und die

manchen andern Dinge, denen ich hier gern aus dem Wege ginge — wie den Vorlesungen von Nohl über Haydn, Mozart und Beethoven und vielem andern und schließlich — mir selber! — Damit Du nichts mißverstehst, mußt Du nicht etwa denken, als hätte mir mein Bruder einen vierzehntägigen Besuch bei Dir ausreden wollen! Nur, wie es bei mir so geht, ein solches Losreißen — von hier und dann wieder von dort muß für mich eine längere Spanne umfassen, um dem Gemüt behaglich, faßlich zu werden; ich richtete mich in meinen Plänen deshalb gleich auf eine Frist von einigen Monaten.

Es wird schon nicht anders, mein Zimmer muß alsbald nach meiner Hochzeit für Bertha und mich hergerichtet werden! Ich glaube, es würde mir auch bei Euch zu junggesellen — wohl sein, ich darf eben jetzt nur das eine im Auge haben! Von dieser Seite hat's mit der Poesie und Freizügigkeit ein Ende — doch kehrt das wieder, wenn einmal Bertha meine Frau ist. Da sie sich jetzt jeden Tag mehr danach sehnt, so liegt für sie eine tiefe Kränkung darin, wenn ich mir irgendwo ohne sie ein tief künstlerisches und menschliches Wohlbehagen gefallen lasse, und dabei, was sie betrifft, Gott einen guten Mann sein lasse. —

Heißt es also für den Moment auf persönlichen Verkehr verzichten, so laß uns brieflich vorderhand um so inniger und mehr zusammen leben! Sieh einmal wie Du's einrichtest, ob Du mir vielleicht brieflich Szenen oder Akte der Rosamunde mitteilst, ich würde dann mich gleich über solche Stellen hermachen, denen ich eine bessere, prägnantere Fassung würde geben können. Laß uns alle vierzehn Tage einen Brief wechseln und die poetischen Angelegenheiten in diesen Fristen so gut es geht, schrittweise, fördern. Es tat mir wohl, gestern Deine nun schon so bekannte Hand auf der Adresse zu sehen, ich brauche nicht zu versichern, daß ich täglich Eurer gedacht habe und denke.

Michalovich hat seit einigen Wochen endlich seine „Signe" von Stern. Deshalb wird er jetzt schweigen, er wird in diesen unvergleichlichen Oktobertagen die besten Gedanken zu seinem Werk sammeln. Wir haben etwa vier Briefe gewechselt. Es freut mich, mit dem edlen, begabten Freund in so wohltuendem Verkehr zu

bleiben. — Bülow dagegen läßt mich kein Wort hören; sie lassen mich durch Frau v. Schnorr grüßen. Wagner dagegen beharrt im Schweigen. Bülow hat für den ganzen Winter bereits Verpflichtungen geknüpft, die sich auf Basel beziehen, bleibt also dort. Wagner hat in Luzern einen sechsjährigen Mietkontrakt abgeschlossen.

O Freund, meine Gunlöd ist sehr schön — mit ihr ist endlich — das schrieb ich Dir schon nach Italien — wieder Sicherheit und Freude in mein Gemüt eingekehrt. Bis jetzt haben sieben geistig erregte Menschen die Skizze gesehen und sie gut geheißen. Ich bin eine Schnecke, es ist wahr! Aber auch der Moment kommt, wo ich mich in Bewegung setze, und selbst die Schnecke kriecht einen hohen Berg hinauf. —

Von meiner Schwester Auguste ist neulich ein kleines Lustspiel in Dresden mit Beifall gegeben worden. Unser König hat ein größeres Stück von ihr, Molière,[1] mit Interesse gelesen — Bodenstedt die Aufführung befürwortet —, es geschieht aber nichts, was der König will. Das ist mir wirklich eine Freude, daß die arme Auguste, deren geistiges Streben zeitlebens immer zurückgedrängt wurde, doch endlich noch sich einen Platz unter den geistig Produzierenden erringt. Sie lebt in Berlin in gedrückten Verhältnissen, hat einige Sachen von der Sand für Hildburghausen reizend aus dem Französischen übersetzt. Dresden hat ihr 15 Taler eingetragen! Nun mir der Cid bekanntlich 85!

Ich habe in letzter Zeit einigemal mit Bodenstedt,[2] mehr mit Melchior Meyr (einer von den sieben!) und am öftesten mit dem Maler Albert Zimmermann aus Sachsen, jetzt in Wien, verkehrt. Er und seine beiden Brüder sind Söhne des Stadtmusikers in Zittau, haben alle drei als Musiker angefangen und sind alle drei mit Erfolg in ihren zwanziger Jahren zur Malerei übergegangen. Sie sind voll Tradition von Weber, Marschner und andern. Albert war Flötist und hat in Zwickau häufig mit Schumann gespielt!! Er malt jetzt hier einen Teil seiner Illustrationen des Faust in fünf großen naturphilosophischen Bildern: Spaziergang; Gretchen vor der Madonna; Brocken, Galgen usw. usw.; hier eben den

[1] Erschien unter dem Titel „König und Dichter" bei Reclam.

[2] Friedrich B. bek. Dichter 1822—92.

„Brocken", daneben steht eine höchst innige Landschaft mit einer Findung Mosis. Den stell' ich hoch, weil er Entdeckungsreisen an den Grenzen der Künste macht, mit einem Fuß in einer neuen Zeit steht. — Alter, süßer Freund, ich küsse Dich herzlich, sowie Fränzchen und die Kinder! Alles in Gottes Hand, auch unser Wiedersehen.

Von ganzem Herzen
Dein Peter.

526. An seine Braut.

[München, 28. Oktober 1866.]

Teure liebe Frau!

Der Besuch der beiden H. ist überstanden, der Anfang zur Gunlöd ist gemacht. Würzburg ist überwunden, der hiesige Winterkreis festgestellt. — Ich darf nicht ungerecht sein gegen die H., sie meinten es gut mit mir. Die Gunlöd, die ich ihnen vorlas, nahmen sie anfangs mit peinlichem Stillschweigen auf, dann kamen wir in ein eifriges Reden darüber. E. H. ist recht gescheit und gerade ihre Opposition ist schuld, daß ich endlich den Anfang gemacht habe. Man muß nur denken: Beide schwärmen für Piloty! — Als Schack uns in der Galerie sehr freundlich empfing und sich dann mit mir in ein längeres Gespräch einließ, während die beiden im zweiten Saal die Bilder besahen, sagte ich zu Schack: Meine Freunde werden sich sehr über Ihren Piloty[1] freuen. Da sagte er in seinem eigentümlichen Mecklenburger Akzent: Ja, das ist für mich immer ein Prüfstein der Besucher meiner Galerie; wenn ihnen das Bild gefällt, dann weiß ich schon wes Geistes Kinder sie sind.[2]

Die drei Tage hab' ich jeden Morgen an der Gunlöd gearbeitet und bin ziemlich guter Dinge damit. Es sind lauter einzelne Situationen aus dem ersten Akt, und sie sollen noch durchaus nicht als das rechte gelten, doch fügt sich alles unwillkürlich in Rhythmen

[1] Gemeint ist „Columbus auf dem Schiffe" von Carl P. (1826—82).
[2] In seinem Buche „Meine Gemäldesammlung" behandelt Schack das Bild aus Rücksicht auf Piloty sehr anerkennend.

während ich schreibe. Doch dient dies hauptsächlich dazu, mir die Szenen zu vertiefen und zu merken, wie es noch an den Motiven fehlt, da heißt es nachher erfinderisch sein und gesunden Menschenverstand aufwenden. Im Laufe dieser Woche kann der Hergang des ersten Aktes schon ziemlichen Zusammenhang bekommen; wenn das ist und ich alle einzelnen Situationen schon versuchsweise in Worte gefaßt habe, dann denk' ich mich einmal ganz meinem Impuls zu überlassen und den ersten Akt einmal, wenn ich in Rage komme, am Klavier ganz durchzudichten. Wir wollen ja das beste hoffen. — — — Ja, bei Frau von Schnorr war ich schon wieder heut' morgen. Nein, weißt Du, ich halte mich gern gut mit ihr, weil wir so die beiden letzten Mohikaner sind, und weil auf diese Art die übrige Clique immer von mir zu hören bekommt! Auch ist sie in der Tat eine ganz liebe Frau. Ich grüßte sie heute sogar von Dir, was sie ganz gut aufnahm. Nein, wie ich Dir sage, ich schließe meine Saison damit ab: Lange, Bodenstedt, Schnorr, Knoll, Carl, Kruses, Gunlöd. Damit ist's genug und zuviel. Doch ist es eine merkliche Änderung in meinem Wesen, die ich unsrer Liebe danke, daß ich auch endlich anfange, freundschaftliche Pflichten höher zu achten und ihnen die nötige Zeit zu widmen. Ich habe oft bitter empfunden, wie einem die Leute wegsterben, wie jüngst die Marie, das schmerzt so, weil es unwiederbringlich ist. Da nimmt man sich vor, dem Kreise, in dem man lebt, etwas zu sein. So nun auch noch der Mittelpunkt fehlt, so wird er dann nachträglich um so wärmer darin empfunden, wenn der Kreis schon gezogen ist und sich nun alle Radien auf ihn beziehen. — — — Herzelchen, ich bin recht heiter und wohl, bin unendlich froh, die Gunlöd begonnen zu haben, ich hoffe guten Fortgang und Vollendung. Jeden Morgen vor Tisch denk' an mich, dann arbeit' ich dran. Wenn ich dann nachmittags nur von 1—3 Uhr ein bißchen musiziere, so kann ich von da ab mit freiem Herzen unter die Menschen gehen! — — Liebchen, Gott sei mit Dir, ich schreib' an Susanne, an Köhler und Rosa.

Ewig Dein Hundelchen!

527. An Heinrich Porges.

München, 2. Nov. 1866,
Auguſtenſtraße 10, parterre.

Herzlichen Dank, lieber Heinrich, für die baldige Nachricht über Dein häusliches Glück! Grüße die brave Minna und laß mich auch fürder öfter von dem Wohlſein der Deinigen wiſſen. Armer Fritz, daß er dieſen Typhus zu überſtehen hatte! Doch es iſt dies die Entwicklungskrankheit zwiſchen Jünglings- und Mannesalter, die glaub' ich faſt jeder durchzumachen hat. Daß Dir nach dem in jeder Hinſicht fatalen Sommer auch der ſchöne Herbſt in Unwohlſein verging, iſt bitter, dafür der Honig der Vaterfreuden. — Durch Dich höre ich das erſte Wort von Standhartners wieder. Ich ſchrieb zuletzt im Juli an die Doktorin und bin ſeitdem ohne Antwort. Was Du mir von Wagners Briefen ſchreibſt, iſt mir intereſſant, da ich nur dürftig durch Frau von Schnorr manchmal von dieſem allem höre. Bülow, den ich bei ſeinem letzten Hierſein noch einigemal ſah und ganz in alter Weiſe mit ihm verkehrte, läßt mich völlig ohne Nachricht. Er ſoll ſich in Baſel auf die Dauer einrichten. Doch das alles ſind nur negative Oszillierungen um den poſitiven Pol München, dennoch fürchte ich, daß auch im glücklichſten Fall nichts Gutes daraus wird. Man ſpricht hier von einem Konſervatorium unter Rheinthaler — wollte ſagen -berger.[1] — (Was Thaler und was Berger, man weiß nicht, was fataler oder was ärger?) Rohl hielt drei Vorleſungen über Haydn, Mozart, Beethoven, denen ich beiwohnte. Haydn war am beſten, er brachte neue Briefe vor, die ſehr amüſant waren, beſonders ein humoriſtiſcher an Frau Dr. G...? ſeine Patronin in Wien. Bei Mozart und Beethoven ergriff der Stoff, ich war beide Male ganz angegriffen nach der Leſeſtunde, aber die Behandlung war flüchtig, ohne Tiefe, es war für unſereinen nichts packend Neues drin. In Mozart, bei Berührung des Gluck-Picciniſtreites bekannte er Farbe für Wagner — wohl um ſich nach allen Seiten zu ſichern —, aber in ſehr haſtiger

[1] Karl Reinthaler, Komponiſt (1822—96). — Joſef Rheinberger, Komponiſt und Theoretiker (1839—1901).

Weiſe. Beethovens Adur-Sinfonie auf den Kongreß von Wien und die Befreiung Deutſchlands zu beziehen, ach, das ſtimmt mich unendlich katzenjämmerlich — als wenn eine Palme im Orient aufgeſchoſſen ſein ſollte, weil in Krähwinkel ein neuer Bürgermeiſter gewählt worden iſt. Mit dem erſten Takt der Adur-Sinfonie liegen alle Treſſenhüte von Geheimräten in dem Orkus einer präadamitiſchen Mythologie begraben. Ach nein, dieſe herausklaubenden Geiſtreicheleien über einen göttlich großen Geiſt ſind fade. Ich mag ſie nicht. Briefe ſoll Nohl ſuchen und herausgeben; da kann ſich nachher doch jeder zur Adur-Sinfonie denken was er mag. Und daß ein transzendentaler Zug in Beethoven erſt ſeit der großen Meſſe auftreten ſoll? Was? Und das Andante im Bdur-Trio, das Andante in der Sturmſonate — ja die Einleitung zum Kanon im Fidelio! Könnte ſie nicht ebenſogut in der großen Meſſe ſtehen? Wenn ſie da ſtünde, wer möchte ſagen, ſie paßt nicht hin? Schreib mir was darüber; ich entbehre Deine ſtets aus dem Herzen der Muſik erwachſende Philoſophie nur zu ſehr.

— Etwas ſpäter. Den Text den Standhartners meinten,[1] iſt längſt kaſſiert; er war fausse couche und Wechſelbalg, Kotzebue und Gounod. (Ich habe den ſchönen Ausdruck: Gounoderie erfunden.)

Und alle ſolche Flunkereien ſeien ewig verflucht; jetzt ſtehe ich wieder auf dem feſten Boden meines naturgemäßen Stoffes, auf der Höhe, von der ich meine Verirrungen durch's Dickicht in der Stoffjagd belächle. Im Zauberhain der Edda, voll friſchen Quellen, bin ich angekommen; hier hab' ich genug für ein ganzes Leben. Ich bin bereits am ſzeniſchen Ausarbeiten meines erſten Aktes. Titel, Stoff, jede Szene ſind urneu und noch nie auf der Bühne geweſen. Es hilft nichts, daß wir ewig „Romeo" oder „Leben ein Traum" wiederkäuen — eine höchſte Poeſie der Deutſchen, die geſungne, muß aus dieſem Stamm erwachſen, wie Wagner zuerſt

[1] „Tiroler Treue."

gezeigt hat. — Mihalovich ist im Besitz des ersten Aktes seiner Signe von Adolph Stern; er kommt Mitte des Monats hierher zurück aus Slavonien, wo er seither bei seiner Mutter lebte.

Ritter und Weißheimer luden mich dringend freundlich nach Würzburg; es hatte so viel Verführerisches, daß ich nur nach heftigen Kämpfen überwand und nun in aller Stille täglich an meinem Text arbeite. — Meine Braut war im August drei Wochen hier. Am 4. August schrieb ich meine Skizze nieder. Meine Braut, beide Bülows, der König, Frau von Schnorr, Knoll, Melchior Meyr haben sie nacheinander gelesen und mir in jeder Hinsicht Mut zur Ausarbeitung gemacht. Wunderbar ist es, nicht wahr? nach meinem Suchen, endlich wieder von einem Gefundenen zu sprechen! Aber ich bin noch sehr im Anfang der Arbeit und kann noch über nichts triumphieren.

Lies die „Bilder im Moose" von Julius Mosen,[1] ein kostbares, erfrischendes Buch! — Ich lese eben Heinse, von Laube herausgegeben,[2] dessen kritisch biographisches Vorwort doch einen recht edlen und sehr fähigen Geist erkennen läßt. — Ich spielte öfter vierhändig mit meiner Helene Kruse; später wieder mit Mihalovich. Wann begrüßen wir Deine Kunst-Elsa?[3] Laß Dich recht aufmuntern, denk' an alles was ich Dir gesagt, Du bist es Dir und der Welt schuldig, Dein reiches Denken greifbar plastisch zu verkörpern. Meinen Segen dazu! und entzückt werde ich sein, es vor Augen zu bekommen. Erzähle Deinem lieben Vater die Geschichte als Nachklang unsrer damaligen Abende, wie ein Jude aus Petersburg reiste und sich dorthin Briefe adressieren ließ, auf welchen von jedem Glied der Familie ein Wort der Adresse geschrieben war! Daran sah er, daß alle gesund und reüssierte dann den Brief! Oder ist Euch auch das schon Meidinger! Dann seid Ihr unheilbar blasiert und ist Euch nicht Neues zu erzählen.

[1] J. M., Dichter (1803—67).

[2] Joh. Jak. Wilh. Heinses 1749—1803 Sämtliche Schriften, ed. v. H. L. Leipzig 1851.

[3] Elsa Porges, geboren 28. Oktober 1866. Lebt als Frau Justizrat Bernstein in München. Literarisch bekannt unter dem Pseudonym Ernst Rosmer.

Grüße Vater und Mutter, mein altes Fritzchen, Stern und Mathilde, sowie Deinen Carl und allen Nachwuchs

von Deinem treuen Freund

Peter.

528. An seine Braut.

München, 8. November 1866.

Engelsfrau! Ich bin jetzt wieder an der Gunlöd — mein Zimmer ist voll seliger, schöner Stille, nun gar in diesen strahlenden Novembertagen liegt die Sonne morgens so schön drin. Ich schreibe Dir heute morgens, statt an meiner Gunlöd zu arbeiten, obwohl das Buch seit 9 Uhr aufgeschlagen vor mir lag und auch schon die drei Kreuze gemacht waren und „Fünfte Szene: Gunlöd und Bölwerk" hingeschrieben war. Aber eben, das muß die schönste Szene werden, die vielleicht im Ganzen ist, und deswegen fürcht' ich mich, wenn auch nur provisorisch, zu bald etwas zu fixieren, und es fallen mir im stillen Denken und über Nacht immer noch bessre Züge und Motivierungen ein, die dann in der guten Stunde Gestalt gewinnen. Auch war ich zerstreut — durch zweierlei. Erstens — durch meine Stimme! Es steht jetzt fest — der Übergang zum Tenor ist gemacht — ich singe täglich, morgens und abends eine Stunde, ich werde mehr und mehr Herr über den hohen Ansatz. Bereits singe ich viele Lieder von Schubert, Schumann, die ich sonst transponieren mußte, in der rechten Tonart, so auch die Samsonarie, die Dein Vater so liebte. Da eröffnet sich mir denn ein unendliches Repertoire von Lieblingsdingen, die ich nun alle singen kann, auch meine eignen Lieder, die erst dann, wenn ich sie einmal mit vollkommner Tonbildung singen kann, recht zur Geltung kommen. Dann liegt besonders für unsre Haushaltung eine unversiegliche Quelle von Glück und Befriedigung offen, heißer Kochbrunnen und Waldquell zum Trinken, Wiesenbach zum Baden, und ich versichre Dich, daß es mir eins von den Motiven ist, die mich noch für das winterlange Warten entschädigen. — —

Zweitens zerstreute mich die plötzliche Idee, von der wohligen Sonne hervorgelockt, mein Atelier in Nymphenburg aufzuschlagen

und zwar ſchon morgens, gleich im Augenblick; ich verſchob es auch nur, weil ich mein Eſſen nicht früh genug abgeſagt hatte, und weil ich Dir endlich dieſe kurze Benachrichtigung ſchreiben wollte. Laſſen wir nun den König ruhig nach Oberfranken reiſen und ſich in politiſchen Dingen auch einmal bewähren und ſich Freunde machen. Neumayr, der mit dem Dezember als Kabinettschef eintritt, der liberale Miniſter, den Wagner damals vorſchlug (vor dem Krieg) an Pfordtens Stelle, macht die Reiſe mit. Je mehr der König durch ſolche Dinge die Gemüter ſich harmoniſch zu ſtimmen wiſſen wird, je mehr gewinnen unſre Ausſichten und Hoffnungen an Beſtand; unterdeſſen erfreue ich mich einer ſegensreichen, durch nichts geſtörten Stille, um das Gedicht der Gunlöd zu vollenden. Das wird der Schlüſſel ſein zu unſerm — Unſterblichkeitsmet, zum ſüßen heiligen Blut Kwaſirs . . . . .! — — —

Von Mihalovich habe ich zwei Briefe, aus Eſſeg und Peſth, er kommt Ende des Monats. Von Leube habe ich eine Viſitenkarte, daß er in Berlin iſt. — Nieſſen iſt nach Cöln wegen Rambours Stelle, mit den reichlichſten Empfehlungen verſehen von Genelli, Preller, Schnorr, Kaulbach — Carrière (M. Akademie) Sighart, Domkapitular und Kunſthiſtoriker. Auch ich gab ihm Briefe an Cornelius und Riegel, da er anfangs Berlin zu berühren gedachte, ſowie nach Cöln an Dr. Firmenich. Wir trafen uns geſtern noch bei Schack, der ſeitdem immer ſehr freundlich gegen mich iſt. Bei Bodenſtedts war ich ſeit jenem erſten Abend nicht. Frau v. Schnorr will ich morgen beſuchen; Knoll hab' ich öfter beſucht und ihm Deinen Gruß ausgerichtet. — Von Genelli war ein neues Bild bei Schack angekommen, der Theatervorhang: oben die Tugenden: Weisheit, Kraft, Mäßigung, Glaube, Hoffnung, Liebe — unten die Sünden unter dem Fittich der Nacht: Zorn, Wolluſt, Neid, Trägheit, Geiz, Völlerei, Stolz.

Liebchen, es iſt Eſſenszeit, ich zieh' mich an, um gleich nach Tiſch nach Nymphenburg zu gehen und dort in mein Büchelchen zu arbeiten.

Sei Deinem Männchen.

529. An seine Braut.

München, Mitte November 1866.

Meine Frau! Es schlägt 11 Uhr und ich habe mich noch nicht zu einem ersten Wort des zweiten Aktes zusammenfassen können. Ja, des zweiten, Mäuschen! Denn ich habe gestern den ersten beendet. Diesen bekommst Du also jedenfalls zu Deinem Geburtstag — wenn nicht mehr, denn die Kraft wächst mit jedem Tage, und zu meinem Geburtstag ist das Ganze fertig. Denn ich merke, daß ich gerade alles fast ganz so brauchen kann, wie ich es im ersten Versuch hingeschrieben — schon sing' ich am Klavier einzelne Sätze, oder wenn ich abends still für mich hingehe! In meinem Text ist beides vermieden: Der deutsche (romantische) Reim und der Wagnersche Stabreim — der ja doch nur einen neuen Zwang bildet und schuld daran ist, daß man wieder rein dichterisch gewisse Kunststückchen sucht, die dann in der Musik völlig verloren gehen; im Gegenteil die Musik hindern, da sie für sich eine formelle Musik bilden, die mit der eigentlichen, gesungnen einen Widerspruch bildet, wie so manchmal im Tristan und in den Nibelungen. — — — Die Göttersagen der Edda weiß ich jetzt halb auswendig und lerne immer dran weiter. Das ist mein Nebenstudium zur Gunlöd und hat mir schon gute Dienste getan. Doch wirst Du Dich freuen, zu sehen, wie ich die Klippe überwunden habe, nicht zuviel Sagentechnik in den Ausdruck zu bringen, sondern alles fast unvermittelt an's Gefühl anklingen zu lassen, wenn einmal die ersten Voraussetzungen: Kwasir — Göttermet — verstanden sind. Der erste Akt war das Schwerste, zum andern zieht mich Lust und sichres Gefühl des Könnens. — Das Finale des erstes Aktes ist hinreißend schön — ein Gegenstand für Musik über alle Begriffe! Ich schreibe alles in ein grünes Buch von Franziska Schultze, wo umgekehrt am Anfang viele Gedichte von mir stehen. Auf dem Buch ist Deine Visitenkarte umgewendet aufgesiegelt mit dem Spruch: Sursum (Empor) in der Mitte, Frauchen — jed' Endchen von Dei'm Haar und von Dei'm Finger, wie die heiligst' Stell' küss' ich mit derselben Inbrunst und Heiligkeit!

Dein Hundelchen.

530. An ſeine Braut.

[München, 22. November 1866.]

Meine Bertha! Wie gerne hätt' ich mich um die Zeit Deines Geburtstages ſchon ſo in Dich verſenkt wie heute — ich fühlte und fürchtete, daß das lumpige Versbriefchen vom Sonntag eine zu karge Gabe für eine Dichterfrau ſei, doch damals mußte das Rechtzeitige die Fülle erſetzen, und ich bildete mir etwas darauf ein, daß Dich dieſe Verſe ſchon am Vorabend begrüßen würden und Dich ſo für den Geburtstag in eine zufriedne Stimmung verſetzten. — — — Die Verſe für Knoll[1] ſind doch nicht in die Zeitung gekommen; lerne einer das Literatenvolk auswendig! Große[2] ließ nichts von ſich hören, zufällig begegneten wir ihm bei Murſchel, Knoll und ich, da gab er mir die Erklärung: Das Gedicht habe in der Redaktion ſehr gefallen, plötzlich habe jemand daran ausgeſetzt, daß der Name drin vorkomme, und dem habe dann alles zugeſtimmt. Nun wurde aber nicht allein das Gedicht, ſondern die ganze Affaire totgeſchwiegen. Aus Parteilichkeit für Zumbuſch, den Wagnerſkulptor![3] Weder der König noch der Magiſtrat haben Knoll durch irgendein Wort der Anerkennung ausgezeichnet, während doch der alte Ludwig ihn in ſeinem Atelier aufſuchte und ihm wiederholt ſagte: Dreimal habe er den Brunnen ſchon angeſchaut. Ja, es iſt ein verfluchtes Cliquenweſen!

An Deinem Geburtstag hatte ich mancherlei Anregungen. Es war mein Lange-Tag und abends wurde Calderons Magus zum erſtenmal wiederholt mit der Muſik von Rheinberger — da faßte ich mir notgedrungen einmal Mut, mich ins Parkett zu wagen — und es ſchlug ganz gut aus. Vorher ſpielte ich die B dur-Sinfonie von Beethoven mit Frau Lange. Dann ging ich in die Oper und hörte mir das Doppelwerk an. Du weißt, ich habe ſchon vor meinem Eid den Plan gehegt, aus dieſer Juſtina eine Oper zu

[1] Bisher nicht auffindbar.
[2] Julius Gr., Dichter (1828—1902).
[3] Caſpar Clemens Z., ſeit 1873 Profeſſor an der Akademie in Wien.

machen, seit mich das Gemälde in Wien von Moretto da Brescia so entzückte. Jetzt sah ich's zum erstenmal und es ergriff mich, wenn auch meine Kritik darüber keine ganz klare ist. Ich finde, es ist ein weit bessres Teufelsstück als Faust, der eben ein loses Ganze von unvergleichlichen Einzelheiten ist, von denen fast jede für sich das ganze Stück von Calderon aufwiegt. Aber das Stück von Calderon hat den Vorzug eines strengen logischen, wohlgeordneten Plans, es ist eben ein Stück wie ein Gebäude — mit symmetrisch verteilten Fenstern, Inneres und Äußeres wohl zusammentreffend. Es ist und bleibt ein Stoff für die Oper Wagnerscher Richtung — Du wirst sehen, daß es in den nächsten 20 Jahren noch gemacht wird. Ich lese es jetzt wieder durch, um einen festen Boden für mein Urteil zu gewinnen und in dieses rätselhaften Calderon Verständnis einen Schritt weiter zu kommen. Die Musik von Rheinberger ist ein höchst anständiges Daneben, kein Ineinander. Ouvertüre, Entreakt, ein Sturm, Melodramen, Gesang hinter der Szene — alles vortrefflich — geschickt gearbeitet, aber nirgends dramatisch, d. h., daß man einen Geist merkte, der sich glühend mit der Idee des Ganzen durchdrungen hätte und nun dasselbe in Melodien wiederdichtete, die eben nur hierher gehören. Diese Musik paßt überall hin, ist aber, wie gesagt, von einer Eleganz in der Mache, die ich nicht habe und nicht suche.

Von Rheinberger hörte ich dann noch gestern eine Sinfonie, den Wallenstein. Der erste Satz, in dessen Verlauf ich erst kam, spannte mich sehr durch die schöne Fülle von Musik und edle Behandlung. Dann Thekla gefiel mir ausnehmend, ein schönes reichgeschmücktes Andante; aus den Wogen einer vollen polyphonen Harmonie hebt sich die Melodie wie eine Schönheitsgöttin; es ist tragischer Verlauf darin, wohl die Hufe der Pferde und Theklas rührende Klage. Da platzt aber denn das Lager und die Kapuzinerpredigt so recht ungedeihlich als Scherzo hinein, ein Durcheinander von kurzen Motiven mit allem Aufwand, mehrstimmigen Pikkolos, Triangel, großer Trommel, Becken — so daß auch der letzte Satz, der für eine Finalszene viel zuviel Andante hat, mich nicht mehr in die Stimmung zurückversetzen konnte, die ich Thekla verdankte. — Welch eine ästhetisch-poetische Rohheit die Wahl eines solchen

Themas! Das wäre also das Ziel der Musik, dazu hätte uns die Cmoll-Sinfonie von Beethoven den Weg gebahnt, daß wir beim Dichter — sinnlos — entlehnend eine unzusammenhängende Reihe von Bildern entrollen! Wallenstein, Thekla, der Kapuziner! Weil's zum Scherzo paßt. Seni, Verschwörung, Trauermarsch! Da kann man gar nicht erst anfangen zu predigen, der Kapuziner hat schon alles gesagt, und zum großen Ergötzen des Publikums.

Ich hab' es mit Knoll und Braun[1] besprochen, was das für Dinge sind! Das lassen wir alles ruhig über uns ergehen. Unser gehört die Welt, langsam wie wir sind, wenig schreibend, ungeschickt. Aber sie gehört einmal unser, was können wir dafür! Liebchen, ich eile zu Carl. — — —

Mein Liebchen, unter all diesen Dingen bin ich in dieser Woch' nicht weiter gerückt im zweiten Akt. Es ist schwer. Doch ist eine Hauptsache gewonnen, daß ich durch meine neue Manier der Textanlage viel besser als sonst der Musik in die Hände arbeite. Was unsereins in der Art tut, ist Studie für die ganze Welt. Wie oft habe ich nicht früher gedacht, ob es nicht besser wäre, nach gemachter Szenenanlage zuerst die musikalische Stimmung wirken zu lassen und aus dem so gewonnenen Musikalischen dann den Text nachträglich auszuarbeiten. Nun lege ich aber den Text so an, daß ich frei damit schalten und walten kann; wo mir etwas nicht in den musikalisch-dramatischen Fluß paßt, mich hemmt, setze ich hinterher einige Zeilen anders, oder es kommt ganz Neues hin. So z. B. das Lied an die Lichtalfen, das ich Dir geschickt, ist nicht obligatorisch — in einer Stunde dichte ich ein andres, was besser paßt, aber dennoch bildet es den Moment für das, was die Musik hier sein soll, verstehst Du? So darf es uns auch gar nicht verstimmen, daß diese Woche kein weitres Wort aufs Papier gekommen ist — in guter Stimmung, wenn alles gereift ist und ich meine Nächte darüber geschlafen habe — ach, die sind so himmlisch gut! — Da kommt alles auf einmal, und ich hoffe drum dennoch zu Weihnachten die Vollendung. Ob ich dann zu Dir komme? Wer weiß, Herzchen, Gott wird's ja wohl geben! Die Hauptsache ist, daß

[1] Julius B., Kunsthistoriker und bes. Ägyptologe 1825–69.

wir uns lieber haben als je, gesund sind — daß Du mir den langen Winter Hoffnung und Heiterkeit erhältst — im Frühling, wenn die Bäume blühn — werd' ich in Deinen Armen glühn — dann beiß mich, beiß mich ganz entzwei — mit Deiner Himmelsperlenreih'! — — Herzelchen, es ist schön, daß Du die Edda liesest, studier's recht, ich bin auch täglich dran. Ich schreib' Dir noch ein paar Reime auf die zweite Seit' und bin ewig Dein Hundelchen.

Tausend Küsse!

Dein Peter.

531. An seine Braut.

[München, Sonntag, 25. November 1866.]

Die liebe alte Sonntagsstund'
Ist wieder einmal angebrochen,
Wo jedes innre Weh gesund,
Und was versteckt, wird ausgesprochen.
Ich hab' es freilich nicht gedacht,
Daß ich Dir soviel Sorg' gemacht,
Daß Du der Angst gespenstisch Wesen
Aus meinem Brief herausgelesen!
Doch da's nun einmal also war,
Was hat's denn weiter für Gefahr?
Bist Du mein Himmelsweibchen nicht?
Bin ich Dein goldig Männchen nicht?
Schreibst Du mir nicht die längsten Brief',
Redst alles aus dem Herzen tief?
Kleid' ich nicht neu in Reimerei
Der Liebe süßes Einerlei?
Komm auf mein' Schoß,
Das ist Dein Los!
Komm an mein' Brust,
Das ist Dein' Lust,
Komm auf mein Knie,
Da grämt's Dich nie!

Komm in mein' Arm,
Da gibt's kein Harm,
Komm an mein' Mund
'ne Viertelſtund,
Komm, kuſchel' Dich
Zu mir und ſprich
Von allem Glück,
Von aller Not
Und flenn' und plauder' Dich halb tot;
's iſt unbegreiflich, unverſtändlich,
Daß wir nicht längſt beiſammen ſind,
Doch Gottes Weisheit iſt unendlich
Und aller Erdenwitz iſt blind.
Uns ſind einmal geſetzt die Schranken,
Wie wir auch zappeln und uns müh'n,
Doch reich wird uns aus Gottgedanken
Dereinſt das Glück der Liebe blühn.
Wir werdens trotzig nicht erjagen,
Vom Himmel fällt's — ein Mannakorn,
Inmitten eines Walds von Plagen
Rauſcht hell empor des Glückes Born.
Da trinken wir in vollen Zügen
Uns jung für alle Ewigkeit,
Und neuen Durſt aus dem Genügen
Und Dauer aus der flüchtgen Zeit!
Uns iſt einmal geſetzt die Zeit
Der Hoffnung und der Bangigkeit,
Der Trennung und des Sehnens ſchwer,
Bei ſeltnen Troſtes Wiederkehr!
Kein Zwei und Zwei,
Kein Küſſetauſch,
Kein Wonnemai,
Kein Liebesrauſch,
Kein Frühgekos,
Kein Nachtgeplauſch,
Kein auf dem Schoß,

Kein fromm Gelauſch
Bei Spiel und Sang,
Kein Doppelgang
Am Waldeshang,
Am Wieſenrain,
Im Eſchenhain,
Im innigſten Zuſammenhang
Mit Liebesglück und Herzensdrang;
Kein Wort wie Tau,
Kein Blick wie Mond,
Kein Atem lau,
Kein Himmelblau
Im Wiederſchein
Im dunklen Aug'
Der Himmelsfrau,
Kein Liebeslied
Im Dämmerlicht,
Das Kränze flicht,
Die niemand ſieht,
Das lebt und liebt,
Wo niemand hört,
Das Wonne gibt,
Die niemand ſtört.
Wo in dem ſeligſten Verein
In Mann und Weib, in allen zwei'n
Erſt das Bewußtſein auferwacht
Und rot wie Pfirſichblüte lacht,
Und hell wie Zedernflamme glüht,
Wie reich an Schätzen das Gemüt,
Wie göttlich groß der Liebe Macht.
Doch iſt den Liedern auch ein Ziel!
Wenn reif vom zarten Blätterſtiel
Auf uns des Glückes Blüte fiel,
Dann wird — doch nicht mit Ja
Soll noch einmal geſchrieben ſein,
Was eben ich gefaßt ins Nein!

Denn wie wir's ſchön auch beide denken,
Noch ſchöner wird's der Himmel ſchenken.
Was um uns lockt
Iſt Schale nur,
Iſt nur das Flimmern von dem Stern,
Erſt wenn wir koſten von dem Kern
Und landen auf des Sternes Flur,
Wird uns der Liebe Süße klar,
Ihr Gottgeheimnis offenbar.
Erſt wenn der Menſch im Forſchertrieb
Der Leiter Gipfel kühn erklomm,
Daß nichts im Dunkel mehr ihm blieb,
Dann wird der Wilde wieder fromm
Und ſchaut in vollſter Seligkeit,
Wie tief des Ew'gen Herrlichkeit.
So wenn die Lieb' erſt ganz geſtillt,
Nur auf ihr eigen Glück bedacht,
Dann erſt aus ihren Tiefen quillt
Ein Glückesborn mit Zaubermacht.
Der birgt ein Heil in ſeinen Fluten,
Wie's nie die Liebe konnt' vermuten,
Der hat ſo hoher Weisheit Fülle
Und aller Götterkenntnis Kraft,
Wir ſeh'n: in der kriſtallnen Hülle
Barg ſich der Gott, der alles ſchafft.
Wie rein wir auch erglühn gemußt
Dem Erdentriebe Bruſt an Bruſt,
Der iſt erſt, der uns unterweiſt
Zur Himmelsliebe Geiſt in Geiſt!

532. An seine Braut.

München, 12. Dezember 1866.

Berthachen, grüß Dich Gott, ich schreib' Dir nur schnell ein paar Wort', Du mußt nicht verdrießlich sein, wenn's nicht viel wird. — — Du willst Antwort wegen Weihnachten. Nichts, Liebchen, nichts will ich, als was Du mir längst gegeben hast! Es ist mir ein bißchen ärgerlich, daß Du Dich so abquälst und abarbeitest mit all diesen Geschenken — ich kann all dies monatelange Hinarbeiten auf einen froh überraschten Moment nicht recht leiden. Dein Herz und mein Herz und gesunde Glieder! Tiefe, aufrichtige Herzensliebe in einer Welt von Larven, das ist alles! Gerne und mit Wonne nehm' ich alle Gaben von Dir und find' es auch schön, daß Du mir etwas schenkst, aber dann ist es auch genug.

Diese ganzen Tage warfen noch immer stürmische Wogen in mir wegen Wien und Berlioz. Heute beruhigte ich mich endlich und dichtete das Schlaflied fertig; jetzt soll's mit dem zweiten Akte rasch weitergehen, nichts soll mich wieder stören. —

Ich telegraphierte gestern Berlioz die zwanzig Worte zu seinem Geburtstag:

Gloire, salut, honneur!
Et croyez que mon cœur,
Quoique loin de vous,
Vous suit partout.

Vielleicht besucht er mich hier. Himmelsfrauchen! Ich muß zu Carl! Ich umarme Dich mit aller Inbrunst! Wüllners Psalm war gestern recht schön, aber den Leuten schon zu modern! Ach arme Künstler mit euren Idealen.

Es lebe Gunlöd, Berthachen und ihr Dichter!

533. An seine Braut.

[Wien, 14. Dezember 1866.]

Mein Frauchen, liebes, himmliſches! Ich habe eben doch den — Streich gemacht und bin nach Wien gefahren. Hektor atmet neben mir. Er bewohnt Nr. 49, ich 50. Er hat mir ſoeben eine Stunde lang aus ſeinen Trojanern vorgeſungen und mir eine Liebesgeſchichte erzählt, die ſeine jungen Tage mit ſeinen alten verknüpft und unglaublich iſt. Alles trieb mich, den Schritt zu tun, den ich zwar auf der Eiſenbahn ſchon bereute, der aber dennoch ſchließlich zum Guten ausſchlagen muß, weil ich ihn aus dem innerſten Drang meiner Natur heraus getan habe. Schon hat mir Berlioz die Überſetzung ſeiner Trojaner übertragen, weil alle Welt ihm Wunderdinge von meinen früheren Arbeiten erzähle! Herzchen, was hab' ich Dir alles zu erzählen — vor allen Dingen aber, und damit ſchließe ich heute — daß ich Dich erſtaunlich lieb habe — daß ich's jetzt in der neuen Umgebung glühender, dringender und wohltuender fühle als je. — Samstag bei Porges. Es geht alles ſo toll durcheinander, daß ich nicht zur Beſinnung komme. Heut' morgen war ich bei Eſſer, traf nur ſie. Sie läßt Dich vielmals grüßen, war lieb und ſchön wie immer. Liebchen, vielleicht bringt uns die Unklugheit dieſer Reiſe früher zuſammen, die Porges meinen, ich ſoll für die Trojaner 1500 Franks fordern. Dafür könnten wir bequem heiraten! — —

534. An ſeine Braut.

[Wien, 15. Dezember 1866.]

Ich ſchreib' Dir nur ſchnell und auf's Geratewohl noch ein paar Zeilen bei den Porges, ich komme ja noch zu keiner Ruhe. — — Heut' iſt die letzte Generalprobe zum Fauſt. Geſtern ging es noch ſchlecht. Übermorgen iſt ein Souper für Berlioz im Hotel Munſch. — — Elſa Porges hab' ich eben begrüßt. Alſo teuerſte, himmliſche Frau, wenn ich bei Standhartners wohne, ſchreib' ich Dir ausführlich. Heut' abend ſpeiſ' ich bei ihnen. Verbreit' es

nicht zu sehr, daß ich nach Wien bin, sonst nehmen sie mir's alle übel! Du verzeihst mir! Du wirst sehen, es kann keinen Schaden bringen, wir kommen auf die Kosten! Trojaner! Memoiren! — — Wärst Du doch bei mir! Man kann alles gar nicht erzählen. Nur Zusammensein ist Wahrheit, alles andre Schein und Trug. X Cosima schrieb neulich exaltierte Briefe an Standhartner, daß er zum kranken Wagner kommen solle, und der hat doch nichts als seine gewöhnliche Unpäßlichkeit. — — — Breneli, Wagners Schweizerin, heiratet. So muß ich mir die Nachrichten aus Luzern zusammenlesen in Stuttgart und Wien. X Liebchen, ich geh' in die Probe mit Fritz Porges, die andern, das Ehepaar, sind schon voraus. Küss' und behalt' lieb

Dein Hundelchen, Dein Fischelchen,
Dein Männelchen!

535. An seine Braut.

Wien, 20. Dezember 1866.

Liebe Frau! Ich reise spätestens Samstag nach München zurück. Es war mir jeder Tag zu lang, eh' ich wieder fort komme: allem Besten und Schönsten fehlt der Kernpunkt, Du und ich, Du mit mir, ich mit Dir. Deswegen hab' ich ein Heimweh nach meiner stillen Stube zurück, wo Du im stillen der belebende Geist bist. — Im ganzen war der Ausflug hierher ganz gut, ich habe keine undankbare Rolle bei den verschiedenen Auftritten gespielt, alle Zeitungen fast erwähnten meinen Namen in angenehmer Weise. Cid und Barbier sind wohlbehalten bei Esser: das ist ein Samenkorn für die Zukunft. Ich habe alle hiesigen Beziehungen in wohltuender Weise erneuert, bin überall freundlich willkommen gewesen. Es ist mir peinlich, Dich hier so karg behandeln zu müssen, doch meine Stube ist kalt, mein Sinn frostig, ich sehne mich nach München zurück. Ich schicke Dir mein Gedicht auf Berlioz, das ich beim Souper vorgetragen.[1] — —

Ewig Dein Peter.

[1] „Es tönt eine Wundersage". Siehe „Gedichte".

536. An ſeine Braut.

Wien, Samstag, den 22. Dezember 1866.

Liebe Frau! Das erſtemal, ſeit ich hier bin, habe ich etwas ruhigere Zeit zu dieſen paar Zeilen. Alle Standhartners ſind draußen, ich bin allein in der großen Schlafſtube von Carl und Guſtav! Wäre ich nur erſt wieder in München! — ich wollte Donnerstag mich durchmachen, doch legte Standhartner polizeilich Beſchlag auf mich, und ſie quartierten mich aus dem Hotel, wo ich bisher gewohnt hatte, zu ſich in die Alſervorſtadt ein. An jenem Tag kam auch Dein Brief, der mich etwas beruhigte, zugleich auch einige Zeilen von Carl, die doch auch im ganzen zuſtimmend waren zu meinem Schritt. Seitdem leb' ich nun ſo hier, aber doch nur mit halber Seele, es war mir zugeſagt, daß ich heut' nachmittag unbehindert abreiſen ſollte. Doch nun kam Eſſer dazwiſchen, mit welchem ich verabredete, morgen, Sonntag in der Frühe den Eid durchzugehen; wenn das glücklich vorüber iſt, dann reiſ' ich aber nachmittags mit dem Schnellzug ab und bin zu meinem Geburtstag in München zurück. Nachher iſt alles wieder gut, und ich will nur zu unſrer Hochzeit das ſichre Neſt wieder verlaſſen. Ich kann mich ſchwer in die Welt finden. Ich bin doch mit ſoviel Liebe hier aufgenommen, ganz mit der alten Freundſchaft, aber meine Gewohnheit — mein ſtilles Leben — ziehe ich allem vor. Heut' hab' ich zum erſten Male wieder ein paar Töne geſungen, ich hatte den hohen Anſatz wieder ganz verloren — und ich fühle nun auch glücklicherweiſe, daß alle Pläne, die ich darauf baue, verſpätete ſind. Nur zur Geſanglehre und zum Hausgebrauch, wohl auch zum Verdeutlichen meiner Opern kann es mir gute Dienſte tun, und ich werde es deshalb fortüben, nur auf ein geringeres Quantum Zeit beſchränken. — Mein Frauchen, die Sehnſucht nach Dir wächſt gerade hier in dem lauten Treiben ſo groß in meiner Bruſt! Vergebne Worte, darüber ſchreiben zu wollen — fühle dereinſt an jedem Druck meines Leibs auf Deinen mit Hand und Mund, wie innig und einzig ich Dich liebe, geiſtig, ſinnlich — hier in die jetzt ſtille Stube erſehn' ich Dich — und überall hin! Wer weiß — die beiden Opern bei Eſſer ſind ein

gutes Samenkorn, und die Wiener haben zu verſchiednen Malen meinen Namen geleſen, wurden an den Cid erinnert (durch Riegel), ich habe die ſichre Ahnung, daß dies Gutes bringen wird. Bekomm' ich auch die Trojaner und die Memoiren, ſo haben wir ein Geld zum Heiraten; ich vollende die Gunlöd, reich' ſie beim König ein, erbitte mir ein Dokument, und wir heiraten im Mai! Himmelsliebe Frau, an meinem Geburtstag haſt Du beſtimmt dieſe Zeilen, dann wiſſe mich ſchon in München, und richte dann Deinen Flug durch Zeit und Raum dorthin.

Grüße Suſanne, das Mutterchen, Atzel, Heſtermann und alle, die es gut mit uns meinen. Auch Wilhelm, der bei Euch ſein wird. Hier weiß man bereits überall von der Auguſte, und daß ihr Stück in Dresden mit Beifall gegeben wurde. Sie macht gewiß noch ihren Weg durch die ſtumpfe Welt. Ich ſchreib' noch ein paar Zeilen an Carl, mich für morgen zu entſchuldigen. — Ich küſſ' Dich tauſendmal!

Dein Peter.

537. An ſeine Braut.

[München, 24. Dezember 1866.]

Der letzte Sonnenſchein des hellen Wintertages verſchwand ſoeben an den Dächern der Häuſer, und ehe noch die Dämmerung eintritt, will ich dieſes Briefchen wenigſtens an Dich beginnen. Wie froh bin ich, daß ich wieder zu Hauſe bin, in meiner lieben Einſamkeit; ich wurde keinen Tag in Wien eigentlich meines Lebens froh, obwohl das Souper für Berlioz und ein Abend bei Porges mit angehängtem Schwärmen im Kaffehaus bis 3 Uhr des Nachts doch einige ſehr heitere Momente waren. Ich freue mich im ganzen, die Tour gemacht zu haben. Als ich bei Berlioz eintrat und dieſer mich mit großer Freude umarmte, ſagte der kleine Levi, Muſikhändler und Bruder des Horniſten und Geſanglehrers: das kann nur Cornelius — das ſieht Cornelius ähnlich — ich wußte, daß Cornelius kommen würde. — —

Es war eine ſchöne Bekräftigung, ein ſchöner Abſchluß für mein Verhältnis zu Berlioz, von dem manche Arbeiten, Artikel, Briefe

Zeugnis geben, diesen Triumph mit ihm zu erleben, das geringe Scherflein meiner klatschenden Hände dazu beizutragen. Dieser Faust ist eines unsrer großen Musikwerke, es reiht sich an die Schöpfung von Haydn, Oratorien von Händel, Neunte Sinfonie von Beethoven, es ist wie ein Lebensereignis, es zu hören. Einzelheiten, die uns nicht recht behagen, etwas Unzusammenhängendes in der poetischen Haltung des Ganzen vergessen wir völlig über den großartigen Zug, der das Werk durchweht, über der Menge spannender bezaubernder Musikstücke, die es enthält. Die Hauptsachen aus der Legende des Faust waren das erste Werk von Berlioz, das er in Partitur stechen ließ. Es waren dies etwa 12 Gesänge, Lieder, Chöre aus Goethes Faust nach der Übersetzung von Gerard de Nérval,[1] den Goethe sehr rühmte, den ich dann auch in Weimar kennen lernte, zu einer Zeit, wo er bereits einer Art Wahnsinn verfallen war, in Leipzig Reden an die Leute hielt über Auerbachs Keller, der sich dann in Paris erhängte, von dem besonders ein kleines Buch Novellen hinterblieb, les filles du feu, das voll von Poesie und Humor ist. Diese Gesänge nach Goethe und Nérval bildeten später den Kernpunkt zu der Legende vom Faust, die aber wie alle größeren Werke von Berlioz nicht organisch aus einem Mittelpunkt entstanden, sondern atomistisch aus glänzenden Einzelheiten zusammengetragen ist. Die später hinzukomponierten Stücke sind größtenteils auf seinen Konzertreisen in Deutschland entstanden, die schöne Einleitung in Passau, der Sylphentanz in Wien, der Rakoczymarsch in Ofen, die Irrlichter in Prag, das übrige in Paris im Anfang der vierziger Jahre. Anno 1846 führte er es zum ersten Male in Paris auf, ohne bedeutenden Erfolg, und seitdem wurde es nur zweimal, in Dresden und Weimar ganz gegeben und jetzt in Wien anno 1866. Die Wiener Kritik ließ sich fast durchgängig anerkennend und zustimmend vernehmen, so besonders Speidel und Schelle, zwei Hauptschreier gegen Wagner. Mit Speidel war ich früher nie auf einen rechten Fuß gekommen, doch hatten wir uns gegenseitige Höflichkeitsbesuche gemacht, und ich hatte ihm einmal gelegentlich einer Kritik über Mosenthals Deborah ein

[1] Gérard Labrunie, genannt G. de Nerval, französischer Schriftsteller (1808—55.)

schriftliches Kompliment gemacht, welches er mir heute noch hoch anrechnet. Diesmal begegneten wir uns im Probesaal, dann bei Berlioz, wonach wir mit G. Schönaich zusammen ein Glas Bier tranken. Da sprachen wir über Musik, und ich sagte ihm: das Wort von Paulus „Nun bleiben diese drei: Glaube, Hoffnung und Liebe, aber die Liebe ist die größte unter ihnen", sei auch auf die drei Größten der neuen Richtung zu parodieren: Liszt, Wagner, Berlioz, aber Wagner ist der Größte unter ihnen. Und dies Gefühl war mir wieder gerade jetzt so lebendig geworden, daß Wagner als poetischer Schöpfer eines idealen Ganzen bei weitem der Größte von den Dreien ist. Herrn Schelle, der sich Tristan und Isolde gegenüber pöbelhaft schimpfend benommen, traf ich bei Berlioz und sagte diesem letzteren, daß Mr. Schelle einen sehr charmanten Aufsatz über ihn geschrieben habe, wofür mir Schelle später dankte. Ich sagte ihm: Sie werden dabei anerkennen, daß wir völlig gerecht und parteilos sind, indem ich Ihr Benehmen gegen Berlioz rühme, trotz Ihres Benehmens gegen Wagner. Später begegnete er mir noch auf dem Korridor und sagte, wir müßten uns darüber aussprechen, ich möchte ihn doch besuchen. Ich sagte: Nein, Sie bleiben bei mir in Ungnade bis Sie's einmal besser machen. — Hanslick sprach sehr freundlich zu mir, sagte, er müsse immer den Vorwurf erneuern, daß ich nichts über Musik schriebe, zitierte mir Stellen aus Artikeln von mir, die er behalten habe. Hellmesberger, Herbeck und andere Musiker zeigten alle in ihrem Benehmen, daß ich ihnen keine unwillkommene Erscheinung war. — Mit dem Komponisten Goldmark machte ich Brüderschaft; Theodor Reisch, mein Lehrer im Ungarischen und Geschäftsführer für Taufig, war mir mit einem Darlehen behilflich. Mit Eduard Kulke, einem Juden aus Mähren, war ich früher in Mißverhältnis geraten, das glich sich nun sehr aus. Ich fand doch aus seinen Reden, daß er ein gemütvoller Mensch ist, er schrieb einen ganz erträglichen Aufsatz über Berlioz im „Vaterland", den ich dem Meister verdolmetschte und dann ihm Kulke vorstellte, den er sehr freundlich aufnahm. Ebenso hatte ich einst Kulke Wagner und Liszt vorgestellt. Kulke gab mir eine jüdische Novelle mit, die er seitdem mit vier andern geschrieben, die mit nächstem erscheinen werden. —

Ich wohnte bis nach Berlioz' Abreise im Hotel neben ihm. Er dankte mir zum Abschied für mein Kommen und bat mich, ihm etwaige Adreßveränderung anzuzeigen. — Dann lebte ich noch drei Tage bei Standhartners. Sie drangen sehr in mich, noch zu bleiben, doch ich riß mich los — und es war gut! —

Ich habe hier noch niemanden gesehen, gehe jetzt zu Carl. O meine liebste Frau, ganz andre Dinge hatte ich im Kopf, als ich diesen Brief anfing, jetzt kam ich nur so hinein, Dir ein paar Striche aus meinem Wiener Leben zu geben. Was hab' ich Dir alles zu sagen, doch es kommt nun aus der schönen Stille. Deine Gaben hab' ich mit Freuden erhalten, wie begrüßte mich Dein Brief heute gleich hier. Du meine Engelsfrau, ich sehne mich so nach Dir! Ich schreibe Dir gleich wieder.

Ich bin ewig Dein Peter.

538. An Rosa von Milde.

München, in den Weihnachtstagen.

Täglich, Freundin, denk ich Dein,
Täglich stellt Dein Bild sich ein,
Aber vor den Alltagsplagen
Will kein liebes Wort gedeih'n.
Täglich schafft mir Schweigen Pein,
Täglich muß mein Herz ich fragen:
„Wann wird Schweigen Reden sein?"
Endlich muß ein keckes Wagen
Von dem Alpdruck mich befrei'n,
Meiner Seele Worte leih'n —
Und wenn täglich ich mit Zagen
Schloß das Wort im Busen ein,
Laß Dir weihnachtstäglich sagen,
Daß mein Herz bleibt immer Dein! —
Liebesstimmen, die voll Huld
Mir am Wiegenfest erklangen,
Die ein Echo nun verlangen,

Müſſen harren in Geduld,
Denn mich treibt ein Herzensbangen,
Zu gedenken alter Schuld,
Dort zu tilgen anzufangen,
Wo am meiſten ich empfangen,
Dort, was nie ein Wort beſchreibt,
Wie auch Wort und Töne rangen,
Dort zu ſagen, ob vergangen
Auch die Zeit, die Blüten treibt,
Daß mein Herz Dir ewig bleibt! —
Hab' ich's endlich ausgeſprochen,
Bleibt es doch nur halb geſagt,
Was ſeit Monden mir und Wochen
Heimlich ſtets am Herzen nagt;
Ob der große Losbeſtimmer
Mich auch weit von Dir gejagt,
Ob Dein Herz auch, was noch ſchlimmer!
Nicht mehr nach dem Freunde fragt,
Sei das Schickſal nicht verklagt,
Weil Dein Bild mir lieblich tagt
Im Erinnrungs-Sonnenſchimmer
Und mein Herz Dir huldigt immer! —
Ja, mein Herz bleibt immer Dein,
Niemand kann Dein Bild mir rauben.
In mein Lieben, Hoffen, Glauben
Schließ' ich ewig Dich mit ein.
Zu den ſchönſten Künſtlerſagen
Wird man einſt Dein Leben reih'n;
Herzen werden für Dich ſchlagen,
Dichter werden Lob Dir weih'n.
Doch mir durfte ſtill, allein,
In der Weihnachtszeit Behagen
Dies beſcheidne Lied gedeih'n.
Andre ſingen hinterdrein,
Werden hoch mich überragen,
Doch ich darf der erſte ſein.

Und vom Glück zu Dir getragen
Wird mein Lied, wär's noch so klein:
„Daß mein Herz bleibt ewig Dein".

München, in den Weihnachtstagen.

Teuerste Freundin! So möcht' ich fortreimen und reden mit Ihnen, doch trotz der Feiertage wird mich nur zu bald das Leben wieder aus der Stille rufen und solchen freundlichen Träumereien ein Ende machen. Deswegen schnell noch einige Notizen aus meinem Leben in Prosa:

Meine Verhältnisse sind noch in nichts gestört und geändert; nur daß sie leider auf vulkanischem Boden stehen, wie die meisten Schwankungen zeigen; bei Wagner bin ich in Ungnade. Bülows lassen mich nichts hören, Frau von Schnorr soll somnambule Zustände haben. Ich will mich demnächst persönlich nach ihrem Wohlbefinden erkundigen. Ich war eine Woche lang in Wien, habe Berlioz wiedergesehen und seinen Triumph im Faust miterlebt. Auch nahm ich dabei Gelegenheit, Esser meinen Cid vorzuspielen, doch ist er voller Bedenken, die ich ihm auch nicht übel nehme: nur habe ich dabei wieder doppelt lebhaft empfunden, was es heißt, eine Rosa und ein Weimar zu haben. — Ich dichte jetzt an meiner dritten Oper: Gunlöd, bin am zweiten Akt, werde im Januar fertig. Ich werd's Ihnen vielleicht vorlesen, wenn's das Geschick will, wo nicht, so werd' ich's Ihnen abschreiben, wie den Cid. — Ich habe mich jetzt in München eingelebt, bin gern hier und habe jetzt in Wien empfunden, daß ich nicht mehr tauschen möchte; man lebt hier stiller, ungestörter. Ich habe unter manchen Bekannten einen recht lieben Freund, den hiesigen Cellini, den Bildhauer Knoll, einen Pfälzer (denn mit Münchnern befreundet man sich wohl schwerlich). Er ist ein echter Künstler, ich habe ihn durch Wilicenus und Marshall kennen gelernt. Auch darin ist München angenehm, daß es der Kunst und der Gebirge halber im Sommer viel besucht wird und einem immer einmal wieder alte oder neue Freunde zugeführt werden. Ich wohne jetzt Augustenstraße 10. Mit meiner Heirat bin ich immer noch hingehalten; wenn mein Text fertig ist, will ich Audienz beim König nachsuchen, ihm den-

ſelben überreichen und um eine Dokumentierung meiner Stellung nachſuchen. Meine Bertha liebt mich täglich mehr, wir bleiben uns ewig treu, doch muß dieſer Brautſtand mit dem Frühjahr ein Ende haben, wir werden ſonſt alte Leute. — Berlioz will mir ſeine Trojaner zum Überſetzen geben, und es würden mir die acht Akte (zwei Opern) mindeſtens 1000 Franks eintragen; das wäre ein Heiratsgeld, wo man einmal einen Monat glauben könnte reich zu ſein, und glücklich dazu von ſelbſt wäre! Der gute Berlioz! er iſt eine ſo reine Künſtlernatur, er iſt ſo ohne jede Miſchung von Welt- und Staatsmann oder beſonderem Liebäugeln mit dem lieben Gott — ſo rein Muſiker und Künſtler geblieben! Ich wohnte neben ihm, vor dem Konzert ſtöhnte und ächzte, ſeufzte und huſtete er die Nächte durch! Nach dem Konzert ſchlief er gut! Er iſt nach ſtürmiſchem Leben zu einer romantiſchen Jugendliebe zurückgekehrt, die nun eine noch romantiſchere Altersliebe bildet. Unglaublich! Seine Memoiren werden Kunde davon geben; er erzählte mir es eines Abends; der Mann hat noch ein Herz wie Paul und ſeine Virginie, 63 und 70! früher 12 und 19! —

Teuerſte Roſa! Himmelserſcheinung in meinem Leben! Welches Gut, welches Eigentum, Sie zu haben, Ihrer zu gedenken. Jetzt ſitzen die zwei andern Freunde in Cöln zuſammen und werden Ihr Lob ſingen. (Denken Sie, der gute Pohl hat dem Berlioz arcange Michel mit Michel-angelo überſetzt!) Da haben ſie ſo ein kleines Witzchen, worüber Sie lachen können. Jetzt bitt' ich Sie, den alten Feodor, Franz, Rudi, Natalie, die gute Niftel vielmals zu grüßen! Halten Sie jede Zeile für einen ganzen Brief, und ergänzen Sie ſo die vielen Gedanken, mit welchen ich Sie hege und in der Ferne mit Ihnen verkehre! Liebe, teure Freundin, behalten Sie mich in gutem Andenken.

Mit ewiger Freundſchaft

Ihr

Cornelius.

539. An seine Braut.

München, 25. Dezember 1866.

Ich hatte mir das Papier zurecht gelegt, um endlich an Susanne, Köhler, Elise und die Mutter zu schreiben, nachdem ich heute morgen und gestern an Rosa geschrieben hatte, doch nun befällt mich ein Heimweh und Zagen, daß ich mit niemand anders reden kann als mit Dir, meine liebe Frau!

Ich war nachmittags um 3 Uhr bei dem Begräbnis des alten Kruse. Davon zurückgekehrt drangen verworrne Klänge einer wüsten Tanzmusik zu mir herüber, und es bemächtigte sich meiner eine tiefe Verstimmung. Welche Leute sind es, welche dich zur Ruhestätte geleiten, wo wird es sein? vielleicht bald, vielleicht spät, nach schwer durchrungnem Leben? Gerade jetzt sind es vierzehn Tage, daß ich um diese Zeit zum letztenmal beim alten Kruse war, den andern Tag reiste ich ab, vergaß ihn ganz über dem Trubel und hörte gestern die Todesnachricht, als ich mich darauf besann, mich bald einmal nach seinem Befinden erkundigen zu müssen. Wohl ihm, er hat überstanden! Es berührten mich im tiefsten unerquicklich die gleichgültigen Priesterworte über seinem Sarg zu hören, die fremden Freunde des alten Mannes, die um das Grab standen und dann das Gefühl, ihn nun da so unerquicklich in der kalten Behausung stehen zu lassen. Und dennoch, wohl ihm, sein Organismus war zerstört. Es wird jetzt bald ein Jahr, daß ich ihn kennen lernte, mit mir war er immer sehr zufrieden, und am ersten November waren wir noch sehr vergnügt, an Helenens Geburtstag, wie ich jedem wünsche, sechs Wochen vor seinem Tode noch zu sein. Mein Gott, mein Vater war es am 3. Oktober noch und am 11. starb er, und auch der Deine freute sich noch wenige Tage vor dem Sterben an Sang und Dichtung. — Ich dachte der Zeit, wo einmal wir alle, die jetzt aneinander teilnehmen, nicht mehr da sind — sie geht so wohltätig leise voran, wir merken es nicht, einer nach dem andern wird unter die Erde gelegt, und neue Geburten ergänzen den Freundeskreis, während die Alten sterben. Friere nicht, alter Kruse! — Teuerste Frau! Ich leide noch an dem Katzenjammer meiner Wiener

Tour, es war noch ein Funke aus der alten Zeit, es war noch einmal mit allen Opfern das Unmögliche möglich gemacht, es war noch ein Stückchen Romantik, und ich bin ganz damit einverstanden es erlebt und getan zu haben, es war ein Abſchluß meiner früheren Zeit; wer weiß ob ich mit Wagner und Liſzt noch wieder zuſammenkomme, ſo hab' ich dem dritten Großmeiſter meine Teilnahme und meine Ehrfurcht bezeugt, ich war der einzige Alt-Weimaraner, der mit dabei war, es war ganz gut, mußte ſo ſein. — — — Seraphine war völlig die alte, ich muß ſagen, ich hab' ſie auch recht ins Herz geſchloſſen; das arme Ding, was hat ſie vom Leben! Sie ſagte mir, meine Gedichte und ein altes ſilbergraues Tagebuch (das Anna mir ſtickte) ſeien ihr oft ein rechter Troſt. Ich habe ſie mit dem Abſchied vernachläſſigt und doch fand ich den herzlichen Brief zu meinem Geburtstage vor, den ich Dir ſende. Beide Schweſtern ſind keine gewöhnlichen Gemüter, ſie ſind eigenartig, mir ſehr zugetan, und ich rechne ſie zu meinen nächſten Freunden. Du mein Herzelchen, wie ſchön haſt Du den Korb geſtickt, und die Maiblümchen darin, möchten ſie eine Prophezeiung ſein, daß der Mai alle Wonnen bringt. O, meine Frau, welch ein Leben ohne Dich — es iſt kein Wunder, daß mir oft, wie heute, das Blut in den Adern ſtockt, ich mich aller Phantaſie, aller Gabe des Schönen beraubt halte, denn zu lange fehlſt Du mir ſchon, ſchon eh' wir uns verlobten, hätt' ich Dein bedurft, und nun es ſo lange geſchehen iſt, muß ich Dich noch immer entbehren. Carls Toaſt geſtern wird mir Glück bringen, er trank auf mein Wohl, daß alles in meinem Haus und meiner Kunſt gut gehen möge, auf meine Zukunft und die Zukunftsmuſik. — Nun muß ich mir in den nächſten Tagen die Briefe von der Seele ſchreiben und wenn es Neujahr darüber wird, dann gehe ich an die Gunlöd zurück und vollende auch endlich mit erfriſchtem Mute die Sonette von Mickiewicz, nachdem ich in einer Reiſebeſchreibung von der Krim manche Aufſchlüſſe gefunden, wo ich ſonſt unſicher ging. Bei Porges, heute vor acht Tagen, imponierte ich den Leuten mit meinen Deklamationen aus der Edda, welche ich anſtimmte, nachdem Heinrichs Schweſter, Mathilde Stern, meinen Toaſt auf Berlioz geſprochen, den ſie auswendig gelernt hatte. Die beiden Porges und Guſtav Schönaich

nahmen wieder lebhaft und enthusiastisch Partei für den Cid, den Bedenklichkeiten Essers gegenüber. Esser bleibt eben immer nur auf halbem Wege stehen, folgt Wagner nur bis zum Lohengrin, meint, in Tristan habe die Erfindung abgenommen. Was diese guten Gemüter unter „Erfindung" verstehen! Tristan überragt alle übrigen Werke Wagners bei weitem an großartigem dramatischen Zug und Drang, er ist aus einem Guß wie kein andres. Was heißt Erfindung! So geht es ihm mit dem Cid; was eigentlich bedeutend dran ist, merkt er nicht, stemmt sich auf Einzelheiten! Erst heißt's: einen Cid machen, Esserchen, dann andrer Leute Cid rezensieren! Er wirds aber wohl bleiben lassen. Er meinte, Ximene hätte dem Cid ihre Liebe erklären und sich dann erstechen müssen! Wo nehmen diese guten Leute, diese braven Hausväter und musterhaften Ehemänner den Mut zu dieser Tragik her? Wenn ein Wagner die Sache tragisch will, der sein eignes Leben immer tragisch gestaltet, so ist das ganz folgerichtig, aber ehe ich der Ximene, der Sage und der tiefsten Wahrheit des Menschenherzens entgegen, den Dolch in die Hand gebe, müßt' ich doch erst wissen, warum? In der Edda verkündet Helge seiner Geliebten, er habe ihr den Vater, Brüder und alle Freunde erschlagen, da sagt sie: Beleben möcht' ich, die jetzt Leichen sind — aber zugleich im Arm Dir ruhen! So ist es, das ist das Gefühl des Weibes: Um Liebe alles! Warum also die arme Ximene erstechen, während gerade das ihr Sieg ist, daß sie leben bleibt und liebt! — Im einzelnen sagte mir Esser manches, was ich mir merken kann; gut! immerzu! schickt mich noch immer wieder in die Schule — ich gehe meinen Weg, aber ihr macht keine Cids — übrigens ist er ein prächtiger, lieber Kerl und hat, ich bin es überzeugt, in jeder Hinsicht Achtung für mich. — — — —

Meine süße Frau! Da hab' ich mir das Herz leichter geschrieben, und Du bist schneller um ein Briefchen reicher geworden als Du vielleicht gedacht hättest. Lieb, lieb Maus, goldig Frau! Ziel meiner Sehnsucht, Erfüllung aller Träume, Schatz von Melodien und tausend guten Dingen! Ist es denn möglich? Vor zwei Jahren um die Zeit hatt' ich noch keine Bertha? Erst zum zweitenmal bin ich von meiner lieben Frau zum Geburtstag

beſchenkt worden. — — Von meiner Eliſe und der Mutter hab' ich ſo liebe Briefe gehabt. Denen will ich morgen ſchreiben, wenn ich guten Mut hab', heut' hab' ich mir das Herz leicht geſchrieben bei Dir, Himmelsfrau, Gottesgab'!

Ewig bin ich Dein Peter.

540. Tagebuchblatt.

[München, 26. Dezember 1866.]

Ich ſchlag' dies Büchlein wieder auf,
Will wieder meinen Lebenslauf
Mit Sang und Reim begleiten,
Bin oft zu Sang und Liebe faul,
Geſchlagen bin ich ganz aufs Maul
Zuzeiten.

Hab' geſtern wen begraben ſehn,
Ich ſah den Sarg im Grabe ſtehn,
Tät mit im Zuge ſchreiten,
Und hab' im ſtillen mir gedacht:
Mit dem hab' ich geſcherzt, gelacht
Zuzeiten.

Jetzt red't das Pfäfflein ihm am Grab,
Und Freunde ſchaufeln Erd' hinab,
Das Bett ihm zu bereiten;
Und niemand weiß mehr ſeine Spur,
Es ſuchen ſie die Liebſten nur
Zuzeiten.

Wie ich dann ſann zu Hauſe nach,
Da klingen fern in mein Gemach
Trompeten, Paukʼ und Saiten,
Da wurd' ich doppelt trüb und triſt
Und grämlich, wie man's eben iſt
Zuzeiten.

Ich dacht' an Leben, Lieb' und Tod,
An all den Schwall von Erdennot
Und Widerwärtigkeiten,
Wie karg die Luft, das Leid wie groß,
Und wie uns freut das Leben bloß
Zuzeiten!

Dann kam der Schlaf, dann kam der Traum,
Und heut' weiß ich von gestern kaum,
Es liegt mir fern im Weiten:
Will leben fort in Sturm und Ruh',
Und will mir singen eins dazu
Zuzeiten!

541. An Reinhold Köhler.

[München, 30. Dezember 1866.]

Habe in diesen Weihnachtstagen
Mich verhätschelt in Trochäen,
Rosa Freundliches zu sagen
Und Susanne abzutragen
Meinen Dank für milde Spenden,
Da sie mir mit eignen Händen
Drei der Hemden flink tät nähen,
Sie nach München mir zu senden.
Drum noch einmal um die Lenden
Gürt' ich meine Feder jetzt,
Nochmals Reime zu erspähen,
Wie sie sonst Dein Ohr ergötzt,
Mich zum „Herder" aufzublähen,
Alle Künste aufzuwenden,
Dir den Dank ins Herz zu säen,
Daß Du meinen Stolz geletzt
Und zur Widmung Deinem Büchlein,
Deiner Weisheit jüngstem Küchlein,
Meinen Namen vorgesetzt,

In den Blättern Deines Cid
Mich verewigt und mein Lied!
Dreifach war ich überraſcht,
Als die Sendung ich erhaſcht;
Erſt die Schrift, die altbekannte,
Dann das Buch und wie ſich's nannte,
Und wie ich die Blätter wandte,
Kam mein Namen, mein Gedicht
Gleich zuerſt mir zu Geſicht.
Es kam wirklich à propos!
Weimars Falke kann nicht ſo
Freuen den, zu dem er fliegt,
Über'm Frack ſich wohlig wiegt,
Und ſich dann ins Knopfloch ſchmiegt,
Als der frohbegrüßte Orden,
Der mir ſo durch Dich geworden,
Der vom Cid, der immer ſiegt,
Wie im Süden ihn und Norden
Nimmer ihn eine Schranze kriegt.

Stunden ſchwanden unterdeſſen,
Und ich habe grade jetzt
Über Büchern ſtill geſeſſen —
Aus Mickiewicz überſetzt:
Die Sonette aus der Krim,
Die ſind rieſig ſchwer verſtändlich!
Ach, mein Reinhold, es iſt ſchlimm,
Und ich möchte ſagen, ſchändlich,
Daß wir ewig ſo getrennt;
Könnt' ich doch, potz Element,
Dich ein wenig Polniſch lehren,
Und auch Du mir wiederum
Manche Konſtruktion erklären,
Die zu löſen ich zu dumm!
Schon im Sommer fing ich an,
Meine Mußezeit benutzend,

Übersetzte ich ein Dutzend
Der Sonette; leicht getan
War die Arbeit nicht, es machte
Müh' genug bis ich in Gang
Die verfluchten Dinger brachte;
Doch sie sind so voll Gesang,
Zart und so originell,
Daß die Arbeit doch ein Quell
Der Erquickung war; nun wieder
Hock' ich auf die Eier nieder,
Und brüt' ich sie glücklich aus,
Geb' ich sie einmal heraus.
Ja es schwebt sogar mir vor,
Wenn den Mut ich nicht verlor
Und es mir nicht ganz gebricht
An Verständnis und Geschick,
Laß mich sagen, an Versteh — witz,
Zu verdeutschen — lächle nicht! —
Alle Werke von Mickiewicz.
(Laß vor Deinem Kennerblick
Dies mein Reimlein Gnade finden,
Witz und Witsch zum Reim zu binden
Ist ein stümperhaft Geflick;
Aber wer nicht Polnisch spricht,
Merkt ja doch den Schnitzer nicht!)
Wie gefällt Dir die Idee?
Ganz vortrefflich hat Mickie-
Wicz verschiednes von Petrark
In sein Polnisch umgedichtet
(Die zwei Strichelchen sind stark!
Reinhold! nicht zu streng gerichtet!)
So das reizende Sonett: O
Sei gesegnet, benedetto!
Btogostawicz sagt der Pole.
Doch nun scheint es mir bei Gott,
Daß ich allzu polyglott

Fernher meine Reime hole,
Lieber ende ich für heut',
Daß ich morgen in der Frühe
Beſſren Witzes Funken ſprühe,
Als die ſpäte Nacht ſie beut.
Drum für heute gute Ruh',
Bis ich morgen Kaffee nippe,
Dann, das Pfeifchen auf der Lippe,
Schreib' ich noch 'nen Vers dazu!

Doch ſo ſchön die Sonntagsfrühe,
Und die Stille, die ſie bringt,
Fürcht' ich, daß trotz aller Mühe
Vers und Witz mir nur mißlingt;
Eh' mein Brief zu Ende klingt
Laß mich drum noch einmal klagen,
Daß wir in die Welt verſchlagen,
Daß die Trennung niederzwingt
Treuer Freundſchaft Urbehagen,
Wie's von Herz zu Herzen dringt!
Daß das Leben will verſagen,
Was es einſt ſo reich gewährt!
Nie ward mir ein Freund beſchert
Wie Du warſt in ſchönen Tagen,
Wie Du nun und ewig biſt,
Nur daß Nähe ſo beglückend
Und daß Ferne ſo bedrückend
Und daß Trennung ſchmerzlich iſt! — —
Ach, wär' ich doch ſchon vermählt!
Aber ewig hingehalten
Von des Zweifels Spukgeſtalten
Werden beide wir gequält,
Und die Wirtſchaft in Luzern
Wird von Tag zu Tage ſchlimmer,
Nimmer tagt von dort ein Schimmer,
Einer beſſern Hoffnung Stern. — —

War zehn Tage jüngst in Wien,
Weil mir's in der Ordnung schien,
Daß zu einem Berliozfeste
Einer doch vom letzten Reste
Der Weimarschen Kunstgenossen
Sich der Feier angeschlossen.
Alt geworden ist der Mann,
Aber ewig jung im Geiste,
Der des Schönen viel ersann,
Der nicht, auf die alte Leiste
Hämmernd, Altes neu gemacht,
Sondern Neues sich erdacht,
Das nun mehr bleibt als das meiste,
Was die Zeit hervorgebracht.
Nicht bereu' ich, daß ich reiste
Und gefolgt dem innern Trieb,
Diesem Meister, der mir lieb,
Meine Huldigung darzubringen,
Der in künstlerischen Dingen
Stets der reine Künstler blieb,
Treu und ernst in stetem Ringen,
Dachte, handelte und schrieb;
Ich vermeide jeden Hieb
Auf der andern Adler Schwingen,
Doch verschweigen kann ich nicht,
Daß sie oft die Flügel hingen
Und bequem auf Erden gingen,
Statt zu streben nach dem Licht. —
Und nun sei gegrüßt, mein Bester,
Laß dies Wischchen Dir behagen
Und Dir morgen zum Silvester
Grüße von dem Freunde sagen.
Grüße mir Dein Mütterlein
Herzlich und die Doppelschwester,
Eitner, Walbrül, Wislicein,
Herwarth, Marshall obendrein,

Und weil Montag keine Stell' hie
Mehr im Brief hat den — Genelli,
Der die Ritterschaft zum Falken
Teilt mit manchem dummen Dalken,
Doch zum großen Geniusorden
Schon von Gott erkoren worden.
Also bleib im neuen Jahr
Nur gesund und frisch am Leben!
Krieg und Not genug wird's geben,
Doch entrinnt man der Gefahr,
Kann man manches bessre auch
Schauen und ein Glas drauf leeren,
Wenn der Zeiten frischer Hauch
Übel heilt, die uns versehren.
Schreib — Augustenstraße 10 —
Deinem Freund! Auf Wiedersehn!

542. An seine Braut.

[München, Anfang 1867.]

Liebe Bertha!

Es ist mir leid, daß Du warten mußtest. Der Tag ging gestern so herum, ich war in der Messe der Allerheiligenhofkirche, es wurden Chöre von Eccard und Palestrina aufgeführt; dann ging ich zeitig zu Carl und gegen abend mit ihm spazieren. Dann zu Fräulein Rommel, der ich versprochen hatte, ihre Arien aus Don Juan und Fidelio mit ihr noch einmal durchzugehen. Bei Knoll aß ich zu Nacht und ging dann mit ihm kneipen zu Murschel. Dort hatten wir mit einem Professor X. über Goethe gestritten; dieser ist so ein recht breitspuriger Philister, kommt da so mit Dingen, das Gretchen im Faust wäre ein ganz gewöhnliches Frauenzimmer u. dgl. Wenn Künstler sich erst nicht schämen, so ganz unnütze Dummheiten zu sagen, so wird einem jämmerlich zu Mut; armselige Bande. Wir gingen ganz empört nach Hause, und Knoll gab mir eine Charakteristik dieses X. — — — So ist

der, der den Goethe illustriert hat. Jetzt denk' Dir, so 'ne — — illustriert so was jetzt, was soll so ein — — für Bilder zeichnen, der so vom Gretchen spricht. Wir kamen durch den wundertätigen Magus auf dies Gespräch. Anfangs war auch der Maler Victor Müller[1] dabei, später der Philolog Umpfenbach, ein schöner und, scheint es, recht geistvoller und lieber Mensch. Was mir solche Gespräche zuwider sind! Über Goethe erst noch streiten! Hut ab, Bestie, eh' du nur den Namen in den Mund nimmst. So ein Stümper und Schmierer, er soll doch seine Sachen gut machen und Goethe stehen lassen! Aber man sollte sagen, für diese Deutschen ist ein großer Geist wahrhaftig zu gut. Lumpenkerle! Rückert sagt:

Daß Goethe werden durft' getadelt ungerochen,
Das hat mein Selbstvertrau'n und Weltgefühl gebrochen!

Das bezog sich darauf, wie diese Kläffer, der Jud' Börne an der Spitze, über ihn herfielen, der dann aber eine wundersentimentale Verhimmlung von Jean Paul losläßt. Ach die Kerle! — Das war ein leidenschaftliches Diner, wo ich mit Preller und Frau von Schorn in Weimar gegen Liszt und die beiden Wittgensteins den Tasso von Goethe verteidigte. Das war auch einer von den Zügen, die mein Verhältnis zu Wagner in Gang brachten und befestigten, daß wir in der glühenden Verehrung für Goethe so übereinstimmten, und ich erinnre mich einer göttlichen Szene, wo wir uns beide über Hans echauffierten, der den Goethe einen gemeinen Kerl und Faust ein elendes Machwerk nannte, wenigstens die Nibelungen von Wagner für etwas durchaus Bedeutenderes (!) hielt. — — — Jetzt scheint Wagner im Anzug zu sein, darauf hin häufen sich die Gerüchte. — — — Es ist gewiß, die ganze Sache ist eine Lola Montez-Affaire und wird denselben Ausgang haben. Man sagt, Wagner und Cosima intriguieren politisch für den Anschluß Bayerns an Frankreich (!) und führt dazu an, daß der König den Hofball mit der Frau des französischen Gesandten eröffnet habe. Das würde allerdings, bei der deutsch-einheitlichen, zu Preußen neigenden Volksstimmung eine höchst gefährliche Richtung sein! Doch die Edda sagt:

[1] Victor Müller, Historienmaler (1829—71).

Was wirſt Du finden, befragſt Du die Runen,
Die hochheiligen,
Welche Götter ſchufen, Hohepriester ſchrieben?
Daß nichts beſſer ſei als Schweigen!

Die Edda ruht ſeit Wien, ich hab' ſie jetzt zum Einbinden gegeben; wenn ich ſie dann wiederbekomm', geht das Studium Hand in Hand mit der Gunlöd. — — — Meine Verbindungen ſind jetzt: Schnorr, Lange,[1] Kruſe, Knoll. Die Bodenſtedts ſind daneben gefallen, ich weiß nicht, es war ſo ein Gemiſch in ihrem Benehmen. Edlitam[2] und Edlitam iſt der Witz der dortigen Konverſation, und wenn ſich ſo Eheleute fortwährend als Liebespaar aufſpielen! — — Mit den Dichtern ſoll ich einmal in kein Verhältnis kommen:

Große hat nicht angebiſſen,
Heyſe iſt mir ausgeriſſen,
Geibel geht zu bald — nach Bremen,
Bodenſtedt wird mich verfehmen.
Seit Champagner fließt nicht mehr
Singt auch Elsholtz kein „Komm her!"
Doch was kümmern alle mich,
Hat Dein Hundelchen nur Dich!

543. An Alexander Ritter.

München, 27. Januar 1867.

Ich habe eben meine Schreibſchublade ſo ſchön aufgeräumt! Es geſchieht das nur alle zehn Wochen bei mir, wenn plötzlich einmal der Ordnungsteufel in mich fährt! Da hab' ich ein dreißig Briefe meiner Braut zu einem größeren Paket gefügt, und viele, viele Schnitzel den Flammen geopfert. Man hat das im Winter ſo bequem. Deine Briefe aber verbrenne ich nicht; ſie rangieren mit denen der Geſchwiſter und nächſten Freunde! Wie oft denk'

[1] Julius L., Landſchaftsmaler (1817—78).

[2] Umkehrung des Namens ſeiner Frau: Mathilde.

ich da nicht auch, einmal auf einem großen Scheiterhaufen alles Liebe und Gute zu opfern und nur das Andenken im Herzen zu behalten. Aber ich habe den Mut nicht dazu. Es kann ja doch sein, daß man's einmal zu Haus und Eigen bringt, da muß denn ein besondres Kabinett, und wär's eine saubre Bodenkammer, für solche Dinge hergerichtet werden, die dann einmal für Kind und Kindeskinder, wenn fromme, bessere Zeiten gekommen sind, eine Herzensweide sein können. Denkst Du Dir nicht auch manchmal die Zeit, wo wir als ehrwürdige Onkels, als längst verschollne Ahnen in den Reliquienkasten des Angedenkens verwahrt werden und wo es dann einmal beim Glas Wein oder bei einer Hochzeit von uns heißt: „Der zweite Bruder von meinem Vater, oder der Musiklehrer von meiner Mutter, oder der Pate von meiner Großtante — das war ein absonderlicher Kauz!"

Deine letzten beiden Briefe, auf welche ich mit dem weltgeschichtlich gröbsten Schweigen antwortete, trafen mich in einer Unmöglichkeit Dich zu besuchen, für die ich keine Worte hatte. Seitdem geriet ich vorigen Dezember als Satellit in die Bahnen Berlioz', machte dessen Faust in Wien mit, sah alte Freunde wieder, die Porges (auch eine Elsa!), die Standhartners, spielte Kapellmeister Esser meinen Cid vor, machte aber durchaus kein Glück damit. Um diesen letzten Geniestreich meines Lebens auszuführen, pumpte ich überall Geld zusammen, woran ich jetzt, langsam verblutend, bezahlen muß. — — Dennoch reut es mich keinen Augenblick. Der Faust war doch einmal wieder eine künstlerische Erschütterung, und für mein Verhältnis zu Berlioz bildete diese Episode einen sympathischen, guten Abschluß, wie ich mir ihn mit Liszt und Wagner zur betreffenden Zeit ebenso wünschen möchte. — — —

Meine Gunlöd ist über all die Sachen noch im zweiten Akt stehen geblieben. Edler, teurer Freund! Wieviel hätte ich Dir noch zu schreiben, doch bin ich froh, diese Abschlagsleistung einmal geleistet zu haben.

Immer Dein Cornelius.

544. An seine Braut.

München, Samstag, 2. Februar 1867.

Liebe Bertha! Ich hoffe, Du haſt nachträglich den letzten Brief erhalten. Ich ſchrieb ihn Dienstag abend, brachte ihn ſelbſt auf die Eiſenbahn, wie immer. So wird er denn auf irgendeiner Station aufgehalten worden ſein, wie es ja dieſen Winter wegen der Schneefälle öfter geht. Ich ſchrieb Dir nur kurz, indem ich die Einlagen mit einigen Worten begleitete. Es war ein ausführlicher Brief von Wagner von zwei kleinen Bogen darin, den ich Montag morgen, und ein zweiter von Frau v. Bülow, den ich am Abend desſelben Tages erhielt. Wagner machte mir einige Vorwürfe über leichtſinnig oberflächliche Bemerkungen von mir, die ihm zugekommen wären, nannte es ein „wahres Verbrechen", daß ich auch nur einen Augenblick Frau von Schnorr habe Glauben ſchenken können.[1] Im übrigen war der Brief ganz freundſchaftlich und wohltuend gehalten. Den von Frau v. Bülow habe ich nur oberflächlich geleſen, er enthielt eine Art Entſchuldigung — wenn Du ihn unterdeſſen nachträglich erhalten haſt, ſo teile mir das Intereſſantere daraus mit, das Dir vielleicht auffällt. Ich erinnere mich nur, daß ſie uns in Ausſicht ſtellte, wir würden gewiß im Frühjahr heiraten können. Auch Wagner ſchrieb in dieſem Betreff, es würde mir zweifelsohne in den nächſten Monaten ein Profeſſorendekret mit einer entſprechenden Gehaltsvermehrung zugeſtellt, da in dieſen Tagen ſchon alles mit Bülow ſtipuliert würde: Einrichtung der Muſikſchule uſw. So freute ich mich, mit dieſem Briefe und ſeinen Einlagen Dir einen Hoffnungsſtrahl leuchten zu laſſen, und es würde mich herzlich betrüben, wenn gerade dieſe wichtigen Dokumente verloren gingen.[2]

[1] Frau von Schnorr ſagte bei ihrer Rückkehr von Luzern im Grunde nichts andres aus, als was die nächſten Freunde Wagners längſt wußten. Es war viel verlangt, Frau v. Sch. keinen Glauben zu ſchenken. Vergebens war es, daß die Politik von Triebſchen darauf ausging, das Verhältnis Wagners zu Frau von Bülow als ein rein freundſchaftliches hinzuſtellen.

[2] Sie ſind in der Tat verloren gegangen.

Am Mittwoch abend in der Briennerstraße begegnete ich der Königin der Nacht und der ersten Dame.[1] Sie sagte: „Nun Papageno, ich sah Dich ja lange nicht!“ Ich antwortete: „Sternflammende Königin, es ist mir leid — aber Sarastro[2] ist mein älterer Freund und hat immer gut an mir gehandelt.“ „„Nun so traue ihm nur so lange, bis Du selbst einmal in der Patsche sitzest!““ „Sternflammende Königin, wir dürfen Persönlichkeiten nicht so ins Gewicht legen, Sarastro ist Gründer unsres ganzen Tempelbaues, alle Priester stoßen ins Horn, das er ihnen gibt. Der Brief an Tamino[3] war viel zu stark!“ „„O Tamino ist mir ganz gut, er hat mich grüßen lassen. Aber Sarastro ist ein Bösewicht!““ Da wandte ich mich auf dem Absatz herum und sagte: „Sternflammende Königin! Ich habe die Ehre!“

Hoffentlich läßt sie mich jetzt in Ruhe. O Papageno, wann sind' ich Dich in all diesen Labyrinthen des Isistempels! Herzchen, wieviel hab' ich Dir zu sagen. Ein neues Heft für Schott ist bis auf die letzte Note in Ordnung. Ich gehe in die „glücklichen Bettler“ von Heyse[4] und Hornstein.[5] Morgen ausführlicher!

Ewig zu Deinen Füßen Dein Hundelchen!

545. An seine Braut.

[München] Sonntag, 3. Februar 1867.

Himmelsfrau! Lieb, lieb Bertha! Da kommt Dein Brief, berauscht mich, regnet Blüten von tausend Mandelbäumen auf mich. Herrlich' Frau! — — — Laß mich die Medizin Deines Briefes selig schlürfen, laß mich jung werden, erstarken an Deinen beseligenden Worten! Ich habe heute wieder an Wagner geschrieben, und zwar einen ausführlichen, herzlichen Brief. Ich bin fest entschlossen,

[1] Gemeint ist Frau von Schnorr und ihre Freundin Reuter.

[2] Gemeint ist Wagner.

[3] Gemeint ist der König. Frau v. Sch. hatte ihm über ihre Erfahrungen in Triebschen berichtet.

[4] Ein Märchen nach Gozzi, von Heyse für die Bühne bearbeitet.

[5] Robert von H., Komponist 1813—90.

unerschütterlich an ihm zu halten, durch Dick und Dünn mit ihm zu gehen, parteiisch bis auf's Blut. Wenn ich sehe, wie andre, wie ein Bülow, Liszt, Berlioz, Tausig, Damrosch an mir handeln, mich links liegen lassen, mich vergessen und wie er, sobald ich ihm nur ein Herz zeige, immer bereit ist, mir seine volle Freundschaft zuzuwenden, so sag' ich mir: das Geschick hat nun einmal unsre Wege ineinander laufen lassen!

Was soll mir Frau v. Schorr? Was will sie von mir? Was kann sie mir sein? Und macht nach ein paar Besuchen, die ich bei ihr machte, gewissermaßen den Anspruch an mich, ich soll Partei für sie ergreifen gegen einen Freund, dem ich alles verdanke, der mir als Geist groß und ehrwürdig, als Mensch immer geneigt und freundlich gewesen ist. Nein, ich weiß, was ich zu tun habe: loyaler Freund des Vielgeprüften zu sein.

Liebchen, es ist recht ärgerlich, daß jener Brief gerade verloren ging oder unterschlagen wurde. Es ist nicht ein kompromittierendes Wort drin, aber soll es nicht einen entrüsten, daß es Menschen gibt, die aus irgendeiner weltlichen Rücksicht das heilige Briefgeheimnis entweihen. Ach, man macht so viele Erfindungen heut', und die Naturforscher ergründen so vieles, warum erfindet man denn nicht einmal eine allgemeine Gerechtigkeit und Billigkeit, warum ergründet man nicht, wo denn die Kanaille' im Menschen sitzt! — — Sei zufrieden, wenn ich Dich ein bißchen knapp halten muß. Welche Wonne, daß mein Beruhigungsverschen zu rechter Zeit ankam und Dir Freude machte. Diesmal war auch ein sympathischer Beamter da, der sich die letzten Worte der Depesche so mit einem beifälligen, ruhigen Pathos vorlas:

Alles comme il faut —
Schlafe, träume froh!

Das gefiel ihm selbst, den Leuten passiert das ja auch nicht alle Tage.

Meine Frau, ich bin Dein mit Leib und Seel', bis zum letzten Blutstropfen. Hab' Dank für Deinen Brief, den ich mir immer wieder vorlese, bis ich den nächsten habe.

Zu Deinen Füßen Dein Peter.

546. An ſeine Braut.

München, 22. Februar 1867.

Liebchen!

— — — — An der Gunlöd bin ich jetzt wieder. Ich hab' mir die Szene ganz hübſch ausgedacht, wo ſie ſchläft und der Suttung umzieht ſie ganz mit dem Hochzeitsapparat, um ſie heimlich zu überraſchen und weckt ſie dann. — Geſtern hab' ich der Auguſte ein franzöſiſches Sonett gemacht für ihr einaktiges Stück, den Platen, den ſie franzöſiſch in einen Goethe verwandelt. Jetzt bin ich begierig, ob ſie mein Sonett brauchen kann.[1] — — Heute bin ich ebenſo vergnügt als ich neulich verdrießlich war; es geht ſehr gut mit meiner Stimm'! Die Umſchmelzung aus Baß in Tenor iſt jetzt völlig vor ſich gegangen. Eben hab' ich lange geſeſſen und ein ganzes Repertoire durchgeſungen. Es iſt dann merkwürdig wie die alten Lieder eigen klingen, wie ich ſie jetzt ſing'. Ich ſteh' jetzt ſo drüber! Sonſt waren manche Stellen, als wenn ich zu ihnen den Berg hinaufginge. Jetzt ſteh' ich oben und laß ſie zu mir kommen. Es war eine Zeit voll Sorge, oft voll Täuſchung und Entmutigung, aber jetzt ſeh' ich doch, welch ein Genie der Schmitt iſt und wie voll Weisheit jed' Wort, das er über den Geſang ſagt. Du ſollſt ſehen wie ich mit der Figaro-Arie und ſolchen Sachen exzellier'! Denk' Dir, ich hab' jetzt mit der Rommel ſechs Duette, drei neue und die drei gedruckten, gut einſtudiert; die ſingen wir jetzt recht ſchön. Sie macht auch recht gute Fortſchritte. Sei überzeugt, die wird mir ſpäter, wenn ſie einmal eine gute Anſtellung hat, noch nachträglich ein recht gutes Honorar geben, denn die hat Ehr' im Leib'. So hab' ich jetzt doch wieder drei Schülerinnen und ſteh' doch ein bißchen auf einem andern Standpunkt als voriges Jahr, da ich die Schmittſche Schule ſeitdem an mir erprobt und auch ein bißchen über Anſatz mitreden kann. Ich werde zum höheren Geſangslehrer fürs Konſervatorium beſtimmt werden, und dazu wird mir mein Singen von unberechen-

[1] Iſt nicht erhalten.

barem Vorteil sein. Wie oft, lange vor München, sagte Wagner zu mir, Du solltest eigentlich noch singen lernen! Jetzt ist es geschehen! Und er wird sich wundern, wenn ich ihm aus seinem Tristan vorsing'. — — — — Auch eine sehr gute Idee für eine Folge lyrischer Kompositionen eigner Dichtung habe ich, die ich dem König (resp. seiner Frau)[1] im Herbst zu ihrer Hochzeit schenken will; das wird sehr schön.[2] Aber vor allem muß ich Dir eins sagen: Diese Übergangszeit meiner Klavier- und Gesangsstudien war notwendig und vorsichtlich so bestimmt. Ich gehe als ein gewiegter, tüchtiger Musiker daraus hervor, gehe jetzt mit ganz andrer Absicht an alle Dinge. Das können schon wieder meine drei Duette zeigen.[3] Wie anders bin ich da verfahren. Ich objektiviere mir alles. Sonst saß ich immer im Gefühl drin, wie die Milbe im Apfel; von Anfang an, seit der Kindheit war mir das Gefühl alles, das ich empfand, ich setzte mir nicht auseinander, wie es der Zuhörer empfinden wird. In der Art kam ich eigentlich wie ein Schulknabe nach Weimar. Dort ging mir erst leise eine Dämmrung auf, und meine ganze Wiener Zeit und die jetzige war ein Streben danach, mir das Fehlende in dieser Hinsicht anzueignen. Ich machte von den drei Duetten jetzt fast von jedem drei Abschriften, sang sie immer wieder mit der Rommel durch, bis sie mir recht waren. Sonst konnt' ich das nicht, ich hörte nur mein Gefühl, meine Empfindung heraus, die war befriedigt, damit war's gut. Es steht das in einem tiefen Zusammenhang mit der Überwindung des Jugendlichen, ich habe damit erst eigentlich spät die Mannheit errungen. Jetzt aber bin ich ein Mann, Liebchen, bin Dein Mann, Du wirst einmal sehen, welch schöne, große Wendung mein Leben noch nehmen wird an Deiner Seite! Alles das ist Frucht der zwei Jahre, die wir jetzt zusammen leben. O liebe Frau! Deine Blumen haben mir so wohlgetan. Ich liebe ja auch so sehr die Schneeglöckchen. In Weimar hab' ich dem Liszt so manche geschenkt mit

[1] Der König hatte sich mit der Prinzessin Sophie Charlotte, einer Schwester der Kaiserin von Österreich, verlobt.

[2] Kam ebensowenig zustande, wie die Hochzeit des Königs.

[3] Gemeint ist Op. 16. Siehe Gesamtausgabe „Duette" Nr. 17, 20, 21.

Gedichten, später der Marie Gärtner. Jetzt hab' ich eine Frau, die mir Blumen schenkt. Liebe, liebe Frau, welch ein Glück.

Ewig, ewig Dein Peter.

547. An seine Braut.

München, 3. März 1867.

Tausend Dank Frawelchen! — — Unterdessen hab' ich im stillen über meinen dritten Akt nachgegrübelt und hab' da eine ganz originelle Art herausgekriegt. Das Dämonische kommt dadurch in Suttung noch zu ganz besondrer Geltung, und was mir immer gefehlt hatte — aus dem Suttung einen wirklichen Charakter zu machen — das stellt sich über Nacht ein und ich glaube, daß dieser Akt eine ganz originelle Dichtung wird. Suttung behandelt die Gunlöd ironisch, sagt alles mit einem süßlichen Hohn, behandelt die Fahrt zur Höhle der Hela als ihre Hochzeitsreise, sagt es wäre doch auch viel schöner, daß sie dem Trubel mit den Hochzeitsgästen entronnen wären, er singt ihr im Gegensatz zu Odin ein schauerlich zärtliches Ruhelied, er geht dann, um ihr einen schönen Strauß von Giftblumen, Tollkirschen, zu pflücken und sagt dann: Liebchen Du wirst recht durstig sein — da iß das — und sie, im Gefühl, daß nun der Alpdruck zu Ende geht, schlingt's gierig hinunter; nun spricht er seinen Todesfluch über sie aus, und während sie bis dahin nur lakonisch mit Ja und Nein geantwortet — bricht sie in den Jubel des Todes aus und beschwört die Lichtalfen, während Suttung die Hela und ihr Gesind' veranlaßt, was dann den Schlußkampf der bösen und guten Geister hervorruft, wie Du's kennst. Nicht wahr? So mit einer teuflischen Lyrik ausgefüllt, die alle Lyrismen und Ortruds in sich konzentriert und doch sich zu schauerlich schönen Akzenten steigert, wird dieser dritte Akt ganz originell, während der zweite mit dem Hohn und Tumult der Erdgeister nach der enthusiastischen Erklärung der Gunlöd und dem Ruf Suttungs: Zurück! Der Hela weih' ich sie! — ganz gut schließt.

Siehst Du, ich bin jetzt wieder so erfüllt davon und weiß, daß ich aus dem dritten Akt etwas Poetisches mache, was vielleicht das

beſte der Oper wird — ſo daß ich wirklich die drei Typen: Teufel — Weib — Gott blendend ſchön herauskriege und eine Szene mache trotz Shakeſpeare (Caliban) Marſchner (Hans Heiling) und andern großen Geiſtern — iſt es doch als wäre meine Kraft durch die erſten beiden Akte gewachſen — nachher kommt nach all dem Graus — der aber doch durch die Berglichter, durch Odins und Gunlöds Liebe, durch das Roſenterzett, die wundervolle Muſik (während Gunlöd auf der Bühne ſchlafend, von Odin eingeſungen, zurückbleibt), Licht genug hat — kommt dann bei Gunlöds Erſcheinung und Erweckung in Walhall göttliche Ruhe, Klarheit, Breite heraus, während die Spannung bis zum Schluß anhält. — Herzelchen, mir iſt, wenn Du mir zu allen Melodien Deinen Segen gibſt, müßt' das gewiß was Schönes werden. — — —

Die Gunlöd kann nur auf der Bühne wirken mit einer glänzenden Ausſtattung, ein Dichter muß Koſtüme und Dekorationen erfinden — aber ich habe gelernt, dieſe Anſprüche zu machen, es iſt ſehr gut, ſie zu machen, ich hab' meinen Barbier für zwei Stuben geſchrieben und den Cid auf das bißchen Gartenfeld und Triumphmarſch beſchränkt. Die Gunlöd ſoll Geld koſten, aber ſie ſoll's einbringen. Partitur und Klavierauszug werden vervielfältigt, ehe ich den erſten Schritt in die Welt damit tue, keine Note wird geändert, und ich werde mir die Leut' bezahlen, die alles revidieren und korrigieren.[1] — — —

548. An ſeine Braut.

[München] Freitag, 8. März [1867].

Zu morgen, zu unſerm Samstag, engelslieb' Frau, nur die paar Wort'! Um die Zeit wo Du den Brief erhältſt, liegt der alte große Cornelius ſchon unter der Erd' und ich bin dann Peter Cornelius, der einzige, Dein einziger, Dein lieb Männchen! — — —

Knoll iſt nach Berlin zum Begräbnis telegraphiert, als Münchener Kunſtvorſtand, heut' in der Früh abgereiſt. Carl iſt ſchon

[1] Für die Rollen von Gunlöd und Odin faßte C. ſpäter das von ihm verehrte Sängerpaar Heinrich und Thereſe Vogl ins Auge.

am Mittwoch abend fort. Ja, Herzchen, mit dem alten Mann sei'm Tod fängt eine neue Kunstepoch' an, und keine bessere, wo der Piloty Hauptmann ist! Knoll war auch ganz betrübt. Ja, lieber Gott, sterben müssen die Leut'! Ich wünsch' nur jedem so ein ruhmvolles, großartiges Leben! — — —

Frau von Bülow hat heut' ihr Mädchen zu mir geschickt und mir sagen lassen, die Baronin hätte meinen Brief erhalten, ließe mir danken und würde mir drauf antworten, sobald — sie sich nämlich von ihrem Kindsbett erholt hat, von dem mir das Mädchen erzählte. — — Es ist halt wieder ein Mädchen — eine Eva, nach der Heldin aus dem Hans Sachs. — — —

Himmelsfrau! 100000 Küsse! Sei zufrieden mit den paar Wort' zu unserm Samstag, schon der nächste ist eigentlich unser Jahrestag.

Hab Dein Hundelchen lieb!

549. An seine Braut.

[München, 13. März 1867.]

Teuerste Frau! Was weißt Du von meinem Mutterchen? Ich wollte gleich hin, aber lieber Gott, es sind mir die Flügel beschnitten, ich traf Wagner nicht gleich und seh' ihn jetzt erst abends, wie soll er mir gleich Geld schaffen zu dem Frühzug morgen. Da hab' ich mich schon drein gefunden hier zu bleiben und in der bevorstehenden stillen Trauerzeit, wo Klavier und alles ruht, die Gunlöd fertig zu dichten. Ich hab' von der Mutter im Jahre 1861 Abschied genommen, so oft ich seitdem ihr Bild ansah, wußt' ich, ich seh' sie nicht wieder! Außerdem müßt' ich dann Wagner gerad' so hier sitzen lassen, und wenn jetzt am 13. Bülow eintrifft und alles in die Reih' gebracht wird, bin ich besser selbst da die Interessen wahrzunehmen. Doch ich sag' das alles nur als Beruhigung der einfachen Tatsache gegenüber, daß mir eben die Reisemittel fehlen, und daß ich selbst im dringendsten Fall das ewige Anpumpen auf Freundesunkosten nicht mehr mag. Susanne, Wilhelm werden dort sein, Carl wohl hineilen, der die Gelder in der Hand hat — ich

hab' die Freude gehabt dem Mutterchen noch mein Lied zu ſchicken. In Gottes Namen! Gern würd' ich, weiß Gott, auch die Leiche noch küſſen, wenn ſie geſtorben wär'; doch wenn's nit ſein kann, ſo wollen wir an ihrem Grabe knien, wenn wir verbunden ſind. Wagner war recht lieb geſtern. Die leiſeſte Spur von Verſtimmung iſt weggetilgt. Von ihm laß ich mir gern was gefallen; er rühmte auch gleich wieder meinen guten Willen, meine gute Meinung. — — Wenn etwas Beſonderes iſt, telegraphier' mir!

Ewig Dein Peter.

550. An Hans von Bülow.

[München, Donnerstag, 14. März 1867.]

Märzveilchen blüh'n, es werben dreiſter
Schneeglocken um der Sonne Gunſt;
Da kommſt auch Du, da blüht uns, Meiſter,
Die Feuerlilie Deiner Kunſt.
Im Zauberkreis, den Du umſchriebeſt,
Beethoven lebt, es atmet Bach;
Heil daß Du kamſt, o daß Du bliebeſt!
So Gruß wie Wunſch tönt tauſendfach.

Du kommſt von Deinem Siegeszuge,
Zu raſten hier triumphesmüd —
Nein nicht zu Raſt, zu neuem Fluge,
Auf dem der höchſte Sieg Dir blüht.
Ja, Du hältſt hoch empor, Du liebeſt
Dein heil'ges Banner ſonder Wank;
Dank, daß Du kamſt, o daß Du bliebeſt,
Das wär' erſt voller froher Dank!

Du ſollſt kein Wort des Lobes hören,
Welch eine Tat Dein Kommen iſt;
Kein Mißklang ſoll den Gruß mir ſtören,
Drum nichts als daß Du „einzig" biſt!

Daß Du Dir einen Preis erringeſt,
Wie er noch keinem ward zuteil;
Du kamſt — o daß Du nie mehr gingeſt,
Wie wär's der deutſchen Kunſt zum Heil!

Ja, kehr' zurück, Du teurer Sänger!
Du kennſt das Lied, hier ſei's erlebt!
Komm, daß Dein Lebensſchiff nicht länger
Durch alle Meeresſtürme ſchwebt.
Der müde Du auf Wogen triebeſt,
Wirf Anker hier, wir hoffen drauf.
Du kommſt, Glück auf! O daß Du bliebeſt —
In Kunſt und Leben dann: Glück auf!

551. An ſeine Braut.

München, 14. März 1867.

Mein liebes, liebes Berthchen!

— — — — Bei Wagner iſt jetzt jeden Abend — Hof; man hütet ſich wohl, mehr zu ſprechen, wie einem der Schnabel gewachſen iſt, nur immer lächeln, immer lachen, wenn eine Anekdote erzählt wird, auch wenn man die Pointe nicht verſteht. So macht' ich's geſtern, ich lachte mit und bezwang mich ſogar ſo weit, ſelbſt welche zu erzählen, über die lachte nachher Wagner am meiſten. Seitdem behandelt mich Röckel, der eigentliche Anekdotenerzähler, mit großer Rückſicht. Der iſt nun der Unvermeidliche am Wagner-Hof — auch einer von denen, der nun den Karren abermals in den Dreck ziehen wird. Doch iſt er ein anſtändiger Menſch, gut. — — — — Geſtern kam ich tief verſtimmt von Wagner. Fort, fort! ruft es dann in mir. Der Gunlöd iſt er ſchon von Anfang an nicht hold. O das iſt alles viel zuviel! O wohin verſteigt man ſich, ja, ſeine Nibelungen, und die hat er nur für ſich gemacht!!! — — Knoll iſt von Berlin zurück, hat ergreifend am Grab geſprochen, Du wirſt's geleſen haben. Ich hab ihn heut' beſucht, weil unſer Donnerstag natürlich wegfällt, wegen dem „Hof", aber wir ſtimmten göttlich

überein als ich von ihm ging. Nur aushalten, aufpaſſen, alles mitmachen! ✕ — —

Hab' Dank für Deine Depeſche, teure Frau! Soll uns das Mütterchen noch glücklich ſehen? — — Hier heißt's jetzt aushalten, klug ſein, nicht ſo die Empfindung, den Pathos ſo im Vordergrund ſtehen laſſen. ✕ Geſtern kam Bülow an; Mihalovich hatte ihm erzählt, ich hätte meine Oper auf vier Akte ausgedehnt.[1] Schade, ſagte er, die vieraktigen Opern fallen in Deutſchland immer durch, wie z. B. Adolf von Naſſau von Marſchner. — — — ✕

552. An ſeine Braut.

München, 20. März 1867.

Das war von meiner lieben Frau, die mir ſogleich geſchrieben und ſo zu Herzen geredet hat! — Heilig iſt mir die Stunde und der ſtille Abend, an dem mich niemand geſtört hat als Eliſabeth, die auch ſo brav war, mir die Nachricht von Carl gleich zu bringen. Wie wohl bin ich beſtellt, daß ich's ſchon ſeit einer halben Stunde durch meine liebe Frau wußte. Wie froh bin ich, daß mein Mütterchen nun ſo hingenommen iſt. Sie hat keins von ihren Kindern ſterben ſehen, ſeit dem kleinen Auguſtchen, auch keins von den Enkeln, außer dem unglücklichen Wilhelmchen. Die drei Schilykinder, die drei Carlskinder und den einzigen Emmerich wußte ſie lebend und blühend. Welcher Schmerz für ſie, wenn ſie im hohen Alter noch hätte ſolche Fälle erleben müſſen. Sie hatte einen ruhigen Lebensabend unter den Fittichen dieſer frommen Eliſe, hat Suſanne noch manchmal geſehen, mit Wilhelm gelebt. Du weißt, ich ſah ſie zuletzt in Lahnſtein im Sommer 1861. Da lebt ich noch vierzehn, oder doch acht wohlige Tage in ihrer Nähe. Ich nahm knieend von ihr Abſchied, wie ich vor Dir knie, und da ſah ich ſie immer noch ſo leuchtend vor mir ſtehn — ſo behalt' ich ſie zeitlebens im Herzen! Du mußt ſorgen, daß Suſanne für mich

[1] Dieſer Entwurf wurde ſpäter wieder aufgegeben und auf drei Akte reduziert.

ein paar Pantoffeln, oder nur einen zurückbehält, die die Mutter noch getragen hat. Du behältſt ſie dann gleich bei Dir, und es iſt mir eine große Freude, ſie dann zu haben. Mein Mutterchen wird wohl noch recht gelitten haben, ihr Lebensfaden war ein zäher Nerv und konnte wohl nicht ohne Schmerz zerriſſen werden. Ich bin begierig, ihre letzten Tage und Augenblicke erzählen zu hören; es wäre mir doch lieb, wenn Suſanne da geweſen wäre. Für mich, liebe Frau, hat ſich alles ſo beſſer gefügt. Ich habe an unſerm 18. März, der nun wohl auch der Todestag der Mutter geweſen ſein wird, den dritten Akt der Gunlöd vollendet. Über die Reiſe und all die Erregung wäre ich nach Monaten nicht wieder zur Ruhe gekommen. So iſt der Tod der Mutter nur ein erhebender, läuternder Moment für mich. Ich war all die Tage darauf vorbereitet. Ich muſizierte nicht mehr. Geſtern ging ich doch zu Frau Lange. Sie ſagte: Wollen wir ſpielen? Ich ſagte: Ich bin ganz draus, aber doch, mit Ihnen wird's mich erheitern. Später ſagte ſie: Sie ſind ſo melancholiſch! Ich ſagte: Ich bin's, heut' iſt es ſchon einmal ſo, ich kann nicht dagegen. — Um die Zeit als wir ſo ſprachen, war das Mutterchen ſchon geſtorben! Ich war aber den ganzen Tag ſo niedergedrückt, ich mochte niemand anſehen, alle Leute auf der Straße fielen auf mich. Ich ging zur Gevatterin Anna und wir ſchütteteten unſer Herz aus über den „Herrn", der nun Montag in aller Frühe wieder abgereiſt iſt, und von dem wir beide aber auch nicht das mindeſte gehabt haben, keine Gewißheit, kein Wort nach keiner Seite hin. Als ich Sonntag zu ihm kam, traf ich ihn allein. „Ach, ich ſoll eigentlich allein bleiben, ſetz' Dich, lies Zeitung." Aber da redete er in einem fort! Die Anna kam, er nahm zärtlichen Abſchied, ſagte mir, daß ſie guter Hoffnung ſei, zankte, daß ſie nicht mit nach der Schweiz ſeien. — Ich, vor meiner Zeitung ſitzend, ſagte ihm: Sprich nicht, es iſt nicht gut! Nun merkte er es ſelbſt, ſtrampelte vor Wut mit den Beinen auf dem Sofa, auf dem er lag: ich nahm in allem Humor Hut und Stock, wollte gehen — ſollte bleiben — dann kamen Röckels, Bülows und — er war der geſetzteſte Mann bei den oberflächlichſten Teegeſprächen, die er ſelbſt mit der philiſtröſeſten Ruhe leitete. — — Mit Leuten wie mir könnte er ſich

das ſparen. Ich hab' auch einige bedeutende Menſchen in meinem Leben geſehen, und die haben ſich durchſchnittlich wie vernünftige Leute benommen. — Es iſt gewiß, daß Wagner kaum auf jemand, der ihn jetzt kennen lernt, einen guten Eindruck macht: Er läßt ſich zu ſehr gehen! Auch Mihalowich war von ſeinem Weſen ſehr enttäuſcht. —

Ich vollende an meinem Text — bis ihn andre geleſen haben und ich dazu, und dann für den König ins reine geſchrieben, wird es Mitte, wohl auch Ende April. Dann tu' ich meine Schritte. Dann will ich ſehen. Seh' ich aber nicht, ſo verlaß ich München.

Morgen iſt das große Requiem für Cornelius. Ich mach's in ſolchen ſchwarzen Hoſen mit, daß mein Mutterchen und der alte Herr ſich im Himmel bedenklich anſehen werden und flüſtern: „Könnten beſſer ſein!" Ach Liebchen, wenn's Herz nur ſchwarz iſt. Und es iſt ſchwarz, Du glaubſt es! Tröſt' mir die Suſanne! Grüß mir Dein Mutterchen! Gott erhalt' ſie uns noch lang!

Dein Peter.

553. An ſeine Braut.

[München, 22. März 1867.]

Mein teuerſtes Mutſchelchen!

— Geſtern war das große Requiem für Cornelius, und ich hab' es für meine Mutter mitgefeiert. Im Anfang, wie ich in die Kirche trat — weißt Du dieſer muffige Weihrauchduft —, mußt' ich ſchon einmal weinen, aber dann erſt bei einer gewiſſen Stelle in Mozarts Requiem, die ich von alters her ſehr liebe, hatte ich einen ganzen Weinkrampf. Nachher kam ich wie berauſcht und mit ganz leichtem Herzen aus der Kirche. Julius Lange hatte ſich in dieſer Sache ſehr an den Laden gelegt, den Cornelianer herausgebiſſen — ſie kam mit der Eliſabeth ein bißchen zudringlich gleich in der Kirche auf mich zu, ich ſollte ſie doch mit meiner Schwägerin bekannt machen. Weißt Du, ſo Proteſtanten — (!) —, denen iſt die Kirche wie ein Konzertſaal — wenn man ſo durchdrungen

iſt von Muſik und Weihrauch — und unmittelbare Lebensproſa — das iſt wie 'ne Ohrfeige. Ich ſuch' ſchon immer in jedem Konzert und Theater vor dem Gedräng' hinwegzukommen oder ſtill auf meinem Platz zu warten, bis alles fort iſt, weil es mir unausſtehlich iſt, durch oberflächliche Urteile oder überheizten Enthuſiasmus aus der tiefen Empfindungswelt, aus dem Traumleben geriſſen zu werden, in die mich das Schöne und Große verſetzt. Am Schillertag in Wien, nach der neunten Sinfonie von Beethoven, lief ich auch ſo nach Hauſe, ich hätte laut ſchreien können und mögen. Aber nur mit keinem Menſchen reden. Ja mit Dir kann ich dann reden, weil Du — auch ſtill ſein wirſt und wir uns erſt zu Haus aus — küſſen.

Abends las Carrière[1] über Cornelius in dem Liebigſchen Hörſaal; es war im ganzen recht gut, pietätsvoll, wenn auch gewiß viele Münchener, und beſonders die jungen Geiſter, dran zu mäkeln haben. Ich war mit Knoll da, und wir waren beide anerkennend einverſtanden. Ich war auch heute bei Carrière und bei Lachner, der das Requiem dirigierte, und habe Karten abgegeben. War's recht? — Es kam auch heut' ein neuer Schüler, der Bruder vom blinden v. d. Tann, der ſchon damals die Abſicht ausſprach, Geſangſtunden zu nehmen, und Du wirſt ſehen, wieviel Geſangſtunden ich bekomme, wenn ich unterdeſſen in meinen Studien ganz in Stand komme, gut vorzuſingen, heute iſt das glänzend da, und das wirkt nun zurück auf andre Dinge, in denen die Pointe iſt, was mir nun ſchon ganz bequem iſt, und ich es nach und nach ſchön und weich herausbringe. Denke Dir, daß weder Kaulbach noch Schwind bei dem Requiem, noch bei Carrière waren!! — — Morgen feil' ich an der Gunlöd. Nur da liegt unſer Heil, es wächſt mein Mut mit meinem Gedicht; der Tod des Alten hat mir einen Aufſchwung gegeben, ſollt' es nicht möglich ſein, daß er mir ein Fläſchchen Genie-Fluidum hinterlaſſen hat? — Die Geſellſchaft „Krokodil", Du weißt, der Klub der Geiſt-

[1] Moritz C., 1817—95, Profeſſor der Äſthetik an der Univerſität München.

reichen hat ſich aufgelöſt, da lachte ich geſtern mit Knoll; früher meinte man, es wäre eine Art Schmach, nicht dazu zu gehören — man wurde immer dazu aufgeſtachelt — nun iſt die Geſchichte auseinander! — Ich bin jetzt wie erlöſt vom Drucke der Trauerfälle und dieſen äußeren Formen, die damit zuſammenkommen. Jetzt geht's wieder mit allem Mut an die Arbeit!

Frauchen, lieb, ſüß Herzelchen, denk' an mich, wie ich den ganzen Tag und abends beim Einſchlafen. Sonntag ſchreib' ich Dir mehr.

Sei ewig gut Deinem Peter.

554. An ſeine Braut.

München, Sonntag, 24. März 1867.

Meine Bertha!

— — — Ich war eben in einer Muſik von einem gewiſſen Ludwig, einem von den populären Münchner Talenten, bei dem ich tauſendmal tauſend Taler zuviel hab'. Es war ein Miſerere. Ganz würdig, ernſthaft, hübſch in den Gottesdienſt hineingepaßt. Du weißt, was ich über ſo Sachen denke. Von der aſiatiſchen Glut, die das Gedicht hervorgebracht hat und von der hie und da noch ein Reſt in den leidenſchaftlich geſtammelten Akzenten zu ſein ſcheint, iſt hier keine Rede mehr, es iſt hier alles verchriſtlicht, verſteift, ohne Leidenſchaft der Selbſtanklage und Reue, ohne endliche wohltuende Erhebung und einen Schimmer von Hoffnung; das geht alles in einem ſo dumpfen reſignierten Tone fort, wie ſich das Herr Ludwig bei einem Glas Bier oder Wein gar herrlich ausdenkt, ohne aber auch nur einen Hauch von dem Seelenleben durchlebt zu haben, was dazu gehört, wenn man Töne zu was finden will. Ich dachte auch dieſer Tage über das Requiem von Mozart, und wie viele Requiems die Zeit aufgetaucht ſind und wie ſeines doch immer oben bleibt. — — Der Liſzt iſt von allen Heutigen doch der einzige, von dem man Ähnliches ſagen kann; ſeine große Meſſe, der Tod ſeiner Eliſabeth enthält ſolche erlebte Stellen, die immer tiefe Wirkung machen werden. —

Wagner hat sich jetzt längst von den Anstrengungen seines achttägigen Hierseins wieder ausgeruht. — — — Was war er den ersten Sonntag nett, heute vor 14 Tagen. Ich fuhr mit ihm und den beiden Röckels aus, da hatte er ganz den alten Ton, war auch in seinem Benehmen gegen mich so schattenlos liebenswürdig, man sah es, es freute ihn, mich wiederzusehen, so wie es mich aufrichtig freute. Richtig: damals war Nohl da, Wagner sprach lebhaft und was er hier wolle und wie alles werden solle, daß es keinen deutschen Stil, keine richtige Vortragsweise gebe, daß jeder es mache wie er wolle, daß selbst in den ersten Konzertinstituten die Sinfonien von Mozart und Beethoven nicht richtig aufgefaßt und gegeben würden, daß man also suchen müsse, durch gewisse wöchentliche Sonntags-Musteraufführungen und Konzerte einmal wenigstens an einem Ort das Mustergültige zu zeigen. Da schieden wir ganz erbaut von ihm, wir waren unsrer Sache so gewiß, daß ich Nohl meiner Gnade versicherte, sagte, ihm müsse doch auch seine Stellung werden, wir müßten vor allem einmal einen unter sich einigen und ineinandergreifenden Kreis bilden. Er solle doch in Wien Heinrich Porges aufsuchen und sich mit dem gut stellen, denn der werde doch über kurz oder lang auch herüberkommen, und er gehöre auch hin, seines Talentes halber, der solle musikalisch-ästhetisch, Nohl historisch vortragen, das werde sich alles schon finden. So daß Nohl, dem ich eine Art Liebeserklärung mit Eingeständnis früherer Abneigung gemacht hatte, ganz erbaut war und mich des andern Morgens besuchte, was er bis jetzt nie getan hatte. Da kam gerade Elisabeth, während er bei mir war, mit den schlechten Nachrichten über die Mutter. Dann ging ich zu Wagner, fand ihn unwohl: wieder, wieder nichts sprechen, auch abends nichts. Am Dienstag durften wir ihn jedoch sehen, und da war er wieder ganz prächtig bei Laune, las uns noch von 10 Uhr an einige Bogen aus seiner Biographie, welche er schon seit vielen Monaten Cosima in die Feder diktiert. Er las seine Erlebnisse mit Spontini in Dresden, höchst anregend, der ihm ganz von der dramatischen Karriere abriet, wie Wagner mir von der Gunlöd. Da trennten wir uns wieder ganz jovial und ganz erregt. Es war da auch ein Dr. Schanzenbach, der Wagner während seines Hier-

ſeins beriet, der der Arzt der Haute volée iſt, ganz wie Standhartner in Wien, und zu dem auch Wagner eine keimende Zuneigung hat und gegen uns die Hoffnung ausſprach, der werde gewiß ſein hieſiger Standhartner. Lieber Gott, da mußt' ich im ſtillen lächeln. O Genie! O Menſchenkenner! Was iſt Standhartner? Standhartner das iſt ein edler, ſentimentaler, lyriſcher Charakter — ein Menſch, der mit Muſik, mit Geſang und Geige aufwuchs, bei Mozartſchem und Beethovenſchem Quartett groß wurde, der ſich dann in hiſtoriſcher Entwicklung von den Alten zu Schubert, Schumann, Liſzt und Wagner fortbegeiſterte, umgeben von einer Familie, die alle neuen Werke gleich haben muß und kauft, auswendig lernt. Standhartners höchſte Wonne war, ein paar Seiten aus Triſtan, aus der Walküre zu ſingen; wie nahm er meine Lieder auf, jedesmal mit Tränen ſang er meine Unbekannte, das ſchlummernde Kind, die Lieder aus meinem Vaterunſer. Der hatte wirklich Beſeelung und Begeiſterung. Nun lernte er Liſzt kennen, für den ſeine Frau ſeit Jahren unbegrenzt ſchwärmte, nun kam ich ins Haus, wurde der tägliche Gaſt. Noch wie heute weiß ich, daß die Doktorin mit glänzenden Augen frug: Glauben Sie, daß Wagner einmal Tee bei mir trinken würde? Nun kam er im Frühjahr 1861. Standhartners gingen auf's Land, boten ihm ihre Wohnung an, er kampierte dort wie ein junger Gott mit Seraphine, in die er ſich ebenſogut damals verliebte wie heute in Coſima. Die ſchenkte ihm abends Tee ein, da kneipte ſein lieber Taufig und ſein Cornelius mit ihm, wir fuhren ins Thalia-Theater uſw. Ich war damals noch lange nicht verliebt in Seraphine, aber ihre Schönheit tat mir auch manchmal ein Leids an, ich ſah aber mit großer Bonhomie, daß Wagner ſie da ſo allein hatte. Später ſchrieb er ihr jahrelang: Liebe Puppe! — Jetzt hats denn auch aufgehört. Dann kamen Standhartners auch hinter die Wagnerſchen Schwächen, aber Standhartner blieb, was auch kommen mochte, ſtets, und iſt es bis heute, der unerſchütterſte Freund und Anhänger Wagners, er tat alles und mehr als in ſeinen Kräften ſtand für ihn, er machte damals alle möglichen höchſt prekären Schritte in Geldangelegenheiten, als es im Frühjahr 1863 ſo ſchlecht ging. Er wollte nie etwas von Wagner, hat immer

nur für ihn gewirkt, und da meint nun Wagner, dieſer Herr Schanzenbach, der ihn doch nur in Rückſicht auf Stellung u. dgl. anſieht, auf den Leibarzt ausgeht — der werde ein zweiter Standhartner werden! — — — — Herzelchen, es iſt 8 Uhr geworden. Ich will noch ein bißchen zu Knoll gehen. Sei gut! Zuſammenſein iſt ſchön — aber, Liebchen, ſo bräutlich in ewigem Darben, Entbehren und Verſagen? Ach Gott, Du wirſt ja alles wenden, gib uns unſer Glück!

Lieb, lieb Frau mit allerinnigſter Liebe

Dein Peter.

555. An ſeine Braut.

München, Ende März 1867.

Meine liebe Frau!

— — — — Heut' morgen hab' ich Deinen Veilchenbrief ſchon bei meinem Kaffee gefunden! Welches Glück, welche Fülle der Liebe. Wenn ich mir denke, Roſa, die mir immer ſo ein paar ſteife liebenswürdige Worte ſchrieb, mit denen kokettiert' ich, die lernt' ich auswendig. Ich zählte die Blätter, wußte die gelben und violetten, ja da war ich noch ein ſentimentaler Tor. Jetzt regnet's Manna vom Himmel auf mich und ich bück' mich kaum danach, halt' kaum den Hut unter, ſchluck' nur gerade, was mir ſo um den Mund fliegt. Es iſt wie ein voller Blütenbaum, der mich ganz, ganz zuſchneit, ich lieg' ſchlafend oder noch träumend darunter, denk' nicht, daß auch einmal die letzte Blüte heruntерfliegt, ohne daß ich weiß, daß es die letzte iſt. Das iſt ſo meine Trauer um's Mutterchen; erſt wenn ich einmal wieder aufgelöſt glücklich in liebem Kreis ſäße, verſtanden und verſtehend, dann erſt könnt' ich meinem Mutterchen noch die rechten Tränen der Erinnerung nachweinen. Neulich nahm ich abends ihr Bild von der Wand und vertiefte mich in ihre Züge. Faſt in jedem Kapitel von Chatrian, wo ſo was recht Fröhlich-Rührendes vorkam, brach ich in Tränen aus. Schon zu Lebzeiten der Mutter, wenn ich in Wien oder wo ein altes, altes, ſchrumpliges Weibchen ſah, ging mir's oft zu Herzen, als

wär's die Mutter oder als mahnte sie mich. Heute bei Carl am Tisch, während wir heiter und aufgeregt sprachen, füllte sich mein Aug' mit Tränen, ich sah ein bißchen neben hinaus und blinzelte. Aber bei Carl ist nicht mein Wein-Haus; da müssen erst ganz besondre Momente kommen, wo er selbst sehr erregt ist und wo eine tiefe Leidenschaft der Liebe durch die Hülle von Behäbigkeit und Ruhe bricht, die er sich wie eine Enveloppe angeschafft. Wohl ihm, er wird sich seinen Kindern länger erhalten, denn wie nah' ist er dem Alter, wo unser Vater starb, und er glaubt innerlich nicht sehr stark an ein langes Leben, das merkt' ich ihm öfter an. Er sagt, wir sind aus einer kurzlebigen Familie, der Großvater starb mit 46, der Vater mit 50 Jahren.

Ich habe die Dämmerung abgewartet, als es mir zu dunkel zum Schreiben wurde; da sagte ich mir die ersten vier Gesänge aus meiner lieben Edda vor — und das war dann der Moment, wo ich mich bei dem lieben Freund ausweinte, denn sie ist mir jetzt schon ein Lebensereignis geworden; in welchen verschiednen Lagen und Stimmungen habe ich mich immer wieder mit dem Buch beschäftigt seit einem Jahr. Mir ist das wie Musik von Bach und Beethoven, ich weiß nur Goethe und die Bibel, die mir ein ähnliches Gefühl einflößen können. Das ist alles so ahnungsvoll, es ist die Versteinerung einer früheren Welt, in der aber das Herz noch mitpocht, da umarmt Dich der Geist alter, alter Zeiten, der sich wiederum vollgesogen hat an den Schönheiten einer früheren Welt, einer älteren Denk- und Empfindungsweise. Nun hab' ich auch in meiner Dichtung einen Nachhall dieser ewigen Gemütsglocke erklingen lassen, der aber erst in der Musik voll ertönen kann. — Jetzt kann ich fast die Göttersage auswendig, dann werd' ich mir in den nächsten Jahren auch die Heldensage aneignen, daß ich es noch weiß, wenn ich aus dem Tod wieder aufwache.

Liebchen, ich muß schließen. Ich melde Dir nächstens die Vollendung der Gunlöd. Von Wagner, Cosima und Bülow weiß ich gar nichts. Gott **habe** auch alle diese guten Leute selig und **mache uns** selig, mein Frauchen und ihr kuschliges

Männchen.

556. An ſeine Braut.

Freitag, 5. April 1867.

Liebes Frauchen! Zur Zeit, wo Du dieſe Zeilen an unſerm Samstag erhältſt, wird die Gunlöd wohl fertig ſein. Ich habe geſtern Lokis Lied niedergeſchrieben, heute den Geſang der Alfen, wie ſie die Gunlöd bringen, einen wehmütigen kleinen Chor der Götter.

Dämmrung ſinkt auf Walhalls Haus!
Darf der Tod ſich mahnend nahen
Seliger Feier frohem Mahl?
Banger Traum! Wehmutgefühl!
Menſchenleid! Du ewiger Dorn
An der Seligkeit blühender Roſe!

Dann die begeiſterte Rede Odins. Nun wird ſich morgen, wenn es gut geht, die Erweckung Gunlöds und der Schluß noch ganz ſchön anfügen; dann ſchreib' ich von Sonntag an Briefe und denke die Gunlöd doch noch ins reine zu ordnen und zu ſichten, eh' die Bülows kommen, wie Du mir eben in Deinem lieben kleinen Briefchen ſchreibſt. Es paßt nun gerade gut, daß ich zu dieſem Zeitpunkt fertig bin, ſo kann ich Bülows mit dem frohen Gefühl meines vollendeten Gedichts entgegengehen, und wer weiß, Coſima kann vielleicht die Mitteilung an den König am beſten vermitteln und meine Audienz in Anſchluß daran, ohne daß ich jemand anderm ein gutes Wort zu geben brauche. — — — Ich bin ſo froh und dieſer Tage immer, daß ich mir jedesmal ſo ganz unwillkürlich das Herz nehme, ſo an der Gunlöd mir nix, Dir nix weiter zu arbeiten! Wer weiß, Oſtern kann diesmal wirklich ein rechtes Auferſtehungsfeſt für uns werden! Wenn wirklich die Sachen ſich ordnen, Audienz, Dekret und alles kommt, Herzelchen, ſo wird im Mai holter di polter geheirat't! — — — Morgen iſt der ſchöne Schlußtag der Gunlöd. Wie wunderbar! Nach ſolchen Leiden im Beſitz eines Gedichts zu ſein! Grüß Dein Mutterchen, die Atzel und Suſanne brieflich, nächſte Woch' ſchreib' ich an die Schweſtern,

an Wilhelm, Genelli, Mauros, Standhartner, vielleicht Thereſe, Schande halber; aber ganz gewiß an mein Himmelsfrauchen.

557. An ſeine Braut.

Donnerstag, 10. April 1867.

Liebchen! Heut' vor zwanzig Jahren kamen die Landſtänd' in Berlin zum erſtenmal zuſammen. Da war die gute Juſtizrätin A. ſehr in Verlegenheit, ihr alter Vater, ein liberaler Weſtfale kam mit hinzu, und nun fürchtete ſie, der Alte möchte Anſtoß nehmen an dem intimen Verhältnis, deſſen Schauſpiel das Haus ſeiner Tochter gab. Sie liebte mich — ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, und ich liebte ihre Tochter, ohne daß ſie, in der Blindheit ihrer Neigung für mich, wieder eine Ahnung von dieſer ganz natürlichen Liebe hatte. Da war es denn zu Anfang Juni in demſelben Jahre, daß bei Gelegenheit eines Diners die Mutter durch einen unvorſichtigen Blick, den ich mit Lina tauſchte, alles merkte. Da entwickelte ſich denn das Ganze, und ich wurde — Lyriker. Doch daß die Mutter mich liebte, fiel mir erſt nach manchem Jahr ein, wenn ich mir alles ſo überlegte. — Ja, Herzelchen, zwanzig Jahre! — wenn ich mir denke, daß ich heute noch Fingerübungen ſpiele und das hohe Regiſter übe, wie muß ich da einſehen, wie untauglich ich damals zum Ehemann war. O Gott, nun wird mir bald einmal eine junge Dame oder ein junger Menſch begegnen und mir im freundlichſten Weſtfäliſch zuliſpeln, daß er oder ſie, ein Kind des Aſſeſſor oder Rat M. ſei, der Lina einige Jahre darauf heiratete! Dieſelbe Juſtizrätin, oder vielmehr Geheime Rätin hat ſich jetzt angelegentlich erkundigt, ob ich nicht auch zur Leichenfeier käme, ſo erfuhr Carl durch Geheimrat U. Und der Sohn, vermutlich Fritz, gewiß auch ein Rat, war an der Eiſenbahn, mich zu erwarten: Das würde mir für den Fall der Notwendigkeit, ein neues Terrain zu ſuchen, ſehr einleuchten, dieſe alten weſtfäliſchen Bekanntſchaften würden mir als geſetztem Manne jetzt gewiß ſehr unter die Arme greifen. Doch allerdings würde dort unſre gemiſchte Ehe auch wieder ein geheimer Stein des Anſtoßes ſein! Ach, Liebchen, den

Weltwinkel, den Weltwinkel, weit weg von allem! Und doch, wir werden ihn finden, es wird unsre Stube sein, wenn wir erst einmal beisammen sind. Im augenblicklichen Aussprechen jedes Ku—Ku ich wollte Kummers schreiben, kriegs' aber nit heraus!) liegt eine solche Erleichterung, eine solche Befreiung von der Welt! Es muß ganz unbegreiflich schön sein, es werden auch gerad' bald zwanzig Jahre, daß ich's mit der Mutter oder Auguste genoß, und doch nicht so ganz, denn die Liebesgedanken vertraut' ich nur meinen Gedichten. — Ich lebe jetzt sorgenfreie Tage, seit die Gunlöd fertig ist, sing' und spiele den ganzen Tag und habe noch nicht an die so lang verschobnen Briefe gedacht — gedacht wohl, aber bin noch nicht an's Schreiben gekommen. Ich möchte dem Genelli gerne auch ein Gedicht machen, dem glorriösen alten Knaben. — Herzelchen, die Idee mit Soden ist ja ganz lockend und bestechend! Da werden wir das Mutterchen und die Axel haben, und auch Susanne wird kommen, o wie schön, ich freue mich namenlos auf ein paar Abende und Tage in günstigem Kreis, wo einem alles anlacht, ach, da wird erst mein Herz aufgehen, und die Musik zur Gunlöd wird in meiner Seele dämmern. Mit meinem fertigen Gedicht in der Hand kann ich auch überall hintreten — zu verständigen Menschen natürlich — und sagen: der bin ich, da brauch' ich nicht Klavier zu spielen und zu singen, sie glauben mir's doch. O Liebchen, viel, viel schöner ist es als der Cid, gar kein Vergleich. Hier hab' ich mich zum erstenmal ganz von früh'ren, dichterischen Vorlagen emanzipiert, habe ganz aus eigner Seele und Phantasie geschöpft, hier war nichts vorher, das auch Gunlöd hieß! Nun und nimmer werd' ich nach diesem Gedicht einen früheren Plan ergreifen, etwa die Justine nach Calderons wundertätigem Magus, das ist eine ganz brillante Sache für Leute, denen sonst nichts einfällt. Immer und immer wiederkäuen, den alten Sauerteig kneten? Wer wird neuen Wein in alte Schläuche füllen! Nein, die beiden ersten Opern waren mein Schwimmen an der Stange, jetzt kann ich's. — Ich war heute morgen endlich einmal bei Büllner, fand aber nur seine Frau. Büllner hat schon wieder ein Miserere fertig, für die Charwoche, Scholz ein neues Tedeum! Da miserert und tedeumt was zusammen. Daß die Leute alle so fromm

sind! Lauter Messen, Tedeum, Miserere, Requiem! Herr Kiel,[1] Herr Scholz, Herr Büllner, und da möchte jeder so ein bißchen der neue Mozart oder Mendelssohn sein! —

Wie recht hast Du, Frauchen, daß alles viel schneller gehen wird, wenn Du erst bei mir bist! Ach, die Frühstücksgespräche! Meine rechte Schaffenszeit wird erst beginnen! Ich bin noch so jung, so unverbraucht, so — keusch! — — — — — Herzens-Himmelsfrau, ewig zu Deinen Füßen, immer in Deinem Herzen, bald auch, bald, geb's Gott,

Dein eigen Hundelchen.

558. An seine Braut.

München, Palmsonntag 14. April 1867.

— — — Ich habe endlich glücklich den Anfang gemacht mit Briefen, gestern dem Genelli, heute der Elise einen großen Brief geschrieben. Dem Genelli schrieb ich, daß wir uns vielleicht, wenn er im Mai reist, zwischen Weimar und München wo treffen könnten, vielleicht in Frankfurt oder so. Ich hab' ihm noch einmal so recht unumwunden mein Lob gesungen, zum Gedicht kam's nicht — ich hab' das nicht mehr so bei der Hand und möcht's immer besser machen, als ich eigentlich kann. Bei dem Brief an die Elise hab ich mich noch einmal herzlich ausgeweint, ich wußt' es, daß ich das mußt', deswegen mußt' ich auch die Zeit dazu abwarten, wie zu allem, was ich tu. — Es ist wahr, es ist jetzt noch so ein frommer, sanfter Briefwechsel zwischen uns, die lieb' Gewohnheit, die nur einer noch viel schöneren Platz machen darf. — Könnt' ich nur jetzt recht in die Tasch' langen, ich reiste am Mittwoch zu Ritters, bliebe die zweite Hälfte April bei denen und ginge dann nach Soden, wenn Du mir schriebst; dann würd' ich zum 22. Mai nach Starnberg zurückgehen, vierzehn Tage dort bleiben — vielleicht gerad' auf die Art alles in Ordnung bringen und würde dann für den ganzen Sommer zu Dir zurückgehen, nach Mainz, nach Johannisgrund, und an der Gunlöd arbeiten. Könntest Du mir doch nur

[1] Friedrich K., Komponist (1821—85).

so irgendwo ein Sümmchen loseisen, giebt's denn gar nix, sind' sich denn gar nix in unsrer ganzen reichen Bekanntschaft? Jetzt in der Charwoch' schließ' ich mein Klavier- und Gesangsrepertoire ab, da wird einmal für den ganzen Sommer und Herbst nichts mehr auswendig gelernt, bis ich wieder wo festsitz', verheirat't bin; ebenso möcht' ich auch bis zum Mai die fehlenden Stücke von der Göttersage aus der Edda noch ganz hinzulernen, um mich dann ganz rückhaltlos in die Gunlöd zu versenken, an nichts, nichts andres zu denken, nur täglich eine Stunde Stimme und Finger zu üben. — Herzelchen, bald muß ich fort, denn es droht mir eine rechte Arbeit und große Ausgab'. Für 48 Kreuzer den Kain von Zenger[1] zu hören. Aber ich muß es. Dieser Zenger ist ein namhafter hiesiger Komponist, er bildet mit Wüllner und Rheinberger die hervorragende Trias des musikalischen Jung-Münchens. Der Text ist nach Byron von einem gewissen Heigel[2] gedichtet, der zu den Münchner Dichtertalenten zählt und, glaub ich, jetzt in Berlin lebt. Da heißt's also die Zeit und die achtundvierzig dran wagen, damit ich mir einmal meine Idee „Zenger" bilde. Dann kenn' ich nachher die Wüllner, Zenger und Rheinberger. — Gestern abend war ich bei dem guten Mihalovich, wir spielten eine Einleitung zu Hagbarth und Signe vierhändig. Es war mir leid, daß ich sie ihm nicht besser loben konnte; ich war im ganzen nicht mit dem Stück einverstanden. Weißt Du, es wird einem angst, wenn man diese jungen Talente so mit vollen Segeln tristanisieren hört. Nun, ich sagte ihm offen meine ganzen Gedanken wie ich es unsrer wirklichen Freundschaft schuldig bin, und es ist wohl besser; nachher besinnt er sich und macht etwas Gesünderes, während, wenn man so etwas gleich völlig bejaht, sich so ein Mensch immer tiefer hineinleckt, wie Schulze in die Schokolade. — Ach mit welcher Beruhigung sehe ich nun Genellis Bild drüben auf dem Klavier, wie lang hat mir der Brief auf dem Herzen gesessen! — Freundliche, liebe Frau, es ist so still und ruhig, um mein Gemüt ist noch wie ein Schleier von den Tränen heut' morgen, wie ich der guten Elise schrieb, ich höre und sehe die Welt nur fern, dumpf und halb.

[1] Max Z., Komponist (geb. 1837). „Kain" ist als Oratorium behandelt.
[2] Karl August v. H., Dramatiker und Novellist (geb. 1835).

Wahrlich, aus Bedürfnis ſuche ich jetzt eine Muſik nicht, bei der ich noch nicht weiß, ob ich ja oder nein dazu ſagen werde, bei der alſo das Gemüt im Hintergrund bleibt, die kritiſche Tätigkeit wachgerufen wird. Und eine ganz löſende und erbauende Muſik möcht' ich auch nicht — ich könnte dann wieder weinen wie im Requiem. Nein, von all den Todesgedanken dieſes Jahres, die auch im Brief an Genelli den Hauptton angaben, ſcheue ich die Erregungen; es tut mir zwar wohl, zu merken, daß ich noch weinen kann — aber es nimmt auch Lebenskraft mit. Liebchen in Deinen Armen, von Euch, von Dir liebgehegt, wie wohl wird mir dann ſein, ach — es fällt mir ſo ein, könnt' ich ſorgenfrei, auch nur bräutlich in Deiner Näh' wo in der Stille leben, es wär' ein Genieſtreich, die Gunlöd bis zu meinem Geburtstag oder doch unſerm Märztag ſo in einem Strich weg zu komponieren. Denk' einmal, wenn Du bei mir wärſt, ich Dir gleich immer alles ſpielte, nichts, nichts mich ſtörte, alles beglückte, und bei der Art wie ich überhaupt das Ganze halten will, friſch hingeſungen, ohne alle Klügeleien — ich brächt' es fertig. Denk' einmal nach und ſchaff' Rat. „Die Nacht iſt zu nützen zu neuem Entſchluß, bis morgen bedenke, wer es vermag, glücklichen Rat den Göttern zu finden." — Herzchen, ſei die Woch' nit bang um Brief', aber Du kriegſt doch. Liebchen, ich muß fort, Du haſt mich ſo lieb! Ich küſſ' Dich, ich bin ganz bei Dir, o ich hab' Dich lieber als Du weißt. Liebchen, Liebchen, ewig Dein Hundelchen.

559. An ſeine Braut.

München, 18. April 1867.

Wie erquickend und erheiternd haben die zwei ſchönen Tage ſeit geſtern gewirkt. Es war eine drückende, trübe Zeit, dieſe vierzig Regentage ſeit den vierzig Märtyrern, die diesmal recht nach der alten Kalenderregel eingetroffen waren. Seit der Zeit, wo Wagner ankam, am 9. März, bis jetzt, wo Bülows eintrafen, am 18. April, grüner Donnerstag, war unaufhörlich ſchlechtes Wetter. Welcher Sturm, welche Regengüſſe! — — Nach Oſtern

will ich dann meine Gunlöd ins reine bringen, um sie dann fertig zu Dir mitzunehmen. Ach, dürft' ich dann nie mehr von Dir scheiden, wenn ich Dich jetzt wiedersehe. Wahrlich, wir haben bald genug der Sehnsucht und des Alleinseins getragen, das Maß dürfte voll sein! Welch ein neues, tiefes Leben muß es sein, welche unerschöpfliche Quelle von Befriedigung! Ach, wenn man vierzig Stunden gegangen ist zu einer Heilquelle, und sich zwei Stunden so völlig vorbereitet hat, so mein' ich, dürfte man in die Fluten tauchen. Welche Sehnsucht hab' ich danach; unter allem Antichambrieren ist das Warten am Tor des Paradieses das peinlichste, es gehört eine Engelsgeduld dazu, und Engel gehören ja doch in den Himmel! Ja, die Bülows sind angekommen, sie kamen um 8 Uhr an, ich war besuchsweise, vom schönen Wetter gerührt, zu Mihalovich gegangen, und da erfuhr ich, daß sie kämen; er wußt' es durch Röckel. Da spielten wir eine Stunde vierhändig aus dem Faust von Schumann und der großen Messe von Liszt, die wirklich ein großes von Glut durchdrungenes Werk ist; wir gingen dann statt zum Miserere von Büllner auf den Bahnhof, wo wir Bülows nicht lange zu erwarten brauchten. — — — — Gott sei gedankt, sie sind nun da, wir werden sehen. Wenn man aber kein reines Spiel mit mir treibt, wenn man mich wie ein fünftes Rad am Wagen behandeln will, dann hält mich nichts ab, dann sag' ich Valet, dann stürz' ich mich noch einmal in die Welt, auf Tod und Leben, dann wird mir erst einmal wieder völlig wohl sein; würde in diesem Fall auch noch ein drittes Verlobungsjahr daraus, Du würdest es leichter überwinden, weil Du Freude haben würdest an Deinem tapfer mit den Wellen ringenden Mann, dann würde wie durch einen Zauberschlag mein Wesen wieder zur Entfaltung aller Kraft gestärkt sein, die mir in dieser dumpfen Gnadenatmosphäre versiegte, o, es würde wie Berge von meinem Herzen sinken, ich würde wie im Äther fliegen. Wir werden ja sehen! Fürchte keine frevelnde Überstürzung, keine törichte Empfindlichkeit von mir, aber es muß sich schließlich zeigen: „bin ich etwas, kann man mich brauchen, darf auch ich mir endlich ein Weib nehmen und zwar, um es für mich zu behalten, oder nicht — dann aber, wenn das Äußerste käme, stehe mutig und als mein ganzes Weib

zu mir. Ich habe jetzt mein Gedicht in der Tasche und bin ein anständiger Klavier- und Gesanglehrer, dann gehe ich nach Berlin und bilde mir da mein Leben. — — — Bülows ziehen heute in die neue prächtige Wohnung, Arcostraße, unten auf der Seite von Langes ein. — Es war gestern eine wundervolle Mondnacht, und ich ging lange mit Röckel auf und ab. Ich hatte sein Buch, seine Gefangenschaft in Waldheim, unterdessen gelesen, und ich nahm Veranlassung, ihm in warmen Worten darüber zu sprechen, so daß uns dieser Abend näher brachte. Das ist mir lieb. Das Buch schob den Riegel weg, der mir den Zugang zu diesem Menschen verschloß, und ich bin nicht mehr in der peinlichen Lage, gegen diesen Mann, der als ein wichtiges Glied in unsern hiesigen Kreis eintritt, kalt und fremd zu sein. — — Jetzt will ich in die Hofkirche gehen und das Stabat mater von Palestrina hören, um doch etwas von den reichen Gaben der stillen Woche zu genießen. — — — Ach, recht mürb' und weich bin ich vor Sehnsucht. Ich habe oft geweint seit der Mutter Tod, es wird mir so recht wohltätig sein, im Arm der Liebe auszuruhen. Ist es möglich und glaublich, daß Du mich so liebst? O welcher Traum! Ewig aus dir schöpfen will ich, strömender Born, lieber süßer Brunnen! Ich hab Dich so lieb. Schenk', o schenk' uns Gott unser Glück!

Dein lieber, lieber Mann.

560. An seine Braut.

München, Ostermontag, 22. April 1867.

Herzliebste Frau!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe mir heute ein Heft gekauft, um die Gunlöd ins reine zu schreiben. Da drängte sich mir aber die Notwendigkeit auf, die allererste Exposition, das Alleinsein Gunlöds und den Verkehr mit ihren vertraulichen Lichtern noch einer völligen Umarbeitung zu unterwerfen, und ich habe das große Glück gehabt, diesen Stein des Anstoßes, den ich von Anfang an immer

empfand, durch eine glückliche Idee zu beseitigen, die nun auch der ersten Szene eine sehr wirksame dramatische Spannung geben wird. Ich hoffe das morgen umzudichten, und das übrige kann ich größtenteils mit Kürzungen abschreiben, da ich schon bald sicherer im Arbeiten geworden bin, während ich in der allerersten Zeit nur schwankend und zagend am Ufer stand, von wo aus ich schwimmen mußte. — — — Vor einem Jahre glaubt' ich am Ostermorgen im Zinnober von Hoffmann den rechten Stoff gefunden zu haben, und diesmal gab ich um dieselbe Zeit meinem schon beendeten Gedicht noch die letzten Striche. So wird auch unser Glück kommen!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Süßeste Frau! War ich denn ein bißchen brav? Hab' ich Dir was vorgeschwätzt? Wie gern hätt' ich schon gestern geschrieben. Doch da abends die Verabredung mit der Ahnfrau, und ich jämmerlich ängstlich war, nicht wieder zu spät zu kommen, so ließ mir's keine Ruhe, und so verbrachten wir denn auch den Abend ganz in einer Jovialität in dem Stück. Cosima wurde trotz ihrem feinen hellblauen Pariser Kleid gar nicht sehr angegafft, so großstädtisch ist doch München schon! Wir hatten einerlei Meinung über die Gespenstergeschichte, ich machte Cosima ein paar Witzchen drüber, als wir erst auf die Länge immer besseren Humors über die Auswüchse des Stücks wurden, ohne doch dabei dem würdigen Grillparzer zu nahe zu treten. Dann spielte die sogenannte Kalospinthochromokreme, ein farbig beleuchtetes Wasserspiel, ganz hübsch, was hier den Leuten sehr gefällt. Mir mißbehagt alles was einseitig meine Sinne erregt, ohne zugleich zu meinem Geist zu reden. Ich freute mich, darin mit Bülow übereinzustimmen, während sie sehr erbaut davon war. Doch, habe jeder sein Vergnügen. Es ist so ein kleines Zeichen unsrer Zeit, sowohl ihres Materialismus als ihres Fortschritts im Entfalten von Naturmitteln und -kräften. — — —

561. An ſeine Braut.

München, 27. April 1867.

Herzelchen! Ich leb' wie im Traum. Verlang' keine langen Brief' mehr, denn ich möcht' ſagen: in 200—300 Stunden ſeh' ich Dich.

Die Coſima möcht', ich ſoll die Gunlöd zur Hauseinweihung vorleſen bei ihr, da heißt's noch munter abſchreiben.

Am Mittwoch hat Bülow mit Perfall beraten, und teilte mir mit, daß ich und Herr Rheinberger als Lehrer der Kompoſition angeſtellt würden. Büllner ſoll eine Chorgeſangſchule gründen.

Knoll ſetzt mir ſcharf zu, den Profeſſortitel und alle Schikanen der Anſtellung nicht außer acht zu laſſen. Auch Carl iſt dieſer Meinung, und ich werde mit Bülow dieſer Tage darauf zurückkommen. Denn das verſteht ſich nun einmal, daß diesmal nichts, nichts unklar bleibt.

Aber ach — ich bin ſo gar kein Profeſſorenmenſch! —

Ich bin den ganzen Tag ſo verliebt in Dich, ich nehm' meinen ſchwarzen Frack mit, vielleicht kommt's doch zur Hochzeit im Mai. Mir iſt ſo heiraterig zu Mut. Dein Brief, den ich hab', iſt ſo lieb, ſo zärtlich — wir ſind beide unſrer ſo ſicher. Die Bülow ſagte geſtern zu Mihalovich: In Deutſchland iſt man lange verlobt, wir waren's zwei Jahre. —

Lieb' ſüß' Frau! Wenn die Erfüllung käm'! Gott wird alles zum beſten lenken und Deinen Peter zu Dir!

562. An ſeine Braut.

München, 29. April 1867.

O teuerſte Bertha! Dies als telegraphiſche Depeſche. Ich hatte morgens, als Bülow bei mir war, ein längeres Geſpräch über unſre Sache. Er beſchied mich zu ſeiner Frau, wo ich nach Tiſch auch war. Wo wir uns doch endlich einmal über meine Angelegenheit ausgeſprochen. Coſima hat den beſten Willen, hat auch ſchon früher an den König geſchrieben. Aber der kommt immer damit:

daß ich ja nicht beim Tristan gewesen sei. Aber die Bülows selbst regen jetzt meinen Eid wieder an. Hans will ihn übernehmen. Ich sagte: Nur unter der Bedingung!

Die Gunlöd les' ich zur Einweihung der Wohnung bei Bülows vor. Ich sagte, wenn ich ja nur eine Urkunde von Düfflipp habe über meine tausend Gulden, daß ich nur heiraten kann. Das schwebt mir jetzt wie der Apfel des Tantalus seit Jahren vor dem Maul. — — — Vertrau', hoff', es kann gerad' jetzt aus dem Tumult das Heil erblühen.

P.

563. An seine Braut.

München, 3. Mai 1867.

— — — — O meine teure Frau, welche Leiden sind das! Wir können einmal davon erzählen, wie Invaliden, die eine Kampagne mitgemacht haben. — Ich kann Dir jetzt in der Eile unmöglich alles erzählen, aber es wird Deine jetzige Entbehrung Dir bedeutend erleichtern helfen, wenn ich Dir schreibe, was Dir drohte. Ich wollte München ganz und auf immer verlassen, von allen Gedanken empört, die mir das ganze hiesige Dasein wie einen Irrtum darstellten, ich war in namenloser Aufregung und Trübsinn diese Woche. Also die Idee mit meiner Professur wurde wieder ganz fallen gelassen! Ich sollte diesen dummen Schüler übernehmen und damit holla! Ich arbeitete Sonntag, Montag und Dienstag den ganzen Tag durch, trotz all diesen durchkreuzenden beengenden Ideen, um ja den Bülows kein Ärgernis zu geben, denen ich diese Vorlesung zum Einweihungsmittwoch versprochen hatte. So war ich denn froh, als ich Dienstag „Ende" unter die Gunlöd schreiben konnte. — — Ich kam sehr zu rechter Zeit zur Vorlesung, sprach mich eine Stunde vorher mit Cosima in eine wütend geistreiche Konversation über St. Beuve und Genelli und las dann die Gunlöd. Viel Kritik — aber allgemeine und steigende Zustimmung, besonders auch Lob meines guten Vorlesens. — Kurz, Resultat meines Montagsgesprächs und eines zwischen Cosima und Düfflipp stattgehabten am Mittwoch oder Dienstag und meiner Vorlesung ist

folgendes: „Mein Eid im Herbſt unter Bülows Direktion, und meine Gunlöd in Abſchrift dem König, und infolge dieſer beiden Schritte, der Anbahnung des erſten und ſchnellen Ausführung des letzten (ich hab' heut' die zwei erſten Akte in ſchöner Reinſchrift beendet, morgen die letzten, und kann Sonntag alles geheftet in Coſimas Hände bringen) — will Düfflipp es beim König anregen, daß mir mein jetziger Gehalt dokumentiert wird. Frauchen, jetzt geh' ich auf die Poſt, Dir nur dieſe Zeilen noch zu ſenden!

564. An ſeine Braut.

[München, 5. Mai 1867.]

Juchhe! Die Gunlöd iſt ſchön abgeſchrieben, bereits in Coſimas Händen, und ich bin gewiß, daß ſie ſchon in kurzer Friſt an den König gelangt. — — Ach, die Gunlöd iſt ſo ſchön und iſt nun bei dieſer zweiten Abſchrift alles noch viel konziſer, gedrungner, plaſtiſcher geworden. Eine Hauptſach' iſt, daß mir am Mittwoch alle Komplimente machten über mein Vorleſen, und daß ich ihnen gewaltig imponierte, indem ich ihnen die Voluspa auswendig vordeklamierte, wobei Bülow ganz richtig ausrief: Das iſt ja als wenn man Bachſche Fugen auswendig lernt! Davon, glaub' ich, wird auf irgendeinem Weg etwas zum König dringen — gäb' er mir nur einmal einen kleinen Finger, daß ich ihm meinen Text vorleſen dürfte! Nun ſehen wir, erleben wir, was Majeſtät dazu ſagen. Carl, der mir nochmals die Hoffnungsloſigkeit dieſer Eddaſtoffe vorhielt, fand dennoch, nachdem er nur die Beſchreibung der erſten Dekoration geleſen hatte, daß das den König gewiß ſehr intreſſieren würde. — — — Herzelchen, Herzelchen! Aus dem Konſervatorium wird nichts und wird nichts — ſei nicht ſo bang' drum — wenn mein Gedicht zündet im König — ſo iſt mein Gnadengehalt ganz berechtigt, und es gleich zu komponieren, Dir in Armen zu komponieren, die beſte Verwendung, beſſer als alle Profeſſur an dieſem Konſervatorium, von dem ewig geſchwatzt wird und nie etwas zuſtande kommt. Konſervatorium iſt eine ganz fremde, romaniſche Idee; nie wird bei dem ſcharf individuell angelegten Deutſchen bei Konſervatorien oder Akademien was heraus-

kommen. Sei nicht bang', die Gunlöd ist da, sie ist sehr schön, mit der Gunlöd in der Hand erfleh' ich mir eine Vorlesung beim König von Preußen, beim Kaiser von Österreich, wer es sei — und bitt' um Unterstützung für die Komposition. Mit meinem fertigen Werk ist Kraft und Zutrauen wieder gewachsen. — Ich hab' in die Kopie geschrieben: In Wort und Ton Richard Wagner gewidmet. Das durft' ich tun, denn es war von Anfang im ersten Plan Wagner, als notwendige Konsequenz meines Lebens, gewidmet, wo ich's auch komponiert hätte. Ach, mein Werk ist schön, in jedem Moment reißt mich's wieder hin, die Musik wird herrlich. — — Du wirst geheirat't und die Gunlöd komponiert, so wahr mein Stern leucht't.

Morgen mehr! Ewig Dein Peter.

565. An Reinhold Köhler.

Feldafing am Starnberger See,
im Gasthaus von Hierl.
Christi Himmelfahrt 1867.

Mein Köhler! Späten und herzlichen Dank für Deinen lieben Brief im Monat April! — Ich lebe hier mit Bertha, deren Mutter und Schwester Marie. Wir bleiben hier mutmaßlich noch vierzehn Tage zusammen, es wäre herrlich, wenn Du einen Teil Deiner Ferien damit in Übereinstimmung bringen könntest! — Ich habe hier in diesen Tagen mein kleines Opus Mickiewicz beendigt, die Sonette: zwanzig Liebessonette und achtzehn aus der Krim, und ich möchte das kleine Heftchen mit einer Widmung an die Fürstin herausgeben. Voriges Jahr im Spätsommer übersetzte ich langsam, es fiel mir anfangs sehr schwer, hier kam ich schließlich auf zwei bis drei Sonette den Tag durchschnittlich, da ich auch ungeduldig wurde, das Ganze fertig zu sehen. (Entschuldige, daß ich eben hinter Deinem Rücken meiner Bertha die Hand geküßt habe.) Ich bin seit gestern wie erlöst, diese vierzehn Reimketten los zu sein. Gutes Tier! Meine Gunlöd ist sehr schön geworden und eigentlich das erste rechte Gedicht meines Lebens. Ich habe es zweimal

bei Bülows vorgeleſen; beim zweitenmal waren die Muſiker Büllner und Rheinberger, auch des letzteren Frau, gegenwärtig, Dr. Grandaur und der Pyramiden-Braun. Bei allen hatte es, kleinere Bedenklichkeiten ausgenommen, Erfolg. Ich werde im Juni die Kompoſition beginnen. Der König beſitzt ein von mir geſchriebenes Exemplar ſeit faſt drei Wochen, doch habe ich noch keinerlei Andeutung darüber, ob er und mit welchem Eindruck er Notiz davon genommen hat. Meine Verhältniſſe ſind im letzten Augenblick wieder in eine bedrohliche Sonnenfinſternis getreten. Der König macht ſich von Anfang an nichts aus mir. Sein unabänderliches Wort über mich iſt, daß ich ja nicht beim Triſtan war. Du weißt, daß ſchon Wagner mir öfter ſagte, daß er immer am König zu arbeiten habe, der behaupte, ich ſei gar kein Anhänger mehr von ihm. — Ich habe Wagner gleich nach ſeiner Ankunft mit meiner Braut in Starnberg begrüßt. Obgleich wir keine beſonderen Anzeichen an ihm bemerkten, abgeſehen von ſeinem ſtets haſtigen, nervös erregten Weſen, womit er mir vorwarf, daß ich ihm dieſe „angenehme“ Bekanntſchaft meiner Braut nur in ſo flüchtigem ungeeigneten Moment — es war an der Eiſenbahn — verſchaffe, ſo war es mir doch ein eigentümliches Wetterzeichen, daß ſein Diener (mein Gevatter!) mich bemitleidete, daß der „Herr“ ſo gar nicht freundlich gegen mich und meine Braut geweſen ſei. ✕ — — — — —

Am erſten geh' ich hinein, mein Geld zu erheben; Herr Hofrat Düfflipp, welcher mir am ſechzehnten Mai Hoffnung machte, daß ich in ſechs bis acht Wochen heiraten könne, ein Exemplar meiner Gunlöd zu verehren, welches meine Bertha (in einem Tag!) abgeſchrieben. Dann muß es ſich zeigen, ob man mich in meiner Stellung unbehindert und ſicher — durch Dokumentierung — fortleben und dichten läßt, oder ob man mir meinen Gehalt verweigert und mich fortſchickt als drittes von den Schmerzenskindern: Schnorr, Schmitt, Cornelius. Kann ich durch den guten Willen des Hofrat Düfflipp eine Dokumentierung meiner tauſend Gulden von der Kabinettskaſſe aus erhalten, ſo halte ich dafür, meine Bertha ohne weiteres in aller Stille zu heiraten und an meiner Gunlöd zu komponieren, und dabei Konſervatorium Konſervatorium ſein zu laſſen, deſſen

Zuſtandekommen an die Löſung von Konflikten zwiſchen ſouveränem Willen und Landesvertretung geknüpft iſt, welche herbeizuführen äußerſt ſchwierig ſein wird. — Alſo ſind die nächſten Tage verhängnisvoll; gedenke unſrer und halte uns das Däumchen. — — —

Meine Bertha grüßt Dich; ſie hat zugleich an ihre beſte Freundin geſchrieben, als ich an meinen beſten Freund. So bleib' es beim alten bis in alle Ewigkeit

Dein Peter.

566. An Alexander Ritter.

Feldafing am Starnberger See,
im Gaſthauſe bei Hierl.
Dienstag, 4. Juni 1867.

Mein Ritter! Welche Freude, endlich wieder von Dir zu hören! Durch Bülow hört' ich zufällig, Du ſei'ſt in Paris geweſen, habeſt noch bei Mazas ſtudiert. Damals, glaub' ich, war auch im ſelben Atem die Rede davon, er, Bülow, habe (heute) mit Perſall geſprochen, Dich für das dortige Orcheſter zu engagieren. Wenn Du nun ſeitdem nichts wieder von ihm gehört haſt, ſo mache Dir lieber einſtweilen keine beſondren Gedanken darüber, ſondern warte jedenfalls die Aufführung des Lohengrin ab. Seitdem und bis dahin iſt Bülow wirklich gar nicht zurechnungsfähig; ich beklagte ihn lebhaft, als er mir eines Tags auseinanderſetzte, was ihm da alles auf dem Halſe ſei. An der Spitze erkläre Fräulein Mallinger, ſie könne mit der Partie nicht bis zum 10. Juni fertig ſein, und da ſagen nun alle übrigen wieder: Quälen wir uns nicht, die Mallinger wird doch nicht fertig! — Sodann nimmt er alle einzelnen Streich- und Blaspartien in beſondern Proben durch. Da ſagt er nun, fällt es ſo ſchwer zwiſchen allen übrigen Aufführungen und Proben die Zeit herauszukriegen und ſagt, er wolle gern 8—10 Stunden täglich probieren, wenn man ihm nur den Raum dazu verſchaffe. — Nun iſt außerdem die ſchlimme Geſchichte mit Tichatſchek,[1] die Wagner wieder in einem Moment der Übereilung, der Rührung, ſich auf den

[1] Joſef Alois T., berühmter Tenoriſt 1807—86.

Hals geladen hat. Tichatſchek hatte als Maſaniello keinen Erfolg, die Kritik erklärte ſich einſtimmig gegen ihn; der König, der von Anfang an gegen ſeine Berufung war und nur ſchließlich Wagner nachgab, ſagt nun, daß er ſich faſt vor der Vorſtellung fürchte, und daß es leicht ſein könne, daß er ſich gar nicht hineingetrauen werde. Überhaupt ruft das Herbeiziehen fremder Kräfte Mißſtimmung im Perſonal hervor, welches Bülow diesmal anfangs allgemein den beſten Willen entgegenbrachte. Soviel nur heute, um Dir das Obengeſagte zu erklären; ich bin überzeugt, daß Bülow in Deiner Angelegenheit durchaus auf dem einmal gefaßten Plan beharrt. Ich ſah Wagner gerade an dem Tag in Starnberg, als ich eben Deinen Brief in München gefunden hatte, und er ſagte, als ich ihn, wie zufällig, danach frug, daß er davon wiſſe, daß Bülow Dich im Orcheſter anſtellen wolle. Wagner iſt nicht wohl! Er wäre lieber in der Schweiz geblieben, aber der König verhalsſtarrte (entêtierte) ſich auf dies Geburtstagswiederſehen. Die Meiſterſinger werden ſchwer — ſchwer — ſchwer! O Gott, wie ſchwer! Wagner ſchreibt dieſe göttlichen Durcheinander in ſeiner Genie-Unſchuld ſo hin — aber das auszuführen, wo jeder Choriſt ein Gott ſein muß, mindeſtens ein Gott, unter dem geht's nicht! Ach, ich ſage Dir, teurer Saſch, meine Gunlöd komponiere ich ganz für Kinderſinfonie, einige Geigen, eine Schelle, eine Raſſel, einen Kuckuck, damit mir nur die Leute nicht wieder mit dem ewigen: Schwer! ſchwer! kommen. Dazu denke Dir Flotowſche Melodie und immer ein großes mit ſich zu Rate geh'n, ob man denn wirklich nach langer Tonika auch einmal zur Abwechſlung die Dominante bringen ſoll; der erſte verminderte Septimenakkord darf mir erſt im dritten Akt kommen, und auf dem Zettel der Gunlöd wird ſtehen: Krank: Herr Orgelpunkt. Beurlaubt, oder unpäßlich wegen Übermäßigkeit: Herr Dreiklang! — Ich wohne hier mit meiner Braut, deren Mutter und Schweſter und ihrem gemeinſamen Zögling der Liebe: Emmerich Cornelius, dem Sohn meines Bruders Wilhelm. Brennende Frage: Wann und wie heiraten, wo und wie Gunlöd komponieren? Aber meine Braut ſagte heute ganz richtig: es iſt doch gut, daß Du beide haſt, wenn auch noch unkomponiert und ungeheiratet. — Lieber, wenn Du mir umgehend Deine Oper ſchickſt, gerade für die 14 Tage, die ich noch

hier bin, ſo ſollſt Du ſie in einer Weiſe kaſtriert, geſtrichen und verſchimpfiert wieder zurückerhalten, daß Du Deine Freude dran haſt. Oder bring' ſie (und Deine Frau!) zum Lohengrin ſelbſt mit! — Ich habe hier in zwei Tagen dem Mihalovich ſeinen erſten Akt ſo bearbeitet, daß es ein Spaß war! — Jedenfalls ſchreibe bald wieder und demnächſt direkt hierher! — Heute regnets, aber wir haben ſchon göttliche Tage verlebt. Verzeihe mein Schuldigbleiben des Belſazargegenſtücks: das ſind ſo Ideen! Es entſteht auf dieſe Weiſe nie was recht Urwüchſiges! Aber die Oper hat eine edle Grundlage und entſpricht meinen Ideen, Du weißt: opera seria, tre atti etc. etc. etc.

Alſo, Alter, ſei gegrüßt und geküßt, womöglich beides, richtig! letzteres von meiner Braut für Deine Frau von

Deinem Cornelius.

567. An Alexander Ritter.

Feldafing, am 12. Juni 1867.

Teurer Saſch!

Es drängt mich, Dir wieder einige Worte zu ſchreiben, ſeit ich geſtern mit Mihalovich über Deine Angelegenheit ſprach. Es war in der Generalprobe zu Lohengrin, und meine Braut ſaß zwiſchen uns, ſo daß ich doch alles nur unvollkommen auffaſſen und begreifen konnte. Doch ſchon aus einigen Worten, die ich mit Bülow ſelbſt vor etwa fünf Tagen (es war am Pfingſtſonnabend) darüber gewechſelt hatte, ahnte ich, daß die Sache zerfahren ſei. Er ſagte: Ritter hat mir einen groben Brief geſchrieben. Er habe Dir nur 500 Gulden anbieten können, und dieſe nicht ohne die Bedingung einer Art Konkurrenzkonzerts, das Du vortragen müßteſt. Damals nahm ich mir vor, Dir zu raten, es deswegen nicht von der Hand zu weiſen, war aber und bin noch heute über den Verlauf der ganzen Sache zuwenig im klaren, um guten Rat erteilen zu können.

Mein Lieber! Wie iſt es denn nun mit all dieſen Dingen? Es betrübt mich innig, nebenbei, daß ich über meine eignen Dinge

noch ſo gar keine Gewißheit habe, daß die aufblitzende Hoffnung, Dich und Deine liebe Frau hier zu haben, ſo bald wieder zuſchanden werden ſollte. Man muß eben immer dabei bleiben, ſich zu ſagen, daß alles noch leider ſo gar keinen Anhalt zu wirklichem Vertrauen gibt. Mir ſinkt zuweilen ſo recht das Herz in die Schuhe! — — — Ach, Freund, wie ſchwer laſtet oft das Leben auf uns, welches Gaudium, es einſt hinter ſich zu haben! — Schon mit meiner vollendeten Operndichtung hatte ich ſo ſehr den Trieb, endlich meinen Beſuch bei Dir nachzuholen, Euch mein Werk vorzuleſen und dann das Deinige in heiterm Zuſammenarbeiten mit Dir friſch in Angriff zu nehmen, und nun, ſeit Deinem Brief, ſehn' ich mich wieder ſo, Euch nur auf ein paar Tage zu ſehen! — Wie mir Mihalovich ſagt, willſt Du nun im nächſten Winter abermals nach Paris gehen. Du ſtudierſt doch noch mit Mazas? Das iſt wohl eine Art franzöſiſcher Czerny für die Violine, wie? Schreib' mir ein paar Worte darüber, ſchreib' mir überhaupt umgehend ein bißchen ausführlich, wie ſich Dein Leben etwa in der nächſten Zukunft geſtalten könnte. — Geſtern der Lohengrin brachte natürlich tiefe Erregung mit ſich. Er iſt doch ſo das Werk, das den faßlichſten Mittelpunkt für die ganze Geſchichte der letzten 25 Jahre bietet, und auch für unſer Leben. Ich ſagte zu meiner Braut auf der Heimfahrt: Als ich es zuerſt hörte, wußte ich noch nicht, daß ich meinen Barbier ſchreiben würde, und nun ich es wieder höre, hab' ich den Cid hinter mir und die Gunlöd vor mir. Ich dachte an Tamroſch mit ſeinem Romeo, Raff mit dem Simſon, Sobolewsky mit der Comola, Dräſeke mit dem Sigurd, Rubinſtein mit ſeinen beiden Opern, Laſſen mit ſeinen zwei Weimariſchen Werken, den guten Götze mit ſeinen Korſen, Bronſart mit ſeiner Ingeborg (Du weißt, eine Operndichtung) und ſeinem Korſaren — an Dich und Mihalovich mit Euren Unternehmungen, und ich ſagte mir — wie bleibt doch nur das alles ſo zerfahren? Wann wird ſich eine deutſche Nationaloper bilden? Liſzt *wollte das* in Weimar! Er hat es aufgegeben. Seitdem blieb alles richtungslos, der Theaterſchwindel geht ſeinen Gang — und nur der rieſige Lohengrin ragt wie ein erhabnes Denkmal einer neuen aber ſchon wieder zerfallenden Zeit! Bülow müßte Liſzts Nachfolger werden, auch in *dieſem* Sinne,

und München der Mittelpunkt. Ach, daß ich Anregung und Gestaltungskraft in mir fände, an den Lohengrin anknüpfend einen Schmerzensschrei nach einer solchen Wendung im Kunstleben loszulassen! Mein Teurer! laß umgehend etwas von Dir hören, vergiß nie, daß ich die tiefste Teilnahme an Dir und Deiner Familie und ihren Geschicken habe. Was mag Dein Bruder anfangen? Welch ein Irrgarten, welch ein Traum ist das Leben! Ich bin heut' herunter, es mag Nervenabspannung nach dem gestrigen Lohengrin sein. Herr Betz[1] (Telramund) ist ein köstlicher Sänger, nur mit Beck zu vergleichen, aber vielleicht noch vielversprechender. Tichatschek sang wundervoll; indem man ihn hört, sagt man sich: nur das ist Stimme! Andre piepsen! Welch ein gesunder, kräftiger, echter, zu Herzen gehender Tenorklang. Sein Spiel scheußlich. Die Damen Bertram und Mallinger ungenügend, wenn auch anerkennenswert. Teurer Freund! Schreib

Deinem Cornelius.

568. An Carl Tausig.

Feldafing am Starnberger See,
im Gasthaus bei Hierl,
am 18. Juni 1867.

Lieber Carl!

Ja — und mit Wonne — wenn, das ist die einzige Bedingung — wenn die Götter es wollen.

Ich habe heute bereits mit meiner Braut eine Lektion in italienischer Umgangssprache genommen, indem sie mich aus meinem Bozzi examinieren mußte. Zum Schluß lehrte ich sie, daß Kuß baccio heißt und eine Umarmung un amplesso, welches ich ihr durch die Umschreibung „am plästerlichsten" zu versinnlichen suchte.

Wie gut, daß Du durch Deine sieben stürmischen Zeilen endlich das Eis des Schweigens gebrochen. Wie oft hab' ich Dein gedacht, wollte Dir, besonders von hier aus, täglich schreiben. Du wirst über kurz oder lang wieder einmal mein letzter Notanker

[1] Franz B., Baritonist 1835—1901.

ſein. Ich habe mit Braut und Bruder meine ſchließliche Überſiedlung nach Berlin öfter beſprochen, und Dein Name bildete dabei ſtets den Mittelpunkt. Dort wäre der einzige Platz für den Cid, und mit Betz, dieſem einzigen Menſchen. Diesmal aber würde ich in Berlin gar nicht auf Stunden reflektieren, ſondern einzig auf einen Referentenplatz an einer großen Zeitung ausgehen.

Ich habe jetzt endlich ein — meinen Begriffen und Wünſchen nach — vollkommen ſchönes Libretto fertig vorliegen, die „Gunlöd". Mit dieſem Gedicht tret' ich eigentlich zuerſt ins Leben; es iſt ſehr ſchön, lyriſch und neu bis in den innerſten Nerv; es iſt, mit einem Wort, ein Stück Calderon: „Das hohe Lied von der Seele".

Du wirſt Dich freuen, wenn ich Dir es leſe, wir nehmen's mit an Lago, Lagunen und Lawinen — wenn's die Götter wollen! Dieſe rätſelhafte Bedingungsformel ſchließt ein kleines Geheimnis ein, das ich Dir mündlich mitteile. Würde ja auch aus der Reiſe nichts, Freyſing wird Venedig, Dachau Mailand, Nymphenburg Florenz, wenn wir uns wiederſehen und —

Einſtweilen geht es alſo in München auf's Konſervatorium los, demnächſt, von Ende dieſer Woche, bin ich wieder dort (Thereſienſtraße 3/1), wohin ich Dich bitte, weitere Nachrichten und Zeilenſeptette zu richten. Dann ſoll ich mit Perfall, Rheinberger ſprechen, wir ſollen uns verſtändigen. Auch alles hierher gehörige umfaßt obiger Gedankenſtrich. — — —

569. An ſeine Braut.

[München, Ende Juni 1867.]

Meine Engelsfrau!

Am Sonntag ſprach ich Perfall. Die Akten liegen ausgearbeitet da und erwarten nur die Beſtätigung des Königs. Auch mein Kapitel war ſchon abgefaßt, und Perfall las mir einiges daraus vor. Ich ſoll, wie wir uns dann nachmittags bei Perfall mit Rheinberger einigten, die Harmonielehre übernehmen und Rheinberger die höhere Kompoſition. Dies würde mir, zwei Stunden

täglich auf zehn Monate im Durchſchnitt angeſetzt, 900 Gulden bringen. Außerdem ſoll ich die Lehre der Poetik übernehmen, und würde mir dies etwa 200 Gulden bringen. Dieſe ſind von der Kaſſe der Muſikintendanz zahlbar und gehen meine 1000 Gulden von der Kabinettskaſſe nichts an, das habe ich mit Perfall ausdrücklich beſprochen.[1] Wenn der König die Vorlage genehmigt, ſo geht die Sache Mitte Juli in die Welt. Wir ſollen unterdeſſen Lehrpläne ausarbeiten, die dann im Laufe der beiden Probejahre, auf welche die Sache angelegt und beſchränkt wird, zu Methoden werden ſollen, welche wir dem Lehrgange der Anſtalt zugrunde legen. Es heißt alſo jetzt: Ende Auguſt heiraten, Herz! — — —

P.

570. An ſeine Braut.

München, Anfang Juli 1867.

Meine Bertha!

Wie ich leide, Dich nicht zu haben, Dir nicht einmal ſchreiben zu können wie ich möchte. Ich weiß nicht, wenn ich an Dich denke, ſchwebt mir nur immer Dein Ganzes, wie eine roſa Wolke vor, wie etwas unendlich Wohliges, das ſich nur wie ein Balſam und viele Kräuter um mich herum drängt. Die Spanne, die Dich von mir ſcheidet, gähnt mich wie ein drohender Abgrund an, der mich verſchlingen wird, wenn ich ihn überſpringen will. Ich bin recht wehmütig, leide innerlich; es ſpricht unter dieſem blauen Himmel eine Stimme des Gemüts in mir, die ſich wie ein ewig verlaßner Einſiedler empfindet, wie auf eine Inſel ausgeſetzt. Es iſt eine tiefe Empfindung der Welt, eine brennende Sehnſucht nach dem Guten und Schönen in mir, ein tiefes, aber empörtes Gerechtigkeitsgefühl; wenn ich anfangen wollte mit ſogenannten Freunden über dies Heiligſte zu reden, ich würde wie in einer weltfremden indiſchen Sprache reden: ein Fremdling überall. — — —

Denke Dir, ich habe die ganze Woche über dem Aufſatz[2] geſeſſen, zu den damaligen Seiten noch vierzig andre hinzugeſchrieben;

[1] Dieſe 1000 Gulden wurden trotzdem nicht weiter ausgezahlt.

[2] „Der Lohengrin in München“. „Aufſätze“, S. 80 ff.

er iſt ſchwungvoll und muß wirken. Die Bülows waren geſtern alles Lobes voll. Bülow beſteht darauf, daß er als Broſchüre erſcheinen müſſe; einſtweilen exiſtiert nur I, was ich heute mit dem Briefchen zugleich an Brendel nach Leipzig ſende. Der König weiß bereits, daß ich ſchreibe und hat ſich an Coſima brieflich erfreut darüber ausgeſprochen. Ich beginne morgen gleich mit II, dann III die nächſte Woche. Es war ein gutes Omen, daß ich I am Peterstag vollendete. Ich will von jetzt an bis zu meinem Tod die Feder nicht wieder ruhen laſſen. — —

Die Bülows erklärten mir alſo geſtern, daß mein Gnadengehalt in dem des Konſervatoriums aufgehen ſolle, daß alſo meine ganze Einnahme aus 1200 Gulden beſtehen wird, die dann vorderhand in den zwei Jahren ihre Begrenzung fänden, während bei meiner Berufung durch Wagner wohl von einem Anfang meines Gehaltes, nicht aber von einem Ende, die Rede war. Ich ſagte zu Bülow beim Weggehen: „Ich danke Dir für die 800 Gulden, um die Du mich heute erleichtert haſt.“ Da ich dies ganz naiv und humoriſtiſch hinwarf, ſchien es Eindruck auf beide zu machen. Er ging mir nach, fing wieder an, ſie ſagte: Reden Sie doch mit Düfflipp, fragen Sie ihn, wie er meint, daß es zu halten ſei.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich ertrage jetzt alles, alles was ich nicht ausſpreche, aber September iſt mein letzter Termin! — — —

Süße, heilige Braut

Ewig Dein Peter.

571. An ſeine Braut.

[München, 20. Juli 1867.]

Die erſte Zigarre
Am neunten Tag!
Die erſte Zigarre
Nach Leid und Plag',
Nach Schmerz und Klag'!
Die erſte Zigarre
Seitdem ich an's ſtarre,
An's leidige Bett
Gefeſſelt lag
Wie ein Hund an der Kett',
Wie ein Nagel im Brett,
Wie ein Buch im Verſchlag!
Am neunten Tag
Die erſte Zigarre!

Nicht Geig' und Guitarre
Und Flöt' und Schalmei
Und was es auch ſei,
So ſingen mag,
So heilen mag
Von Unglücks Schlag,
Von Schickſals Schmarre
Als die erſte Zigarre
Am neunten Tag!
Ob je mein Herz
Von tiefem Schmerz
Auch ächz' und knarre,
Wenn je ich harre
In Not und Leid
Auf beſſ're Zeit,
So ſchließ' ich heut'
Mit der Hoffnung Vertrag,
Daß ſie nie mich narre;
Mit Siegel und Brief
Verſpricht ſie feſt,
Wenn noch ſo tief
Mein Glück auch ſchlief,
Wenn noch ſo dick
Trieb mein Geſchick
In 'n Dreck die Karre,
Daß ich dann doch
Den neunten Tag,
Die neunte Woch',
Genießen mag
Die erſte Zigarre.
Ja ſollten dräu'n
Der Monde neun,
Die mich nicht freu'n,
Voll Angſt und Not
Ich aus dem Kot
Doch immer wieder
Die Karre zieh'
Bei froher Lieder
Melodie,
Was mich bedrückt
Vom Fuß mir ſcharre,
Und dann beglückt,
Vom Duft berückt,
Rauch' meine Zigarre!

O ſchnüffle auch
Von ihrem Rauch
Dir Deinen Teil,
Herzliebſte Frau!
Mein Glück, mein Heil,
Mein Balſamtau
Auf Wunden rauh
Vom Schmerzenspfeil!
Mein Himmelblau!
Mein Grün der Au'!
Mein Regen lau
Nach Blitzes Droh'n
Und Donnerkeil!
Die erſte Zeil',
Der erſte Ton
Sei Dir zum Lohn,
Sei Dir zur Luſt,
Du ſüßer Mohn,
Zu Träumen hold!
Du treue Bruſt,
Du lautres Gold!
Du Frau Iſold,
Wenn Triſtan krank,
Du Hüterin
Dem Odinstrank!
O habe Dank
Dem treuen Sinn,

Der ſüßen Minn'
Im Buſen blank,
Im Herzen rein
Und ohne Wank'!
Bald, wenn Du mein
Vor Gott und Welt
Und allem Volk,
Dann hüll' mich ein
Du Himmelszelt,
Du Roſa-Wolk',
Du golden' Kron',
Du fette Pfarre!
Du lieb' Million!
Du — erſte Zigarre!

O geliebtes Frauchen! Iſt es denn ſo? Sind wir wirklich wieder ſo weit? Ja, es geht im ganzen entſchieden beſſer — es ſieht alles ſehr gut aus, die Doktoren ſind zufrieden. Nur meine Schwarzſichtigkeit iſt mir im Wege! Als ich vorhin mit einem ſtechenden Schmerz wieder aus meinem Nachmittagsſchlaf emporfuhr, da war ich ſchrecklich verzagt. Aber dann erhol' ich mich und ſage mir wieder: Man muß nicht verzagt ſein, das iſt es, was doppelt krank macht! Und ſo ſetzt' ich mich gleich — bei der zweiten Zigarre — die ich nach Tiſch anſteckte, jetzt an dieſen Briefbogen, Dir ein wenig zu ſchreiben, um Dir einige Vergütung zu geben für die letzte Woche, wo ich in meiner Verſtimmung und in der unbeholfenen Lage des Zubettliegens ſo karg gegen Dich war. In der letzten Zeit hatt' ich in der Thereſienſtraße die Tauben an mein Fenſter gelockt, ich weiß nicht, ob ich Dir einmal davon geſchrieben? Sie waren zuletzt ſchon ſehr zahm geworden, und es fehlte nicht mehr viel, ſo fraßen ſie mir aus der Hand; ich konnte ruhig im Fenſter liegen bleiben, ſo kam ein volles halbes Dutzend und fraß den ausgeſtreuten Weizen, eifrig pickend, vor meinem Geſicht weg, das iſt ſehr drollig und macht viel Spaß, oder iſt „kohlig", wie Emmerich ſagt. Ich kannte ſie ſchon faſt einzeln; es war eine dabei mit einem wehen Fuß, und ich ſagte: ach was ſchadets, wenn nur Deine Flügel heil ſind, ſo kannſt Du doch fliegen. So könnte man zum kranken Menſchen ſagen: wenn deine Seele nur geſund bleibt und die Fittiche entfaltet, ſo biſt Du doch geborgen. So heißt es in der Edda: Ganz unglücklich iſt keiner, iſt er auch nicht geſund; einer hat an Söhnen Segen, einer an vielem Gut, einer an löblichem Tun. — Ich habe mir in dieſen ſtillen Tagen die erſten fünf Geſänge der Götterſage

wieder recht geläufig gemacht, die werden denn nach und nach dem Gedächtnis so eingenagelt, daß sie halten bis ans Ende. —

Lieb' Duſelchen, engliſch Mauſelchen und Mutſchelchen, iſt es denn möglich, daß ich Dich so lieb hab'? Denk' an mich, nur in Dir leb' ich, ach, wie süß iſt mein Daſein! Glaubſt denn Du auch jetzt an Gott, fühlſt Du nicht so recht innig die Hand, die uns füreinander erzieht, merkſt Du's nicht an jeder kleinſten Wendung unſres Geſchicks, auch an all meinem jetzigen Leid und meiner Buß', welch ein erhab'ner unbegreiflicher Geiſt es iſt, der uns läutern und zu ſich erheben will, daß wir ihn so recht verſtehen ſollen, nur aus ſeiner Hand unſer Glück und Leid nehmen, daß alles nur Erziehung iſt für höhere unbegreifliche Wege, die wir zu gehen haben? Herzelchen, wenn wir das recht erkennen, wie ewig, wie unvergänglich iſt dann unſre Lieb'! — Siehſt Du, indeſſen ich mich wieder so ganz in Dich verſetz', hab' ich mir unwillkürlich wieder noch das Stümmelchen von der erſten Zigarr' angeſteckt, und das brennt noch ganz ſchön. Gelt, wie man das den Briefen anmerken kann, wenn erſt wieder ein bißchen Behaglichkeit, Seelenruh' und Nikotin dabei im Spiel iſt? Gleich werden die Zeilen enger, die Buchſtaben kleiner, gleich gibts Strichelchen und Kränzchen, Gedichtchen hinten und vornen. — — — —

Schaff Dir ein bißchen Glauben an, lieb' Frau, der über Dein' Glück, über allem ſteht, was ich unſern Stern nenne, und denk': wie leer, wie nichtig, wie eitel iſt alles Irdiſche, wie iſt es Schale. Denk', wenn Du Dein Glück nicht erreichen dürfteſt, wie leer, wie troſtlos müßte Dich dann das Weltall anſtarren — während, wenn Du den Glauben haſt, wie verklärt, wie erhebend würde dann mein Bild in Dir leben. Dann wäre mir, hätt' ich jetzt vergehen müſſen, noch das vollſte, reinſte Leben in Dir vergönnt, wie ich in jenem ſchönen Gedicht geſagt habe, das recht gut auch ein beſſ'rer Dichter gemacht haben könnte:

„Wenn ich im Tod geneſen
Von Lebens Schein und Tand,
Dann bin ich ſo geweſen,
Wie mich Dein Herz empfand!"

O Herzelchen, die Worte wird man noch einmal zitieren, wenn man erſt einmal bei ruhigerer Zeit die Naſ' in meine Lieder ſteckt und ſieht, daß da ein eigner Geiſt drin webt, der ohne Ziererei und Spielerei ſein Licht aus ſich ſelbſt ausſtrahlt. Ja, ein lyriſches Glühwürmchen bin ich in dieſen Liedern, eins unter Tauſenden, aber doch mein Lichtchen für mich und doch ein Stück Leben der Frühlingsnacht.

Herzelchen! Wie hab' ich mich erheitert durch das Schreiben an Dich! Es iſt ganz als ſprächen wir zuſammen, gelt? Wie genau ſeh' ich Dich, wie ſpür' ich Dein' Atemzug! Noch fühl' ich die Wohltat dieſer aufatmenden Herzſchläge, dieſes Gefühls — nirgend im Weltall, auf keinem Stern, nicht an Gottes Bruſt kann mir wohler ſein. Gelt, ich ſagte Dir immer, es iſt wie etwas zu trinken! Und ich kann auch nur die Milch damit vergleichen, die ich auf der Hohen Scheidegg trank. So heiß war mein Leben, ſo ein atemloſes Steigen und Zappeln war es, bis ich zu Dir kam — „ach und um die eine Ecke!“ Da muß ich mich ſchon wieder zitieren, welch eitler Poetaſter ich bin! Liebchen, Liebchen, denk' nur das eine: Du biſt geliebt — ach, wie ich Dich verſteh', Dich lieb hab', und das iſt bei aller Entfernung dasſelbe, als an Deiner Bruſt zu liegen. Aus all meiner Vergangenheit iſt mir jetzt der Moment der heiligſte, wo ich Dich von Heſtermanns nach Haus brachte und nur wenig mit Dir ſprach. Wenn ich jetzt denke: da ging die neben dir, die dir jetzt Atem, Licht, Leben und Wonne iſt, Lachen im Tod — dann möcht' ich auf die Knie fallen und weinen und beten! — Dann ſeh' ich wieder die Augen, die Du machteſt in der Studentenallee! Herzchen, das weiß auch niemand mehr, wie die waren, Du ſelbſt nicht, denn da war ich noch nicht ſo Dein Spiegel — nur Gott und ich wiſſens ewig; es iſt uns eine Erinnrung! Ich könnte davon zu Gott ſagen: „Weißt Du noch?“ — — —

In der vorigen Woche las ich im Auszug „Webers Leben“; das hat mich recht geſtärkt und erhoben. Was bin ich gegen ihn, aber doch — wir ſagen jetzt immer Freiſchütz, Euryanthe, Oberon — und dieſe großen Werke haben ſich erſt in ſeinen letzten zehn Lebensjahren ans Licht gerungen. Was war vorher?

Sylvana, Abu Hassan usw. Ich weiß, daß ich auf meinem Pfad als Dichter-Komponist noch jahrelang unbeachtet bleiben muß, aber ich weiß auch gewiß, daß mein Ringen einst mitgezählt und beachtet werden wird. — — — —

572. An Carl Tausig.

München, den 25. Juli 1867,
Theresienstr. 3/1.

Mein teurer Carl!

Es ist mir höchst fatal, statt diesem Brief nicht selbst kommen zu können. Ich war soeben aus, mir das wenige Geld bis Salzburg zu schaffen, traf aber die Leute nicht, und bin hier in dieser Hinsicht wirklich verraten und verkauft. Sonst wär' ich selbst mit dem 8 Uhr-Zug nach Salzburg gegangen. Nun ist das ein eigen Ding! Am Sonntag haben wir den Tannhäuser in der neuen Bearbeitung, da muß ich eben doch dabei sein, um im guten Fall auch drüber schreiben zu können, wie ich über den Lohengrin getan habe. Am Samstag ist die Generalprobe im Kostüm.

Teurer, es wäre herrlich, wenn Du dazu kämest. Du kannst ja für alle andern völlig unbekannt bleiben, und bist doch sonst in München noch nicht so bekannt wie anderswo. Du kannst ja bei mir absteigen und sehr bequem wohnen, daß niemand etwas von Dir zu merken braucht! Oder geht das nicht, oder ist Dir München noch zu gefährlich?!

Es wäre sehr schön, wenn Du kämst, es würde mich etwas trösten über den Streich, den ich Dir heute spielen muß — trotz allem aber kannst Du sicher sein, ich wäre gekommen, denn ich freue mich zu sehr, Dich wieder zu sehen, und habe auch so einen ahnungsvollen dämonischen Zug zu Dir — aber das Geschick will's einmal nicht. — Morgen, Freitag, ist mein Reisetag nicht, und die nächsten beiden Tage — das hieße doch dem Tannhäuser zu frevelhaft und absichtlich aus dem Wege gehen —, vom Montag an bin ich zu allen Schandtaten bereit, denn einen Artikel über die Sache

könnt' ich mir in Deiner Geſellſchaft und von Dir angeregt prächtig ausdenken, und beſſer als hier in meiner Einſamkeit. Meine Braut ſchwärmt dafür, daß ich die Reiſe noch mit Dir machen ſoll, ſie meint, als Ehemann würd' ich doch ſelten und ſchwer zu ſo was kommen. Hoffentlich wird meine Heirat Ende Auguſt ſtattfinden. Ich habe geſtern den einjährigen Konſervatoriumskontrakt unterſchrieben. —

Lieber guter Carl! Ich bin wieder völlig geſund, nicht das geringſte Nachwehen iſt geblieben, mein Zuſtand iſt völlig befriedigend, es hat auch an meiner übrigen Geſundheit und an meinem guten Ausſehen nicht einen Augenblick eine ungünſtige Änderung ſtattgefunden. Während ich ſo an Dich ſchreibe, wächſt das Begehren, Dich zu ſehen! Ach, es wäre ſchön, wenn Du kämſt. Jedenfalls laß mich umgehend direkt hören, was Du beſchließeſt, was Du vor haſt, wie es auch gehe — ſehen müſſen wir uns doch — das müßte nicht mit rechten Dingen zugehen. Ich will ſchauen, daß ich dieſen Brief noch ſchnell auf die Eiſenbahn bringe und Dir ein paar Worte telegraphiere, damit Du nicht ſo ſcheußlich lang in Ungewißheit bleibſt. Alſo die Götter ſeien mit Dir und mögen gutes Wiederſehen ſchenken! Schreibe gleich

Deinem Cornelius.

573. An ſeine Braut.

[München, Sonntag, 4. Auguſt 1867.]

Herzensfrau! Möchte dies doch wenigſtens der drittletzte Brief ſein, eh' wir uns wiederſehen. Dieſe letzte Zeit iſt die allerpeinlichſte, iſt am ſchwerſten zu überſtehen!

Ich habe geſtern endlich mit Düfflipp geſprochen; er iſt ganz guter Dinge. Er ſagte, daß er morgen meine Sache zu mündlichem Vortrag beim König brächte und am Donnerstag die ſchriftliche Abfaſſung vorlegen würde, daß mir dann alsbald eine amtliche Zuſtellung über meine Angelegenheit gemacht werden würde. Ich ſagte ihm, Baron von Perfall habe mir die Verſicherung gegeben, daß mir der größte Teil meines Gehaltes beim König

bleiben würde. Dem schien er beizustimmen. Ich glaube, man wird mir 800 Gulden lassen, so daß es mit meinem andern Gehalt 2000 Gulden macht. Ich sagte ihm, daß ich es ja gar nicht beanspruchen wolle, den Gnadengehalt mit dem andern fortzubeziehen, daß ich nur eine Sicherheit möchte für den Fall, wenn das Konservatorium oder mein Anteil daran mit nächstem Jahre wieder ein Ende nähme, ich dann vielleicht völlig ohne Einnahme dastehen könne. Da sagte er, nein, wir stellen Ihnen ein Papier aus, daß Sie für einen solchen Fall wieder in das alte Verhältnis zur Kabinettskasse treten. Er war persönlich sehr nett, er war ganz wie berauscht von dem glücklichen Gelingen des Tags, da der Tannhäuser gerade kurz vorher für den König allein zum zweitenmal aufgeführt worden war. Noch am Morgen hatte Herr Hacker gesagt, er könne den Tannhäuser nicht singen, und so war der arme Düfflipp bis zum endlichen Anfang der Vorstellung in der peinlichsten Verlegenheit — um so entzückter war er, daß nun alles sehr gut gegangen und der König doch eine „Freude für seine großen Opfer" gehabt habe. Es war außer dem König niemand anwesend, als Hofrat Düfflipp, Herr Echter, der gerade Bilder gebracht hatte, und der Offizier der Hartschiere.

Bülow hatte sogar seiner Frau verboten, hineinzugehen. Sie war aber doch drin. Frau von Bülow wird sich von Herrn von Bülow was verbieten lassen! Das fehlte noch!

Ich war neulich bei Bülows mit Porges. Da sagte Cosima, sie habe drei Briefe an mich angefangen, dann wieder zerrissen. Ach richtig! Ich glaube, ich habe Dir seit Dienstag am Bodensee nicht geschrieben. So will ich Dir die damalige Fahrt weiter beschreiben. — — — Taufig war sehr in mich gedrungen, mit ihm nach Ragaz zu fahren. Ich schlug es aber ab, es ging nicht. Dann fiel mir aber der Abschied sehr schwer und — Taufig war sehr vergnügt, daß ich — mitfuhr. Am andern Morgen erwacht' ich glücklicherweise früh genug, um mir alles gehörig zurecht zu legen (Gunlöd, Tannhäuser) und dem eine Stunde später erwachenden Taufig schon gleich mit dem Morgengruß meinen Entschluß mitzuteilen, daß ich wieder umkehren wolle. — — Ich fuhr von 3 bis 8 Uhr über Augsburg nach München zurück. Auf jeder Station

ſagt' ich im ſtillen: Gott ſei Dank! — daß ich ſo glücklich den möglichen Folgen meiner Torheit entronnen war. Aber weißt Du, was es Gutes hatte? Daß ich ein für allemal von den Berliner Ideen geheilt bin! Denke Dir, ich ſchied an jenem Morgen eigentlich ganz ohne Wehmut von Tauſig, es war eigentlich ein weiteres Trennen, als wir ſelbſt uns recht eingeſtanden oder bewußt wurden. Weißt Du, Tauſig iſt wie ein früh verbrannter Vulkan. Denke Dir, als ich morgens in den Bahnhof trat und ihn ſah, ohne ihn zu erkennen, da fuhr mir ſo im Blitz die Frage durch den Kopf: Was ſitzt da für ein altes Männchen? — Da war's aber ſchon der Tauſig und von da an gab der Tag keine rechte Gelegenheit mehr zum Nachdenken. Aber im ganzen iſt eben doch das Gemüt in ihm aut non vorhanden, aut not at all ausgebildet. Er iſt jetzt obenauf, er iſt etwas, erwirbt etwas, freut ſich ſo den kleinen Liſzt zu ſpielen, ſagt, daß die Verleger ſich um ihn reißen, hier hundert Taler, dort hundert Taler Honorar nur ſo zufliegen, und das alles iſt gut und ſchön — aber da iſt nun auch gar kein Funke von Begeiſtrung übrig geblieben — o Gott, wie leer, wie farblos iſt ſo ein Weſen, wenn die erſte Jugend vorüberging. Von ſeiner armen Frau ſprach er immer nur mitleidig — daß ihm eigentlich ſein Doktor verboten habe, ſie je wieder zu ſehen — und ſo weiter. Ich trieb ihn natürlich ſehr zu dieſer Wiederverbindung und ſprach die gute Hoffnung aus, daß ſie nun doch ihr Weſen etwas mäßigen würde, daß es ſchließlich vielleicht noch recht gut gehen würde. Bülow empfing mich hier allerdings mit der Erklärung, Bechſtein habe ihm geſchrieben, Tauſig ſei verloren, wenn er ſeine Frau wieder zu ſich nähme, ſie ruiniere ihn auch in ſeinen Vermögensverhältniſſen! — Siehſt Du, Frauchen, das iſt die Erzählung meiner Fahrt. So habe ich den Tannhäuſer doch mitgemacht — er wird nicht wiederholt, bin bei Bülows geweſen, dort auch mit Herrn von Perfall ganz in unverändert freundlicher Weiſe zuſammengetroffen — habe nun mit Düfflipp geſprochen und erwarte nun mein Heil von den nächſten Wochen. Die erſte Hälfte meiner Lohengrin-Fortſetzung iſt heute erſchienen und da nun doch der Schluß erſt nächſten Sonntag erſcheint, könnt' ich den Tannhäuſerartikel vielleicht bei Dir ſchreiben. Doch da ich nun doch dieſe

Woche noch auf Entſcheidung warten muß, ſo kann ich dieſe Zeit nicht beſſer als zu einem recht breiten und ordentlichen Tannhäuſer-artikel benutzen! Liebchen, ich kann Dir nicht ſagen, wie ſchlimm es mit meinem Geld ausſieht. Denk' Dir, ich habe dem Philoſophen-Schloſſergeſellen Chatelet dreißig Gulden Unterſtützung gegeben. Da haſt Du nun das ganze fait accompli meines Verbrechens. — — —

Siehſt Du, Herzchen, da haſt Du einen langen Brief und nicht ein zärtlich Wort. Ich kann, kann keins mehr ſagen, es iſt ein tiefes wehtuendes Leid, ſolang ich nicht bei Dir bin. Kein Gedanke, kein Gefühl, keine Luſt mehr ohne Dich. Stumpf, kalt und traurig bin ich. Himmels-, Himmelsfrau! Bald, bald und ewig

Dein Hundelchen.

574. An ſeine Braut.

München, 10. Auguſt 1867.

Lieb' Frau! Du biſt ſehr brav, Du ſchreibſt mir und arbeit'ſt dabei ſo viel, ich bin nicht brav, ich ſchreib' Dir nicht. Ich bin heut' ſehr traurig, ſehr unten, ſehr kaput. Ich ſeh' Dich drüben, und mir iſt als wär' mir die Brück' zu Dir vor der Naſ' weggezogen! Düfflipp läßt kein Wort von ſich hören — alſo ich werd' wieder hinlaufen müſſen, trotzdem er mir verſprochen hat, ich bekomme die Zuſtellung von ihm. — — Die Bülow iſt fort, er iſt fort. Das Konſervatorium iſt jetzt in der Zeitung verkündigt, mir ſchickt niemand einen Kontrakt. Ich ſoll ſo recht um alles laufen und betteln! Mein Tannhäuſerartikel liegt da, es iſt jetzt ſchon ſo manche lieb' Seit' Konzept da, aber er wird immer größer und größer! Und ſeitdem ich nun durch Porges weiß, daß Wagner, ſtatt mir ein freundliches Wort zu ſagen, auch an dem nur herummäkelt,[1] was ich ſchreibe, verlier' ich ſo furchtbar die Luſt zu ſo Kram! — — — Sollte mir noch einmal eine rechte Hölle fühlbar werden vor dem Himmel bei Dir? — — Aller, aller

[1] Wagner verübelte ihm, daß er Einwände gegen die Pariſer Tannhäuſer-Bearbeitung erhob.

Lebensmut schwindet mir jetzt, ich fühle mich wie ein Verschmachtender, der's so lange ertragen hat. Jetzt sieht er das Haus, die Heimat, aber da brechen die Kräfte zusammen! — Heute beschloß ich die Lektüre von Schillers Leben — da ward mir die Wohltat, einmal wieder glühend heiß zu weinen. Dies Trauerspiel! Und seine gute Charlotte, sie war wirklich eine gute Dichterfrau. Aber Du bist ebensoviel besser als ich geringer als er! Ach, wie ich nach Luft schnappe! Schwül, schwül, schwül! Ich geh' jetzt noch auf die Post, die paar Zeilen dahin zu legen. Bekomm' ich durch einen glücklichen Streich Geld und Dokumente, so soll dieser elende Wisch der letzte sein — ich reise dann augenblicklich zu Dir. Ach, nur dann kann mir wieder wohl sein! Grüß die Mutter, Susanne, Marie, Hestermann, sag aber niemand wie mir's zumute ist, sonst bin ich als Bräutigam blamiert. Ach, liebe Frau, ich hab' so recht schlechte Zeiten erlebt seit unsrer Trennung!

575. An seine Braut.

Meiningen,[1] 23. August 1867.

Teuerste Frau! In welch einer fernen, lauten Welt bin ich. Gestern, auf der langen Reise, da konnt' ich noch so innig mit Dir verkehren, aber seitdem, unter den hundert Bekannten, die man wiedersieht . . . Denk' Dir, ich bin bei Liszt selbst einquartiert! Bodenstedts wollten mich haben! Ich ging im Zwischenakt auf's Theater, Damrosch zu suchen, da begegnete mir Bodenstedt als Hofintendant und begrüßte mich sehr freundlich. Dann all die Weimarischen Orchestermitglieder. — Der Glanzpunkt war bis jetzt Damroschs Violinkonzert, eine Dichtung voll Empfindung und Laune — es freut mich, daß ich über einen so alten Freund so recht von Herzen Gutes werd' schreiben können. Dagegen war die Sinfonie von Lassen enttäuschend, und das Urteil der Gelehrten des Kladderadatsch, Riedel, Weißheimer, Damrosch, ist darüber einig; es ist eine bestechend hübsch hingeworfne pikante Musik, die mir anfangs

[1] E. war von München nach M. zum Feste des Allgemeinen Deutschen Musikvereins gereist.

sehr gefiel, alsbald aber mich langweilte, mir — für Lassen! — trivial erschien. Es ist halt jüdisch, behäbig, sinnlich, ohne allen geistigen Konflikt. Bülows Stück, Nirwana, stimmte mich peinlich; ich liebte es in Partitur (Porträt), und bei der Aufführung (Original) stieß es mich ab. Doch wenn man nachher Lassen hörte, so gewann es wieder unendlich. Es ist doch eine gewaltig angespannte Natur, deren Ringen da ertönt. Auch Dräseke ist hier, kurz, liebe Frau, es ist dafür gesorgt, daß mir Dein Bild von tausend Feinden meiner tiefsten Glückseligkeit verdrängt und verschwemmt wird. Aber dafür bin ich um so mehr Dein Goldiger, wenn ich einmal den rechten Moment für Dich finde. Lieb, unbekannt' Frau! Du ewig' Fundgrube aller höchsten Weibertugenden, wie soll ich Dich genug lieben, hegen und anbeten. — — —

576. An seine Braut.

Meiningen, 24. August 1867.

Süße, heilige Frau!

— — Es ist lächerlich und das Äußerste aller Abgeschmacktheit, so lange Tage ohne Dich zu leben. — — Welche Freude, welche Abspannung, Dir die paar Worte zu schreiben! Es ist unglaublich, in was für einen Trubel und Sudkessel von ewigen Reden und tausenderlei Kinkerlitzchen man so drin lebt. Man geht von Hand zu Hand wie eine Bürste, mit der sich die Leut' ihre Neuigkeiten, ihre Anschauungen vom Leibe bürsten. Es ist alles recht staubig, und die Haare bleiben in einem stecken. Dann hat's aber auch viel Amüsantes, Erregendes. Was hab' ich alles gesehen, gehört, geschwatzt in den tausend Jahren, seit ich Dir zuletzt geschrieben. — Bodenstedts sind hier ausnehmend freundlich, auch die Tochter, die ich in München noch nicht kennen lernte. Mit Damrosch verkehrt' ich hier und da ein paar Minuten; es ist aber merkwürdig, Herzelchen, wie die Leute innerlich ersterben, wie das bißchen Jugendduft heruntergeht! Er ist edel, tüchtig, macht seinen Weg, hat Charakter — aber es ist kein frischer Hauch von Unmittelbarkeit mehr drin. O Weltkomödie! O Segen, unaussprech-

liches Glück, daß wir uns gefunden! Herzelchen, iſt es nicht ein bißchen eine verabredete, abgekartete Geſchicht', daß ſich unſre Herzen ſo verſtehen und ſich gegen die ganze übrige Welt verſchwören? Aber ſei's wie's ſei, es iſt das einzige, was am Leben erhalten kann. Kann eine Ewigkeit mehr Entzücken bergen als ein Gedanke an Dich? O nein, gewiß nicht, wer geliebt hat, lebt ewig. — Eben hab' ich in Gedanken einen Toaſt auf Gasperini gedacht, einen franzöſiſchen. Er ſitzt drüben bei Liſzt in der Stube und ſchreibt ſeinen Bericht nach Paris; ich habe eine halbe Stunde mit ihm geplaudert, es iſt ein angenehmer, feiner Knabe, ich hab' ihn zu einer Taſſe Tee eingeladen, wenn er zu den Meiſterſingern nach München kommt. — Mit Ritters verkehr' ich ganz auf dem alten Fuß; es ſind Menſchen. Ich ſitz' in ihrem Salon, Dir dies zu ſchreiben. Die Franziska iſt eine herrliche, ſeelengute Frau, alle Liebe und Achtung für ſie. Mihalovich macht ihr ein bißchen den Hof, aber gerade ſoviel wie es recht iſt. Wir müſſen ſie beſuchen. — Doch — wie Du willſt — alles — alles! — — Du ſüße Luft, in der ich atme, o meine Frau, fühl' es wie ich Dich liebe. Ich bin ſo anders geworden; ich frage nicht mehr nach andern, habe allen, allen gegenüber männliche Sicherheit und Selbſtvertrauen, wenn Du mich liebſt. Gottesperle, gute Frau! Mit Liſzt habe ich gefrühſtückt, da hat er mir viel erzählt. Er ſtrebt nach München! Das iſt für uns von unberechenbar heilſamen Folgen! Er iſt ein hoher, edler Geiſt: Er allein könnte Klarheit und Verſöhnung in die dortigen Verhältniſſe bringen. Geſtern macht' ich ihm abends vor dem Schlafengehen eine Liebeserklärung. Ich ſagte: Doktor! Ich habe geweint bei Gilles Lobrede auf Sie! Wiſſen Sie, ich ſeh' an Ihnen nicht das Einzelne; aber das Ganze, das Sie ſind, verehr' ich und lieb' ich. Das freute ihn, und er ſetzte ſich drin ans Klavier und hauchte das: „Löſe Himmel meine Seele“[1] in die Saiten nach Laſſens Kompoſition! — Das ſpielte er für mich! Weißt Du, das iſt ſo ein Lebensmoment! Ich weinte. Ich ging nicht mehr zu ihm hinein, dankte ihm nur morgens dafür. Er iſt ganz der alte, ſei nur ganz ohne Befangenheit, Du wirſt ihn ſehr lieb gewinnen, es ſoll ihm wohl bei uns ſein.

[1] Siehe „Gedichte“.

Man ſagt mir viel Freundliches über meinen Lohengrinartikel (Brendel, Riedel, Träſeke, Damroſch uſw.). Ich ſchreibe erſt nach den vier Tagen; es iſt beſſer. Meine drei Duette, die ſchon in den Proben gehört wurden, werden gelobt und verſprechen guten Erfolg. — — Der Marie Gärtner ihr Mann ließ ſich mir vorſtellen; ein artiges, wenn auch unbedeutend ſcheinendes junges Männchen. Ach Kinder, ſeid glücklich! Das wünſcht Euch ein geläuterter, nicht unedler Menſch, der von allen Weihen der höchſten Lebensgaben trieft. Man nennt ihn auch unter vier Augen

das Hundelchen.

577. An ſeine Braut.

Meiningen, Sonntag, den 25. Auguſt 1867.

„Mein Seelenherzelchen! Eben übergibt mir Sgr. Vincenz, der Leib- und Magendiener des Commodore Liſzt, Deinen Brief."

— Dieſe paar Worte allein ſind ſchon wieder unterbrochen von einer Fülle von Erlebniſſen. — Ritters kommen herein, Fränzchen hat geſtern mir das „Du" geſchenkt — nach meinen Erfolg! Ich leſe ihnen die erſte Seite Deines Briefes, was ich ſonſt gewiß nicht tue, ſie weinen beide vor Freude darüber und umarmen ſich. — Ich gehe den ganzen Morgen wieder von Hand zu Hand wie eine volle Korbflaſche, aus der jeder einen Schluck zur Stärkung nimmt! Zwei von den Suſanneduetten, Nr. 2 und 3, wurden hintereinander da capo gerufen. Als die Sänger zuletzt wieder abgingen, ertönte ſtürmiſch der Ruf meines Namens, ich ſtürzte aus dem Parterre auf die Bühne, meinen Hut in der Hand und verneigte mich zweimal. Die Frauen küßten mich nach den Konzert, und jeder Begegnende wiederholte heut' ſein Lob! Nun es iſt auch ein Hochzeitsgeſchenk, es iſt der Schmuck, den ich Dir nicht kaufen kann: Man hat mich lieb. Wir neueren Lyriker, Damroſch, Träſeke, Laſſen und ich, waren äußerſt ungünſtig geſtellt. Wir hatten mit Robert Schumann zu kämpfen, der im erſten Tel von ſeiner beſtechendſten Seite geſehen, auch zwei da capo-Rufe erzielte, durch ein virtuoſes Geſangsquartett aus Leipzig. (Auch Laſſen wurde mit Milde da capo gerufen.)

Morgen ſuch' ich einen Winkel, Du kannſt Dir denken, daß ich nun gut ſchreiben werde! Herzelchen, ich bin ein bemooſtes Haupt, und mein-Name wird fortan nur an gutem Klang zunehmen, daß Bertha Cornelius ganz ſtolz ſein wird auf

ihren Peter.

578. An ſeine Braut.

Meiningen, den 26. Auguſt
(Montag) 1867.

O meine Himmelsfrau! Es durchzuckt mich eben die Idee, Dich hierher zu telegraphieren! Ich fühle mich doch nun natürlich recht, recht herzlich allein ohne Dich — die ſo ſelige Liebe muß auch ihre ſchmerzlichen Seiten haben! Die Liebe! — was iſt Liebe? Meinen wir nicht von Tag zu Tag, ſie noch nie ſo gekannt zu haben? und wird uns nicht am Ende eines treu durchlebten Zuſammenſeins ein völlig andres, verklärtes Bild von ihr in der Seele ſein? Gewiß, ſie muß eine himmliſche Lehrmeiſterin für eine vollkommnere Welt ſein, an der wir einſt teilnehmen ſollen! — Luft um mich, liebe Frau, Genius, guter Geiſt! — Wir werden in einer feindlichen Welt leben, wie auf einem feſten Eiland von ſtürmiſchen Wogen umrungen; verſchlängen ſie uns, möchte es uns doch vereint treffen! — Ich bin allein heute, Liebchen, faſt alles iſt nach Liebenſtein, wo heut' abend Konzert iſt — ich ſollte jetzt ſchon recht dick in meinem Artikel drin ſitzen, aber ich ſchreibe eben noch an Dich, um ein bißchen Anſatz zu finden! Ich muß noch das Beſte von morgen erwarten, nach einem guten langen Schlaf, denn dieſe Tage haben gewaltig abgeſpannt, es war allzuviel des Guten! Doch fang' ich heute ſchon an, ſobald dieſer Brief abgeſchickt iſt; dann komm' ich morgen ſo recht in Zug bei einem guten Kaffee, den ich mir auf die Stube bringen laſſe. — — — — Liſzt, ja — er war recht lieb — aber es iſt ein eigen Ding — Wagner iſt mir bei all ſeinen Launen und ſeiner Stürmerei doch lieber. Bei Liſzt hat man immer doch das unheimliche Gefühl der Weltmaske, die er vornimmt. Er will dennoch ſich, ſich

und nochmals ſich; darüber keine Täuſchung! Iſt es mit Wagner auch ſo, mit Berlioz? Dann behüt' uns Gott vor Genie, ſeien wir zufrieden der kleine Mann zu ſein, der an einer Stelle zweimal da capo gerufen wird, wo ſich's kein Menſch vermutet. Ach, wie mich das luſtig macht, wie mir das doch Lebensmut gibt, es iſt einmal ein fait accompli, es kann mir's niemand mehr nehmen! Es machte mich zu einer Perſönlichkeit auf dem Feſte! Ich war vorher, d. h. eh' das erſte Lied anfing, recht ängſtlich! Schumanns Erfolg war ſo brillant geweſen — und von den jüngern Lyrikern ging mir Damroſch voraus, der nun ſelbſt auf mich nicht mehr den Eindruck machte, wie vor Jahren; mein erſtes Lied nahmen ſie lau auf — ich hatte ſchon vorher drei Kreuzchen auf die Bruſt gemacht, gerade mit dieſen Kleinigkeiten, deren Aufführung ich doch wahrhaftig nicht veranlaßt hatte, einen Fiasko zu machen, wäre mir jetzt, in dieſer ganzen Situation, vor der Hochzeit, vor der elenden Münchnerei, höchſt peinlich geweſen. Aber ſiehſt Du — das iſt, was ich unter dem „guten Stern" verſtehe, glaub' mir, die Sachen konnten ebenſo gut ſein, und kein Hahn konnte danach krähen! Aber ich will Dir was im Geheimen ſagen. Dieſe Spohr, die meine Lieder mit Herrn Feßler ſang, iſt ein ekliges, eingebildetes Ding, aber ſie hatte den Tag vorher auf dem Kirchenchor, als ſie einen Pſalm von Liſzt ſang, im blauen Kleid, mit beſonders ſchönen Zügen und hellſtblondem Haar wie ein Engel ausgeſehen, und ſo wie da nur etwas kam, was ein bißchen zünden konnte, ſo hatten ſich gewiß manche junge Studenten verſchworen, die mit ganz beſondrem Enthuſiasmus zu behandeln! — Warum kannte denn keiner von all dieſen neudeutſchen Herren meine Lieder, die jetzt ſeit zwei Jahren in der Öffentlichkeit ſind? Warum kenn' ich denn den Leuten ihre Sachen und ſie meine nicht? Jeder, jeder einzelne wiederholte mir ſpeziell perſönlich ſeinen Dank für die Lieder, warum war denn nicht einer da, der mir geſagt hätte, ei Cornelius, da haben Sie einen hübſchen Kanon geſchrieben, der muß gefallen! — Aber Herzelchen, da hab' ich mich ſo tief hineingeplaudert, daß mein Vögelchen zu Ende iſt. Ich telegraphier' Dir Mittwoch morgen von hier aus wegen Hanau! Beſſer wär's vielleicht, ich käm' direkt nach Haus, um gleich noch über

die Elisabeth berichten zu können! Einstweilen heute tausend und tausend — — —

P.

579. An Reinhold Köhler.

München, den 3. Oktober 1867,
einstweilen noch Theresienstraße 3/1.

Meine Frau erkannte gleich Deine Hand, obgleich es Dämmerung war und las mir Deinen Brief. Habe Dank, Reinholdester, für Deine baldige Gratulation. Jetzt soll die Korrespondenz fließender werden. Meine Frau ist so ein schneller Sekretär, es geht ihr so schnell von der Hand, und sie soll einmal an Dich schreiben, wenn Zeit und Lust sich drum streiten, wer mir am meisten fehlt! Ja! von Meiningen aus hätt' ich Dich telegraphisch nach Eisenach bestellen sollen! Aber doch! Was hätten wir voneinander gehabt?! Laß Dir sagen, wie alles ging. Mein Bericht für die „Allgemeine" war mir von dem Jud Lebert in Stuttgart, (einem übrigens sehr anständig-wohlwollenden Mann) bei Baron Cotta ausgemacht. Doch fing ich dort zu spät zu schreiben an — und ich war in der schwierigen Stellung, über Liszt und meinen Chef Bülow heiklige Dinge zu sagen. So mußte ich schließlich die letzte Nacht zu Hilfe nehmen, und das brachte mich so herunter, daß ich den andern Tag zu nichts zu gebrauchen war, daß mir der ganze Eisenacher Trubel unleidlich, die süßeste Gastfreundschaft des Dr. Taschner eine Last, die schöne Elisabeth in dem vollgestopften Saal eine Tortur war, da ich fortwährend gegen meine versagenden Nerven ankämpfen mußte. Nachdem sollt' ich mit Liszt, Bodenstedt usw. usw. zusammen sein — wankte aber abgespannt nach einem Glas Bier lechzend den Berg herunter, fand mit Mühe meine Wohnung bei Dr. Taschner — mein Geld war in Meiningen ausgegangen. Dräseke half mir endlich aus — da macht' ich denn schnell, am Donnerstag wieder nach Mainz zu kommen — wo ich meine Braut in dieser schönsten Zeit des Lebens acht Tage hatte sitzen lassen! Das war mein Eisenach!

Am 14. war Hochzeit. Wir wurden morgens auf der Bürger-

meisterei, nachmittags um 1 Uhr vom Pfarrer Schmitt im elterlichen Hause getraut. Es war einfach — zu vierzehn Personen und höchst fröhlich. Von mir war nur Bruder Wilhelm dabei. Wir fuhren abends bis Goarshausen, wo wir in der „Rose“ übernachteten. Den zweiten Tag bis Boppard (im Hirsch). Dann bis Rolandseck, wo wir Siebengebirg' und Vollmond schwelgten. Dann blieben wir drei Tage bei Schilys in Düsseldorf (Elise). Dann fuhren wir in einem Tag von Düsseldorf nach Darmstadt, wohnten dort in der Traube, dann blieben wir anderthalb Tage bei Tante Agnes in Heidelberg und zwei Tage bei Ritters in Würzburg. Donnerstag, den 26. langten wir in München an und fanden nach langem Suchen eine schöne Wohnung, Briennerstraße 27a, Du weißt, wo damals Heyse wohnte! Am 7. Oktober ist die erste Lehrerversammlung der Musikschule. Du weißt, daß ich Poetik lehren soll! Da studier' ich denn eben das höchst zweideutige Buch von Gottschall, in welchem er fast auf jeder Seite sich neben Homer und Goethe als Muster anführt. Besonders schauderhaft ist seine Idee, die Oden mit Reimen zu versehen. — In Meiningen traf ich Bechstein,[1] der mir einige gute Bücher anriet. Gib auch Du guten Rat! Nimm heute mit dieser kurzen Nachricht vorlieb, grüße Deine liebe Mutter und Schwestern, Schöll, Eitner, Walbrül. Meine Frau grüßt Dich und die Deinen herzlich. Gott mit Euch! Behalte lieb

Deinen Peter.

580. An Franz Liszt.

Zum Geburtstag.

(22. Oktober 1867.)

[Von seiner Enkelin Lulu gesprochen.]

Du hast die Liebe reich gesät
Auf Deinen Lebenswegen,
Daß nun, wohin Dein Fuß auch geht,
Dir Liebe blüht entgegen.

[1] Reinhold B., Germanist (1833—94).

Rings um Dich her
Ein Blütenmeer
Von Liebe, Dank und Segen!
Was ich Dir sag' im stillen Haus
Ist nur eine kleine Blume draus.

Du hast die ganze Welt entzückt
Mit Deiner Töne Reigen,
Und tausend Seelen tief beglückt
Mit Deines Herzens Neigen.
Die möchten all'
Mit Sang und Schall
Sich heute vor Dir zeigen;
Doch was Dein Herz entbehren muß,
Für alle grüßt Dich Lulus Kuß.

Solang die Erd' am Himmel steht,
Ein Ton im Sphärensange;
Solang Musik auf Erden weht,
Ein Hauch vom Gottesdrange,
Solange glänzt,
Von Ruhm bekränzt,
Dein Name auch, solange!
Das Hoch, das heut' ich leise sprach,
Tönt laut die Welt und ewig nach.

Liszt an Cornelius.

Liebster Cornelius!

Es betrübt mich, Ihnen gestern nicht begegnet und sogleich gedankt zu haben für die unvergleichliche Freude, welche Ihr Gedicht mir gebracht. Der kleine Interpret Lulu hat es zweimal rezitiert. Ich wünsche Ihnen aufrichtigst für alle Ihre Werke Darsteller, die gleich Lulu Ihre Empfindungen dermaßen ergreifen, daß den Zuhörern nur das Weinen übrig bleibt — so wie wir es gestern mit Cosima empfunden, als wir beide kindlich weinten.

Von Herzen Ihr

F. Liszt.

Mittwoch, 23. Oktober 1867 [München.

581. An C. F. Kahnt.

München, den 4. November 1867,
Briennerstraße 27a, parterre.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Hierbei erhalten Sie den Elisabeth-Artikel; leider später als ich beabsichtigt. Ich mußte dreimal dazu ansetzen und konnte wegen meiner Beschäftigungen in der Musikschule nicht nach Wunsch ungestört daran fortarbeiten. Wie Sie aus den gestrichnen Stellen des Titels und der Arbeit ersehen werden, war das Ganze im ersten Entstehen auf eine Entgegnung an Herrn B. gemünzt, doch schien mir gegen Ende ratsamer, diese Parenthesen wegzulassen. Was sollte ich, nachdem ich mich über das Werk warm gesprochen hatte, nun noch einmal die elende Schimpferei dieses Menschen folgen lassen! Viele, die unser Büchlein lesen, haben von dem Pamphlet gar keine Notiz, und würden nicht wissen, was damit anfangen, wie es deuten. Und das übrige konnte unbehindert ruhig stehen bleiben. Das Ganze wird so, ohne alle Polemik, dennoch eine würdige Entgegnung auf jenen Schmähartikel sein.

Ich habe leider erst ganz zum Schluß meiner Studien angefangen, manche Druckfehler anzustreichen, Sie werden es sehen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß noch sehr viel im Klavierauszug zu verbessern ist, in Noten und Text, und daß derselbe noch einer sehr aufmerksamen Revision bedarf. Ich schlage Ihnen für den Vers im fünften Teil, wo die Wendung: „unsresgleichen", welche die Engel brauchen, immer anstößig und unschön gefunden werden dürfte, eine mit wenig Mühe zu bewerkstelligende Änderung vor:

Statt:

Der Schmerz ist aus; die Bande weichen,
Die Hülle bleibt in Erdenruh,
Die Seele steigt als unsresgleichen
Unsterblich reinem Lichte zu.

wäre zu setzen:

Der Schmerz iſt aus; die Bande weichen,
Die Hülle bleibt in Erdenruh,
Es ſchwebt, die Heimat zu erreichen
Die Seele reinem Lichte zu.

Grüßen Sie Dr. Brendel vielmals und ſeien Sie nebſt den Ihrigen von mir und meiner Frau herzlich gegrüßt!

Ihr ergebenſter

Peter Cornelius.

P. S. Bülow ſagte mir geſtern, er wünſche, Sie möchten doch Exemplare der Zeitung an die Muſikſchule ſenden, er wolle dann befürworten, daß ſie von Neujahr ab von der Muſikſchule gehalten werden ſolle.

582. An Seraphine Mauro.

[München, Ende Dezember 1867.]

Teure Seraphine!

Ehe noch die beabſichtigte Habergrützſuppe (welche, wie meine Frau klagt, heute etwas angebrannt ſein ſoll) auf dem Tiſche dampft und ehe noch unſre neue Kuckucksuhr halb zwei ſchlägt, und ehe wir uns von dem Schreck eines vornehmen Beſuches, denn es kam Frau von Bülow und Frau von Bülow, die Frau und die Schwiegermutter, uns zu ſehen, ganz erholt haben, will ich Dir ſchnell mein Herz ausſchütten. Aber die Suppe meines Herzens iſt auch ein wenig angebrannt — von Reue, Dir ſolange nicht geſchrieben zu haben, und der Kuckuck ruft mir deshalb immer zu: Du Schuft, Du Schuft, ſolange ich Dir noch nicht geſchrieben habe. Ach, die Heirat, und alles vorher und nachher, dann die neue Stellung mit ihren fünfzig Schülern und ſiebzehn Stunden wöchentlich, ſie ſind an allem ſchuld, und wie oft, wenn mir mitten im Drange des Augenblicks Dein zürnender Schatten aufſtieg, mußte ich ihn mit den Worten bannen: In den Ferien! In den Ferien!

Jetzt sind sie da! und schon bald zu Ende, denn am 2. Januar beginnt unsre Schule wieder. Aber dann schweben die Osterferien als verheißungsvolles Kanaan vor der Seele, und nach diesen, in den schwülen Sommertagen, wenn man nachmittags lieber schlafen möchte, als Stunden geben, die großen Ferien, August, September — wann Gunlöd? Ferien, Ferien, das ist jetzt der Wonneruf meiner Seele, und ich glaube, wenn ich einmal sterbe, so wird mein letztes Wort sein: „Ah, jetzt tritt eine längre Vakanz ein!“ — Weißt Du, ich bin einmal keine Schulmeisternatur, ich müßt' es lügen! Doch aber find' ich mich hinein, bin zufrieden und dankbar, mein häusliches Glück um dieses Opfer zu erringen, und außerdem, es ist doch auch von hohem Wert, auch der Welt etwas nützen zu dürfen über diese wenigen geistigen Bestrebungen hinaus, mit welcher wir doch unverstanden bleiben und welche uns deshalb nicht zugunsten angerechnet werden. Und Ihr? Du und Ernestine? Ihr schulmeistert auch immer so fort und müßt noch froh sein, wenn sich die junge Welt etwas von Euch schulmeistern läßt?!

Denk' Dir, neulich begrüßt' ich Wagner in meiner Haushaltung, er war von 7 bis 10 Uhr bei mir und blieb ganz guter Laune, es war ihm alles ganz recht. Er versprach bald und öfter wiederzukommen! Weißt Du, bei uns ist immer offner Abend, zwischen Sieben und Zehn, wer da kommt, ist gern gesehen und wer zu rechter Zeit kommt, erhält eine Tasse Tee nebst Zubehör. So haben wir ein paar Freunde, die manchmal mit uns vorlieb nehmen, denen es nicht zu weit heraus ist. Neulich waren auch die Porges bei uns, das erstemal seit der Niederkunft der Minna. Als mir dieselbe neulich Deinen freundlichen Gruß ausrichtete, wäre ich fast gestorben. Und denke Dir, wenn es in der Zeitung hieße, der auch in weiteren Kreisen nicht unbekannte Verfasser des Liedes auf die Unbekannte starb neulich unerwartet an dem Gruß einer alten Bekannten. O, Du Abscheuliche, mich so freundlich grüßen zu lassen. Sono la vittima innocente della tua amicizia!

Meine Frau wird Dir auch noch schreiben. Sie ist wohl, wir sind glücklich. Hoffentlich bringt uns das neue Jahr einmal ein Wiedersehen. Und besonders freut's mich, daß das Porto jetzt herabgesetzt ist — da wird man sich doch öfter einmal schreiben (!!!!).

Wie Du ſiehſt, oder merkſt, noch immer der alte, immer luſtig, immer voll ſchlechter Witze, immer Dein Freund. — Die Supp' iſt da und meine Frau ruft — alſo ſei gegrüßt und geküßt ſamt Neſti[1]

von Deinem Cornelius.

583. An Richard Wagner.

Tritt ein und laß Dir's wohlgefallen
In meinem Haus, an meinem Herd;
Dich grüßen keine ſtolzen Hallen,
Doch macht ſie Liebe Deiner wert.
Du haſt das Haus mir helfen bauen,
Und wär's ein Hüttchen nur aus Holz,
Zufrieden darfſt Dein Werk Du ſchauen:
Mein Haus, Dein Stolz!

Dich grüßt mein Weib von ganzem Herzen,
Die dieſes Hauſes guter Geiſt,
Die mir vereint in Luſt und Schmerzen,
Mein Heiligtum, mein Segen heißt.
Sie ruft Willkommen Dir entgegen,
Sie iſt Dir ganz wie ich geſinnt,
So ſei ihr gut um meinetwegen:
Mein Weib, Dein Kind!

Laß es ein Stündchen Dir behagen,
Des Freundes Glück ſei Deine Luſt,
Der, was er froh Dir auch mag ſagen,
Ein Beſſres birgt in ſeiner Bruſt.
Wie hoch Dein Name auch erglänze,
Wie mancher Kranz Dich auch umwob,
Mein Herz weiß mehr als alle Kränze:
Mein Herz, Dein Lob.

[1] Die Schweſter Erneſtine.

584. An Frau Suſette Jung.

[München, Ende 1867.]

Seit der Hochzeit, ſeit wir noch ſo vergnügt beiſammen waren, habe ich Dir kein Wort geſagt, liebe Mutter! Ich kam in ein für mich ſo neues Leben hinein! Die tägliche Beſchäftigung ſtreng nach der Uhr, die Mühe, die es mir machte, meiner Aufgabe gerecht zu werden, die bittren Zweifel, die oft in mir aufſtiegen, ob ich auch das Verlangte ſo entſprechend leiſten würde, um meinem auf dieſe Vorausſetzung gebauten häuslichen Glück die Dauer zu ſichern, nahmen mir wechſelnd Zeit und Stimmung, mich gegen Dich auszuſprechen. Ich bin ein begabter Menſch, aber nach zu mancherlei Seiten hin angeregt und in der ſteten Gefahr, mich zu zerſplittern; da lag die Beſorgnis nahe, ob ich auch nach der einen Seite hin genug Tiefe der Kenntnis bewähren würde, wie man ſie vom Lehrer ſo vieler verlangt, und beſonders da man von mir einzig eine Betätigung nach zwei Richtungen hin auf Ton und Wort verlangte. — Nun iſt aber bereits ein Drittel des erſten Lehrjahres verfloſſen, und ich höre von maßgebender Seite nur Anerkennendes über meine Leiſtungen. Wenn ich nur das erſte Jahr glücklich durch habe, ſo wird eine viel größre Ruhe eintreten und ich werde auch meine freie Zeit, die ich jetzt faſt täglich auf die Vorbereitung zu meinen Stunden verwenden muß, mehr zu eignen Arbeiten für mich haben, woran dies Jahr kaum zu denken iſt.

Im übrigen iſt alles ſchön und gut bei uns. Es iſt eine große Unvollkommenheit des Daſeins, daß wir keine Flügel haben, ſonſt könnteſt Du doch manchmal ein wenig herüberfliegen zu uns und in unſre Haushaltung hereinſehen. Es iſt ſo traulich und wohnlich bei uns. Wir leben vor der Stadt, ſo ungeſtört und unbeläſtigt von überflüſſigen Beſuchen, doch hie und da verläuft ſich ein Freund abends zu uns, wo er weiß eine Taſſe Tee und freundliche Wirte zu finden. Als wöchentlicher Stammgaſt zeichnet ſich bis jetzt der Maler Hofmann aus, ein ganz ſinniger, ſtrebſamer Menſch und hat eine hübſche Ader anziehender Unterhaltung, hält auch in allem, Bleiben und Kommen, ein taktvolles Maß, daß er auch von Bertha gern geſehen und uns jedesmal ein erwünſchter Gaſt iſt. Er erzählt uns

etwas Münchner Chronik, von der wir nicht allzuviel merken, da ich fast nur zu Hause und in der Musikschule abwechselnd lebe. Mit ihm wechselt in neuster Zeit ein Pole ab, Tarnowsky,[1] ein Poesie- und Musikschwärmer, dem ich Privatstunden gebe; er ist ein Gutsbesitzer aus Galizien, hat fast ganz Europa bereist und weiß viel davon zu erzählen. Er lädt uns für den Sommer auf sein Gut in die Karpathen ein! Er sagt, es wäre ihm abends bei uns wie bei Vater und Mutter. An einem dritten Gast haben wir bereits eine schlimme Erfahrung gemacht. Es war der Philosoph und ehemalige Schlossergeselle Châtelet, für den ich manches getan hatte und der auch immer freundlich bei uns aufgenommen war, jetzt hat er München verlassen, ohne uns Lebewohl zu sagen und hat obendrein das Werk von Gervinus über Shakespeare mitgenommen. — — — Leider haben sich meine finanziellen Angelegenheiten nach der einen Seite hin nicht entwickeln wollen, und ich werde wohl fürs erste auf den geringen Gehalt von 1200 Gulden beschränkt bleiben. Es sollte mir ein Fixum für eine Beteiligung am Feuilleton der „Süddeutschen Presse" ausgesetzt werden, doch kam es erstens bei meiner anderweiten anhaltenden Beschäftigung zu keiner Beteiligung meinerseits und jetzt, wo dieselbe endlich einen Anfang nehmen sollte, ist ein unversöhnlicher Zwiespalt zwischen Wagner und Julius Fröbel, dem Redakteur, ausgebrochen, so daß es mit meiner Gehaltsvermehrung auf diesem Wege scheu aussieht. Einigen Ersatz dafür gewähren Arbeiten, welche mir Baron Perfall übertragen hat, der sich mir in jeder Hinsicht freundlich erweist, und jetzt die Stellung eines Vorstandes unsrer Schule mit der eines Theaterintendanten in sich vereinigt. Er hat mir für's erste die deutsche Bearbeitung von drei kleinen Opern zugewiesen, welche hier gegeben werden sollen. Die »Serva padrona« von Pergolese, „Michelangelo" und „der neue Gutsherr" von Boieldieu.

Liebes Mutterchen! Von unsern fröhlichen Hoffnungen hab' ich noch kein Wort gesprochen. Wir sind ein glückliches Paar, und Gott, der die volle Blüte gab, möge auch die Frucht segnen. —

[1] Graf Ladislaus T., Musiker und Schriftsteller.

— — Weihnachten und ersten Feiertag verbrachten wir bei Carl. Wir haben mit ihm auf Dein Wohl getrunken. Der Himmel erhalte Dich uns lange gesund. — — Nach allen Seiten sage viele Grüße von

Deinem Peter.

585. An Josef Standhartner.

München, 28. Dezember 1867,
Briennerstraße 27a, parterre.

Mein teurer Standhartner!

Laß mich kein Wort verlieren über das Elend so langen Schweigens und so langer Trennung: ist ersteres meine Schuld, letztere die des Schicksals, so habe ich doch wenigstens einen vornehmen Kompagnon in diesem Geschäft und wenn wir bankrott machen, so wird man von mir kaum reden, man wird nur sagen, daß diese solide Firma, seit so undenklichen Zeiten bestehend, auch in der allgemeinen Kalamität zugrunde gehen mußte!

Was sagst Du zu mir? Ich bin endlich angestellter Mensch mit zwölfhundert Gulden, fünfzig Schülern, darunter dreißig junge Damen (ich schreibe dies nur so frivol hin, weil meine Frau in der Küche ist, mir nicht über die Schulter schielen kann), habe Frau und — (— ?! — ? — !!!), und Richard Wagner hat neulich Tee bei mir getrunken und sich, wie ich sagen darf, ganz wohl bei mir gefühlt, versprochen wieder zu kommen, öfter bei mir zu sein. Er sagte, indem er sich in meinem ganz komfortabel eingerichteten Salon behaglich umschaute: Ja, jetzt komm' ich zu Dir nach Penzing! — Ich sagte ihm: „Weißt Du, am drastischsten wirkt das Traumhafte dieses Lebens auf mich, wenn ich in der Schule an der Tafel stehe, die Finger voll Kreide, und die Tür öffnet sich und — der Franz bringt die Lampen herein!" Da stimmte er denn auch sehr zu, diese Lampen leuchteten ihm ein! Du weißt doch, daß der Franz seit einiger Zeit Diener der Musikschule geworden ist, dieser „Knappe vom Geist", wie ich ihn nenne. Und Porges erinnerte mich daran, unter welch fabelhaften Umständen wir jetzt die fünften Weihnachten zusammen verleben! Erstens 63

in Penzing! Zweitens 64 in Wien! Drittens 65 in München, ehe er wieder nach Wien zurückging! Viertens 66 in Wien, wo ich gerade damals zur Berliozfeier hinkam! Fünftens 67 wieder hier unter so ungeahnt veränderten Umständen! Beide verheiratet, fixiert, im Verkehr mit Wagner, und was alles dazwischen: das ist Tausend und Eine mondbeglänzte Zaubernacht!

Und Du, Lieber, und Ihr alle, gehört so dazu, daß ich gar nicht lachen würde, wenn wir nächstes Jahr die Weihnachten zusammen feierten. Du könntest bei meinem Buben Gevatter steh'n, denn der Name Joseph ist schon in meiner Familie, hieß doch mein Vater Carl Joseph Gerhard — und wenn's denn auch eine Josephine würde, so wär's immer noch ein hübsches Mädchen und ein hübscher Name. Ich schreibe Dir diese paar Zeilen in meinen Ferien, den ersten, die ich seit dreißig Jahren wieder habe! Ich komme zu nichts bei dieser Schulmeisterei; Briefschreiben habe ich ganz aufgegeben, da meine Frau das Nötigste besorgt. Ich wundre mich, daß ich noch ziemlich gerade Linien schreibe. — Du wirst Dich über den Erfolg der zweistimmigen Lieder in Meiningen gefreut haben. Mit der Zeit wird vielleicht auch unsre „Unbekannte" bekannter, oder das „schlummernde Kind" wird vielleicht irgend einmal wach applaudiert! Hast Du auch meine wenigen literarischen Auslassungen in der Allgemeinen und bei Brendel verfolgt? Zu Neujahr kommt auch ein Artikel, eine Art Lehrjungenlied von der Meisterschule.[1]

Meine Gunlöd liegt seit Ostern fertig gedichtet da. Aber zum Komponieren komme ich erst in den Ferien: August bis September. Dann kann es nachher nächstes Schuljahr so damit fortgehen, weil ich dann meine Mußezeit nicht mehr so ausschließlich auf die Schule werde verwenden müssen, wie dies Jahr. Du kannst Dir denken, da ich mit meinen Schülern in der Rhetorik auch Grammatik wiederhole, welch' einen dicken Kopf ich mir darüber studieren muß, welche Zeitwörter den Genitiv, Akkusativ oder Dativ haben, wie ich mich oft vergebens besinne gute Beispiele für Sammelwörter zu finden! Die „Standhartnerei" oder die „Dachshöhle" seligen

[1] Siehe „Aufsätze" S. 154.

Andenkens kann ich doch nicht vorbringen! — Nun, zu den Meistersingern kommt wer von Euch, das hoff' ich gewiß — meine Fremdenstube gehört dem, der sich zuerst ihrer bemächtigt!

Teurer Freund, unveränderlich liebe und verehre ich Dich, bei unserm Tee tönt Dein Name wie ein Hausſegen in der Stube. Gott ſei mit Dir und den Deinigen!

Dein Peter.

586. Tagebuchblatt.

29. Dezember 1867.

Innere Gedanken? Äußere Vorgänge? Tagebuch! Memoiren? Warum nicht? Der Menſch gebe nur ein bißchen her aus ſeinem ſtillen Leben, andre greifens auf, Kinder, Freunde, kurz, das Stückchen Nachwelt, das mit uns zuſammenhängt. Mein Vater hatte ſo ein Buch, das nannte er ſeinen Bluthund, da waren ſehr ſauber die Stücke verzeichnet, die im Theater gegeben wurden, die Rollen, die er geſpielt, die meine Mutter geſpielt, und eine beſondre Spalte für hervortretende Ereigniſſe. Wenn's mich einmal dazu treibt, will ich zerſtreute Gedanken, Vorfälle, Gedichte, Pläne, hier in das Buch eintragen. Wer weiß, wie lang man lebt, ob man's noch vollſchreibt. Da haben doch ſpäter Angehörige ein hübſches Andenken. — Es iſt eben doch ein alter Trieb im Menſchen, aus dem Principium individuationis entſpringend, von dem Schopenhauer oft ſpricht, in dem fortwährenden Schiffbruch der Zeiten gern einen Zettel in die Flaſche verſiegeln zu wollen; das der Name — ſo hieß das Schiff — dahin ging die Fahrt. Wer mag's finden? — Und wenn man ſchweigt, das Leben ſtumm verſchluckt, oder nur Kunſtwerke Zeugnis geben läßt, iſt's nicht ebenſogut? — Schreiben wir.

Der letzte Sonntag des Jahres war ſo ein Beſuchtag, wo die Beſuche kein Ende nahmen. Morgens ging ich einen Brief auf die Poſt bringen an die Fürſtin W. nach Rom. Unterdes war Hofmann als Tiſchgaſt eingetroffen, und als wir nach dem Kaffee die autobiographiſchen Zeichnungen Genellis anſahen, kam Wagner

dazu, dem wir sie nochmals zeigten, worauf er alsbald Abschied nahm. — Ich begleitete Wagner bis nach Hause und sprach ihm unterwegs von Sascha Ritter und von dem eigentlichen Grundübel in dessen Leben. — — Ich gab eine Karte bei Mihalovich ab und traf dann Tarnowsky zu Hause, mit dem ich den großen Band seiner sämtlichen Werke durchblätterte, bei dem ich auch endlich einmal mit dem Hersagen der Sonette von Mickiewicz prahlen konnte, was ihn freute. Bei Bertha war unterdessen Minna Porges gewesen, die mir schon mit Wagner begegnet war. Nach 7 Uhr kamen Mihalovich und Tarnowsky zum Tee. Mihalovich amüsierte uns durch eine ausführliche Erzählung des Abends, wie er Cosima, Wagner und Richter den ersten Akt seiner Signe vortrug. Wagner wollte anfangs den Text zuerst lesen, tat es aber in einem so blasierten Ton, daß Cosima ihn abzubrechen und die Musik anzuhören bat. Richter half, la la brüllend, beim Singen mit. Wagner sagte: Sie machen es wie Dräseke und Cornelius — nordisches Sujet — da hat's der Weißheimer besser gemacht mit seinem „Körner"! Es ist ein Unglück — meine Freunde gehen einen falschen Weg — und ich kann nicht raten noch helfen. — Wir erneuerten in bezug auf diese Vorgänge die Erinnerung, wie er mir, als er von Gunlöd hörte — im bayrischen Hof damals, im März 1866, den Rat gegeben, Blaubart und Jungfrau von Orleans in einen Text zu mischen. Er hatte einmal in Frankreich auf der Reise so ein Volksbuch aufgestöbert, wo Ähnliches erzählt war: wie der Blaubart mit den unlautersten Absichten und, ihres siegreichen Vollbringens gewiß, der Jungfrau naht — und nun, durch den Strahl ihrer Göttlichkeit getroffen, zum bekehrten armen Sünder wird. Das als Nach-Wagnerische deutsche Oper! — Die beiden blieben unter lebhaftem Gespräch bis halb zwölf Uhr — und wir gingen erst Mitternacht schlafen, so daß wir in den ganzen zwölf Stunden seit Mittag nicht zu uns selbst gekommen waren!

— Der letzte Tag des alten Jahres ließ zum erstenmal mein Hauswesen in seinem Glanz erstrahlen, und brachte ein Neues, das in meinem Leben noch nicht dagewesen war. Wir gaben „Gesellschaft", einen Zauber, wie es Carl nennt. Wir hatten Wagner bei uns, Cosima, Bülows Mutter, Mihalovich und Tarnowsky, Porges und

seine Minna und Richter. Volle vierundzwanzig Stunden hatten die Vorbereitungen zum Feste gedauert. Im Salon war der Eßtisch auseinandergezogen und war mit einer Menge seiner Speisen bedeckt in köstlichen Geschirren. Cosima beneidete uns um die kleinen Porzellan-Deserteller. Bertha hatte sich den ganzen Tag geplagt, wir hatten nicht zu Hause gegessen, sondern im russischen Hof, um nicht für uns auch noch Kocherei zu haben. — Minna kam zuerst, meiner Frau zu helfen, dann kam Richter, wollte sich entschuldigen aus Unwohlsein, ich hielt ihn aber dennoch zurück, dann kam Heinrich, dann Mihalovich und Tarnowsky, welcher ein Kistchen Zigaretten beisteuerte. Erst nach 9 Uhr kam Wagner, zuletzt die beiden Baroninnen. Das durchschimmernde Mißverhältnis zwischen Wagner und der älteren Baronin — mit der jüngeren ist er ganz gut — und die Ehrfurcht aller Anwesenden vor dem Meister ließen keine unbefangene Fröhlichkeit aufkommen, doch freute ich mich, daß alle sich doch so heiter befanden, daß sie den Abend vielleicht nicht anderswo lieber hätten zubringen mögen. — Wagner war anfangs der besten Laune, wurde aber nach dem Tee marode, so daß hohe Zeit war als die Nebentüre sich öffnete und über einem ausgespannten Schal von Bertha der Polichinell der kleinen Versammlung einen Heiterkeitsstumper gab.[1]

587. An Carl Hestermann.

Zum Geburtstag.

(29. Februar 1868.)

Obwohl mein Frauchen Zahnweh hat
Und ich bin sehr verschnupft,
Und habe längst verschiednes satt,
Was an mir rupft und zupft,

[1] Hier steht im Manuskript eine längre Anrede meines Vaters in Knittelversen, die eine launige Verulkung der Anwesenden enthält. Doch sind die Anspielungen so spezieller Art, daß sie nicht allgemein verständlich sein können. Ich sah daher von der Veröffentlichung ab.

So ritt' uns heut der Teufel doch,
Wenn in des Unmuts Bann
Uns bliebe nicht ein Wörtchen noch
Für unſern Heſtermann!

Ja, wenn mein Frauchen dichten könnt' —
— Sie kann's — doch hätt' ſie Zeit —
Sie hat Zeit — doch wär' ihr vergönnt
Nur größre Dreiſtigkeit,
Sie tät's gewiß, ſo aber muß
Das arme Männchen dran,
Sie mahnt: der Monat eilt zum Schluß,
Schreib' doch dem Heſtermann!

Der Frühling naht, von friſchem Saft
Die Bäume ſtehn erſtarkt;
Die erſten Zeichen junger Kraft
Schickt eben uns der Markt.
Radieschen ſind's, zwei Bündelchen,
Da beißt mein Weibchen an
Mit ſeinem kranken Mündelchen,
Ich — ſchreib' dem Heſtermann.

Ich ſchreib' — wo aber iſt die Zeit,
Wo mir die Seele frei
Noch war und zum Geſang bereit
Und ſüßer Narretei!
Die ſchöne Zeit iſt wahrlich fort,
Wo ich manch Lied erſann,
Ich hab' nur noch ein freundlich Wort
Für meinen Heſtermann.

Ein Wort des Danks, ein Wort der Lieb',
Ein Wunſch für Dein Gedeihn;
Doch wenn ich ſonſt allein Dir's ſchrieb,
Heut' ſchreiben wir's zu zwei'n.

Und ſo Gott will, ſingt nächſtes Jahr,
So hell und ſüß es kann,
Ein drittes mit im Februar:
Hoch unſer Heſtermann!

Du teurer Freund, was uns das Glück,
Was Unglück auch uns bringt,
In Glück und Leid ein tönend Stück
Von Deinen Lippen klingt.
Es klingt wie Glocken aus der Zeit,
Wo Lieb' ihr Ziel gewann,
Drum tönt zurück viel Meilen weit:
Hoch unſer Heſtermann!

Wir wünſchen Dir nur was Du haſt,
Und bleib' es lange ſo!
Nach ſegensreichen Lebens Laſt
Genieß den Abend froh!
Uns aber gönn' die ſchönſte Stund'
Der Himmel dann und wann:
Das Stündchen im Johannisgrund
Bei unſerm Heſtermann!

588. An Schott.

[München, 10. März 1868.]

Wohledler und hochlöblicher Herr Bürgermeiſter!
Werter Freund, Landsmann und Verleger!

Ich erſuche Sie ebenſo untertänig ergebenſt als freundſchaftlich unbeſcheiden, mich mit einem Exemplar der Meiſterſinger bedenken zu wollen. Wollen und können Sie eine Partitur derſelben an mich wenden, ſo werde ich doppelt dankbar ſein und z. B. unter anderm Ihr wertes Bildnis in dem großen Ahnenſaal meiner Wohnung, Briennerſtraße Nr. 27a, parterre, als Gegenſtand der Verehrung für alle meine etwa noch zu erzielenden Nachkommen —

aufhängen. Sollte es aber auch das Fatum, das traurige Geſchick über mich verhängen, daß annoch nur noch ein einziger überbleibender Klavierauszug ſotanen großen Werkes, von meinem unſterblichen Freunde Taufig ſauber verfaßt und mit grauſamen Schwierigkeiten verſehen — noch für mich herausſpringen könnte, ſo würde ich dennoch mit chriſtlicher Ergebung dies heidniſche Fatum ertragen und zum Dank drei Nächte hintereinander träumen, daß des goldnen Mainz, meiner und meines treuen Weibes Vaterſtadt noch goldnerer Bürgermeiſter mir mit einer gewaltigen Heiligenglorie erſchienen und mir ein ſchönes Buch überreichte, indem er dabei in eine rieſige Poſaune blies, als wollte er mir andeuten, ich ſolle gleiches über dies Buch verlauten laſſen, denn es habe ihm weidliche Unkoſten verurſachet.

Ich muß ſoeben einer andern Landsmannspflicht genügen, nämlich das Requiem von Bernhard Scholz, welches eben zum Beſten des König Max aufgeführt wird, anhören, und kann deshalb nur meine unbeſcheidne Bitte aufs Frechſte und Bettelbrieflichſte wiederholen und mich dabei auf die gnädigſte Fürbitte der Frau Bürgermeiſterin ſtützen, welcher, ſowie Ihnen, edler Freund, ich und meine Frau die beſten Grüße zuſtellen.

Immer Ihr Freund und untertaner Mainzer Bürger

Peter Cornelius.

589. Tagebuchblatt.

[Pfingſten 1868].

Zu Pfingſten wieder einmal ein Wort, wie denn im Haus und im Herzen alles ſteht — und draußen. Da denke ich drüber nach, wie die dreie zuſammenhängen, Haus, Herz und Außenwelt. Ich muß es einmal ausſprechen, daß mir heute im Herzen nicht wohl iſt, daß ich dies ganze Jahr über viel gelitten, oft mein Leben verwünſcht habe. Mir iſt, als ſollte ſich nun erſt auf einmal alles an mir rächen, was ich jemals im Leben verſäumt, unterlaſſen habe, als hätte mich dies Leben nur auf den Gipfel der Stellung, des reinſten häuslichen Glückes geführt, um mich auf lange, oder

für immer hinabzustürzen in den Abgrund des Elends, der Verachtung. Immer drohender, immer höhnender erhebt sich das Gespenst vor mir, welches der Gedanke ist, daß ich meine Stellung im Leben nicht genügend auszufüllen vermöge, daß ich der Doppelforderung an einen Lehrer der Musik und der Rhetorik nicht gewachsen bin, daß die schillernde Vielseitigkeit, welche der Leitstern meines Lebens war, sich als ein Irrlicht erweisen will, indem ich bei den vielerlei Kenntnissen und Talenten, die ich erworben und gepflegt, der nötigen Gründlichkeit und bis ins kleinste fertigen Meisterschaft ermangle, welche von dem Lehrer eines speziellen Gegenstandes verlangt wird. Dies Gefühl erfüllte mich ja von Anfang des Lehrjahres an. Ich wußte und spürte wohl, was ich alles nachzulernen hatte, um es zu lehren und bei der Ausdehnung der beiden Fächer, die man mir übertragen hatte, brachte ich meist den ganzen Morgen vor meinen Stunden in der Tätigkeit eines eifrigen Hineinfressens von gelehrten Dingen zu, welches mich dann oft in einem Zustande geistigen Verdauungsfiebers in meine Unterrichtsstunden brachte, mich vor den Schülern verlegen machte, und mich nicht zu ruhigem sicherm Ton gelangen ließ, mit welchem ein Professor ausgerüstet sein muß, um den Schülern zu imponieren. Besonders seit die beiden Schüler G. und L., welche ich die ersten sechs Wochen in der Harmonielehre unterrichtet hatte, zu Rheinberger übergegangen waren, stellte sich in mir nach und nach die Überzeugung fest, daß bei ihnen der tiefe Grund innerster Achtung vor dem Lehrenden erschüttert sein mußte. Dazu kam, daß solche Schüler da waren, wie Herr S., ein schon gelernter, gewiegter Komponist, ein Autor von gedruckten Werken bis in die vierzig, fünfzig Opus, meist Salonsachen. Er war eines Abends bei mir gewesen, in Begleitung des Herrn G., der sich höchlich für ihn enthusiasmierte, und hatte mir einige gedruckte Sachen und Manuskripte vorgespielt. Ich war töricht genug, diesem Menschen, der mich um ein aufrichtiges Urteil ersuchte — wie die Leute wohl sagen, damit aber meinen, daß sie gelobt sein wollen — die wirkliche Wahrheit zu geben. Ich sagte ihm, daß man all diese Dinge ja nur loben könne, er habe einen feinen, geleckten Satz und eine klaviermäßige Behandlung sich angeeignet, wie ich es ihm gewiß nicht nachmachen

könne; es sei eine sehr schöne Aneignung der Art von Chopin und Schumann bei ihm vorhanden. Doch war der Charakter dieser seiner Musikstücke ganz jene Gefühlsseligkeit, jene Mondsüchtelei, jene verzwickte Seelenduselei, die mich schon an dem großen Vorbild Chopin unangenehm berührt. Bei diesem ist es aber doch immer wohl süßer, aber doch edler und echter Likör, bei seiner Nachahmerei ist er aber stark mit Wasser verdünnt. Herr S. hatte da unter anderm auch einen Trauermarsch mit. Es war aber auch nicht eine Träne echter menschlicher Trauer darin, es war da kein Leid erzählt, wie das Herz es erlebt hatte. Es war eine süße Salontrauer mit recht allerliebsten Akkordwendungen, auch einigem eingestreuten stärkeren Gewürz zur Nervenerschütterung — aber kein Hauch von Wahrheit, kein Ton aus der Tiefe heraus. Da fühlte ich mich veranlaßt, ja der junge Mann hatte mir durch sein Talent eine Teilnahme eingeflößt, daß ich ihm sagte: er möchte sich recht in die ernsten Studien bei Rheinberger vertiefen und dann, wenn er wieder komponiere, einmal recht tief und ernst ins Herz greifen und sich nicht scheuen, wenn es dann auch einmal herb und verletzend klänge; ich meinte mit diesen Salonsachen sei es zu Ende, ich hielte ihn für eine tiefer angelegte Natur, die dazu angetan wäre, eine schöne Innerlichkeit in großen ergreifenden Tonstücken zu entfalten. — Als er mich dann eilig und auf's Maul geschlagen — mit Herrn G. — verließ, da merkte ich zu spät, daß ich meine Wahrheit besser für mich behalten und den Salongecken mit den gebräuchlichen süßen Phrasen abgespeist hätte.

Bei Rheinberger bin ich von einer eingebornen, eingefleischten Verneinung meines Wesens überzeugt. Er ist der geschickte, tüchtige, durchgebildete Musiker, er sieht mit Geringschätzung auf mich als den Ungründlichen, Ungeschickten herab. Was ich geistig vor ihm voraus habe, wie ich ihn im innersten Trieb einer poetischen Natur überrage und auf ihn herabsehe und ihm gern alle seine Geschicklichkeit lasse, mit der er es nie zu einer poetischen Tat bringen wird — das weiß er nicht, versteht er nicht. — O, wie hab' ich mir die Befangenheit schon weidlich vom Herzen geschrieben, die mich seit gestern einmal wieder so recht grimmig überfallen hatte, als

ich aus einer Stunde mit meinen Schneegänsen kam, wo sie mir alle dasaßen und nicht eine richtige Modulation zustande brachten, so daß mir zuletzt Rheinbergers Gesicht wie das eines Mephisto und Samiel vorkam, als er nach 5 Uhr durch meinen Saal ging. Ja, es ist ein guter, heiliger Geist, der mir heute die Feder in die Hand zwang, um meine Leiden und Zweifel auszusprechen. Denn nun habe ich es einmal gesagt, nun habe ich das Gespenst beim Namen genannt, das mich schreckt und mich die Nächte quält. Nun ringt und arbeitet sich aber auch mein Optimismus wieder empor, nun wird der holde Leichtsinn und Frohmut wieder lebendig, welcher mir sagt, daß ein Gespenst eben auch ein Gespenst ist, daß es ein hohler Qualgeist, ein Geschöpf meiner kränklichen Einbildung ist. Das Schaffen ist ihr versagt, da braucht sie nun alle Kraft und kehrt sie gegen mich selbst und bereitet mir Leiden, wie sie mir oft Wonnen erschuf und noch wieder bringen wird. Nein, sage ich es nun mit dem wiedergewonnenen Mute nur noch einmal ganz, was ich fürchte: Verlacht, verhöhnt zu sein, mit den Fingern bedeutet, mit Eselsohren gekrönt vor der ganzen Versammlung der Lehrer und Schüler angespien, vom Publikum verlacht und ausgezischt, als ein besoldeter Tagedieb, der die Gnade des Königs mißbrauchte, Irrtum und Unkenntnis in jungen Geistern verbreitete, wo er Wissen und Wahrheit säen sollte. Da steht es, da hab ich's gemalt und wohl nicht mit den schwächsten Farben. Aber dann sag' ich auch: So bin ich geworden, so ist alles gekommen, hier steh' ich wie ich bin — ich nehme mein Schicksal an. Es kann mich zerschmettern, in den Abgrund schleudern — es kann mich auch wieder erheben, und wird es. Denn ich bin ein Berufener trotz alledem, es glimmt ein Funke heiligen Geistes in mir, der mich nicht zuschanden werden läßt. Wenn mich die Welt wegtritt mit dem Fuß, so werde ich im Winkel beten und arbeiten, aber ich werde dereinst wieder mit Früchten des Geistes auf dem Plan erscheinen und man wird sie achten, man wird sie genießbar und süß finden. Ja, mich tröstet für alle Unbill, für alle Schwächen und Mängel, die mir ankleben, ein innerstes Bewußtsein der Unschuld und des guten Willens. Ich kann mir sagen, kein Tag ist vorübergegangen, an dem ich nicht gestrebt hätte, mich zu stärken

zu meiner Aufgabe. Und wenn auch hierin Vorwürfe mich treffen, und dieſe Behauptung einſchränken, ſo ſtrömen ſie aus demſelben Quell, der mein ganzes Leben trägt, der mein Heil und mein Mißgeſchick iſt, der alſo meiner innerſten Natur entſpringt, die ich nicht zu verläugnen vermag: dem Streben nach Vielſeitigkeit, nach Abrundung meiner Bildung. Ich bin im Werden und bleibe es immer, das iſt das Rätſel meines Lebens. Gott gebe ihm eine gute, ſchöne Löſung!

Nach außen geſtaltete ſich das Leben im Juni eigen. Ich war längere Zeit nicht bei Wagner geweſen; es waren Proben zu den Meiſterſingern, und ich dachte, er wird müde ſein, ich will ihn nicht ſtören. Als ich nun endlich auf vieles Zureden Berthas heut' vor acht Tagen am Benno-Feiertag einmal zu ihm ging, nahm er mich wegen Übermüdung nicht an; Bülow, der mich auf dem Korridor hörte, rief mich zu ſich herein, wir ſprachen etwas, da kam auch Coſima und der zum Ausgehen gerüſtete Wagner: Ich ließe mich ja gar nicht ſehen, meinte er, ich habe doch ſonſt manchmal abends eine Stunde Zeit für ihn gehabt. Ich überſetzte wohl den neuen Gutsherrn aus dem Italieniſchen uſw.! Darauf war ich Mittwoch abend wieder in der Probe des letzten Aktes mit Bertha, und ich ſchrieb Donnerstag in der Früh' die erſte Hälfte jenes Artikels, welcher dann Samstag den 20. in der „Süddeutſchen Preſſe" erſchien.[1] Bertha predigte mir Donnerstag eh' ich ins Inſtitut ging, Wagner zu beſuchen, und ich ging denn auch zu ihm. Gerade als ich die Treppen zu Bülows hinaufging, trat er mit Coſima heraus, die ein Paket unterm Arm trug, das ſie in die Theatinerſtraße bringen wollte. Nach einigen Galanterieplänkeleien wegen dem Paket blieb ich mit Wagner zurück, und wir ſetzten uns einen Augenblick auf die kleinen Klappwartebänkchen, die vor Bülows Türklingel angebracht ſind. Dann gingen wir doch hinein; ich beging die Taktloſigkeit meine Zigarre in ſeinem Salon weiter zu rauchen. Wir ſprachen eine Zeitlang zuſammen — Meiſterſinger — Wüllner — Perfall; wie letzterer gar nicht einſähe, wie gut er, Wagner, es mit ihm meine, daß er immer in den König dränge, ihm, Perfall, einmal eine längere Audienz zu geben, der König ſich

[1] Siehe „Aufſätze" S. 169.

aber immer sträubte: Büllner habe ihm so was Vampyrhaftes. Er solle seine Kirchenchöre meisterhaft einstudieren — aber nun strebe er danach Theaterkapellmeister zu werden, dazu hätte ja doch so ein Mensch das Zeug nicht. — Doch zur Sache! Die Minuten verstrichen in Hin- und Herreden. Cosima kam wieder. Porges kam und hatte die „Neusten Depeschen" in der Rocktasche, worin er Wagners gestrige Dankrede an das Publikum referiert hatte. Darin war merkwürdigerweise alles ganz hübsch wiedergegeben — nur die Pointe vergessen. Dies erklärte ihm Wagner. Ich weiß nicht, welches Wort es veranlaßt, daß Wagner zweimal hintereinander von jenen nervösen Wutausbrüchen überfallen wurde, die seine Freunde an ihm kennen. Diesmal waren sie auf mich gemünzt. Einmal rief er mit furchtbarer Stimme: „Ha, diese Kapellmeister!" ging in sein Schlafkabinett, sang ein wenig, kam beruhigt wieder; dann schrie er wieder: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich!" Damit meinte er mich. „Wir werden wohl ausfahren", sagte er zu Cosima. Diese ging, und ich erhob mich mit Porges, Abschied zu nehmen. Ich sagte: „Ich habe in Deinem Benehmen von heute manches auf mich deuten müssen. Erlaube, daß ich Dir meine Stimmung erkläre, wenn Dir diese wunderlich erscheinen sollte. Allerdings war es von Anfang an enthusiastische Verehrung, welche uns Dir entgegenführte, doch aber ließ uns dieselbe noch alle Inbefangenheit des freundschaftlichen Umgangs. Nun ist aber durch das Erlebnis eines solchen Werkes wie die Meistersinger die Verehrung um ein Bedenkliches gestiegen, und das macht uns befangen für den Verkehr des Lebens." — Daran knüpfte sich dann Wort auf Wort, und indem er uns auf den Gang heraus begleitete, wurden wir immer heftiger, ohne daß ich die Folge des Gesprächs nich genau erinnern könnte. Kurz, es kam heraus, daß es eine Sünde war, daß ich mich mit Perfall freundlich gestellt; jener Abend, wo mich Wagner mit Bertha in Perfalls Loge traf, war ein Triumph meines Mißgeschicks. — Ich sagte ihm schließlich: „Du denkst nicht, daß ich auch ein Mann bin und auch ein Herz habe" und — in dem Gedanken, ihn von diesem Augenblick an wohl nie wieder zu sprechen, rief ich ihm mit meinem lautesten Ton zu: „Gott segne Dich für alles Große und Schöne was Du gemacht!"

590. Tagebuchblatt.

Heute, am 21. Juli (Daniel) 1868 brachte Bertha einen Buben[1] auf die Welt.

Gott sei Lob und Dank!

Wagner an Cornelius.

Telegramm.

Luzern, 26. Juli 1868.

Herzlichen Glückwunsch zum jüngsten Lehrbuben!

Wagner.

591. An Bernhard Scholz.

München, am 1. August 1868,
Briennerstraße 27a.

Herzlichen Dank, lieber Bernhard, von mir und Bertha für Deinen Glückwunsch. Der kleine Carl Maria schläft, schreit und trinkt abwechselnd, ganz wie's recht und billig ist. Bertha ist seit dem neunten Tag schon wieder aufgestanden, bleibt immer ab und zu ein paar Stunden auf und ruht dann wieder aus; ich hoffe, sie wird alles ganz gut und normal überstehen. — Mit heute sind unsre Prüfungen bis auf die drei Konzerte beendet; ich bin dem unwiderstehlichen Drange gefolgt, diesen letzten Tag zu „schwänzen, nachdem ich's eine Woche lang redlich mit durchgemacht, es ist unglaublich nervenabtötend, jedesmal die vier Stunden steif zu sitzen und zuzuhören. Ich glaube, es ließe sich in minderer Zeit ein Überblick gewinnen. Meine Harmonieprüfungen ließen bei der Überzahl von Schülern viel zu wünschen übrig, doch kam ich so mit dem blauen Auge davon. Meine Rhetorik machte dagegen

[1] Carl Maria Cornelius.

einen ganz erbaulichen Eindruck; ich schloß dabei mit einem Ensemblevortrag von Schillers Huldigung der Künste, der gut ansprach. Daß mir auch da eine Schülerin Jamben für Trochäen und Trochäen für Jamben ausgab, gehört eben in das Lustspiel: Der Hofmeister in tausend Ängsten. — Müllners Prüfungen waren ein bedeutender Erfolg. Überhaupt beneidet man eine dumme Jugend um diese folgerichtige, einheitliche Erziehung, die ihr hier geboten wird. — — Soeben wurde Carl Maria aus dem Wägelchen gehoben und zur großen Vesperfütterung getragen.

Nur trinken und bacheln, nur schlafen und schrei'n,
O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

Die Adressen hab' ich mir heute morgen geholt. Ich begegnete Buonamici[1] auf dem Weg zu dem jüngeren Matthews.[2] Er ist ganz wohlauf; er spielte mir neulich sehr hübsch das Stück über Rigoletto von Liszt bei Matthews vor. Er wohnt Barerstraße 8, wenn Du ihm einmal schreiben möchtest. Die beiden Matthews sind jetzt in Adelholzen, nahe dem Chiemsee, und die Adresse der Frau Laussot[3] ist St. Gallen, poste restante. — —

Grüß' Deine Frau und alles auf der Hammermühl' von uns beiden und von Marie und behalte in gutem Andenken

Deinen Freund Peter.

Wagner an Cornelius.

Dein vortrefflicher Brief, lieber Peter, hat auf Triebschen einen sehr erquicklichen Eindruck gemacht und das lebhafte Verlangen erweckt, Deiner Andeutung eines Ausfluges, welcher Dich auch über Luzern führen könnte, einen bestimmten Nachdruck gegeben zu wissen. Da du jetzt nun doch einmal bei Deiner lieben Frau, welcher ich auch brieflich hiermit meinen besten Glückwunsch bringe, ausgestochen worden bist, meine ich, Du könntest Dich diese nächste Zeit, wo Du Dir hilflos selbst überlassen bleibst, nicht besser als in meiner Dir hiermit herzlichst angebotenen Gastfreundschaft zu erholen suchen.

[1] Giuseppe B., ausgezeichneter Pianist geb. 1846, lebt in Florenz.

[2] William M., Musikpädagog geb. 1837.

[3] Jessie L., später Gattin des Schriftstellers Karl Hillebrand, lebt hochbetagt in Florenz.

Laß Italien: es geht einem damit, wie dem Verwegenen mit dem Sechser-Kabinett: man kommt nicht wieder heraus. Dagegen wäre es doch endlich an der Zeit, man lernte einmal Gunlöd auch meinerseits kennen, da hier endlich die nötige Ruhe und Unbekümmertheit einträte, ohne welche ich nun einmal auf nichts Ernstes mich einlassen kann. Mancherlei wäre hierbei in Sammlung und Stille zu besprechen, zu dessen verständlicher Mitteilung ich nie gelange, wenn ich mich nicht frei fühle, wie es eben hier und bei regelmäßigem Zusammensein sehr entsprechend sich von selbst herbeiführt.

Also laß Dir's gesagt sein und komm' recht bald — auf so lange, als es Dir irgend gefällt.

Deinen schicksalskundigen Aufsatz sollte doch eigentlich Tausig am besten unterbringen können, da er doch ganz gewiß mit allen unchristlichen Chefs unsrer einflußreichsten Zeitungen sehr gut und recht zum Protektor geeignet steht.

Solltest Du übrigens wirklich eine völlige Broschüre zustande bringen wollen, so würde dafür vgl. Franz Müller sich gewiß ein recht anständiger Rat verschaffen lassen können. —

Nun, Glück auf, Vater — Sohn — Mutter — Mann! Hoffentlich ist Deine Parteinahme für Weißheimer[1] nicht mehr so leidenschaftlich, daß wir darüber in Zerwürfnis geraten; und somit hoffe ich eine gute Triebschener alt-heimische Unterhaltung.

Mit den herzlichsten Grüßen

Dein

Richard.

Triebchen, den 6. August 1868.

592. An seine Frau.

Kampagne Triebschen, Montag um 3¾ Uhr,
10. August 1868.

Liebe Frau! Sei heut' nicht bös, wenn noch kein größeres Briefchen kommt — denk' Dir, im größten Kampf zwischen Pflicht und Schlaf hab' ich mich zwischen 2 und 3 Uhr auf's Sofa in meiner kleinen Stube ausgestreckt — den Blick durch's Fenster auf Rigi und See — und dachte — zuerst nur schreiben! Dann ruhen — und doch schlief ich ein und wache eben erst auf, eine Viertelstunde vor Tisch und vor Abgang der Briefe. — O Mimelchen, ich habe soviel an Dich gedacht und soviel mit Dir in

[1] C. hatte für Weißheimers Oper „Theodor Körner" bei Wagner Fürsprache eingelegt, die von diesem in heftiger Weise zurückgewiesen worden war.

Gedanken geredet, ſeit dem letzten Kuß, daß ich nun nicht weiß, wo mit Schreiben anfangen. In dem langweiligen Augsburg brachte ich zwei tödlich langweilige Stunden zu — da ſchrumpfte mein Herz zuſammen und ich war ganz kleinmütig. Es hätte nicht ſo viel gefehlt, ſo hätt' ich mich in den lockenden Schnellzug geſetzt, der um dieſelbe Zeit nach München zurückfuhr, und ſchon ſah ich Dein Erſtaunen, wenn ich dann wieder ins Zimmer träte. — — — Eben war ſchon Herr Stocker hier, um ans Eſſen zu mahnen, und ich verſchlafner Kerl bin noch nicht gewaſchen. Himmelchen und Hämmelchen, hab' mich lieb. Morgen ſchreib' ich Dir lang.

Dein Männelchen.

593. An ſeine Frau.

[Triebſchen, 11. Auguſt 1868.]

Sibſelſen! Heute ſchreib' ich Dir ſchon in der Frühe, nach dem Kaffee. Was macht mein Bub', was macht meine Maria, was macht mein Sibielſen? — das ſind nun meine Fragen. Es iſt ſchön, eine Heimat zu haben, ſchön iſt auch das Heimweh! Ich hab' doch keine rechte Ruh' und Freud', bis ich wieder bei Euch bin. Reiſen! Ja! Wandern immerfort, das iſt was andres, dabei ſpürt man's nicht ſo, aber an einem beſtimmten Ort feſtſitzen, das geht nicht ſo gut. Ich möchte von hier nach Fluelen, die Reuß hinauf und über den Gotthard, ein wenig nach Italien ſchauen. Wenn ich ein bißchen beizeit von hier fort kann, ſo möcht' ich im Rückweg noch irgendeine kleine Wandrung machen. Ich möchte in fortwährender Berührung mit der Natur leben. Hier durch mein Fenſter ſeh' ich doch den See nur wie ein Bild. Aber das klingt wie Unzufriedenheit, und die iſt es doch nicht, denn ich bin ebenſo freundlich aufgenommen als gut aufgehoben. Der Hauptreiz, der mir hier zuerſt auffiel, und über den nichts andres geht, iſt die — Stille. Nein iſt das ein Eindruck, ſo über Waſſer, Berg und Land hinzuſehen und keinen Ton menſchlicher Tätigkeit zu vernehmen! Da kann man träumen, da kann man komponieren, das glaub' ich. Du wirſt doch gewiß nicht hören, daß mir an unſrer Wohnung etwas nicht recht iſt, nicht wahr?

oder daß ich mich sehnlich wo anders hinwünsch'; selbst der Starnberger See ist mir in der Art gerad' keine Sehnsucht. Ist es da nicht erklärlich, daß ich mich aus dieser schönsten Natur dorthin zurücksehne? Und all diese Kleinigkeiten! An Bier bin ich einmal gewöhnt und mit hunderterlei Dingen durch meine Haushaltung verwöhnt, die ich gar nicht namhaft machen kann — doch da komm' ich schon wieder ins Kritteln. Genug!

Es kam gestern abend schon dazu, daß ich Wagner die Gunlöd vorlas. Er ist nicht dafür, daß ich sie komponiere. Er spricht sehr gescheit und äußerst richtig darüber. Doch das Sujet hat sein Genanntes: trotz dem peinlichen und hemmenden Gefühl gerade Wagner so etwas vorzulesen, las ich mich doch wieder warm dran, und empfinde immer die alte Glut bei allen großartigen Stellen. Der Schluß des ersten Aktes, Odins Schlaflied, Suttungs Lied an den Widerhall und die ganze Auferweckung sind prachtvolle Momente. Wann dichte ich so etwas einmal wieder, ich armes Schulmeisterlein? Dann habe ich wieder das Gefühl, ich sollte mich ganz auf's Produzieren verlegen: Stücke, Novellen, Romane, Opern durcheinanderschreiben — dann brennt mich jeder Tag dieser elenden Schulmeisterei auf der Seele. Dann kämpfe ich diese Idee nieder, suche mir die Vorteile und guten Seiten der Stellung herauszustreichen. Jedenfalls ist diese Vorlesung der Gunlöd einmal ein Wendepunkt — ich werde nun doch wieder zum Produzieren zurückkehren und ein Gegengewicht gegen das Schulmeistern darin finden. — Die Kinder, Lulu und Bony, sind da, mich in den Garten abzuholen. Ich muß hinunter und schließe deshalb. Grüß Maria und meinen Bub'.

P.

594. An seine Frau.

Triebschen, 12. August 1868.

Liebchen! Deinen ersten Brief hat mir Wagner selbst bei Tisch gegeben. Bis dieser ankommt, wirst Du meine beiden schon erhalten haben.

Man muß es auch einmal draußen in der Welt aushalten

können — und ſich's viel Geld koſten laſſen, um es zu tun; aber dann iſt's auch gut, wenn man bald wieder zu Hauſe iſt. Es iſt hier ſo ſchön, alle meinen es gut mit mir, und dennoch denk' ich immer wieder an die Abreiſe. Ich ſchlafe hier ſehr gut und lang — es iſt eine ſolche Stille. O ja, arbeiten möcht' ich hier monatelang.

Coſima bleibt nach wie vor Parteigängerin für die Gunlöd und ſpricht viel mit Wagner darüber. Davon mündlich mehr.

Man findet mich zerſtreut und ſchweigſam. Ich bin auch der alte nicht mehr. Jetzt muß man mich als Ehemann und Vater beurteilen, ſonſt verſteht man mich nicht mehr. — — —

Ach ich bin ein vornehm verwöhnt Männelchen. Nur wahre Liebe iſt Komfort; im übrigen kann man ſich ihn nicht mit Millionen erkaufen.

Dein Peter.

595. An ſeine Frau.

[Triebſchen] Donnerstag, 13. Auguſt 1868.

Wihmelchen! Vorhin hab' ich Deinen großen (zweiten) Brief bekommen. Nein, ich zank' Dich gar nicht darüber, es iſt ja gut, daß Du mich ſo lieb haſt. Heut' hab' ich die Zeit faſt verträumt, es iſt gleich 4 Uhr, wo der Bote von hier abgeht, und ich fürchte, er kann dieſen Brief nicht mehr mitnehmen. Nein, heute hab' ich auch gar nichts getan, ich bin wie ein Abgeſchiedner — — — Geſtern war Mr. Pasdeloup von Paris hier. Man läuft jetzt förmlich Sturm auf Wagner, Kontrakte mit ihm abzuſchließen, welche die Erlaubnis ſichern, ſeine Opern in Paris, in Italien geben zu dürfen. Den Lohengrin will man von fünf Seiten in Paris in Angriff nehmen. Und da Wagner über den Lohengrin Herrn Pasdeloup gegenüber nicht mehr verfügen konnte, ſo ſagte ihm dieſer: Nun, alſo die Meiſterſinger, les maitres chanteurs! — Zugleich war Herr Nachbaur[1] hier, welcher geſtern zu Tiſch eingeladen wurde und dann um 8 Uhr wieder nach Luzern fuhr. Abends

[1] Franz N., Tenoriſt 1835—1901.

sprachen wir noch ganz angeregt über Religion; Protestantismus und Katholizismus.

Ich bleibe fest dabei, Samstag wieder abzureisen. Ich fürchte auch nicht gerade, daß Wagner so sehr darauf dringen wird, mich zurückzuhalten. — Heut' ist es so sehr schön, der See und seine schöne Umgebung hat mehr Farbe und Licht als je. Und doch! Warum kommt mir das alles wie eine Theaterdekoration vor?

Herzelchen, ich schließ' meinen Brief und Dich ans Herz. Man ruft zu Tisch; der Bote nimmt den Brief noch mit.

Dein Männelchen.

596. An Joachim Raff.

München, Goethes Geburtstag 1868.

Lieber Raff!

Indem ich Dir hiermit auf Bülows Veranlassung den „Cid" zusende, halte ich es für nötig, nach so lang unterbrochner direkter Beziehung mit Dir, ein erklärendes Wort darüber zu sagen.

Du selbst weißt nur zu gut, daß zwischen uns persönlich nie die geringste Verstimmung vorkam. Zur Zeit Deiner Trennung von Weimar glaubten wir jüngeren Freunde Liszts, denselben durch Dich verletzt und hielten den Bruch mit Dir für unvermeidlich und gesinnungsgemäß. Nun sind so manche Jahre darüber hingegangen, daß ich glaube, wir dürfen die Gärungsprozesse jener Zeit und alle Trübungen mit ihnen als vergangen betrachten und uns daran erinnern, daß wir dennoch zusammen gehören, vom Volke in einen Kessel geworfen, von der Nachwelt hoffentlich in einen und denselben Sturm- und Dranghimmel gesetzt werden. Du bist indessen schon zu einem Altmeister der Schule — ich bitte Dich, nimm mir diesen Ausdruck nicht übel, wieviel Haare Du noch auf den Scheitel häufst, weiß ich ja nicht — herangereift, und es ist eine künstlerische Anstandssache geworden, von Dir gut zu reden und mit Dir gut zu stehen. Also lasse fürderhin die Vergangenheit uns nur noch im guten Licht schöner Weimarischer Erinnerungen leuchten, und laß uns die Pfade dieses ohnedies so kurzen Lebens in einträchtigen Gedanken zusammen wandeln.

Durch ein Zuſammenwirken verſchiedener Umſtände veranlaßt, habe ich den Eid ſeit den drei Jahren ſo brach liegen laſſen, und Du darfſt mir glauben, daß ich in dieſen letzten Tagen, als ich, durch Bülow angeſtachelt, die Oper behufs der Abſendung zum erſtenmal wieder ganz durchging — auch zum erſtenmal mich wieder dafür erwärmte. Es mag das daher kommen, daß ich nun an meinem dritten Werke komponiere, und ſolang ich nicht ſo weit war, mir vor allem andern ekelte. Nun wirſt Du ja die Sache einmal anſchauen. Wenn man ſich auf Deine Fürſprache hin in Wiesbaden zur Annahme entſchließen könnte, ſo müßte man natürlich dort eine Partitur anfertigen laſſen; es hat mich hauptſächlich vom weiteren Betrieb dieſer Oper abgehalten, daß ich nur dies eine Exemplar habe, welches zerfetzt und verbumſeit iſt wie eine alte Fahne. Da ich das Werk nun heute und gerade an einem Weimariſchen Tag an Dich abſende, ſo ſind dabei allerlei Gedanken in mir erwacht, welche ich Dir mitteilen will.

Du wirſt die vielen blau eingeklammerten Stellen ſehen. Da ſind nun doch manche darunter, welche, wie ich meine, ganz richtig gedacht ſind, vorausgeſetzt, daß eine mächtige, wuchtige Mezzoſopranſtimme die Ximene ſingt. Ich mußte aber für Frau von Milde dieſe Striche machen, weil ſie nur ſo die Partie durchführen konnte. Da wäre mir es nun lieb, wenn Du beim Durchleſen mir Deine Bemerkungen mit einem Worte hinſchriebſt, wo ich ſtehen laſſen oder wegnehmen ſoll. Das möchte ich auf alle Fälle von Dir haben, zu meiner Belehrung und zur Entſcheidung, wie ich es halten ſoll. — Wenn aber die Oper in Wiesbaden angenommen würde, ſo hätte ich einen andern Vorſchlag. Ich würde Dich bitten, die Leitung der Kopie zu übernehmen, ſo daß Du dem Manne praktiſch ſagſt, was Du für mich ſchreiben würdeſt. Und vielleicht hättet Ihr dann auch dort einen ſolchen Schreiber, welcher dieſe von Dir revidierte Partitur mit chemiſcher Tinte zum Abklatſchen ſchriebe! Ich würde Dir dann für dieſe große Arbeit den allerdings nur kleinen Lohn meines dortigen Honorars zuweiſen, während ich den großen Reſt, der dann noch bliebe, auf Rechnung der Zukunft ſetzen müßte, für ſolche Fälle, wo ich Dir einmal dienlich ſein kann. Den Strich im zweiten Akte im Duett des Biſchofs mit

Ximene adoptiere ich, es macht sich dramatiich besser, wenn das künstliche Ensemble der beiden Melodien wegbleibt und gleich zum Schluß geschritten wird, welcher an dieser Stelle sehr wirksam ist. Im ersten Akt sind die „drei Boten" das beste Stück. Der Strich in denselben, so daß der dritte wegfällt, adoptiere ich nicht, denn es verdirbt die ganze Gipfelung dieses Stückes; der Strich war ein trauriger Notbehelf.

Die musikalische Form des Marsches im dritten Akt ist durch die Striche gänzlich entstellt. Er dauerte in dieser Fassung zwei Minuten, und ist sonst vier Minuten lang.

Weitere Gedanken habe ich über die Sache in bezug auf Schott. Könntest Du ihn bestimmen, den Klavierauszug zu drucken? Oder möchtest Du für ihn eine Transkription des Marsches unternehmen? Den Klavierauszug, meine ich, wenn Du ihn bearbeitest, und Du vielleicht die Zeit für solche Lohnarbeiten auf diesen Gegenstand wenden könntest?

So berate und überlege dies alles in Deinem Herzen. Ich habe jetzt eine Art Glauben an Wiesbaden. Es ist ja schon so mancher lahme Mann dort heil geworden, so kann auch der alte kastilische Held dort noch einmal auferstehen. Wenn es sich mit Deiner Revision der Partitur so arrangieren ließe, so bin ich überzeugt, die Oper würde von dort weitergehen, und Du würdest der Urheber eines großen Lebensglückes für mich sein.

Zu Deiner Orientierung: Die beiden ersten Themen, wie sie die Ouvertüre gleich zu Anfang sich gegenüberstellt, sind die persönlichen Hauptmotive des Ganzen. I „Campeador, sieggeweiht!" II „Doch in himmlischer Glut verbrenne usw. (zweiter Akt, S. 33 des Buchs). Der Held — das liebende Weib.

Also, lieber alter Freund und ruhmvoll bemooftes Haupt, nimm dies wenige für vieles. Empfiehl mich Deiner verehrten Frau, seid auch von der meinigen gegrüßt und von meinem Carl Maria und glaube, daß meine geistige Freundschaft für Dich immer ungebrochen fortgedauert hat.

Von Herzen

Dein Cornelius.

Raff an Cornelius.

Wiesbaden, den 8. Oktober 1868.

Deinen Brief vom 28. Auguſt des Jahres zu beantworten iſt mir erſt heute möglich, da ich wieder einigermaßen korreſpondenzfähig geworden bin. Erwarte indes auch heute keinen langen Brief von mir, denn es geht mir mit der Zeit knapp. Die zwei erſten Seiten Deines Briefes ſeien ganz und gar übergangen, weil ſie Dinge berühren, über die wir verſchieden denken, und ich beginne gleich bei pag. 3, die vom Cid handelt. Seit Bülows Abreiſe habe ich das Werk ſehr aufmerkſam durchgenommen und mir alſo eine beiläufige Meinung darüber gebildet. Dasſelbe hat mir in mancher Beziehung eine große und aufrichtige Freude bereitet. Allein anderſeits kann und darf ich Dir auch nicht verhehlen, daß Du — ſofern Du Dich nicht auf ein fruchtloſes Märtyrertum kaprizierſt — Verſchiedenes an Deinem Werke und an Deiner ganzen Schreibart für's Theater wirſt ändern müſſen. Du wirſt mir dies um ſo weniger übelnehmen, als Du weißt, daß ich in Sachen der Kunſt immer ziemlich praktiſch geweſen bin, und als es ſich — bei Lichte geſehen — um Dein Sein oder Nichtſein in der größeren Öffentlichkeit handelt. Zwei Dinge, von denen die öffentliche Exiſtenz eines Komponiſten bedingt iſt, ſcheinen Dir im ganzen noch nicht recht zum Bewußtſein gelangt zu ſein: A das individuelle künſtleriſche Verhältnis zum Publikum, B der praktiſche Betrieb der Produktion.

Zu A muß ich bemerken, daß Dein Cid ſtark nach Wagners „Lohengrin“ und ſelbſt „Triſtan“ ausſchaut, und daß der Unterſchied zwiſchen Dir und Wagner ein mehr innerlicher als äußerlicher, dem Publikum in die Augen fallender iſt. Es kann nicht meine Sache ſein, Dir in extenso zu deduzieren, was hieraus in der Öffentlichkeit notwendig für Dich reſultieren muß. Fändeſt Du es nicht durch eignes Nachdenken, ſo zeugte dies von einem Mangel an Objektivität, gegen den ich vergeblich anzugehen verſuchte. Nur das Wichtigſte will ich andeuten.

Nicht nur in bezug auf objektive Originalität verlierſt Du im Vergleich mit Wagner, ſondern auch in bezug auf objektive Wirkung, trotzdem daß Du in formeller Beziehung Anſtrengungen gemacht haſt, um Dich von Deinem Vorbild zu emanzipieren, reſp. über ſelbiges hinauszukommen, welche man nur loben kann. Du wirſt außerdem nach Deinem Cid im ganzen und großen als ein Nachahmer Wagners angeſehen werden, der weder die Präzedenzien noch die Verdienſte ſeines Vorbildes für ſich hat, und daher ſelbſtverſtändlich nur unter den Unzukömmlichkeiten zu leiden haben, mit welcher die Gegner der Wagnerſchen Richtung den Urheber derſelben in reichem Maße zu bedenken nicht aufhören, ohne den Ruhm des Neuerers, welcher ſelbſt in ſeiner Zweideutigkeit immer noch ein Ruhm bleibt, an Deinen Namen zu feſſeln. Dieſes wolleſt Du weniger hinſichtlich der Vergangenheit bedenken,

welche nicht mehr zu ändern ist, als vielmehr in bezug auf die Gegenwart, da Du ja doch bereits wieder mit einem neuen Werke beschäftigt bist.

Zu B muß ich ausführlicher sein. Die Aufführung eines Werkes en famille — viel besser ist eine solche in Weimar nicht — konstituiert weder Erfolg noch Existenz einer Partitur. Damit diese letztere kein Phantom sei, muß ein Werk im Klavierauszug und Partitur gedruckt werden. Besprechungen des auf den Musikalienmarkt gebrachten Werkes sind wünschenswert, aber nicht unumgänglich notwendig. Dagegen ist die durch den Druck der Partitur ermöglichte Aufführung an verschiedenen Bühnen zugleich nach Kräften anzustreben.

Ein Klavierauszug von zirka 200 Seiten, wie der des Cid sein würde, verursacht etwa 4—500 Taler Herstellungskosten. Die Autographie der Partitur, welche meines Wissens nur in Leipzig oder in Cöln anständig hergestellt werden kann, kostet bei einer Auflage von 100 Exemplaren 300 Taler. Da Du Dich im Musikhandel bis jetzt nur schwach beteiligt hast, so wirst Du schwerlich einen Verleger finden, der für alles aufkommt, resp. Dir die Oper in Bausch und Bogen abnimmt. Es entsteht nun folgende Frage: Hast Du das bestimmte Vertrauen, daß der „Cid" sich für die Bühne und den Verlag rentieren werde, und willst Du, daß Einfluß und Geld, welche für die Flüssigmachung eines solchen Werkes unerläßlich sind, dieser Oper zugewandt werden sollen?

Wenn Du diese Frage mit „Ja" beantwortest, so kommt es selbstverständlich an Deine Freunde resp. an mich, dem Du Dein Vertrauen zugewendet, Dir an die Hand zu gehen, damit Dir alles möglichst erleichtert werde, und in diesem Falle hast Du mein Wort, daß Dir mein voller Beistand erstehen und verbleiben soll. Ein umfassender Feldzugsplan ist in meinem Kopfe fertig und ich werde denselben von A—Z realisieren, so daß Deine persönliche Kooperation auf etwa 6—7 Wochen Arbeit und zwei kleine keineswegs kostspielige Reisen beschränkt bleiben soll, exklusive der Druckkorrekturen natürlich, von denen kein Autor entbunden werden kann.

Wenn sodann Deine Wünsche gründlich erfüllt sein werden, soll es mich freuen: aber aufs Bestimmteste muß ich von vornherein jede Art von Erkenntlichkeit ablehnen, da ich mit dem was ich tue, nur der Rücksicht genügen will, welche man Deinem tüchtigen Streben und so vielem Gelungenen und Bedeutendem, was sich in Deinem Werke vorfindet, schuldig ist.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ich der nächsten Aufführung der „Meistersinger" in München beiwohne. Du hast also nicht nötig, mir vor dem 18. d. M. wieder zu antworten. Dies letztere wird aber am Platze sein, wenn ich zu der bevorstehenden Aufführung nicht bei Euch gewesen sein sollte.

Inzwischen also leb' wohl! Nimm alles, was ich Dir gesagt, als die unumwundene aber wohlmeinende Ansicht eines älteren vielgeprüften Mannes auf, der seine Illusionen in Weimar zurückgelassen hat und gewohnt ist mit

der realen Wirklichkeit zu rechnen, dem es aber aufrichtig darum zu tun ist, Dich vorwärts zu bringen.

Mit bestem Gruß

Dein J. Raff.

597. An Herrn Dr. Oskar Paul.

München, den 9. September 1868.

Mein Herr!

Soeben ersehe ich aus Nr. 24 Ihres Organs für Musikfreunde, der „Tonhalle", daß Sie den Ihnen durch mich zugesandten Artikel über Richard Wagners Meistersinger parallel drucken mit einem entschieden feindseligen Ausfall gegen das genannte Werk von Herrn Heinrich Laube, dessen Berichte Sie der „Neuen Freien Presse" entlehnen.

Wie Sie auch gesonnen sein mögen, diese Verfahrensweise vor Ihrem literarischen Gewissen zu rechtfertigen, mir erscheint dieselbe als eine Taktlosigkeit und Geschmacklosigkeit, und ich bin nicht gesonnen, in dieser Unparteilichkeitskomödie im Stile August von Kotzebues die Rolle weiter zu spielen, für die Sie mich erkauft zu haben meinen.

Kraft des angebornen Menschenrechtes über geistiges Eigentum verbiete ich Ihnen hiemit, meinen Artikel in Ihrem „geschätzten" Blatte weiter fortzusetzen. Sollte dies dennoch geschehen, so habe ich es als die kränkendste und verletzendste Beleidigung zu betrachten, die man je einem Künstler und Menschen antun konnte und werde demgemäß handeln.

Peter Cornelius.

Wagner an Cornelius.

Triebschen, 11. September 1868.

Verehrter Don Pedro!

Gegen den Apostel Paulus aus Tonhalle hast Du sehr richtig verfahren: nur tut es mir leid, daß Du Dich dabei geärgert hast. Den pp. Laube habe ich nicht gelesen, dagegen ihm bereits drei Sonette gewidmet, welche Dir Richter oder Porges letzterer für Insertionsbesorgung in Wien ausersehen) zeigen können. Du siehst, welche Not man mit mir hat und sorge, daß Du Dir es nicht mit Dir selbst ebenso schwer machst.

Hier grüßt Dich alles, den so früh Entflohenen: nur der Pfau ist zunehmender Wildheit wegen aus dem Dienst entlassen worden. Grüß' Weib und Kind, und bleib' mir einige Zeit noch gut! —

Dein Richard.

Triebschen, 11. September 1868.

598. An Carl Hestermann.

München, Mitte September 1868.

—[1] Bülow kam wieder zurück; er ist sehr aufgeweckt und wohlaussehend. Ich kann dabei nicht umhin, mir die Worte zu zitieren, mit welchen sich bei Heine Pluto tröstet, daß er ein halbes Jahr von Proserpina getrennt in der Unterwelt allein sein muß:

Aber ich will mich verschmausen
Hier im Orkus unterdessen;
Punsch mit Lethe will ich sausen,
Um die Gattin zu vergessen.

Es ist schade, daß Bertha meine Briefe alle liest, ehe ich sie absende, sie wird diese Zitation für einen schlechten Witz auf den edlen Bülow halten, der sehr bei ihr in Gnaden steht und in betreff dessen sie die leiseste Stichelei nicht vertragen kann. Doch sie hat auch recht! Es ist wahr! Wagner und Cosima betrachten sich nur als einen Prüfstein für die edle Denkart der Menschen. Wehe der Gesinnung, deren Gold an dem Diamant dieses idealen Verhältnisses zerbröckelt! Wehe dem Teufel, welcher raffiniert genug ist, hinter dieser ganz einfachen Verbindung hoher Geister einen irdischen Haken suchen zu wollen, an welchem dies zarte Spinngewebe idealer Neigungen angehängt ist! — Ach, ich möchte den Roman meines Lebens mit klaren, unwiderleglichen Buchstaben vor mir geschrieben sehen, über vieles würde ich mich wundern, und ich glaube, es wäre noch interessanter als „Die von Hohenstein" Spielhagens,[2] an denen wir seit der letzten Woche alle lesen.

— — —

Doch gegen den Roman: Kampagne Triebschen bei Luzern ist

[1] Anfang und Ende dieses Briefes sind nicht erhalten.

das nichts! Nun wer weiß, vielleicht schreib' ich ihn einmal. Ich laß mich seit dem letzten Jahr wieder sehr zum Schriftstellern an; ich habe seit meiner Verheiratung und Brautzeit etwa fünfzehn bis zwanzig Artikel in die Welt geschickt. —

Ja, nun hat der Wagner allerdings scheinbar einmal festen Fuß gefaßt, und ich konnte nur immer wiederholt zu ihm sagen: Gott geb', daß Dich hier nur nichts wieder vertreibt. Aber was mich bang' macht, ist, daß er die ganze Geschichte doch immer nur auf sechs Jahre gemietet hat. Nun hat er eine Masse Geld hineingesteckt, dran gebaut und eingerichtet, und wenn man so eine Volière sieht mit Goldfasanen und andern seltnen Vögeln, so denkt man sich unwillkürlich: Gnad' uns Gott, was muß das dem Mann für ein Geld kosten. Dabei die Bestellung von so ein paar Morgen Park und Gemüsegarten — etwa acht Dienstboten, wenig gesagt — einen Einspänner mit Pferd. Ja, und nun glaub' ich doch, daß er das meiste seines Lebens im letzten Lustrum eingenommen hat, und daß er nicht das Genügende tut, sich etwas Kapital zu sichern! Da wird es ein Handumdrehen sein, daß er von seinem Ruheplätzchen wieder auswandern muß. Allerdings sind seine Aktien rasend im Steigen. Erst neulich war eine italienische Dame, eine Frau Lucca, bei ihm, welche für das Verlagsrecht seiner Oper in Italien baare 50 000 Franks auf den Tisch legte, also eine Summe nahme, für die er nur seinen Namen auf den Kontrakt schreiben muß. Dafür ist er jetzt ein paar Monate mit Frau von Bülow in Italien gewesen, wozu dann plötzlich noch eine französische Gräfin als deren Schwester aus der Erde wuchs, eine Tochter der Gräfin d'Agoult, geb. Bethmann, und da kann ich mir denken, daß alles auf Kosten des edlen Meisters ging. Genug davon! Ich weiß nur eines. Ich sitz' eines Tages einmal mit Wagner bei einer Flasche Wein oder Bier zusammen mit höchst spruzaler Zugab', wo er weder den König noch die Cosima mehr hat. Und da wird er mir Verschiednes erzählen und hie und da sehr heftig werden. — — Was nun mich betrifft, so hab' ich mich eigentlich noch nie und gegen niemand ausgesprochen, wie glücklich ich bin! Ich kann es nicht. Meine Frau liest alles, ich bin unfrei, bin unterm Pan-

könig loben! Ich kann aber ſagen, es geht mir beſſer in meinem Leben als ich's verdient hab' und als ich mir's gedacht hab'. — — — Lieber Herr Heſtermann! Sie waren von Anfang an in Ausſicht genommen, unſern Carl Maria über die Taufe zu heben, weil wir eben dachten, Sie würden ſelbſt kommen. So hat es ſich ſo lange hinausgezogen, daß wir jetzt ſchriftlich erſt nach ſo langer Zeit unſre Bitten vereinigen, Bertha und ich, daß Sie, teurer väterlicher Freund, mit der lieben Marie zuſammen bei unſerm Buben zu Gevatter ſtehen ſollen. Getauft iſt er noch nicht, und Sie können ſich ja noch jeden Tag beſinnen und den Genieſtreich machen mit der Suſanne zur Taufe hieherzureiſen. So würden wir ſchleunigſt den Heiden-Pfarrer[1] herbeitrommeln und das große Feſt in pleno feiern.

Ja, der Bub' iſt ſehr lieb und brav, war jetzt ſchon elf Wochen alt, kommt mit nächſtem über das ſogenannte dumme Vierteljährchen hinaus. Ach, das iſt auch ſo eine ſchlechte Bezeichnung, von der ungeduldigen Menſchheit erfunden, die immer gleich über alle Berge will, alles Schönſte und Beſte gleich beieinander finden möchte. Nein, ſo denke ich nicht, keinen Tag wünſche ich herum von dieſer erſten Zeit.

599. An ſeinen Sohn Carl Maria.

[Ende September 1868.]

Schlummre, Kindlein, Dein Geſchick
Sei vom Sturm gemieden,
Lächle mit dem Unſchuldsblick
Alle Welt in Frieden.

Auf dem Strom der Jugendzeit
Fährt Dein Wiegennachen,
Siehſt am Ufer weit und breit
Ringsum Blumen lachen.

[1] So wurde ein proteſtantiſcher Pfarrer genannt, der die Kinder der nicht orthodoxen Familien taufte. C. ließ alle ſeine Kinder in die evangeliſche Gemeinde aufnehmen.

Wünſche und Gebete viel
Folgen Deinem Zuge,
Doch voraus zum ſchönſten Ziel
Eilt mein Herz im Fluge.

In die ſchöne Zukunft fern
Hoffend Herz, o fliege,
Zeig' mir meines Glückes Stern
An des Söhnleins Wiege.

Keines Kummers trüber Hauch
Soll Dein Sein umſchweben,
Wie Du lächelſt, lächle auch
Dir das ganze Leben.

Und wenn einſt mein Leben flieht,
Das Dein Blick verſchönte,
Schließe mir das Augenlid,
Wie mein Lied Dir tönte.

600. Tagebuchblatt.

Am Vorabend des 20. November 1868.

[Zum Geburtstag ſeiner Frau.]

Du denkſt nun wohl in ſtiller Nacht,
Was ich ſo ſpät noch trieb?
Ich hab' Dir ein Gedicht gemacht:
„Ich hab' Dich lieb."

Ich dacht', als ich im ganzen Haus
Allein noch wach verblieb,
Mir's hinter Deinem Rücken aus:
„Ich hab' Dich lieb!"

Kämſt Du zur Türe jetzt herein,
Erſchräk' ich wie ein Dieb,
Wenn Du mir ſähſt ins Blatt hinein,
Was ich denn ſchrieb?

Und wenn, erpicht auf Dichterslohn,
Ich froh die Hände rieb,
Erführſt am End' Du's heute ſchon:
„Ich hab' Dich lieb!"

Doch nein, Du ſchläfſt, und es wird Zeit,
Daß ich in's Bett mich ſchieb'
Und ſtill mir denk' an Deiner Seit':
„Ich hab' Dich lieb!"

Mein Lied leſ' ich Dir morgen erſt
Zum Feſt, beim Kaffeſieb;
Wie wird's Dich freu'n, wenn Du's erfährſt:
„Ich hab' Dich lieb!"

601. An Carl Riedel.

München, 27. November 1868,
Briennerſtraße 27 a.

Herzlichen Dank, lieber Freund, für Deine umgehende Nachricht über Brendels Hinſcheiden; es hätte mich, bei aller Gelaſſenheit, doch erſchreckt — die Zeitung mit einem ſchwarzen Rand zu ſehen und es dann erſt zu erfahren. Könnte ich, wie ich möchte, ſo käme ich nach Leipzig zur Beerdigung. Wirf Du die Hand voll Erde für mich auf ſein Grab.

Ja, er hat ſich geplagt, ohne beſondern Lohn, aber — was will er klagen, es iſt unſer Los. Ich bin froh, daß ſich meine Auffaſſung ſeines Strebens im letzten Dezennium ſehr geläutert hatte, und ich ihm dies auch mündlich und ſchriftlich wiederholt ausgeſprochen, was ihm, wie mir ſchien, wohltat. Schon in Meiningen betrachtete ich ihn als einen Sterbenden. Sein ſtilles Trauern um die Frau, das nur wie ein pflanzenartiges Welken ſich kund gab — alles machte mir den Mann ſympathiſch. So ſprach ich noch neulich mit Pohl, der mich hier beſuchte, ſehr bejahend und teilnehmend von ihm. — Mein Gott, wie ſind uns die Flügel beſchnitten!

Zum Begräbnis meines großen Oheims konnt' ich nicht! Zur Genelli nach Weimar konnt' ich nicht! Berlioz wird nun bald in Paris sterben — dieser lebendig begrabene Genius — ich werde nicht hin können! Ich habe mir es in meiner Brautzeit noch einmal fast 100 Gulden kosten lassen, um in Wien gelegentlich des Faust Abschied von ihm zu nehmen. Ich bin jetzt schon so drauf gerichtet, daß ich ungefähr weiß, wenn ich meine Leute zum letztenmal sehe. —

Von meiner Trauer um eigne Ideale, von der Unmöglichkeit — meiner Kunst zu leben, darf ich nicht reden. Das ist unser eigentliches Sterben — der Tod ist nur eine Erlösung davon. — Aber: Carl Maria liegt neben mir in seinem Wägelchen und verschlingt eben begierig seine Liebigsuppe, welche ihm von der mit einer kokett weißroten Filethaube geschmückten Mutter dargebracht wird — also bin ich, mit herzlichen Grüßen an Deine Frau,

Dein in Gott vergnügter

Peter Cornelius.

602. An Adolf Stern.

München, 2. Dezember 1868,
Briennerstraße 27 a, parterre.

Lieber Stern!

Glücklicher Mensch, der am Rosenweg wohnt! Möchte es auch nur n ein paar Blättern täglich eine Wahrheit sein und alle Dornen möglichst erspart bleiben. Die Sache mit meinem Artikel ist längst abgemacht, mit Kahnt, welcher hier war, um mit Liszt den Kontrakt wegen der Elisabeth abzuschließen. Sollte sonst noch etwas unausgeglichen sein, so gebe ich Dir, was mich angeht, nachträglich meine Zustimmung zum Einschließen jenes Artikels in das Jahrbuch. Also kommst Du bald? Halte nur Wort, wir wollen manche angenehme Stunde zusammen verplaudern. Du hast ja hier schon den angenehmsten Kreis von Freunden, und was meine bescheidne Häuslichkeit Deinem Komfort zufügen kann, ist Dir, wie Du weißt, von ganzem Herzen geboten. Ich freue mich sehr darauf, daß Du kommst, wir können uns wieder tapfer in Harnisch reden.

Mit unſrer Muſikſchule nimmt es einen recht erfreulichen Fortgang, es herrſcht unter Lehrern und Schülern ein guter Ton. Perfall und Bülow vertragen ſich ausgezeichnet. Neulich eröffnete Bülow die ſogenannten Übungsabende für die Schüler mit einer Rede, die faſt ebenſo brillant und geiſtvoll war, wie ſein Vortrag Rubinſteinſcher Quintette, der ſich derſelben anſchloß. Nun, wenn wir auch nur mit Ach und Krach das erſte Jahr erfolgreich durchführen und — Bülow uns geſund bleibt, ſo iſt für die ganze Kunſt viel, ſehr viel gewonnen. Es iſt eine Wohltat, ſich nach und nach in feſte Verhältniſſe einzuleben und von einer ſichern Ecke aus die Spanne Zeit für ſich und andre nutzen zu können. Und wahrlich, die hieſigen Verhältniſſe ſind jetzt von der dankenswerteſten Annehmlichkeit. Ich bin gewiß, es wird Dir bei uns behagen. Grüße mir Deine verehrte Frau herzlich, und vertauſche bald, wenn auch nur auf Monate, Dresden mit München. Wir Deutſche haben ja das ſtolze Bewußtſein, ein Athen mit dem andern vertauſchen zu können. Ach, möchte uns das ewig erhalten bleiben, dieſe geiſtige Regſamkeit bis in jedes Krähwinkel hinein! — Mein Himmel, wie fällt mir da zum Schluß Moſen noch ein — gewiß Ideenaſſoziation zwiſchen dem Elbathen und dem doch mehr krähwinkelhaften Oldenburg, wo er hinſiechte. Ach, unſer Inneres wird gedüngt durch faulende Blumen guter Vorſätze. Wie oft hatte ich mir vorgenommen, dem Moſen einmal zu ſchreiben, ſeit ſeine „Bilder im Mooſe“, ſein „Benlot“ mir das Herz erregt hatten. Wie ſchrecklich, wie erſchütternd war das Leiden des Mannes, welch' eine himmliſche Märtyrerin muß ſeine Frau ſein! Könnte man der denn nicht noch — wenn auch ohne Freiligrath-Komitee — eine rechte Ehre erweiſen, einen Dank widmen. Ich würde mit Leib und Leben dabei ſein.

Nun, lieber Doktor, auf baldiges Wiederſehen, ich freue mich darauf, Dich an meinem Herd, in meiner Heimat willkommen zu heißen!

Dein Cornelius.

603. An Reinhold Köhler.

München, Weihnachten 1868
[26./27. Dezember].

Mein lieber Reinhold!

Seltener und seltener rollen unsre Briefe hin und her! Es kann doch nun und nimmer auf abnehmende Freundschaft deuten! Das verhüte Gott. Sie glüht im Herzen — aber Schreiben macht Schmerzen — sie glüht im Gemüte, aber Stahlfedern kosten dreißig Kreuzer die ganze Düte. — Ich, Freund, ich komm' zu keinem Schreiben mehr, ich rechne unbillig und unmenschlich auf Nachsicht und stillwirkende Kraft der Liebe und des Erinnerns. Ich habe meine täglichen Geschäfte, sie konsumieren mich, und in früheren Jahren lebte ich frei und durfte jedem Hang und Trieb nachgeben. Damals schrieb ich die langen Briefe und machte Gedichte, das war, scheint es, die Zeit, wo ich ein Samenkorn der Liebe in manches Herz legen mußte, da muß nun unterdessen ein Baum gewachsen sein, Früchte und Schatten geben ohne mein Zutun. — Hier wurd' ich gestern, Samstag abend, also selbst in der tiefsten Feiertagszurückgezogenheit, wo ich endlich mich einmal dazu sammle, um ein paar Briefe zu schreiben — dennoch gestört. Von Felix Dräseke. Du kennst ihn ja dem Namen nach. Er hat sich im Lauf dieses Jahres zweimal längere Zeit hier aufgehalten, um noch bei Bülow Klavierstudien zu machen. Er lebte bisher jahrelang als Klavierlehrer in Lausanne und möchte durch Vermehrung seiner Virtuosität das moralische Recht erwerben, seine Stunden für 5 Franks zu geben, um dann auch an Verheiratung zu denken, da ihm einiges Vermögen zu Gebote steht. Er ist einer von den Versprengten der Weimarischen Schule. Doch Du weißt ja, er schrieb damals über meinen Barbier und ist jetzt neben Heinrich Porges der einzige Musiker, welcher etwas, ja viel von meinem Cid hält. Wir bilden in vielen Stücken eine Gruppe zusammen oder Rotte, wie die Soldaten sagen, da wir eigentlich die beiden verschiedensten Zukunftsmusiker waren — während wir wiederum beide noch zuletzt in Meiningen eigentlich wieder am besten aufgenommen waren. — Der kommt nun meist alle paar Tage abends gegen neun und bleibt dann bis 11 Uhr.

So fand er ſich an meinem Geburtstag ein, ungeladen, wie er ſagte, das er einzig bei mir tun möge, und überraſchte mich und meine Frau bei einer kleinen Bowle von zwei Flaſchen Rüdesheimer und Mainweineſſenz, welche wir eben anbrechen wollten. Es wurde ihm zu Ehren noch eine Flaſche Champagner hinzugegoſſen, den wir von Frau Heß (Henkell!) zum Geſchenk haben, und das machte dann wirklich ein vortreffliches Getränk, von welchem Träſele ganz beſpitzt gegen 1 Uhr heimwandelte. — Jetzt wird er uns bald wieder verlaſſen. Er gedenkt eine größere Reiſe zu machen: Paris, Spanien, Italien.

Wie mir's geht? Das Verſehen meiner beiden Fächer gibt mir nach wie vor die ausgebreiteteſte Beſchäftigung — überall finde ich nachzulernen, nachzuholen, zu ergänzen. Ich habe jetzt die Syntax nach „Koch“ und nach einem trefflichen kleinen Buch aus Thüringen, der deutſchen Beiſpielgrammatik von Damm, in gedrängte Versregeln gebracht. Die muß ich Dir doch einmal zuſchicken, wenn ſie erſt noch einmal überarbeitet iſt, was Du dazu ſagſt. Schleichers Tod! Du kannſt Dir denken, wie mich das berührte. Ein Mann in meinem Alter, der nun ſo plötzlich weggerafft war, mitten aus einem reichen Feld von Arbeit, auf dem er gewiß ein vornehmer, in vielen Stücken einziger Arbeiter war. Auch von Gilles Frau kam mir die Todesnachricht zu. Dr. Brendel in Leipzig, ein uns nahſtehender Mann, und vor allen Genelli! Habe Dank für die betreffenden Zeitungsblätter! Wie ſehr und viel dachte ich daran, ein Erinnerungsblatt an ihn zu ſchreiben. Ich hatte nämlich vorher zwei Stücke in einem Berliner Blatt veröffentlicht,[1] die Dir wohl noch nicht zu Geſicht gekommen ſind: Die Geſchichte meines Schillergedichts mit demſelben zum Schluß, und eine deutſche Künſtlerfamilie (Prellers) mit meinem Gedicht auf den Tod der Großmutter.[2] In dieſer Weiſe dachte ich ſchon zu Genellis Lebzeiten vielfach daran, ihn, Berlioz und Hebbel anzuſchließen, und nach dem Trauerfall dachte ich den Nekrolog in dieſer Form zu bringen. Da kommt mir jetzo durch Riegel in Leipzig (Du weißt:

[1] Im Börſen-Courier. Leider iſt das eine (Schiller) erſt nach Drucklegung der „Aufſätze“ wieder aufgefunden worden.

[2] Siehe „Aufſätze“ S. 233.

„Cornelius", „Carstens" usw. usw. jetzt ist er Kustos des Museums; ein Anerbieten für Gottschalls „Unsere Zeit" einen Genelli-Artikel[1] zu schreiben. Wie sehr kommt das meinen eignen Wünschen entgegen, und ich möchte mit beiden Händen zugreifen. Doch steht mir zweierlei im Wege: meine praktische Beschäftigung und meine mangelhafte klassische Bildung. Ich befolge jetzt Deinen Rat mit großem Erfolg, griechisch bald etwas zu lesen. Ich habe ein treffliches Buch antiquarisch gefunden, das Museion von Passow. Da habe ich Original und Übersetzung nebeneinander, und habe mich bereits über die ersten sechzig Hexameter hinausstudiert. Ich habe große Freude daran. So muß man lernen! Wie prägt sich da alles ein, wie lebendig plastisch erschaut man da die Sprache, während die Grammatik nur tote Zeichen bietet. Aus dem lebendigen unmittelbaren Lesen muß man sich selbst die Grammatik nachbilden. Das ist der richtige Weg in allem und jedem. — Was nun Genelli betrifft, so sieh einmal zu, ob Du mir nicht durch Mitteilungen der Frau, besonders Marshalls, zu manchem wertvollen Material verhelfen kannst. Es wäre mir sehr erwünscht. Ich habe vor, James Marshall als einen Erben und Sohn Genellis zu bezeichnen. —

Freund, die Stunde flieht, ich muß wieder in den Rubin meines Lebenskreises zurück. Grüße Mildes und sage Schöll, daß ich jetzt gewiß bin, einst noch mit ihm oder fern von ihm seinen Pindar mit dem Original zu lesen und zu genießen. Liszt kommt zu Euch?! Wer weiß, wie sich da nicht einmal unvermutet ein Wiedersehen findet. Die Fürstin hat meiner Frau einen schönen Mosaikschmuck gesandt.

Peter.

604. An seine Schwester Susanne.

Samstag abend [26. Dezember], 1868,
Weihnachten.

Meine Susanne! Um diese Zeit war ich manchmal bei Euch, da kam Fest auf Fest. Es waren unendlich süße, inhaltreiche

[1] Siehe „Aufsätze" S. 207 ff.

Stunden, wenn wir so die Gemüter aussprachen. Alles das hast Du jetzt eingebüßt. Ich habe dafür Großes und Schönes gewonnen, den höheren Lebensabschluß gefunden. Wir haben die Feiertage bis heut' abend still zusammen verlebt und uns mit unsrem Kind unterhalten, das wirklich der beste, freundlichste kleine Bursch ist, den man sich denken kann. Du aber, liebe Suse, entbehrst nun oft nicht allein jene Zeiten des Zusammenseins, sondern auch den innigen brieflichen Verkehr, welcher uns über die gebotne Trennung hinweghob. Du hast nicht die Lebensfreude der Ehe gefunden, es muß Dich manche stille schmerzliche Stunde des Entsagens gekostet haben, denn Du hast ein so glühendes Herz. Dennoch sehe ich zufrieden und glücklich auf Dein Los. Es ist ein Verhältnis zwischen Dir und Deinem Alten, schöner und herrlicher als tausend Ehen — Ihr seid einzig in Eurer Art, daran muß man erkennen, daß Gott es so gewollt hat. Ihr bleibet beide jung im Interesse unsres Kreises, welchem anzugehören mein Schicksal wurde, seit ich von Berlin den ersten Schritt wieder in die Heimat tat. Seitdem hat mein Leben die reichsten Herzensbeziehungen gewonnen durch Euch, welchen ich in Berlin so entfremdet geworden war. Dort war nur das Leben in dem westfälischen Hause der Arndts fördernd für meine Innerlichkeit. Als dies dann durch das frühreife Verhältnis mit Lina zerstört ward, hatte ich — nur die Mutter, wollt' ich sagen — aber sie war doch so viel, und auch Auguste war mir viel, solang ich jede allein für mich hatte, und solange wir beide, Auguste und ich, nicht unter schlechten Berliner Einflüssen litten. Doch ward mir's zum großen Heil, als das Zusammenleben mit Mutter und Auguste brach, daß ich die Mutter nach dem Thüringer Wald begleitete, denn nun wardst Du der Mittelpunkt meines Lebens, Du übernahmst mich von der Mutter. Nun bezog ich mich immer wieder auf Dich, auf Mainz. Der Aufenthalt in Weimar drehte sich doch um diesen Pol, und selbst auf das fernere Wien wirktest Du noch, indem Du mir jene Standhartners zuführtest, von welchen ich noch zum Geburtstag jetzt wieder eine telegraphische Gratulation hatte, und mit welchen die Freundschaft eine ewige bleibt. Und als ich nun von Wien nach München ging, wie vorsichtlich geschah es da wieder,

daß ich über Mainz nach Weimar reiſte, in der Stimmung eines aufgehenden Lebensſterns, welche mir einzig den Mut geben konnte, nach der in meinen Verhältniſſen ſcheinbar ſo unmöglichen Ehe zu ſtreben! Carl hatte noch geſagt: Geh' nicht über Mainz! Du zerſtreuſt Dich da nur und hältſt Dich zu lang auf. Er konnte alle dieſe Verhältniſſe zu Euch und dem Jungſchen Hauſe nie begreifen. Er ahnte wohl und ahnte vielleicht ſchmerzlich, daß von hier an unſre Lebenswege auseinandergehn würden! — So nahm ich zuletzt auch mein eheliches Glück noch wie aus Deinen Händen, und mir iſt immer, als wachteſt Du wie ein guter Schutzgeiſt über uns. Wir hegten jetzt in den Weihnachtstagen öfters den Traum, Du würdeſt doch vielleicht zu meinem Geburtstag kommen. Dann hörten wir aber durch die Tante Maria, daß Du dieſe Zeit dem armen Wilhelm gewidmet haſt, und gewiß, der hatte Dich wohl auch ſo viel nötiger. Wie mich das Schickſal des armen Wilhelm kränkt! Warum und wie doch auch alles nur ſo gekommen iſt! Ich bin gewiß, er vernachläſſigt ſeine Geſundheit, er iſt etwas zu ſehr Sonderling geworden. Sein Glück iſt ſo zerſtört, ſeine Frau ihm ſo früh entriſſen worden. Aber dennoch hätte er ſich wider aufraffen können und müſſen. Aber es lag alles in der verkümmerten Poeſie und Romantik ſeines Gemüts, das warf ſich dann auf dieſe Erfindung![1] Wie innerlich verſtimmend iſt es ſo etwas mit anzuſehn, ohne helfen zu können, indem man ihm mit überwiegendem Verſtand den Narrheitszahn ausriſſe, oder ſich irgendwie auch in die Möglichkeit des Gelingens hineindächte, und ihm dann doch einen Troſt, eine Teilnahme ſchenkte. So muß man es mit anſehen, wie dieſer edle Geiſt ſich in ſich ſelbſt verzehrt, ihne retten und helfen zu können. Da mußt Du denn wieder den Geiſt der ganzen zerſtreuten Familie in Dich zuſammenfaſſen und an Deiner Stelle alles tun, milde, begütigend, pflegend, zärtlich an ihm handeln. So haſt Du dann die hohe Befriedigung, an der Hand Deines Heſtermann nach allen Seiten Gutes in der Familie zu wirken. Du haſt noch die meiſten Verbindungsfäden in der Hand. Wie unberechenbar wirkſt Du auf Auguſtens Schickſal,

[1] Er grübelte über das Problem der Luftſchiffahrt.

was warst Du Elise und der Mutter immer mit Deiner Treue und Werktätigkeit. Ebenso nah' stehst Du zu uns als die beste Tante Susanne.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Liebchen, wir treten jetzt in den Lebensherbst, und eh' wir's uns versehen, werden wir einmal in eine Zeit kommen, wo Blatt für Blatt von den Zweigen sinkt, das im Sommer zusammen gegrünt hat. Sagen wir uns dann nur, wie schön alles war, daß wir nicht umsonst gelebt haben, daß wir die Vergänglichkeit des irdischen Glücks erkannten und für ein besseres Dasein reiften, für eine schöne Ewigkeit, liege sie nun in dem Gedanken, der uns von ihr vergönnt war, oder werde unser Geist noch einmal und für immer zum Anteil an Gott erweckt. — Uns war alles so voll und reich zugemessen, wie mußten andre darben! Das müssen wir uns nur immer sagen. In jedem Lächeln unsres Carl Maria ist eine Ewigkeit von Glück — wer möchte die andre wie einen gerechten Lohn von Gott fordern? — Teuerste Schwester, aber heut' und viele Jahre geb' uns Gott noch froh und im Geist oder Hand in Hand zusammen — wollte Gott, ich könnte noch Jahre der Muße in Deiner und Hestermanns Nähe verleben. Euch meinen Neujahrsgruß und ewige Freundschaft!

Peter.

603. An Hans von Bülow.

München, 26. Dezember 1868.

Ich wollt' im Sonette
Die festliche Kette
Des Reimes Dir schlingen
Für Deine Ballade;
Doch will's nicht gelingen,
So ist es nicht schade,
So soll mein Geschreibsel
Und schlechtes Gekritzel
Doch Überbleibsel
Vom Bess'ren bringen,
Was ich wollt' singen.

Ich nahm vom Tonhaus
Mit heim ins Wohnhaus
Die Sage vom Sänger.
Je mehr, je länger
Ich drüber dachte,
Je mehr das Bild

Mir Freude machte,
Je mehr ward ich wild,
Daß man so sachte
Es hieß willkommen,
Wo doch verflachte,
Verfluchte Schmarren,
Rabbiat wie Narren
Man aufgenommen.
Da sagt' ich mir
Und sagte Dir
Zum Troste viel
Und zog ins Spiel
Das Publikum,
Das sprach dann mit;
Nur dreht sich's drum,
Wenn man sich stritt,
Wer mehr versteht:
Plebs oder Poet?
So lies denn nach,
Wie's in mir sprach.

Sei nur gemein,
Man wird's verzeih'n,
Doch zeigst Du Adel,
So trifft Dich Tadel.
Opfre Dich allen,
Man läßt sich's gefallen.
Gib Armensoireen,
Man läßt es geschehen,
Wirk' unablässig,
Man nimmt's nicht gehässig.
Doch bist Du Poet
Und will Dein Gemüt
Dem Drang da innen
Die Welt gewinnen,
Daß sie versteht,
Daß sie errät,
Was da erglüht —
Dein Lied verhallt,
Tut nicht Gewalt
Den Herzen kalt.
Sei fein melodisch,
Man nennt's rhapsodisch,
Sei stilbestissen,
Man schilt's „zerrissen".
Sei originell —
Man schmäht Dich schnell,
Und schickt Dich weise
Auf alte Gleise.
Du schreibst nach Programmen
Unsinn zusammen!
Tuben, Triangeln
Nach Beifall angeln.
Süßes Getön!
Üpp'ges Gestöhn!
Wahrhaft obszön!
Und Uhland gar —
Warum den Schwaben,
Wo Dichter fürwahr
Genug wir haben?
O nimm Dein Appläuschen,
Nicht Laus, nur Läuschen,
Das lauf Dir, Urheber,
Über die Leber.
Und merke Dir, Kind,
Wir sind hier nur klassisch,
Historisch, parnassisch,
Midas—sisch gesinnt,
Und nimm Dir den Reim
Für's Leben mit heim:
„Es brüte und gackre,
Es ackre und rackre

Zeitlebens der Wackre
Als Meister sich ab.
Wir hören es mühlos,
Genießen gefühllos,
Wir suchen Vergnügen
Und haben's genug:
Das ist, o Ihr Bülows,
Des Publikums Fluch!"

Dein Cornelius.

606. An seine Schwester Elise.

München, am 3. Januar 1869,
Briennerstraße 27 a.

So gehen die Jahre hin, liebe Elise, und endlich kommt einmal das letzte und dann war das ganze Leben ein aufgeregter Traum. Lange, lange habe ich Dir nicht geschrieben. Wie froh bin ich heute noch, daß ich Dich in der frohsten Zeit meines Lebens noch einmal gesehen, Dich und die Deinigen. Im lebhaften Erinnern an die Kindheit will es uns gar nicht recht in den Kopf, daß wir später den größten Teil des Lebens getrennt voneinander zubringen sollen. Und doch ist es einmal vom Geschick so gesetzt, daß jedes aus einem Nest von Jungen seinen eignen Flug durch die Welt nehmen soll. Und es ist gewiß alles gut so, wenn es einem auch sonderbar und schwer vorkommt. Bei zunehmendem Alter bildet sich der eigne Sinn so entschieden aus, daß man sich oft schwer verträgt. Liebe Elise, es ist auch ein bittres Wort, Dir eingestehen zu müssen, daß mein Verhältnis zu Carl getrübt, ja fast aufgehoben ist, seit meiner Heirat. Carl und Bertha sind ganz auseinandergehende Naturen, und es ist wahr, Carls ganzes Wesen meiner Verbindung, meiner Frau gegenüber ist herzbeengend und verstimmend. Was da im Tiefsten zugrunde liegt, darüber täusche ich mich nicht — es ist die Verschiedenheit der Religionen. Meine Frau ist aber die beste, reinste und aufopferndste Frau, eine fromme Mutter, eine vollendet gute Hausfrau, sie atmet nur Güte und das beste menschliche Wesen, hat nur den einen Gedanken, für Mann und Kind zu sorgen. Teuerste Elise! Was ist Religion, wenn sie das nicht ist! Wenn die Verschiedenheit des dogmatischen Glaubensbekenntnisses trennend und feindlich zwischen Geschwister treten kann, die alle nicht von unedlen Gesinnungen beseelt sind, dann

wird ja die hehre Religion, die Trösterin und Lehrerin der Menschheit zu einem Gespenst. Soviel ist Tatsache: Carl hat meinen Sohn noch nicht gesehen, der jetzt fünf Monate alt ist. Elisabeth war immer freundlich und wohlwollend gegen Bertha, war auch mit den Kindern ein paarmal bei uns. Nun haben wir sie beide, Bertha und ich, seit der Zeit zuletzt gesehen, wo sie vom Sterbebette ihres Vaters zurückkehrte. So wird nach und nach aller Verkehr zwischen uns aufhören. Ich darf wohl sagen, das steht in erster Reihe, mir den hiesigen Aufenthalt zu verleiden, einem Bruder nahe zu leben, ohne seiner froh zu werden. Carl sollte bedenken, daß ich jetzt ein andrer bin, meinem eignen Hause leben muß, daß mir meine Frau am nächsten steht, und daß ich ihr alles Beste und Schönste meines Lebens zu danken habe. Aber es liegen die Keime dieser Verhältnisse in Carls erster Erziehung und seiner Trennung von den übrigen Kindern. Die Gesinnung unsres Vaters war das nicht. Wir andern haben das eigentliche katholische Leben nicht so mit allen Poren eingesogen, wenn wir auch in den kirchlichen Formen unterrichtet wurden. Überall wo Carl dann in das Leben der Geschwister eingriff, war es in diesem Sinn. Aus bester Überzeugung: das Aufdrängen und Ansinnen katholischer Lebensanschauung, die uns einmal nicht im Blute lag. Daher nacheinander das Zerfallen mit Susanne, Auguste, Wilhelm, jetzt mit mir. Ich habe nur einen Weg, mit meiner Frau zusammen treu durch's Leben zu gehen. Und es wird in diesen Dingen immer die Frau das bestimmende Element sein. Der Franz hat Dir nachgegeben, wie Ihr beide aus der Schrankenlosigkeit der freien Meinung in die Grenzen der Religion zurücktratet. Ich folge jetzt meiner Bertha. Die Mutter ist die erste Erzieherin des Kindes und seine erste Religionslehrerin, habe es diesen Glauben, der im Wesen der Mutter liegt: Wahrheit, Unschuld, Selbstlosigkeit, und es wird ein edler Mensch werden.

Das mußte ich Dir einmal aussprechen, es hat mir in letzter Zeit oft auf das Herz gedrückt. Carl war mir immer ein liebevoller Bruder, er war um mein Bestes bemüht, er tat über seine Kräfte hinaus Gutes an mir. Deshalb habe ich ihn als ein Stück Vater von mir stets angesehen. Aber ich rufe den Schatten unsres

Vaters an, ja unſrer Mutter: Liebt Euch und ſeid Euch treu, würden ſie ſagen, wie wir waren, wie wir taten.[1]

Wir haben Deinen Franz nur ſo ſchnell, wie im Vorübergehen hier bei uns begrüßt. Unſer Carlchen erſchrak damals vor ihm. Er war wohl der erſte ſo große Mann und Bart, den er geſehen. Jetzt hat er ſich in dieſen letzten Monaten ſo ſichtbar gekräftigt und macht uns täglich größere Freude. Er lacht immer mit dem ganzen Geſicht und hält es beſonders mit mir, iſt ein ſogenanntes Vaterkind, und wenn ihn Bertha fragt, wo iſt der Papa, ſo ſieht er augenblicklich mich an und lacht. Die Leute ſagen, er ſei ganz mein Ebenbild; ich habe kein Urteil darüber, aber ich habe ihn lieber wie mich ſelbſt. Er iſt ein guter, lieber Kerl! Er kann ſchon ſo lachen, wenn man mit ihm ſpielt — laut und meckernd. Er hat ſo eine gute Bruſt, wir meinen immer, er ſollte einmal Sänger werden. Jeden Morgen denke ich an Dich und Deine gute Franziska, welche die Großmutter noch in der letzten Stunde gepflegt. Da fallen mir denn die andern auch alle dabei ein. — — — Eliſe, liebe Schweſter, ich küſſe Dich vielmals, Dich und Franz mit allen Kindern. Mein Carl, meine Bertha rufen Euch „Glück zum neuen Jahr“ zu! Bertha, das ſagen alle, iſt ſeit dem Buben ſchöner, jünger und geſünder geworden!

Dein Peter.

607. An ſeine Frau.

[Paris][2] Gründonnerstag 1869
[1. April].

Meine liebe Frau!

Es iſt beſſer, Dir nur einige Zeilen zu ſchreiben, als es noch länger hinauszuſchieben. So haſt Du doch wenigſtens ein Lebens-

[1] Dieſe Mißhelligkeiten vermochten nicht auf die Dauer die brüderliche Liebe zu trüben. Das Verhältnis zwiſchen Schwager und Schwägerin geſtaltete ſich ſpäter, beſonders nach dem Tode meines Vaters, immer freundlicher. Uns Kindern vollends gereichte die große Güte und ſtete Hilfsbereitſchaft des Oheims zum lauterſten Segen.

[2] C. war, einer Einladung ſeines Bruders folgend, mit dieſem und Dr. Stieve, dem bekannten Hiſtoriker, nach Paris gereiſt.

zeichen. Montag waren wir in der komiſchen Oper und ſahen den erſten Glückstag von Auber und vorher die kleine Oper, von welcher Träſeke ſchrieb: Le café du roi. Doch waren wir alle nicht ſehr befriedigt und fanden das berühmte Inſtitut nicht auf ſeiner Höhe. Dienstag war ich zum erſtenmal drei Stunden im Louvre. Doch ſind es auch hier einige Säle, die die Hauptſache bilden und auf die man ſich im Grunde beſchränken kann: Die Säle der italieniſchen Meiſter. Es iſt wundervoll, was da für ſchöne Sachen ſind. Von unſerm lieben Palma Vecchio ſah ich wieder ein herrliches Bild. Doch das will ich Dir alles mündlich erzählen. Es iſt noch immer kalt und rauh, und ich ſitze in kalter Stube mit dem Mantel um. — Am Dienstag war ich allein für mich im Théâtre français. Ich ſah die faux menages von Pailleron. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie entzückt ich war von dieſer Vollendung bis ins kleinſte, im Spiel und Enſemble. Das ganze Theater, auch das intelligent geſpannte Publikum, machte einen großen Eindruck auf mich. Man kommt da wie in eine Kunſtheimat. Es iſt ein Vollendetſtes und Größtes, was man ſieht und hört. Das gehört zu meinen höchſten Erinnerungen. — — — Hoch erfreuten mich Deine Nachrichten vom Bubchen! Küſſe mein Carlchen und ſei tauſendmal umarmt

von Deinem Peter.

608. An ſeine Frau.

Paris, 4. April 1869
(Sonntag).

Diesmal wirſt Du meinen Brief ſchon allzu lange erwartet haben, mein armes Frauchen. Es iſt eine unausſtehliche Hetze, jetzt wieder ſchreibe ich Dir nur auf dem Sprunge. Ich war heute in der Quartettmatinee von Alard und Franchomme. Das war ſehr ſchön. Jetzt muß ich zu P. Es iſt ein ewiges Drängen und Treiben, was will ich froh ſein, wenn ich erſt einmal wieder ruhig in unſerm München oder doch wenigſtens bei Euch in Mainz ſitze. Ich habe Carl nachgegeben, länger zu bleiben. Ich habe an Perfall ge-

ſchrieben und ihm gemeldet, daß ich erſt am Sonntag, den 11. April wieder in München eintreffe.

Meine liebe Frau! Nie kann ich wieder ſo lange von Dir fort ſein, aber ſiehſt Du, es iſt gut, wenn man auch die Trennung einmal ſchmeckt; jetzt bekommſt Du wieder Briefe. — — Aber die Erinnrung wird ſchön ſein. Jetzt hab' ich doch auch einmal ſo recht lebhaft empfunden, daß ich nicht in dieſem Paris abgemalt ſein möchte, was ich doch immer ſo oft als einen Rettungspunkt aus den heimatlichen Verhältniſſen heraus angeſehen habe. „Ans Vaterland, ans teure, ſchließ Dich an!“ Nein, ich bin froh, wenn ich's hinter mir habe und begehre nicht, es wieder zu ſehen, ſo ſchön, ſo ſehr ſchön vieles hier iſt. Der Louvre iſt eine unglaubliche Anhäufung von Kunſtſchätzen, aber eine Glyptothek iſt es doch nicht, ein ſolches Juwelenkäſtchen von Architektur, Malerei und Skulptur zuſammen in einheitlicher Wirkung gibt es nur einmal. Doch ſtill mit dieſen Bemerkungen, da wollen wir noch ganze Abende drüber ſprechen. Jetzt erwiſch' ich am Dienstag den Rienzi von Wagner noch, das iſt doch famos! Wie? — — — Grüße all' die Unſrigen, mein Buberl an der Spitz'! Sei innigſt geküßt von

Deinem Peter.

609. An ſeine Frau.

Paris 9 Boulevard St. Denis,
Hotel Bellevue Nr. 35 [5. April 1869].

Mein gutes Täubchen! Zu Deinem Glück iſt heut' das Wetter ſo miſerabel ſchlecht, daß man gar nicht ausgehen, nichts unternehmen kann, und daß ich deswegen einmal zum Schreiben komme. Du gutes Muppelchen, wie entbehre ich Dich und mein gutes Carlchen, es iſt nichts mehr draußen in der Welt; wenn man einmal Hausvater geworden iſt, dann ſoll man hübſch im Lande bleiben und ſich redlich nähren. Es iſt auch merkwürdig, wenn man ſich einmal ſo ganz für eine Frau entſchieden hat, ſo wird draußen alles farblos. Das eigentliche Ding, worum es ſich handelt und worum ſich alles dreht, iſt unſer Verhältnis zu den

Frauen. Wo Du in der Fremde hintrittst, in welche Verhältnisse Du kommst, so steht immer der Gedanke im Hintergrunde: Hier kannst Du vielleicht Dein Glück machen, hier findest Du vielleicht Liebe und das rechte Leben. Von dem guten Eindruck, den wir auf die Frauen machen, und den wir dann auch zu machen suchen, hängt im letzten Grunde alles ab. Sobald aber mit der Ehe und der einheitlichen Liebe dieses unbestimmte Verhältnis mit Neigung und Wirkung zum ganzen Geschlecht aufhört, so bleibt man recht im Innersten neben allem stehen, man ist nicht mehr interessanter Gegenstand. Für alle Leute ist der Ehemann unverständlich. Kurz, was braucht es langer Worte. Eichendorff hat es ein für allemal gesagt:

Wer in der Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebsten geh'n;
Es jubeln und lassen die andern
Den Fremdling alleine steh'n.

Für jetzt wird mir im großen und ganzen diese Zerstreuung recht gut getan haben. Nach der einen Seite hin: Ob man in Paris war oder nicht, hat dann doch die arme Seele einmal Ruhe. — Ach Bertha, ich habe recht, recht Heimweh nach Dir, ich kann nie mehr so lange allein, ohne Dich sein, alles Vergnügen schmilzt dann zusammen, und ich will lieber mit Dir das Schlimmste ertragen als ohne Dich das Beste. Carl will zwar noch nichts davon wissen, daß ich Donnerstag wieder abreisen möchte, so werde ich wohl noch bis nächsten Sonntag zugeben. Aber es ist eine große, große Entbehrung. — Am Charfreitag war ich dann endlich im Konzert Pasdeloup. Es war ganz hübsch, aber ich wußte gleich, daß ich mit dem Théâtre français das Beste gesehen hatte, was man in Paris sehen kann, in der Musik gehen sie jetzt doch nur auf den Spuren der Deutschen, welche ihnen der große Berlioz vorgewandelt ist. Doch scheint immerhin Pasdeloup das Beste in Paris zu sein. Samstag war ich wieder in einem Konzert — zu 10 Frank das Billet! — im Cirque de l'impératrice — große Mittel, guter Instrumentalklang, schöne Orgel, die Nilsson[1] und andre gute Stimmen und

[1] Christine N., berühmte Sängerin, geb. 1843.

Vortrag, aber geiſtig durchaus ohne Bedeutung. Beide Male ein Publikum zwiſchen 4000 und 6000 Perſonen. Um ein Konzertbillet ins Konſervatorium hatte ich mich vergebens bemüht, ſo machte mir es großes Vergnügen mit Carl und Dr. Stieve zuſammen geſtern den Don Juan im Théâtre lyrique zu hören. Er wurde gar nicht übel gegeben, meiſtens wohl deutſche — jüdiſche Sänger. Vorher ſahen wir nachmittags ſehr ſchöne neue Anlagen, die wirklich für Paris unſchätzbar ſind, von deren Höhen man eine wundervolle Rundſicht über Paris hat, es ſind die Buttes de Chaumont. Am Samstag waren wir in St. Cloud, welches ganz prächtig von der Seine den Hügel hinauf liegt. Denk' Dir, es fuhr dort jemand in einem hübſchen Kabriolett an uns vorbei, hielt an, ſtieg aus und frug mich, ob ich nicht Cornelius wäre. Es war Richard Lindau, Preußiſcher Konſul in Japan (Nangaſaki). Teuerſte Frau, mit Grüßen an Großmutter und alle in Mainz und mit tauſend Gedankenſtrichen für Dich

Dein Peter.

Wagner an Cornelius.

Lieber Freund!

Ich habe ſofort Deinen Wunſch Hofr. Düfflipp zur Befürwortung empfohlen. Sei ſo gut, Dich mit dieſem demgemäß in Beziehung (oder beſſer: Vernehmen) zu ſetzen. Deinen Entſchluß, München zu verlaſſen, muß ich in jeder Hinſicht gut heißen, wenngleich die Nötigung dazu mir ſehr bedauerlich iſt. —

Daß unſer aller Vertrauen, welches uns das Münchener Verhältnis vor 2½ Jahren wieder anknüpfen ließ, vollſtändig grundlos war, erkannte ich bereits, als ich Ende 1867 zuerſt wieder dort eintraf. Nur noch die Meiſterſinger nahm ich vor, und war feſt, dann nie wieder nach M[ünchen] zurückzukehren. Ich hoffte dagegen, meine Freunde, namentlich auch Bülow, würden ſich kraft eignen Talents und in weniger hochgeſpannter Sphäre, als die meinige einzig ſein konnte, ruhig dort halten können. Gegen die anderſeits gefürchteten Folgen meines Abends in der Kaiſerloge trat bald jedoch die Reaktion ein, welche zu tieferen Schnitten führte. Man griff bei Sr. Majeſtät von neuem die Ehre von Fr. v. Bülow an, welche bei dieſen Anzeichen für immer mit München zu brechen, und nur noch ihre Scheidung von demjenigen zu betreiben hatte, deſſen Namen und Ehre ſie nicht länger durch den ihr zugedachten Haß befleckt wiſſen wollte. Mit Recht konnte ſie dem Zögernden

noch vor wenigen Monaten die Vollziehung einer Scheidung von ihr auch als günstig für sein ferneres Verbleiben in seiner Münchener Stellung anempfehlen, da der Vorwurf, daß er diese seinen Gefälligkeiten als Ehemann verdanke, nun unmöglich würde; sie war geneigt um diesen Preis sogar alle Härten einer Scheidung über sich ergehen zu lassen. B[ülow] dankte ihr und gab ihr recht, nur erklärte er, daß seine Stellung ganz für sich durch die Nichtswürdigkeit aller Münchener Verhältnisse und seinen steten Ärger darüber ihm im höchsten letzten Grade verleidet sei und er unter allen Umständen sie aufgeben würde. Hierüber sind durch Dokumente belegte Erklärungen von mir an wichtiger Stelle niedergelegt worden, auf welche mich nötigenfalls beziehen zu dürfen ich mir vorbehalten habe. —

Soviel auch für jetzt hierüber an Dich und meine Freunde! —

Was wir alle erlitten und ertragen haben, übersteigt jede Vorstellung! —

Sei froh, diesem allen den Rücken zu wenden! Grüß' Deine gute Frau und behalte auch mich im Angedenken!

Dein

Richard.

Triebschen, 8. September 1869.

610. An Carl Riedel.

München, 23. September 1869.

Teurer Freund!

Dein Brief vom 21. gelangte gestern zu mir und hat mich wahrhaft beglückt durch das freundschaftliche Gefühl, die Vorsorglichkeit, von welcher bei Dir jedes Wort durchdrungen ist. — Es war in meiner Leipziger Schwärmerei ein recht erkühlender Moment eingetreten durch die Aufklärung, welche Stern gab, daß ich nämlich nur auf 100 feste Taler von Kahnt würde rechnen können, als auf ein Honorar für 10 Bogen, die ich jährlich leisten müßte. Die andern 500 Taler, welche unumgänglich zu meiner Existenz nötig, müßte ich also dann durch einen täglichen Raubkrieg mit Korrespondenten und Mitarbeitern erschwindeln, da ein Bröckchen und da ein Bröckchen, da was umsonst nehmen, und in Gottes Namen auch einmal eine bedenkliche Sache drucken, wenn sie nur den „lieben Bogen" füllte? Nein, das geht nicht, und es wäre überflüssig Seiten damit auszufüllen, warum es nicht geht, da Du dies ja unausgesprochen verstehst. Aus Grund dieser Abkühlung tat ich auch keinen geschäftlichen Schritt zum Hofrat Düfflipp, wegen der

königlichen Nachhilfe, obgleich Wagner mir in umgehender Beantwortung meiner Anfrage gesagt hatte, daß er bereits an Düfflipp darüber geschrieben und ich mich in Betreibung der Sache nur mit diesem in Bezug setzen möchte. Ich fürchtete, ein Streben aus meiner hiesigen Stellung heraus offiziell verlauten zu lassen ehe mir nicht ein Rückhalt geboten war. Ich wartete nun Kahnt und den Eindruck vom Briefe Lizts auf ihn ab, ohne mir jedoch viel davon zu versprechen. Daneben legte ich mir den Wiedereintritt in meine alte Stellung so bequem als möglich zurecht, um mich nicht zu sehr daran zu stoßen. Das ist mir aber denn doch wieder durch die letzten Konsequenzen der Rheingoldgeschichte sehr erschwert, und der Gedanke des Wiederaufnehmens meiner früheren Tätigkeit liegt mir wie Blei auf der Brust. Da kam Dein Brief und berührte mich über die reale Frage hinaus mit dem sympathischen Hauch und Zug, den mein Leben braucht, welchem folgend und von welchem durchdrungen sich mein ganzes Leben gebildet hat. Seit Deinem Brief sage ich: Ich will nach Leipzig. In drei Jahren tret' ich in mein fünfzigstes Jahr. Diese drei Jahre will ich auf diese Stellung verwenden. Dann soll Stade dieselbe in einer hoffentlich besseren Verfassung aufnehmen und weiterführen, und ich will ihm dann zeitlebens nach Kräften weiterhelfen als Mitarbeiter, so gut er mir jetzt helfen muß und nicht zu seinem Schaden helfen soll. Diese drei Jahrgänge, in welchen ich den Inhalt meiner künstlerischen Anschauungsweise niederlegen möchte, sollen ein Andenken an mich bilden. Nach einem festen Plan soll auch die ganze Mitarbeiterschaft homogen gehalten werden, ein Sammeln, ein Besinnen auf die höchsten Ziele der Kunst und ein treues Spiegelbild des Momentes enthalten, auf welchem die Zeit angelangt ist. Sie müssen einen festen Niederschlag bieten nach den Brendelschen Zeiten der Gärung. Diese drei Jahre müssen mich erst zum Schriftsteller machen: solang' bin ich nur Sonntagsreiter gewesen. Ich stelle deshalb die Bitte an den König nur um Unterstützung auf diese drei Jahre, denn nach Ende derselben muß meine Stellung eine solche geworden sein, die völlig auf ihrer eignen Basis ruht. Dann ist mein Carl fünf Jahre alt, und ich will ihm ein neues Steckenpferdchen kaufen, wenn alles recht nach Wunsch gegangen ist.

Ich habe Dir die Stellen in meinem roten Tagebuch gezeigt, wie ungern und mit welchem innern Widerstreben ich nach München gegangen bin; es lag bis zu dieser Stunde und liegt bis zur letzten ein Bann in mir, der mich nicht zu freier geistiger Entfaltung gelangen ließ. In Wien hatte ich nur die Familie Standhartner und habe doch dort, getragen von ihrem Hausenthusiasmus, meinen Cid vollendet und unter anderm jene zweistimmigen Lieder, die sich später in Meiningen unvermutet einen weiteren Kreis von Zustimmenden erwarben. In München war niemand, niemand, der da frug: was bist denn Du für ein Vogel, und wie singst Du denn? Und in diesem Gewebe konfuser Privatverhältnisse, von denen ich umgeben war, stets scheuen zu müssen, nicht mit Leuten zu fraternisieren, bei denen ich der ausgesprochensten, leidenschaftlichsten Verneinung Wagners gewiß sein mußte! Doch wie ließe sich das in den Raum eines Briefes drängen, was ein Buch füllen könnte. — Dennoch war der Umweg über München nötig, und daher auch meine ewige Dankbarkeit gegen Wagner: ich bin hier erst zum Manne, zum Hausvater geworden.

Später.

Wenn mir aber die Folge gezeigt hat, wie richtig mein Gefühl war München gegenüber, so soll es mich diesmal darin bestärken, dem bejahenden Zug zu folgen, der mich nach Leipzig drängt! —

Freund, die letzten Wellen, welche die Rheingoldaffäre schlägt, berühren eben nochmals mein stilles Leben. Ich werde zu Standhartners Frau und Familie in die Jahreszeiten gerufen, deshalb will ich diesen Brief rasch mit folgendem beenden: Du erhältst hiermit den Brief an Kahnt von Liszt. Ich gebe Dir jede Vollmacht der persönlichen Unterhandlung mit Kahnt und der vorläufigen Zusage, meine letzte persönliche Zustimmung natürlich vorbehaltend. Wirke nach dem, was Du jetzt von mir weißt, ganz in unserm Sinne für meine dortige Stellung, ohne aber, daß es den Anschein hat, daß ich mich dazu dränge. 600 Taler müssen mir dort angetragen sein, ehe ich die 600 Gulden Nachhilfe des Königs angehen kann. Die 600 Taler sind das mindeste, was Kahnt tun

muß, ſoll ich dort der Würde meiner Stellung gemäß, frei und ohne die dringendſte Lebenshemmung auftreten und arbeiten.

Freund, ich umarme Dich, meine Frau läßt Dich und die Deinigen grüßen. Bald hörſt Du wieder von

Deinem Cornelius.

Da ich eben im Briefzumachen die paar Zeilen von Liſzt durchleſe, finde ich eigentlich, daß das abzuſenden gar nicht der Mühe lohnt. Doch ſei's in Gottes Namen! Was heißen denn nun die paar Worte! Aber auch gar nichts! Da ſollteſt Du einmal einen Brief von Wagner ſehen, wenn dem an einer ſolchen Sache etwas läge. — — —

611. Tagebuchblatt.

Heute, am 25. September (Cleophas) 1869, bekam Carl Maria ein Schweſterchen

Suſanna Franziska Maria.

Gott ſegne Mutter und Tochter!

612. An Felix Dräſeke.

[25. September 1869.]

Mein teurer Felix!

Heute, Samstag, den 25. September 1869, morgens um $^1/_2$6 Uhr, ſchoß dieſe ſelbige kleine

Suſanna Maria Franziska
Cornelius

wie ein ungeſtümes junges Brauſebächlein aus dem Erdſchoß in die Welt.

Der Feder eines Cervantes, des Pinſels eines Pieter van Hooghe oder Murillo (Heiligenküche) würdig war die Überraſchungsſzene, welche dieſe ewig denkwürdige junge Künſtlerin zum beſten gab. „Sie kam und ſie war da!“ ſagt Halm. Wenn ich Dir ſage, daß, während ich noch in Verzweiflung nach meinem linken Strumpf

ſuchte, meine gute Schwägerin einige helfende weibliche Genien mit Lebensgefahr durch das offne Fenſter hereinhob, während die Haustüre daneben ruhig offen ſtand, und dabei das Wunderkindchen immer ſchon ſchrie: „Anders herum, anders herum“, ſo habe ich Dir nur einen Strich aus dem Bilde geſagt. Die ankommende Doktorin fand Fräulein Mariechen Cornelius bereits in hoffähiger Toilette vor! — Einen Platz im morgigen Rheingold, den Perfall übrigens gleich dieſem aufgehenden Stern am Theaterhimmel zuſandte, ſchlug ſie aus Prinzip ab.[1]

Meine Frau grüßt Dich, teurer Freund.

Dein Peter.

613. An Carl Riedel.

[25. September 1869.]

Lieber Riedel!

Alſo endlich hat ſich die entſprechende Partie für Träſeke gefunden:

Suſanna Maria Franziska Cornelius.

— Sei ſo gut, übernimm Du es, Stern zu benachrichtigen. — Meine Frau war noch zwiſchen 8 und 9 Uhr geſtern abend unter einem milden Sternenhimmel mit mir ſpazieren — bis an den Obelisk. — — — —

Jetzt iſt längſt alles im beſten Gang. Dr. Lindwurm war da, hat alles approbiert, meine Frau iſt wohl, das Kindchen war ſchon an der Bruſt, die Kinderfrau iſt in ſtiller Tätigkeit und — Carlchen weiß nicht wie ihm geſchieht.

Freund und Bruder, grüße Deine Frau von

Deinem Cornelius.

[1] Weil die Aufführung gegen den Willen des Meiſters ſtattfand.

Wagner an Cornelius.

Lieber Freund!

Ich bin Dir vor allem noch meinen Glückwunsch zu der Geburt Deines Töchterchens schuldig: möge es Dir und seiner Mutter viel Freude machen! Kinder vermögen dies besser als Fürsten.

In Deinen sukzessiven Briefen nimmt die Stimmung immer zu: immer aber kam es doch einmal zu einem tüchtigen Lachen. Dabei mög' es bleiben! Zu weinen ist auch nicht viel mehr: Die Welt verdient keine Träne!

Ich denke, Du kommst wegen Leipzig nun bald in das Sichere, und dann wirst Du ja wohl auch sehen, wie sich das K. Kabinett gegen Dich benehmen wird. Ich höre nichts mehr von ihm: meine letzten Wünsche in betreff des Rheingold sind unbeachtet geblieben. Mir ist's als tätest Du sehr recht, von München fortzugehen. Das bringt mich darauf, Dich zu bitten, Pohl etwas von mir auszurichten: —

Als ich an meinem letzten Münchener Abend zu den Umsitzenden mit Humor meine schönen Münchener Erfahrungen und deren Ergebnisse bezeichnet hatte, wandte ich mich zu Pohl und sagte lachend: „und da glaubt nun Pohl sein Heil geborgen, wenn er in München Professor würde!" Er schreibt mir heute, und glaubt in jener Äußerung eine Verhöhnung meinerseits zu verschmerzen zu haben! Du kannst ihm an Deinem Vorhaben und an meiner Behilflichkeit dazu am besten deutlich machen, wie übel er mich verstand. — Übrigens sage ihm doch auch, meine noch zahlreich lebenden Geschwister würde es recht verdrießen aus seiner Lebensskizze von mir zu erfahren, daß mein Vater ein „niederer Polizei-Beamter" war (er war Jurist und erster Aktuar an der Leipziger Polizei), sowie daß meine „Familie eine Weile auf Provinzbühnen Schlesiens und Polens umherzog". (Sie hat das Dresdener Hoftheater nie verlassen.) Warum über so etwas mich nicht zu Rate ziehen? Aber leichtsinnig sind sie nun einmal alle, wenn es der Biographie eines Opernkomponisten gilt! Nun, das soll meiner Anerkennung des Trefflichen und Ernsten, was auch diese Schrift enthält, nichts schaden. Aber ich hätte gern von Pohl die Abschrift der beiden Artikel von mir aus Lewalds Europa „Pariser Amüsements" und „Pariser Fatalitäten", welche der Unmensch Richter aus Versehen mir nicht kopieren ließ. Den Betrag für die Kopie möge Pohl nur durch Postvorschuß auf die Sendung entnehmen. —

Siehst Du, so kommst Du sogleich zu Vertraulichkeiten und Aufträgen. Das hast Du davon, daß Du einmal wieder gemütlich wirst.

Von mir ist nicht viel zu sagen, namentlich da so viel über mich gesagt wird. Wer von früh bis abend darauf sänne, wie er anzufangen habe, recht viel Skandal von sich zu machen, der könnte es nicht um ein Haar besser anfangen; ich glaube, ich werde um mein Geschick hierfür sehr beneidet. Brahms scheint es z. B. gar nicht zu glücken. — Für jetzt geht jedoch mein Wunsch auf längere Jahre größter Zurückgezogenheit; ich möchte das letzte

Nibelungenstück sogleich in Angriff nehmen und fertig machen. Nur geniert mich Büllner in der Perspektive etwas, namentlich bei dessen Vorliebe für die „Walküre", — welche immerhin ein günstiges Prognostikon für seine Gutgelauntheit auch gegen „Gunlöd" ist. Gott weiß es!

Gehst Du nach Leipzig, so empfehle ich Euch dort an Professor Brockhausens: Schwager, Schwester und Nichte besuchten uns vor kurzem hier; sie sind vortrefflich und behaglich: Das wird Euch gut tun. —

Im übrigen erwarte ich Nachrichten über das Wohlbefinden und Gedeihen Deiner Familie. Grüße sie bestens und bleibe Du stets meiner versichert.

Dein

Richard.

Luzern, 29. September 1869.

Wagner an Cornelius.

Lieber Cornelius!

Ich antworte Dir schnell und kurz mit dem Rate, den Berliner Antrag allem anderen vorzuziehen.[1] — Mit diesen „Leipziger" Musikzeitungen kann ewig nichts werden: auch ist die „Redaktion" einer Zeitung zuviel für Dich. Aus ihrem Geleise sind sie außerdem nie zu bringen: Das ist Musikhändlerjux. Fordere aber von Berlin (oder Straußberg) 100 Taler monatlich, namentlich wenn Du auch die Konzerte dazu bekommst.

An einen Berliner Schwerpunkt für mich habe ich allerdings noch nicht gedacht; nur ist Berlin wohl die einzige Stadt, in der ich gern noch einmal meine Sachen gut aufgeführt hätte, weil ich bis jetzt noch die gute Meinung von Berlin hege, daß es sich dort mehr als in Wien, München usw. der Mühe verlohnen könnte. Der Hauptgrund für meinen Wunsch ist aber wohl, weil gerade dort bis jetzt meine Sachen — namentlich musikalisch — vorzüglich niederträchtig gegeben worden sind, und aus der trotzdem erfolgten Wirkung sich ein sehr günstiger Schluß auf die Wirkung von Aufführungen schließen muß, So! wie ich sie — so ganz vergeblich — in München zustande gebracht habe. —

Los kommen wirst Du schon aus Deinem Münchener Engagement. Zahlt Dir Berlin 1200 Taler, so kannst Du am Ende auch die Münchener halbe Pension fahren lassen. Mach' Dich nur an Düffstipp, der sich genügend wundern wird, daß Du — nach meinem Schreiben an ihn — Dich nicht schon bei ihm gemeldet hast.

In meinem Betreff kann ich von München nur sagen, daß ich jede Hoffnung schon seit heute vor zwei Jahren aufgegeben habe, nämlich was meinen Einfluß auf die Entwicklung der Lage betrifft: nur nahm ich an, es

[1] C. sollte Opernberichterstatter an der „Post" der bekannten Berliner Zeitung werden.

werde dem Talent der von mir bis dahin Empfohlenen, da sie nun eingesetzt waren, ganz für sich, und ganz abgesehen von meinen Tendenzen und höheren Plänen, gelingen, sich einfach zu einer gewissen bürgerlich-artistischen Geltung zu bringen. Die Gründe, welche auch dies nicht aufkommen ließen, sind nun mancherlei: Die Hauptschuld liegt aber in dem Rein-Unabänderlichen der Natur der München-Bayerischen Dinge. Gott befohlen! — Bleibt ein ganz persönliches Verhältnis von mir zum König, welcher meine Musik liebt: wie sie ihm vorgeführt wird, ist ihm ganz gleich. Und darin liegt's! Wie es werden soll, weiß ich noch nicht.

Leb' wohl, grüß' die Freunde.

Dein

Richard.

2. Oktober 1869.

614. An Frau Susette Jung.

Zum 3. Oktober 1869.

Mütterchen! Palmen
Von heiligen Höh'n,
Mütterchen, Psalmen,
Wie David, schön
Möcht' ich Dir bringen,
Möcht' ich Dir singen. —

Mit Herz und Händen
Dein Werk — Dein Lohn!
In Deinen vier Wänden
Dein Reich, Dein Thron!
Dein Herz wie Blüte!
Dein Hauch die Güte!

So weit mit der weichen
Segnenden Hand
Du Mutter kannst reichen,
Hält Leid nicht stand;
Bis in die Ferne
Wirkst Du wie Sterne.

Manchmal im Schauen,
Wenn ich Dir nah',
Mit stillem Grauen
Dacht' ich mir da:
Wie soll's einmal werden,
Gehst Du von der Erden?

Ich dacht' im stillen:
Die guten Leut'
Voll himmlischem Willen
Aussterben sie heut'!
Die segnen und helfen,
Wie Feen und Elfen.

Die Elfen und Fee'n
Sind längst vertrieben;
So werden vergeh'n
Die Weiblein, die lieben,
Die kleinen, hilfreichen,
Die Dir, Mutter, gleichen.

Doch heut', wo ein Morgen
Zuerſt Dir gelacht,
Heut' wird allen Sorgen
Ein Ende gemacht
Bis auf's letzte Ideechen
Von einem — Feechen.

Denn ſieh'! im Bettchen
So winzig klein:
Das neue Suſettchen,
Dein Enkelein,
Dein Patchen, da guckt es,
Da ſchreit es, da ſchluckt es.

Ganz ſo ein wußlig
Frauchen wie Du
Und ſo ein kußlich
Elſchen dazu,
Mein lieb klein Viehchen,
Mein Franzlmariechen.

Das wird ein Täubchen,
Mein Suschen neu,
An dem kein Stäubchen
Von Erdenſpreu,
Ein ſingend Rotkelchen,
Ein gutes Seelchen.

O ſäh'ſt Du's blühen,
Wie Milch und Blut,
Die Augen ſprühen
Wie Sonnenglut!
Und ganz ſo kleine
Hände wie Deine:

Du würdeſt ſagen
Mein eigen Wort:
In ſpät'ſten Tagen
Leb' ich noch fort
Im Gottesgeſchenklein,
In meinem Enklein!

615. An Carl Riedel.

München, den 19. Oktober 1869.

Mein lieber Freund!

Ich habe einen Brief des Herrn E. W. Fritzſch erhalten, der denſelben Datum wie Dein letzter trägt. Darauf iſt nun geſtern, an einem guten Leipziger Tag, meine ausführliche Antwort abgegangen. Ich glaube faſt, aus dieſer Sache wird etwas werden. Nur iſt es möglich, daß es noch an meinen Bedingungen ſcheitert. Ich habe mit einem Worte meinen hieſigen Gehalt, 1200 Gulden von ihm gefordert, und es iſt wohl zu fürchten, daß ihm das zuviel ſein wird. Doch iſt ja damit nicht das letzte Wort geſprochen. Die Gründung eines neuen Blattes würde für mich ſo ſehr viel mehr Anziehendes haben, als in die Geleiſe der Brendelſchen Zeitung zu treten. Man könnte da für Form und Inhalt gleich das

Gepräge der eignen Individualität mehr geltend machen. — Ach, es brennt mir jetzt der Kopf von diesem Zustand zwischen Leben und Sterben, aus dem ich bald herauskommen muß. — Ich gehe jetzt täglich wieder in die Anstalt und muß mich immer mit einem Ruck dazu aufrappeln, den Ton für meine Stunden zu finden, mir den Inhalt zurechtzulegen. Ich kann mir nicht helfen, dies Treiben ist mir eine Mumie geworden, die mir nicht wieder auflebt. Ach, wie ich Gott danken will, wenn ich mich da herausziehen kann, und die Leute mit ihrer Schule für sich lassen. Daß ich nicht vergesse, Dir zu es erzählen, ich habe seit unserm Abschied eine Reihe von Männerchören komponiert. Ich will sie demnächst ins reine schreiben und Dir zusenden. 1. Requiem von Friedrich Hebbel, in D moll, zu fünf Stimmen. 2. Motette über den Choral: „Ach wie flüchtig" in C moll, fünfstimmig. 3. Fragmente aus Schillers Glocke „Von dem Dome schwer und bang" zu fünf Stimmen. 4. „Mitten wir im Leben sind", vierstimmiges Strophenlied in A moll. 5. Grabgesang nach Thomas Moore. Lied zu vier Stimmen in D dur. 6. Schuberts „Tod und das Mädchen" aus dem D moll-Quartett als Begräbnislied in F moll für vier Stimmen in zwei Strophen Text.[1] — Erstaune nicht über diese Grabespoesie. Ich war im Juli, während unsrer Prüfungen, mit Bülow bei dem Begräbnis eines namhaften Bekannten, Dr. Julius Braun, dem Ägyptologen, gegenwärtig, und die Unzulänglichkeit, welche ich bei dem „Auferstehen" von Klopstock und Graun[2] empfand, gab mir den Anstoß, ob man nicht ein unsrer Gesinnung entsprechendes Grablied erfinden könnte, welches nach und nach das frühere verdrängt oder doch ersetzt. Gleich zu Hause angekommen, saß ich über dem Schubertschen Liede und vertiefte mich in dessen ausgeprägte Stimmung. Doch erst in Bayerbrunn vollendete ich meinen Text dazu. Was auch mit meinen eignen Weisen der Fall sein möge, ich glaube dies Schubertsche Lied mit meinem Text wird sich Bahn brechen.

[1] Diese sechs Werke finden sich in der „Gesamtausgabe" (Chöre. Das Requiem ist hier zum erstenmal gedruckt, die fünf übrigen erschienen als Op. 9 Carl Riedel gewidmet.

[2] Karl Heinrich Gr., Komponist 1701—59.

Carlchen hat noch immer seinen Husten, Mariachen ist wohl, aber meine Frau ist heute nicht ganz wohl. — Wünsche dem trefflichen Stade Glück zu seiner Hochzeit. Freund, welch' ein Fragment ist es, was jeder Brief nur von allem Gedachten enthalten kann.

Sei gegrüßt und umarmt

von Deinem Cornelius.

616. An E. F. Kahnt.

München, den 6. November 1869.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Ich habe Sie ungebührlich lange auf Antwort warten lassen, und finde meine Entschuldigung nur in der großen Schwierigkeit meiner ganzen Lage Ihrer so ehrenvollen Anfrage gegenüber. Ich will Ihnen das mit einigen Hauptzügen deutlich machen.

1. Bin ich so ganz Ihr Mann, wie Sie und meine Freunde glauben? Gegen meine Selbstanzweiflungen, gegen das Bedenken, kein geschulter Philosoph und Schriftsteller zu sein, wie mein berühmter Vorgänger, stelle ich allerdings meinen Vorzug, der gewandtere Musiker zu sein und nach dieser Seite die Bürgschaft einer nicht oberflächlichen musikalischen Bildung als Grundlage meines Urteils und Verhaltens mitzubringen. Gesinnung und Begeisterung sind bei mir größer und entscheidender als die Befähigung.

2. Findet meine Übernahme der Redaktion nicht eine hinderliche und ungemütliche Auffassung und damit verbunden soziales Entgegentreten von Männern wie Dr. Zopff oder Stade, von denen ich, wie Sie wissen, insbesondere den letzteren sehr hoch achte. — ? —

3. In welcher Weise vermöchten Sie die hier so heikliche Geldfrage zu lösen? Ich verdiene hier zwölfhundert Gulden und habe dabei zwei Monate Ferien. Ich kann auf eine Minderung meiner Einnahme hin unmöglich einen Stellenwechsel eingehen. Denn wie sich Seine Majestät, unser König, in dieser Sache verhalten wird,

ist mir durchaus zweifelhaft. Mein früherer Gnadengehalt ist in den etwas höheren Lehrergehalt umgewandelt worden; ich stehe in keiner Beziehung mehr zur Kabinettskasse. Mit meinen Funktionen als Lehrer wird allem Vermuten nach auch jeder hiesige Geldbezug aufhören. Ob der König etwas Entsprechendes tun wird, hängt von der Tat, von dem bereits eingetretnen Antrag auf meine Entlassung ab, und ich kann nicht umgekehrt wiederum mein Gehen und Bleiben von jenem Verhalten abhängig machen.

4. Wird es schwer sein, meine hiesige Entlassung zu bewerkstelligen, da sie in den Lauf unsres Schuljahres fiele und so eine plötzliche und eingreifende Veränderung der Lehrkräfte mit Schwierigkeiten zusammenhängen wird. Sobald ich den ersten offiziellen Schritt tue, um meine hiesigen Verhältnisse zu lösen, gibt es für mich kein „Zurück“ mehr, dann heißt es: „Die Würfel sind geworfen!“

5. Meine Übersiedlung mit Familie, mit Sack und Pack, mit einem Kinde von 15 Monaten und einem kleinen Mädchen von 5 Wochen wird mitten in der strengen Jahreszeit eine äußerst schwierige und mühsame sein. Meine arme Frau kann unmöglich allein hier zurückbleiben, sie ängstigt sich schon, wenn ich einmal einen Abend spät nach Hause komme. Sollte ich mich eine Zeitlang von meiner Familie trennen müssen, so wäre sie nur in der Heimat, in Mainz, sicher aufgehoben, und selbst dahin hat der Überzug wieder dieselben Schwierigkeiten.

6. Habe ich mich zwei Jahre in die Schulmeisterei eingelebt, und geht der Karren nach und nach in einem erträglichen Geleise, und es bleibt mir Zeit und Stimmung zu eignem Schaffen, welche ich bisher entbehrte. Diese Vorteile opfere ich mit einer neuen Stellung, die mich wieder ganz in Anspruch nehmen wird, ehe ich mich ein wenig zurechtfinde. Das schiebt meine künstlerische Entwicklung wieder aufs Ungewisse hinaus.

7. Tausend Vorteile jedoch, die mir Leipzig bietet, das Leben in einem künstlerischen Brennpunkt und so vieles andre, unter welchem ich die persönliche Beziehung und Anregung durch Freund Riedel am höchsten stelle, der höhere Ruhm, den ich mir davon versprechen darf, als ein berechtigter Nachfolger von Schumann

und Brendel mich zu bewähren, alles das überwiegt die vielen Bedenklichkeiten, welche sich meinem Erwägen aufdrängen.

8. Könnten Sie die Sache nicht folgendermaßen einrichten? Formulieren Sie Ihren Antrag in bestimmter Weise, und nehmen Sie Bezug auf die Wünsche des — Komitees — des deutschen Musikvereins, bieten Sie mir pekuniär ihr Möglichstes und einen Kontrakt auf drei Jahre, so daß ich einen solchen Brief meinen Eingaben an den König als eine brillante Motivierung meiner Bitte um Entlassung — zu einem Zweck, der zugleich dem König innerlichst sympathisch sein würde — beifügen kann. Man kann ja nicht wissen, der König wird viel eher etwas tun für einen so glänzend Berufenen, als für den lautlos Scheidenden; läßt mir aber der König meinen ganzen Gnadengehalt von früher mit 1000 Gulden, so können Sie denken, verehrter Freund, daß ich dann nicht von Ihnen Geld werde schinden wollen, sondern nur das Natürliche, Entsprechende von Ihnen verlange.

So steht es hier mit mir; Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Nun wissen Sie meine Möglichkeit, nun möge ein günstiges Zusammentreffen von Umständen dafür wirken, daß wir zusammenkommen. Sollte das aber auch versagt bleiben, so verpflichtet mich heute schon das ehrenvolle und wohltuende Vertrauen, womit Sie mir entgegenkamen, zu wärmstem Danke, den ich Ihnen von Herzen ausspreche.

Ihr ergebener

Cornelius.

617. An Carl Riedel.

München, Sonntag, den 7. November 1869.

Lieber Freund!

Aus Deinem gestrigen Brief ersehe ich zu meinem großen Leidwesen, daß ich Dich durch eine unwillentliche Versäumnis in große Verlegenheit gebracht habe. Ich erschrecke, zu sehen, daß Kahnts Brief allerdings schon ein älteres Datum trägt als ich — so im gewöhnlichen Überschlag — geglaubt hätte. Als aber Kahnts Brief ankam, war ich selbst so unentschieden, und konnte auch darüber

weder von Dir Rat begehren, noch Dir etwas Bedeutsames darüber sagen. Allerdings, einfach Dir die Notiz geben, daß ein Antrag von Kahnt erfolgt sei, das hätte ich tun müssen, und ich bitte Dich, mir zu vergeben, daß ich es unterlassen habe. Aber nun höre auch meine Entschuldigungen. Als Kahnts Brief eintraf, wartete ich auf die Entscheidung von Herrn Fritzsch. Dieselbe kam erst am 1. November, ich hatte etwa vierzehn Tage darauf warten müssen, und die Sache hatte mir so gefallen, daß ich unmöglich Kahnt eher ein eingehendes Wort sagen konnte, ehe ich von dort Bescheid hatte. Darüber hatte sich aber noch eine dritte Frage zu den beiden übrigen gesellt. Betz hatte aus Berlin geschrieben, zuerst an den uns beiden befreundeten Herrn Schäfer, sodann an mich direkt. Es handelte sich um die Möglichkeit, daß ich als Opernberichterstatter an der „Post“ angestellt würde, einem von dem neuerdings so vielfach genannten Herrn von Straußberg gehaltenen Blatte. Dort hatte ich für wöchentlich bloß einen Opernbericht einen Monatsgehalt von 75 Talern zu erwarten, nach Ablauf dieses Jahres aber sollte ich auch die Konzertberichte bekommen, welche jetzt Herr Kapellmeister Dorn besorgt, und zwar mit einer Jahreseinnahme von 600 Talern. Das war nun allerdings sehr lockend, da es mir zu eignen Arbeiten die meiste freie Zeit versprach und überdies eine einflußreichere Stellung als an einem vielgelesenen politischen Blatte, bot. Ich schrieb an Wagner, und er riet mir zu Berlin, da eine Redaktion zu führen, wie er meinte, zuviel für mich sei. Doch war dies noch durchaus kein direkter Antrag. Betz wollte vor der Hand nur, ich sollte einen Rheingoldartikel schreiben, und dieser sollte mir den Weg bahnen. Doch der Rheingoldartikel — um viele Worte zu sparen — lag mir nicht im Blute. Ich schrieb aber an Betz eingehend, wenn auch, was die verlangte Probe betraf — ablehnend. Seitdem blieb ich ohne ein weiteres Wort von ihm. Dem Manne war es eben darum zu tun, die Münchener Führung einmal so recht durchgehechelt zu sehen. Er versprach mir Anonymität! Das ist aber meine Sache nicht. Mein Gott! Diese Leute wollen sich, alle, alle! „Ihnen ausgenommen, Herr Geheimrat, all' eben wie gesagt“, pflegte der westfälische Schneider Thöne in Berlin zu meinem Oheim Brüggemann zu sagen, wenn er sich beklagte, daß

ſeine vornehmen Kunden ihn ſo ſchlecht zahlten. Dich alſo ausgenommen, teurer Freund, liebes Menſchenkind, kein Wort darüber wie brav und gut Du biſt und nur nochmals meine Entſchuldigung, daß ich Dich durch meine Säumigkeit in Verlegenheit brachte. Nun aber der Brief von Kahnt ſelbſt! Ja, er hatte ſich freilich recht zuſammengenommen, und auch von der heiligen Kunſt geſprochen — aber es hatte inſofern ſo gar nicht Hand noch Fuß, da er mir ſo gar nichts Poſitives ſagte, ſondern meine Forderungen erwartete! Nun habe ich ihm geſtern ausführlich geſchrieben. Ich halte es für unnütz, Dir den Inhalt mitzuteilen, denn Kahnt wird Dir gewiß den Brief zeigen und ihn mit Dir beraten. Ich fürchte, Du wirſt auch hier wieder mit mir zu ſchelten haben, es wird Dir alles vielleicht zu wenig klug, zuwenig weltmänniſch vorkommen. Doch ich habe alles geſagt, wie ich es am beſten hielt, und man muß nicht alles vom Menſchen-Denken erwarten, ſondern auch einiges vom Gottes-Lenken. Nachträglich noch eine Entſchuldigung, die ich vergeſſen. Ich hatte vor kurzem an Dich geſchrieben, und erwartete nun immer ein Wort von Dir, ohne als ob ich gerade „Brief gegen Brief“ ſtreng rechnete — aber das trug dazu bei, mich die bloße „politiſche“ Handlung, Dir Kunde zu geben, vergeſſen zu machen.

Nun, ein Verſöhnungsglas! wenn wir zuſammen kommen!

Dein Cornelius.

618. An Carl Riedel.

München, den 21. November 1869.

Teurer Freund!

Ich habe Dir diesmal nichts Neues zu melden, doch macht es mich etwas unruhig, daß ich ſeit den vierzehn Tagen gänzlich ohne Nachricht geblieben bin. Ich fürchte, Kahnt verſchleppt die Sache, wenn nicht in dieſem Augenblick ſchon ein Brief von ihm da iſt! Zögert er noch länger, wie ſoll ich nachher in vielleicht eintretender Winterſtrenge meinen Umzug vollbringen? Wie ſoll ich meine hieſigen Verhältniſſe regeln, meinen Austritt einleiten, um meine Ent-

laſſung einkommen (mein hieſiges Einkommen entlaſſen)! Wie ſoll ich dann nur in Leipzig mich einen Augenblick orientieren — etwa in welcher Straße ich wohne, welche Straße die meine kreuzt — wo Du wohnſt, wo Stade wohnt — wo Zopff nicht wohnt — und ſolche Dinge mehr, und dann einmal mit Dir kneipen und dann meinen Neujahrsartikel ſchreiben???

Der Himmel gebe nur, daß ich mich aufs Sterben nicht ſo lange beſinnen muß als auf dieſen Leipziger Überzug. Ein Woche oder vierzehn Tage möchte ich wohl haben, um mich noch einmal recht zu ſammeln. Aber wenn ich erſt an Wagner ſchreiben ſollte, ob ich lieber zu Gott in den Himmel oder zum Teufel gehen ſollte, oder mit Beibehaltung meines irdiſchen Bewußtſeins ins Fegefeuer — wenn ich erſt mit dem hl. Petrus (das biſt Du) Briefe wechſeln ſollte, und vielleicht über eine Zeitſchrift: Himmels-Klippen — oder Manna-Flocken, oder Wochenſchrift für bedenkliche Heilige, oder einem Militärblatt für die Erzengel, oder zu Reklamen für den Liebigſchen Nektar, oder zu einem „Arbeitgeber für Poſaunenengel" mit dem lieben Gott unterhandeln müßte, und wenn mir der Teufel ein paar lumpige Ewigkeitstaler mehr gäbe aus Haushaltungsrückſichten lieber zu dem gehen ſollte, das möcht ich doch wahrhaftig nicht.

Aber es hat nie einen geduldigeren Schreibaktör (denn Redaktöre gehören nur aufs Theater) gegeben, als mich, und ich finde mich in alles, ſogar in hieſige Lehrerverſammlungen unſres Inſtituts, und in Frohnarbeiten für Freund F. W. — Ich bin meinen Neu—matt—ismus faſt wieder glücklich los und komponiere im ſtillen viel an meiner Gunlöd, deren erſten Akt ich bis Weihnachten fertig zu haben gedenke, d. h. in Skizze! — Ich hab' es neulich an einem ganz vergnügten Abend den beiden Porges endlich geleſen. Die laſſen Dich natürlich immer grüßen mit Weib und Kindern. Porges findet (natürlich einige Klafter tief unter uns geſagt) den Frithjof[1] doch etwas ſehr riskiert. $^5/_4$ $^4/_4$ $^3/_4$ $^2/_4$ $^5/_4$ Mäßigung, Kinder, Mäßigung!

[1] Sinfoniſche Dichtung von F. Draeſeke.

Bei zweien, die sich lieben
Ist bald ein Brief geschrieben,
Davon ist, seit an Eva sich
Adam den Speck gerieben
(Der Ausdruck ist dem Rabelais
Und Fischart nachgeschrieben),
In heilger und profaner Schrift
Manch Beispiel uns geblieben:
Doch wenn ein Eh'mann Briefe schreibt
An seine böse Sieben,
Der Künstler an den Kaufesmann,
Der ganz infam durchtrieben,
Dann, scheint es, ist man schreibemüd'
Gleich einem Hund nach Hieben;
Und fühlt man von der Schafgeduld
Den letzten Rest verstieben,
So denkt man: Sei gestohlen mir
Von allen tausend Dieben!
Dir aber schreib' ich ewig gern
Und will's nie mehr verschieben!

Dein Cornelius.

619. An Carl Riedel.

München, den 9. Dezember 1869,
Briennerstraße 33a.

Mein Freund! Du verstummst mir nicht aus Verstimmung, ich weiß es. Du bist jetzt so recht mitten drin in der Saison, obendrein vielleicht einmal unwohl — ich weiß alles. — Ich bekam endlich nach vier Wochen einen Brief Rahnts vor wenigen Tagen. Er bietet mir 600 Taler, aber mit allen, einzig auf mir lastenden Verpflichtungen, so daß ich sie also mit geistiger Robotarbeit und wie sich von selbst versteht mit Einbuße alles höheren Schwungs abverdienen müßte. Wenn ich aber — auch nach dieser Seite — vom Pegasus heruntersteigen muß, so sinke ich weit unter mich selbst herab, kann durchaus nicht für mich einstehen. Den Teufel!

ich kann nicht aus den Pfoten ſaugen, ich muß erleben, mit Euch erleben, der rege Verkehr mit gleichgeſtimmten Geiſtern iſt wie ein Atem, welcher den Funken in mir zur Flamme entfacht. Es geht nun mit dieſem Brief zugleich ein Schreiben an Kahnt ab, in welchem ich ihm ſage, daß die Sache auf einen andern Fuß kommen muß, daß ich nicht darauf angewieſen ſein darf, unaufhörlich äſthetiſches Süßholz zu raſpeln, daß ich tüchtige und wohlgezahlte Mitarbeiter haben muß. Die 600 Taler müſſen mir einmal unangefochten bedingungslos als Apanage ausgeſetzt ſein — ach! aber ich ſehe ſchon, indem ich dies ſchreibe — Dir gegenüber ſchmilzt mir der Mut wieder, meine Intimi, an der Spitze meine Frau, ſind dazu verdammt, meine Verzweiflungsanfälle zu ertragen — ich ſehe ſchon, daß es ſich nicht machen wird, daß Kahnt als enger Kaufmann um den Pfennig markten wird, und daß weder mir noch Euch das Rechte erblühen kann. Doch wie dem nun auch ſei — ich bin jetzt ſo weit, ohne Bedenken den erſten Schritt zu tun, meine hieſige Stellung zu löſen. Das ſchrieb ich auch Kahnt, ſagte ihm aber dabei, daß er mich dann durchaus noch nicht habe. Ich kann und kann dort nicht wie ein Wieſel zuſammengekauert mich in mein Loch verkriechen und — ſchreiben. Ich muß Menſch mit Menſchen ſein, und wenn es zum Äußerſten kommt, wenn ich meine Familie eine Zeitlang entbehren muß, ſo werde ich irgendwo, ſei es in Amerika, London oder Paris — noch einmal Dreck freſſen und mir eine Stellung machen. Ich ſage Dir, in dieſem ewigen Konflikt zwiſchen Gehen und Bleiben verkomme ich. Fort will ich nun, wäre es auch nicht nach Leipzig.

Der Menſch denkt, Gott lenkt. Ehe wir einmal den Fuß aus dem Waldesdickicht heraus haben und unten freie lichte Ausſicht vor uns ſehen, dünkt uns der Weg endlos, wir halten uns für verirrt und verzaubert. So weiß ich auch heute in meinem Innerſten, daß mir ein goldnes, lachendes Los vom Himmel fallen wird, daß ich nur lächeln werde, wie ich ſo unruhig ſein konnte. Andre müſſen früh ſterben und haben ſich ſchon ſchwer durchgerungen. Ich ſoll lange und fröhlich leben, alſo muß mir's doch auch gut geh'n! — Ich habe an Kahnt geſchrieben, ich will Dich auf ihn hetzen; geh alſo zu ihm, laß Dir alles leſen, überlegt hin und her,

ob er mir nicht irgendwie einen ſeſteren Halt bieten kann, bis ich dort erſt Wurzel gegriffen habe. Iſt aber dennoch an Deinem ſeitherigen Schweigen irgendein tieferer Grund ſchuld, ſo beſchwöre ich Dich bei unſrer Freundſchaft und beim X. Kapitel aus Kenilworth von Scott mit dem Motto: »Noble sincerity«! um Aufrichtigkeit.

Hier geht alles ſo ſchwül ſeinen Gang fort, jeder Tag länger in dieſen Verhältniſſen iſt vom Übel für mich. Eine im edeln Sinne des Worts erheiternde Erſcheinung war mir in den letzten Tagen Karl Wallenreiter, ein tüchtiger, ehrenhafter Menſch und Künſtler. Er will nach Wien, und ich habe an Carl Speidel — denn ich wußte ſonſt niemand — eine Reklame für ihn eingeſandt, oder vielmehr dieſen gebeten, ſie nach meinen Mitteilungen zu verfaſſen. Der Mann ſingt den Liederkreis von Beethoven vollendet ſchön und iſt mir lieber als Stockhauſen, weil er ein Herz im Leib hat.

Meine Frau läßt Dich und die Deinen grüßen, es geht ihr ſamt den Kindern wohl. Unſer Maria iſt brav. — Heinrich Porges iſt in Wien, ſeine Frau öfter bei uns, es geht ihnen wohl. Fritz Porges' Verlobung weißt Du wohl? Daß ſich eine Millionärin in ihn vernarrt hat? Alſo leb wohl, ſchreibe bald einmal drei Zeilen und behalte lieb

Deinen Cornelius.

620. An ſeine Schwägerin Maria.

Zum Abſchied.

(19. Dezember 1869.)

Hätt' ich nach allen ſchönſten Tagen
Die Sonne ſcheiden nicht geſehn,
Hätt' ich nach luſt'ger Vöglein Schlagen
Den Herbſtwind nicht gelernt verſtehn;

Hätt' ich von ſüßen Bechers Grunde
Die letzte Neige nie geſchlürft,
Und nicht von jeder ſchönſten Stunde
Geahnt, daß ſie nicht dauern dürft';

Hätt' ich, ſo oft ich Märchen lauſchte,
Mich nicht gefürchtet vor dem Schluß,
Und, wenn Muſik im Ohr verrauſchte,
Gebebt nicht, daß ſie enden muß;

Dann möcht' ich Dich, möcht' andre fragen,
Wie kommt's nur, daß ſie ſcheiden will?
Nun braucht mir niemand was zu ſagen,
Ich weiß, wie's iſt, ich ſchweige ſtill.

621. An Joſef Standhartner.

München, den 12. Dezember 1869.

Mein lieber Standhartner!

Überbringer dieſer Zeilen iſt Herr Carl Wallenreiter. Derſelbe gedenkt in Wien Konzerte zu geben, wozu ich ihn ſehr ermunterte, obwohl ich auch anderſeits nicht unterließ, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß gerade jetzt die Weihnachtszeit iſt, und daß es ſowohl fraglich iſt, ob man in dieſer Zeit die maßgebenden Lokale haben, als auch ob man dieſelben mit dem gewünſchten Publikum wird füllen können. Doch wenn er auch unter drei Konzerten nur ein gutes macht! Es iſt die Hauptſache, daß er in Wien von ſich reden macht, daß die Kritik anerkennende Berichte über dieſe Leiſtungen ſchreibt, welche den Weg nach Berlin, den dann Herr Wallenreiter auf der Rückreiſe nach London nehmen will, ebnen helfen.

Dir, Alter, brauche ich den edlen Sänger eigentlich nicht zu empfehlen. Du wirſt ihn gleich heraus haben. Er iſt ein echter Künſtler. Du wirſt Dich freuen, alle dieſe Lieder, die wohl niemand ſo innig kennt und — ſingt, wie Du, in einem ſo objektiv durchgeiſtigten und techniſch vollendeten Vortrag zu hören, wie er ſie gibt. Ich habe ihm verſprochen, Du wirſt ihm vieles von Löwe zeigen und ſingen, den er großenteils noch nicht kennt. Ich würde es für eine Hauptfrucht ſeines Wiener Aufenthaltes begrüßen, wenn dies ihn beſtimmen würde, manches von Löwe in ſein Repertoire aufzunehmen.

— Als wir zusammen durch die Straßen von München fuhren, da war wohl meine Maria noch nicht auf der Welt? Erst später kam Deine liebe Frau mit Mathilde gerad' an dem Tag zu mir, wo eben alles glücklich vom Stapel gelaufen war. Ich habe mich so sehr über Mathilde gefreut! Ich hatte doch so ein wenig Befangenheit, daß sie ein etwas verwöhntes, verhätscheltes und eitel gemachtes Kind sein würde. Wie groß war meine Freude, daß das so gar nicht der Fall war, daß sie so rein kindlich und unbefangen geblieben war. Sie hat uns allen ausnehmend gefallen, und ihre wirklich allerliebste Photographie ist ein wahres erfreuliches Andenken. Gott erhalte und segne das gute Mädchen. Auch über ihr Spiel freute ich mich. Sie soll nur recht in strengster Schule bleiben und nicht zu früh allzu schwere Sachen vornehmen. Du! Da war neulich der Taussig hier! Das ist doch unerhört! Ich möchte lächeln, wenn ihn jemand an Technik auch nur mit einem andern vergleichen möchte. Höre seine Gismoll-Etüde von Chopin und denke, was ich damit meine!! Er ist der einzige von allen, der einem ersetzen kann, Liszt nicht gehört zu haben. Bei der Gismoll-Etüde machst Du die Augen zu, da hörst Du den Liszt.

Wie es scheint, soll es Wahrheit werden, daß ich als neuer Brendel nach Leipzig komme. Noch heute setz' ich eine Bittschrift an den König auf, mich gnädig aus meiner hiesigen Stellung zu entlassen. — Benachrichtiget mich beizeit und genau von dem Stande der Meistersinger in Wien, weil es sich im Falle meiner günstigen und sofortigen Entlassung leicht machen könnte, daß ich gerade in der Zwischenzeit der beiden Stellungen dies denkwürdige Ereignis miterleben dürfte.

Teurer Freund, mit den — umfassendsten — Grüßen an alle die Deinigen, mit einstweiligem Glück zu den Feiertagen und zu Neujahr

Dein ewig getreuer

Peter.

622. An seine Schwester Elise.

München, am 2. Januar 1870.

Meine liebe Elise! Seit der Franz hier war, habe ich Dir immer schreiben wollen, aber gerade seitdem war meine hiesige Stellung so fraglich geworden, und es war ein ewiges Gerede damit, daß ich innerlich gar nicht zur Ruhe kam. Erst gestern, mit dem Neujahrstag, hat sich die Sache wieder entschieden. Ich hatte endlich, ungeduldig über diese fortwährende Spannung ohne Ziel und Ende, meine Entlassung beim König eingereicht. Ich wollte zu Weihnachten aus der Schule austreten und mit Neujahr, oder doch mit Ostern die Stellung als Redakteur der Leipziger Musikzeitung antreten, und hielt bei dem König um eine weitere Bewilligung eines Teils meines früheren Gehaltes (1000 Gulden) an, auf eine solche Dauer von Jahren, bis meine Verhältnisse in Leipzig sich gedeihlich entwickelt haben könnten. Der König schickte meine Bittschrift an die Schule und frug an, ob dieselbe mich zu Weihnachten entlassen könne. Infolge der Beratungen darüber und meiner persönlichen Erklärungen an den Intendanten, Herrn von Perfall, dem ich auseinandersetzte, wie er kein Mißtrauen gegen ihn darin zu suchen habe, daß ich mit dieser Sache direkt an den König gegangen sei, ohne ihn davon zu benachrichtigen, dem ich auch die Gründe meines Fortbegehrens von München im Zusammenhang mit meiner Stellung zu Wagner darlegte — war Herr von Perfall nun gestern, am Neujahrstage, nachmittags bei mir, und es war eine Art Komiteesitzung zwischen ihm, Bertha und mir. Er sagte mir: „Machen Sie mir Ihre Vorschläge, sagen Sie, was Sie haben wollen, ich tue alles, um Sie zu halten, Sie dürfen nicht gehen.“ Nach allem Hin- und Herbesprechen war denn das Ergebnis, daß er an den König schreiben würde und sagen, daß er aus dem aufrichtigsten Wunsch, mich der Anstalt zu erhalten, mich dazu überredet habe, zu bleiben und meine Stellung schon jetzt, noch vor deren Ausdehnung auf eine lebenslängliche, was erst mit der völligen Regelung dieser Geschäfte zwischen König und Land geschehen kann, durch eine betreffende Gehaltserhöhung verbessern wolle. Zugleich soll ich am Theater ein Fixum für vorfallende

Bearbeitungen und Überſetzungen von älteren Opern uſw. bekommen. So daß nun vermutlich mein Gehalt von 1200 auf 1800 Gulden ſteigen wird, ohne daß meine Beſchäftigung und Verpflichtung dadurch bedeutend vermehrt würde.[1]

Damit wäre alſo zu gutem Anfang des Jahres erſtens die leidige finanzielle Frage erquicklich beantwortet, und es fallen zugleich die ſteten unruhigen Gedanken von Überſiedlung, vom ſchwierigen Einleben in neue Verhältniſſe und Tätigkeit weg, welche uns bisher ſo manche Stunden trübten. Mit dem Moment, wo ich hier für mich und meine Familie ſichergeſtellt bin, wo ich zugleich in der eifrigen Bemühung meines oberſten Vorgeſetzten, mich hier zu halten, ein Vertrauensvotum für meine hieſige Wirkſamkeit erblicken darf, hört auch mein Streben in die Ferne ein für allemal auf. Dann will ich mich auch ganz auf München ſtellen und erſt anfangen, mich mit größerer Liebe in die hieſigen Verhältniſſe einzuleben, worin ich bis jetzt durch das unwillkürliche Anlehnen an Wagner, welchem bei ſeinem großen Geiſt und bei ſeiner übermäßigen Leidenſchaftlichkeit in keinen Verhältniſſen genug geſchieht — immer gehindert und innerlich gehemmt war.

Du biſt in Deinen lieben Briefen ſo ganz bei uns, Du nimmſt ſo vollen Anteil an unſerm Glück, Du weißt alles ſo gut, daß ich Dir eigentlich von unſerm Leben zwiſchen den vier Pfählen gar nichts zu ſchreiben brauche. — — — Dieſe drei Gedankenſtriche enthalten drei inhaltsvolle Worte, welche man beſſer nicht ſagt, um nicht die neidiſchen Dämonen wachzurufen. Aber wer dieſe drei Striche auch nur einmal mit vollem Recht machen darf, der wird es nie wieder vergeſſen, was auch kommen möge, daß es doch einmal ſo war. Es iſt ein tiefer, humorvoller Gedanke, wenn Chamiſſo als Refrain eines Liedes, in welchem er das reinſte Glück ausſpricht, immer ſagt: Laure, mein Schickſal, laure!

Es freut mich, daß Euch Carl mein Bildnis geſchickt hat. Es iſt im ganzen doch recht gut, und es wird kein beſſres gemacht

[1] Das erwähnte Fixum war nur von kurzer Dauer. Als C. eines Tages eine Rate erheben wollte, wurde ihm die Auszahlung verweigert, und zwar ohne jede Motivierung. Und dabei blieb es! Wie tief ihn dieſe Behandlung verletzte, wird man nachfühlen.

werden. Es vereinigt zugleich das Andenken von drei Freunden. Der polniſche Graf Tarnowsky beſtellte es zuerſt bei Knoll, auch in der Abſicht, es ſpäter in Marmor ausführen zu laſſen. Knoll führte es aus, und ich glaube, er rechnet es unter ſeine guten Arbeiten, und der heimliche Millioneſer Carl beſtellte es nun in Marmor und Gips, um alle Welt damit zu beſchenken, das heißt einſtweilen die Welt der Geliebten, welche nur aus wenig ſtillen Hütten beſteht. Heil der Eurigen und tauſend Grüße von Bertha und mir an Franz und die Kinder!

Dein Peter.

623. An Carl Heſtermann.

München, den 2. Januar 1870,
Briennerſtraße 33.

Lieber Heſtermann! Wahrlich, es könnte faſt kommen, daß ich die alte Briefſchuld an Sie noch weiter in dies neue Jahr hineinſchleppte; denn noch eben, als ich unſre gute Eliſe endlich mit einem notwendigerweiſe längeren Schreiben mir von der Seele geladen hatte und nun mit friſchen Kräften daran gehen wollte, den Alpdruck Heſtermann vom Herzen zu ſchütteln, kam wieder mir nicht dir nichts mein lieber Freund Heinrich Porges und unterhielt mich von ſeinen philoſophiſchen Studien. Wiſſen Sie, der mißbraucht mich nämlich öfters als Gegenſtand, an welchem er ſeine Gedanken reif ſpricht, ja, es iſt wie wenn eine Dame jemand den Zwirnknäuel halten läßt, um ſich den Stoff zum Stricken erſt bequem aufzuwinden. Er iſt ein ganz intereſſanter Menſch, der ſelbſtändig denkt, und nun gerne ſich eine klare Grundlage der Muſikäſthetik zuſammendenken möchte, und dabei vieles vorbringt, was ich zu verſtehen und zu faſſen vermag, während mich aber eine gewiſſe Denkfaultheit doch hindert, immer ſo Schlag für Schlag jedem Satz nachzufolgen. Da muß ich denn ſo manchmal mit den Augen zwinkern und tun, als ob ich's verſtanden hätte, und der ſchwelgt dann oft ſchon längſt in der ſüßen Einheit von Gefühltem und Verſtandenem im Vernünftigen, während ich oft noch an einem unverſtandnen Brocken hinunter zu würgen habe.

Ach, ich fühle ewig den leidenschaftlichen Händedruck meines großen Oheims, als wir 1865 langsam, pianissimo die Treppe seines Hauses hinuntergingen, und er mich frug, ob ich z. B. auch einmal etwas von dem Vau-Vischer[1] gelesen hätte? Ja, sagte ich, ich fing seine Ästhetik wiederholt an und gab mir viele Mühe, aber — ich komm' nicht durch, ich versteh's nicht. „So ging mir's auch", sagte der Alte mit Heftigkeit.

Gestern, am Neujahrstage, war Baron Persall bei uns, — und wir hatten mit Bertha (schwarzseidnes Kleid mit dem Diamantkreuz des Cid-Ordens) eine befriedigende Konferenz. — — —

Macht sich alles gut, dann möcht' ich aber auch ein für allemal meinen innersten Sinn auf München stellen und hier fesseln; denn ich habe in diesen vier Monaten mich an allen unruhigen Gedanken des Wanderns und ewigen wieder Neuaufbauens meiner Verhältnisse satt gekostet. Wir wollen dann schon halters im guten Bierland bleiben, wo man doch auch so nah bei Italien ist. — Ich freue mich, daß Sie jetzt mein Gipsporträt dort im Zimmer hängen haben. Ich freue mich auch, daß der edle Geber dieses Geschenks noch zu so guter Lebenszeit zu Vermögen gekommen ist, es wird ihm zwar vieles durch die Hand rinnen, aber doch alles zu gutem Ziel und Ende. Es freut mich, einen reichen Bruder zu haben. Denken Sie, er hat 25 Briefe von Cornelius zu 100 Gulden angekauft. Er will einmal ein Andenken an ihn zusammenstellen. — Teurer Vater und Freund, er hat es Ihnen auch nachgemacht und mir ein Fäßchen Wein zu Weihnachten geschenkt, da liegen jetzt Rhein und Mosel in meinem Keller beisammen.

Teurer Freund Hestermann, ich wünsche Ihnen auch recht glückliches Neujahr, erhalten Sie mir Ihre Kundschaft und — bis Sie wieder einmal etwas nötig haben, teurer Pathe,

Ihr Peter.

[1] Friedrich Theodor V., der große Ästhetiker (1807—87).

624. An Felix Dräſeke.

München, am 3. Januar 1870,
Briennerſtraße 33.

Lieber Felix!

Herzlichen Glückwunſch zum Beethovenjahr! Mögen alle guten Sterne über der Vollendung Deiner Sinfonie[1] in klaſſiſcher Form ſchweben! Das halte ich für einen notwendigen und richtigen Durchgangspunkt für Dich, mit welchem Du in Deine — zweite Periode treten kannſt.

Seit Deinem Weggehen habe ich eine Reihe von motettenhaften Männerchören komponiert, auch manches an der Gunlöd weiter gearbeitet, ſo daß mir doch ſchon nach und nach der erſte Akt in allen ſeinen Hauptmomenten klingend vor der Seele ſchwebt, auch ſchon manches auf dem Papiere ſteht. Wenn jetzt, wie ich hoffe, ſich endlich die Gärung in meinen Verhältniſſen, die ſeit Auguſt andauerte, damit ſchließt, daß ein Hierbleiben mit gebeſſerten Finanzen, etwa eine Gehaltsvermehrung von 1200 auf 1800 Gulden daraus wird, ſo denke ich auch wieder nachhaltiger ans Komponieren zu kommen. Werden wir Deinen Frithjof in Weimar erleben?[2] So ganz wohl zu Mut iſt mir dabei doch nicht, ich glaube doch, daß in der Sache manches harmoniſch und rhythmiſch zu gewaltſam iſt, zu ſehr auf der Spitze ſteht, eine zu unabläſſige Spannung unterhält (oder ſoll ich noch andre Wendungen für meine Grobheiten ſuchen?). Mir wär' es lieber, es käme dort etwas, das Du auch zu dieſer Gelegenheit ſchriebſt, und was ſchon mehr das Gepräge Deiner zweiten Periode trägt. Verzeihe meine Zweifel, räche Dich an mir, wirf meinen Brief zum Fenſter hinaus, zeichne eine Karikatur von mir — aber ſchick' mir ſie dann, ich habe eine große Liebhaberei an ſolchen Dingen. Der kleine Altſchul aus Prag, von dem ich merkwürdigerweiſe ewig nicht glauben kann, daß er geſtorben iſt, immer denke, er taucht noch einmal wieder auf — hat in Wien ſo ein paar Federkarikaturen von mir gemacht, die hübſch, allerliebſt waren.

Wir dachten Deiner ſo lebhaft am Weihnachtsabend, wo Du

[1] In G dur. Vollendet 1872.

[2] Er wurde weder in W. noch anderswo aufgeführt.

voriges Jahr so uneingeladen, so a tempo, so göttlich verdrießlich und in Deinen religiösen Gefühlen verletzt zu uns kamst! Diesmal blieben wir allein, und so eigentlich einen rechten Freund haben wir nicht mehr, seit Du fort bist. Was waren das noch für Zeiten, Bülow noch hier, alles noch im schattenhaften Herannahen, was jetzt Wirklichkeit geworden. Von ihm hörst Du natürlich auch nichts. Bist Du etwa mit Tausig bei dessen Schweizerzug zusammengekommen? Oder mit Wagner, wohl auch schwerlich. Nun, geh' es wie es gehe, zu Himmelfahrt sehen wir uns ja in Weimar. Wenn denn auch die Götter kein Zusammenleben gönnen, doch alle paar Jahre einmal ein längeres Wiedersehen, das wird uns doch vergönnt sein. Je mehr wir in die Tantiemen hineinwachsen! — Lebt das Gefühl noch in Dir fort, welches Dir die petite histoire eingegeben? oder nicht, oder wird bald eine grande histoire, eine Verlobung draus?

Von Stern, von Riedel habe ich Briefe. Porges und Familie ist wohl, grüßen Dich von Herzen. Bei Bärmanns ist der Schwiegervater im Sterben (am Kochelsee), das macht ihnen sehr trübe Tage. Schreib ein Wort und sei herzlich umarmt von

Deinem Peter.

625. An Reinhold Köhler.

München, den 3. Januar 1870,
Briennerstraße 33, parterre.

Lieber Köhler! Herzlichen Dank für Deinen Gruß zum Geburtstag. Das Töchterchen gedeiht ganz prächtig, es hat noch keinen kranken Moment erlebt seit seiner Geburt; es hat glänzende Augen und ein Stumpfnäschen, und feste Glieder, wie aus Marmor gemeißelt. Der Carl ist auch ganz gut im Wachsen und Gedeihen, doch ist er das Angstkind, hat doch immer etwas zu kränkeln. So hat er sich jetzt monatelang, seit August mit dem Keuchhusten herumgeplagt, und ein Rest ist heute noch davon da. Er ist eine echte Bubennatur, strampelig und unartig. Dann aber wieder voll Humor, Laune, Jovialität. Er versteht jeden Spaß, auch schon zum erstenmal, und lacht gleich darüber; er weiß, daß ihn das

amüsieren soll und nimmt es gnädig auf; er hat den kleinen Kopf voll Streiche, vor den Soldaten salutiert er, indem er ernsthaft die Hand an die Stirn hält, aber auch vor denen im Bilderbuch tut er es und vor den hölzernen, die er zu Weihnachten bekam. Da war er schon ganz sinnig und nett. Er drehte uns Alten immer die Köpfe nach den Lichtern des kleinen Baumes und schaute erstaunt hinauf, und zeigte uns lebhaft mit der Hand hinauf, daß wir nur sehen sollten! Er kann noch keine Worte recht sprechen, aber er versteht alles, und wenn man von etwas spricht, dreht er gleich den Kopf danach. Wenn er etwas Schlechtes gemacht hat, schlägt er sich an sein Köpfchen. Er hört enorm gern erzählen und lauscht dann, als ob er jedes Wort grammatikalisch genau bis in seine durchlebten Lautverschiebungen hinein verstünde. Er liest gern aus der Zeitung und aus Briefen. Er kennt genau die Porträts von Bekannten und lacht und zeigt sie, wenn er sie im Album aufschlägt. Mein Gipsmedaillon ist ihm der „weiße Papa“. Er spielt jeden Morgen seine Zeit Klavier. — Mit unserm Mädchen, das er sehr lieb hat, unterhält er sich wieder in ganz eigner Weise, er behandelt es en bas, ist grob gegen sie, er bietet ihr solche Dinge, die er bei Vater und Mutter nie vorkehrt. Wenn seine Mutter so recht mit ihm spielt und rolzt, so jauchzt er vor Lachen und Tollen auf. Besonders gern tanzt er mit dem Vater und ist ganz dem Rhythmus hingegeben. Zu meinem Geburtstag lief er die ersten paar Schritte frei, als er mir einen Blumenstrauß brachte. Doch ist das durchaus noch nicht normal bei ihm, nur von Stuhl zu Stuhl läuft er sehr behend, fährt seine kleine Schwester im Wägelchen. Die wird ihn im Schwätzen und Laufen bald einholen, doch trau' ich ihm bei alledem das Majorat in geistigen Dingen zu. So erzähl' ich Dir vom Sohn statt von mir! Aber alles das ist ja wie ein Grimmsches Märchen voll von den Wundern unsrer ersten Entwicklung, welche die größten des ganzen Lebens sind, von denen das Individuum so wenig eignes Bewußtsein hat, wie von einem Vorleben, das es gehabt haben könnte, und die wir nur aus der Anschauung bei solchen Kindern ahnend begreifen können. — Ich mag Dir nicht raten, heirate auch, das kann man auch dem geliebtesten Freund nicht sagen, wenn nicht der innere Trieb ihm

keine Ruhe läßt, wenn er nicht lieber sterben oder alles erdulden will als diese höchste Weihe des Lebens und des Mannes zu entbehren. Ach, dann begreifst Du alles, dann söhnt sich jeder Zwiespalt des eignen Lebens aus, dann vermengen wir versöhnt unsern Staub wieder mit dem Element, wenn unser innerstes Mark, unsre ganze Seele blühend fortleben darf. „Den Funken des Lebens trat ich ab an das Kind, fort nun, er bleibt ja zurück!“ Raten kann man's niemand, jeder muß den Weg selbst finden. So erkläre ich mir am besten Schillers Gedicht von „des Tales Gründen.“ Ein Wunder gehört dazu, Dich hinüberzutragen. Dies Wunder ist die Liebe des Weibes.

Abends. Seit August war ein ewiges Gären in meinen hiesigen Verhältnissen. Ich war immer in Gedanken schon in Leipzig als Redakteur der Musikzeitung, auch nach Berlin boten sich Aussichten. Endlich gab ich meine Entlassung beim König ein, im Drange, aus der vereinzelten Lage als „letzter Wagnerianer“ hier herauszukommen. Seitdem hat nun aber Baron Persall mir so zuzureden gewußt und mir solche Erklärungen gegeben und Gehaltserhöhung in nächste Aussicht gestellt, daß ich fest gesonnen bin, zu bleiben. Mit Familie ist auch so schwer wandern, und man wird eben auch älter. Ich hätte mich gefreut, in Leipzig Dir näher zu sein. Doch wenn die Verhältnisse sich bessern, ist auch ein Wiedersehen erleichtert. Und unsre Gegend lockt doch eher neben so vielen Bekannten auch wieder einmal einen Freund her. — Wo sind die Zeiten hin, da wir noch mit Muße korrespondierten und wohl einen Moment hatten von poetischen Liebhabereien zu sprechen. Mir ist das herrliche Griechisch so recht zur Herkulessäule geworden; ich habe mit Trauer einsehen müssen, daß mir das ein verschlossener Garten bleiben müsse. Meine einzigen bleibenden Errungenschaften, oder die einzige Beute meiner Sprachenjagd werden endlich aus den letzten Jahren nur Ungarisch und Polnisch bleiben. Zu Weihnachten bescherte ich mir ein paar ungarische Bücher, und es war fabelhaft, wie die Sprache mir wieder lebendig wurde, die ich so lange hatte liegen lassen. Doch auch hier muß ich mich gewaltig einschränken und mir Vorwürfe machen, wenn ich die Zeit damit vergeude. An meiner Gunlöd habe ich in den

Ferien und später wieder komponiert und hoffe immer mehr Luft und Ruhe zu meinem Werke zu gewinnen. Teurer Freund, wenn mich nicht alles trügt, so sehen wir uns Himmelfahrt zu dem Beethovenfest, welches dann in Weimar stattfindet. Doch kann man auf keine Hoffnung sicher bauen. Einstweilen grüße Deine liebe Mutter und die mir unvergeßlichen Schwestern herzlich von mir. Besonders den alten Walbrül, von dem ich leider höre, daß er recht kränkeln soll. Auch Eitner, Liechtenstein, wenn Du ihn einmal siehst, und von Herzen den guten Schöll, mit dem Du Dich hoffentlich nach wie vor gut verträgst.

Die Meistersinger werden bei Euch gewiß ganz prächtig gegeben. Nun, wir hören sie dann wohl im Mai. Bleibe mir gut und sei herzlich umarmt von

Deinem Peter.

626. An Carl Riedel.

München, am 11. Januar 1870,
Briennerstraße 33 a.

Dein Weihnachtsbrief war mir ein wahres Labsal. Solche gedrungne, klein geschriebene acht Seiten — das ist mir nicht mehr passiert, seit ich verlobt war. Da liest man und liest, es will gar kein Ende nehmen, und man liest doch nicht genug. Ich begreife nicht, wie Du es nur fertig bringst, und gerade in jener beschäftigten Weihnachtszeit! Hör' einmal, könnte denn für mich nicht ein Exemplar von Deinen Weihnachtsliedern und von Deinem „Schütz" abfallen — das würde mir doch große Freude machen! — (Ich möchte mit Dir einmal sechs bis zwölf Flitterwochen auf einer wüsten Insel verleben, wo aber in einem hübschen Schloß ein gutes Klavier stünde und darin eine vollkommene poetische und musikalische Bibliothek, Du müßtest nicht mehr Riedel sein und ich nicht mehr Cornelius — Du Tristan — ich Isolde — Du müßtest keine Frau haben und ich keine Frau haben, Du keine zwei Kinder und ich keine zwei Kinder, Du nicht Professor und ich noch ein bißchen weniger Professor, Du keinen Verein haben und ich gar

keine Schule, und dann würden wir noch einmal von vorn anfangen, alles zu lernen, uns über alles zu fragen, uns gegenseitig belehren — verzeih' mir diese kleine Abschweifung, aber es wäre hübsch.)

Ich fürchte mich, von diesem Traum in die Wirklichkeit zurückzukehren. Ich hätte Dir wieder einmal längst die gewissen zwei Zeilen schreiben sollen. Doch ich dachte, Du weißt alles. Kahnt wird Dir gewiß alsbald meinen Absagebrief gezeigt haben. Ich hatte damals noch keine Antwort vom König, habe heute noch keine. Aber mir war besonders der letzte kurze Brief widerlich gewesen, den mir Kahnt gesandt hatte. Wie er sich da den Kopf zerbrach, für die finanzielle Frage eine Lösung zu finden. Nun weiß ich gewiß, Brendel war ein Märtyrer, und dies neue Martyrium mir auch noch aufzuladen, das mochte ich nicht, das konnte ich nicht verantworten.

Am Neujahrstage kam Persall zu mir. — — — Er sagte: „Sagen Sie mir, was Sie wünschen; ich tue alles, um Sie zu halten. Sie dürfen und können nicht gehen. Die lebenslängliche Anstellung steht vor der Tür, mit Ablauf dieses dritten Jahres wird und muß eine schließliche Sicherstellung der ganzen Schule eintreten." Kurz, wir besprachen alles. Ich gestand ihm auch, daß Zweifel über meine Fähigkeit diese beiden Stellungen als Lehrer der Harmonie und Rhetorik mir die Stellung vergällt hätten. Wir besprachen auch die zweideutige gesellschaftliche Stellung, welche ich zwischen Wagner und meinen mit ihm in Feindschaft stehenden Kollegen einnähme. Alles, alles das wußte er mir auszureden, so daß ich endlich auf seinen Vorschlag einging, daß er an den König berichten würde, ich habe auf sein dringendes Zureden die Bitte um Entlassung zurückgezogen und zugleich vorschlagen würde, daß man mir den gewissen Teil meines früheren Kabinettsgehaltes als Verbesserung meiner jetzigen Stellung zurückgeben solle.[1]

Am Dreikönigstag ließ mich Hofrat Düfflipp dann wieder zu sich rufen. Er zeigte mir einen Brief von Franz Müller in Weimar.

[1] In Gestalt eben jenes erwähnten Fixums für „vorfallende Bearbeitungen und Übersetzungen von älteren Opern", das dann, wie gesagt, plötzlich wieder abgesetzt wurde!

Hinter den hatte sich Kahnt gesteckt, und er steckte sich nun wieder hinter Düfflipp, daß mir Se. Majestät womöglich den ganzen Gehalt oder doch soviel wie möglich belassen möchte, um mir die Übernahme der dortigen Stellung zu ermöglichen. Als er mich nun frug, ob er denn nun auf diesen Brief hin oder auf den schon vorliegenden Bericht Perfalls für mich beim König wirken solle, da betonte ich ohne weiteres das letztere, denn es kam eine Angst über mich, daß all diese Leute nun dahinein redeten und das alles in dem filzigen Kahnt seinen Sack hinein. — — Zu gleicher Zeit hatte sich mit Silvester wieder die Berliner Affaire gerührt, Betz schrieb, Taušig telegraphierte, ein Brief des Redakteurs der Post sollte unterwegs sein, auch ein Herr Börner schrieb auf Taušigs Veranlassung an mich — aber was kommt denn bei all dieser entsetzlichen Judenwirtschaft heraus?

Und noch einen schrecklich entmutigenden Eindruck hatte ich von der Probenummer des Herrn Fritzsch. Also das? Nein, darum setze ich keine Feder an. Das Gewäsch von dem Paul! Diese Phrasenmacherei! Und all die Fetzchen Kritik! O Gott verschone uns! —

Das war dem Kahnt sein Unglück, daß ihm der herrliche Artikel von Wagner eine so goldne Brücke aus dem alten ins neue Jahr hinüberbaute! Da hing ihm denn der Himmel voll Geigen! Aber was wird dann werden? — Aber mich hätte Frau v. Bülow schwerlich so glänzend protegiert, daß mir Wagner solche Artikel gegeben hätte. — Geistvoll geschrieben war die „Opernepidemie“ in den Signalen! Von wem mag denn das sein? Teurer Freund! Gott segne Dich für jedes gute Wort, das Du in meinen Angelegenheiten gesagt und geschrieben hast. Das war doch nicht umsonst! Nur soll nicht Herr Kahnt den Profit davon haben.

Demnächst antworte ich Dir auf Deinen ersten Brief aus vorigem Sommer, dann auf den letzten von Weihnachten.

Mit Grüßen von — an —

Dein Cornelius.

627. An seinen Bruder Wilhelm.

München, Briennerstraße 33.
Am 10. März 1870.

Alter Wilhelm!

Näherst Du Dich auch schon mehr und mehr den Fünfzigern? Werden wir so alte Knöpfe? Ist es denn möglich? Wir sind jetzt alle drei Buben schon so alt, wie der gute Vater war, als er uns erzog und sich soviel Lust und Kummer daraus machte. — Es ist aber alles wunderbar in dieser von so vielen verschrienen Welt eingerichtet, wenn man das normale Leben lebt, wie es Gott sich dachte, daß seine Menschen sollten. Wie Dein Emmerich jetzt so nach und nach in die Jünglingsjahre hineinwachsen wird, und meine Kinder sich nach und aus den Windeln emanzipieren, so merkt man es nicht, daß man selbst alt drüber wird, und man fühlt alles noch einmal ganz lebendig mit. Ja ich behaupte, man lebt erst in den Kindern seine ersten Jahre durch, nun weiß man erst alles, wie einem dann und dann zu Mut gewesen sein mag, man fühlt sich von den Eltern gewiegt und auf den Armen getragen, man versetzt sich zurück in jene vollendetste Zeit des Lebens, wo man das vollkommne engelgleiche Kind war, die zappelnde, lachende Liebeslust der Eltern. Lies darüber, was Schiller im Anfang seines Aufsatzes über „naive und sentimentale Dichtung“ gesagt hat. Du hast mich zwischen Goethe und Schiller gehängt, und ich hänge auch wirklich zwischen ihnen, aber nur wie ein kleines grünes Spinnchen, das seinen Faden zwischen den beiden großen Bäumen zieht und sich daran schaukelt. Ein Spinnchen! Mein eignes Enkelchen! Ich nenne manchmal Carlchen meinen Großvater, wenn er so bei uns am Tisch sitzt in seinem Sesselchen und erzähle ihm vor, wie er nun nach einem so tatenreichen Leben sich hübsch bei uns ausruhen kann, und wie er's so gut hat. Ja, Bertha hat wohl recht verzweifelte Momente, wo sie sich vor den beiden „Kletten“ gar nicht zu helfen weiß, aber wieviel Lust wir mit den Kindern haben, das können wir nicht zählen — nicht erzählen.

Du mußt es sehen. Du mußt einmal kommen. Wir ziehen ja jetzt ins Freie, nach Bogenhausen. Wie schön wäre es, wenn

Du die Großmutter mit Emmerich im Frühjahr herbegleitetest. Wenn es so um ein paar Feiertage herum wäre, so könnten wir beide dann einmal mit der Brennerbahn ein Stück nach Tirol oder gar bis Italien zusammen fahren, dort aussteigen und froh sein. Du weißt doch nun längst, daß mein Medaillon ein Geschenk vom Carl für Dich war? Du mußt ihm auch einmal schreiben und ihm dafür danken. Er hat es seiner Frau in Marmor zu Weihnachten geschenkt, da ist es sehr schön. Auch ihn selbst hat jetzt Knoll als Gegenstück modelliert. Ich muß mir's nun ansehn, ich kam noch nicht dazu. Ich kann mich nicht oft genug darüber aussprechen, wie froh ich darüber bin, daß eines von uns, man kann wohl sagen „reich" geworden ist, da ist noch dem unruhigen gebegierigen Blut unsrer Mutter im Grabe Gerechtigkeit geworden. Daß der's nun hat, eins von den Kindern aus ihrem Leib, und mit vollen Händen geben kann. Ach, was das heißt: die Kette der Geschlechter, die wir bilden, und welch eine edle Untugend der Ahnenstolz ist — was das heißt: Ehe — Familie — welche erhabene Hieroglyphen das sind in dem Gottesbuch, aus dem wir hier nur buchstabieren lernen.

Nun, alter guter Wilhelm, sei gesund und ein wenig froh, wenn Du kannst, und schenke Dir Deinen Emmerich und die Großmutter recht oft zum Geburtstag, dann hast Du das Beste. An dem Emmerich hängt jedes Herz so ganz besonders. Sei gesegnet, gutes Onkelchen, schreibe bald, aber schreibe, daß Du kommst!

Dein Peter.

628. An die Fürstin Wittgenstein.

[Bogenhausen, 13. April 1870.]

Das ist einmal ein schönes Band!
Fern aus Italien gesandt,
Und von der besten Freundin Hand!
Mit goldnen Streifen, rot und blau
Und weiß und grün, wie auf der Au'
Des Frühlings schöne Blumen blühn.
Und wieder rot und blau und grün!

Ei ja, da freut ſich meine Frau,
Da freuet doppelt ſich ihr Mann,
Daß er zu ſeines Hauſes Bau
So teure Freunde ſich gewann.
Der ſeidnen Fäden Labyrinth,
Wie iſt es zart und fein gewebt,
Fein, wie die Freundin ſelbſt geſinnt,
Zart wie das Herz, das in ihr bebt.
Die Farben Grün und Blau und Rot
Sind wie der Geiſt, der in ihr loht,
So bunt und glänzend voller Pracht,
Der Iris gleich, die nach der Nacht
Des Sturmes hell am Himmel lacht,
So ſtrahlend grün und blau und rot,
Wie auch aus dunkler Lebensnot,
Aus mancher heiß durchweinten Nacht
Der Freundin Geiſt, geläutert Gold,
Empor ſich hob, und lacht ſo hold,
So bunt von Rot und Blau und Grün,
Wie hier des Bandes Farben glühn.
Grün iſt der Demut ſtill Symbol,
Die aller Weisheit Anfang wohl.
Blau iſt des Glaubens Himmelsfarb',
Drin alles Grau der Welt erſtarb,
Rot iſt die Lieb', die Lieb' zur Kunſt,
Ein Morgenſtrahl im Nebeldunſt.
Gold iſt des Herzens Lauterkeit,
Nur edlen Trieben ganz geweiht.
So iſt das Band, das Freundeshand
Von fernher meinem Weib geſandt.
So iſt das Band, das bunte Band,
Das über Berg und Meer und Land —
Ein ewig Band, das nie zerreißt —
Mich Dir verknüpft in Herz und Geiſt.

629. An Carl Riedel.

Bogenhausen bei München, 23. Mai 1870.

Lieber Riedel!

Diese Zeilen erteilen Dir die gesetzliche Vollmacht und die unumschränkteste Berechtigung, dem Überbringer derselben, Herrn

E. M. Sachs,[1]

alle Gefälligkeiten und Freundlichkeiten zu erweisen, welche dazu beitragen können, ihm das schöne Fest in Weimar noch zu verschönern. Solltest Du bei näherer Bekanntschaft mit dem jungen Tonsetzer (und seinen Partituren) merken, daß Du ihm nicht allein als Persönlichkeit, sondern auch in Deiner Würde als moralische Person und musikalisch ausübender Körper mit der Zeit manche Dienste erweisen könntest, so dehne ich schon im voraus die gegebenen Vollmachten auch auf das Terrain Leipzig aus. — Herr Sachs hat ein schönes „Baskenthal" für gemischten Chor mit Orchester, Gedicht von Heyse, geschrieben, aber auch manche schöne vierstimmige Lieder. Eine Aufführung bei Dir in Deinem Verein, eine Empfehlung an Fritzsch oder Kahnt für ein Op. 1 von ihm wäre eine gute Tat und Deiner ganz würdig.

Ob ich mich sehne, Dich wieder zu sehen? Ich komme nicht nach Weimar. Aber Du doch vielleicht „trotz alledem und alledem" zur Walküre.

Meine Trauerchöre erhältst Du im Juni in Leipzig. Grüße Deine liebe Frau und den „weinerlichen" Felix, von dessen Stück ich den reichsten Erfolg vorausahne. — Ich muß schließen.

Dein Cornelius.

630. An Mathilde Köhler.

Bogenhausen bei München [Ende Mai 1870].

Liebe Freundin!

Ich hätte Ihnen augenblicklich antworten sollen, daß ich nicht nach Weimar komme, weil ja das schöne Obdachstübchen einem

[1] Melchior Ernst S., Komponist (geb. 1843).

anderen zugut hätte kommen können. Ihre Einladung berührte mich so freundlich und regte so lebendig die alten Erinnerungen an, daß mein längst abgemachter Entschluß, das Fest nicht mitzumachen, eine Zeitlang wieder ins Schwanken geriet und es vielleicht nur eines kräftigen Rucks bedurft hätte, um mich zur Hinreise zu entscheiden. Darüber versäumte ich die rechte Frist, es war so unangenehm „nein" zu schreiben, die einzige rechte Antwort wäre gewesen: Da bin ich! Wo ist mein Stübchen?

Ich will Ihnen sagen, ich bin zu alt geworden, um bei einem solchen Feste im Chorus mitzuwirken. Von jedem kommt da etwas zur Aufführung sogar von Beethoven, der doch der jüngste von uns allen ist!, und von mir nicht? Nein, da spiel' ich nicht mit. Hätte man den Prolog bei mir bestellt, oder ein einleitendes Festspiel oder was immer, so hätte ich bei diesem Wartburgfeste meinen besonderen Platz gehabt, wie die andern Sänger. Aber so nur mitzulaufen, um meine Freunde Liszt, Lassen, Dräseke, Damrosch und andre, die nicht meine Freunde sind, zu bewundern, dazu bin ich zu gut oder zu schlecht. — Hoffentlich kommt einmal eine Gelegenheit, bei welcher auch mein Name mit Ehren genannt wird. Bis dahin muß ich verschieben und vertrösten.

Aber ich denke doch, es bietet sich einmal eine baldige und ruhigere Gelegenheit, die Gastfreundschaft Ihres Hauses in Anspruch zu nehmen. Seit dem Jahre 1865 hab' ich Sie alle zusammen nicht gesehen. Welch ein anderer bin ich doch jetzt geworden. Wenn Sie nur einmal in unser Haus hineinschauen könnten! Wir wohnen jetzt hier draußen auf dem Land, von blauem Himmel, Garten und Wiese umgeben. Ich mache täglich einen Spaziergang von einer halben Stunde in meine Schule und wieder zurück durch den englischen Garten. Unser Carl ist fast zwei Jahr alt und gedeiht hier draußen prächtig von der frischen Milch, und unsre Maria ist jetzt acht Monate alt geworden, sie schmeichelt sich durch ihre unveränderliche Lustigkeit und Lebendigkeit in alle Herzen ein, sagt auch schon Mama und Papa, fängt an fest zu stehen und auszuschreiten, sie wird's dem Bruder bald zuvortun. Nach dieser Seite hin ist mein Glück vollkommen und so wie es mir nur die besten Freunde wünschen und gönnen. Wenn ich nun

auch künſtleriſch noch zu einem Höhepunkte gelange, von welchem aus meine dichteriſchen Beſtrebungen einen Sinn und Zuſammenhang gewinnen, ſo bin ich völlig mit meinem Leben zufrieden.

So leid es mir tut, Ihre liebe gute Mutter, Eliſe und Reinhold bei dieſer Gelegenheit verſäumt zu haben, obwohl man in dieſer ewigen Hetze wohl kaum viel voneinander gehabt hätte, ſo feſt rechne ich darauf, daß mir ein gutes Geſchick zur rechten Zeit einen vollen und reichen Erſatz gewähren wird. Dann werde ich nur mit Ihnen zuſammen ſein und reichlich alle Freundſchaft genießen. Meine Frau grüßt Sie alle herzlich mit mir, Gott erhalte das ganze Haus geſund und das Stübchen offen

Ihrem Freund Cornelius.

631. An Franz und Eliſe Schily.

[Sommer 1870.]

Ich möchte bei Euch ſein, um Euch in Eurem Schmerze zu tröſten; könnte ich, wie ich wollte, wie gern wäre ich zu Euch hingereiſt. Wie gern hätt' ich den Carl noch einmal in ſeinem Sarge geſehen, wie ſchön, wie leidlos und freundlich muß er dagelegen haben. Sein Grab wird in der Nähe der Großmutter ſein, und ich werde ſie nun beide beſuchen, wenn ich bald wieder einmal zu Euch komme. Ich habe ein allzu zufriednes Herz, ich bin immer ſo fröhlich bei allem, ich kann nicht recht trauern. Wie zufrieden war ich, als die Mutter ſo ruhig und friedlich bei Euch geſtorben war. Seht, wie hätte ſie nun in den alten Tagen den guten Carl ſterben ſehen ſollen? So geht mir es auch mit dem Carl. Daß ihm nun jeder Kampf mit dem Leben geſpart ſein ſollte, daß ihn kein ermüdeter Blick fremder Krankenwärter betrüben ſollte, daß noch ſein letzter Tag ſo heiter war und er an ſeinem lieben Klavier ſaß, und daß er ſo unbewußt und friedlich ſtarb, und ihm ſelbſt der gefürchtete Anfall ſeiner Krankheit geſpart war! Mir lebt er nun immer fort als das Kindchen in Moabit und dann als der fröhliche Junge auf der Bernhardshütte, der mir beim Komponieren immer alles ablauſchte und alles behielt und

das Humoriſtiſche ſo gut verſtand. Auch wenn ich ihn ſpäter ſah, lebte immer das Bild ſeiner Knabenzeit wieder in mir auf; ich traf es nie ſo, daß ich zu einem unglücklichen Krankheitsanfall kam, und er war immer ſo ganz der alte und wollte immer Lieder hören.

Jetzt hab' ich ſelbſt meine lieben Kinder da um mich herum, die mich immer an alle Lebensalter erinnern, in denen ich das Wilhelmchen, die Franziska, den Leo kannte. Gott weiß, wie lange ich bei ihnen bleiben werde, oder ſie bei mir. Darüber beſchwichtige ich ſtill jede auftauchende Frage in mir. Ich genieße mein Glück innig und froh — das iſt all mein bißchen Frömmigkeit — mehr kann ich doch nicht tun. Soll mir eines von den Kindern genommen werden, ſo ſage ich: Es hat ein Engel ſo lange bei mir gewohnt, und hat mich lieb gehabt, mich geküßt und mit mir geſpielt. Welche Gabe! Welch ein Reichtum! Welche Erinnerung!

Die Franziska und Leo treten jetzt eine große reiche Erbſchaft von Liebe an, die ihnen von den verſtorbnen Brüdern zufließt. In ihnen ſoll nun ganz das Bild des Vaters und der Mutter erhalten bleiben und fortleben! Es kommt eine fromme Schwalbe in mein Zimmer geflattert, während ich dies prophezeie, und ſagt, daß ich recht habe. Gott walte es!

Gott ſei mit Euch, liebe Herzen, der in ſolchem Leide, wie Ihr es tragen müßt, ſich am innigſten offenbart und Euch mit ſüßen Worten ſeine lieben Kinder nennt.

Wenn Ihr Troſt und Stärkung im Freien draußen ſucht und im Herbſt eine Reiſe macht, ſo bringt uns doch die Franziska, oder laßt ſie von Leo hierher begleiten, daß ſie einmal bei uns wohnt und den Herbſt bei uns bleibt!

Gedenkt in allen Stunden an

Eure

Peter und Bertha,
Carl und Maria.

632. An Carl Riedel.

Bogenhausen, am 10. Auguſt 1870.

Lieber Freund!

Ich habe ſeit Beginn der Ferien in einem fort am Arbeiten geſeſſen um den „Stanislaus“[1] für Liſzt fertig zu bringen. Ich beendete dieſe Arbeit vom 29. Juli bis 6. Auguſt, am Siegestag von Wörth. An dieſem ſelben Tage hatteſt Du mir geſchrieben. Ich konnte die Chöre[2] aber nicht umgehend abſchicken, da noch einiges daran zu tun war. Dabei iſt mir leid, daß Nr. I nun noch in der alten Weiſe, mit Tenorſchlüſſeln geſchrieben iſt. Nr. II iſt ſo recht eigentliches Menuett oder Polonaiſentempo, d. h. natürlich ein ſehr breites, majeſtätiſches. Nr. III verſteht ſich von ſelbſt. Nr. IV darf ja nicht langſam genommen werden, dagegen die Stelle in Dur, von mir mit più lento bezeichnet, muß entſchieden langſamer wie der Anfang ſein, und erſt nach Verlaſſen des Adur wird wieder durch Stringendo auf das Tempo I^mo hingearbeitet; das Kyrie eleiſon, denk' ich, wird dann kaum viel ritardando nötig haben. Nr. V iſt ein eignes Ding, und es kommt erſt darauf an, ob ſo etwas ausführbar iſt, d. h. ob die vier Quartettſtimmen etwa wie eine gedeckte Orgelbegleitung zum Tenor ſich verhalten können und dieſer dabei ganz verſtändlich werden kann. An Nr. VI habe ich noch in der letzten Stunde am poetiſchen Ausdruck einiges verſchlechtert, um gute Vokale für die hohen Lagen zu haben. — Sieh nun zu, wo Du im Lauf des Einſtudierens hie und da eine Note verändern, etwas erleichtern kannſt. Meine italieniſchen Ausdrucksbezeichnungen genieren mich ſelbſt, aber es iſt eben doch am verſtändlichſten und bin ich nicht für die Puriſten, die hier alles verdeutſchen möchten. —

Deinen Helm hält Carlchen gut in Ehren, ich nenn' ihn immer die Walküre, wenn er ihn auf hat. Gott ſei Dank geht's uns allen unverändert gut, ſeit wir uns geſehen. Was war's denn nur mit

[1] Überſetzung der lyriſchen Legende S. Stanislawie des Polen Siemieńskiego.

[2] Gemeint iſt Op. 9. Siehe Geſamtausgabe Männerchöre 1—5 und das Requiem mit dem Text von Hebbel.

der Musikschule? Schreib' mir doch solche Dinge aufrichtig und ausführlich, es amüsiert mich. Ja, es war alles so schnell vorbei, wir sahen uns im ganzen so wenig. Ihr solltet jetzt hier sein und hier draußen wohnen! — Die Siegesnachrichten waren berauschend, und der augenblicklich eintretende Stillstand ist um so peinlicher. Wollte Gott, daß der Krieg sich mit der zauberhaften Geschwindigkeit entwickelte, welche besonders die Preußen seit 1866 eingeführt haben. Ich freue mich, daß dieser Kronprinz ein solcher Liebling des Sieges ist. Es ist wunderbar, daß dieses Feierjahr Beethovens zu einem solchen deutschen Einheitsfest wird. — Im Lauf der Ferien will ich nun auch Deine Idee — eine große Motette mit Orchester — für gemischten Chor aufnehmen.

Schwarzenberg! Ich suchte wie verrückt in all meinen geographischen Hilfsquellen und konnte das Ding nicht finden. Schließlich stand es denn doch ganz klar auf der vortrefflichen Karte Mitteleuropas im Bädeker. Nun, hoffentlich treffen Dich die Chöre noch dort. Ich will nun auch Dein schönes Geschenk der geistlichen Lieder erst einmal recht mit Muße genießen. Sei mit Deiner lieben Frau herzlich von uns gegrüßt und behalte lieb

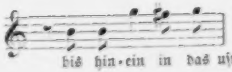
Deinen Cornelius.

633. An Carl Riedel.

Bogenhausen, 18. August 1870.

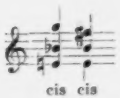
Lieber Freund!

Dein Brief soll ewig unter meinen wenigen Dokumenten leben. Er ist voll Liebe und Weisheit. Ich akzeptiere alles — bis auf eines, was ich Dir gleich sagen will. Besonders einleuchtend scheint mir — nachdem ich es wohlweislich am Klavier durchprobiert — die durch Notenbeispiel vorgeschlagene Änderung im Anfang des Requiems. Auch alle übrigen kleineren Änderungen sind äußerst willkommen, z. B.

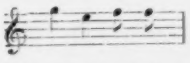


Das iſt auch alles ſehr in meinem Sinn, ich habe ſelbſt darauf gedacht, aber es iſt mir nicht immer das Rechte eingefallen. So auch alles Kreuzen der Stimmen! was ich ja, wie Du ſehen wirſt, ſelber oft angebracht habe. Ich bitte Dich, das alles noch vor etwaigem Autographieren ſchon ſo in die Partitur zu korrigieren, als hätte ich es ſelbſt getan. Nun zu meinem Bedenken. Von Deiner Stelle iſt mir nur das B dur gegen mein Gefühl.

Auch das ſich daran anſchließende durchgehende C hebt mir zu ſehr das Cis auf. Wenn ich über die Stelle prüfend nachdachte, fiel mir zu meiner Verteidigung ein, daß ja gerade der harmoniſche Witz hier darin liegt, daß keine Dreiklangsberuhigung in dieſer ganzen Steigerung vorkommt. Dagegen iſt mir die zweite Hälfte, d. h. die weiter ſich anſchließenden Takte bis zur V von F dur ganz recht, wie Du ſie vorſchlägſt. Mir iſt faſt, als hätt' ich Deinen ſchönen Akkord



auch einmal im Sinn gehabt. Nur ſchien mir vielleicht der melodiſche Fall in die kleine Terz natürlich ſchmerzlicher.



Es iſt verflucht, das fällt mir eigentlich nur hierbei ein: ſobald man chromatiſch wird, wird die Sache charakterlos und nur im Diatoniſchen zeigt ſich wahre Herzensmeinung. Deine Vortragsweiſe von Nr. V wird ſich vielleicht in der Ausführung ſehr bewähren,

obgleich die eigentliche künſtleriſche Behandlung einer ſolchen Sopranſtimme ein andres Verhältnis in der ſympathiſchen Intervallengruppierung haben müßte. Vom äſthetiſchen Standpunkt iſt mir aber an dieſer Stelle das wirkliche Ertönen etwas zu eindringlich. Es waltet hier männlicher Schmerz über den Verluſt und männliche Anſchauung von dem hohen Weſen des Weibes, in die mir das Weib ſelbſt ein bißchen wie ſtinkendes Eigenlob hineintönt, denn Mutter und Gattin iſt eben jedes Weib virtuell, wenn ſie es auch im Leben nicht dazu bringt.

(„Wrangel, wenn Du in Berlin einziehſt, mit Deinen Truppen, ſo iſt es um Dein Weib geſchehen, die in unſern Händen iſt! Ihr Tod iſt gewiß! Wir hängen ſie auf.“ Als Wrangel nächſten Morgen ſich den Toren Berlins treu ſeiner Pflicht nähert, ſagt er zu ſeinem neben ihm reitenden Adjutanten mit unbeſchreiblichem Ton und Blick: Ob ſie ihr nu wohl jehängt haben?!)

Du ſiehſt, auf dieſe Art iſt unſer Briefwechſel eins der Frühſtücke auf jenem ſeligen Eiland, das ich mir im vorigen Jahr gewünſcht habe. Es iſt unerhört, mit welcher Liebe, mit welchem Fleiß Du Dich in alles hineindenkſt. So eigneſt Du Dir die Lieder doppelt an, die ſchon als einziger Erſatz für unſer Zuſammenſein in Leipzig im beſten und wahrſten Sinn Dein gehören. Es iſt ein Stück von meinem Leben darin. Ich brauche Dir alſo nicht noch einmal zu ſagen, daß ich alle Deine Änderungen bis auf die angeführte Stelle mit Dank annehme und dabei nicht die Hände in Unſchuld, ſondern in der zuſtimmendſten Mitſchuld waſche. —

Ja, es war ſo mit München. Aber dieſe Muchanoff war einzig daran ſchuld.

Dieſer „weiße Elefant“, wie ſie Heine nennt. Ich ſtehe Gott ſei Dank durch meine auf der Altenburg verlebten Jahre doch ein bißchen auf dem Standpunkt vernünftiger Kritik ſolchen Leuten gegenüber. Hätteſt Du alles miterlebt, Du könnteſt begreifen, wie unmöglich mir es iſt, daß dem Liſzt jetzt ein ſolches Weſen den „Tee ſerviert“, nachdem ihm einmal der Samovar auf der Altenburg gebrannt hat. Aber unſer guter Porges iſt noch gerade in den Jahren ſich — an dieſer Art Schminke zu reiben. An dieſer Schutzgöttin der Judenfrage in der Muſik. — Teurer Freund! jetzt

ſchreib ich Dir was für gemiſchten Chor — die Blätter ſollen nicht gelb drüber werden!

Aber auch nicht rot! Grüße von Frau zu Frau, Kind zu Kind, Mann zu Mann und alles durcheinander.

Dein Peter.

634. An ſeine Schweſter Suſanne.

[München, Ende Auguſt 1870.]

Liebe Suſanne!

Ich entſchließe mich zu ſelten, zu ſchwer zum Briefſchreiben. Ich muß endlich einmal dieſe völlig freie Ferienzeit dazu benutzen, wieder einmal zu zeigen, daß ich noch nicht ganz allen Gefühlen der Freundſchaft und Liebe abgeſtorben bin. Da biſt Du denn die erſte, die einen Brief haben muß. Bertha iſt eben mit den Kindern ein wenig ausgegangen. Es iſt eine Stille, daß man die Kuckucksuhr ſo recht deutlich und laut gehen hört. Es iſt auch in dieſen Tagen wieder eine Stille eingetreten — zwiſchen den letzten großen Siegen und dem bald zu erwartenden entſcheidenden Schlag. Wir können uns doch nicht beklagen, liebes Herz! Wir ſind in einer großen Zeit geboren. Ich hätte nicht gedacht, die deutſche Einigkeit noch zu erleben, und wie ungeahnt ſchnell wird ſie nun aus dem Blut der deutſchen Siege geboren. „Man kann nichts Schlechtres als ein Deutſcher ſein", ſagte noch Platen in den zwanziger Jahren, und bereits in dieſem Augenblick iſt es ſo weit, daß es der größte, beneidenswerteſte Stolz iſt, ein Deutſcher zu heißen. Ein ſo einmütiges und bewußtes Zuſammenwirken, wie die Deutſchen es jetzt gezeigt haben, hat die Welt noch nicht geſehen. —

So geht es mit dem Briefſchreiben! Ich ſitze da und denke alles Gute und Beſte — doch das drängt ſich alles zu ſchnell, um aufgeſchrieben zu werden. Daß ich ſowenig zum Briefſchreiben komme, liegt ſo recht eigentlich in meiner ewigen Ungegorenheit. Glücklich, wer auf entſprechendem Bildungsgang gleich das Rechte trifft, was ganz ſeiner Begabung entſpricht, und der dann eigentlich mit 25 und 30 Jahren ein für allemal ausgelernt hat. Dann gehört

er dem Leben und man hat was von ihm. Ich fange immer von vorn wieder an zu lernen, habe einen schrecklichen Bildungstrieb, ohne die Energie oder das Glück, es einmal in einer Sache zu einer wirklichen Höhe, zu einem glänzenden Abschluß zu bringen. — Da lebe ich nun die drei Jahre meiner Schule — und fühle mich dabei immer eigentlich im Tiefsten verstimmt, fühle keinen rechten Nutzen für mich und andre dabei und schmachte nach der Freiheit, ganz meiner Muse leben zu können. Doch würde auch diese Freiheit nach wie vor die Gefahr mit sich bringen, daß ich mich wieder in ein Tausenderlei verlöre. Obwohl ich mir Lehre aus dem Leben ziehe, und eigentlich in diesen drei Jahren zuerst recht einsehen gelernt habe, wie kostbar die Zeit ist. — Siehst Du, jetzt habe ich vierzehn Tage Ferien und bin doch noch nicht an meine Oper gekommen. Ich habe ein Oratorium für Liszt aus dem Polnischen übersetzt, „die Legende vom hl. Stanislaus"; wie das nach anhaltenden acht Arbeitstagen zu Ende war, hab' ich noch an meinen Trauerchören abgeschrieben, um sie meinem Freund Riedel zu schicken, der sie gelegentlich in Leipzig — auch in Stuttgart beim nächsten Musikfest — zur Aufführung bringen will. Dann habe ich noch zwei Gesänge nach dem Altfranzösischen übersetzt, für den hiesigen Kustos Dr. Julius Meyer, welcher eine ganze Reihe von etwa 12—15 solcher alten Kompositionen demnächst herausgeben wird mit meinen Übersetzungen. Ich muß aber diese Sachen eigentlich völlig neu zur Musik hinzudichten — die alten Texte sind oft ein bißchen zu graß unanständig für unsre gemischten Liedertafeln. Siehst Du — das ist nur so ein geringes Auseinanderstrippeln der Schlinggewächse, welche den Baum meines rechten Schaffens, der Oper, umranken und aussaugen. —

Nun hofft man immer, und hofft, man wird lang leben, und da noch Zeit finden, alles einzuholen. Doch könnt' es nicht auch kommen, daß man früh stürbe? Da würde man schrecklich unfertig aus der Welt scheiden müssen! — Doch, seit mein Carl da ist, fühle ich mich wohler in dieser Kette der Geschlechter. Ich denke dann: Na, wenn er nur lebt und groß und alt wird, er kann vieles besser machen als sein Vater.

Ja, wir haben gute, lebensfähige Kinder, es sind beides ganz

rechte Menſchen. Der Carl gedeiht hier draußen herrlich. Mir bangt vor dem Augenblick, der ein Übel über das Kind bringen würde. Es iſt ein zu lieber Kerl. — — — — — — — — — Der iſt Ich, und die Dede[1] die Bertha, wie noch ſelten ſo genau etwas dageweſen iſt, bis ins Kleinſte. — Himmelsherzelchen, grüße Heſtermann tauſendmal, ich komme, ſo wahr ich lebe, bald einmal zu Euch. Ich muß etwas reiſen und Land und Leute kennen lernen!

Dein Peter.

635. An Carl Riedel.

Bogenhauſen, am 11. Oktober 1870.
Vom Samstag, 15. Oktober ab:
Gabelsbergerſtraße 19, part.

Mein lieber Riedel!

Mit der einliegenden Arbeit habe ich meine Ferien geſchloſſen. Es verſetzt mich in eine behagliche Stimmung, ſo mancherlei Gedeihliches fertig gebracht zu haben. Dieſe Weihnachtslieder ſind eine ſichere Nummer in meiner Lebenslotterie. Du weißt erſtens, daß ich ein Weihnachtskind bin und mich meine Mutter abends um 10 Uhr, am 24. Dezember 1824 zur Welt gebracht, nachdem ſie noch einige Stunden vorher mit einer Freundin auf dem Weihnachtsmarkt war, die, ganz in denſelben bedenklichen Umſtänden, ganz um dieſelbe Zeit einen Sohn zur Welt brachte, der heute noch lebt wie ich, und in Auſtralien oder Java eine Negerin heiratete, mit deren Sprößlingen er demnächſt als penſionierter holländiſcher Hauptmann nach Europa zurückzukehren gedenkt. Sodann ſind dieſe Lieder im Thüringer Wald entſtanden, der ganz wie ein großer Weihnachtsbaum iſt, mit ſeinen Rieſentannen und Fichten, als Weihnachtsgeſchenk derſelben Schweſter Eliſe, deren Namen ſie heute noch tragen. Seitdem ich ſie in ihrer erſten muſikaliſchen Verfaſſung 1859 von mehreren Stellen mit andern Dingen wieder zurückbekam (Breitkopf & Härtel — Schleſinger — Büſing und Weſſely), blieben ſie liegen, und habe ich zu den verſchiedenſten

[1] Spitzname ſeines Töchterchens.

Zeiten deren Umarbeitung überlegt, teils in Angriff genommen, bis die desfallsigen Gedanken so gereift waren, daß ich mir nun im August und Oktober das Nötige ganz behaglich am Klavier zusammenträumte. Nr. 1 ist aus einem Guß entstanden und blieb ewig unverändert, nur folgte ich Liszts Rat, es aus dem ursprünglichen Fis dur nach G dur zu transponieren. — Die Hirten und die Könige sind die völlig neu komponierten Stücke der Sammlung. Bei den Hirten änderte ich sogar an der Dichtung, die sonst in ihrer Naivetät immer unverändert geblieben, wie sie aus dem Herzen hervorgewachsen ist. Was ich geändert hatte, fand ich dann fast wörtlich in einem alten Notizbuch stehen, wo auch schon diese konzisere Fassung der kleinen Handlung im ersten Entwurf angenommen war. Auf die jetzige Behandlung der Könige bin ich durch einen Wink von Liszt gekommen, welchem meine erste Fassung (langsamer Marsch in H moll) etwas zu kindisch und spielerisch erschien, und er daher sagte: „Wissen Sie, Cornelius, Sie könnten da so was bringen, wie den Choral vom Morgenstern.“ Ich — nicht faul, machte den Morgenstern (wie Dräseke sagen würde). In Nr. 4 habe ich mir die acht einleitenden Takte hinzugesetzt, um bei der Einheitlichkeit der Tonalität durch das einsetzende H dur etwas zu erfrischen, welches auch zugleich mystisch die Stimmung des Hauptpunktes »Nunc dimittis, Domine!« enthält. Bei Nr. 5 ist die zweite Hälfte des Strophenliedes etwas umgearbeitet. In Nr. 6 ist Haupt- und Zwischenthema geblieben, die Form aber durchgreifend umgestaltet, so daß sich für diese Arbeit die Daten 1856 und 1870 ganz eigentümlich verschlingen. Nun gehen diese Dinge in Deine Hand über, wie alles, was ich von jetzt an loslasse. Sieh' einmal, ob Du dort den rechten Mann für sie findest — Fritzsch? Wenn man sie jetzt noch beim Stecher in Arbeit gibt, so kann man sie zu Weihnachten ankündigen, und ich dächte, sie könnten ein Geschäft sein und es mit den Jahren noch verbessern. Mit dem Allerweltsumfang, den sie haben und — o Riedel, armer, tausendfach durch mich geplagter und bis in die Träume geängstigter Freund! daß ich mich auch einmal dessen rühmen darf! — bei der Ausführbarkeit, die sie aufweisen, mein' ich, müßten sie sich verkaufen. Doch wie das nun auch

werde! Wenn Du es für beſſer hältſt, ſo laſſe ſie erſt manuſkriptlich einmal in einer von Deinen Matineen — jetzt um die Weihnachtszeit — etwa von einer Martini und einem feinen Klavierknaben aufführen! Was die Schönſchriften der Exemplare zu dieſem Zweck betrifft, ſo liquidierſt Du mir, verſteht ſich! die Koſten dafür. — Wie das nun auch werde, ich klammre mich jetzt an Leipzig und Dich, der neuliche Erfolg iſt mir wie Blut, das der Löwe geleckt hat.[1] Alles das trug dazu bei, mir den Abſchluß meiner Ferien ſehr zu erheitern und mir das Wiederaufnehmen meines Schuljahres, das mir mit jedem nahenden Tag ſchwerer als Alp auf der Seele laſtete, erträglich erſcheinen zu laſſen. Denn, was eine Hauptſache iſt, ich bin auch ein rechtſchaffnes Stück mit meiner Gunlöd weiter gekommen. Nachdem der „Stanislaus“ für Liſzt und Deine Chöre beendet waren, erſchloß ſich mir das unabſehbare Feld alter lyriſcher Pläne — unter denen einige ſehr liebgehegte ſind[2] —, vor allen aber drängte es mich zur Verwirklichung einer großen poetiſch-lyriſchen Tat, die ſich auch hauptſächlich an Dich und den Verein wendet und ſeit Deinen Anregungen des letzten Jahres aus früheren Plänen ſich konzentrierte — davon ſpäter! —, aber alles das wuchs mir über den Kopf und ich bebte bei dem Gedanken, Tag für Tag meiner Ferien ſchwinden zu ſehen, ohne meine Gunlöd weiter zu bringen. Da ſchwor ich mir „mit einem furchtbaren Eidſchwur, den nur Gott gehört“ (und meine Frau!), den ganzen September nicht mit Fuß noch Kopf von der Stelle zu weichen und mich ganz der Gunlöd hinzugeben. Geſagt, getan — ja ich ſpielte nicht eine Stunde Klavier — ich gab keinem Weihnachtslied Gehör, ſondern blieb ganz bei meinem Gegenſtand, ſo hatte ich denn auch die Befriedigung, mit dem 30. September die große Finalſzene meines erſten Aktes (Odin, Gunlöd und Chor) in der Klavierſkizze völlig zu vollenden, ſo daß es nun nur noch eine Woche Arbeit iſt, den erſten Akt, der in allen Motiven ganz komponiert iſt, zuſammenzuſtellen. Mit dieſem Brief habe ich auch den letzten Strich an den Weihnachtsliedern getan, und von heute abend

[1] Riedel hatte zwei ſeiner Trauerchöre aufgeführt.

[2] Unter anderm dachte er daran, G. A. Bürgers Gedicht „Das hohe Lied von der Einzigen“ zu komponieren und ſeiner Frau zu widmen.

ab, wo ich dieſe Sache auf der Poſt und auf gutem Weg zu Dir weiß, geht all mein Dichten und Trachten nur auf einen Chor für gemiſchte Stimmen, am liebſten vielleicht zuerſt das vaterländiſche. Denke Dir, daß ich Deinen Aufruf erſt ſeit geſtern in Händen habe, wo ich ſelbſt mir ihn bei Porges holte. Gedanken ſind zollfrei. — Sei mir nicht böſe! Ich werde die Sache nun durchleſen und denken und Dir meine etwaigen Gedanken darüber umgehend ſchreiben. —

Die Stelle mit dem Des in der „Glocke“ gehört natürlich zu den Sachen, die ich unter Deinen Vorſchlägen in Bauſch und Bogen angenommen hatte. Deine Idee mit dem doppelgeſchlechtlichen Solo ſpukte mir auch ſchon im Kopfe, ich glaube, das wäre eine Löſung! — Was Nr. 1 betrifft, ſo hat mir auch Dräſeke, dem überhaupt bis auf die „Glocke“, die ihn ſehr ergriff, nichts rechten Eindruck machen wollte, manches dran bemäkelt, beſonders das öftere Wechſeln in der rhythmiſchen Bewegung. Ja, ja, es iſt ſo ein Ding damit. Vielleicht opferte man das Fugato „doch wenn du dich ihnen verſchließeſt“ und gäbe dieſe ganze Stelle bloß harmoniſch übergehend zu dem „dann ergreift ſie der Sturm der Nacht!“ Wenn Dir was Gutes einfällt, ſo laß es der Sache zugute kommen, was das Lichten und Hervorheben betrifft. Auch alle Miſchungen mit Alt uſw. die ſich ja in der Aufführung ſo gut bewährt haben, ſollen als Anmerkungen oder ausgeführt mit in die Partitur gedruckt werden. Vielleicht könnte man vorderhand Nr. 1 beim Druck ganz weglaſſen, bloß ein Heft mit Nr. 3, 4, 2 und 6 geben und die Glocke etwa für eine andre Sammlung aufſparen, wo man ihr eine ähnliche — oder gegenſätzliche Nachbarſchaft geben könnte.

Teuerſter Freund! So wohne ich geiſtig ſchon bei Dir und in Leipzig, wer weiß, ob das nicht dennoch das leibliche Leben auch nach ſich zieht mit der Zeit. Grüße Deine liebe Frau herzlich von mir und Bertha, und habe Dank für alle Deine Liebe und Sorge um mich!

Dein Cornelius.

636. An Theodor Ratzenberger.

München, den 6. November, Sonntag (1870),
Gabelsbergerſtraße 19.

Lieber Theodor!

Herzlichen Gruß zuvor und die Verſicherung aufrichtiger Teilnahme an Deinem Leben und Wirken. Was iſt denn das? Du bereiteſt mir da verſchiedene Überraſchungen über die ich mich erſt einmal eines längeren auslaſſen muß. Du ſendeſt mir eine Kiſte prächtiger Zigarren, die ich ſeit dem erſten Tage mit Leidenſchaft rauche (und ich darf Dir wohl nicht erſt verſichern, daß ich die Kiſte viel früher aufgemacht habe als Dein Paket) und ſagſt mir ſo ganz nebenbei, daß Du mir noch Ähnliches ſchicken willſt. Wie kommt denn das? Iſt das jetzt unter den Künſtlern Sitte geworden, daß ſie ſich gegenſeitig Zigarren ſchicken? Dann entſchuldige nur, daß ich ſolange Zeit ganz im Rückſtand geblieben bin! Ich kenne ja dies Verfahren noch gar nicht! Ich bin darin ganz Neuling. Ich muß doch einmal nächſtens an unſern Freund Walbrül ſchreiben, warum er mir denn gar keine Zigarren ſchickt? — Sodann habe ich mir immer Freundſchaftszigarren ganz anders vorgeſtellt; ich dachte immer, man nähme dazu eine geringere Sorte, weil es ſonſt zuviel koſte, da man ſo viele Freunde hat, und rauchte die beſſeren als Erſatz, wenn man einmal in einer trüben einſamen Stunde gar keine Freunde hat. Ich habe Dich im Gegenteil dringend im Verdacht, daß Du für Dich allein Dich auch wohl einmal mit einer ſchlechteren Zigarre begnügſt, als die Freundſchaftszigarre iſt, die Du mir zugeſendet haſt. Wie alt biſt Du jetzt ſchon, lieber Theodor, und wie ſteht es mit Deiner Geſundheit, von Dir kann man im gegebenen Fall noch ſonderbare Dinge erleben. — Oder iſt vielleicht Deine liebe Frau eine reiche Erbin, oder bekommſt Du in Düſſeldorf einen Dukaten für die Stunde? Oder haſt Du Dich vielleicht durch Intriguen in den Beſitz jener angeſchwemmten holländiſchen Güter zu ſetzen gewußt, welche ich noch immer vergeblich erwarte, und welche meiner lieben Bertha doch eigentlich durch den Zweig Perponcher[1] rechtmäßig gehören?

[1] Die Großmutter ſeiner Frau war eine geborne Gräfin Perponcher.

Und während Du nun in den ſchmählich geraubten Reichtümern ſchwelgſt, ſagſt Du wohl lachend: Ich muß dem armen Kauz doch wenigſtens einmal ein Kiſtchen Zigarren ſchicken, daß er meinen Edelmut preiſt, während ich ſeine „doppelten“ verpraſſe!

Doch mein kurzer Sonntag lebt bereits von ſeinen letzten Strahlen, und ich möchte mich gegen abend noch durch irgendein großes Werk unſterblich machen. So kann ich nicht mehr den Humor ſich ſo breit machen laſſen, wie ich möchte, um eine Stunde mit Dir zu verplaudern, als wenn wir beiſammen wären. Nur noch eines. Nichts konnte mich eigentümlicher berühren als Deine Anrede mit „Sie“ und „Hochverehrter Herr“. Meine ich doch den Wein noch auf der Zunge zu fühlen, bei dem wir Brüderſchaft getrunken haben, und weiß ich doch, daß Du perſönlich hier öfter bei mir warſt, und wenn Du mich damals „Sie“ genannt haſt, ſo müßte es mit meinem Gedächtnis ſchlecht ausſehen.

Mittwoch abend, 16. November.

Es iſt mir wirklich erſtaunlich leid, daß ich mit Deiner ganzen Affäre ſo in die Bredouille gekommen bin. Ich nehme es mit meiner abſcheulichen Lehrtätigkeit dieſes Jahr ſtrenger als je, und habe mir deshalb ſo viel Arbeit auf den Hals geladen, daß mein ganzer Tag davon in Anſpruch genommen iſt. Dann habe ich gerade in dieſer letzten Zeit an einem Beethovenlied eigner Dichtung und Kompoſition[1] die Abende zugebracht, und bis ſo etwas eben gedacht, gedichtet, in Muſik geſetzt und — ins reine geſchrieben, ſogar mit Vortragsbezeichnungen verſehen iſt — vergeht die liebe Zeit, beſonders wenn man nicht in einem Zug daran arbeiten kann, ſondern um die ſpäteren Abendſtunden jedesmal die Stimmung dazu hervorzaubern muß. Deine Zigarren und ein Fläſchchen Arrak von meiner Schwiegermutter haben gute Dienſte dabei getan. Doch ehe ich mich wieder in das unnötige Schwatzen verliere, endlich einmal zur Hauptſache, zu Deinen Kompoſitionen.

Du wirſt da wenig Tröſtliches von mir hören. Ich bin ein böſer Hund im Beurteilen von andrer Leute Dingen. Ich ſollte

[1] „Das war vor hundert Jahren.“
Siehe Geſamtausgabe Gemiſchte Chöre.

nur lieber vor meiner eignen Türe fegen und mich an meiner eignen Nase zupfen. Aber ich habe ein so neidisches Herz und ein so nachtschwarzes Gemüt! Wenn ich so ein Ding vornehme, so lasse ich kein gutes Haar dran, so daß ich mich nicht einmal damit ausreden kann: „Ich hab' ein Haar drin gefunden", denn ich habe ja keines dran gelassen. — Ich habe den Urfehler, überall den höchsten Maßstab anzulegen, nicht zu fragen, ob das von Herrn Ratzenberger oder von Herrn — Rheinberger hätt' ich bald gesagt — ist, und was man etwa von dem Mann verlangen kann oder nicht. — So geht es mir vor allen Dingen mit Deinem Konzert. Ich kann das nur als Studie betrachten, noch nicht als wirkliche Komposition, als Musikdichtung. Es ist eine formale Übung, als solche für Dein Talent sprechend und Interesse erweckend, aber ich finde da auch noch nicht ein ausgegorenes, erlebtes, durchgefühltes Thema drin, das so da stehen muß, wie es steht, das etwas von dem Thüringischen Bauernbuben und Kernmenschen in sich hätte, der in Dir steckt. Ich seh' Dich ewig in der Coudray'schen Stube, wie Dich Walbrül zu mir brachte, weiß noch, wie ich mich über Deinen kernigen Anschlag freute, sehe Dir die großen Tränen in den Augen stehen, als die beiden „Alten" Dir zu Herzen sprachen. Von dem allen ist mir in Deinem Konzert noch nicht die rechte Spur. Laß Dich dadurch nicht irren oder betrüben. Der Weg zu uns selbst ist am schwersten zu finden. Du, ein Liszianer, kommst mir da mit einem so abgestandenen Klaviersatz?! Nein, das kann ich mir nicht gefallen lassen. Auch in der Instrumentalbegleitung, geschweige denn in dem poetischen Aufbau des Ganzen ist noch nicht der Atem Deines innersten Wesens, es ist da noch nirgend etwas, woran man Dich packen könnte und sagen: Aha, Theodor, hab' ich Dich?! Dagegen gefallen mir unter Deinen gedruckten Sachen das späteste Heft, „Abendlied" und „Präludium" recht gut, das ist freilich auch schon spätere und reifere Arbeit als das Konzert; das Abendlied hat gediegene Melodie und das Präludium orginellen Klaviersatz. Wenn Du das Konzert in Holland spielst, oder irgendwo, wo Du behufs Postogreifen in einer Stellung Dich als Spieler und Komponist einführen willst, so wird man Dir mit Recht ganz Anerkennendes darüber sagen, aber —

mir kommst Du mit so was nicht. Ich würde diese edle Aufrichtigkeit nicht an Dich wenden, wenn mich nicht aus all Deinen Dingen eine frische Kraft anmutete, die mir wohl tut.

Ob es nun so jammerschade ist, daß ich Dir Deine Lyrik nicht schneller zurückgeschickt habe, damit doch ja der Verleger in Leipzig etwas zu drucken hat, und damit doch ja Deine liebe Frau ein Heft Lieder von Dir auf dem Weihnachtstisch findet, weiß ich auch nicht. Sei doch nicht so eilig, Knabe! Warum denn alles gleich drucken lassen? Du kennst doch die Geschichte von jenem Verleger, der seine Sprechstunde für alle auf eine bestimmte Zeit ansetzt, nur nicht für Liederkomponisten. Schwindelt Dir nicht auch, wenn Du die tausend Namen liest, womit die bekannten „drei Lieder" in den Zeitungsannoncen sich ewig frisch und neu wieder schmücken? Heute Müller — morgen Schmidt — aber es bleiben ewig die drei selben alten Lieder. Ich kann mir nicht helfen, aber wenn ich Lied sage, so denk' ich an Schubert, Schumann, Franz, und wenn ich dann in meinem Machwerk nicht irgend etwas sehe, was neben und trotz diesen Gewaltigen sich selbständig zu behaupten vermöchte, so laß' ich's lieber dabei bewenden. Unter Deinen Liedern erregt mir nur das Abendglöckchen ein rechtes Interesse, und da ist mir bei alledem wieder der vorherrschende, durchgehende Orgelpunkt schon wieder eine Art überwundener Standpunkt. Mich dünkt fast, bei so einem Ding komponiert das hohe B mehr als der Geist. Man schmiegt sich gern in diese Kette, und würde vielleicht frei und mit dem Schwert in der Hand nicht so viel ausrichten denn als zartes Vögelchen, das an dem goldnen Bändchen von einem hohen B so lieblich angebunden ist. — Noch eine Gewissensfrage, Freund! Ist nicht die Lyrik Heines bereits etwas tempo passato? Welch ein schönes Gedicht sind die „blassen Leichen", und dennoch! — So empfand der beste, der dichterische Genius, in den erschlafften Jahren nach den Freiheitskriegen. Aber heute? Heute, mein' ich, muß ein gesündres, auch etwas dem Materiellen Rechnung tragendes Element in der Lyrik geboten werden, etwas Goethe-Bürgerartiges, etwas, dem man anfühlt, daß man doch auch weiß, wie die Kinder auf die Welt kommen. Warum aber die gesteigertste, musikalischste Strophe auslassen? „Ich

möcht' ſie nur einmal" uſw., war Dir das ſchon zu ſtark, Du gutes Thüringiſches Mondſtrahlelfenkind? Es iſt da offenbar eine Lücke. Dieſe Lieder von Heine ſind große Meiſterwerke, da möchte Streichen ſchwer ſein! Aber alles in allem genommen: das Lied von Dir iſt keine Wiederdichtung! Es ſind leidenſchaftliche Klänge und Akzente, die aber nirgend zu einer rechtſchaffnen Melodie werden, zu etwas, das muſikaliſch auch nur entfernt ſo melodiös klänge wie etwa die Worte: „Was bedeutet mein ganzes Leben, wenn ich ſie nicht lieben ſollt?!" —

Ich kann mir denken, wie Du ſo lebſt. Als ein bewunderter Klavierſpieler, der da ſo manche Enthuſiaſten und Enthuſiaſtinnen für ſich gewinnt. Es iſt verflucht! Mich dünkt, in ſolchen muſikaliſchen Kreiſen herrſcht leicht im übrigen eine gewiſſe Oberflächlichkeit, die einem mit gefälligem — wohlfeilen — Lob den rechten Maßſtab für ein tieferes Streben entwindet. An Deiner tiefen Verſtimmung gelegentlich des Konflikts, in welchen Dich Bülow hier über das Es dur-Konzert mit Dir ſelbſt brachte, habe ich mit Freude die echte Künſtlernatur in Dir bewährt und vorhanden gefunden. Alſo, Freund — geh' in Dich — das klingt ſo ſcherzhaft, ſagt aber alles! Vertief' Dich, ſuche Dich ſelbſt! Sieh in Deinem Innerſten nur die Kunſt, die ewig bleibende, nicht den vergänglichen Augenblick. Wachſe! Reife! Nähre Dich an den reichen Quellen großer Poeſie, Muſik und Kunſt, Philoſophie und Äſthetik. Es ſteckt was in Dir — heraus damit!

Teurer Freund! Nimm alles das, wie es geboten iſt, mit und aus ungetrübter Seele. Wer weiß, ich beſuch' über kurz oder lang ja doch einmal wieder meine Schweſter — Du lebſt nahe dem Grabe meiner Mutter! — oder Dein unruhiger Geiſt führt Dich unverſehens einmal wieder in meine Nähe. In beiden Fällen auf ganze und volle Stunden! da mein Anteil für Dich nun ſo ſehr gewachſen, ſeit ich einen tieferen Blick in Dein Schaffen und Wirken getan. Behalt mich lieb!

Dein Cornelius.

637. An Carl Riedel.

München, Mozarts Todestag, 1870,
Gabelsbergerstraße 19.
[5. Dezember.]

Teurer Freund!

Nur zwei Worte. Herzlichen Dank für Deinen Brief und für Deine gute Meinung vom Beethovenlied, für das ich eine Schwachheit habe. — Weißt Du, das ganze Lied ist aus den Beethovenschen Brocken entstanden. — In Bogenhausen spielt' ich mir einmal die dreimalige Schlußpointe mit großer Wärme vor — da war das Lied im Geist fertig. In München sucht' ich mir dann meine Worte zum Thema, zu diesen die erklärenden Strophenzeilen, und diese setzt' ich dann in Musik. Wenn irgendwo, so ist hier Text und Musik zugleich und nur aus einem musikalischen Grundgedanken entstanden. — Ich habe Fritzsch geschrieben, daß er's einmal bei Dir kennen lernen möchte. Den Prolog — gut oder schlecht — erhältst Du nächsten Samstag, weil ich den Feier-Donnerstag zur Arbeit noch brauche.

Über das Wagnersche Buch möcht' ich Dir viel sagen. Nein, daß er diesem erhabnen Haydn den Bedientencharakter aufzwängt,[1] um seinen Beethoven zu steigern — — usw. usw. — — Shakespeare — Beethoven — das Heilige, was noch größer ist als das Künstlerische — also geschrieben zu Luzern, wo beides beisammen. Grüße Deine Frau, blüh't und wachset!

Dein und Euer

Cornelius.

[1] Gemeint ist die Charakteristik Haydns in Wagners Schrift „Beethoven" (1870). Vgl. R. Wagners Gesammelte Schriften und Dichtungen, Band IX S. 108.

638. Tagebuchblatt.

Wilhelm Cornelius, geboren am ſiebenten Dezember 1870, im Beethovenjahr und Beethovenmonat um 3 Uhr des Morgens. Wiegt ſieben Pfund.

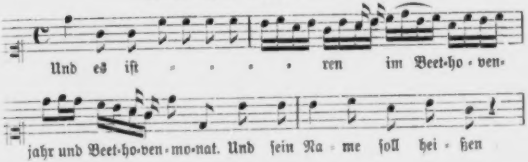
Sommerkind, Herbſteskind, Winterkind,
Des Liebefrühlings Angebind.

Gott hab' Dank!

639. An Carl Riedel.

München, am 8. Dezember 1870.

Mein lieber Riedel!



Wilhelmchen
Seligkeit,
Wie deutſchen Reiches
Sieggekrönter Kaiſer.

Um drei Uhr morgens, am 7. Dezember. Im Monat Chriſtus, Beethoven und ſeines armen Vaters, den Gott ſehr ſelig hat! Bertha iſt wohl, mein Bub' iſt ein Siebenpfündner, trinkt auch ſchon!

Seid gegrüßt von

Deinem Cornelius.

Wagner an Cornelius.

Χαῖρε!

Gratulator ego tibi ex intimo animo meo! Epistola tua multum gaudium mihi originavit propter amorem linguae latinae et latinitatis — universaliter dictum — qui obsedit animam meam.

Caeterum censeo, bellum non esse timendum, quia prolificatio hominum progredit valde satisfaciens. Salveat et florescat Guilelmus tuus, clamator proelii, bibator vitae lactis. Victor pacificans ei tendit manum. Mater matrem salutat et communicat gaudium suum congratulatione cordiale.

Longe volebam tibi scribere sed semper aliquid venibat me turbare. Hodie lingua mihi soluta est per epistolam tuam admirabilem. Iudex et Cosima faciunt multam musicam, exempli gratia sonatas cum violino Beethoveni etc. Ego instrumento partiturus nibelungiensis et continuo veram artem pellere. Spero te videre in vere proximo proficiscens in Regnum teutonicum. Im übrigen bin ich nicht so versessen auf das Lateinische, daß ich nicht noch auf Allemannisch sagen sollte, daß ich oft und gern an Dich denke und herzlich wünsche noch einmal mancherlei, wozu wir Anlage haben, lebendig vorwärts bringen zu können. Mit den freundschaftlichsten Grüßen wollen wir gemeinschaftlich von diesem Jahre scheiden und des gemütlich frohen Ernstes uns erinnern, in welchem wir in ihm unsrer gegenseitig eingedenk waren.

Leb' wohl und sei glücklich.

Dein Richard Wagner.

Triebschen, 22. Dezember 1870.

640. Tagebuchblatt.

Bis heute — den 25. — hörte ich von Riedel kein Wort, weder über Beethovenlied noch Prolog, trotzdem ich ihm die Geburt Wilhelms gemeldet und am 20. meinen „Freund Hein“[1] nach Beethovens lydischem Choral als Papierschnitzel mit einem kurzen Brief geschickt hatte. Überdies verdarb mir Fritzsch den Spaß mit den Weihnachtsliedern. Aus übergroßem Eifer hatte er Vignetten zum Titelblatt bestellt, die, unter uns gesagt, scheußlich und geschmacklos ausfielen, und so verzögerte sich die Sache, daß ich heute noch nicht

[1] „O Welt ich sag Dir gern Ade.“
Siehe Gesamtausgabe Gemischte Chöre.

im Beſitz der Lieder bin, und daß ſie ſo recht im eigentlichſten Sinne post festum kommen. Das war mir eine recht heilſame Lehre! Daß man ſich nicht an ſolche Äußerlichkeiten hängen ſoll. Es verdarb mir hundertmal die Stimmung in dieſer ſo herrlichen Zeit, daß ich jedesmal auf des Briefträgers Kommen lauſchte und ſo recht nach dieſem Tröpfchen Erfolg lechzte. O Pfui! Hänge ich und was ich bin, davon ab, ob ein paar Kleinigkeiten in Leipzig Glück machen oder nicht? Leipzig kommt dadurch in Ungnade bei mir, das iſt alles und vielleicht in mancher Hinſicht ſehr gut.

Hab' ich doch trotz alledem das ſchönſte Weihnachtsfeſt meines Lebens gefeiert, mit meinem Neſt voll Kindern und der Mutter und „Amme“ dazu. Die Kinder waren himmliſch am Baum: es war wie ein Märchen! — — —

Ich hatte in den Tagen vorher ein paar Briefſchulden erledigt, ſo an die Fürſtin, und hatte an Wagner einen ſehr gutgelaunten und wohlgelungen zu nennenden lateiniſchen Brief losgelaſſen. Darauf kam nun unverzüglich nachſtehende Antwort, welche gerade ſo recht glücklich in die Freude der Beſcherung hineinplatzte.

Ich antwortete ihm ſofort!

Chriſtabend! — Reich ward ich beſchenkt
Mit allem, was man nur erdenkt;
So auch mit Briefpapier zu Hauf,
Es ging 'ne Welt von Briefen drauf.
Da fühl' ich recht mich hingezogen
Zu widmen Dir den erſten Bogen,
Dir meines Herzens Dank zu weih'n
Für Dein erhabenes Latein,
Mit dem Du grad' zu rechter Zeit
In all die Weihnachtsfröhlichkeit,
Als alle höchſte Luſt entfacht,
Das Beſte noch hinzugebracht.
Das biſt nur Du, das iſt nur Dein
Im lieben Deutſch, wie im Latein[1]

[1] Hier brechen die Verſe ab, die im Tagebuch zudem durchgeſtrichen ſind,

Leider iſt es mir doch nicht gut möglich, meine Antwortreime ſo wieder herzuſetzen, wie ich ſie gegeben. Bleib' es dabei! Sie waren nur für ihn, und ich bin gewiß, ſie haben ſeinem Gemüt wohlgetan. —

641. An Franziska von Bülow.

[Ende Dezember.]

Frau von Bülow[1] erzählt ihrer lieben Tochter:

Denk' Dir nur, was ich heut' geträumt,
Als kaum der Schlaf mein Aug' umſäumt:
Es war ſchier dämmrig im trauten Stübchen,
Die Tür ging auf! herein trat ein Bübchen,
Das ſtellt' ſich zu meines Bettes Füßen
Und ſprach: „Guten Abend: ich ſoll Sie auch vielmals grüßen!"
„„Grüßen? Was ſagſt Du, kleiner Infant,
Du biſt mir ja weltfremd und unbekannt;
Wer biſt Du denn, winziger Homunculus?""
„Ei, ich bin ja das Wilhelmchen Cornelius!
Ich bin erſt geboren ſeit kurzer Zeit,
Und muß doch ſchon wandern und fliegen ſo weit,
Weil meine Eltern ſo gern gewollt,
Daß ich Dich ſelber begrüßen ſollt';
Da kam ich denn bis in Deinen Traum,
Ich glaube, Du nimmſt mir's wohl übel kaum."
„„Du lieber, lieber Junge, o nein!
Sollſt tauſendmal willkommen ſein!
Und ſag' mir, wann biſt Du denn geboren?""
„Des Morgens um drei, es hat ſehr gefroren;
Doch ſchien der Mond in aller Pracht
In der herrlichen Dezembernacht."
„„Und weißt Du das Datum denn auch genau?""
„Am ſiebten Dezember, Du gute Frau!"
„„Am ſiebten? Und heut' erfahr' ich das erſt?""

[1] Hans von Bülows Mutter.

„Ja wenn Du nur ſo weit nicht wärſt,
Die Mutter kommt ja jetzt nicht zum Schreiben,
Und der Vater hat tauſenderlei zu treiben,
Drum bin ich in Deinen Traum gekommen,
Da haſt Du's nun von mir ſelber vernommen."
„„Und ſag' mir, liebes kleines Ding,
Wie denn nur alles damals ging?""
„Ja weißt Du, der Vater war fortgerannt,
Und nur Tante Axel war zur Hand,
Und eh' viele Minuten vergangen waren,
Kam ich ſchon mit dem Storch gefahren.
Nun trug mich der an einem Band,
Darin hatt' ich mich ganz verrannt,
Ich war ſo drin verſtrickt und umſchlungen,
Das hätte faſt mich umgebrungen;
Auch war es kalt zum Haarausrupfen,
Ich holte mir, weiß Gott, 'nen Schnupfen.
Die Tante war ganz deſperat,
Die Mutter glaubte in der Tat,
Der Storch hätt' noch ein Brüderchen gar,
Es heißt, das wär' ſo ein Zwillingsjahr.
Doch wie der Storch den Schnabel ſchlug,
Zu zeigen, es wär' für diesmal genug,
Da kam der Vater zu rechter Zeit
Und hatt' auch den Doktor in ſeinem Geleit.
Da wurd' ich befreit von allen Gefahren,
Der Storch wollt' wieder von dannen fahren;
Ich weiß ja ſchon alle Melodien,
Da ſang ich aus dem Lohengrin:
Horch auf, mein lieber Storch, o horch,
Nun ſei bedankt mein lieber Storch;
Wenn ich dich ſpäter einmal brauch',
Gelt, lieber Storch, dann kommſt du auch?
Da klappert er und ſchlug die Flügel
Und flog davon ohne Zaum und Zügel.
Ich aber fing gleich an zu ſchrei'n,

Zu trinken, ſchlafen und lebte mich ein;
So kam ich zur Welt, ſo macht' ich mir Raum,
So kam ich auch in Deinen Traum.
Nun ſchwing' ich wieder mich nach Haus,
Sonſt ſchilt mich meine Mutter aus;
Auch wie ich eben durch's Fenſter geſchaut,
Wie da der Himmel voll Sternen blaut,
Und ich ſah die Milchſtraß' droben flammen,
Da lief mir das Waſſer im Mund zuſammen.
Leb' wohl, Du ſollſt gegrüßet ſein!
Fort, fort, ſonſt fang' ich an zu ſchrei'n."
Da ſchrie er wirklich, der kleine Kujon,
Da wacht' ich auf — da war er entfloh'n —
Wie ärgerlich — da war's vorbei —
Sonſt hätt' ich gefragt noch mancherlei —
Ob denn die Mutter ſchon wieder auf?
Ob auch ſchon war die heil'ge Tauf'?
Oder ob der Heiden-Paſtor
Wieder warten muß, wie das Jahr zuvor?
Wie's denn mit den Geſchwiſterchen iſt,
Was alles beſchert der heilige Chriſt?
Ob's denn mit der Gunlöd weiter geht?
Wie's denn überhaupt in München ſteht?
's iſt ja doch wirklich ärgerlich,
Daß die Leut' ſo gar nicht denken an mich;
Nach allem, wie man ſo rechnen mag,
Muß ja wirklich ſchon vorbei ſein der Tag.
Doch ſo geht's — wen man aus den Augen verlor,
Den vergißt man bald — l'absent a tort!
Doch ſtill — da klingelt's — ein Brief? Laßt ſehn!
München — gib acht — in Erfüllung gehn
Die Träume noch — nein wirklich — da muß
Ich doch lachen! — — — „Von Ihrem Cornelius."

642. An Carl Riedel.

München, den 29. Dezember 1870,
Gabelsbergerstraße 19.

Vivat annum Domini
Septantem et uno!
Vivat Riedel Jupiter
Con uxore Juno!
Vivant cum infantibus
Felix et beatus!

Etiamvis sit Prologus
Casum in infernum
Nostra amicitia
Durat in aeternum!
Et qui tibi, filium,
Venit in auxilium
Vivat doctus Marbach!

Quis est temerarius
Qui possit certare
Cum sorte et quis Fato
Bellum annunciare?
Non es in criminibus
Et non debes crinibus
Singulus extrare!

Heu! quoties commemorem
Te commiserante
In tantis suppliciis
Pauper Musicante!
Totus esset licitum
Sed abnormem suicidium
Id est nimis crude!

Deus det ut vigor sit
Tuum non exhaustum,
Det tibi in artibus
Sortem bonum, faustum!
Det tibi, Carissime
Nervos validissime
Sicut nervos lyrae!

Domus mea bene est
Floret Guglielmus
Lactat lactem valide
Crassus carus Schelmus!
Saluto cordialiter!
Sylvestre pocaliter
Juro te amorem!

Petrus.

643. An Carl Riedel.

München, den 3. Februar 1871.

Mein lieber Freund!

Heisa juchheisa! Vivat hoch! trallerallera! Das sind ja gute Nachrichten! Sieg! Da capo! Ich war ja ganz außer mir! Ich hätte mir es ja auch nicht gedacht, daß diese Weihnachtslieder

so viel Glück haben würden. Doch freilich, innerlich hänge ich doch sehr an ihnen, weil ich den notwendigen Lebenspuls in ihnen fühle, dem sie ihr Entstehen verdankten und dem sie dann auch in Gottesnamen ihr Bestehen danken mögen! Sie sind nicht gemacht, sie sind geworden — wo das auch nicht wäre, wär's mir nicht wohl in meiner Haut, wie es mir doch ist. Heute morgen habe ich an Fräulein Mühle geschrieben, und auch an Herrn Dröne-wolf. Denn bei diesen Liedern hat der Begleitende seine gute Hälfte am Dank in Anspruch zu nehmen. Ist's nicht? — Nun muß ich Dir aber auch danken, unermüdliches Vieh! Lastvieh! Mit Dir fängt ja wahrlich eine zweite bessere Hälfte meines künstlerischen Lebens an! Ich habe das auch neulich ausdrücklich in einem Brief an Wagner hervorgehoben. Hättest Du hier die Stellung, die andre gehabt haben, mein Cid, mein Barbier wäre ja längst hier gegeben, und damit meine Stellung der Welt gegenüber eine ganz andre. — Schon daß Du Dich nicht hast abschrecken lassen, den ganzen Zyklus zu geben, ist echt künstlerisch. Und was mir besonders ein wahrer geistiger Kitzel ist, das ist die Eleganz und famose Richtigkeit, womit das Programm den Text wiedergab. Ach, wie das wohltut. Und Du glaubst nicht, wie sympathisch es mir war, dem F moll-Quintett von Brahms vorauszugehen. Ich habe das Werk in Wien, ich möchte fast sagen, entstehen sehen, Brahms spielte es zuerst aus dem Manuskript für zwei Flügel mit Tausig: Ich liebe das Werk sehr, besonders den ersten Satz und das liebliche As dur-Andantino des zweiten.

Jetzt nur in der Eile noch ein wichtiges Wort. Bleibe fleißig an der Umschau, wie und wo in Leipzig ein fester Fleck für mich ausfindig zu machen wäre, selbst wo dort in der Nähe, und wenn es so eine Musikdirigentenstelle in Zittau oder so wäre. Oder in Leipzig als Korrektor bei so einem Brockhaus oder so.

Es wird dunkel, ich schreibe Dir bald einmal mehr darüber. Einstweilen laß Dir's gesagt sein. Ist doch der arme Böttger[1] auch in Gohlis gestorben, das sehe ich gar nicht ein, warum ich nicht auch in Gohlis sterben soll. — Nur in München möcht' ich

[1] Adolf B., Dichter 1815—70.

weder auf dem südlichen, noch auf dem nördlichen Kirchhof liegen (sündlichen noch mördlichen). Also später mehr davon.

Bertha und Kinder grüßen den guten Da capo-Onkel und sein ganzes Haus!

Dein Cornelius.

644. An Carl Hestermann.

Sonntag, 26. Februar 1871.

An meinen Hestermann.

(Zum Geburtstag.)

Die schönste Kirche, die ich sah,
In got'schem, byzantin'schem Stil,
Ich sah ja deren oft und viel
Daheim und draußen, fern und nah;
Der schönste Tempel — in Athen
Ist kein so herrlicher zu sehn —
War heut' mein Haus, mein kleiner Saal,
Zwar ohne Säulen und Portal
Und ohne Krypte, modergrau,
Und ohne stolzer Türme Bau
Und ohne Giebel marmorblaß,
Mit Bilderschmuck von Phidias,
Nein, wie ein deutscher Götterhain
Geschmückt nur mit der Sonne Schein,
Statt des Altares, golden stolz,
Ein Tischlein nur von schlichtem Holz,
Und statt der ew'gen Ampel Licht
Der lieben Hausfrau Angesicht,
Ein Stuhl nur an der Kanzel Statt —
Und doch ein wahrer heil'ger Gral,
Geweiht von Wundern ohne Zahl,
Als Wilhelm, unser Herzensblatt,
Die Taufe drin empfangen hat.

Der kleine Burſch' war ſo ſeriös!
Da gab's kein Schreien, kein Getös,
Im weißen Kleid mit blauem Band
Benahm er ſich wie ein Infant.
Und als der heil'ge Geiſt im Strahl
Ihn grüßt', da lacht' er ganz jovial,
Als dächt' er: Brüderchen nur zu!
Wir beide ſind ja du und du!
Und die Gemeinde rund herum
War über alle Maßen frumm,
Die Tede, die den Schnuller blies,
Auch nicht ein Wörtchen hören ließ,
Der Carl hat nicht einmal geſchnauft,
Als wollt' er lernen, wie man tauft,
So herzlich lauſchend hört' und ſah
Er Pfarrers Wort und Praktika.
Die Atzel, die demnächſt, gib acht!
Das Hebammenexamen macht,
Iſt auch im Patenſtehn gewandt,
Das lernte ſie ſo unter der Hand!
Sie ſtand im Strahl der Sonntagsſonn',
Wie die ſixtiniſche Madonn'!!
Ich, als gemiſchter Eheſtand,
Hielt fromm mein Weibchen an der Hand.
Die übrige Gemeinde war
Beim Kinderpaar das Mägdepaar.
Zwei hübſche Dirnen, ein Genie
Von Maler, der's recht wüßte wie,
Könnt' ſie als Studie nutzen aus,
Poſaunenengel macht' der draus!
Die führen *auch* in Luſt und Weh
Ein Leben in gemiſchter Eh;
Katholiſch proteſtantiſch hätt'
Kaum einen Sinn in *einem Bett*;
Ob *die* katholiſch ſich bekreuzt
Und *die* ſich proteſtantiſch ſchneuzt,

Ja, wär', ſolang die Sonne lacht
Ein dreißigjähriger Krieg entfacht,
Es würde doch gen Mitternacht
Geſchloſſen der weſtfäliſche Friede.
Auch eint ihr Glaube ſich im Liede,
Zweiſtimmig ſingt dies Mädchenpaar,
Wie Sängerinnen kaum fürwahr
Mit fünfzig Gulden Spielhonorar. —

So war's in meinem Tempelbau,
So die Gemeinde, Mann und Frau
Und Kind und Magd und Schwägerin
Und obendrein voll Geiſt und Sinn,
Ein Menſch von kernig echten Schnitt,
Der Pfarrer, faſt ein Pfarrer Schmitt![1]
Der Mann heißt Fetzer, lieb' und ehr'
Den Mann, ihm zur Geſundheit leer'
Ein volles Glas! Und denk' Dir nur,
Der führt mich auf der Taufkunſt Spur;
Ich bin kein Prieſter — weit entfernt!
Doch das hab' ich ihm abgelernt!
Wie ich das heute nützlich find'
Für Dich, Du neugeboren Kind,
Dich tauf' ich gleich beim heil'gen Geiſt
Mit hundert ſchönen Namen dreiſt.
Dich tauf' ich: Freund! Weil Du das biſt,
Tauf' ich Dich: Heilger! Guter Chriſt!
Dich tauf' ich: Vater! Edelſtein!
Dich tauf' ich: Ausſtich! guter Wein!
Dich: beſte Sorte! Anno Elfer!
Dich: treue Seele! Rater! Helfer!
Dich tauf' ich endlich: Suſerich!
Großvater unſres Emmerich!
Zu Dir ſteh'n alle wir als Paten,
Die Bertha, Atzel, wohlgeraten

[1] Proteſtantiſcher Geiſtlicher in Mainz, Freund der Familie.

Mein Kinderkleeblatt; Siegeslauf
Sei unsre Fahrt zu Deiner Tauf'!
Und bist Du folgsam, brav, gelehrig,
So taufen wir Dich: hundertjährig!

Dein Peter!

645. An seinen Bruder Carl.

München, Ostermontag 1871.

Lieber Carl!

Ich muß Dich dennoch mit den Deinigen zusammen reisen lassen, ohne mich anzuschließen. Wir haben eben zwölf Tage Ferien gehabt, sie sind mit morgen zu Ende; da erst noch einmal auf eigne Hand mir neue Ferien zu machen, während meine Schüler mit peinlicher Eile sich aus den verschiedenen auswärtigen Heimaten wieder auf der Eisenbahn herrollen ließen, um nur ja keine Stunde zu versäumen, das bringe ich nicht mehr fertig, dazu habe ich bereits zuviel Schulstaub geschluckt! Und wir müssen es zugeben, wir haben sehr andauernde, breite Herbstferien, in denen sich etwas unternehmen läßt. Du selbst, der Du eine so freie Stellung hast, und dem alle Lehrstühle der Welt offen stehen, und der Du zuletzt auch im schlimmsten Fall sogar noch sagen kannst wie Meyerbeers Tochter, wenn sie Klavier spielte, daß sie es eigentlich nicht „nötig" hätte, Du richtest Dich doch auch nach Deinem schwarzen Brett, und wirst nicht gerade Deine Reise antreten, wenn Du eigentlich schon wieder lesen solltest. Du bist außerdem jetzt der Matador und Du kannst Dir schon eher „was herausnehmen." Ich bin in meiner Schule völlig vereinzelt, völlig verloren, man hat nie jemand in eine unglücklichere Stellung hineingepreßt, als mich dort. Herrn von Perfall habe ich im Laufe dieses Jahres einmal gesehen — soll ich Dir die Skala der übrigen durchlaufen? Ich bin als ein verlorener schwacher Hauch, der in dieser Luft nicht zu dem Sturm anwachsen kann, der er sein müßte, unter dies musikalische Pharisäertum hineingekeilt, in welchem Deine Freunde, Professor Schafhäutl und Riehl

und mein Freund, Herr Dr. Kuſtos Meyer, die Hoheprieſter ſind.

— — — —

Nun komm' ich hier in München zu keinem grünen Zweig, und das iſt für einen Künſtler das allerſchlimmſte. Hier iſt mir die Suppe einmal verſalzen. Aber was hülfe es mir da, die ſaure Frucht von geſtohlenen Ferienfreuden zu genießen, mit dem Alp meiner Schulwände auf der Seele? — Laß mich ſtill meinen Gang gehen. — Ich habe dieſes Jahr zum erſtenmal nach den bitterſten Erfahrungen der drei erſten Jahre meines Profeſſorentums meine Sache mit dem feſten Streben nach methodiſcher Entwicklung und zugleich mit einem Stellen ſchon der erſten Lehre auf einen feſten Boden vernünftiger Erkenntnis, nicht automatenhafter Empirik zu bilden angefangen. Ich arbeite für drei Klaſſen Hefte aus. Das tu' ich aber immer in der Frühe vor jeder Stunde, wo ich's nötig habe. Ich bin kein Arbeitsgaul — ſolche Dinge müſſen mir auf den Nagel brennen, um zu werden. Das Feld iſt aber hier unabſehbar, und ich brauche noch die nächſten zwei Jahre, um nur einmal einen Überſchlag von einem dreijährigen Kurſus machen zu können, und um auch ſelbſt einmal die Probe zu machen, ob ich denn recht habe. Dann bedarf meine Arbeit noch mancherlei Nachhilfe, ſie wird erſt in ſpäteren Jahren reif und abgerundet vor der Welt erſcheinen können. Unterdeſſen habe ich nur dreimal die ſechs Wochen der großen Ferien zum Arbeiten an meiner Gunlöd. — Alles das in der Vorausſetzung, daß hier noch dieſe Jahre alles beim alten bleibt. — Schon ſeit Weihnachten gehe ich mit der Idee zu einem Zyklus Oſterliedern um, und ich dachte wenigſtens, ich würde doch in den Oſterferien einmal zum Federanſetzen für die Dichtungen kommen. Ja, wenn ich mir einmal bei Weib und Kindern Urlaub nähme und mich bei der Eliſe hinſetzte, und ließe dieſe Lieder in meiner Seele aufleben — o ja, da wäre ich dabei! Ihnen ſollen dann in ſpäteren Jahren noch die Pfingſtlieder ſich anfügen, und dieſe drei Hefte geſammelt, meine ich, ſollten ein Werk ſein, welchem Dauer zu verſprechen wäre. — Aber da hab' ich noch ganz andre Pläne. Du erinnerſt Dich an meinen Text zu dem großen Vaterunſer, einer Folge von Chören und melodramatiſcher Deklamation, den ich Dir

einmal in Thüringen zeigte. Das war wohl sehr unreif. Aber es wird zweifelsohne auch wieder eine Zeit der Kirchenmusik kommen, und eine überflutende Begeisterung wird uns aus dieser Schreckensherrschaft der gelehrten Musik erlösen, wo wir in den Konzerten immer den in Spiritus aufgehobenen Pulsschlag einer früheren Zeit statt unsrer eignen reden lassen — was alles gerade so ist, als wenn hier König Ludwig von Herrn Franz Lenbach Kopien griechischer Bilder auf die Wände der Pinakothek malen lassen wollte, statt dieser ewigen Gedichte von Cornelius — die griechische Welt, begriffen von einem deutschen Künstler. Diese neue Ära der Kirchenmusik wird aber erst nach gewaltigen Stürmen aus einer seligen Ruhe erblühen können, und ich werde sie nicht mehr erleben. Aber ich weiß, es wird mir noch gegeben sein, eins oder einige Werke hinzustellen, in welchen schon eine Dämmerung jenes neuen Morgens erglimmt. Dazu gehört aber Mut, Selbstverläugnung, Entsagung, und die habe ich jetzt. Ich bin durch eine gute Schule gegangen. Kein Buhlen und Liebäugeln mit der stumpfen Masse und kein Scharwenzeln vor der Impotenz und dem Pharisäertum unsrer Musik. Heute ist nur einer da, der bis in die innerste Seele hinein frei ist von jeder Frage, was denn der Plebs dazu sagen wird, und der sich von Werk zu Werk als ein großer und ganzer Meister bildet und nur schafft, wie er muß, das ist Wagner. Und der schreibt mir: „Deine Lieder sind Cornelianisch!" — Damit will ich's wohl noch ein paar Jahre in meiner Schule aushalten — trotz alledem.

Grüße die Deinigen, grüße Wilhelm, grüße die Düsseldorfer und das Grab unsrer Mutter. Ich muß alles bis in den Herbst verschieben, ich kann nicht meinen halben Menschen bloß dort hinbringen.

Fahr' wohl und verzeih' diese Wortbrüchigkeit

Deinem Peter.

646. An Carl Riedel.

München, am 20. April 1871.

Mein lieber Freund!

Ich danke Dir für Deinen inhaltvollen Brief. Mögst Du mir verzeihen, wenn ich heute nun endlich und einstweilen in Eile darauf antworte. Überhebe mich des ewigen banalen „Danke, danke"-sagens! Menschenkind, weißt Du denn nicht, daß das die erste Stufe zur Undankbarkeit ist, wenn man jemand mehr schuldig wird, als man wieder vergelten kann?

Aber diese dummen Redensarten beiseite, unter allen Dingen ist es mir doch das Freudigste, daß ich mir die Sympathie Deines Vereins gewonnen habe. Das ist mir eine Errungenschaft, für die ich nicht — den Nibelungenhort nähme! Aber gäbe? — Gleich! Da scheint ja fast mein Schicksal recht zu behalten, daß es mich zum „Wenigarbeiten" verurteilt hat, wenn dann auch jedes Wort, was ich einmal zu sagen vermag, auf den Boden sympathisierender Herzen fällt. Mein Gott! Welche Befriedigung! Welche Entschädigung für so manche innerlich verzagte Stunde! — Guten Tag, Schule! Guten Tag, verfluchte Kalkwände! Dann kann man's noch in Euch aushalten, wenn so eine gute Leipziger Ventilation in Euch angebracht ist! Deine Worte und Deine Hoffnung auf den Frankschen Choral[1] steh'n mit Wagners Wort zusammen, der mir schreibt: „Deine Lieder sind Cornelianisch!" Weißt Du auch, daß es ein oft wiederkehrender Traum bei mir ist, daß ich meinem großen Ohm vormale und ihm meine Bilder zeige, und dann noch wach in der zweifellosen Überzeugung des Halbtraums liege, daß ich ein Maler sei? Und ist es nicht viel schöner, Musiker zu sein, als Maler? Der Schrei aus dem „Beethoven" von Wagner, der Schrei ist alles![2]

Eben schicke ich zugleich das Fragment aus der Glocke an Fritzsch! Jetzt bin ich begierig, was Du dazu sagen wirst. Ich meine, alles ist aus dem Weg geräumt, was mir selbst bittre

[1] Gemeint ist der Chor: „Ach wie nichtig, ach wie flüchtig". Siehe Gesamtausgabe.

[2] Man vgl. Wagners Gesammelte Schriften, Bd. IX S. 87 ff.

Zweifel aufregte. Jetzt iſt das Lied vierſtimmig, einige Schwierigkeiten der Intonation abgerechnet, das völligſte „Feld und Wieſen-“ Männerquartett, das man ſich denken kann. Mein Teurer! Ich ſcheide! Mein Gott, ich bin gerührt — ich bin ſo ein alter Heul-Peter. Da fährt mir meine Frau das Neſt Kinder, im Wägelchen zuſammenhockend, herein! Der kleine Wilhelm lacht immer mit dem ganzen Geſicht — und die andern blühen und gedeihen.

„Mein halbes Leben ſtürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh —“
uſw. uſw.

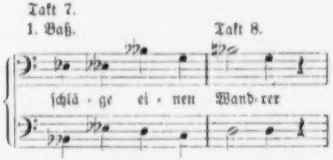
Es iſt $^1/_2$1 Uhr — und ich will mich ſchon ſeit drei Stunden auf meine Schule vorbereiten! — Vorhalte! Doppelte Vorhalte! Ach dieſe enormen Schwierigkeiten! Da ſchäm' ich mich ſchon wieder in der Vorhalle und die Treppe hinauf, daß ich die weißen Wände rot ſehe! — Leb' wohl! Gott erhalte Dich und Dein Haus! Meines grüßt!

Dein Cornelius.

647. An Carl Riedel.

München, den 26. April 1871,
Gabelsbergerſtraße 19.

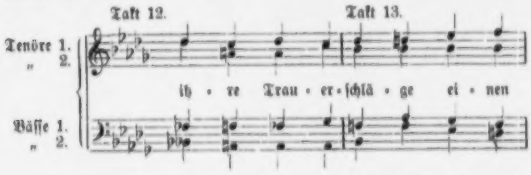
Mein lieber Riedel!



Ich habe mich auch bemüht, die Orthographie mit der Singbarkeit zu vereinen, und deshalb, wie ich auch an Herrn Fritzſch bemerkte, einige harmoniſche „Fineſſen“ aufopfern müſſen.[1] Ich habe

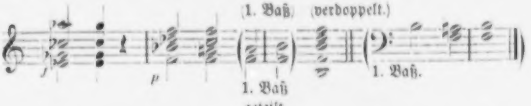
[1] Es handelt ſich um den Trauerchor „Von dem Dome ſchwer und bang“. Siehe Geſamtausgabe Band II.

mir nur immer die einzelnen Stimmen vorgesungen, um zu sehen, ob ich es denn treffen kann. Da ich schon einmal in eine Tonart mit 5 B hineingeraten war und doch das regere Modulieren nicht lassen konnte, so war es schwer, Doppel-Bs zu vermeiden, ohne unorthographisch zu schreiben. Der von Dir vorgeschlagene obige Baß, der erste, ist mir schwer zu treffen. Ich muß mir die Stelle erst ein paarmal singen, weniger der beiden Doppel-B wegen, als wegen des Wechsels zwischen Doppel-B und einfach B. Für den Partiturleser sehen die vier Doppel-B in einem Takt schrecklich gefährlich aus.



Über Takt 12 hab' ich auch eben viel gegrübelt! Ich weiß, Du möchtest auch gern die Wiederholung des Bdur auf dem dritten Viertel, wie Du sie ja auch vorschlägst. Um die tat es mir ja auch leid. Nun weiß ich wohl, daß derart orthographische Lizenzen in den besten Meistern vorkommen, doch aber war es mir lieber, die Orthographie zu wahren und zweitens: singbar zu sein. Singe Dir doch obigen ersten Baß vor und Du wirst finden, daß Du wohl den Wechsel zwischen fes und f noch leidlich singen wirst, daß aber dann bei dem ganzen Ton ges und bei der Rückkehr auf den halben Ton f Dich unwillkürlich eine Unsicherheit der Intonation überfällt, deswegen ließ ich lieber das f die viermal stehen, und wandte, orthographisch und für das Gefühl des Sängers, die ganzen drei letzten Viertel des Taktes lieber als Dominante von B klar nach dem Bmoll hin, wobei mir das durchgehende des des ersten Tenors doch den Akkordwechsel auf jeden Takt sicherte. Den Takt 13 halte ich dagegen in Deiner Fassung jedenfalls für besser und würde Dich bitten, ihn in das Manuskript hinein zu korrigieren. — Nun die Sequenz mit dem kleinen Septimenakkord auf dem

zweiten Viertel (Takt 37 usw.). Dieser kleine Septimenakkord hat mich als Umarbeitungserfindung ergötzt. Das Glockenmäßige, was ich gewahrt wissen möchte und dennoch hier sehr opfern mußte, steckt nun doch wenigstens noch in dieser weich-kräftigen kleinen Septime. Den Glockenton bekomme ich eben nur durch solch ein kleines „Durcheinander" heraus. Ich glaube gewiß, daß Deine Änderung von Anfang an eine bessere Wirkung tun wird. Aber diese Triostelle des kleinen Trauermarsches hat leicht etwas leieriges, und man wird sich bald dran müd' hören. Dagegen soll sich der kleine Septimenakkord etwas anstemmen. Für die rhythmische Änderung im ersten Tenor, Takt 49, bin ich sehr dankbar, und gehe auch auf die Beibehaltung des D im Takt 54 ein. Der Takt 62 aber muß Moll bleiben. Das Ganze ist ein Trauermarsch, nur daß die Wiederholung des Anfangs eine sehr gekürzte ist. Das erste Thema, welches nun hier im zweiten Tenor einsetzt, bringt zuerst Dur, dann Moll, umgekehrt wie im Anfang, wo es zuerst Moll, dann Dur brachte. — Auch zum Schluß ist mir eben nur Dur eingefallen, so oft ich mir das Stück vorspielte. Ich gebe auch deshalb die Kadenz ganz ohne Vorhalt, ganz ohne Rechnung auf Wirkung; sondern nach der letzten dynamischen Steigerung im drittletzten Takte, welche wie ein Ausbrechen in Tränen gedeutet werden könnte, ein stillverhaltnes, schmerzliches Wiederfassen in den einfachen, schlichten Klängen des Schlusses. Doch wäre mit beibehaltnem Moll vielleicht dies besser:



Grüße den trefflichen Fritzsch und hetze ein bißchen, daß ich nun bald die Freude habe, das Werk zu sehen, mit Deinem lieben Namen an der Stirn. Du kennst meinen Vorschlag an Fritzsch? Heft I (Frank), Heft II (Luther und Moore), Heft III (Schubert und Schiller). Das, meine ich, wär' nicht übel, und die Hefte von ziemlich gleichem Umfang! Doch wie es denn auch sei, die Sachen

haben durch Dich bereits jenes Leben, welches ihnen der Griffel des Stechers nicht geben kann.

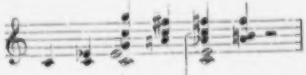
Dein Cornelius.

648. An Carl Riedel.

München, den 11. Mai 1871,
Gabelsbergerstraße 19.

Mein lieber Freund!

Nein, wie mich der Empfang der von Dir besorgten Ausgabe meines Chorals[1] erfreut hat, das kann ich Dir gar nicht sagen. Du hast das alles so prächtig eingerichtet, ich finde diese Schattierungen zwischen Soli, Halbchor und Tutti ganz meisterhaft, wie es nur einer deinesgleichen (verzeih mir die Grobheit!) zu machen versteht. Ich war gerührt von dieser Sorgsamkeit, wo man bis in jedes Crescendo-Zeichen die Hand des Freundes merkt! Einen großen Triumph feierst Du mit Deinem a beim „Stehen" im letzten Takt. Das macht sich allerdings unbedingt besser oder vielmehr ist ästhetisch richtiger als mein as! Ja, da sind wir wieder einmal einig, und Deutschland mit uns. — Was sonst noch von Dir sein mag, vergesse ich lieber, denn es gefällt mir alles so gut, daß ich es lieber selbst getan haben will. Da ja ohnedies dies Manuskript verloren gegangen ist, kann man ja doch nicht mehr wissen, wo Du irgendein heilsames Nötchen hineingeschmuggelt hast! Nur da hab' ich Dich ganz bestimmt im Verdacht:



Daß Du dies gewisse c im zweiten Tenor hineingeplackt hast! Und das ist auch vortrefflich! Denn nun ist im Grunde die Akkordfolge erhalten und doch so gemildert, da die letzte Auflösung in dem h nur so auf schwachem Takt nachhinkt. Da Herr v. Liliencron, als ich ihm die Stelle spielte, so etwas von „Sand zwischen

[1] Trauerchor „Ach wie nichtig". Siehe Gesamtausgabe Band II.

den Zähnen knirschen" munkelte, so ist es mir lieb, daß ihm dieser Trost geraubt ist.

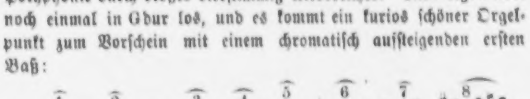
Ich habe Dir noch nicht einmal auf Deinen letzten Brief geantwortet. Ich war sehr fleißig unterdes, d. h. in meinen Mußestunden. Ich habe da ein achtstimmiges Chorlied vollendet.

Der Tod, das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag;
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müde gemacht.

Das ist die Einleitung oder, wenn Du willst, der erste Teil, C, Gmoll. Nun singt ein Solo Tenor:

Über meinem Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall.
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör' es sogar im Traum.

Das wendet sich nach Bdur, die vier Stimmen des einen Chors, führen es aber durch Cisdur und Hdur erst nach Bdur, wo denn nun die achtstimmige Ensemblestelle, das Thema von dem Baum und der Nachtigall durchführen, bis sie es in das wohlige Gdur hinüberleiten, doch nicht ohne eine wohltätige Unterbrechung der Polyphonie durch bloßes vierstimmig Akkordliches. Nun legt's aber noch einmal in Gdur los, und es kommt ein kurios schöner Orgelpunkt zum Vorschein mit einem chromatisch aufsteigenden ersten Baß:



Soeben bin ich an einem sechsstimmigen Stück,[1] sehr lustig, kanonisch; sodann kommt noch ein zweichoriges Sturmlied mit viel Wogengebraus,[2] beide letztere Stücke von Rückert. Diese drei Sachen

[1] „Jugend, Rausch und Liebe" (Op. 11, Nr. 2).

[2] „Mächtiger, der brausend die Wipfel du beugst" (Op. 11, Nr. 2). Siehe Gesamtausgabe (Gemischte Chöre Band II.

ſind in vierzehn Tagen ganz rund. Ich will ſie Felix Dräſeke widmen! — Von dem habe ich ſeit Ewigkeit nichts gehört!

Für heute, teuerſter Freund, ſei umarmt, grüße Deine liebe Frau, auch von meiner Bertha, die ſoeben den lachenden Wilhelm — es iſt faſt Mitternacht — hereinbringt. — Was iſt das nur alles mit Wagner?

Dein Cornelius.

649. An Carl Riedel.

München, den 9. Juli 1871,
Gabelsbergerſtraße 19.

Lieber Freund!

Als ich mich nur immer ſelbſt aufführte, teils ſchlecht, teils gut, da krähte kein Hahn nach mir und niemand machte ein Weſens daraus; aber jetzt, wo Du mich aufführſt, kommt man ja förmlich von allen Seiten dazu, um es zu erleben, und die Blätter ſchreiben über mich und ich ſtehe mich ſehr gut dabei.

Der innige Wunſch, ſelbſt einmal dabei ſein zu können, hat jetzt den feſten Vorſatz in mir zur Reife gebracht, dem Muſikertag in Magdeburg beizuwohnen. Von Anfang Auguſt werde ich in Mainz ſein. Nun habe ich längſt mit meiner Frau den Plan ausgebrütet, daß wir eine Reiſe in den Harz machen wollen. Meine Bertha kann dann endlich einmal ohne Sorge die Kinder in der Großmutter Hut und Pflege zurücklaſſen und einmal frei aufatmen. Wir haben beide den Harz noch nicht geſehen, d. h. ich wohl den Brocken vom Kyffhäuſer aus! — Da läßt ſich das ja jetzt ganz trefflich machen. Und ich denke, es läßt ſich mit Magdeburg vereinigen. Doch wenn auch alles das anders käme, ſo ſoll doch der Magdeburger Muſikertag der feſte Pol bleiben, um den ſich alle dieſe Pläne drehen — und keinenfalls zum Nordpol werden, den man nicht erreichen kann. Wie ein König will ich mich dann brüſten, wenn Du meine Nr. 5 mit Deinen Sängern aufführſt. Hären Se, das wird Sie ſcheene! Weißt Du, mein ewig unerreichbares Ideal bleibt es ja doch, Deutſchland ganz kennen zu lernen. Nun fehlt mir gerade aus jener

Gegend noch so vieles. Alle diese alten Städte aus den ersten Zeiten des Städtetums, das Magdeburg, Halberstadt, Goslar, mein liebes Nordhausen, dessen Unsterblichkeitstrank ich jeden Abend vor Schlafengehen schlürfe. Braunschweig, Wolfenbüttel, ja etwa auch Hannover soll in meine Partie inbegriffen sein. Detmold nicht zu vergessen! Lache nicht, daß ich das alles so durcheinander würfle. Ein andres Jahr sehe ich dann Schlesien, Böhmen, Mähren, mit Anschluß von Dresden—Breslau—Wien. Wieder ein andres Jahr sehe ich die Nord- und Ostseegestade, von Danzig bis Königsberg, Schleswig-Holstein, die Insel Rügen, Bremen und Lübeck. Dann wieder kommt Flandern und Belgien, Holland und, was mich vor allem anzieht — Friesland an die Reihe. —

Einstweilen habe ich jetzt Harzstudien gemacht, ich werde Dir die Karte vom Wesergebiet mitbringen, die ich mir gezeichnet habe. Da ich leider alles ohne genaue Zirkelmessung mache, so ist mir die Ocker, Leine und Bode etwas durcheinander geraten, es müßte ein rasendes Geld kosten, diese Flußbette sich so durchschneiden zu lassen, was mir mit der Feder so leicht wird. Manchmal sind die Waldabhangsstriche am Harz so lang geworden, daß die Selke oder die Helme keinen Platz mehr zum Entspringen hat und das Peinlichste ist mir oft, wenn alles schon ganz in der Ordnung ist und irgendein Nebenfluß vergessen wurde und nun aber auch nicht ein Plätzchen mehr findet. Am meisten Talent hätte ich jedenfalls, die vom Jahdebusen im Mittelalter losgerissenen und untergegangenen Küstenstriche zu zeichnen.

Ich weiß noch gar nicht, wie Du mit meiner letzten Revision von Nr. 5 zufrieden warst? Mich däucht, ich habe jetzt alles noch hineingebracht, was Du vorschlugst. Ich habe die Takte 6—8 deshalb noch einmal ganz geschrieben und als Notenzettelchen beigefügt. Macht so was dem Stecher nicht noch einmal eine Heidenarbeit? Ich gab es auch Fritzsch ganz anheim, die M. M.-Bezeichnungen überall auszulöschen. Weißt Du, ich habe ja kein Metronom und habe alles nur nach der Liszt'schen Ausgabe der Beethovensonaten festgesetzt, ich machte mir stundenlang zu tun, schon als ich Dir das Werk vorigen Herbst schickte, alle gleichlautenden Sätze einer Zahl mir zu spielen und dann unvermerkt

in mein Opus überzugehen und ſo die rechte Bewegung zu finden. — Doch wie es nun auch geſchehe oder geſchehen ſei, es liegt kein großes Gewicht darauf.

Aber was Du zu meinem Op. 11 ſagſt, darauf bin ich denn doch ſehr begierig! Ich habe dieſe drei Stücke Deinem Verein gewidmet,[1] als Dank dafür, daß ich in dieſem Kreis eigentlich zum erſtenmal lebendig als Muſiker auftreten durfte und durch ſeine Hingebung überall ſympathiſchen Wiederhall fand. Sollte Dir Fritzſch die Stücke noch nicht gegeben haben? So fordere ihn doch dazu auf! Ich denke mir, Nr. 1 von Heine müßte ein dankbares Stück ſein! Wunderlich! Ohne Deinen Verein hätte ich dieſe Stücke nie geſchrieben. Aber nun hatte ich nicht Ruhe, ehe alles das auf dem Papier ſtand.

Die Porges gehn morgen nach Tölz. Ich habe jetzt noch vierzehn unangenehme Lehrtage, dann die laufige Prüfung; dann fällt mir's aber auch für ein paar Monate wie ein eiſerner Reif von der Bruſt! Dann Mainz, Heimat, Freiheit, Gunlöd, Muſikertag!

Herr Gott, wie freue ich mich, Dich nach dieſem ganzen inhaltvollen Jahr wiederzuſehen. Ich höre, daß leider der arme Fritzſch durch die Krankheit ſeines Sohnes in große Trübſal verſetzt iſt! Grüße Deine Frau! Ihrer werde nie vergeſſen, wenn auch „Seiner" — — Deiner!

650. An ſeine Schweſter Eliſe.

München, 16. Juli 1871.

Liebe Eliſe! Wenn Du, wie ich höre, im Laufe des Auguſt bei Suſanne in Johannisgrund ſein wirſt, ſo treffen wir uns ja einmal endlich wieder. — — Ich weiß nicht, wie mir ſo da oben das Wort „Auguſt" in die Augen ſticht, denk' Dir, an wen ich dabei denke. Wunderliche Ideenaſſoziation! — An den alten Dr. Schleicher in Sonneberg. Der ſprach mir auch immer von ſeinem Auguſt. Dieſen Auguſt lernte ich dann 1865 zur Zeit meines Cid in Weimar kennen. Köhler brachte ihn auf meine

[1] Die drei im vorhergehenden Briefe erwähnten Chöre.

Stube. Dann waren wir abends im Adler zusammen. Du weißt, das war einer der bedeutendsten Sprachgelehrten Deutschlands. Sein Buch von der deutschen Sprache ist so schön, daß mir ein Freund es schenkte, weil ihm soviel daran gelegen war, daß ich dies vortreffliche Buch kennen lernte. Dieser junge Schleicher war ein äußerst jovialer angeregter Mensch, mit dem es wirklich recht angenehm zu verkehren war. Dabei hatte er nichts von Gelehrtendünkel, gab sich einfach und bescheiden. Denke Dir, der hatte neben vielen Sprachen sich das Böhmische in kurzer Zeit so angeeignet, daß er Gedichte in dieser Sprache verfaßte, die allgemeinen Beifall im Lande hatten. — Es vergingen kaum ein paar Jahre, da las ich mit Bestürzung in der „Allg. Zeitung", daß dieser noch so junge Mann, er konnte höchstens in meinem Alter sein, plötzlich in Jena gestorben sei. Wozu nun all die Mühe, sollte man sich denken! Aber er hat dem Ganzen genutzt und in kurzer Zeit das geleistet, was manche andre ähnliche Begabung nur auf längerem Wege erreicht, — so war der Zweck seines Daseins erfüllt. Siehst Du, dieser Sohn eines Mannes, der so manches Komische, Lächerliche an sich hatte. Seine guten Gaben, und wohl besonders die einer guten Mutter, hatten sich nun in dem Sohne konzentriert, und dem letzteren war doch auch durch diesen selben Vater der Weg gebahnt, den der Vater selber vermutlich aus viel ärmlicheren Verhältnissen heraus mühsam sich bahnen mußte. Siehst Du, so denk' ich auch jetzt: mein Carl, mein Wilhelm könnens noch einmal besser machen und dem alten Familiennamen Ehre bringen. — Der alte Schleicher hatte aber doch auch sein Gutes. Ich weiß nicht, ob ich Dir jemals erzählt habe, wie im Winter 1859 mich plötzlich in Mainz ein Brief des Alten aufsuchte, der voll der regsten Teilnahme für mich war. Er schrieb mir über meinen „Barbier" und sprach mir seinen vollen Glauben an meine Sache aus, meinte, ich solle doch mein Glück mit der Oper in Koburg-Gotha versuchen. Ich muß sagen, das freute mich damals sehr und ich empfinde es bitter, daß ich den alten Knaben so sterben ließ, ohne ihm den herzlichen Dank auszusprechen, den ich ihm schuldig war. — — —

Ich schreibe diese Zeilen am Fenster meiner Parterrestube — in meinem dekorierten Hause —, denn wir haben ja heute den

Einzug der siegreichen Truppen mit dem deutschen Kronprinzen gefeiert. Bertha war im Odeon, in dessen zweitem Stock unsre Schule ihren Sitz hat. Da hatten denn die Lehrer ihre Fensterplätze, da jedoch unsre Mägde auch gingen, alles zu sehen, blieb ich bei den Kindern. Den Carl nahm Bertha mit und er hat sich so gut dabei benommen in seinem weißen Röckchen, daß er dort von allen gefeiert wurde und alle sich nicht satt loben konnten an dem braven lieben Jungen. Da lacht ja unsereinem das Herz mehr im Leibe als wenn man als Sieger auf hohem Roß einritte und mit dem König zur Tafel säße. Auch die Kinder zu Hause waren sehr brav. Wenn Du erst unsre Maria sehen wirst, da wirst Du Dich erstaunen. Das ist ein Mädelchen, die hat's hinter den Ohren, die hat den Schelm in den Augen. Sie ist ganz apart, ganz originell in Anmut und Unart. Sie steht ganz auf sich selbst, folgt nur sich selbst, von außen ist nichts in sie hineinzubringen. Wenn Du sehen könntest, wie ich sie beim Spazierengehen nehme und trage, wie sie mir dann immer von Zeit zu Zeit einen koketten kleinen Kuß mit dem verbindlichsten Gesichtchen appliziert, als wollte sie sagen: So ist's brav, alter Papa! — da hättest Du sie gleich weg. Meine Buben werden ordentliche, brave Kerle werden, die Schwester wird ihnen Not machen: sie wird die Geniale sein. — Ja, da träumt man sich so was. Vater und Tochter — das ist ein besonders zartes Verhältnis! Da sitz' ich, und ein Meer von Gedanken umgibt mich. Aber man kann nicht erst anfangen davon zu reden. — — —

Donnerstag, den 27. Juli 1871. Lange lag dieser Brief da. Heute schließe ich ihn rasch, denn es geht bei uns drunter und drüber. Die Schul' ist aus! Wir geh'n nach Haus! d. h. nach Mainz. Dann sehen wir uns ja! Am Rhein strömen wir schon irgendwo zusammen. Gott mit Euch!

Euer Peter.

651. An Carl Riedel.

[Sommer 1871.]

Wie klingt das eigen: Meckenheimer Gasse!
Es ist so was von Mekka-Mokka drin!
Mir ist dabei, als ob ich Mokka prasse,
Mich zieht's wie zum Prophetengrabe hin!
Wie, oder willst Du, daß ich's anders fasse —
Daß es mir schneiderhaft berührt den Sinn?
Doch sei's nun Mokka, Mekka, sei's Meck-Meck,
Ich bin am Schreiben und nun geht's vom Fleck.

Und daß, wenn's Ende gut ist, alles gut,
Das zeigt sich auch bei diesem Namen wieder,
Heim, heimlich, heimatlich! welch eine Flut
Von Lyrik rauscht in diesem Lied der Lieder!
Und stritten um den Anfang wir mit Wut,
Zerzausten drum ein volles Gansgefieder,
Von „Mekka", „Mokka", „Meck-Meck", „Glaub' ich", „Mein' ich" —
Sind über „Heim" doch die Gelehrten einig.

Schön ist's „Daheim" in stiller „Gartenlaube",
Soweit wir fuhren „Über Land und Meer",
Ob wir gepflückt am Kap die Riesentraube,
Ob wir in Lappland schwelgten Talg und Teer,
Ob uns der Flug mit Kranich, Storch und Taube
Hin bis zum Eistbaum trug von Meyerbeer,
Süß bleibt's, wenn wir „Die Heimat" neu erringen,
„In der Familie" „Unsre Zeit" verbringen.

Verzeiht mir, Redakteure und Autoren,
Hackländer, Gottschall, Brockhaus, Hallberg, Keil!
Der Rache Geist sei nicht heraufbeschworen,
Nicht auf mich abgedrückt des Zornes Pfeil,
Daß ich des Rechtes Pfad so ganz verloren
Und Euch gestohlen Euer bestes Teil:
Die Titel Eurer Blätter! Weh mir, weh —
Verklagt Ihr mich beim Nürnberg-Komitee.

Nicht, daß mein alter Freund, nicht daß Paul Heyſe
Wird über mich den Stab dann brechen — nein!
Auch nicht, daß gräflich Hammerſteinſcher Weiſe
Mich Wilbrandt wird verfehmten Frevels zeihn,
Auch nicht, daß Nathan Moſenthal, der Weiſe,
Sich äſchern wird und Ach und Zeter ſchrei'n —
Das ſchmerzt mich nicht, ſingt ſelbſt der ganze Chor
Unisono mir die Statuten vor.

Doch endlich wird der Lärm ſich alſo ſteigern,
Das er zu Ohren meines Riedel dringt,
Er kann dem Recht nicht ſeine Stimme weigern,
Daß als Plagiator mich zu ſtempeln zwingt,
Da leſ' ich denn in allen Staatsanzeigern,
Daß Riedel, Riedel ſelbſt, in Vorſchlag bringt:
Ich ſei verdammt, trotz allem Flehn und Beten,
Zur Strafe gleich in den Verein zu treten!

Fünf Taler Beitrag jährlich! Kommt Megären,
Erinnyen, Furien, kommt, zerfleiſcht mein Herz!
Das Tränenmeer will noch ein Meer gebären,
Das mir vom Auge quillt bei dieſem Scherz,
Fünf Taler Beitrag! Strömt ihr, meine Zähren,
Strömt reich wie in dem Buch voll luſt'gem Schmerz,
Geiſt-Marzipan und Herzens-Zuckerkant,
In des redwitz'gen Redwitz Amaranth.

Auch Du, mein Riedel! Riedel! Et tu Brute,
Nicht um die Brut, um Brutus tut's mir leid,
Ich trage leicht des ganzen Rudels Wut, eh'
Dem Rudel Riedel ſelber Hilfe leiht.
Doch wohin irrt mein Hypogryph? — In Ruh' Tee
Trinkſt Du daheim, in ſtiller Häuslichkeit,
Indes ich hier windmüll're — noch 'ne Taſſe
Schlürfſt Du im Heim der Meckenheimer Gaſſe.

Doch ſieh! 's iſt in dem Wahnſinn doch Methode,
Wir ſind in Mekka wieder und daheim.
Nach meinem Meck-meck-Liede nun die Ode:
Sag, Riedel, ſag: wie iſt's mit Rüdesheim?
Vor meiner großen Reiſe an die Bode
(Sie ſchäumt einſtweilen nur in meinem Reim!)
Wär' eine kleine Rheinfahrt nicht ſo übel,
Mit obligatem Gläschen, Fäßchen, Kübel?!

Mit einem Eimer — einer Kufe, Bütte —
Ganz einerlei — nur ſei es guter Wein;
Laß feiern uns das Feſt der Lauberhütte,
Und, fern von Kahnt, in Kanah fröhlich ſein,
Wie Miriam am roten Meer — nur ſchütte
Die eigne Hand das Meer *in uns* hinein,
Und nicht ein einzig Roß ſoll drin ertrinken,
Ein Beefſteak höchſtens in die Tiefen ſinken.

Und — um bei unſerm Thema doch zu bleiben —
Dies Rüdesheim heißt eigentlich doch richt'ger
Wohl Riedelsheim? — es war nur ein Verſchreiben,
Als man es anders ſchrieb. Was wäre wicht'ger,
Als dort an rechter Stelle zu betreiben
Die Unterſuchung? Gern als Dein zinspflicht'ger
Vaſall will ich mit Kräften teil dran nehmen,
Und Protokoll zu führen mich bequemen.

Zugleich werd' ich den ſtrikten Nachweis bringen,
Daß jener provencal'ſche Sänger ſchon,
Rudello, ſtammt von Riedel! Leicht bezwingen
Wird meine Gegner das Analogon:
Stradel — Stradella, Käßmeyr — Caſimir! Erringen
Werd' ich der Schulgelahrtheit goldnen Lohn,
Und auf der Brömſerburg verzehren un' budello
Ausſtich castello bello di Rudello.

So laß einmal ein Wörtchen von Dir hören!
Per aspera ad astra ſagt man ja!
Das helle Gaslicht platzt aus dunklen Röhren,
Der finſtre Ätna ſpeit — wie hell wird's da!
So laß auch Du aus Schatten auf Dich ſtören
Ans helle Licht — ex umbra gloria!
Ich ſchreibe Dir, Du mir, die frohgeſinnte
Geſellſchaft findet ſich! Zum Wein durch Tinte!

Und nun zum Schluß! Final-Stretta-stringendo,
Die Themen durcheinander bunt gemiſcht:
Mokka, Meck-Meck, Rudello — Decrescendo
Fünf Taler! Dann im Ausdruck neu erfriſcht:
Heim, Heimat, Riedelsheim! Ich bin zu End'! O
Zum Rheingau fort und Rheinwein aufgetiſcht!
Carolus auf! Im heil'gen Dom der Dömer
Salbt Petrus Dich zum Kaiſer aller Römer!

652. An Carl Riedel.

Mainz, am 9. Auguſt 1871,
Aktienbrauerei.

Carissimo Rudello!

Ich hatte kaum daran gedacht, daß eine Antwort von mir nötig wäre, da ich ſchon im Geiſt in Rüdesheim war, und zwar wie immer — verheiratet!

Wir fahren um 6 Uhr in der Früh', Samstag, per Dampfſchiff von hier ab und ſind um $7\frac{1}{2}$ Uhr in Bingen. Sollten wir uns verſäumen, ſo fahren wir um $\frac{3}{4}8$ Uhr und ſind um 9 Uhr in Bingen. Ich fahre mit Bertha abends wieder von Rüdesheim nach Mainz, da ſie nur unter dieſer Bedingung die Fahrt mitmachen kann.

Viele Grüße „daheim!"

Von Deinem Peter.

653. An ſeine Frau.

Das Märchen vom 14. September.

Zum Jahrestage.

Ein Funken fuhr aus einem Vulkan
Voll Lava und Pech,
Und red't die Stern' am Himmel an
Erſtaunlich frech:
Ihr Stern, Ihr Stern!
Ein' von Euch fang' ich in mein' Lantern!

Ein Sternchen ſah es am Himmelstor
So golden licht,
Neugierig bückt' ſich's zu weit vor,
Kriegt's Übergewicht
Und fällt, und fällt
Immer tiefer und tiefer hinunter in die Welt.

Der freche Funken gleich drauf zu
Und packt's am Bein,
Und ſprach: du goldig Sternchen du,
Jetzt biſt du mein!
Du Naſeweis,
Jetzt mußt du mit mir auf die Hochzeitsreiſ'!

Beſinnen konnt' ſich's Sternchen kaum,
Es ging zu ſchnell,
Sie tauchten tief in des Meeres Schaum,
Da funkeln ſie hell,
Und von der Lieb' im Meer
Kommen all' die Korallen und Perlen her.

654. An Carl Riedel.

München, den 14. November 1871,
Gabelsbergerstraße 19.

Teurer Freund!

Die ganze Zeit drücke ich mich so herum, und komme nicht dazu, Dir einmal wieder so recht ausführlich und von Herzen zu schreiben. Es ist, als könnt' ich mich gar nicht recht auf mich besinnen.

In meiner Familie und Freundschaft waren zwei Todesfälle seit unsrer Wiederkunft. In Mainz starb die Frau meines Schwagers Carl Jung sehr schnell und unvorhergesehen; in Würzburg der Professor Adolph Strecker. Er war Taufzeuge bei der Taufe meines ältesten Knaben und war frisch und lachend mit seiner ganzen Familie an den Bahnhof gekommen, als wir neulich an Würzburg vorüberfuhren. — Die älteste Tante meiner Frau, das letzte überlebende Geschwister meines verstorbenen Schwiegervaters, wurde uns heute als im Sterben liegend gemeldet: Fräulein Agnese Jung in Heidelberg. Das alles erweckt recht herbe — herbstliche Gefühle. Ich war seit meinem letzten Brief etwa acht Abende lang ins Träumen und Dichten hineingekommen, so daß Gedanken zu einer größeren — mittelgroßen — Arbeit schon erfreulich Gestalt zu nehmen anfingen. Augenblicklich lieg' ich aber wieder tief unten — abgeworfen vom Flügelrößlein! Warum bin ich auch so ein elender Mensch und lasse irdische Gedanken aufkommen! —

Am 8. November hatten wir die erste Sitzung des Wagner-Vereins. Hier ist Reinhard Schäfer, ein Unikum, Seele des Ganzen, und ich hoffe, die Sache wird guten Fortgang haben.

Porges wird Dir die Geburt seines Töchterchens gemeldet haben. Es tut mir leid, ich fühlte es aber voraus, daß seine praktische Tätigkeit nicht zu einem rechten Gedeihen kommen will. Möge er es denn endlich herausfinden, wozu er gemacht ist und sich mit ungeteiltem Eifer auf das eine werfen.

Die Oper von Weißheimer: Theodor Körner, ist hier angenommen und soll im Frühjahr zur Aufführung kommen. Ich bin auf einen Antrag von Ludwig Speidel in Wien eingegangen, ihm

für die dort im Laufe des Dezember neu erscheinende „Deutsche Zeitung“ einen eingehenden Wagnerartikel zu schreiben.[1]

Mit einer Ansprache an Deinen Verein, welcher die Widmung der Lieder begleiten soll, bin ich noch ganz im Rückstand. Ich kann mir nicht anders helfen, es muß eine poetische Epistel werden, und dazu muß eine gute Stunde, ein voller Augenblick erst kommen.

Von mir erhältst Du in nächster Zukunft eine ganz erfreuliche Sendung.

Dein Cornelius.

655. An Carl Riedel.

München, den 9. Dezember 1871,
Gabelsbergerstraße 19.

Mein teurer Freund!

Barkis is willin! wie es in dem Copperfield von Boz immer heißt — es ist eine Liebschaft zwischen Kutscher und Magd, aber eine Seele von einem Frauenzimmer, Pegotty, eine Magd, wie die Magdalene nicht besser sein kann im Hans Sachs, die Frau Diez so gut gibt) nämlich das heißt auf deutsch und ohne Parenthese, daß ich Frau Diez gleich ins Geheimnis gezogen habe und sie zu allem willig ist. Daß ich sie für ungebrochen und vollständig fähig halte, versteht sich nach dem Geschehnen ungesagt. Auch den Geldpunkt habe ich berührt, und verzichtet sie auf alle Milliardengedanken bei dieser Affäre. Schieß' also los an sie oder mich, wie Du willst. Ich habe ihr gesagt, daß ich um diese Zeit ihre Biographie mit Porträt bei Fritzsch anbringen will. Nicht gut?

Porges ist bei mir und grüßt Dich und Euch! Meine Frau grüßt Dich und Euch, Wagner kommt heute abend und grüßt natürlich Dich und Euch, auch ich schließe mich im Schließen dieser geschlossnen Phalanx von Grüßen mit kräftigem Entschluß an, schließe Dich ans Herz und grüße schließlich Dich und — Euch.

Dein Cornelius.

[1] Siehe „Aufsätze“ S. 187—200.

656. An Reinhold Köhler.

München, den 9. März 1872,
Gabelsbergerſtraße 19.

Alter Leib- und Magenfreund!

Es iſt niederträchtig von mir, daß ich Dir ſolange nicht geſchrieben habe. Auch heute tu' ich es nur aus Argliſt. Ich möchte nämlich etwas von Dir, und ſuche Dich deshalb erſt wieder günſtig zu ſtimmen, damit Du mir das Gewünſchte nicht abſchlägſt. Ich wünſchte nämlich, daß Du mir nicht übel nähmeſt, daß ich Dir ſo niederträchtig lange nicht geſchrieben habe. Und ſo wären wir denn glücklich wieder beim Anfang angekommen und nun kanns weitergehen.

„—"? „Ganz gut, ſchlecht und recht, wie's halt ſo geht. Jeden Tag in meine lauſige Schule, zu meinen ſchönen Mädchen und meinen dummen Jungen, oder vielmehr zu meinen braven Jungen und meinen Schneegänſen." „—"? Ja, ja! drei Stück! — Der Carl iſt jetzt ſchon ein ernſter Mann, der mich mit einem abmahnenden: „Du weißt nix Peter!" begrüßt, der ſchon ganze Reiſen mit ſeiner Mama bis auf den Markt und auf den Reſidenzplatz macht und dabei fragt: was denn der König für Hoſen an hat? Jeden Morgen fragt er: „Was haſt du denn geträumt, Peter?" Mit ſeiner Schweſter zankt er ſich zwar über jede Kleinigkeit, iſt aber doch zärtlich verliebt in ſie. Er hat bereits den Titel Kammervirtuoſe Sr. Majeſtät, weil er ſo oft ins „Kämmerchen" muß. Nun, Gott gebe, daß er der Ahnherr eines geſegneten Geſchlechts wird; er iſt ein braver Burſch. — Seine Schweſter will natürlich nur einen Mann heiraten, der Wagen und Pferd hat, da kämſt Du zu kurz! Mein Schwiegerſohn kannſt Du ſchwerlich werden. Sie iſt natürlich dem Papa ſein Herzchen, ſein Schätzchen, ſein Liebchen, ſein Töchterchen. Sie iſt wahrlich eine blauäugige Athene, ein Ausbund. Am liebſten hat ſie ihre Puppe; es iſt überhaupt koſtbar, wie beide Kinder ſtill für ſich mit allem Aufwand von Phantaſie ſpielen können nnd in was für einer Traumwelt von unfertigen Anſchauungen, Ahnungen und Eindrücken ſie ſich bewegen. — — — Da ſehen

wir, wieder das halbe Briefchen voll von den Kindern und doch nichts von ihnen gesagt. — — Im übrigen bin ich halt immer so unzufrieden, mekontent. Ich passe nicht zum Schulmeister und muß es doch sein, schleppe mich eben so durch.

Neulich war große Hausaufregung wegen Stellungsveränderung. Da hieß es: Deutsche Zeitung in Wien, musikalische Berichte, jährlich 3000 Gulden, wovon 1800 Fixum, das übrige Artikelhonorar. Doch erwiesen sich die persönlich darüber angeknüpften Unterhandlungen als Windbeuteleien. Schmerzlich, und doch vielleicht besser so. —

Im vorigen Jahr habe ich den langen Stillstand meiner außeropernlichen Opuszahlen um vier Hefte weitergerückt. Jetzt hab' ich eine kleinere Arbeit vor, von welcher ich soeben die Skizze zu einem großen Orchesterstück über den Choral: Nun danket alle Gott, vollendet habe. Sie ist der Hauptbestandteil einer Schauspielmusik zu einem Torso von Otto Ludwig: die Torgauer Heide. Doch sprich nicht davon. Heutzutage ist eine gute Wahl alles, und eh' man sich's versieht, schnappt einer von den „Zuvielen" nach so einem Gedanken. Ich hoffe im Frühjahr damit fertig zu werden. — Ich will auf die Bühne damit, ich betrachte es zugleich als eine Gesinnungsbetätigung in betreff des Dichters. —

Horaz? Allerdings, und mit ganzer Seele und großem Ernst. Im vorigen Winter begann ich und las ihn zuerst mit Hilfe einer französischen Prosaübersetzung, die ich mir von Paris mitgebracht hatte. Sie ist von etwa 20 Autoren, der anmutigste darunter Léon Halevy. Daneben las ich auch den Virgil, aber, aufrichtig gestanden, nur bis zum achten Gesang. Wenn ich einmal recht gründlich zu den Episteln komme, so freue ich mich auf Wieland. Ja, ja, so geht es mir, ich komme nach allen Romantikern erst an die Klassiker. Ich ruhe nicht eher, bis ich auch noch zu den Griechen vordringe. Doch erst kommt noch Catull und die andern Lateiner, auch Virgil, obgleich ich ihn nie so werde lieben können, wie diesen einzigen Horaz. Wenn wir wieder einmal unter den Bäumen liegen, will ich Dir ebensoviel von Horaz vorsagen als damals deutsche Gedichte. Nur der Goethe wird gleichen Schritt mit ihm durch die Jahrhunderte wandeln, eine überragende Gestalt!

Nun, mein Teurer, nimm vorlieb mit diesem kurzen Lebenszeichen. Vielleicht treffen wir uns Pfingsten wo, oder Du kommst gar ganz nach Bayreuth mit. — — —

Dein Peter.

657. An seine Schwester Elise.

München, 1. April 1872.

Weihnachten — Ostern! Ein ganzes Quartal ist zwischen Deinem Briefe und meiner heutigen Antwort verstrichen, meine liebe Schilylise! Nun, seitdem habt Ihr auch einmal die große Brandfackel angesteckt, und es war einer von den Orten, wo wir zusammen gewandelt sind, Du, Bertha, Franz und ich, die Bildergalerie! Das war eine rechte Aufregung in Eurer guten Stadt! Nun weiteren Schaden hat's ja nicht getan, denn all diese Gebäulichkeiten sind ja natürlich gehörig assekuriert, und die Bilder, gute und schlechte, wurden glücklich gerettet. Da giebt's einmal wieder zu bauen, und man kann manches besser machen, als es früher geschehen ist; da bekommen die Architekten und Handwerker zu tun. Die Flamme ist ein Sozialist, ein Kollege von Bebel und Genossen, das hat sie ja schon bei der Kommune in Paris bewiesen! Liese! das Körnchen gesunden Menschenverstandes, was Bismarck diesen wilden Geistern einräumte, das haben sie wirklich. Wir sind eben alle Bourgeois, gehören dem Stande an, der vor einem Jahrhundert sich Geltung im modernen Staat errang. Wir haben die Scholle, größer oder kleiner, auf der wir leben. Aber — na, Dir brauch' ich das nicht zu predigen — die Unendlichkeit von Staub, welche zum Licht erwacht und wieder hinsinkt und im stumpfen Zustand von „Dingen und Sachen", wie man sie braucht, nie zu einem freien und vollen Gefühl des Daseins gelangt — sie bedarf einer Erlösung; und diese wird nicht ausbleiben. Mit oder ohne furchtbare Welterschütterungen? Wer kann diese Frage beantworten. Ich glaube aber, daß hier vor allem die starke und innerlich geeinigte, entwicklungsfähige Form, welche Deutschland jetzt errungen hat, einen festen Punkt bilden wird, um welchen selbst das Toben aller entfesselten Elemente sich

wieder beruhigen kann, ſo daß die ſoziale Umwälzung nicht wie in Paris nur Trümmer hinterläßt, von denen man wieder völlig aufbauen muß.

Aber, Lieſe, wo bin ich hingeraten? Ins Politiſieren! Mit Dir? Nun ja, in Gottes Namen, warum denn nicht auch einmal. Du biſt doch altkatholiſch? He? Nun natürlich! Es iſt die unſchuldigſte Oppoſitionsform gegen das Beſtehende. Und Oppoſition muß immer „ſind“ (wie der Berliner ſagt!), und alles Beſtehende darf nie ewigen Beſtand haben wollen.

„Was den Menſchen am meiſten in Kunſt und Leben zurückhält? Daß er auf Brücken ſich gern ewige Wohnungen baut.“

O wie wahr iſt das! Es ſagt's Friedrich Hebbel. — Lieſe, wir haben freiheitsdurſtige Herzen, wir Menſchen, und wir wandeln durch viel Wüſte und Sonnenbrand, oder wir haben viel Gebundenheitsfieber und Gefangenſchaftsſchwitzbad und lechzen nach einem vollen Trunk und bekommen wohl oft unſer Leben lang nicht ſo recht genüge. Ich glaube, der Vers iſt von Rückert, ſchön iſt er jedenfalls.

Die Zypreſſe iſt der Freiheit Baum,
Weil man ſie dir ſetzt auf's Grab:
Das Leben war im Kerker ein Traum,
Dem der Tod die Flügel gab.

Lieſe, wo bin ich ſchon wieder hingeraten? Ins Zitieren! und ich bin, hol' mich dieſer und jener, doch ſelbſt ſo ein Stück Dichter und könnte Dir ja lieber ſelbſt was dichten! Nun warte, ich probier's einmal und zwar in meiner neu erfundnen Manier, die Sprachen zu miſchen. Gebt's mir einen G'miſchten, ſagt der Schuſter im Lumpaci Vagabundus, worin unſer guter Vater immer den Feenkönig Stellaris ſpielen mußte. Da machte er doch noch lieber den Cephiſes im Diamant des Geiſterkönigs, der nichts zu ſagen hat als zuletzt, indem er mit der Verſenkung erſcheint:

„Ich bin dein Vater Cephiſes
Und habe dir nichts zu ſagen als dieſes.“

Ich muß Dir ſagen, der ſchlechte Witz wiegt manche Szene des berühmten Shakeſpeare auf in den Stücken vom Kampf der weißen und roten Roſe! Weißt Du, Lieſe, da ſiegt erſt die rote Roſe und dann wieder die weiße Roſe, und dann triumphiert wieder letztere Roſe und es kommt erſtere Roſe ſchlecht weg, und jede Roſe koſtet tauſend und tauſend Menſchenleben das Blatt, und Duft haben ſie gar keinen. Aber ohne Scherz, gute, liebe Schilyanerin, dieſe heutige Shakeſpeareſucht iſt ſo eine von unſern echt deutſchen Narrheiten! Davon ein Heil für unſre Bühne zu erwarten! Ach, es iſt noch viel auszurotten und neu zu ſäen bei uns. — Aber nun mein Gedichtchen, ſonſt geht unſre ganze Plauderſtunde mit Dummheiten herum!

Chere sœur! comment vous portez-vous?
Alte Lieſe, was machſt denn Du?
Comment va Frantz, votre mari?
Und was macht Franzl, das alte Vieh?
Et Sisi ma nièce, que fait elle?
Was macht Ziska? All is well?
Leo est toujours à l'école?
Und Leo? der ſtudiert wie toll?
Chez nous, tout va bien, Dieu merci,
Wir ſind auch alle wohl allhie!
Les enfants prospèrent et grandissent,
Die Kinder blüh'n ohne Kümmernis!
Ils tracassent beaucoup la bonne mère,
Sie quälen die gute Mutter ſehr.
Mais cela va toujours comme ça
Aber 's iſt einmal ſo, man weiß das ja!
Voyez-vous quelque fois Susanne?
Seht Ihr Suſanne dann und wann?
J'ai peur qu'Hestermann est despote!
Ich glaub', ſie hat mit Mylord ihre Not.
J'espère de vous voir cet été,
Ich hoff', daß ich Dich dieſen Sommer ſeh'!
Adieu, Gillylise, que Dieu te bénisse!

Gott ſeg'n Dich, Lieſe, Er tut's gewiß.
Bertha Vous embrasse de Bavière jusqu'à Prusse,
Bertha ſchickt Dir Grüß' und Küſſ'.
Toi et les tiens, que Dieu vous garde!
Lebt wohl, daß Gott Euch geſund bewahrt.
Jusqu'au revoir! Soyez embrassés!
Lebt wohl, auf Wiederſehn! Juchhe!

Da ſiehſt Du, ſo ſind die beiden feindſeligen Länder in meinen Dichtungen wieder vereinigt. Es wäre wahrhaftig recht gut, einen Soldaten-Katechismus in dieſer Weiſe zu ſchreiben, mit ſolchen Verschen etwa:

Ihr lieben Soldaten! Potz Pulver und Schrot!
Tonnerre de Dieu, mes chers soldats!
Ich bitt' euch, ſchießt euch nicht mehr tot!
Je vous prie Messieurs, ne vous tuez pas!
Otez les fusils! Allez! La Paix!
Ihr Ochſen, tut euch doch nicht mehr weh!
Les lapins, les perdrix! oui, tuez-les!
Schießt Haſen und was derart in der Näh',
Pour manger en fraternité céleste,
Die ihr dann friedlich zuſammen freßt
uſw.

Jetzt hab' ich Dir nach Herzensluſt dumm' Zeug vorgemacht, ein andermal ſchreib' ich Dir von allen Familienangelegenheiten. Ich freu' mich, daß mir die lieben Oſtern nicht wieder vergangen ſind, ohne daß ich mit Dir das bekannte „Schwätzchen" gehalten hätte.

Alſo Benedetta, tien ti su! d. h. liebes, gutes Oſenkind, bleib' nur recht geſund und fröhlich. Gruß und Kuß von allen an alle und Dir noch einen drüber von

Deinem Peter.

658. An seine Schwester Suſanne.

München, den 7. Mai 1872.

Liebe Suſanne!

Du warſt da, biſt wieder fort, alles wie im Traum. Bei den Kindern biſt Du eben auch, Gott ſei Dank, vergeſſen, wie Vater und Mutter vergeſſen ſein würden, wenn ſie auf einmal weg wären. Aber aus einem Munde fingen ſie zu weinen an, als Marie erzählte, daß Du fort ſeiſt und noch viele Grüße — — — — —

Der letzte Abend, wo Du da warſt, war noch recht originell. Dieſer Hofbauer,[1] he? und ſeine Braut? — Daß mir nur gerade auch der Menſch ſo als Freund ins Haus hineingeſchneit wird! Aber es iſt wahr, ſeit Jahren habe ich keinen Freund getroffen, der mir ſo lieb war. Dieſer junge Menſch hat einen angebornen Adel und eine Feinheit. Er wird nichts ſagen oder tun, was nicht vom beſten Ton wäre. Das liebe, große Maul, wenn er lacht, und dabei dieſe geiſtvollen Augen, dieſe wonnige Perücke. Er iſt wie aus einer Novelle von Hoffmann. Schade, daß er ſo gar nicht dazu gekommen iſt, Dir etwas vorzuſpielen. Doch — ein andermal!

Wir waren neulich ſchon faſt Hausbeſitzer, und da wohnte natürlich das junge Ehepaar bereits bei uns zur Miete! Siehſt Du, auf dieſe Weiſe könnte es ja mit der Sekretärſtellung ſehr gut gehen, wenn ich ihm freie Wohnung und Koſt gäbe und ein Hundert Gulden dazu, das übrige müßte er ſich mit Stunden verdienen! Da könnte er z. B. ſolche Sachen, wie Haarſchneiden und Raſieren, auf meine Rechnung bei meinem Barbier haben, mich würde das kaum ein paar Kreuzer mehr koſten!

Liebe Suſanne, ich ſchließe, weil Bertha ſehr mit den Kindern in Schwulibus iſt, und weil der Brief doch fort ſoll, damit er Dir noch einen Gruß zum Geburtstag bringt. In Gottes Namen denn, ſei von uns allen gegrüßt, Du bemooſtes Haupt. Es werden vielleicht noch Zeiten kommen, wo ich ganz mir ſelbſt leben kann, und wo wir vielleicht noch manche Wochen und Monde zuſammen

[1] Karl H., Komponiſt und Dirigent 1850—89.

verleben. Wo nicht, so ist doch schön, daß man die Hoffnung darauf jung und lebendig erhält. Viele Grüße an Hestermann — von den Deinigen

und Deinem Peter.

659. An seine Frau.

Bayreuth,[1] Pfingsten, 1872.
Im schwarzen Roß Nr. 3.

Liebstes, bestes Mummserl!

Es ist alles herrlich und gut, wir sind hier prächtig logiert. Schäfer, Heinrich und ich bewohnen ein großes Zimmer mit vier Betten — es trifft morgen noch Professor Friedlein aus Prag ein, Freund von Heinrich. — — Das wird merkwürdig hier! Riedel vom Kaiser mit dem Kronenorden geschmückt, kommt mit 172![2] Wir sind mit zuerst hier! Bin begierig wie alles werden wird. Eben gehen wir auf die Fantaisie, wo Wagner wohnt. — Richter, Svendsen — Ach, wie hübsch das hier ist! Breite, freundliche Straßen, helle, geweckte Menschen, freundlich, diensteifrig! Nicht diese Stumpfheit. Beamte gegen Wagner. Sonst die ganze Bürgerschaft alle wie ein Mann für ihn. Ja, ja, hier!!

Meine lieben Kinder alle! Hoffentlich geht alles gut. Jetzt werde ich Siegfried aufsuchen. Da werd' ich zuerst recht Heimweh nach meinem Wilhelm bekommen. — Ich bin so verwöhnt, mit den Kindern zu leben, ich muß mich schrecklich in acht nehmen, nicht auf einmal mitten im Tag dummes Zeug vor mich hinzusingen oder sonst kindische Dinge zu tun.

Grüße Hoffbauer, Jenny. Ich habe eine Sehnsucht, den armen Kerl bei allem hier dabei zu haben. — Mutterchen, es wird alles gut gehn!

Tausend Küsse von Deinem Peter.

[1] Dahin hatte sich C. zur „Grundsteinlegungsfeier" begeben.
[2] D. h. mit 172 Mitgliedern seines Gesangvereins.

660. An seine Frau.

Bayreuth, Pfingstsonntag 1872.

Meine liebe, liebe Frau! Wir wanderten heut' in aller Früh' hinaus! Wie schön ist diese Fantaisie — lächerlicher Name für einen so schönen deutschen Garten. Ein großes, schönes Stück Wald und Wiese mit herrlichen Fernsichten; ein schönes Dorf schaut auf einmal so gemütlich herein, wenn man um eine Waldecke biegt. Et cetera, et cetera! Das ist nun alles ganz schön! — Wagner ließ uns gleich vor und empfing uns recht freundlich, war ganz in guter Stimmung. Die Kinder machten einen recht guten Eindruck; sie waren da wie eine Herde unschuldiger Lämmerchen zusammen und steckten die Köpfe ineinander. Die Älteste, Lulu,[1] macht den meisten Eindruck. Sie hat merkwürdig geistvolle Augen, hinter denen eine rätselhafte Gemütstiefe wie ein dunkler Quell sich ausbreitet. Mignon! Überhaupt sind die drei ältesten Mädchen die bedeutenderen. Evchen sehr herzlich lieb, aber fast ein wenig flach anmutend. Siegfried ein guter Bub', der besonders in sein Evchen verliebt scheint. — —

Heinrich wird mir hier doppelt lieb, so vielen gewöhnlichen Naturen gegenüber. Das sind die Juden, er ist der Mensch.

Cosima bemühte sich, ihres großen Meisters Bild mit Kränzen zu umhängen, auf deren weißen Atlasbändern in Goldlettern die Namen aller Opern gedruckt waren. Auch der „Vater"[2] von Lenbach — das beste, was ich von Lenbach weiß — war in einem provisorischen, leider sehr undezenten Goldrahmen vorhanden und sollte wohl auch ein bißchen umhängt werden, wenn auch ohne Namensschleifen. Ich sagte zu ihr: Hans hat wirklich in seinem Wagnerkonzert sich selbst übertroffen. Aber der Applaus war auch so, wie ich in München nie einen gehört habe. — Der gewöhnliche Wagner-Ausbruch auf meine Wenigkeit entlud sich diesmal bei meiner Freude, die ich ihm wirklich aus einem von Pfingstlust angeschwellten Herzen aussprach, daß er sich nun so ein schönes Haus

[1] Jetzt Frau Daniela Thode, Gattin des bekannten Kunsthistorikers Henry Thode.

[2] Liszts Portrait.

baue. „Aha, kommſt Du mir auch damit, muß ich das auch von Dir hören, was mir der „Volksbote“ zu ſchlucken gibt. Pauvre Summe von 25000 Gulden uſw. uſw. Der König hat mir in München ein Haus auf Lebzeiten geſchenkt, muß mir alſo hier eins bauen, wenn er dies Letzte noch tun will uſw. uſw. Wenn ſich ein Bankier ein Haus baut, der's überall zuſammengeſtohlen hat, ſagt kein Menſch was — aber ich — o dieſe infame Bande — dies miſerable Deutſchland!“ —

Behüt' Gott — ich glaube, die letzten Ausdrücke hab' ich ein wenig hinzugedichtet, um mir das Bild zu ergänzen. Nimm's wie Du willſt! —

Nun führte er uns weg, gab uns ſchnell ein Glas Bier zu trinken, unten im Freien beim Hotel Fantaiſie, wo er wohnt. — (Ich vergaß Dir zu erzählen — er ſpielte uns vorher an ſeinem Bechſtein eine Stelle der Rheintöchter in der Götterdämmerung, klappte dann das Buch zu mit den Worten: Na, nun wird ſich meine Frau wohl kalmiert haben!“) —

Ich blieb immer jovial, voll Hingebung und Freude, wie ſchön hier alles ſei. Nun führte er uns tiefer in den Park, da begegnen uns Ritters, mit der hoch und hübſch aufgeblühten Elſa, Nietzſche,[1] Herr von Gersdorf. Ich machte Nietzſche meine verehrungsvolle Reverenz über ſein Buch. — — Herr von Gersdorf meinte, die Miniſterin von Schleinitz ſei nach Weimar, um vielleicht — Liſzt mitzubringen. Vorher hieß es aber: ſie hat ganz ruhig mit Herrn von Loën in der Sonne diniert — ohne Liſzt. — — —

Heinrich ſagt eben: Nicht zehn Wagen ziehen mich mehr nach Bayreuth! — Ob der recht hat!! —

Wagner ſagte, er habe übrigens auch ſeine Privatidee mit dem Bauplatz ſchon wieder aufgegeben, er wiſſe noch nicht, ob er ſich gerade dies Bayern ausſuchen werde. —

[1] Friedrich Nietzſche, der große „Freigeſinnte“. — Ich freue mich, hier anmerken zu können, daß N. für das Weſen meines Vaters große Sympathie hatte. Seinen „Barbier von Bagdad“, der ja mehr im Geiſte Mozarts als in dem Wagners komponiert iſt, liebte er beſonders und erklärte ihn für eine Art Ideal-Oper. Nach perſönlichen Geſprächen mit Nietzſche ſelbſt [1886] und neuerlichen Mitteilungen ſeiner Schweſter, Frau Foerſter-Nietzſche.)

Ich ſagte zu Wagner, wie er Feuſtel lobte: Nun, es war ja doch natürlich, daß ſich endlich Leute finden werden, die mit ganzer Seele zu Dir ſtehen und Dir da recht unter die Arme greifen. „Gar nicht natürlich“, ſagte Wagner, „ich habe früher immer nur mit Lumpen zu tun gehabt!“

661. An ſeine Frau.

Bayreuth, Gaſthaus zum ſchwarzen Roß,
Pfingſtmontag, nachmittag 4¾ Uhr.

Meine teure, liebe Frau! Jetzt geht es gleich wieder in die Probe des Chors an die Freude. Herr Gott! Iſt das ein Durcheinander! Aber es hat moraliſch eben auch die Wirkung eines Schwitzbades auf den Körper. — Geſtern abend, nach Abſendung meines Briefes, erſte Verſammlung des Orcheſters. Anſprache von Wagner. Danach ſah ich Wagner noch, weil er mich zufällig bat, mit hinauf in die Loge zu kommen, wo er ſein Glas Bier trank. Dort umringten ihn die Ritters. Ritter küßte ihm ſogar die Hand! — — —

Abends ging ich in die Sonne. Da holte mich plötzlich Schäfer zu Betz in ein entferntes Zimmer des Hotels. „Lieber Cornelius! Alſo jetzt kommen Sie zu uns nach Berlin. Straußberg hat die Zeitung aufgegeben, Dorn ſeinen Abſchied als Berichterſtatter genommen, da ſagte mir Herr Richter: Jetzt iſt der Zeitpunkt, daß wir Herrn Cornelius herbekommen müſſen.“ — Ich blieb drüben, Profeſſor Nietzſche führte mir Herrn Dohm[1] zu, der ſchon vorher Karte bei mir abgegeben hatte. Strahlend und leuchtend kam Herr Davidſohn.[2] Das iſt wirklich ein recht menſchlicher Menſch, weißt Du, was ich einen guten Juden nenne. Der iſt vom Stamm Benjamin. — — —

Heute morgen wundervolle Probe der drei erſten Sätze. — — Heute abend Reunion im großen Sonnenſaal. Morgen bekomme

[1] Ernſt D., der bekannte Redakteur des Kladderadatſch.
[2] Georg D., langjähriger Redakteur des Berliner Börſencourriers.

ich dann wohl auch einen Brief von Dir. Für jedes Kindchen 1000 und für Dich 1000 von

Deinem Peter.

Die Weimarschen haben mich alle brüderlich begrüßt. „Vergiß den Barbier nicht", singt Freiberg und sagt: Das sei bei ihnen Mode. — — —

662. An seine Frau.

Bayreuth, Pfingstdienstag, 1872.

Mummserl! — — Weißt Du, es liegt doch recht weit ab von allem, dies Bayreuth. Und die Ostbahn ist eine so furchtbare Bummelbahn. Die Mannheimer brauchen 14—15 Stunden hierher, die Berliner und Leipziger, die Wiener haben lauter anstrengende Fahrten. — Ja, ja, Bayreuth liegt sehr, sehr weit — von allem, aber am meisten von München, Liebchen! — Gestern Fritzsch kennen gelernt. Mündlich mehr von ihm. Mein Gott, ich muß ja in die Probe, also heute mußt Du's nur als Lebenszeichen nehmen, morgen kriegst Du einen größeren Brief. Die Briefe der Kinder haben mein väterliches Herz sehr gerührt. Es geht hier alles gut. Heute früh verkehrte ich mit Betz, dann mit Schotts. Gerechte Wut der Frau Schott über — sie. Na! Darüber läßt sich ein paar Abende reden. Gestern für Hoffbauer bei Fritzsch gepredigt, heute dem Baron Loën!

Zu Deinen Füßen

Dein Peter.

Gestern begegnete ich Meysenbug[1] und Herzen.[2] Viele Grüße von beiden an Dich — —

663. An Carl Riedel.

Bernau, den 30. August 1872.

Teurer Freund!

Es gilt kein langes Besinnen, was ich Dir denn wohl schreiben möchte. Geschwiegen haben wir lange genug, es ist ja so manches

[1] Malvida v. M., bekannte Schriftstellerin 1816—1902.

[2] Die Pflegetochter von M. v. Meysenbug, Olga v. H.

zu sagen. Dein Brief, mit welchem Du mir den Jahrestag unsres fröhlichen Zusammenseins zurückriefst (und zugleich des andern, welches lange und silbern, golden dauern möge!), traf mich schon hier in Bernau. Das ist unsern des Chiemsees oder bayrischen Meeres, auf welches ich über meinen Brief hinschaue, während das bayrische Hochgebirg' mir im Rücken liegt. Wir trafen hier am 6. August ein; am 15. kam auch meine Schwägerin Marie Atzel genannt', welche sich nach mehr als halbjährigem, heftigem Magenleiden hier schon zusehends erholt hat — obgleich sie nicht — zusieht, sondern sich den ganzen Tag mit den drei Kindern viel zu schaffen macht. — Es gilt kein langes Besinnen. — Das wollte meinen: ich kam seit langem zu keinem Brief, war ganz in meine Studien vertieft, will nun morgen endlich eine Partie mit meiner Frau machen — nach Salzburg und Berchtesgaden — dann hoff' ich doch auch noch ein gutes Stück Ferien meiner Gunlöd zu widmen[1] — und es wird dann wieder ein wenig Zeit und Lust zu Briefen da sein, deshalb heute nur ein Lebenszeichen.

Ja, Alter, jetzt habe ich allerdings wieder einen ganzen Sack voll Sachen, von denen ich teilweise Fritzsch bereits geschrieben, und die er auch gern bereit ist, mit Anfang des nächsten Jahres erscheinen zu lassen. Ich habe die seit längerer Zeit für Wüllner bearbeiteten Dinge in ein Heft zusammengestellt. Ich bin da nur um den Gesamttitel verlegen. Vielleicht fällt Dir etwas ein. Im einzelnen heißen sie so:

1. Sängerfahrt von Donati à 5.
2. Blaue Augen. Altfranzösisch à 5.
3. Knäblein mit Pfeil und Bogen à 4 von Gastoldi.
4. Liebeslied à 5 von Gastoldi.
5. Zug der Juden nach Babylon von Vecchi à 4.
6. Freund Hein nach Beethoven à 4.

[1] Darüber gibt das gleichzeitige Tagebuch folgende Notizen: 12. September Suttungs Hochzeitslied, 13. Sept. dasselbe beendet. 16. Sept. Suttungs Giftblumenlied, 18. Sept. dasselbe beendet. 19. Sept. Ständchen der Sippen, 21. Sept. dasselbe beendet. Suttungs Aufruf, 22. Sept. Aufruf beendet.

Sodann habe ich das Requiem v. Hebbel vollständig umgearbeitet, das Melodiöse nur in den Hauptteilen beibehalten, den schwerfälligen Triolenmittelsatz weggelassen, dafür einen gleichmäßigen $^4/_4$-Allegro-Takt gesetzt. Gemischter Chor, Sopran, Alt, Tenor, Baß I und II. Es ist bei alledem immer noch schwer; doch denke ich, es noch von Bmoll nach Hmoll zu transponieren, und ich habe außerdem bei allen Dingen, von denen ich Dir hier schreibe, einen faßlichen, guten, mit kleinen Noten beizudruckenden Klavierauszug hinzugefügt, welcher das Einstudieren sehr erleichtern wird, außerdem z. B. die sechs Chorlieder auch dem Dilettanten zugänglich macht, der sich die meisten davon mit Begleitung und Oberstimme aneignen kann. — Sodann habe ich ein recht hübsches Stück komponiert, welchem ich fast die von mir erstrebte Meisterschaft in Abrundung und faßlichem, dankbarem Stimmsatz zusprechen möchte, welches sich wenigstens vielleicht als das beste von den Stücken erweisen wird, die ich seit Deiner Anregung geschrieben. Es ist das alte schöne Goethesche Lied: „Wie kommt's, daß Du so traurig bist." Die Freunde bilden ein festes gemischtes Quartett, das wie eine Klavierbegleitung den Solo-Bariton umgibt. Gdur Dreivierteltakt. Jede Strophe, denn das war die große Schwierigkeit, wird erst für sich allein verständlich gemacht — und in ihrer Weiterverzweigung, wo sie dem Bariton zur Begleitung dient, ist das Textliche bereits aufgefaßt. Zugleich sind immer bei den Begleitungsstellen solche Mittellagen für die Stimmen gewählt, in welchen sie bequem sich unterordnen und den Bariton nur tragen und stützen können. Außerdem hat auch dieser manches allein zu singen, wobei die andern mit einzelnen Akkorden auf: Komm! — komm! (o komm an unsre Brust!) oder: Rasse dich auf (So rasse dich dann eilig auf!) — In diesem Stücke ist meine Bayreuther Glorie festgehalten, ich kam nach München zurück — und träumte mir es unter allen Unterbrechungen so langsam zusammen; erst hier hab' ich es ganz beendet.

Dann noch ein Stück, das hat aber eine noch tiefere Entstehungsgeschichte. Der Moment, wo ich es zuerst empfing, ist mir eine Lebenserinnerung. Doch ich kann Dir das heute nicht erzählen. Erst heute habe ich die letzten Noten geschrieben. Die

Ausführung gehört ganz nach Bernau und trägt die Daten 18. bis 30. Auguſt, da war aber vorher noch keine Note davon da. Dies wird heißen „Liebe“ drei Lieder von Angelus Sileſius für 8 und 6 Stimmen.

I. Liebe, die Du mich zum Bilde uſw. achtſtimmig.
II. Ich will dich lieben, meine Krone (ſechsſtimmig, am liebſten von Soloſtimmen).
III. Thron der Liebe, Stern der Güte; achtſtimmig. —

Dies iſt eine Widmung für meinen Bruder Carl. Das Requiem möchte ich Dräſeke, das Quintett dem Bronſart, die ſechs Lieder vielleicht Bülow widmen. Das Sileſiusſtück hat B—D—Bdur $^4/_4$—$^3/_4$—$^4/_4$. Es ſind drei echte gute Lieder — ohne allen Fugatoſchwindel und ſolches Zeug — faßliche — einfache Melodie. Nun wirſt Du auch meine Art zu lernen recht verſtehen, beſonders am letzten, und wirſt Dich freuen, wie leicht im Vergleich zu früher alles wird, und wieviel mir Deine kritiſchen Briefe genutzt haben. „Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang.“ —

Könnt' ich nur alles ſo nehmen und Dir hinſchicken, aber mir gebricht die Zeit zu den Reinſchriften! Im Spätherbſt, wenn die Schule wieder angefangen, mache ich die druckfertigen Exemplare zurecht! — Auch Dein Corneliusabend mit der heiklen „Inſtrumentalfrage“ hat mir eine alte Idee in tiefer Nacht wieder aufgeregt. Davon bald einmal! Erwidre herzlich alle Grüße, auch an den braven Alfred, und ſei mit Deiner Frau von mir und Bertha vielmals gegrüßt.

Wie immer

Dein Cornelius.

Wagner an Cornelius.

Lieber Cornelius!

Sei mir über Verſchiedenes nicht böſe, auch nicht deshalb, daß ich Dir auf Dein letztes ſchönes Gedicht noch nicht ſo geantwortet habe, wie es eben einzig würdig geweſen wäre, nämlich: indem ich es komponierte.

Jetzt, wo ich in großen Mühen, Sorgen und Beunruhigungen dahinlebe, habe ich für heute keine andre Veranlaſſung zu einem Worte an Dich, als

die herzlich gefühlte Verpflichtung, einen jungen Mann, Josef Rubinstein aus Charkow an Dich zu empfehlen. Es sind ganz besondere, sehr nahe gehende Rücksichten, welche mich im vorigen Frühjahre veranlaßten, dem jungen Manne, welcher über seine Herkunft und erblichen Eigenschaften in schreckliche Schwermut verfallen war, zur Aufrichtung seiner höchst leidenden Gemütsstimmung — meinen Umgang anzubieten. Für das bevorstehende Winterhalbjahr mußte ich ihn nun wo anders hinzuweisen suchen, da ich in dieser Zeit mich meistens auf Reisen befinden werde. Da er zugleich noch manches Bedürfnis der höheren Ausbildung in sich fühlt, und ich erfuhr, daß Bülow noch einige Zeit in München verweilen werde, verfiel ich darauf, Rubinstein nach München zu weisen. Hier konnte ich ihn zunächst nur an Dich empfehlen, indem ich ihn Deinem gemütlichen Umgang zuwies. Nun hätte ich aber wohl die Bitte, daß Du ihn mit Bülow bekannt machen möchtest: ich wünschte vor allem nur, daß er ihn öfter — so oft eben die Gelegenheit dazu da ist — hören möge. Er klagte mir, Bülow habe ihn einmal bereits — wie es scheint — unangenehm der Ausdruck war: von falscher Bescheidenheit gefunden; ganz leicht wird es daher nicht sein, ihn dort einer besseren Aufnahme zu versichern. Doch, sieh und versuche! —

Willst Du mir auch freundschaftliche Nachrichten über Dich zukommen lassen, so machst Du uns wahres Vergnügen, und jedenfalls bitte ich Dich, immer im besten Sinne zu gedenken

Deines alten Penzinger Freundes

Richard Wagner.

Bayreuth, 27. September 1872.

Wagner an Cornelius.

Lieber Cornelius!

Es tut mir herzlich leid, Dir eine ganz besondere und eigentümliche Not gemacht zu haben. Meine üble Verlegenheit hierüber war von vornherein groß, nur wußte ich wirklich keinen Menschen, als Dich, dem ich sie aufbürden konnte. Jetzt vergiß, wenn Dein freundschaftlich vollzogener Auftrag Dir eine abjurde Stunde zuzog, und leg' diese zu den übrigen! Für Rubinstein, mit dem es allerdings seine große Beschwerde hat!, ist jetzt durch Liszt, welcher gegenwärtig zu Besuch sich in unserm Hause aufhält und seine schöne Zusage, in Pesth mit ihm musizieren zu wollen, sehr glücklich gesorgt.

Verzeihe meine Kürze! Ich hab' viel Not und Plage, namentlich auch mit Briefschreiben! Leb' wohl und behalte lieb

Deinen alten guten Freund

Richard Wagner.

Bayreuth, 16. Oktober 1872.

764. An Carl Riedel.

München, den 16. Oktober 1872,
Gabelsbergerstraße 19.

Teurer Freund!

Verzeihe, daß ich auf Deinen inhaltschweren Brief einstweilen nur wieder mit einem flüchtigen Wort erwidre — ich bekomme schon einmal in nächster Zeit eine Frist zum Atemholen und dann sollst Du der erste sein.

Wie ist es mit dem Corneliusabend! Nimm mir nicht übel, ich fürchte Du übertreibst da etwas meine Bedeutung, selbst die für Dich und Deinen Verein! Wenn Du jedes Jahr einmal etwas von mir aufführst und so freundlich sorgst, daß mein Name nicht aus der Öffentlichkeit verschwindet, so ist es mir ein großes Genügen und brauche ich nicht schier ängstlich befangen vor dieser Art Feier zu stehen, deren Ehre ich mich noch nicht gewachsen fühle.

Was ein Instrumentalstück betrifft, so bedürfte dies einer langen Auseinandersetzung. Ich bin längst zu der stillschweigenden Übereinkunft mit mir selbst gekommen, die Kammermusik den mannigfachen Kompositionstalenten zu überlassen, welche zugleich ausübende Instrumentalisten sind, und nur als Dramatiker und Lyriker mich zu entfalten, also musikalisch immer nur an der Hand der Poesie. — Dennoch, bliebe mir die Zeit, hätt' ich im stillen so manches Gelüst, größeres und kleineres, poetische absolute Musik auszuführen. Eine Serenade für Hornquartett, etwa mit bestimmten Überschriften in Schumannscher Weise, schwebt mir seit Jahren vor, summt mir auch hie und da einmal durch den Kopf, weil mich einmal der selige Keim — oder wie hieß er? — in Weimar um so etwas ersuchte. — Auch Klavier mit Holzquartett und Horn würde mich reizen. Was nun speziell Deinen Wunsch betrifft, so wäre vielleicht mit einer großen pathetischen Fuge (à la Mozart Cmoll), aber nebst Präludium oder mit Postludium am besten zu helfen. So was wär' ich mir — als Musiklehrer — eigentlich einmal schuldig.

— Deine Wagnerideen sind alle prächtig und schön, doch müßte ich für mein Teil die von Dir gewünschte Mitarbeit ablehnen, denn

ich würde mich ins Tausendste zerstücken und zerpflücken, vermehrt' ich meine Arbeit und die mannigfachen Pläne für meine Mußestunden auch noch mit einem solchen alle besiren Kräfte in Anspruch nehmenden Werk. Sage mir, wäre da Pohl nicht, seiner ganzen Vergangenheit und Begabung nach der eigentlich entsprechende Mensch?

Ich freue mich, daß Du die Bachpsalmen[1] richtig erhalten hast. Lieber, ich betrachte dies Heft als das erste der nun an Dich abgehenden Sendungen, obwohl ich es zuletzt, als Schluß meiner Ferien, ausgedacht habe. Du mußt mir schon das Opfer bringen, es für Deine Zwecke abschreiben zu lassen, da ich es bei meiner jetzigen Fülle von vorhandnem Stoff nicht zweimal schreiben kann. Vielleicht hat Fritzsch dennoch Lust, das kleinere und nicht zu kostspielige Werk bald stechen zu lassen!? Für diesen Fall bedarf ich einer Widmung, und da möchte ich Dich fragen, ob es nicht angezeigt wäre, es dem Verein in Zittau (Fischer) zu widmen. Doch werd' ich auf jede andre Widmung eingehen, die Du etwa für passender halten solltest. — Du erhältst jetzt zunächst mein Goethequintett, und Du wirst ja sehen, ob ich dann etwa beifügen soll, daß man das gemischte Quartett zum Baritonsolo auch doppelt besetzen könnte, oder ob ich lieber den Solocharakter dieses — mir lieben — Stückes ganz entschieden wahren soll. — Dann kommt das Requiem von Hebbel. — Dann die drei Chöre von der Liebe (Silesius). Dann die Sammlung der Chöre mit meinen Gedichtunterlagen. Außerdem noch ein Heft von drei Liedern und eins von drei Duetten, die das nonum prematur in annum wacker durchgemacht haben.

Fritzsch muß wohl grimmig auf mich sein, daß ich ihn mit der Diez[2] und Tappert[3] so im Stich gelassen habe. Beides hatte seine sehr erklärlichen Haken. Für die Diez fehlten mir solche Lebens-

[1] Drei gemischte Chöre (Op. 13):
1. Warum verbirgst Du vor mir Dein Antlitz, nach Psalm 88.
2. Stromflut dahin rauscht durch Babels Gefilde, nach Psalm 137.
3. Heil und Freude ward mir verheißen, nach Psalm 122.
Siehe Gesamtausgabe.

[2] Wilhelm D., Musikschriftsteller und Komponist (geb. 1830).

[3] Sophie D., Bühnensängerin (Sopran) lebte 1820—87.

mitteilungen, welche jeder hübschen biographischen Darstellung das notwendige Salz geben müssen. Jetzt bin ich durch Erkundigung auf die Fährte eines gewissen „Gärtner“ gekommen, der, so versichert man mich, gerne nachhelfen wird, aus den Quellen einer dreißigjährigen intimen Freundschaft mit der Künstlerin. — Mit Tappert aber geht es mir eigentümlich. Seinen Liedern kann ich keinen rechten Geschmack abgewinnen, es ist doch viel Zopfiges drin, und selbst diese brutale Naivität der mittelalterlichen oder spätern Texte läßt mich mit wenigen Ausnahmen kalt. Ja, schüttle den Kopf — aber — es geht mir so. Fritzsch aber, sowie Tappert wird natürlich nur mit vollatmiger Reklame gedient sein. Das bringt mich in Verlegenheit! Das Werk müßte mich so angemutet haben, daß ich mehr von Innen zu einer recht freundlichen Besprechung gedrängt mich fühlte. Bekäm' ich es so ohne weiteres zur Hand, würde ich eher Absprechendes drüber zu sagen geneigt sein. — Einzelne dieser Lieder haben von Stade in Altenburg eine bei weitem innigere und künstlerische Übersetzung in unsern Gefühlskreis gefunden. — Nun scheint mir Fritzsch fast mürrisch — und nicht mit Unrecht. Hol' mich dieser und jener, ich bin in meinen Ferien so ins Komponieren hineingekommen, und ein Komponist hat denn doch auch ganz gewiß das Recht, hie und da einmal etwas zu komponieren!! Nun läßt mich Fritzsch nichts hören noch sehen — nämlich seine Zeitung, welche ich bereits drei Wochen lang nicht mehr erhielt, obwohl ich letzteres durchaus nur aus einem Versehen oder Irrtum erklären kann.

Ich schließe — ich muß fort. Nächstens mehr und in nächster Bälde mein Goethequintett.

Sei und seid gegrüßt
von
Deinem und Eurem Cornelius nebst Anhängsel.

665. An seine Schwester Elise.

München, den 23. Dezember 1872.

Meine liebe Elise! Schnell, schnell wenigstens die paar Zeilen an Dich, damit Du doch morgen zu meinem Geburtstag oder etwas

ſpäter ein Wort von mir hörſt! Deine lieben Briefe kommen immer an, und ich verſpeiſe ſie wie Auſtern für's Gemüt, und komme ſo ſelten dazu, Dir auch einmal dafür zu danken. — — — —

Alſo meine kleinen Lieder waren Dir ein großes Erlebnis. Ich will's immer als eine Tugend vom Ratzenberger nehmen, daß er wenigſtens die paar Kleinigkeiten von mir aufführen läßt. Doch wundert es mich, daß er von den größeren Sachen nichts weiß, oder wiſſen will, die bei Fritzſch von mir im Druck erſchienen ſind. Warum hat er nicht etwa die Weihnachtslieder ganz gegeben, oder den Trauerzyklus ganz?

Am 26. Dezember.

Bis heute hab' ich den Brief ſo liegen laſſen. — — —

Heute Morgen kam indeſſen wieder Dein neuer Brief an. Er tat mir ebenſo wohl durch Deine alte Zärtlichkeit für mich, als durch den Eindruck, daß Ihr behaglich in Euern dortigen Zuſtänden ſeid.

Ich habe in meinen letzten Ferien einige größere Muſikſtücke komponiert, die wohl noch im Laufe dieſes Winters in Leipzig — durch meinen Freund Riedel — zur Aufführung kommen werden. — — — — Sodann habe ich ein größeres Werk, eine Folge von drei Liedern für großen Chor. Es iſt betitelt „Liebe", nach den geiſtlichen Dichtungen von Johannes Scheffler, genannt Angelus Sileſius.[1] Dieſer Scheffler, ein berühmter Arzt und Dichter in Schleſien, wurde in der Reformationszeit proteſtantiſch und kehrte dann in den Schoß der alten Kirche zurück. Dennoch, trotz ſeiner Untreue, ſind ſeine Lieder in der proteſtantiſchen Kirche heimiſch geblieben, beſonders die zwei, welche die beiden erſten Stücke meines Zyklus ausmachen. Ich will ſie Dir hier aufſchreiben, mit einigen kleinen Veränderungen und Auslaſſungen, wie ich ſie zu meiner Kompoſition bearbeitet habe. Dieſe Arbeit widme ich dem Carl; das Lied von Goethe meinem Freunde Hans von Bronſart (er iſt Indendant in Hannover), und das Requiem widme ich den Manen (dem Andenken) des Dichters Hebbel. Dieſe Sachen, hoff' ich, ſollen auch bis gegen

[1] Lebte 1624—77.

Frühjahr im Stich erſcheinen. Dann werd' ich Ratzenberger die Exemplare zuſenden.

Liebe, die Du mich zum Bilde
Deiner Gottheit haſt gemacht,
Liebe, die Du mich ſo milde
Nach dem Fall haſt wiederbracht:
Liebe, Dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die Du mich erkoren
Eh' als ich geſchaffen war,
Liebe, die Du Menſch geboren
Und mir gleich wardſt ganz und gar,
Liebe, Dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und geſtorben in der Zeit,
Liebe, die mir hat erſtritten
Ew'ge Luſt und Seligkeit,
Liebe, Dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn,
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herz hat ganz dahin,
Liebe, Dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit,
Liebe, die mich wird umſtecken
Mit dem Laub der Herrlichkeit,
Liebe Dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Wenn Du dieſe Lieder[1] lieſt, ſo lebſt Du ein gutes Teil meines innerlichen Gemütslebens mit. Als ich zuletzt mit meiner Familie die Sommermonate in Mainz lebte, dauerte es lange, bis ich einmal nach Wiesbaden kam. Aber eines Tages fuhr ich mit dem Dampfſchiff bis Biebrich, ſtieg dort aus und ging dann zu Fuß über den Hügel nach Wiesbaden. Da kamen alle Erinnerungen der ganzen Jugendzeit über mich, mühſam ſucht' ich mir aus der neugewordnen Stadt die Spuren der alten zuſammen. Ich beſuchte zuerſt Sophie Seibert.[2] Sie wurde gerufen und ich ſaß allein in ihrem Zimmer — es war das Zimmer, worin der Vater geſtorben war, und ich küßte die Stelle, wo im Sterben ſein Haupt gelegen hatte. Da lag das erſte Lied von der Liebe aufgeſchlagen auf einem Tiſch in einer Gedichteſammlung — und da ertönte es zuerſt in vollen Stimmen in mir. Wie ich es jetzt gegeben habe, iſt es freilich nur ein ſchwacher Nachklang von dem, was ich damals empfand.

Denke Dir, unſre Weihnachtslieder ſcheinen in Wien ganz populär zu werden; die Singakademie, welche ſie voriges Jahr mit vielem Beifall aufführte, brachte ſie auch diesmal in der Weihnachtszeit wieder. Sie haben mir einſtweilen in Wien in manchem Herzen eine Erinnrung hinterlaſſen, das freut mich. Von Herrn Hanslick las ich einige Worte in der „Preſſe" darüber.

Durch Suſanne kennſt Du wohl ſo ziemlich den kleinen Kreis von Freunden, den mein Haus manchmal verſammelt. Es iſt der Komponiſt Hoffbauer mit ſeiner Frau Jenny. Deren haben wir uns ſo ſeit vorigem Jahr in Freud und Leid angenommen. Es ſind brave Kinder. Auch Schneegans,[3] der Dichter, bleibt uns treu. Nicht wahr? ein ſonderbarer Dichtername? Doch denke an Klopſtock, Schüttelſpeer (Shakeſpeare), Hans Wurzel (Jean Racine) und Peter Krähe (Pierre Corneille). — Der Schwab' Hoffmann kommt nur ab und zu nach München, doch bleibt er immer der treue Freund. — Ja wie oft denke auch ich, wir müßten recht bald ein-

[1] Im Manuſkript ſteht noch das andre Lied: „Ich will Dich lieben, meine Krone".

[2] Eine Jugendfreundin ſeiner Schweſtern.

[3] Ludwig Schneegans geb. 1842 lebt in Wien.

mal zuſammenkommen! Man ſollte nicht glauben, wie man trotz Eiſenbahn und allem weit auseinander iſt. Es muß der Ratzenberger einmal eine Auswahl Stücke von mir an einem Konzertabend ſingen laſſen und ich dazu hinkommen. — —

Alſo dieſe Zeilen erreichen Dich und den alten Franz noch zu Silveſter, ſo nehmt ſie mit allen guten Grüßen, auch von meiner Bertha, mit ins neue Jahr hinüber. Liebe Eliſe! Sei mit allem was Dein iſt tauſendmal geküßt

von Deinem Peter.

666. An Carl Riedel.

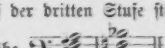
[München, 26. Dezember 1872.]

Endlich, endlich komme ich dazu, Dir zu ſchreiben, liebſter Freund, und zwar noch im alten Jahre, daß ich die Briefſchuld doch nicht in das neue mit hinüber ſchleppe. Seit Dein letzter Brief kam, arbeitete ich raſtlos in den Mußeſtunden an meinem Chorzyklus,[1] welchen Du nun endlich mit dieſem Briefe zugleich in Händen halten wirſt. Er iſt jetzt allerdings ſchon ſeit etwa einer Woche fertig — aber meine Sendung wäre dann gerade in die Weihnachtsgeſchenkzeit hineingeraten, und ich dachte, warum nun nicht auch noch die paar Tage warten, da ſo leicht bei dieſer Hetze ein Paketchen in Verluſt geraten kann. So ſoll denn morgen, am Freitag, alles abgehen; heute haben wir 26., zweiten Feiertag.

Meine Weihnachten, mein Lieber, waren etwas getrübt durch Krankheit meines älteſten Jungen, des Carlchens, dem Du damals die ſchöne Rüſtung ſchenkteſt — er hatte Fieber bei heftigem Katarrh, auch die jüngeren Geſchwiſter geſellten ſich ihm halb und halb zu, indem unſer Mädelchen auch zu Bett liegen muß, und auch der kleine Wilhelm heftigen Huſten hat. So haben wir bis heute den Baum nicht anſtecken können, und es muß vermutlich noch auf ein vierzehn Tage hinausgeſchoben werden. Meine Frau leidet unſäglich unter all dieſem Hauskreuz, da ſie zugleich von heftigem Rheumatismus heimgeſucht iſt! Ja, ja Lieber, ſo geht es!

[1] Gemeint iſt der eben erwähnte Zyklus „Liebe". Erſchien als Op. 18. Siehe Geſamtausgabe Nr. 21, 22, 23 Gemiſchte Chöre.

Deine Kritik meines Requiems habe ich unbedingt angenommen, und noch am selben Abend schwebten mir, als ich draußen ging, die Klänge und die Art vor, wie ich das alles haben möchte. Doch würde es mich immer wieder eine Folge von stillen Abenden Zeit kosten, bis ich mir diese Sache ausgedüftelt hätte, und ich komme jetzt nicht dazu. Wer weiß auch, ob diese Art, wie ich mir's jetzt verändert denke, alles grau in grau gemalt, fast durchgehends piano mit bloß leisem crescendo, und die eben doch auch schwierig zu singen wäre, sich besser oder wirkungsvoller machen würde. Jetzt haben die Leute ihren festen Viervierteltakt, können im Mittelsatz, was man so sagt, ein paarmal ordentlich loslegen, und es kommt dann der Schluß zu seiner befriedigenden kontrastierenden Wirkung. Doch wir wollen schon noch darüber reden!

Das dreichörige Stück spielt eine viertel Stunde, mit der Uhr in der Hand, es hat eine gute Konzertlänge. Wirst Du es denn auch so schwer finden, wie Büllner es fand, dem ich es auf Verlangen zur Durchsicht vorlegte? Ich fürchte fast, und ich werde daran verzweifeln müssen, jemals etwas wirklich Leichtes fertig zu bringen. Ich führe nur zu meiner Verteidigung an, daß die inharmonischen Übergänge überall gut vermittelt sind, auch der Zeit nach, und daß man sich deshalb vorsehen und in der neuen Lage zurecht finden kann. Und diese gewissen Einsätze mit dem Durdreiklang auf der dritten Stufe statt Dominante, die sind doch so gang und gäbe  Ich dachte mir, wenn sich sechs gute Solostimmen fänden, so könnte man den zweiten Satz auch Solo singen lassen, bis zu dem Wiedereintritt der ersten Strophe auf dem Quartsextakkord von D, wo dann ein pianissimo-Eintritt des vollen Chors von großer Wirkung sein müßte. Du kannst Dir denken: ich konnte die Sache nicht just so abschreiben, wie ich sie im Herbst komponiert hatte. Ich hatte vieles zu ändern, besonders Nr. 3 von Grund auf. Ach, wie ich gespannt bin, welchen Anklang das alles bei Dir findet. Ich habe mich so hineingelebt in der ersten Hälfte dieses Monats, es schien mir eine Ewigkeit, bis endlich alles lesbar dastand.

Jetzt ist, seit Vollendung des Zyklus, eine gewisse Lahmheit,

ein Erschlaffen der Elastizität bei mi eingetreten, was das Fertigmachen der drei übrigen Hefte betrifft: Sechs Chorlieder, drei Lieder, drei Duette. Das erste bedürfte allerdings nur einer saubern Reinschrift, aber von den Liedern und Duetten möcht' ich nicht eine Note auf der andern stehen lassen, da sie sämtlich schon über fünf Jahre alt sind. Erstens bedürfte es von Dir noch einer besondern Ermahnung, zweitens trägt auch das sonderbare Benehmen des Herrn Fritzsch dazu bei, und es bedürfte einer Aufklärung, wie ich denn eigentlich mit ihm stehe, um mir über den Veröffentlichungsweg dieser Dinge eine solche Gewißheit zu geben, die mich zu baldigem Vollenden anspornte.

Ich habe allerdings gegen Herrn Fritzsch die Sünde begangen, über die ich Dir schon teilweise mich schriftlich mitgeteilt: daß ich ihm die beiden Artikel über Tappert und Frau Diez schuldig geblieben bin. Die Hauptschuld daran liegt an meiner Stellung. Ich müßte frei sein, viel schreiben, oft schreiben, dann möchte ich mir auch immerhin eine solche Reklame für Herrn Tappert gefallen lassen, sie könnte mit unterlaufen, und eine Huldigung für Frau Dietz, wenn ich mir bei freier Muße wirklich das notwendige Material zusammensuchen könnte, wie ich es haben muß, um etwas Gutes zu schreiben, möchte sich dann ganz gut machen. Aber nun, nach jahrelangem Stillschweigen in diesem Zweig, der ich ohnehin immer nur Sonntagsschreiber war, auf einmal mit einer Reklame für Herrn Tappert losbrechen, die ganz gegen meine Überzeugung wäre, das geht mir gegen die Haare. Denn Gott helfe mir — aber ich finde diese Bearbeitungen trocken und eines höheren poetischen Schwunges entbehrend, ich möchte überall alles anders haben. Dann aber auch, gesteh' ich Dir aufrichtig, kann ich diesen Texten, diesen Zärtlichkeiten zur Zeit der Reformation, diesen Fröhlichkeiten zur Zeit der Hexenprozesse, keinen rechten Geschmack abgewinnen. Ich mag von dieser Alldeutschelei und Deutschtümelei nicht viel wissen. Minnelieder von unsern Minnesängern, Spottlieder und Satyren aus der Zeit der Reformation und manches bessre vom Meistergesang, da bin ich dabei, aber im Durchschnitt ist mir dieser gepriesene, treuherzige Ton dieser Lieder zu sehr aufs Äußerliche, aufs Sinnliche gerichtet. Daß Perlen darunter sind, das ist ja

gewiß. Tappert und ich, wir ſtammen ja beide aus der Dehnſchen Schule! Nun muß ich Dir ſagen: So kommen mir die Lieder immer vor, als wenn Dehn ein bißchen mehr Geſchick für Klaviersatz gehabt hätte, und trocken und poeſielos wie er war, ein bißchen in guten Stunden hätte aus ſich herausgehen können, und ſich über ſich hinaufſchwingen, ſo hätte er etwa auch dieſe Lieder geſetzt. Siehſt Du, das alles, was ich Dir da ſage, iſt nun ein ganz guter Gedankenſtoff für eine freie humoriſtiſche Auslaſſung über Tapperts Werk, die neben Biſſigem auch immerhin Anerkennendes enthalten würde — aber das iſt's ja nicht, was Herr Fritzſch und Tappert ſelbſt wollen. Tappert iſt auch ſchon ſo ein mürbe und müde gerittnes Pferd (das Schickſal iſt der Reiter, der nun endlich zur Anerkennung aufs Piedeſtal gelangen möchte. Faſt ſo wie ich, der ich am 24. nun endlich ſchon 48 Jahre alt geworden bin. Aber an dem Arm, den er da mit ſeinen Liedern ausſtreckt, kann ich ihm nicht hinaufhelfen. Über den ganzen Mann, wenn ich rechten Stoff ſeiner Schriften zuſammen hätte, würde mein Urteil gewiß ſo ausfallen, daß er damit zufrieden wäre. Die Hälfte des Komponiſten ſcheint mir ſeine ſchwächere.

Soviel nur über mein Verbrechen gegen Herrn Fritzſch. Nun hatte ich mich aber tiefer in Korreſpondenz mit ihm eingelaſſen, ihm, wie Du weißt, vorgeſchlagen, die Reihe der modernen Zelebritäten, mit Hiller, Lachner und Rietz[1] anfangend, in einer Folge von Artikeln, kritiſch-biographiſch vorzunehmen. Darauf ging Herr Fritzſch ganz lebhaft ein und ſchrieb mir in ſeinem letzten Brief, den ich im September in Bernau am Chiemſee erhielt, daß er ſchon vieles von Rietz beiſammen habe — — — — doch hat er mir weder das Paket „Rietz" geſandt, noch irgend etwas von ſich hören laſſen. Deswegen erſuche ich Dich auch dringend, ihm durchaus keine Mitteilung und Anerbietung mit den Dir zugeſandten Kompoſitionen zu machen. — Führe Du nur etwas davon auf; wir werden ſchon einen Weg dafür finden — Fritzſch mag allerdings mit den Chorſachen bisher ein miſerables Geſchäft gemacht haben; doch darf ich mich damit tröſten, daß die Weihnachtslieder ihm Einnahme gebracht. Du wirſt gehört haben, daß

[1] Julius R., Komponiſt und Dirigent 1812—77.

die Wiener Singakademie dieſelben in dieſem Jahre wiederholt hat, bei welcher Gelegenheit ſogar Herr Hanslick darüber geſchrieben. Was, das iſt einerlei.

Mein lieber Freund, ich ſchließe, um dieſen Brief mit den herzlichſten Neujahrswünſchen in das Lied von der Liebe einzufalten. Ich habe Dir noch manches nachzuholen. Heute füge ich nur in Eile noch hinzu, daß Du für Kammermuſik nichts von mir erwarten darfſt! Freund, ich bin einmal poetiſcher Lyriker. Wollte ich ein Quartett ſchreiben, ſoll ich Dir ſagen, wieviel Zeit mich das koſten würde? Drei Monate! — Ans Drama! Zum geliebten Drama, auf die verfluchten Bretter zurück — dahin, beflügle Dich, mein Kiel! O darüber habe ich Dir viel zu ſchreiben.

Bleibe treu

Deinem Cornelius.

667. An Adolf Stern.

München, den vorvorletzten Dezember 1872.

Lieber Stern!

Dies iſt die Zeit, ſchnell noch alte Briefſchulden zu bezahlen, Verbrechen der Freundſchaft zu ſühnen, Ablaß zu erwerben für Sünden gegen den heiligen Geiſt.

Ich habe indeſſen doch bei all meiner gräßlichen Indolenz einerſeits und dem infamen nimmerſatten Bildungstrieb anderſeits, der meine Beſchäftigung immer auf einen großen Kreis hinaushetzt, mich ehrlich beſtrebt, meine Freundſchaft für Dich nach der geiſtigen Seite hin feſter zu begründen. Ich habe eine ziemliche Anzahl Deiner Novellen geleſen. Von allen ſtelle ich die Wiedertäufer am höchſten. Hier iſt das landſchaftliche Kolorit meiſterhaft, auch die Anlage der Kompoſition von der Expoſitionsſzene an bis zum Schluß äußerſt klar und durchſichtig; die Charakteriſtik der einzelnen Figuren iſt vortrefflich, beſonders iſt die allerſchwierigſte Aufgabe glücklich gelöſt, ein Liebespaar zu ſchaffen, für welches man ſich vom erſten Augenblick an intereſſiert. Hier iſt mir nur ein ſchwacher Punkt fühlbar geworden, der nämlich, daß die geſchichtlich eigent-

liche Hauptperson, Bernt Rothmann, zuwenig vertieft ist, und in der letzten Entwicklung einen gewissen Anhauch von Deus ex machina nicht ganz verleugnen kann. — Den zweiten Preis gebe ich der „Belagerung von Leyden“. Jede Zeile verrät die vornehme Begabung des Erzählers, es ist wie eine steigende Flut von Anfang bis zu Ende, alles geht rasch, lebendig, unaufhaltsam dem Ziel entgegen. Das reißt mit! Mutter und Sohn sind zwei edel gezeichnete Gestalten. Beide Stücke verdienen ihren Ehrenplatz in einer guten deutschen Novellenanthologie.

Und nun erst den so verspäteten Dank für Dein herrliches Gedicht, den „Gutenberg“. Es ist eine Freude, in unsrer Zeit, diese guten Verse zu lesen, in denen alles aus dem reichen Schatz unsrer eignen Sprache genommen ist und alle Flitter und gleißende Münzen welscher Länder verschmäht sind. Du wirst Dich nun seit dem Erscheinen schon müde gehört und gelesen haben an Besprechungen und Urteilen über Dein Werk, und es wird Dir vielleicht erfrischender sein, das wenige Kritische zu hören, was sich während dem Durchlesen meinem Geist aufgedrängt hat. Es sind die alten Fragen: Leben wir in einer Zeit, in welcher das Epos möglich ist? Ist ein geistiges Ringen, ein Streben nach einem Ziel, welches nur vom erkennenden Geist erfaßt werden kann, der rechte Inhalt für den Träger eines Epos? Du hast nun, wie Du sagst, fast ein Dezennium Deines Lebens diesem Gedicht gewidmet, und das wundert mich nicht; denn es ist bis in jedes Detail vortrefflich ausgearbeitet, man hat es hier mit einem wirklichen Dichter zu tun, der nicht *macht*, sondern *zeugt*. Aber wenn Du dieselbe Zeit (es ist die Titanfrist Jean Pauls) auf einen Roman verwendet hättest, welcher in ebenso gediegnen Formen ein Abbild Deiner Zeit gäbe, würde ein solches Werk nicht größeren Anspruch darauf erheben können, monumental zu sein, als Dein Lied von dem großen Erfinder? Die Quintessenz des ganzen Gutenberg liegt doch in der Wirkung seiner Erfindung durch alle Zeiten durch. Die Pointe Deines Gedichts, die nächtliche Arbeit bis zum vollendeten Inslebentreten des Gedankens, um Pater Gerhard zu retten und bis zur Rettungsszene im Rathaussaal ist in der Tat ergreifend. Hier versagt wohl kein Herz dem Dichter den Preis der begeisterten

Träne. Zugleich kommt auch hinzu, daß der hier mitwirkende Peter Schöffer, so einfach und schlicht er gezeichnet, die sympathischste aller Nebenfiguren ist. Nun mußt Du aber freilich den kulturhistorischen Hintergrund malen, Du mußt zeigen, aus welcher Nacht der Geister dieser Stern einer schöneren Zukunft auftaucht, und das, mein Freund, so virtuos Du alles machst, benimmt einem den Atem, die epische Ruhe. Man wird fortwährend in den engen schwülen Gassen des mittelalterlichen Mainz herumgehetzt, man sehnt sich einmal hinaus in eine schöne, sonnige Ferne. Die Episode mit dem Kloster ist zwar recht spannend und von einer, wenn auch schwülen, narkotisierenden Ruhe — da hab' ich aber auszusetzen, daß das Ganze zu sehr Skizze bleibt, daß keine Fäden, welche die ganze Geschichte durchdringen, auch hier eingewebt und zum Knoten verflochten sind. Ich gestehe Dir, daß ich mich weder für Marko noch für Meta und Irmgard so innig interessieren kann, als für jede Figur in den „Wiedertäufern". Und nun noch eine Frage, die mich besonders näher angeht, die Frage der äußeren Form. Diese vierfüßigen Jamben, niemand kann sie meisterhafter handhaben als Du — sind sie ein entsprechendes episches, einheitliches Versmaß? Byron hat sie zu dem geringeren Umfang seiner tale's prächtig gewählt, aber können sie in einem solchen ausgedehnteren Gedicht nicht ermüden? Die Frage, ob lieber Epos oder Roman, die ich vorhin aufwarf, ist mir ja schon ganz so bei Hebbel gekommen! Er sagte mir, wie ich Dir, glaub' ich, erzählte, daß er in der Wahl unschlüssig gewesen sei, ob: die Nibelungen ausführen oder einen lang gehegten Plan à la Maria Magdalena! — O, daß er sich für letzteres entschieden hätte! — Da hast Du meine Wahrheit, Freund, die ich Dir ohne allen Zuckerzusatz des Lobes gebe, welches ich aus voller Seele reichlich hätte einstreuen können.

Wenn mir Freund Riedel etwas an meinen Kompositionen kritisiert, die ich ihm einsende, so bin ich immer wütend und möchte mir alle Haare ausreißen. Abends fang' ich dann meistens an den Verbesserungen zu arbeiten an, die er gern haben möchte. — — Ich hoffe, daß es Dir und den Deinigen wohl geht, bitte mich Deiner lieben Frau zu empfehlen und mir etwas von der Sympathie

zu erhalten, die meinerseits durch alle tieferen Linien Deines geistigen Bildes immer lebendiger und wärmer für Dich sich kund gibt. — Schneegans ist in Straßburg. Er ist Dir sehr zugetan.

Dein Cornelius.

Deine „Deutsche Dichtung" hab' ich mir angeschafft und viel in meiner Schule gebraucht. Es ist mir leid, den Zeitpunkt versäumt zu haben, die Zusätze für die zweite Auflage zu geben! Zur dritten!

668. An Luise Hoffbauer.

(18. Januar 1873).

Wenn Glück auf Dich
Herniederglitt,
Eh's rasch entwich
Im flücht'gen Tritt,
Nimm's mit!

Streut Dir aufs Haupt
Ein Blatt der West,
Im Flug geraubt,
Von Tau genäßt,
Halt's fest!

Laß immerdar
Dir Gaben weih'n,
Sollt's Manna gar
Vom Himmel sein,
Fang's ein!

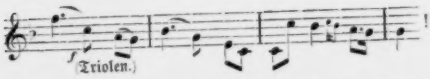
Doch hält ein Herz
Mit Deinem Schritt,
Das gern um Liebe
Alles litt',
Dann, Glückskind, Du,
Merk auf! greif zu!
Halt's fest, fang's ein, nimm's mit!

669. An Carl Riedel.

München, am 8. Februar 1873,
Gabelsbergerstraße 19.

Lieber Freund!

Laß Dich's nicht zu sehr reuen, daß Du Dich für Herrn Cavallo nicht zu sehr — zerreißen konntest. Es ist nicht so, als wenn es unser Hoffbauer gewesen wäre, der ein lieber Burich' ist, und den ich von Herzen liebe, Herr Cavallo ist nur ein sehr entfernter Bekannter und wird es



Ich gab ihm notgedrungen die beiden Karten, um die er mich sehr dringend, wiederholt, persönlich ersuchte usw. usw.

Deine Änderungen am Liederzyklus nehme ich alle mit großem Dank an und auf. Ich habe bei diesem Werk ja natürlich sehr mit der Form gerungen, und es schließlich mit einer gewissen leidenschaftlichen Hast gearbeitet, um es nur beendet — und von Dir aufgeführt zu wissen. Daher sind mir so manche einfachere Stimmführungen, wie Du sie mir so vortrefflich angibst, leider entgangen. Alles dies benutze ich nun zu einer völligen Umarbeitung, die ich mir auch schon völlig ausgedacht habe, ja die heute schon in Deinen Händen wäre, wenn ich arbeiten könnte, wie ich wollte. Was Dich am Text geniert, kann nur das dritte Lied sein, wo sich die Liebesausdrücke Himmelskleinod usw. so häufen. Diesen Text habe ich bereits völlig umgearbeitet und das Überschwängliche in etwas ernüchtert, ohne das Poetische zum Opfer zu bringen. In den beiden ersten Liedern, deren Text ich übrigens nach dem Münchner protestantischen Gesangbuch überarbeitete, ist doch das Verhältnis der Seele zum Heiland völlig ohne Schwärmerei ausgesprochen. Oder verdenkst Du es dem geistlichen Dichter, wenn er sagt:

Durchleuchte Leib und Seele ganz,
Du wahrer Himmelsglanz!

Und wie ſchön ſind dieſe Strophen dichteriſch gebaut, wie häuft ſich dies anaphoriſche Liebe! Liebe! was erſte und dritte Zeilen durchgehends verknüpft, und wie ſchön iſt die Einfachheit des Refrains:

Liebe dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

In meiner neuen Bearbeitung bleibt nun alle Begleitung ganz weg, denn es wird ſo liedmäßig einfach, daß jede Vokalkapelle, welche die alten Sachen ſingt, dies auch wird ſingen können, ja leichter, denn ich muß ſagen, ich habe hier ein Crucifixus von Lotti[1] ſingen hören, worin bei der Aufführung ſchnurrige Unklarheiten vorkamen; oder einmal ein Terzett von Bach a cappella — das haperte ſehr. Nein, ich habe eine heilige Scheu vor aller Begleitung. Entweder, oder! Alles, alles, was ich Dir bis jetzt ſchickte, habe ich ganz in der tiefſten Herzensmeinung geſchrieben, für Vokalchor zu ſchaffen, für dieſen wonnigen keuſchen Ton — die Inſtrumente bringen Leidenſchaft mit — Erde zum Himmel, Felſen und Wolken zum Engelgeſang. Ja, wenn ich mich hier einmal ſatt geſchrieben hätte, dann wollte ich wohl Orcheſter mit hinzubringen, aber das müßte aus dem erſten Keim heraus mitgedacht und empfunden ſein. Dafür habe ich Pläne, mit denen ich, wenn alles geht wie ich wünſche, vielleicht einmal mein Leben und Wirken abſchließe, aber nur dann, wenn noch dramatiſche Betätigung reichlich dazwiſchen fiele.

Denke Dir, ich habe in letzter Zeit äußerſt fleißig an einem Op. 12 gearbeitet und ſende es morgen an Fritzſch ab, an einer Widmung für Herrn Rebling und deſſen Verein in Magdeburg, und ich freue mich, auf dieſe Art ſo — verhältnismäßig — bald mein Wort zu löſen. Sei doch ſo gut und ſage mir, was Du von „Heinrichshofen in Magdeburg" weißt, ob dieſe Firma noch exiſtiert; ſodann wie es mit Forberg ſteht, der Deine Soldatenlieder ſo ſchön herausgegeben hat. Ich habe nämlich von Fritzſch 30 Taler Honorar für meine drei Chöre gefordert, und da ich nun ſo gar nicht weiß, wie ich mit ihm ſtehe — nur, daß ich die

[1] Antonio L., Venezianiſcher Kirchenkomponiſt, 1665—1740.

Zeitung nach einer Bemerkung auf Cavallos Karte wieder bekomme, und daß er mir den 7. Band von Wagner zugeſchickt — der 6. fehlt mir noch immer — ſo mache ich mich darauf gefaßt, daß ihn die Honorarforderung abſchrecken könnte, ich wollte ihm nur keine Veranlaſſung geben, von mir zu ſagen — ich hätte ihn umgangen. Für den erwähnten Fall wünſch' ich einen Freundeswink von Dir. Dies Werk wünſcht' ich bald und umgehend gedruckt zu ſehen, weil mich die künſtleriſche Widmung an dieſen Mann intereſſiert, der von mir Notiz genommen hat.

Wenn Du dran denkſt, ſchreib mir doch mit einem Wort, ob mein Chor in jenem akademiſchen Konzert Fiasko gemacht hat oder nicht.

Sei in alter Freundſchaft und mit künſtleriſchem Danke gegrüßt von

Deinem Cornelius.

670. An Carl Riedel.

München, den 22. März 1873.

Teurer Freund!

Eilig, raſch packe meine paar künſtleriſchen Habſeligkeiten zuſammen, welche ſich noch unter Deinen Händen befinden, und ſende mir dieſelben umgehend per Poſt zu. — Ich tue Dir hiermit pflichtſchuldigſt Meldung, daß ich zum Muſikertag in Leipzig eintreffe, daß ich aber, wie ich auch geſtern ſchon an Herrn Fritzſch geſchrieben, alle freundſchaftliche Unterbringung dankend ablehne, und nur für den Fall einer ſchrecklichen Überfüllung mir ein Zimmer in einem guten Gaſthof zu ſichern bitten möchte.

Ich bin eben auch an der durchgreifenden Umänderung des Zyklus und möchte an ſämtlichen Sachen, die Du haſt, kleinere und größere Umarbeitungen vornehmen. Zum Quintett will ich eine entſchiedene Klavierbegleitung ſetzen. Am Requiem, an dem ich im großen und ganzen nicht ändern will, werde ich jedoch und habe es bereits getan, in bezug auf Singbarkeit wichtige Änderungen machen. Vergiß auch die Bachſchen Stücke nicht, wo ich an den beiden traurigen noch ändern will.

Setze mich doch mit einem Wort über Deine Aufführungen in der Karwoche in Kenntnis, damit ich meine Pläne damit in Übereinstimmung bringen kann.

Heute hör' ich Deinen Schütz zum erstenmal! Am neunten erschienen wir Arm in Arm im Konzert,[1] Du nahmst mich unter Deine Fittiche. Für mich war es eine Wonne, zum erstenmal a cappella-Stücke von mir aufführen und trefflich aufführen zu hören. Dein Weihnachtslied trägt den da capo-Ruf im Herzen. Damit kann man nicht konkurrieren wollen! Aber neidisch war ich doch! —

Also, Freund, bleib's und treib's, wie Du es bisher getrieben und geblieben. Grüße Euch von uns, und behalte bis auf Wiedersehen lieb

Deinen Cornelius.

Vivat Stern! (Wochenblatt).

671. An seine Frau.

Düsseldorf, den ersten Ostertag (13. April) 1873.

Das exemplarische Männelchen.

Eine Erzählung für die guten Kinder Gaul, Dede und Wiwi.

Es war einmal ein exemplarisches Männelchen, das lebte in München in der Gabelsbergerstraße 19. Das war immer am liebsten bei seinem Muppchen und bei seinen Kindern, das waren zwei Buben und ein Mädelchen, welches letztere er immer sein Töchterchen nannte. Auf einmal fiel aber dem Männelchen einmal ein, es wollte eine große Reise machen und sich die Welt besehen und es sagte: Muppchen, weißt du was, ich will auf der Eisenbahn fahren und alle meine Verwandten und Freunde besuchen, und ich will doch einmal sehen, ob es denn in der ganzen Welt noch so ein gutes Muppchen gibt wie dich, und so gute Kinderchen, wie mein Gaul und mein Dedechen und mein Wimlibim. Das Muppchen weinte zwar sehr, aber es sagte: Nun, so fahr', komm aber

[1] „Nr. 2 und 3 aus Op. 11 wurden im 3. Konzert der Vokalkapelle unter Wüllner aufgeführt und gut aufgenommen" (Tagebuchnotiz).

bald wieder und bring den Kindern auch viel Guuths mit. — Da fuhr nun das Männelchen weit, weit fort bis zu seinen Verwandten und Freunden. Die hatten aber alle schon ganz große Kinder, und es war auch nirgends ein so kleines Mutterchen, gerade wie sein Muppchen war. Ach, dachte das Männelchen, so weit ich auch reise und fahre, ich finde doch nirgends wieder ein Muppchen und ein Gaulchen und ein Töchterchen und so einen Wimlibim! So will ich denn lieber bald wieder umkehren und mir alle Taschen voll Guuths stecken und es meinen Kindern mitbringen. Gesagt, getan! Und es kaufte für das Muppchen ein golden Herzchen mit einem Pfeil durch, und für den Gaul eine goldne Schüssel mit Pfannenkuchensupp', die nie all' wird, und für die Dede ein großes Bilderbuch mit der Geschichte vom Heinrich von Eichenfels und für den Wimlibim drei schöne Peitschen fürs Schaukelpferd, und setzte sich auf die Eisenbahn und fuhr nach Haus. Jetzt wollen wir einmal sehen, ob's bald nach Haus kommt, und wenn es nach Haus kommt, bringt's all die Spielsachen und viel Guuths, und da tanzt das Männelchen und das Muppchen und die Addi und Gaul, Dede und Wimlibim und singen:

Ringelringelreihe,
Sind der Kinder dreie,
Tanzen um den Hollerbusch,
Machen alle husch, husch, husch!

Mutterchen! Heute ist denn noch der Quintessenztag meines hiesigen süßen Schlaraffenlebens. Aber morgen abend geht's schon wieder auf die Reise. Vielleicht kommt heute noch der Onkel Wilhelm. Ich blättere hier ein bißchen in Grillparzers sämtlichen Werken, aber zum Perez bin ich noch nicht gekommen. Er liegt feierlich auf meinem Nachttisch. Ich schlafe jede Nacht wie ein Ratz und nach Tisch zirka zwei Stunden.

Gestern hörte ich mit Freude die Passion von Schütz-Riedel unter Ratzenberger. Es ging recht gut, und er hatte einen äußerst sympathischen Tenoristen, einen Herrn Wolf aus Cöln. Vielleicht geht Ratzenberger mit nach Leipzig.

Jetzt ſchließ' ich, Maupelchen, weil ich mit Franziska und Suſanne den Kirchhof beſuchen will.

Seid alle tauſendmal geküßt
Und von allen hier gegrüßt!

Vom Vater.

Dein Eau de Cologne, Schatz,
Hab' ich feſt verſchloſſen,
Fand's im Koffer auch am Platz,
Doch es war zerfloſſen.

Aus Verluſt Gewinn erblüht,
Weiß man's recht zu lenken:
Still im Reiſekoffer glüht
Duftig Dein Gedenken.

Reiſeluſt und Liebesduft
Reim' ich mir zuſammen.
Tor! wer brennt und Waſſer ruft,
Waſſer wirket Flammen!

672. An Carl Riedel.

München, den 20. April [1873],
Gabelsbergerſtraße 19.

Meine teuren Freunde!

Nur in fliegender Eile will ich Euch melden, daß ich Samstag abend glücklich wieder im Hafen eingelaufen bin,[1] nachdem ich die Nacht zwiſchen Anckerlein und hier in Würzburg zugebracht und die Bayreuther Affaire — mein Gedicht[2] — mit den beiden Ritters beſprochen, welche die muſikaliſche und deklamatoriſche Ausführung der Sache übernommen haben. Dadurch wurde es vorderhand unnötig, noch in der Wolkenbruchlaune des Wetters den großen Umweg über Bayreuth zu machen, und ich konnte Samstag die

[1] C. war vom 15.—18. in Leipzig geweſen, wo er den Muſikertag mitmachte.

[2] Die „Künſtlerweihe" zu Richard Wagners 60. Geburtstage. Siehe „Gedichte".

langweilige, zehn Stunden lange Tour nach Hause bewerkſtelligen. So-infam weit liegt das München von allen guten deutſchen Städten ab! Jetzt haben die Kinder dem Onkel Riedel ſein Guts ſchon und ſpielen mit ihren Sachen, haben ſich auch ſchon darum geſtritten. Meine Frau hat mir die Überraſchung bereitet, mir drei hübſche Photographien von den Kindern in die Fenſterniſche meines Arbeitstiſches zu hängen. Ich ſchwelge Heimat. Und nun habt Dank für alle Freuden, die Ihr mir bereitet habt, unvergeßlich ſind dieſe Tage, von der erſten bis zur letzten Stunde. Es wäre ſchön, wenn Riedel ein paar gute Seelen werben könnte, unſre Bayreuther Aufführung mit einigen Violinen und Violoncells zu unterſtützen. So etwa den kleinen Pauly! wenn er nicht zu arm iſt; doch ſelbſt in dieſem Falle würde Coſima gewiß gerne nachhelfen. Meine Frau grüßt Euch herzlich und ich ſchließe Euch alle ins Herz.

Euer Cornelius.

673. An Reinhold Köhler.

München, den 4. Mai 1873.

Mein alter Reinhold!

— — — Wie lange haben wir uns nicht geſehen! So vergeht das Leben; jene Zeit, in der wir uns täglich ſahen, iſt wie ein Vorleben, von dem wir eine Erinnerung haben. — Vielleicht noch in dieſer Woche wird meine Frau eines Kindleins entbunden; dann ſind meine „vier Jahreszeiten“ voll und der Frühling die jüngſte! Mein Carl wird im Sommer fünf Jahr alt, meine Maria im Herbſt vier Jahr, mein Wilhelm im Winter drei Jahr.

Wie oft entbehre ich Dich, wie oft male ich mir ideal aus, ein paar Wochen ſtill und zurückgezogen in Weimar zu leben, und nur die Bücher zu leſen, nach denen ich ſelbſt an Deiner Seite die Bibliothek durchſtöbern würde. Wie hundertmal möchte ich mich mit Dir austauſchen über meine Streifzüge auf literariſchem Gebiet. Mein Bruder hat mir den Gödeke zum Geſchenk gemacht, der iſt mir nun ein großes Labſal. In ſeinem neueſten Hefte freuten mich beſonders die Artikel „Zſchocke und Spindler“, die

unter andern mit vieler Liebe behandelt sind. Daß ich im ganzen nicht überall mit seiner Auffassung übereinstimme, kannst Du Dir denken. Bis jetzt hat er nur nebenbei, gelegentlich „Uhlands dramatischen Werken“ und noch ein andermal, so einen giftigen Seitenhieb auf Hebbel losgelassen, der mich neugierig macht, wie er mit diesem „Puppenspieler“ in seinem speziellen Artikel umgehen wird. Ebenso ist seine Behandlung Heines eine äußerst philiströse, allzusehr vom Standpunkt des »honnête homme« gegeben, — daß er dafür den hohlen inhaltslosen Geibel als Steckenpferd reitet, wie einst Julian Schmidt den Freytag, ist bedauerlich. Seine Beurteilung Grabbes ist seltsam. Er spricht ihm alles ab, verdammt ihn gänzlich, und siehe da — auf einmal bei Erzählung des Heinrich VI. wird er ganz warm, daß man glaubt, er spricht von einem Shakespeare. — So sind auch schon die Romantiker, die Schlegel sehr einseitig abfällig beurteilt. — Du hast die Abwehr von Carl Simrock gelesen? (es handelt sich um „Brants Narrenschiff“). Da konnte ich doch eine gewisse Schadenfreude nicht unterdrücken! Ich sagte mir: Siehst du, was du auf ästhetischem Felde sündigst, wird dir auf dem philologischen vergolten. Der „Größenwahn“, die päpstliche „Unfehlbarkeit“, vor welcher ihn Simrock warnt, ist bei ihm wirklich vorhanden. — Doch alles das kann die Bewunderung für den Mann nicht mindern, dessen Buch eine unerschöpfliche Fundgrube für den Leser, ein echtes Nationalwerk ist. — Ich freute mich unter anderm, hier auch den Großvater meiner Frau mit den rheinischen Dichtern verzeichnet zu finden: Franz Wilhelm Jung.[1] Kurz, mir ist das Buch ein Born der Belehrung und Unterhaltung.

Meine jüngste Arbeit ist ein verbindendes Gedicht zu einer Festspielmusik von Wagner, die er vor fast vierzig Jahren in Magdeburg komponierte. Wenn das Gedicht, wie man vor hat, durch den Druck vervielfältigt ist, so werde ich Dir ein Exemplar unter Kreuzband schicken. Es heißt: Künstlerweihe, und sind darin Wagner

[1] Geboren zu Hanau 1757, gestorben zu Mainz 1833. Schrieb Erinnerungen an Lavater, übersetzte Ossian und Rousseau, verfaßte Odmar, ein dramatisches Gedicht; Heinrich Frauenlob, ein Gedicht; deutsches Reimwörterbuch u. a. m.

und Genelli als handelnde Perſonen eingeführt (die Form iſt eine gereimte Novelle). Es wird Dich ſehr amüſieren. Zu Wagners Muſikſtücken werden als lebende Bilder die Sünden und Tugenden aus Genellis Theatervorhang aufgeführt. — Das Gedicht iſt von Coſima bei mir beſtellt, doch das obenerwähnte ganz meine eigne Idee. Ich bin begierig wie — und freue mich darauf, daß — es Wagner gefallen wird. Man gab mir zehn Tage Arbeitszeit, und ich machte es in dreizehn, am vierzehnten Tag war es bereits in Coſimas Händen. Die muſikaliſche Direktion der Sache hat der Dir ja auch bekannte Sascha Ritter (Würzburg), ſeine Frau die Deklamation übernommen.

Ich muß Dir auch noch von meinen klaſſiſchen Studien erzählen. In meinen letzten Ferien habe ich die vier erſten Geſänge der Metamorphoſen in der Ausgabe von Haupt, mit einem ſpeziellen ſehr ſchönen Wörterbuch von Curtius geleſen. Zugleich las ich zum erſtenmal Catull in der reizenden Doppelausgabe von Theodor Heyſe. Bülow hat ſie mir dediziert. Wie freute ich mich, daß dies liebliche Buch einem Ahnen meiner Familie, dem Cornelius Nepos, gewidmet iſt. Leider habe ich ihn jetzt an einen Langbehalter verliehen, doch denk' ich mir ihn demnächſt zurückzuholen. Unterdeſſen werde ich aber jedes Jahr vertrauter mit dem Horaz, und wie manche langweilige Eiſenbahntour habe ich mir ſchon mit dem Rekapitulieren der Oden, die ich auswendig weiß, verkürzt. Denke an mich, wenn Du den Schluß der ſchönen Ode Otium lieſeſt:

— mihi parva rura et
Spiritum Graiae tenuem Camenae
Parca non mendax dedit et malignum
Spernere volgus.

Ach, wie mir aus der Seele geſprochen, teurer Flaccus! Sollteſt Du auf Deiner Bibliothek zufällig das Büchelchen von Alexander Dumas finden: »Horace et ses amis«, ſo mache doch einmal den kleinen Unterſchleif, es mir auf ein paar Monate lang zu ſenden. Oder Du kannſt mir ſelbſt einen dortigen Rekognitionsſchein mitſchicken, den ich Dir dorthin ſende mit meiner Unterſchrift. Das

ſoll ganz allerliebſt ſein, in Form eines Tagebuches von Horaz ſelbſt.

Und nun, teurer alter Freund, nimm dieſe kleinen Brocken aus der unendlichen Vorratskammer von Fragen, die ich an Dich habe. Grüße die Deinen, auch Eitner, wenn der alte Knabe noch da iſt. Sage ihm, meine Schweſter Suſanne könne auch die Finken nicht gut ſchlagen hören. Komiſche Leute!

Dein Peter.

674. Tagebuchblatt.

Ludwig Carl Peter Cornelius,
geboren in München, Gabelsbergerſtraße 19 parterre am vierzehnten Mai in der ſiebenten Morgenſtunde im Jahr 1873

Peter Cornel,
Ohne Falſch und Fehl!
Immer fidel!
Durſtige Kehl',
Treue Seel'!

Hab Dank! Mutter Bertha, Mutter Friederike, Mutter Suſette! Und Du große, ewige Mutter!

675. An Joſef Standhartner.

München, den 29. Mai 1873,
Gabelsbergerſtraße 19.

Mein teurer Standhartner!

Ich habe ſchon ſeit langen Tagen Deinen erſchütternden Brief in Händen[1] und kam noch nicht dazu, Dir mit einem Wort zu ſagen, wie ſchmerzlich mich Euer unerſetzlicher Verluſt und Euer ſchwer zu tragendes Geſchick ergriffen hat. Ich habe keine Ahnung davon gehabt, daß Carls Geſundheit auch nur angegriffen ſei, und

[1] Standhartners einziger Sohn war geſtorben.

war deshalb um so mehr erschreckt, als mir schon vor Deinem Briefe die betrübende Nachricht in einer Art Neuigkeitsform zu Ohren kam, die meinem dabei tiefer beteiligten Gefühl keine Rechnung trug. — Aller Schmerz lastet auf Euch, die Ihr ihn aus Eurem Fleisch und Blut verloren, auf Dir, dem er die Blüte des täglichen Daseins war. Für mich ist er nicht tot, ich sah ihn zuletzt am 17. Juli 1872 frisch und lebendig, und wenn ich einmal zu Euch komme, so wird er nur verreist sein, aber nicht gestorben. Wie sollte ich aber nun gar in Deinen Schmerzenstagen mit einer fast erheuchelten Trauer zu Dir treten, da Schmerz und Lust in unserm Leben so unbegreiflich spielen, daß mir in denselben Tagen, wo Dir der teure Sohn entrissen ward, eine Knabe geboren wurde, ein lieber kräftiger Junge, mit großen leuchtenden Augen und einem großen Schädel, mein Peter! Ach, ich wollte ein Gedenkblatt stiften in das braune Buch, und habe trotz allen unruhigen Stunden so oft die Feder dazu angesetzt. Ich wollte sagen, wie wunderbar in den Freundeskreis der Ersatzmann eintrat. —

Jetzt hab' ich es in Worten ausgesprochen, aber es ist nur ein versiegender Tropfen aus dem Trostesbecher, den ich über Dich, über Euch alle wie Balsam ausgießen möchte! Mitten aus meinen häuslichen Ereignissen rief mich Wagners Geburtstag nach Bayreuth. Du wirst wohl schon in den Zeitungen hie und da Andeutungen und Notizen über die „Festvorstellung" gelesen haben, welche Cosima dort ihrem Gatten vorbereitet und womit sie ihn, so unglaublich es klingt, überrascht hat. Ich hatte dazu eine Dichtung „Künstlerweihe" verfaßt, welche ein verbindender Text zu einer Jugendarbeit ist, die er in Magdeburg 1835 als Festspiel zu Neujahr komponierte und aufführte. — Ich brachte Abel und Buonamici mit, aber es steht ein feindlicher Geist zwischen Wagner und seinen Freunden. Wir waren zwei Tage dort und sahen den Meister kaum, ich kann die Worte zählen, die ich mit ihm wechselte, sie werden kaum die Jahreszahl 73 übersteigen. — In München bekamen wir alle drei einen Brief derselben Hand, mit denselben nichtssagenden Phrasen — und wir konnten unsre Briefe im Trio lesen, wie Frau Fluth und Reich im Duett. Sollte mein Gedicht nicht unterdes in einer respektableren Form erscheinen, so

werde ich es Dir nach Ausmerzung der Druckfehler überſenden, wie es am 23. Mai in der Oſtfränkiſchen Zeitung mitgeteilt iſt. —

Erlaß mir heut' alles andre!

Sei, ſeid geküßt von Peter!

†

Ins braune Buch.[1]

Tu semper urges flebilibus modis
Mysten ademptum; nec tibi Vespero
Surgente decedunt amores,
Nec rapidum fugiente solem.
Horatius.

München-Wien 1873.

An Joſef Standhartner.

Du haſt den Sohn verloren,
Es traf Dich ſchwerſter Schmerz;
Mir ward ein Sohn geboren,
Von Freude bebt mein Herz.

Den Abendſtern befeuchtet
Der Schmerzenstränen Tau:
Voll Freudentränen leuchtet
Der Morgenſtern im Blau.

Geboren wie geſtorben!
's iſt eines Sternes Strahl!
Es wird das Spiel verdorben
Dem Tod mit ſeiner Qual.

Darf ich in Luſt mich ſonnen,
Drang Dir der Tod ins Haus,
Es gleichet Schmerz und Wonnen
Die heil'ge Liebe aus.

[1] Dieſes Buch, das C. ſeinem lieben Paar, Joſef und Minna Standhartner, zur Erinnrung ſchenkte, enthält eine Reihe von Gedichten und Kompoſitionen, Zeugniſſe einer Freundſchaft, die ihn beglückt hat bis ans Ende.

Dein Schmerz wird mir zum Leide,
Mein Glück Dir Troſt und Licht,
Ein Stern, ein Strahl uns beide
Mit Glück und Schmerz umflicht.

676. An ſeine Schweſter Eliſe.

München, den 3. Juni 1873.

Dearest Elisa!

Seit ich die ſchönen Tage bei Euch verlebte, wollt' ich Euch täglich ſchreiben.[1] Leipzig war zu unruhig, und zu einer telegraphiſchen Triumphdepeſche bot meine dortige Aufführung gerade keine Gelegenheit. Das Quintett[2] wurde zwar vom Publikum mit einer kühlen Artigkeit aufgenommen, aber es wurde nicht ganz verſtanden, konnte es auch bei der gutgemeinten, aber noch nicht recht in Fleiſch und Blut übergegangenen Wiedergabe der Sänger noch nicht ſein. Doch es wird jetzt gedruckt, ſowie auch meine geiſtlichen Lieder zu Bach — dann wird es wohl einmal oder das andremal vollkommen zur Geltung kommen. Mein Op. 12 (der deutſche Schwur uſw. uſw.) iſt jetzt herausgekommen, doch habe ich noch von keiner Seite her ein Lebenszeichen, wie man es anſieht; ich habe es bis jetzt nach Magdeburg, Wien und Innsbruck geſchickt, ſowie es dem hieſigen Verein geſchenkt, der den deutſchen Schwur zuerſt aufführte. Der „alte Soldat“[3] macht einſtweilen auf alle Muſiker, die ihn von mir am Klavier vortragen hören, viel Eindruck.

Nachher kamen dreierlei Abhaltungen vom Schreiben. Die beſtimmte Erwartung meines „Peterchens“ ſchwebte zwiſchen 6. und 14. Am erſten Datum hatte ihn Bertha ſchon erwartet — aber der Storch kam nicht und kam nicht, es muß am kalten Wetter gelegen haben. Und am Tag, wie er dann glücklich ankam, wurde ich in die „Geſchäfte“ hineingeſtürzt, ſonſt hätte ich mir's nicht nehmen laſſen, Euch mit eigner Hand meinen Peter zu verkünden.

[1] C. war nach Leipzig über Mainz und Düſſeldorf gereiſt.
[2] Nach dem Gedicht Goethes: „Wie kommt's, daß Du ſo traurig biſt“.
[3] Gedicht von Eichendorff.

Doch nun wurde ich Geschäftsmann, es ging an den Häuserkauf! Wahrscheinlich hatte auf uns beide Euer schönes Düsseldorfer Haus einen zu tiefen Eindruck hervorgebracht! Nun ging es von einem uns andre, wir warfen mit den 7000 und 10000 Gulden nur so herum! Aber bis jetzt ist noch alles wohl an meiner schlechten Geschäftsführung gescheitert, und wir werden heute wieder einmal ganz bescheidentlich einherfahren, um in Schwabing eine Mietswohnung mit Garten anzusehen. Nun, wer weiß, warum alles so kommen soll, und ob denn in der Tat München unsre letzte Station ist!

Drittens kam dann wieder die kleine Himmelfahrtsreise nach Bayreuth. Sie verlief sehr gut. Ich sende Dir mein Gedicht, die „Künstlerweihe“ und vielleicht einen Theaterzettel zum Andenken mit. Die Musik wurde von den dortigen Dilettanten unter Mithilfe einiger bedeutender Künstler recht hübsch aufgeführt, Frau Ritter (Wagners Nichte) sprach mein Gedicht ganz vorzüglich, und was das Merkwürdigste war, die lebenden Bilder nach Genelli, zu welchen der geniale junge Maschinist Brandt[1] aus Darmstadt ein elektrisches Feuer anwandte, machten einen wahren Eindruck auf das Publikum, so künstlerisch unvollkommen sie im Grunde bleiben mußten, sie wurden mit lebhaftem Applaus begrüßt, besonders die Tugenden, bei welchen die kleine Julie Ritter das „Licht“ darstellte. So nahm das Ganze wirklich einen gloriösen Verlauf. Wagner war sehr gerührt und überrascht, und Cosima feierte einen großen Triumph.

Gestern, wie ich mich mit meinem Töchterchen so recht behaglich aufs Sofa kuschte, um meinen Pfingst-Nachmittagsnupp zu feiern, dachte ich: Na, nun tafeln sie wohl bei Schilys noch und lassen die beiden Peter leben und alles drum und dran. — Ja, mein Peter! das ist ein Kerl! brav, bescheiden, schläft und trinkt abwechselnd.

Er wird Philosoph und wird uns deswegen einmal viel Geld kosten. Nun, ich vermache ihm die Tantiemen meines Barbier von Bagdad, von dem jetzt Freund Hoffbauer den Klavierauszug

[1] Karl B., späterhin bekannt durch seine Tätigkeit im Festspielhause zu Bayreuth.

macht, und der vielleicht zu meinem Geburtstag 1873 erſcheinen kann!

Alſo: Lebt alle hoch noch viele frohe Jahre!

Peter.

677. Tagebuchblatt.

Am 17. Juni beſuchte mich Adolf Jenſen. Die Tage darauf mit der Familie Jenſen bei Schleich. Das Paar Jenſen iſt aus Königsberg. Sein ſtärkſter Jugendeindruck war Sobolewski. Dieſer war armer Leute Kind, anfangs bei einem Tüncher in der Lehre. Seine erſte Frau, Polin, war hochgebildet und übte eine emporziehende Wirkung auf ihn. Ich ſchenkte Jenſen mein Op. 12 und ſeiner Frau die Lieder. Jenſen iſt bruſtleidend und hat die letzten vier Jahre nur ſeiner Geſundheit gelebt. Er rühmte ſich, daß, wenn er nur ein Heft fertig habe, zehn Verleger da ſeien, welche ſich um den Vorrang bewerben. Allerdings ſind die drei Hefte: Gaudeamus und Eroticon ſowie die Gedichte von Hamerling lauter Prachtausgaben. — — In denſelben Tagen war Hans von Bülow hier, beſuchte meine Frau und ſprach eine halbe Stunde mit ihr von allem. Ich beſuchte ihn in ſeinem Verſteck bei Dr. v. Wels. Wir ſprachen eine gute halbe Stunde zuſammen; er war innerlich ſehr beruhigt, gehoben von ſeinem engliſchen Erfolg. Ich nahm von ihm mit Tränen Abſchied, da mich das Schickſal und die edle Haltung des Mannes immer wieder erſchüttert.

678. An Carl Riedel.

München, den 2. Juli 1873,
Gabelsberger Straße 19.

Teurer Freund!

Habe Dank für die große Freude, welche Du mir durch Überſendung des Programms vom 6. Juli bereitet haſt. Ein wehmütiges Gefühl iſt es mir, daß ich dieſem Feſt nicht beiwohnen ſoll, nicht einmal dieſe beiden Chöre unter Deiner Leitung mit

anhören soll! Mein hiesiges Künstlerdasein frißt mir am Herzen, es kommt mit mir zu keiner rechten Entfaltung mehr — ja, ich bin künstlerisch fast wie ein lebendig Begrabener. Eine lebende, kräftige Hand müßte den Boden über mir aufwühlen und den Sargdeckel aufreißen! Es ist zum Ersticken! — Da tönt die Botschaft, daß ich in Leipzig lebe, durch Dich, mein Freund, lebe, wie ein Gruß aus einer sonnigen, heitren Welt zu mir herab. Das Konzert in der Nikolaikirche damals ist mir so unvergeßlich. Die Akustik dieser Kirche, dabei das Publikum, welches eine Gemeinde ist, das große Werk der Orgel unter jenes Kretzschmar[1] Händen ist mir alles ein so frischer, immer neuer Eindruck. Ich setzte mich gleich ans Klavier, weil ich gerade glücklicherweise ein geliehenes Exemplar der Weihnachtslieder zu Hause habe, und träumte mir das alles vor, wie gut sich unter Meisterhand die Begleitung auf der Orgel machen würde. Wer es denn spielen mag, frug ich mich? Es stand nicht auf dem Zettel, die Chöre konnte ich mir leider nicht so vergegenwärtigen, nur das Lutherlied habe ich fast ganz im Gedächtnis, aber das von der Glocke bringe ich mir nur mühsam zusammen. So hätt' ich mir auch neulich gern die Duette einmal vorgespielt — aber ich habe von nichts ein Exemplar. Ich würde gern von Dir ein Wort darüber hören — auf die Gutzschbach verlass' ich mich da ganz fest, aber es könnte sein, daß Gura die Sache etwas als vornehmer Mann betrieben hat.

Mein teurer Freund — ich sitze da und denke unaufhörlich und nur im Zusammenhang mit dem, was ich Dir sagen möchte. Doch es will nicht aufs Papier. Ich muß ein großes Werk für meinen Leipziger Freundeskreis dichten und komponieren, und der rechte Stoff und Gegenstand liegt mir schon seit jenem Walkürenjahr im Blut, wo ich zuerst die Chöre für Dich komponierte. Aber Luft, Atem brauche ich dazu — die vollste, unbedingteste, durch nichts gebrochene Hingebung an meine Arbeit, daß meine Kraft von Tag zu Tag wüchse wie ein reißender Strom. Aber ich bin dazu wie verurteilt, mein Bestes und Tiefstes ungesagt zu lassen, oder nur in einzeln gestammelten Lauten zu äußern.

[1] August Ferdinand Hermann Kr., bekannter Dirigent und Musikschriftsteller, jetzt Professor an der Universität Berlin geb. 1848.

Riedel! ſchmerzlich hat es mich berührt, mein Wagnergedicht von dieſem Lumpen der Neuen Zeitſchrift auf eine ſo recht lüderliche Art, mit den ſinnentſtellendſten Druckfehlern wiedergegeben zu ſehen. Dieſer Menſch wagt es, einen Toaſt auf mich auszubringen und hinterher ſo gemein an meinem edleren Selbſt ſich zu vergreifen. Daß das die literariſchen Buſchklepper eines deutſchen Krähwinkels ſo machen, die keine Setzer bezahlen können, kann mich nicht in Harniſch bringen, aber daß das Organ Schumanns und Brendels zum Schauplatz ſolcher Untäter mißbraucht werden darf, iſt empörend. — Verzeih' mir, daß ich Dir das vorklage. — Am 29., am Peterstag, wurde mein Peterchen getauft, und Buonamici beſchenkte uns mit zwei Stücken von Liſzt (Benediction uſw. und Rigoletto), die er meinem kleinen Freundeskreis entzückend ſchön ſpielte! Ja, mein teurer, lieber Freund, drei Buben hab' ich am Leben, und ſie werden leben, und einſt „aus unſern Knochen wird ein Rächer auferſtehn!“[1] Grüße die Deinen, ſowie Fritzſch—s, Stade—s und Drönewolf—s

von Deinem Peter.

679. An Adolf Jenſen.

München, den 5. Juli 1873,
Gabelsberger Straße 19.

Mein ſehr geehrter Herr und Freund!

Da kommt eins übers andre, Gutes und Schönes, von Ihnen, und ich, der Faulſte im Staate Dänemark, hab' Ihnen bis heute noch nicht einmal dafür gedankt!

Dank alſo zuerſt für die freundliche Benachrichtigung, daß die drei neuen Gäſte von Berchtesgaden freundliche Aufnahme und Herberge gefunden haben!

Sodann für das prächtige Geſchenk Ihrer Kompoſitionen und der Lieder von Brückler![2] Die letzteren habe ich mir noch auf-

[1] Die zwei jüngſten Söhne überlebten ihren Vater nicht lange. Peter ſtarb am 12. November 1875, Wilhelm am 12. Oktober 1877. Die beiden älteren Kinder blieben am Leben.

[2] Hugo Br., frühverſtorbener Schüler Jenſens (1845—71).

geſpart, um zuerſt mich mit Ihren Poeſien vertrauter zu machen. Da hab' ich in letzter Zeit täglich mit Ihnen verkehrt. Sie ſind ein rechter Tor, daß Sie mir gleich eine ſo ſchöne Auswahl haben zukommen laſſen. Sonſt hätt' ich Ihnen ein Hoſianna über jede Einzelheit angeſtimmt, und jetzt mach' ich ſchon eine Unterſcheidung und gebe ſchon einem von den Kindern den Vorzug! Und raten Sie, welchem? Ja, das raten Sie nicht, und ich muß ſchon auch ein Tor ſein und mir den Mund verbrennen, indem ich's Ihnen ſage. Doch — ich will ohne Umſchweif damit herausrücken, Ihr Erotikon iſt mein Liebling. Da ſind Sie ganz Sie ſelbſt und können ſich am vollſten geben. — Wo ich an den andern Dingen etwas zu mäkeln fände, hab' ich es immer nur mit dem Dichter zu tun. — Nun, im ganzen bleibt mir von dem vollen Roſenſtrauß Ihrer ſchönen Lieder der Stachel in der Seele zurück, immer ſehr begierig auf etwas Neues von Ihnen zu bleiben, ich muß mich ſchon darauf vertröſten, einmal auch nur längere Zeit in einem Medium wie Leipzig, oder ſonſt im Norden zu weilen, um dieſe edle Neugier zu ſättigen. Einer von meinen Söhnen muß einmal den mit dem Vater geſtorbenen Wunſch aufgreifen und erfüllen, eine gute muſikaliſche Literaturgeſchichte zu ſchreiben; da ſoll er für den Artikel Jenſen ſchon einiges mehrere Material vorfinden, als dem Vater in ſeiner beſten Zeit zu Gebote ſtand. Julian Schmidt hatte zu ſeinem Buch dieſen unberechenbaren Vorteil, in der Bibliothek eines Oheims faſt die ganze Epoche der Romantiker z. B., die wir uns mühſam zuſammenſuchen müſſen — reichlich vorhanden zu finden.

Ich hoffe, das ſchöne Berchtesgaden, der Hain der leuchtenden Göttin der Fülle und des Wohlſeins, der germaniſchen Perchtha-Cybele wird Ihnen allen Segen gewähren.

Mit herzlichen Grüßen rücken wir ſieben gegen drei ins Feld und werden alſo gewiß den Sieg erringen.

Ihr ergebener

Cornelius.

680. An Reinhold Köhler.

München, den ſechſten Siebtemper 1873.

Auf! Rinaldo! Collerino!
Auf, Dottore, altes Haus!
Sonne ſcheint, wie nie ſie ſchien, o
Fliehe in die Welt hinaus!
Raſte länger nicht in Weimar,
Das auch einſt mein trautes Heim war,
Mäſte nicht Dein Ränzlein bloß,
Schnür' Dein Ränzlein, reiß Dich los!

Deines Worts und Winks gewärtig
Bin ich längſt, o ſei's auch Du,
Daß wir beide reiſefertig
Eilen zu dem Rendez-vous,
Mags an Werra oder Main ſein,
Dort beim Bier und hier mit Steinwein
Sei das Leben Feſt und Schmaus,
Collerino, altes Haus!

Auf nach Innsbruck, über München,
Scheue nicht die Cholera!
Wenn der Tod uns weiß will tünchen
Iſt er überall uns nah.
Das ſoll unſre kleinſte Not ſein,
Lieber ſoll Tiroler Rotwein
Uns der Stirn' und Wange Glanz
Kränzen mit dem Roſenkranz.

Auf, mein Köhler! Auf Rinaldo!
Laß Dein Wort an mich ergehn,
Und wir werden uns alsbald, o
Bald, alsbald, o bald uns ſehn!
Sei's in Innsbruck, ja in Burzl'hud,
Wenn der Bruſt nur wohl der Jux tut,
Den das Wiederſehn uns bringt,
Dem ſchon heut' mein Lied erklingt.

681. An seine Schwester Elise.

München, den 23. Dezember 1873.

Liebste Elise! Möchten meine Worte noch zu meinem Geburtstag bei Euch eintreffen, um Euch allen Gruß und Kuß von mir und der Peter-Familie zu bringen.

Deine feurigen, liebevollen Aufrufe im Interesse meines Ruhmes trafen mich gerade wieder im Ausspinnen alter, lieber Pläne, was mich hinderte und lähmte, Deinem Eifer, wie ich möchte, zu entsprechen. Zähme doch den Petersruhmesteufel ein wenig, der in Dich gefahren ist. Denke nur, ich stehe bis jetzt vor den Augen der Welt nur als ein ganz bescheidner und nicht allzu produktiver Lyriker da. Hetzt mich nicht in eine Rage hinein, daß ich's den großen Männern, wie Bruch, Brahms, Raff, Rubinstein (die Anfangsbuchstaben bilden ein bbrr! wie Freund Dräseke sagt), gleichtun soll. Die Leute schreiben eben alles gleich für die großen Massen, für Orchester und Chöre, es sind Zauberer, die Sinfonien und Oratorien wachsen ihnen unter dem Siegesschritt hervor, den sie durch die Welt wandeln. Jedes kleine Lied, welches jedesmal meinen ganzen Menschen ausspricht, und auch zum Schaffen in Anspruch nimmt, kostet mich Aufregung bis zu Tränen; ich glaube, jene großen Männer haben es leichter. Raff ist jetzt mit seiner fünften Sinfonie da, noch vier Schritte und er hat es Beethoven gleich getan. Brahms (der mich im Frühjahr hier besuchte) hat in seinem Requiem das beste von ihnen allen gemacht, aber laß ihn sich nur abzappeln, wie weit er's bringt. Den Leuten zum hundertsten Male mit allen schönen und reichen Mitteln der Kunst vorzusingen, wie das Mittelalter sich den Tod gedacht hat, das könnte mich doch nicht reizen. Ich müßte mein Requiem dichten, den Tod aufzuheben und zu vernichten, wie er an der Hand auch offenbarender Geister in meinem innersten Herzen aufgehoben und vernichtet ist, und dazu muß ich noch reifen, das kann ich nicht vom Ast brechen. Doch ich sage nicht, daß ich das will, nicht gerade speziell dies Thema ergreifen will. Haben wir doch nach Mozart und Cherubini einstweilen genug an den Requiems von Kiel — Bernhard Scholz — Lachner — Rheinberger und Brahms; Du

ſiehſt, heute haben wir immer gleich ein halb Dutzend Opus für eines von weiland. Aber ich will ſchon noch in andrer Weiſe die Religion meines Herzens im geſungenen Gedicht geben. Gerade jetzt, nachdem ich mit meiner neuen Barbierouvertüre endlich eine alte Schuld gegen mein Werk abgetragen, gehe ich mit der Ausführung eines andern langjährigen Planes um, und es ſoll nun in den Weihnachtsferien und dann bis in den Januar hinein einmal das Gedicht daſtehen. Alſo nur ſchaffens- und lebensfroh laß mich bleiben! Und dafür iſt viel Hoffnung, das haſt Du geſehen.

Einen Lorbeer auf meinen Sarg erring' ich mir doch noch, und bis dahin — ſoll es noch ein paar gute Jährchen Zeit haben. Ich raſtete einmal mit Carl bei einer Fußtour um Hohenſchwangau zwiſchen einer hübſchen Felsgruppe bei Füßen am Lech. Da kroch eine Schnecke ſo an einem Felsſtück hinauf. „Siehſt Du, das iſt mein Bild", ſagte ich zu Carl, „ich bin die Schnecke, aber ich krieche auf den Parnaß." Damals hatt' ich den größten Teil meines Cid in der Umhängetaſche. — Was nun ſpeziell einen Corneliusabend angeht, wie ihn mein braver Freund Ratzenberger veranſtalten möchte, ſo halte ich das für verfrüht. Ich habe in ähnlicher Weiſe ſchon früher meinem Freund Riedel in Leipzig abmahnend geſchrieben, der ähnliches vorhatte. Solche ſogenannte: „Abende" veranſtaltet man nur bedeutenden Meiſtern, von denen jeder ſchon etwas kennt und lieb hat. Ratzenberger hätte in dieſer Weihnachtszeit meine Weihnachtslieder einmal geben ſollen, oder ſoll es noch tun um die hl. drei Könige herum. Aber den ganzen Zyklus, wie ihn der Dichter gedacht hat, er ſoll den Leuten kein einziges Lied ſchenken. Heiterkeit zu Anfang und zu Ende, und den Ernſt in der Mitte.

Der kurze Tag neigt ſich zum Ende, und bald werden die Weihnachtslichter funkeln. Meine Bertha hat einen ganzen Saal voll Sachen für die Kinder ausgeſchmückt. Die Großmutter, Onkel Carl Jung und Axel haben ſo viele, viele Sachen geſchickt und gar noch Suſanne eine Küche, die wirklich ihresgleichen nicht hat. Die beiden Hoffbauers ſind bei uns und ein junger Italiener, ein Schüler von mir, Aromatari aus Rom, ein genialer, liebenswür-

diger Burich', 22 Jahre alt, von Liszt und andern zu ſeiner Ausbildung unterſtützt.

Ich hätte gern einmal an meine liebe Franziska geſchrieben, und hatte es vor, als ich dieſen Brief begann. Aber nun drängt die Zeit wieder weiter, und ich muß zufrieden ſein, dieſen Brief an Dich vollendet zu haben und womöglich noch auf die Poſt zu geben. Denke Dir, es iſt jetzt der herrliche erſte Band der Gluckausgabe erſchienen, und mein Name ſteht mit auf dem Tittelblatt.[1] Die Pariſer Herausgeber, meine Beſteller, Herr Damcke und Fräulein Pelletan, waren ſo überaus freundlich, mir die Partitur (im Wert von 24 Talern) zum Geſchenk zu machen.

Meine liebe Eliſe, feiert fröhliche Weihnacht und Neujahr, Franz und Du und Franziska und Leo, und ſeid von mir und Bertha und allen Kindern gegrüßt und geküßt!

Dein Peter.

682. An Frau Suſette Jung.

[München, Anfang Januar 1874].

Liebe Mutter!

Wann käme ich einmal zum Schreiben! Mein großer Troſt iſt, daß ich durch die weibliche Korreſpondenz in der Familie ſo gut au fait erhalten werde. Möchte es ſich nun im neuen Jahr bald und in befriedigender Weiſe entſcheiden, wie wir ein allgemeines Wiederſehen und auf längere Zeit feiern können, oder ob Du Dich entſchieden haſt und getrauen wirſt, Deine Enkel und Kinder hier aufzuſuchen. Nun zu ſuchen wirſt Du nicht nötig haben, denn die Enkel werden der Reihe nach ſchon an der Eiſenbahn poſtiert ſein, um Dich zu begrüßen. Ich meine, das müßte Dich doch recht locken,

[1] C. beſorgte die Unterlegung dreier Opern mit deutſchem Text. Darüber exiſtieren folgende Tagebuchnotizen: März 1872: Um dieſe Zeit kam ein Auftrag von Damcke in Paris, welcher mir die beiden Iphigenien, Alceſte und Armide, überträgt, die Oper zu 300 Franks. — 21. Juni: Iphigenie in Aulis vollendet. Oktober: Gegen Schluß des Monats beendete ich die Alceſte von Gluck. Vom 10.—16. Februar 1873 ſchrieb ich die Gluckvorrede (124 Seiten. Am 10. März 12½ Uhr Nachts beendete ich die Iphigenie in Tauris. Zur Überſetzung der Armida durch C. kam es nicht.]

den kleinen Peter Großmutter ſagen zu hören und Dich über viele Bedenklichkeiten hinwegſetzen. — — —

Meine Hauptſorge für den Lauf des neuen Jahres iſt nun meine Stellung. Übernimmt der Staat die Schule oder übernimmt er ſie nicht? Im erſteren Falle wird doch manche Änderung eintreten, meine Doppelſtellung als Muſik- und Deklamationslehrer wird wohl kaum fortdauern, da die Schule ſich vermutlich auf das Muſikaliſche beſchränken wird und anderſeits viel davon die Rede iſt, daß der König das ſeinem Budget erſparte Geld, wenn der Staat die Schule übernimmt, für eine Theaterſchule verwenden will. In einer ſolchen wird mein Platz kaum ſein, da man dort zum Unterricht in der Deklamation gewiß nur ausübende Schauſpieler anſtellen wird. Übernimmt der Staat die Schule nicht, wie es denn von manchen in die Verhältniſſe tieferblickenden Leuten bezweifelt wird, daß der Staat ſie übernimmt, was dann? Dann habe ich allerdings den König, aber mir ſind von ihm nur tauſend Gulden zugeſagt, und iſt dieſe Zuſage nirgends dokumentariſch feſtgeſtellt, als in dem Briefe von Wagner an mich, welcher mich „im Namen“ des Königs auffordert, nach München zu kommen. Alle dieſe Dinge werde ich demnächſt in einem Zwiegeſpräch mit Hofrat Düfflipp erörtern. Dieſer meint es ſehr gut mit mir, hat ſich immer aufrichtig und freundſchaftlich gegen mich benommen, ſo werde ich auch in dieſem Fall wieder ſeinem Rat folgen. Auf alle Fälle aber habe ich nun ſchon meine wohlverbrachten, ſieben Dienſtjahre hinter mir, wenn eine Änderung vorkommt. Das zählt auch. Außerdem hat in den letzten Jahren mein Ruf im allgemeinen Bewußtſein erfreuliche Fortſchritte gemacht. Man wird mich deshalb hier nicht ſo leicht unter das alte Eiſen werfen, und es wird mir anderſeits leichter werden, mir, wenn es nötig ſein ſollte, draußen eine entſprechende Stellung zu ſchaffen.

Du wirſt bereits bis aufs kleinſte wiſſen, was die Kinder alle für Freude an ihren Sachen gehabt haben und noch haben. — — — Alle ſind geſund und vielverſprechend, das iſt mit Inkaufnahme mancher einzelner Leiden die herrliche Summe unſrer Lebensfreuden. — — —

P.

683. An Giuſeppe Buonamici.

München, den 16. Januar 1874,
Georgenſtraße 4.

Lieber Freund!

Mio caro e dolce Buonamici! Haben wir uns denn wirklich getrennt? O nein! Wir wohnen näher beiſammen als jemals, denn wir haben einander ins Herz geſchloſſen, und da iſt man ſich immer nah. (Aber ſtille! Ich maße mir Ausdrücke an, welche Du jetzt, o Glücklicher, anderswo ſtromweiſe und ſchöner leſen wirſt!) — Weihnachten biſt Du uns ſo plötzlich entflohen,[1] und jetzt iſt ſchon lange Neujahr vorbei, ſei Dir aber das nachträgliche „Glück auf!“ zu Deinem ganzen Leben menſchlich und künſtleriſch zugerufen. In dem künſtleriſchen Jung-Italien gebührt Dir ein erſter Platz (ohne Eintrittsgeld!), und Du wirſt ihn erringen. Doch wer weiß, ob Du nicht auch über Jahr und Tag nach Deutſchland zurückkehrſt und daſelbſt einen Ehrenplatz als vornehmes Glied einer ſiegenden neuen Richtung gewinnen wirſt! — Dein Name iſt in die Liſte aufgenommen mit dem Paternoſter, welches das Männergeſangskomitee in Freyſing (Schmid) zu Einzelaufführungen ſolchen Vereinen empfiehlt, die auch gemiſchte Chöre haben. Auch ich ſtehe in dieſer Liſte, das C hinter dem B, wie Cherubini hinter Beethoven, oder wie Bertini jeuno hinter Clementi! A B C!

Faſt gleichzeitig mit dieſem Brief wird der gute Scholz[2] in Florenz eintreffen. Mögen ihn die heſperiſchen Lüfte wieder mit Geſundheit und Lebenskraft erfüllen. Er iſt ſehr ſchwach. Er will, wenn es geht, zuerſt bis Neapel reiſen, dann aber hauptſächlich einige Wochen in Piſa zubringen.

Italien wirft bereits ſeine Schlingen nach mir aus. Es iſt mir die Überſetzung einer Oper angetragen, deren Text — Papa Martin — von Ghislanzoni und deren Muſik von Cagnoni ver-

[1] Tagebuchnotiz: Im Dezember gab Freund Buonamici ſeinen hieſigen Aufenthalt auf und zog in ſeine Heimat Florenz zurück.

[2] Bernhard Scholz.

faßt iſt. Ich bin geſpannt auf den Klavierauszug, muß aber — trotz dem ganz lockenden Honorar — doch erſt von der Kenntnis der Muſik abhängig machen, ob die Mitarbeiterſchaft meinem Namen Ehre machen kann. Doch meine Italiener ſagen mir, die Oper habe in Turin Furore gemacht, und der Dichter hat, wenigſtens was Faktur betrifft, in der Aida von Verdi ganz Gutes geleiſtet. Dieſe Oper lerne ich eben kennen, Terrabugio[1] hat ſie mir geliehen, und ich amüſiere mich dabei im ſtillen, wie bei Euerm großen Landsmann unſer großer Landsmann immer ſpukt. Der Schwan als Kantilene! Das perſönliche Thema in der pp beginnenden und endenden Einleitung — wie dort das architektoniſch-nebelhaft gotiſche Thema! Haha! Mein Lieber, was ſind das alles für Dinge. Ich ſehe Dich, ich ſehe Deine Augen, die glänzenden, wenn wir das ſo zuſammen beſprechen.

Ich war unterbrochen; Hoffbauer war hier. — Dann Fernbacher, der Geiger, mit dem ich kontrapunktlich umgehe.

Es wird Dich erſchrecken, daß unſer guter

†

Franz Mrazek

heute morgen vor 2 Uhr verſchieden iſt. Seine Nieren waren gänzlich zerſtört und keine Hilfe möglich. Die Waſſerſucht trat ein; man muß zufrieden ſein, daß der Tod noch ſo bald kam. Wir telegraphierten geſtern an Wagner. — Es war eine gute treue Seele, Du kannſt Dir ſagen, daß Du ihm viel Gutes erwieſen haſt, er rühmte ſtolz Deine Güte und Liebe.

Carissimo! Kinder und Frau rufen zum Eſſen! Alles grüßt Dich! Laß uns denn leben und in treuer Freundſchaft, ſolang' es die neidiſchen Parzen vergönnen!

Dein Cornelius.

[1] Schüler von C., lebt in Mailand.

684. An Reinhold Köhler.

München, den 18. Januar 1874.

Teurer Freund und Senior meiner lebenden Freunde!

Dein Brief kam so siegelaufdrückend auf das volle Blatt meiner Geburtstagsfreuden, daß er mich doppelt und dreifach erfreut. Ja, siehst Du, so schwer ist es, daß man sich einmal mit voller Freude und Sättigung wiedersieht, so karg sind die Momente gezählt, in denen man wieder zusammentrifft, wenn einmal die Lebenspfade auseinandergegangen sind. Ich war diesmal so recht in der vollen Laune und Spannung auf ein Wiedersehen, wartete begierig auf ein Wort von Dir, war auch bei Kasse, was nicht immer der Fall ist — da machte es sich nicht. Ein andermal kann es kommen, daß ein Aufruf von Dir mich wieder mit hundert Banden in alle möglichen Verhältnisse und Rücksichten gebunden findet. So muß man denn auf gutes Glück hoffen und froh sein, daß ein ungestörtes und inniges Zusammenleben der Geister uns bleibt, in unserm Bewußtsein, solange wir leben, im Bewußtsein der Welt, wenn wir einmal die so oft gewünschte und doch immer zu früh kommende Ruhe genießen. Dein Brief traf am selben Tage mit einem von Dräseke zusammen, dem nächsten und treuesten meiner musikalischen Freunde, welcher nach wiederholtem Auftauchen in der Welt mit einigen gemäßigteren, abgeklärten Werken und nach großen Liebesschmerzen nach wie vor als Klavierprofessor in Lausanne lebt, dabei aber die löbliche Angewohnheit hat, jeden Sommer seine Ferienzeit in München und dann in täglichem Verkehr mit mir zu leben. — Durch ihn ist mir ein andrer Freund ins Haus gewachsen. Es ist der Dresdener Dr. Adolf Stern, der von Hebbel günstig rezensierte Verfasser verschiedener Epen, zuletzt des „Gutenberg", welcher jetzt den Versuch macht, sich am Drama den Kopf einzurennen; ein fabelhaft energischer, vielthätiger Mensch. Mir verrät besonders eine Novelle „Die Wiedertäufer" (in Friesland!) den wirklichen Dichter in ihm. Am imposantesten an Stern ist seine Gescheitheit, also die Klarheit seines Geistes, als Dichter könnte er ein paar Scheffel Unklarheit dazu brauchen, ich meine Mystik, Fülle von Ahnung, Du weißt, wie Goethe sagt: „In vielen

Bildern wenig Klarheit" (und glaube nur nicht, daß das zu einseitig auf Rechnung des Redenden zu ſetzen iſt! Was wären Correggio und Rembrandt ohne ihr Helldunkel?) — Von meinem wirklich genialen Freund Ludwig Schneegans (Maria v. Schottland), welcher mit Stern in Jena ſtudierte, aber erſt durch mich hier mit ihm perſönlich bekannt und befreundet wurde, erhielt ich in dieſen Tagen aus ſeiner Heimat Straßburg (er iſt Sohn des bekannten Bibliothekars) eine freundliche Vierſtrophe:

Eines könnt' ich unter Zeter
Und Lamento nur verſchmerzen,
Meinen ewig jungen Peter
Mit dem alten, treuen Herzen.

Er arbeitet hier in München als offiziöſer Überſetzer, hat als ſolcher Corneilles Cid mit vielem Geſchick umgedichtet, und jetzt auf beſondere Beſtellung des Königs eine Tragödie über Molière vollendet, welche wir im Frühjahr unter dem Titel „Der Weg zum Frieden" zu ſehen hoffen, wenn ſie der Beſteller nicht ganz allein für ſich in Beſchlag nimmt.[1] Jedenfalls wird uns Schneegans demnächſt ſein Buch leſen, wenn er es vom Hofamt wieder erhält. Er hat auch einen „Johann von Leyden" gedichtet, den ich leider noch nicht kenne; ſein „Triſtan" iſt ein früherer Verſuch. — Zu dieſem Molière veranlaßte Schneegans einen beiderſeitigen Freund von uns, Carl Hoffbauer, eine kurze Zwiſchenaktmuſik zu ſetzen, welche auch ſtellenweiſe in die Handlung eingreift. — Hoffbauer kam im Januar 1872 mit ſeiner Braut, Jenny Matthies, hierher, brachte eine Oper Comola mit, deren Text ſie gedichtet, er komponiert hatte. Er war mir von Freund Riedel in Leipzig empfohlen, ich nahm ihn deshalb und aus Intereſſe an ſeiner Perſon wie an ſeinem Werke mit Wärme auf. Seitdem hat er ſich verheiratet, iſt längſt mit allen Plänen einer hieſigen Aufführung ſchiffbrüchig. Die hieſigen Kapellmeiſter ſind ihm oder ſeinen Werken beide abhold, aber er verſchafft ſich dennoch mit der Zeit, kraft unermüdlichen Ringens und einem offenbar genialen Zug ſeines Geiſtes,

[1] Was unerhörterweiſe leider der Fall war. Die vom König beſtellten Dramen durften nicht im Buchhandel erſcheinen.

der ſich unter anderm in einer höchſt a plomp einhauenden Geiſtesgegenwart zum Anbringen eines einfach zutreffenden Wortes zeigt, nach und nach einen Kreis von Stunden und in verſchiedener Weiſe Aufmerkſamkeit der Künſtler oder Kenner. Auch gegen ſeine Zwiſchenaktmuſik ſind Perſall wie Levi leidenſchaftlich eingenommen; ſie wird aber dennoch aufgeführt, weil der Dichter, wie es ſcheint, doch hier auch ein Wort mitzuſprechen hat. — Noch einen recht liebenswerten Freund habe ich in dem Florentiner Pianiſten und Komponiſten Buonamici gewonnen, einem Schüler Bülows und unſrer Muſikſchule; ein genialer Pianiſt. Er iſt ſeit kurzem in ſeine Heimat Florenz von uns geſchieden und erfreute mich zu Neujahr mit einem Brief. Da haſt Du die Freunde, welche jetzt mit Dir als Senior das halbe Dutzend bilden, mit denen ich perſönlich oder brieflich in einem als dauernd erprobten oder Dauer verſprechenden Verkehr ſtehe.

Peter.

685. An Carl Riedel.

München, den 5. Februar 1874,
Georgenſtraße 4.

Teurer Freund!

Ich habe die Gefangne[1] ſo ohne weiteres freigegeben, ohne ſie zugleich wieder ſteckbrieflich zu verfolgen, indem ich hoffte, daß ſie auch ohnedies dort bei Dir gleich wieder in feſten Gewahrſam genommen würde. Ein Wort zur Erklärung meiner Arbeit. Dir brauche ich ja nicht in Erinnerung zu bringen, daß ich das Gedicht bereits überſetzt habe. Wir Alten (ich meine Berlioz und mich, auf ein bißchen Geſtorbenſein mehr oder weniger kommt's ja nicht an), wir nahmen es lächerlich ernſthaft mit der Poeſie, wir hatten eine kindiſche Verehrung für unſern Shakeſpeare, Goethe und Viktor Hugo nun, ich nehme ſtatt deſſen Heinrich Kleiſt), und wenn wir auch trachteten, ſchöne oder intereſſante Muſik zu geben, ſo blieb

[1] La captive von Victor Hugo, als Vokalwerk für Altſolo und Orcheſter bearbeitet von Selmer (ſiehe unten). C. ſollte den Text aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzen.

uns doch der Dichter der heiliggehaltne Gegenstand, um den wir nur einen Glorienschein von Tönen zu weben versuchten. Diese Jungdeutschen, Neuschweden, diese verhamletzten Dänen und verwikingerten Gemüter, denen ist die Poesie im Grunde wenig. Dieser edle Selmer[1] hat sich da so ein bißchen Situation aus dem Gedicht herausgefischt, und tischt nun den armen Viktor Hugo als gesungnes Programm zu seiner Orchesterphantasie auf. Die Formlosigkeit meiner Übersetzung — während meine Berlioz-captive ein kleines Meisterstück ist — rührt daher, daß dieser Landsmann des großen Oxenstiern immer das argent und or wörtlich an der festen Stelle haben wollte (obgleich er mir im übrigen weder von argent noch von or sprach). So habe ich ihm denn in Gottes Namen die Sklavendienste getan, zu denen eine Karte von Dir und Fritzsch Hoffbauer habe ich auf Deinen Befehl zu meinem Busenfreund ernannt) pflichtschuldigst nötigten und drängten. Ich muß mich schon mit Viktor Hugo trösten; was soll der Übersetzer verlangen, wenn schon der Dichter so behandelt wird, und die Reisebeschreibung von Smyrna so ins Werk gesetzt wird, daß nach einer ganzen Sinfonie, welche den Text unterbricht, plötzlich wieder vier Worte aus dem Chaos auftauchen: »ces maisons d'or!« — doch — „Vater Richard, o verzeihe! table dieses Reden nicht", laß Dein teures Herz nicht irre machen, dies musikvereinväterliche Herz, — „nach Riedel drängt, an Riedel hängt doch alles" — Siehst Du, da steht einmal wieder das Gold an der rechten Stelle! — — Das bringt mich nun auf den besseren Münchener Selmer, welcher ein Gedicht von mir in Musik übersetzt hat: Das Vaterunser von Sachs. Es ist ein schwerer Kasus. Ich habe dem Komponisten schon oft versprochen, einmal bei Dir anzuklopfen, wie es mit seinen Hoffnungen steht. Wenn Du einmal einen ruhigen Moment zu einem Epistelchen an mich findest, so sprich Dich darüber aus. Ihm liegt natürlich viel an dem Gelingen dieser Sache. Er hofft längst auf ein gutes Wort von mir an Dich. Es muß sich ja zeigen, wie sich Dein Entschluß feststellt. Du hast darin eine äußerst schwierige Stellung. Du sollst eben das ganze Gewicht Deines Vereins für eine solche Arbeit in die Wagschale werfen. Sachs

[1] Johann S., norwegischer Komponist (geb. 1844).

iſt ein äußerſt ſtrebſamer, auch begabter Künſtler. Meyerbeer ſagte einmal zu mir über ein Reihe Arbeiten, die noch ſehr nach Schule ſchmeckten: „Der Kontrapunkt geht noch mit Ihnen durch.“ — Als mir Sachs das Werk zuerſt ſpielte im vorigen Sommer, wünſchte ich, er möchte doch ein oder das andre Lied ſo hineinbringen, daß es eine rein melodiſche Wirkung übte, wo dann alle Welt ſich ihr Teil nimmt, und die Laſt des Künſtleriſch-Intentionierten williger trägt. Statt deſſen hat er mir einen Doppelkanon hineingeſchrieben, auf den er ſich ſo recht meiſterlich was zugute tun kann. Doch ſtill! Ich will lieber den Pſalmiſten als den König David nachahmen. Ich glaube eine gute Tat getan zu haben, einem jungen Mann wie er ein Gedicht überlaſſen zu haben, das ich mir einſt als Alternative zu meinem Barbier dichtete und noch drei Tage meiner ſtrahlenden Bernauer Ferien geopfert zu haben, um es umzuarbeiten für ihn. Mehr ſollte eigentlich gar nicht von mir verlangt werden. —

Ich komme in kein Verhältnis zu dieſen Jung Münchnern; es iſt Cliquenweſen, was ſie in dieſem Verein treiben; ein ſpezifiſches Muſikertum, ein Kleben an der Note, das mir widerlich iſt. — Und im übrigen dieſe Münchner Verhältniſſe! Herrn von Perſall, der in allen Zeitungen gelobt wird, zerbröckelt alles unter den Händen! — Wüllner — Levi!! Fräulein Stehle ſingt heute die Regimentstochter. Das wäre, mein' ich, ihre beſte Abſchiedsrolle, die beſte für ſolch eine Komödiantin. Die Krone unſres Winters wird Lachners Requiem unter Leitung des Komponiſten ſein. — Teurer Freund, ich habe Weihnachten meinen Oſterzyklus gedichtet. Vorher beendete ich die Skizze zu meiner neuen Barbier-Ouvertüre und die übrigen Schnitzeleien und vermittelnde Striche an der Oper. Lichtmeß führte ich meinen alten Gedanken endlich aus: die Vätergruft von Uhland für Baßſolo mit Geiſterſtimmen im Chor. — Unſer letztes Quartal von Allerheiligen bis jetzt war für meine Frau das ſchwerſte unſrer ganzen Ehe, noch jetzt, wo bei Peterchen der ſechſte Zahn durchbricht, hat ſie keine ruhige Nacht nach dem mühevollſten Tag. Doch ſind wir alle wohl und wünſchen es von Herzen auch für Euch!

Seid alle von allen gegrüßt!

Dein Cornelius.

686. An Josef Standhartner.

München, den 24. März 1874.

Teuerſter Freund!

Willſt Du ſo gut ſein und einmal in der Standhartner-Mappe nachſehen, ob ſich nicht daſelbſt die ſogenannten „Brautlieder“ vorfinden? Ich wüßte gar nicht, wo dieſe ſonſt ſtecken ſollten. Wenn ſie ſich nicht bei Dir finden, ſo iſt mir das ſehr fatal. Ich möchte ſie herausgeben; ich muß dann natürlich manches überarbeiten, vielleicht auch ein oder das andre Lied ganz neu ſchreiben, aber ich habe kein Blättchen mehr von alledem, und wenn Du mir nicht dazu verhelfen kannſt, ſo iſt mein ganzes Opus verloren.[1] — Sodann: ſende mir im Manuſkript oder laſſe mir eine Abſchrift anfertigen von dem Liede: „Kehr' ich zum heimiſchen Rhein“. Es iſt das letzte unter den ſogenannten „Lieder vom Rhein“. Ich bedarf aber nur dies einzelne. Ich möchte es einem Opus einverleiben, das bald erſcheinen ſoll, und das eine Zierde Deiner Mappe ſein wird. Ach, Dein Widmungsopus iſt ja ohnehin immer ſpezifiſch „Standhartneriſch“ geblieben, trotz aller Veröffentlichung. Ich bin ſtolz genug zu ſagen: Das iſt Kaviar für — die Geiſter. Ich kann mir das Wort Platens anziehen, wenn er ſagt:

— Doch des Flaccus' Kunſt
Und dein ſchwerwiegendes Wort Petrarca uſw.

Das verſtehen ſie nicht. — — Habt Ihr denn meine ſchönen ſieben Sachen auch für die Mappe „gewonnen“, und gehört Ihr denn überhaupt noch zu meinem Publikum? Bleibt mir nur recht treu, denn ich möchte ſonſt nicht in Eurer Haut ſtecken, wenn Ihr Euch in Grund und Boden hinein ſchämen müßt, da ich einmal in meiner Glorie erſcheinen werde. Da würden die Leute mit Fingern auf Euch deuten und ſagen: Seht, er iſt unter ihnen gegangen und ſie haben ihn nicht gekannt. — Kennſt Du mein Quintett? Das iſt ein Mappenſtück. — Du kannſt Dir ja das Solo

[1] Das Originalmanuſkript der „Brautlieder“ iſt in der Tat bis jetzt nicht aufgefunden worden. Die Lieder wurden nach Abſchriften und Bruchſtücken nach dem Tode Cornelius' veröffentlicht.

prächtig herausſingen und Mathilde die Begleitung dazu ſpielen. Und die Duette für die Schwägerin Maria könnt Ihr auch ſpielen und die Lieder an Bertha. Alles könnt und müßt Ihr ſpielen. Sodann: Schicke mir auch das hübſche Liedchen von der Droſte Hülshoff,[1] weißt Du, was ich auch in jenen unvergeßlich ſchönen Tagen in Salzburg komponierte. —

Nun, wie iſt es, habt Ihr bald die Kriſis Eures Grillparzerfiebers überſtanden? Wenn ich Euch Lebende wiederſehe, will ich mit Dir Arm in Arm zu Hebbels Grab wallfahrten. Ich habe im letzten Jahr zweimal die Maria Magdalena geſehen. Ach, welche Beethovenmuſik des Geiſtes, welches Auge für die ungeheure Tragödie unſres Lebens, welcher markverzehrende Kalkül. Zu dem Stück ſollte man nach München reiſen, wie zu einer Wagneraufführung.

Das Brieflein ſchließt,
Ein Tränlein fließt,
Das Euch all'
Mit Lieb' umſchließt.

Vom Dichter des braunen Buches.

687. An ſeine Schweſter Eliſe.

[12. Juni 1874.]

Wir ſaßen zuſammen,
Wir Kinder am Herde,
Und ſetzten in Flammen
Papier an der Erde,
Und ſahen die raſchen
Die Blätter erhaſchen,
Verſengen, verſehren,
Zu Aſche verzehren.
Dann hieß es: Sie kommen,
Es haben die Frommen
Die Predigt vernommen
Und gehen nun fort
Vom heiligen Ort;
Sie wallen im Strome
Hervor aus dem Dome;
O ſeht, wie ſie fluten,
Sich drängen und ſputen!
Die Großen, die Kleinen,
Da ſeht, noch den einen —
Und dort ſind noch zwei —
Dann iſt es vorbei!
Nein, der noch — im Nu

[1] „Wär' ich ein Kind" ſiehe Geſamtausgabe Einſtimmige Lieder Nr. 69.

Iſt alles nun düſter
Es war der Küſter,
Die Tür ſchloß er zu.

Noch ſing' ich Dir Lieder,
Noch flammet und ſprüht es;
Doch einmal verglüht es
Und glühet nicht wieder.
Noch fühl' ich mein Freuen,
Mein Trauern, mein Reuen
Sich rhythmiſch erneuen,
In wechſelnden Stimmen
Melodiſch verglimmen,
Noch ſind nicht die Funken
In Aſche verſunken;
Doch einmal vergeht es,
Verlöſchet, verweht es,
Dann Lieder, ihr lauten,
Und ihr, im vertrauten,
Verſtohlnen Geflüſter,
Dann geht es zur Ruh'!
Zuletzt kommt der Küſter,
Die Tür ſchließt er zu.

688. An Hans von Bronſart.

München, den 16. Juni 1874.
Am Tage des hl. Benno, Schutzpatron,
— Georgenſtraße 4. —

Teurer Freund!

Herzlichen Dank für Deine baldige und ſoviel des Guten, unter andern ſehr ſchmackhaftes Wiederſehen, enthaltende Antwort. Heiſa, juchheiſa, es freut mich, daß Du kommſt! Das Leben iſt ſo kurz, und wir erfahren es, wie ſpärlich ihm ſolche Momente vergönnt ſind. Jetzt findeſt Du bei mir ſchon eine recht munter aufwachſende Familie zwiſchen 6 und 1 Jahr. Der kleine Peter iſt Dir neu, das wird Dich weidlich erfreuen. Leider hat die ganze kleine Bande jetzt dieſen unſinnigen Keuchhuſten, von dem ich eigentlich noch nicht recht klar erkenne, was er ſolch armen kleinen Geſchöpfen nützen ſoll. Nun, ein Glück immerhin, daß ſie ſonſt im ganzen kerngeſund dabei bleiben. Du findeſt uns unter obiger Adreſſe in einem Garteneldorado wohnend, was auch bisher den Kindern zu erſtaunlichem Gedeihen und ſonnenroten Geſichtern verholfen hat. Zerbrich Dir nur nicht zu ſehr den Kopf, was Du den Bälgen diesmal mitbringen willſt, ſie haben ohnedies alle Monat Weihnachten, weil Großmutter und Tante alle naſenlang ſolche Pakete ſchicken, vor denen die Kinder nicht mit langer Naſe ſtehen. Das

verdirbt sie nur und verursacht Zank und Streit. Jeder will natürlich alles haben, da gibt es denn bei jedem suum cuique alsbald Gesumm und Gequike. Weißt Du was, bringe Du dem Vater lieber die dreißigjährigen Hannoveraner Tantiemen für seine „Gunlöd" mit — pränumerando. Was ich mir davor kose? Schnaps und griechische Bücher.

Ich muß Dir nur übrigens auch endlich zu meiner Schmach und Schande bekennen, daß ich ein recht infames Bubenstück gegen Dich hinterrücks ersonnen und ausgeführt habe. Es ist dies die Widmung meines Op. 14, Trost in Tränen von Goethe für Solo-Bariton und ein gemischtes Quartett der Freunde. Da prangt denn Dein ehrlicher Name an der Stirne des melodischen Kindes. Ja, unauslöschlich ist dies Brandmal, mein armer Hans, welches ich Dir aufgeprägt habe, unauslöschlich wie der Morgenstern, in dem wir einst zusammen wohnten, und auf den ich auch seitdem eines meiner Weihnachtslieder losgelassen. Ich muß nur sehen, daß ich Dich auch einmal — nun wart'! wenn Du hier bist — mit einem Widmungsexemplar verunglimpfe!

Ich sende Dir nun heute die Photographie der jungen Sängerin, muß Dir aber dabei bemerken, daß Farbe und selbst Form des Gesichts anders sind, wie das meistens mit diesen retouchierten Naturbildern geht, wo eben der künstlerische Mitarbeiter meistens etwas Fremdes hineinbringt, da er die Persönlichkeit nicht so kennt und versteht, wie der Porträtmaler. — Auch ist das autographierte Zeugnis unsres Dr. Härtinger in meinem Brief eingeschlossen. Das Mädchen hat, wie ich Dir vielleicht schrieb, die Jüdin, Gräfin Armand, Amazily, Jessonda, Agathe ganz inne, sowie noch andres, doch macht sie sich nun unverzüglich an das Studium der von Dir verlangten Rollen. Gebe ein günstiges Geschick, daß das Mädchen durch Deine Hilfe oder Empfehlung bald irgendwie in die gewünschte Tätigkeit eintreten möge. Ich habe immer vorausgesagt, daß sie über ihre Mittel hinaus einen guten Weg machen wird, vermöge der Beseelung und Energie, welche ihr innewohnt. Sie ist ein bescheidnes, echt weibliches Wesen, aber ich bin überzeugt, im entscheidenden Moment könnte sie, wie „Dorothea" auch mit ein paar Grenadieren aufräumen.

Mein teurer Hans, wir waren Jünger, Adepten zuſammen, jetzt ſind wir unverſehens Väter, Meiſter geworden. Wie ſchön, daß auch auf dieſer höheren Stufe uns das Geſchick wieder zuſammenführt. Wie wenige ſind mir geblieben! Außer Dir iſt es nur der ewig haarbuſchige Träſeke, der mir immer derſelbe teilnehmende Freund geblieben iſt, und der immer im Anfang Juli einmal bei mir einkehrt, wenn er aus Lauſanne nach Deutſchland reiſt. Der hat nun wieder eigentümliches Pech mit ſeiner Sinfonie in Braunſchweig gehabt. Der Wortwitz liegt zu nahe, um nach einem andern weiterzuſchweifen: Der Allgemeine Deutſche Muſikverein braunſchweigt im Jahre 1874.

Nun, lieber Hans, grüße herzlich Deine verehrte Gemahlin und alles, was aufwächſt. Möchte es Wahrheit werden, daß Du kommſt, damit wir auch auf ein paar Jahre die Dinge wieder beſprechen, für die in allen Briefen der Welt kein Platz iſt. — In Weimar ſind mir die Mildes verſchollen, nur Köhler bleibt mir ewig der treue Freund.

Mit alter, herzlicher Liebe

Dein Peter.

689. An ſeine Schweſter Eliſe.

[Auf den Tod ihres Mannes.]

[München, 17. Juli 1874.]

Die Blume welk ſich neiget,
Doch blüht der bunte Flor,
Die Einzelſtimme ſchweiget,
Doch weiter tönt der Chor.

Der Sturm zerſchellt die Fichte,
Doch immer grünt der Wald;
Das Scheit verglüht zu nichte,
Die Flamme nicht ſo bald.

Es ſinkt hinab die Welle,
Der Strom entbehrt ſie nicht.
Ein Sternlein ſtürzet ſchnelle,
Der Himmel ſtrahlt im Licht.

Nun ſehn den Wald wir blühen,
Voll Blumen Wies' und Feld,
Die Flamme lodernd glühen,
Sehn reich das Sternenzelt.

Doch unſern Baum verwittert,
Doch unſre Blume tot,
Doch unſer Scheit zerſplittert,
Doch unſern Stern verloht.

Ein Troſt nur kann uns ſeien
Vor ſolcher Schmerzen Macht:
Wir ſchließen feſt die Reihen
Wie Helden in der Schlacht.

Wir einen Herz und Hände
Wo uns der Treuſte fiel,
Wir kämpfen bis zu Ende,
Wir finden uns am Ziel.

Zur Liebe ſoll entflammen,
Was uns dem Gram wollt' weihn:
„Nur feſt, nur feſt zuſammen!"
Soll unſer Wahlſpruch ſein.

690. An Max Fleiſch.[1]

Mainz, 25. Juli 1874, Aktienbrauerei.

Lieber Freund!

Wir ſind, wie Sie ſeitdem vernommen haben werden, ſchon am Mittwoch abend von München abgereiſt. Wir kamen nach glücklich

[1] Den jetzigen Direktor des Raff-Konſervatoriums in Frankfurt a. M.

vollbrachter Nachtfahrt alle ſechs wohlbehalten hier an und bezogen unſer Hauptquartier bei der Großmutter, wo es uns, wie Sie denken können, herrlich geht. Da liegt die turmreiche Stadt vor uns ausgebreitet, inmitten einer weiten glänzenden Landſchaft, deren Hintergrund die drei lieblichen Gipfel des Taunusgebirges bilden. Links Biebrich und Wiesbaden, rechts Hochheim — woher der Name — und woher uns denn auch recht hochheimatlich zu Mute iſt. — Es tat mir leid, Sie nicht vor dem Abſchied noch einmal zu ſehen, doch die einliegenden zwei kleinen Manuſkripte hätt' ich Ihnen doch nicht mehr ſchreiben können. Die Zeit war zu kurz und zu eng. Jetzt ſende ich ſie Ihnen aber, zugleich mein Steckenbleibliedchen für das Album des Liederhort[1] und das Reiterlied[2] für den fraglichen Fall, daß es ſich noch zu einer Feſtaufführung eindrängt und für den mir weit ſympathiſcheren Fall, daß es in einer Unterhaltung unſres Liederhort geſungen wird.

Seien Sie herzlich gegrüßt, auch von Cornelia, Mutter der Gracchen. Erſt ſingen Sie noch recht ſchön Ihr Solo im Kliebertſchen Stück, nachher verſenken Sie ſich ganz in die rauſchenden Wogen des Feſtes. Möge alles wohl gelingen, und erquicken Sie mich dann einmal mit ein paar Münchner Neuigkeiten. Ich reiſe morgen nach Düſſeldorf und bin etwa zur Zeit des Feſtes wieder hier. Grüßen Sie Ihre Mutter vom Freund Cornelius.

[Hinten auf dem Kuvert ſteht]: Dieſer Brief iſt aus Verſehen ein paar Tage liegen geblieben, und wenn ich ihn heute weder zurückhalte noch Neues hinzufüge, ſo geſchieht es, weil jedes Wort nur Altes und immer Dauerndes enthält.

Ihr C.

[1] Der Männergeſangverein Liederhort hatte C. zum Ehrenmitglied ernannt und ihm ein Ständchen gebracht. C. bewirtete die Sänger im Garten und hielt eine Anſprache in Verſen, wobei er ſtecken blieb.

[2] „Friſch auf in Windeseil" Op. 17 dem „Liederhort" gewidmet. Siehe Geſamtausgabe Männerchöre.

691. An den „Münchner Liederhort".

[Nach einem Ständchen.]

Ihr wollet gern mich ehren,
So nehm' ich gern es an,
Was ich ſo wenig wehren
Als je verdienen kann!
Um Gold wird's nicht errungen,
Erſchmeicheln kann's kein Wort,
Was Du mir da geſungen,
Mein Münchner Liederhort!

Ich ſtreb' auf Dämmerpfaden
Nach lichter Höhe Ziel,
Da grüßt von Gottes Gnaden
Dein Sang mein Saitenſpiel;
Es ſoll Dein Lied mich ſtärken,
Zu ringen fort und fort,
Das Lied will ich mir merken,
Mein Münchner Liederhort!

Und wie ſoll ich Dir danken?
Die Liebe kann's allein!
Treu will ich ohne Wanken
Mein Lied, mein Herz Dir weihn!
Wo mich die Meinen kennen,
Da ſoll man hier und dort
Dich „Ehrenmitglied" nennen,
Mein Münchner Liederhort!

Liſzt an Cornelius.

Herzliebſter Freund!

Abermals eine Bitte. Sie allein können mir helfen und die »Hymne de l'enfant à son reveil« von Lamartine getreu, poetiſch-muſikaliſch, deutſch dichten.

Vor Jahren ſang ich im Innerſten dieſe Hymne an meine drei Kinder; Sie erinnern ſich ihrer . . .[1]

[1] Dieſe Punkte ſtehen im Original.

Nun ſoll die Kompoſition (welch plumpes Wort hierfür! im Druck erſcheinen und der Peſther Verleger Taborsky überſendet Ihnen mein Manuſkript nebſt einer Kopie des Gedichts. Falls einige proſodiſche Änderungen paſſend wären, wollen Sie ſo gütig ſein, dieſelben in Noten (auf einem Separatblatt) deutlich anzumerken.

Morgen reiſe ich direkt nach Rom und werde den Sommer und Herbſt in der Villa d'Eſte (Tivoli) zubringen. Dort ſoll endlich unſer „Stanislaus“ vorrücken.

Freundſchaftlichſter Gruß an die Ihrigen, liebſter Cornelius, und ſtets herzlich ergebenſt

F. Liſzt.

16. Mai 1874, Peſth.

692. An Franz Liſzt.

Mainz, Aktienbrauerei, am 26. Juli 1874.

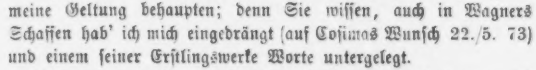
Teurer Freund und Meiſter!

Es muß Ihnen unbegreiflich erſcheinen, daß ich mir die Freude Ihres letzten Briefes ſo lange vorenthielt. Gegen Ende des Schuljahres drängt ſich immer ſo manches zuſammen; ich wollte hauptſächlich neben meiner Schulpflicht noch die höhere für meine eigne Muſe erfüllen und einige Arbeiten noch vor meinen Ferien druckfertig machen, um dann gleich mit dem Beginn meiner freien Zeit an meine größere Arbeit gehen zu können. Außerdem hatte ich manche Beſuche, Sie wiſſen, München iſt ein Brennpunkt für tauſenderlei Ausgangspunkte von Vergnügungs-, Sommer- und Badereiſen! So kam es, daß ich das mir von völlig unbekannter Seite abgeſchickte Zollamtpäckchen — ohne Angabe des mir ſo weihevollen Inhalts — einmal vergaß, dann, wenn es mir wieder einfiel, nicht Zeit fand, es mir abzuholen und ſo weiter. Erſt in den letzten Tagen vor meiner Abreiſe holte ich es dann endlich und war ebenſo freudig als leidig überraſcht, Ihren lieben Brief zu erhalten, von dem ich keine Ahnung hatte — denn dieſe Auſtern für mein Herz hätte ich ſonſt nicht ſolange der Gefahr des Vertrocknens ausgeſetzt.

Nun mache ich mich unverzüglich an Ihre ſchöne Hymne und denke, dieſelbe Anfang Auguſt an Herrn Taborsky zu ſenden. So begann ich meine Ferien 1870 mit der Überſetzung des Stanislaus, und freue mich nun, zu hören, daß Sie jetzt anfangen wollen,

dieſen Text in Tönen zu verewigen. So werde ich doch als deutſcher Dolmetſch für die Töne unſrer drei großen Meiſter ſpäter meine Geltung behaupten; denn Sie wiſſen, auch in Wagners Schaffen hab' ich mich eingedrängt (auf Coſimas Wunſch 22./5. 73) und einem ſeiner Erſtlingswerke Worte untergelegt.

Sie werden mich recht langſam ſchelten, daß ich immer noch nicht mit „unſerm" Barbier ins Feld gerückt bin; ich habe längſt alles nötige beiſammen, auch, wie ich glaube, eine recht hübſche neue Ouvertüre[1] nach Ihrer Angabe, ſo daß das Namen-Motiv in den Vordergrund geſtellt iſt.



Auch für die Roſenſzene habe ich eine kleine Erweiterung, die dann auch die Stelle des zweiten Themas in der Ouvertüre vertritt — ſowie einige glückliche Striche.

Möge Ihnen der Aufenthalt auf Villa d'Eſte einſtweilen wieder auf zehn Jahre Kraft zu Ihrem ſchönen und edlen Schaffen verleihen. Seien Sie herzlich umarmt von Ihrem

Petrus.

Liſzt an Cornelius.

Teurer, verehrter Freund!

Sie haben mich wieder wunderſam beſchert. Ihre deutſche Übertragung von Lamartines »Hymne de l'enfant à son reveil« iſt zum Entzücken gelungen und behält ganz den Duft und den Flaum des Originalgedichtes bei: „Kein Würmlein vergiſſeſt du . . ." „Das Zicklein an Staude und Beere . . ." „Am Milchkrug Mücklein ſaugt den Saft . . ." „Und die Lerche das Körnlein picket . . ."

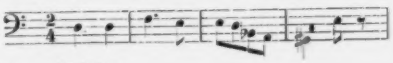
Alles und jedes trifft, Silbe zu Silbe, mit der Muſik ſo zuſammen, als wären Dichtung und Geſang auf einmal entſprungen. Wahrlich, teurer Freund, Sie ſind ein äußerſt liebenswürdiger und vollkommener Hexenmeiſter.

Nun aber verargen Sie mir es nicht, wenn meine dankbare Anerkennung Ihrer Kunſt etwas begehrlich wird und ich Sie heute abermals mit einer Bitte beläſtige. Ein kurzes, franzöſiſches Gedicht von 48 kleinen Verſen:

[1] Eine Tagebuchnotiz beſagt: Im Dezember (1873) vollendete ich die vierhändige Klavierſkizze meiner neuen Ouvertüre zum Barbier.

»Sainte Cécile, Legende«, gedichtet von Madame Emile de Girardin (Delphine Gay), harret Ihrer poetiſchen Gnade. Geſtatten Sie mir Ihnen meine fertige Kompoſition dieſer Cäcilia zu ſenden, deren muſikaliſche Grundlage die gregorianiſche Antiphona: »Cantantibus organis, Caecilia Domino decantabat« bietet. Hoffentlich habe ich ſie nicht verunſtaltet und vertraue Ihrer freundſchaftlichen Güte, mir die deutſche Übertragung bis zum nächſten Cäcilienfeſt (22. November) hierher zu ſenden, worauf dann bald der Druck und eine gelegentliche Aufführung in Peſth folgen ſollen.

Die Verzögerung der Edition Ihrer zwei Opern bedaure ich aufrichtig. Dieſelben verdienen viel mehr als hundert andre gedruckte, weitere Anerkennung und Verbreitung, welche ihnen gewiß die Herausgabe der Klavierauszüge verſchaffen wird. Einſtweilen freut es mich, daß Sie meinen Vorſchlag, die Ouvertüre des Barbier auf das glückliche, charakteriſtiſche Motiv:



zu ſtellen, verwertet haben.

Nächſten Sommer ſehen wir uns in München.[1]

Herzlich dankend und getreu ergebenſt

Villa d'Eſte (Tivoli), 23. Auguſt 1874. F. Liſzt.

693. Ausklang.

Beim Erdengetriebe,
Wo nichts ſteht feſt,
Im Herzen die Liebe:
Das iſt das Beſt'.

Mein Leben und Treiben,
Nennt's gut oder ſchlecht,
Eins muß mir doch bleiben:
Mein Lieben war echt.

Und wenn einſt, Ihr Lieben,
Ein Kreuz Ihr mir ſetzt,
Sei nichts drauf geſchrieben,
Als: Treu bis zuletzt!

[1] Das hat nicht mehr ſein ſollen. Peter Cornelius ſtarb, nach kurzer tückiſcher Krankheit, zu Mainz am 26. Oktober 1874 im faſt vollendeten 50. Lebensjahre.

Anhang.

Paul Heyſe an Peter Cornelius.

München, 12. Dezember 1856.

Lieber Alter! Ich habe der Frau Fürſtin einen Brief für Dich verſprochen. Wenn alles drin ſteh'n ſollte, was ich in den reichen Jahren, die wir nicht geteilt haben, Dir mitzuteilen verſäumt habe, ſo ſchriebe ich mich ins neue Jahr hinein. Um zu ſagen, daß ich es mir inzwiſchen nicht abgewöhnt habe, Dich herzlich zu lieben, wird dieſer Zettel gerade ausreichen. Es war mir ein rechtes Labſal, die Menſchen, denen Du ſolange naheſtehſt, von Dir zu hören. — Sie haben mich auf Deine Verſe begierig gemacht und ich finde, daß ich gegen Dich ſehr im Nachteil bin. Denn in all der Zeit wirſt Du das eine und andre von mir geleſen haben, und ich keine Zeile von Dir. Du mußt umgehend das Kurze und Lange von Deinen Sachen zuſammenpacken und mir herſchicken. Leider würde es mir wenig helfen, wenn Du auch die Noten beilegteſt. Und dann will ich von Deiner Mutter und Schweſter wiſſen, wie und wo ſie leben, und Du ſollſt ſie von mir grüßen. — Es ſind ſo viel unnütze Leute durch mein Haus gegangen, ſeit ich hier bin, und manchen Sommertag haben ſie mir verdorben. Die mir am nächſten ſind, finden es zu weit. [Così va nel mondo. Was hätten wir alles auszutauſchen. Meinen Jungen kennſt Du noch gar nicht und von meiner Frau nur einen Schatten.

Mir war es unſchätzbar, Liſzt und die Fürſtinnen kennen zu lernen. Du biſt wohl aufgehoben, denn dieſe Menſchen können einem die kleine Stadt zur großen machen. Wir haben freilich auf ein Wiederſehen in Weimar angeſtoßen. Aber ich ſehe fürs erſte nicht ab, wie ich den Wunſch wahr machen ſoll. Ich ſtecke tief in größeren Arbeiten, die ich mühſam und langſam fortwälze, und die kurzen Ferien, die ich mir machen kann, bin ich meiner Mutter

ſchuldig. Überdies reiſt man mit Frau und Kind nicht ſo leicht wie „Dichter und ihre Geſellen.“

Ich grüße Dich tauſendmal und lege Dir meine Bitte eng ans Herz; Du könnteſt mir eine wahrhafte große Weihnachtsfreude machen. Grüße die Deinigen, ſobald Du ihnen wieder ſchreibſt und bitte ſie, mich nicht zu vergeſſen. Wie lebhaft ſteht die kleine Stube in der Leipzigerſtraße vor mir. Neulich fand ich ein Notenblatt von Deiner Hand:

Und biſt Du jung an Jahren,
Da verſchläfſt Du die ganze Nacht.[1]

Alle Torheiten, Freuden, Hoffnungen jener Jahre wachten mir wieder auf. Wie kann man ſich je verlieren, wenn man das miteinander geteilt hat!

Dein Paul Heyſe.

Hektor Berlioz an Peter Cornelius.

Paris 4 rue de Calais, 27 novembre 1860.

Mon cher Cornelius!

Votre lettre m'a fait un bien grand plaisir; je désirais depuis longtemps avoir de vos nouvelles, et ni Liszt ni la princesse ne m'ayant écrit depuis plus de dix mois, je ne savais ce que vous étiez devenu.

Le Poète allemand à qui vous avez confié votre lettre ne me l'a pas apporté lui même et je ne l'ai en conséquence pas vu.

Ah! Ah! Vous faites un Cid! Vous faites chanter Chimène! C'est un beau sujet qui a été déjà traité en opéra français *pour Sacchini*; mais bien misérablement. C'est à peu près de la force de la Didon de Piccini. Ces gens là traitaient le genre héroique et antique d'une singulière façon; et ils s'intitulaient poètes!!

Oui, je voudrais bien entendre votre Barbier et votre Cid; je suis persuadé qu'il y a là dedans de la saveur, de la vie, du

[1] Schäfers Nachtlied von Heyſe. Siehe Peter Cornelius' Geſamtausgabe Lieder Nr. 4.

coloris. Quant à votre désir d'entendre les Troyens, je ne sais quand il pourra être rempli. Le nouveau théâtre s'achève, il est vrai, mais la *direction* qui doit s'y installer se ruine ou plutôt est ruinée. A qui aurai-je *affaire* l'an prochain? Je ne sais. Tout cela est fort obscur. En attendant je termine un opéra en un acte sur un sujet que j'ai emprunté à Shakespeare; cela m'amuse beaucoup et j'écris ma partition con furia. C'est gai, mordant et par instants poètique; cela sourit des yeux et des lèvres. Vous voulez célébrer ma fête le 11 Décembre? merci, de grand cœur. Si vous avez des amis de Prague qui se souviennent encore de moi, dites leur que moi aussi je me souviens de Prague et avec reconnaissance et avec amour. Le 11 Décembre donc, à six heures, je boirai à votre santé et à celle de vos amis, et au fidèle amour de l'art, mais de l'art véritable, de l'art *beau*, je ne crois qu'à celui-là.

Mon dieu, que de choses j'aurais à vous dire . . . . . .[1] mais il vaut mieux me taire. Ce que vous devinez, sans que je le dire, c'est ma sincère et vive affection pour vous, c'est l'ardente sympathie qui me lie à une foule d'idées, d'efforts, de passions, qui sont les vôtres. . .

Seulement je crains d'être devenu plus philosophe que vous, c'est à dire, de prendre en patience et avec le plus parfait sang-froid bien des choses qui, il y a dix ans, m'eussent fait rugir de fureur. Autrefois l'absurde m'exaspérait, aujord'hui il me fait rire; je tuerais bien volontiers encore une foule d'imbéciles, mais sans colère, par devoir, comme on arrache les mauvaises herbes dans un jardin. Encore ce que j'aimerais le mieux serait de les faire périr par immersion, en imitant le procédé de Gulliver à Lilliput.

Adieu, cher Cornelius, je vous serre la main, deux fois, trois fois.

Votre bien dévoué

Hector Berlioz.

[1] Diese Punkte stehen an dieser und an den folgenden Stellen der Briefe von Berlioz im Original.

Trouvez-moi un ténor qui sache me chanter ce passage:

«Viens embrasser ton père . . . .
«D'autres t'enseigneront, enfant, l'art d'être heureux
«Je ne t'apprendrai, moi, que la vertu guerrière
«Et le respect des Dieux;
«Mais révère en ton cœur et garde en ta mémoire
«Et d'Enée et d'Hector les exemples de gloire!
«Et pater Eneas et avunculus excitet Hector.»

Hektor Berlioz an Peter Cornelius.

Paris, 21 mars 1862, Rue de Calais 4.

Que vous étez bon, mon cher Cornelius, d'avoir bien voulu m'écrire et m'annoncer l'exécution de mes deux symphonies! Je ne pourrai malheureusement pas accepter votre aimable invitation d'aller entendre la Fantastique. Je suis cloué a Paris jusqu'à la fin de Juillet par diverses affaires assez importantes et en outre par les répétitions que nous faisons chaque semaine de mon opéra de Béatrice et Bénédict qui sera joué le 6 août sur le nouveau théâtre de Bade. À chaque instant aussi on m'annonce qu'on va commencer à l'opéra l'étude des Troyens. Je ne sais quand on se décidera enfin.

Veuillez remercier de ma part Mr Herbeck et Hellmesberger de la peine qu'ils ont prise pour l'exécution d'Harold. Je crains seulement pour l'éxactitude des mouvements qui sont si difficiles à saisir dans cet ouvrage. Au premier allegro surtout il faut entraîner l'orchestre peu à peu (dès le milieu de la seconde reprise) de manière à finir le double plus vite qu'on n'a commencé. Sans cela le morceau est perdu. La Symphonie Fantastique est beaucoup moins difficile sous ce rapport. Vous me dites que vous avez fait le programm de celle-ci; vous n'avez donc pas celui qui est publié avec la partition? Ecrivez-moi encore quelques lignes pour me dire comment aura marché la Fantastique. Je ne comprends pas qu'on l'exécute *au théâtre*. Expliquez-moi cela. L'orchestre du Kerntnertore est merveil-

leux, mais trop peu nombreux pour cet ouvrage. Vous ne me dites rien de votre opéra de Chimène. Il doit être terminé maintenant. Mr Herbeck est sans doute le chef d'orchestre qui a succedé a Eckaert qui dirige celui du Kerntnertore. N'est-ce pas Proch? Je suis vous le voyez, très ignorant du monde musical actuel de Vienne.

Adieu, je vous serre la main, en vous remerciant encore de votre bonne et constante amitié. Ne doutez pas de la mienne.

Votre dévoué

Hector Berlioz.

Hektor Berlioz an Peter Cornelius.

Cher, bon, excellent camérade Cornelius!

Mille remerciments pour votre charmant souvenir que j'ai reçu hier en revenant d'une exténuante répétition. Cela m'a ranimé. Vous êtes toujours le même. Je vous avais écrit de Paris avant mon départ, et j'ai été bien chagrin d'apprendre en arrivant que vous n'étiez plus à Vienne. Un jeune homme de votre connaissance (Mr Porges) que j'ai vu à Loewenberg m'a heureusement donné votre adresse. Sans quoi je n'eusse pas pu seulement vous envoyer ces quelques lignes. J'ai encore quatre rudes journées a passer avant l'exécution de mon ouvrage. J'espère pourtant que tout marchera bien. Que devenez-vous?

Pardonnez-moi de ne vous envoyer qu'un billet laconique; je suis malade, la moindre lettre me fatique. Il n'y a que la musique qui puisse pour quelques heures me faire oublier mes douleurs. On me demande de Breslau; je ne sais pas si j'aurai la force d'y aller. Donnez moi de vos nouvelles à Paris ou je serai en tout cas à la fin du mois (Rue de Calais 4).

Votre tout dévoué

Hector Berlioz.

Vienne, 12 décembre 1866.

Richard Wagner an Peter Cornelius.

Biebrich (am Rhein), 4. März 1862.

Mein guter Cornelius!

Ich bin recht unglücklich und möcht' es jemand klagen! An kein weibliches Herz darf ich mich aber wenden: ich würde jedem mehr Schmerz ob seiner Hilflosigkeit, als mir Trost zuwenden. Das ist doch das Härteste, zu überstehen, sich in Nöten und Beklemmungen so ganz allein zu wissen, und alles mit sich allein ausmachen 'zu müssen. Da fiel mir's wie eine Himmelsfügung bei, daß ich nun Dich gefunden habe! Du wirst mich verstehen, und an Dich kann ich meine Herzensnot in etwas los werden. —

Liebster, es steht nun fest, ich kann unmöglich mehr mit meiner Frau zusammenleben! Du glaubst nicht, was ich mit diesen wenigen Worten alles sage. Mir blutet das Herz: und doch erkenne ich, daß ich alle Herzensweichheit gewaltsam bekämpfen muß, da durch Festigkeit und Offenheit einzige Rettung möglich ist.

Du weißt, wie sehr ich mich wieder nach häuslicher Regelmäßigkeit sehnte, und wie ich diese nur durch Wiedervereinigung mit meiner Frau erzielen zu können glaubte. Während ich nun trübselig mir eine winterliche Einrichtung hier in Biebrich zu bestellen suchte, faßt meine Frau, durch meine Not bestimmt, plötzlich den Entschluß, es Dir einigermaßen gleich zu tun, und statt einer brieflichen Antwort tritt sie selbst hier in mein Zimmer, wo ich eben mit meiner notdürftigen Einrichtung fertig geworden war. Das Herz ging mir auf, und an meiner großen, gerührten Freude mußte sie leicht erkennen, wie es mit mir steht. Ich machte ihr Vorwürfe, nicht gleich mit ihrem Papagei für dauernd gekommen zu sein, während sie eben nur auf eine Woche, um mir in der Einrichtung zu helfen, aufgebrochen war. Doch besprachen wir nun sofort eine definitive Einrichtung in Wiesbaden. Sie sah gut und frisch aus, was mir bezeugte, wie sie sich allemal erholt, wenn sie für sich ist, ihren eignen Neigungen in Umgang und Lebensweise nachgeht, und durch mich in nichts gestört wird. Wie sann ich nun schon auf Mittel, trotz der ganz und gar entgegengesetzten Neigungen, Charaktere und Anschauungsweisen, ein dauerhaft erträgliches Zusammenleben durch

allerhand vernünftige Konventionen und Nachgiebigkeiten zustande zu bringen! Das schreckliche Unglück, daß gar nichts Jugendliches zwischen uns beiden vermittelnd steht, und wir beide bei meiner Neigung zur Zurückgezogenheit auf uns allein angewiesen, notwendig ewigen Reibungen ausgesetzt sind, wurde mir zwar gleich am ersten Tage wieder recht fühlbar: doch war der gute Wille in mir zu groß, als daß ich nicht gern die so eigentümlich verstellte Sprache, die man mit einem Kinde redet, auch gegen sie wieder sprach, Dinge mit scheinbarem Interesse anhörte, die mir ganz fern liegen und oft sogar widerwärtig sind. Die eigentümliche Furcht des Gewissens, das keine Unwahrheit aufkommen läßt, suchte ich mit Gewalt niederzuhalten, und schlief die erste Nacht in dem ruhigen Glauben ein, es werde fortan möglich werden. Andern Morgens trat eine merkwürdige Dazwischenkunft des Schicksals ein, über dessen augenfällige Demonstration ich diesmal wirklich in Erstaunen geraten bin. Höre!

Seit unserm letzten Zusammensein in Venedig war zwischen mir und meiner Freundin W[esendon]k unwillkürlich eine längere Stockung unsres brieflichen Verkehrs eingetreten. Es ist zwischen uns alles so einverstanden und durch vollständigste Resignation geordnet, daß ich nur in guter freundlicher Laune noch mich ihr mitteile, namentlich auch, weil anderseits der Umgang mit ihrem höchst rechtschaffenen, aber mir — ganz abgesehen von persönlichen Beziehungen — lästigen Mann mir so weit als unerträglich sich herausgestellt hat, daß ich, jedem dauernderen persönlichen Verkehr mit beiden entsagend, nur noch den leichten brieflichen Verkehr erhalte, der namentlich ihr das schwere Leben etwas erleichtern soll. In so unruhigen und sorgenvollen Zeiten, wie diese letzteren für mich waren, schweige ich lieber ganz. So kam es, daß meine Freundin von meiner Reise nach Paris gar nichts erfahren hatte, und noch nach Wien ein kleines Weihnachtsgeschenk für mich abschickte, das ihr, nach langen Irrfahrten wieder nach Zürich zurückkehrte. Von Paris aus schrieb ich ihr später einmal, meldete ihr auch meine beabsichtigte Übersiedelung an den Rhein, worauf sie mir von dem Mißgeschick ihrer Weihnachtssendung berichtete, und mich bat, meine spätere Adresse am Rhein ihr anzugeben, damit sie das Bestimmte dann dorthin senden könnte. Dies geschah meinerseits noch von

Mainz aus. Lange blieb ich ohne Nachricht, endlich meldet ſie mir kurz, ſie ſei in Düſſeldorf geweſen, um ihre Mutter zu begraben, worauf ich ihr ſogleich mein herzliches Beileid bezeige. — Hierauf dankte ſie mir dann ausführlich, ſowie für Mitteilung der Meiſterſinger und zeigt mir die Abſendung des verſpäteten Weihnachtsgeſchenkes an. Dieſer Brief kommt hier am zweiten, das Kiſtchen am dritten Tage des Aufenthaltes meiner Frau bei mir an, und beides fällt der Unglücklichen ſogleich unter die Hände. Unfähig, meine Beziehungen zu jener Frau anders als in einem widerwärtig trivialen Lichte zu ſehen, will ſie keine meiner Erklärungen, die ich rein um ihrer Beruhigung willen ihr gab, verſtehen, ſondern läßt ſich in jenem gemeinen Tone aus, der mich nun wieder alle Faſſung verlieren läßt: meine Heftigkeit deutet ſie als Wirkung eines fortwährenden aufregenden Einfluſſes jener Frau auf mich, und — das ganze Wahnſinnsgebäude ſteht hell und unerſchüttert wieder da! Es war für mich, wie um den Verſtand zu verlieren. Dieſe Frau ganz und gar auf demſelben Flecke wie vor vier Jahren: Wort für Wort genau dieſelben Ergüſſe, derſelbe gemeine Ton! — Dieſe Stürme überſtanden, faßte ich mich wieder; wollte es als ein letztes Wahnſinnsgewitter anſehen, — noch hoffen und der Möglichkeit nichts abſprechen. Nun trat aber das Elend erſt recht wieder zutage: Argwohn, Mißtrauen; Übeldeuten jedes Wortes! Dazu hier in voller Einſamkeit; allein während langer Winterabende mit einem Weſen, das nicht das mindeſte meiner eigentlichen Natur verſteht, die, ſobald ich ein Buch in die Hand nehme, nicht einmal darin mir folgen kann, keine Selbſtbeſchäftigung kennt. Dazu nun ich, nur um Stille und ruhige Geiſtesſtimmung beſorgt, meiner Arbeit mich entgegenſehnend, mit ſchrecklicher Mühe immer nur der Not meiner Verhältniſſe, meiner Lage wehrend, widerwärtig berührt durch jede Mitteilung von außen, Klatſch u. dgl. Endlich wieder zunehmendes Herzleiden meiner Frau! Es waren zehn Tage der Hölle, und dieſe gräßlichen zehn Tage haben denn allerdings wenigſtens das eine Gute einer letzten Warnung gehabt, und ich mußte ſtaunen, daß dieſe ernſte Warnung ſo in voller Unſchuld von meiner Freundin kam!

Du kannſt wohl denken, welcher feſte Entſchluß nun in mir

gereift iſt! Merkwürdigerweiſe fällt es meiner Frau, die ja doch auch in meinem Umgange ihre Hölle finden muß, ſchließlich immer wieder ſchwer, Einſichten, die ſie in der Heftigkeit allein zu gewinnen ſcheint, ruhig feſtzuhalten. Wenn ich ſie dann hörte, wie ſie plötzlich wieder von einer Einrichtung anfing, ſo kam mir ein völliger Schauder an! — Ach, es iſt ein Elend, einen ſolchen Jammer ſo alt haben werden zu laſſen! Meine Frau wird ſich helfen, denn ich werde ihr immer den Schein laſſen! Wirklich mich von ihr noch ſcheiden zu laſſen, iſt und bleibt mir unmöglich: es iſt zu ſpät, und die Grauſamkeit einer ſolchen Prozedur empört mich. Ich bin denn nun zu folgendem Ausweg entſchloſſen. Meine Frau ſoll ſich von nächſtem Herbſt an mit unſern Möbeln und Habſeligkeiten, nach Ausſcheidung des wenigen, was ich hier behalten, in Dresden für ſich niederlaſſen, und dort bei ſich eine Stube „für mich“ reſervieren. Unter dem — allerdings gültigen — Vorwand eines Aſyles zum ruhigen Arbeiten, werde ich mir ſtets und andauernd ein kleines Logis, wie ich es jetzt inne habe, erhalten, und — vielleicht — zuzeiten meine Frau auf ein paar Wochen einmal beſuchen. So ſoll es ausſehen, um eben mild auszuſehen! — Aber welche Gunſt der Verhältniſſe gehört nur auch wieder dazu, dies ſelbſt nur erträglich auszuführen! Genau beſehen, heißt es: zwei Wirtſchaften führen, — für jemand, der kaum einer gewachſen iſt. Denn darüber mache ich mir kein Hehl, daß meine äußere Lage einem wachſenden Verfalle entgegengeht! Ich kann mir nichts mehr nützen. Die Kluft zwiſchen mir und der ſogenannten Kunſtwelt wird immer weiter. Freund, ich kann mit niemand mehr ſprechen! Wenn ich ſo einem Kapellmeiſter oder Theaterdirektor, oder ſelbſt einem Menſchen, wie dem Raff, begegne, muß ich nur gleich mein Kreuz ſchlagen, und mich in irgendeinen Winkel zu retten ſuchen, wo ich mir angehören kann. Was ſoll ich mit den Schotts anfangen? Es iſt mir, als ob ich ſie doch alle betrügen müßte und würde! Meine einzige Ausflucht iſt noch der junge Großherzog von Baden: hier iſt doch angebornes nobles Gefühl, glücklicherweiſe mit einer offenen, freien Intelligenz vereinigt. Der Mann weiß wie es mit mir ſteht, und iſt nicht anders der Meinung, als daß ich bei meinen Arbeiten nie nach

einem Kreuzer zu fragen haben darf. Nur ist er eben nicht reich und mächtig genug. Dennoch bin ich sicher, nächstens von ihm das einzige, mir günstige — in etwas zu erfahren. Doch freut es mich schon, mit ihm einzig als der reden zu können, der ich bin. Mein Wunsch ginge dahin, er nähme mich persönlich ganz zu sich und ließ »in naturalibus« für mein Leben und Arbeiten sorgen. Eine kleine Pension würde ich dann meiner Frau anweisen. — Wie sich nun aber auch diese äußere Existenzfrage lösen möge, wenn auch noch so glücklich, so — fürchte ich — wird mich es doch nur sehr schwer über den eigentlichen nagenden Punkt meines Lebens beruhigen. Ich habe so schrecklich viel Bedauern in mir. Es ist mir grauenvoll, jemand durch mich leiden zu wissen!

So kostet es mich eine ganz ungemeine Anstrengung, mir selbst Vernunft beizubringen. Ganz augenfällig bin ich belehrt, daß meine Frau unter allen Umständen fern von mir sich besser befindet, als bei mir: ja, ich erkenne deutlich, daß das eigentliche Gefühl der Liebe für mich gar nicht in ihr existiert: sie kennt nur ihr zugefügtes Unrecht, und ist innerlich ganz unfähig dies je zu vergeben. Aber — so steht es eben: in uns liegt die Welt, die wir erkennen; ich bilde mir ein, es könne anders sein, wirkliche Wehmut, tiefe Herzensneigung könne leiden machen, und — mein eignes Herz blutet. Seit ich vorgestern die unglückliche, immer aber nur zürnend um sich besorgte Frau in Frankfurt verlassen, nagt es immer in mir, und nur das bestimmte Innewerden, daß ich durch Weichheit beiderseits die Qual verlängere, kann mich endlich zur — Resignation bringen. — Ach Gott! Nun kommt es dann mit Tränen über mich, und ich sage: jetzt ein freundliches weibliches Wesen, das mich sanft in sich aufnähme!! — Das verschließ' ich mir nun! Und so denke ich wohl, sind alle Leiden meiner Frau gerächt! —

Ach! —

Sag', wie ist's Dir nur ergangen? Du bist nicht am Sonntag bei Esser gewesen: hast Du Reiseunglück gehabt?

Dein Verschwinden beim Abschied hat uns sehr gerührt. Dieser ganze Besuch[1] war doch überhaupt recht märchenhaft: wie das nur

[1] In Mainz zur Vorlesung der Meistersinger.

alles zuging! Der gute Engel war mit Dir fort, wie er mit Dir kam. Du haſt mich im ganzen dort bei kurioſen Leuten zurückgelaſſen. Letzthin abends ließ ich Deine Schweſter zu Schotts einladen (ich wollte etwas vorleſen!), doch konnte ſie nicht kommen. Gemütlich bin ich nicht wieder geworden. Doch iſt mir Weisheimer lieb geworden; mir gefällt ſein Ernſt und großer Eifer. Auch halte ich ihn für nicht unbegabt. Er kommt öfter zu mir heraus. — Mit Raffs wird's nichts. Ein Darmſtädter Abenteuer erlaube mir mit Stillſchweigen zu übergehen. —

Ich wohne hier ſehr angenehm. Das Frühjahr ſollteſt Du mitgenießen. An die Arbeit bin ich natürlich noch nicht gekommen: es iſt unglaublich, was einem das Leben geſtohlen wird. — Jetzt bin ich noch über Briefſchulden her. —

Grüß' Eſſer und Standhartners. Die Puppe hat mir einen ganz wundervollen Brief geſchrieben. Ach, was ich die gern da hätte! — Und ſchreib' mir, was Du machſt. In mir und um mir iſt alles noch wüſt, märzlich! Ein ungeheurer Ekel ſteckt in mir. Wenn ich nicht bald zur Arbeit komme, hat's ein Ende. Himmel, einmal ein Jahr Ruhe und nur einiges Behagen! —

Nun, nimm Dir aus dieſen ſtoßweiſen Nachrichten eines Erſchöpften, was Dir taugen kann! Bleib' guter Laune, behalt' mich lieb, und denke bald einmal wieder an ein Märchen.[1]

Adieu, Freund! 's iſt alles recht traurig!

Dein

Richard.

Bonaventura Genelli an Peter Cornelius.

Weimar, 27. Januar 1868.

Mein teurer Cornelius!

Geſtern abend, nicht allzu heiter zu Hauſe kommend, änderte ſich dieſe Stimmung in Heiterkeit, wie ich ſie lange nicht empfand bei Durchleſung Deines herrlichen Aufſatzes[2] über Kompoſitionen

[1] Anſpielung auf den „märchenhaften" Beſuch.

[2] Siehe P. Cornelius' „Aufſätze", S. 200.

aus dem Leben eines Künſtlers, auf welche ich jetzt anfangen könnte, mir etwas einzubilden, da ſie Dir Gelegenheit gaben, ſoviel des Schönen niederzuſchreiben, was wert wäre, wo anders zu glänzen, als in einer gewöhnlichen Zeitung. Durch Deine Worte werden die Leſer derſelben hoffen, etwas Prächtiges zu erblicken, werden aber beim Anblick dieſer meiner einfachen Blätter ſich getäuſcht fühlen. Nimm Du, genialer Menſch, meinen wärmſten Dank hin für Deine Ausſprüche über meine Arbeit, die ja nur für meinen Sohn als Andenken an mich, nicht aber für die Öffentlichkeit beſtimmt war.

Warum aber konnte ich Dich nicht in Eiſenach treffen? Ich war unmutig genug über Deine Gleichgültigkeit gegen einen Freund wie ich es bin, „mit dem doch gut Kirſchen eſſen iſt, noch beſſer aber Wein trinken". — Mich entzückte, von Kennern zu hören, daß Du in Meiningen mit Deinen Liedern den Vogel abgeſchoſſen habeſt.

Verzeihung, Verzeihung, daß ich auf Deinen herrlichen Brief, den ich in Leipzig erhielt, nicht geantwortet hatte, aber ich elendeſter aller Schreiber war in zu elender Stimmung, um Briefe wie die Deinen nur paſſabel beantworten zu können.

Wie oft ſchau ich nach den Fenſtern, nach Deinem Zimmer hinauf, wo Dein reger Geiſt hier in Weimar, wo man ſehr allein ſein kann, einlogiert war!

Viele Grüße von meiner Frau, viele von Marſhall, dem Maler, und viele von mir an Dich und Deine Frau, die, weil ſie mich nicht kennt, dieſe Grüße nicht übel aufnehmen möge!

Addio lieber Cornelius

Dein P. Genelli.

Fürſtin Wittgenſtein an Peter Cornelius.

Cher Mr. Cornelius — Après tant d'années vous m'avez écrit une bien bonne lettre. Et certes vous avez bien fait — Depuis combien de temps je vous l'ai fait demander! Mais vous ne pouviez choisir un meilleur moment. — M'annoncer à la fois le

succès de votre Cid — et la présence de votre Braut, c'était me donner une double joie bien sincère! — Donc vous vous êtes souvenu de votre promesse faite — à genoux! — — Voilà qui est beau! Vous avez travaillé avec constance, fermeté, énergie! — Vous ne vous êtes pas laissé rebuter par les difficultés matérielles, ni entraîner par les rêveries si consistentes! — Vous avez été fidèle à votre tâche — vous avez résolu le problème — vous avez accompli le dessein médité. C'est fort, courageux — et mérite certes que Dieu vous en tienne compte. — Je ne saurais assez vous remercier des descriptions que vous me faites de ce beau moment de votre vie qui m'ont si vivement replacé dans notre ancien milieu. Je croyais me revoir à l'Altenbourg. J'imaginais que la victoire du Cid suivait dès le lendemain la bataille du Barbier. — Mais vous souvient-il que je vous disais peu de jours après cette bataille: «Sans m'expliquer encore comment, je pressens, que Liszt en déposant sa baguette de directeur, en a fini avec une période de sa vie!» Ihr Barbier, vous disais-je — wird einen Abſchluß mit dem ganzen bisherigen Weymariſchen muſikaliſchen Leben bezeichnen. — Les pressentiments de femmes se réalisent souvent. Certes je ne prévoyais alors rien de ce qui est arrivé depuis — mais ce qui est arrivé a réalisé le pressentiment de mon cœur. S'il me reste un regret, c'est de n'avoir pas assisté à votre victoire, de n'avoir pas eu ma part à votre triomphe. J'aurais voulu que sortant de cette scène acclamé et couronné, vous fussiez venu, comme tant de fois, — monter les degrés qui menaient à la demeure du maître! — j'eusse voulu que vous fussiez reçu, embrassé, félicité par lui — et que vous me trouviez ensuite moi et ma fille, prêtes à vous tendre la main pour exprimer notre part à la fête. Hans I et Hans II se seraient réjouis avec nous, et tous les initiés de la Neue deutsche Schule eussent été heureux de votre triomphe!

S'il n'en a pas été ainsi, c'est que sans doute la providence a maintenant d'autres voies et d'autres vues. — Attendons — Je ne vous en veux certes pas, cher Mr. Cornelius, de ne pas les comprendre à distance — mais ayez foi — croyez en moi —

et soyez sûr du maître. Une autre fois ne m'écrivez pas sans me parler de lui. J'ai écarté votre lettre maintenant pour ne point lui faire apperçevoir cette lacune. Cher Mr. Cornelius il est difficile de tout dire à distance. Mais enfin — Vous êtes Catholique — et alors votre cœur saisira le sens du vers d'un grand poète qui dit:

«A quoi renonce-t'-on quand on se donne à Dieu?» Certainement on ne renonce pas à l'art, une des manifestations les plus immédiates de Dieu au sein de l'humanité. — Le maître n'est changé en rien. Il est toujours le même. — S'il a changé de service, c'est qu'il a préféré celui du Roi des Cieux à celui des souverains de la Terre — mais ici et là, son service est celui de l'art. — Il n'a pas changé de route; il en a pris une plus haute dans la même direction. Il *continue*, sur une altitude plus élevée; voilà tout!

Que d'autres soient déroutés et ne comprennent pas, rien d'étonnant. Si on ne connait pas le Roi des Cieux, comment comprendre son service? Mais *vous* le connaissez. Comment alors ne comprendriez-vous pas que son service est le plus grand et le plus beau de tous?

Votre grand et admirable oncle le sait bien, lui qui sera une des gloires spéciales de l'Église en même temps que du Siècle! Vous m'avez fait bien plaisir en me disant qu'il me gardait toujours un bon souvenir. Combien je l'admire — que d'heures, que de matinées j'ai passé avec lui pendant qu'il travaillait. Aussi un jour a-t-il dit à Mme de Bulow qui contemplait sa Vision d'Ezechiel: «Pour cette composition j'ai été inspiré par Rafael et conseillé per la P^sse^ Wittgenstein!» Certes je ne prends pas sa modestie au pied de la lettre, ni pour Rafael, ni pour moi. Sa conception est tout à fait indépendante de celle du bel Italien quand même elle reproduit un groupe analogue — et moi je n'ai pas eu de conseils à donner — mais ils est vrai que chaque ligne de ce tableau a été discutée, sentie, pesée, mesurée entre nous deux — dans des séances, où parfois un peu de contradiction se terminait par la plus complète harmonie habituelle à nos cœurs. Comme j'ai compris, comme j'ai aimé

votre oncle à Rome! Il est trop âgé pour que je me permette d'en souhaiter des lettres. Mais combien je suis heureux chaque fois que j'apprends par d'autres quelque chose sur lui, sa santé, et ses travaux actuels. C'est le second Michel Ange de la peinture! —

Und Sie haben eine Braut, lieber Cornelius! — Eine lang gekannte, lang bewährte Freundin! — Das freut mich herzlich. — Möge Ihnen dieſes Verhältnis einen lieben, ruhigen, befruchtenden Sonnenſchein ins Herz werfen! — Vous savez que je ne serai jamais ni indifférente ni étrangère à tout ce qui vous arrive de bon et d'heureux! J'avais mis dans ce nombre l'impatience avec laquelle on vous attendait à Munich, et à vrai dire, je ne comprends pas pourquoi vous n'accepteriez pas les 1000 florins du Roi Louis II? S'il se présente à Munich quelque détail qui vous déplaise — quelque circonstance qui vous contrarie — — où donc trouverez-vous un milieu angélique où tout soit à *votre* gout et à *votre* convenance? Il faut prendre le monde tel qu'il est, et en choisir le moins mal, laissant aux surprises imprévues de la providence, de nous apporter un *mieux* qu'on peut rêver parfait, mais qu'on ne rencontre jamais tel. — Pour ma part, je désirerais sincèrement que vous alliez renforcer le groupe de la Neue Deutsche Schule à Munich. — Je le désire d'abord pour vous, persuadée qu'il vous serait bien agréable d'avoir enfin une vie *fixe*, un revenu solide, une position tranquille — et puis je le désire für die Sache — comme dit Brendel. Il faut *espérer* que d'ici à peu de temps il se formera à Munich un conservatoire, qui sous le souffle puissant de Wagner et la main habile et exercée de Bülow gagnera une importance immense pour l'art — et surtout pour l'art nouveau! — *Vous* ne sauriez y manquer, cher Mr. Cornelius — *Vous* devez en être. — Il ne faut pas dire: Je viendrai *alors* — Car les hommes sont comme des flots qui se pressent — l'un chasse l'autre — et quand on a manqué son tour, un autre a pris la place! — Allez-y maintenant. Je sais que vous y êtes désiré, attendu — même impatiemment. Ne vous laissez pas trop emporter par votre nature rêveuse. Je sais qu'il lui faut une

indépendance presque enfantine. Mais ramassez vos forces et décidez vous à vous fixer. Il est d'ailleurs évident que vous ne contracterez pas mariage avec la capitale de la Bavière — et que si après quelques années ou quelque temps d'essai vous ne vous y plaisiez pas, vous pourriez la quitter, sans avoir rien perdu pour y avoir été.

Mais j'abandonne cela à votre bon ange, qu'il vous inspire. Revenons au Cid — — Que n'y ai-je été? Comme j'eusse applaudi avec joie — comme je vous eusse rappelé de grand cœur! — Et maintenant que la glace est rompue écrivez moi quelques fois.

Elle n'est donc plus de ce monde, votre douce et tendre amie dont le souvenir m'est resté comme celui d'un parfum fugitif — paix à son âme! Vous ne pouviez être surpris du prix que j'attache à vos souvenirs.[1] Ne savez-vous pas combien je vous ai porté une sincère et bien sincère bonne amitié! — Que vous dirais-je de moi? J'aime Rome — et je suis bien à Rome! J'y ai beaucoup souffert, beaucoup pleuré — véhémentement senti la vie et ses plus pénétrantes douleurs — mais il est plus beau de souffrir à Rome que d'être heureux ailleurs! N'est-ce pas tout dire? — Mon âme catholique y a tout d'un coup respiré dans l'atmosphère catholique et ce fut un tel bien-être qu'il me semblait sortir de la caverne du Hörselberg, et rentrer dans les pures régions du soleil de Vérité.

En outre ma santé se ressent jusqu'ici très heureusement de l'influence du climat. Liszt disait bien: «Si à Weymar l'indisposition était l'état normal de la princesse à Rome c'est la santé» — Et cela fait aussi beaucoup! Le corps réagit sur l'âme. J'ai retrouvé ici les grandes chaleurs, le beau ciel, auxquels ma jeunesse avait été accoutumée.

Mais c'est à Dieu bénir notre séjour d'Italie, comme il a béni celui d'Allemagne! —

Espérons que nous nous reverrons soit au midi soit au nord. Il est probable que j'irai à Weymar y faire mes derniers paquets — alors certes nous nous donnerons rendez-vous. D'ici

[1] Vgl. dazu den Brief von C. an die Fürstin W., besonders S. 174.

là, ne m'oubliez pas si complètement cher Mr. Cornelius dans votre vie journalière. Laissez-moi m'associer comme jadis à tous vos bons et mauvais jours. Puissiez vous n'en avoir que des premiers — comme je vous le souhaite de tout cœur vous étant toujours et toujours également affectionnée

Carolyne Wittgenstein.

Le 28 juillet 1865, Rome.

Auguste ne m'a pas encore envoyé votre Libretto — mais elle le fera très prochainement, et alors je vous en écrirai mon avis aussi sincèrement que toujours. Mais donnez-moi votre adresse pourque je sache où vous écrire!

Fürstin Wittgenstein an Peter Cornelius.

Mon cher Mr. Cornelius! Voilà des jours que je compte vous écrire. J'ai attendu le retour de Liszt et depuis ce retour le temps me manquait souvent. Ceci soit dit pour vous prouver que mon cœur était impatient de vous envoyer ses vœux et l'expression de ses sentimens, qui n'ont changé ni dans votre cœur ni dans le mien. — Wir sind beim alten geblieben. — J'écris cela en allemand car vous fûtes mon maître, et je n'ai pas assez profité d'un si bon maitre!

Quand j'ai reçu votre annonce de mariage j'ai bien sincèrement prié Dieu pour vous — et je me réjouis très vivement de ce que vous ayez ainsi trouvé votre centre de gravitation intérieur. Soyez heureux comme vous méritez de l'être. Dites à votre femme que je lui envoie bien des amitiés et que je la prie de partager celle que vous me portez. Je profiterai de la première occasion qui se présentera pour lui envoyer un petit souvenir de Rome! J'espère que si je puis venir en Allemagne, nous nous verrons. Je la féliciterai de vous avoir pour mari — et je suis sûre qu'après l'avoir vue je vous féliciterai de votre choix — on m'en a dit mille jolies choses.

Quelqu'un m'assure que vous avez songé à mettre mon nom

sur un de vos volumes.[1] Je vous en remercie mille fois. Cela m'a profondément touché — non moins que votre plume dans la «Allgemeine».[2] J'y ai reconnu et votre goût si fin et votre style si délicat, et votre compréhension si pénétrante de l'Art, et vos riches réminiscences litéraires et poétiques. En les voyant imprimées vous vous serez sans doute dit: voilà des lignes qui seront lues par des yeux humides de plaisir et de reconnaissance!

Et maintenant — si la fantaisie vous en prend écrivez-moi — parlez-moi de votre femme, de votre *home*, de votre conservatoire — de Munich. Vous me ferez un plaisir de cœur. Liszt est revenu très bien de santé et très content de sa tournée. — Je vous envoi souhaits, remerciments, amitié sen gros bouquets — et vous serre la main bien affectueusement cher Mr. Cornelius en vieille amie

Carolyne Wittgenstein.

26. 9. 1867, Rome.

Fürſtin Wittgenſtein an Peter Cornelius.

Cher Mr. Cornelius! Merci pour vos charmantes pages sur Genelli. J'ai reconnu votre écriture et vos «corrections d'auteur» et ce souvenir m'a fait doublement plaisir. Car j'ai beaucoup porté d'intérêt à cet artiste. Alors, on traitait de «caprice de Princesse» mon idée «d'inventer» un nouveau génie allemand! Le sarcasme ne m'a pas plus découragée en ce cas que dans d'autres, et j'éprouve une satisfaction profonde à voir les opinions du monde suivre les miennes. Il en est ainsi en ce cas, il en sera ainsi en d'autres. Comme je ne suis pas un prince régnant ni un millionnaire grâce aux soins qu'a pris l'Empereur de Russie de me prendre mes millions, les sentimens que j'ai témoigné à Genelli et les efforts que j'ai faits pour améliorer sa position à une époque où le Granduc de Weymar pensait aussi peu à

[1] C. wollte die Überſetzung der Sonette von Mickiewicz, ſofern ſie in einer vornehmen Ausgabe erſchienen, der Fürſtin widmen.

[2] Gemeint iſt der Aufſatz über die Eliſabeth von Liſzt. Siehe „Aufſätze" S. 77.

lui que le Bon Schack, n'ont laissé naturellement aucune trace dans sa vie. J'ai du moins la consolation de savoir qu'ils en ont laissé dans son cœur — et à sa mort cette chère Mme de Schorn (qui elle aussi n'est plus de ce monde) m'écrivit: «Vous avez perdu un ami qui ne fut pas un ingrat». Sa dernière lettre peu de mois avant sa mort contenait un trait bien touchant. Tout le monde souffrait de le voir triste et accablé après la perte de son fils, lorsqu'il arriva une lettre de moi. Le facteur de la poste ayant reconnu mon écriture la lui portait de suite, et ne le trouvant pas à la maison alla lui même le chercher dans le parc, „um ihm die Freude raſcher zu bringen".

Vous devinez sous combien de rapports vos pages m'ont fait plaisir. Le Schluß, la fin, les dernières lignes forment un large et bel accord auquel il faut dire avec joie Amen! Vous avez plutôt *chanté* que *jugé* Genelli. Mais c'est bien comme cela. Vous vous êtes vu vous-même en lui. Vous avez revécu vos propres rêves poétiques, et presque votre destinée en parlant de lui. Er war vielleicht nicht ganz genau ſo in vielem, wenigſtens in mancherlei Beziehungen. Aber es iſt ſchön ſo! Und Schönheit iſt immer eine relative Wahrheit.

Cher Mr. Cornelius. Vous devriez toujours faire comme cela et m'envoyer tout ce que vous écrivez. Vous voyez l'intérêt que j'y porte. Du reste j'avais déjà entendu parler de ces pages par des personnes qui savent mes bons sentimens pour vous.

Mille et mille amitiés de tout cœur. Je ne vous demande pas de m'écrire. Mais si vous le faites vous me ferez bien plaisir. Grüßen Sie Frau und Kind und bleiben Sie mir gut.

P^sse Carolyne Wittgenstein.

Le 30 Juin 1869, Rome.

Vos pages ont aussi réveillé en moi un autre souvenir. Vous savez que j'ai beaucoup connu votre illustre oncle à Rome qui disait de *sa* Vision d'Ezechiel à Mme de Bülow: «Rafael m'a inspiré et la P^sse Wittgenstein m'a conseillé dans ce carton.» Je puis dire que c'est encore moi qui ai inspiré au grand homme

un jugement plus équitable sur Genelli vom objektiven Standpunkt, car il suffit de comparer leurs œuvres et leurs caractères pour comprendre la répulsion instinctive que les *formes*, le *style* et l'inspiration d'un Genelli devaient avoir pour un Cornelius. En celui-ci l'âge avait déjà éteint les aversions irraisonnées et par ainsi j'ai pu le convaincre. Mais quand je suis arrivée à Rome son opinion était celle de l'antipathie à son sujet.

Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius.

Liebe Frau Cornelius! Frl. v. Schorn[1] reist durch München, und ich will ihr diese paar Zeilen für Sie geben, obschon ich nicht weiß, ob sie lang genug in München bleibt, um Sie zu sehen. Wenn es ihr möglich sein wird, wird sie Ihnen von mir recht herzliche Grüße bringen und Ihnen sagen, wie sehr ich an all Ihrem Schmerz und Erinnerungen teilnehme. Meine Augen haben viel gelitten, und es ist mir oft schwer, zu schreiben. So konnte ich Ihnen nicht früher danken für Ihren liebenswürdigen Brief, der mich so gerührt hat. — Ja, liebe Frau, vergessen Sie nie, daß Sie dürfen alle Ansprüche an mein Interesse für Sie machen. Immer werde ich mich an Ihren lieben Mann erinnern — und vielleicht werde ich Sie noch sehen. Wenn ich nach Deutschland komme, wahrscheinlich gehe ich nach München, und gewiß werde ich Sie und Ihre Kinder sehen.

Tausend Dank für Ihre liebe Aufmerksamkeit und die Nachrichten, die Sie mir gaben von der Aufführung vom Christus.[2] Ich hörte, es kam eine zweite im Theater! Ich weiß nicht, ob es gerade ein passendes Lokal dafür ist. Obschon, die Sache heiligt den Ort, nicht der Ort die Sache. Es hat doch etwas Schokantes immerfort zu hören von Verdis Requiem in der Opéra comique von Paris!!

[1] Adelheid v. Schorn, neuerdings bekannt durch die Herausgabe des Memoirenwerkes „Zwei Menschenalter".

[2] Karl Hoffbauer hatte das Werk mit edler Hingabe aufgeführt.

Gott sei mit Ihnen, liebe Frau Cornelius. Erinnern Sie sich immer meiner

P^sse Carolyne Wittgenstein.

Le 15 juin 1875, Rome.

Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius.

Ihr Brief, liebe verehrte Frau, hat mich so gerührt, daß ich will Ihnen sogleich sagen meinen besten Dank für Ihre guten Wünsche zum Neuen Jahr, besonders aber für die Erinnerung an mich und die innerliche Sicherheit der Teilnahme, mit welcher ich hörte von Ihren Aussichten! Daß ein Tag kommt, wo der Barbier von Bagdad zur Geltung gebracht wird, davon war ich immer ganz sicher. Das Schöne verliert sich nicht, es kann aber für lange Zeit verschoben sein. Wer für die Zukunft arbeitet, wer kein Taglöhner ist, der sich nur mit dem täglichen Weißbrot begnügt, der muß auf das lange Abwarten vorbereitet sein. Wenn aber der helle Morgen eines neuen Tages kommt, da ist die Freude doppelt groß, so groß, daß die andern können dieselbe nicht ahnen sogar!

Daß Liszt die Instrumentierung der neuen Ouvertüre übernahm, ist ja für ihn eine ganz natürliche Sache, wie jede gute und edle Tat. Ich möchte, daß Sie es wissen, es erraten könnten, wie sehr es für mich eine innige Freude ist, daß er dazu von Ihnen aufgefordert war, und daß der Name von Ihrem lieben, vortrefflichen Manne zu seiner ganzen Geltung kommt. Dieses bildet nur einen Anfang. Später wird es noch besser sein. Sein Barbier von Bagdad wird zu dem künftigen Repertoire gehören, und seine Lieder werden hoch gepriesen, seine Dichtungen werden gelesen und seine ganze Persönlichkeit zwischen die interessantesten und schönsten von jener Epoche gerechnet sein.

Ich kenne die Musik von der Ximene nicht. Er hatte mir gelobt, dieselbe zu komponieren trotz der Kabale beim Barbier von Bagdad. Und er hat es getan! Leider ist das Libretto zu einfach. Hätte er es mir nach Rom geschickt, ich hätte ihm die Mängel gezeigt vor dem Komponieren. Er hat sich zu sehr einschüchtern lassen von der falschen, neidischen, böswilligen Kritik und zu sehr

jede Originalität im Text weggewischt. Vielleicht aber, wenn die Musik auf derselben relativen Höhe steht wie der Barbier von Bagdad, so kann es diesem geholfen sein.

Jedenfalls seien Sie, liebe Frau, ganz sicher, daß das Gedächtnis an Ihren Mann, der mir so lieb war, weil so edel, so rein, so wahr, so poetisch und strebend nach dem Höheren — wird nicht ohne Spur bleiben in der Welt der Kunst und der Kunstgeschichte.

Ich schließe mit herzlichen Wünschen für Sie und Ihre Kinder in allem. Möge Gott Sie alle segnen wie es herzlich wünscht

P^sse Carolyne Wittgenstein.

Le 7 janv. 1877, Rome.

Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius.

Meine liebe Frau Cornelius! Ich bin wirklich sehr gerührt von Ihrem Brief und danke herzlich für alles, was Sie mir schreiben. Alles kommt vom Herz. Ihre Erinnerung ist mir sehr teuer, da ich habe ein so liebes Bild von Ihrem Mann in mir erhalten! Er war noch so jung, als ich ihn zuerst gekannt habe, so poetisch gestimmt, so begabt, so edel in seinen Auffassungen, so verständnisvoll für alles Schöne und Erhabene, so rein in seiner Beurteilung!

Gewiß ist er jetzt glücklich und sieht mit großer Liebe die Liebe und Freundschaft, die ihm folgt auf dieser Erde. — Ich freue mich, daß es mit Ihrer Gesundheit ziemlich geht und mit dem lieben Kind. Möge der liebe Gott es Ihnen erhalten und Sie beide in allem segnen und trösten!

P^sse Carolyne Wittgenstein.

15 janv. 1878, Rome.

Fürstin Wittgenstein an Bertha Coruelius.

Meine liebe Frau Bertha! Sie könnten mir keine größere Freude tun, als sich meiner zu erinnern von Zeit zu Zeit — und mir zu wiederholen, daß Ihr Mann hatte mich lieb. Ich hatte

ihn so gern. Ich wußte so zu schätzen seinen dichterischen Sinn — sein goldnes Herz, seine wahre Natur — alle die Eigenschaften, die ihn auszeichneten. — Ich danke herzlich für die guten Wünsche, die Sie mir zuschicken im Namen von beiden — Sie denken sich wohl, wie sehr ich Ihnen und Ihren lieben Kleinen das Beste wünsche, auch fürs Jahr 79 — und viele andre.

Mögen die Kinder Ihnen den schweren Verlust weniger fühlen lassen. Ich werde an meine Tochter schreiben, daß der Barbier wird in Wien gegeben und gewiß wird sie sich interessieren dafür. Im ganzen aber sind die Werke von Cornelius, die auf einem andern Feld sich bewegen, viel glücklicher und bedeutender. Er war ein echter lyrischer Dichter. Seine Muse war zu rein, zu mädchenhaft und zu engelhaft, um auf der Bühne sich zu bewegen. Damals sagte ich es ihm öfters. Sein Drang zum Theater war mehr künstlich als künstlerisch; er entstand aus der Bedeutung, welche die Weimarische Bühne bekam unter Liszts Direktion mit den drei ersten Wagnerischen Opern. Aber, ich erinnere mich so gut, wie bei seinem ersten Besuch in Weimar Liszt hat Cornelius geraten, Kirchenmusik zu schreiben. Er war selbst damit beschäftigt und hätte gern einen katholischen Mitbegleiter in ihm gefunden. — Die andern Kompositionen von Cornelius sein Paternoster usw. werden immer mehr an Wert und Erfolg gewinnen!

Ich werde nach Weimar schreiben, man soll mir auch eine Photographie von dem Prellerschen Porträt schicken, und auch eine für meine Tochter. Es wird uns beiden eine teure Erinnerung sein an den lieben, lieben Dichter!

Glauben Sie mir, liebe Frau Bertha, daß es mir immer angenehm ist, von Ihnen Nachricht zu bekommen. Liszt, der in dem Augenblick in Rom ist, läßt Sie herzlich grüßen. Ich tue es auch mit vielen erneuten Wünschen.

P^sse Carolyne Wittgenstein.

Le 7 janvier 1879, Rome.

Fürstin Wittgenstein an Bertha Cornelius.

Liebe Frau Cornelius! Ja, ganz gewiß. — Es ist mir immer recht angenehm, Nachrichten von Ihnen und Ihren Kindern zu bekommen und Ihnen meine Wünsche und mein Interesse auszusprechen. Gewiß ist mir das Bild von Ihrem Mann so lebhaft vor den Augen, daß ich könnte nie vergessen seine Angehörigen lieb zu haben. Es freut mich, zu hören, daß es Ihnen allen gut geht, trotz dem schlechten Wetter, trotz der bittern Kälte. Gehen die Kinder schon in die Schule? Das wäre für diesen Winter eine gute Probe für ihre Gesundheit.

Sie haben vortrefflich getan, Frau Ramann die Gelegenheitsgedichte von Cornelius mitzuteilen. Was die kleinen Ereignisse von der Altenburg betrifft, schicken Sie mir zuerst das Manuskript — die Kopie von den Blättern — und ich werde es ihr mitteilen. Da es sich handelt von meinem Haus, da habe ich ein Recht dazu. Sie sprechen von meiner Photographie, als ob es Ihnen lieb wäre, eine zu besitzen. Ich schicke sie Ihnen sogleich, da ich Ihnen sogleich aus meinem Bett antworten kann. Ich bekam diesen Herbst das römische Fieber und konnte noch nicht bei dieser Kälte mich erholen. Es will aber nichts sagen. Ich fühle mich stark und gesund trotzdem.

Liebe Frau Cornelius! Behalten Sie mir Ihre Liebe, die mir ein teures Vermächtnis Ihres Mannes ist. Ich habe ihn sehr lieb gehabt — und wenn der liebe Gott mir Zeit dazu läßt, da werde ich noch darüber einige Zeilen schreiben.

Möge Gott Ihnen alles Gute geben. Dank für Ihre lieben Wünsche. Glauben Sie immer an meine herzlichen Gefühle für Sie und Ihre Kinder.

Pss Carolyne Wittgenstein.

Le 8 janv. 1880. Rome.

Fürſtin Wittgenſtein an Bertha Cornelius.

Wie freute es mich, liebe Frau Cornelius, die Theater-Affiche zu ſehen mit unſerm lieben Barbier von Bagdad.[1] Es iſt jetzt 26 Jahre her, vielleicht mehr, als ich es hörte. — Ich erinnere mich ſo gut den Tag und alle Umſtände — Liſzts Bruch mit Weimars Theater — keine Ehre für Dingelſtedt. Der Dichter aber, der iſt gut beſorgt da oben, und gewiß iſt es ihm gegeben, ſich darüber mit ſeiner lieben Bertha und ſeinen Kindern zu freuen.

Bitte, ſchreiben Sie mir jetzt den Erfolg, welchen die Oper hatte, und ſchicken Sie mir ein paar Zeitungsrezenſionen darüber. — Sie wiſſen, wie ſehr dieſe Wiedergeburt mich intereſſiert.

Vielen Dank für Ihre zwei Briefe. Wie gut, daß Sie jetzt in München ſind. Dank für alles was Sie mir ſagen!

Gott, der die Zukunft kennt, weiß beſſer wie wir, was uns frommt. Viele gute Wünſche und Grüße, liebe Frau Cornelius.

P^ss^e Carolyne Wittgenſtein.

Le 4 février 1884, Rome.

Fürſtin Wittgenſtein an Bertha Cornelius.

Liebe Frau Cornelius! Ich danke herzlich für Ihren Brief. Alles war mir eine Freude, auch für meine Tochter, die es geleſen hat, und trägt ſo eine freundliche ſchöne Erinnrung für unſern lieben Genoſſen Cornelius auf der Altenburg. Ich habe auch den Brief an Gräfin Dönhoff[2] gezeigt, da ſie ſich für Kapellmeiſter Mottl in Karlsruhe intereſſierte. Sie läßt ihm gratulieren für dieſe ſchöne Tat.

Liebe Frau Bertha! Ich habe keine Zeit im Winter. So ſag' ich Ihnen in dieſen wenigen Worten meine tiefe Freude und auch wie Liſzt darüber glücklich iſt. Wir alle, wir danken Herrn Kapellmeiſter Mottl und finden, er hat als wahrer Künſtler gehandelt. À la Liszt!

[1] Gemeint iſt die Aufführung unter Felix Mottl am Hoftheater zu Karlsruhe am 1. Februar 1884.

[2] Nachmals Gattin Bernhards von Bülow, des jetzigen Reichskanzlers.

Tirer la lumière de dessous le boisseau et mettre le chef d'œuvre sur le chandelier!

Gott gibt Ihnen noch andre ſolche Freude. Sie ſind geduldig und Geduld beſiegt die Welt.

Votre bien affectionnée

P^ss^e Carolyne Wittgenſtein.

Le 28 février 1884, Rome.

Fürſtin Wittgenſtein an Bertha Cornelius.

Le 7 settembre 1884, Rome.

Meine liebe Frau Bertha! Sie werden doch begreifen die übergroße Freude, die mich ergriffen hat, als Sie mir die gute Nachricht brachten von der lieben Frau Bülow.[1] Ich habe es ſeit 30 Jahren ungefähr warm gewünſcht. Ihr Sohn hatte mir ſo oft geſagt: „Ich vorziehe keine Religion zu haben. Sollte ich aber durchaus an eine glauben, ſo müßte ich natürlich katholiſch werden. Es iſt die einzige logiſche und die einzige ſchöne.“ So hoffte ich, die Mutter würde das Beiſpiel geben und die Frau, ſo fromm erzogen, es folgen laſſen. Leider!! Alles ging anders. Bei der Mutter der Samen der Wahrheit war noch unreif. Jetzt hat er ſeine goldenen Ähren gegeben! Vielleicht die jetzige katholiſche Frau von ihrem Sohn wird das ihrige tun. Sagt nicht der St. Paulus: Et la femme fidèle convertira le mari infidèle — und umgekehrt!

Da ich nicht die Adreſſe von Frau Bülow weiß, haben Sie die Güte, meine gute Frau Bertha, ihr meinen Brief zukommen zu laſſen, damit ſie weiß, wie ich mich freue über den Troſt, den ſie jetzt hat, — die unendliche Hoffnung, die ihre Seele erhellt mit dem Glauben an alle Kraft der Sakramente und des Gebets. Meine Gebete haben ihr ſeit ſo vielen Jahren nie gefehlt, und ihrem Sohn nicht! Heute fühle ich etwas von dem unendlichen Wohlſein einer auf ganz unerwartete Weiſe und in ganz unerwartetem Augenblick erhörten Perſon! Wie hab' ich ſchon dem lieben Gott

[1] Franziska v. Bülow, die Mutter Hans v. Bülows, war zum Katholizismus übergetreten.

gedankt in meinem Herzen und am Altar, wo ich ließ gleich eine Dankſagungsmeſſe, leſen!

Meine liebe gute Frau Bertha — ſagen Sie mir noch, iſt die arme Frau ganz blind? Mit wem lebt ſie? Wo iſt ihre Tochter? Wie geht's ihr, und was wird aus ihren Kindern? Was iſt ihr Mann geworden? Alles intereſſiert mich von dieſer ganzen Familie. Was ſagt die Mutter von der jetzigen Frau ihres Sohnes?

Von Ihren Kindern haben Sie mir gar nichts geſagt. Laſſen Sie mich wiſſen, wie es den Kleinen geht. Das Mädchen muß wohl bald reif ſein — und der Sohn — was wird aus ihm ſein? Glauben Sie an meine wahre Teilnahme und meine aufrichtige Hochſchätzung und Liebe.

P^sse Carolyne Wittgenſtein.

Ich möchte auch wiſſen, ob Blandine, Gräfin Gravina, ihre Enkelin hat B^in v. Bülow beſucht, nämlich dieſes Jahr?

Fürſtin Wittgenſtein an Bertha Cornelius.

Le 28 ottobre 1885, Rome.

Die Schwalbe[1] ſoll raſch ihren Weg zurück machen, bis ſie in Ihre Hände bringt, meine liebe Frau Cornelius, meinen beſten herzlichſten Dank für die freudige Nachricht![2] Ich wußte wohl, daß es einmal dazu kommen wird. Daß es aber endlich nach 27 Jahren dazu kam, iſt mir eine große Freude. Ich danke dem Himmel, es erlebt zu haben! Für Sie iſt es Blüte Ihres langen Sehnens — für die Sache, wie Brendel ſagte, iſt es ein Anfang der gebührenden Anerkennung von vielen verkannten Dingen. Ihr Brief hat mich auch gänzlich beruhigt über Liſzt.[3] Ich hatte gehört, er

[1] Den Briefbogen ſchmückt das Bild einer fliegenden Schwalbe.

[2] Von der erfolgreichen Aufführung des Barbier von Bagdad unter Hermann Levi am Hoftheater zu München am 15. Oktober 1885.

[3] Liſzt hatte am 16. Oktober der Wiederholung des Barbier von Bagdad beigewohnt und am folgenden Tag an einer Geſellſchaft im Hauſe von Hermann Levi teilgenommen, wo ſich meine Mutter von ſeiner Friſche überzeugte, was ſie an die Fürſtin berichtete.

wäre krank in München angekommen, und ein Telegramm hatte mich nur halb beruhigt. Ich kann Ihnen also mit vollster Freude gratulieren und wiederholen, wie sehr ich denke an unsern lieben, lieben Freund, der mit uns sich da oben freut. — Die Kinder waren gewiß auch im Theater. Ihren Stolz kann ich schon verstehen, liebe Frau Bertha! Dank für Ihre Zeilen.

P^ss^e Carolyne Wittgenstein.

Frau v. Bülow lebt wohl noch? Besonderen Dank für die Zeitungen, die ich gleich nach Wien schickte. Mich freut es, daß man die ganze Oper verlangt.

Adolf Schöll an Bertha Gornelius.

Weimar, Sylvesterabend 1875/76.

Verehrte Frau!

Sie haben mir durch das Geschenk der Gunlöd des von mir so herzlich geliebten unvergeßlichen Freundes eine mich und meine Familie innig rührende Weihnachtsfreude gemacht, und ich möchte Ihnen aufs Dankbarste die Hand drücken, die Hand, die dem guten gegen karges Weltglück einen unverwüstlichen Idealismus einsetzenden Menschen und Dichterherzen das Lebensglück seiner besten Jahre gegeben hat. Dieses Bewußtsein, daß er, so lang hin und hergeworfen in Verhältnissen, die seinem Berufe keinen dauernden Boden gewähren konnten, mit Ihnen ein innig beruhigtes Dasein gewonnen, mit Ihnen so ganz und so glücklich gelebt hat als irgend uns Tageskindern vergönnt sein kann, dieses Bewußtsein, wie es sein unerwartet frühes Hinscheiden aus diesem so wohlbegründeten, so friedlich blühenden Glück um so schmerzlicher für Sie machte, ist doch ein so wahres Zeugnis der Unverbrüchlichkeit Ihrer Verbindung mit ihm und des unverlierbaren Segens, daß es eine tröstende und aufrichtende Kraft immer mehr an Ihrem Herzen bewähren muß. Wir Freunde, wenn uns wieder neue Nachrichten von ihm aus München erfreuten, wenn sich in den letzten Jahren sein Behagen im Haus, die Frohheit seines Familienlebens immer schöner abspiegelte, sagten immer: So hat er nun doch, was wir bei den

früheren Kämpfen und Wandlungen seines Lebens kaum noch hofften, so gern wir's seinem empfänglichen Gemüte prophezeit hätten, so hat er nun doch das Beste, was wir ihm wünschen konnten, erreicht. Und auch bei der schmerzlichen Überraschung mit der Nachricht von seiner Auflösung, rief es doch aus meiner wehmütigen Brust: Ein trostloser Abbruch ist es nicht! Denn er hat gelebt: er hat einen Abschluß seiner Gefühle und Gesinnungen gegewonnen und mit Besonnenheit genossen, den viele, die älter an Jahren werden, nicht erreichen. Weiter kommt ja kein Mensch, das Ende kommt ja jedem Erdenglück herbei, und jedes, auch das längste, ist kurz, weil es aufhören muß. Das weiß man voraus, das soll man voraus denken und das hat auch mein lieber Peter wohl gewußt. . . .[1]

Hans von Bülow an Bertha Cornelius.

Hamburg, 7. Dezember 1886.

Verehrteste Frau!

Es drängt mich, Ihnen mein wahrhaft festtägliches Entzücken zu telephonieren, mit welchem mich die gestrige, vierte (für mich die erste) Aufführung des Barbiers von Bagdad erfüllt hat. Wie sehr gratuliere ich mir — trotz meiner Zeitknappheit — drei Tage darauf gewartet zu haben — wie sehr kondoliere ich mir, der morgenden fünften nicht beiwohnen zu können. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Das prächtige Werk, von dem eine einzige Seite mehr Geist und — Musik — atmet als sämtliche Schweißprodukte der Wagnerianer, bleibt auf dem Repertoire, wird viele, viele Wiederholungen erleben. Direktor Pollini, dessen wahrhaft genialem Instinkte die urliebenswürdige Originalität dieses Unikums in der dramatischen Musik — soweit die Stimmgabel reicht — dank dem Enthusiasmus, mit welchem alle Ausführenden, von dem befeuert befeuernden Dirigenten bis zum letzten Choristen, bis zum Triangulisten herab, probiert haben und jetzt in wahrhaft idealer

[1] Hier bricht der Brief ab; er ist nie beendigt worden und wurde erst nach dem Tode des Schreibers der Adressatin zugesandt.

Weise zu interpretieren fortfahren — sofort aufgegangen ist, so daß er's als eine persönliche Ehren- und Herzenssache betrachtet, durch unausgesetzte Vorführung auch den dümmsten Opernabonnenten zum Verständnis zu zwingen — Direktor Pollini hörte als mein Nachbar so charmant zu, daß ich ihm hätte um den Hals fallen mögen. Vielleicht tu' ich's später, dann aber nicht post- sondern pränumerando. Cid — pssst — ich habe nichts gesagt — aber — wenn die Sache reif sein wird — Sie erfahren's zunächst.

Was nun die Darsteller anlangt, so war die Titelrolle in gesanglicher wie schauspielerischer Beziehung von denkbarster Meisterschaft durch Herrn Lissmann repräsentiert. Ich erinnere mich kaum, einer ähnlichen Ausarbeitung einer Rolle durch einen Opernsänger begegnet zu sein. Ihm zunächst Herr Landau als Nurreddin — die beiden Duette im ersten Akte wurden stürmisch beklatscht. Ums Himmelswillen, gnädige Frau, befürworten Sie nicht, dulden Sie nicht eine Zusammenziehung des Werks in einen Aufzug. Nach meiner „geringen" Theatererfahrung wäre das ein — Mord. Kapellmeister Sucher, der mit einer Liebe, Energie und Umsicht dirigiert hat, wie ich nur die „Walküre" von ihm habe leiten sehen (meiner Meinung wird genanntes Drama nirgends in Deutschland nur annähernd trefflich gegeben, sicherlich nicht in München — pardon teilt dieses Dafürhalten auf das entschiedenste. Die herrliche Stimme der Frau Brandt und ihr auf pietätvollster Korrektheit basierter Vortrag — die nicht ganz ebenbürtige, aber mehr als bloß genügende Leistung des Frl. Meißlinger — gaben dem zweiten Akte eine Fülle sinnlichen Wohlklangs, welche die ermüdetsten Zuhörer (ein 2½stündiges Weihnachtsmärchen von übrigens poetischem Werte hatte den Abend eröffnet) sichtlich erfrischte. Chöre ganz ausgezeichnet; Regie — Herr Bittong — äußerst verständig und lebendig; Wiegand hatte den Kalifen für den unpäßlichen Herrn Ritter schnell und exakt übernommen; Herr Sedelmayer als Kadi genügte mir vollkommen, und trotzdem seine Stimme nichts nachtigallenhaftes hat, verstand er es, das reizende kanonische Terzett nicht im geringsten musikalisch unerquicklich zu machen, während er's durch witziges Spiel dramatisch pikant würzte. Muezzin — wunderschön rein.

Kurz, ein Abend unvergeßlich, unvergeßlich wie der edle Poet, der Ton- und Wortmeiſter, Ihr ſeliger Gatte, mein herrlicher Freund und Kunſtgenoſſe.

Verehrteſte Frau — einen zweiten Briefbogen habe ich noch zur Hand — aber keine zweite halbe Stunde — ich muß reiſen, alſo packen uſw.

Nehmen Sie dieſen Erguß meines überſtrömenden Muſikerherzens freundlich nachſichtig auf, laſſen Sie ſich die herzlich aufrichtigſten Wohlergehenswünſche gefallen

Ihres verehrungsvoll ergebenen
Hans von Bülow.

Nachruf

von Ludwig Schneegans.

Geſprochen vom Hofſchauſpieler Dahn bei der Gedenkfeier im Odeon zu München, am 12. Dezember 1874.

Ein Niedergang im Sturm des Aufwärtsſchwebens
Und ein Erlöſchen voller Morgenglanz —
Das iſt im Sieg des Tods ein Sieg des Lebens:
Drum ſoll der feſtlich grüne Lorbeerkranz
Und keine weiße Totenkrone prangen
Auf deſſen Haupt, der *alſo* heimgegangen, —
Der ging und dennoch weilt in unſrer Schar,
Denn unſer *bleibt* er, weil er unſer *war*.
Er ſpricht zu uns, der teure, ſtumme Tote,
So oft ihn unſer Wunſch heraufbeſchwört;
Sein Beſtes ſtrömt uns zu aus jeder Note,
Aus jedem Wort, und wer ihn ſprechen hört,
Selbſt einer, dem er lebend fremd geblieben,
Der muß den edlen, toten Meiſter lieben;
Denn dieſer Meiſter, als ihn in der Wiege
Des Gottes Kuß zur Künſtlerſchaft geweiht,
Daß er die Form belebe und beſiege,
In ihrem Klang verkörpernd Freud' und Leid, —

Begnadet ward er mit drei Zauberdingen,
Die jedes Menſchenherz zur Liebe zwingen:
Bewußter Ernſt bei unbewußter Güte
Und Anmut ew'ger Jugend im Gemüte.
So ſchritt er durch die Welt — ein ſtrebend Wallen
Nach außen ſchlicht, an Inhalt überreich, —
In ſich befriedet, friedenſpendend allen,
In heitrem Sinnen ſtets ſich ſelber gleich.
Und als erfüllt für ihn die Zeiten waren,
Als ihm die letzte Sommerſonne ſchien,
Nach fünfzig freudig pflichtgeweihten Jahren,
Da kam's wie Todesahnung über ihn;
Er ſah ihn ſteigen, ſeinen Leichenhügel,
Und ſetzte ſich, bevor die Hand erſchlafft,
Noch einmal an den alten treuen Flügel
Im höchſten Flammen letzter Schöpferkraft ....
Wie er gelebt, vom innern Gott umklungen,
Hat er ſich auch ſein Sterbelied geſungen;
Und ſo, nachdem er uns das Höchſte bot,
Sein Unvergängliches, iſt er geſchieden,
Getreu noch ſeiner Kunſt bis in den Tod;
Drum ſei geprieſen in des Grabes Frieden,
Entſchlafner Sänger! Selig, ſelig der,
Vor deſſen Gruft ſich Schmerz und Luſt vereinen!
Des Freundes Scheiden traf die Freunde ſchwer,
Doch Deine Tröſtung, Deine Wiederkehr
Im Lied, ſo herrlich klingt ſie all den Deinen,
Daß wir verklärten Blickes Dich beweinen.

Register.

Namenregister.

Mit fettgedruckten Ziffern sind die ausführlicheren Stellen bezeichnet.

A.

Abel, Ludwig, Geiger II **721**.
Achenbach, Osw., Maler I 283.
D'Agoult, Gräfin II 574.
Alarcon, span. Dichter I 701.
Alard, D., franz. Musiker II 590.
Alkan, Ch. Val., franz. Musiker II 28.
„Allgemeine Zeitung" I 317, 318, 325, 427, II 32, 152, 164, 223, 315, 354, 355, 366, 370, 371, 373, 374, 381.
Almasy, v. I 765, 768.
Altschul, Fr., Musiker I 486, II **619**.
Ambros, Aug. Wilh., Musikschriftst. I 341.
Ander, Alois, Sänger I 382, **559 f.**, 594, 603, **620**, 628, **655**, 683, II **203**.
Anderson, Miß I 159, 161, 171, 216, 276, 285, 307, 455, 462, 484, 545, **561**.
André I 50.
„Anregungen", Leipziger I 453, 552, 573.
Apel, G. Theod., Dichter I **291**.
Apel, Joh. Aug., Dichter II 225.
Arcadelt, Jak., Komp. II 28.
Ariost I 248.
Arndts, Lina I 88, 91, 93, 102 f., 111, II 158, **583**.
Arnim, Armgard I 137.
Arnim, Bettina v. I **137**, **140**, **142**, **146 f.**, 148, 152, 156, **180 f.**, 182, II 136, 141, **148**, 155.
Arnim, Gisela I 137.
Arnim, L. A. v., Dichter I 545, 553, II **191**, 192, 226, 295. Zitat 272.
Aromatari Schüler II **731 f.**
Auber, Komp. I 177, II 590; Stumme Masaniello I 14, 18.
Auerbach, Berth., Dichter I 298.

B.

Bach, Joh. Seb. I 352, 357, 359, 420, 568, 575, 666, **745**, 746, 759, II 276, 279, **501**, 712; Kompositionen: I 34, 35, 37, 40, 276, 318, 351, 401, 759, II 28, 251, 270, 276, 302, **351**, 365, 416, 440.
Bach, Otto, Komp. I 480, 485, **494**, **528 f.**, 557, **790 f.**
Baczko, Fr. Jos. v., Schriftst. II 234.
Baden, Großherzog von II **763 f.**
Bärmann, Karl, Pianist I 258, 274, 709, II 620.
Bäuerle, Dichter I 359.
Bagge, Musikkrit. I 631; Musikztg. I 647.
Baillot, Komp. I 4.
Baini, Gius. I 114.
Balzac II 273.
Bänffy, Gräfin I 583, 644.
Barbieri, ital. Mus. I 133.
Basaiti, Maler I 370.
Basch, Dr. „Baschus" I 742, 743.
Batta, Cellist I 176.
Bauer, Karol., Schauspielerin I 32.
Bauernfeld, Dichter I 579.
Baumann, Singlehrer I 14.
Bayern, Ludwig I., König v. I 264, 766, II 301, 452.
Bayern, Ludwig II., König v. I 766, **786**, 787, **788**, 793, 796, **798**, II 3, 9, 10, 13, **16**, **17 f.**, 19, **20**,

22, 23, 24, 32, 33, 34, 44, 49, 73, 163, 177, 224, 245, 257, **295f.**, **298f.**, 301, **310f.**, **312f.**, **314**, 315, **318**, 319, **320**, 324, 326, **331**, 336, **339**, 357, 365, 366, **369**, **374**, 378, 379, 383, **412**, **413**, 431, 443, 448, 452, **468f.**, 484, 487, 495, **511f.**, **513**, **515**, **517**, 522, **523**, 529, 574, 583, 595, **601**, **606**, 614, **615**, 624, **690**, 733, 769.

Bayern, Max II., König v. I 766. II 235.

„Bayrischer Kurier", Ztg. II 398, 412, 450.

Beaulieu, v., Theat.-Intend. I 215, 232, **307**.

Bebel II 683.

Bechstein, Klavierfabr. II 531.

Bechstein, L., Dichter II 325f.

Bechstein, Reinhold, Germanist II **540**.

Beck, Karl, Sänger I 381f., **559**, 570, 617, **618**, II 520.

Beethoven I 4, 8, **34f.**, 36, 40, 79, 113, **176**, 177, 179, 192, 241, 305, 359, 377, 420, 431, 433, 442, **450**, 453, 575, 594, 599, **630**, 655, **708**, 746, II 27, 365, 369, 421, 443, 446, **447**, 464, 498, 499, **501**, 619, 630, 634, 648, 650, 663, 670, 734; Kompositionen: I 34, 50, 228, 305, 318, 362, 399, 401, 405, 450, 630, 634, 684, 701, 759, II **27**, 29, **275f.**, 338, 351, 365, 369, 421, 452, 454, 496, 612; Gr. Messe: I **327**, **328**, 351, **359**, 583, **793f.**; Fidelio: I 14, 17, 18, 24, 379, **381**, 628, II 38, 42, 57; Notenzitate: I 450, II 27; Beethoven-Prologe: I 302, 303, II 648.

Bellini, Maler I 370.

Bellini, V., Komp. I 10, 15, II 217.

Benedikt, Komp. I 7.

Beranger II 332.

Berghaus, Staatsrat II 42.

Berlioz, Hektor I 120, **146**, **149**, 150, 151, **153**, 157, 161, 162, 163f., 169, 171, 176, **177**, 193, **195**, **196**, 198, 199, 200, 211, 215, 223, **242**, **275**, **276**, **317f.**, 431, 514, **530**, **560**, 569, 622, **645**, 691, II 11, 157, **200**, 210, 338, **459**, **460**, **461**, **463f.**, **465**, **466**, **468**, 469, 471, **478**, **482**, 485, 538, **578**, **581**, 592, **738**; Kompositionen: 101, 120, **149**, 153, 161, 164, 223, 644, 645, **649**; Faust I 162, 177, 224, 317, II 460, **464**; Cellini I 120, 213, 276, 278, II 225, 230, 238, 756f., 758.

Bernstein, Familie I 743, 744, 745, 746, 749; Frau B. I 770.

Bertini, jeune, Komp. II 734.

Bertram, Sängerin II 520.

Bey, Franz, Sänger II **520**, **521**, **607**, 625, **691**, 692.

Beust, Graf II 46, 48, 73, 96, 122, **123**, 167, 174.

Beuve, Sainte, franz. Schriftsteller II 512.

Beurkirch, Vikar I **96**, **97**.

Bibel, die I 241, 249, II 404, 423, **501**.

Bilse, Musiker I 132.

Binder, Jakobine, Frl. I **638ff.**

Birkinger, Dr. II 302.

Bismarck, Otto von II 423, 424, 683.

Bissing, Frau v. I 762.

Bittong, Regisseur II 784.

Blum, Frl. Schülerin I 622.

Bodenstedt, Friedr., Dichter I 563, II 211, **443**, 445, **533**; Frau Mathilde II 481; Tochter II 534; Familie B. II 450, 481, **534**, 539.

Böhlau, Verleger II 42.

Börne, Schriftst. I 6.

Börner II 625.

Bösendorfer, Klavierfabrikant I 581.

Böttger, Ad., Dichter II 656.

Boieldieu, Komp. II 211, 547.

Bordone, Maler I 370.

„Botschafter" II 141, 370.

Brachmann, Schriftstellerin I 36.

Brahms, Johannes I 182, 685, 689, 691, **757**, 766, **769**, 770, 793, **794**, II **251**, 356, 599, **656**, **730**.

Brandt, Frau, Sängerin II **784**.

Brandt, Karl II **724**.

Brandt, Phil. II 234.

Breitkopf u. Härtel I 362, 391, 394, 646, II 639.

Brendel, Franz, Musikschriftst. I **316**, 360, 373, 390, 402, 448, 489, 588, 602, 611, 616, II 523, 536, 543,

549, 577, 581, 595, 606, 614, 624, 727, 769.
„Brendelsche Ztg." I 130, 187, 208, 315, 334, 367, 573, **582**, 584, 752.
Brentano, Dichter I 308, II 226.
Brockhaus, Professor Herm. II 600.
Tochter I 749.
Brockhaus, Verlag II 674.
Bronsart, Hans v. I 176, 185, **191**, 200, 202, 211, 224, 228, 235, 263, 273, **274**, **307**, 313, 360, 400, 405, 432, 465 f., II 248, 519, 685, **700**.
Bruch, Komp. II 313, 730.
Brücker, Hugo, Komp. II 727.
Brüggemann, Theod., Oberamtrat I 4, 19, 21, 42, 69, 72, 75, **96**, 110, 115, 125, 133, 134, **140**, 165, 167, 223, 235, 242, 251, 695, 746, II 130, 136, 148, 697;
Familie B. I 61, 62, 74, 691, II 432;
Frau Jetta I 5, 19, 57, **58**, 69, 167;
Franziska B. II 136.
Brunl, van I 557, 600.
Bucher, Pianist I 67.
Bülow, Hans v. I 120, 121, 128, 131, 135, 136, 155, 235, 244, 263, **268**, 327, 360, 383, 410, **577**, **581**, 582, 592, **602**, 607, 621, 641, **691**, 758, 760, **787**, 788, II 4, 6, 7, 13, 18, **20**, 25, **26**, **28**, **33**, 49, 92, 134, **187 f.**, 189, **194**, 199, 215, **217**, 218, **220**, **223**, **224**, 237, 240, 248, 250, 253, **255**, 257, 258, 259, 260, 270, 271, 272, 274, **275**, 276, **284**, **285**, **286**, 296, 299, 301, **312**, **313**, 314, 316, 317, **318**, **326**, **331**, **333**, 336, **338**, **339**, **351**, 352, 354, 355, **356**, 359, **360**, 365, **367**, 368, 369, **370 f.**, 371, **372**, 374, **378 f.**, **380**, **381**, **382**, 383, **398**, 405, **412**, **413**, **415**, **422 f.**, 427, 439, 440, 443, **446**, 480, 483, 485, 490, 493, 501, 502, 510, 511, 512, 513, **516 f.**, 518, 519, 523, 530, 531, 532, 539, 543, **559**, 567, 570, 593, 594, 603, 620, 647, 689, **695**, **696**, 719, **725**, 738, **780**; Kompositionen: II 417, 423, **534**;
Ehepaar v. B. I 437, 641, II **6**, 7, **9**, **13 f.**, 24, 26, 215, **217**, 226, 240, 250, 257, 261, 299, 302, 330, 331, **336**, 355, **361**, 368, 369, 374, 431, 439, 448, 468, 494, 507, 508, 509, 512, 515, **523**, 530, 599.
Bülow, Frau Cosima v. (später **Frau Wagner** siehe dort) I **261**, 327, 572, **585**, 691, II **6**, 7, 8, **20**, 25, **26**, **28 f.**, 92, 134, **178**, **187**, **215**, **218**, **219**, 240, 251, 253, **257**, 260, 271, **275**, **276**, 285, **286 f.**, **291**, 305, **308**, 309, **311 f.**, 313, **315 f.**, 317, **318**, 326, **330**, 331, **337 f.**, 342, 359, **361**, **363**, **368**, 370, **380 f.**, **382**, 383, 404, 412, **433**, **437**, **461**, 480, 483, 490, 498, 501, 502, 510, **511**, 512, 513, 523, **530**, 532, 540, 543, **551**, **552**, 559, 560, **566**, **574**, **593 f.**, 625, 780.
Bülow v., Linder II 3, **Daniela** Luin (später Frau Thode) II 45, 308, 540, **541**, II 565, **689**, **Blandine** Bonn (später Gräfin Gravina) II 45, 565, 781. Siehe auch unter Wagner.
Bülow, Eduard v. I 615, II 23.
Bülow, Franziska v. II 543, 551, **780 f.**, 782.
Bürger, G. A., Dichter I 202, 438, 480, II 646. Zitat I 695.
Büßing, Verleger I 644. Siehe Meiseln und Büßing.)
Buonamici, Giuseppe, Pianist II **562**, 721, **727**, **738**.
Burgmüller, R., Komp. II 377.
Burmeister I 352.
Buse, Frl., Sängerin II 148.
Bußler, Schauspielerin II 104.
Buthe, Musiker I 50.
Byron I 147, **248**, 591, 690, 717, II 296, 506.

C.

Caballero, span. Dichterin I 629, **734**.
Caguoni, Ant., ital. Komp. II **734 f.**
Calame, Alex., Maler I 258.
Calderon I 428, 615, 660, 684, II **452 f.**, 521.
Campschulte, Historiker I 660.
Canis I 377.
Caracci, Maler I 9, 658.

Carrière, Moriz, Ästhetiker II 450, **496**.
Carstens, A., Maler I 702, II 164, 180, 582.
Caspars, Sänger I 263, **286**, 292, 295, 296, 315, 834, II **203**, 214, **216**, **217**, 401, 440.
Castelli, Dichter I 359.
Castro, Guillen de I 660, 777, 780, II 18.
Catinelli, Musiker I 352, 353, 359, 360, **367**, 377, 423, 478, II 321.
Catull II 719.
Cavaignac II 243.
Cavalko II 711.
Cervantes I 113, II 597; Don Quixote: I 481, II 71, 192.
Chamisso I 421; Zitate: I 77, II 616.
Chateaubriand II 262, 286.
Chatelet II **532**, **547**.
Chatrian II 500.
Chelard, Hippolyte, franz. Komp. I 432.
Cherubini I 301, 359, II 101 Wasserträger 211, 730, 734.
Chopin I 126, 449, 467, 575, 759, II 276, 421, 422, **557**, 614; Ch.-Artikel I 119.
Christen, Ad., Schauspieler I **8**, II 271.
Chrysander, Musikgelehrter I 575.
Cicero II 375.
Claude-Lorrain, Maler I 9.
Clementi, Komp. I 621, II 734.
Corneille I 27, 474, 777, II 702.

Cornelius, Peter, Dichterkomponist.

Werke.

Opern.

Der Barbier von Bagdad: Skizze: I 518; Dichtung: I 212f., 218f., 222, **241f.**, 243f., 245, **252f.**, 255, 477; Komposition: I 242, 243, **252f.**, 257, 265, 477, 532; Instrumentation: I 263, 265, 287; Reinschrift: I 271; Änderungen: I 279, 286, **287**, 289, 290, 299, 400, 401, 440, **549**; Aufführung: I **301f.**, 304f.; Proben: I 286, 290f., 294f., 295f., 297f., 299, 300f.; Szenische Anordnung: I 287; Ouvertüre: I 375, 301, **401**; Neue Ouvertüre: II 731, 740, 750, 751, 775; Textzett: I 315, 317, 318, 334, 552, 612; Klavierauszug: I 339, 401f.; Hofbauerscher Kl.-A.: II 724f.; Umarbeitungspläne: I 440, II 411, 750; Widmung an Liszt: I 264; Urteil Liszts: I 218, **275f.**, **276**, **278**, 301, 584, II 751, Transkriptionen 348, 401; Urteil Bülows: II **783ff.**; andrer Zeitgenossen: I 218, 265, **276**, **278**, 769, II 756, 775, 777; der Presse: I 304, 314, 318, 332, 334; Honorar: I 305; Verleger-Angebot: 339, 348; Spätere Aufführungen: II 779, 781; Allgemeines: I 265, 266, 540, 549, 769, 785, II 17, 254, 256, 263, **286f.**, 303, 382f., 422, 461, 489, 756.

Der Cid: Pläne und Vorarbeiten: I 309, 312, 313, 319, 328, 332, **355f.**, 370, **388f.**, 428, 442, **464f.**; Entwurf: I **429f.**, 447; Dichtung: I 357, 440, **453**, 455, 457, **462f.**, 465, 466, **469f.**, 472, 473, 475, **478f.**, 479, 481, 510, 518, 588, 758; Komposition: I **494**, **497**, 510, 513, **516**, **517**, **518f.**, 520f., 528, 532, 540, **544**, 545f., 553, 560, 563, 580, 583, 591, 656, 657, 658, 659, 661, 665, 701, 709, 719f., **736f.**; Instrumentation: I 707, 708, 711f., 714, 739, 752, 771; Reinschrift und Änderungen: I 769, 772, 774, 777, **779**, **780**, 785, 791; Klavierauszug: I 789, 791, II 38, 371; Ouvertüre: I 755, II **30f.**, 31, **34**; Vaterunser: II 45, 49; Aufführung u. Vorbereitungen: I 752f., 754, 765, 766, 769, 772, II 10, 13, 22, 36f., 38, 60, 67, 70, 94, 95f., 99f., 104f., 109, 117, 119f., 121, 124, 126f., 129, **140ff.**, **174ff.**; Umarbeiten für die Sänger: II 52, 55, **56f.**, 58, 60f., **64**, 67, 70, 73, 85, 123, 129; Szenische Anordnung: I 796f.; Honorar: II 107, 443; Spätere Umarbeiten: II 405, **408**, 410, 419, 429, 461, 462; Eindruck auf Zeitgenossen: I 440, 447, 464,

465, 467, 538, 544, 560, 778, 785, 794, II 64, 124, 142, 178, 236, 356, 422, 468, 471f., 570f., 580, 751, 756, 767, 770, 775f., 784; Wagner und der Cid: I 595, 597, 603, **604**, 610, **615f.**, 754, 755, 765, 767, 771, 781, 787, II 5, 11; Allgemeines: I 466f., 468, 477, **480f.**, 482, **491ff.**, 545, 564, 588, 635, 648, 664, 728f., **737f.**, 739f., 744, 752, 772, 780, II 194, 208, 244, 254, 259, 260, 263, 269, 279, 305, 352, 354, 355, **356, 362,** 376, 383, 386, 461, 462, 472, 489, **568f.**

Gunlöd: Plan: II 419; Skizze: II 427, 438, 443; Dichtung: II **444f.**, 447, **449**, 450, **451**, **454**, 468, 482, 486, **488f.**, 496, **502**, **509f.**, **521**, 549; Vorleien bei Bülows: 512f., 513, 514f.; Komposition: II 517, 609, 619, **641, 693**; Wagner und die Gunlöd: II 492, 498, **514, 565**, 566; Widmung an Wagner: II 419, 423, 514; Allgemeines: II 431, 441, 459, 463, **489**, 504, **514, 521, 565**, 782.

Opernpläne: Stoffstudien: I 142, 240, 246, 650, 773, 774, II 23, 149f., 219f., 223f., 225f., 227f., 252, 269, 321, 326, 358, 362, 403f., **773f.**; **Skizzen:** I 379, 425f., 429; Meerfee: I 382, 386f., 428, 448, 774, II 254; Justine: I 428, 430, 448, 469, II 452f.; Inez de Castro: I 465, 774, II 254; Cardenio und Celinde: II 168, 179, 182, **191f.**, 194, 198, 220, 254, 263, **295**, 298, 306, 326; Tiroler Treue: II **387**, 388, **391ff.**, 394, 399, 400, 427; Zinnober: II 363, 369, **371**, 376, 391, 510; **Pläne:** Libussa: II 143, 220; Jeanne d'Arc: II 143, 197, **199**, 200, 220; Hermann: II 369f., 371, 376; Havelok: II 371, 376; Aurora: II 220; Grenzhaus: II 223f.; Rancé: II 261f.; Operntext: I 109; Pathetische Oper: I 240.

Andere Kompositionen.

Jugendarbeiten: I 40, 42, 48, 52, 53, 74, 76, 79, 85.

Kirchenmusik: I 73, 75, 76, 79, 101, 122, 123, 126, 127, 128f., 130, 131, 132, 133, **135**, 138, 139, 140, **155, 156**, **211**, 321; Beurteilung von Musikern: I 76, **85ff.**, 90, 107f., 139, 155; Aufmunterung Liszts: I 135f., II 777.

Lieder: Op. 1, I 151, 154, 158; Vaterunser: I 158, 159, 160, 163, 165, 166f., 193, 223, 242; Trauer und Trost: I 159, 165, 166, 169, 182, 211f., 260; Liebeslieder: Op. 4, I 159, 161, **163**, 165, 167, 260, 263, 270; Brautlieder: I 225, 240, 244, 260, 331, **333, 334**, 337, II 741; Rheinlieder: I 224f., 331, 333, 337, 339, 348, II 741; Weihnachtslieder: I 245, **253f.**, 260, **327**, 331, **333**, 348, **395, 441**, 445, 532, II 303, **639ff.**, **655f.**, **702**, 726, **731**, 744; An Bertha: I 672, II 274, 279, 298, 705, 742; **Lieder nach Gedichten** von Hebbel: I 420, 600, 603, **605, 606, 610, 611**, 670, 673, 681, 689, II 6; von Kuh: I 362, 400, 429; von Bürger: I 438; von Platen: I 633, II 280, 281, 291, 294, 298, 306; von Heyse: I 76, 82f., II 756; von Droste-Hülshoff: I 665, II 742; Standhartner Sammlung: Op. 5, I 612, **633, 649**, 680, II 140, 268, **270**, 280, 741; Allgemeines: I 129, 235, 270, 323, 339, 341, 348, 505, 603, 611, 647, II 6.

Mehrstimmige Gesänge: Duette I 100f., 168f., 201; Op. 6 I 661, **664, 673**, II **537**; Op. 16: II **487**, 705, 742. **Chöre:** Trauerchöre (Op. 9 II **603**, 619, **633, 642**, 666, **667, 670f.**, 726 (Glocke II **635f.**, 642, **663f., 664ff.**); Requiem von Hebbel: I 751, II **634f.**, **694**, 698, 713; Beethovenlied: Op. 10 II 648; Drei Chöre: (Op. 11) II **668f.**, **671**; Drei Männerchöre: Op. 12 II **712, 723**; Liebe-Chöre: II **694f.**, 698, **700ff.**, 703, **711f.**, 713; Bach-Psalmen: II 302, 306, 698, 713; „Freund Hein": II 650; Italienische Chorlieder: Op. 20 II 693, 698, 705; Reiterlied: Op. 17 II 747; Vätergruft: II 740; Trost in Tränen: II **694, 698**, 713, 723, 731f., **744**; Tod des Verräters:

I 140, 145, **538, 548 f.**, 552, 557, **647.**

Geplante Kompositionen: Motetten: I 159; „Skizzenbuch": I 161, 164; Platensche Gedichte: I 225; „Gesungene Briefe": I 246; Osterlieder: I 254, 257, II 661; Pfingstlieder: I 254 II 661; Lieder eigner Dichtung: I 333 f., II 487; Chorkompos. mit Orchester: II 634, 712; Lyrische Pläne: II 641; Musik zur „Torgauer Haide": II 682; Instrumental-Kompositionen: II 697; Kantate: Vaterunser I 242, 243, II 661 f., 739 f.

Verschollene Kompositionen: Lieder I 40, 52, 74, 82, 129, 163, 225, 227, 665, II 291, 294; Duette: I 101, 673; Das „violette Buch": I 225; Kirchenmusik: I 73, 75, 110, 123, 127, 138, 211; Instrumentalmusik: I 32, 48, 79.

Aufführungen von Kompositionen: Lieder, I 202, 612; Weihnachtslieder: II **655 f.**, 702, 706 f., 726; Duette: **536,** 538; Chöre: I 53, II 641, 714; Quintett: II 723; „Verräter": I 538 f. Barbier-Terzett: I 612; Messen: I 110, 151, 211; Honorare von Verlegern: I 231, 242, 673, 680, II 712.

Gedichte.

Jugendgedichte: I 76; An Lina: I 111; Abendgebet: I 203; An Rosa v. Milde: I 309, 332, 337, 349, 350, 357, 363, 419, 444; Sonettenkranz: I **320,** 331, 334, 376, 543; An Marie Rückert: I 203, 217; An Marie Gärtner: I 471, 474, 490, **502 f.**, 507, 508, 509, 513, 514, 558; Heckenast-Sammlung: I **454, 470,** 483, **499 f., 502 f., 507 f.**, 509, **512,** 532, 557, 586, 647, 758; An Schiller: I 289; An Liszt I 219, 353; An Prinzeß M. v. Wittgenstein: I 402, 495; An Berlioz: II 461, 471; An Hebbel: I 514, 521; An Peter v. Cornelius I 778; Beethovenprolog: I 302, 303, 305, 307; Leipziger Prolog: I 357, 360, 368, 369, **374 f.**; Sonette auf Bilder: I 349, 371, 380, 393, 434, **435,** 437; An Seraphine: I 673; An Emma Cornelius: I 520; An Bertha: II 342, 344, 369, 527; Prolog zu Beethovens Säkularfeier: II 648; „Künstlerweihe": II **716, 718 f.**, 721, **724,** 727; Osterlieder: I 257, II 740; An den Münchner Liederbund: II 747; Allgemeines: I 83, 141, 142, 203, 204, 219 f., 260, 481, 495, 502 f., 537, 588, II 526 f.

Geplante Dichtungen: I 151, 506, II 137, 680; Dramatische Skizzen: I 238 f., II 432; Opernterzt: I 109; Libretto für Liszt: I 468, 469, 498, 532.

Verlorene Dichtungen: An Weissdorf: I 658, 661, 670, II 303; An Knoll: II 452; Opernterzt: I 109; Französ. Sonett: II 486.

Literarische Arbeiten.

Übersetzungen für Berlioz: I 151, 153, 195, 223, II 460; für Liszt: I 187, 189, 193, II 748, 750; Zigeuner: I 167, 412, 424, 429, 439, 443, 465, 471, **524 f.**, 531, 532, 647; Stanislaus: II 633, 638, 641, 749, 756; für Rubinstein: I 158, 161; Gluckische Opernterzte: II 732; Italienische Opernterzte: II 547; Dichtungen aus verschiedenen Sprachen: I 168 f., 187, 323, II 748, **750;** Mickiewicz: II 471, 475 f., **514,** 638; Allgemeines: I 193, II 203, **210 f.**; Honorare: I 153, 161, 164, 167, 193, 195, 199, 207, 427, 443, 484.

Aufsätze: I **115 f.**, 119, 142, 151, 154, 179, **185,** 193, 199, 201, 208, 237, 744, II 355, 356, 360, 366 f., 522 f., 531 f., 532, 536, 539, 542, 549, 563, 572, **581,** 582; Projektierte: I 146, 156, 171, 214, 566, 581, 744 f.; Verschollene: I 185, 214, II 360; Programme: II 645, 649.

Leben.

Äußere Erlebnisse.

Aufenthalt in Berlin: I 52, 58, 72, 78, 89, 104 f., 110, 122, 137, **626,** 759; Bernhardhütte: I 154, 155,

158f., 213, 240f., 256; Johannisberg: I 262; Mainz: I 141, 144, 220, 222, 263, 272, 291, 308f., 313, 318, 328, II 5, 747; München: I 282, 288, 300, 323, 325, 789, **792, 795**, 796, II 4, 11, 22, 24f., 166, 170, 176, 468, 512, **596**, 616, **661**; Soest: I 57, 138; Wallerfangen: I 141, 156; Weimar: I 125, 137, 139, 145, 150f., **154ff.**, 159, 164f., 166, 190f., 198, 213, 225f., 233f., 254, 256f., 277, 282, 288, 293, **301ff.**, 313, 314, 318, 336, 337f., 356, 407, **426f.**, 439, 445, 612, 752, 754, 755f., 759, II 170f., 194; Wien: I 81, 324, 325f., 330, 332, 345f., 349, 351, 353, 358, 363f., **366f.**, **375, 378**, 380, 414, 422, 431, 433, 442f., 463, 472, 498, 539, 549, **580**, 586, 589, 609, 625f., 644, **646ff.**, 759, 798, II 5, 11, **24, 144**, 405.

Ereignisse: Geburt: II 639; Feste im Elternhaus: I 5f., 28f., 51f.; Englische Reise: I 8—31; Tod des Vaters: I 43f.; Reise nach Berlin über Soest: 57f.; Fahrt nach Dessau: I 91f.; Auf der Altenburg: I **119ff.**, 135, 157, 165, **170ff.**, **175ff.**, 182, 183, 187f., 190, 219, 236f., 281, 334, 373, 393, 423, 449, 461, 474, **478**, 600, **601**, 605, 610, 612, II 174, 767, 778; Karlsruher Musikfest: I 145f., 156; Fahrt nach Basel zu Wagner: I 156, 171, II 17f., Künstlerfahrt nach Leipzig: I 149; Neu-Weimar Verein: I 184f., 188f., **200f.**, 291, 300; Barbieraufführung: I **301f.**, 304f.; Reise nach Wien. Dresden: I **337ff.**, 346ff. 351; Prag: I 340f., 345, 348f., 352; Leipziger Musikfest: I 351, 359, 373; Reise nach Weimar 1860: I 438—452; Liszt in Wien: I 501, 516, 521f.; Wagner in Wien: Tristanproben: 1861 I 594f., 603f., 605, 614, 616, 618, 619, 622, 625; Winter 1862/63: I 674, 681, 683f., 687, 693f., 699; Penzing 1863/64: I 748, 749, 751, 753, 761; Sommer 1864: I 769f., 770f.; Fahrt nach Mainz zu den Meistersingern: I 643, II 764f.; Reise nach Genf: I 646, 650—659; Zürich: 650f.; Salzburg: 1559—664; Tonkünstlerversammlung in Weimar: I 601f., 607, 609—613 Reise über Prag: I 611; Unfall in Wien: I 539; Ausflug in den Wiener Wald: I 782f.; Berufung nach München: I 786; Audienz bei König Ludwig II.: II **14ff.**, 16ff., 23, 73; Reise nach Mainz: II 31, 32; Verlobung: II 143; Cid-Aufführungen in Weimar: II 140ff; Audienz beim Großherzog: II 48f., 73, 122f.; Reise nach München über Frankfurt: II 213f.; Wagner in München: II 19f., 32f., **295f.**, 298f., 301, 307, 309, **310f.**, **312f.**, **314f.**, **315ff.**, 326, **339**, 365f., 378f., **412f.**, 480, **593f.**, **600f.**; Kriegszeiten 1866: II 426; Besuch bei seiner Braut in Neuenheim: II 339f., 343f., 344f., **346**; Tod der Mutter: II 493; Fahrt nach Wien zu Berlioz: II 468, 470f., 478, 482; Aufenthalt in Feldafing: II 514; Fahrt zu Taufe nach Lindau: II 530f.; Anstellung am Münchner Konservatorium: II 521f., 529; Musikfest in Meiningen: II 533ff.; Hochzeit: II 539f.; Geburt des ältesten Sohnes: II 561; Reise nach Triebschen: II 562—567; Pariser Reise: II 589—593; Geburt seiner Tochter: II 597; Sommer in Bogenhausen: II 627—637; Krieg von 1870: II 634, 637, **672f.**; Geburt des zweiten Sohnes: II 649; Reise nach Bayreuth Grundsteinlegung: II 688—692; Sommer in Bernau: II 692f.; Reise zum Leipziger Musikertag: II 714—717, 723; Geburt des dritten Sohnes: II 720; Fahrt nach Bayreuth (Wagners 60. Geb.): II 721—724; Letzte Reise nach Mainz: II 746f.; Tod: II 751.

Lebensverhältnisse.

Ausbildung: Erster Musikunterricht: I 7, 43; Unterricht bei Eiser: I 30, 31, 35, 37, 40, 43; bei Dehn: I 59, 67f., 72, 73f., 76f., **79f.**, 103, 108, 124, 168; bei Gähnich: I 76, 79; bei Liszt: I 256, 260; Schauspieler: I 4, **6f.**, 32f., 33f., **41, 44, 47**, 49; Geiger: I **4, 9**, 14, 16, 19, 30, 72;

Klavierspiel: I 15, 107, 126, 260, 428, 621, 634, 745, **758 f.**, II 18, 275 f., 375, 376; Gesang: II 323 f., 345 f., 449, 462, 486, 487; Sprachstudien: I 476, 485, 615, 624, 629, 646, 701, 710, 720, 745, 750, 751, **777**, II 375, 520, 582, 622, 682, 719.

Lebensstellung: I 43 f., 74, 104 f., 198, 233 f., 256 f., 258, 323 f., 325, 367 f., 377 f., 390 f., 395, **441 f.**, 498 f., 537 f., 598 f., 608 f., 625 f., 715, 750, II 23, 201, 204, 413, 468 f., 515 f., 532, 548, 579, 596, 604 f., **733**.

Musiklehrer: I **33**, 48, 50, **104 f.**, 112 f., 149, 167, 168, 200, 225, 277, 286 f., 298, 300, 324, 427, 445, 485, 617, 621 f., 625, 636, 640, 646, 665, 671, II 209 f., 246, 356, 361, 365, 373 f., 405; Stundengeld: I 50, 104, 167, 574, 617, II 356; Lehrer am Konservatorium: II 483, 486, 511, 512, **513**, **515 f.**, **521 f.**, **529**, 532, 540, 543 f., 546, **549**, 561 f., **579**, **603**, 615 f., 624, **660 f.**, 681, **733**; Gnadengehalt König Ludwigs: II 19, 336, 522, **523**, 530, 605, **733**; Geschenk der Fürstin H.: I 778, 781, II 177.

Lebenspläne und Hoffnungen: I 41 f., 81, **84 ff.**, 87 f., 89 f., 99 f., 110 f., 114 f., 133 f., 139, 145, 166, 189, 199, 236, 335 f., II 199 ff., 521, 656. — Stellenbewerbungen: I 139, 144, 156, 197 f., 230 f., 313, 445, 598, II 211, 212, 248 f. (Stelle in Münster: I 96, 98, 99 f., 114 f.). — Dirigentenpläne: I 256, 265 f., 646, 786, II 143, 656. — Streben nach literarischer Tätigkeit: I 324, 423 f., 440, 538, 682, II 203, 523, 547; Leipziger Stelle: II **594 f.**, **596 f.**, 602 f., **604 ff.**, 607, 608 f., **610 f.**, 615, 624 f.; Berliner Stelle: II **600**, 607, 625, 691; Wiener Stelle: II 682; Geplante Musikvorleiungen: I 396, **399 f.**, **401**, 407, 426, 434 f., 440; Bemühungen bei Verlegern: I 353, 362, 368, 390, 391, 394, **394 f.**, 438, 442, **646**, 665; Pariser Pläne: I 34, 76, 81, 84, 86, 89, 110, 586, II 92 f., 199 f.; Hoffnungen auf Italien: I 81, 110, 438, 443, 485, 565, **586**, 626, **738 f.**, 765, 775; Reisepläne in Deutschland: II **669 f.**

Lebensmisere: I **223**, **229 ff.**, 356 f., **367 ff.**, 374, 377, 389 f., 395, 446, 481 f., **516 f.**, 521, **523 f.**, 555, 588, 617, 658, 673, **696 f.**, 708 f., 715, 778, 781, 786, **787**, II 14, 62, 180, 198 f., 201, 204, 205, 212, 226 f., 256 f., 402 f., 411, 433, 490.

Ringen nach Freiheit: I **165**, 166, 189, 195, 207, 242, **331**, 334, **375**, 390, **697**, 729, 750, 772 f., **775 f.**, 789, 792, **795**, II 8, **23**, 170, 383, 507, **508**, 544, 578, 638, 671, 726.

Häusliches Leben: I 78, 423, 460 f., 461, 621 f., 626 f., II 406, 408, 426. Eignes Heim und Familie: II **516 f.**, **547**, **551 f.**, **564 f.**, **565 f.**, **574 f.**, 580 f., 589 f., **591 f.**, **616**, **620 ff.**, **626**, **627**, **630 f.**, **651**, **664**, **673**, **681**, 687, 688, **703**, 714 f., **717**, 724, 731, 733, **782 f.**; Gesundheit: I 112, **572**, II 525, 529.

Verhältnis zu Liszt: I 75 f., **119**, **120**, **122**, 130 f., 138, **139**, **140**, **152 f.**, **154**, **154 f.**, **157**, **169 ff.**, **198**, **207**, **232**, **235 f.**, 254, 260, **264 f.**, **275 f.**, 293, 294, 295, 301, **302**, 303, **304 f.**, 318, **325**, 357, 424, **443**, **461**, **468**, 484, **489**, **493**, 498, **501**, 516, **521 f.**, **530**, **545**, **609 f.**, 640, **705 f.**, **738 f.**, **755**, II **180**, **207 f.**, 533, **535**, **537 f.**, 640, **777**.

Verhältnis zu Wagner: I 156, 171, 408, 588, **594**, **595**, **597**, **614**, **615**, 616, **618**, 619, **622**, **623 f.**, **625**, 628, 631, **633 f.**, 635, 636, **640**, **648**, 653, **681**, **683 f.**, 686, **698**, **699**, **702**, **729**, **748**, **749**, 751, **754**, **756**, 760, **765**, 766, **769 f.**, **770 f.**, **772**, **775**, **784**, **786**, 789, **792 f.**, **795**, **796**, II **5 f.**, **26**, **31**, 56, 92, 101, **107**, 145, **152**, **165**, **166**, **170**, **176**, 178, **182**, **185 f.**, 188, **194**, 199, 211, **215**, 217, 219, 220, **226**, **236 f.**, **238 f.**, 240, **241**, 244, **246**, **249**, **274**, 275, **286**, 291, **299**, **304**, 313, **316**, **318 f.**, 361, 364, **404**, 405, **419**, **423**, 427, 433, 437, 468, **480**,

483, 484 f., 491, 494 f., **498, 514,** 515, **532, 537,** 544, **548, 552, 559** f., **565, 596, 651, 662, 689** f., **721.**

Selbstbetrachtung.

Künstlerische Bekenntnisse: I 78, **107** ff., **194** f., 207, **234** f., 259, 274, 277, 301 f., 372 f., 422, 426, 435, **482** f., **531, 540,** 562, 593, **600** f., 622, 634, 729, 740 f., **756** f., **759, 773** f., 775 f., 778, 779, 785 f., 789 f., 792, 795, II 21, 72, 79, 106 f., 116 f., **119** f., 125 f., **166, 170,** 176 f., 179, 203, **208** f., **209** ff., 281 f., **321, 356,** 357, 424, 443, 517, 527 f., 537, 538, **558,** 565, 578, 630, **656, 663,** 695, 697, **726,** 730, 731, 741; Künstlerisches Schaffen: I 68, 103 f., 233, 433, **478** f., **497** f., **513,** 516, 707, 736 f., II 181 f., 305, 487, 726; Komponist I 7, 36, 169 f., 242, 266, II 697, 707; Lyrischer Dichter: I 109, 201, 440, 443, 448, 452, **454, 457,** 458, 499 f., 512, **543** f., **562,** 586, 622, 634, 672, 674, 733, 758, II **526** f.; Reproduzierender Künstler: I 107, 396, 598, 758 f., II **209**; Musiklehrer: I 426; Schulmeister: II **543,** 549, 556, **565,** 581, 638, 661, 663, 664, **682**; Literat: I 426, 744, II 367, 371, 604, 705; Weimaraner: I 159, 545, II 471; Wagnerianer: I 756, II 622.

Selbstbespiegelung: I 87, 93, **102** ff., 106, 114, 153, 179, **183** f., **196** f., 206, 234, 257, 315, 318, 335 f., 391, **417** ff., **420** ff., 428, 439 f., 442, 464, 488 f., 498 f., 539, 561, 602, 614, 647 f., 667 f., 668 f., 698, 714 f., 745, 758, 759, 793, II 189, 205 f., 360, 394 f., 423 f., 433, 546, **555** f., **558** f., 637 f., 651; Lebensbeschreibung: I 68; Tagebuch: I 15, 168, 170, 189 f., 204, 485, 522, 556, 679, 688, 695, 796, II 360, 550; Briefschreiben: I 733, 755, II 416, 420; Porträts: I 210, 379, 493, II 191, 193, 378, 616 f., 777; Karikatur: I 517, II 619; „Peter": I 70, II 119.

Seelenleben: I 13 f., 69 f., 93 f., 120, 170, **175, 186** f., 189 f., 199, **204** f., 205 f., 209 f., 221, **232** f., **321** ff., 325, 335 f., 350, 357, 367, 405, 409 ff., 431 f., 433, 437, 439, 444, 456 f., 475, **484,** 501 f., 503, 506 f., 509, 513, **520,** 523, **557, 608,** 645, 648, **662** f., 666, 671, 676 f., 679, 683, **684, 687,** 690 f., **695** f., 697, 698, 699 f., 789, II 21 f., 24 f., 35 f., 40, 51 f., 65, 85 f., 111, **153** f., **166, 195** f., 252, 320, 367 f., 420, 421, 470, 494, 496, 500 f., 503 f., 508, **522,** 527, **532** f., 535, 537, 574 f., **583** f., **585,** 611, **616,** 621 f., 626, 632, 679, 721; Religion: I **195** f., 98 f., 152, 206, 209, 221, 234, 334, 337, 356, 421, 425, 440, 451, 455, 483, 489, **494** f., 510, 520, 561 f., II 41, 146, 279, 292 f., 303, 526, **587** f.; Kirche: I 95, 775, II 328; Aberglaube: I 119, 529, II 168; Drei Kreuze: I 679, II 112.

Allgemeine Betrachtungen.

Über Kunst: Musik: I 278, **376,** 408, 588, 628, 630, 631, 678, II 72, 193, **203,** 281 f., 403, 438, 453 f., 465, 497, 519, 662, 705; Lieder: II 646; Kirchenmusik: II **662**; Konzert: I 531, II 180, 351; Parteiwesen I 186, 268, 375, 602, 605, 682, II 383, **415,** 740; Bildende Kunst: I 282 ff., 289, 338, 370, 397, 423, 662; Karikatur: II 264, 619; Allkunst: I 338; Epos II 708 f.; Goethe und Schiller: I 147, II 264; Shakespearesucht II 685; Stabreim II 451.

Über Welt und Menschen: I 105, 115, 616 f., 669, 689, II 273, 291, 485, **684**; Publikum I 757, II 586 f.; Aristokraten: I 760; Freundschaft: I 175, 288; Wahrheit: I 183, 196, 197, 327, 669, II 557.

Politische und soziale Fragen: I 81 f., 88, 90, 94, 289 f., 353, 364 f., 472, 493, 556, **636, 730,** II 302 f., 401, **406,** 410, 414, 424 f., 637, **683** f.; Künstlerehe: I 692, II 155, 175.

Cornelius, Frau Bertha, geb. Jung siehe auch Bertha Jung: II 539, 543, 544, 545, 546, 552, **559**, 560, **561**, **562**, 569, **573**, **574 f.**, **576 f.**, 578, **587**, **588**, **589**, 604, 605, 611, 612, **615**, **618**, 626, 637, **643**, **649**, 657, 664, 669, 673, 677, 680, 683, 686, 687, 695, **703**, **717**, 720, **725**, 731, 740, 747, 766, 771.

Kinder: 626, 632, 638 f., 657, 664, 687, 692, 693, 717, **733**, **743 f.**, 776, 778, 781, 782.

Carl Maria: II **561**, **562**, 564, 569, **575**, **578**, 583, **585**, **589**, 590, 591, 595, 597, 598, 604, **620 f.**, 626, 630, 633, **638 f.**, 658, 672, 673, **681**, 703.

Maria Tode: II **597 f.**, 598, 599, 604, 612, 614, 620, 630, 639, 658, **673**, **681**, 724.

Wilhelm: II **649**, 650, **652 ff.**, **657 f.**, 664, 669, 672, 703.

Peter: II **720**, **721**, **723**, **724**, 727, 742.

Cornelius, Carl Jos. Gerhard, Schauspieler Vater I 3, 5, 6, 7, 19, 27, 29, 32, **33**, **41**, **43**, **45 f.**, 52, **60 f.**, **68 f.**, 78, 93, 109, 111, 192, 442, 462, 465, 472, 476, 483, 497, **518**, **519**, **640**, **653**, 691, II 9, 72, 101, **113**, **272 f.**, 321, **324**, **393**, **428**, 470, 501, 549, **550**, **588**, **589**, **684**.

Cornelius, Friederike, Schauspielerin Mutter I 6, **22**, 24, **36**, 49, 50, 75, 78, 103, 110, 111, 112, 115, 130, **162**, 136, **447 f.**, **484**, **486**, **489**, 498, **510**, **517**, 521, 553, 580, **608**, 614, **670**, **673**, 691, **698**, 715, 745, II 4, 5, 21, 29, 69, 72, 171, 233 f., **320**, 321, **328**, 330, 470, **493 f.**, **495**, **500 f.**, 504, **583**, 585, **589**, **631**, 647, 662, 720.

Cornelius, Carl Adolf, Historiker Bruder I 74, 75, 76, **96 f.**, 103, 111, 160, 165, 189, 195, 264, **325**, **330 f.**, 334, **336**, 423, **443**, 514, 525, 609, 626, 636, 648, 660, **673**, 691, 693, **697**, **698**, 714, **716**, 736, 745, 755, 770, II 3, 4, **9**, 34, 65, **92**, 101, 103, 199, 200, **215**, 218, 230, **245**, 247, **270**, **271 f.**, 273, 274, 282, 284, 293, 307, **309 f.**, 312, 320, **322**, **327**, 328, **329**, 331, 334, **342**, 346, 354, 362, 368, 381, 385, 391, 392, 393, 405, 406, **410**, 430, 438, 445, 454, 459, 462, 463, 466, 471, 479, 489, 490, **501**, 511, **513**, 547, 551, 584, **587 ff.**, 590, 592, 593, 616, 617, 618, **627**, 695, 700, 731; Schriften: I **129 f.**, 251, 471, 479, 636, 703; **Frau Elisabeth,** geb. Simrock I **264**, 298, 397, 635, 659, 680, **716**, 744, 759, 770, 784, II 4, 273, 324, **363**, 420, 493, 498, **588**; Kinder I 635, 659, 680, 784, II 3, 329, 420, 493; **Carl** I 565, 660, 744, II 45; **Hans** II 45, **420**; **Elisabeth** Lili I 660, 744, II 45.

Cornelius, Wilhelm Bruder I 5 f., 6, 12, 13, 19, 27, 28, 29, 52, 88, 102, 104, 152, 292, 312, 336, **447**, 465, 483, 484, 545, 626, 635, 777, 779, II 4, 22, 65, 100, 158, 195, 197, **201**, **202**, 212, 234, 245, 273, 279, 330, 334, 359, 463, 490, 493, 503, 540, **584**, 588, 662, 715; **Frau Emma, geb. Jung** I 447, **465**, 520, 554, II 219, vgl. Jung, Emma; Sohn: **Emmerich** I **613**, 635, 678, II 45, 493, 517, 525, 626, 627, 659.

Cornelius, Elise Schwester Lise, später **Frau Schilp** I 3, 19, 28, 40, 43, 50, **51 f.**, 101, 137, 154, 227, 462, 532, 596, 599, 641, 673, 691, 733, 774, 777, II 4, 21, 100, 303, 360, 400, 428, 429, 470, 493, **505**, 516. **585**, 617, **639**, 661.

Cornelius, Auguste Schwester Guste I 6, 27, 28, 41, 50, 51, 75, 84, 87, **89**, 92, 95, 96, 115, 125, 154, 614, 691, II 273, **367**, 428, **443**, **463**, **486**, 504, **583**, **584**, 588.

Cornelius, Susanne Schwester Susi I 6, 27, 28, 37, 41, 49, 51, 130, 154, 215, 220 f., 308, **317**, **336**, **417**, **545**, **648**, 664, **670**, 685, 691, **698**, 711, 727, II 5, 21, 23, 32, 39, 41, 43, 50, 63, 76, 93, 99, 100, 102, 104, 105, 107, 123, 136, 143, 144, 171, 172, 294, 299, 306, 320, 329, 331, 400, 428, 429, 432, 445, 463, 470, 474, 490, 493, 494, 495, 502,

504, 533, 575, 585, 588, 685, 716, **720**, 731.
Cornelius, Peter v., Maler Oheim I 19 f., 48, 52, **57 f.**, 58, 59, 61, 62, **69, 74**, 75, 79, 86, 89, 92, 103, 112, 119, 125, 126, **127**, 132, 137, 235, **447**, 472, 480, 483, 485, 488, **489, 493**, 498, **518, 533, 565, 585**, 589, 600, 604, 622, **626**, 666, 668, 669, 691, 710, **778, 781**, 785, II 5, 16, **107 f.**, 130, 136, **137**, 148, **176**, 196, **223**, 226, 300, 367, 434, 439, 450, **489 f.**, 495, **496, 578**, 582, **618, 662, 768 f., 793 f.**; **Frau Gertrud** Tante Tutta I 57, 58, 91, 96; **Frau Teresa** II **136**, 148, 503; **Kinder: Gabriel** I 58, 565; **Marie** I 57, 58, 89, 101, 112.
Correggio, Maler I 9, II 737.
Cosmaly II 428.
Cossé I 21.
Cossmann, Bernh., Cellist I **120**, 125, 185, 200, 282, II 41, 118, 125.
Cotta, Baron Verlag II 539.
Cranach, L., Maler II 42.
Cullagh, Sängerin I 559.
Curtius, Philologe II 719.
Czerny, II 519.

D.

Dachs, Joi., Musiker I 644.
Dahn, Schauspieler II **109**, 160, 785.
Damrosch, Leop., Komp. I 263, 264, 269, **274, 300, 341**, 353, 355, 369, 380, 423, 432, 466, **524**, 577, **602**, 607, 691, 692, **794**, II **247**, 248, **250, 285**, 338, 421, 485, 519, **534**, 536, **538**, 630; Kompositionen: I 317, 349, 353, 402, II **533**; **Frau Helene** I 691.
Daute II 300.
Davidsohn, Georg, Redakteur, II **691**.
Davison, Bogumil, Schausp. I 298.
Dehn, S. W., Musikgelehrter I **37**, 48, **67**, 72, **73 f.**, 75, 76, 78, **79 f., 85**, 102, 103, 108, 124, 125, 132, 191, II 284, 422, 706.
Deinet, Sängerin II 352.
Demidoff, Diplomat II 243, 250.
Dessauer, Joi., Komp. I **476**, 540.
Dessoff, Musiker I 631, 649, 655, 769.
Destinn, Sängerin I 595, **614, 616, 617 f., 621**, 625, 638, 646, **655 f.**, 657, 671, 678, 679, 680, 681, 682, 685, 691, **694**, 708, 710, 743, 744, 758, II 247, 256, 321.
„Deutsche Zeitung" Wien II 680.
Devrient, Schauspieler I 47.
Dhemann, W. I 59.
Dietrich, Musiker I **400 f.**, 405.
Diez, Frau Sophie, Sängerin II 352, **680, 698 f.**, 705.
Dikens, Copperfield I 680.
Dingelstedt, Franz I 275, 276, 278, 287, **291** 293, **294**, 297, **298, 299 f., 301, 303, 304 f., 306, 314, 315**, 318, 383, 427, 429, 438, 610, 755, 765, 766, 769, 772, **785**, II 17, 18, **43 f.**, 57, 94, 114, 121, 122, **128, 141**, 152, **175**, 216, 259, 265, 279, 336, 376, **779**.
Dittenberger, Theolog I **191**, 203, II 48.
Dittersdorf, Komp. I 109, 708.
Dobler, Maler II 160.
Döllinger, J., Theologe I 660, 710, II 272, 322, 430.
Donhoff, Gräfin später Frau Bernh. v. Bülow II 779.
Dörffel, Alfr., Musiker II 28.
Dohm, Ernst, Redakteur I 383 II **691**.
Dolgoruki, russ. Fürst II 359.
Donizetti II 217, 425.
Donndorf, Ad., Bildhauer I **339**, 341, 347.
Doppler, Franz, Musiker I 522, **579**, 581, 584, 607, 620, **631**, 644, 649, **712**, 720.
Dorn, Kapellm. II 607.
Dräseke, Felix, Komp. I 318, 332, 338, 339, **346 f.**, 348, 351, 355, 360, 401, 582, 607, 718, II 134, **241 f.**, 275, 519, 534, 536, 539, **551, 580 f.**, 590, **598**, 629, 630, 640, **642**, 669, **695**, 730, **736, 745**; Kompositionen: I 348, II 609, 619.
Dreckmann, Frau **Dora** I 96, **97**, 126, 130, 138.
Dreischock, Alex., Musiker I **631**.
Dronewolf, Musiker II 656, 727.
Droste-Hülshoff, Dichterin I **665**, 742.
Düfflipp, Hofrat II **512 f.**, **515**, 523, 529, 531, 532, 593, 594 f., 600, 624 f., **733**.

Dumas I 47, 113, II 241, 719.
Dunlop, Schriftst. II 36.
Dunkl, Musiker I 630.
Dustmann, Frau, Sängerin I **559**, 594, **604**, 608, 610, **614**, 616, 617, **618**, 620, 627, **628**, **655**, 658, II 11, 285.
Dustmann, Sänger I 604; Ehepaar: I 620, 632, 644.
Dyk van, Maler I 9.

E.

Eberlein, Frl. Schülerin I 112.
Ebert, Karl, Maler II 264.
Eberwein, Karl, Musiker I 432.
Eccard, Komp. II 479.
Echter, Maler II 530.
Edda, die II 358, 400, 401, **402**, **403**, **404**, 406, **407**, 419, **423**, 427, **447**, 451, 455, 471, 472, **501**, 506, 513,; Zitat: II 423, 480f., 525.
Egells, Frau I 86, 113.
Eichendorff I 146, **154**, II 204; Zitate: II 206, 592.
Eichhorn, Frl. I 62.
Eitner, Karl, Schriftst. I **464**, 478, 479, 558, **588**, **599**, 670, 709, 735, 751, 774, II 61, 91, 103, **164**, **190**, 193, **201**, **202**, **203**, **205**, 213, 215, 223, 265, 327, 478, 540, 623, **720**.
Eller, Louis, Geiger I 170, 172, 173.
Elsholtz, Baron, Dichter II **429**, 481.
Engelken, Frieda, Schauspielerin I 7.
England, Königin v. I 10, 24.
England, Prinz Albert v. I 10, 24.
Epstein, Jul., Musiker I 644, 707.
Eötvös, Baron II 240.
Erichson, **Frau** I 228.
Ernst, H. W., Geiger I 501, 522, 582.
Eisenhahn, Geiger I 72.
Esser, Heinrich, Musiker 30, 31, 32, **35**, **37**, **41f.**, 43, 48, 132, 603, **616**, **621**, 624, **635**, 680, **740**, 741, II 12, 460, 461, **462**, 468, **472**, 482, 764, 765; Frau Marie E.: II 460.
Eßlair, Schausp. I 45.

F.

Ferrière I 181.
Fernbacher, Musiker II **735**.
Feßler, Sänger II 538.
Feyer, Pfarrer II 659.
Fenstel, Bankier II 691.
Field, Komp. I 684.
Fielding, Dichter I 545, 553, **567**; Zitat: I 567.
Firmenich, Dr. II 450.
Fischart I 249.
Fischer, Musiker II **698**.
Flaxmann, John, engl. Künstler II 164.
Fleisch, Max, Musiker II 746.
Flotow I 540, II 517.
Förster I 391.
Forberg, Verleger II 712.
Fouqué II 226.
Franchomme, franz. Musiker II 591.
Franz, Komp. I **120f.**
„Frankf. Museum" I 318.
Frankl, Dr. I 131.
Franz, Robert I **666**, II 646.
Freiligrath II 211; Zitat: I 469.
Freiligrath, Gisberta I **138**, 145, 149, 156, 192.
Freese, Politiker II 373.
Freytag, Gustav II 718.
Friedlein, Prof. II 688.
Frisch, Christian I 10.
Fritzsch, E. W., Verleger II 602, 607, 625, 629, 640, 648, 650, 663, 664, 666, 670, 671, **692**, 693, **698**, **699**, 700, **705**, **706**, **712f.**, 713, 727, 739
Fröbel, Jul., Redakteur II 547.
Froriep I 148, 244.
Fuchs, A. I 341.
Fürchtgott, Sänger I 549.

G.

Gabillon, Schausp. I 729.
Gade, N. W., Komp. I 655.
Gähnich, W., Musiker I 76, 79.
Gärtner, **Marie** I 448, **513**, **519**, **521**, **523**, **524**, 525, 531, 533, **553**, 554, **556f.**, **562**, **603**, **608**, **617**, 691, **713**, 758, II 488, 536.
Ganz, Musiker I **14**, 30.
Garcia, franz. Gesanglehrer I 84, 89.

Gasperini, franz. Arzt II 134, **535**.
Gaul, Gustav, Maler I **284**, **380**, 397, **463**, II 270, 271; **Familie G.** 617, 618, 620, **628**, 709.
Gautier II 200.
Geibel, Dichter I 667, II 481, 718.
Genaſt, Ed., Schauſp. I **185**, 200, 244.
Genaſt, Emilie ſpäter Frau Merian I 159, 160, 161, **202**.
Genaſt, E., Schriftſt. I 291, 293, 299.
Genée II 280.
Genelli, Buonav., Maler I 479, 488, 514, 670, 702, 751, II **86**, 91, 109, 136, **137**, 144, **154** f., 157, **160**, **161** f., **164**, 165, 166, 174, **177**, 187, **188**, **196**, **198**, **202**, 215, 223, **250**, 265, 327, **439**, **450**, **479**, 503, **504**, **505**, 506, **507**, 512, **550** f., **578**, **581**, **582**, 719, 724, **772** f., 774; **Frau**: II **157**, 174, 188, 582; **Tochter Gabriele**: II 188.
Genlis, Frau von, franz. Schriftſtellerin I 36.
Gersdorf, v. II 690.
Gervinus I 50, II 547.
Ghika, Fürſt, Schüler I 112.
Ghislanzoni, ital. Dichter II **734** f.
Gille, Carl, Juriſt II 92, 96, 141, 158, 167, 182, 212, 226, 250, 535.
Giorgione I 370.
Girardin, Mad., Emile de Delphine Gay, Dichterin II 751.
Giulio Romano, Maler I 365.
Glaſer, Dr. Julius, Juriſt I 522, 552; **Frau G.**: I 522, 552.
Gluck I 258, 442, **473**, 480, **493**, 592, 599, **635**, II 5, 119, 255, **256**, **446**, **732**; **Kompoſitionen**: I 18, 628, II 256.
Gödeke, Literarhiſt. I **710**, 714, 797, II **717** f.
Goethe I **37**, 39, 40, **147**, 188, 202, 241, 422, 454, 470, 556, 562, 589, 714, II 49, 150, 165, 249, **264**, 300, 347, **464**, **479** f., **501**, 540, 646, **682**, **694**, 700, 738; **Dichtungen**: I 37, 38, 147, 347, 556; **Taſſo**: I **37**, 120, **372** f., **470**, **606**, II 480; **Fauſt**: I **221** f., 397, 484, II 480; **Werther**: I 700, **776**; **Zitate**: I 67, 120, **274**, 418, 525, 592, 606, II 63, 158; **Neue Melusine**: I 623.
Göbe, Karl, Komp. II 91, 103, **376**, 519.
Goldbeck I 175.
Goldmark, Carl, Komp. I **566**, **568** f., **630**, II **465**.
Goldoni I 49.
Gottlob I 382, 408, **409**, **411**.
Gottſchalg, Kantor II 14, 313.
Gottſchall, Literarhiſtor. II 377, 540, 582, 674.
Gounod I 697, II 447.
Grabbe II **347**, **376** f., 378, **718**; **Dramen**: I 468, II 347, 360, 376, 377.
Grabowski, Carl, Schauſp. I 8, 47.
Gramm, K. Heinr., Komp. II 603.
Grandaur, Dr. med. Fr., Schriftſt. I 281, **666**, 667, 669, 770, II **223**, 230, 292, 299, 301, 302, **316** ff., 515.
Grans, Schauſp. I 280, 282, 293, 305, II 109.
Greb, Muſiker I 85.
Griezenkerl, Schriftſt. I 197.
Grillparzer, Dichter II 510, 715, 742.
Grimm, Gebrüder I 200, Märchen I **142** f., 290.
Grimm, Hermann, Kunſthiſt. II **181**.
Grimmer, Hans, Maler I **284**.
Grimminger, Ad., Sänger I 620, II **254** f., **256**, 257, 264, 268, 270, 271, **274** f., 276, 279, 281, 302, 303.
Griſi, Giulia, Sängerin I 27.
Groſſe, Jul., Dichter II 452, 481.
Groſſe, Poſauniſt II 91.
Gryphius II 179, **191**, 192, 295, 321.
Gude, Hans, Maler I **283**.
Guicciardini I 49, 113, 114.
Gunz, Sänger I 548.
Gura, Sänger I 726.
Gurlitt, L. H. Theod., Maler I **391**.
Gutzkow I 610, 613.
Guyſchbach, Sängerin II 726.

H.

Hacker, Sänger II 530.
Hackländer, Schriftſt. II 674.
Hähnel, Ernſt, Bildh. I 340, 352.

Händel I 15, 480, 684, 685, 796, 797, II 119, 256, 464.
Härtel, Dr. I 258, 454.
Härtinger, Dr. II 744.
Hagen, Musiker I 4, 7.
Hahn-Hahn, Ida, Schriftstellerin I 36.
Haitzinger, Ant. Sänger I 14, 18.
Halbreiter II 260.
Halévy, Komp. I 86, 177.
Halévy, Léon, Schriftst. II 682.
Halm, Dichter I 427, 597.
Hamerling, Dichter II 725.
Hanslick, Ed., I 435, **569**, **582**, 620, 644, 652, 665, 679, II **465**, **707**.
Hase, Dr. K. v., Theol. II 46.
Haslinger, Verleger I 325, 332, 351, **353**, **367 f.**, 523, 538, **548 f.**, 552, 557, 575, 581, 582, 619, 646, 647.
Hauptmann, Musik-Theoretiker II **298**, 302, 325.
Hausmann I 555; Frau H.: siehe **Leisler**, Anna.
Haydn I 177, 359, 442, 599, II 443, **446**, 464, **648**.
Hebbel, Friedrich I **318**, 345, **354**, 359, 360, **367**, **370**, **391**, 397, 400, 408, **411**, **414**, **420**, **424 f.**, **440**, **488**, **492**, **493 f.**, **510**, **514**, **516**, **517**, **518**, **519 f.**, 521, **522**, 525, **529**, **537**, **538**, **549**, 552, **557**, 562, **589**, **590**, 591, **595**, **600 f.**, 603, **605**, 610, 613, **644**, 678, 681, 685, **730**, 735, **751**, II 196, **200**, **201**, **283 f.**, **377 f.**, **403**, **581**, **700**, **709**, **718**, **742**; Werke: Dramen I 317, **370**, 375, **477**, 545, 553, 730, 751, **774**; Nibelungen I 514, 522, 537, 552, **557 f.**, 595, 600, **710**, **729 f.**, II 347, **742**; Gedichte I 420, 557, **595**, 600, 603, 605, 606, 670, 673, 751, II 282, 283, 603, 694; Mutter u. Kind I 317, **318**, 552; Aufsätze II 284; Zitate I 482, 557 f., 562, 579, 592, 602, 715, II 64, 293, **684**.
Frau Christine Hebbel, Schauspielerin I 354, **414**, **489**, 510, 518, **792**.
Heckenast, Verleger I 407, 414, 416, 424, 427, 429, 436, 439, 454, 457, 463, 469, **470**, 474, **477**, **479**, **483**, 484, 499, 500, 502, **509**, **512**, **516**, 531, 540, 558, 571, 647, 661, 667.
Heigel, K. Aug., Dichter II 506.
Heimburg, Helene I 692.
Heine, Heinr. I 39, 205, 226, 590, II 280, 283, 293, 358, 646, **647**, 671, **718**; Zitat: II 573.
Heinse, Wilh., Schriftsteller II 448.
Heinz, Emmy, Pianistin II 7, **25**, 134, 286.
Hellmesberger, Joi., Dirigent I 413, 522, 539, 568, 578, **630**, **649**, 672, 689, II 465, 758.
Hemsen, Wilhelm I 545, II 12.
Henkell I 750.
Hensel, Frau I 59.
Herbeck, Joh., Musiker I 358, 376, 434, 463, **522**, 549, 582, **583**, 593, **631**, **649**, 654, 655, **793**, II 465, 758, 759.
Herder I 202, 563, 766, 769; Zitat: I 780.
Herold, franz. Komp. I 177.
Herreros, M. B. de los, span. Dichter II 23.
Herz, Wilhelm, Dichter I **667**.
Herwarth II 108, 110, 114, 215, 478.
Herwegh, G., Dichter I 50, 319.
Herz, H., Komp. I 8, 176.
Herzen, Olga v. II 692.
Heß, Familie: I 242, 438, 692, II 581.
Heß, Heinrich v., Maler I **299**.
Hestermann, Carl I 6, 28, 29, **30**, 43, 46, 47, **49**, 51, 52, 57, 58, 62, 175, 211 f., 279, 301, **302**, **303 f.**, 308, 309, 319, **321**, 391, 423, 438, 444, 499, **562**, 564, 581, 623, 635, 636, 674, 677, 685, 691, 692, **694**, 750, 776, **789**, **791**, II 4, 5, 10, 30, 31, 50, 93, 97, **137**, **138**, 143, 144, 147, 155, 172, 176, 326, 329, 359, **376**, 400, 432, 463, 533, **584**, 585, 685, 688; **Frau Lydia** I **6**, 58, 62, 69, 73, 101, 109, **111**.
Hettner, H., Lit.-Hist. II 377.
Henschkel, Musiker I 7.
Heyder, Archäol. I 665.
Heyse, Paul I 76, **82 f.**, 90, 263, **280**, 299, 325, **331**, 567, 613, 667, **681**, **707**, 710, 717, 718, **731**,

734, 735, II 155, 211, 298, 305, 314, 336, 337, 355, 481, 484, 540, 629, 675; Dichtungen: I 298, 299, 731, 749.
Heyse, Theodor II 719.
Hiller, Ferd., Musiker I 200, 375.
Hölderlin I 182f.
Hölzel, Sänger I 539, 549, 552.
Hoffbauer, Karl, Komp. II 687, 688, 692, 702, 711, 724, 735, 737, 739, 774; Frau Jenny geb. Matthies II 688, 702, 737.
Hofmann von Fallersleben, Dichter I 50, 162, 166, 168, 171, 172f., 182, 184, 185, 189, 200, 201, 203, 216, 235, 260, 302; Frau Ida I 691.
Hofmann, Th. A., Dichter II 205, 225, 510, 687.
Hofmann, bayr. Minister II 277, 317.
Hofmann, Maler II 546f., 550, 702.
Hogarth, engl. Maler I 9.
Hohenlohe, Bischof v. I 521.
Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Constantin I 358, 367, 427, 436, 561.
Hohenlohe, Fürstin Marie geb. **Prinzeß Wittgenstein** (vgl. dort I 436, 461f., 462, 484, 495, 561, 587, 608, 640, 645, 760, 778, 781, II 177, 779.
Holbein I 380, 564.
Homer I 700, 701, 751 II 4.
Hood, engl. Dichter I 468.
Hooghe, Pieter de II 597.
Hopfgarten, Frl. (Schülerin I 159, 160.
Horaz II 150, 682; Zitat: II 719.
Hornstein, Rob. v., Komp. II 484.
Hrabanek, Sänger I 618.
Huber, „Adlerwirt" II 159, 182, 201, 215, 327.
Huber, Josef, Komp. I 225, 277, II 210.
Hugo, Viktor I 174, 188, 199, II 738, 739.
Humboldt, W. v. I 180, 529.
Hummel, J. N., Komp. II 421.
Hummel, Nik., Maler II 42.
Hundt, Aline II 91, 97, 250.

J.

Ifland II 347.
Immermann, K. L. I 38, 39, II 23, 191, 192, 226, 229, 260, 295, 358.
Irving II 257.
Jakobi, Rat I 383.
Janin, Jules, franz. Musiker II 200.
Jensen, A., Komp. II 134, 725.
Joachim, Jos. I 120, 131, 136, 155, 178, 179, 180, 235, 571, II 41.
Jokai, ungar. Dichter I 751.
Josika, ungar. Schriftst. I 646.
Jung, Adolf II 102, 104, 158.
Jung, Agnes II 339, 540, 679.
Jung, Bertha, später **Frau Peter Cornelius** (vgl. dort I 222, 292, 308, 391, 562, 623, 635, 664, 674, 677, 692, 716, 760, II 35, 38, 50, 95, 96, 123, 143, 144, 170, 171ff., 176, 213f., 219, 314, 334, 335, 346, 375, 376, 378, 413, 416, 424, 427, 428, 429, 430, 440, 442, 448, 469, 481, 514, 515, 516, 517, 520, 529.
Jung, Emma, später Frau Wilh. Cornelius (vgl. dort I 152, 222, 292.
Jung, Franz Wilhelm, Dichter II 718.
Jung, Gustav I 663, II 237, 269, 277, 292, 293, 323, 327, 337, 720.
Jung, Karl I 531, 694, II 102, 679, 731; Frau Luise: II 679.
Jung, Maria (Aßel) I 664, II 38, 39, 60, 65, 99, 102, 104, 144, 294, 329, 502, 504, 514, 533, 564, 575, 584, 658, 693, 731.
Jung, Wilhelm, Jurist I 308, 562, 663, 716, II 5, 38, 56; Frau Suzette: I 671, 673, 694, 750, II 60; „Mutter" II 101, 102, 104, 144, 145, 169, 214, 218, 294, 306, 362, 366, 495, 502, 504, 514, 533, „Großmutter" II 593, 627, 731, 747; Familie J.: I 242, 266, 278, 293, 301, 423, 438, 580, 613, 623, 635, 674, 691, 692, II 10, 21, 31, 32, 123, 584.
Junkmann, Prof. II 247, 256.

K.

Kämmerer, Karl, Maler I 20, 28.
Kämpfer, Major II 174.
Kahnt, C. F., Verleger I 602, II 578, 594, 595, 596, 606 f., **608**, 610 f., **624**, 625, 629.
Kalergis, Marie Gräfin (später Gräfin Muchanoff, vgl. dort) I 701, II 238.
Kalliwoda, Kapellm. I 151.
Kant I 563, II 425.
Kaulbach, **Wilh. v.**, Maler I **280 f.**, 488, 518, **661**, **667 ff.**, II **164**, **209**, **223**, 450, 496; **Frau v.**: I 280 f., 666; Kinder: I 280.
Kean, Charles, engl. Schausp. I 15.
Keil, Redakteur II 674.
Keller, A. v., Lit.-Histor. II 36.
Keller, Gottfr. I **319**, **651**.
Kempf, Frl. I 149.
Kerner, Dichter I **38 f.**
Kiel, Fr., Komp. II 505, 730.
Kiepke, **Elvira** I 243, 691.
Kirchner, Theod., Komp. I 282.
Kirner, Maler II 263.
Kittl, Komp. II 224.
„Kladderadatsch", Ztg. II 412.
Kleist, H. v. I **562**, **589 f.**, 669, 734, 745, II 6, 347, 738; Zitate: I 734.
Klengel, Aug. Alex., Musiker I **79**.
Kletke, Schriftst. II 36.
Klindworth, Karl, Musiker II 93.
Klinger, Dichter II 358.
Klitzsch, Musiker I 602.
Klopstock II 603.
Knoll, Konr., Bildh. II **246**, **247**, 248, **249**, 253, 256, 427, **433 f.**, 445, 448, 450, **452**, 454, **468**, 479, 481, 489, 490, **492**, 496, 497, 500, 511, **617**, 627; **Frau K.**: II 247.
Knopp, Sänger I 286, 296, 334, II 141, **175**, 193; **Frau K.**: Sängerin I 276.
Koch, bayr. Minister II 338.
Koch, Maler I 702.
Köckert, Jul., Maler II **264**.
Köhler, **Reinhold**, Lit.-Histor. I 226, 235, 244, **298**, **338**, 346, 377, **423**, 427, 429, 431, 432, 437, **454**, **455**, 461, 478, 484, 509 (Rinaldo), **512**, **525**, **543**, 545, 567, **608**, 648, 657, 691, **694**, **698**, 711, 745, **755**, 774, II 35, 36, 42, 44, 46, 53, 54, 57, 59, 61, 62, 66, 85, 86, **106**, 107, 108, 109, **110**, **116**, 118, 123, 124, 128, **144**, 145, 147, 148, **150 f.**, 161, 163, 167, **177**, 178, 179, **184**, **185**, 188, 189, **190**, 192, 193, 201, **202**, 204, **205**, 206, 213, 223, 226, 265, **331**, 360, **368**, **378**, 392, **400**, 405, **420**, **422**, 445, 470, 631, 671, **745**; Schriften: I 669, 670, 772, II 300; Frau Superintendent (Mutter): I 371, 774, 797, II 36, 215, 327, 378, 478, 540, 623, 631; Schwestern: I 371, 479, 774, II 23, 215, 478, 540, 623; **Elise**, **K.**: II 36, 327, 378, 631; **Mathilde**, **K.**: I 702, II 36, 327, 378.
„Kölnische Zeitung" I 334, 335.
Kömpel, Aug., Geiger I **45**, 48, 120, 221.
Kof, Paul de, Schriftst. I 177.
Kolb, Jul. v., Pianist I 172, 175.
„Konstitutionelle Zeitung" I 115, 116.
Koßak, Journalist I 115, 116.
Kotzebue I 4, 29, II 447.
Kramerius, böhm. Schriftst. I 615.
Krämer, Familie I 28, II 379.
Kreling, Maler I 281.
Kremer, Frau I 692.
Krengl, Dr. II 274.
Kretzschmar, Herm., Musiker II **726**.
Kreutzer, Konr., Komp. I 4, 14; „Nachtlager": I 24; „Libussa": II 145.
Kruse II 358, 359, **470**; Familie K.: II 395, 405, 433, 445, 481.
Kruse, Helene, Schülerin II 346, 373, 401, 406, 427, 448.
Kühmstedt, Fr., Komp. I 121.
Kühn, F. A., Verleger I 320, 349, 395, 583.
Küstner, Musiker I 66.
Kuh, Emil, Schriftst. I **379 f.**, **414**, 423, 424, 425, 600; Gedichte: I 362, **380**, **397**, 400, 414, 429; **Frau K. (Ferrarri)**: I 379 f., 414, 557.
Kuhlc, Ed., Schriftst. I 453, 485, 497, 519, 520, 552, 571, **572 f.**, 582, 584, 600, 644, II **465**.
Kullak, Musiker II 422.
Kunst, Wilh., Schausp. I 27.

Kurandа, I 682.
Kurz, Herm., Dichter I 710, **717**, **718**, II 260.

2.

Lablache, Luigi, Sänger I **27**.
Lachmann, Gelehrter I 200.
Lachner, Franz, Muſiker I 281, **793**, II 148, **301**, 496, 706, 730, **740**.
Lamartine I 188, II **748**, **750**.
Lambilotte, Jeſuitenpater I 139.
Landau, Sänger II 784.
Lang, Schauſpieler II 271.
Lange, Jul., Maler II 445, 452, **481**, **495**; Frau L.: II 494, **495**.
La Roche, Frau I 522.
Laſaulx, Ernſt v. I 428.
Laſſale I 670.
Laſſen, **Ed.**, Komp. I **259f.**, 263, 264, 276, **277f.**, 278, **293**, **308**, **309**, 313, 324, 338, 353, 360, 377, 379, 382, 383, 410, **422**, 429, 431, **432**, 450, 498, **585f.**, 587, 607, **615**, **709f.**, 770, II 42, **71f.**, **121f.**, 124, **125**, **129**, **142**, **148**, **152f.**, **157**, **160**, 167, 171, **180**, **227**, 241, 519, 535, 536, 630; Kompoſitionen: I 260, 308, **317**, 339, 348, 402, 446, 465, 499, II **71f.**, **533f.**
Laube Heinr., Schriftſt. I 749, II 434, **448**, 450, **572**.
Laun, Schriftſt. II **225**.
Laurencin Graf I 453, 497, 520, **553**, 573, 581, 584, 588, II 28.
Lauſſot, **Frau J.** ſpäter Frau Hillebrand II **562**.
Lawrence engl. Maler I 9.
Lazareff ruſſ. Muſikfreund I 413.
Lebert, Journaliſt II 370, 539.
Leſébure-Wely, franz. Organiſt I 177.
Legis II 358.
Lehfeldt, Schauſpielerin I 729, II 145.
„**Leipziger Zeitung**“ I 376.
Leisler, **Frau Anna**, ſpäter **Frau Hausmann** I 222, 454, **554**, 681, **688f.**, 700, 712, II 122, **471**, 770.
Leisler, **Familie** I 51, 242, **554**, 712, II 76.
Lenau I 205.
Lenbach Fr., Maler II 662, 689.
Lerchenfeld II 324.
Leſpinaſſe Julie de, Schriftſt. I **776**.
Leſſing I 6, II 425.
Leube Wilh., Mediziner II **427**.
Levi, Hermann, Dirigent II 738, 740, **781**.
Levi, Muſikalienhändler Wien I 631, II 251, 463.
Lewinsky, Schauſp. I 557.
Lewis, Lit. Hiſtor. I 171.
Lichnowsky I **182**, 732.
Liebiſch, Sänger I 595.
Liechtenſtein, **Fürſt** Rud. I **573f.**, 576, 579, **583**, **586**, 594, 597, 614, **622**, 625, **636**, **645**, 681, 745, 746, **760**, 781, II 144, 225.
Lilienkron Rochus v. II 212, 607f.
Lind, Jenny, Sängerin I **66f.**, **179**.
Lindau, Rud. II 593.
Lindenſchmit, Maler I 281.
Lindwurm, Dr., Arzt, II 598.
Lingg, H. I 667.
Lipp, Sänger II 86, 105, **108**, **117**, 134, 141, 160, **175**, **176**, 182, 193; Frau L. II 182.
Liſſmann, Sänger II 784.
Liſzt, **Daniel** I 216, 352, 353, 360, **362**, 377, **378**, 382, **409**, **437f.**, 585.
Liſzt, **Eduard** I 336, 358, 360, 453, 468, 474, 478, 490, **493**, **494**, 497, 520, 525, 576, 581, 582, 584, 607, 614, 696, 738, **741**, 744, 761, 764.
Liſzt, **Franz** I **75f.**, **119f.**, **120**, 121, **122**, 125, 126, **130f.**, **138**, **139**, **140**, 141, 145, **147**, 148, 149, **150**, 151, **152f.**, 153, **154**, **155**, 156, **157**, 167, **169ff.**, **175f.**, 178, 179, 181, 182, **183**, **184**, 185, **186**, **188**, 189, 191, 192 193, 194, 196, **198**, 199, 200, 201, **207**, 210, 211, 218, 219, 223, 224, **227**, 228, **232**, 233, **235f.**, 237, 241, 243, 245, 246, **254**, 255f., 258, 259, **260**, 263, **264f.**, 268, 269, 271, 273, **275f.**, 281, 282, 284, 285, 290, 291, **293**, **294**, **295**, 296, 297, 298, 299, 300, **301**, **302**, **303**, **304f.**, **305**, 308, 313, 319, 320, 334, 336, 338, 339, **348**, **357**, 359, 368, **369**, 374, 375, 390, 391, 396, 399, 401, 405, **408**, 409, 410, **412**, 420, 422,

423, **424**, 425, **427**, 429, **432**, 435, 437, **438**, 439, **443**, 445, 446, 447, 449, **450**, 453, 455, **461**, 462, **468**, 469, **471**, **474**, 478, **484**, **489**, **493**, **498**, 500, **501**, **507**, 510, 512, 514, **516**, **521 f.**, 522, 525, **530**, 532, **545**, **549**, 555, 558, **559**, 561, 569, 575, **577**, 580, 582, 587, 589, 601, 602, **604**, **605**, 608, **609 f.**, 612, 617, 618, 622, **629**, 639, **640**, 645, 647, 648, 668, 678, 684, 691, **705 f.**, 718, **738 f.**, 760, 765, 770, **775**, 776, 784, **785**, **788**, II 7, 18, 27, 28, 41, **49**, 53, 73, 122, 125, 151, 153, 164, **180**, **201**, **207 f.**, 210, **216**, 218, **236**, 238, 240, 241, **255**, 271, 274, 275, 276, 286, 296, **351 f.**, 353, **360**, 364, 365, 366, 368, 369, 371, 374, **382**, 422, 424, 465, 471, 480, 482, 485, 487, **497**, 499, 519, **533**, **535**, 536, **537 f.**, 538, 539, 562, 567, 578, 582, 595, 596, **597**, **614**, 630, 633, **636**, 638, **640**, 641, 670, **689**, 690, 696, 732, 755, 767, **768**, 770, 771, 775, **777**, **779**, **781 f.**; Kompositionen: I 159, 183, 216, 250, 264, 351, **352**, 375, **408**, 423, **443**, 449, 453, 467, 486, 499, 522, 537, 576, 577, **578**, **581 f.**, **582**, 584, II 28, 338, 351, 368, **497**, **508**, 774; Heilige Elisabeth I 215, 216, 250, 318, II 255, 353, **354**, 369, 371, 372, 374, 412, **497**, 539, 542; H moll-Sonate I 169, 177, 214, 401, 405, 639; Aufsätze: I 187, 268, 326.

Littolf, Henry, Pianist I **181**, 182, 215, 223.

Lobe, Frau II 174.

Loefen, Herr v. I 101.

Loen, Baron II 690, 692.

Löw, Rabbi I 341.

Löwe, Komp. II **613**.

Löwe, Sofie, Sängerin I 15.

Löwy, I 358.

Lohmann, Dichter I 602.

Lope I 615, 660, **700**.

Lortzing, Komp. I 242; Zar u. Zimmermann I 47.

Lotti, Antonio, Komp. II 712.

Lübke, Kunsthist. I 519.

Ludwig, Otto, Dichter II **178 f.**, 179, **181**, **682**; **Frau L.** II **157**, **178 f.**, 179.

Ludwig, Komp. II **497**.

Lutz, Frl. (Schülerin II 370, 373, 410.

Lux, bayr. Staatsmann II 15.

M.

Macaulay I 591.

Mahrmann, Arzt I 743.

Maier, Mathilde II 134, 238, 286.

Maircady, engl. Schausp. I 15.

Mallinger, Sängerin II 516, 520.

Mangold, Karl, Komp. I **121**.

Marpurg, Friedr., Komp. I **264**, **267 f.**, 272, 531, 553, 623, 632, **637**.

Marschner II 443, 493; Hans Heiling I 642, II 358, 489.

Marshall, James, Maler II **91**, 119, 160, **165 f.**, **182**, 185, **191**, **244**, 246, 247, 248, 249, 258, 327, 378, 468, 478, **582**, 766.

Marshall, William, Naturforscher II 166.

Martini, Sängerin II 641.

Marx, A. B., Musiktheoret. I **48**.

Matthews, Musikpädagoge II **562**.

Mauro, **Ernestine** I 654, 676, 691, 702, 716, 748, II 332, 400, 545, 593.

Mauro, **Seraphine** I 619, 623, **628**, 643, 653, 654, **662 f.**, **676 f.**, 679, 681, **684**, 685, **686 f.**, **690**, 691, **692 f.**, **695 f.**, 697, 699, **700**, 711, 713, 714, 715, 748, **757**, 758, 770, 796, II 29, 63, 65, **68**, **69**, **76**, 144, 145, **151**, **219**, 251, **258 f.**, 265, 290, **297**, 332, 333, **400**, 420, **471**, 503; „Puppe" I 632, **642**, 788, II **499**, **765**.

Mayerhofer, Sänger I 382, 560, 587, 594.

Mazas, franz. Geiger II 516, **519**.

Meffert, Sänger II 64, 70, 86, **128**, 134, 141, **175**, 327.

Méhul, franz. Komp. I 756; Joseph in Ägypten I 14.

Mejia, de la Cerda, span. Dichter I 660.

Meiningen, Herzog v. II 212.

Meisinger, Schausp. I 8.

Meißlinger, Sängerin II 784.

Meißner, Alfr., Dichter I **226**, **341**, 345, **352**.
Mendelssohn-Bartholdy I 35, **59**, 85, 86, 108, 113, 178; Kompositionen I **578**, 630.
Menzel, W., **Schriftst.** II 148, 150, 156, 159, 179, 375.
Merimé, Dichter II 321.
Merlin, Familie I 95.
Metternich I 620, 623, 628 f.
Meyer, Dr. Julius, Kunstschr. II 410.
Meyer, Dr. Julius, Bibliothekar II 638, 661.
Meyerbeer I 59, 66, 74, 84, 85, 86, 108, **130**, 740, Rob. d. Teufel I 7, 8, 24, II 91.
Meyr, Melchior, Dichter I 667, 669, II **223**, 230, 305, **430 f.**, **438**, **443**, 448.
Meysenbug, Malvida v., Schriftstellerin II 692.
Mickiewicz, poln. Dichter I 615, 751, II 471, **475 f.**, **514**, **551**.
Mihalovich, Edm. v., Komp. II **346**, **355**, **358 f.**, 359, **365**, **369**, 371, 373, 375, 380, **381**, 398, **400 f.**, **402**, 404, 405, **415**, **442**, **448**, 450, 493, **495**, **506**, 508, 511, 518, 519, 535, **551**, 552.
Milde, Frodor v., Sänger I 199, 276, 286, **302**, **303**, **305**, **333**, 337, 339, 377, 381, 406, 410, 411, 430, 431, 437, 467, **477**, 478, 514, 545, 549, **567**, 595, **611**, **612**, 709, 728, 732, II 13, **37**, 38, 52, 53, 58, 70, 86, 91, **94**, **106**, 117, **121**, 123, 124, 125, 126, **127**, **128**, 129, **130**, **137**, **142**, **175**, 313, 324, 424, 426, 469; **Frau Rosa v. Milde**, Sängerin I **274**, 286, **301**, **302**, **304**, **309**, 320, 324, 329, 360, 369, 382, 383, **402**, 434, **437**, 438, **444**, **454**, 554, 555, **560**, 562, 564, 587, 602, 611, 693, 711, 735, **758**, II **10**, 12, 13, 42, 57, 61, **67**, **70**, **91**, **94**, **95**, **96**, 97, **99**, **100**, **106**, **117**, **119**, **120**, 121, 123, **125**, **126**, **127**, **128**, **129**, **136**, **137**, **141**, **142**, **144**, **149**, **155**, **159**, 161, **162**, **167 f.**, **173**, **175**, **177**, **400**, **422**, 424, **426**, 445, 470, 474, **500**, **568**; **Ehepaar v. M.** I 313, 315, **348**, **369**, 427, 437, 447, 461, 466, **553**, **560**, 600, 691, **752**, II 12, **34**, 36, **37**, **38**, **44 f.**, 54, 56, 57, 61, 91, 97, 103, **123**, 136, **141**, 156, 173, 189, 190, 195, 226, 265, **271**, 327, 331, 360, 582, **745**; **Kinder**: I 329, 378, 406, 411, 434, 467, 560, 587, 593, 595, 732, II 13, 45, 97; **Franz**: I 321, 324, 337, **357**, 377, 728, II 469; **Rudolf**: I 431, 434, 444, 594, 611, 728, II **45**, 97, II 469; **Natalie**: I 324, 337, 377, 728, **732**, II 469; **„Nistel"** Nichte: II 469.
Milojschewitsch, Familie II 359, 370.
Milton II 300.
„Modespiegel", Berl. Ztg. I 116.
Molière, I **247 f.**, II 347.
Montag, Musiker I 159, 161, **185**, 200, 709, 774, II 479.
Moore, Thomas, engl. Dichter II 603.
Moralt, Musiker I 4.
Moretto's Donna Diana I 700.
Moretto, Maler I 397, 428, 469, II 453.
Morini, Sänger I 617, **618**, **619**.
Mosen, Julius, Dichter II **448**, **579**; Frau: II **579**.
Mosenthal, Nathan, Dichter I 571, II 675.
Mosevius, Joh. Theod., Musiker I 300.
Moszonyi II 134.
Mottl, Felix, Dirigent II **779 f.**
Mozart I 7, **15**, **18**, 36, 50, 108, 113, **147**, 177, 369, 422, 442, 599, 633, 665, II 21, 28, 211, 443, 446, 498, 499, 730; Opern: I 6, 14, 18, 23, 24, 89, 192, 269, 291, 299, 300, 321, 387, 593; Requiem: II **495**, **497**.
Mrazek, Franz, Wagners Diener I 619, II 118, 237, 238, 257, 260, 261, 266, 301, 308, **313**, 315, 318, 439, 515, **548**, **735**; Frau u. Kinder II 237, 257, 494.
Muchanoff, Gräfin früher Gräfin Kalergis, siehe dort II 13, **238**, **239**, **242 f.**, **250**, 270, **636**.
Mühle, Sängerin II 656.
Müller, Cellist II 27, 28.
Müller, Franz II 120, **134**, 148, 227, 563, 624.
Müller-Hartung, Karl, Musiker II **43**, 108, 110, 122, 174.

Müller, W. A. Herm., Germanist II 23, 403.
Müller, Marie I 499, 531, 543, 553, **554**, 617, 693, 709, II 4, **321**, **331**, 332, 367, 402, **431 f.**, 433, 441; Familie M. Wien I 353, 389, **395 f.**, 423, 460, 596, 638, 680, 707, 709, 744, 749, 759, 781, II 257, 258, 441, 445.
Müller, Viktor, Maler II 480.
Müller, W., Dichter II 347.
„Münchner Liederhort" II **747**.
Murillo, Maler I 9, 638.
Musset, Alfred de, Dichter II 321.
Musset, Paul de II 300.

N.

Nabich, Posaunist I 174, 189, **282**.
Neher, Bernh., Maler I 283.
Neithardt, H. Aug., Komponist I 85, **132**.
Nerval, Gerard de, franz. Schriftsteller I 545, 553, II **464**.
Nesselrode, Rob., Graf II 239.
Nestroy, J. N., Komiker I 490.
„Neue Freie Presse", Ztg. II 572.
„Neueste Nachrichten" Münchener, Ztg. II 301, 313, 316, 381, 383, 412, 413.
„Neue Zeitschrift f. Mus." II 727.
Neuhaus, Frl. Schülerin I 101.
Neumayr, bayr. Minister II 450.
Nicolai, Otto, Komp. I **85**, 86, 108, 359, 651.
Nietzsche, Friedrich II **690**, 691.
Nilsson, Christine, Sängerin II 592.
Nissen, Maler II 124, 127, 162, 174, **176**, 450.
Noé, H. Aug., Schriftst. II 235.
Nohl, L., Mus.-Schriftst. I 665, II **7**, 443, **446 f.**, **498**, **599**.
Nottebohm, Mus. Schriftst. I 571.
Novalis, Dichter II **205**.

O.

Oberländer II 160.
Obermaier (Wien) I 522.
Oehlenschläger, Dichter II 358, 404.
Österreich Kaiserin v. I 354 II 387.
Offenbach II 148, 264.
Ofracewsky I 521.
Ollivier, Frau I 607.
Opfermann, Rud., Baumeister II **157**.
Orlade, Maler I 564.
„Ostdeutsche Post" I 565, 582, 682.
„Ostfränkische Zeitung" II 722.
O'Sullivan Graf II 236.
Otmars Volkssagen II 281.

P.

Pailleron, franz. Dichter II 590.
Palestrina I 114, 124, 132, 133, 273, II 479, 509.
Palma Vecchio I 338, 349, 370.
Panzer, Sänger I 680, 681, 690.
Pappenheim, Grafen v. II 15, 17.
Pasqué, Ernst, Dichter I **278**, 300, **326**, 383.
Pasdeloup, franz. Musiker II 566, **592**.
Passow II **582**.
Paul, Dr. Oskar, Schriftst. II **572**, 625.
Paulu, Musiker II 717.
Payer, Frau Weimar I 720.
Pecht, Friedr., Kunst-Schriftst. II 7, 33, 410.
Pelletan, Frl. II 732.
Percy's Ancient Poetry I 169, 202.
Perfall, Karl v., Musiker II **7**, 24, 371, 412, 511, 516, 521, 529, 531, **547**, **559**, **560**, 579, 590, 598, **615**, **618**, 622, 624, 625, 660, 738, **740**.
Pergolese, ital. Komp. II 547.
Persiani, ital. Sängerin I 15.
Petmecky, Dekan I 51.
Petöfi, Alex., ung. Dichter II 375 Zitat.
Petrarca I 248 Zitat: I 700.
Pfistermeister, bayr. Staatsmann I **798**, II 8, 13, 33, 101, 107, 209, 307, 309, 317, 378, 383.
Pfordten, von der, bayr. Staatsmann II 378.
Phädrus, lat. Dichter I 701.
Piccini I 480, II 446.
Pichler, Schriftstellerin I 36.
Piglosiewicz, Jurist I 127, II **421**, **422**.
Piloty, Maler I 518, II **444**, 490.
Pixis, Komp. I 176.

Platen, Friedr. von I **39**f., II 122, 280, 283, **291**, 294, 298, 306, Zitat: I 539, II 290.
Pleyel, Ign. Joſ., Komp. I **4**.
Pocci, Graf I 281.
Pohl, Rich., Muſ.-Schriftſt. I **161**, 171, **173**f., 177, 184, **185**, 187, 200, 316, 318, 402, **602**, 609, II 18, **250**, **299**, 469, 577, **698**.
Pollini, Theat.-Dir. II **783**f.
Porges, **Frix**, Mediziner I **393**, 408, 409, **410**, 411, **423**, **434**, 437, **453**, **454**f., **467**, **468**, 474, 477, **489**, 560, **563**, 564, 578, 581, 584, 619, **638**, 709, 712, 720, **745**, 748, 790, II 4, 144, 269, 270, **277**f., 290, **321**, 352, 354, 446, 449, 461, **498**, **612**. **Brüder P.** I 463, 521, 744, 749, 769, **785**, 790, II 281.
Porges, **Heinrich**, Muſiker I **489**, **517**, **766**, 767, **771**, **794**, **798**, II 7, 9, 11, 134, **215**, 217, **218**, 222, **223**, 231, 236, 237, 253, 256, 259, 271, 272, 275, 281, 285, 299, 301, 302, 303, **304**, 305, 309, 310, 316, **318**, 320, 328, 330, 331, **338**, **422**, 530, 532, **548**, 551, 560, 572, **580**, 609, 612, **617**, 620, **636**, 642, 679, 680, 688, **689**, **690**, 759. **Frau Minna** II 215, **217**f., 257, **286**f., 338, 352, 354, 446, 544, 551, 552, 612. **Ehepaar P.** II **230**, 239, **241**, **249**, 260, 261, **271**, 284, **286**f., 291, 298, 299, **301**f., 307, 313, **318**, **320**, **321**, **331**, 333, 336, 337, **338**, 361f., **415**f., **422**, 460, 461, 463, 544, 609, 671. Kinder: **Elſa** ſpäter Frau Bernſtein II **448**, 460, 482.
„Poſt“, Ztg. II **600**, **607**.
Pouſſin, Maler I 9.
Prechtler, Otto, Dichter I **522**.
Preller, **Friedrich**, Maler I 121, 200, 210, 258, **283**, 488, 702, 732, 751, II 109, 136, 148, **155**, 157, 174, 181, 438, 450, 480, 777. **Frau Marie** I **691**f.; Söhne I 691; Familie P. I 371, 455, 670, 691, 711, II 581.
Preller, Emil I 215, **600**.
Preller, Friedrich jun., Maler II 174.
Preller, Ludwig, Philolog I 610, 612.
Preußen, **Auguſta Königin v.** I 566.
Proch, Muſiker I 413.
Proteſch-Oſten v., Diplomat I 110.
Pruckner, Dionys, Pianiſt I **126**, 136, 145, 149, 170, 176, 181, 185, 200, 285, 325, 514, 538.
Prun, Dichter I 142.
Puſchkin I 562, 615.

R.

Rabelais I 249, 328.
Rachel, Eliſe, Schauſp. I **26**f.
Racine I 27, II 702.
Raff, Joachim, Komp. I 121, 131, 158, 162, 172, 173, 182, 184, 185, 188, 189, 200, 201, 216, 235, 264, 268, II 519, **730**, 763, 765. Frau R. II 569.
Rahl, Karl, Maler I 284, 397, **488**, 492, 493, 510, **517**f., 522, 552, **701**f., II 196.
Raimund, Dichter II 387.
Ramann, Lina, Schriftſtellerin II 778.
Rank, Joſ., Schriftſt. I **185**, 199, **200**, **299**, **300**.
Raphael I 365, 434, **435**, 437, 488, 628, **652**, 656, 763, 765, 768, 773.
Rasmus II 257.
Ratuinsky, Prof. I 665.
Ratzenberger, Theod., Muſiker I **225**, **282**, II 440, 645, **700**, 701, 715, 731.
Rebling, Muſiker II **712**.
Rederu, von I 180.
Redwitz, Oskr. v., Dichter I 177, II 34, **675**.
Reinhart, Maler I 702.
Reinthaler, Komp. II 446.
Reiſch, Theodor I 745, II 385, **465**.
Reiſſiger, G., Komp. I **75**, 79, II **304**.
Rellſtab, L., Schriftſt. I 132, 435.
Rembrandt I 9, 564, II 281, 737.
Remenyi, Ed., Geiger I **174**, 637.
Renan II 286.
Reni, Guido I 9.
Rettich, Julie, Schauſp. I 27.
Reuſch, Mor., Maler II **164**.
Reubke, Julius, Komp. I 338, II **275**.
Reuter, Frl. II 484.

Rheinberger, Joſ., Komp. II 446, **452 f.**, **453 f.**, **506**, **511**, 515, 521, 556, **557 f.**, 645, 730. Frau R. II 515.
Rhode I 582.
Ribera, Juſ. de, ſpan. Maler II 255.
Richter, **Jean Paul** I 30, 34, 36, II 5, 480, 708.
Richter, **Hans**, Dirigent II **551**, **552**, 572, 688.
Riedel, bayr. Staatsmann II 299, **317**.
Riedel, Carl, Muſiker II 533, 536, 620, 638, 650, **688**, 700, **709**, 715, 717, 731, 737; Frau R. II 669, 671, 695.
Riegel, Herm., Kunſthiſt. II **180**, 181, 300, 367, **430**, 450, **581 f.**
Riehl, W. H., Kulturhiſt. I 660, **669**, 697, 770, II 57, 271, 410, 660.
Ries, Ferd., Komp. I **4 f.**
Rieter-Biedermann, Verleger I 281.
Rietſchel, Ernſt, Bildh. I **338 f.**, **347**, **351 f.**; Frau R. 338, 347.
Riez, Juſ., Komp. I 375, II **706**.
Ritter, **Alexander**, Komp. I 173, 177, **318**, 338, 339, **347**, 348, 351, II 134, **216 f.**, 236, 354, **367**, **439**, 448, 518, **551**, **691**, 719; Kompoſitionen: I 347, 351, II 242, 325, **Frau Franziska** geb. Wagner I 339, **347**, 348, 402, II **134**, **216 f.**, 355, **364**, **399**, **416**, 518, 519, **535**, **536**, 719, **724**; **Ehepaar R.** I 316, **347 f.**, II **214 f.**, **216 f.**, 354, 363, 400, **427**, 440, **505**, **535**, **536**, 540, 690, 691, 716; Kinder: II **240**, 364; **Elſa** II 240, **690**; **Julie** II **724**; Ritters Eltern I 339; Mutter I 348, II 398, 399, 417; Schweſtern I 348.
Ritter, **Carl**, Komp. II 367, 398, **399**, 417.
Robert, Ludw., Maler II 281.
Röckel, Auguſt II **492**, 494, 498, 508, **509**.
Roeder, Theat.-Agent II 145, 148, 156, 158, 171.
Rojas, ſpan. Dichter I 701.
Rommel, Frl., Schülerin II 373, 380, 401, 405, 406, 427, 479, 486.
Roquette, Otto, Dichter I **215 f.**
Roſſini I 381, 422; Tell: 382.
Roſſmann, Prof. II 212.
Roſt, Alex., Dichter II **36**.
Roth, Sänger I 286, 290, **292**, **294 f.**, **296**, **297 f.**
Rothfeld, Schüler I 274.
Ruben, Karl I 654, 748, II 144.
Rubens I 9, 488.
Rubinſtein, A. v., Komp. 158, 160, 163, 182, 183, 193, 200, **272 ff.**, 352, 498, II 4, 519, 730; Kinder der Heide: I **569 f.**; Lalla Rookh: I 708.
Rubinſtein, Joſef, Muſiker II **696**.
Rückert, **Friedrich** I 208, **215**, 668; Zitate: II 480, 684.
Rückert, **Marie** I **203 ff.**, **216 f.**, 518.
Rungenhagen, K. Fr., Komp. I **72**.
Ruysdael I 564.

S.

Sabinin, Familie II 57.
Sabinin, Martha v. Schülerin I 149, 182.
Sachs, E. M., Komp. II **629**, **739 f.**
Sach, Journaliſt I 199.
Salm, Graf I 674; **Gräfin S.**: I 640, 645, 672, 746, 760, II 247.
Salvi, Theaterdir. I 604, 632.
Sand, George II 15, 367.
Saphir, Dichter I 359, 477.
Sauppe, Herm., Philolog I 168, 191, 235, II 48, 53; **Frau S.**: I 244.
Schack, Graf I 666, II 25, 188, **439**, **444**, **450**.
Schade, Oskl., Germaniſt I 162, 184, 185, **191 f.**, 200, 201, 235.
Schäfer, Reinhard II 679, 688, 691.
Schafhäutl, Naturforſcher I **331**, **396**, 428, 472, 613, 635, 697, 770, II 271, 660.
Schaller, Joh., Maler II 108, 119, 160, **178**, 327.
Schanzenbach, Dr. Arzt II **498 f.**, 500.
Schefer, L. I 692.
Scheffel, V. I 660, 667.
Scheffer, Ary I 215.
Scheffler, Joh. (**Angelus Sileſius** II 695, **700**.
Schelle, Muſikkritiker II 464, **465**.

Schenk, Auguste Lißzts Dienerin II 174, 771.
Schikaneder, E. Joh., Dichter I 528.
Schiller I **147, 183, 186**, 188, 219, 427, 433, 453, 494, 562, 589, **685 f.**, II 121, 264, 347, 496, **533**, 562, **626**; Werke: I 32, II 347, 377, 603; Zitate: I 494, 776, 783, II 622.
Schily, Franz I 50, **51 f.**, 70, 73, 88, 137, 305, 691, II 4, 21, 100, 172, 212, 245, 334, **410**, 431, 441, **588, 589**, 615, 617, 683, 685, 703, 732; **Frau Elise geb. Cornelius** vgl. dort Familie Sch.: I 122, 533, 787, II 191, 273, 540, 724; Kinder: I 71, 73, 691, II 493, 617; **Leo**: I 141, II 100, 632, 685, 732; **Wilhelm**: II 100, 493, 632; **Carl**: II **631 f.**; **Franziska**: II 100, **589**, 632, 685, 716, **732**.
Schirmer, J. Wilh., Maler I 283, II 438.
Schirmer, Schausp. I 45, II 428.
Schlegel, Dichter I 30, **590**, II 718.
Schleich, Martin, Dichter II **271**.
Schleicher, August, Sprachgelehrter II **86**, 120, **581, 671 f.**
Schleicher, Dr. I 332, II 671, 672.
Schleinitz, Frau v. II 690.
Schleſinger, Verleger I 115, 119, 154, 193, 223, 237, 242, 243, 244, 395, 438, **442**, 646, II 639.
Schlinker, Frl. I 165, 192.
Schlotthauer, Prof. II, 300.
Schmerling, Minister II 296.
Schmid, Baſſiſt Wien I **382**, 594.
Schmidt, Intendanzrat München II 260, 277, 299, 374.
Schmidt, Julian, Lit.-Hiſt. I **563**, 590, **591**, II 718, 728.
Schmidt, Maximilian, Dichter II 381.
Schmidt, Muſiker (Wiesbaden I 48.
Schmidt, Sänger I 290, 292, 294, 297; Ehepaar Sch. I 295, 296, 297, 299.
Schmidt, Theat.-Regiſſeur Weimar II 121, 124.
Schmitt, Friedr., Geſanglehrer II 8, 9, **19 f.**, **239**, 298, 304, 313, 323, 324, **327, 345 f.**, **361**, 363, 366, 370, **373, 374**, 380, 394, **486**, 515.
Schmitt, Pfarrer Mainz II 279, 540, **659**.
Schnabel, Kirchenkomp. II 329.
Schneegans, Ludwig, Dichter II **702**, 710, **737**.
Schneider, Friedr., Komp. I 76, **91 f.**, 100, **108**.
Schnorr v. Carolsfeld, Ludwig, Sänger I **619**, 655, 718, 788, II 32, 134, **202 f.**, 220, 240, 244, 314.
Frau Malwina Schnorr v. C. I 718, II 32 134, **262, 363**, 433, 437, **445**, 446, 448, 450, **468**, 481, **483, 484, 485**, 515.
Schnorr v. C., Maler II 450.
Schober, Theat.-Regiſſeur Wien I 603.
Schöll, Adolf, Kunſtgelehrter I 126, **130, 131, 141**, 148, **155**, 156, 157, 168, 181, **183, 186**, 190, 192, **198**, 218, 219, 232, 235, 243, 244, 252, 276, **293, 298**, 308, **313, 314**, 316, **338**, 391, 427, 437, 447, 514, 525, **538, 602**, 603, 613, 735, II 45 f., 57, 97, 150, **178**, 206, **215, 327**, 371, 540, **582**, 623; Frau Sch.: I 190, 192; Familie: I 691, II 48.
Schönaich, Guſtav, I 453, 552, 574, 594, **611**, 639, 640, 685, 748, II 465, 471.
Schönaich, Minna I, 654, II 29, 144, 433.
Scholz, Bernhard, Komp. II, 356, 367, **504 f.**, **555**, 730, **734**.
Scholz, Familie I 692.
Schopenhauer I **563**, 684, II **273**; Zit.: I 563.
Schorn, Adelheid v. II 774.
Schorn, Frau v. I 181, 244, II 480, 773.
Schott, Verleger I 140, **144**, 149, 154, 156, 163, 192, 224, 241, 242, 260, 263, 264, 272, 273, **306**, 313, 318, 333, **415, 623**, 628, 629, 632, 641, 661, **662**, 664, 665, **673, 680**, 681, 696, 709, II 140, 236, 274, 296, 303, 405, 484, 569, 692, 765; Frau Sch.: I **623**, 632, 677, **692**.
Schreiber, Ferdin. I 176, 185, 200, 228, 244, 318, **326 f.**, II **250**.

Schröder-Devrient, Sängerin I 18.
Schubert, Franz I **36**, 285, 359, 377, 442, 587, 599, 655, II 276, 365, 421, 449, 499, 646: Kompositionen: I 170, 182, 359, 545, 553, II 28, 261, 351, **603**.
Schuberth, Verleger I 332, 339, 348, 351, **401**, 448.
Schuchardt, Ästhetiker II 42.
Schüz, Komp. II 715.
Schulze, Franziska, Malerin I **205**, 228, 244, 371, 710, II 450.
Schumann, Frau Clara I **178**, **179** f., 182.
Schumann, Robert I 317, 370, 376, 420, 568, 575, 587, 655, 686, II 443, 449, 499, 536, 557, 605, 646, 727; Kompositionen: I 170, **375** f., **399**, 401, 405, **435**, 449, 467, 485, II 333, 508.
Schumann, Theaterdirektor I 9, 12, 14, 16, 17, 19, 23, **24** f., 30, 34; **Frau Sch.**, Sängerin I 14.
Schwab, Gust. I 39.
Schwadtke, Schauip. II 428, 429.
Schwind, Moritz v., Maler I 279, **285**, **290**, **540**, **666**, II 496.
Scott, Walter I **773**, **776** f., 782, II 23, 612.
Scribe I 130.
Sechter, Simon, Musikschriftsteller I 353.
Sedelmayer, Sängerin II **784**.
Seibert, Sophie II 702.
Seidelmann, Schauip. I 45.
Seifriz, Max, Musiker II 134.
Selig-Kassel I 228, 341.
Selmer, Joh., Komp. II **739**.
Semper, Gottfr., Architekt I **651**, II 3, 6 f., 7, 8, 17, 256, 257, 407; Tochter: II 257.
Semper, Hans II 243, **375**, 380, 408, **415**, **427**.
Shakespeare I **30**, 31, **407**, 422, 623, 700, 777, 796, II 7, 104, 178, 489, 547, **685**, 702, 738, 757; Dramen: I **407**, 423, II 7, 104, 359; Zitat: I 105.
Shelley I 563.
Sieber (Zürich) I 651.
Siegert, Jul. I 115.
Sighart, Kunsthist. II 450.
„Signale", Ztg. II 625.
Simrock, Karl, Dichter II 330, 385, 400, 427, **718**.
Simrock, Verleger II 429.
Singer, Edm., Geiger I **185**, 200, 274, 298, 306.
Sipmann I 397, 472, 613.
Sklower, franz. Journalist I 171, 172, 174, 175.
Sobolewski, Ed., Komp. I 278, **291**, **292**, 316, II 519, **725**; Comola: I 376, II 425.
Sohn, K. Ferd., Maler I **283**.
Sontag, Henriette, Sängerin I 179.
Soupper, Eug. v., Sänger I **185**.
Speidel, Ludwig, Journalist I 655, II **464** f., **612**, 679 f.
Speidl, W., Pianist I **121**.
Spielhagen, Friedr., Dichter II **573**.
Spina, Verleger I **368**, **390**, 646.
Spohr, Ludw., Komp. I 75, 138, 140; Jessonda: I 14, 18.
Spohr, Sängerin II 538.
Spontini I 480, II 211, 498; Cortez: I 645.
Stade, Fritz, Mus.-Schriftst. II 595, 604, 609, 727.
Stade, Wilh., Musiker II 699.
Stael, Schriftstellerin I 36.
Standhartner, Dr. Joseph, Arzt I 552, **574 ff.**, 581, 583, **586**, **587**, 594, 596, **597**, 601, **603**, **604**, **605**, 612, 614, 619, **632**, **633**, 643, 657, 661, 662, 673, 683, 701, 743, 744, 749, 758, 761, 762, 763, 764, **765**, 766, **771**, 781, 790, 795, 798, II 14, 145, 218, 225, 227, 251, 272, **278**, 285, 290, 354, 462, **499** f., 503, **Frau Minna**: I **638**, 749, II 5, 9 144, **405**, 415, **422**, 506, 614; Söhne: II 29, 144; **Carl**: **720** f.; **Gustav** siehe Schönaich; Töchter: **Minna** siehe Schönaich; **Mathilde St.** I 654, II 144, **614**; **Familie St.**: 613, **614**, **616**, **623**, 632, 633, **636**, 638, **639**, 642, 643, **649**, 658, 677, 678, **679**, 691, 745, 757, **758**, 784, 790, 796, II **49**, 278, 285, 327, **331**, **422**, 446, 460, 462, **499** f., 503, 765.
Standigl, Jos., Sänger I 14, **18**, 23.
Stehle, Frl., Sängerin II 11, 363, 740.
Steifensand, Pianist I 59.

Stein, Freiherr v., Staatsmann II 423.
Stein, Frl. I 348.
Stern, Adolf, Dichter I 402, II **400** f., 442, 448, 594, 598, 620, 714, **736**, **737**; Frau St.: II 579, 709.
Stern, Dr. Arzt Wien I 463, 485, 572, 578, 581, **597**, 709, 712, 720, Atrium 741, 742, **743**, **744**, II 449; Frau **Mathilde**, geb. Porges: II 449, 471; Familie: II 352.
Stern, Jul., Musiker I 108, 216.
Stieve, Felix, Histor. II **247**, 593.
Stifter, **Adalbert**, Dichter I **137**, 660.
Stockhausen, Baron, Diplomat I 360.
Stockhausen, Sänger II 612.
Stöckel-Heinefetter, Sängerin I 14, **18**.
Stör, Musiker I **183**, 185, 438, 718, II 38, 41, 42, **43**, 44, 48, 53, 56, 70, 92, 93, **94**, **96**, 109, 114, **117**, 120, 121, **122**, **124** f., **128**, 129, **141**, 142, 148, 149, **157** f., 162, 167, **175**, 226.
Stolberg I 30.
Strauß, Joh., Komp. I **579**.
Strauß, Joh., Komp. I **579**.
Straußberg, Journalist II 607, 691.
Strecker, Adolf, Chemiker II **679**; **Frau Lina** St. II 189.
Strecker, Familie I 692.
Stumpf, Prof. I **493**, 515.
Stumpf, Theod. I 113.
Sturm, Friedr., Maler I 284.
Sucher, Dirigent II **784**.
Svendsen, Musiker II 688.
Sybel, H. v., Histor. I 280, 606.

T.

Taborsky, Verleger II 749.
Taglioni, Tänzerin I **26** f.
Tann, von der Schüler: II 286, 356, 359, 373, 385, 496.
Tappert, W., Musiker II 698, **699**, **705** f.
Tarnowsky, Graf Lad. II **547**, **551**, 552, 617.
Taschner, Dr. II 539.
Tasso I 248.
Taubert, Wilh., Komp. I 82, **84** f., **90**, 108, 113.
Tausig, **Carl**, Pianist u. Komp. I **225**, 263, 274, 276, 293, 327, 400, 405, **524**, **530**, **531**, **532**, **537** f., 545, **560**, **563** f., **565**, 566, 567, 569, **571**, **576** f., **578**, 579, **581**, **582**, 583, 584, 585, **587**, 591, 594, **597**, **604**, 607, 609, 614, **622**, 623, 639, **656**, 658, 659, 660, **670**, **672** f., 677, **678**, 680, 681, 683, **684**, 687, 688, 690, 691, 693, **696**, **698**, **701**, 711, 712, **713**, 714, 741, 743, 744, **745**, 746, **750**, 758, **765**, 766, 767, 769, 770, 772, 781, 782, **788**, 790, **791**, **793**, **794**, II 13, 144, 218, 231, 247, 248, 252, 253, 258, 262, 270, **286**, 325, 331, **332**, **333**, 338, **422**, 485, **530** f., **555**, **563**, **614**, 620, 625; Frau T. geb. Brabely (siehe dort. II 225, 227, 231, **531**.
Teichmann II 347.
Terrabugio, ital. Musiker II **735**.
Thausing, Mor., Kunsthist. I 639, 712, 720.
„**Theatermoniteur**", Ztg. II 145.
Thomas a Kempis, I 177, 206.
Thon, S. Arnim, Maler II **42**.
Thurn u. Taxis, Fürst II 412, 433.
Tichatschek, Joi. Alois, Sänger I **18**, 23, **619** f., II **516** f., **520**.
Tieck, Dichter I 590, 594, II 15, 347.
Tintoretto I 370.
Tizian I 370, **423**, 478, 639, 654.
Topp, Frl. II 286.
Toskana, **Großherzog von** II 300.
Trebelli, Zelia, Sängerin I 513.

U.

Ugarte, Gräfin I **745**, **746**, 749, 760.
Uhl, Schriftst. I 652.
Uhland I 29, 40, **42**, 673, II 150, 423, 718.
Uhlig, Theod., Musiker I 120.
Ullmann, Dr., Arzt II 86.
Ulrich, Hugo, Komp. II 421.
Umpfenbach, Philol. II 480.
„**Unsere Zeit**", Ztg. II 582.
Urban, Musiker II 264.
Urhan, Geiger I 176.

V.

Varnhagen, Schriftst. I 563.
„Vaterland", Wiener Ztg. II 465.
Verdi, Giuseppe II 774; Troubadour I 299; Aida II 735.
Veronese, Paul I 370, **393.**
Viardot-Garcia, Frau, Sängerin I 383.
Villers, Diplomat I 358, 360, 522.
Viole, Rud., Komp. I 353 582.
Viotti, Komp. I 4.
Virgil, II 300, 682.
Vivarini Maler I 370.
Vogel zu Vogelstein, Christ., Maler II 300.
Vogl, Heinrich, Sänger II **304, 489**; Frau **Therese** II 489.
Voigt I 317.
Volkmann, Rob., Komp. I 470, 499, 500; Kompositt.: I 571.
„Volksbote", Ztg. II 380, 381, 412.
Voltaire II 150.
Voß, Dichter I 751.
Vrabely Preßburg I 766.
Vrabely, Seraphine, später Frau Tautig siehe dort 1791, 793, II 231.

W.

Wächter, Fr. v., Maler I **283.**
Wagner, Richard I 150, 155, **156,** 157, 169, **171**, 215, 240, 242, 275, 281, 317, **408**, 420, 453, 480, 522, 545, 553, **560**, 573, 587, **588, 593, 594, 595, 597**, 599, **600, 603**, 604, 605, 607, **609**, 610, **614, 615** f., 616, **617, 618, 619, 620**, 621, **622, 623** f., 624, **625**, 627, **628**, 629, 630, **631, 633** f., **635, 636**, 639, **640**, 644, 645, **646, 648, 651**, 652, **653**, 657, 673, **674**, 678, 680, **681, 682, 683** f., 694, **698, 699, 702**, 718, **729, 730, 731** f., 743, 744, 745, 746, **748, 749, 751, 754**, 755, **756**, 758, **760, 765, 766, 769** f., **770** f., 772, 773, **775**, 776, 781, **784**, 785, **786, 789, 792** f., 794, **795, 796, II 3**, 4, **5, 6**, 7, **8**, 9, 11, 13, 14, 16, 17, 18, 21, 23, 24, **25** f., 28, 29, **31**, 32, **33** f., 49, **56**, 66, 69, 72, 73, 79, **92, 101**, 108, **107**, 120, 134, **145**, 148, 151, **152**, 157, **165, 166, 170, 176, 178**, 182, **185** f., **188, 194, 199**, 201, **202, 209, 211, 215, 217**, 218, **219, 220, 223, 224, 226**, 227, 230, **236** f., **238** f., 240, 241, 242, **243** f., **246, 249, 250**, 251, **253**, 255, **257, 260**, 261, 270, **271**, 272, 273, **274, 275, 276** f., **284** f., **286** f., **291, 295** f., 297, 298, **299, 301**, 302, **304**, 305, **307, 308** f., 309, 325, 326, **333**, 336, **337** f., 338, **339**, 357, **360, 361, 363** f., 368, **369**, 370, 374, 379, **382**, 383, **387**, 401, **403, 404**, 405, **412, 413, 419, 423, 438, 439**, 443, 446, 447, **451**, 453, **461, 465, 468**, 471, 472, **480**, 482, **483**, 484, **484** f., **487**, 490, **491, 492, 494** f., **498, 499**, 500, 501, 507, **515, 517**, 523, **532, 537, 538**, 544, 547, **548**, 549, **550** f., **551, 552, 559** f., 565, 595, **596, 597, 607**, 609, 620, 624, 625, **651**, 656, **662**, 663, 669, 680, **688**, 689, **689** f., **690, 691**, 713, 718, 719, **721**, 750.

Werke: Tannhäuser: I 125, 128, 434, 444, 614, II 32, 251, 255, 315, **425, 528, 530**, 531; Zitat II 420; Lohengrin: I 128, 188, 224, **407** f., **423**, 453, 559, **560, II 18, 21**, 32, 34, 176, 269, 285, 315, **425**, 516, 518, **519**, 520, 522, **566**, 570; Holländer: I **429** f., 573, 689, 787, II 10, 101, 255, 315, 425; Rienzi: I 278, II **591**; Tristan: I **546**, 566, 576, **580**, 582, **583**, 584, **587, 588, 591** f., 593, **594**, 595, 603, 605, 608, **616**, 618, **620**, 621, **622**, 628, 632, 639, **646, 654**, 680, 685, 691, 702, 718, **732**, 758, II 5, **12**, 25, 28, 37, 107, **110**, 120, 129, **152, 170**, 179, **186**, 187, 188, **215, 217, 219, 224, 226, 235**, 236, 239, **250**, 255, 259, **274** f., 314, 315, 319, 326, 363, II **425**, 451, **472**, 487, 499, 570; Zitat II 623; Meistersinger Hans Sachs I 623, 632, 641, **642, 643**, 648, 674, 679, 687, 730, 765, 767, II 25, 338,

363, 517, 550, 554, **559**, 561, **566**, 571, **572**, 593, 614, 623, 680; Nibelungen: I 215, 584, II 8, 18, 244, 451, **480**, 600; Rheingold I **187 f.**, **584 f.**, 592; Walküre I 693, 696, 731, II 285, **296 f.**, **298**, **315**, 406, 423, **425**, 489, 600, 629, 784; Siegfried II 18, 260, 590, 598, **599**, **607**, 688, 689; Götterdämmerung II 690; Fragmente I 788, II 8; Parsival: II 25; Huldigungsmarsch: II 338; Faustouverture: II 338; Liebesverbot: I 795; Schriften: II **648**, **663**; Selbstbiographie II **314**.

Wagner, Frau Cosima, früher Frau v. Bülow siehe dort II **689**, **719**, **721**, **724**, 750; **Kinder**: II 689 siehe auch **Bülow**; **Eva W.** II 490, 689; **Siegfried W.** II 689.

Wagner, Frau Minna I 171, 642, II **157**, 342, **760 ff.**

Wagner, Johanna I 258.

Waiblinger, Fr., Dichter II 15.

Waldrül, Geiger I **185**, 709, 751, 774, II 38, **41**, 147, 212, **213**, 215, 327, 478, 540, 623, 643, 645; Frau W. II 147, 149, 150.

Waldmüller, O. F., Maler I **285**.

Wallenreiter, Karl, Sänger II **612**, **613**.

Walpole, Horaz, Dichter II **258**.

Weber, Carl Maria von I 113, II 8, 21, 211, 527 f.; Opern: I 9, 14, 17, 18, 23, 24, 508, 512, **558 f.**, II 387, 443.

Weber, Max Maria von II 8

Weber, Veit, Wächter Schriftsteller II 258, 388.

Wehl I 590.

Weidner, Musiker I 630.

Weigand II 302.

Weimar, Großherzog Carl Alexander von I 148, 286, **300**, **301**, **302**, **304 f.**, 461, **752**, **754**, 755, II 13, 17, 45, **48 f.**, 56, **73**, **88 f.**, **96**, 100, **122 f.**, **127**, **135**, **141**, 152, 153, 158, 161, 167, 168, **174**, 179, 180, **207**, **208**, 212, 226, **245**, 299, **439**.

Weimar, Erbgroßherzog von II 175.

Weimar, Großfürstin Mutter I 235, 286.

Weimar, Großherzogin Sofie von I 235, 305, **752**, II 49, 56, 279.

Weiß, Sänger I **347**.

Weißheimer, Wendelin, Komp. I **582**, 632, **637**, **694**, **791**, II 448, 533, **551**, 563, **679**, 765.

Weizmann, Mus. Theoriker II 375.

Welo, Dr. v. II 725.

Werner, Zach., Dichter I 669, II 347.

Werther, Jul., Schauspieler II **109**, 160.

Wesendonk, Otto I 650, **651 ff.**, **656**, 657, **658**, 661, 670, II 303, 761. **Frau Mathilde W.** I 651, **652 f.**, 762, II **761 f.**,

Wessely u. Büsing, Verleger I **368**, 583, 614, 646, 661, 746, 781, II 639.

Wiegand, Sänger II 784.

Wieland I 246, II 347.

Wilbrandt, Dichter II 675.

Wilb, Frl., Schülerin II 373, 380, 385, 400, **401**.

Wilhelm, Bankier I **362**.

Wille, Dr. Fr. I 760, 762; Söhne I 762; **Frau Eliza W.** I **762**, **764**.

Winkelmayer, Musiker I 144.

Winterberger, Alex., Pianist I 401, **644**, 707.

Wiolicenus, Herm., Maler II **86**, 190, 213, 215, 244, 246, 247, **249**, 258, 313, 327, 468, 478.

De Witt, Pianist I 67.

Wittgenstein, Fürstin Caroline I 149, 154, 159, 161, 162, 171 f., 180, 181, **182**, **183**, **187 f.**, 192, 194, **196**, 210, 213, 215, 216, **218**, 219, 227, 232, 233, 235, 236, 243, 246, 252, 254, 259, 276, 289, **290**, 299, 305, 307, 318, 326, **336**, 360, 367, 375, 411, 414, 427, 429, 436, 437, 445, 447, **451**, 455, **461**, **474**, **478**, 484, 489, **511**, 521, **522**, 584, 585, **596**, 598, **601 f.**, **605**, **629**, 645, **728**, 756, II 73, **127**, 145, 178, 180, 296, **582**, 651, 755, 768, 773.

Wittgenstein, Prinzessin Marie, (später **Fürstin Hohenlohe** vgl. das)

I 159, 161, 215, 216, 237, 259, **263**, 267, **269**, 272, 275, 276, 282, 285, 307, **326**, 393, 402, **405**, **406** f., **408**, 411, 420, **427**.
Wittstein, Dr. G. C. II 412.
Wolf, Sänger II 715.
Wolf, Frl., Sängerin I 276, 286, 289.
Wolff, C. L. W., Schriftst. II 36.
Wolter, Charlotte, Schauspielerin I 729 f., II 236.
Wüllner, Franz, Musiker II 328, **356**, 367, 410, **459**, **504** f., **506**, 508, **511**, 515, 559, **560**, **562**, **600**, 693, 704, 740.

J.

Zalueki Graf I 522, 685, 720.
Zamoyska, Gräfin I 580.
Zander, Redakteur II 413.
Zech II 422.
Zeising, Ad., Ästhetiker I 280.
Zellner, Kritiker I 358, 569, **583**, 647.
Zenger, Max, Komp. II **506**.
Ziegler, Karl II 46, **377**.
Zimmermann, Albert, Maler II **438** f., **443**.
Zimmermann, Gebrüder, Musiker I 59.
Zopff, Dr. II 604, 609.
Zumbusch, C. C., Bildhauer II 452.

Verzeichnis der Briefe und Gelegenheitsgedichte

nach den Adressaten geordnet.

Die Ziffern bedeuten die Seitenzahl. — Die Gedichte sind mit * bezeichnet

Peter Cornelius an:

Altschul, Friedrich I 486*.
Arndts, Fritz I 75.

Bronsart, Hans von I 243, II 743.
Bülow, Hans von I 261*, II 491*, 585*.
Bülow, Franziska von II 652*.
Buonamici, Giuseppe II 734.

Cornelius, Auguste (Schwester) I 65*.
Cornelius, Bertha Frau **geb. Jung** (siehe dort) II 563, 564, 565, 566, 589, 590, 591, 678*, 688, 689, 691, 692, 714.
Cornelius, Carl Adolf (Bruder) I 3, 16, 28, 36, 37, 41, 46, 48, 50, 77, 84, 87, 112, 115, 122, 123, 125, 127, 130, 131, 141, 165, 250, 259, 280, 295, 297, 299, 304, 312, 394, 399, 423, 438, 446, 471, 479, 491, 499, 515, 537, 565, 587, 604, 612, 633, 657, 665, 680, 682, 743, 746, 765, 768, 770, 779, 784, 791, II 56, 362, 393, 660.
Cornelius, Carl Joseph Gerhard (Vater) I 8, 12, 21.
Cornelius, Carl Maria (Sohn) II 575*.
Cornelius, Elise (Schwester) (später **Frau Schily** siehe dort) I 5, 31, 34.
Cornelius, Emma geb. Jung (Schwägerin) I 329*.
Cornelius, Friederike (Mutter) I 24, 60*, 92, 137, 138, 139, 143*, 153, 190, 194, 202, 218, 222, 229, 265, 398*, 441, 459, 482, 532, 595, 625, 637, 777, 786, II 73, 99, 231*, 333, 428, 435*.
Cornelius, Susanne (Schwester) I 57, 58, 61*, 66, 73, 146, 163, 203, 220, 224, 241, 245, 275, 277, 286, 292, 294, 300, 301, 346, 387, 417, 436, 443, 481, 497, 530, 552, 561, 563, 580, 620, 635, 645, 670, 676, 678, 681, 692, 713, 736, 739, 744, 748, 755, 789, II 3, 8, 30, 37, 43, 95, 582, 637, 687.
Cornelius, Wilhelm (Bruder) I 613, II 626.

Dräseke, Felix I 315, II 597, 619.

Fleisch, Max II 746.

Gärtner, Marie I 449, 453, 455, 456, 458*, 467, 469, 473, 483, 487*, 488, 500, 505*, 507, 509, 510*, 514*, 526*, 527, 533*, 535*, 536*, 541*, 541*, 542*, 546*, 546*, 547*, 549*, 550*, 551*, 571, 578.
Gille, Carl I 752, 754, II 79, 120.

Hestermann, Carl I 101, 197, 210, 303, 703*, II 19, 31, 48, 122, 552*, 573, 617, 657*.
Hoffbauer, Luise II 710*.

Jensen, Adolf II 727.
Jung, Agnes II 344*.
Jung, Bertha, später Frau Peter Cornelius siehe dort II 35, 39, 41, 44, 46, 50, 52, 53, 57, 58, 62, 65, 67, 69, 71, 74*, 76*, 82*, 85, 86*, 89, 90, 92, 96, 98, 101, 102, 104, 107, 110, 112, 114, 118, 119, 121, 121, 123, 124, 124, 126, 128, 129, 130, 131*, 135, 136, 137, 138*, 144, 146, 149, 152, 154, 157, 159, 163, 166, 178, 179, 181, 182*, 187, 189, 190, 194, 195, 197, 198, 202, 204, 207, 212, 215, 220, 222, 227*, 229, 233, 236, 238, 242, 243, 245, 246, 248, 252, 253, 254, 256, 258, 259, 261, 262, 265, 266*, 270, 274, 277, 279, 280, 284, 290, 292, 295, 298, 300, 303, 307, 310, 320, 323, 328, 330, 332, 336, 337, 340*, 342, 348*, 354, 355, 357, 360, 361, 365, 366, 368, 369, 370, 378, 380, 384, 385, 386, 388, 394, 399, 401, 402, 405, 407, 408, 417*, 420, 430, 431, 437, 439, 444, 449, 451, 452, 455*, 459, 460, 460, 461, 462, 463, 470, 479, 483, 484, 486, 488, 489, 490, 492, 493, 495, 497, 500, 502, 503, 505, 507, 509, 511, 511, 512, 513, 521, 522, 523*, 529, 532, 533, 534, 536, 537.
Jung, Maria II 372*, 612*.
Jung, Suſette I 262*, 266*, 415*, 495*, 663, II 546, 601*, 732.

Kahnt, C. F. II 542, 604.
Kiepke, Elvira I 464.
Köhler, Mathilde II 629.
Köhler, Reinhold I 246, 288, 318, 330, 340, 363, 462, 478, 512, 555, 589, 599, 609, 615, 659, 666, 699, 709, 712, 733, 750, 772, 796, II 22, 213, 325, 345, 372, 426, 474*, 514, 539, 580, 620, 681, 717, 729*, 736.

Laſſen, Eduard I 326, 717, II 79*.
Liſzt, Franz I 135, 158, 160, 212, 249, 306, 317, 324, 351, 358, 491, 581, II 540*, 749.

Mauro, Seraphine: II 543.
Milde, Feodor von: I 323, 328, 345, 350, 377, 381, 431, 585, II 10, 80*, 314; Feodor und Roſa: I 307, 309*.
Milde, Roſa von: I 319, 335, 337, 354, 360, 361, 371, 379, 383*, 392*, 402, 405, 409, 429, 435*, 466, 475, 543, 548, 558, 566, 593, 727, II 134, 135*, 312, 466*.
Münchner Liederhort: II 748*.

Paul, Oskar: II 572.
Porges, Fritz: I 394*. Fritz und Heinrich: I 741.
Porges, Heinrich: II 13, 350, 354, 446.

Raff, Joachim: II 567.
Rayenberger, Theodor II 643.
Riedel, Carl: II 577, 594, 598, 602, 606, 608, 610, 623, 629, 633, 634, 639, 648, 649, 655*, 655, 663, 664, 667, 669, 674*, 677, 679, 680, 692, 697, 703, 711, 713, 716, 725, 738.
Ritter, Alexander: II 240, 319, 364, 397, 414, 421, 440, 481, 516, 518.

Schilp, Elise, geb. Cornelius siehe dort: I 70, 256, 444, 720*; II 170, 587, 615, 671, 683, 699, 723, 730, 742*, 745*.
Schilp, Franz: I 149, 255. Franz und Elise: II 631.
Schöll, Adolf: I 141, 144.
Scholz, Bernhard: II 561.
Schott, Franz: II 554.
Standhartner, Joseph: I 611, 637*, 650, 654, 799, II 16, 23, 140, 268 278*, 548, 613, 720, 741.
Stern, Adolf: II 578, 707.

Taufig, Carl: I 616, 617, 619, 627, 629, 644, 646, 650, 661, 662, 675*, 707, 708, 711, 718, II 218, 225, 249, 287*, 520, 528.

Volkmann, Robert: I 567.

Wagner, Richard: I 747*, II 545*.
Wittgenſtein, Fürſtin Caroline I 237, 262, 267, 271, 279, 333, 406, 412, II 173, 627*.

Briefe an Peter Cornelius von:

Berlioz, Hektor: II 756, 758, 759.
Brahms, Johannes: II 251.
Bülow, Hans von: II 185, 353.
Genelli, Bonaventura: II 765.
Heyse, Paul: II 755.
Liszt, Franz: I 134, 269, 359, 400, 584, 607, II 541, 748, 751.
Raff, Joachim: II 570.
Tausig, Carl: II 234, 235.
Wagner, Richard: I 603, 624, 631, 641, 643, 753, 761, 762, 766, 767, 787, II 134, 163, 561, 562, 572, 593, 599, 600, 650, 695, 696, 760.
Wittgenstein, Caroline von: II 766, 771, 772.

Briefe an Frau Bertha Cornelius von:

Bülow, Hans von: II 783.
Schöll, Adolf: II 782.
Wittgenstein, Caroline von: II 774, 775, 776, 776, 778, 779, 779, 780, 781.

Verschiedenes:

Ausklang, Gedicht von Peter Cornelius II 751*.
Brief von C. A. Cornelius an Peter von Cornelius I 42.
Nachruf an Peter Cornelius von Ludwig Schneegans II 785*.
Nekrolog auf Carl Cornelius I 45.

Verzeichnis der Tagebuchblätter.

I 119, 154, 169, 216, 516, 606, 608, 683, 695, 696, 779, 793, II 3, 5, 14 32, 315, 339*, 343*, 344*, 352*, 395*, 412, 473*, 550, 555, 561, 576*, 597, 649, 650, 720, 725.

Verzeichnis der Gelegenheitsgedichte

nach den Anfängen in alphabetischer Reihenfolge geordnet.

Als Du den blauen Schleier trugst An Marie Gärtner . . . . . I 551
Als mit meinem Lieb ich ging Tagebuchblatt . . . . . II 339
Alte Wohnung, neue Nummer An R. Köhler . . . . . I 699
Am dreizehnten Aprille An E. Lassen . . . . . II 79
Auch von gestern An Bertha . . . . . II 162
Auf Hochgallmik, mein Frauchen An Bertha . . . . . II 389
Auf Rinaldo! Collerino! An R. Köhler . . . . . II 729

Bei zweien, die sich lieben An C. Riedel . . . . . II 610
Beim Erdengetriebe. . . . . II 751
Bist mir ferne An Marie Gärtner . . . . . II 547
Bist Du so ganz in mich ergossen An Bertha . . . . . II 294
Blumen, still im Wald erblüht An Bertha . . . . . II 162
Brot, Salz und Geld aus Kindeshänden An Cosima v. Bülow . . II 29

Chère sœur, comment vous portez-vous An Elise . . . . . II 685
Christabend! — Reich ward ich beschenkt Fragment An R. Wagner II 651

Da halt' ich Deinen Brief in meiner Hand An Rosa v. Milde . . I 392
Da hatt' ich gestern einen Streit . . . . . I 490
Da las ich heut' in einer Kritik An Marie Gärtner . . . . . I 533
Das ist einmal ein schönes Band An die Fürstin Wittgenstein . II 627
Das Leben ist so schwer zu tragen Tagebuchblatt . . . . . II 395
Das Leben pocht an meine Tür An Marie Gärtner . . . . . I 535
Das Leben rauscht und meine Seele zittert An Hestermann . . . I 703
Dein Bildchen hat an meinem Bett gewacht An Bertha . . . . . II 82
Dein Eau de Cologne, Schatz An Bertha . . . . . II 716
Deinem Stern einen Gruß An die Gräfin Salm . . . . . I 672
Denk' Dir nur, was ich heut' geträumt An Franziska v. Bülow . . II 652
Den Rubin geb' ich weg An Rosa v. Milde . . . . . I 477
Des Herzens Saiten schweigen still An Seraphine Mauro . . . . I 696
Die alte Mutter fühlt des Todes Kommen . . . . . I 228
Die Blume welk sich neiget An Elise . . . . . II 745
Die Blümlein auf der Heide An Bertha . . . . . II 262

Die erſte Zigarre An Bertha . . . . . II 523
Die Flamme ſingt Tagebuchblatt . . . . . II 352
Die großen Johannisfeuer An Roſa v. Milde . . . . . II 167
Die Lieb' hat keine Schrank' im Raum An Bertha . . . . . II 149
Die liebe, alte Sonntagsſtund' An Bertha . . . . . II 455
Die lieben Sterne, Mütterlein An die Mutter . . . . . II 435
Die ſchönſte Kirche, die ich ſah An Heſtermann . . . . . II 657
Die Welt verdrießt mich An Marie Gärtner . . . . . I 550
Die Zeiten ſind noch nicht vorbei An Standhartner . . . . . II 278
Du denkſt nun wohl in ſtiller Nacht An Bertha . . . . . II 576
Du drückſt Dich ſchon in Deine Kiſſen An Tauſig . . . . . I 675
Du haſt den Sohn verloren An Standhartner . . . . . II 722
Du haſt die Liebe reich geſät An Liſzt . . . . . II 540
Du Strahl des jungen Tages, nicht zu helle! An Roſa v. Milde . I 435
Du ſtrebſt nach Kunſt und Schönheit An Altſchul . . . . . I 486
Du teure Frau, für jeden Brief An Bertha . . . . . II 417
Du warſt noch eine holde Braut An Emma Cornelius . . . . . I 329

Eh' Du mich liebteſt, dünkte faſt An Bertha . . . . . II 69
Ein Aufſchrei meiner Einſamkeit An Bertha . . . . . II 340
Ein Funken fuhr aus einem Vulkan An Bertha . . . . . II 678
Ein liebeſehnſuchtsvolles H An Bülow . . . . . I 261
Ein Rätſel tönt von meinem Mund An Wagner . . . . . I 747
Ein Verschen, liebes Mütterchen An die Mutter . . . . . I 60
Eine Blume wollt' ich ſenden An Bertha . . . . . II 198
Einem frohen deutſchen Sänger An Hoffmann v. Fallersleben . . I 173
Einen Toaſt noch hab' ich An Nabich . . . . . I 174
Es bebt ein heimlich Zittern An Marie Gärtner . . . . . I 526
Es hat aus alter Zeit ſich jung erhalten An Suſette Jung . . . . I 495
Es hat kein Band gewunden An Marie Rückert . . . . . I 217
Es war um halber ſieben An Suſette Jung . . . . . I 266

Feuer vom Himmel An Seraphine Mauro . . . . . I 686
Flügel mich emporzutragen . . . . . I 734
Freitag, am dritten des November, München An Tauſig . . . . . II 287
Freude, die heilige An Marie Gärtner . . . . . I 505

Geweiht, wie Deines Hauſes Statt An Standhartner . . . . . I 637
Gloire, salut, honneur! An Berlioz . . . . . II 459
Golden Licht! Lieb Geſicht! An Maria Jung . . . . . II 372
Groſſe hat nicht angebiſſen An Bertha . . . . . II 481

Hab' in dieſen Weihnachtstagen An R. Köhler . . . . . II 474
Halb Kerzenſchein, halb Dämmerlicht An Bertha . . . . . II 154
Hat jedes Land ſein Leid und Weh . . . . . I 174
Hätt' ich nach allen ſchönſten Tagen An Maria Jung . . . . . II 612
Hochverehrt, doch kaum verſtanden An Marie Gärtner . . . . . I 541

Ich darf Dich nie umfangen An Marie Gärtner . . . . . I 514
Ich hab' Dich lieb! An Bertha . . . . . II 221
Ich hab' Dir freilich feierlich versprochen An Marie Gärtner . . . I 510
Ich hab' so süß geruht An Marie Gärtner . . . . . I 546
Ich liebe Dich, so bleibt es Wort für Wort An Marie Gärtner . . I 456
Ich sag' es freilich oft, es währt nicht lang An Bertha . . . . . II 76
Ich sah zwei Schmetterlinge An Bertha . . . . . II 110
Ich saß im Park auf einem stillen Bänkchen An Bertha . . . . . II 86
Ich schlag' dies Büchlein wieder auf Tagebuchblatt . . . . . II 473
Ich sing' mein Lied um keinen Preis An Fritz Porges . . . . . I 394
Ich will meiner Herrin ein Märchen erzählen An Rosa v. Milde . I 383
Ich will mich einen Augenblick versenken An den Vater . . . . . I 60
Ich wollte ausgeh'n, war schon in der Früh An Bertha . . . . . II 227
Ich wollt' im Sonette An Bülow . . . . . II 585
Ich wollte schon dem holden Klang entsagen An Bertha . . . . . II 74
Ihr wollet gern mich ehren An den Münchner Liederhort . . . . . II 748

Jetzt weiß erst mein Herz, wie fern es Dir lebt An die Mutter . . I 398

Komm', Liese, ein Schwätzchen An Elise . . . . . I 720
Liedchen, das die Liebe schuf An die Mutter . . . . . I 143

Märzveilchen blüh'n, es werben dreister An Bülow . . . . . II 491
Mein Engelsfrauchen, ich bin etwas müde An Bertha . . . . . II 348
Mein Mütterchen, zu Deinem Wiegenfest An die Mutter . . . . . II 231
Mir wird's mit meinen Liedern geh'n An Bertha . . . . . II 344
Morgen wieder ein Lied An Bertha . . . . . II 222
München, in den Weihnachtstagen An Rosa v. Milde . . . . . II 466
Mütterchen, Palmen An Susette Jung . . . . . II 601

Nicht sing' ich Lieder laut und hell An Bertha . . . . . II 139
Nur mit Dir vereint An Marie Gärtner . . . . . I 547

Obwohl mein Frauchen Zahnweh hat An Hestermann . . . . . II 552
O hör' ein Rätsel und löf' es mir An Marie Gärtner . . . . . I 547
O könntest Du Dein Männchen schaun An Bertha . . . . . II 266
O Meer von Staub ohn' Port und Strand An Marie Gärtner . . I 487
O Milde, nobler wie Du ist keiner An F. v. Milde . . . . . II 80
O Vater unser, segne mich An Marie Gärtner . . . . . I 458

Schlummre, Kindlein, Dein Geschick An Carl Maria . . . . . II 575
Selbst gepflückt An Bertha . . . . . II 197
Siehst Du mir nur ins Aug' hinein An Bertha . . . . . II 139
Sitz ich denn ewig im verruchten Neste An Bertha . . . . . II 182
So hat ein Traum die Herzen Euch befangen An F. u. R. v. Milde) I 309
So oftmals denk' und sinn' ich An Susanne . . . . . I 62
Sonne, selig Licht der Welt An Susette Jung . . . . . I 262
Stübchen unterm Dach Tagebuchblatt . . . . . II 343

Tritt ein und laß Dir's wohl gefallen An Wagner . . . . . II 545

Und ſängen die Vögel An Bertha . . . . . II 169

Vivat annum domini An Riedel . . . . . II 655
Von dem fernen Vagabunden An Suſette Jung . . . . . I 415

Weiß Fräulein, krank im ſtillen Haus An Agnes Jung . . . . . II 344
Weißt Du, was mir vor allem An Marie Gärtner . . . . . I 541
Wenn Glück auf Dich herniederglitt An Luiſe Hoffbauer . . . . . II 710
Wenn wir einſt vereinte Funken An Bertha . . . . . II 57
Wie Du biſt, dachte Gott die Künſtlerinnen An Roſa v. Milde . . II 135
Wie klingt das eigen: Meckenheimer Gaſſe An Riedel . . . . . II 674
Wie mich die laute Welt verwirrt An Marie Gärtner . . . . . I 536
Wie's daheim war, ſind'ſt Du's nimmermehr An Erneſtine Mauro . I 703
Wie ſoll ich erſt auf Worte mich beſinnen An Bertha . . . . . II 131
Willſt mich beißen, willſt mich ſchlagen An Bertha . . . . . II 66
Wir haben ein Gebet zur heil'gen Jungfrau An Marie Gärtner . . I 542
Wir ſaßen zuſammen An Eliſe . . . . . II 742
Wir ſind nicht arm in armgenannten Zeiten An Clara Schumann . I 536
Wirſt Du heiß, Du Herz von Eiſen An Seraphine Mauro . . . . I 690
Wirſt Du im vollſten Segen An Bertha . . . . . II 151

Peter Cornelius

Literarische Werke

Erste Gesamtausgabe

im Auftrage seiner Familie herausgegeben

III. Band.

Aufsätze über Musik und Kunst

gesammelt und herausgegeben

von

Edgar Istel

Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1904

Peter Cornelius

Aufsätze über Musik und Kunst

zum erstenmal gesammelt und herausgegeben

von

Edgar Istel

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1904

Vorwort und Einleitung.

Ein langgehegter inniger Herzenswunsch geht dem Herausgeber in Erfüllung, indem er die letzte Hand an diese Sammlung legt, die ihm so lieb und teuer geworden. Mußte er doch bis jetzt in einer Epoche, die sich anschickt, die große Wiedergeburt deutschen Kunstlebens aus dem Geiste der Musik rückblickend zu überschauen, jene kostbaren Edelsteine, die dem tiefsem Gemüt und der anmutigen Liebenswürdigkeit einer wahrhaften Künstlernatur entsprossen, so lange unter dem Schutt vermoderter Polemik und antiquierter Zeitungsnotizen vergraben, schmerzlich vermissen. Nun, da der Schatz glücklich gehoben und dem deutschen Volke erschlossen ist, sei allen jenen, die dabei werktätig mitgeholfen, der herzlichste Dank dargebracht. Nächst der Familie Cornelius selbst, die durch unermüdliche Mitteilung die Arbeit förderte, sei vor allem des selbstlosen Zurücktretens des Herrn Geheimrat Prof. Dr. Adolf Stern in Dresden gedacht, der von dem wohl schon ein Menschenalter gehegten, aber durch ungünstige Umstände stets vereitelten Plane einer Sammlung der Aufsätze zu Gunsten seines jungen Mitbewerbers zurücktrat, um so ein rascheres Erscheinen der Sammlung zu ermöglichen. Persönlich ist der Herausgeber sodann insbesondere Herrn Dr. med. Leopold Hirschberg in Berlin, der unabhängig von Prof. Stern und dem Herausgeber, ebenfalls einen diesbezüglichen Plan bereits in Angriff genommen hatte, für seine überaus uneigennützige Unterstützung verpflichtet; wertvolle Nachrichten dankt er überdies noch den eifrigen Bemühungen der Herren Prof. Dr. Rob. Davidsohn (Florenz), Oberbibliothekar Dr. Kopfermann

(Berlin), Dr. A. Neißer (Wien), J. G. Prod'homme (Paris) und Gustav Schoenaich (Wien).

Die vorliegende Sammlung umfaßt mit alleinigem Ausschluß der Übersetzungen alles, was dem Herausgeber irgendwie erreichbar war, leider jedoch nicht alle Aufsätze, von deren Existenz im Druck er Kunde erhalten, abgesehen von einer Reihe von Arbeiten, die, nicht zum Druck gelangt, verloren gingen oder in irgend einer Autographensammlung ein für die Allgemeinheit nutzloses Dasein verbringen. Der Herausgeber richtet daher im Interesse der Sache an alle jene, die im Besitz hier nicht abgedruckter Artikel sind, die dringende Bitte, ihm durch die Verlagshandlung eine genaue Kopie zugehen zu lassen, und dankt im voraus für alle diesbezüglichen Mitteilungen.

Cornelius selbst, der wohl auch einmal die Absicht hatte, seine Schriften zu sammeln, hat unter dem 10. März 1864 in seinem großen „Arbeitsbuche" ein Verzeichnis seiner bis dahin geschriebenen Aufsätze angefertigt, in dem folgende bisher leider völlig unauffindbare Artikel verzeichnet sind:

1. (1850—51) Eine Messe von Naumann und ein Vaterunser von Taubert (wo?).
2. (1850—51) 6 Opernkritiken in dem „Modenspiegel" (Verlag von Janke, Berlin).
3. (Aus der Weimarer Zeit) „Hector Berlioz" in der Pariser Gazette musicale (wann?).

Unauffindbar blieben auch drei das Karlsruher Musikfest behandelnde ungedruckte Artikel, deren Titel nach einer Tagebuchnotiz Cornelius' lauten:

1. Terzopf (sic).
2. Brief eines Wohlwollenden.
3. Die sieben Unbekannten.

Ein eigentümliches Mißgeschick waltete über einigen Aufsätzen, die Cornelius im Jahre 1868 in der „Die Station" betitelten Beilage zum „Berliner Börsencourier" veröffentlichte. Jahrelang bemühten sich Herausgeber und Verlag, ein Exemplar dieser nirgends zu findenden Zeitschrift aufzutreiben, und als dies endlich während der Drucklegung doch noch gelang, konnte der Besitzer, Herr Prof.

Dr. Davidsohn in Florenz, in seinem Exemplar bis zum Jahre 1874 nur einen Aufsatz entdecken. Ein zweiter Aufsatz, wohl in der Probenummer enthalten, ist sicher veröffentlicht worden: ob noch ein dritter, bleibt ungewiß.

Was nun die Redaktion der vorliegenden Ausgabe betrifft, so hat sich der Herausgeber eng an die wenigen ihm zur Verfügung stehenden Manuskripte, meist aber an die ihm einzig vorliegenden ersten Drucke angeschlossen, ohne freilich sich einer Buchstabenpietät zu befleißigen. Insbesondere ist die Orthographie auf Wunsch des Verlags durchaus den neuesten amtlichen Grundsätzen, denen sich alle deutschsprechenden Staaten angeschlossen haben, angepaßt worden. Auch im übrigen mußte manches, das im ersten Druck schon ersichtlich korrumpiert war, durch leichte Retuschen auch bisweilen in der Interpunktion) in dem von Cornelius angestrebten Sinne hergestellt werden, während die nach dem Manuskript gedruckten Aufsätze nur von ersichtlichen Schreibfehlern gereinigt werden durften. Da sämtliche Aufsätze mit Ausnahme eines einzigen vgl. Seite 77 anonym publizierten Artikels mit vollem oder abgekürztem Namen erschienen, wurde dieser überall da, wo er ausgeschrieben erschien, fortgelassen. Bezüglich der erläuternden Notizen glaubte der Herausgeber im Interesse des großen Publikums, dem viele der von Cornelius als bekannt vorausgesetzten Personen und Verhältnisse wohl heute völlig fremd sind, nicht allzukarg sein zu dürfen, um so mehr, als selbst dem Fachmann der eine oder andere Hinweis vielleicht nicht unerwünscht sein dürfte.

Wie Musik und Dichtungen des liebenswürdigen Meisters, so tragen auch dessen Schriften durchaus das eigenartige Gepräge seines tiefen Gemüts und reichen Geistes. Peter Cornelius war kein Tages- und Lohnschreiber:

Fraget Brendel, Hinze, Kahnt,
Die ich oft genug gemahnt,
Ich für mein Teil habe nie
Nur ein Honorar geahnt!

— so ruft er einmal humoristisch-verzweifelt aus — er war vielmehr ein Gelegenheitsdichter im schönsten Sinne des Goetheschen Wortes, ein Dichter, auch wenn er nicht im Reime, dessen kunstvollste Verschlingungen er meisterhaft beherrschte, sein edles Gemüt erschloß. Und wenn er zur Feder griff, dann hatte er etwas zu sagen, etwas Rechtes und Tiefes, etwas Warmes und Ernstes, und mochte er auch aus der Fülle seines goldenen Humors die lustigsten Kapriolen sprudeln lassen, nie suchte er als witziger Feuilletonist mit dem Strahl seines Geistes zu blenden, stets war es ihm ernst, angesichts des Erfolgs eitler Modegötzen ringsumher oft bitter ernst mit der echten Kunst und ihren wahren Priestern.

Franz Liszt, Hector Berlioz, Richard Wagner, das gewaltige Dreigestirn am Himmel neudeutscher Musik, sie waren es, zu denen sein Herz sich zeit seines Lebens menschlich und künstlerisch mit Allgewalt hingezogen fühlte, zu einer Zeit, wo es noch nicht Mode war in deutschen Landen für „Zukunftsmusik" zu schwärmen, und eine erkleckliche Dosis Mut und Unerschrockenheit dazu gehörte, angesichts der Preßzustände jener Tage namentlich als deutscher selbstschaffender Künstler öffentlich das Wort für jene ganz Großen zu ergreifen. Daß aber hinter den Schriften unseres Peter Cornelius nicht der übliche musikdilettierende Literat vom Schlage solcher Leute, die sich an die Rockschöße Liszts und Wagners hängten, um ihrer elenden Null durch die vorangestellte Größe dieser Männer einen imaginären Wert zu verleihen, daß vielmehr „selber aner", ein „Cornelianer" wie er sich stolz-bescheiden einmal nennt, dahintersteht, eine abgerundete Persönlichkeit, die selbst ein eigenes Wort in der tönenden Kunst und nicht nur auf dem Papier zu sagen hatte, das verleiht seinen Aufsätzen einen Wert, der sie unmittelbar an die Aufsätze unserer Allergrößten anreiht. Sehen wir hier von den Schriften Wagners ab, der seiner epochemachenden Stellung in der Geschichte gemäß fast stets in eigner Sache das Wort führte, so besitzen wir Deutschen eigentlich nur noch in E. T. A. Hoffmanns und Schumanns, für die gleiche Epoche in Hans v. Bülows an sich etwas außerhalb dieser Entwicklungsreihe stehenden geistvollen Schriften etwas, das diesen Aufsätzen würdig an die Seite treten könnte.

Die moderne deutsche Musikschriftstellerei, der es nicht wie dem 18. Jahrhundert genügt, mit dem Seziermesser des Verstandes den Organismus des Kunstwerks prüfend zu zerlegen, die vielmehr intuitiv sich seinem poetischen Geist zu nähern versucht und es selbst im Zusammenhange mit der Persönlichkeit des Schöpfers, der geschichtlichen Entwicklung und der allgemeinen Kultur zu erfassen trachtet, sie konnte eigentlich nur ein Kind der Romantik sein, als deren charakteristisches Moment die Erzielung musikalischer Stimmung durch poetische Mittel, dichterischer Eindrücke mit Hülfe der Tonkunst erscheint. Zwar hatte schon Wilhelm Heinse, in gewissem Sinne allerdings auch ein Vorläufer der Romantik, in seinem merkwürdigen Musikroman „Hildegard von Hohenthal" den Versuch gemacht, musikalische Werke zugleich technisch zu analysieren und poetisch zu erfassen, aber erst bedeutend später sollte der Mann erstehen, der in einer bis dahin in Deutschland unerhörten Weise zugleich die bedeutendsten Fähigkeiten zur Musik, Poesie und Zeichnung in sich vereinend, und doch trotz seines heute fast ausschließlich gewordenen literarischen Ruhmes durchweg auch in seinen poetischen Werken aus dem Geiste der Musik schöpfend, als Ahne unserer heutigen Art, über Musik zu schreiben, zu gelten hat; es ist dies der so viel mit Unrecht gelästerte, von engherzigen Literaturgeschichtsschreibern bis heute noch als Ausgeburt aller möglichen Schrecknisse verschrieene E. T. A. Hoffmann, der seltsam-phantastische Berliner Kammergerichtsrat.

Hoffmann, dem die Musik kein müßiges Getändel, sondern tiefste Herzenssache, geheiligte Offenbarung des Weltwesens schon ganz im Sinne Schopenhauers war, er hat, wenn auch im Anfang von Jean Paul und Tieck angeregt, tiefste Sachkenntnis und innigstes Nachempfinden bei der Betrachtung musikalischer Werke vereinigt. Er war der erste, der, mit einer wahrhaft universellen Bildung ausgerüstet, aber doch ganz und gar als schaffender Musiker und er war, das hat selbst Weber anerkannt, ein durchaus eigenartiger Komponist an Kunstwerke herantrat und ihrem geheimsten Pulsschlag zu lauschen verstand. Ein glühender Enthusiasmus für alles wahrhaft Große, eine poetische Farben-

palette, die alle feinsten Nuancierungen des tönenden Kunstwerks zu spiegeln wagen durfte, ein beißender Spott für alles Hohle, Nichtige der Tagesmode und eine prophetische Sehergabe vereinigten sich in diesem ungewöhnlichen Geiste, der erst von Schumann, dem zwar größeren spezifischen Musiker, aber trotz all seiner Feinheiten doch ihm als Stilist nicht ganz ebenbürtigen, erreicht und dann auch gelegentlich übertroffen wurde.

Schumann, von Hoffmanns Schriften, wie übrigens auch Richard Wagner, aufs tiefste beeinflußt, trat in jeder Hinsicht in seine Fußtapfen, und der Geist E. T. A. Hoffmanns war es, der über den ersten epochemachenden Jahrgängen der „Neuen Zeitschrift für Musik" segnend schwebte; die „Davidsbündler" wurden zu Bundesgenossen der „Serapionsbrüder". Schumanns Programm „die Poesie der Kunst wieder zu Ehren kommen zu lassen" wurde in seinen besten Jahren aufs schönste erfüllt, und ein reiches Füllhorn echter, gemütstiefer Bilderpracht und herrlichsten Humors ergoß sich in die seiner Kunst gewidmeten Schriften. Gleich jenem mythischen König, unter dessen Händen sich alles zu Gold verwandelte, vermochte auch er, was er ergriff, durch das Gold seiner Poesie zu veredeln, und Menschen und Dinge, die uns sonst fremd und kalt berührten, erhielten so im Lichte seiner Persönlichkeit einen Schimmer, der auch heute noch an ihnen haftet.

Und hierin namentlich ist Cornelius der echte und ebenbürtige Nachfolger dieser beiden Romantiker geworden; tiefste Sachkenntnis und warme Begeisterung für echte Kunst, ein gewaltiges, alle Gebiete des Schönen umfassendes Wissen, ein warmes, fühlendes Herz sprechen sich bei ihm aus in einem vollendet schönen, von poesievollen Bildern umrankten Stil. Stets leuchtet jener deutsche Sinn hervor, der von je den wahren Künstler auszeichnete, und der selbst in einer Spreu von Scherzen ein keimträchtiges Korn des Ernstes birgt. „Ein Ausüben der Kunst um der Kunst willen, des Schönen dem Schönen zuliebe, zu ewigen, nicht zu eitlen, vergänglichen Zwecken", diese seinem prächtigen Aufsatz „zum Jahreswechsel 1868" entnommenen Worte bezeichnen nicht nur die Richtschnur seines künstlerischen, sondern vornehmlich auch seines literarischen Schaffens, sie bildeten den Prüfstein, an dem er jede ihm

entgegentretende Kunsterscheinung auf ihren wahren Gehalt erprobte.

Zeitlich deckt sich seine schriftstellerische Tätigkeit fast genau mit seinem Berliner, Weimarer und Münchener Aufenthalt, während die für seine künstlerische Fortentwicklung so überaus wichtige Wiener Zeit in dieser Hinsicht fast unfruchtbar war. So kann man die Berliner Epoche als die des Knospens, die Weimarer als die der Blüte, die Münchner als die der Reife wohl mit Recht bezeichnen.

In Berlin, wo er mit einigen bisher nicht mehr aufzufindenden Tageskritiken in einer Modezeitung begann, trat er bald zu der von Kossak geleiteten Fachzeitung „Echo" in ein näheres Verhältnis, und hier sollte sich der junge Musiker allmählich als Persönlichkeit entwickeln. Während beispielsweise die ersten beiden der hier mitgeteilten Aufsätze (die erst nach Cornelius' Tode publizierte Autobiographie wurde hier nur der Einführung wegen vorangesetzt) über Meyerbeer und Rossini noch etwas farblos sind, tritt uns in dem liebenswürdigen Lortzingaufsatz schon all das, was die späteren besten Aufsätze auszeichnet, deutlich, wenn auch erst im Keim entgegen, um sich in den nachfolgenden Artikeln immer herrlicher zu entwickeln. Mit der Besprechung des Chopinbuchs von Liszt tritt der Name in den Vordergrund, der von nun an Cornelius' Feder mehr wie ein anderer beherrschen sollte, und zugleich deutet er die Wendung in dem Leben des jungen Komponisten deutlich an: sein Lebensweg zeigte nach Weimar, der geheiligten Stätte deutschen Geisteslebens. Das reizende Capriccio „Eine Kunstfahrt nach Leipzig" zeigt ihn schon mitten in dem fröhlichen Kreise der neuen Genossen in Huldigung vor dem neuen im Westen erschienenen Sterne: Hector Berlioz. Auf Liszts Empfehlung auch an dem Kreise der „Neuen Zeitschrift für Musik" beteiligt, die Brendel von Schumann übernommen, betätigt er sich von nun an dort mit besonderer Vorliebe in mancherlei Aufsätzen musikalischer Natur, von denen als Unikum sarkastischer Schärfe bei dem sonst so milden Cornelius die Kritik über Heinze (S. 47) besonders bemerkenswert ist.

Nur noch zweimal, mit dem liebenswürdigen Aufsatz „Im

Loh" und mit dem noch einmal wie zum Abschied von der Stätte des edelsten Kunstlebens geschriebenen Aufsatz „Weimar", kehrte er zum „Echo" zurück. Im darauffolgenden Jahre fiel Cornelius' Erstlingswerk, der köstliche „Barbier von Bagdad" einer gemeinen Kabale zum Opfer; Liszt legte den Taktstock nieder, und Cornelius wanderte nach Wien. Eine lange Pause in seinem schriftstellerischen Wirken trat ein; was hätte er auch den Wienern, die sich täglich von einer der widrigsten Preßeliquen Europas damals beschwatzen ließen, zu sagen gehabt? Ein Kuriosum dieses Wiener Aufenthaltes bildet die Tatsache, daß kein Geringerer als Rich. Wagner einmal die Initialen Peter Cornelius' (natürlich mit dessen Einverständnis) benutzte, um in einer Zeitung das Wort zu ergreifen: der auf Seite 72 ff. abgedruckte Aufsatz über das Wiener Hofoperntheater ist trotz der Chiffre P. C. nicht von Cornelius, sondern von Wagner verfaßt. Gustav Schoenaich in Wien hat nach seiner an den Herausgeber gerichteten Mitteilung selbst das Manuskript zur Druckerei befördert und die Korrektur gelesen, und in der Tat, wenn man näher zusieht, ist Wagners Stil an einigen Stellen nicht zu verkennen. Leider wurde diese Nachricht erst nach Beendigung des Druckes dem Herausgeber übermittelt, und so konnte der Pseudo-Cornelianische Aufsatz nicht mehr eliminiert werden. Wagners Absicht war übrigens, den Theaterdirektor Matteo Salvi, der die (später nach endlosen Proben doch vereitelte) Aufführung des Tristan in Angriff genommen hatte, etwas zu unterstützen, und daß dabei der große Meister als wohlwollender Ballettkritiker auftrat, ist ein so interessantes Faktum, daß der Leser dieses Buches den kleinen Aufsatz wohl gern mit in Kauf nehmen wird. Nur einmal ergriff Cornelius selbst das Wort in Wien, und eine ihm angebotene Kritikerstelle an den „Wiener Neuesten Nachrichten" schlug er aus: im Joche der Tageskritik hätte er, der stets sein Bestes gab, sich verblutet. So sehen wir ihn erst wieder in München, wo sich unter Wagner und Bülow aufs neue ein wahrhafter Kult des Edelsten zu eröffnen schien, in die Öffentlichkeit treten und besonders des großen Dramatikers Prinzipien vor dem Forum Deutschlands verteidigen, aber auch, seinem Meister Liszt getreu, bei jeder

Gelegenheit für dessen Kunst den Boden ebnen und namentlich unablässig für die „heilige Elisabeth" wirken. Seine bedeutendsten Aufsätze über Wagner und dessen Kunst entstehen: „Der Lohengrin in München", „Der Tannhäuser in München", „Beim Jahreswechsel", die beiden Meistersinger-Aufsätze und namentlich auch sein letzter Aufsatz „Deutsche Kunst und Richard Wagner" — sie bezeichnen nicht nur den Höhepunkt der schriftstellerischen Leistungen Cornelius', sondern sie gehören auch zu dem Allerbesten, was über den Bayreuther Meister überhaupt jemals und bis auf den heutigen Tag geschrieben wurde, und wiegen in ihrer kurzgedrängten, wenn auch scheinbar oft vom Gegenstand abschweifenden Form dickleibige Bände voll biographisch-historischer Weisheit auf.

Was sie vor allem auszeichnet, das ist ihre Sachlichkeit, und sachlich sind diese Aufsätze trotz aller Wärme und Liebe für Wagner und sein Werk. Aber wenn wir einen Menschen nur durch das Medium der Liebe in seinem tiefsten Wesen erfassen können, um wieviel mehr gilt das für den Künstler, dessen Leben und Schaffen nur aus der inbrünstigen Kraft dieser Himmelsmacht zu fließen vermag. Allein der alte Spruch, daß Liebe blind mache, erfüllte sich hier nicht: wohl keiner von all denen, die für Wagner schrieben, hat mit solcher Offenheit, wie sie nur dem edlen Gemüt gegeben ist, all das, was er an Bedenken auf dem Herzen hatte, ausgesprochen, unbekümmert um die Scharen all der weihräuchernden Sklavenseelen, die sich stets von den Brocken der Herrentische nährten. Denn Cornelius war ein ganzer Mann, und das verleugnete er auch der Majestät des Genies gegenüber nicht, vor deren Königsthron der Männerstolz selten genug zu finden ist. Und das kann ihm nicht hoch genug gepriesen werden.

Aber nicht nur auf dem Gebiete der Musik ergriff Cornelius das Wort, seinem umfassenden Wissen und Können war es ermöglicht, auch über bildende Kunst in einer Weise sich zu äußern, die ihm das höchste Lob bedeutender Fachleute eintrug: die beiden in dieser Ausgabe enthaltenen Aufsätze über Genelli beweisen das ebenso wie der Artikel über Preller.

Und wenn nun der Herausgeber dies Buch der Öffentlichkeit übergibt, so bleibt ihm als Geleitwort nur der Wunsch, diese köstlichen Aufsätze, die in ihrer Mischung von treuem Ernst und herzensfroher Schalkheit wohl einzig dastehen, möchten ihre werbende Kraft bewähren und dem kleinen Kreis derer, die fernab von dem lauten Getriebe des Marktes in stiller Kammer ihre deutschen Meister ehren, einen guten Zuwachs verschaffen. Mancher, dem der „Barbier von Bagdad", der „Cid", die „Gunlöd" oder die Liederzyklen des Meisters jetzt noch fremd sind, wird dann in stiller Verehrung sich neigen vor Peter Cornelius, dem Weihnachtskinde mit dem goldenen Herzen.

München, im Dezember 1903.

Dr. Edgar Istel.

Inhalt.

Seite

Vorwort und Einleitung des Herausgebers V

Aufsätze über Musik.

Autobiographische Skizze (1874) 1
Über den Propheten von Meyerbeer (1851) 9
Mosè, Opera in 4 atti da Rossini (1851) 12
Konzert zum Vorteil der Hinterbliebenen des Kapellmeisters Lortzing (1851) 15
Neuere Trio-Kompositionen für Piano, Violine und Violoncello (1851) 19
Die Gebrüder Müller in Berlin (1851) 22
Friedrich Chopin von Franz Liszt (1852) 25
Eine Kunstfahrt nach Leipzig (1854) 29
Henry Litolff, Ouvertüre zu Griepenkerls Girondisten (1854) 36
Eine Auffassungsstudie zu Beethovens Cis-moll-Sonate (1854) 39
Richard Würst, Preissinfonie in F-dur (1854) 41
G. A. Heinze, Op. 24—26 (1855) 47
Im Loh (1856) 49
Weimar (1857) 61
Landgraf Ludwigs Brautfahrt (1857) 65
Wiener Hofopernttheater 1861 vgl. Vorwort S. XII 72
Eine Aufführung der „heiligen Elisabeth" von Liszt (1866) 77
Der Lohengrin in München (1867) 80
Das Fest des „Allg. deutschen Musikvereins" in Meiningen (1867) . . 115
Der Tannhäuser in München (1867) 126
„Der Diamant des Geisterkönigs" von Raimund (1867) 144
Münchner Musikbericht (1867) 147
Beim Jahreswechsel (1868) 154

Seite
Die heilige Elisabeth von Liszt 1868 158
Bericht über die Aufführung der „heiligen Elisabeth" 1868 166
Die Meistersinger von Richard Wagner 1868 169
Richard Wagners Meistersinger in München 1868 178
Deutsche Kunst und Richard Wagner 1871 187

Aufsätze zur bildenden Kunst.

Genellis Leben 200
Bonaventura Genelli 207
Eine deutsche Künstlerfamilie Preller 233

Nachtrag.

Musikbericht 1863 240
Register 245
Druckfehlerberichtigungen 251

Autobiographische Skizze.

(Musikal. Wochenblatt, 6. Nov. 1874, Nr. 45.)[1]

„Karl August Peter Cornelius, geboren zu Mainz am Weihnachtsabend 1824 als dritter Sohn des Schauspieler-Paares Karl[2] und Friederike Cornelius.[3]

Vater und Mutter — wie läßt sich das in so engen Rahmen drängen! — Der Vater, in Düsseldorf geboren, Sohn eines Kupferstechers Cornelius,[4] der noch in späterer Zeit umsattelte und zum Theater ging, als ein bedeutender Realist unter seinen Kollegen gerühmt war — hatte sich aus einer äußerst bedrängten, schicksalsvollen Kindheit zu einer hochgeachteten Stellung emporgeschwungen. Christen[5] in München sagte mir einst: „Eßlair,[6] Laroche[7] und Ihr Vater, die drei!“ Der Vater entsagte dem Wandern, blieb

[1] Anmerkung der Redaktion: Nachstehende, die gemütvolle Persönlichkeit des leider viel zu früh dahingeschiedenen Künstlers wiederspiegelnde Autobiographie wurde bereits vor Jahr und Tag von uns veranlaßt, doch trug ihr Verfaßer in allzugroßer Bescheidenheit nachträglich Bedenken gegen ihre Veröffentlichung, da er eine falsche Auslegung befürchtete, bevor er nicht die künstlerischen Pläne, welche sein Inneres füllten, vollständig zur Ausführung gebracht habe. Der Tod hat jäh alledem eine Ende gesetzt und gar manches, was dem Heimgegangenen besonders am Herzen lag, ist gleich im ersten Keim erstickt worden. Mögen die Leser unseres Blattes in dem hier niedergelegten Vermächtnis zunächst die liebenswürdige Natur des Menschen Peter Cornelius erkennen lernen, auf den Musiker und Dichter in ihm kommen wir gelegentlich wieder zurück.

[2] Getauft: 6. März 1793. A. d. H.

[3] geb. Schirmer, seit 3. Okt. 1816 mit dem Vater Peters vermählt.

[4] Arnold Leonhard Ignaz Cornelius nach Sandbergers Angaben.

[5] Adolf Chr. 1811—1883, ausgezeichneter Schauspieler, von 1842—1874 am Münchner Hoftheater.

[6] Ferdinand E. (1792—1846), namentlich in Iffands Dramen gefeiert.

[7] Karl v. L. (1794—1884), berühmter Wiener Schauspieler.

aller Reklame fern und ging in festgehaltener Stellung — Fach der sogenannten „Alten" an den vereinigten Theatern in Mainz und Wiesbaden — nur darauf aus, den Kindern gute Erziehung zu geben, ihre gedeihliche Lebensentwicklung vorzubereiten.

Mein Weg sollte das Theater sein, und der Vater meinte, ich sollte die Musik nur daneben kultivieren, um einst in älteren Tagen das Schauspielen nicht als ein leidiges Muß fortzusetzen.

Was soll ich lange beschreiben, wie die Kindheitseindrücke auf mich einwirkten. Mein Leben dreht sich um zwei Pole: Wort und Ton. Im Anfang war das Wort. Wohl erhielt ich früh Klavier- und Gesangunterricht; letzteren bei dem würdigen Theaterchoristen Scharrer, der in Mainz erfolgreich Schule machte und manche Sänger und Sängerinnen erzog, welche mit Erfolg das Theater betraten: durch seinen gründlichen Unterricht lernte ich musikalisch denken, und ich weiß die Zeit nicht mehr, wo ich nicht jede Akkordfolge nur dem inneren Ohr vernehmlich hätte hören können. Scharrer und S. W. Dehn in Berlin, im Anfang und Abschluß meiner Studien, sind die beiden, denen ich musikalisch das meiste zu danken habe. Zwischen beiden darf ich für die Knaben- und ersten Jünglingsjahre noch Joseph Panny[1] und Heinrich Esser[2] nennen. Wohl waren die Familienabende reich an musikalischen Eindrücken; im Verein mit stimmbegabten Schwestern und deren Freundinnen wurde mit Andacht und Inbrunst am Klavier gesungen, und das reiche Opernrepertoire einer damals vorzüglichen Bühne, an welcher alles, was in Deutschland Namen hatte, zu Gaste sang neben oft sehr begabten angestellten Mitgliedern, versetzte den Knaben früh in jene künstlerische Atmosphäre, welche manches seiner erzogene Talent oft sehr spät erstrebt und einatmet. Die spezifisch musikalische Bildung mußte dennoch eine unvollkommene bleiben, und diese Unvollkommenheit haftet noch heute an mir; die Eltern, so besorgt und teilnahmvoll sie waren, ermangelten bei

[1] Ein Ungar, bei dem Cornelius Violin- und Theoriestunde hatte.

[2] 1818—1872; damals in Mainz Kapellmeister. Über ihn und seine Stellung zu Wagner und Cornelius vgl. Istel „Rich. Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels" (Berlin 1902. Es existieren noch Jugendarbeiten von Cornelius mit Korrekturen Essers.

aller ſchwärmeriſchen Liebe zur Muſik der Bildung und Erziehung in dieſer Kunſt. Aber wie anders war es mit dem Wort. Des Vaters vollendet ſchöne Deklamation, frei von aller Manier, edel, rein, menſchlich ſchön — ein lauteres makelloſes Deutſch, das von ſeinen Lippen klang — ein begieriges Gedächtnis, welches alle Gedichte in ſich auffog, die liebevollſte Anleitung, welche ich hier erhielt — alles legte den Keim in mich, der erſt nach einer wechſelvollen Jugend, aus ganz anderen Richtungen und Lebensabſichten heraus, plötzlich in mir erblühen ſollte — den Keim zum Dichter. Was red' ich viel! ſag' ich das eine Wort, von welchem mir die Seele zittert: Goethe! Hinter den Glasſcheiben der Bibliothek meines Vaters mit den grünſeidenen Innenvorhängen, da lockten wohl die Werke des Großen; ſie mußte mir noch verſchloſſen bleiben. Aber auf dem Speicher war eine große Kiſte voll Bücher, in denen ich manch Stündlein ſtöberte. Da fiſchte ich, wie der Taucher die Perle, ein zerriſſenes Exemplar von Goethes Liedern auf. Das war von nun an mein unzertrennlicher Begleiter. An den Mond! Troſt in Tränen! Raſtloſe Liebe! Soll ich ſie alle nennen? Das alles ging in der linken Rocktaſche auf allen Wegen mit mir. Das ſprach ich draußen im Felde laut vor mich hin, das ſang ich, dazu griff ich mir die begleitenden Akkorde, ſo gut es ging, am Klavier. — An dieſem Moment entſchied ſich mein ganzes Leben, und der Jüngling, der Mann beſtätigte den Knaben in ſeiner glühenden Liebe für den Dichter aller Zeiten.

Nach beendigter Schulzeit — ich beſuchte leider nur bis zum 14. Jahr die Bürgerſchule und habe mir ſpäter meine paar Körnchen Bildung auf eigenem Weg aufgeleſen, wo anderen die volle Tafel geboten wird — lebte ich zwiſchen Studium des Wortes und des Tones geteilt. Die unvollkommene muſikaliſche Entwicklung ging ihren Weg, es war ein Taſten, ein Suchen — es fehlte an einem gründlichen Elementarunterricht; ich hatte auf dem Klavier keine Idee von Anſchlag, auf der Geige keine feſte Bogenführung und war eigentlich zu beidem durch eine früh zunehmende Kurzſichtigkeit verdorben. In der Kompoſition kam ich von Syſtem zu Syſtem, ohne eine durchgreifende einheitliche Leitung zu genießen. Doch es wachten Melodien, Lieder in mir auf, ich ruhte nicht,

suchte mir auch die Sänger und Spieler zusammen, man hörte doch darauf hin und ließ mir nach einigem Kopfschütteln doch immer eine Krume Talent übrig. — Ich durfte einen Ausflug der deutschen Oper nach London mitmachen, im 16. Jahr, die letzte der zwölf zweiten Geigen unseres durch Engländer verstärkten Mainzer Orchesters! Doch brachte es mir zweierlei — in Ton und Wort. Ich hörte jeden Abend unsere klassische deutsche Oper mit ausgezeichneter Solobesetzung; mit einem Staudigl,[1] Tichatschek,[2] einer Stöckl-Heinefetter;[3] und ich vervollkommnete mich — als oft in Bewegung gesetzter Dolmetscher für meine Kollegen — in der Sprache Shakespeares und Byrons. — Beim Vater aber, da ging's flotter her, als bei der zweiten Geige. Er studierte Tasso, Hamlet, Romeo mit mir. Er war Nathan — ich der Klosterbruder! Die Hälfte der Geschwister war schon draußen in der weiten Welt, sich ein Leben zu bilden, da schloß er sich um so inniger an mich an; war ich doch zugleich auch sein Schüler, sein Jünger. Abends holte ich ihn aus der Garderobe ab; da wurde auf dem Heimweg das Stück durchgesprochen, die Leistungen auseinandergesetzt. O wie göttlich schlecht kam da Gutzkow weg, wenn wir aus der „Schule der Reichen" kamen, oder aus „Werner", oder gar aus „Richard Savage"! Wie oft, wenn Gutzkow in seinen „Plaudereien" (verzeih ihm, edler St. Beuve,[4] dieses Plagiat des Titels deiner wahrhaft schönen, kulturhistorischen Aufsätze!) unseren großen Wagner ungestraft mit historischen Schimpfnamen nennt, wie oft ruf' ich mir dann rächend die mündlichen Kritiken des „alten" Cornelius zurück — und zu höherer Würze das Wort eines großen Dichters über ihn. —

Der Ton verdrängte das Wort. Es war in Berlin. Ich hatte unter den Fittichen meines Vaters (Fittiche! denn er war ein Pelikan!) die theatralische Laufbahn in Wiesbaden begonnen, welches unterdes Hoftheater geworden war. Es waren seine letzten

[1] Joseph St. (Vater) 1807—1861, berühmter Bassist.

[2] Joseph Alois T. (1807—1886, Wagners erster Rienzi und Tannhäuser in Dresden.

[3] Clara 1816—1857, eine Schwester der berühmten Sabine Heinefetter.

[4] Sainte Beuve, Charles Augustin 1804—1869.

Lebensjahre, und ich mußte seinen edlen Geist vielfach unter den Bühnenverhältnissen leiden sehen. Außerdem trat an den reifenden Jüngling die zugleich aus dem Innersten auftauchende und von außen angeregte Frage heran: was beginnst du? wie willst du in zwei so schweren Künsten zugleich eine Vollendung erstreben? In der Wiedergenesungszeit von einem lebensgefährlichen Nervenleiden fand ich Muße, tiefer über mein Wollen und Streben nachzudenken und der ernsten inneren Stimme Gehör zu geben, welche mich mahnte, eines von mir zu werfen und das andere mit Leib und Seele ganz zu ergreifen. Mit Schmerz schied ich von dem Ideal, dramatischer Künstler zu werden und wählte ausschließlich die Musik, aber nicht ohne den tröstlichen Zielgedanken, als dramatischer Autor, als Komponist „komischer Opern" mit der Bühne in engster Beziehung zu bleiben. Denn schon mit dem Vater, welcher selbst eine bedeutende vis comica besaß und mir für das Fach komischer Charakterrollen die entschiedenste Begabung zutraute, hatte ich im Einverständnis auch diesen besonderen Zweig für die Komposition gewählt; wir besprachen oft das Sujet des „zerbrochenen Kruges". Schwer wäre es gewesen, den Vater für das ausschließliche Ergreifen der Musik zu stimmen; er hatte seine Lieblingspläne an die Zeit meiner völligen dramatischen Ausbildung geknüpft. Das Geschick hat mir nicht die Zeit gegönnt, den rechten Augenblick zu finden, ihn in mein Geheimnis einzuweihen. Er starb. Sein großer Verwandter, der Meister Cornelius,[1] damals schon in Berlin verweilend, übernahm die Sorge für meine musikalische Ausbildung. Ich wurde Dehns[2] Schüler. Ich begann hier mit neunzehn Jahren noch einmal von vorn. Nach drei Jahren Studium holte ich mir bei Friedrich Schneider[3] in Dessau einen Lehrbrief über einen Pack Sonaten, Streichquartette, Stabat mater, Miserere, Trio, Quintett für Klavier mit Saiteninstrumenten usw. usw. Bei allen diesen Tonstudien hatte freilich das „Wort" geschwiegen. Nur zwei komische Operntexte waren in einer Zeit entstanden, als ich den Unterricht bei Dehn aussetzte und kühn meine eigenen Pfade

[1] Der Großoheim unseres Meisters.
[2] Siegfried D. 1799—1858, der bekannte Theoretiker.
[3] 1786—1853, der Komponist des Oratoriums „das Weltgericht".

zu wandeln versuchen wollte; daneben manche Skizzen, die alle auf dasselbe Ziel der komischen Oper ausgingen. Nur einmal hatte mich die Notwendigkeit aus meiner Verzagtheit, meine Musik auf einen eigenen Text zu setzen, herausgetrieben, als der Altmeister Cornelius von Italien zurückkehrte und ich zu einem Willkommsgruß keinen Dichter finden konnte, so sehr ich mich bemühte. Da dichtete ich mir selbst einen Text — und komponierte ihn. Unter Wieprechts[1] Leitung sangen ihn manche Väter von Siegern bei Gravelotte und Sedan. Er gefiel dem Alten — das war jedenfalls das Beste dran. Doch war das ein völlig vereinzelter Fall, eine Art hübscher Unfall! Ich betrachtete mich völlig als Musiker, und da nach den Begriffen der Fachmenschen ein mittelmäßiger Text meistens der beste ist, so durfte ich mir schon auch einmal einen Text schreiben — ohne die Folgerung völlig auszusprechen, sie könnte meine Eitelkeit verletzen. Der Ton hatte das Wort verdrängt. Aber nun kam es plötzlich anders. Ohne alle Umschreibung gesagt: leidenschaftliche Liebe ergriff und erschütterte mich im Innersten; bei den Unmöglichkeiten meiner Lebensstellung konnte sie nur eine unglückliche sein. Und ich, der ich bis jetzt nur höchst dürftige Ansätze zu subjektiver Lyrik gemacht, dagegen doch so viele Tonstudien in mannigfachen Formen getrieben hatte, ich komponierte keine verzweifelten Sarabanden, keine rastlosen Giguen in Moll, keine weltschmerzlichen Scherzos — ich schrieb eine Fülle einfacher deutscher Gedichte, zu sagen, was ich litt. Von jetzt an war ich Lyriker, wenn ich auch durchaus — und wahrlich vor mir selbst — nicht wagte, mich einen Dichter zu nennen. Das hatte ich ja nicht gelernt, darin gab man ja keine Stunden, damit konnte man nicht einmal der unterste Organist werden. Aber meine Tagebuchblätter nahmen nun alle lyrische Form an. Nur daß es kaum einmal zufälligerweise dazu kam, lyrische Ergüsse auch musikalisch zu fassen, oder ein so heiliges Gefühl auch absolut musikalisch wiederzugeben. Nein, die Musik war mir eine strenge hehre Muse, der durft' ich nicht mit solchen Herzenskleinigkeiten kommen. Die Fassung kam wieder. Aufs neue begannen die strengen kontra-

[1] Wilh. Friedr. W. 1802—1872, Direktor der Musikchöre der Garde in Berlin.

punktischen Studien bei Dehn, und als er mich nach einigen zwölfstimmigen Chören und einem Kanon für acht Stimmen, wo der zweite Chor alles in der Gegenbewegung singt, entließ, machte ich mich wieder ans Sonaten- und Trio-Komponieren, begann einen achtstimmigen Psalm mit Orchester usw. Unterdessen waren aber, neben der Dehnschen Schule herlaufend, meine Lieder und Duette zu fremden Dichtungen — etwas besser, etwas menschlicher als früher geworden, ich sang sie bei Freunden mit meiner Schwester Auguste, sie wurden gern gehört. Nur meine Verse blieben die stillen Gebete im Kämmerlein, und niemals dacht' ich an den „Dichterkomponisten". Der Ton herrschte — das Wort war da, aber es duckte sich.

Wer sich nun schon einmal in die Gefahr begeben hat, dies alles zu lesen, der komme auch darin um, indem er meine Bitte erfüllt, an dieser Stelle sich aus eigenem Wissen und Erleben alles herzudenken, womit Richard Wagner damals, wie noch heut' und wie nach heut', die Welt erfüllt und bewegt. So kommen wir schneller nach Weimar.

Selten ist dem Kunstbeflissenen die freie Selbstbestimmung über Wandern oder Bleiben verliehen. Die trockene Scholle umzieht ihn oft mit jenen lockenden Silberfäden, die selbst zu Eisenstangen werden können. Diesmal aber, nach Weimar, ging ich ganz aus freiem Antrieb — mit der Idee, daß es nur ein Ausflug werden sollte. Ich wollte endlich Wagners Werke selbst einmal hören, mit mir selbst darüber ins reine kommen. Ich wollte sodann von Liszt, als einem über alles Kleinliche erhabenen Künstler und Menschen, mir ein freies Urteil über meine Studien ausbitten, was ich in Berlin nicht erlangen konnte von Leuten, die in Rücksichten verbissen waren. Das erhabene Kunstleben und Kunsttreiben, das mich dort wie mit einem Zauberschlag berührte, entschied mich augenblicklich dahin, nicht nach Berlin zurückzukehren, sondern, wie mir es auch ergehen möge, aufs neue anzufangen, Kunst zu lernen und womöglich, früher oder später, diesem Kreis anzugehören. Wäre doch der Brief noch aufzufinden, in welchem ich meinem großen Vetter auseinandersetzte, warum ich nicht nach Berlin zurückkehre, ich glaube, er dürfte mit Recht ein echter Künstlerbrief heißen.

Wenn mich auch einen Moment lang die Wonne berauschte, meine Versuche von den größten Repräsentanten ihrer Instrumente gespielt zu hören, darüber konnte ich mich nicht täuschen, wie gering die Stellung war, die ich hier als spezifischer Musiker beanspruchen konnte. Liszt wies mich auf die Kirchenmusik. Gut; ich stürze mich in den Thüringer Wald zu Schwester Elise. „Domine, salvum fac regem!“[1], Männerstimmen-Messe, zwei Messen für gemischten Chor mit und ohne Orgelbegleitung — wenn auch nicht gerade so in einem Atem hintereinander! Ich komme wieder nach Weimar. Succès d'estime! Ich höre Berlioz, stürze über seine Partituren her, studiere Tag und Nacht darüber — und war ganz verliebt in diesen „Benvenuto Cellini“, noch eh' ich den „Lohengrin“ gehört. Davon ein anderes Mal und eingehend. Heute schließ' ich diese allzulang gewordene Skizze nur noch mit dem Moment, wo sich endlich nach so langem Ringen die beiden Himmelsmächte des Tones und der Sprache zuerst in der höchst zerbrechlichen Scherbe meines guten Gemütes zu lieblichem Bunde vereinigten.

Weit, weit von Weimar find' ich ein freundliches Asyl in einer kleinen Stadt an einem kleinen Strom — ein Nebenfluß, wie ich eben ein — Nebenmensch bin.[2] Da ist in den schönen Kreisen, in denen ich sehr gütig aufgenommen war, eine junge Dame, die spielt sehr schön Klavier, singt auch sehr schön dazu. Der wollt' ich denn später, vom Land aus, eine Artigkeit erweisen, mich wohl auch ein wenig zeigen. Da schrieb ich ihr sechs kleine Musikbriefe. Jedes Lied durfte nicht größer sein, als es sich gerade auf den Briefbogen schreiben ließ. Der Dichter in mir war, wie ich erzählte, unter großen Wehen geboren; der Musiker war ein Angstkind von jeher; da kam aber nun das Glückskind, das von beiden das beste hatte und mit freiem künstlerischen Gebahren in die Welt lachte. Das war der Dichter-Musiker. Mein Op. 1 war da.

[1] Das Originalmanuskript der Partitur dieses Werkes fand sich, wie noch nicht bekannt, im Nachlaß von Heinrich Porges, dem es Cornelius geschenkt hatte.

[2] Es war Wallerfangen bei Saarlouis.

Über den Propheten von Meyerbeer.

Berliner Musikzeitung „Echo", erster Jahrgang 1851, Nr. 3.)

Wenn ich auch fürchten muß, daß der geehrte Leser des Echo einer nochmaligen Besprechung des Propheten mit dem weltgeschichtlichen „Trop tard!" entgegenkommen wird, so hielt ich gerade dieses neue Blatt, welches, wie mir scheint, große durchdachte Kunstwerke nicht mit einem paar hochtrabender Rezensentenphrasen abfertigt, für geeignet, nach so vielem, was im „wilden Augenblick" über eine Frucht jahrelanger Arbeit gesagt ist, auch einem Wort der Anerkennung und Begeisterung in seinen Spalten einen Raum zu gönnen.

Der Prophet von Meyerbeer ist ein Werk, welches ebensogut wie die Schöpfungen anderer großer Meister dringend das Recht fordert, nach öfterem Hören und tieferem Eingehen in die Gedanken des Komponisten beurteilt zu werden. Heute, wo das rezitierende Drama vergebliche Anstrengungen macht, eine den Ansprüchen der Zeit genügende Höhe zu erreichen, ihren gigantischen Bestrebungen den „Spiegel vorzuhalten", wo in betrübenden Kontrasten sonst und jetzt, Shakespeare, Goethe, Schiller und Birch-Pfeiffer, nochmals Birch-Pfeiffer, und immer wieder Birch-Pfeiffer zusammengestellt wird: in einer Zeit, wo man beim Anhören einer Oper bloß sagt: „Es ist doch kein Don Juan", bei einer Sinfonie: „Es ist doch keine C-moll-Sinfonie", bei einem Oratorium: „Es ist doch keine Schöpfung oder kein Messias" — in einer solchen Zeit tut es wohl, Werken zu begegnen wie den Meyerbeerschen, einer Oper, die nicht bloß den Quadrillenmachern Stoff in die Hände liefert und auf tausend Leierkasten uns bald zum Ekel wird, sondern die ein aus ernstem, reifem Geist erzeugtes Ganze bietet und der dramatischen Musik neue Seiten abgewinnt.

Denn das ist groß und neu an Meyerbeer, daß er ganze geschichtliche Perioden mit seinem Geist neu ins Leben zurückruft, und daß er, so unwahr oft sein sonst talentvoller Librettodichter sein mag, seiner Musik klar und ausgeprägt historische Färbung leiht.

Wenn im Robert die romantische Poesie des Mittelalters noch einmal heraufbeschworen wird, wenn dort die christliche Fabelwelt des Arioſt mit ihren Dämonen in Heroldgestalt, ihren Talismanen, mit ihrem Teufel in Menschenhülle uns Aug' und Ohr erfüllt, wenn dort vor dem auf erhabnen Orgelklängen getragenen christlichen Sinne der Geist des Bösen weichen muß; wenn in den Hugenotten der Sieg einer neuen, kräftigenden Weltidee über starre ausgelebte Formen, das ewige Recht des Protestierens verherrlicht ist, so tritt uns im Propheten das stets nach Freiheit und Gleichberechtigung ringende Volk und der Mann aus dem Volke entgegen, der es seinem Ziele entgegenführen möchte, wie es stets durch den Egoismus einzelner wieder zurückgeschleudert wird. Ich glaube, wir brauchen die Muster zu diesem Volke und zu diesem Demagogen, die hinter der Maske eines großen Prinzips ihre eigenen Zwecke verfolgen, nicht allzuweit zu suchen.

Und diese großen Gebilde der Vorzeit werden getragen von wirklichen Charakteren, nicht von Schablonenfiguren, zärtlichen Vätern und Müttern, verabscheuungswürdigen Intriguanten, von überseligen oder überelenden Liebenden sondern von solchen Gestalten, die eine innere Notwendigkeit in sich tragen, die eben nur sie selbst sind, und nicht anderes sein können, von einem Bertram, einem Marcel, einer Fides.

Was im Propheten noch schärfer hervortritt, als in den früheren Opern, ist das strenge bei der Sache bleiben, der große einheitliche Gang der Handlung, die sich rasch und folgerichtig entwickelt. Alle musikalische Gelegenheitsmacherei hört hier auf. Wenn Mozart seinen Pagen noch ein Duett mit Susanne singen läßt, ehe er vor dem Grafen sich durch das Fenster rettet, so läßt Meyerbeer seinen Helden mitten im Rezitativ, ohne Applaus, scheiden, um ihn in das meuterische Lager eilen zu lassen. Das kurze Arioso vertritt die Stelle der langen Arie, das Rezitativ wird mannigfaltig und interessant durch charakterisierende Stellen, und in den großen Volksszenen des ersten und vierten Akts übertrifft Meyerbeer alles, was er geschrieben.

Aber auch an äußerlichen, sinnenberauschenden Mitteln bietet die Oper mehr als die früheren, und ich fürchte, daß Meyerbeer

durch das Licht seiner Sonne dem Lichte seines Geistes im Wege steht. Eine Oper, die wie der Prophet durch das reine, heilige Gefühl der Mutterliebe getragen wird, welchem der Komponist wahrlich aus tiefer Seele verklärende und erhebende Töne lieh, eine solche Oper bedarf keiner aufgehenden Sonne, keiner Schlittschuhtänze, um auf das Publikum zu wirken. Muß ja doch einmal das, nach dem bis jetzt tonangebenden Pariser Geschmack, leider unvermeidliche Ballett dabei sein, so müßte es doch wenigstens motiviert erscheinen. Im „Robert“ bildet es so schön ein Hauptmoment der Handlung, in den „Hugenotten“ selbst hat es noch eine Berechtigung, denn es erfüllt den bewußten Zuschauer mit Grausen, wenn dort am Rande des Abgrundes getanzt wird. Mag es aber im französischen Charakter liegen, sich zu schlagen und dabei zu lachen, sterbend einen Calembourg zu machen, der deutsche Bauer hat eine tiefre Ästhetik im Leibe: wenn er totschlägt, tanzt er gewiß nicht.

Möchte der deutschen Oper noch eine glänzende Zukunft bevorstehen, möchten nach den Wirren der Zeit neue geläuterte Zustände, eine neue Kunstperiode und mit ihr würdige, schlackenlose Werke aus deutschem Geiste sich entfalten, dann wird all der falsche Tand und Flitter von selbst zerfallen. Die Träger dieser neuen Kunst werden Meyerbeer nicht einseitig nachahmen, denn wie gefährlich dies ist, läßt sich aus dem „Wilhelm von Oranien“ des begabten Carl Eckert[1] in jeder Szene nachweisen. Aber sie werden den großen Fleiß Meyerbeers nachahmen, die Sorgfalt und Liebe, mit der er seine Charaktere bis ins kleinste schildert, sie werden sein tiefes Forschen nachahmen in den reichen Schachten der Instrumentalmusik, in welchen er neue Edelsteine aufzufinden weiß, um seine neuen Gestalten zu schmücken; vor allem aber den hohen poetischen Ernst, mit dem er in seinen Werken ein großes gedankenschweres Ganzes gibt.

[1] Die Oper wurde 1846 in Berlin zum ersten Male aufgeführt, wo Eckert 1820—1879 23 Jahre später Hofkapellmeister wurde, nachdem er in Wien und Stuttgart in gleicher Eigenschaft tätig und namentlich Rich. Wagner sehr förderlich gewesen war.

Mosé. Opera in 4 atti da Rossini.

Sga. Caſtellan: Anaïde.

Berl. M.-Ztg. „Echo", 1851, Nr. 4.

Berlin. Meiſter Roſſini komponierte den „Moſè" 1817 für Neapel,[1] und arbeitete das Werk 1827 für Paris um, wo es am 26. März in der Academie royale de musique zuerſt aufgeführt wurde. Neu hinzukomponiert ſind einige der bedeutendſten Nummern in dieſer Bearbeitung, ſo u. a. das Gebet mit Chor ohne Begleitung im erſten Akt, der Chor zum Opfer der Erſtgeborenen, welchen Roſſini aus ſeiner „Armida"[2] benutzte, das mächtige Finale des dritten Aktes und die Arie der Anaïs im vierten Akt. Fétis, aus deſſen Revue musicale ich dieſe geſchichtlichen Notizen entlehne, ſchildert in demſelben Blatte die große Pariſer Oper vor dem Erſcheinen dieſes Werkes als in einem Zuſtand großer Erſchlaffung und Leere befindlich, welche ſelbſt durch die Aufführung der „Belagerung von Corinth"[3] nicht gänzlich gehoben worden war, bewillkommt den vollſtändigen Erfolg des Moſè als eine glücklich vollbrachte Revolution in der Oper, indem er dem Komponiſten zuruft: „Genieße deinen Triumph, Roſſini, er iſt wohlverdient. Deinen aufrichtigen Bewunderern bleibt für deinen Ruhm nichts mehr zu wünſchen übrig und deine Verkleinerer und Neider werden einem ungleichen Kampf entſagen müſſen, in welchem ihnen nicht einmal mehr die Hoffnung eines vernünftigen Widerſtandes bleibt."

Auch für die berliner Italieniſche Oper darf das Erſcheinen des Moſè als ein erfreulicher Fortſchritt betrachtet werden, wenn nämlich damit ein Anfang gemacht ſein ſoll, aus dem engen Kreis der Belliniſchen und Donizettiſchen Opern herauszutreten; vielleicht benutzt die Direktion ihre herrlichen Kräfte künftig auch für die

[1] Erſte Aufführung: 5. März 1818.

[2] 1817 aufgeführt zu Neapel.

[3] Le siége de Corinthe 1826 in Paris urſprünglich italieniſch unter dem Titel Maometto.

Werke des Fioravanti[1], Cimarosa[2], Paër[3], und Piccini[4]. Denn herrlich sind sie gewiß, diese Kräfte, und es mag wohl wenige Opern geben, in denen sich die Vielseitigkeit derselben so glänzend entfalten kann, wie gerade in Mosé. Welcher Genuß, diese Ensemblestücke von einer Castellan, von einem Labocetta, Pardini, von Stimmen, wie die des Bianchi und Guizziardi zu hören! Und wenn auch bei einer gleichmäßigen Verteilung der musikalischen Schönheiten auf die verschiedenen Partien der Sga. Castellan nicht so unumschränkte Gelegenheit geboten ist, zu glänzen wie in der „Nachtwandlerin",[5] im „Barbier" und anderen Rollen, so entwickelt sie dafür in der einen Arie des vierten Aktes gewiß reichlich die ganze Fülle der bezaubernden Macht auf den Hörer, die ihr zu Gebote steht. Die Partie des Amenophis ist wie für Sgr. Labocetta geschrieben; sein hohes ais und h mit Brust und sein mit sehr geschicktem Falsett gesungenes d in dem Duett: „Parlar, spiegar", sind von der größten Wirkung. Die vollste Anerkennung gebührt Sgr. Bianchi für seinen begeisterten Vortrag der Titelrolle, Sgr. Orsini für das fleißige Einstudieren der Oper, und wenn zuletzt noch ein Wunsch bliebe, so wäre es der, daß der Feuerregen im ersten Akt das nächste Mal wegbliebe, und dafür Sgr. Pardini die wichtige Rolle des Eleasar übernehme, wenn auch nicht pflichtgemäß, doch aus Liebe zu seinem genialen Maëstro Rossini, für den er ja eine so hohe Begabung bewiesen hat. In Paris wurde bei der ersten Aufführung diese Partie von einem bedeutenden Sänger, Herrn Alexis Dupont, gegeben, dem in der Kritik des Herrn Fetis ein großer Anteil am Gelingen zuerkannt wird.

Soll ich dem Gesagten noch hinzufügen, daß der Gang der Handlung gar schleppend und ermüdend ist, daß man am Ende sich ebensoweit sieht, wie am Anfang, daß alle Steigerung mangelt und die Situationen durch alle Akte dieselben bleiben? Soll ich sagen,

[1] Wahrscheinlich Valentino F. 1764—1837.

[2] Domenico C. 1745—1801, der Komponist der „heimlichen Ehe".

[3] Ferdinand P. (1771—1839); seine Oper Eleonora 1805 ging Beethovens Fidelio zeitlich voraus.

[4] Nicola P. 1728—1800, der sehr talentierte Antagonist Glucks in Paris.

[5] La Sonnambula von Vincenzo Bellini 1831

daß dem deutschen Sinn, der gewohnt iſt, bibliſche Handlungen in tiefinnerlicher Weiſe aufgefaßt zu ſehen, die Muſik Roſſinis und ſein ſtetes Zurückfallen in den profanen Ton nimmer behagen wird? Daß Roſſini in naiver Sinnlichkeit ſich an die äußerlichen Wunder hält, nicht aber die rechten Töne findet, um den Kampf zwiſchen Religionsgeſetzen und Liebe zu ſchildern? Daß ſeiner Inſtrumentation bei allem Glanz die tiefe Romantik fehlt, mit der ein Mendelsſohn oder Robert Schumann die Geige zum Himmel aufjubeln läßt, der Klarinette rührende Gebete in den Mund legt, und wenn das Fagott einmal einen leiſen Zweifel aufwerfen möchte, die Poſaune mit ihrem Lobe Gottes alles übertönen macht? Soll ich ſagen, daß es eine verderbliche Moſaik in dieſem „Moſè“ iſt, wenn Feenchöre aus der „Armida“ zu Opferchören der Juden benutzt werden?

Nein, ich ſage lieber: du ſeiner Meiſter, mit deinem Gourmandzug um den ewig heiteren Liedermund, wie ſchön haſt du deine Gebete gedichtet. Woher nimmſt du dieſe Fülle des Tones in deinem „mi manca la voce?“ Iſt es, weil du die Stimmen ſo köſtlich ſinfoniſch legſt, weil du den erſten Tenor mit dem Baß in den hohen Oktaven abwärts gehen läſſeſt und den zweiten und dritten mit dem Sopran in Sexten und in der tiefen Oktave hinaufſchickſt? Ich weiß es nicht, aber es klingt! Deine Sänger müſſen dich lieben, denn ſie ſagen dem Hörer in ſo weichen, ſüßen Tönen: „Liebt ihn doch auch, unſern guten Roſſini!“ Und biſt du nicht ein Proteus, mein verehrter Maëſtro? Wer macht es dir denn nach, ſo vielſeitig komiſch zu ſein, wie du es in deinem „Barbier“ biſt, in deinem „Turco in Italia?“[1] Weht nicht friſche Bergesluft in deiner „Donna del lago“,[2] weint nicht alles, wenn deine Desdemona[3] weint, ſind es nicht Helden, die deine Fahnenweihe ſingen, und vernichtet in deiner Rütliſzene nicht jeder Ton einen Geßler? Laß dich drumnicht irren durch das Gerede der Leute, die da ſagen: „Du gäbeſt dich zu viel mit leichtſinnigen Triolen ab und kämſt des Nachts immer erſt zwiſchen Terzen und Sexten nach Hauſe.

[1] 1814.
[2] 1819.
[3] „Otello“ 1816.

und ſtatt in der Kirche ordentlich den Choral mitzuſingen, trällerteſt du manchmal plötzlich eine deiner Operarien dazwiſchen". Ich ſage dir, mein Maeſtro, es iſt mehr Freude dort oben über einen reuigen Sünder als über hundert Gerechte, und du kommſt doch in den Himmel, und dein „Quando corpus" wird dir noch lange nachtönen, wenn du friedlich hinübergegangen biſt zu den großen Meiſtern.

P. C.

Konzert zum Vorteil der Hinterbliebenen des Kapellmeiſters Lortzing.

(Berl. M.-Ztg. „Echo", 1851, Nr. 9.)

Berlin.[1] Lies nur keine politiſchen Zeitungen mehr, lieber Leſer, du ärgerſt dich doch nur! Bilde dein Talent lieber im ſtillen und ſtärke dann deinen Charakter — nicht im Strom der Welt, ſondern im Strom der Harmonien, ſolcher Harmonien, wie ſie einmal wieder geſtern die Räume des Konzertſaals im Schauſpielhauſe erfüllten. Denn wenn du beim Zeitungsleſen am Frieden der Welt verzweifelſt und am Ende notgedrungen in das alte Lied einſtimmen mußt, daß ſie täglich ſchlechter werde, ſo überzeugſt du dich hier vom Gegenteil und ſiehſt, wie all die verſchiedenen Nationalitäten, die doch früher oder ſpäter im Leben untergehen müſſen, hier unſterblich im Geſang zuſammen leben. Sieh es, oder lies es wenigſtens im „Echo" nach, wie die ganze Welt, die arme Welt, die ſonſt immer ſo ſchlecht gemacht wird, ihr beſtes ſpendet, um dem braven Lortzing einen Kranz zu winden und an den Seinen gut zu machen, was ſie, die böſe Welt, am Meiſter verbrochen.

Wenn ich nun dein Cicerone ſein darf, lieber Leſer, ſo folge mir, ich kenne Weg und Steg und kann dir alles zeigen. Siehſt du, das iſt Nürnberg, die Reichsſtadt. Halte dich nicht zu lange an Dürers Haus auf, ſondern komm' zum Rathaus, da wird der

[1] Obgleich uns verſpätet zugegangen, laſſen wir doch gern den anmutigen Artikel unſeres Mitarbeiters folgen. D. R.

Die Redaktion hatte nämlich bereits in Nr. 8 eine Beſprechung dieſes Konzerts gebracht. A. d. H.

Hans Sachs unter die Meistersänger aufgenommen. Hörst du sie singen? das sind Knittelverse. Du schüttelst den Kopf? Es will dir nicht zusagen? Du bist verwöhnt durch Geibel und Mendelssohn? Süße Lyrik, zarte Romantik? Hilft dir nichts, wir sind hier in Nürnberg. Was murmelst du in deinen Bart: „Schuster bleib bei deinem Leisten!“? Willst du immer Leute, die im schwarzen Frack komponieren und Dichter, die am feingeschnitzten Schreibtisch ruhig zuwarten, bis der heilige Geist über sie kommt — ein feines Bouquet vor sich, von schöner, hoher Hand geschickt, von der viel holden Frau, die er durch Tal und Aue, wohin er geht und schaut viel tausendmal grüßt? Denke dir Lortzing und Hans Sachs — 5. Etage, Dachstübchen, Stiefelleisten, Kindergeschrei, dabei Pech und wieder Pech, und dann denke dir die Muse, die plötzlich einmal zur Dachlucke hereinlächelt und dem guten, lieben Schuh- oder Tenormachergesellen verstohlen die Hand drückt und sich dann selbst wieder drückt, und dann denke dir ein Lied wie das Zarenlied in aller Leute Mund, und wenn so ein guter Familienvater von der Reise heimkehrt, wie dann die Kinder singen: „Heil sei dem Tag, an welchem du bei uns erschienen!“, und wie noch nach Jahrhunderten vornehme Leute und große Dichter dem Schuster nachsingen und ihm Apotheosen schreiben[1] — siehst du, das ist auch Poesie. Diese Blume wächst überall, wo ein gesundes Herz guten Boden hergibt und am besten gedeiht sie, wenn sie mit edlem Wein oder heißen, bittern Tränen genetzt wird. Lortzing ist einer von den Musensöhnen, die nicht im Lehnsessel groß geworden sind; aber der Tod streckt die Leute, und mancher der im Leben eng und gedrückt einherging, braucht einen großen Sarg. Lortzing wächst im Sarge.

Denn sieh nur, wie sich alle Nationen vereinen, dem Frühgeschiedenen zur Ehre und Liebe zu singen. Die schöne Dame, die sein eignes Lied so seelenvoll sang, ist Frau Köster. Das ist eine Deutsche, die sich mit ganzem Herzen dem großen Gluck und Beet-

[1] Cornelius denkt hier an Goethes Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung“ und Lortzings Oper „Hans Sachs“ 1840. Daß unterdessen Rich. Wagner schon den ersten Entwurf seiner „Meistersinger“ niedergeschrieben hatte 16. Juli 1845, konnte er nicht wissen.

hoven hingegeben hat, und die du nur ja einmal in „Armide“ hören und ſehen mußt. Der ernſte ſchwarze Ratsherr mit der weißen Halsbinde, der ſo meiſterhaft den Taktſtock führt, iſt der Dorn[1] aus der Reichsſtadt Köln. Nun wird dir aber gleich ein ſeltener Anblick zuteil, eine Entente cordiale zwiſchen Italien und Böhmen, die einmal faſt ins Stocken gerät, als Böhmen vergißt, die Schlußpaſſage zu wiederholen; Italien aber hält feſt, und Böhmen wird gleich wieder gut katholiſch, da es eben den heiligen Schoß des Taktes in revolutionären Huſſitengedanken verlaſſen wollte. — Nun wunderſt du dich daß plötzlich ein ganzer Wald von Lorgnons rege wird, die von oben und unten wie altergraue Türme ſich entgegen ſchauen? Ja, mein Lieber, das ſind die Spenden, die Aſien und Europa im Verein ſchicken, und, wie du ſiehſt, durch die graziöſeſte Repräſentation, die wahrſcheinlich in den beiden Weltteilen zu finden war. Du fragſt: wer ſie iſt? wie ſie heißt? Lies den Zettel. „Frau Charlotte von O.“ Mehr kann ich dir nicht ſagen; aber du haſt vielleicht mit mir eine ähnliche Erſcheinung in vielen ſchönen Gebilden oft bewundert, und denkſt vielleicht mit mir an die unvergeßlichen Worte im Fauſt: „Ach! das waren doch himmliſche Zeiten!“ Nun aber laß mich dir die Gaben der übrigen Nationen zeigen. Ungarn ſendet die Sgra. Laßlo mit ihren feurigen Nationalliedern; Polen ſeinen Kontski,[2] dem Spanien ſo gefällig war, etwas von ſeinem Karneval de Madrid mitzuteilen, welchen er ſo vortrug, daß die Damen ſich von den Sitzen erhoben, während vorher bei dem Pianiſſimo in ſeinen Méditations alles eben ſo pianiſſimo zuhörte. Nun ſpendete Italien glänzende Kirchenmuſik, die merkwürdigerweiſe von dem bedächtigen Deutſchen, dem Dirigenten, etwas zu feurig aufgefaßt wurde. England, welches ſich immer ſeinen Einfluß auf Italien zu ſichern ſucht, gab hierzu ſein Teil in Perſon der Sgra. Angelini Ms. Raſter).

Aber Holſtein, das kleine, echte deutſche Holſtein, ſetzt dem Ganzen die Krone auf, denn es ſchickt uns ſeinen C. M. v. Weber, und

[1] Heinrich D. (1804—1892, ſeit 1849 nach dem Tode Otto Nicolais Berliner Hofkapellmeiſter, vorher in Köln tätig.

[2] Anton v. K. geb. 1816, der zweite der vier Brüder v. K., damals als Pianiſt neben Liſzt und Thalberg geſtellt.

der bringt die lärmende, schwärmende Zigeunerbande mit, die aber der Dichter Sternau[1] mit einer hübschen Konzertgarderobe beschenkt hat, damit sie sich manierlich unter seinen Leuten bewegen könne. Meyerbeer[2] selbst tritt an das Dirigentenpult, und daß nicht allein Land und Meer ihren Anteil haben, wirkt ein ganzer Stern verein[3] kräftig mit. Preziosa deklamiert nicht, sie singt die Melodramen und Döring[4] verbindet das Publikum durch den Vortrag des verbindenden Textes. Hört nur, auch das "Echo" wird laut, und wenn es sonst nur berichtet und rezensiert, wirkt es heute selbst mit. Nun, es hatte ja an dem schönen Abend so großen Anteil durch Anregung und Veranstaltung des Ganzen, so durfte es sich wohl auch bescheiden hinter der Szene hören lassen. Das Ensemble all dieser reichen Kräfte war ein lebendiger frischer Kranz auf Webers Büste, den man ihm immer und immer wieder um die Stirne schlingen soll.

Zum Schluß hatte Athen die Zuvorkommenheit, einige seiner Ruinen[5] zu schicken, darüber aber wurde das Publikum selbst zur Ruine, und manche Steine aus dem glänzenden Palast rollten etwas störend durcheinander. Sei nicht ungehalten, Meister, nächstens bei deiner C-moll-Sinfonie werden sie schon wieder besser aufpassen. Diesmal hat dir Weber den Schabernack angetan. Warum hast du ihn auch mit seiner „Euryanthe" geärgert?

Dank den Konzertgebern, Dank dem Publikum für seine große Teilnahme; das Konzert war würdig der Stellung, die Berlin in der Kunstwelt einnimmt.

[1] P. O. Sternau hatte den verbindenden Text gedichtet.

[2] Damals preußischer Generalmusikdirektor.

[3] Der noch heute blühende Sternsche Gesangverein, 1847 von Jul. Stern 1820—1883 begründet.

[4] H. L. Döring, Hofschauspieler.

[5] Natürlich ist damit Beethovens Ouvertüre „Die Ruinen von Athen" gemeint.

Neuere Trio-Kompositionen für Piano, Violine und Violoncello.

(Berl. M.-Ztg. „Echo“, 1851, Nr. 30.)

Das Studium einiger neuerer Versuche im Trio, größtenteils von jüngeren Komponisten ausgehend, regte mich an, mir ein klares Urteil über dieselben zu verschaffen. Ich legte dabei weder den Maßstab Beethovens an, dessen Genius hier fast die größten Triumphe feiert, noch Schuberts, der hier genial wie immer, aber auch gedehnt und breit wie in den meisten seiner Instrumental-Kompositionen erscheint, noch Hummels,[1] der in glatter, runder Behandlung dieser Form mit süddeutscher Gemütlichkeit zu uns spricht, noch Mendelssohns, der sie wählte zum Ausdruck seines tiefen sentimentalen Strebens, noch Onslows,[2] der als gewandter Salonmann uns pikante, liebenswürdige Dinge sagt, noch endlich des vielproduzierenden Reißiger,[3] der bald in ernsten Momenten entschlossen zu Beethoven aufschaut, bald in schlendernden Sichgehenlassen oberflächlich frivol erscheint. Ich habe gesucht, die einzelnen Werke aus sich selbst zu beurteilen, indem ich von der allgemeinen Frage ausging, ob sie bloß dem Bestreben ihr Dasein verdanken, für vorhandene geläufig gewordene Formen das nötige geistige Material zusammen zu tragen, oder ob sie das Kundgeben eines tiefen, selbstbewußten Innern sind, welches in der Form sich klar zu machen sucht.

Unter die erste Rubrik muß nun unbedingt: Trio in E-moll op. 11 von Eduard Franck[4] (Berlin, Trautwein) gestellt werden, der ein tüchtiger, klarer Pianist ist, aber in diesem Werke durchaus keine Berechtigung zeigt, seine poesielosen Gedanken in einer Form

[1] Joh. Nepomuk H. 1778—1837, Schüler Mozarts, einst als Pianist gefeiert.

[2] George O. 1784—1852, fruchtbarer, heute ebenfalls fast vergessener Kammermusikkomponist.

[3] Karl Gottlieb R. 1798—1859, der Komponist des sogenannten „Letzten Gedanken Webers“, Wagners Dresdner Kapellmeisterkollege.

[4] 1817—1893, zuletzt Lehrer am Sternschen Konservatorium in Berlin.

darzulegen, die der Genius der deutschen Muse auf die glänzendste Höhe der Kunst erhoben hat. Näher darauf einzugehen verbietet der Raum dieser Blätter, aber ich bin jederzeit bereit, in ausführlicher Rezension, Note für Note, das Gesagte zu motivieren.

Dem Trio von Hermann Wichmann[1] in Es-dur, op. 10 Berlin, Trautwein gegenüber, möchte man gern etwas gelinder verfahren: es tappt so arglos in die Welt hinein, bringt sogar eine bei kernigem Inhalt anerkennenswerte Klarheit der Form mit und mag somit immer im Salon geduldet sein, wie ein junger Stutzer, dessen Toilette man hübsch findet. Ein Mädchen aber von Herz und Geist, das ihn lieben, oder ein Freund, der bei einem Glase Wein von ernsteren Dingen mit ihm reden wollte, würden gar bald dahinter kommen, daß eben — nichts dahinter ist. Goethe wollte seinen „Werther" den Flammen opfern, weil sein Freund Merck,[2] dem er ihn zuerst vorlas, als Kritik ein: „Recht hübsch!" hören ließ. Manche jüngere Poeten scheinen darin nicht so penibel, und das Beifall nickende „Recht hübsch" eines gefälligen Freundes ist ihnen schon eine hinreichend dringende Veranlassung zur Herausgabe des lieben Opus. Dies Erfinden am Klavier, mittags mit vollem Magen, was so gar keinen Aufwand von Phantasie und Geist kostet, so wenig nach Annehmen oder Ablehnen zu fragen, wenn die geläufigen Finger ein Thema bringen, ist geistlos und abgeschmackt und sollte bei einem Manne von Bildung gar nicht vorkommen.

Wenden wir uns nun zum Trio in C-moll op. 16 von C. Lührß[3] (Berlin, Schlesinger), so begegnen wir hier zum ersten Male der Musik wieder auf ihrem eigenen Felde, Gedanken zu geben, Gefühle zu wecken, mit weichen Wellen lindernd den tiefen Riß zu umspülen, den das unerbittliche Schicksal fortwährend aufwühlt in dem Herzen der Menschheit. Lührß ist ein Poet, und dies anzuerkennen tut wohl, wenn es auf der anderen Seite notwendig ist, daß die Kritik jenes zuckersüße Zartgefühl von sich tue, mit der sie jetzt nur zu oft wie die Katze um den heißen Brei herumgeht,

[1] geb. 1824, lebt noch in Berlin.

[2] Joh. Heinrich M., Kriegszahlmeister in Darmstadt.

[3] Carl L. (1824—1882, „1851 machte er eine reiche Heirat und komponierte nur wenig mehr" sagt Riemann in seinem Lexikon von ihm.

um ja niemand weh zu tun — der Kunſt aber erſt recht. Wenn mir nun der Raum verbietet, näher auf ein Werk einzugehen, welches mir beim Studium lieb und wert geworden iſt, ſo darf ich nicht verſäumen, dem Komponiſten alles zu ſagen, was ich gegen ihn einzuwenden habe. Er tut des Guten zu viel, er malt zu ſehr aus, er drückt wie aus einer Zitrone den Gehalt ſeiner Idee bis auf den letzten Tropfen heraus. Er will gelehrt erſcheinen — da liegt der Knoten. Daher ſo manche Stellen, die nicht aus innerem Drange, nicht notwendig da ſind, ſondern nur um aus dem Thema etwas zu machen, oder um zwei Themen in eine an den Haaren herbeigezogene Beziehung zueinander zu bringen. Daher die Manie unſeres Komponiſten, kanoniſch zu arbeiten, die ihn durch ſein ganzes Trio wie ein böſer Geiſt verfolgt. Dieſe gelehrten Geſchichten und Künſtlichkeiten haben ihre Zeit gehabt, und dieſe Zeit und das Studium derſelben muß in der modernen Kompoſition aufgehen, ohne fühlbar zu werden, aufgehen in einen großen, begeiſterten, unmittelbaren Geſang. Wie ſchwer dies auszuüben iſt, ohne formlos zu erſcheinen, überſehe ich nicht, aber weil es ſchwer iſt, und weil Lührß den Poeten bekundet, rufe ich ihm zu, dieſe „geheimen Kunden, dieſe Nekromantik und Alchymie“ der Muſik fahren zu laſſen und auf die Gefahr hin, verkannt und bekrittelt zu werden, ſein Innerſtes frei von allem Qualm und Quark hell erklingen zu laſſen.

Keck und derb tritt Hugo Ulrich[1] mit ſeinem Trio in C-dur op. 1 (Berlin, Trautwein) in die Welt, und, ſpreche ich es zu ſeinem Lobe aus, frei von Mendelsſohnſchen Einflüſſen, an deſſen edlem, unverfälſchtem Weine ſich die ganze junge Tonwelt einen Katzenjammer getrunken hat. Zeigt auch er ſich noch im Gährungsprozeß begriffen, der manches trübende Element noch wird auszuſcheiden haben, ſo bringt er doch in jeder Note die Berechtigung mit, uns zu Zuſchauern ſeines Ringens zu machen, und in manchen klaren und kräftigen Zügen zeigt er den geiſtigen Paß vor

[1] 1827—1872, ein hochtalentierter, leider nie recht zur Entwicklung gelangter Komponiſt. Als Lehrer am Sternſchen Konſervatorium hatte er u. a. auch Hermann Goetz, den Komponiſten der Oper „Der Widerſpänſtigen Zähmung“ zum Schüler, und dieſer verdankt ihm viel.

zu einer Fahrt nach dem Zaubergarten der Kunst. Möge er nur auch noch manchmal in sein stilles Kämmerlein gehen und seinen kanonischen Psalm abbeten oder den Stoßseufzer einer reinen vierstimmigen Fuge zum Himmel schicken und sich in der Bibel des doppelten Kontrapunktes kapitelfest machen aber uns da draußen im hellen Tageslicht himmle er nichts vor und schlage nicht reuig an seine Brust; wir wollen ihn gern an seinen Früchten erkennen, und seine frischen hellen Gesangstaten sollen uns den Gott ahnen lassen, dem sein Herz huldigt.[1] P. C—s.

Die Gebrüder Müller[2] in Berlin.

Berl. M.-Zt. „Echo" 1851, Nr. 47.

Karg sind uns im Leben die Momente zugemessen, in denen die Sonne der Kunst einmal die drückenden Nebelmassen, die um unser ewig mäkelndes, unzufriedenes Herz liegen, bis auf das letzte Atom verjagt und bis in das tiefste Winkelchen desselben ihre warmen verklärenden Strahlen gießt. Wie oft vermag das Schönste und wahrlich in würdiger Weise Gebotene und Dargestellte nicht das trübe Gespenst in unsrer Brust zu bannen, welches inmitten gegenwärtigen Genusses auf unwiderbringlich Verlornes hinweist, oder den tückischen Kobold, der das Heilige parodiert und mit kritischem Augenzwinkern uns den Wurm in der Blüte zeigt. Da können wir denn oft einen Schumann nicht verdauen, weil er uns seine Weisheit nicht in den gewohnten Medizinlöffeln eingibt, und dann fragen wir wieder, warum nicht einmal einen Gade statt des

[1] Wir haben dem Urteile unseres Mitarbeiters hinzuzufügen, daß der Komponist, wenn er in diesem Genre weiter arbeiten will, sich unter allen Umständen in der Applikatur des Piano sattelrecht machen muß; bis jetzt ist er nur ein im Irrgarten der Klavierpassagen umhertaumelnder junger Kavalier.
E. K.

Diese Fußnote stammt von Dr. Ernst Kossak 1814—1880, der damals das „Echo" redigierte. A. d. H.

[2] Es handelt sich hier um das ältere Müller-Quartett Karl, Georg, Gustav und Theodor, bestehend aus vier Söhnen des Braunschweiger Hofmusikers Ägidius Christoph Müller 1766—1841.

ewigen Haydn und Mozart, und warum dort wieder ewig Mendelssohn? Da war uns der Dirigent nicht recht, dort die Ausführung, dort wieder schien uns gewaltiger Mangel an Auffassung vorhanden, und wieder fehlte uns bei der schönsten Stimme die geringste Bildung, und wie sonst alle unsere Einwendungen heißen mögen.

Wenn uns aber, wie am Sonnabend, der gute deutsche Küster Müller in die Hallen nationaler Kunst einführt, uns ihre riesigen Säulen zeigt und das wunderbar verschnörkelte Schnitzwerk, wenn er dabei so zufrieden lächelt, als ob ihm das alles allein gehöre, und wieder zornig auffährt und fast grob wird, wenn man etwas tadeln möchte, als ob er selbst alles gebaut hätte, und nicht duldet, daß man freigeistig den Kopf schüttelt, wenn er die Schätze ehrwürdiger Reliquien vor unsern Augen entfaltet — dann schweigt wohl in uns allen „das Weben banger Erdgefühle", und wir streichen wohl samt und sonders den Tag rot an in unserm Kalender, rot wie ein Weihnachtsfest, wo wir naschhaften Kinder uns um die goldenen Eier nicht zu zanken brauchten, denn sie lagen ja so reichlich und kaum versteckt umher, oder wie ein Pfingstfest, wo aus dem lichten Äther Flammenzungen herabschossen über die Häupter der begeisterten Hörer.

Von dem ersten B-dur-Akkord, der da anbrach wie ein scheues leises Morgenrot, in das sich die erste Violine wie die Lerche emporschwang, bis zu dem brausenden Jugendtaumel Beethovens schmiegte sich das Spiel dieser Brüder warm und lebensvoll an die Brust der Muse an. Da ist keine Absicht zu merken, kein altklinges Mithineinreden. Ursprünglich und frisch, als wäre er eben aus dem Hirn des Meisters entsprungen, geben sie seinen Gedanken wieder. Die Leute haben wohl nicht ihr Lebenlang hinterm Ofen gehockt und philisterhafte Pläne ausgesonnen, die haben wohl viel in der Welt herumspaziert und lustige Streiche und Abenteuer erlebt. Die haben wohl viele fremde Länder und Menschen gesehen, und sind in Schachten und Bergwerke hinuntergefahren und haben's ihr ein bißchen abgelauscht, der Mutter Erde, wie sie Gold schafft aus ihren Adern und auf ihren Auen Blumen wachsen läßt. Die haben wohl nicht nur ihre Stücke zusammen eingeübt und

haben dann gegessen und sind schlafen gegangen — die haben ein reiches inneres Leben zusammengelebt, daß sie nun so reiche Bilder vor unsern Augen aufrollen und so in eine Flamme emporlodern und nicht etwa spielen wie Wunderkinder, die uns ein halb mitleidiges Erstaunen abzwingen, sondern wie rechte Wundermänner, die in den geheimnisvollen schwarzen Geigenkästen mehr Dinge mit sich herumtragen als hohles Holz und Pferdehare und Baumharz und Darmsaiten.

Wer möchte es dem beschreiben wollen, der es nicht gehört hat, wie unter ihren Händen der alte Haydn wieder der junge, verliebte Bursche ward, der Liebesgötter um seine Angebetete flattern läßt: nicht der alte, gepuderte Haydn, dessen Zopf wir Neunzehner bemitleiden, sondern der kräftige, lebendige, der mit George Sands Consuelo Abenteuer erlebt, den Jean Paul die geflügelten Streitrosse seiner Sinfonie anzäumen läßt, den Heinse[1] einen Arioſt nennt, und der in seinen Quartetten manchen in der Wiege erstickten diable boiteux[2] mit satyrischem Lachen wieder auferstehen läßt? Wer möchte die wunderbare Stille schildern, die den Konzertsaal während der ³/₄ Generalpause im Andante umwob, oder das halb verschmitzte, halb wehmütige Auflächeln des Savoyardenknaben, der im Trio des Menuet seine Leier dreht? Oder wie sie im Schubertschen D-moll-Quartett die Zuhörenden zu Mitspielenden machten, daß sie mitleidig, wie der Chor des Sophokles, den jammergebeugten Ödip umringten und betend die Ursache seines unendlichen Kummers erfuhren? Wie in den Variationen das Cello die klagende Witwe war und das Kind auf ihrem Schoße, unbewußt der Mutterschmerzen, nach dem bunten Schmetterling haschte — wie im letzten Satz der wahnwitzige Poet in furchtbarem Grausen vor dem Phantom seines eigenen Lachens entflieht? Wie uns dann Beethoven, der Einsiedler unter den Geistern, auf

[1] Wilhelm Heinse 1749—1803 in seinem 1795 erschienenen, leider viel zu wenig gelesenen Musikroman „Hildegard von Hohenthal", jetzt von Schüddekopf neugedruckt.

[2] Vgl. den gleichnamigen berühmten Roman von Lesage. Vielleicht liegt auch eine Anspielung auf eine Operette Haydns „Der neue krumme Teufel" vor, die in Wien gegeben wurde, deren Musik aber verloren ging.

seine einsame Höhe führte und uns die Wunder der tiefen Welt zeigte, und wie am Schluß des A-moll-Andante drei Seelen schon in seliger Harmonie verklangen, und die vierte, das Cello, noch tief unten pizzicato im Dunkeln tappend, den Ton suchte, in welchem sie ruhig verhauchen konnte?

Einer mächtigeren Feder sei solche Beschreibung überlassen, einer würdigeren Hand das Hinzufügen neuer Kränze zu den oft und lang errungenen der Gebrüder Müller. Mir bleibe nur der Ausdruck des frommen Wunsches gestattet, daß der Himmel dies herzige vierblättrige Kleeblatt noch lange grünen und gedeihen lassen möge, der Hochgenuß, sie noch zweimal zu hören, und womöglich, wenn sie wieder Sonnabends spielen sollten, ein halb Dutzend Pastoren mit hinein zu persuadieren, auf daß sie den andern Morgen nur Liebe und Eintracht von den Kanzeln herunter predigen.

Friedrich Chopin von Franz Liszt.

(„Echo" 1852, Nr. 9.)

Beengend und niederdrückend wirken die Abschiedstränen auf uns, die wir von liebenden Augen an jenen engen, schmalen Reisewagen ins Jenseits, welche man Särge nennt, weinen sehen, und welche mit noch viel mehr Staub belastet werden als die wirklichen, die da auf der lauten Landstraße des Lebens einherrollen. Und sehen wir gar eine Nation weinen am Grabe ihrer untergegangenen Freiheit, so verzweifeln wir, ihr keinen Trost spenden zu können. Es gibt aber Tränen, welche die Kunst von dem Auge der leidenden Menschheit wegküßt, und die sich auf den Hauch ihrer Lippen in ätherischen Wohllaut verwandeln, daß sie versöhnend hineinklingen in ihren Gesang, der uns dann tröstend über den irdischen Schmerz erhebt. So weint die ewigblühende Rede Mozart im Requiem, solcher Tau unvergänglicher Trauerweiden birgt sich in jener Heldenklage Beethovens, welche Marcia funebre geheißen ist, und ihnen gilt dann wohl das Wort des Dichters: „Trocknet nicht, trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe!"

Nicht ohne ähnliche Stimmung, nicht ohne gleichen Wunsch wird der Musiker das künstlerische Erbauungsbuch aus der Hand

legen, welches Franz Liszt dem Andenken Friedrich Chopins gewidmet hat. Es hieße die edelste Bescheidenheit des Autors verletzen, welche sein Werk in jeder Zeile durchdringt, und welche uns nicht einen Augenblick beim Anschauen der rein dargestellten Persönlichkeit des hingeschiedenen Tondichters einen Seitenblick auf die eigne abzwingt, wollten diese Zeilen mit der gerechten Anerkennung des Dichters beginnen. Wenn wir vor dem lebenatmenden Konterfei von den Händen eines jener alten Maler oft den Meister vergessen und uns in die fremden Züge staunend versenken, die uns noch fest im Herzen stehen bleiben, wenn auch dem Gedächtnisse der Name des Schöpfers entfallen mochte, um wie viel mehr wird der Seelenschilderer, welcher hier in den glühendsten Farben ein herrliches, makelloses Künstlerdasein vor uns stellte, seinen höchsten Triumph feiern, wenn wir ihn über seinem Werk vergessen. Geht doch die Wirkung des Bildes selbst über den sichtbaren Gegenstand desselben hinaus, und ist der Haupteindruck, den wir von Liszts Buch empfangen, vor allem der einer erhöhten Verehrung und Heilighaltung der Kunst selbst; der ewig reinen, lichten Kunst, die durch tausend ungeweihte Hände nicht herabgezogen werden kann aus dem tönenden Äther, in welchem sie schwebt — ein Stern unter den Sternen.

Das also war Chopin! Aus solchem Gelde eines stummverblühenden, entsagenden Gemütslebens waren die Saiten gewebt, die er auf seine Leier spannte. Das waren die Edelsteine seiner Jugenderinnerungen, welche, in der Kristallflut seines Innern versinkend, jene wunderbaren Kreise schlugen, welche als Klänge so nahe an unser Herz schweben. Das war seine Vaterlandsliebe, die ihm jene Sirenenstimme lieh, welche schmeichelnd den Überwinder selbst in den Abgrund zu locken sucht. Das waren seine Verehrer, seine Mitkämpfer in der romantischen Arena. Das sein Gutmann,[1] dem er sterbend die Hand küßte, das seine Fürstin Czartoryska,[2] die dem Verscheidenden Stradellas Hymnus an die heilige Jungfrau sang und den Psalm des venetianischen Patriziers.

[1] Adolf G. 1819—1882, Chopins Schüler.
[2] Marcelline C., geb. Prinzessin Radziwill 1826—1894, Pianistin.

Das waren die Blumen, die er liebte, und denen er duftklingende Schwestern auf dem Grund seines Herzens erzog. Und jenes E-moll-Präludium, in welchem, wie in seinem Leben, die Dissonanzen so schmerzlich klingen und doch ängstlich vor der Auflösung beben, spielte Lefebvre Bely zu seinem Requiem in der Magdalenenkirche. Und derselbe Lablache,[1] der zu Beethovens Todesfeier das Tuba mirum gesungen hatte, sang es hier, ein Trauerfalter, der von der zersplitterten Eiche zur gebrocheren Lilie flog; und die Viardot[2] und die Castellan, welche auf allen Bühnen des gesanglauschenden Europa seinen wehmutjauchzenden Mazureck ertönen ließen, sangen ihm nun Mozarts Rekordare!

Wenden wir nun den Blick von dem Gemälde einen Augenblick auf den Maler selbst, so sehen wir Franz Liszt mit der reinsten Freude im edelsten Wirken begriffen, von welchem dies Buch ein lebendiges Zeugnis gibt. Aus dem berauschten und weltberauschenden Jünglingsalter des Virtuosentums heraus und sich reinigend von dessen Schlacken, ist er fest und entschlossen in die Epoche reifen, männlichen Schaffens getreten, welche verborgener, aber desto nachhaltiger und nach allen Seiten hin mächtig anregend wirken wird. Fühlt man es doch aus seinem Streben immer deutlicher heraus, wie wohl er des geweihten Bodens bewußt ist, auf dem er in Weimar steht, und wie er strebt, desselben würdig zu sein. Hier ziehen nicht mehr jubelnde Studenten an seinem Wagen, aber ernste Männer, denen die Kunst alles gilt, sehen hoffend und vertrauend zu ihm empor. Ein Buch wie sein Friedrich Chopin, wird keine Lärm- und Lobposaunen erwecken, und für den Plebs hat er sich darin mit einem viel zu aristokratischen Französisch umgeben — aber der denkende und empfindende Künstler wird auf einsamer Kammer Trost und Festigkeit daraus schöpfen, und manche, die falschen Irrlichtern nachgejagt haben, werden in Liszts Worten, in denen genug eigne schmerzliche Erfahrung nachklingt, einen milden Leitstern finden, wenn er sagt: „Laßt uns ihm (Chopin) seine künstlichen Blumen streuen! Werfen wir ihm nicht fade und vergängliche Kränze

[1] Luigi L. 1794—1858, berühmter Baßsist.

[2] Pauline Viardot-Garcia 1821—1901, die weltberühmte Sängerin.

hin! Erheben wir unsre Gefühle angesichts dieses Sarges! Möchten wir von ihm lernen, alles zu verwerfen, was nicht den Stempel edelsten Ehrgeizes trägt; unsre Bemühungen einzig auf Anstrengungen zu richten, welche eine tiefere Spur zurücklassen, als die Mode des Tages. Möchten wir auch für uns selbst in der trüben Zeit, in welcher wir leben, allem entsagen, was der Kunst unwürdig, allem, was nicht die Bedingungen der Fortdauer in sich schließt, allem, was nicht einen Abglanz der ewigen, unfaßbaren Schönheit enthält, welche durch die Kunst und durch welche die Kunst ihre Strahlen entfalten soll. — Möchten wir, statt so vielen Mühaufwand daran zu setzen, Zuhörer anzuziehen und ihnen um jeden Preis zu gefallen, uns lieber, wie Chopin es tat, bestreben, ein lang hintönendes Echo von dem zurückzulassen, was wir empfunden, was wir geliebt und gelitten haben."

Lißzts Buch wird neben der universellen Sprache, in der es geschrieben, sicher durch deutsche,[1] englische und andre Bearbeitungen die Verbreitung finden, die es verdient, und so den Zweck erfüllen, dem es gewidmet ist. Den Verehrern des tondichtenden Chopin wird es munden wie ein sprudelnder Quell am Wege, auf dem sie ihn ganz und umfassend kennen zu lernen streben. Und so grüße ich scheidend und bewillkommend[2] diese tiefpoetische Sage eines Dichterlebens aus Dichtermunde. Wie jene altdeutsche Heldenschar den italienischen Strom hinrauschen ließ über das Grab ihres geliebten Königs, so quelle fortan aus diesem Buch ein reicher Born innerster Begeisterung schützend und erhaltend über das immergrüne Grab des unvergeßlichen Chopin.

[1] Erst 1880 folgte eine von La Mara (Marie Lipsius) besorgte deutsche Ausgabe als erster Band der gesammelten Schriften von Franz Liszt, die dann in der Folge von Lina Ramann herausgegeben wurden (6 Bände).

[2] Dieser Aufsatz erschien am 29. Februar; am 5. März traf Cornelius in Weimar bei Liszt ein, mit dem er schon vorher seit 1851 in Korrespondenz gestanden (vgl. Briefe an Liszt Bd. I S. 193 f. und Lißzts Briefe Bd. I S. 111 f.).

Eine Kunſtfahrt nach Leipzig.

„Echo", 1854, Nr. 1.)

Um mir für den muſikaliſchen Teil meines Referats den kleinſtmöglichen Raum zu laſſen, damit ich nicht in Gefahr komme, zu viel über Kunſt zu ſprechen, will ich mich gleich anfangs lieber über einen Künſtler hermachen, der ſich für etwaigen Tadel nicht rächen kann, der ohnedies den größten Teil des Publikums gegen ſich hat, weil er es nicht allein kalt läßt, ſondern macht, deſſen hiſtoriſche Berechtigung als Künſtler aber keinem Zweifel unterliegt, indem er mit unverkennbarer Formengewandtheit den ewig quellenden Strom zwingt, feſten Körper und Geſtalt anzunehmen, den warmen Hauch der Liebe zu wunderlichen Blumen kryſtalliſiert und zwar ſo, daß man Geldmünzen darin abprägen kann. Ich ſpreche vom Winter, nicht von Peter von,[1] ſondern ganz einfach vom Dezember von Winter. Derſelbe begrüßte uns des Nachts um drei Uhr, als wir uns von der Muſenſtadt Weimar entfernten und beim Einſteigen in die Waggons das bekannte Goethe-Schiller-Herder-Kreuz ſchlugen, mit einem Opus 1, welches wir einem ſo jungen Künſtler nicht zugetraut hätten. Wir dachten, wenn dieſer Jüngling erſt zu Opus 25 gelangt wie Berlioz, ſo wird vermutlich Weihnachten ſein ſollen, wir werden dann in Gefahr kommen, Weihnacht-Freiheitsbäume aufzuſtecken, viele Lichter anzuzünden und uns wie Kinder davor zu ſtellen, zu jauchzen und in die Hände zu klatſchen, und dann ganz andere Weihnachtswanderungen in einer ganz anderen Zeitung als in der „Voſſiſchen" zu leſen. Wir konnten deswegen nicht umhin, im ſtillen gegen dieſe augenſcheinliche Verwirrung, gegen dieſe erklärte Willkürlichkeit, die ſich der Temperatur der Gegenwart immer mehr bemächtigt, welche alle Grundelemente unſrer klimatiſchen Verhältniſſe ſchon angetaſtet hat unter dem falſchen Schein eines leidenſchaftlichen oder geiſtreichen Nordlichts, wenigſtens zu

[1] Peter von Winter 1754—1825, fruchtbarer Opernkomponiſt und Münchner Hofkapellmeiſter; am bekannteſten war ſeine Oper „Das unterbrochene Opferfeſt".

protestieren. Dem drohenden Erfrieren und obligaten Zähneklappern trotz Halleschen Kaffee gegenüber schien es uns daher an der Zeit, einige der wärmsten Frühlingsboten, welche Raff seinem Franz dedizierte,[1] auch für uns in Anspruch zu nehmen. Den Schatz von drückender Hitze (Haydn), Landpartien (Beethoven), Badepromenaden (Meyerbeer, Sommernächten (Berlioz), Sommernachtsträumen (Mendelssohn), gefunden bei Leuten, welche unsre Ehrfurcht verdienen, besonders weil sie nicht mehr leben, wie Mai, Juni, Juli, August usw. keck zu verschleudern, dreist mit Schnee und Reif zu überziehen, mit einer Kälte von 13 Grad pietätlos hineinzuwirtschaften, jede Erinnerung an ihn trotz Pelzhandschuhen zu verwischen, das heißt die Gegenwart mit einem Schnupfen demoralisieren, das heißt Sterne vor Kälte glänzen machen, das heißt Beresina, das heißt Eisbär, das heißt endlich ganz einfach Nordpol. — Mit solchen Gefühlen drängten sich die acht Musensöhne von Weimar auf dem Halleschen Bahnhof um den offnen glühenden Rachen des schwarzen Professors, lauschten begierig seinem Funkensprühen, und Couplets wie folgendes auf die bekannte Arie aus der Zauberflöte waren dabei gar nichts:

Hier in dem heil'gen Halle
Sitzt streng man zu Gericht,
Man läßt sich viel gefalle,
Nur Raff und Bülow nicht.

In Leipzig ziemlich erstarrt angekommen, hatten wir den guten Einfall, uns aus dem Waggon in mehrere Droschken zu begeben und so nach dem Hotel de Bavière zu fahren, wo auch Hector Berlioz einstweilen abgestiegen war, da er in der Pariser Akademie keinen Platz finden konnte. — Ja! keinen Platz finden konnte! Dies leichtsinnig hingesprochene Witzwort hat schwermütigen Ernst genug in sich, und dieser Ernst ist ersichtlich genug in den von bittern Erfahrungen gefurchten Zügen des Meisters Berlioz ausgedrückt. Mag augenblickliches Unwohlsein immerhin zu seiner Verstimmung beigetragen haben, ich schiebe dieselbe rücksichtslos und mit dem herzlichsten Ärger auf die ewige alte Komödie, in welcher

[1] Anspielung auf die Sammlung von Klavierstücken, die Raff unter dem Titel „Frühlingsboten" Op. 55 Franz Liszt widmete.

ein verkanntes Genie die Hauptrolle ſpielt und ein Haufen ſeiler Rezenſenten den Chor bilden. Wird man dieſe Künſtlertragödie auch in Deutſchland, auch bei dem dritten Verſuch des franzöſiſchen Tonkünſtlers, ſeine wohlerworbenen Heimatsrechte bei uns geltend zu machen, ohne weiteres bis zum letzten Akt durchführen, um ſpäter, wenn der Vorhang gefallen iſt, den Helden hervorzurufen? Laſſen wir doch der Pariſer Akademie ihren Reber,[1] dem ich ja ſeinen wohlverdienten Platz von Herzen gönne, aber nehmen wir doch dagegen Berlioz in die große unſichtbare Loge unſrer unſterblichen Meiſter auf, wie er es verdient. Möge doch endlich auch Berlin, Weimar und Braunſchweig nachfolgen, möge dem Franzoſen Hektor ein deutſcher Habeneck[2] erſtehen, der ungeachtet des Gelächters unwiſſender Muſiker ſeinen Beethoven durchſetzte. Ihr Berliner Sinfonie-Dirigent Taubert[3] ſollte ſich eine Ehre daraus machen, ſtatt aus altem Partiturenkram Werke wie den „Beherrſcher der Geiſter“ von Weber oder „Lodoiska“ von Cherubini hervorzuſuchen, ſich mit Fleiß und Aufopferung in Berlioziſche Partituren hineinzuſtudieren, um ſie dann nicht etwa mit zwei Proben, ſondern mit ſo vielen als nötig ſind, um auch den fähigſten Orcheſterſpieler in das richtige Verſtändnis derſelben einzuweihen, vor das Publikum zu bringen. Sprecht mir nicht von dem Geſchmack des Publikums; wenn irgendwo, ſo wird Berlioz in Berlin verſtanden werden, und der Dirigent, welcher dort Berlioz ſiegreich zur Geltung bringt, wird eine entſchiedene Majorität für ſich haben. Wo Bach und Beethoven oben auf ſind, wird auch B as dritte große B am erſten Anerkennung finden.[4] Spuket euch

[1] Napoléon Henri R. (1807—1880), Elſäſſer von Geburt, als Inſtrumentalkomponiſt lange über Berlioz geſtellt, war damals (1853) gerade an Stelle Onslows in die franzöſiſche Akademie gewählt worden.

[2] François Antoine H. (1781—1849), ebenfalls deutſcher Abſtammung, entfaltete als Leiter der durch ihn berühmt gewordenen Pariſer Konſervatoriumskonzerte eine ſegensreiche, auch von Wagner in Paris bewunderte Wirkſamkeit.

[3] Wilhelm T. (1811—1891).

[4] Das Wort von den „drei großen B“ wurde ſpäter durch Bülow neugeprägt und zum geflügelten gemacht; freilich ſetzte er ſtatt Berlioz Brahms ein!

deshalb, ihr Berliner Kapellmeiſter, heraus mit Berlioz! Stellt ihn mit Fleiß und Beharrlichkeit auf das glänzende Piedeſtal der Berliner Kapelle, und er wird kühn und ebenbürtig neben euren Herren ſtehen! Sputet euch; wenn ihr nicht wollt, ſind andre da. Ich kenne dort den Preis-Ulrich,[1] der mit Monſtre-Partituren umzugehen verſteht; wenn der den Taktſtock einmal ſchwingt, wird's an Berlioziſchen Werken nicht fehlen. Heraus mit Berlioz alſo, nicht erſt warten, bis die Leute tot ſind! Munter, Kinder! Munter! Morgen, morgen nur nicht heute, ſagen alle faulen Leute! Alſo friſch drauf los! B — B — B —! Halten Sie mir dieſen ermunternden Zuſpruch an Ihren Sinfonie-Dirigenten zu gut und folgen Sie mir durch ca. 12 Grad Kälte in die Räume des Gewandhauſes, wo Berlioz nach zehn Jahren zuerſt wieder vor das Leipziger Publikum trat. Vater Beethoven nahm ihn mit ſeiner heiterſten jovialſten Miene an der Hand man ſpielte die achte Sinfonie zu Anfang und ſagte: ſieh, liebes Leipzig, dies iſt mein Sohn Berlioz. Wie man denn auch, wenn man eine alte Tante beſucht, nicht gleich durchs Zimmer ſpringt und mutwillig an die Fenſter trommelt, ſo nahm Berlioz auch ganz beſcheiden Platz und fing ein Geſpräch an, wie es für geſetzte Leute paßt. Er begann die Reihe ſeiner Kompoſitionen nämlich mit der „Flucht nach Ägypten", deren Entſtehung ich als Ihnen bekannt vorausſetze. Der Komponiſt Berlioz wetteifert hier mit dem Kritiker und Feuilletoniſten desſelben Namens, der hohen Kritik ein Schnippchen zu ſchlagen und den Verehrern der guten alten Zeit eine geniale Notlüge als Wahrheit anzubinden. Er ſchreibt dieſe modernſte Kompoſition, welche in jedem Ton die naivſte Frömmigkeit atmet, einem fingierten franzöſiſchen Komponiſten zu, der vor faſt 200 Jahren gelebt habe und führt damit die Pariſer auf die liebenswürdigſte Weiſe hinters Licht. Nennen Sie mir ein Mitglied der Pariſer Akademie, welches verſteht, einen ähnlichen frommen Witz zu machen, zu lügen, indem man die lauterſte Wahrheit ſagt, und ich will mich nicht länger ärgern, daß man einem Berlioz den Ehrenplatz in dieſem Inſtitut verſagt. Man wird dies Werk noch in ſpäten Zeiten

[1] Hugo Ulrichs zweite Sinfonie „S. triomphale" war 1853 von der belgiſchen Akademie preisgekrönt worden.

im Familienkreiſe zur Weihnachtszeit ſingen und ſich wundern über die Frömmigkeit des verſchrieenen 19. Jahrhunderts. Das Orcheſter beſteht aus einem Quartett von Streichinſtrumenten, aus Flöten, Oboen, Klarinetten und Engliſch-Horn. Der Text[1] wird von einem gemiſchten Chor und einem Solo-Tenor vorgetragen, welcher erſterer in Leipzig durch Dilettanten und Thomasſchüler befriedigend, letzterer aber von Herrn Schneider[2] ganz vortrefflich und in der edelſten Weiſe ausgeführt ward. — Tante Leipzig hörte ganz andächtig zu und freute ſich, in dem jungen Hektor, von dem es nur wilde Streiche vermutet hatte, einen ſo geſitteten Mann kennen zu lernen, der mit wenig Mitteln trefflich Haus zu halten wußte. Sparſamkeit iſt bei haushälteriſchen Leuten, die gegen pietätloſes Wirtſchaften mit teuren Erſparniſſen empört proteſtieren, immer eine gute Empfehlung. Nun aber folgten die drei erſten Sätze der Harold-Sinfonie. Berlioz knüpft hier unmittelbar an Beethoven an, wo er in der Paſtoral-Sinfonie eine Reihe von Bildern vor die Augen der Seele ſtellt, in welchen er das empfindende Herz über dem Gegenſtand ſchweben läßt und es mit ſeligem Jubel durch die von Menſchen und Kreaturen belebte Natur leitet. Berlioz aber ſtellt auf den glutfarbigen Hintergrund italiſcher Landſchaft ein ſehnſüchtig aufblickendes Menſchenbild. Fühle ich es recht heraus, ſo iſt es der polyphone ſpezifiſche Muſiker, welcher den Poeten Berlioz zwingt, für die Fülle ſeines vielſtimmigen Ausdrucks eine dramatiſche Geſtalt innerhalb der Sinfonie zu ſchaffen, damit das Weben der Natur und der über ihr waltende Geiſt nicht mehr allein ſei, ſondern, daß die fühlende Menſchenſeele dazutrete, um im Ringen nach dem Verſtändnis beider beide ergänzend zu verſtehen und zu genießen. Dieſem Drange verdankt die Solo-Bratſche dieſer Sinfonie ihr Daſein. Es iſt nun nicht mehr eine Reihe von Naturbildern, wie ſie in ihrer Wirkung auf das Gemüt in der Paſtoral-Sinfonie dargeſtellt ſind, ſondern das Gemüt ſelbſt iſt hier der Held, und die Beziehungen dieſes beſonderen Gemütes zu den wechſelnden Szenen der Natur ſind der

[1] Von Cornelius überſetzt, der auch eine große Anzahl andrer Werke von Berlioz ins Deutſche übertrug.

[2] Karl Schneider 1822–1882, renommierter Tenorist.

Gegenstand der Berliozschen Tondichtung. Haben wir also wirklich neben dem spezifischen Musiker einen Dichter vor uns, so erhöhen sich plötzlich die Ansprüche, die wir nun an beide zu machen haben. Wir verlangen von dem Dichter einen logischen Zusammenhang, die Begründung einer innern Notwendigkeit in der Folge der einzelnen Teile seines Gedichts. Wir wünschen, Zeugen einer handelnden Innerlichkeit zu sein, sie fortschreitend sich entwickeln, untergehen oder sich verklären zu sehen. Hier aber, wo wir diese erhöhten Anforderungen an Berlioz stellen, die sein eignes Beginnen in uns steigernd hervorrief, befriedigt uns Berlioz nicht oder nur halb. Doch müssen wir bedenken, daß Berlioz, welcher den Impuls zum musikalischen Schaffen meist durch poetische Größen wie Shakespeare, Goethe erhält, hier durch Byron angeregt ist. Auch Byrons Harold ist kein handelnder, sondern nur ein wandelnder Held, dessen erhabene Trauer über die Vergänglichkeit alles Großen und Irdischen kontrastiert durch die Schilderung der unvergänglich schönen Natur, auch in diesem Gedicht zu keiner Spitze sich emporringt, sondern in Wellenwindungen sich fortbewegend, im selben Niveau bleibt. — Ich fühle, daß ich zu weitschweifig werde, und möchte es doch gern bei weitem mehr sein. Doch daher erzähle ich Ihnen sogleich, daß Herr David[1] in jenem Konzert das Bratschen-Solo mit tief eingehendem Verständnisse spielte, so wie auch diesem Künstler Anerkennung für das echt künstlerische Entgegenkommen gebührt, welches er Berlioz gegenüber außerhalb des Konzertsaals einhält. Tante Leipzig aber rückte verlegen an ihrer Gewandhaushaube, als der Andächtige so modern schwärmte. Nun aber kam die „Fee Mab".[2] Als nach dem Vorüberrollen dieses Nußschalen-Feenwagens voll Quintessenz Shakespearschen Humors eine kleine, aber sachverständige Partei zu applaudieren wagte — machte sich der Ärger darüber in Zischen Luft, welchem dann aber die kleine, aber sachverständige Partei ein durch manche andre Stimme verstärktes sonores, leidenschaftliches Bravo entgegenstellte, worauf der zu neuem Zischen zusammengepreßte Luftvorrat sich bestürzt zurückzog und anderweitige Auswege suchte, auf welchen wir

[1] Ferdinand D. 1810—1873, der berühmte Violinist.

[2] Aus der Romeo-Sinfonie von Berlioz.

ihm nicht folgen wollen. — Dem zarten Vortrag des Tenoriſten, Herrn Schneider, gelang es, mit dem „Schäfer aus der Bretagne“[1] wieder etwas Öl auf die von den vollen Backen des humoriſtiſchen Äolus zu ſtürmiſchem Widerſtreit aufgeregten Wogen zu gießen. Sie legten ſich dann auch, denn hier konnte man ſich Gott ſei dank wieder einmal ſagen: wie einfach! — Es folgte nun die Szene aus „Fauſt“,[2] in welcher Mephiſto ihn „einſingen“ läßt. So einzig auch in dieſer Kompoſition das magiſch Einſchläfernde dieſes wunderbaren Sandmanns, die ſchwer niederſinkenden Augenlider, die vom Schauen des Schönſten ermüdet ſich ſchließen, um noch viel Herrlicheres im Traume zu ſchauen, geſchildert ſind[3], ſo ſehr das Werk von Schönheiten träuft, war es dennoch für heute faſt zu viel, wenn man bedenkt, daß dem Publikum alles neu, und außerdem die achte Sinfonie von Beethoven vorangegangen war. War die Tante alſo vielleicht unter dem magnetiſch ſie beſtreichenden Blicken des dunkeläugigen Hektor ſanft eingenickt, ſo konnte ſie nun doch ſeinen luſtigen Geſchichten vom „römiſchen Karneval“ ein Lächeln nicht verſagen, und der letzte Applaus nach dieſer Ouvertüre klang etwa wie ein gnädiges: „Sprich einmal wieder vor, wenn du vorbeikommſt.“ Mir aber gönnen Sie zum Schluß für meinen modernen Lieblingsmeiſter, für den ſtolzen und kühnen Helden Hektor, für den vielſtimmigen Komponiſten und vielſeitigen Schriftſteller Berlioz, für den großen Humoriſten des 19. Jahrhunderts, eine kleine Lärmfanfare anzuſtimmen. Wie ſein großer Liebeskanon in der Karneval-Ouvertüre, dieſe eines Correggio würdige Umarmung zweier Liebenden von dem Gewühle und Lärm des Karnevals verſchlungen wird, um die Getrennten durch hunderterlei Hinderniſſe und Masken-Mißverſtändniſſe ſich durchwinden und wiederfinden zu laſſen, ſo umarmt der liebevolle Ton-Genius Berlioz die Muſe und ſieht lächelnd auf das

[1] »Le jeune pâtre breton« von Berlioz (Nr. 5 der »Fleurs de landes«).

[2] Natürlich »La damnation de Faust« von Berlioz.

[3] In der gedruckten Faſſung iſt dieſer Satz ſinnlos; der Herausgeber vermutete eine durch Korrektur des Manuſkripts verurſachte Verſchiebung der Worte „geſchildert ſind“ und hat durch eine leichte Änderung den anſcheinend von Cornelius gewünſchten Sinn herzuſtellen ſich bemüht.

wogende Treiben, versunken in trunkne Umarmung. Da werden Stimmen laut. „Seht da," ruft ein Polichinell auf die Liebenden deutend: „Amor und Psyche!" Und der große Haufen bildet ehrfurchtsvoll Spalier vor der Gruppe, in welcher er die Statuen seiner großen Meister, in blühendes Leben verwandelt, erkennt und bewundert.[1]

Konzertmusik.

Henry Litolff[1] Op. 80. Ouvertüre zu R. Griepenkerls[2] Girondisten. Partitur. — Braunschweig, G. M. Meyer jun. Pr. 2 Tlr.

(Neue Zeitschr. für Musik, 25. Aug. 1854, Nr. 9.)[3]

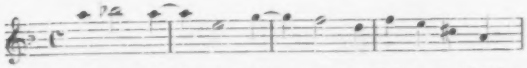
Nach einer Einleitung von 41 Takten Andante ma non troppo, D-moll, die sich präludierend verhält und mit dem übrigen Verlauf der Ouvertüre nicht in engere Verbindung gebracht ist, kommt ein Andantino von 30 Takten, welches eine Peripetie des Dramas veranschaulicht. Der Savoyardenknabe Jean, welcher Charlotte Corday nach Paris begleitete, spielt den Weibern der Halle in Marats Wohnung einen Reigen von Chamouny, durch den er die Aufmerksamkeit derselben in Spannung erhält, bis sein Spiel durch Marats Todesschrei unterbrochen wird. Wir hören ein Flötensolo in dorischer Tonart mit abwechselndem h und b, dem sich später ein D-Horn zugesellt, während die Violoncelle und Bässe, wie in

[1] 1818—1891, als Pianist und auch als Komponist renommiert; er heiratete die Witwe des Musikverlegers Meyer, dessen Firma ja auch oben als Verleger angegeben ist, und begründete die heute noch florierende „Kollektion Litolff".

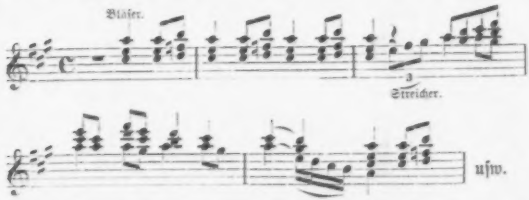
[2] Robert Griepenkerl (1810—1868, Mitarbeiter der „Neuen Zeitschr. f. Musik", trat namentlich für Berlioz schon sehr früh ein.

[3] Dieser Artikel ist der erste, der von Cornelius in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurde. Liszt vermittelte und sandte diese Rezension sowie die erst später erschienene Kritik über die Würstsche Sinfonie (S. 41 ff.) am 12. August ein. In dem Brief an Brendel (Liszt-Briefe I S. 164, heißt es: „Beifolgend sende ich Ihnen den Aufsatz von Cornelius über die Preissinfonie und die Girondisten-Ouvertüre. Er ist ganz hübsch geschrieben und wird Ihnen wahrscheinlich zusagen. Wenn möglich, so bringen Sie ihn in Ihrer nächsten Nummer."

unheimlicher Ahnung des nahen Ereigniſſes, das D- und A-moll unterſtützen. Jetzt aber fahren ſie wild auf im Presto agitato und eilen in einer Fortissimo-Attacca, zu der nach und nach anſchwellend das ganze Orcheſter tritt, zum Hauptthema der Ouvertüre:



Dies Thema trägt den Preſtoſatz von 112 Takten, welcher den eben beſchriebenen Moment mit dem Eintritt des Ça ira verbindet, und wird nach Beendigung desſelben in einem Parallelſatz wieder aufgenommen. Der Eintritt des Ça ira iſt ſehr lebendig gehalten und intereſſant inſtrumentiert. Die Bläſer ſtimmen es an und fahren mit der Melodie fort, während die Streicher unisono nachahmen.



Becken und Militärtrommel, die bis dahin ſchwiegen, heben den Auftritt des Ça ira hervor, während das Blech nur ſparſam angewandt iſt, um bei ſeiner vollen Entwicklung am Schluß deſto mächtiger zu wirken. Der obenerwähnte Preſto-Parallelſatz mit Nachklängen des Ça ira — Rhythmus erreicht im Fortiſſimo die Dominante von D, auf welcher Pauken und Bäſſe bis zum Pianiſſimo diminuieren. Nun erklingt, wie ein Geiſtergruß der Corday, des Savoyarden Melodie zu den vollen Harfenarpeggien der Manon-Roland, mit welcher dieſe im Drama die eigene Fahrt zum Schaffot begleitet, während beim Sonnenaufgang, des eigenen Todes gewärtig, die vereinten Girondiſten begeiſtert den Akkorden der Freundin lauſchen. Dem Todesſignal der Trommeln hinter dem Vorhang klingt im Orcheſter das zuerſt angeführte Thema im Uniſono nach.

Nach kurzem Prestosatz verklingen Bässe und D-Hörner auf der Dominante von D, während eine Solo-Klarinette mit den Violen in klagenden Tönen den verhallenden Trommelwirbeln nachseufzen. Eine gewaltige Fanfare von vier D-Hörnern und D-Trompeten, denen sich Becken, Pauken und Posaunen gesellen, leitet eine triumphale Melodie ein, die mit vollem Orchester fortfährt, bis, durch den Rhythmus des Ça ira eingeleitet, die ersten Akzente der Marseillaise im Presto maëstoso alles andere verschlingen und übertönen. Sie wird aber eben nur als das Ganze schließend angedeutet. Im Prestissimo con fuoco stürzen die Streicher mit Achtelnoten im Unisono nach der Dominante und mit dem erneuten Rhythmus des Ça ira schließt die Ouvertüre.

Vielleicht wird diese Skizze annähernd den Zweck erreichen, solchen, denen keine Partitur des Werkes vorliegt, eine Idee davon zu geben. Wir können diese Ouvertüre durchaus nur als das interessante Produkt eines selbständigen Geistes bezeichnen. Alle Schablonenmacherei verschmähend, greift Litolff tief aus dem Drama selbst die notwendige Form für seine Gedanken. Die Momente, die sich realistisch an das Drama und die Geschichte anlehnen, sind geistreich erfunden und benutzt, mit großem Geschick plaziert und behandelt. Schwächer erscheint uns das Band, durch welches diese Einzelheiten zum ganzen verbunden werden. Die zuerst angeführten vier Takte haben für uns kaum konzentrierten Gefühlsinhalt genug, um sie ohne andere als harmonische Modifikationen als ausreichenden Träger der verbindenden Prestosätze gelten zu lassen. Vielleicht aber würde dies spezifisch musikalische Bedenken gänzlich schwinden, wenn uns Gelegenheit gegeben wäre, die Ouvertüre zu dem bestimmten Zweck in Verbindung mit dem Drama zu hören, für welches der Tondichter sie schuf. Denn darin besteht ein modernes Verdienst Litolffs, daß er in der ganzen Anlage seines Werkes auf Nebenerfolge Verzicht leistet, daß er, den spezifisch musikalischen Standpunkt verlassend, nur für den Dichter und sein Werk schafft, mit ihm stehen und fallen will. Wir können im Interesse des deutschen Publikums nur wünschen, daß ähnliche geistige Verbrüderungen wie diese Doppelarbeit Griepenkerls und Litolffs die entgegenstehenden Theaterverhältnisse überwinden und recht fleißig

zur Aufführung kommen. Aber so geht es in Deutschland! Der talentvolle Skulptor riesiger historischer Figuren muß bürgerliche Puppen kneten, um ein Scherflein Beifall zu erringen, und Litolffs Sansculotte wird sich in die Konzertsäle flüchten müssen, damit ehrbare Klassiker in schwarzen Pantalons sich entsetzt abwenden oder kopfschüttelnd die befrackten Achseln über ihn zucken. P. C.

Eine Auffassungs-Studie zu Beethovens Cis-moll-Sonate.

„Echo", 29. Okt. 1854, Nr. 43.)

I.

Es gibt einen Tempel, einen hehren gotischen Bau, der wie jene verlorene Kirche, so unzerstörbar und wirklich er in den wolkenlosen Äther hinaufragt, sich dem Blick des Glaubenslosen entzieht, aber den Gläubigsuchenden mit lockendem Geläute den Weg weist durch die ihn umgebende Wildnis, die zum blühenden Garten immer heller sich lichtet, je mächtiger der Glocke Schwingungen an das verlangende Herz rühren. Zwei Schlüssel erschließen dir die Pforten, deren jede von vier Kreuzen geziert ist; auf breiten Marmorstufen, an lustiges Geländer die Hand stützend, gelangst du in die Halle. Du kniest.

Siehe, dasselbe Sonnenlicht, welches draußen die vergänglichen Erscheinungen des Tages in flimmernden Schein hüllte, daß dein Auge geblendet sich abwandte, bricht sich hier an den mit ewig heiligen Sagen geschmückten Fenstern und leuchtet heimlich, wo du betest. Dieselben Steine, welche die blöde Menge nach den Verkündern des Evangeliums warf, sind hier mit eingefügt in den majestätischen Bau, der dich Schutzbedürftigen mit wehrendem Wall umgibt, auf daß du das Asyl findest, zu dem dein Geist dich nachzog den fern lockenden Tönen. Hier schweben alle Schmerzen deines Lebens nur noch wie Staubatome in den mildgefärbten dämmernden Strahlen. Auch die leiseste Dissonanz deines Innern wandelt sich enharmonisch in frohes Flehen um eine selige, erlöste Geisterwelt.

II.

Du willst mich schmeichelnd überreden, daß ich nur geträumt habe von dem herrlichen Bau, rotblühender Mund irdischer Liebe? Du hoffst noch, mich zurückzuziehen in deinen Arm, in das blendende Sonnenlicht, daß ich im Reihentanz dich schwinge, daß der Klang deiner Harfe jenes heilige Geläut übertöne. Das schimmernde Licht liebeverheißender Augen soll mir Wirklichkeit sein, und jene geistgenährte Leuchte nur ein Traum?

Hättest du je dort gekniet, hättest du eine Ahnung von dem, was ich dort erschauet, du würdest weinend mich umschlingen, mich flehen, rastlos zu irren, bis wieder jener Glockenton mein Ohr träfe, bis ich wiederfände das Asyl, auch für dich es erschlösse!

III.

Auf! Auf! Du wirst es finden! Rastlos hinein in das Waldesdunkel. Dort auf dem freien Hügel ist weite Ferne zu schauen, dort muß ich die Kirche suchen. Töne, töne, heiliger Klang, leite mich aufs neue zu den heiligen Stufen.

Hat denn ein höhnischer Dämon in Fluch gewandelt das Segensflehen auf meinen Lippen? Welche Geisterhand war stark genug, mich wegzureißen von Gottes Brust? Wer durfte mir die Pforte verschließen? Auf! Auf! all ihr geweihten Kräfte meines Innern, rafft euch zusammen zum heißesten Gebet um jenes heilige Tönen. — Horch! Das war ein fernes Echo jenes Klanges. Dorthin! Mutig, rastlos, mein Fuß, hinab von steiler Klippe, hinab ins Tal, dorther hörte ich es tönen. Leuchtet, all ihr Sterne, dem trostlos suchenden Auge!

Ist denn der Glaube in mir erstorben? Wohin die Ruhe des Herzens, in die jene Glockentöne wie ein Strom der Gnade sanken, der es hinzog zum heiligsten Ort? Warum irre ich nun trostlos? Aber stolz und kühn, mein Herz! Dort nur kannst du selig sein, kein anderer Klang kann dir die verlorene Welt ersetzen. Töne, heiliger Klang! Teilt euch, ihr wehrenden Zweige! Hoch, hoch schimmert der Bau. O, lügt mir nicht, irrende Sinne, nur jetzt trage du mich, Kraft des Gedankens, wenn der zerbrechliche Körper sinken will. Ist das nicht helles Tönen? Umwogt es nicht zitternd

mein Ohr? Sieht nicht mein trunkenes Auge leuchtend den Bau sich dort heben? Auf denn, kühn denn, hinan!

Konzertmuſik.

Klavierauszüge zu vier Händen.

Richard Würſt, Op. 21 Preis-Sinfonie[1] in F-Dur. — Magdeburg, Heinrichshofen. Pr. 1 Tlr. 20 Sgr.

(Neue Zeitſchr. f. Muſik 1854, Nr. 24, 8. Dez.)

Dieſem anſpruchsloſen und recht geſchickt gearbeiteten Werk wird ſein Name bei vielen im Wege ſtehen, welche mit den Umſtänden und Verhältniſſen, mit dem relativen Wert der andern Konkurrenzarbeiten unbekannt ſind, über welche dieſe Sinfonie den Preis davon trug. Auch wir kennen die Geſchichte dieſer Preisſinfonie nicht, werden aber ſtatt unnützer Vermutungen über dieſelbe aus dem Werke ſelbſt auf die Urſachen ſeiner Benennung zurückzuſchließen verſuchen. — Solchen Preisausſchreibungen liegen meiſt reſtaurative Abſichten zugrunde. Man ſieht irgend eine abgeſchloſſene Epoche der Kunſtgeſchichte vor ſich, denkt ſich innig hinein und zieht aus ihren allgemein bewunderten Erzeugniſſen äſthetiſche Folgerungen und Geſetze. Wie kommt es, fragt man ſich, daß ſolche Werke heutzutage nicht mehr geſchaffen werden? An Talenten fehlt es nicht, die jenen Muſtern mit Erfolg nachzuringen verſtünden, aber die ſeichte Moderichtung des Tages hält ſie darnieder, es fehlt ihnen an Mut, an der Möglichkeit in der verſchiedenſten Bedeutung das gewollte Gute zu vollbringen. Wir müſſen die rechte Kunſt unterſtützen: wir müſſen einen Preis ausſetzen! — Nun hat aber der eigentliche Preisgeiſt der Kunſt nicht erſt auf eine ſolche Gelegenheit gewartet, um ſich auszuzeichnen; er hat in der Notwendigkeit des Fortſchrittes neue Formen gefunden oder die alten mit neuem Inhalt erfüllt. Mit Beethoven gelangte die erſte Periode ſinfoniſcher Kunſt zu ihrer Blüte, ihrem Abſchluß, ihrem Höhepunkt; aber durch ſeinen titaniſchen, mit dem Erreichten durchaus nicht

[1] 1824—1881. Die hier beſprochene Sinfonie wurde im Jahre 1849 in Köln mit einem Preiſe ausgezeichnet.

zufriedenen Genius ward die Blüte Keim, der Abschluß Anfang, der Höhepunkt Ausgangspunkt einer neuen Zeit. Unter den Kunstküchlein, die die Kunsthenne am Wasser spazieren führt, befindet sich glücklicherweise auch meistens eine Kunstente, die dann plötzlich auf diesem Wasser schwimmt zum großen Entsetzen alles Kunstuferfederviehs. Das ist ja dein Element nicht, das ist kein Betragen wie es einem Kunsthuhn ziemt! — Was hilft alles Zureden! Die Ente schwimmt lustig zu und gönnt gern den Preis von fünfundzwanzig Gerstenkörnern dem artigsten Küchlein.

Vom Laien, der nur mit Gefühl und Sinn fürs Schöne zuhört, bis zum feinsten Kenner und schaffenden Künstler, dessen Verständnis tiefmöglichst in den Bau der Kunstwerke einzugehen vermag, hat jeder Zuhörer Beethovenscher Schöpfungen das Bewußtsein, daß aus denselben ein Mehr, ein andres spricht als aus Haydn und Mozart, und man sucht sich auf den verschiedensten Wegen Rechenschaft davon zu geben. Man nennt es Tiefe, Humor, Subjektivität; man vergleicht ihn mit Shakespeare, Jean Paul, Byron. Wir unserseits suchen für dies besondere in Beethoven eine Erklärung darin, daß wir sein ganzes großes und ernstes Leben uns wie in geistigen Geburtswehen begriffen vorstellen, den Geburtswehen des bestimmten Gedankens, ausgesprochen durch die Sprache der Töne. So sehen wir ihn in fortwährendem Schwanken bald einzelne seiner Schöpfungen durch eine besondere Benennung im allgemeinen charakterisiren oder durch ein kurzgefaßtes Programm dem Hörer einen Leitfaden geben, bald wieder davon abstehen und sich mit dem bloßen Gattungsnahmen begnügen, wo dann unwillkürlich der sich vordrängende poetische Inhalt zu abgeschmackten oder richtig gefühlten populären Benennungen Veranlassung gab, wie Mondschein- oder Sturmsonate, die man teilweise durch Bemerkungen von Beethoven selbst zu stützen suchte. In diesem Ringen nach dem Ausdruck des bestimmten Gedankens, nach Darstellung des bestimmten Gefühlsbildes stieß nun Beethoven auf die geschichtliche Form der Sinfonie und Kammermusik, die in einer Zeit sich gebildet hatte, in welcher Musik als ein edles Unterhaltungsmittel betrachtet wurde. Nach einem ernsten, schwierigen Stück mußte ein erbauliches,

langſames kommen; auch die beliebteſte Tanzform durfte nicht vergeſſen werden, man mußte die Damen für das geduldige Anhören der ernſten Sätze durch eine Ballreminiſzenz entſchädigen; dann aber noch ein lebendiger, heiter oder ernſt abſchließender Satz, in welchem die Fertigkeit der Spieler oder Erfindungsreichtum, kontrapunktiſche Geſchicklichkeit des Komponiſten in breiterer Form ſich geltend machen konnte. Mögen uns die hiſtoriſchen Forſcher über die tiefere Logik, über die Weisheit des Zufalls belehren, welcher dieſen durch die Werke unſerer größten Meiſter befeſtigten und geheiligten Formengebrauch zum unvermeidlichen Becher gemacht hat, aus dem wir die verſchiedenſten geiſtigen Weine und viel ſtagnantes Waſſer koſten müſſen, wir werden uns ſchwer bereden laſſen, daß es nicht der richtigere Weg wäre, wenn der Gedanke ſich in unermüdlichem Ringen die ihm ziemende Form neu erſchafft, als wenn die konventionelle Form von vornherein den Gedanken in ihre ſtarre Feſſel zwingt. Wo finden wir in den andern Künſten dieſe Schranken? Was würden wir zu einem Drama ſagen, in welchem jeder Akt geſetzlich eine andere Stimmung anzuſchlagen hätte oder zu einem hiſtoriſchen oder Genrebilde, welches die verſchiedenſten Farbengebungen bunt nebeneinander brächte? — Daß Beethoven gerade dann, wenn er den beſtimmten poetiſchen Gedanken gab, die vier Sätze im Wege waren, geht für uns aus der Unmöglichkeit hervor, die beiden letzten Sätze der Eroïca, den letzten Satz der pathétique, den letzten Satz der A-dur-Sinfonie, das Scherzo der Cis-moll-Sonate mit den übrigen Sätzen in geiſtigen Einklang zu bringen. Wenn es ihm in der Paſtorale gelang, die vier Sätze durch einen roten Faden zu verbinden, wie Spohr es mit glücklichem Wurf in ſeinen „Jahreszeiten“[1] getan, wenn wir im „Coriolan“, der „Leonore“, dem „Egmont“ der beſtimmteſten Darſtellung begegnen, wenn anderſeits für uns der vollſtändigſt logiſche Gedankengang im großen D-moll-Trio, in der C-moll-Sinfonie zu Tage liegt, wenn in der neunten Sinfonie der letzte Satz die erſten erklärt und verklärt, warum iſt dies bald mit beſtimmter Abſicht vom Komponiſten ausgeſprochen, bald in denſelben Formen unſerer Willkür überlaſſen, was wir fühlen oder denken wollen?

[1] Op. 143, h moll Nr. 9.

Diese Frage teilt noch heute die musikalische Welt in zwei Parteien. Der einen ist die Musik ein phantastisches Spiel in Tönen nach Regeln des Wohllautes und ästhetischen Gesetzen,[1] die aus den spezifisch musikal-schen Werken Haydns, Mozarts und Beethovens, so weit er ihrer Spur folgte, abgeleitet sind, als: Einheit in der Mannigfaltigkeit, Klarheit und Maß in Formen und Mitteln usw. Nach ihr soll die Musik durch sich selbst wirken ohne vermittelnde Nebengedanken; sie soll die Seele aus dem engen Leben zu idealen Höhen emporheben, mit ihren Tonwellen gleichsam allen Moder und Quark des Lebens aus ihr wegspülen. Nach ihr hieße es die Zaubermacht der Töne, die wie keine andre uns eben die unaussprechlichen Regungen und Gefühle des Herzens ahnen läßt, entweihen und herabziehen, wollte man sie in bestimmten Darstellungen mit Poesie und bildender Kunst wetteifern lassen, deren genaue sinnliche Technik zum Zeichnen eines bestimmten Gegenstandes sie ja doch nicht besitzt. Nun genügt es aber nicht etwa, durch eine gewisse Zusammenstellung von Instrumenten uns gerührt oder andächtig zu stimmen, durch brillante Passagen unseren Geist in eine gewisse Lebendigkeit zu versetzen; das alles muß einen Anfang und ein Ende haben, es muß in einer bestimmten Form geschehen, und die edelste Form für diese Anregung unbestimmter Gefühle ist die viersätzige Sinfonieform, wie unsre großen Meister im vorigen Jahrhundert sie ausbildeten. Diese vier Sätze haben ihre festen Grundregeln, von denen ohne Gefahr abzuweichen sich nur große Genies erlauben dürfen; sie ziehen verschiedene Konsequenzen aus einem musikalischen Motiv oder bringen zwei oder mehrere in verschiedene Beziehungen zu einander, wozu besonders der aus der Kirchenmusik entlehnte und durch Bach zur höchsten Blüte entwickelte Kontrapunkt behilflich ist. Da ist es denn herrlich zu hören, zu welcher Fülle von Kombinationen ein solches Motiv sich hergibt, wie es immer interessanter wiederkehrt, bald allein auftritt, bald mit einem zweiten vermählt, bald von den Geigen, bald von den Holzbläsern, bald vom Blech übernommen wird. Der Laie versteht

[1] Anspielung auf Hanslicks „Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Ästhetik der Tonkunst," dessen erste Auflage gerade damals 1854 erschienen war.

davon wenig, aber er fühlt ſich erhoben und erheitert, zu allen möglichen unbeſtimmten Gefühlen angeregt, hat die Freiheit, in einem Meer von Vermutungen über die poetiſche Abſicht des Komponiſten umher zu ſchwimmen, und wenn's recht bunt durcheinander geht, dann weiß auch der Unwiſſendſte, daß man das eine Fuge nennt. Der Kenner aber hat verdoppelten, verhundertfachten Genuß; er braucht oft nicht einmal etwas zu fühlen, weil ihn das Bewußtſein gelungener Formen entzückt, durch deren künſtlichſte Windungen und kanoniſche Verarbeitungen er das Hauptmotiv zu verfolgen weiß, im raſcheſten Wechſel der Tonalitäten und Klangfarben wie ſchwindlich wird, mit ſeiner Naſe ſogar Beethovens Schwächen wittert und wohl gar wüßte, wo er's beſſer gemacht hätte, wenn er das bißchen Setzkunſt verſtünde!

Die andre Partei betrachtet die ihr von den großen Meiſtern überlieferte Muſik als eine poetiſch ausgebildete Sprache, in welcher ſie ſprechen, in welcher ſie darſtellen will; ſie ſieht in ihr eine geſchaffene Welt, in der nun der Menſch, der poetiſche Gedanke, wandeln ſoll. Sie nimmt Beethoven nicht allein da beim Wort, wo er die klaſſiſche Form durch den beſtimmten poetiſchen Gedanken innerlich zu beleben ſuchte, und ſelbſt da, wo er dies nicht tat, mindeſtens in organiſchem Entwicklungsprozeß die ſtarre mechaniſche Form durchbrach; ſie geht noch weiter: ſie will aus dem poetiſchen Gedanken heraus ſeine jedesmalige Form bedingen, nur dieſer ſoll ihr die Berechtigung verleihen. Sie will nicht verſchwenderiſch mit dem Namen Tondichter die benennen, denen in der gebildeten Muſikſprache, „die für ſie dichtet und denkt", ein Lied gelingt. Sie ſollen die innere Notwendigkeit, poetiſchen Gedanken in muſikaliſcher Form Ausdruck zu geben, als einen Rechtsbrief aufweiſen, um in ſinfoniſchen Schranken kämpfen zu dürfen. Sie will ſich nicht länger damit begnügen, unbeſtimmte Gefühle in dem Laien zu erregen, während ſie dem Kenner orcheſtrale und kontrapunktiſche Gourmandiſen vorſetzt und dann das Urteil beider über die poetiſche Abſicht des Kunſtwerkes dem wohlbekannten Nebelmeer überläßt. Sie will aus dem reichen Schatz, dem Mythus, Bibel, Geſchichte, und aus der unerſchöpflichen poetiſchen Quelle, die das eigene Herz, die innerlichen Begebenheiten ſeiner Liebe, ſeiner Leidenſchaften,

seiner Kämpfe mit der Welt und dem Leben bietet, ihre Stoffe entnehmen, und wie der Maler sie in einzelnen Momenten konzentriert, zu denen wir ja der vermittelnden Erklärung des Wortes ebensogut bedürfen, wie der Dramatiker in äußerer Handlung die Resultate innerlicher Vorgänge zusammenfaßt, die Seelenzustände großer Persönlichkeiten oder die Kämpfe des im Dunkeln ringenden Herzens schildern. Sie will der Freiheit absoluter Musik zugleich der Knechtschaft ihrer stehenden Formen entsagen, um dafür mit einer Gefangengebung an einen bestimmten poetischen Gegenstand Freiheit der Form zu erringen. Selbst auf die Gefahr hin, in Darstellung dieses bestimmten Gegenstandes nach gewissen Seiten hin ebenso unvollkommen zu bleiben, als jene in ihrer Weise, sich an das geschriebene Wort, an den Dichter anlehnen zu müssen, diesen zu ergänzen, halten sie ihr Bestreben für lohnender, als behufs einer Anregung unbestimmter Gefühle ausgelebte Formen immer wieder aufs neue anzufüllen.

Von dem Standpunkt dieser letzteren Partei aus, zu der wir uns bekennen, während wir die Preiserteilung an Würst auf Rechnung der ersteren setzen müssen und an die von Massen für Massen ausgeführte Sinfonie seit Beethoven die Forderung eines großen ausgesprochenen Inhaltes stellen, verhalten wir uns ablehnend gegen Würsts Sinfonie und ihre Benennung, nicht weil sie kein Programm hat, sondern weil wir weder den Drang fühlen noch die Möglichkeit einsehen, eines für sie zu finden. Daß der Komponist mit Anstand in längst gebräuchlichen Redensarten sich auszudrücken weiß, ein viertaktiges Motiv in F-dur und ein ebenso langes auf der Dominante dieser Tonart zu einem ersten oder letzten Satz verbindet und ganz charmant in die verschiedenen Instrumente verteilt, daß er ein klares langweiliges Andante durch ein ganz pikantes Scherzo gut zu machen sucht, diesen kurzen Anlauf zum Übermut aber gleich wieder durch ein recht matt sentimentales Trio sühnt, kann uns nun einmal nicht mehr interessieren; es hat nur die Bedeutung erlangter Formengewandtheit für den Komponisten selbst. Möge er sie anwenden und mit poetischem Inhalt erfüllen, um sich vom Komponisten zum Tondichter hinaufzuschwingen.

Kammer- und Hausmuſik.

Neue Zeitſchr. für Muſik 1855, 43. Band, S. 210 f.

G. A. Heinze[1] Op. 24, Ballade von J. Günzburg. — Amſterdam, Th. J. Roothaan. Pr. F. 1,40 Ct. —, Op. 25, Vier Lieder. — Ebendaſelbſt. Pr. F. 1,80 Ct. —, Op. 26, Premier grand Trio pour Piano, Violon et Violoncell. — Ebendaſelbſt. Pr. F. 7,50 Ct.

Die Ballade iſt elf Seiten lang. Das Gedicht ein larmoyantes Gemiſch aus den bekannten drei Liebchen von Hoffmann und dem Wanderburſchen von Vogl. Die Kompoſition eine noch viel fadere Winſelſuppe aus längſt abgenagten Gemeinplatzknochen. Eine nähere Anſicht der übrigen 23 Opus, die dieſem vierundzwanzigſten vorhergehen, müßte ein belehrendes Studium gewähren! Der Komponiſt kann unmöglich jemals andere Muſter gehört oder geſehen haben als das mauriſche Ständchen von Rücken, die Fahnenwacht von Lindpaintner, die Lotosblume von Lachner, das Schweizerheimweh von Proch, die drei Liebchen von Speyer, das Vaterhaus von Gumbert. Denn hätte er je ein Lied von Schubert, Franz, Mendelsſohn oder Schumann kennen gelernt, ſo würde er wenigſtens vielleicht einſeitig Sinniges ſchreiben ſtatt elfſeitig Sinnloſes. Wenn der Komponiſt noch ein junger Mann iſt und guten Rat annehmen will, ſo können wir ihm ein untrügliches Mittel angeben, wie er ſich ſelbſt einmal auf die Probe ſtellen kann, ob er noch fortſchrittsfähig iſt, oder nicht. Er bringe einen Spiegel ſeinem Sitz am Klavier gegenüber an und ſinge ſich die achtunddreißig Juchheitakte aus ſeiner Ballade con fuoco, mit lauter Stimme vor. Wenn er bei der zwanzigmaligen Wiederholung des Wortes Juchhei und den nicht viel weniger wiederholten Text-

[1] Aus der im Jahre 1900 erſchienenen 5. Aufl. des Riemannſchen Muſiklexikons belehrt ſich der Herausgeber darüber, daß Guſtav Adolf Heinze geb. 1. Okt. 1820; ſcheint noch zu leben; ſeit 1850 Kapellmeiſter an der deutſchen Oper zu Amſterdam war, 1853 jedoch die Leitung der Liedertafel „Euterpe“ daſelbſt übernahm. Nach Riemann „erfreuen ſich ſeine Kompoſitionen eines guten Rufes“, was freilich einen ſeltſamen Kontraſt zu der obigen in ihrem beißenden Witz unter Cornelius' Rezenſionen einzig daſtehenden Kritik abgibt.

worten: „Lieben Brüder, nun sind wir am Ziel! Wir eilen dem Glück in den Schoß“ — ernsthaft bleibt und Tonika, Dominante und Unterdominante nicht müde wird — so ist Hopfen und Malz an ihm verloren. Wenn er aber schon bei den ersten Takten so lacht, daß er's mit den übrigen dreißig bewenden läßt, so ist ihm noch zu helfen. — In den vier Liedern ist hier und da eine Spur von Ansatz zu Besserem, die aber gleich wieder reichlich von allem Unkraut der banalsten Singsangtugenden überwuchert wird. Der Komponist bleibt auch hier, indem er sich mit matter, ungeschickter Nachahmung längst ermatteter Liedformen begnügt, noch zu weit von dem Punkt entfernt, wo die Kritik ein Interesse finden könnte, auf näheres einzugehen. — Im Trio gehen Formenungeschick und Gedankenarmut Hand in Hand. Wie der erste Satz durch ein auf den verminderten Septimenakkord basiertes, unheimlich sein sollendes Pianissimo-Unisono der beiden Streichinstrumente beginnt, das Klavier dann eine Tirade statt eines Themas bringt, wozu an einer beliebigen Stelle, ohne innere Notwendigkeit, die beiden Streicher wieder einsetzen, so fährt das Ganze fort in abgelebten tänzelnden Melodien, die dann wohlweislich jedesmal mit einem Scherzando bezeichnet sind, (das Trio wimmelt von solchen Scherzandos) in planen Grundharmonien, deren Kosten der Baß des Klaviers von Anfang bis zu Ende zu tragen hat ohne eine Spur von Selbständigkeit; in einem geflickten Satzbau, wo zwischen durchlöcherten Sandsteinen überall der liebe naseweise Mörtel herausschaut; in plumpen Modulationen; in altmodisch weinschweifigem Passagenwerk für die rechte Hand mit abwechselnder Tonika und Dominante im Baß; in handwerksmäßigen kanonischen Durchführungen; in geistesfaulen Parallelwiederholungen nach kümmerlichen Verarbeitungssätzen. Wenn wir vorher die Ideale nannten, die wir dem Komponisten bei seinen Liedern vorschwebend denken, so fällt uns hier ein einziges ein, dem er nachgearbeitet haben könnte: Reißiger. Nicht als ob dies Muster annähernd erreicht wäre, und das Trio etwa als ein schwächeres Werk dieses fertigen Meisters figurieren könnte. Reißiger hat Schreiben gelernt und mißbraucht diese Fähigkeit zu flüchtigen Fabrikarbeiten; Heinze hat aber nicht Schreiben gelernt, sein Werk ist reich an Verstößen gegen den eleganten Satz, und der

hier und da sich kundgebenden Anflug ernsteren Wollens wird vom Nichtkönnen niedergehalten. Wenn wir aber heutzutage schon formgewandten Werken gegenüber durchaus gleichgültig bleiben, sobald sie nur der Form zu Liebe geschrieben sind, so sind wir um so mehr berechtigt schwachen poetischen Inhalt in ungenügender Form mit aller Entschiedenheit von der künstlerischen Arena zurückzuweisen.

Im Loh.

„Echo", August 1856, Nr. 34 und 35.

Nur keine voreiligen überstürmenden Fragen, lieber Leser, was dies Loh für ein Ding ist, wie dieser Titel zu verstehen sei. Wärest du selber in Sondershausen gewesen, hättest du für ein paar Tage der bequemen eintönigen Prosa der Eisenbahnen entsagt und dich der Restaurations-Poesie einer ehrbaren Postkutsche vertraut, um mit tiefergehendem, grübelndem Sinn nachzuforschen, was in Deutschland zwischen den langen schwarzen Zeilen der Schienenwege zu lesen ist, so wäre dir mein Titel kein Rätsel; weil du aber nicht in Sondershausen gewesen bist, mußt du dir es schon gefallen lassen, wenn ich deine Neugier einstweilen noch etwas auf der Folter zappeln lasse. Ich wäre ein rechter Tor, wollte ich den Zauber meines mysteriös klingenden Titels von vornherein durch eine topographische Schilderung von Sondershausen und seiner Umgebung zerstören; man müßte nicht wissen, wie viel ein guter Titel wert ist, und wie manche Lustspielverfertiger erst den Titel machen und dann das Stück. Wollte ich ja gleich damit herausplatzen, was das Loh ist, so würde ich wie ein Novellenschreiber handeln, der seine Erzählung: „In dieser Geschichte kriegen sie sich" überschriebe, wonach denn wohl schwerlich eine Leserin Zeit und Mühe dran wenden würde, die Blätter umzuschlagen. Jeder Eingeweihte wird mich ohnedies maßloser Verschwendung zeihen, daß ich ein so kostbares Wort, wie „Im Loh" einem gewöhnlichen musikalischen Referat voranstelle, das ich ohne weiteres „Liszt in Sondershausen, oder: Barbarossa und die moderne Musikrichtung, oder: Die Stimmgabel der Zukunft und die Heugabel der

Gegenwart, oder: Der Bart des Kaisers und der Zopf seiner Untertanen" überschreiben könnte, während ich meine ganz unübertreffliche Benennung „Im Loh" irgend einem Dorfgeschichtenschreiber gegen ein geringes Honorar, aber unauslöschliches Gefühl der Erkenntlichkeit überließe. — Doch über all den müßigen Reden versäumen wir am Ende den Schnellzug, der eben gerade von Berlin daherbraust, darum ohne weiteres in den Waggon. Sind wir's alle? Yes! all right! Liszt in der roten griechischen Mütze mit blauer Quaste, Bülow mit Dito und mit manchem geistigen Dito überdies, Carl Tausig,[1] mit den Partituren von „Mazeppa" und den „Präludien" unterm Arm, Ferdinand Schreiber, Schreiber dieses und der geneigte Leser, der sehr neugierig ist, das Loh kennen zu lernen. Es war das erste Mal, daß Leser mit Liszt zusammenreiste; er hatte ihn früher einigemale spielen hören und ihn noch zuletzt in Berlin das Konzert des Sternschen Vereins leiten sehen, war ihm also immer nur im Frack und Glacé-Handschuhen begegnet, und amüsierte sich nun, ihn in der wunderlichen roten Mütze mit der blauen Quaste zu erblicken. Da ich Leser eigentlich überredet hatte, die Fahrt mitzumachen, indem ich ihm alles mögliche vom Loh vorgefabelt, im Grunde aber doch nur, um ihn Liszt und seine Werke besser verstehen zu lehren, so freut es mich doppelt, daß Liszt in seinem prächtigsten Reisehumor war. Wer ihn nicht auf Reisen, im Waggon oder Postwagen kennen gelernt hat, kennt ihn nur halb. Wie er dann munter bleibt und andere munter erhält! Da erwachen alle Erinnerungen seines Alexanderzugs durch die Welt, und die schimmernden Bilder seiner Erlebnisse vor uns entrollend, jagt er den trägen Schlaf auch aus dem letzten Winkel des Auges. So erzählt er heute unter anderm, als wir von Erfurt mit der Post weiter fuhren, wie er einmal einem schlesischen Postillon zu einer Ehrentrompete verholfen. Dieser wackere Schwager habe ihm so prächtige Stücke und mit so großer Reinheit und Präzision vorgespielt, daß er ihn eines Näheren über seine Lebensumstände befragte. Da sagte ihm der Postillon unter anderm, daß er auch

[1] 1841 – 1871, „der Wunderkerl" und „Zukunfts-Liszt", wie ihn Liszt in seinen Briefen an Wagner nennt. Vgl. auch Wagners Brief Nr. 262 an Liszt.

eigentlich, wenn es nach Recht gegangen wäre, die Ehrentrompete verdient habe, daß man ihn aber durch Ränke und Schliche darum gebracht. Liszt wandte sich bald darauf brieflich an Herrn v. Nagler[1] und hatte die Freude, dem braven Kerl zu seinem Recht und seiner Ehrentrompete zu verhelfen. Der dankbare Postillon brachte dann dem später wieder durchreisenden Meister mit verschiedenen seiner Kollegen ein ganz respektables Ständchen. Dies Ständchen brachte ihn auf eine andere höchst drollige Geschichte. In einer belgischen Stadt hatte sich der Männergesangverein entzweit, und nachdem Liszt sein Konzert gegeben, brachte ihm jede Partei ihre besondere Serenade. Als der Meister diese Ehrenbezeugungen mit herzlichem Dank hingenommen, und sich eben zur Ruhe begeben wollte, ertönt eine riesige, gewaltige Baßstimme dicht unter seinem Fenster. Liszt öffnet dasselbe und vernimmt die ganze Nonnenbeschwörung des Bertram aus Robert dem Teufel, ohne jegliche Begleitung, doch ganz rein und mit einem weithin die kühle Nachtluft erfüllenden Ton vorgetragen. Erfreut über den klangvollen Timbre des Riesenbasses und neugierig, was das zu bedeuten habe, redet er den tönenden Schatten an. „Geruhen Sie, mein Herr," antwortet dieser, „die Huldigung eines vereinsamten Gemütes hinzunehmen. Ich bin nämlich der Solobaßist unseres großen Gesangvereines gewesen; seit er sich aber alberner Weise zersplittert hat, stehe ich allein, denn ich konnte mich mit keiner der beiden Parteien vereinigen, und sehe mich deshalb gezwungen, Ihnen auf diesem Wege, so gut wie möglich, den Zoll meiner Bewunderung darzubringen." — — Leser, der sich über diese Anekdote höchlich gaudiert, machte die ganz treffliche Bemerkung, es sei eine Art Anmaßung von Belgien, eine solche Geschichte innerhalb seiner Grenzen vorgehen zu lassen, das Ganze sei so entschieden deutsch, daß man sich offenbar an eine höhere Behörde zu wenden habe, um diese Anekdote für deutsches Gebiet in Anspruch zu nehmen.

Unterdessen hielt die Post in Creußen an, und es war auch wirklich die höchste Zeit, daß die geschwächte Leiblichkeit unsres

[1] Zufällig findet der Herausgeber hierüber eine Notiz in Gaudys kleiner Humoreske „das fünfzigjährige Jubiläum": „Der Generalpostmeister von Nagler verleiht Postillon-Veteranen ein silbernes Horn."

musikalischen Denkens und Fühlens durch einen kräftigen Imbiß wieder einigermaßen hergestellt wurde. Doch wollte das tückische Schicksal nicht, daß wir uns ungestört der Erfüllung dieser notwendigen Pflicht hingaben. Die Passagierstubenbedienung war einem so ungewöhnlich schönen Wesen anvertraut, daß alsbald das materielle Beseitigen einiges Eßbaren, aus den schönsten weißen Händen hingenommen, Nebensache wurde, und der lebhafte Schönheitssinn von fünf Künstlerseelen und einer relativen Leserseele durch fast ununterbrochenes Anschauen dieser Schönheit Befriedigung suchte und fand. Leser wollte anfangs gar nicht damit einverstanden sein, daß so etwas auf einer Künstlerfahrt vorkäme. Was, brummte er, hat so ein allerdings ganz niedliches Mädchen hier zu schaffen? Auf einer musikalischen Reise verlange ich D-dur, oder noch lieber As-moll mit recht vielen Been und Doppelbeen, daß mir fast der Atem ausgeht; ich beanspruche meinen gehörigen Dreiviertel- und Vierviertel-Takt mit einigem Kontrapunkt, rhythmischen Parentheien; ich sehe hauptsächlich auf richtige Deklamation, und reflektiere vielmehr auf reelle Behandlung als auf großen Gehalt; ich möchte was von Umfang hören, vom dreigestrichenen F oder vom tiefen „Doch",[1] so was von Quartsextenakkord oder von Polyphonie, was die Nerven in eine so angenehme Spannung versetzt. Liszt in der roten Mütze mit der blauen Quaste zu sehen, zu beobachten, wie der kleine Tausig die Partituren nicht allein unterm Arm trägt, sondern auch liest, und am Ende gar zu verstehen scheint, was ich, unter uns gesagt, kaum begreife, weil da immer so viele Zeilen übereinanderstehen, die man doch bekanntlich alle zugleich lesen muß — und Liszt einige ganz pikante Anekdoten erzählen zu hören, das amüsiert mich allenfalls noch; was aber dies allerdings ganz niedliche Mädchen hier zu tun hat, das, gestehe ich aufrichtig — wüßte — muß ich sagen — dürfte überflüssig — am andern Ort — ohne gerade besonders. — Ich benutze dies ins Steckengeraten, um ihn mit ganz derben Entgegnungen zu überhäufen. Aber, Leser! fuhr ich ihn an, du willst hier mitreden? Du eigentlich gar nicht vorhandenes Individuum? Du phantastische Ausgeburt meiner

[1] Das berühmte tiefe F Sarastros: „Doch geb' ich dir die Freiheit nicht" in der Zauberflöte.

Laune? Du Sklave meiner souveränen Referentenwillkür? Du Charakterkopfabnehmer? Du nicht allein Menschen-, sondern „Land und Leute"-fresser, du einzige Antwort auf die Wagnerfrage? Du unvernünftigvernünftiges, vielsinnigunsinniges Geschöpf? Du Leihbibliothekenbücherwurm? Weißt du, daß ein Wink von mir dich vernichtet, daß ich dich eigentlich nur aus Gutmütigkeit bis hierher mitgenommen, daß du nur ein blinder Passagier in der Creußener Poststube sein darfst? Weißt du, daß es eigentlich eine ganz unerhörte Gefälligkeit von mir ist, daß ich dich hier selber mitspielen lasse? Bedenke doch nur, daß du gar nicht hier bist, daß du ganz ruhig zu Hause auf dem Sofa liegst und deine Zigarre rauchst, und dabei diese Geschichte liesest, und wie du dich vor dir selber schämen mußt, wenn du deine eigenen Ungereimtheiten schwarz auf weiß gedruckt siehst? Sieh einmal! (hier fing ich an, zu begütigen) du bist ja so ganz deines eigenen Geschickes Schmied, sei nur ein bischen manierlich und nimm alles, wie es kommt, „bleibe nur fein geduldig" wie Mendelssohn singt, so kannst du ja wirklich vor aller Welt Augen als ein ganz vernünftiger respektabler Leser dastehen, und niemand wird dir etwas böses nachsagen können. Und nun höre, Leserchen, (hier wurde ich einschmeichelnd, und brauchte, um den Guten ganz kirre zu machen, ein leicht verständliches fast eingebürgertes, also verzeihliches Fremdwort) Abonnentchen! glaubst du denn, daß du den Anblick dieses allerdings ganz niedlichen Mädchens umsonst erlebt hast? sollte nicht das alles vielleicht ganz schlau angelegt sein, um dir, eh du dich nun mit Herz und Sinnen den gefährlichen klippenreichen Tonwogen eines Berlioz, Wagner, Liszt anvertraust, vorher noch einmal zum Trost und zu größerer Herzensstärkung in diesem holden Mädchenantlitz das Bild einer klassischen feingeformten Ouvertüre oder eines ersten Sinfoniesatzes zu zeigen? Siehst du nicht, wie unter den imposanten Akkorden dieser blonden Flechten die getragene maßvolle Introduktion in der Stirn hervortritt, wie dann Thema und Gegenthema in dem zarten blauen Schimmer der schön überwölbten Augen aufblitzen, die schon hier und da in lieblichem Seitwärtsschielen ihre Seelenverwandtschaft zueinander verraten; wie dann, durch den Mittelsatz der fein gezeichneten Nase auseinander gehalten, beide Themen in

anderer Färbung und Modifizierung in den lachenden Wangen sich gegenübergestellt werden, bis sie nun im allerreizendsten, überraschendsten, doppelten Kontrapunkt von der Welt, den lieblichsten Lippen, von blinkenden, perlenden Sechszehntelpassagen begleitet, zusammentreten, um zuletzt noch einmal durch die schelmischste Grübchenparenthese auseinandergehalten, wie eine einzige Melodie ineinander zu fließen? Und ist etwa eine Poststation und eine dazu gehörige, allerdings ganz niedliche Blondine etwas Ungehöriges? Erfüllen wir nicht durch diese Episode, was da geschrieben steht bei den Propheten Goethe und Schubert? „Seitwärts des Überdachs Schatten zieht dich an (Creußener Posthaus) und der Labung verheißende Blick an der Schwelle des Mädchens dort (Blondine). Labe dich! Mir auch, Mädchen, diesen schäumenden Trank (Glas Madeira) diesen frischen Gesundheitsblick! (blau) —??

Auf diese Frage antwortete der hereinstürmende Kondukteur mit einem kräftigen: „Donnerwetter, meine Herren, glauben Sie denn, die Post wird hier ewig halten? hören Sie denn das Blasen nicht?" Eine sehr überflüssige, fast beleidigende Frage für einen Musikreferenten, der imstande sein muß, über das unhörbarste Pianissimo einer berühmten Sängerin in leidliche Extase zu geraten, und einen von allen andern Leuten als solchen unhöflichen Postkondukteuren immer sehr geehrten Leser, der fähig wäre, die gelehrteste Abhandlung über das Posthorn und seine Vorzüge ohne weiteres zu verschlingen und zu verdauen. Doch durften wir beide nicht mucksen und mußten die Degradierung vom Hauptwagen zum Beiwagen, eine Art Postkasten, in den wir wie unfrankierte Briefe mit einem kunstgerechten Sforzando geschoben wurden, in der stummen Betäubung eines wegen reglementswidrigen Aufenthalts wirklich zerknirschten Gemüts hinnehmen. So sehr ich anfangs betrübt war, von den Hauptgefährten im Hauptwagen getrennt zu sein, so heiterte mich doch alsbald der Gedanke wieder auf, eine Zeitlang mit Leser ungestört allein zu sein, und ihn nach und nach tiefer in die Geheimnisse des Loh einweihen zu können. Er selbst machte den Anfang dazu, indem er meinte, er wäre allerdings nun doch recht begierig, nochmals einige sinfonische Dichtungen von Liszt zu hören; er selbst habe kein kompetentes Urteil, aber der fast ein-

stimmige Tadel der Berliner Kritik im verflossenen Winter habe ihn doch wohl sehr mißtrauisch gemacht. Lieber Leser, sprach ich zu ihm, du siehst, ich habe dich ganz in meiner Gewalt und die Partituren liegen vor mir, ich könnte dich also mit einer ausführlichen Analyse des Mazeppa und der Präludien nach Lamartine auf die spitzfindigste Weise langsam zu Tode martern, um einmal ein recht abschreckendes Notenbeispiel an dir zu statuieren, und ich könnte dann vielleicht die Genugtuung genießen, dich im letzten Aushauchen deiner relativen Leserseele das Bekenntnis stöhnen zu hören, daß die Sache doch nicht so übel ist, daß sie Hand und Fuß hat, daß du es nur einigemale vorurteilsfrei anhören müßtest, um dich etwas in dieser schönen Bauart zurechtzufinden, und daß du dies auch gern tun würdest, wenn du nicht unter den grausamen Zangen und Seziermessern meiner sonst allerdings ganz niedlichen Analyse dein ephemeres Leserleben aufzugeben gezwungen wärest. Sintemalen aber ein solches Verfahren im nächsten Postbeschwerdebuch von dir mit den allerentrüstetsten Ausdrücken gerügt werden dürfte, und du ja doch der gerechten Strafe für deine Unwissenheit in einer jener dunkeln Folterkammern musikalischer Geisteskerker nicht entgehen wirst, so will ich dich das Loh dennoch genießen lassen und dir lieber, weil du vorhin an Liszts Anekdoten Gefallen fandest, eine kleine Geschichte erzählen, die du auch Fabel nennen und dir selber auslegen kannst, damit dir auf der Strecke Weges bis Sondershausen die Zeit nicht lang wird.

„Ein feiner, elegant gekleideter Herr kam zu Wagen in eine große Stadt und fuhr an einem tempelähnlichen Hause vor, wo man ihn begierig erwartete. Er erfreute dort eine große Gesellschaft durch seinen glänzenden Geist, und ließ jeden am Schimmer der Juwelen sich erfreuen, die er mitgebracht hatte. Wenn man einzelne Gruppen belauschte, die sich über ihn unterhielten, wo denn natürlich auch über das äußerliche seines Erscheinens gesprochen wurde, so konnte man vernehmen, daß einigen die Haltung des Fremden etwas fremd vorkam, daß seine Toilette originell, sogar barock, von allen aber sehr mit seinem Wesen übereinstimmend, und trotz ihren Abweichungen als fashionabel erkannt wurde. Als eine Schönheit wurde besonders sein Fuß und die auserlesene Feinheit,

die in dessen Bekleidung sichtbar ward, gepriesen. Erfreut über die gute Aufnahme und mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr verließ der Fremde das Haus, um zu Fuß noch einige Besuche zu machen. Kaum war er aber auf die Straße hinausgetreten, so drängten sich eine Menge privilegierte Stiefelreiniger um ihn her, um ihn zu überzeugen, daß seine Schuhe in einem kläglichen Zustand sich befänden, daß er so keinen Schritt weitergehen dürfe, daß er sich als ein so feiner Herr auf diese Weise in keiner anständigen Gesellschaft sehen lassen dürfe; jeder beteuerte ihm, daß er der beste Stiefelreiniger sei; sie lobten um die Wette seinen übrigen Anzug, und beschworen ihn bei seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, doch ja nicht in solchen Stiefeln weiterzugehen. Der Fremde sah nun seine Schuhe genau an, obgleich er kaum die Straße betreten, und noch eben seinen Fuß ohne weiteres auf den feinsten Parketboden gesetzt hatte, er konnte aber, vielleicht aus Kurzsichtigkeit, keinen Staub an seinen Schuhen wahrnehmen. Er ersuchte die Stiefelreiniger, ihm Platz zu machen, denn er fürchtete ohnedies, durch ihre mit Vitriolsäure versetzte Wichse möchte sein Schuhzeug nur leiden. Im Weitergehen bemerkte er aber, daß eine klein Nat am Glanzleder geplatzt war, und er sagte: Befindet sich einer unter euch, der ein guter Schuhmacher ist, und es versteht, mir etwas am Zeuge zu flicken, so bitte ich ihn, mir die Schuhriemen zu lösen. Es war aber kein Schuhmacher unter ihnen. Es sprachen wohl einige, sie wüßten, wo ganz fertige Stiefel und Schuhe zu haben wären; der eine wollte ein paar noch ganz gut erhaltene Schuhe herbeiholen, die einmal ein sehr vornehmer Reisender im Gasthofe stehen gelassen, ein andrer empfahl große Reiterstiefel, in denen man doch auch zugleich reiten könne, noch einer pries spanische Stiefel als die besten. Darüber gerieten sie aber selber in Streit untereinander, und der Fremde fand Gelegenheit sich unbemerkt aus dem Knäuel zu winden, und in seinen sonst natürlich ganz feinen Schuhen, die ihm wie angegossen saßen, noch ein paar alte liebe Freunde zu besuchen".

Mitten im Nachdenken über die Moral dieser Fabel wurde Leser und Schreiber dieses durch ein bedrohliches Evenement aufgeschreckt. Unsre beiden Pferde schienen eines zum Rosse des Vaters mit seinem

Kind, das andre zum ukrainischen Hengste des Mazeppa geworden zu sein, oder die übertriebene Sehnsucht Lesers nach dem Loh hatte sich ihrer bemächtigt, oder man hatte die armen Bestien am Ende gar mit Lokomotivkohlen gefüttert, kurz sie gerieten angesichts der Türme oder des Turmes?) unsrer lieben Stadt Sondershausen in ein besessenes Rennen; im Sturm sausten wir an den roten griechischen Mützen mit blauen Quasten des Hauptwagens vorüber; vergeblich rief Tausig, der noch immer im Mazeppa studierte, zum Wagen heraus: „Das Tempo ist ja viel zu schnell! Nur keine Zerstückelung des Themas! Nur kein zu plötzliches Abbrechen der Passagen! Hier steht ja ein Halt! Halt! Nun eine ruhige, würdige Marschbewegung!“ Vergebens! Dies war ein konstatiertes Ausreißen, dies war ein klar zu Tage liegendes Durchgehen der lieben Postpferde. Du siehst, Leser, wenn wir uns in Creußen zu lange aufgehalten, müssen wir nun die verlorene Zeit durch ein reglementswidriges Stringendo des Tempos einholen. In den bebenden Momenten der Gefahr schlossen sich nun die Seelen von Leser und Schreiber dieses enger aneinander an. So eifrig wir unterwegs uns gestritten hatten, jetzt war alles vergessen; wir umarmten uns schleunigst, gelobten uns treue Freundschaft, ja, was mich innig rührte, Leser wollte für seine Person nicht einmal von dem einfachen Rettungsmittel Gebrauch machen, sich plötzlich von hier wegzudenken und den Verlauf der Begebenheit ruhig zu Hause auf dem Sofa bei einer Tasse Kaffee abzuwarten, er hatte sich schon so tief in den Mazeppa hineingedacht, daß er nun auch das Zusammenbrechen mitmachen wollte, um doch auch einmal zu erleben, wie es tut, als eine Art lebenden Leichnams hinzustürzen, um dann als König wieder aufzustehen. Nach einigen Momenten der Besinnungslosigkeit befanden wir uns mit heiler Haut auf der linken Seite der ziemlich breiten Kutsche wie auf dem Boden eines Burgverließes und sahen bestürzte Gesichter den umgestürzten Wagen umgeben, die fast so weiß wie die weißen Halsbinden und Westen, aus denen sie hervorsahen, in die obere Lücke unseres Verließes hineinschauten und ängstlich fragten: „Sind Sie's doch nicht, Herr Hofkapellmeister?“ Leser, noch halb in Betäubung, antwortete wirr durcheinander: Liszt — Loh — Mazeppa — Sondershausen —

Ehrentrompete — Creußen — Blondine — Präludien — Baßist in Belgien — Stiefelreiniger — rote Mütze — Schreiber dieses — Schwager Kronos — Ausgerissen!" — Nachdem er sich aber emporgearbeitet und mit einem gewaltigen Fußtritt hinter sich das gefährliche Werkzeug des Umsturzes verlassen, und auch Schreiber dieses festen Fuß auf dem Sondershäuser Pflaster gefaßt, sahen wir bereits den man of war Liszt von einer Menge schwarzbetheerter Barken mit weißen Westensegeln und flatternden Halsbindenwimpeln umgeben. Es war ein hellsonniger Sonntagsmorgen, und der blitzblaue Himmel hing uns, wenn nicht voll Geigen, doch voll Geigern; und es hing sogar eine Baßgeige und eine Kniegeige darunter. Das war Simon[1] und Himmelstoß!

Toilette (gesperrte Lettern). Diner bei Herrn Kapellmeister Stein[2] (Gänsefüßchen, et cetera). Eine halbe Stunde Schlaf (Gedankenstrich). Ins Loh (Ausrufungszeichen).

Du ehrenhafte Sondershauser Kapelle, du musikfeliges Denkmal einer würdigen Vergangenheit, du auf deinem unerschütterlichen Grund-Stein und mit all deinen festen Strebepfeilern kühn in die Zukunft wachsender Bau, welch einen schönen Platz hat dir dein Herzog gegeben, welch einen schönen Musengottesdienst seinem Volk im Freien, im Garten, im Walde! Im Loh! Da waltet und webt der heilige Genius der Tonkunst und zieht seine Zauberkreise um eine im Sonntagsgewande bunt wogende Menge von Hoch und Nieder, Reich und Arm, Jung und Alt, und fesselt die Lauten, Rauschenden, stumm, atemlos vor den steinernen Rahmen seiner klingenden Gebilde. Im Loh! Da umgibt ein Kranz mächtiger Eichen die unsterblichen Werke verklärter Meister, da lohnt schallender Beifall die Tondichtungen großer Zeitgenossen, des sprühenden Berlioz, des gewaltigen Wagner, da grüßt ein weitbrüstiges, fernhintönendes Hoch den lebendigen Weimaraner, den herrlichen Liszt. Im Loh! Da herrscht und entscheidet die Kunst, die aus

[1] Christian S., Kontrabassist in Sondershausen (1809—1872).

[2] Eduard St. 1818—1864, Hofkapellmeister in Sondershausen seit 1853, schrieb auch ein Kontrabaßkonzert für Simon.

dem geweihten Herzen und Geiste des Künstlers dringende, Herz und Geist des Volkes durchdringend und weihend; da herrscht und entscheidet nicht die Kritik, die mit ihrer kalten Flamme nimmer auch nur eine Bettelsuppe wärmen wird für das darbende Gemüt. Im Loh! Da schwingt ein bewußter, selbständiger Musiker den Taktstab, eine Natur von edler, geklärter Leidenschaftlichkeit, eine Seele, keine Windmühle des Orchesters, ein Mensch, dem ein lauterer Priesterdienst der Kunst auf der Stirn und in den Augen geschrieben steht, aus denen rücksichtsloser Feuereifer und ungeheuchelte Bescheidenheit kühn und milde uns anblickt. Im Loh! da wirkt und gedeiht eine herrliche Familie von Künstlern, von ausgezeichneten Virtuosen, die durch vieler Herren Lande gereist, nun in des einen Herren Lande der einen, einzigen Kunst leben, die das alte und neue, schöne und schwere mit gleicher Liebe und Gewandtheit üben und vollendet leisten; da tönt Ulrichs zauberische, anmutige Geige, Meyers Oberonshorn, Heindls Erzflöte, Kellermanns Leonorenklarinette, Hofmanns klangschillernde Oboe, des alten Zenker Ehrentrompete, da geigen, streichen, blasen und pfeifen eben Hermann, Bartels, Hofmann, der Harfner und Librettodichter, Frankenberg, König, und wie sie alle heißen bis auf Bernstein, den Pauker und Organisten, und recht den Kern und Mittelpunkt dieser herzüberwältigenden Macht bildend, der reisige Bassist Simon, ein Volker, der Fiedler, zum Hagen Müller in Darmstadt — und sein Nachbar am Cello Himmelstoß. Im Loh! da fühlt endlich die im Sonntagsgewande bunt wogende Menge von hoch und nieder, arm und reich, jung und alt, daß es eine Kunst gab, gibt und geben wird, welche die Blumenkrone ist auf dem mühsam gehäuften Garbenwagen des Lebens; sie fühlt, hört und sieht es, daß auch das heute eine Zeit voll ergreifender, erhebender Kunsterscheinungen ist, daß, so lange diese deutsche Waldung zum Himmel empor wächst, auch die unscheinbaren beseederten Sänger mit den vom Pfeile des Eros geritzten Kehlen nicht ausbleiben werden, so es wieder Frühling geworden. Im Loh! da mißt auch der lauschende werdende Künstler, von Lust und Weh ringender Töne erfaßt, seinen Enthusiasmus für den unvergleichlichen Meister an den ehrfurchtsvollen, begeisterten Blicken der

meisterlich Ausführenden über die Noten und Instrumente weg auf ihn, auf den Schaffenden, Könnenden, Wissenden, auf den Auserwählten im Reiche des Schönen.

Leser war übrigens auch ganz enchantiert: vom Augenblicke an, wo er das Loh betrat, wußte er sich vor Freude garnicht zu lassen. Diese Bäume und Berge und Leute und Geigen und Flöten, alles gefiel ihm. Am verständlichsten waren ihm übrigens die Variationen über „Gott erhalte Franz den Kaiser", wozu er immer mit taktieren konnte, was ihm besonders bei Mazeppa weniger gelang, und die Rede des Herrn Dr. Heckscher auf Liszt, in deren schließliches Hoch er begeistert einstimmte und sich immer die Ehrentrompete jenes schlesischen Postillons wünschte, um einen Tusch blasen zu können, oder mindestens die Stentorstimme des belgischen Bassisten, um lauter als alle: Liszt hoch! rufen zu können. Denn besonders für den Mazeppa hatte er sich am meisten enthusiasmiert, offenbar weil die Erinnerung an die kaum erlebte Gefahr noch lebendig in ihm wirkte. Fast mit Tränen im Auge dankte er mir nun, daß ich ihm die Analyse dieses Werkes erlassen. „Hören! Hören muß man das, rief er begeistert aus, hören, und das Gedicht kennen, um ganz von dem Schauer dieses Gemäldes und von der versöhnenden Erhebung seines Schlusses ergriffen zu sein! Wie geistvoll ist die Wahl gerade dieses Gegenstandes, der in keiner andern Kunst so anschaulich und so in seinem ganzen Verlauf dargestellt werden konnte als in der Musik! Wie feueratmend dies Roß, und wie viel stolzer und wie unendlich kühn der Melodiemensch, den es trägt!" — Auf der Rückfahrt, die wir über Frankenhausen machten, kam es Leser plötzlich in den Sinn auszusteigen, um den Kyffhäuser zu besuchen, und vielleicht ein versteinertes Haar von Barbarossa zu erbeuten. Er ließ sich durchaus nicht zurückhalten; die Melodie des Mazeppa singend, nahm er Abschied und zog in Frankenhausen ein. Wäre er doch bei uns geblieben! In der Nähe von Weimar hätte er sich noch über unsren guten Sondershauser Kutscher gaudieren können, der zum erstenmal in seinem Leben eine Lokomotive heranbrausen sah!

Weimar.

„Echo", 31. Mai 1857, Nr. 21.

Der Frühling beginnt, und ſchon ſtellt einer nach dem andern von jenen unbezahlten und unbezahlbaren Sängern ſich wieder ein, um wieder einmal den mondenlangen Sängerkrieg aufzuführen, von dem man zum voraus weiß, daß die Nachtigall Sieger bleibt und dann auch nach dem Süden pilgern muß, weil ſie doch gar zu unverholen geſungen von den Wonnen des Frühlings und den Myſterien der Liebe. Ehe nun der Brodneid dieſer kleinen Geſellen ihre großen Kollegen, die Muſiker, verdrängt, daß ſie in die Bäder oder auf Kunſtreiſen flüchten, iſt es wohl an der Zeit noch einmal auf das Wirken dieſer letztern zurückzuſehen, die den langen Winter mit mannigfaltigen Gaben der Kunſt verſchönern.

Weimar hat den Vorzug vor vielen andern Städten, möchte hier oder dort ſelbſt Bedeutenderes geleiſtet werden, und ſollten ganz gewiß an vielen Orten glänzendere Mittel vorhanden ſein, daß das künſtleriſche Treiben daſelbſt durch die Perſönlichkeit Liſzts ein beſtimmtes Gepräge erhält, daß in ihm ein Mittelpunkt vorhanden iſt, in dem ſich Intereſſen vereinigen können, die ſonſt vielleicht ſchnurſtracks auseinander liefen. Ich möchte Liſzt deswegen um keinen Preis in Paris oder Berlin ſehen, wo es ihm vielleicht ſelbſt bei der vorteilhafteſten und ausgedehnteſten Stellung nicht gelänge, einen gewiſſen leitenden Einfluß auf die Bildung künſtleriſcher Verhältniſſe in ähnlichem Maße auszuüben, wie hier. Mendelsſohn wäre vielleicht die Perſönlichkeit geweſen, in Berlin eine ſolche Stellung einzunehmen, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich ſage, daß es der größte Schmerz ſeines Lebens war, dort nicht ſo weit gelangen zu können. Darin, daß in Leipzig ſein Streben beſtimmend und tonangebend wirkte, ward ihm ein Erſatz, aber bei weitem nicht volle Befriedigung des gerechteſten Ergeizes. Wenn es aber tragiſch berührt, daß ein Künſtler, wie Mendelsſohn, an deſſen Wiege ſo viele Genien ihre beſten Gaben niedergelegt haben, umſonſt danach ringen mußte, eine größere künſtleriſche Ge-

oft ein viel höherer Genuß ist, einen geistreichen Feuilletonsartikel samtheit an dem Hauch seines Geistes zu erwärmen, so knüpft man unwillkürlich eine erneute Hoffnung an Liszt, der gerade in trüben Tagen, welche Mendelssohn von uns nahmen, anfing, aus dem vielbewegten Leben die stillbewegte Einsamkeit zu suchen. Er hat sie in Weimar auf einem bedeutungsvollen Boden gefunden. Möge man dort und anderswo achtungsvoll Notiz nehmen von diesem historischen Faktum. Dort, wo er lebt, in Weimar möge man nicht engherzig an einzelnem mäkeln, sondern die seltene Persönlichkeit mit Wärme pflegen. Von manchen Herzen muß auch ein Riegel geschoben werden. — Wenn manche Blumen Weimaraner wären, würden sie aus einem gewissen Eigensinn, und weil früher Goethe und Schiller an ihnen gerochen haben, sich garnicht vor der Sonne auftun. Es ist einmal so. In der „Braut von Messina“ oder im „Clavigo“ mag's auch manchmal himmelschreiend leer gewesen sein, vielleicht gar bei den ersten Aufführungen. Und so saß man auch kalt da, als Liszt seine Orpheuseinleitung[1] aufführte. In manchen schwarzen Frack, der mit sehr respektablem Inhalt da in den Logen saß, und in manchen blendend-geschmückten Damenkopf hätte ich Künstlerherz und Verstand gewünscht, wie diese verklärten Töne erklangen, die so rein sind von irdischen Zutaten. Und wie er seine „Präludien“[2] aufführte und seinen Künstlerchor, da waren die Reihen jener vornehmen Kunstverständigen gar dünn gesäet, so daß man wenig Sterne sah, aber einen Stern, wenig Kopfputz aber einen Kopf. Ja, wenn er mit einer Hand an die Tasten rührt, dann paßt alles auf, dann ist alles entzückt! Ja, Liszt der Klavierspieler, der ist unvergleichlich, den besitzen nur wir. Das verzeiht ihm die Welt nie, daß er sich einmal herabgelassen hat, sie zu amüsieren. Aber wo er sie erheben will und mit den Klavierfingern hinaufzeigt nach seinem Ideal, da verstehen sie ihn nicht, da zucken sie die Achseln. — Man sehe sich um in Deutschland, und man wird durch den Vergleich finden, daß man an einer bedeutenden Persönlichkeit viel, sehr viel hat. Von Wien

[1] Die sinfonische Dichtung „Orpheus“.
[2] Die sinfonische Dichtung »Les préludes«.

kann in diesem Augenblicke nicht die Rede sein, es kann höchstens als Beweis dienen, daß unter einer Masse tüchtiger Musiker, gelehrter Theoretiker man sich eben oft vergebens nach einem hervorragenden Geist umsehen wird, der einzelne Kräfte zu einem Ganzen gestaltet, dem Vorübergehenden Dauer verleiht. Ob in München Lachner[1] oder in Stuttgart Lücken[2] die genügende Autorität haben, um Musiktreiben in Musikgedeihen zu verwandeln, ist nach allem, was wir darüber gehört haben, nicht zu glauben. In Dresden vegetiert die Kunst unter dem beliebten Reissiger und dem unbeliebten Krebs.[3] Wagner lebt in der Schweiz. Wenn ich mich auf die übrigen deutschen Hauptstädte besinne, ehe ich Berlin berühre und in Dessau an einem frischen Grabhügel[4] mit hochachtungsvollen Gedanken vorübergehe, da sehe ich vor allem mit ungetrübter Bewunderung und tiefer Verehrung auf Spohr in Cassel, der mit reiner Hand reiche Lorbeeren gepflückt hat, dem im Greisenalter noch ein jugendliches Herz geblieben, welches er aufmerksam offen hält für den Lenzhauch moderner Kunst, triebe er auch vielleicht hie und da ein welkes Blatt herunter von dem kräftigen Stamm Spohr. In Hannover aber hat Marschner[5] Joachim[6] immer noch Platz gelassen, um ein innerlich kräftiges Gedeihen der Kunst mit Hoffnung auf guten Erfolg anzupflanzen. Leipzig hat durch Mendelssohn zu viel besessen, als daß es nicht kranken sollte, seit er fehlt. In Berlin fehlte eigentlich seit Spontini und Meyerbeers Rücktritt die lebendig gestaltende Hand und es ist ein charakteristisches Zeichen, daß dort ebenso gern Kritik gelesen, als Musik gehört wird. Ich muß gestehen, daß es

[1] Franz Lachner, der älteste der drei Brüder.

[2] Friedr. Wilh. K. 1820—1882, bekannt durch seine sentimentalen Lieder, war von 1851 bis 1861 in Stuttgart Hofkapellmeister.

[3] Karl August Krebs-Miedke. 1804—1880, der Nachfolger Wagners in Dresden als Hofkapellmeister.

[4] Friedrich Schneider liegt dort begraben (gest. 1853).

[5] Heinrich M., der Komponist des „Hans Heiling" 1795—1861, seit 1831 Hofkapellmeister in Hannover.

[6] Joseph Joachim (geb. 1831), der Altmeister des Violinspiels, seit 1856 in Hannover vorher in Weimar bei Liszt seit 1849.

aus der Feder des unerschöpflichen Kossak, ja selbst vom oft angefeindeten Rellstab[1] zu lesen, als manche Musikaufführungen zu hören, über die sie geschrieben sind. Das würde anders sein, sobald ein bewußtes, konzentriertes Kunststreben nach einem einigen Ziel hin sich dort hervortäte. Der Impuls dazu aber müßte von einer bedeutenden künstlerischen Persönlichkeit ausgehen. Um unter vielen Gründen, die dies bedingen, nur einen anzuführen: die Berliner Kapelle besteht aus Virtuosen und leistet technisch Vollendetes. Soll aber dies technisch Vollendete zu einem allgemein wie aus der Seele Empfundenem werden, so muß das Roß einen Reiter haben, der es auch, wenn's not tut, die Sporen fühlen läßt, Mendelssohn tat den bekannten Ausspruch: „Sie sind hier nicht Mensch, sondern nur Trompeter!" und ich selbst habe ihn ganz gehörig mit seinem Orchester umspringen sehen. Und so muß es sein. In den letzten Jahren hat z. B. Stern einen regeren Hauch in die Musikwelt Berlins gebracht. Mit einer tüchtigen Bildung Dirigententalent verbindend, und indem er besonders seine Wirksamkeit an eine Art Mendelssohnkultus knüpfte, versammelte er in kurzer Zeit einen großen Kreis von fähigen Dilettanten um sich, mit denen er im Laufe weniger Jahre bald dem Publikum allgemein bewunderte Aufführungen gab. — Um ein Beispiel anzuführen für das moralische Gewicht, welches ich von jener Persönlichkeit erwarte, so sage ich nur, daß es jemand sein müßte, der sagen kann: Ich will nicht, daß die Lola Montez[2] nach dem „Fidelio" tanzt, ich will's nicht, also geschieht's nicht. Ja, der Theaterdiener müßte schon im voraus zittern und beben, der ihm ein solches Repertoire auf den Tisch legte. — Alles, was ich gesagt, mag es zu diesem Zwecke zu viel oder zu wenig sein, möge immerhin dazu dienen, einen befestigenden Nagel an das Plakat zu schlagen: große Persönlichkeiten sind selten. Nur solche Menschen werden groß, in denen die Gabe des Genius aufs glücklichste und vollkommenste übereinstimmt mit dem Bildungsgang, den sie nehmen, mit dem Beruf, den sie

[1] Ludwig R. 1799—1860, als Musikkritiker eine Zeitlang in Berlin sehr gefürchtet.

[2] Die berüchtigte spanische Tänzerin, die bekanntlich vorübergehend die Geliebte König Ludwigs I. von Bayern gewesen.

wählen, mit dem Glück, das ihre Laufbahn krönt. Edel und berechtigt ist die Klage um ein verkommenes, versunkenes Genie, um eine der Welt zu früh entrissene Größe, aber sie wird läppisch und weibisch, wenn sie nicht zum Enthusiasmus, zur freudigen Anerkennung des kräftigen lebenden Genius sich steigert. Habt ihr einmal den Liszt nicht mehr, so könnt ihr Biographien schreiben, ihr könnt sagen: nun kommt man erst nach und nach dahinter, daß der Mensch während seiner Lebzeiten auch Geist hatte, nicht bloß Finger, wie wir immer glaubten. Es können Schüler von ihm auftreten und sagen: so etwa hat er gespielt; es können Freunde klagend euch erzählen: das waren seine Ideen über die Kunst! Aber der volle lebende Mensch, wie nur er war, mit allem was nur er hatte und geben konnte, mit Gaben und allseitiger Ausbildung derselben, wie sie sich nicht wiederholen, der ist dann hin, und ihr habt versäumt, ihm durch klares Erkennen dessen, was er war, den Spiegel hinzuhalten, in welchem er sich verdoppelt, verjüngt geschaut hätte. Gebe man ihm in Weimar die Mittel, nach seinen Ideen ein Kunstinstitut zu bilden, welches mustergültig dasteht, und wenn dann das A, das er angibt mit seiner Stimmgabel, das richtige Kammer-A ist, so fallt mit kräftigen Stimmen ein in den Chor nationaler deutscher Kunst. Kein Nachhinken, nicht erst aufstehen zum Singen, wenn der erste Takt schon zu Ende ist, daß der Dirigent aussieht, wie eine Windmühle, die kein Mehl mahlt, sondern alle auf einen Schlag, mit einem Hauch, wie der Berliner Domchor. P. C.

Landgraf Ludwigs Brautfahrt.

Romantische Oper von Eduard Lassen.

Neue Zeitschr. für Musik Bd. 47, Jahrgang 1857 II, S. 15—18.

Das Werk des belgischen Tonkünstlers, welcher das Konservatorium seiner Vaterstadt Brüssel[1] preisgekrönt und im Besitz eines

[1] Nicht ganz korrekt: Lassen wurde am 13. April 1830 in Kopenhagen geboren, genoß aber seine Erziehung ausschließlich in Brüssel. Die hier besprochene Oper wurde, von E. Pasqué textlich neubearbeitet, am 10. Mai 1857 in Weimar unter Liszt zum ersten Male aufgeführt, worauf Lassen 1858 Hofmusikdirektor und 1861 an Lisźts Stelle Hofkapellmeister wurde.

anregenden, von einem jungen befreundeten Dichter, Guillaume, erfundenen Librettos verließ, es in Rom komponierte, in Weimar umarbeitete, hat zuerst das wärmste Interesse Liszts, dann der mit der Ausführung betrauten Sänger und Virtuosen erregt, bei zweimaliger Aufführung die zuvorkommendste lohnendste Aufnahme beim Publikum gefunden, und dem Komponisten die aufrichtige Sympathie des weimarischen Künstlerkreises errungen. Ein so schöner Erfolg bringt eine angenehme sichere Grundstimmung für die Betrachtungen mit, durch welche ein Kunstgenosse des Tonsetzers, der sich in seine Schöpfung eingelebt, einen größeren Leserkreis schon jetzt auf ihn aufmerksam machen möchte, ehe er auf schwieriger zu bahnenden Wegen ein ausgedehnteres Publikum durch unmittelbares Vorführen seines Werkes für sich gewinnt. Alle Bedenken, die sich dem näher Eingehenden in betreff des zugrunde liegenden Gedichtes und der dazu komponierten Musik aufwerfen und einem ungetrübten Eindruck des Werkes beeinträchtigend entgegentreten, erhalten in dem erfreulichen Erkenntnis ihre Ausgleichung und teilweise Hebung, daß uns Lassen als eine bewußte, reich begabte, verständig erzogene künstlerische Individualität erscheint, die mit feinem Tonsinn, glücklicher, leichter Erfindung, freier Beherrschung der Mittel, gewandter Darstellung, gesundem Aneignungstrieb vor allem ein vielseitiges Naturell verbindet, dessen vorsätzlich ausschließliche Entwicklung innerhalb der Grenzen dramatisch-musikalischer Kunst uns die freudige Hoffnung fast zur Gewißheit werden läßt, daß wir ihren Phasen mit steter Spannung, mit wachsender Befriedigung folgen werden.

Die angedeutete Beeinträchtigung des reinen Eindrucks suchte ich mir aus dem doppelten Zwiespalt zu erklären, welchen erstlich das Libretto in seinem Schwanken zwischen Übersetzung und Umdichtung, sodann die Musik in ihrem unverschmolzenen Nebeneinander von romanischer und deutscher Gefühlsweise kundgibt. Wenn aber der deutschen Bearbeitung der Vorwurf zu machen ist, daß sie dem französischen Erfinder des Stoffes Gewalt antat, um mit einer noch gefährlicheren Gewaltsamkeit der deutschen Sage ihren frischen Duft abzustreifen und ihren Personen die Reden jenes Librettodichters in den Mund zu legen, so wäre es ungerecht, leugnen zu wollen,

daß ihr erborgter Schimmer doch immer ein Schimmer ist, daß sie in schwieriger, von vornherein verdrehter Stellung ihr Möglichstes getan, und der glückliche Umstand sogar zu ihren Gunsten spricht, daß die Umarbeitungen, zu welchen sie den Komponisten nötigte, die glänzendsten Fäden seines Gewebes geworden sind. Wenn anderseits der Vorwurf eines gemischten Stils in dem Munde hochberittener Kritik zu einer gefährlichen Anklage des Komponisten werden könnte, wandelt er sich in der Anschauung des teilnehmenden Künstlers gerade zum lebendigsten Moment des Lobes, der innigen Anerkennung. Lassen hätte durch eine Aufführung des unveränderten Werkes, wie es seit zwei Jahren vollendet war, mit der seinem Bildungsgang entsprechenden romanischen Haltung des Stils unserer Anerkennung für die auf diesem Wege bewährte Meisterschaft gewiß nicht ermangelt; daß er aber von der Atmosphäre Weimars so aufnahmsfähig sein geistiges Wirken durchdringen ließ, daß ihr Lufthauch reinere und vollere Töne als die bisher angestimmten seinen Saiten entlockte, das erhöht unser Bewußtsein ihrer gedeihlichen, lebengestaltenden Kraft, das ist uns eine schöne Genugtuung für manches krittelnde Wort, für das haltlose Gebahren mancher schwachen Seelen, die in ihrem künstlerischen Treiben nur nach klatschenden Händen schielen.

Während Lassens Musik überall, selbst wo das Inhaltliche unserer Anschauungsweise ferner steht, sich formell auf einer schönen Höhe des Kunstschaffens hält, architektonischen Zusammenhang, geordnete Folge des Satzbaues niemals vermissen läßt, vermag das Libretto in seinem Gemisch von trockner Übersetzung und nachhelfender Umarbeitung nirgend den Anspruch zu erheben, die ebenbürtige, gedankenmarkige Hälfte eines dramatischen Musikwerkes genannt zu werden. Es ist wahr, Wagner hat uns gesteigerte Anforderungen in dieser Hinsicht gelehrt, die ihn die besserwisserische Kritik streng entgelten ließ, ganz wie Voltaire in einer biographischen Einleitung zu Molière bemerkt, daß dieser Dichter von dem an seinen eignen Schöpfungen geschärften Urteil des Publikums zu leiden hatte. Wir sollten uns öfter bescheiden und, auf Wagners Maßstab Verzicht leistend, uns arglos an dem Gebotenen erfreuen. Wenn wir auch das möchten, wir dürfen es nicht, wenn wir gerade Wagner ge-

recht sein wollen. Erst wenn aus dem innigsten Zusammenwirken ebenbürtiger poetischer und musikalischer Talente, aus den glücklichen Arbeiten zwiefach begabter Naturen ein voller Kranz dramatischer Musikwerke erblüht sein wird, wenn ein mannigfaltiges deutsches Opernrepertoire in den verschiedensten Abstufungen einen voll befriedigenden Blick auf ein neu erblühtes Kunstleben gewähren wird, dann erst kann Wagners Vorgang in seiner ganzen Größe gewürdigt, kann eingesehen werden, wie unberührt sein gewaltiges Kunstschaffen von allen Bedenken selbst der befähigtesten Gegner bleiben mußte. Wie wir erst nach seinem „Lohengrin" den ganzen hohen Wert von Webers „Euryanthe" erfaßten, so werden auch erst die nach Wagner Schaffenden das unvergleichbare Wirken dieses Genius einer reiferen Zeit zu dankerfülltem Bewußtsein bringen. Im bewußten Hinstreben nach diesem Ziel dürfen wir, seien wir Fordernde oder Leistende, die Ansprüche, die uns Wagner erfüllend gelehrt, keinen Augenblick herabstimmen. — Da nun aber bei der vielfachen Umgestaltung, welche der in Rede stehende Stoff erfuhr, der einheitlich bildende Geist fehlt, an welchen die auszusprechenden Bedenken zu richten wären, so möge die einfache Erzählung der Handlung als Leitfaden für die Betrachtungen genügen, zu welchen das edle Talent des Tondichters Veranlassung gibt.

Landgraf Ludwig von Thüringen, von fröhlich schwärmendem Hofgelag umgeben, sehnt sich, unberührt von Lust und Spiel, nach beglückender Einsamkeit, nach der vollen Neigung eines Herzens, die nur ihm selber, dem liebenden Menschen, nicht seiner weltlichen Würde gälte. Da erregt der Gesang eines wandernden Minnesängers den Wunsch in ihm, die ungarische Königstochter Elisabeth zu schauen, zu besitzen. Plan und Ausführung folgen dem Wunsch. Er sendet seinen Freund und Dienstmann, Grafen von Orlamünde, in Begleitung seines priesterlichen Ratgebers, Conrad von Marburg, nach Ungarn, für ihn zu werben, beschließt aber zugleich, ihnen unerkannt zu folgen. — Conrad von Marburg ist gegen die Vermählung des Landgrafen; er hofft die Güter des kinderlos Sterbenden dereinst für die Kirche zu gewinnen. Er bemerkt den lebhaften Eindruck, den der Anblick der betenden Elisabeth auf Orlamünde macht, und weiß bald den Funken der Leidenschaft zur verzehrenden

Glut zu schüren. Er verführt den Grafen zum Verrat an seinem Gebieter. Der Graf, halb einem ihm günstigen Mißverständnis der ihn festlich empfangenden Ungarn, halb dem Zug seines Geschicks, der Stimme des übelwollenden Freundes nachgebend, bricht die Freundes- und die Vasallentreue, läßt König und Hof in ihrem Irrtum und hofft Elisabeths Hand als vorgeblicher Landgraf zu empfangen. Elisabeth aber, die schon von dem fahrenden Sänger Ludwigs Wunsch vernommen, nach seinem Wesen, seiner Art geforscht, und in ahnungsvoller, liebegünstiger Stimmung seinem Kommen entgegensieht, ist von dem Anblick des vermeintlichen Landgrafen getäuscht, und bittet ihren königlichen Vater um Aufschub der Zusage. — Während dem Feste, welches dem falschen Landgrafen am folgenden Tage gegeben wird, erscheint Ludwig in schlichte Tracht gekleidet. Er erkennt die Treulosigkeit seiner Boten, verzichtet aber auf den strengen Gebrauch seines Rechtes; er will unerkannt Elisabeths Liebe erringen, den Nebenbuhler im ritterlichen Zweikampf überwinden. Elisabeth, die den Betrug des Grafen aus dessen eignem Munde erfährt, indem er durch ein reuiges Geständnis und ein Erklären seiner schrankenlosen Leidenschaft ihre Liebe zu gewinnen hofft, wendet sich aber, seit dem ersten Erscheinen des Unbekannten, durch sein Wort, sein adliges Wesen innerlich von Liebe zu ihm ergriffen, empört von dem Betrüger und will jedes Los mit dem Herzenserwählten teilen. Conrad von Marburg, die Vereitlung aller langgehegten Pläne nahe sehend, sucht Orlamünde zum äußersten, zum Mord seines Fürsten, zu drängen. Orlamünde aber, im Begriff die Tat zu vollbringen, vernimmt im Belauschen des Zwiegespräks der Liebenden, die fern dem Feste den ewigen Bund der Treue schließen, Elisabeths Schwur an Ludwig, ihre Verachtung des Betrügers. Verzweifelnd gibt er sich selbst den Tod, entdeckt den zu Hilfe herbeieilenden seinen Verrat, zeigt ihnen sterbend seinen Herrn, den Landgrafen Ludwig, der nun, den Tod seines unglücklichen Freundes bedauernd, Conrad von Marburg auf immer von sich verweisend, die Huldigungen der gastlichen Ungarn und seiner herbeieilenden Getreuen entgegennimmt und durch Elisabeths Hand beglückt wird.

In der musikalischen Behandlung dieser Grundlage tritt es ent-

schieden als ein charakteristisches Hauptmoment hervor, daß dem Tondichter alle Züge, die seinem Naturell entsprachen, in denen seine gemütvolle Liebenswürdigkeit einen Ausdruck finden konnte, trefflich gelungen sind, während er unwillkürlich in der Darstellung des ihm Fremdartigen, Fernliegenden, sich mit einer gewissen Unselbständigkeit an andre anlehnt. Wenn ich dem Libretto in seiner vorliegenden Gestalt die Ebenbürtigkeit mit dem feingebildeten Kunstvermögen des musikalischen Teiles absprechen mußte, so gestehe ich ihm um so lieber zu, daß es den Erscheinungen des Landgrafen und Elisabeths einen fesselnden Reiz zu verleihen verstand und die vom Pagen zum Minnesänger erhobene Partie zu einer dankbaren zu machen wußte. Des Landgrafen Romanze im ersten Akt, das Auftreten des Sängers, sein Lied von Elisabeth, Rezitativ und Arioso der Elisabeth sind der mannigfaltige, eigentümliche Ausdruck einer anmutigen Innerlichkeit, deren zarte Empfindsamkeit nie verzehrende Schwermut wird, deren frische Sinnlichkeit von dem Bewußtsein eines edlen geistigen Strebens geweiht und geadelt ist. Wo dagegen dem Komponisten der Gedanke des Dichters nicht die nötigen Stützpunkte bot, ist es ihm bei aller formell schönen Anlage der Stücke nicht gelungen, den musikalischen Inhalt zu einer höheren Bedeutung zu steigern. Die illoyale Liebestollheit des Grafen, die undeutliche Unheimlichkeit Conrad von Marburgs sind überall schwach, haltlos, unlogisch gezeichnet und vermögen nicht die starken, outrierten charakteristischen Färbungen zu rechtfertigen, die der Komponist, der hier nicht die feine Nuancierung seiner eignen Individualität anzuwenden weiß, bei dem stark auftragenden Meyerbeer entlehnt, dem Scribe doch mindestens feste Zeichnungen zu Bertram und Marcel gegeben, wie man immer über ihren poetischen Wert, ihren Stil urteilen möge. — Was die Ensembleszenen betrifft, so bieten dieselben überall schön Musikalisches in meisterlich behandelter Form, fließende anziehende Instrumentation, ausgiebigen Vokalsatz; doch müssen wir von Lassens vielversprechender Weiterentwicklung erwarten, ob es ihm gelingen wird, solchen dramatischen Momenten ein Gepräge seiner Eigentümlichkeit zu verleihen. Die schön intentionierte polyphone Behandlung der Anfangschöre im ersten und zweiten Akt kommt bis jetzt mehr dem

Partiturleser als dem Hörer zum Bewußtsein. Der Schluß des ersten Aktes mit seiner breiten italienischen Diktion ist am wirksamsten. Im Finale des zweiten Aktes ordnet sich das dramatische Interesse zu sehr dem Streben nach lieblicher Melodie unter. Das Finalterzett des dritten Aktes ist ein zu gewaltsamer, in seiner Folgelosigkeit unnützer Coup des Librettos, als daß der Komponist die nötige Wärme zu wirksamer Wiedergabe hätte finden können. Der Zecherchor im Anfang des dritten Aktes ist ein kleines Meisterwerk von sprudelnder frischer Lebendigkeit in Melodie, Harmonie und Rhythmus. Schade, daß praktische Kürzungsinteressen ein Streichen seines Vokalmittelsatzes nötig erscheinen ließen. Das Chor- und Solonokturn des letzten Aktes ist ein Stück von schmelzendem, süßem Klang, eine dunkle Blume, in deren Tautropfen sich die helle Frühlingsnacht spiegelt.

Schließlich noch ein Wort über zwei besondere Stücke der Oper, die Ouverture und das Liebesduett im letzten Akt. Beide sind auf weimarischem Boden entstanden. Beide zeigen uns den Tondichter auf einem glücklichen Weg bewußter Entwicklung, die der Bedeutsamkeit und Fähigkeit seines Talents Achtung erzwingt, seine Freunde mit den besten Hoffnungen auf seine Zukunft erfüllt. Die Ouverture ist ein mit sicherer Hand gezeichnetes, lebenvolles Tonbild, voll schöner, geistreich gruppierter Gestalten, ein äußerst glücklicher Wurf, ein selbständiges Orchesterwerk, das seine berechtigte Stelle auf den Konzertprogrammen der nächsten Zeit sicher finden wird. An den aus dieser Ouverture zu uns redenden, nach höheren Regionen der Tondichtung strebenden Lassen stellen aber auch wir nun den gesteigerten Anspruch eines logischen Verfahrens in Anordnung seiner Motive in bezug auf ihre dramatische Bedeutung. Noch immer läßt er sich von einem taktvollen, spezifisch musikalischen Trieb leiten und beherrschen, mehr und mehr wird er sich von ihm emanzipieren, sich der poetischen Notwendigkeit als Walterin über den erregten Wellen seiner Phantasiebetätigung zu ergeben haben. — Das Duett zwischen Ludwig und Elisabeth löst endlich jeden Vorhalt des Lobes in Anerkennung und Bewunderung. Es ist ein Zauber von Innigkeit und Zartheit in diesen Tönen! Das Orchester hüllt nur einen weichen Schleier von Melodie über leuchtende Augen

und flüsternde Lippen. Da gibt ein seliges Wort das andere, bis endlich der Liebende in beglückender Gewißheit holden Bescheids in die kühn werbende Melodie der Ouverture ausbricht und das schönste Wort der Geliebten in seine jubelnde Frage einstimmt. Das Duett ist ein duftender Lotos, aus der durchsichtigen Flut edler Gemütsströmungen emporgesprossen. Möchte Lassen zu so glücklichen Gaben, so glücklicher Bildung nun auch des dritten Glückes teilhaftig werden, eine Reihe schöner Stoffe zu finden, an welchen seine Erscheinung zu einer so schönen und glänzenden sich bilden möge, als seine Freunde sie in goldner Ferne zu begrüßen hoffen.

Wiener Hofoperntheater.

Österr. Zeitung 1861, Nr. 256, Dienstag d. 8. Oktober.

P. C. Das neue Ballett „Gräfin Egmont" von Herrn Ballettmeister Rota, hat kürzlich bei seiner ersten Aufführung alles überrascht. Selten sah man eine so glänzende und geschmackvolle Ausstattung, aber noch seltener wohl ein eben so reich- und phantasievoll komponiertes, wie meisterlich ausgeführtes Ensemble. Fast erdrückend war die Kontinuität der choreographischen Effekte, namentlich im ersten Akte, welcher den Zuschauer unwillkürlich in eine ähnliche Extase versetzte, wie sie durch eines jener seltenen großen Kunstfeuerwerke hervorgebracht wird, bei welchen das Unaufhörliche und Ununterbrochene der Steigerung eine unwiderstehlich hinreißende, ja, der Ungewohntheit des Eindruckes wegen fast erhabene Wirkung auf uns ausübt. Am Schlusse des großen Walzers im ersten Akte schien wirklich ein solch berauschender Eindruck sich des ganzen Publikums bemächtigt zu haben: es verlangte stürmisch Herrn Rota bei offener Szene, um in ihm den Zauberer zu begrüßen, der ihm ein wahres Wunder der Choreographie vorgeführt. Um die fast gefährlich erregte Stimmung der Zuschauer zu befriedigen, bedurfte es in der Folge der unermüdlichen Anstrengung der genialen Cuqui, welche durch ihre erstaunliche, höchst mannigfaltige und dadurch so wohltätig fesselnde Leistung sich als eine der bedeutendsten Koryphäen ihrer lieblichen Kunst bewährt. Von Sylphide, Else, Willi

oder ähnlichem ätherischen Wesen, wie es zuletzt fast allgemein den Stoff zur Ballettheldin hergab, war diesmal im Sujet abgesehen. Eine von vedenklichem Leichtsinn erfaßte junge Gräfin, deren alberner Gemahl (vermutlich auf Grund chronistischer Genauigkeit) unglücklicher Weise den ehrwürdigen Namen Egmont trägt, führt, um sich als Grisette für das Ennui der vornehmen Dame zu entschädigen, ein doppeltes Leben, täuscht durch fabelhaft schnell und oft ausgeführte Verkleidungen eine dreifach sie verfolgende Eifersucht, gerät in den Fall, als Grisette wie als Gräfin unablässig Tanzfesten beizuwohnen und gibt diesen Verlockungen in so exzentrischer Weise sich hin, daß man schließlich ungewiß ist, ob sie aus Schreck über den Selbstmord ihres Geliebten erliegt oder sich wirklich zu Tod getanzt hat. Bei dieser letzten, durch den Vorgang zugleich gerechtfertigten Annahme würde sie als die Psyche jener merkwürdigen Roué-Welt der Regence in Paris erscheinen, die aus ihrer Verdammung nicht anders als auf ihre Weise sich erlösen konnte und so anmutig wie möglich in selbstmörderischem Tanze sich verflüchtigte. Unmöglich konnte man der wirklich tragischen Leidenschaftlichkeit der hinreißenden Tänzerin mit Aufmerksamkeit folgen, ohne auf eine ähnliche ideale Deutung der von ihr dargestellten Exzentrizität zu verfallen.

Bestätigen wir nur noch, daß bis in das kleinste Detail der verschiedenen Divertissements sich eine vortrefflich gekannte, von zierlichstem Geschmack geleitete Erfindung kundgab, sowie nach jeder Seite hin ein verständnisvoller Eifer das Auge phantasiereich zu unterhalten und gerade selbst das Bizarre des Sujets und Kostüms in ein behaglich ironisches Licht zu setzen verstand, wozu namentlich auch die Ausführungen des gut inspirierten Dekorationsmalers in ganz überraschender Weise beitragen, so dürfen wir Herrn Rota und allen unter seiner Anleitung Mitwirkenden das Zeugnis nicht versagen, in ihrem Genre etwas ganz Vorzügliches, der vollsten Anerkennung Wertes geleistet zu haben, womit dann zugleich auch Herrn Direktor Salvi, der eine solche Leistung veranlaßte und überwachte, sein gebührendes Lob ausgesprochen ist.

Herrn Salvi ist aber außerdem zu diesem gewiß höchst günstigen Erfolge sehr Glück zu wünschen; wie er zeigte, was nach

dieser Seite hin seine Geschäftsführung zu leisten imstande ist, wird ihm durch dieses glänzende Repertoirestück zugleich Lust und Zeit verschafft, den schwer behinderten Leistungen der Oper aufzuhelfen. Seit seinem Antritte der Direktion war ihm die schwere Aufgabe gestellt, mit einem vor kurzem noch vollständigen, jetzt aber lückenhaft gewordenen Personale den nicht immer freundlich gespannten Erwartungen zu entsprechen, mit denen eine neue Verwaltung begrüßt wird. Wer nun die außerordentlichen Schwierigkeiten nur einigermaßen billig erwägt, mit denen gegenwärtig eine Operndirektion zu kämpfen hat, nur sich guter Künstler zu versichern, wird begreifen, daß die Direktion der Wiener Oper schon deshalb es besonders schwer hat, entstandene Lücken auszufüllen, weil sie anerkannt die beste Deutschlands ist und von nirgends her ihr die abgehenden Kräfte kommen können, weil sie an anderen deutschen Theatern eben gar nicht anzutreffen sind. Wer diese Not wohl ermißt, sollte füglich mit weniger Härte, als dies gewöhnlich geschieht, einer Person die Schuld eines durchaus allgemeinen Übelstandes beimessen; mit einigem Wohlwollen wird dagegen leicht anerkannt werden können, daß, wenn Herr Salvi auch nicht plötzlich das Allererwünschteste erreichen konnte, er für jeden seiner Schritte den üblen Umständen gegenüber wenigstens das Zweckmäßigste tat.

So war und ist es an und für sich gewiß kein kleines, neben Ander[1] einen zweiten Tenor zu finden, den man mit einigem Anspruch auf freundliche Aufnahme diesem liebenswürdigsten, hier und überall mit so vollem Rechte hoch gefeierten Künstler zur Seite stellen könnte, — was anderseits aber, bei dem ungeheuren Bedarf unseres Repertoires, eine unerläßliche Notwendigkeit ist. Eine geradeswegs unlösbare Schwierigkeit war es jedoch, schnell einen Tenor zu finden, welcher Ander auch nur vorübergehend ersetzte, als dieser durch Unwohlsein beim Beginn der Wintersaison außer Aktivität gesetzt war. Das zur Nothilfe ausgeführte Engagement des eben vakanten Herrn Stighelli hatte jedenfalls das Zweckmäßige, daß es die Direktion in den Besitz eines Sängers

[1] Alons A. 1817—1864.

trachte, der in einem größeren Repertoire eingeübt war, wodurch man einzig zu der Möglichkeit gelangte, überhaupt die Opernaufführungen ununterbrochen fortsetzen zu können. Allerdings war Stighelli nur in den Werken des italienischen und französischen Repertoires einstudiert; aber er hatte den Ruf eines tüchtigen und wohlgeschulten Sängers, als welcher er auf bedeutenden Bühnen Europas anerkannt war. Als solcher hat er sich nun auch dem Kenner bewährt, wenngleich das höhere Talent sowie ein sympathisches Naturell ihm allerdings leider versagt sind. Aber war er als ein vollkommener Künstler, als eigentliches Objekt einer durch die Umstände gänzlich frei erhaltenen Wahl dem Publikum vorgeführt worden? Lag es in dem Wunsche oder nur selbst in der Annahme des Direktors, einige Monate lang ihm fast einzig das Repertoire eines ersten Tenors zu übergeben? Oder ist Herrn Salvi der Versuch mit diesem Sänger als Aushilfe schwerer anzurechnen, als wenn er durch ein etwaiges Engagement des Herrn Grimminger einen dem Wiener Publikum als stimmlos bekannt gewordenen Sänger von neuem vorgeführt hätte? Welche Wahl aber war sonst vorgeschlagen?

Wie wir hören, ist es der Umsicht Salvis gelungen, alle ihm erteilten unfruchtbaren Ratschläge am besten dadurch zu beschämen, daß er auf den geschicktesten Umwegen außerhalb Deutschlands sich eines Tenors zu versichern wußte, von dessen Vorhandensein seine Ratgeber nicht einmal Kenntnis hatten. Es ist hier die Rede von dem Tenoristen Morini, einen geborenen Elsässer, in Paris zum Musiker, in Italien zum Sänger gebildet, welcher zuletzt in Madrid als erster Tenor der Opernsaison größtes Glück machte und von Herrn Salvi für die Idee, durch solide künstlerische Tätigkeit an dem ersten deutschen Operntheater sich eine dauernde Stellung zu gründen, gewonnen wurde. Bestätigt sich, was uns von sachverständiger Seite zugekommen ist, und bewährt sich Herr Morini als der mit schöner Stimme begabte, wirklich gebildete und talentvolle angenehme Künstler, als welchen er uns allen Ernstes bezeichnet worden ist, so dürfte in Wahrheit das Verdienst einer ungewöhnlichen Umsicht Herrn Salvi diesmal wohl schwer zu bestreiten sein.

Dürfen wir hierzu nun noch die freudige Nachricht bringen, daß Herr Ander, über dessen totalen Stimmverlust schon mit so eigentümlichem Behagen Gerüchte verbreitet waren, schöner und frischer als je wieder über sein so sympathisches Gesangsorgan verfügt und nur noch einer nötigen kurzen Schonung bedarf, um durch seine hinreißende Mitwirkung die eigentlichen Schätze unseres Opernrepertoires uns wieder zu erschließen, so sehen wir den Zeitpunkt in baldiger Nähe, wo wir nicht nur Herrn Salvis sachverständigen Eifer beloben, sondern auch zu seinem Glücke ihm gratulieren können. Er wird uns dann, während in Berlin ein vollblütiger deutscher Edelmann[1] als Intendant des deutschen Hoftheaters mit einer besonders hierzu engagierten italienischen Operngesellschaft die Wintersaison eröffnet, Wagners neueste Oper[2] vorführen, und zwar trotz der eifrigsten Gegenbemühungen deutscher Musikkritiker, denen dieses Werk zu deutsch dünkt, um es gelten lassen zu können. Möge bis dahin Herr Salvi über die vielen Angriffe, denen er jetzt ausgesetzt war, sich mit dem Schicksale des mutig von ihm verfochtenen deutschen Werkes trösten; es wird vermutlich nicht härter ausfallen, als das seiner Vorgänger, derselben Werke, welche von denselben Kritikern mit demselben Übelwollen im voraus denunziert wurden und dennoch vom Publikum, das sich guten Aufführungen gegenüber nun einmal nicht irre machen läßt, gerecht und freundlich aufgenommen worden sind. Somit wird wohl auch diesmal die Gerechtigkeit nicht ausbleiben, sobald der Apell an die Tat möglich ist, welchen einzig jene Anfeindungen eben zu verhindern suchen. Die Tat, die Tatsache wird auch bald Herrn Salvi absolvieren und somit das in ihm gesetzte allerhöchste Vertrauen rechtfertigen.

Wir aber hielten diesen kleinen Exkurs, diesen Anruf des Wohlwollens für die jetzige Direktion des Hofoperntheaters hier für nicht ganz unschicklich ausgeführt, weil wir ihn an den Bericht über den ersten großen Zukzeß der neuen Verwaltung anknüpfen konnten. Ward dieser Erfolg, wie es unter den Umständen einzig möglich

[1] v. Hülsen.

[2] Gemeint ist Tristan, allein es kam nach 77 Proben zu keiner Aufführung.

war, zwar nur auf dem leichteren Felde des Balletts gewonnen, so vermochten wir doch eben zugleich anzudeuten, auf welch bedeutenderem Felde nach den endlich überwundenen Schwierigkeiten nun gleiche Erfolge bevorstehen dürften. Somit: jedem seine Stunde!

Eine Aufführung der heiligen Elisabeth von Liszt.

Allgemeine Zeitung, Augsburg, 1. März 1866.[1]

München, 25. Februar. Die gestern auf Befehl Sr. Maj. des Königs unter Hans v. Bülows Leitung erfolgte Aufführung des Oratoriums „die hl. Elisabeth" von Franz Liszt, und ihre entschieden günstige Aufnahme von seiten des Publikums darf als ein in jeder Hinsicht erfreuliches Ereignis in der Kunstwelt begrüßt werden; den an dem lebenslangen ernsten Streben und Ringen dieses Mannes innig Teilnehmenden war sie eine tief empfundene Genugtuung, ein freudiges, begeisterndes Erlebnis — eine Genugtuung, weil Franz Liszt bis dahin in dem Gährungsprozeß den seine ursprünglich in deutschem Wesen wurzelnde Natur im heftigen Kampf mit fremdartigen Zusätzen und Aneignungen entwickelte, und bei dem oft stürmischen und ungeduldigen Auftreten der Schule, welche er bildete, vielfach mit Vorurteil, Verkennung, ja Ungerechtigkeit zu kämpfen hatte; ein freudiges Erlebnis, weil sie den gewaltig Strebenden oft mit einem Gemisch von Bewunderung und Sorge auf seinen Pfaden schauen mußten, und ihn nun endlich in diesem Werke die freie sonnige Höhe besteigen sahen, wo jeder Zweifel, jede sorgliche Mahnung zum Glückwunsch, zum frohen Zuruf wird. Mit den ersten Noten der Orchestereinleitung tritt sie vor uns hin, die zarte

[1] Der einzige Aufsatz, der ohne jede Andeutung des Verfassers erschien. Er ist, wie aus einem Briefe Bülows an Cornelius 20. Febr. hervorgeht, von diesem veranlaßt. Nach einem weiteren Briefe Bülows an Dr. Gille 26. Febr. hat Bülow diese damals der Wagnerpartei sonst sehr ungünstige Zeitung durch einen Besuch beim Verleger Cotta in Stuttgart für seine Sache gewonnen. Später schrieb Bülow noch über den „hübschen Artikel von Cornelius": „Man darf den Verfasser aber nicht nennen, weil er, wenn er signiert hätte, viel wärmer, also »weniger objektiv« geschrieben haben würde.

heilige Frau, in den ersten vier Takten ist der Keim des ganzen Werkes enthalten. Diese Klänge eines alten ungarischen Kirchenliedes auf Elisabeth sind von dem Tondichter als die Grundlinien gegeben, aus welchen sich das glänzende Bild entfaltet. Wir sehen dann das magyarische Königskind von einem Edlen seiner Heimat dem väterlichen Landgrafen Thüringens übergeben, hören den herzlichen Willkommenruf, sehen es von der Schar der Kinder zu Spiel und Lust gelockt; wir sehen dann im Rosenwunder des zweiten Teiles die Wohltäterin der Armen vor dem liebeseifrigen Gemahl die Wohltat verheimlichen, dann für das demütige Geständnis ihres Ungehorsams durch ein Wunder belohnt werden; wir sehen sie unter den Kriegsgesängen des Kreuzheers von dem Gatten scheiden, in der bangen Ahnung, daß es für immer sein werde, sehen dann die edle Fürstin mit ihren verwaisten Kindern aus der Wartburg vertrieben, sehen sie in Entsagung und Gottergebenheit ihr letztes den geliebten Armen opfern, hören die zu Gott Eingehende von Stimmen der Engel begrüßt, und sehen endlich ihr verklärtes Bild mit lebhaften Farben aus dem Herzen der Völker wiederstrahlen, denen sie angehört, die ihr ein unvergängliches Andenken weihen. Auf dieser einfachen poetischen Vorlage, welche Liszt entworfen und Otto Roquette in Versen ausgeführt, baut der Tondichter ein Musikwerk, dessen Reichtum und Gestaltungsfülle einer eingehenderen Beschreibung vorbehalten bleibe, an dem wir heute nur nach dem ersten Eindruck die Eigentümlichkeit, Schönheit und den tiefen sittlichen Gehalt bejahend hervorheben möchten. Wenn in Liszts vorhergehenden Werken oft ein gewisses absichtliches gewaltsames Streben nach Eigentümlichkeit, individueller Besonderheit sichtbar ward, wenn er in seinen sinfonischen Dichtungen öfter durch rezitativische Behandlung die Weise der sprachlichen Rhetorik nachahmen mochte und dadurch den musikalischen Fluß störte, so hat er hier diesen Absichtlichkeiten völlig entsagt: er spricht die deutsche Musiksprache, wie sie sich historisch entwickelt, ohne sich eine eigene schaffen, ohne sie durch Fremdwörter oder eigenmächtige Zusammensetzungen würzen zu wollen, und nun lohnt sich diese Entsagung, diese Hingebung an die Tradition gerade dadurch, daß er innerhalb dieser Grenzen und Schranken, die er einhält, die allervollste Eigentümlichkeit ent-

faltet. Denn ist ein Werk Liszt, so ist es eben „die heilige Elisabeth", wir kennen kein Werk von ihm, in welchem er so ganz und so wohltuend nur er selbst wäre. Es ist uns auch am ganzen Abend nicht einmal eingefallen, mit anderem Vergleiche anstellen zu wollen, eine Anlehnung zu wittern, eine Ähnlichkeit aufzuspüren. Hier ist keine, dies ist Liszt und nur Liszt, und wahrlich der musikalische Versbau, der hier entwickelt ist, bekundet einen Platen, es ist eine Feinheit und Glätte in der Satzbildung, bei welcher jeder Strebende nur lernen kann. Das Gepräge der Eigentümlichkeit bekundet sich sodann in der bewundernswerten Einheitlichkeit, welche bei allem Reichtum der Ausführung über das Ganze gebreitet ist. Jede Einzelheit trägt den Zusammenhang mit dem Ganzen in sich, erscheint als notwendig in dem Organismus des Ganzen. — Die Schönheit erfassen wir besonders in den plastischen und ungezwungenen melodischen Linien, die hier überall vorwalten. Die kennzeichnende Popularität der Melodien ist es vor allem, welche dem Werk Dauer und Aufnahme in allen Gemütern sichert. Die Virtuosität in der Behandlung des begleitenden Orchesters, das dennoch stets ein begleitendes bleibt, die Fülle von Farben und die Bescheidenheit in ihrer Verwendung sind hier fast einzig zu nennen. Und nun die Mannigfaltigkeit in der Einheit! Wie der erste Teil deutsches Leben, thüringischen Wald schildert, der zweite Heiligkeit und den Duft der Rosen atmet, wie im dritten das weltgeschichtliche „Gott will es" mit seinen herben, fanatischen Klängen kriegerische Wandersehnsucht nach dem Palmenland weckt, wie der vierte das Grausen des Sturmes schildert und der fünfte das verklärte Bild der Heiligen über den Moder der Welt hinzaubert, endlich der lebensfrische Volksepilog einen alles mitreißenden Enthusiasmus mit glühenden Farben malt, das gibt dieser Legende einen Platz neben den edelsten Gedichten der Zeiten. Die sicherste Gewähr aber für die gute Aufnahme des Werks in den weitesten Kreisen und für die Dauer, die wir ihm zu versprechen wagen, ist der sittliche Gehalt, ist diese schönste Lust am Edlen und Großen, welche es durchweht. Wie ein schöner Tempel wurzelt es fest in einem sichern Boden der Wirklichkeit und Möglichkeit und hebt eine mit Schönheit reichgeschmückte Stirn in die reine Luft des Ideals. Wir

wünschen dem Verfasser von ganzem Herzen Glück zu der Läuterung und Weihe, welche hier aus jedem Ton spricht: auch sie ist das Geschenk einer edlen, großen Natur, gegeben und errungen. Sie ist eine schöne Erfüllung von Schillers Worten, mit welchen der allbewunderte Virtuose vor manchen Jahren seine neue dornige Laufbahn als Tondichter begann:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!"

Unter eines begeisterten Jüngers fester Leitung, von sichtlich ihr bestes gebenden ausgezeichneten Kräften getragen, von der Hand eines kunstsinnigen Monarchen mit Beifall belohnt und von einem des Schönen kundigen Publikum warm begrüßt, trat dieses Werk in München seinen Weg durch Deutschland an. Möge es überall finden, was es verdient, einen freudigen Willkommengruß.

Der Lohengrin in München.

Neue Zschr. f. Musik, 1867, Nr. 29 und 30, 32 und 33.

I.

Der Lohengrin! Das ist ein Stück von unsrem Leben, dem Einzelnen, allen, den Künstlern, den Laien, ein Stück von unsrer Liebe und unsrem Zorn, ein Stück von unsrer geistigen Einheit, ein unverlierbares Luxemburg! Den haben wir studiert — welches Ereignis, wenn man zum erstenmal in diese Partitur hineinsah, — zum letztenmal tut man's willentlich nie! Den haben wir gespielt, darin haben wir gesungen, für den hat unser Herz gepocht, gegen den haben wir unsre witzigsten Kritiken geschrieben, für den haben wir geschwärmt, wir haben uns gesagt: wärst du ein König, du tätest alles für den Meister, der das geschrieben hat, wärst du ein Weib, du liebtest ihn, wärst du ein Künstler, du wünschtest ihm nur einmal die Hand zu drücken. Gegen den haben wir gewütet; solange er nicht aufgeführt war, sagten wir: er ist unaufführbar, und wenn er endlich gegeben wurde, verreisten wir, um ihn nicht

zu sehen, um so unparteiischer konnten wir unsere Kritiken gegen ihn richten, und wenn jedes feindliche Wort nur eine Note der Partitur hätte zerstören können, wie leicht, wie spielbar wäre die Sache heute, wie viel weniger überladen die Instrumentation! Wir waren Kapellmitglieder und sagten: das spielen wir nicht. Wir nahmen unsere Stimmen mit nach Hause und spielen sie heute ganz vortrefflich. Wir waren Sänger und machten Eingaben an die Intendanzen gegen die stimmzerstörenden Wagnerschen Partien und siehe da! heute streichen wir ganz vergnügt unser Spielhonorar dafür ein. Wir waren sehr geistvolle Kritiker und schrieben: nach den ersten zehn Vorstellungen fällt mit der ebbenden Neugier auch das Werk selbst, und o welche Überraschung! es lebt noch, man sucht es immer besser und vollständiger darzustellen, immer freudiger, inniger zu erfassen und aufzunehmen. Wir waren Komponisten und sagten: der Wagner ist ein ganz geistreicher Mensch, er macht sich seine Texte selbst, und das ist auch garnicht so übel, aber sie müßten besser komponiert sein; und wir ließen uns von weit trefflicheren Dichtern viel schlechtere Librettos bereiten als die Wagnerschen, komponierten nun aber auch in der Tat eine weit vorzüglichere Musik dazu, als Wagner dies je imstande wäre, und o Wunder, unsere Opern verschwanden nach kurzer Zeit wieder vom Repertoire, und wir müssen heute noch immer wieder Musteraufführungen von diesem „Lohengrin" erleben. Oder wir machten uns anheischig, den Schwanenchor so zu schreiben, wie er eigentlich sein müßte, und da wir dies leider unterlassen haben, so muß der Schwan immer noch zu der alten Musik seinen Einzug halten, wie sie nicht sein sollte, wie sie aber immer unwiderstehlich alle Herzen hinreißt. Wir waren Abonnenten und sagten: wir gehen gar nicht hin, wenn an uns die Reihe kommt! Und siehe, der Schwan macht immer einen kleinen Umweg ums Abonnement herum und landet zuletzt doch glücklich in allen abonnierten und nicht abonnierten Gemütern. Ja, der „Lohengrin" — und das war der hervortretendste unter den mannichfachen Eindrücken der Münchner Mustervorstellung — ist eines der Wunderlichter an dem Weihnachtsbaum deutscher Geistesgaben, die nicht kürzer brennen, die immer leuchten, immer unversehrt bleiben, deren Flamme unter dem Wink einer zauber-

kundigen Hand nur verweht, um immer wieder ein Fest zu bringen, wenn sie neu entzündet wird.

Der frisch empfangene Eindruck, den uns die jüngst erlebte, wohl vollendetste Aufführung dieses Werkes unter Hans v. Bülows Leitung hinterließ, regt uns im Innersten an, den Ursachen nachzuspüren, welche die tiefe geistige Befriedigung erzeugen, die es uns gewährt, uns selbst darüber klar zu werden, warum diese Schöpfung einer in stetem Wachsen begriffenen Schar von denkenden Künstlern gleichsam ein Banner, ein Glaubenssatz geworden ist. Wir tun es, ohne uns der Befürchtung hinzugeben, über ein so viel besprochenes Werk nur längst Gesagtes zu wiederholen, da wir den reinen Willen und das Bedürfnis in uns fühlen, unbeirrt von allen Rücksichten nach rechts und links, ohne Schönmalerei und Eitelkeit nur dem geistigen Trieb nach Wahrheit zu folgen, den wallenden Nebel des Enthusiasmus zur plastischen Wolke des Erkennens zu verdichten, die vom Monde des Kunstwerks ihr Licht erhält, ohne ihn zu verdunkeln, wenn sie einmal beschattend über ihn hinstreift, und wenn wir auf diesem Wege uns selber das unbestimmt Empfundene als ein Neues, Gewonnenes bieten, so dürfen wir hoffen, es als solches auch von größerem Kreise hingenommen oder doch nicht völlig verschmäht zu sehen.

Der „Lohengrin" ist, und das muß voranstehen, vor allen Dingen eine Tat des höchsten menschlichen Ernstes. Der Geist, welcher den „Lohengrin" wollte und hervorbrachte, gehört vermöge dieses Ernstes zu den ersten und vornehmsten Geistern. Der Ernst, der heilige Ernst ist der Grundstein im Gebäude des Kunstwerks. Wie die Mauern sich erheben, wie die Räume sich teilen, wie die Säulen sich bilden und schmücken, das ist Sache des Schönheitsgefühls, der Kunstweisheit, aber daß der Bau feststeht, der Zeit und den Stürmen trotzt, daß selbst, wenn die Vandalen siegen und die schönen, zarten Formen, die sich dem Lichte zuwenden, verwittern und zerfallen, noch wieder neue Steingedichte sich auf den alten Fundamenten erheben können: das ist die Tugend jenes Teils von dem Baue, der unseren Augen entzogen bleibt, der wie die Wurzel des Baumes in dem Schoß der Erde verborgen ist: Wurzel, Grundstein, Herz und Nerv des Kunstwerks ist der Ernst. Der Meister,

welcher einen „Lohengrin“ bietet, kommt mit dem vollen Bewußtsein und mit dem legitimsten Anspruch, in der Reihe von Geistern mitzuzählen, welche den religiösen Überzeugungen dauernde Nahrung und Richtung geben oder auf dem steilen Weg der philosophischen Forschung neue Höhen erklimmen oder durch Siege mit Schwert und Feder, als Eroberer oder Gesetzgeber neue Kulturepochen begründen: er weiß, daß die Kunst die ebenbürtige Schwester der Religion und Philosophie, der Wissenschaft und des Heldentums ist, er weiß, daß er als ein Priester dieser Kunst eine hohe Sendung, ein heiliges Amt erfüllt und verrichtet, daß er verantwortlich ist für sein Schaffen auf ewige Zeiten, daß jeder Hauch von Unwahrheit, jeder Flitter von Eitelkeit, jedes Stäubchen von weltlichem Gelüst, jedes Körnchen Schminke auf dem gottähnlichen Antlitz eine Sünde ist gegen den heiligen Geist der Kunst. Wir nennen nicht umsonst die von diesem Ernst getragenen Kunstwerke Offenbarungen. Die Propheten des alten Testamentes, der Psalmist, sind Dichter aller Zeiten, unsere ersten Tonsetzer waren Heilige und Märtyrer; welcher Hohepriester möchte nicht jeden Augenblick seine Würde in eines Dante geweihte Hand legen? Wenn uns aber der Strom der Zeiten in mystische Fernen trägt, wo einst notwendig Kunst und Religion wieder in eines zusammenschmelzen müssen, wenn die Mysterien des Mittelalters einst wie ahnungsvolle Prophezeiungen einer höchsten dramatischen Kunstblüte erscheinen, welche die bis jetzt dem Drama verwehrten Stone als ihre Kelchkrone und glänzenden Staubfäden enthüllt und siegend in sich aufsaugt, wenn einst das freie, von allen Weihen triefende deutsche Volk sich sein Drama schafft, wie es sein Epos und seine Lyrik schuf, so daß die Wolframs und Wolfgange jener fräten Zeit nur wie spielende Götterknaben die reife Frucht vom Baume zu pflücken haben — dann wird der „Lohengrin“ noch leben, dann wird man Wagner heilig achten als einen Dichter, der in jenen grauen Zeiten des Altertums, des konstitutionellen Aberglaubens, des souveränen Materialismus, der poetischen Mache, des galvanisierten Judentums, des Leitartikels und der Reklame und wie alle diese Folterwerkzeuge des Gemüts, diese unabsehbaren Todesstrafen des Geistes heißen, der selbst unbeirrt von dem allerunerbittlichsten Tyrannen — der öffentlichen

Meinung — die sich heute für den Gott hält, der da die Welt g[e]schaffen, eine Arche in der Sündflut gebaut, ein völlig harmonisches, in Absicht und Leistung sich deckendes, dramatisches Kunstwerk seinem Volke gegeben. Wenn das vollendete Kunstwerk jener Zukunft sich zu den geistlichen Spielen des Mittelalters etwa verhalten wird, wie die apokalyptischen Reiter von Cornelius zu dem Holzschnitt von Dürer, so wird Wagners „Lohengrin" dann eine ähnliche Stelle zwischen beiden einnehmen, wie vielleicht die kühnen Dantezeichnungen Kochs[1] zwischen jenen. Und da wir hier in einem Atem drei Namen der bildenden Kunst genannt, bei denen wir den tiefen Ernst, den wir an Wagner hervorheben, in hohem und höchstem Grade vorhanden finden, so wollen wir versuchen deutlich zu machen, was wir denn damit meinen, und wenn uns das philosophische Geschick fehlt, unsere Gedanken als allgemeinen Lehrsatz zu konstruieren, so wollen wir zu konkreten Beispielen greifen, die zugleich dazu dienen können, unsere künstlerischen Sympathien und Antipathien ehrlich auszusprechen.

Der Ernst, welcher in unseren Augen das Kunstwerk adelt, dessen Abwesenheit es zu einem Kunststück herabsetzt, ist eine aus dem innersten Grunde der Weltanschauung und Lebensauffassung erwachsene Kraft der Seele. Er ist der aus dem Boden und der umgebenden Luft entsogene Lebenssaft der Pflanze, der im Steigen die Blüten hervortreibt. Kann er uns anerzogen werden, dieser Ernst, können wir ihn wollen, erringen? Wir vermögen diese Frage nicht zu entscheiden, aber wir bezweifeln es, wir glauben, er liegt in unserem Blute, er ist uns angeboren, seine Quelle mag wohl im geheimsten Werden des Menschen verborgen liegen. Die ersten Feueranbeter, die ersten Ausbilder der rohsten Religionstriebe, wer lehrte sie, wer offenbarte ihnen das? Ihr Inneres. Wem die Kette der Weltgeschicke, die wohl erkennbare wachsende Vollendung der Welt in tiefster Seele ein Bau ins Blaue, ein babylonischer Turmbau ist, an dem nur ewig ziellos die regenden Kräfte sich betätigen, die Leidenschaften sich entfalten in Arbeit und Streit, Ruhe und Gelagen, dem wird der Ernst fehlen, oder wenn seine Natur ihn

[1] Joh. Anton R. 1768—1839.

mitbrachte, wird er im planlosen Treiben verkümmern; wem aber unser buntes irdisches Tun ein Brückenbau ist über einen meerbreiten Strom in ein nur wie Nebelsterne schimmerndes Land der Ideale, ein gotischer Bau, zu dem Religion, Wissenschaft, Philosophie die Pfeiler, die Künste der tausendfach verschlungene Schmuck des stützenden Geländers, das Blut der Schlachten der Kitt, jede Erfindung ein neues Werkzeug, jede edle Tat ein Stein, jedes Jahrhundert ein Bogen weiter zum Ufer ist — wo die Gesellen die Berufenen, die Meister die Auserwählten und die Toren die müßigen Gaffer sind, die bei keinem Bau fehlen — der bringt zu Leben und Arbeit den heiligen Ernst mit, trägt seinen Stein herzu oder meißelt ihn aus, sinnt auf ein Werkzeug und schafft es, gibt den Tropfen seines Herzens zum Kitt, prägt das Siegel seines Geistes dem Blätterschmuck des Baues auf und fragt nach keinem anderen Lohn als dem Brot, das ihn der Arbeit erhalte, und sagt nach dem Tagewerk: „wieder eine Steinschicht — Geduld", und nach dem Leben: „wieder fast ein Bogen, Geduld!" und schaut zurück auf die Bogen, die die Jahrhunderte bauten und vorwärts von der Scholle, die er zufügen half, auf das lockende Ufer weit, weit drüben. Der Künstler bringt den Ernst mit, dem Schillers Wort zum Evangelium geworden: „Der Dichtung heilige Magie dient einem weisen Weltenplane". Gibt es aber einen Weltenplan, so gibt es auch einen Planmacher, und da liegt der Knoten! Wer nicht an Gott glaubt, der glaubt auch nicht an sich, möge er es auch noch so oft weiß machen! Er glaubt nur an Götzen und schafft euch selbst neue oder doch einen neuen, sein eigenes, eitles Selbst, sein bronziertes Gipsstandbild, das inwendig hohl ist, seine römische Imperatorenwürde des Geistes, welche morgen von denselben literarischen Sklaven wieder vernichtet wird, welche sie gestern schufen. Wer nicht an Gott glaubt, auf welchem religiösen oder philosophischen Weg er ihn finde, ob er ihn mit Sankt Augustin oder mit Goethes Faust suche — der sieht auch nicht in dem eigenen Schaffen, in der eigenen Arbeit ein Nachringen dem ewigen Vorbild; woher soll er den Ernst nehmen zu seinem Kartenhaus? Wer aber statt dem kosmologischen und ontologischen Beweis unseren Komponistenbeweis vom Dasein Gottes annimmt, wenn wir ihn vor eine Partitur

führen und fragen: wer hat das alles gemacht, wer hat noch lang, eh' es auf dem Papier stand, in nächtlicher Stille, wenn alles schlief, im unbelauscht lauschenden Geist den Keim eines großen Gedankens empfunden, wer hat über dem Chaos des scheinbaren Nichts gebrütet, wer hat den Abgrund der Sehnsucht überschwommen bis zum reitenden Ufer des Tintenfasses und bis zum hervorsprossenden Grashalm der ersten Note, bis dann diese ganze Welt von Konsonanzen und Dissonanzen dasteht, dies Gewirre von Zauberzeichen, von denen jedes ein lebendes Wesen, ein Ton ist, der nur einen Augenblick, zu rechter Zeit erklingt, bis aller Sonnenaufgangslärm und alles Schlachtengetös, alles Beten, Weinen und Jubeln dieser tausend und tausend Noten und das stille Denken der Pausen, alle tausend fesselnden Bindestriche, alle bedrückenden Sforzandos, alle Zufälle des Erhöhens und Vertiefens, alles befreiende Staktato, alle Geduldproben des Largo und alle Überstürzungen des Presto dastehen — bis dann der Vorhang sich hebt, bis eine tönende Handlung vor uns laut wird, die gerade darin ihre höchste Vollendung hat, daß niemand ihres Schöpfers gedenkt, deren Rätsel erst mit den letzten Worten gelöst werden — wer uns dann antworter, das hat der Dichter, der Komponist, der Planmacher getan und es ist entzückend schön und vollkommen, der wird über unsere Gedanken vom Ernst mit uns einig sein, der wird auch dieselbe Antwort mit uns auf die Frage haben: warum hat Gott die Welt geschaffen? Hat er sie komponiert wie eine gangbare Weltsonate für die Leipziger Messe? Hat er sie geschaffen, um sie mit einer guten Empfehlung selbst zu Rieter-Biedermann[1] zu bringen und sie ihm vorzuspielen? Hat er sich die Erde als eine Art Quintett im klassischen Stil gedacht, das Hellmesberger[2] vielleicht im nächsten Winter zur Aufführung bringen könnte? Hat er sie geschaffen, weil andere Götter vor ihm geniale Welten geschaffen, um sich als ein tüchtiger Gott zu zeigen? Hat er seine Welt in unendlich viele Sterne eingeteilt, weil das nun doch einmal die historische Form

[1] Ein bekannter Musikverleger.

[2] Der berühmte Wiener Geiger, dessen Kammermusikabende besonders geschätzt waren.

für das Weltschaffen war? Hat er Hanslick einen Besuch gemacht, eh' er sich damit in die Öffentlichkeit getraute? — Nein! er hat die Welt geschaffen aus Allgüte, aus Alldrang, aus Allweisheit! Aus Allgüte — denn er bedurfte dessen nicht, er war derselbe unteilbare große Gott seit Ewigkeit, er bedurfte nicht eures Lobes, am wenigsten eurer meist sehr schlechten Kirchenmusik! Aus Alldrang — denn es ruhte nicht in ihm seit Ewigkeit, er bedurfte eurer dennoch, er bedurfte einer Unendlichkeit von Liebe, von Ringen nach Vollkommenheit, nach ihm — da wurde er Schöpfer, er gab sich hin in seinem Werk, er erkannte sich in seinem Werk. Aus Allweisheit, denn so weise ist dies all in Partitur gesetzt, nach so unergründlichen, von tausend Newtons noch lange nicht erforschten Gesetzen ist der Wandel dieser Gestirne eingerichtet, so erhaben notwendig bis in den kleinsten Buchstaben ist das Libretto dieser Oper, daß all diese Musik der Abendröten und Orkane, des Schlafs und des Traumes, des Sterbens und Gebärens, der Menschenleidenschaft und des Menschengenius nur wie ein schöner Schmuck, wie ein Duftschleier der Wahrheit erscheinen. Und ein Funken dieser Güte, dieses Drangs, dieser Weisheit im Schöpfer des Kunstwerkes ist es, der den heiligen Ernst erzeugt. Dieser Güte, denn er war ein Genius, eh' er schuf, und er durfte in Anbetung vor Gott verstummen, und war doch, was er war, eh' er sang, und eures Lobes in euren Zeitungen bedurfte er wahrlich nicht. Dieses Dranges, denn nun war ja einmal ein Urschöpfer dagewesen, ein Urkomponist, der einer Unendlichkeit von Nachschaffenden, ihm Nachringenden bedurfte. Drang nach Selbsthingabe, Selbsterkennen, Selbstveredelung sei es, der Werk auf Werk erzeugt. Dieser Weisheit, denn das ist das Gewissen, das tiefe mit sich selbst zu Rate gehen: „Habe ich etwas zu sagen? Hab' ich einen Inhalt? Hab' ich eine Form dafür? Welche? Bin ich das, was in meinem Kunstwerk atmet, oder ist es ein Fremdes, Angenommenes, Angezwungenes, Erheucheltes? Mach' ich nicht aus hundert Büchern das hunderteinste? Aus tausend Quartetten und Sonaten die betreffenden tausendeinsten? Ist Rieter-Biedermann Familienvater? Den Ernst, den heiligen Ernst suchen wir im Kunstwerk, mit welchem der hochehrwürdige Eichendorff jene Strophe sang, die wir um so eher mitteilen

dürfen, als sie Mendelssohn in seiner schönen Komposition wegließ, wohl nicht aus schlechtem Gewissen:

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit,
Zerschlag' mein Saitenspiel! und schauernd
Schweig' ich vor Dir in Ewigkeit.

Ja, das sind beherzigenswerte Worte des zweiten Kunstevangelisten, den wir anführen, unseres katholischen Eichendorff nach unserem protestantischen Schiller. Mendelssohn hätte diese gipfelnde Strophe nicht weglassen sollen, sie wäre dann durch so manchen Sängers Mund auch in manches Sängers Ohr gedrungen, der sie hätte brauchen, der sie als Katechismus auswendig behalten sollen. Denn wir leiden sehr an dieser Flut von inhaltloser Musik, die uns heute von allen Seiten geboten wird, von welcher der Markt überschwemmt ist. Jeder talentierte Musiker, und es gibt deren in unsern gereiften Zeiten so viele, glaubt noch einmal ein neuer Mendelssohn, ein neuer Schumann werden zu müssen: man arbeitet sich in eine schwindelnde Opuszahl hinein, man setzt Reklame, Stecher und Ausübende mit allen hundert zu Gebote stehenden Mitteln in Bewegung und mordet uns, aber gesteht zu, daß wir Recht haben, — wenn wir uns schließlich fragen: was ist denn dran und drin? Was will denn das sagen? Ist denn das erlebt, hat es eine Berechtigung in seiner Tugend und selbst in seiner Sünde? Lebt es denn wirklich? Ist denn da ein Entwicklungsgang von Werk zu Werk? Kannst du weinen oder lachen dabei? Kommst du zu mehr als einem sauersüßen: „Recht hübsch!" zu dem dich dies geisterstickende Danaergeschenk des Talents nötigt? Nein und abermals nein. Es ist nicht Leben aus Leben, es ist Literatur aus Literatur, was wir da hören! Warum denn, ihr teuerem Freunde, diese sichere Landstraße von einem Ohr zum andern und dann wieder hinaus gar so bequem und gar so sicher immer wandeln? Warum denn so nicht einmal risikieren wollen, mitten auf dem Wege in Herz und Nerven zu sinken und selig unterzugehen? — Aber, werdet ihr uns zurufen, Uhland singt doch so richtig: „Das ist Freude, das ist Leben, wenn's von allen Zweigen schallt!" Von Herzen einverstanden; aber auf der Weltwanderung in eine Schenke unter eine

Bande Vogelverkäufer zu geraten, wo jeder die Vogelstimmen prächtig nachahmt und alle auf einmal pfeifen, das ist nicht angenehm, da flüchtet man bald wieder in die schützende Wildnis, um nur einer Drossel zu lauschen.

Wir führten Schiller und Eichendorff mit ihren goldnen Worten zu unserer Bekräftigung an. Wir fügen einen dritten Künstler hinzu und eine Tat von ihm. Es ist Rietschel.[1] Wir sahen ihn einst tagelang verstimmt und traurig, niedergeschlagen umhergehen, als er an einer herrlichen weiblichen Porträtbüste arbeitete. Unsere Diskretion, ihn während der Zeit nicht um den Grund seiner Trübung zu fragen, lohnte er später durch freie Mitteilung eines echten Künstlerzugs, der uns fest im Herzen blieb. Er hatte bemerkt, daß die vortretenden Teile der Stirnbildung mit ihren entgegenstehenden Linien im Nacken nicht im genauen anatomischen Verhältnis standen, und nach längerem Zagen hatte er sich entschlossen, den Kopf nochmals ganz abzunehmen und die Arbeit neu zu beginnen. Das geschah aus dem Ernst, den wir meinten, das geschah aus dem tiefsten künstlerischen Gewissen, das in Wagners „Lohengrin" aus jedem Ton zu uns spricht. Aber nun sagt, ihr ewig redseligen Tonsetzer, ihr behenden, schnell fertigen Talente, wann treten denn bei euch einmal die trüben Tage Rietschels ein? Wann guillotiniert ihr eure Sonaten oder Sinfoniesätze einmal, wie jener hochernste Künstler eine Büste? Wann findet denn ihr einmal die Stirnknochen eurer Melodie nicht ihren Nackenlinien entsprechend? Oder habt ihr keine Natur nachzuahmen, keine holden Fürstinnen zu porträtieren, habt ihr keine anatomischen Gesetze, gegen die zu sündigen ihr zittert, auch wenn kein Kritiker euch andonnert? Ach wie heilsam wäre es, wenn ihr euch im stillen eure Werke als plastische vorstelltet, euch frügt, ob denn das auch eine Nase, ob es Augen hat, einen lächelnden Mund, eine sinnende Stirn, ob euch das seelenvolle Material des klingenden Tons nicht unter den Händen zu Stein gerinnt, während der Marmor unter dem Meißel eines Rietschel begeisternde Harmonie wird! O schafft euch etwas von dem Ernst an, den ein Rietschel, den ein Wagner

[1] Ernst R. 1804—1861, der berühmte Dresdener Bildhauer.

hat, lernt schweigen, bis ihr was zu reden habt, betet nicht, weil gerade das Glöckchen läutet, sondern wenn euch die Ehrfurcht vor der Hand, die die Welten hält, auf die Knie zwingt, oder wenn euch Gott einmal einen rechten Gefallen getan hat, und dann haltet's immer ein bischen mit dem Bösewicht Franz Moor, der da sagt: „Ich bin nie ein gemeiner Sünder gewesen, ich habe mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben" — so werden wir vielleicht bald um viele opuscula ärmer sein, aber es wird doch vielleicht auch einmal das Opus herausspringen, das dem Meister Wagner nacheifert; wenn ihr seiner Richtung angehört, wie man so zu sagen pflegt — oder das große Gegenwerk, wenn ihr seine Gesinnungsgegner seid. Ja, ja, das Gegenwerk! wir bitten aufrichtig und herzlich darum. Es hat noch nichts davon verlautet. Große und kleine Leutchen haben viel über und gegen Wagner geschrieben und gesprochen, aber der neue Gluck, wie ihn Freund und Feind nennt, hat noch keinen Piccini gefunden! Maulhelden, ja! aber Tonhelden, nein! Das Gegenwerk, o bitte, bitte um das Gegenwerk! Es werden sich, wir zweifeln keinen Augenblick daran, auch Liszts und Bülows finden, die dafür ins Zeug gehen, es wird auch seine Mustervorstellungen erleben, wir werden endlich einmal wieder um ein schönes, großartiges Tonwerk reicher sein. Also bitte, bitte, das Gegenwerk. Oder war es vielleicht der „Faust" von Gounod schon?! Dann haltet uns unsere Kurzsichtigkeit zu gute — wir hielten diesen Gegenkaiser für einen — ausgestopften.

Wie einst der Knabe Richard Wagner mit funkelnden Augen und klopfendem Herzen zu Carl Maria von Weber hinaufsah, als der „Herr Kapellmeister" der Mutter seinen Besuch machte, wie er sich dann erinnert, ihn in der Oper dirigieren gesehen und wie den Zauberer im Märchen angestaunt, im kindisch entzückten Herzen sich gesagt zu haben: „Nicht Kaiser und König sein — aber so dastehen, so dirigieren!" — so mußte dann der Mann, als er nun die Stelle einnahm, die der Knabe erträumt hatte, wenn er dort in Dresden mit seinen intelligenten Sängern, eine Schröder-Devrient[1] an

[1] Wilhelmine Sch.-D. 1804—1860, die unvergleichliche, auch von Wagner hochgeschätzte Bühnensängerin.

der Spitze, die „Euryanthe“ seines großen Vorgängers einstudierte, wohl wunderbare Stunden in sich verleben, Stunden des Hinaufschauens zu dem Geiste des Mannes, dessen freundlicher Gruß einst das tiefste, ahnungsvolle Erlebnis des Knaben gewesen war. Welch eine Tat, welch ein Sprung des Tell aus Fesseln und Banden des Herkommens, eines tyrannischen Geschmacks heraus auf die rettende Höhe dichterischer Selbstbestimmung war diese „Euryanthe“, und welches tiefe ewige Märchen ist die Entwicklung dieser neuen deutschen musikdramatischen Kunst! Es muß ein verzehrend brennendes Ungenügen, eine erhabene Unzufriedenheit gewesen sein, die Weber nach seinem Erfolg mit dem „Freischütz“ erfüllte. Er muß sich gesagt haben: „Es hat keinen roten Mantel an und keine Hahnenfeder auf dem Hut, was uns in der Dämmerung naht und uns das Herz im Tiefsten einengt. Es gibt ärgere Schrecken, als ein feuerspeiendes Wildschwein und ein Totengerippe, das den Arm nach uns ausstreckt, nachdem es vorher Mitternacht geschlagen hat“. Der Spontini mit seinem hohen Toupe hatte den kleindeutschen Kapellmeister auch vielleicht etwas kaiserlich von oben herab angesehen, und Weber mußte sich sagen: er hat eine Art Recht dazu, denn sein Kunstbereich ist das höhere, er fühlt noch den Boden des französischen großen Musikdramas unter sich, mein „Freischütz“ hat etwas vom Genre jenem großen Stil gegenüber. Und nun begann das titanische Ringen in dieser edlen, stolzen, feurigen Künstlernatur, seiner hehren, süßen Musikseele den schönen durchgeistigten, zartgegliederten Gedankenkörper zu erwerben, die Macht des Dämonischen, welche in zerstörender Wucht und Überfülle dem zarten Manne verliehen war, nur in die großartigsten Gestalten, nicht wieder in Gefrenstergruppen zu hauchen, alle die bezaubernde Kraft der Naturempfindung, das Weben des Waldes, den Schauer der Wildnis, die Blütenufer des wallenden Stroms, den Jubel des Waidwerks nur als Schmuck und Hintergrund eines erschütternden Seelengemäldes zu entfalten, nur als glänzende Muschel um die Perle deutscher Frauenliebe zu hüllen, den Chor aus der niederen Stufe des Refrainsingens auf die Höhe des antiken Dramas zu erheben und den Teutschen, denen er als Jüngling Freiheitslieder gesungen, nun die Gabe des reifen Genius darzubieten — die erste große Oper, in welcher die aus-

einanderliegenden zerstückelnden Formen der Situationsarie, des Liedklötzchens zur Theaterfigur, und wie all der hübsche Operntand heißt, in das tiefste Interesse der Handlung hineingezogen werden sollten, wo nicht länger das gewordene Gute oder Böse uns in runder Form vorsingt, wie es ist, sondern wo die hohe Musik uns während der spannenden tragischen Handlung in das Labyrinth der Seelen führt und uns zeigt, wie es wird. Was wir nur in sehr unvollkommenen Strichen anzudeuten vermögen, wie innig mußte das der ebenbürtige Genius Wagners erleben! Wir finden hier nicht den Raum, Helmina v. Chezy[1] gegen die höchst ungerechten Angriffe in Schutz zu nehmen, denen sie ausgesetzt ist, wir werden eine andere Stelle dafür suchen — aber sei dem, wie ihm sei — die „Eurvanthe" ist die schmerzlichste, erhabenste Künstlertragödie: Weber ist wie eine Eiche, welcher nur der Hauch Odins fehlt zum Mensch werden — auf jeder Seite dieses Werks göttliche Musik, aber die heißeste Sehnsucht des Komponisten, Dichterkomponist zu werden, ein blutiges Ringen mit dem Stoff, ein Schiffbruch auf dem tosenden Meer, auf der Entdeckungsfahrt nach dem Land des Ideals, wo der Sturm nur die Trümmer des gescheiterten Schiffs an die blühenden Ufer des ersehnten Landes wirft. Die „Eurvanthe" bleibt dadurch ein ewiges Heiligtum aller Künstler. Weber kehrte im „Oberon" mit gebrochenem Herzen zur alten Opernform zurück, mit ihrer Betonung alles Unwesentlichen und Hintansetzung alles Wesentlichen, singend wie ein Schwan, im Sterben schaffend wie ein Gott. Planchés[1] elendes Hackbrett zu einem Erard[2] wandelnd, von der Sehnsucht nach der irdischen Heimat in die ewige, in die Unsterblichkeit emporgetragen.

Haben wir uns nun im Anschauen der „Eurvanthe" ganz durchdrungen mit dem Ikarusgefühl Webers, haben wir uns zu bewußten Teilnehmern oder Zuschauern des geistigen Kampfes erhoben, welchen die unvergänglichen Blätter dieser Partitur enthalten, so fühlen wir uns allerdings auf dem Boden eines schönen Märchens,

[1] Bekanntlich die Textdichterin der „Eurvanthe".

[2] James Robinson P., der Textdichter des Weberschen „Oberon".

[3] Erard = Erardflügel, damals der Inbegriff eines vorzüglichen Pianoforte.

wenn wir uns wie mit einem Zauberschlag vor den „Lohengrin" versetzt denken. Was dort Sehnsucht, Not, Kampf, Drang, Suchen und Irren war, ist hier Erfüllung, Heil, Sieg, Befriedigung, Finden und Gewißheit geworden. Wir sehen in Wagner den aus der Umarmung unserer großen Dichtung und unserer großen Musik notwendig und unter tötlichen Mutterwehen geborenen Genius, welcher, mit den reichsten Gaben der liebenden Erzeuger ausgerüstet, zum ersten Mal Poesie und Ton zu einem organischen Ganzen, zu einer Stileinheit verschmelzt, wie sie vor ihm geahnt, nimmer aber geschaut werden konnte. Hier waltet ein völlig bewußter, schöpferisch ordnender Geist in so vollkommener Weise, daß Musik und Poesie fortwährend das innigste Ineinander bleiben, nie zum Nebeneinander erschlaffen. Wenn in Adolars edler, geharnischter Melodie des vollen Vertrauens auf Euryanthes Treue die schöne Musikseele sich im Prokrustesbett der kurzen Textworte winden muß — so sind hier die wenigen Worte: „Elsa! ich liebe dich!" auf eine Stelle und in eine Umgebung gesetzt, wo der dankbare Nachhall im Herzen dem Komponisten gerne Ablaß für jede versäumte Arie gewährt. Der Dichterkomponist des „Lohengrin" würde aus dem Finale des ersten Aktes der „Euryanthe", wenn er überhaupt die Peripetie seines Dramas auf eine so unwesentliche Situation hätte hinausgehen lassen, ein spannendes Seelenbild von dem Vöglein gemalt haben, welches harmlos um die Schlange hüpft, ohne zu wissen, daß es im nächsten Augenblick von ihr verschlungen wird, er hätte schon hier Lysiart und Eglantine in eine ahnungsvolle erste Berührung gebracht, zu welcher dann Euryanthens unschuldig idyllischer Brautgruß in einen wehmütig wirkenden Gegensatz getreten wäre, während hier der Ikarus Weber sonnenmüde ins Grün der Aue zurücksinkt, Lysiart zu einer Quartettstimme wird, und irgend ein Chorist hinzutreten muß, um dem Musiker zu helfen, wo ihn der Dichter im Stich läßt. Das vollständige, sättigende Decken von Form und Inhalt, von Erfindung und Gestaltung, die dramatische Entwicklung eines spannenden Vorgangs bis zur glänzendsten Gipfelung im Finale, umkleidet von einer Musik, die im strengsten Stilgefühl jede Note nur aus der tiefsten Notwendigkeit des Ganzen hervorgehen läßt, das innigste organische Zusammenhaften aller Fasern

des Gewebes, die zwingende Gewalt eines Werdeprozesses, welche den Hauch jedes Choristen, den Blick jedes Zuschauers untrennbar an die steigenden Phasen der Lösung kettet, macht den ersten Akt des „Lohengrin“ zu einem künstlerischen Bilde, gewährt einen Eindruck, wie wir es im Drama noch irgend geschaut, wie wir ihn im Drama noch irgend empfangen haben. Wagner, nachdem er im „Rienzi“ den holden Irrtum für immer gebüßt hatte, die hüllenbedürftige, himmlische Seele der Musik in den Leib einer politischen Staatsaktion zu zwingen und uns diese durch innigere Gemütsbeziehungen zu verherzlichen, wobei er musikalisch die Zöglingsschuhe der großen Oper in Paris austritt, schon aber jene freiheitsdürstenden Fanfaren erklingen läßt, die nur ihm gehören: nachdem er mit jenen geistigen Siebenmeilenstiefeln, wie sie nur der Genius trägt, mit dem nächsten Schritt mitten in die Brandung der Nordsee hineintritt und, entsagend allen Äußerlichkeiten, die Tonseele in den einzig entsprechenden Leib der Herzensinnerlichkeit, der Sehnsucht nach Erlösung rettet, wobei er sich mit voller Seele den deutschen Meistern Weber und Spohr wieder zuwendet und auf ihren charakteristischen und elegischen Pfaden Blumen pflückt, wie sie noch nicht erblüht waren, als jene wandelten; nachdem er, unbefriedigt von dieser noch am Epischen haftenden Schöpfung, in der ihm das vollendete Gestalten des tragischen Problems noch unter der bildenden Hand zerronnen war, sich vom geisterstischen Helden zum menschlichen wendet und jenen entzückten Moment erlebt, wo der Dichter zum ersten Mal den vollen erschöpfenden Ausdruck seines Ich im Kunstwerk niederzulegen vermag, während der Musiker in der Schilderung des Kampfes zwischen dämonischem Sinnentrieb und reiner Herzensliebe zum ersten Mal als der volle, ganze, ungeteilte, neue, einzige Wagner auftritt, dem die stets glühender sich hingebende Tonmuse stets vollere, reichere Farben für seine Bilder leiht: nachdem seiner wachsenden Kraft nun das Schürzen des tragischen Knotens völlig gelungen war, nur daß er dazu noch die Verknüpfung zweier Sagen bedurft hatte, deren innerste Natur nicht ohne Widerstreben sich dem gestaltenden Geiste fügte — führte ihn der rastlose Drang nach Vollendung endlich im „Lohengrin“ zu einem ewigen, unerschöpflichen menschlichen Problem: zur Tragödie vom

irdischen Glück, vom eingeborenen Wurm in der Blüte des Daseins hienieden, von der Dissonanz dieses Erdenlebens mit dem unverrückbaren Ton einer höheren Weltordnung, die sich nur im Tode, im Untergang des Irdischen lösen kann. Er fand das Problem vom Sündenfall, von Amor und Psyche im Gewand einer schönen deutschen Sage, deren innerstes musikdramatisches Vertiefen und Erschöpfen alle Saiten erklingen machen mußte in dem auf dem Boden christlicher Weltanschauung großgewordenen Deutschen. Leonore sagt zu dem in Ketten liegenden Florestan in einem Moment, wo diese wenigen Worte uns immer tief in der Seele nachzittern: „Es gibt eine Vorsehung!" Und wahrlich, wenn wir uns alles recht vergegenwärtigen, den ganzen Bildungsgang dieses hocherregten Wagner, wohlgemerkt — auch über den „Lohengrin" hinaus! wenn wir in seinen Werken die Marksteine eines Weges erkennen, wie er vorher nie gemacht wurde und auch nicht sich wiederholen wird, so ist die deutsche Sage, welche ihm an der geweihten Hand jenes erhabenen Bruderpaares, der beiden Grimm, bräutlich entgegentrat, eine Leonore, welche alle Banden des Genius löst, im Leben, Licht und Atem gibt, daß nun alles Tiefste und Hehrste in seiner Seele frei wird, alle tief bewußte und alle ungeahnte Fülle des Herzens und Geistes in Ton und Farbe sich ans Licht ringt. Denn nun ist sie ja geboren, die große deutsche Oper mitten aus den kleindeutschen Verhältnissen heraus, ohne den Boden einer konzentrierten Nationalität, wie ihn Gluck und Spontini in Paris erfanden, und nun soll uns Herr Spontini wieder begegnen mit seinem hohen Toupé und uns von oben herab ansehen! Wir werden ihm unser schuldiges tiefes Kompliment machen, wir werden ihm mit der deutschen höflichen Herzlichkeit sagen, daß wir viel bei ihm gelernt haben, aber wir werden ihm sagen — nein! wir werden es uns nur ganz bescheiden denken, indem er uns abraten wird, nach ihm diesen bedenklichen Pfad der bereits erschöpften tragischen Muse annoch wandeln zu wollen, daß denn doch in unserem „Freischütz", in unserem „Heiling" ein bischen freiere, göttlichere Luft weht, Luft der deutschen Wälder und Berge, Luft der uralten Götterhaine, als zwischen den Palmen und Kakaobäumen seines „Cortez", daß sich im gothischen Palast der „Euryante" und im romanischen Dom

des „Lohengrin“ wohliger vom Gott der Vergangenheit und Zukunft träumen und zu ihm treten läßt, als zwischen den Tempelwänden seiner „Vestalin“. Denn nun ist er ja geschaffen, der große deutsche dramatisch-musikalische Stil, und er steht ebenbürtig, ja überragend an Kraft und Gewalt, eine Eiche neben der italienischen Pinie, deren schönste Krone auf deutschem Boden in Mozarts „Don Juan“ erwuchs, neben der erhabenen Trauereiche des englischen Oratoriums, die Händel, ein deutscher Gärtner, erzog, neben der gallischen Riesentanne Glucks, an welcher Méhul, Cherubini und Spontini noch wunderbare Schößlinge zogen, während sie Meyerbeer zum vornehmen Parkbaume zurechtstutzte und pfropfte, bis dann Gounod sie klein genug fand, um hübsche Spielsachen und Näschereien für verzogene Kinder daran zu hängen. Wir nannten diese deutsche Eiche überragend an Kraft und Gewalt und wir finden die Begründung unseres Ausspruches in der Tatsache, daß diese deutsche große Oper eben das jüngste Kind der Zeiten ist, daß sie vor- und rückwärts schauend zusammenfaßt, daß sie eben in allen den genannten nationalen Stilen großer Musikwerke immer wieder dem deutschen Geist als Krönen und Vollender oder Gründer und Stifter begegnet und im bewußten begeisterten Nachstreben der Taten großer Ahnen das Große und Schöne lernt und es aus angeborenem Trieb und Ernst größer und vollkommener neu erschafft. Die deutsche große Oper, wie sie Wagner in seinem Musikdrama „Lohengrin“ geschaffen, ist ein höherer Stil, als die italienische in Mozarts „Don Juan“, weil sie sich nicht in schöne Einzelheiten zerteilt, die oft an die unwesentlichen Momente geknüpft sind und notwendig das Ganze mehr als einen Hintergrund erscheinen lassen, auf dem sie hervortretend glänzen sollen, sondern weil ihr das geschlossene Ganze die Hauptsache ist, an welchem Einzelheiten nur wie Schmuck der Säule hervortreten, während dieser die Gesamterscheinung der Säule keinen Augenblick vergessen macht; sie ist ein tieferer Stil als die Oper Glucks, weil sie nicht mehr in einer französischen Aneignung des griechischen Ideals wurzelt, nicht länger der tragischen Katastrophe aus dem Weg geht, weil sie den Deus ex machina zu den Göttern ins Exil verweist, die tragische Lösung der höchsten irdischen Konflikte, den Bruch

zwischen uns und Gott, kühn und gewaltig sich zur Aufgabe, zum Ziel stellt, nicht blos in dem angeregten und künstlich beigelegten Kampf eine Gelegenheit zum Ausdruck edler Empfindung, tiefen schönen Gefühls sucht. Dies Kunstwerk Wagners hat einen höheren Stil als Händels geistliches Drama, welches Oratorium heißt, weil Wagner die Kunst Shakespeares damit verschmilzt und, statt dem Wanderer auf dem rauhen Pfade des wirklichen Lebens nur mit narkotischem Balsam die Füße zu salben, ihn ganz eintaucht und badet in dem Teich Bethesda seines musikdramatischen Kunstwerks. Wagner aber fängt über die genannten nationalen Stile hinaus so recht eigentlich da an, wo die Griechen aufhörten, indem er der christlich-germanischen Welt das bietet, was die griechischen Dichter ihrer Nation gaben: das innerste Gemüts- und Geistesleben des Volkes in Liebe, Kunst und Tat im Rahmen der alten Sage. Die aus der christlichen Religion erwachsene polyphone Musik mußte, vom Mutterschoß der Kirche sich losreißend, erst alle freiesten Pfade der Selbstbestimmung wandeln, die höchste freieste Individualität werden, bis sie dem in allen Stürmen und Kämpfen, im Rauschen des deutschen Hains und im Sonnenbrand der fernsten Fremde gereiften Bräutigam, unserer großen deutschen Poesie, die Hand zum Bunde reichte. Schillers Dramen, Beethovens Sinfonien, Wagners Opern, das sind die Grundsteine der Denksäule, als welche das Nationaldrama des freien deutschen Volks den fernsten Zeiten die Stirne zeigen wird.

II.

Soll aber die deutsche dramatische Kunst eine solche Denksäule für alle Zeiten werden, an welcher das Musikdrama mit seiner Vereinigung hoher Poesie und edler deutscher Tonkunst den schönsten Schmuck, die vollendende Spitze bilden würde, soll Deutschland mit dem Erringen seiner Einheit und mit dem Eintritt in die ihm gebührende Schwerpunktstellung im Herzen Europas auch das entsprechende dichterische Abbild seiner höchsten politischen Entfaltung im Drama zusammenfassend darbieten, so tut es not, daß die vier beim Aufbau wirkenden Kräfte sich zum vollen und klaren Bewußtsein ihrer Aufgabe emporringen, sich nicht gegenseitig im Wege

ziehen, sondern sich helfen, fördern, ineinander greifen: die Bühnenverwaltungen, die dichterisch Schaffenden, die Ausübenden, das Publikum. Es hieße von der Kanzel fromme Wünsche in den Wind predigen wollen, wenn wir von einem lehrhaften Standpunkt aus an die genannten vier Faktoren des lebendigen dramatischen Kunstwerks unsere streng heischende Forderung stellen möchten; sie sind unbestimmbar in ihrem freien und scheinbar zufälligen Walten und Gebahren. Es hängt aber mit unserer Auffassung der Mustervorstellung des „Lohengrin" in München zusammen und bildet einen notwendig auszusprechenden Teil unserer Besprechung derselben und unserer künstlerischen Gesinnung überhaupt, daß wir unsere Ansicht darüber geben, indem wir es der Schwerkraft der kommenden Ereignisse überlassen, uns zu bestätigen oder zu widerlegen.

Die Bühnenverwaltungen müssen ohne Rücksicht auf Hofstellungen und dergleichen ausschließlich in die Hände geistig berechtigter Persönlichkeiten übergehen. Dingelstedt und Laube sind unseres Wissens zur Zeit in Deutschland die einzigen Intendanten, welche dieser unserer Forderung gerecht werden. Sie sind aber ganz oder in der Hauptsache auf das rezitierende Schauspiel angewiesen, und für die Oper sehen wir uns an großen Bühnen vergebens nach leitenden Geistern, nach Männern von künstlerischer Gesinnung um. Für das, was wir nicht wollen, haben wir ein schlagendes Beispiel in der Leitung des berühmtesten deutschen Operninstituts, des Wiener Kärnthnertor-Theaters. Dieselbe ist seit Jahren und auf unberechenbare Zeit hinaus in den Händen des Herrn Salvi, welchem der geistige Beruf zu einer so hochwichtigen Stellung entschieden mangelt.[1]

Ein Intendant muß Geist und Charakter haben, aus diesen hervorgehend den feinen Blick, das rechte Entgegenkommen für schaffende und ausübende Talente und die feste unabhängige Stellung den Launen des Publikums oder auch der Künstler gegenüber. Für den Zeitpunkt aber, auf dem wir jetzt stehen, und für die Zukunft, in die wir blicken, verlangen wir von den Bühnenverwaltungen noch außerdem einige deutsche Gesinnung.

[1] Diese Meinungsänderung Cornelius', der Salvi in seiner ersten Wiener Rezension vgl. Seite 72 ff. so freudig begrüßt hatte, wurde durch Salvis Haltung Wagner gegenüber veranlaßt.

Soll, an Richard Wagner anknüpfend, sich ein nationales deutsches Musikdrama entwickeln, so bedürfen wir fürs erste einige Ausschließlichkeit, einigen Schutzzoll auf fremde Erzeugnisse. Wir wissen, daß wir mit dieser Forderung uns vielen Widersprüchen bloßstellen, daß man es kleinlich und beschränkt nennen wird, gerade den Vorzug der deutschen Universalität verkümmern, die Mannigfaltigkeit unserer Operngenüsse mindern zu wollen. Alles zu seiner Zeit, alles mit Maß und Ziel! entgegnen wir darauf. Wir haben nachgerade lange genug alle Freuden und Leiden fremder Stile, alle Anregung und alle Geschmacksverderbnis des Auslandes auf uns einwirken lassen. Wer will denn eine „Stumme von Portici", eine „Weiße Dame", einen „Wasserträger", einen „Joseph", um nur die besten zu nennen, von der deutschen Bühne verbannen? Wir haben uns diese Werke angeeignet, sie sind geistig unser geworden. Aber das deutsche Opernrepertoire ist von einer Masse unnützer Schlingpflanzen überwuchert, welche dem eignen Gewächs den Saft des Bodens entziehen. Der Geschmack des Publikums, die Willenskraft schaffensfähiger Talente unterliegt diesem planlosen Wirrwarr von schlechten ausländischen Produkten.

Das Drama von Viktor Hugo hat sich in unserm Schauspiel nicht einbürgern wollen, dafür war die Oper gut genug, dessen Karikaturen in „Lucrezia Borgia" und „Rigoletto" wiederzukäuen. Walter Scott ist bei uns fast vergessen, aber seine „Lucia" wird uns nicht geschenkt, während wir nach seinem „Ivanhoe", wie ihn ein deutscher Komponist[1] uns bot, uns vergebens umsehen. Neben „Minna von Barnhelm" wandelt die „Regimentstochter", neben „Julius Cäsar" von Shakespeare „Belisar" von Donizetti über die deutsche Bühne, und wer wird sich wundern, wenn wir morgen Schillers „Räuber" und „Don Carlos" auch bei uns ihre Triller schlagen hören, da ja bekanntlich diesem Don Juan Verdi keine deutsche Tragödie zu heilig ist. Wir ermangeln auch hier eines nützlichen Beispieles nicht. Anton Rubinstein wurde mit seiner Oper „Feramors" in Wien zurückgewiesen, weil man augenblicklich „Lallah Rook" von Felicien David über dasselbe Sujet in Angriff genommen

[1] Marschner „Templer und Jüdin".

habe. Wir kennen leider das Werk von Rubinstein nicht, das uns zuverlässige Beurteiler indes sehr gerühmt haben, wir kennen aber die Oper von David und schließen aus dem Vergleich dieser Produktion mit den „Kindern der Haide“ von Rubinstein, die wir in Wien mit großem Interesse zweimal hörten, daß hier die Arbeit eines sehr begabten deutschen Komponisten dem ungleich schwächeren Werk eines französischen weichen mußte. Das bittere Gefühl, mit welchem wir diese Tatsache berichten, beherrscht und berechtigt uns, wenn wir von den Bühnenverwaltungen deutsche Gesinnung, einige Ausschließlichkeit und Einseitigkeit zu Gunsten deutscher Talente verlangen.

Den schaffenden Kräften, also hier zunächst den Tondichtern, kann man, so abgedroschen es klingen mag, nicht oft genug wiederholen, daß die Zeiten des naiven Schaffens, des süßen Musikträumens vorüber sind, daß sie sich Reflexion, Selbstkritik anzueignen haben, daß sie nach den Wanderjahren in den verschiedensten Stilregionen sich nun als Meister in der deutschen Heimat ansiedeln und bewähren sollen, daß sie nach dem „Lohengrin“ von Wagner komponieren, daß ihr Dichten und Trachten also nachmärzlich nicht vormärzlich zu sein hat. Es ist da viel zu sagen, mag's immerhin ein bißchen bunt durcheinander klingen, wir schütten unser Herz aus und harren, ob ein Tropfen in der rechten Muschel zur Perle gerinne. Wir müssen endlich einmal das Verdauungsfieber verwinden von dem vielen Durcheinander, was wir genossen haben. Wir machen es uns an zwei Beispielen edler Komponisten deutlich, wenn sie vielleicht auch nicht uns allen klar vorschweben, sie sind der sogenannten Kapellmeistermusik entnommen. Der „Adolph von Nassau“ Marschners enthält den trostlosen Kampf zwischen deutschem und angelernt fremdländischem Prinzip. Einerseits ein höchst glückliches Verschmelzen des Rezitativs mit dem Arioso zu einer echt deutschen Melodik, die uns sogar nicht ohne Einfluß auf Wagners Melodienbildung im „Lohengrin“ gewesen zu sein scheint, anderseits ein charakterloses Herabsteigen bis zu Verdi. Im „Seher von Khorassan“ des trefflichen Sobolewski[1]

[1] Erste Aufführung: Königsberg 1850.

wiederum ein ähnliches Schwanken zwischen dem besseren Marschner und Auber. Ja, wo wir Sobolewski geradezu bewundern, wo wir ihn als Beispiel für das aufstellen können, wie der moderne deutsche Komponist nach Wagner und neben Wagner und völlig unabhängig von ihm, nur ins eigene Herz greifend, ein schönes Ideal deutschen Stils erreichen kann, in seiner „Comala“,[1] in der zweiten Bearbeitung, wo Sobolewski durch den Kontrast des nordischen Elements mit dem südlichen, römischen zu wirken suchte, in der Meinung, dadurch ein größeres Publikum für seine Schöpfung zu gewinnen („wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen“, da fiel er, abermals Heterogenes vermengend, der Odaliske des Meyerbeer-Pariser Stils in die Arme — und erst als Liszt in Weimar — der einzigen Heimatstätte dieses herrlichen Tongedichts — die beiden eingeschalteten römischen Akte wieder wegließ, erschien das Werk, das nun einfach auf die Sage von der liebenden Comala beschränkt blieb, wieder in seinem vollen eigentümlichen Reiz.

Wo ist Sobolewski? In Amerika! Verschollen — oder gestorben! Aber wir hegen die innigste Überzeugung, daß seine „Comala“ im neuen deutschen Repertoire eine ähnliche vornehme Einsiedlerstelle behaupten wird, wie bisher Spohrs „Jessonda“, daß diese Schöpfung dem Namen ihres Autors ein dauerndes Andenken sichern wird.

Und haben wir nicht in Wagner selbst ein leuchtendes Beispiel, wie er von Werk zu Werk den Elektizismus von sich abstreift, diesen selbst veredelnd und vergeistigend, bis er schließlich im „Lohengrin“ den vollen Ausdruck seiner Individualität erringt und nun auch zum Lohn für sein treues Ringen von seiner Muse mit so undeutschen, breiten, langatmigen, wohligen Weisen begabt wird, daß uns aus seinem Idealismus die vollste gesundeste Realität entgegenweht, daß wir uns sagen: ja, so fühlten, so sprachen jene Weisen, zu solchen Rhythmen wandelten sie einher, der Dichter hat in die Zeiten zurückschauen dürfen, er erzählt uns nur, was er erlebte.

Die dramatischen Tondichter müssen sich keine Librettos mehr

[1] Erste Aufführung: Weimar 1858.

machen lassen, sie müssen sich selbst des Wortes bemächtigen. Was heute als Ausnahme erscheint, muß Regel werden. Wir sehen überall die Anfänge dazu. Wir behaupten, wer fähig ist und sein soll, eine dramatische Musik zu geben, wie sie heute unseren Anforderungen entspricht, in dem liegt auch, wenn immer unentwickelt, der Geist und die dichterische Kraft, eine Sage, die mit den individuellen Bedingungen seines Innern, seiner Empfindungsweise im sympathischen Zusammenhang steht, zur dichterischen Grundlage seiner Musik zu gestalten. Die poetische Erziehung der nächsten Generationen wird darauf angelegt sein; die dichterischen Talente werden sich Musik aneignen, die musikalischen sich der poetischen Technik bemächtigen: Sagen und Singen wird in eines zusammentreffen. Auf Webers „Euryanthe" haben wir in diesem Bezug hingewiesen. Schumanns schneidendster Lebensschmerz war seine „Genoveva"; das Werk voll der reinsten Züge deutscher Innigkeit und Gemütstiefe, auch mit den trefflichsten Momenten dramatischer Anschaulichkeit durchwebt, mißlang ihm unter den Händen, weil er, der literarisch so feingebildete Geist, nicht den Mut, nicht das Selbstaufraffen in sich fand, sein eigner Dichter zu werden, und doch dichterisch so viel selbst mitwirkte, daß die betreffenden poetischen Mitarbeiter sich nicht wiedererkennen wollten. Berlioz ist nach Wagners Vorgang noch in späteren Jahren sein eigner Dichter geworden, in seiner »Enfance du Christ« und in seinen „Trojanern".

In der jüngeren Schule wimmelt es von ähnlichen Bestrebungen, und wir werden überall finden, daß es gerade die Bewußteren unter denselben sind, die sich auch nach dieser Seite zu Herren des Stoffes zu machen streben. Wenn wir hier Werke nennen müssen, die allerdings nicht so bekannt sind wie Flotows „Martha", so schiebe man dies auf die Trostlosigkeit unserer deutschen Bühnenzustände, zu deren endlicher Besserung auch diese Zeilen ihr Schärflein beitragen möchten. Joachim Raff, der sich durch unermüdliches Ringen nach anderen Richtungen hin einen Namen gemacht hat, rang sich nach seinem ersten Versuch im „König Alfred" in seinem „Samson" auch zur dichterischen Weihe empor. Sein Werk liegt seit Jahren unaufgeführt in seinem Pulte; Darmstadt sandte ihm das-

selbe nach halbjährigem Besinnen zurück, dasselbe Darmstadt, welches die „sizilianische Vesper“ von Verdi mit glänzender Ausstattung in Szene setzte. Sobolewski ist selbst Dichter seiner „Comala“. Hans v. Bronsart dichtete seinen „Corsaren“, seine „Ingeborg“. Leopold Damrosch bearbeitete „Romeo und Julie“ zum Operntext, er wird nun nächstens an Gounod und seinen Dichtern lernen können, wie man das eigentlich machen muß. Otto Bach[1] und Karl Goldmark in Wien sind die Dichter ihrer Opern „Sardanapal“ und „Königin von Saba“.[2] Wir begnügen uns mit Anführung dieser wenigen Namen, deren Reihe wir ansehnlich vergrößern könnten und haben damit auch in einem Atem sechs deutsche Talente, jüngere und ältere, genannt, denen durch die Verkümmerung unseres Opernrepertoires der Weg, etwas zu werden, sehr erschwert oder gänzlich abgeschnitten ist.

Wir belasten damit nicht einzig die Bühnenverwaltungen, es liegt auch ein großer Teil der Schuld an den Tondichtern selbst. Wer einmal den Beruf in sich fühlt, dramatischer Komponist zu werden, der muß auch aus den engen Banden der Subjektivität herausstreben; er muß „hinaus ins feindliche Leben, muß ringen und streben“. Der dramatische Komponist erwächst nicht in der Stube; es ist nicht genug, den „Verlorenen Posten“ von Theodor Körner zum hundertsten Mal zu komponieren und dann die Partitur ins Pult zu legen und zu denken: „Du bist ein großer Mann!“ Es gilt, bei großen Musikwerken architektonische Rücksichten zu nehmen, den Bedingungen der Erscheinung gerecht zu werden, sich zu fragen: wie wird sich denn das auf dem Postament ausnehmen? Es gilt, unermüdlich nach der Aneignung des rechten Stoffes zu ringen, ja es liegt darin heut fast der tiefste Teil der Arbeit, es ist die dringendste, heißeste Frage. Der jemalige Stoff muß ein Stück des innersten Wesens des Dichtenden werden, er muß ihn aus sich neu zum blühenden, lebendigen Kunstwerke gebären. Da wird denn eben bei uns noch der Mangel an Reflexion, an Selbstkritik, am tiefsten künstlerischen Bewußtsein meist sehr fühlbar. Nur

[1] Österreichischer Komponist 1833—1893.

[2] Cornelius irrt hier: Mosenthal hat das Textbuch zur „Königin von Saba“ verfaßt.

eine Partitur und recht schwarz voll Noten, dann ist's gut. Ja, den Teufel auch!

Schreiben Sie für F-Horner? nehmen Sie die Wagnersche Dreiheit für die Holzbläser an? sind wir schon gefragt worden. Aber Freunde, darin liegt es ja nicht! Merkt ihr denn noch nicht, daß heute starke oder zahme Instrumentation, modulatorisches und tonales Prinzip, Chor oder Nicht-Chor alles nur von einer wunderbaren Kunstentwicklung gegebene Mittel sind, mit denen wir Poesie, aber auch nur Poesie wirken sollen? Fragt, wie uns euer poetischer Gedanke gefällt, fragt, ob wir einen geistigen Inhalt in euch finden, dann wollen wir über die Mittel rechten. Wir sagen euch nur: T. e. fis im Anfang der Oberon-Ouverture! Da liegt das Geheimnis! Das ist doch gewiß keine Erfindung, das kann doch gewiß jeder sagen — und an dieser Stelle ist es von unnachahmlichem Zauber! Mit diesen drei Noten schließt sich die Pforte der Wirklichkeit hinter uns, jetzt gehören wir dem Feenreiche an. Das ist Poesie! Und da wir hier Weber berührten, so mögen unsere Kunstgenossen uns vergönnen, ihnen schließlich an einem hervortretenden Gegensatz unsere Meinung von der Forderung der Zeit zu erklären: Weber und Schubert. Die Art, wie Schubert dramatisch verfuhr, ist der überwundene Standpunkt. Er, der unerschöpfliche Lyriker, sucht nur ewig nach der Rahmen, die Überfülle seiner Melodien auszuströmen. Es ist ein pietätvolles Bestreben seiner tätigen Bewunderer, seinen Werken nachträglich Raum auf der Bühne zu verschaffen, dramatisches Leben haben sie nicht. Weber stand und fiel mit den Brettern, er verzehrte sich in der tiefen dramatischen Leidenschaft seines Innern; er starb an der Sehnsucht, Wagner zu werden. Er hatte, wie das sein Biograph sehr sinnig auseinandersetzt, das Ingenium der Berechnung, er lauschte vor der stummen Partitur die laute Wirkung ab, er lebte beständig von den Ausführenden umgeben, er hatte das tiefste Gefühl für das Monumentale, er griff ins eigene Herz, in das innerste Gemütsleben der Nation, er wurde durch das Zusammenwirken dieser Begabungen Schöpfer des deutschen Opernstils, ihm müssen wir folgen, wie Wagner ihm folgte. — Die Ausübenden werden sich aus dem Naturalismus, aus der Befriedigung in der halbwegs geglückten

Lösung ihrer Aufgaben heraus auf jenen Standpunkt vollen künstlerischen Bewußtseins emporzuringen haben, wo sie über dem Stoff stehend *dem schaffenden Künstler auf halbem Wege entgegenkommen*, wo sie mit ihrem inkarnierten Gefühl der Szene bildend und anregend auf den werdenden Dramatiker wirken, ihm die Stubenluft der Gelehrsamkeit mit dem frischen Hauch unmittelbarer szenischer Empfindung wegbauchen. Sie müssen den Kitzel des Beifalls und des Hervorrufs auf offener Szene, der wegzufallen hat, mit dem gesteigerten Bewußtsein einer priesterlichen Mission, mit dem Dank des werdenden Dramatikers vertauschen.

Da das Aufstellen von Beispielen einmal, wie es scheint, unsere Leidenschaft ist, so wollen wir uns auch hier keinen Zwang auferlegen und die Künstler nennen, die uns als das Ideal dessen erscheinen, was die Zeit, was die Zukunft vom darstellenden Tonkünstler verlangt. Es ist der früh dahingegangene Ludwig v. Schnorr[1] und Rosa v. Milde[2] in Weimar. Schnorr vereinigte strenge musikalische Erziehung mit vielseitiger Bildung, ja mit dichterischer und musikalischer Erfindungsgabe, die ihm den kongenialen Einblick in die Welt des Schaffenden gewährte. Wir bewunderten an ihm vorzüglich die unbedingte Hingabe an Wagner, die des Jüngers an den Meister, und der Abend wird uns unvergeßlich sein, wo er den „Tannhäuser" unter persönlicher Beeinflussung Wagners ganz in einer von seiner bisherigen Auffassung verschiedenen Weise gab, manche Überzeugung gern als Vorurteil opfernd, um nur dem geheimsten Wollen des Meisters gerecht zu werden. Unauslöschlich steht uns die Erscheinung dieses edlen Sängers vor der Seele, und wir bewahren eines der letzten Worte vor seinem Hingang als ein Motto unserer Erinnerung, als ein Gedenkzeichen von der Unzulänglichkeit des Irdischen, wenn er sterbend sagte:

[1] L. Schnorr v. Carolsfeld, einer der größten Tenoristen aller Zeiten 1836—1865, von Wagner als Tannhäuser, Lohengrin und namentlich Tristan geschätzt. Vgl. Wagners „Meine Erinnerungen an Ludwig Schnorr von Carolsfeld", Ges. Schr. u. D. VIII, 177—194.

[2] Geb. 1827, die erste Elsa, Margiana und Chimene, von Cornelius schwärmerisch verehrt. Vgl. Briefe von Peter Cornelius an Feodor und Rosa v. Milde; Weimar 1901.

„Ich werde den Siegfried nicht singen!“ Frau v. Milde ist uns ein Muster künstlerischer Gewissenhaftigkeit, höchster Berufstreue. Künstlerisch nicht allein ihren Aufgaben gewachsen, sondern über denselben stehend, den Stoff sichtend und bildend, kommt sie dem Dichtenden mit einer poetischen Belebung bis in die kleinste Note, mit einer Erfüllung seiner Intentionen entgegen, die aus dem zu vollem Leben erblühten Bild seiner Phantasie den belebenden Funken neuer ungeahnter Schöpfungen in ihm erzeugen. Ganz nur an den heimatlichen Boden gebannt, auf dem sie erwachsen, und durch das geringe Volumen einer zarten und vollkommen geschulten hohen Sopranstimme zu weisem Verzichtleisten auf das Wirken in großem Raume gemahnt, allem weltlichen Treiben entfremdet, an der Seite ihres von gleich edlem Streben beseelten Gatten in wahrhaft patriarchalischer und priesterlicher Einfachheit ganz nur ihrem Berufe lebend, muß diese einzige Künstlerin in dem geschichtlichen Platz, den ihr die Teilnahme an dem Weimarischen Dezennium unter Liszt anweist, und in der wahren Begeisterung ihren ganzen Lohn finden, mit welcher alle Künstler und Laien erfüllt sind, denen ein Einblick in ihr Wesen vergönnt war.

Und das Publikum, ist es wirklich so unbestimmbar, so unfaßbar, haben wir es stets nur zu denken als die „bunte Menge, bei deren Anblick uns der Geist entflieht“? Nein, das Publikum des deutschen Musikdramas ist das deutsche Volk, es wird unsres Mahnrufes nicht bedürfen, als bewußter Faktor einzugreifen in den Bau des volkstümlichen deutschen Dramas. Bei der Neugestaltung unserer Verhältnisse unter der Wucht und dem Ernst kommender Zeitereignisse wird auch unser Publikum die Schlacken der Lahheit der langen Restaurationsepoche immer mehr von sich streifen. Die Jugend geht mit Wagner, das haben wir immer mit Freude erlebt und erfahren. Sie wird von selbst die Zeiten herbeiführen, wo nicht länger die verdorbenen Erzeugnisse einer heruntergekommenen ausländischen Kunst unsere Bühne überwuchern dürfen. Sie wird mit heiligem Ernst endlich einmal den Offenbachschen Schwindel auspochen, diese Blume, die nur auf dem Mist verderbter sozialer Zustände gedeihen konnte. Sie wird mit stürmischem Ruf nach der Betonung des deutschen Elements, nach der Bevorzugung deutscher

Talente verlangen, ohne das gastliche Tor des deutschen Vaterlandes verschließen zu wollen, wenn sich die Muse der Nachbarvölker einmal wieder auf ihr besseres Selbst besinnt. Lessing hat einem Racine den Krieg erklärt und der deutschen Poesie die Wege gebahnt. Welch eine erhabene Erscheinung aber ist Racine gegen Verdi![1]

Eine Schar jüngerer Geister, und wir haben im Lauf dieser Zeilen einige Namen aus ihr hervorgehoben, strebt, nach dem Vorgange Wagners, nach dem Leben, welches die Bühne verleiht. Wo die Kräfte auch noch im Ringen, im Gähren sind, da heißt es Raum zur Entfaltung, Zeit zum Werden, Gelegenheit zur stufenweisen Entwicklung zu geben. Dieser moralische Druck, dieses Eingreifen und belebende Entgegenkommen der Bühnenverwaltungen den Dichtern, den Ausübenden gegenüber ist es, was wir von einem fortschreitenden, in deutscher Gesinnung sich befestigenden Publikum erwarten.

Es ist in Deutschland in neuester Zeit der Versuch gewagt worden, die von uns angedeuteten vier Faktoren zu einem volltönenden Akkord zusammenzustimmen, in einer kleinen deutschen Residenz das Beispiel aufzustellen, was Deutschland im großen vermöchte, wenn ein großartiger Bildungsdrang und Schönheitstrieb an die Stelle geistloser Routine träte, wohlberechnetes künstlerisches Wollen zufälliges Treiben und Gehenlassen ersetzte, Liebe zur Kunst und edler Gerechtigkeitssinn für alle der kleinlichen Intrigue und engen Parteirücksichten das Feld abstritte, der Versuch, mit dem kräftigen Ruck des Jahres Achtundvierzig aus der charakterlosen Haltung des deutschen Opernrepertoires durch alle zu Gebote stehende Hebel der Anregung, Förderung, Pflege und Entfaltung vorhandener Kräfte ein neues Repertoire zu schaffen, Künstler und Publikum läuternd auf die Stufe der Leistung und des Verständnisses zu heben, welche dem höheren geistigen und ethischen Gepräge entsprach, dessen Siegel Beethoven der deutschen Tonkunst aufgedrückt hatte.

[1] Hier ist natürlich nur der mit den krassesten Effekten arbeitende mittlere Verdi gemeint, die bewundernswerte Stilwandlung des greisen Meisters in Aida, Falstaff und Otello sollte Cornelius nicht mehr erleben: Aida begann ihren Triumphzug durch Deutschland im Todesjahr unseres Meisters.

Es war Franz Liszt, der in Weimar diesen Versuch wagte. In ihm hatte sich die Virtuosität, auf ihrer schwindelndsten Höhe angelangt, zur Umkehr von den Pfaden schwärmenden Selbstgenügens auf die Bahnen der höchsten Kunstziele besonnen, sie war inne geworden, welch hohen Beruf sie für die Befriedigung eitlen Glanzes enttauschte, indem sie sich zur Trägerin des Geistigen in der Kunst machte und sich mit Stolz bewußt werden durfte, diesem erst die volle Wirkung, die schönste Erscheinung zu verleihen. Alles, was Liszt so sichtbar zu einem Auserwählten unter den Berufenen stempelt, die Vereinigung der seltensten Geistesgaben mit dem seltensten Lebensweg, die höchste Vollendung des ausübenden Künstlers mit dem edelsten Schaffensdrang des nun erst sich voll entfaltenden Tondichters, der in Berührung mit allen Kreisen des Lebens gewonnene Takt des Weltmanns mit einer unerschütterlichen Herzensgüte, welche nur aus sich selbst ihr bindendes Gesetz nimmt, aber über alles das hinaus der aufs große und ganze gewendete Sinn, dieser schönste Eifer, allen gerecht zu werden, alles mit Liebe zu umfassen, die unermüdlichste Berufstreue und unbedingte Rücksicht auf die Kunst und ihr Heil, welche einzig den großen Künstler macht, befähigten Liszt im vollsten Maße zu der Aufgabe, die er sich gestellt hatte. Was ihm aber den Mut und die Zuversicht zu seinem großen Unternehmen gab, was ihm den Moment als den zu solcher Schilderhebung geeigneten erkennen ließ, war die geistige Erscheinung Wagners mit seinen Tondichtungen und Schriften, und das Werk, welches dem neuen Kreuzzug gegen die Philister als leuchtendes Banner vorangetragen wurde, war der „Lohengrin". Um dies Banner entbrannte der Kampf am heftigsten, es entschied aber auch den Sieg am durchgreifendsten, als es, von Liszts Hand gehalten, den Weg durch ganz Deutschland ging.

Es war eine alleinstehende, wohl in so schöner Weise schwerlich sich je wiederholende Erscheinung im Kunstleben, diese Lisztsche Epoche in Weimar, dieser tönende Vollklang zwischen unseren vier Faktoren, wie ihn Liszt mit Überwindung der schwierigsten Hindernisse, mit einer oft schmerzlichen Beschränkung der Mittel, mindestens auf eine oder die andere Zeit hinaus, mindestens bei hervortretenden Momenten zum Ertönen brachte. Gestützt auf den feinen Kunstsinn und

das ernste Wollen seiner erhabenen Gönnerin, der Großherzogin Maria Paulowna, deren Eintritt in Weimar Schiller mit seiner „Huldigung der Künste“ gefeiert hatte, fand Liszt in der Bühnenverwaltung seines Freundes Ziegesar, später in dem kunstsinnigen und edelgesinnten Marquis v. Beaulieu,[1] der unter anderem die ersten historischen Schauspielvorstellungen veranlaßte und Platens „Treue um Treue“ zuerst und einzig auf die Bühne brachte, die entgegenkommendste Aufnahme für seine künstlerischen Pläne. Die schaffenden und ausübenden Künstler wußte er durch den nie versagenden Zauber seines Wesens zu einer Einheitlichkeit des Strebens, zu mehr oder minderem Aufgeben kleinlicher Persönlichkeiten zu begeistern, daß dann auch das Publikum, das sich anfangs starr, widerstrebend, verkennend zeigte, mehr und mehr von der Überzeugung ergriffen wurde, hier vor einem besonderen Geiste zu stehen, hier Zeuge eines außergewöhnlichen Kunsttreibens zu sein und dann im zündenden Moment sich doppelt dankbar für die ihm gebotenen Gaben der Kunst zeigte.

So erinnern wir uns mit wirklicher Freude an die Andacht, mit welcher besonders jedesmal das Fest des „Lohengrin“ gefeiert wurde, und wir dürfen sagen, daß uns zum erstenmal in München so recht heimisch zu Mute wurde, als wir gelegentlich der Mustervorstellung des „Lohengrin“ dieselbe andachtsvolle Stille wahrnahmen, wie wir sie in Weimar gewohnt waren! Dieses Lauschen der Massen wirkt wie ein Segen auf die Seele des Künstlers; er ahnt dann die weihende Gegenwart der Musen! Nur mit ernster Wehmut vermögen wir an die Zeiten Liszts in Weimar zurückzudenken, als an eins jener Sageneilande, das man nur einmal findet und zu dem kein Weg zum zweitenmal führt, wo eine Schar hochbegabter Kunstjünger in Liszts Kreisen Leben empfing und Leben verbreitete, wo nacheinander und zugleich ein Bülow, Joachim, Raff, Damrosch, Reubke,[2] Lassen, Klindworth, Bronsart, Tausig, Weißheimer, Pohl[3] ihre mannigfaltigen Gaben

[1] Karl Olivier Frhr. v. B.-Marconnay 1811—1889 war von 1851 bis 1857 weimarischer Hoftheaterintendant.

[2] Julius R. 1834—1858.

[3] Richard P. 1826—1896, namentlich als Musikschriftsteller im Interesse der neudeutschen Richtung bekannt geworden.

und Kräfte bildeten und entfalteten, wo vom Theater und dem Konzertsaal, von den Hoffesten und dem Salon Lizts bis in die Studierstuben der Musiker, bis in die Familienfeste und Künstlersoupers hinein Poesie und Musik ihre lebenverklärende Macht übten. Hektor Berlioz kam zu wiederholten Malen von Frankreich herüber, er, den die Künstler des neuen Weimar als den dritten Meister der jungdeutschen Schule erkannten und priesen, lernten und verfochten. Liszt stellte seinen von glühendem Realismus durchhauchten „Benvenuto Cellini", die Künstleroper, neben Wagners hochideaken „Lohengrin". Auch da galt es Kampf nah und fern, doch feierte Liszt bald den Triumph, den befreundeten Meister in Weimar bei Hof und Volk populär werden zu sehen. Da schwebten die Geister Byrons und Schumanns glühend vereint im „Manfred" über die Szene, und wie man sich auch bestrebt hat, dies Werk durch verbindenden Text dem Konzertsaal anzueignen, es erhebt den bleibenden, dringenden Anspruch, auf der Bühne zu wahrem Leben und voller Wirkung zu gelangen, wie bis jetzt einzig Liszt und Weimar sie ihm verliehen. Da ward „Genoveva" von Schumann wieder aus der Öde des Schweigens zu Ehre und Heiligkeit geleitet, Glucks ehrwürdiger, hehrer Schatten ward heraufbeschworen, und neben Wagners „Lohengrin", „Tannhäuser" und „Holländer" ertönten „Armida", „Alceste", „Orpheus", „Iphigenie". Sobolewski, das Prototyp des echten deutschen Kapellmeisters, mit seinem Leid und seinem Kunstenthusiasmus, mit seiner Armut an Gütern des Lebens und seinem Reichtum an tiefen Gedanken, brachte die Blüte seines geistigen Ringens, die ureigentümliche „Comala" auf dem Altar der Kunst dar. Anton Rubinstein, der statt der drückenden Last irdischer Güter Kisten voll Kompositionen aus Rußland brachte, erlebte hier die erste Aufführung seiner „sibirischen Jäger", seines „verlorenen Paradieses". Joachim Raff, dessen kritische Schärfe, dessen umfassende philosophische Bildung belehrend und anregend auf seine Kunstgenossen wirkte, gab hier seinen „König Alfred", aus welchem vor allem die Final Fuge des zweiten Aktes als eine Verbindung künstlerischer Musikformen mit lebendiger dramatischer Wirkung uns einen bleibenden Eindruck

hinterlassen hat. Eduard Lassen, mit allen glänzenden Mitteln der belgischen Musikschule ausgestattet, strömte in den lieblichen, sinnigen Melodien seines „Landgraf Ludwig“ die italo-französischen Eindrücke seiner Lehrzeit aus, während er im „Frauenlob“ schon mit Meisterschritten sich an die Lösung tieferer Seelenkonflikte wagte und seine künstlerische Individualität durchdrungen von der Aneignung der Prinzipien Liszts und Wagners zeigte. Der feurig ernste Damrosch prüfte hier zuerst seine Schwingen in der Musik zu Schillers „Jungfrau“, für die wir keine bessere Bezeichnung finden können, als die, mit der wir sein eigenes Wesen andeuteten; der sinnig spekulative Karl Stör fand seine poesievolle begleitende Musik zu Schillers „Glocke“, der wir nur wünschen möchten, daß sie mit ihren sprechenden Akzenten, mit ihren tief empfundenen Klängen sich überall in Deutschland einbürgerte, wo man Schillers Gedicht szenisch darzustellen pflegt; sie ist entschieden bedeutender und besser, als die, welche man sonst in Deutschland aufzuführen für gut genug findet.[1]

Und alle diese reiche Kunstentwicklung anregend, fördernd, ins Leben rufend, entfaltete Liszt selber immer reicher und voller die Schwingen seines Genius, von Mond zu Mond, von Jahr zu Jahr. In stets vollendeterer Form sahen wir seine sinfonischen Dichtungen entstehen, sahen seine Musik zum „Prometheus“ in ihrer antiken Einfachheit werden, bis er in seinen Psalmen, seiner Männermesse, seiner großen Messe für Gran, seiner „Elisabeth“, deren erste Teile noch in Weimar entstanden, den Weg immer sicherer betrat, auf dem wir ihn noch heute in vollem Schaffen und Wirken begrüßen, den Weg durchgreifender Reform der in Weltlichkeit und Glaubenslosigkeit erschlafften und verkommenen kirchlichen Musik. Welch künstlerisch ereignisreiches Leben war es, was zwischen allen diesen hervortretenden Momenten sich hinzog! Welche Kunstgenüsse bot jeder Sonntagmorgen bei Liszt, wo die Meisterwerke der Vergangenheit und Gegenwart in der vollendetsten Darstellung geboten wurde! Welche Studien enthielten die Proben zu den großen Musikaufführungen, welche Wunder erlebte man an

[1] Cornelius denkt wohl an die selbst heute noch vielgespielte Romberg'sche Komposition.

Liſzts Gehör, an ſeiner leitenden und darſtellenden Hand, an der Art, wie er ſich mitzuteilen, wie er zu begeiſtern, zu elektriſieren wußte. Welche Freuden gemeinſchaftlichen Strebens und Zuſammenwirkens bot das neidloſe Verhältnis der jüngeren Kunſtgenoſſen mit ihrem verehrenden, hingebungsvollen Anſchmiegen an den leitenden Geiſt und Willen des Meiſters! Wie fröhlich waren unſere Abende, wie laut unſere Nächte! Das Motiv des „fliegenden Holländer" war unſer Erkennungszeichen auch im ſternloſen Dunkel, die Königsfanfare aus dem „Lohengrin" war unſer letzter Gruß, wenn wir uns von Liſzt trennten, und die ſiegestrunkene Poſaunenmelodie von dem dritten Akt des „Lohengrin" ſangen wir dem erſehnten Meiſter Wagner entgegen, als wir einſt im Künſtlerextrazug den Verbannten in der Schweiz aufſuchten![1]

Fülle ſolcher Erinnerungen, Hoffnung auf ein neues Entfalten ſchöner Kunſtzuſtände, Ahnung eines tieferen Zuſammenhangs jener Vergangenheit mit dem ſchimmernden Augenblick überkam uns, als wir dem „Lohengrin" in München unter Bülows leitender Hand wieder begegneten! Bülow! Welche Bahn hat er durchlaufen, bis er an dieſem Punkt anlangte, den wir wohl ſeinen Zenit nennen möchten! Seit er als muſikdilettierender Student der Jurisprudenz, dem Willen der Eltern nach auf eine diplomatiſche Karriere losſteuernd, in Dresden zum erſten Mal den „Rienzi" von Wagner hörte, war ſein Leben entſchieden: er wurde Muſiker und Wagnerianer zugleich. Flucht aus dem väterlichen Hauſe führte ihn nach langen, ſchmerzlichen Kämpfen zu Wagner, unter deſſen Ägide er ſeine erſten Opern dirigierte. Wagner ſandte ihn an Liſzt, und ſeitdem erſt eignete ſich Bülow im vollen Bewußtſein des Weges, den er zu gehen hatte, die Virtuoſität an als Mittel zum Zweck. Aber während er hier mit eiſernem Fleiß, mit ſchwierigſter Selbſtverleugnung des geiſtvoll überſprudelnden, jugendlichen, liebebegehrenden Weſens Klavier ſpielen lernte, ſich, ein Siegfried, die Waffe ſchmiedete, mit welcher er den Drachen zu töten, aber auch Brünnhilde zu erringen hatte, riß ſeine unruhige Feuerſeele alle umgeben-

[1] Im Oktober 1853; die Zuſammenkunft fand in Baſel ſtatt, wohin Liſzt und ſeine Jünger vom Karlsruher Muſikfeſt aus einen Abſtecher machten.

den Geister in den Strudel der Wagnerbewegung. Mit der logisch gespitzten Feder, mit dem geistsprühenden Wort, mit den immer *überzeugungsgewisseren* Klavierfingern war er so recht eigentlich der Peter v. Amiens, der die Wunder seines gelobten Landes, die Leiden christlich-asketischer Kunstgeister unter der Dirigierpeitsche gewisser Soldschurken so anschaulich zu machen wußte, daß die Schar gewappneter Geister immer mehr anwuchs, die sich unter Gottfrieds Banner stellten! — Bülow ist der vollberechtigte geistige Erbe Liszts, und, wie dieser auf den lebenwirkenden Wunsch Maria Paulownas, ist er durch den heilwaltenden Ruf Ludwigs des Zweiten nach seinem Siegeszug durch die Konzertsäle der Musikwelt an die rechte Stelle beschieden, München zu dem festen Ausgangspunkt zur Begründung eines erhöhten, geläuterten Musiktreibens in Deutschland zu weihen, neben der Anlage einer hohen Schule für Musik durch dramatische Mustervorstellungen und durch Musterkonzerte dem Vorgange großer dichtender Geister auch durch vollendetes Wiedergeben in der Ausführung nachzuringen, den hohen deutschen Tongeist in vollkommenem Körper zu inkarnieren. Es muß einem eingehenden dramaturgischen Bericht vorbehalten bleiben, den „Lohengrin" unter Bülow, den er spielt wie eine der großen Sonaten von Beethoven, ausführlich zu schildern.

Schon folgte dem „Lohengrin" eine vollendete Aufführung unseres klassischen „Hans Heiling"; „Tannhäuser" in der neuen Bearbeitung steht bevor, die „Meistersinger" wird uns der Herbst bringen; das wird uns wiederholt Gelegenheit geben, die Kunstgenüsse dieser neuen Ära Münchens vollständiger wiederzuspiegeln, für diesmal lag uns nur daran, den Zusammenhang anzudeuten, in welchem wir Bülows Wirksamkeit in München erkennen. Wir wollten nur sagen: der „Lohengrin" ist in München eingezogen, das siegesgewohnte Banner der erneuten Kunst, Bülow hält es in festen priesterlichen Händen, hoffen wir glückliches Gedeihen für diese Schöpfung neuer Kunstzustände, die aus dem „Werde!" eines nur für das Höchste und Edelste begeisterten Einzelwillens hervorgegangen ist.

Das Fest des „Allgemeinen deutschen Musikvereins" in Meiningen.

Augsb. Allgem. Zeitg. vom 6. und 7. September 1867.[1] Wiederabgedruckt: Almanach des „Allgem. d. Musikvereins" 1. Jahrgang, 1868, S. 178—190.

Über den vergänglichen Erscheinungen des Lebens steht die bleibende, ewige der Kunst. An ihr vergleichen, an ihr messen wir, was uns der Tag, was uns der Augenblick bietet, und wir fragen uns daher auch zunächst: dienen diese Feste überhaupt und das jüngst erlebte insbesondere zum Heil, zur Förderung der Kunst? Gehen sie darauf aus, tragen sie dazu bei, die reine Idee der Kunst mehr und mehr von umhüllenden Nebeln zu befreien, ihr zur befruchtenden Einwirkung auf das Leben zu verhelfen, ihre Fülle des Reichtums mehr und mehr allen, dem Volke, der Welt, zu erschließen, die Künstler zum Wirken, die Hörer zur Teilnahme anzueifern?

Indem wir unmittelbar nach dem fröhlichen Erlebnis des Festes, unter dem Eindruck innigen Kunstgenusses und mannigfachen persönlichen Austausches mit Künstlern, diese Fragen von ganzem Herzen mit ja beantworten dürfen, fühlen wir uns aber auch um so mehr gedrungen und berechtigt, uns den Einzelerscheinungen gegenüber sichtend und prüfend zu verhalten. Was wir auf diesem Weg geben, ist nur *unsere* Wahrheit, wir maßen uns nicht an, ihr ein Gepräge allgemeinen Urteils geben zu wollen; aber wir glauben, daß man sie nicht ganz unwert wird halten dürfen, weil wir sie ebensogut als ein Scherflein auf dem Altar der Kunst darbringen mochten, wie die Künstler, welche die reichere Gabe ihrer Werke darboten.

[1] Zu einem Brief der Fürstin Wittgenstein, der Freundin Liszts, an Adelheid v. Schorn, die Verfasserin des Buches „Zwei Menschenalter", heißt es darüber 15. Sept. 1867. Avez-vous lu les articles du 6. et 7. Sept. de la Beilage dans la „Allgemeine Augsburger"? Si non, faites-moi le plaisir de vous les procurer et de les parcourir. Vous devinerez combien ils me font plaisir — car le cher et bon Cornelius n'a fait que donner une forme charmante à un sentiment si général qu'ici à Rome mes amis m'ont apporté ces feuilles en me disant: „Das ist wahr!" Zwei Menschenalter, Berlin 1901, S. 125.

Ja, es iſt ein edler, ein ſchöner Drang, aus welchem dieſes Streben nach einer zeitweiligen Vereinigung des Vereinzelten, nach einem Meſſen der Kräfte, nach einem neidloſen Empfinden und Genießen künſtleriſcher Gemeinſamkeit hervorgeht. Noch ſchwärmt und wogt uns in unmittelbarem Erinnern dieſes Gewühl von Menſchen mit ſeelenerregten Geſichtern, die doch mehr oder minder den Abglanz eines geiſtigen Lichtes in ſich trugen, wie ſie es nun bleich, blühend oder ein bißchen ſonnverbrannt wiederſpiegelten. Ein zu ſolchem Feſt auserwählter Sammelpunkt iſt dieſes grünende Meining'en, dieſe Gartenſtadt, dieſe freundliche Stätte der Lebenden, die zugleich in ihrem kleinen alten Friedhof, den der große Luſtgarten wie ein ſchlafendes Kind in den Armen hegt, einen ſchönen Fleck deutſcher Erde, ein wildgereimtes Idyll von Trauereſchen, Birken, Tannen und alten Akazien birgt. „Ein ſchöneres Denkmal ſteht in unſeren Herzen," heißt es auf einem Stein, welchen die Bürger zwei Brüdern Uttenhoven geſetzt haben. Dieſer Name bleibt uns im Gedächtnis, als wenn die edlen Herren uns beim Feſt Obdach gegeben hätten. Haben wir doch eine trauliche Stunde in der Umzäunung ihrer jetzigen Behauſung erlebt. Um ſo gefaßter, mit um ſo mehr Willensmut kehrten wir dann in die Schar der Lebenden zurück, unter ihnen vor allen zu Franz Liſzt, den wir ſeit nun ſechs Jahren nicht mehr geſehen hatten.

Eine leiſe Befangenheit vor dem geiſtlichen Kleid, welches der Meiſter ſeitdem ſeinen übrigen Würden zugefügt hatte, wurde augenblicklich Lügen geſtraft und behaglich ins weite getrieben, als wir den unveränderten, geiſtig immer jungen, teilnehmenden und nachſichtigen Liſzt in ihm fanden. Hat er ſich in etwas verändert, ſo iſt es nur in der ſein Weſen vollendenden und verklärenden Ruhe des Gemütes, welche er in dieſen Übergangsjahren gewonnen hat. Jede Bitterkeit, jeder heftige Ausfall auf ihm Entgegengeſetztes iſt von ihm abgeſtreift; er ſagt nicht mehr zürnend und eifrig: „Werdet anders!" Aber ſeine in ſtrengem Kampf mit dem eigenen Selbſt erworbene freundliche Würde macht ſtille Propaganda für ſein Weſen, deren Überredung ſich der Anſchauende gern in die Worte überſetzt: „Werdet auch ſo!"

Eine ſolche Perſönlichkeit iſt die recht geeignete, verſöhnend, aus-

gleichend und vereinigend zu walten für eine Masse von künstlerischen Individualitäten, mit hunderterlei Sonderinteressen und Sonderbestrebungen, wie ein solches Fest sie zusammenbringt. In Liszt dürfen jüngere Strebende einen Trost für langes Verkennen, eine Ermutigung zu festem Ausharren, ein Muster von Opferwilligkeit und Gerechtigkeit für andere, eine Mahnung zu eifrigem Erfüllen künstlerischer und menschlicher Pflichten zugleich sehen. Das war es denn auch, was neben der Begeisterung für die Kunst den einheitlichen Rhythmus in dem gemütlichen Verlauf dieses Festes bildete, daß unter allen Versammelten wohl im Verhältnis nur äußerst wenige waren, die Liszt nicht während seines langjährigen Wirkens in Mitteldeutschland in Kunst oder Leben gefördert hätte, durch Rat und Tat, Wink oder Wort, Brief oder Rede, und das Gefühl ging durch alle, daß man einen Mann den belebenden Mittelpunkt des Festes bilden sah, der neben der allgemeinen Volkstümlichkeit, deren sich Liszt in diesem Teil von Deutschland bis auf den letzten Mann erfreut, noch eine andere höhere genießt — die Popularität unter den Künstlern.

Das ist ein großes Wort, und wer da weiß, welch reizbares, empfindliches und auch selbst den Regungen des Mißtrauens und Mißgönnens leichter zugängliches Herz dem Künstler mitgegeben wurde, der wird mit uns die schöne Kraft in Liszt anerkennen, welche diese Herzen zu überwinden, zu gewinnen weiß. Wer ihn so unter dieser Schar mittel- und norddeutscher Künstler sah, der übersprang im vollen Anschauen des Augenblicks völlig den Zeitraum, welcher den Meister von Deutschland fern gehalten hatte. Er war ganz der thüringische Generalkapellmeister, der Freund der Herzoge, das Haupt der Künstler, der Mann des Volks. Wir konnten den Wunsch nicht unterdrücken, daß Liszt seinen Hohenstaufendrang nach Italien aufgeben und hier in der deutschen Heimat die Stätte für sein umfassendes Wirken suchen und finden möchte. Hier würde mehr und mehr volles Vertrauen und ehrende Anerkennung seinem Streben entgegenkommen, und es wäre möglich, daß unter seiner Ägide der „Allgemeine Musikverein", der in seinem Bestande doch mindestens die einmal gegebene Form bilden kann, unter welcher ein gemeinsames deutsches Kunstbestreben anzubahnen

wäre, endlich alle noch widerstrebenden Elemente in sich aufnähme und zu einheitlichem Wirken in sich vereinigte.

Vier aufeinanderfolgende Konzertabende teilten sich in die fast überreichen musikalischen Spenden des Festes. Im ersten Konzert fesseln uns vor allem drei bedeutsame Erscheinungen: Bülows „Nirwana", Tamroschs Violinkonzert,[1] Lassens Sinfonie. Bülows Werk hatte uns im Lesen der Partitur den überzeugendsten Eindruck hinterlassen, wir wiederholten uns gern jeden einzelnen geistvollen Zug, jedes ausdrucksvolle Motiv, die Liebesmelodie haftete uns in Kopf und Herzen. Wir fanden in diesem Werk das formvollendetste des Autors. Von dem Boden der sinfonischen Dichtungen Liszts ausgehend, sahen wir es das glückliche Ziel erringen, den dort uns zu häufig durch musikalische Deklamation unterbrochenen musikalischen Fluß völlig verschmolzen herzustellen und die geschlossenste einheitliche Form zu dem reichen Gedankeninhalt zu gewinnen. Doch als hätten wir ein bedeutendes Individuum bis jetzt nur im Bilde geliebt, als fiele uns bei der endlichen persönlichen Begegnung ein unsäglich anderes, fremdes auf, das wir früher nie empfunden hatten, das in der Miene, in den Geberden liegen mochte, so hinterließ uns die gelungene Aufführung des Werkes unter Tamrosch, sein reales Entgegentreten mit diesen dunklen unheimlichen Tonfarben, mit dem an Wahnsinn grenzenden Schmerz des Ausdrucks ganz zerstört, verwirrt, unversöhnt und grollend. In Beethovens Coriolan und im ersten Satz seiner neunten Sinfonie, in Schumanns Manfred-Ouverture, wenn die schmerzlichsten Töne erklingen, welche menschliches Leid der Brust des Künstlers entriß, so bleibt uns doch die erleichternde Träne!

Die Schmerzen des Nirwana sind tränenlos, hoffnungslos, erlösungslos. Nein! wir behaupten: das ist unser ganzer Bülow noch nicht, das ist nur ein Stück seiner Biographie, es ist nur das künstlerische Zusammenfassen einer Epoche des schmerzlichsten Ringens, des zerstörendsten Selbstverneinens dieser edlen, vornehmen Natur. Er wird uns das nächste Kapitel nicht schuldig bleiben, er wird

[1] in D-moll; Leop. Tamrosch 1832—1885, später bekanntlich in New-York zu fahrender Stellung gelangt.

uns auch das hohe Lied seines Siegs singen, daß wir dann versöhnt und teilnehmend auf die Zeit zurückblicken, deren einseitiger Ausdruck in der Nirwana uns mit einer Trauer ohne Versöhnung, ohne Trost erfüllte. Aber so leicht beweglich ist das menschliche Herz, daß wir einen eigentümlichen Rückschlag unserer Empfindungen erlebten, als am Ende des Konzerts Eduard Lassens Sinfonie aufgeführt wurde — ein Werk von der bestechendsten Formengewandtheit, von einem meisterlichen, behaglichen Spielen mit überraschenden und doch ungesuchten Instrumentaleffekten, die ihm überall eine Mehrheit von Zustimmenden sichern werden. Ganz erbaut und hingebend überließen wir uns den anakreontischen Gesängen des ersten Satzes. Als aber das Andante, als das Scherzo (ein unwiderstehliches Dacapostück!), als das Finale ohne jede Gegensätzlichkeit nur immer wieder diese unbedenkliche, zuletzt nicht einmal mehr allzu wählerische Lebenslust atmete, dieses etwas zu ungetrübte „Bejahen des Willens zum Leben", da stieg Hamlet-Bülows Bild mit ironischem Zucken um die Lippen vor uns auf, da wandten sich Goethes Liebesworte fast zum Kunstgesetz um, wenn er sagt: Lieber durch Leiden möcht' ich mich schlagen, als so viel Freuden des Lebens ertragen!", und wir wurden wieder gerechter gegen Bülows herbes totlüsternes Verneinen.

Zwischen das zu einseitig betonte Sein oder Nichtsein dieser beiden Tondichter trat für uns das Violinkonzert von Damrosch in eine zwischen großer und kleiner Terz schwebende Mittelstellung. Unter dem geschickten Bogen dieses geistvollen Musikers wuchsen Schmerz und Lust, irdisches Dasein und ein Schwärmen darüber hinaus, Liebesdrang, Scherz und Laune in bunten Tonbildern aus den Saiten. Das Gemüt, das sich da aussprach, war eine Schwalbe, unterm Dach des Menschen nistend, um sich jeden Augenblick in die Lüfte zu stürzen, aber ängstlich am Boden flatternd, wenn ein Sturm nahte. Da waren wir von Anfang bis zu Ende gern dabei, gesellten uns dem Tondichter, duckten unter, wenn uns etwas Kummer machte, waren übermütig froh, wenn uns eine Lust beschert wurde. Es war etwas von der Magie in diesen Tönen, welche die Klügsten täuscht und doch jedem Kind verständlich ist — vom Schlag des Herzens.

Ein anderer Komponist Weimarischer Richtung erlebte an diesem Tag einen Wendepunkt in seiner Laufbahn: Felix Dräseke. Er hatte bisher als das Schmerzenskind der Schule gegolten, und noch im Jahre 1861 hatte er mit einem wagnisreichen Marsch und einer gedrungen gebauten, aber annoch sich selbst in den Haaren liegenden Germania das Urteil der Künstler, dieses Publikums von Feuerwerkern, wie Liszt mit Schopenhauer zu sagen pflegt, gegen sich. Diesmal hatte Dräseke in seiner Wahl den glücklichen Griff in eine etwas harmlosere Vergangenheit getan, und das von echt dramatischem Leben durchhauchte, gesang- und seelenvolle Duett aus seiner Oper „Sigurd" fand allerseits eine stürmisch liebevolle Aufnahme. Dräseke hat eine bedeutende Anlage zu großartigem Satzbau und geistvoller Ideenverkettung; möge er sich dahin abklären, den einfachen Zug schöner Melodie, an welcher sein Duett sich so reich erwies, sich nicht durch gewaltsame Geistreichheit zu verkümmern, wie dies selbst noch in seiner genialen Ballade vom König Helge der Fall ist, welche während dieses Festes der begabte Sängerkomponist Eilers aus Coburg vortrug, so haben wir von seinem kräftigen, unverdorbenen Geist sicher noch reiche Gaben zu erwarten. Das Duett selbst ließ nur ein tieferes Eingehen auf die Natur der menschlichen Stimme und ein schonenderes Anschmiegen des Orchesters an dieselbe zu wünschen übrig.

Von dem uns werten Meister Robert Volkmann, dessen Anschluß an den deutschen Musikverein wir so manchem einsiedlerischen Verhalten gegenüber mit Genugtuung begrüßen, hörten wir einen Sappho-Monolog mit Orchester, und freuten uns vor allen Dingen dieses sinnigen Strebens nach Vergeistigung der Konzertarie. Das Stück gefiel uns ausnehmend gut von dem Augenblick an, wo die Wogen sich türmen, nur begriffen wir nicht recht, wie diese doch etwas geduldig schmachtende Sappho der ersten Hälfte sich so plötzlich hineinstürzen mochte.

Das Kirchenkonzert des zweiten Tags brachte uns die höchst interessante Bekanntschaft mit dem Salzunger Kirchenchor unter Leitung seines Direktors, Herrn B. Müller. Die Blüte der Leistungen dieses Chors liegt in dem wunderbaren Ansetzen und Aushalten einer ganz besonders gefärbten Mezza voce, eines fast un-

glaublichen Pianissimo. In der »Media noche« von Perez[1] erschien uns der Wechsel zwischen diesem Pianissimo und einem Forte, das bei dem etwas ungefügen Klang der Knabenstimmen in den höhern Sopranlagen nicht als schön gelten dürfte, zu grell: in dem hehren Bachschen Choral: „O Haupt voll Blut und Wunden" erschienen uns bei vollendet verschmolzenem Stimmenklang die Tempowechsel etwas gesucht — dagegen verstummt alle kritische Mäkelei vor der vollendeten Vortragsweise und dem rührend einfachen Ton, womit dieser Chor das Lied von Prätorius[2] sang: „Was ist es doch, mein Herz?" Hier deckten sich Gedanken und Ausführung völlig in der Einfalt, Anmut und Herzlichkeit dieses Liedes. Der Komponist war ein Thüringer, wie uns das Textbuch mitteilt, und wahrlich, so ist dieses Land, so sind die Menschen, die es bewohnen, wie es in diesem Liede klingt, das umfängt wie Schatten der Buchen und Tannen unter einem lachend blauen Himmel. Reine Luft! reiner Atem!

In diesem Liede war es eine wirklich gedichtete Vortragsnuancierung des Dirigenten, welche dem Ganzen einen Zauber verlieh, und welche in einem fast unmerklichen Rücken und Anhalten der Altstimme gegen den jemaligen Schluß hin bestand. Mit den Leistungen des Chors wetteiferte die Weimarische Kapelle durch den Vortrag des Finale der Sonate für Geige allein von Bach, welchem das Glockenpräludium der dritten Sonate für Klavier und Violine vorherging. Beide Stücke hatte der Kapellmeister Karl Stör[3] aus Weimar sehr fein und sinnig auf das Orchester übertragen, wobei im Präludium die Geige Solo blieb, und durch Herrn Kömpel in ebenso vollendeter als musterhaft anspruchsloser Weise vorgetragen wurde. Als er dann mit acht Kollegen das blendende musikvolle Allegro in E-dur in einem reißend schnellen Tempo loslegte, von vollem Orchester getragen, da erfüllte uns ein wahrer

[1] Davide P. 1711—1778, italienischer Komponist spanischer Abkunft. Media noche spanisch heißt Mitternacht.

[2] Michael P. (1571—1621), der berühmte Komponist und Musikschriftsteller.

[3] St. (1814—1889, war 1858 Liszts Nachfolger als Hofkapellmeister, wurde aber bald durch Lassen abgelöst.

Jubel, und gewiß in allen Konzertsälen, denen wir dieses Bach-Störsche Stück dringend empfehlen, hätte der anhaltendste Beifall diese glänzende Leistung belohnt. Das Konzert fand den krönenden Abschluß in zwei biblischen Kompositionen Liszts, dem dreiundzwanzigsten Psalm und den „Seligkeiten" nach Matthäus. Der Psalm, von Fräulein Spohr aus Coburg mit breit ausgegebenem vollen Mezzosopran vorgetragen, ist eine äußerst liebliche, wirkungsvolle Komposition; nur ist uns die Auffassung des Textes zu real, wir finden keine Mystik darin. Wie wir vor manchen büßenden Magdalenen bedeutender Meister die geistige Bedeutung über den sinnlich schönen Formen vergessen, so läßt uns hier das liebliche Mädchen, das von seinem Hirten spricht, zu wenig die Seele durchleuchten, die auf ihren Gott vertraut. Vielleicht war es die etwas rationalistische und leider im Wortausdruck nicht glückliche Fassung Herders, die hierin einen zwingenden Eindruck auf Liszt übte. Wir hätten gewünscht, daß er Luthers einfältig schlichte Prosa zugrunde gelegt hätte, die gerade in diesem Psalm einen so herrlichen, gläubigen deutschen Klang hat. Die „Seligkeiten", von Herrn v. Milde mit einem wahrhaft verklärten Ton gesungen, sind ein längst anerkanntes Meisterwerk von Liszt, das niemals seine Wirkung auf die Gemüter versagt. Die ersten sieben Strophen bieten eine Verbindung von Einfachheit und Neuheit in der Harmonisierung mit Wahrheit und Natürlichkeit der Deklamation, die gewissermaßen das gelöste Rätsel eines neuen Kirchenstils in sich enthalten. Nur das zu lange Ausdehnen der letzten Strophe, das fast wieder sinnliche Ausmalen der Seligkeit, das zu volle Sättigen an immer wieder aufgenommenen schönen Kadenzklängen ist für uns noch ein Mangel an Stileinheit in diesem Tongedicht. Bei den ersten Strophen denken wir nur an die heilige Schrift, wir vergessen den Künstler, der sie so völlig hingebend in Tönen erklingen läßt; bei der überhandnehmenden Musik der letzten Strophe denken wir zuerst wieder an den Künstler, und es wäre uns lieber gewesen, er hätte uns bis ans Ende in dem anfänglichen Vergessen erhalten. Die ersten sieben Strophen sind wie eine Säule dorischen Stils — warum ihr ein korinthisches Kapitäl geben? Doch lassen wir diese kritischen Mäkeleien, um uns noch einmal den Eindruck

zurückzurufen, mit dem unter dem dreimal und jedesmal ersterbender wiederholten Pianissimo-unisono des Salzunger Kirchenchors alle Versammelten die Kirche mit wirklichem Enthusiasmus verließen — es war ein erhebender, nachhaltiger Eindruck, vielleicht der tiefste und reinste in diesen Festtagen.

Der dritte Konzertabend war vorzugsweise der Gesangslyrik gewidmet. Da war ein Quartett von Schülern des Professors Götze[1] aus Leipzig, die in dem spanischen Liederspiel von Schumann einen wahren Sturm von Beifall, Da-capo-Ruf über Da-capo-Ruf errangen. Es waren die Fräulein Wigand und Martini, die Herren Schild und Richter. Es läßt sich nichts Vorzüglicheres denken! Wie diese beiden Damen aussprechen, wie sie alles ungezwungen und natürlich geben! Gewisse Worte, wie: „An ihn! an ihn!“ aus der „Botschaft“, oder wenn Schild mit seiner goldenen Stimme sang: „Also lieb' ich euch, Geliebte!“ oder das: „Wer mich liebt, den lieb' ich wieder“ des Fräulein Wigand, sind fürs Leben unvergeßlich! Im Zusammentreffen einer von allen guten Genien des Humors und reinster Herzenslaune umflatterten, im glücklichsten Augenblick des Dichters gesungenen Tonpoesie mit einer vollendet lebensvollen, bis ins kleinste und tiefste hinein den Intentionen gerecht werdenden Ausführung war dieser Moment vielleicht der frischeste, fröhlichste des ganzen Festes. Unter den jüngeren Lyrikern zeigten sich Damrosch und Lassen in einer Art Sängerstreit, ersterer durch Frau Gottwald aus Breslau, letzterer durch Milde aus Weimar vertreten. Wir besinnen uns keinen Augenblick, Lassen hier den ersten Preis zuzugestehen. Damrosch ist der sentimentale, Lassen der naive Lyriker. Bei Damrosch wird das Bestreben noch zu fühlbar, sich abzusondern, sich in strenger Individualisierung von der Masse abzuheben; er sucht dies vornehmlich auf dem Weg einer etwas verklausulierten, verschränkten Harmonisierung, daneben auch in einer Melodienbildung zu erreichen, die nicht immer frei von gesuchten Wendungen ist. Wo er sich einmal ganz gehen läßt, wie in Heines Lied „Mädchen mit dem roten Mündchen“, wo er die Diminutivmalerei

[1] Franz G. 1814—1888, bedeutender Gesanglehrer.

der Äuglein, des Kämmerleins, der kleinen weißen Hand mit dem anmutigsten Liebeshumor in Szene setzt, da gewinnt er alle Hörer. Lassen wird sie immer gewinnen, sie werden ihm überall hin folgen, durch den Zauber der Natürlichkeit, Unmittelbarkeit gezwungen. Bei ihm ist kein Grübeln, kein Spekulieren; wenn die schöne Form des Gedichts im rechten Moment vor seine Seele tritt, erhält sie augenblicklich ihr volles Spiegelbild in Tönen zurück. Diese schönen Lieder von Eichendorff und Heine sind Genien, die unter Blumen spielen, Lassen gibt ihnen Flügel. Wir räumen diesem Lyriker, sowohl der Breite als Tiefe seines Schaffens nach, einen Platz neben Schumann und Franz ein. Das kleine Lied von Heine: „Ich hatte einst ein schönes Vaterland", mit den einfachsten Zügen wiedergegeben, musikalisch achtzeilig bleibend, wie es bei Heine nur acht Zeilen lang ist, ohne einen Ton oder Akkord, der etwas sagen möchte, und gerade deshalb das Rechte sagt, ist einzig schön, und wurde nach Mildes Vortrag, der in Schlichtheit der Empfindung völlig mit dem Dichter und Tonsetzer der Dritte im Bunde war, aus aller Mund noch einmal begehrt. Eben diese Feinheit Lassens als Lyriker, seine bedeutenden dramatischen Leistungen, kurz der tiefere Ernst, der ihn durchdrang, wo er sich mit ganzer Seele dem deutschen Element hingab, machte uns alle diesmal etwas ungerecht gegen seine Sinfonie, die für uns ein zu unbedingtes Anschmiegen an den französischen Geschmack verriet. Es sind dies die „beiden Seelen" in der Brust des Belgiers; möchte die deutsche immerhin wieder den Sieg erstreiten!

Wie in diesem lyrischen Konzert die beiden Jünger der neuen Schule um den Preis stritten, so traten am Schlusse des letzten die beiden Meister, welche mit Richard Wagner das vorleuchtende Dreigestirn dieser Schule bilden, mit ihren schönsten Werken streitlos, jeder in seinem glorreich errungenen Kranz, in den Kreis ihrer Verehrer. Liszt und Berlioz. Die Bergsinfonie von Liszt zählt unbedingt und unbestritten zu den Werken ersten Rangs unserer Sinfoniker. Mit kühnem und festem Fuß ein neues Gebiet betretend, löst er endlich nach glänzenden Vorgängern die sinfonische Musik von den letzten beengenden Fesseln des Formalismus, um einzig in der Notwendigkeit der poetischen Idee die jemalige

neue und um so einheitlicher in sich geschlossene musikalische Form zu finden. Wir glauben in bezug auf die Bergsinfonie von dem Gedicht Viktor Hugos Umgang nehmen zu dürfen; Liszt wurde dadurch angeregt, aber er ging darüber hinaus, und welchen Hergang aus Natur und Welt der Tondichter auch schildern möchte, er wird episch oder lyrisch nur die Ereignisse seines eigenen Gemüts in Töne fassen. So sehen wir hier das reinste Anschauen und Empfinden der Natur im Dichter, mehr und mehr zerstört und besetzt von Ausbrüchen der Leidenschaft, von Trübungen der Welt, und die schwülen drohenden Geister des eigenen Innern vergällen ihm nicht nur den reinen Naturgenuß, sie würden seines tiefsten Wesens Auflösung und Vernichtung herbeiführen und ihm alle erhabene Natur nur zu einem Hohlspiegel seines gestörten Innern verzerren, wenn ihm nicht die Gottesidee ein rettendes Asyl böte, wenn er nicht in völliger Hingebung und Versenkung in das Ewige, das fest in allen Stürmen steht, neuen Trost, neue Kraft zum Kampfe schöpfte. Dieser innerliche Hergang ist in der Bergsinfonie in glücklich gefundenen Motiven und eigentümlicher Verkettung und Steigerung derselben zur vollkommenen Darstellung gebracht, und wenn sich auch zartbesaitete Naturen von der Herbheit im leidenschaftlichen Ausdruck dieses Werks befremdet fühlen konnten, oder andern seine Weise der Naturempfindung fremd bleibt, so werden sicher zu der aus dem Kampfe zwischen Ich und Natur erblühenden Idee des Ewigen, Göttlichen alle Herzen hingezogen werden durch das edle, geläuterte, männlich fromme Gefühl, welches aus dem Andante religioso der Bergsinfonie spricht. Das ist das innige Gebet eines Anachoreten, welcher auf Bergen wohnt!

Das heitere schöne Fest, von begeisterter Stimmung getragen, vom herrlichsten Wetter begünstigt, durch Liszts Gegenwart im Innersten zusammengehalten, durch Fürstengunst und echt thüringische Gastfreundschaft ermöglicht, hätte nicht entsprechender schließen können als mit der Festszene bei Capulet aus „Romeo“ von Hector Berlioz. Wir hatten, von den reichen Gaben des letzten Abends und ihrer angespannt eifrigen Annahme fast ermüdet, der Liebesszene“ mit ihren Dämmerungszweifeln zwischen Lerche und Nachtigall nicht mehr mit der vollen Hingebung lauschen können;

als aber der hinreißende Tanz-Rhythmus der Festszene von dieser Schar junger Virtuosen energisch und feurig intoniert wurde, da schwand alle Abspannung, da hatte man noch gar keine Musik gehört, da war alle Kraft des edelsten Genusses doppelt wiedergegeben. Da warfen wir das leidige Programm weg, welches uns in den Saal des mürrischen Capulet einpferchen wollte, in diesen rauschenden Klängen grüßte uns das Glück der Gegenwart, es waren Künstler, die sich da zusammen freuten, es war Fülle schöner Musik, die da mit gewaltigen Wogen ins Herz drang; und als auf diesen Wogen die Melodie des einsamen Romeo wie ein Schwan einherzog, da war sie uns die ewige Idee der Kunst, welche diesem holden Tumult ihre Weihe, den Abglanz ihrer vollen Strahlen verlieh. Der Enthusiasmus, der durch diese Tondichtung unter Damroschs feuriger Leitung hervorgerufen wurde, war so groß, daß wir gewiß sind: wäre Berlioz gegenwärtig gewesen, die anwesenden deutschen Kapellmeister und Musikdirektoren, die Seifriz,[1] Stade,[2] Naumann,[3] Damrosch, Weißheimer,[4] Lassen, Stör, Büchner[5] und Riedel,[6] hätten es sich nicht nehmen lassen, ihn im Triumph heim zu geleiten, vom Jubel aller Festteilnehmer umgeben. Denn das fühlen wir alle: was wir Deutschen den Franzosen von unserm Gluck lassen müssen, der nur auf dem von ihnen bebauten Boden der großen Oper sein höchstes erreichen konnte, das müssen sie uns in Berlioz reichlich wiedergeben, der nur an Beethoven, nur an der deutschen instrumentalen Durchbildung, zur vollen Reife und zur vollen Wirkung gelangte.

[1] Max S., (1827—1885, damals Hofkapellmeister des Fürsten Hohenzollern.

[2] Wilhelm St. 1817—1902, war Hofkapellmeister in Altenburg.

[3] Ernst N. geb. 1832, Universitätsmusikdirektor in Jena.

[4] Wendelin W. geb. 1838, damals Kapellmeister in Mainz, neuerdings durch sein Buch „Erlebnisse mit Wagner und Liszt" wieder bekannt geworden.

[5] Emil B. geb 1826, damals Hofkapellmeister in Meiningen.

[6] Karl R. 1827—1888, in Leipzig, berühmter Chorleiter, intimer Freund von Cornelius.

Der Tannhäuser in München.

Neue Zeitschr. f. Musik, 1867, Nr. 38 und 39.

„Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin" bilden eine zusammenhängende Gruppe in den Schöpfungen Wagners, eine Mitte auf seinem geistigen Wege: man kann ein einzelnes dieser Werke kaum betrachten, ohne auf die beiden andern einen Bezug zu nehmen. Das charakteristisch Hervortretende an dieser Gruppe liegt vor allem darin, daß in ihr zum ersten Mal auf breiter Grundlage, mit einer Fülle von neuen Gesichtspunkten eine bisher nicht dagewesene schöpferische Persönlichkeit sich darlegt: der Dichter-Musiker. Vom „fliegenden Holländer" an sehen wir zum ersten Mal dichterisches und musikalisches Ideal zugleich und sich gegenseitig bedingend, erzeugend, hervorrufend, bekämpfend und sich im einheitlichen Geiste verklärend, das poetische Erzeugnis hervorbringen. Die dramatische Musik einerseits war immer, bewußt oder unbewußt, auf hohe Poesie ausgegangen. Gluck hätte sich nie zu seiner vollen Größe erhoben ohne das griechische Ideal, das er seinen Tonschöpfungen zugrunde legte, wenn auch in noch so abgeschwächter französischer Form. Mozart reicht mit all seiner vornehmen Musikbegabung nur da weit in die Zeiten, wo er das Glück hatte, wie im „Don Juan", einem ewig menschlichen Problem, wenn auch in unvollkommner dichterischer Gestaltung, zu begegnen. Ein in vieler Hinsicht bedeutsames Vorspiel zu Wagners, des Dichter-Komponisten, Erscheinung, bildet neben Webers „Euryanthe" der „Hans Heiling", wo Marschner in dem poetisch-verständigen Devrient den sinnvollen innigen Mitarbeiter fand, dessen unmittelbare Hingebung diesem Werk schon einen Anhauch verleiht, als wäre es einheitlich aus einem Geiste hervorgegangen, wodurch diese Oper bleibend eine für alle dichtenden Paare von Einzelbegabungen äußerst wertvolle Studie bietet.

Die dramatische Poesie zeigt anderseits unausgesetzt ein Heimweh in das Land der Töne hinüber, ein drängendes Fragen nach dem aus der Starrheit der Begriffswelt in den Himmel der Töne erlösenden Komponisten. Überall in unserer großen Dichterzeit sehen

wir entweder den Dichter selbst nach der Musik begehren, oder es wird nachträglich die Musik zu seinen Werken üblich, die ihm vielleicht seine Zeit noch nicht geben konnte, oder nicht so, daß sie auf der Höhe seines Kunstwerks gestanden hätte. Ist der Monolog des „Faust", ist Gretchens Gebet, ihre Kirchenszene ohne Musik möglich? um nur unseres größten deutschen Gedichtes zuerst zu gedenken, zu welchem, wie auch große Meister sich fragmentarisch daran versuchten, doch immerhin der Fürst Radziwill,[1] vielleicht gerade weil er am hingebendsten und anspruchslosesten in Goethe aufging, das szenisch Brauchbarste erfunden. Je höher Schiller in seinem Geistesflug dringt, desto mehr bedarf er der Musik. Sind nicht Max und Thekla aus dem tiefsten musikalischen Drang und Wunsch entstanden? und läßt nicht Schiller von da an durch Einführung wechselnder lyrischer Maße, durch das Lied, den Chor, durch das Wunder und durch überirdische Erscheinungen in der „Jungfrau", in „Maria", im „Tell", in der „Braut von Messina" die Musik als von ihm ersehnt, ja als Bedingung der vollen Wirkung keiner Schöpfungen erkennen? Heinrich von Kleist sucht unwillkürlich in dem Magnetismus, den er in sein „Käthchen", seinen „Homburg" hineinspielen läßt, einen Ersatz für Musik; der größte Moment in seinem „Hermann", wenn dieser vor dem Anbruch der Schlacht während des Hornrufs der Druiden[2] von Gefühl überwältigt sich sprachlos an eine Eiche lehnt, ist ein musikalischer; über den Gemütsabgrund, vor dem uns in seiner „Penthesilea" graust, könnte wohl nur der Dichter-Musiker die Brücke von Ufer zu Ufer schlagen. — Friedrich Hebbels „Rubin" geht in der Form des gesprochenen Lustspiels der Wirkung verlustig; als musikalisches Märchen hätte diese reizende poetische Idee einzig ihre entsprechende Erfüllung gefunden.[3] In der „Genoveva" desselben Dichters ist deutlich die Linie sichtbar, wo das spezifisch Dichterische aufhört;

[1] Anton Heinrich R. 1775—1833, feingebildeter Dilettant; die Faustmusik erschien erst nach seinem Tode im Druck, war aber schon 1810 bruchstückweise aufgeführt worden.

[2] 5. Akt 14. Auftritt. Cornelius meint den „Chor der Barden", der spätere „Hornertusch" ist Marbods Signal.

[3] Diese Anregung hat Eugen d'Albert benutzt.

vom vierten Akt an betritt der Dichter das Gebiet der Musik, und da er nur das Bedürfen danach erweckt, ohne sie zugleich zu geben, so entläßt er uns unversöhnt. Schumann empfand vielleicht gerade an diesem Zwiespalt das Musikbedürfnis des Stoffes; mit Hebbel von Anfang vereinigt arbeitend, wäre gewiß ein Vollkommnes entstanden, nun bleiben beide Arbeiten schöne Unvollkommenheiten. Hebbel ging lange und mit aller Anspannung seiner tiefen kritischen Kraft mit sich zu Rate, ehe er sich zur dramatischen Behandlung der „Nibelungensage" entschied. Er trug sich zu gleicher Zeit mit dem Plan einer großen sozialen Tragödie. Wir beklagen, daß er nicht letzterem den Vorzug gab, denn er hat in seiner „Maria Magdalena" gezeigt, was er hier vermocht hätte, während er bei den „Nibelungen" gewiß alles reif und tief erwogen hat, nur das eine übersah, daß für unsere Empfindungsweise diese Region der Sage, in welcher noch seine Brünnhild spielt, das Auftreten der Zwerge mit dem Hort, der Schluß von Siegfrieds Tod in der Kapelle der Vermittlung durch Musik bedarf, um uns ganz nahe zu treten, um uns ins Blut überzugehen. Man hat es nachträglich versucht, Musik hinzuzufügen, aber das bleibt ein Nebeneinander, wird kein Ineinander. — Otto Ludwig scheint sich der Abgrenzung zwischen musikalischem und rhetorischem Gebiet klarer bewußt gewesen zu sein. In seinen „Makkabäern" entbehren wir die Musik nicht und sind dennoch ergriffen von dem glühenden Strom der Begeisterung, welche für uns diese Tragödie zu einer Einzigen seit Schiller macht. Es wäre wichtig, näher darauf einzugehen, den Motiven nachzuspüren, welche Ludwig veranlaßten, sich von der Oper zum gesprochenen Drama zu wenden. War Ludwig doch bekanntlich Dichter-Musiker und schrieb etwa zur selben Zeit seine Oper „Romeo",[1] als Wagners „Rienzi" erschien. Wie belehrend würde es sein, wollte jemand diese beiden Geister sich gegenüberstellen und sie in den divergierenden Linien ihrer Wege bis zu „Lohengrin" und den „Makkabäern", den beiden bedeutendsten

[1] Ein Irrtum von Cornelius. Unter den Opern und Opernfragmenten Otto Ludwigs findet sich kein „Romeo", aber allerdings hatte er von einer musikalischen Behandlung des Romeo- und Juliastoffes in den dreißiger Jahren geträumt.

Schöpfungen auf beiden Gebieten, verfolgen, gewiß würde dies bei dem hervortretenden kritischen Kunstbewußtsein der beiden Dichter eine fruchtbare, lichtbringende Studie sein über die Grenzen der beiden Reiche und über die inneren Anlagen, die erforderlich sind, dieses oder jenes zu beherrschen. Hätten wir ein von Kunstrücksichten bestimmtes deutsches Repertoire, gewiß, es würde nicht wie ein eitel frommer Wunsch klingen: Ludwigs „Romeo" einmal in der deutschen Oper erleben zu können, um einem so bedeutenden Geist auf den Wegen seines Werdens nachzuspüren: und bliebe es auch nur ein Experiment, es lohnte mehr der Mühe und wird jedenfalls dem Geiste Shakespeares näher stehen, als Gounods Werk, das demnächst seinen unvermeidlichen Triumphzug über alle deutschen Bühnen sicher antreten wird. Doch was sagen wir von Ludwigs „Romeo", da ja seine „Makkabäer" auf allen deutschen Theatern durch ihre Abwesenheit glänzen! Ehre an dieser Stelle Laube und der uns entrissenen Frau Rettich, welche dies Meisterwerk in Wien zu Ehren brachten, und Friede deiner Asche, herrlicher Ludwig, den selbst der Tod nicht von dem Bann erlöst, nur ein deutscher Dichter zu sein!

Wenn nun der sinnende Geist dies Zueinanderstreben der beiden Künste, oder, wie wir sagen möchten, Poesiearten, überall seit unserem Jahrhundert im Zunehmen begriffen überschaut und erkennt, müßte er sich da nicht ganz von selbst fragen: wie wär' es doch, wenn einmal eine dichtende Kraft erschiene, welche die Gaben des Dichters und Musikers in ebenbürtiger Ausbildung in sich vereinigte? Müßten seine Erzeugnisse nicht eine bisher nicht erlebte Einheit beider Elemente bekunden, ja müßten nicht seine Schöpfungen den Stempel einer Vollkommenheit an sich tragen, eine ungeteilte, unausgesetzte Wirkung auf Verstand und Gefühl zugleich üben, wie sie früher nur vereinzelt, halb, geteilt möglich war? Und dennoch, wo nun Wagner erscheint, wo er als strenge geschichtliche Folgerung des bisherigen Hindrängens beider Poesiearten zu einer einzigen ungeteilten zum ersten Mal in einer stetig fortschreitenden Reihe von Werken das schöne Geisteswunder dieser Vereinigung zeigt, da begegnet ihm das alte Mißgeschick aller Bahnbrechenden, daß er — alle Anerkennung, die ihm gezollt wurde, in Ehren! — doch

eigentlich in seinem tiefsten Wesen nicht verstanden wird. Noch heute begegnen wir durchschnittlich der irrigen Auffassung, die am besten in das einfache Wort zu fassen ist: „Wagner macht sich seine Texte selbst, oder — er setzt seine eigenen Gedichte in Musik". Beides ist, prosaisch genommen, vielleicht wahr, aber im höheren Sinne ein Irrtum und verschließt dem so Auffassenden jedes tiefere Verständnis Wagners. Wagner steht auf einem neuen Boden geistigen Schaffens, und man will ihn größtenteils als die Blüte eines alten, absterbenden, vielleicht nicht mehr sehr tragfähigen betrachten. Seine Kunst ist der große Strom aus dem Zusammenfluß zweier Ströme, aber sie sind nicht mehr zu scheiden, wie anfangs der grüne Rhein vom roten Main,[1] sie durchdringen sich gegenseitig bis in jeden Tropfen. Von nun an herrscht in der Wahl des Stoffes, in der sein Ergreifen bestimmenden Idee bis in die Behandlung und das geringste Detail der Ausführung hinein ein anderes poetisches Gesetz; mit Wagners Musikdrama schlägt die Poesie im großen und ganzen, nicht bloß die poetische Gattung der Oper, einen neuen Weg ein, geht neuen Zielen entgegen. Wir bemerken in Schiller, als dessen recht eigentlichen Nachfolger wir Wagner erkennen, ein Bestreben, das uns annähernd einen Fingerzeig geben kann für das Wesen des Musik-Dichters in Wagner. Schiller geht aus der prosaischen Diktion seiner ersten Werke zuerst im „Carlos" zum Vers über. Abermals beginnt er den „Wallenstein" in Prosa, gerät aber während des Dichtens in den Jambenrhythmus. Von nun an denkt er nicht mehr daran, eine Tragödie in Prosa schreiben zu wollen, aber er sehnt sich auch aus der Eintönigkeit des Jambus wieder heraus, er mischt ihn mit lyrischen antiken Maßen, führt die Oktave, den Trimeter, das Lied ein, bis endlich seine „Braut von Messina" ganz von Lyrik durchdrungen wird. Doch kann darin sowie in einer Hindeutung auf „Nathan" und „Iphigenie" und das in dem Werden beider Gebilde bemerkliche Hinarbeiten auf eine erhabenere Form für den erhabeneren Inhalt nur ein Wink für das Verständnis Wagners liegen. Näher führt das eigene Wort dieses Meisters dazu, wenn er nach einer Darstellung

[1] Ein Phänomen, das gerade bei Mainz, der Vaterstadt von Cornelius, sehr charakteristisch ist.

seines Ringens zwischen Inhalt und Form zu der Erkenntnis gelangt, daß nur das fortan wert sei, in den Rahmen des hohen Drama gefaßt zu werden, was wert sei, im Gesang zu erklingen.

Mit diesem Worte stehen wir mitten in der Seele des poesietonlichen Schaffens in Wagner, der nicht länger einen schönen Sagenstoff sucht, um aus diesem ein Libretto und wieder zum Libretto schöne Musik zu „machen" oder zu eigentümlichen Gemütserlebnissen, die in ihm zu Musik wurden, die dichterische Folie sucht, sondern dessen ganzes Weltempfinden, dessen innerstes Schauen und Erleben ein poesietonliches geworden, der seinen Inhalt als den gesteigertsten Inhalt der Zeit, als ein prophetisches Spiegelbild der Zukunft notwendig und unwillkürlich in die Form der tönenden Dichtung fassen muß. Wagners Werke klingen wie eine Antwort auf die Frage der Norne in seinen „Nibelungen": „Weißt du, wie das werden soll?" und bei ihm heißt es auch: „Im Anfang war das Wort", aber es war das gesungene!

Der „Tannhäuser" bildet die Mitte auf dem geistigen Wege Wagners, denn in den drei Gruppen, in welche wir seine Werke sich scheiden sehen, bildet er das mittlere Werk der zweiten Gruppe. In der ersten: „Feen", „Liebesverbot", „Rienzi" bildet Wagner in scheinbar zufälligen schwankenden Versuchen seine Kräfte so angespannt und erfolgreich aus, daß er in dem Schlußwerk, dem „Rienzi", in voller Beherrschung aller Mittel, in dem Entrollen eines farbenreichen, glänzenden dramatischen Bildes sich allen Anforderungen an einen Musikdramatiker ersten Ranges nicht allein gewachsen zeigt, sondern zugleich bereits die Keime seines späteren Schaffens enthüllt. Obgleich er in allen drei Werken und im „Rienzi" bereits in durchgreifender Weise als Dichter und Musiker zugleich auftritt, so kennzeichnet es doch diese erste Gruppe, daß er es scheinbar noch zufällig ist, sich der Tiefe seiner Kraft noch nicht völlig bewußt wird, daß er noch auf der Stufe eines reichbegabten Musikers stehen bleibt, der sich — „seine Texte selbst macht", ein uns in Anwendung auf Wagners späteres Schaffen unleidlicher Ausdruck. Unterdessen hatte das Leben den Ringenden in die Schule genommen, in einer Fülle von sittlichen und geistigen Konflikten, im Sturm der Leidenschaft, im Kampf um höchste Errungen-

schaften des Ideals und der Wirklichkeit ihm die Weihe zum Dichter gegeben, ihn zu der völlig neuen Erscheinung erhoben, als welche er in der zweiten Gruppe seiner Werke als der volle Dichter-Musiker in die Welt tritt. In der dritten Gruppe: „Tristan", „Nibelungen", „Meistersinger", tritt dann nach längerem Sammeln und Ansichhalten des Meisters, nach einer Durchdringung mit philosophischer und historischer Bildung und Forschung, nach einem nochmaligen Schwanken zwischen rezitierendem und gesungenem Drama („Barbarossa" und „Siegfried",[1] wie uns bedünken will, die Idee als das Herrschende, Vorwaltende in seinen Werken auf ganz wie in der letzten Periode Beethovens, dessen stufenweise Entwicklung zu der Wagners in Parallele gestellt, den „Lohengrin" als die C-moll-Sinfonie erkennen läßt, die „Nibelungen" als die neunte, „Hans Sachs" als die achte, „Tristan" der Stellung der wunderbaren A-dur-Sinfonie entsprechend zeigte, wozu man, um das nicht Deckende zu ergänzen, die gleichzeitigen letzten Quartette und Sonaten hinzuziehen konnte. Wenn aus den Werken der zweiten Gruppe als Blütenduft sich die Idee des erlösenden Weibes emporschwingt, so wären für uns in der dritten Gruppe die Ideen der Liebe, des Weltganzen, der Kunst der Urstoff, aus welchem sich die Lichtkörper der entsprechenden Kunstwerke gestalten. Wenn wir aber fürs erste bei der zweiten Gruppe verharren, so haben wir hier, wie wir es auch nehmen, wohin wir auch sehen, es mit einem entschieden Neuen zu tun, und wenn wir, um uns zu orientieren, um eine Anlehnung für unsere Beurteilung zu suchen, diese Schöpfungen mit früheren vergleichen, so geben sie dazu zwar einerseits Veranlassung, weil sie den innigen historischen Zusammenhang mit der deutschen Oper aufweisen, anderseits aber schließen sie allen Vergleich aus, da sie Kundgebungen eines Dichter-Musikers sind, für den keine frühere Zeit ein Analogon bietet, und wenn allerdings die Beziehung auf Weber und die deutsche Oper deutlich zu erkennen ist, so erhebt der ideale Inhalt der Werke und der dichterische Trieb, dem sie

[1] Vgl. darüber Wagners „Eine Mitteilung an meine Freunde" Ges. Schr. und Dicht. IV. Bd. S. 311 ff.

ihre Entstehung verdanken, sie in eine Region, wo wir sie neben den größten Dramen Calderons erblicken können.

Zu den vornehmlich unterscheidenden Merkmalen dieser zweiten Gruppe gehört die Rückkehr in die Heimat deutscher Sagenstoffe, von welcher der Dichter seitdem nicht wieder Abschied nimmt; sodann darin, daß Wagner für diesen Augenblick nur in der Phase der Entwicklung, welche diese Dreiheit von Werken bietet, in das Gesamtbewußtsein des deutschen Volkes gedrungen, daß man Wagner im großen und ganzen nur aus diesen Werken erkennt, während die Früchte seiner reifsten Schaffenszeit dem allgemeinen Bewußtsein noch fremd blieben; weiter tragen diese Werke das Merkmal einer Mitte zwischen der ersten und dritten Gruppe darin, daß sie, wenn auch schon ganz auf dem Gebiete des Dichter-Musikers stehend, dennoch in vielen Hauptzügen dem Grundgesetz der Oper als solcher, wenn auch in organischer Durchbrechung ihrer herkömmlichen Formen, folgen und als Kulmination derselben angesehen werden dürfen, indem das deutliche Hervortreten lyrischer Einzelheiten auf dem Grunde des Ganzen, die ungeteilt in den Mund des Sängers gelegte liedmäßig singbare, abgerundete melodische Phrase, die durchgängige Beibehaltung und tief eingreifende idealisierte Beteiligung des Chors, die mit dem innersten poetischen Mark durchdrungene Form des überlieferten Finales — in geschlossenem Zusammenhang mit der historischen Oper stehen, während in der dritten Gruppe Form und Mittel mit einer unbeugsamen Strenge und völlig gährungslosen Reinheit des Stils nur aus der tiefsten Notwendigkeit des Dramas hervorgehen; fernerhin sehen wir diese drei Werke durch das Hervortreten eines weiblichen Ideals reinster Hingebung und Opferfähigkeit gewissermaßen eine Trilogie bilden, wir sehen in der idealen Dreieinheit Senta, Elisabeth, Elsa den Mittelpunkt von Wagners Empfinden und Schaffen, wir ahnen das Geheimnis der Macht, welche ihn zum Dichter-Musiker werden ließ, wir nehmen teil an seinem prophetischen Priesterdienste im Kultus des Weibes der Zukunft, welches einst die dritte sein wird nach Eva und Maria, wir bewundern ihn als Phidias der weiblichen Seele und nehmen entzückt unsern Teil von der Morgengabe, mit welcher der Dichter-Musiker die bräutliche Geisteswelt beschenkt.

Im „Tannhäuser“ erkennen wir die Mitte der zweiten Gruppe daran, daß hier Wagners weibliches Ideal der Hingebung und Opferfähigkeit am reinsten ausgesprochen ist, während Elsa im „Lohengrin“ schon den Leitton in die dritte Gruppe bildet, indem sie aus dem Zustande der zweifellosen Hingebung sich schon zur Gleichberechtigung mit dem Manne emanzipiert, die vollste Identifizierung mit ihm begehrt, wie sie dann in Isolde erreicht wird, bis in Brünnhilde das weibliche Ideal bis zu dem Punkte sich steigert, daß es im Gegensatz zu „Lohengrin“ seine Göttlichkeit dahingibt und diese selbst dem geliebten Helden opfert.

Auch musikalisch bildet der „Tannhäuser“ eine Gebietsmitte, während „Lohengrin“ schon ein damit verbundenes Grenzland ist. Die persönlichen Motive Lohengrins, des Königs, das Motiv des Frageverbots und das zum Bruch aufreizende Ortrud-Motiv mit ihrer planmäßigen Wiederkehr, welche im „Lohengrin“ die Brücke zur dritten Gruppe bilden, wo sie dann als begrifflich symbolisierende Motive des Tags, der Nacht, der Minne, Meerfahrt, des Todes und Liebestranks im „Tristan“ und ähnlich in den „Meistersingern“ und „Nibelungen“ den Bau des ganzen Werkes bis ins tiefste bedingen, sind im „Tannhäuser“ noch nicht vorwaltend, schlingen sich nur vereinzelt von Szene zu Szene, von Akt zu Akt, ohne für das Verständnis eine so angespannte Aufmerksamkeit des Lauschenden in Anspruch zu nehmen, ohne aber auch diese strenge Einheitlichkeit zu erreichen, die jeden einzelnen Moment in fortwährender Beziehung zum ganzen erkennen läßt. Das Duett zwischen Elisabeth und Tannhäuser im zweiten Akt ist noch wie ein schönes Scheidelied an die Opernform anzuhören, während das Duett zwischen Ortrud und Telramund im zweiten Akte des „Lohengrin“ selbst über diesen schon wieder hinausgeht und fast schon völlig auf dem Boden der dritten Gruppe steht. Das Finale des zweiten Akts im „Tannhäuser“ ist in seiner Folge von breitem Andante und imposantem Allegro eine Idealisierung und Gipfelung der überlieferten Finalform, während das auch noch opernhafte Finale im ersten Akte des „Lohengrin“ in seinem Nebeneinander verschiedener Momente der Oper ohne vermittelnde thematische Einheit wohl dramatisch hinreißender wirken

muß, aber dafür auch schon in formensprengender Bestrebung sich von dem Boden der Tradition losreißt, auf welchem jenes Finale noch als eine letzte und schönste Blüte stehen bleibt. So verrät auch der „Tannhäuser“ noch die Atmosphäre, aus welcher das Erblühte seine Nahrung sog, und die Eindrücke von „Hans Heiling“ und „Euryanthe“, wo in ersterem ein Streit laut wird zwischen bis jetzt zusammengehörenden Wesen, von denen das eine aus der Tiefe nach dem schönen Erdenlicht ringt, das andere zürnend und lockend davor warnt, und in der andern ein in Einsamkeit und Entsagung trauerndes Herz durch fröhlichen Jagdruf und mit einem geliebten Namen in die Welt zurückgerufen wird, wo dann das entsprechende „zu ihm!“ und „zu ihr!“ sich begegnen, sind noch wie Traumerinnerungen in Wagners Lebensbild erkennbar, dagegen das Durchschimmern der Gestalten der „Euryanthe“ in denen des „Lohengrin“ als ein vollbewußtes Entfalten vorhandener Keime zur höchsten Blüte zu betrachten ist.

Als dichterische Konzeption steht der Held im „Tannhäuser“ in der Treiheit dieser zweiten Gruppe uns am nächsten. Der Holländer und Lohengrin sind übernatürliche Wesen, die uns nur durch das Verhältnis, in welches sie zu Senta und Elsa treten, verständlich und verwandt werden, die uns außerhalb desselben nur mit einem unheimlichen oder ehrfürchtigen Schauer erfüllen. Tannhäusers Doppelbeziehung zu dämonischen Mächten und zu irdisch-göttlichen Gewalten wird uns innerhalb des dramatischen Bildes völlig zum Bewußtsein, zur Anschauung gebracht, wir wissen nun alles, wir kennen den Dualismus in ihm ohne alle andere Vermittlung und wir verhalten uns um so inniger und teilnehmender zur Entfaltung seines Geschickes. Hier ist dem Dichter der glückliche Griff nach einem Helden gelungen, den jeder unwillkürlich als einen Dritten neben „Faust“ und „Don Juan“ empfindet und der dem dramatischen Ganzen, dessen Mittelpunkt er bildet, eine höhere, befriedigendere Einheit und Lösung zu verleihen vermag, als jene sie uns bieten. Von den ersten Worten an, die in einer unnachahmlichen Einfachheit die Sehnsucht nach der Erde mit ihrem Lust und Leid aussprechen, bis zu dem letzten Wort im Sterben identifizieren wir uns unlösbar mit Tannhäuser, seine Konflikte

überraschen uns, wie sie ihn überraschen, seine Beziehungen zu Elisabeth, das jähe Durchschneiden des Bandes zwischen ihnen, Elisabeths Opfertod erleben wir bis in jeden Übergang und bis zum Ende völlig natürlich, ohne jedes Gefühl des Zwanges, des Fremdartigen, mit welchem unsere Teilnahme für den Holländer und für Lohengrin gemischt ist, wo wir einerseits Senta fast überspannt finden können, anderseits für Elsa gegen Lohengrin Partei nehmen; im „Tannhäuser" machen wir den umgekehrten Weg, den Goethes „Direktor" am Schluß des Faust-Prologs bezeichnet: aus der Hölle durch die Welt zum Himmel ganz in Hingebung an das hohe schöne Spiel, ohne aus unserer menschlichen Fassung zu geraten, ohne den Mangel an völlig dramatischer Lösung, den im „Holländer" das Verklärungsbild nur halb stillt, oder die stille Auflehnung gegen das Schicksal Elsas, deren menschliche Berechtigung uns fast zur Kälte gegen den scheidenden Halbgott verleitet, zu empfinden. Musikalisch ist die Erfindung des Hauptthemas, womit die Ouverture beginnt und endet, ein ganz ebenso glücklicher Griff, als die Wahl der Hauptversion dichterisch. Es ist die Gnade, es ist das Heil, es ist der Frieden der Seligen, welcher uns hier entgegenklingt. Voll tiefem ethischem Gehalt, wie wir ihn nur bei Beethoven finden, und mit dem Stempel des besonderen Dramas, dem sie angehört, wie ihn nur Gluck manchen Melodien aufzuprägen wußte, steht diese Melodie wie eine Tempelvorhalle vor dem geistlichen Drama, sie fesselt augenblicklich, entrückt uns mit sanfter Macht dem Weltleben und sagt uns von ihren ersten Klängen an, daß hier ein Geist zu uns spricht, der aus dem Vollen schöpft. Und das im ersten Anfang so Versprochene, wie reich wird es durch das ganze Werk erfüllt! Der durch das Wunder vermittelte Kontrast der beengenden Tiefe mit der maiischen Erde, Pilgerchor und Hirtenschalmei, Wolframs seelenvoller Willkomm, Tannhäusers freudetrunkenes Wiederbesinnen auf die heimatliche Welt, in das die Jagdhörner so bejahend und lockend hineinschmettern, das sind Züge, die dem innersten deutschen Gemütsleben abgelauscht sind und die, solange die Bühne besteht, nie ihre Wirkung versagen werden. Aber als sollte dies alles nur Piedestal für das weibliche Ideal sein, tritt Elisabeth im zweiten Akt auf,

und wir sind von nun an bis zum Schluß von einer Entfaltung weiblicher Innerlichkeit gefesselt, wie sie nur auf dem Boden der neuen gesteigerten Kunstgattung erblühen konnte. Ihr Gruß an die Hallen des Sängersaales, das holdselige Offenbaren ihrer Empfindungen vor Tannhäuser, ihr engelgleiches Hintreten vor seine Richter, der ersterbende Hauch ihres Gebets an die Jungfrau sind Meisterstriche, wie sie nur der Dichter-Musiker in seiner Gewalt hat. Die Gestalt der Elisabeth erscheint uns als die vollendetste dieses Gedichts und zugleich als die vertiefteste Darstellung des weiblichen Ideals, welches Wagner in der Epoche dieser Gruppe von Werken in sich hegt. Tannhäuser muß ihr die Palme überlassen, denn obgleich in seiner Erzählung der Gipfel des Werkes enthalten ist, so stehen hingegen jene Motive, die ihn in bezug auf die Venus und den Venusberg zeigen, nicht ganz auf der gleichen Höhe charakteristischer Erfindung, als die spiritualistischen Motive seiner Liebe zu Elisabeth, seiner Reue und Zerknirschung, während Elisabeth in dem unerschütterten Grunde der Einheit ihres Gemüts mit allen höchsten Gaben des Dichter-Musikers ausgestattet ist, der für die Darstellung des Hohen, Reinen, Wahren mit einer Tiefe von Reichtum sich erfüllt zeigt, dem gegenüber seine Mittel für das Dämonische, Böse, Negierende, wenn auch völlig genügend zum Gegensatz gegen jenes, doch an und für sich nicht ganz auf der gleichen Höhe stehen, als das erstere. Vielleicht war es mehr als eine Konzession an das Pariser Begehren eines Balletts, welches den Meister zu einer Erweiterung und breiteren Ausführung der Szene im Venusberg bestimmte, vielleicht war es ein Bedürfnis in ihm, die sinnliche Seite des Gedichts gegenüber der überwiegend spiritualistischen Haltung des Ganzen mehr zu betonen, welches ihn vermocht, die neue Introduktion hinzuzufügen, welche wir auch nun in Deutschland bei der Münchner Aufführung unter Bülow zuerst erlebten. Der Meister gibt hier in einer hochpoetisch angelegten Ballettszene, die an und für sich als eine Reform dieser Kunstgattung von höchstem Wert ist, einen Kampf zwischen Faunen und Grazien, getragen von einer Orchestration und polyphonen Verkettung der Motive, welche ganz die hohe Stufe großmeisterlichen Partiturwaltens bekunden, die er in rastlosem Fortschreiten seit „Tann-

häuser" errungen, und führt sodann in der folgenden Gesangszene die Venus im Sinne des antiken Ideals zu vollster Schönheit der Erscheinung aus. Dennoch können wir das Gefühl der Parteinahme für die frühere, wenn auch unvollkommenere Fassung nicht unterdrücken. Das Skizzenhafte, Umschleierte, nur Angedeutete, welches die frühere Form darbot, scheint uns im innigeren Zusammenhang mit dem poetischen Gedanken zu stehen, welcher das Ganze schuf, als diese schärfere, gleichberechtigte Betonung des sinnlichen Elementes.

Für den Boden christlich-asketischer Anschauung, auf dem dieser ganze „Tannhäuser" fußt, muß der Venusberg auch sogar in uns lieber ein Gefühl des Grauens und Schauders hervorrufen, dessen Gegenstand in seiner vollen Realität uns die Kunst wohl niemals malen darf. Liegt nicht die ästhetische Gefahr darin, unsern Schrecken bei Tannhäusers Ruf: „Zieht in den Venusberg!" bedeutend abzuschwächen, wenn wir an diese lieblichen Grazien und all den anmutigen Sinnenrausch denken, der uns in jener Ballettszene geboten wird? Und für uns kann die Venus durch alle Verschönerung nie zum vollbewußten Gegensatz der Elisabeth werden, wie sie es im Bewußtsein Tannhäusers ist.

Außerdem daß die polyphone Weise dieser ersten Szene eine Stilungleichheit mit der homophonen Haltung des übrigen Werks herbeiführt, drückt nun diese größere Hälfte des ersten Aktes auf die zweite — schönere. Ja, schöner! denn welches auch die Wunder des Venusberges sein mögen, der Gegenschlag unserer lieben Erde mit Wald und Schalmei steht uns näher, der unwillkürliche Ruf: Maria! und das aus ihm erfolgende Wiedergelangen Tannhäusers aus Dunkel ins Licht, aus Krankheit und Sinnesumdüsterung zu Frühlingsluft und Freundesgruß, aus Sünde zur Sühne, aus Wollust zur Liebe, das ist der zeugende Gedanke, der dies ewig schöne Bild des Menschenlebens hervorbrachte, und ihm geschieht eine Beeinträchtigung, wenn die Sinne vorher durch allzuvieles Schauen, durch ein zu erschöpfendes Behandeln des Gegensätzlichen in Anspruch genommen werden.

Eine durchgreifende und durch wenig Mittel bewerkstelligte Änderung hat der Sängerkampf erfahren und es ist garnicht zu sagen

wie sehr dieser Teil des Dramas dadurch gewonnen hat. Walters Lied ist weggelassen, und die Antworten Tannhäusers an ihn und Wolfram sind höchst wirksam in eine zusammengezogen, auf die dann sogleich Biterolf seine aufreizende Entgegnung singt. Wir wiederholen, es ist unglaublich, wie durch diesen scheinbar so einfachen Strich der zweite Akt an Stetigkeit und Lebendigkeit der Entwicklung gewinnt, wie uns denn überhaupt dieser zweite Akt in München bei der Schönheit der Dekorationen und Ausstattung, bei der Fülle des Chors, bei den nervös erregten Tempi, die der geistsprühende Bülow nahm, bei der wunderbaren Linienentfaltung des großartigen Finales einen unerhörten Eindruck machte.

Mit dem „Tannhäuser" schloß die Folge von Aufführungen, die nach dem Willen des Königs mit besonderer Betonung, mit Hinzuziehung außerordentlicher Kräfte unter Bülows Leitung gegeben werden sollten. Vorhergingen die „Legende von der heiligen Elisabeth" von Liszt im Mai und Wagners „Lohengrin" im Juni. Im Laufe dieser schönen Kunstereignisse traten vornehmlich vier Gestalten in den Vordergrund, denen ein dankendes Wort zu widmen wir nachträglich uns gedrungen fühlen. Es sind glorreiche Träger einer scheidenden Epoche der Kunst, Frau Diez[1] und Herr Tichatschek,[2] vorleuchtende Stützen einer neuen Zeit, Herr Betz[3] und Fräulein Mallinger.[4] Frau Diez hat die glückliche Anlage gehabt und dabei die Kunst verstanden, ihrer Persönlichkeit den Charakter einer einzig dastehenden zu verleihen. Ohne nach einer einzelnen Seite der Stimmbegabung, der Äußerlichkeit, der Schule, des Spiels, hervortretenden geistigen Gepräges in einer Weise zu gipfeln, die ihr eine erste Stellung in der Geschichte der Kunst anwiese, ist es ihr geglückt, durch ein Temperieren und Verschmelzen aller dieser Eigenschaften sich der gewiß ebenso ehrenvollen Stellung einer „Einzigen" zu bemächtigen. Wo wir auch immer

[1] Sophie Hartmann-Diez 1820—1887.

[2] Joseph T. 1807—1886, der erste Dresdener Rienzi und Tannhäuser.

[3] Franz B. 1835—1901, der spätere Münchner Hans Sachs und Bayreuther Wotan.

[4] Mathilde M. geb. 1847, die erste unübertroffene Eva in den „Meistersingern".

Frau Diez hören und sehen, in welcher Partie einer alten oder neuesten Oper, im Konzert bei Koloraturarien oder dem einfachsten Lied, im Oratorium, Schauspiel oder Vaudeville, wir werden überall völlig befriedigt sein von ihrer Innigkeit, ihrer Geschicklichkeit, ihrem schönen Maßhalten, ihrem Tonansatz, ihrer feinen musikalischen Bildung, ihrer edlen Auffassung, kurz von dem einheitlichen Stil, welcher alle ihre Einzelleistungen zusammenhält und zu dem wohltuenden Bilde eines ernsten, ruhmwürdigen Kunstwirkens gestaltet: sie wird nie „unter sich" bleiben, oft aber, von einer überströmenden Wärme emporgetragen, sich selbst übertreffen, wie in Liszts „Elisabeth".

Tichatschecks Lohengrin in der Generalprobe bleibt uns ein unvergeßlicher Eindruck. Er hat diese eben berührte Gabe des Verschmelzens und Temperierens nicht; sein Äußeres unterliegt jetzt dem Zahn der Zeit, sein Spiel ist eckig, seine Gesangsmanieren sind unvollkommen geblieben. Aber dafür hat er nun nach Seiten der Stimme einen höchsten Platz in der Geschichte, und wieder unter den besten Stimmen den Platz einer einzigen, denn sie ist mit keiner anderen zu vergleichen. Manches sonst ganz leidliche Singen kommt uns dann wie ein Räuspern, wie ein Flüstern, wie ein Beichten vor, wenn auf einmal das flüssige, glühende, klingende Metall eines solchen Brusttons die Räume erfüllt! Und gewiß! es ist nicht bloß der Brustkasten, es ist auch das mitvibrierende Herz, was diesen Timbre zu einem einzigen macht. Hinter diesem Ton steckt ein Mensch, ein Mann, der ein Herz im Leibe hat, und das fehlt heute bei so manchen Künstlern, man hört's wenigstens nicht mitschwingen im Gesang. Jeder Zoll ein Mann, jeder Ton ein Held! kann man bei Tichatschek sagen. Wenn er dem Tetramund den Fuß auf die Brust setzt und sagt: „Durch Gottes Hand ist nun dein Leben mein! Ich schenk' es dir, mögst du der Reu' es weihn", welcher edle Heldenstolz tönt dann aus diesen Worten; wenn er sagt: „Heil Elsa! Nun laß vor Gott uns gehn!" so ist es, als wenn ein Chor von guten Geistern Elsa in allem Edlen und Schönen bestärken und kräftigen wolle. Sein Lied vom Ring war durchleuchtet von den Tränen eines Mannes, eines Helden, nicht etwa von denen eines sentimentalen Schubjak! Seine Gral-

erzählung war ein Muster durchdachter stilvoller Darstellung. Wie er sich innerlich ringend über das eigene Leid erhob und sich ganz nur mit der Weihe und Erhabenheit des heiligen Ordens durchdrang! Wie natürlich, wie kindlich erzählend sang da dieser herrliche Ritter, es war ihm selbst wieder alles neu in dem Augenblick — es klang eine solche Liebe zu den Hörern durch, denen er dies alles mit solcher innigen Frömmigkeit darlegte.

Uns störte das ältliche Aussehen und Spiel Tichatscheks nur äußerst wenig im hohen Genuß seines Tons und Vortrags und seiner geistigen Leistung, wie wir denn gern und ohne tiefere Beschämung eingestehen, daß uns die Rücksicht auf Stil und Begeisterung für die Sache jeden Augenblick hoch über der äußerlich glatten Schönheit der Erscheinung stehen.

Herr Betz ist der eigentliche Musterjänger unserer Zeit. Man laboriert viel an Errichtung von dramatischen Gesangschulen; es gibt ein sehr einfaches Mittel. Man schicke die jungen Künstler in alle Klavierproben, Theaterproben und Aufführungen, in welchen Herr Betz singt, immer und immer wieder, lasse sie fleißig darüber nachdenken, selbst singen, dann wieder Herrn Betz hören und man wird ganz sicher in einiger Zeit eine Hebung des Bühnengesangs verspüren. Herr Betz hat ganz die Kunst, welche Hamlet in seiner Rede an die Schauspieler verlangt, das „frei von der Zunge weg!“ In ihm ist endlich einmal dies Kauen an den Phrasen beseitigt, diese geistreich sein wollende Manier, alles hervorzuheben, alles zu betonen, dies ewige Dehnen und Auseinanderzerren. In Herrn Betz kauert sich der Satz zusammen und schießt dann elastisch hervor, wie eine Schlange, jeder einzelne Ring ist vorhanden, aber man wird sich nur des Ganzen bewußt. Es ist eine Wohltat, so vortragen zu hören. Wir kennen keinen rezitierenden Schauspieler, der nicht noch an dem Sänger Betz lernen könnte, wie man eine Rede deutlich, bis ins kleinste Detail ohne Anstrengung vernehmbar zum Bewußtsein des Hörers bringt. Herr Betz ist ein geborener Heldenbariton; schade, daß wir Deutsche ihm so wenig Stoff zu bieten haben! Sein Telramund ist im vollsten Sinne des Worts eine Musterleistung, besonders aber auch durch den strengen Anschluß an das Ganze, das Verzichtleisten auf jede Regung persön-

licher Eitelkeit, die bei seiner naturverschwenderischen Stimmbegabung so nahe läge. Sein Wolfram steht fast auf gleicher Höhe, nur daß er nicht ganz vermag, seine Löwennatur zum zarten Lamm zu zähmen.

Es ist sonst so leicht, zu tadeln; Fräulein Mallinger ist schwer zu loben, da es sich darum handelt, das ganz Besondere ihrer Erscheinung begrifflich deutlich zu machen. Das nächste möchte vielleicht sein, den hohen Reiz ihrer Darstellungsweise in der Unmittelbarkeit zu finden, in welcher die Spur alles Gewollten, Absichtlichen so gänzlich getilgt ist, daß wir jeden Moment als einen augenblicklich erfundenen, unüberlegten hinnehmen und freudig überrascht einer solchen frisch erblühenden Gabe gegenüber auch die Überlegung, das Erfinderische des betrachtenden Urteils aufgeben, mit dem wir sonst prüfen, ehe wir etwas gut heißen. Wenn dies das Richtige trifft, so haben wir uns selbst eine Erklärung für das gegeben, was uns bei Fräulein Mallinger gleich von Anfang den Gefühlseindruck einer genialen Begabung empfinden ließ. Wie wir im Leben einer schnell vorrüberrauschenden gewinnenden Schönheitserscheinung erst im Nachdenken, im Besinnen völlig inne werden, so können wir uns nachträglich eine Partie des Fräulein Mallinger auseinandersetzen, Gesang, Spiel und Erscheinung auseinanderhalten; aber wenn wir uns dann auf irgend etwas besinnen, was die vollkommene Schönheit beeinträchtigte, dann ist es zu spät — es hat uns schon gefallen, es war schön und was wir tadeln möchten, ist schon unser eigener Irrtum geworden. Wir heben aus ihren beiden Wagnerschen Partien nur die letzte Szene der Elsa hervor, das Zuhören bei der Gralerzählung bis zu ihrem Sterben. In dem, was Fräulein Mallinger hier gibt, ist ein Punkt im Streben des Mimen erreicht, in welchem er sich ganz auf die Höhe des schaffenden Dichters schwingt. Nie haben wir das Notwendige und Erlösende des tragischen Tods tiefer empfunden! In jeden Augenblick, in jede Sekundenfolge der Szene drängten sich Tage und Wochen, im Krampf der Schmerzen verlebt, durchweinte Nächte, Gebete um den Tod. Die gepreßten Worte „Luft! Luft!" klangen wie das verzweifelte dumpfe Pochen eines Lebendigbegrabenen. Diese Darstellung stand auf der Höhe des Dichters, wir

können sie nur den Worten vergleichen, mit welchen Kleist seine Penthesilea sterben läßt:

„Denn jetzt steig' ich in meinen Busen nieder,
Gleich einem Schacht, und grabe, kalt wie Erz,
Mir ein vernichtendes Gefühl hervor.
Dies Erz, dies läutr' ich in der Glut des Jammers
Hart mir zu Stahl, tränk' es mit Gift sodann,
Heißätzendem, der Reue, durch und durch;
Trag' es der Hoffnung ew'gem Amboß zu
Und schärf' und spitz' es mir zu einem Dolch;
Und diesem Dolch jetzt reich ich meine Brust:
So! So! So! So! Und wieder! —
Nun ist's gut!"

Wir dürfen Bülows Leistungen heute übergehen, wie wir uns der lebenvollen Bewegungen eines schönen Körpers erfreuen, ohne das Herz wahrzunehmen, von dessen Schlag sie bedingt sind, indem wir mit Posas Freigeist diese schöne Welt der Bretter unter seiner schöpferisch belebenden Leitung für eine Welt halten, die seiner nicht bedarf, die „sich selbst genug ist". Wir haben nur noch ein Wort der freudigsten Anerkennung für den deutschen Chor, wie er uns in diesen drei Musteraufführungen entgegentrat. Von Darmstädter Gästen verstärkt, gipfelten die Leistungen des Münchner Chors besonders im „Lohengrin". Es war die gesteigertste innigste Teilnahme an der Handlung in Spiel und Gesang, die wir noch erlebt haben, und wir schließen unsere Worte mit einem Stoßseufzer und Mahnruf nach der sozialen Hebung dieses einzigen deutschen Instituts, dieser Grundsäule der deutschen Oper. Möchten die Bühnenleitungen endlich das Ihrige tun und möchten, wenn diese feiern, aus dem Chor selbst Männer erstehen, welche durch eine solidarische Verbindung den Chor die Stufe höher rücken, die er im sozialen und künstlerischen Leben einnehmen muß, die ihm gebührt. Möchte endlich auch nur der erste Schritt dazu geschehen, den klaffenden Spalt auszufüllen, der zwischen der Gentry der ersten Sänger und dem Proletariat des Chores besteht. Der deutsche Chorist ist ein Künstler; manche hochhonorierte Solisten haben es erst noch zu werden.

„Der Diamant des Geisterkönigs" von Ferdinand Raimund.[1]

In alten, alten Zeiten, lange vor der Schlacht von Sadowa, gehörte eine mächtige, große Stadt zum Deutschen Reich mit einem wunderbar hohen Turm, der wie ein Riesenfinger gen Himmel deutete, und einem wilden Garten, der so groß war, daß viele lustige Leute darin tanzen und viel Hirsche herumspringen und einsame Kopfhänger darin lustwandeln konnten, ohne daß eins dem andern auf den Fuß trat. Da wohnte in einer kleinen Hütte eine alte Botenfrau, die hatte sonst Schmerz und Lust in Brief und Zeitung, Weihnachtsgaben und Ostereier allüberall hingetragen, man kannte sie wie Glockenton und Kuckucksruf, bei Alt und Jung war sie willkommen, man nannte sie schlechtweg „Die Gemütlichkeit." Die war nun alt und gebrechlich geworden, und, wie es so geht, die Leute vergaßen sie. Wenn auch wohl einmal eins oder das andere frug: „Wo ist denn nur die alte Gemütlichkeit hingekommen?", so fiel es doch niemandem ein, für sie zu sorgen, ihr ein kleines Scherflein, ein Opfer zu bringen. Und als sie fühlte, daß sie sterben mußte, rief sie ihre drei Buben zu sich, den Franzl, den Hansl und das Nandl, und sagte:

„Kinder, ich muß sterben und bin arm und kann euch nichts vermachen, aber ich weiß was, und sag's euch, das bringt euch Ehr' und Segen, wenn auch nicht Gold und Gut, die machen ja nicht glücklich. Draußen im Garten sind drei Vogelnester, die sollt ihr suchen und jedem soll eins gehören. Du Franzl, kriegst das

[1] Diese eigentümliche „Kritik", die ein gemütvolles echt cornelianisches Märchen einschließt, wurde anläßlich einer Vorstellung in München 7. Okt. 1867 für die „Süddeutsche Presse" geschrieben, gelangte aber wohl ihrer Länge wegen nicht zum Abdruck. Das Manuskript, das aus Heinrich Porges' Nachlaß in den Besitz des Herausgebers kam, wurde von diesem unter Weglassung der die Aufführung betreffenden Schlußsätze und mit Hinzufügung einer Einleitung und einiger Schlußworte zum ersten Male im zweiten Dezemberheft des ersten Jahrgangs der „Musik" S. 476—480 zum Geburtstag des Meisters publiziert unter dem Titel: „Ein Märchen" von Peter Cornelius. Ein mit Quellenangabe versehener Nachdruck ohne Hinzufügungen erschien unter dem Titel: „Die drei Feenkinder" in der „Frankfurter Zeitung" (20. Dez. 1901, zweites Morgenblatt).

Nest mit der Wundernachtigall; wo die singt, da ist kein Herz so hart, es fühlt Wehmut und Lust, und alle Menschen werden dich lieb haben um ihretwillen. Du, Hansl, bekommst die Grasmück', die singt so geschwätzig und heiter, daß es Mädchen und Burschen in die Beine fährt und zum Tanze zwingt. Da wird's immer heißen: „Noch 'n Walzer! Hansl, noch 'n Walzer!" Für dich aber, mein liebes Nandl, ist die Lachtaube. Wer die hört, und wär' er noch so traurig, dem wird das Herz schüttern vor Lachen, und er wird Sorg' und Leid vergessen. Und wo eins von den drei Vöglein singt, da wird's den Leuten fast wunderlich zu Mut werden, als lebte eure alte Mutter noch."

Und sie starb, und die Söhne suchten die Nester und fanden sie und gingen in die Stadt mit dem hohen Turm, und alle Welt lauschte entzückt ihren lieben Vöglein. Und als sie früh starben, denn wie mochten sie die liebe Mutter lang überleben — da schwangen sich die Wundervögel in die Lüfte und singen nun überall, so weit die Welt ist, und erzählen noch lange das Märchen von den drei Buben und von der alten, deutschen Stadt, zu der die Wege jetzt fast verwachsen sind, als hätte sich der wilde, große Garten wie eine Dornhecke darum gezogen.

Ja, wir kennen, wir lieben euch, Franz Schubert, Johann Strauß, Ferdinand Raimund! Ihr Lieblingskinder der alten deutschen Fee, ihr ureigensten Söhne unserer unverlierbaren, deutschen, geliebten Kaiserstadt Wien! Muß man dort gelebt haben, muß man den tiefen Ernst ohne Effekthascherei, den Frohsinn ohne Gemeinheit, den Humor ohne Bosheit Aug' in Auge gesehen haben, wie sie in Wien zu Hause sind, um den Zusammenhang des Schubertschen Liedes mit der unverwüstlichen Herzlichkeit, des Straußschen Walzers mit der Anmut und dem Übermut unverdorbenen Vergnügungstriebes, der Raimundschen Posse mit einer Lachlust, der alles Edle heilig bleibt, völlig zu verstehen, — so führt doch jeder von diesen drei Genien auch den fernsten Fremdling unmittelbar in das Herz des Wiener Gemütslebens ein. Weil aber in diesem letzteren auch ein gutes Teil deutschen Wesens und Geistes enthalten ist, das kein Shylock ausschneiden soll, was wir ihm auch etwa schuldig sein möchten, weil gerade in den

Werken dieser drei Wiener eines von den Wahrzeichen ist, an welchen alle Fremde den Deutschen überhaupt kennt, so fühlen wir uns gedrungen, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um das Ewige in dem Walten deutschen Geistes gegenüber den vergänglichen Änderungen der Landkarte zu betonen.

Ferdinand Raimund ist unser deutscher Gozzi; wenn ihn dieser durch feinere Form übertrifft, so hatte Raimund das Glück, in Musikern wie Wenzel Müller[1] und Konradin Kreutzer[2] Ergänzungen zu finden, welche der Gesamtwirkung seiner Stücke den Sieg sichern. Während unsere Tieck und Platen in ihrem aristokratischen Gebahren Werke gaben, die nur literarisch wirkten, ohne Eigentum des Volkes werden zu können, so hat der praktische Dichter-Schauspieler kühn und naiv mitten ins Volksleben hineingegriffen und die unvergleichlichen Typen eines Valentin, eines Wurzel, eines Florian, für lange Zeit zu Lust und Behagen der Deutschen hingestellt. Wie der treue Lehensmann in der deutschen Heldensage ist hier der treue Diener, der sich selbst über den Herrn vergißt, der wahre volkstümliche Held. Was helfen uns alle die Geistreichheiten, die auf dem Papier stehen und in den zauberischesten Versen geschrieben sind! Menschen aus Fleisch und Blut, in Bewegung gesetzt zur Verkörperung der ewigen Lehre, daß Herzensgüte und Lieb' und Treue mehr sind, höher stehen als alle Güter der Welt, und das alles aufgeputzt mit dem buntesten Wechsel von Erscheinungen und Szenerien, durchzogen von lachender, harmloser Laune — das ist wohl ein Werk, eines Dichters wert, da kann sich arm und reich, alt und jung an demselben, allen fließenden Born erquicken, der wie unser Gerstensaft den Unterschied der Stände aufhebt. Der Dichter, dem so etwas gelingt, geht in die Adern der Nation über. Ein „Hobellied" ist wie eine Grabschrift auf manches stille ehrenfeste Menschenleben, und manchem Deutschen mögen in den letzten Tagen und Stunden wohl noch die Worte im Herzen summen:

[1] 1767—1835, seinerzeit einer der beliebtesten Komponisten.

[2] 1780—1849, als Komponist des „Nachtlagers von Granada" und der Musik zum „Verschwender" auch heute noch bekannt.

Da leg' ich meinen Hobel hin
Und sag' der Welt Ade!

An Raimund muß eine volkstümlich strebende Dichtkunst immer wieder den Anknüpfungspunkt suchen. Wir wundern uns, daß bei dem Überfluß an Dichtern und Musikern nicht neue Talente sich hervortun, welche die bewegenden Ideen unserer Zeit in phantastischen Spielen anklingen lassen, die in dem Rahmen der Raimundschen Stücke beziehungsreiche poetische Gebilde entfalten könnten.

Das schlechte Wetter des Oktoberfestes schien gestern alle Unterhaltungslust, allen guten Humor in die Räume des Schauspielhauses gedrängt zu haben. Büttners Vorwürfe an den Herbst und die Drohung, daß er nächstens mit drei Jahreszeiten genug haben werde, fanden den lautesten Widerhall in den Hörern und brachten die Lachnerven in die rechte Spannung, auf denen dann Florian Lang alle Nüancen vom leisesten Kichern bis zum sonorsten Auflachen hervorzauberte. So erntete er denn auch mit Fräulein Langlott den vollsten Dank eines wirklich erheiterten Publikums, das alle Schmerzen der Theresienwiese[1] in Thaliens Tempel vergaß.

Musikbericht.

Neue Zeitschrift für Musik, 1867, Nr. 51–52.

München, Ende November.

Ehe noch der wachsende Mond der Saison uns die wahre Vollmondnacht der Musik brachte, erfreute uns doch schon das allmähliche Zunehmen dieses echt christlichen Halbmonds mit manchem Genuß, auf den wir heute zur Ergänzung unseres Überblicks zurückkommen möchten. Die Wiederaufnahme des „wundertätigen Magus" von Calderon mit Musik von Josef Rheinberger[2] erregte vor allem unsere Aufmerksamkeit. Da leider die spanischen Dramatiker und Calderon als ihr Chorführer immer seltene Gäste auf der deutschen Bühne bleiben, heißt man es doppelt willkommen,

[1] Dort wird das Münchner Oktoberfest alljährlich gefeiert.

[2] 1839—1901. Op. 30 des bekannten und namentlich als Lehrer geschätzten Münchner Komponisten.

wenn einmal wieder der Versuch gemacht wird, dem tiefsinnigen großen Dichter auch bei uns die dauernde Heimat zu bereiten. Dies geschah hier mit einem nicht zu verkennenden guten Willen, der allerdings tiefer wurzelnde Mißstände nicht plötzlich beseitigen konnte, sich aber in den Schranken des als möglich Gegebenen mit Erfolg betätigte. Uns ist das Stück von Calderon ein erbauender Theaterabend vor vielen andern, und Rheinbergers Musik hat daran einen entschiedenen Anteil. Sie ist eine belehrende Studie, wie das Talent an der ihm gestellten Aufgabe wächst. Wir sehen mitten in dieser Arbeit den bis dahin spezifisch musikalischen Komponisten zum Tondichter werden. Die Kräfte steigern sich während des Werkes. Die Ouvertüre entbehrt noch sehr des dramatischen Gepräges, sie ist ein zierlich geschriebenes Musikstück ohne tieferen Gehalt, dem die leicht ins Auge fallende Schwäche anhaftet, vor jedem einigermaßen ernst gehaltenen Schauspiel ebensogut stehen zu können, als vor diesem großen, ja einzigen Teufelsdrama. Auch noch das hübsche G-dur-Idyll und die anmutige Fughette des ersten und zweiten Zwischenaktes verraten kein tieferes Eingehen auf den Sinn des Stückes. Von da an sehen wir den Komponisten sich wärmer und wärmer dem dichterischen Gedanken hingeben, und wie lohnt sich dies für ihn! Denn während er früher in dem bloßen Bestreben, hübsche Musik zu schreiben, es nicht zur eigentlichen Originalität brachte, erwächst ihm nun eine Fülle eigentümlichen Ausdrucks und sein „Sturm", die Beschwörungsformel des Dämons, das Wandeln des Berges sind Züge, die ganz ihm gehören und um so schönere Musik enthalten, als dieselbe von dem poetischen Gehalt des Dramas durchdrungen ist. Hieran schließt sich die weihevolle Musik des fünften Zwischenaktes, dessen Melodik unverkennbar von ethischer Wärme durchhaucht ist, und die spannende Begleitung zu Justinens Versuchung, welche im Zusammenwirken mit einer Gipfelung der Calderonschen Lyrik, der wahren Umdichtung ins Deutsche von Gries und der edlen Darstellung der Frau Dahn-Hausmann, in dem ergriffenen Zuschauer den Wunsch erwecken mußte, daß dies großartige Werk in seiner Münchner Fassung sich auch sonst in Deutschland geneigte Aufnahme erringen möchte.

Der Halbmond ist im Wachsen. Wir müssen der schönen Gaben gedenken, deren uns die Hofkirche teilhaftig machte. Unter Franz Wüllners[1] Leitung hat das Institut der Sängerkapelle einen Aufschwung genommen, welcher es zu einer künstlerischen Zierde Münchens erhebt und ihm einen ersten Platz unter den Domchören sichert. Wüllner verfolgt das Prinzip: die Starrheit der Halbnoten Palestrinas in deklamatorische Lebendigkeit aufzulösen, den poetischen Sinn jedes einzelnen Stückes zum Gesetz des Tempos zu machen, ganz so wie es schon Wagner in Dresden durch seine lyrische Inszenierung des achtstimmigen Stabat mater versuchte. So wird die Musik Palestrinas und seiner Zeitgenossen der Epoche Bachs und Händels soviel näher gerückt, als sie braucht, um uns die Übergänge nicht so unvermittelt erscheinen zu lassen, als dies dann der Fall ist, wenn diese Gesänge in einem schwerfälligen, unerschütterlich langsamen Tempo genommen werden, bei welchem überdies der melodische Faden, der sich auch größtenteils schon hier findet, auseinandergezerrt und unverfolgbar wird. Bei dieser rhythmischen inneren Belebung jener Werke verschmäht es Wüllner anderseits, zu einer modernen Versüßlichung durch studierte Klangwirkungen zu greifen, welche diesem Stil fernliegen, der die Farbe nur in der natürlichen Mannigfaltigkeit der Mischung verschiedener Stimmregister sucht. Es gereicht zu wirklicher Erbauung, die Werke des sechszehnten Jahrhunderts im Munde eines trefflichen musikalischen Chors in unseren Tagen forttönen zu hören. Von festlichem, freudigem Charakter war eine sechsstimmige Messe in B-dur von Palestrina, aus der uns ein Solo-Benedictus für zwei Tenore und Sopran mit Alt am lebhaftesten in Erinnerung blieb. Ernst und schmerzlich klang dagegen die fünfstimmige Messe von Johannes Eccard[2] „Mon cœur se recommande à Vous“ in F-moll. Hier ist das Kleinod eines dreistimmigen Crucifixus in den massiv goldenen Ring des Ganzen gefaßt. Der tiefe Ton der Schmerzen, welcher das Ganze durch

[1] 1832–1902, wirkte zuletzt in Köln.

[2] 1553–1611, Schüler von Orlando Lasso, einer der größten protestantischen Komponisten, dessen deutsche Lieder namentlich mit zu den schönsten zählen, die wir auf dem Gebiete älterer Chorliteratur besitzen.

weht, sichert diesem Werk vor anderen den Eindruck. Eccard soll zur evangelischen Kirche übergetreten sein und diese Messe noch als Katholik geschrieben haben. Wir sind Romantiker genug, sie als ein wehmütiges Scheidelied von der alten Mutterkirche aufzufassen. Von Wüllner selbst, dessen ernste geistliche Weisen uns wie Bausteine zu einer Brücke aus dem Einst in das Jetzt erscheinen, kam bei jenen Gelegenheiten ein achtstimmiges „Qui sedes Domine“ zu Gehör, das in der schließlichen Verbindung einer präludienartigen Einleitung mit einem durchgeführten Fugenthema die originelle Form findet, und in der Schlußsteigerung der acht realen Stimmen in frischer, moderner Harmonisierung seinen Höhepunkt erreicht.

Der Mond nimmt bedeutend zu. — Die Konzerte von Bilse[1] führen uns vor ein Orchester von Jünglingen, von einem Manne geleitet. Es klingt etwas Unbezahlbares, Unpensionierbares aus dem feurigen energischen Strich dieser jugendlichen Quartettschar. Berlioz' Karneval-Ouverture hatte uns gelockt. Andere mögen bei diesem sinnbestrickenden Rauschen der Tonwogen noch so viel kaltes Blut behalten, das kritisch sondernde Urteil geltend zu machen, — wir können es nicht — wir verlieren den Kopf, um nichts als die Ohren davon zurückzubehalten, denn die mitzuverlieren, wäre ein Lichtausblasen vor dem entzückendsten Bild. Wer uns nach dieser hinreißend tumultanten Aufführung ins Gesicht hinein hätte behaupten wollen, wir wären nie in Rom gewesen, hätten nie einen Karneval mitgemacht, hätten nie Moccoli[2] ausgeblasen, nie mit Konfetti bombardiert — mit dem wären wir hart aneinander geraten. Großer Hector! Die Geschichte wird einst dem schlotternden Schatten Rossinis die rechte Antwort auf seinen schlechten Witz geben.[3] Wenn der Zapfenstreich der Tell-Ouvertüre längst eingestellt ist, werden dein Harold, dein Karneval, deine seelenglühenden italienischen Landschaften, das ganze geistes-

[1] Benjamin B. 1816—1900, der gerade mit seinem Orchester von der Pariser Weltausstellung kam.

[2] Moccoli sind kleine Lichter, wie sie beim Karneval abends getragen werden.

[3] Vgl. S. 159.

trunkene Evos deines künstlerischen Schaffens immer wieder ertönen und bekunden, wie der Nerv der nationalen Musikbegabung, der Rhythmus, in dir zur vollendetsten Ausbildung gelangend, dich zum größten Musiker deiner Nation machte. — Und welchen schönen Kontrast gab nun Bilse nach diesem blendenden Bilde von Berlioz in dem erhaben einfach gezeichneten Fis-dur-Andante von Haydn, welches das volle Quartett allein ausführte. Wie neu, wie von gestern das klang! Aber auch mit welcher Feinheit und Innigkeit des Vortrags wurde es gespielt! Ja, da hieß es aus dem lauten Taumel der römischen Welt in einen kleinen deutschen Garten flüchten, wo die Menschen so schön wie die Blumen sind und beide friedlich beieinander wohnen. Wir brauchen nicht mit Faust einen Zaubermantel zu wünschen, die Kunst leiht ihn uns, das fühlten wir an jenem Abend.

Der Mond ist im Wachsen; er steht auch hell am Himmel, doch schwere Wolken gleiten oft über ihn hin und verkümmern seinen Glanz. Das zweite Odeonkonzert brachte die D-moll-Sinfonie Schumanns nicht zur vollen Geltung. Die Bläser hatten noch mit der neuen Stimmung zu kämpfen, was an mannigfachen Schwankungen in der Reinheit fühlbar wurde. Außerdem nimmt die doppelte Besetzung der Bläser den Solostellen allzuviel von ihrem individuellen Charakter, und ist bei einer Anzahl von acht Kontrabässen das übrige Streichquartett nicht in der verhältnismäßigen Stärke besetzt. Doch abgesehen von diesen technischen Übelständen war auch die geistige Wiedergabe des Werkes durch manche Mißgriffe in Tempo und Phrasierung gestört. Schumann ist eben ein von der Münchner Konzertmuse stiefmütterlich behandeltes Kind und benimmt sich dann natürlich auch linkisch und unwirsch, wenn er einmal zur Gesellschaft Zutritt erhält. Die „Hebriden" von Mendelssohn waren eine gelungene Produktion. Rubinsteins Ouvertüre zu „Timitri" ist wie ein keck und flüchtig gemaltes Transparent, das mit guter Beleuchtung einmal seine Wirkung macht; es darf nur nicht den Anspruch der Freske erheben und öfter oder eingehender betrachtet sein wollen, dabei würde es in der Wertschätzung sinken. Der Moment des Abends, wo unser Mond in völlig ungetrübtem Glanze leuchtete, war eine herrliche Arie des

Groß und Altmeisters Händel in E-dur, welche Fräulein Mallinger vollendet schön vortrug und Herr Brückner mit feinfühligem künstlerischem Geschmack auf der Geige begleitete. Jeder Ton dieses gediegenen Stückes, dessen Doppelweise für Stimme und Geige sich im Ohre gattet wie Reseda und Rose im Geruch, war Gold wert, war echtes Gold unseres Saison-Mondes, der sich deswegen auch dann nicht trübte, als dieselbe geniale Sängerin die schlechte Arie unseres geliebten Weber sang, für den wohl die Worte gelten mußten, die seinen Max entschuldigen: „Schwach war er, obwohl kein Bösewicht!"

Es ist Vollmond: die Florentiner[1] spielen. Die Mollquartette in G, D und A von Haydn, Schubert und Beethoven, die glückliche Konstellation der drei leeren Geigensaiten, die über diesem Programm schwebte, macht es uns zu einer Lebenserinnerung. Was wir je Schönes erlebt hatten von diesem Zauberspiegel des deutschen Quartetts, der eine Weltgeschichte des Gemütslebens vor dem Auge der Seele entrollt, wurde heute wieder ganz lebendig, ganz unser Eigentum, und alle edelste Wollust des Empfindens drängte sich in den stolzen Gedanken: ein Deutscher zu sein, Musiker zu sein, diese Sprache zu verstehen, Bürgerrecht zu haben in der Heimat der Geister. Was uns vom ersten Ton dieser Quartette an sogleich mit einer freudigen Überraschung begrüßte, war die Wahrnehmung, daß wir es hier nicht bloß mit vornehmen Künstlern, sondern auch mit vornehmen Instrumenten zu tun haben. Eine solche Verschmelzung des schönsten Klanges in Kraft und Zartheit haben wir nie gehört. Ist es doch, als ob der sündengeplagte Schatten eines Straduarius nächtig wandelnd nicht Ruhe finden mochte, bis er ein Quartett von solcher Gleichheit des Tons zurecht geschnitzt und alle Glut des Fegefeuers mit ein paar aufgehaschten Körnchen Manna hineinverschmolzen hätte, um dann bei dem ersten ertönenden Akkord endlich zum ewigen Asyl emporzuschweben, so geistig, so verklärt ist die Klangwirkung dieser Instrumente. Und ganz solcher wundertätigen Gaben würdig sind auch diese vier Künstler, ein Paar von Deutschen mit einem Paar

[1] Das berühmte Florentiner Streichquartett damalige Zusammensetzung: Jean Becker, Enrico Masi, Luigi Chiostri und Friedr. Hilpert.

Italiener in freier, schöner Vereinigung, denn wir haben ein so reines Aufgehen in der Idee des Quartetts bis jetzt nicht kennen gelernt. Da gibt es kein „Jean Becker und Genossen", da gibt es auch nicht mehr den mindesten Hauptakzent auf der ersten Geige: da ist alles nur erfüllte Intention, tongewordener Geist; indem wir das magische „Wort" vernehmen, vergessen wir die einzelnen Runen, die es bilden. Mit immer wachsender Spannung folgten alle Hörer aus dem mit Anmut und Innigkeit vorgetragenen Quartett von Haydn mit seinem H-dur-Andante, das wie ein stiller kleiner Waldsee den blauen Himmel spiegelt, in das subjektiv unruhige Schubertsche Quartett, dessen Variationen Jean Becker mit bescheidener Unübertrefflichkeit vortrug, während uns die Gesangsstelle des Violoncell hier das einzige Mal an Wärme des Vortrags zu wünschen übrig ließ, bis zu den vorüberhuschenden Schatten des Finales, deren überhandnehmendes Umringen der Beschwörende selbst mit einem aus voller Brust gesungenen frommen Lied zu bannen sucht. Vergebens aber wäre es, den Eindruck des großen A von Beethoven auch nur mit einem Wort andeuten zu wollen. Bei der seltenen Gelegenheit, diese Werke zu hören, ist es jedesmal ein Ereignis, das lange Zeit seine Ringe in den erregten Wogen des Innern schlägt. Vorher und nachher brütet man über der Partitur und sinnt über diese Apokalypse in der Bibel unserer großen Tonmeister. Noch tagelang nachher sahen wir Gesichter wie von Sonnenschein sich erhellen, wenn von diesem Quartett die Rede war. „Das trifft an eine Stelle im Herzen, wo nichts anderes hinrührt!" hörten wir sagen. Und an eine solche Stelle in unserem Andenken, wo nichts sie verdrängen soll, setzen wir die Namen Becker, Masi, Chiostri und Hilpert als rechte, geweihte Interpreten des heiligsten Wortes, das die Tonmuse gesprochen, seit sie auf Erden wandelt.

Ja, es ist Vollmond — und die Mondsüchtigen erheben sich und wandeln über Paläste und Kirchendächer hin. Der Schlimmsten einer ist Hans von Bülow. Der ist ganz in das Beethovenviertel hineingeraten und klettert und tanzt da ganz lustig in Regionen und auf Turmzaden herum, wo sich auch bei Tage wenige hinwagen und selbst die geübtesten Dachdecker nicht. Ja, es

ist Somnambulismus, es ist tiefe und unheilbare Krankheit in diesem vollmondnächtigen Treiben. Und doch ist die Schar immer im Zunehmen begriffen, welche einen solchen ekstatischen Zustand für einen besonders gottbegeisterten hält, und aus den Reden eines solchen Verzückten alle Wunder und alles Geheimnis der Welt ahnen möchte! Das sah man wieder an den gefüllten Räumen des „Museum", wo Bülow dem Publikum seine Beethoventräume erzählt. Wie da alles atemlos lauschte, wie man empfand, daß jeder davor erschrocken wäre, auch nur zu räuspern, weil er einen Ton von diesen göttlichen Träumereien zu verlieren bebte. Und wir gestehen, es steckt an! Wir meinten nun auch in dieser Hammerklaviersonate den Hammer des Thors zu vernehmen und den grimmen Gott sich neigen zu sehen vor Freias Rosen, glaubten Loge im Scherzo lachen zu hören und lauschten dann im Adagio der Klage um Baldurs Tod und sahen dann in der Fuge die Zwerge sich plagen, einen neuen Baldur zu machen und mit allen Künsten sich mühen und doch keinen mehr zustande bringen. Ja wir folgten nun so gläubig allen Interpretationen, daß wir ganz gestört auffuhren, als jemand in unserer Nähe bewundern wollte, daß Herr von Bülow das alles so auswendig wüßte. Aber verehrteste Zuhörerin, das ist ja Krankheit, Mondsucht! Auswendiglernen! O nein! Der Kranke liegt schlummernd im Vollmondschein und der Mond schreibt ihm das alles ins Herz! Ja, wenn Sie mit dem Briten sagen wollen: by heart! dann haben Sie recht, dann sagen Sie: Bülow weiß alles, was er spielt „aus dem Herzen!" Und wir fügen hinzu: wenn er spielt, ist immer Vollmond!

Beim Jahreswechsel.

Neue Zeitschrift für Musik, 1. Jan. 1868.

Wir möchten uns einen Januskopf wünschen mit einer pessimistischen und einer optimistischen Nase, um in unserem Wittern und Ausspüren der künstlerischen Verhältnisse beim Jahreswechsel nach beiden Seiten gerecht zu werden, denen die alles schwarz sehen, und den andern, denen alles rosig erscheint. Aber wir sind

einmal nur dazu gemacht, alles optimistisch zu nehmen, wir schlagen auch gern ein wenig an unsere Brust und gestehen ein, daß wir es deshalb nie zum vollen, bruchlosen Schopenhauerianer bringen konnten, ob wir auch mit einer Welt von gutem Willen und mit einem Quentchen Vorstellungskraft dem großen Weisen nahten. Uns war für das Auffassen der Welt und ihres Willens der joviale Brocken Weisheit verdaulicher und belehrender, den wir zuerst in einer fröhlichen Stunde von Liszts Lippen hörten: Mundus vult Schundus.

Es war in Weimar in Goethes Garten. Die enthusiastische Pastorin Steinacker bewohnte das kleine Goethehaus mit ihrer Familie und zeigte uns eifrig alle Spuren lebendigen Erinnerns an das irdische Wandeln des Unsterblichen. Es wuchsen da eine Menge kleiner blauer Blumen; Damrosch, der uns begleitete, erklärte uns, daß sie griechisch Synadelphos genannt würden, weil immer zwei an einem Stiel blühten — und Liszt, anmutig wie immer, bückt sich rasch und bricht jedem von uns eine solche Blume. In welchem alten Taschenbuch mag die blaue Blume fortblühen? Jenes Wort der Weisheit ist uns im Geiste haften geblieben, und wenn wir uns am ernstpredigenden Schopenhauer müde bewundert hatten, wie vollkommen er die Nichtigkeit der Welt in ihrer ganzen unanständigen Nacktheit bloßlegt, so dachten wir zur Erholung an unsren lächelnden Liszt, der blaue Blumen verschenkt, und sagten: Mundus vult Schundus.

„Die Welt will Schund". In diesem humoristischen Kernspruch drängte sich seitdem unser pessimistischer Groll zusammen, wenn es uns und „den Freunden schwüle um Mittag ward", so oft wir sehen mußten, wie reichlich dieser Schund dargeboten, mit welchem Jubel er aufgenommen wurde. Dann aber stärkte sich unser Optimismus alsbald wieder an der köstlich erfundenen Idee der „Nachwelt", welche uns wie kühlender Abendhauch von dem drückenden Realismus der Mitwelt befreite. Wir erquickten uns an dem geistigen Schattenspiel dieser ewig frevelnden, sündigen Mitwelt, die von dem strafend ausgestreckten Rächerarm der Nachwelt verfolgt wird; wir schauten mit lebhafter Teilnahme dem eifrigen Treiben der vielen zu, die mit der Mitwelt gehen, und dem er-

bahnen Wandeln der wenigen, die sich nach der Nachwelt richten: wir ergötzten uns besonders mit behaglicher Ironie an der Doppelrolle, welche viele als Mitwelttler und zugleich Nachwelttler zu spielen haben, die in ihrem ernsten Charakter als Nachwelttler den Klapphut ihrer Bewunderung krampfhaft unter dem Arm zusammenpressen, wenn Bachs oder Beethovens königliche Schatten vorüber schweben, und doch als Mitwelttler ihre Höflichkeit nur Hausknechten des Elysiums zuwenden. Aber daraus sog unser Optimismus immer die köstlichste Nahrung, wenn wir inne wurden, daß Leben und Kunst auf ihren Bahnen einen steten Trieb nach Vollkommenheit, nach Vollendung bekunden, wenn uns aus Werken der Gegenwart ein Geist anhauchte, der uns zum Nachwelttler weiht, vor denen wir auch heute schon jenen Klapphut abnehmen und schwingen, Werke, die wie goldne Äpfel aus Freias Garten unter den mancherlei Süßigkeiten und Goldschaumnüssen am Baum der Zeit prangen. Ein solches Werk hat uns das vergangene Jahr gebracht, und wir Künstler dürfen ihm deshalb mit Fug und Recht ein fröhlich dankendes Scheidelied singen.

Es war von hoher Wichtigkeit, von schwer wiegender Bedeutung, daß es Richard Wagner gegeben war, seine „Meistersinger" zu vollenden. Zeigte ihn die ganze bisherige Entfaltung seines künstlerischen Schaffens als dazu berufen, die dramatische Tondichtung neuen Gestaltungswegen zuzuweisen, so war es von höchstem Wert, nachdem er eine Reihe glänzender Muster für die Behandlung tragischer Konflikte gegeben, auch für die heitre, ironische Wiederspiegelung gemütlichen Dichtens und Trachtens ein Beispiel von ihm zu haben. Als solches, als eine Wagnersche komische Oper, war das Werk wohl in seinem ersten Keim zu betrachten. Doch eine Fülle von tiefen Lebenserfahrungen, ein Reichtum von neugewonnenen Anschauungen, die schmerzlich stolze Empfindung einer ewig unausfüllbaren Kluft zwischen dem Künstler und der umgebenden Welt drängten sich seitdem wie in ein Asyl in den Rahmen dieser leichten komischen Oper, als der einzigen Form, in welcher sie zum Ausdrucke gelangen konnten und haben aus dem Hans Sachs einen Höhepunkt, ein Reifstes in Wagners Entwicklung gemacht. Die „Meistersinger" sind nun das Konterfei deutschen Wesens

geworden, wie es der Dichter in seiner Seele schaut und erlebt, mitleidet und mitlacht; sie sind eine Apologie des Künstlertums gegen das Philisterium, sie enthalten allen sprühenden Zorn und alles schallende Gelächter, welches dem Dichter in einem so wundersam bunten Leben die Afterkritik, die prahlende Stümperei, die Niedrigkeit der Kunstanschauungen erregte. Der stete und notwendige Kampf zwischen Alt und Neu in der Kunst, der gerade auf Wagners Leben so bestimmend einwirkt, ist in den Charakteren des jungen Edelmannes, Hans Sachs und der anderen Meistersinger mit unvergänglichen Zügen gezeichnet, und wir dürfen wohl behaupten, daß der gemilderte, ruhigere Wagner sich selbst zu der Figur des Hans Sachs gesessen hat, als der beste Studienkopf, den er für diesen Teil seines Gemäldes just finden konnte. Auch zu „Beckmesser" kennen wir die anregende Individualität unter den „berühmten Zeitgenossen", und wir haben unsere harmlose Schadenfreude daran, daß diese ästhetische Autorität[1] unter dieser Maske vielleicht länger den Reigen bekannter Gestalten mittanzt, als es ihr ohne Verkleidung vergönnt sein möchte. — Was die „Musik zu dem Sujet" betrifft, wie man es auch noch im neuen Jahre des Heils von Künstlern und Laien schlechtweg wird bezeichnen hören, so ist uns mancher Blick in die Partitur und in frohen Stunden manche gesungene Mitteilung aus bester Quelle zu teil geworden, und wir hegen mit so manchen Freunden und näher Eingeweihten von den ersten Biebricher Noten[2] an den Glauben, daß dies die dauerndste, volkstümlichste Schöpfung Wagners sein wird. Wer die Einleitung unter des Meisters eigener Leitung in der rechten Bewegung und mit der entsprechenden Verteilung von Licht und Schatten gehört hat, welche schwer zu treffen ist und fast überall verpfuscht wird, der kennt die Oper, der weiß, wie alles

[1] Die Anspielung auf Hanslick ist hier deutlich; tatsächlich hieß der Merker in dem Dichtungsentwurf des Jahres 1861 „Veit Hanslich" sie; viel witziger und boshafter ist eine mündliche Tradition, nach der Wagner den Merker als „Hans Lick, ein Schreiber" habe bezeichnen wollen. Ein Nachklang davon wäre dann die Stadtschreiberwürde Beckmessers.

[2] In Biebrich am Rhein begann Wagner mit der musikalischen Ausarbeitung des Werkes.

übrige werden mußte. Wir freuen uns darauf, demnächst eingehende Schilderungen der veröffentlichten Partitur mitzuteilen und noch mehr, die Gewißheit aussprechen zu dürfen, daß das Werk im Frühling dieses Jahres in München zur Aufführung kommen wird.

Hierbei finden wir zugleich den Punkt, wo wir an den vorjährigen Neujahrsartikel des verehrten Redakteurs dieses Blattes anzuknüpfen vermögen, um unser heutiges Wort als Glied in der Kette zu dokumentieren. Es war dort unter drei Wünschen, die an so manches deutsche Märchen erinnern, auch der sehnlichste hervorgehoben, daß sich eine deutsche Stätte bieten möchte, an welcher praktisch das Werk fortgesetzt würde, welches einst Liszt in Weimar begonnen. Diese Stätte ist jetzt gesichert: sie heißt München. Jede staatliche und künstlerische Gewähr dafür bietet der tatkräftige Wille eines musikbeseelten Monarchen und das einmütige Zusammenwirken der artistischen und verwaltenden Leitung unter Bülow und Perfall.[1] Schon die nächsten Zeiten werden Zeugnis von dem günstigen Umschwunge geben, welcher durch das einheitliche Walten zweier Männer erfolgen muß, welche nicht allein Kapazitäten, sondern auch Charaktere sind. Wie bedingt auch von Glück und Verhältnissen die erstrebten Erfolge sein mögen, wir begrüßen mit innigster Genugtuung die Bürgschaft, welche in der freundschaftlichen Beziehung dieser beiden ehrenhaften Namen gegeben ist, daß fortan München wieder einmal ein Ausgangspunkt werde für ein Ausüben der Kunst um der Kunst willen, des Schönen dem Schönen zu Liebe, zu ewigen, nicht zu eitlen, vergänglichen Zwecken, und wir laden die flüggen, freizügigen Leser unseres Blattes schon heute mit frohem Mute zur Teilnahme an der Lust unseres Frühlings ein, der auch der Kunst ein Frühling zu werden verspricht.

[1] Karl von Perfall geb. 1824, heute noch Hofmusikintendant in München. Leider erfüllten sich die von Cornelius ausgesprochenen Hoffnungen nicht Vgl. Bülows Brief an Raff. 13. April 1869.

„Die heilige Elisabeth" von Franz Liszt.

Erinnerung an die Gründungsfeier der Wartburg.

Almanach des „Allg. d. Musikvereins". Erster Jahrgang 1868. S. 137—144.

Es gehört Mut dazu, ein Künstler zu sein. Wer im bürgerlichen Leben durch redliches Wirken seinen Platz ausfüllt, den darf niemand ungestraft auf offner Straße mit Beleidigungen überhäufen. Wer aber mühsam den steilen Pfad zum Parnaß erklimmen will, muß darauf gefaßt sein, auch von den Unberufensten und bedenklichsten Schwätzern jede Schmähung, jede Verunglimpfung zu ertragen. — Sowie der Bedeutendsten, so auch der Mutigsten einer unter den Künstlern unsrer Tage ist Franz Liszt. Vom ersten Tage seiner öffentlichen Laufbahn an brachte Liszt nicht nur die besondere Befähigung mit in die Schranken, sondern auch den moralischen Mut, die künstlerische Überzeugung und das Einstehen für sie vor aller Welt. Es gehörte Mut dazu, die großen Sonaten von Beethoven in die Konzertprogramme aufzunehmen zu einer Zeit, wo diese Werke noch bei einer sehr überwiegenden Majorität wirklicher Musikkenner — der damaligen Schwätzer nicht zu gedenken — für verrückt und hirnverbrannt gehalten wurden. Es gehörte Mut dazu, die Tanzszene von Berlioz zu spielen, von der eine Autorität wie Rossini gesagt hatte, daß dieser junge Mann alles machte, nur keine Musik. Es gehörte Mut dazu, das Konzertstück von Weber einem klassisch gesinnten Pariser Publikum vorzuführen, das durchaus nichts von einem Mr. Weber wußte. Wir brauchen es nicht aufzuzählen: es gehörte Mut zu „Tannhäuser" und „Lohengrin", Mut zum „Benvenuto Cellini". Mut und Begeisterung zu all den reichen und kühnen künstlerischen Taten, bei deren Ausführung Liszt wie kaum ein andrer mit Hohn und Verkennung zu ringen hatte. Es gehörte endlich der entschiedenste Mut der Seele dazu, von dem Thron des allbewunderten Virtuosen herabzusteigen und im Ringen nach hohen geistigen Zielen Studien vor den Augen eines Publikums zu machen, das sich so ungern in seiner Bequemlichkeit gestört sah, Liszt ein für allemal

als Virtuos bewundert und abgetan zu haben, und ihn noch einmal als Tondichter von Anfang an studieren sollte. Wenn nun Liszt seit einer Reihe von Jahren eine immer wachsende Schar von Verehrern für seine Tondichtungen begeisterte, wenn er weiteren Kreisen auch da, wo man seinen Orchesterkompositionen beharrlich die Aufnahme streitig macht, doch durch seine Klavierwerke, die zur Zeit in keines geachteten Virtuosen Repertoire mehr fehlen, rühmlichst bekannt wurde und selbst dem kühlsten Teilnehmer an den Kunsterscheinungen durch die Unabläßigkeit seines Ringens Achtung abzwang, so sahen alle unparteiischen Kunstfreunde und zunächst die Teilnehmer an dem Meininger Musikfest mit gespannter Erwartung seinem neuesten größeren Werke, der „Legende von der heiligen Elisabeth", entgegen, über welches seit seinem ersten Erscheinen in Pesth und München schriftlich und mündlich nur die günstigsten Urteile ins Publikum gedrungen waren, indem Gegner und Freunde der Liszt'schen Muse übereinstimmten, daß hier Liszt endlich mit einem so gereiften stilvollen Werk aufgetreten sei, daß es die sonst auseinandergehenden Meinungen über sein geistiges Schaffen zu seinen Gunsten in Beifall und Zustimmung vereinigen müsse. Nach den erhebenden Tagen des Musikfestes in Meiningen, von denen her so manches Tongemälde des vielseitigen Meisters sein treu bewahrtes Spiegelbild in der Seele vieler Hörer zurückgelassen hatte, war nun in Eisenach eine hochansehnliche Schar von Musikern und Musikfreunden versammelt und harrte Liszts Elisabeth entgegen, die zur achthundertjährigen Gründungsfeier der Wartburg aufgeführt werden sollte, zu welchem feierlichen Zweck Liszt das Werk seit einem Dezennium, nach mancherlei Unterbrechungen, ausgeführt hatte. Alles war gespannt, die meisten wohl durch das Fest schon freudig erregt, die Freunde riefen es sich im Begegnen wie eine Losung zu: heute die Elisabeth! —

Liszt ist Gelegenheitsdichter im Sinne Goethes; in der ganzen Reihe seiner Tondichtungen ist fast überall der engste Bezug auf seinen Lebensgang nachzuweisen. Es ist nicht jener Tiefsinn in ihm vorherrschend und bestimmend, mit welchem andre ein Urbild des Schönen in sich erschauen und es vom Leben unbeirrt, ja dem Leben zum Trotz, reiner und reiner zu gestalten streben. Ihn muß

das Leben zum Schaffen reizen und anregen, es muß zu rechter Zeit die Frage an ihn stellen, und er wird, frisch in sein Inneres greifend, die rechte Antwort geben. Seiner Kraft und seines Geistes sich bewußt und durch sein Spiel im Besitz des Mittels vollkommenster Darstellung seines Inhalts, würde er in erregten Stunden alle Fülle seines Gemütes nur den Freunden am Klavier ausströmen, aber das Leben bringt ihm die Momente entgegen, wo, wie wir sagen möchten, seine Stimme nicht mehr ausreicht, zu einer großen Menge zu reden; er verdichtet sein Material, das Orchester wird sein Klavier, sein bei fröhlichem Mahl aus Brot geknetetes Figürchen wird Tonmodell und Marmorstatue, wobei das vornehmere Material einen rückwirkenden Einfluß auf die Gestaltung seines Gedankens übt, wenn auch der Kern schon im ersten Entwurf gegeben war. — Die Schaumblasen des Weins werden zu Perlen, Etuden zu sinfonischen Dichtungen, sein Gebet im stillen Kämmerlein zur Graner Messe. So entstanden seine ersten Klavierphantasien, in welchen bei allen Symptomen der Sturm- und Drangzeit dennoch Liszt als epochemachender Harmoniker schon ganz da ist, aus dem naheliegenden Lebensbedürfnis, den Überschuß an virtuoser Kraft, der sich da plötzlich, weit über alles geistig Geforderte, entwickelt hatte, in die entsprechenden Formen zu fassen: reizende Sängerinnen gesellten sich dem fahrenden Virtuosen — da erblühten ihm Lieder auf den Wanderpfaden. Das welterschütternde Jahr 1830 macht ihn zuerst zum Sinfoniker, es begeistert ihn zu einer Sinfonie, aus der sich nur die Keime zur »Héroide funèbre« erhalten haben. Wenn wir „Tasso“ und „Mazeppa“ in ihren ersten Gestaltungen, sowie die sinnigen „Bilder aus den Wanderjahren“ Reiseeindrücken verdanken, so sind gewiß die »Préludes« und die „Bergsinfonie“ eben sowohl durch die persönliche Bekanntschaft mit den Dichtern Hugo und Lamartine als durch ihre betreffenden Dichtungen vermittelt. Seit Weimar können wir vollends diesen Zusammenhang zwischen Leben und Dichtung Schritt für Schritt verfolgen. Die Männerquartette „Mehr Licht“ und das zauberisch wirksame „Über allen Gipfeln“ von Goethe sind wie die ersten Begrüßungstöne, welche ihm das dortige Leben entlockt. Zum Herderfest

entstand der „Prometheus“, die „Festklänge“ zum Jubiläum der hochverehrten Maria Pawlowna, zum Goethe- und Schillerfest die „Faustsinfonie“ und die „Ideale“, und was konnte diese reiche Kette von Beziehungen schöner abschließen, als ein Werk, in welchem eine heilige Volksheldin dieses Thüringens, welches den gereisten und geklärten Liszt dem deutschen Genius wieder in die Arme führte, besungen und verherrlicht wurde! Wir erkennen und empfinden mit Freuden den schönen Zusammenhang in Leben und Kunst, der darin liegt, daß Liszt das ruhigste und klarste Werk seines Lebens demselben erlauchten Hause als Weihegesang der Wartburg darbringt, welches, seit seinem Bestehen der Förderung geistiger Interessen hingegeben, auch ihm die Muße, die Möglichkeit verliehen hatte, für sich und andere höchste Ziele zu erstreben, ja zu erreichen. Die ersten Anfänge der „Elisabeth“ blühten dem Tondichter noch mit jenen wilden Reben ins Fenster, die sich an seinem Studierzimmer auf der Altenburg emporrankten, und der Jagdgesang des Landgrafen mochte ihm wohl in einsamem Schlendern durch jenes Webicht eingefallen sein, wo einst Frau Holle ihr Wesen trieb. Als ihn dann sein Lebensgeschick in entlegene Fernen führte, war sein Werk ihm ein gutes Geleit, ein Band, das ihn an die Stätte seiner erfolgreichsten Wirksamkeit fesselte. Das Band zog ihn zurück, denn wir durften mit Freude Zeuge des Festes auf der Wartburg sein, wo der Meister selbst sein Werk leitete, wo in dem vollkommen schön in mittelalterlichem Stil hergestellten Sängersaal eine glänzende Versammlung Haupt an Haupt diesen Tönen lauschte, wo ein David, Reményi und Kömpel[1] die ersten Geigen führten, Frau Diez und Feodor von Milde[2] die Hauptpartien unübertrefflich sangen, die Chöre unter Müller-Hartungs[3]

[1] Drei Meister der Violine: Ferdinand David 1810—1873, durch seine Leipziger Tätigkeit weit berühmt; Eduard Reményi eigentlich Eduard Hoffmann 1830—1898, namentlich als Wandervirtuose bekannt geworden; August Kömpel 1831—1891.

[2] Hans F. v. Milde, Cornelius' Freund und Gemahl der von dem Meister so hoch verehrten Rosa, der erste Tekramund und Cid 1821—1899. Vgl. Briefe von Peter Cornelius an Feodor und Rosa v. Milde, Weimar 1901.

[3] Karl Müller-Hartung (geb. 1834), Begründer der Weimarer Musikschule (1872).

Leitung Vorzügliches leisteten, und wo dann ganz wie in den guten alten Zeiten der thüringische Herzog und sein erlauchtes Ehegemahl nach allen Seiten hin mit den Gästen in freundlicher, wirtlicher Weise verkehrten, während Liszt mit seinem freudig erleuchteten Antlitz vielleicht im stillen seiner Schutzheiligen dankte, die ihm nach so manchen mühsamen Weltfahrten wieder einmal einen fröhlichen thüringischen Abend bereitete.

Liszt wurde zu der besondern Form der Elisabeth, zu dieser Folge von Bildern aus dem Leben der Heiligen, durch eine der unseren nahe verwandte Kunst angeregt, durch die Malerei. Es sind die poesievollen Kompositionen von Moritz Schwind, an welche Liszt seine musikalische Gestaltungsweise des Stoffes anlehnte. Wir dürfen wohl sagen, daß, wenn Moritz Schwind neben so manchen Zügen, die in seinen Bildern lebendige Eindrücke aus den musikalischen Romantikern, besonders Weber, verraten, eines seiner sinnigsten Bilder aus der Klavierphantasie Beethovens mit Chor herausgedichtet hat, Liszt wiederum die Musik mit dem vollsten Erfolg aus den Anschauungen der Schwesterkunst bereicherte. Wir begegnen auf den geistigen Pfaden Liszts öfters solchen Momenten, wo er neben der Poesie auch aus der edlen Malerkunst seine schönsten Eingebungen schöpft. So begeistern ihn Kaulbach zur „Hunnenschlacht", Cornelius[1] zu den „Seligkeiten", und die äußerst glückliche Einteilung seiner Faustsinfonie in drei Porträtsätze ist durch die Anschauungen der Typen hervorgerufen, in welchen Ary Scheffer[2] die drei hervortretendsten Charaktere in Goethes Gedicht zu verkörpern wußte. In Übereinstimmung mit dieser Art ihres Entstehens trägt die „Elisabeth" von Liszt vorwaltend den Eindruck des Malerischen an sich; das Werk übt vornehmlich durch die Farbe, durch Licht und Schattengebung einen Zauber auf uns aus. Ganz in der Art wie in Friedrich Prellers[3] Odysseebildern ist das Landschaftliche überwiegend, ohne daß dabei die Figuren bloß als Staffage behandelt wären. Durch eine meisterhafte und völlig nur ihm persönlich eigne Feinheit in der

[1] Natürlich Peter von Cornelius, der Oheim unseres Meisters.
[2] Ary Scheffer 1795—1858, Maler, Freund Liszts.
[3] Der berühmte Landschaftsmaler 1804—1878.

Harmonisierung und in der Wahl der Klangfarben seiner Orchestration weiß Liszt jedem einzelnen Bilde einen Grundzug von Stimmung zu geben, der jeder einzelnen Abteilung in der Tat den Charakter eines Gemäldes aufprägt. Das erste Bild, das Zusammentreffen der bräutlichen Fürstenkinder, ist ganz von Sonnenschein durchdrungen und erwärmt. Alles ist von einer durchsichtigen, reinen Luft umgeben. Das fröhliche „Willkommen!“, des Landgrafen herzlicher Empfang, des Magyaren ritterlich treues Wort, der kosende Schwarm der spielenden Kinder, alles ist durch die eigentümlichste Mischung von Harmonien und Klangfarben in ein festliches, glitzerndes Sonnenlicht gehüllt, und wiederum dient doch dieser ganze Farbenreichtum nur dazu, die beiden Kinder in das rechte Licht zu setzen, welche nur durch wenige Worte voll der lieblichsten Einfalt geschildert sind. Das zweite Bild ist eine erquickliche Waldlandschaft mit einem vollblühenden wilden Rosenstrauch im Vordergrund. Duett und Chor des Rosenwunders sind ein reich hervorquellender Born schöner wohltuender Musik; dem Eindruck dieses edlen und aus einem von keiner Aufklärung zu vernichtenden Wunderglauben des Gemüts entsprossenen Stückes wird sich kein fühlender Mensch, wes Landes und Glaubens er sei, entziehen können. Achtung und Bewunderung für alles Schöne, das frühere Zeiten uns gegeben; aber hier ist auch einmal ein in seiner Art Höchstes und Unübertreffliches gefunden, wenn auch der Autor nicht von dem Vorwurf loszusprechen ist, daß er noch unter uns lebt. Das dritte Bild ist ganz Burghof, mit gewappneten Scharen und wehenden Fähnlein gefüllt; auf den Gesichtern der Kreuzfahrer ist ein eignes Gemisch von heiliger Begeisterung und Lust zu Kampf, Abenteuern und Wanderung. Ergreifend hebt sich von dieser Umgebung das Bild der scheidenden Gattin und der beiden Kinder ab, die mit den paar Terzengängen der beiden Klarinetten so geschwisterlich lieblich gemalt sind. Der fünfte Teil, die Vertreibung Elisabeths mit ihren Kindern von der Wartburg, ist ein stürmisches Nachtgemälde; die Figuren sind nur vom Zucken der Blitze erhellt, welche gleich nach dem Anfang in dem zornigen E-moll-Motiv der Bässe auflodern. Um so edler treten in dieser Rembrandtschen Beleuchtung die Züge der Dulderin hervor, deren persönliches Motiv,

das Hauptmotiv des ganzen Werkes, gedrückt und klagend unter der Laſt chromatiſch aufſtürmender Harmonien erſcheint, bis es zuletzt in ſchmerzlicher, aber ungebrochener Haltung wieder über den nur noch leiſe nachgrollenden Lauten des Sturmes ertönt. Es bildet den Übergang in das fünfte Bild: Eliſabeth und die Armen, den hervortretendſten, vollendetſten Teil des Ganzen. Hier ſehen wir zunächſt die anhaltenden lyriſchen Studien Liſzts in ſeiner ſpäteren Zeit vom vollſten Gelingen gekrönt. In der großen Geſangsſzene der Eliſabeth iſt nicht der leiſeſte Kampf des dichtenden Inſtrumentaliſten mit der geſanglichen Wiedergabe des Wortes mehr zu bemerken, bei ſtrenger, ausdrucksvoller Deklamation iſt dennoch zugleich ein dem Sänger völlig zuſagender, dankbarer Stimmenſatz und eine fein berechnete Dynamik des Orcheſters entwickelt, die dem Vortragenden die Wirkung ſichern und im Munde einer Sängerin wie Frau Dietz zum nachhaltigſten Eindruck ſich ſteigern. Der Chor der Armen iſt ein Stück, für das man keinen Vergleich hat, es ſteht einzig da und erringt wohl unter den Einzelheiten des Oratoriums den Preis. Dieſe dumpfen, trüben Klänge ſind wie Nebelſtreifen, die ſich über das öde Haideland breiten, auf welchem Eliſabeths Hütte ſteht. Es iſt, als ob alle Not, alle Sorge des Lebens ſich in den Rahmen dieſer hundert Takte dränge. Man lauſcht mit angehaltenem Atem, mit gepreßtem Herzen und iſt von einem Freudenſchauer durchſtrömt, wenn aus dieſem ſchmerzlichen Geſang das Lob der Heiligen ſich erhebt, als würden dieſe Armen zu Engeln, welche die Schweſter grüßen Eliſabeths Tod und der Engelgeſang zum Schluß vollenden dies Bild, das an Macht der Charakteriſtik und tiefem Gemütsausdruck an die alte niederrheiniſche Schule erinnert. Das ſechſte Bild zeigt eine alte deutſche Stadt mit gotiſchen Türmen als Hintergrund zu dem Beſtattungszug der Heiligen. Aus dem immer wachſenden Zuſammenklang der Glocken, des Chors, des Orcheſters, der Orgel erhebt ſich das perſönliche Motiv der heiligen Heldin, zum volkstümlichen Kirchenliede geworden, und gewährt unmittelbar die volle Empfindung eines Hergangs, der ſich außerhalb des Kunſtwerks nur in langen Jahren vollzieht: Kampf, Leiden und Sieg einer großen Perſönlichkeit zum Herzblut in der Bruſt der Menſchheit werden

zu sehen. Wir verließen den Saal mit der innigsten Befriedigung, daß es Liszt, dem Deutsch-Ungar, gegeben war, der heiligen Volksheldin der Ungarn und Deutschen ein so dauergewisses, herrlich tönendes Denkmal zu setzen.

Eine Aufführung der „heiligen Elisabeth".

Süddeutsche Presse, 13. Mai 1868, Abendblatt.

München, 11. Mai. Die gestrige Aufführung der „Elisabeth" von Franz Liszt im Residenztheater legte ein glänzendes Zeugnis dafür ab, daß die alte Tugend des Hauses Wittelsbach: „Schönes zu wollen und zu schaffen" nicht erstorben, sondern im vollen Fortblühen begriffen ist, und veranlaßt uns, im Verein mit den beiden andern Gaben, welche derselbe Tag in der Mozart-Matinée der Musikschule und der Missa: »Assumpta est« von Palestrina in der Hofkirche bot, das behagliche Schweigen des Genießens zu brechen und auch wieder einmal „Danke!" zu sagen. — Jede einzelne Leistung eines noch so geübten, fein gegliederten und richtig geleiteten Kunstkörpers — und die gestrige war eine nahezu vollkommene — hängt mit ihrem zarten Gewebe ineinander greifender Bedingungen von der Gunst und Ungunst des Augenblickes ab; der Grund aber, auf welchem die Einzelerscheinungen ruhen, ist unabhängig davon; er ist der Quell, der Born, die einzelne Tat ist die aus ihm ergossene Welle, und zu ihm wendet sich das Nachdenken, ja Nachdanken für die geistige Stärkung durch das Kunstwerk. Der Grund des gestrigen schönen Musiktags und Musikabends ist die künstlerische Gesinnung und der Wille des Monarchen. Wir waren wohl nicht die einzigen, welche beim gestrigen Konzert die lebhafte Empfindung hatten, daß in solchen Aufführungen ein neuer Boden für musikalisches Leben und Werden geschaffen ist. Die Zuhörer waren gleichsam Gäste des Königs. Wir sahen größtenteils Zöglinge der Musikschule, denen hier in einer künstlerischen Atmosphäre, die frei gehalten ist von Dunst und Nebel aller Rücksichten und Leidenschaften, die sich im großen Publikum immer entwickeln werden — ein freies volles Einatmen rein künstlerischer

Eindrücke vergönnt ist, denen hier in Geist und Ausführung ein Vollkommenes, eine Studie ohne Schulzwang geboten wird, wie wir es so erfreulich und befruchtend in Sinn und Form früher noch nicht erlebt haben. Die schmucken Räume des Residenztheaters, dessen nur mäßig besetzte Logen und Parket mehr durch Toiletten des Geistes als durch Pariser Moden glänzten, und die von zwei Kronleuchtern nur mild erhellte Bühne, von einem geistig erregten und gespannten Personal gefüllt, glichen in der Tat mehr einem Familienkreis als einem Konzertsaal. Auch die Wahl des Gegenstandes war eine den Lehrzwecken der Schule im höheren Sinne entsprechende. Die „Elisabeth" von Liszt hat sich die Gunst des großen Publikums noch nicht zu erwerben gewußt, sie zieht die Masse nicht an, und teilt damit das Schicksal anderer bedeutender Werke, von denen die Mutter und Großmutter der heutigen „Masse" sich auch nicht angezogen fühlte. Da ist denn mit allem Recht und mit rechter Beharrlichkeit dem edlen Werke in den Räumen des Residenztheaters, wie in einer Glyptothek neuerer Art, ein Platz angewiesen worden, in dem es dem Studium der jungen Künstlergeneration dargeboten wird, ohne deshalb die „Masse" auszuschließen. Abgesehen von dem geistigen Inhalt und dem Mute des Neuen, aus welchem die Musik vor allem bisher ihren Atem gesogen, den Liszt in diesem Werke bewährt, indem er ohne Rokokofugatos und Zopfrezitative seine Stimmungsbilder in neuer Gestaltungsweise, an Wagner anlehnend, aus den Keimen seiner Motive entwickelt, seine Landschaften ohne die stereotypen griechischen Tempel oder gotischen Trümmer malt — zeigt er sich in diesem Werk als der bedeutendste Koloriſt unserer Zeit. Liszt sagt wohl unter Freunden einmal: „Ihr rühmt meine Virtuosität? Nun, ich habe auch früher angefangen und mehr geübt als die andern." Ganz so wiederholte es sich mit seinen Studien als Instrumentalist. Nach seinem — wie man sagen möchte — angeborenen Partiturstudium, nach einer Erziehung seines Ohrs für Klangwirkung, wie er sie in seinen Transkriptionen vom Ave Maria Schuberts bis zur neunten Sinfonie darlegte, nach einem Studium der Tonbildung und des Anschlags am Piano, das ihn befähigte, einen einzelnen Ton etwa zehn- und zwölfmal hintereinander in völlig verschiedenen Aus-

drucks- und Stärkegraden vernehmen zu lassen, so daß, als er einst Chopin bei einer eben vollendeten Etude traf, er diesen eminenten Virtuosen in Erstaunen setzte, als er ihm das Klavierstück etwa ein halb dutzendmal und jedesmal mit ganz verschiedener Tonfärbung vortrug — alles dieses brachte ihn mit einer ebenso vornehmen als geräumten Organisation an das Dirigentenpult, an welchem er über zehn Jahre lang neben der Ausführung von älteren und gleichzeitigen Orchesterwerken mehr als irgend ein Komponist der Neuzeit an den eigenen Arbeiten die Wirkung der Tonfarbe studieren konnte, und in rastlosem Umarbeiten, Feilen und Wiederhören die Meisterschaft errang, die heute, wenigstens in diesem Zweig des Könnens, auch seine Gegner an ihm gelten lassen müssen.

Ohne auf die Details der Ausführung näher eingehen zu können, die sich unter dem geistvollen Stab des rastlosen Bülow und dem stets innigeren Befreunden des Orchesters und Chors mit dem Werke wohl zu den vorzüglichsten gestaltete, welche es bisher in München erlebt hatte, so können wir nicht umhin nach Erwähnung der trefflichen Leistungen des Voglschen Künstlerpaares,[1] der Herren Fischer und Bausewein,[2] dem allgemeinen Enthusiasmus Ausdruck zu leihen, welchen Frau Diez als Trägerin der Hauptpartie hervorrief. Wir hörten die Partie jedesmal und zuletzt beim Wartburgfest in Eisenach mit wahrer Freude von dieser einzigen Künstlerin, doch diesmal müssen wir unseren Schmerz aussprechen, daß nicht tausende zugegen waren, um sich an der ewigen Jugend der Stimme und des Gefühls zu erfreuen, die aus ihren Tönen erklang. Und das war dieselbe Frau, welche noch jüngst in Steubs artigem Lustspiel einem Lang und Sigl den Preis urwüchsiger Komik und Natürlichkeit streitig machte! Ja, lernt von ihr, junge Künstler! lernt, so lange sie da ist; denn von dieser Harmonie der Mittel ausübender Kunst, wie sie hier geboten ist, gibt es leider keine Partituren, die Ihr zu Hause nachschlagen könnt.

[1] Heinrich Vogl 1845—1901 und seine Frau Therese geb. 1845, als Tristan und Isolde hochberühmt.

[2] Kaspar B., wirkte ausschließlich in München und starb daselbst als Kammersänger im November 1903.

„Die Meistersinger" von Richard Wagner.

Süddeutsche Presse, 20. Juni 1868, Abendblatt.[1]

Die Meistersinger sind da; sie sind eine Tat, sind Wirklichkeit geworden; sie sind aus dem stummtönenden Leben der Partitur, des Klavierauszugs, in Geist und Blut der Ausübenden gedrungen, sie sind bereits ein Stück Leben vieler trefflicher Künstler geworden und werden, des sind wir gewiß, fortan ein immerblühendes Dasein im deutschen Kunstbewußtsein behalten. Die Proben sind bis auf die Generalprobe beendet, täglich mehrt sich die Zahl derer, die von ferner kommen, das Werk zu sehen, und bereits an den Proben mit dem engeren Kreis bevorzugter Kunstfreunde teilnahmen. Da dem Publikum diese im Interesse jedes größeren neuen Werkes wünschenswerte Teilnahme nicht gestattet sein kann, so wagen wir die Indiskretion zu begehen, manches aus diesen Proben zu erzählen, um in etwas den unvergeßlichen Eindruck zu vergegenwärtigen, welchen die szenische Verwirklichung des Werkes unter des Meisters Hand in der Erinnerung aller Teilnehmenden zurückließ. — Da fällt denn unser Blick unwillkürlich zuerst auf den Meister selbst. Was den Auserwählten unter den Berufenen vor allem kennzeichnet, ist das schlangenzähe, zuckende Leben in diesem Geist, in diesem Wesen. Wir haben das historische und erlebte Beispiel großer geistig Produzierender, die, entweder durch das zwingende Leben oder durch beklagenswerte organische Mängel, wieder aber auch durch Scheu, Vornehmheit oder Gleichgiltigkeit gehindert, unwillig oder unfähig waren, ihren Werken den Prometheusfunken wirklichen, atmenden Lebens zu verleihen. In Wagner ist Seele und Körper geistigen Hervorbringens in unvergleichlicher Weise vereinigt. Er ist ein Baumeister, der überall ist; um seinen Riß bis ins kleinste vollendet zu sehen, ist ihm kein Gerüst zu hoch, kein Gewölb zu tief, er nimmt dem Bauführer die Zeichnung, dem geringsten Gesellen den Meißel aus der Hand, um sein innerstes Leben in jeden Stein zu hauchen, welcher dem Bau zugefügt wird. Es ist die rückhalt-

[1] Am Vorabend der Aufführung, die am 21. Juni stattfand. Das Konzept, datiert vom 18. Juni, ist noch vorhanden und weist keine Varianten auf.

lose Hingebung, es ist die Liebesglut und der Liebeswahn, es ist die edle Unermüdlichkeit, es ist dies nachtwandelnde, traumhafte Versenken in sein Kunstgebilde, diese Kraft des hohen Flugs über die fesselnde Wirklichkeit, die ihm keinen Augenblick versagt, welche im Verein mit der zeugenden Kraft seines Geistes ihn zu einem großen Meister unter den Bedeutenden macht. Kaum sahen wir ihn eben noch mit Bülow über ein Tempo, mit Betz über eine Gebärde verhandeln, so steigt er ins Orchester hinab, um sich mit der Tuba über eine breit vorzutragende Themavergrößerung zu verständigen; kaum hat er zwei Lichter wieder auslöschen lassen, die ihm in der Straßendekoration des zweiten Aktes zu früh in die Dämmerstimmung der ersten Szenen hineinleuchteten, kaum Herrn Schlosser es vorgestürzt, wie er aus dem Fenster auf Beckmesser losstürzen muß, und Herrn Hölzel eine Malice gegen Hans Sachs vorgestammst, so tröstet er das angestrengte Orchester durch die Aufmunterung: „Fräulein Mallinger möchte diese Stelle noch einmal! Wer könnte Fräulein Mallinger widerstehen!" Und wenn nun alle die tausend Mühen im glücklichen Abschluß der Proben ihr Ende finden, dann weiß Wagner mit einem Ton und in Worten seinen Dank auszusprechen, dem nur ein begeistertes dreimaliges Hoch die rechte Antwort geben kann, wie es gestern aus der Masse des Personals ertönte, unter dem wohl kein einzelner war, dem nicht die Mühen der Arbeit manchen Stoßseufzer, manchen ermunternden Kraftspruch gekostet hätten.

Da wir einmal das Personal genannt, können wir nicht umhin, unsre Indiskretion vom Dichter auf seine Gesellen auszudehnen. Die Aufführung der „Meistersinger" am Sonntag wird ein künstlerisches Ereignis sein, wie es bis jetzt noch kein Publikum der Welt erlebte. Wer einen Blick in den Klavierauszug geworfen, wer auch nur annähernd weiß, was es heißt, gut musikalisch zu sein, gut treffen, gut Takt halten, der weiß auch, daß die Forderungen an diese Fähigkeiten in den „Meistersingern" weit über alle Linausgehen, welche bis jetzt in irgend einem musikalischen Werke gestellt wurden.

Alle jene Tugenden sind hier nebenbei, als sich von selbst verstehend, gefordert, wie anständiges Gehen, Bewegen und Sprechen im geselligen Leben. Zu einem Orchester, welches mit einer Fülle

ungebrauchter Farbenmischungen jeden leisen Wechsel der Stimmung, jedes Zucken der Brauen, jedes Drohen oder Winken der Hand malt, hat hier die melodische Phrase des Sängers dem lebhaften Dialog eines Lustspiels durch alle Windungen des Humors mit seinem Wiegen zwischen Lust und Wehmut, jeder kleinsten neckischen Falte des Witzes und Spottes zu folgen. Wenn man die vollkommenste Erfüllung dieser künstlerischen Forderungen durch die Münchener Besetzung der „Meistersinger" als ein erstes derartiges Ereignis in der Kunstwelt mit freudigem Lob anerkennen muß, so erfüllt es mit einer nicht geringeren sittlichen Befriedigung, das aufopfernde Entgegenkommen zu rühmen, mit welchem diese Schar von Künstlern den Meister erfreute, die Selbstlosigkeit, den eifrigen Willen, den reinen Trieb des Schönen hervorzuheben, welcher alle zu gleicher Hingebung beseelte und einzig ein so glänzendes Resultat ermöglichte. Indem wir von den Solopartien die Namen Diez, Mallinger, Betz, Hölzel, Nachbauer, Schlosser, Bausewein, Fischer, für das Orchester nur Hans von Bülow, für den Chor Hans Richter hier verzeichnen, fühlen wir uns fast zur Würde des Historikers erhoben, indem wir überzeugt sind, daß diese Namen in ihrer Gesamtleistung eine Epoche der dramatischen Kunst eröffnen, von welcher Richard Wagner in seinem Schlußdank an das Personal ohne Überhebung behaupten konnte: daß, wenn man vielleicht nicht mit Unrecht der Oper den Vorwurf gemacht habe, daß sie das deutsche Schauspiel verderbe, das Beispiel einer deutschen Oper, wie wir sie heute bieten, auch der günstigsten Rückwirkung auf das Schauspiel gewiß sein dürfe.

Noch ein Wort von dem Werke selbst. Gewiß bedürfte es unserer Zeilen nicht, es einer Aufmerksamkeit zu empfehlen, welche seit langer Zeit seiner ersten Aufführung mit größter Spannung entgegensieht. Doch haben wir in größeren Blättern nicht eben mit jener Hochachtung an das Werk erinnern sehen, welche wir für einen Meister wie Richard Wagner für schicklich halten. So hat z. B. die Allgem. Augsburger Zeitung bis jetzt nur mit der einen Bemerkung davon Notiz genommen, daß es ganz besonders kräftige Lungen erfordere und sechs Stunden lang dauern werde. Solchen Freundlichkeiten gegenüber sind vielleicht einige

erklärende Andeutungen nicht ganz am unrechten Platz. Das Einstudieren der Oper, die vielen Proben, welche bei der gesteigerten Schwierigkeit des Werkes nötig waren, legten allerdings allen Ausübenden große Anstrengungen auf. Nun aber das Ganze einmal geht, nun das so überaus feingegliederte Zusammenwirken aller Einzelkräfte erreicht und befestigt ist, nun wird keine einzige der Partien eine bedeutendere Anstrengung für die Sänger bieten, als andre große Opern von Spontini, Meyerbeer, Weber oder Lachner.[1] Was aber die Dauer betrifft, die sich doch wohl auf fünf Stunden beschränken wird, so müssen wir es eben auf das wunderliche Erlebnis ankommen lassen: daß man auch einmal fünf Stunden lang einer dramatischen Handlung mit den nötigen Pausen wird beiwohnen können, ohne sich ermüdet, ohne sich erschöpft zu fühlen. Wir wagen es keklich, dies Erlebnis einer überwiegenden Mehrzahl des Publikums vorauszusagen. Die beiden ersten Akte fliegen ohne alle Längen, bei der lebendigsten Handlung und Musik wie im Rausch vorüber. Wenn dann nach dem Siedepunkt des zweiten Abschlusses ein Moment der Ruhe, des Besinnens in der ersten Hälfte des dritten Aktes sich geltend macht, der aber gerade durch die musikalischen Gipfelpunkte des Ganzen ausgefüllt wird, so wird jeder, der selbst in dieser ersten Hälfte des dritten Aktes mit weniger Spannung dem Enthüllen der tiefsten Innerlichkeit des Dichters folgen mochte, sich alsbald durch die festlich rauschenden Klänge des Schlusses wieder erhoben, wieder elastisch fühlen und sich dem Vollgenuß eines musikalischen Bildes hingeben, wie es an Farbenglanz, an festlich strahlender Beleuchtung noch nicht geboten wurde. Unter den Musikern, welche die lieben „Noten“ nicht vergessen können, wird bei aller Anerkennung eines großartig stilvollen Werkes manches Für und Wider über Einzelheiten, manches „Merkerwort“, manches „Versunken“ laut werden und auch Rothners: „Ich verstand gar nichts davon“ wird nicht ausbleiben; das Publikum aber und, um es lieber beim rechten Namen zu nennen, das deutsche Volk wird früher oder später wie in einem Spiegel in dies Werk schauen und sich für alle Zeiten hier gemalt

[1] Gemeint ist Franz L. 1803—1890, der Vorgänger Bülows in München.

sehen in Lieb und Lust, bei Fest und Tumult, in Kirch' und Singeschul, und aus den Liedern Walther von Stolzings wird ihm die deutsche Melodie in siegender Schönheit entgegen klingen.

Richard Wagners „Meistersinger" in München.

Die Tonhalle, Organ für Musikfreunde. 1868, Nr 24, Leipzig, 7. Sept.

Die Zeiten der Hauptproben und der ersten Aufführungen der „Meistersinger" waren künstlerische Festwochen. Jeder Tag führte neue Ankömmlinge herbei, darunter manchen lieben Freund, und man fand unter dem steten Kommen und Gehen und den wiederholten Vorstellungen der Oper, die jedesmal einen gesteigerten Eindruck mit sich brachten, kaum die Zeit zu Worte zu kommen, sich zu einer Wiedergabe dieses Eindrucks zusammenzunehmen. Auch ist das Werk so groß, so neu, so einzig, daß man nicht weiß, wo anfangen. Da aber nun bei dem herannahenden Schluß der Saison eine Pause in den Aufführungen eingetreten, da die schönen Tage der ersten Wirkung, welche dies epochemachende Werk hervorrief, bereits ein Stück Musikgeschichte geworden sind, fühlen wir uns täglich dringender an die Erfüllung der künstlerischen Pflicht gemahnt, unsere Überzeugung von der hohen Schönheit des Werkes auszusprechen und zugleich den Künstlern, durch die es zuerst zur Darstellung gelangte, unsern Dank zu sagen.[1]

[1] Wir haben bereits früher verschiedene auseinandergehende Urteile über R. Wagners Meistersinger veröffentlicht. Auch jetzt sind wir in der Lage, zu dem Artikel unseres geehrten Herrn Berichterstatters das Gegenstück in dem aus der „N. Fr. P." abgedruckten Feuilletonartikel „Heinrich Laube über Richard Wagner" unseren Lesern zu bieten. Künftige Aufführungen des Werkes werden über die Schöpfung des interessanten Mannes weitere Urteile hervorrufen, bei denen wir uns selbst zu beteiligen gedenken. Die Redaktion.

Diese höchst sonderbare Auslassung des Redakteurs Dr. Oskar Paul 1836—1898, die durch den zitierten höchst oberflächlichen und direkt gehässigen Artikel Laubes in der Tat ein „Gegenstück" zu dem warmen und feinen Aufsatz von Cornelius erst richtig illustriert wird, veranlaßte Cornelius sofort zu folgendem Briefe:

Eine Variante dieses Anfangs lautet im Konzept, das sich in einem Arbeitsbuch von Cornelius unter dem 1. Juli eingetragen findet, folgendermaßen:

Sie waren ein Musikfest, diese ersten Zeiten der „Meistersinger". Sie brachten Musiker von allen Enden und Zonen, und es waren viele darunter, die einen weiten Weg gemacht hatten. Wir sahen Carl Eckert, der einst Wien für den Lohengrin urbar gemacht, Seifriz, der als Kapellmeister des Fürsten von Hohenzollern in Löwenberg als ein Vertreter des Fortschritts hervorragt, E. Lassen,

München, den 9. Sept. 1868. Herrn Dr. Oskar Paul.

Mein Herr!

Soeben ersehe ich aus Nr. 24 Ihres Organs für Musikfreunde „die Tonhalle", daß Sie den Ihnen durch mich zugesandten Artikel über Richard Wagners Meistersinger parallel drucken mit einem entschieden feindseligen Ausfall gegen das genannte Werk von Herrn Heinrich Laube, dessen Bericht Sie der „N. Fr. Presse" entlehnen.

Wie Sie auch gesonnen sein mögen, diese Verfahrungsweise vor Ihrem literarischen Gewissen zu rechtfertigen, mir erscheint dieselbe als eine Taktlosigkeit und Geschmacklosigkeit, und ich bin nicht gesonnen, in dieser Unparteilichkeitskomödie im Stile August v. Kotzebues die Rolle weiter zu spielen, für die Sie mich erkauft zu haben meinen.

Kraft des angeborenen Menschenrechts über geistiges Eigentum verbiete ich Ihnen hiermit, meinen Artikel in Ihrem „geschätzten" Blatte weiter fortzusetzen. Sollte dies dennoch geschehen, so habe ich es als die kränkendste und verletzendste Beleidigung zu betrachten, die man je einem Künstler und Menschen antun konnte, und werde demgemäß handeln. Peter Cornelius.

Daraufhin unterblieb der Abdruck der Fortsetzung des Artikels, der nur bis zu den Worten „vielleicht noch innigere zu" (S. 178 erschienen war. Der nachfolgende Teil bis zum Schluß erscheint also hier zum ersten Male und zwar nach dem Konzept gedruckt.

Von dieser Angelegenheit handelt auch Bülows Brief vom 11. Sept. 1868 an Raff:

„Cornelius überworfen mit Paul. Als er den infamen Artikel von Laube in derselben „Tonhalle" gelesen, wo der Anfang seines Manuskripts abgedruckt, hat er dieses zurückgefordert und dem Redakteur unverblümt einen Lumpen an die Nase geworfen. Laubes Aufsatz ist nichts weiter als die Rache für Nichtanstellung als Intendant, worauf er brannte. Wir haben Briefe, die das erläutern. Übrigens gebe ich Cornelius unrecht — Kratzbürstchen wär samtner gewesen.

den Komponisten des „Landgrafen Ludwig", des „Frauenlob" und des „Cervantes", der mit seinem Intendanten Loën aus Weimar gekommen war, das Künstlerpaar Ritter[1] aus Würzburg, welches ebenso enthusiastisch gewissenhaft nach New-York gefahren sein würde, wenn die „Meistersinger" dort zum ersten Male aufgeführt worden wären, Kapellmeister Jahn[2] aus Wiesbaden, Felix Träfeke[3], Franz Müller[4], Wendelin Weißheimer, Franz Schott aus Mainz, den Verleger des Werkes mit seiner Frau Bürger-Meistersingerin[5], Heinrich v. Saar, Otto Bach, Graf Dumoulin und so viele andere. Vor allem aber freuten wir uns, daß Wien künstlerisch ausgezeichnet vertreten war durch einen kleinen Chor von Kapellmeistern: Heinrich Esser, Johann Herbeck[6], Josef Hellmesberger[7] und Dessoff[8], dazu Levi[9], den Lehrer unserer Mallinger, und ein Name, den alle Wagnerfreunde werthalten — Dr. Josef Standhartner[10]. Es war eine Freude, in solch regem Künstlerverkehr die eine Idee siegend vorherrschen zu sehen: wir sind um ein großes, unvergängliches Kunstwerk reicher geworden, und wir haben eine solche Vorstellung, eine solche Harmonie von Wort und Ton, Orchester, Chor und Sängern, Dekoration, Ausstattung, eine solche Über-

1 Alexander R. 1833—1896, seit 1854 mit der Schauspielerin Franziska Wagner, einer Nichte von Rich. Wagner, vermählt.

2 Wilhelm Jahn (1835—1901), zuletzt Hofoperndirektor in Wien.

3 Geb. 1835, der bekannte in Dresden lebende Komponist.

4 1806—1876, Weimarischer Regierungsrat, seit 1853 eifrig für Wagner tätig; Verfasser ganz hervorragender, leider viel zu wenig gelesener Schriften.

5 Schott 1811—1874, Chef des Verlags B. Schott Söhne in Mainz, damals Bürgermeister seiner Vaterstadt; seine geistvolle von Rich. Wagner hochgeschätzte Frau Bettn war eine geborene von Braunrasch.

6 1831—1877, berühmter Dirigent und Nachfolger Essers als Hofkapellmeister.

7 Der bekannte Violinist, der auch als Dirigent tätig war.

8 Otto D. 1835—1891 damals Hofopernkapellmeister in Wien.

9 Hermann Levi (1839—1900, der erste Dirigent des „Parsifal", zuletzt Generalmusikdirektor in München.

10 Der treue Wiener Freund Wagners (Arzt, der „in harten Zeiten zu ihm stand".

windung jeder Schwierigkeit in freiestem und anmutigstem Zusammenwirken aller nie erlebt. Wir finden wohl noch Gelegenheit, auch allen Einzelleistungen gerecht zu werden, heute sei nur noch einmal von einem für viele der Hervorruf: „Alle", der jedesmal auch den Meistersingern ertönt, an dieser Stelle von Herzen wiederholt.[1]

Wir waren vor Jahren in Wien Zeuge, als Wagner zum erstenmal einer Aufführung seines Lohengrin beiwohnte[2] und von dem dortigen Publikum mit einem stürmischen Willkommen empfangen wurde, der ihn in deutscher Heimat für die Leiden schadlos halten sollte, welche ihm in Paris durch die Mißverhältnisse des großen Operninstituts, dem er seinen Tannhäuser anvertraut hatte, bereitet worden waren. Gehoben und erregt von diesem Entgegenkommen glaubte der Meister eine zeitlang den Gedanken hegen zu dürfen, seinen „Tristan" auf diesem Boden verwirklicht zu sehen. Nur in dem Rahmen einer ergreifenden Künstlernovelle könnten die Erlebnisse ihre erschöpfende Darstellung finden, welche Wagner mit diesem Schmerzenskind seiner Muse in der heitern Weltstadt für diesen verwegnen Gedanken in langen durchbüßten Wochen und Monden strafen, zu schildern, wie diese zarteste Hoffnung des Dichters unrettbar an Schwindsucht krankte, sich wieder aufraffte, sich ans Leben anklammerte, noch im Sterben von schönen künftigen Tagen sprach und endlich den letzten Atem verhauchte. Aber diesen trostlosen bittern Lebensmomenten verdanken wir die „Meistersinger". Wagners Geist bedurfte des Versenkens in die Wogen eines neuen poetischen Elements zur Rettung aus den versengenden Gluten der Wüste, welche ihm die künstlerischen Aussichten und Zustände seiner Zeit und Umgebung boten. Nachdem er im „Tristan" die tragische Kraft in ihrem höchsten Flug erprobt, seinem Ideal der Liebe die vollendetste Gestaltung gegeben hatte, drängte es ihn, nun endlich seinen innersten Kunstüberzeugungen, seinem Empfinden und Erfassen von dem Wesen des Dichters die dramatische Form zu finden, ja sein ganzes Leben, allen Humor, das Leid und die Lust, die ihm hier so reich widerfahren waren, in poetischen Ge-

[1] Hier endet die Variante des Konzepts.
[2] Am 12. Mai 1861; Esser dirigierte.

stalten fortleben zu lassen. Gedacht, getan.[1] Noch sehen wir die hohen massiven Velinpapierbogen, auf welchen Wagner das erste Szenarium des Werks ins Reine geschrieben. Alle Schritte, die seitdem in bezug auf diese Arbeit geschahen, waren glückliche, erfreuliche; der Erfolg heftete sich von der ersten Mitteilung an die Freunde bis zum krönenden Weg vor das Publikum an diese Schöpfung. Aber bis zu dieser letzten Phase des Vollendens hatte es noch lange hin. Wie Hans Sachs in jungen Jahren rastlos umhergewandert war und Meisterweisen lernte oder Singschulen einrichtete, so trägt das große Singspiel, dessen Held er ist, eine bunte Reihe von Namen der Orte, an denen es weiter und weiter gedieh. In Wien die Skizze, in Paris der Text, in Biebrich das Vorspiel und vieles aus dem ersten Akt, in Penzing bei Wien, in München und Luzern die Fortsetzung und den endlichen Schluß, den eine kurze telegraphische Depesche historisch festhält: „Heute die Meistersinger beendet; bitte um stilles Beileid." Wir hatten die erste Vorlesung des Textes bei Schott in Mainz gehört, das Vorspiel und Fragmente des ersten und zweiten Aktes in Wiener Wagnerkonzerten zu verschiedenen Zeiten kennen gelernt, dann bei den mannigfachsten Anlässen stückweise diesen oder jenen Moment aus dem Werk vernommen, wir hatten oft an der Vollendung gezweifelt und im Verkehr mit den Freunden so oft den Stoßseufzer vernommen: „Wenn er nur die Meistersinger fertig machte, die Meistersinger!" Wir hatten endlich die tatsächlichen Vorbereitungen zur Ausführung erlebt, die Schwankungen in der Wahl der Sänger, jedes schrittweise Näherkommen zum Ziele teilnehmend beobachtet. Mußte es uns da nicht traumhaft zu Mute sein, wenn wir eines Sonntags an der Ecke angeschlagen sahen: „Die Meistersinger von Nürnberg, Oper von Richard Wagner", wenn wir den Zustrom von Musikern und Musikfreunden gewahrten und endlich, lange ehe die Uhr die rote Sechs des Theater-

[1] Wagner nahm hier freilich nur einen älteren, bereits am 16. Juli 1845 zu Marienbad ziemlich detailliert aufgezeichneten Entwurf wieder auf, vor kurzem publiziert im Baireuth-Heft 1902 der „Musik". Öffentlich erwähnte Wagner den Entwurf bereits 1852 „Drei Operndichtungen nebst einer Mitteilung an meine Freunde" S. 91 ff.

zettels zeigte, gespannt vor dem Vorhang saßen, um in dem großen Singstück ein Stück des eigenen Lebens sich in vollendet poetischer Form vor uns abspiegeln zu sehen? Wir haben in einer Reihe von Vorstellungen immer lebendiger und voller den Eindruck des Werkes mitgenossen und glauben bei dem schwachen Versuch, denselben wiederzugeben, keinen Vorwürfen zu begegnen, wenn wir den Text nicht noch einmal erzählen — es ist das ja reichlich geschehen! — oder es verschmähen, hinter der Maske des ästhetischen Kritikers den enthusiastischen Künstler zu verbergen. Begeisterung und Freude sind die ersten Worte, mit welchen das in einem solchen Werk völlig und wohlig aufgegangene Bewußtsein sich wiederfindet. Zu jedem Kunstwerke, zu jeder Kunstleistung bringen wir die ungeschwächte Freude des Anschauens und Aufnehmens mit, das dargebotene Schöne zu genießen, uns ganz auf den Boden zu stellen, von dem aus der Künstler es uns darbietet. Dabei müssen wir aber auch oft den Stachel empfinden, daß uns das Kunstwerk und der tiefere Hergang seines Werdens ohne befriedigende Antwort läßt auf jedes „Warum?", welches Verstand und Gemüt an dasselbe richten. Es ist eine tiefe Verstimmung, ein wirkliches Leid, mit welchem wir den Blick von einem Werk wieder abwenden, in welchem wir den unversöhnten Kampf zwischen Wollen und Vollbringen oder das irregeleitete Tasten und Suchen begabter Naturen gewahren. Das vollendete Meisterwerk hat eine erlösende Kraft für den Künstler, es rettet ihn vor dem unseligen Gefühl halben Beifalls für halbes Gelingen, das fast wie ein Gespenst des Neides ihn anwidern muß, in das Vollgefühl der tiefsten Befriedigung, indem hier seinem mannigfachen Warum ein einziges vollatmiges „Weil" entgegentönt, welches ihn mit einem unendlichen Überschuß von Antwort über die Frage hinaus beschenkt. Dieser ersten freudigen Empfindung gesellt sich eine andere, vielleicht noch innigere zu.[1]

Seit einer Reihe von Jahren machte es einen größeren oder minderen Teil des Lebens fast aller Kunstinteressenten aus, Wagners Laufbahn mit Für oder Wider zu folgen; von Werk zu Werk

[1] Bis hierhin reicht der Abdruck in der „Tonhalle".

sahen wir einerseits mit genialer Bewußtlosigkeit, anderseits mit der klarsten und schärfsten Selbstkritik das Bestreben als den durchgreifenden, bleibenden Zug aller Einzelschöpfungen hervortreten, ein innigst verschmolzenes Ineinander von Wort und Ton, einen im Tiefsten motivierten musikdramatischen Dialog hervorzubringen. Dies Bestreben, diese Form hat in den „Meistersingern" ihren reifsten, ihren vollendetsten Ausdruck gefunden, das Ineinander der Stimmungsmotive des Orchesters und der melodischen Phrase des Sängers ist hier zur höchsten plastischen Klarheit und Ruhe gediehen. Ein solches letztes Verwirklichen eines Kunstideals ist ein ergreifender Vorgang für den Künstler. Jeder Dichtende, der sinnend eine neue Weise vor sich verwirklicht sieht, sagt sich: „Wo war denn dies gestern? wo kam das denn her?" Und wäre dem jungen ahnungsvollen Meister vor Jahren von Zauberhänden ein Blatt der Meistersinger vor die Augen der Seele geschrieben worden, dies Schauen in eine künftige Vollendung hätte ihn hinreißen müssen, wie der Blitz, der zu den Göttern erhebt. Nun aber wurde der Blitz zum milden Leuchten eines Sternes, dessen Abglanz wir auf der Stirn des idealen Wanderers erblickten, als er vor unsren Augen unermüdet das Ziel erreichte. Zu diesen Weihegaben des Werkes gesellt sich noch eine dritte, wohl die reichste. Es ist die befruchtende Frische der dichterischen Anregung, die es wie ein Mairegen mitbringt. Vor vollkommnen Leistungen des Talentes kann uns eine Bangigkeit befallen, fast ein Neid — „das können wir nicht nachmachen!" Der Atem des Genius hebt uns wie ein Sturm über diese drückende Atmosphäre hinweg und zeigt uns freie Aussicht in eine lachende Ferne. Diese „Meistersinger" sind eben der zum Drama gewordene Ruf Goethes: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!" Der Stoffjäger, der alle Zonen der Romantik durchwanderte, kehrt vor solchem Anblick beschämt in der Heimat des eignen Herzens wieder ein und ahnt, welche unversiegbare blühende Welten da noch der dramatisch gestaltenden Hand harren.

Die poetische Erfindung, die Wahl des Stoffes und dessen Durchdringen mit dem innersten Inhalt des eignen Dichtens und Trachtens erscheint uns als der Schwerpunkt in dieser jüngsten und reifsten dichterischen Tat Wagners. Die „Meistersinger" sind ein Mark

stein, an welchem sich die dichterisch Ausübenden aller Künste orientieren können. Bücher werden heute vollgeschrieben mit schönklingenden meisterhaft gemachten Versen, Wände vollgemalt mit der glänzendsten Technik, mit dem besonnensten Studium des historischen Details, Stücke gegeben mit spannenden Verwicklungen und überraschenden Abschlüssen, Statuen werden aufgestellt von bestechender Form, Sinfonien, Suiten und Opern gespielt voll Zauber der Instrumentation und einem scheinbar höchst anständigen Spiel künstlich geschaffner Gegensätze, und wenn wir das alles in uns aufgenommen, alles geschaut und genossen, so wenden wir uns weg mit dem Wunsche, diesen so schönen Dingen nie wieder zu begegnen. Von einem solchen mehr oder minder geschickten Abschreiben der Natur, von der Betätigung eines richtig kalkulierenden Verstandes wenden wir uns Schutz und Trost suchend zum Original, zum wirklichen Leben zurück, dessen schnell vorüberrauschenden Erscheinungen wir wohl mit empfänglichem und geübtem Auge weit mehr Genuß abgewinnen als der kalten starren Abschrift. Dichten ist eine Tat der Liebe; Poesie ist der Sprößling erkennender Umarmung von Welt und Gemüt; aus dem todesgewaltigen Liebeskampfe von Stoff und Geist wird das Kunstwerk, ein lachendes Kind geboren. Aber man bringt uns Gliederpuppen mit den schönsten Flittern behangen, mit gläsernen Augen, die sich rechts und links drehen können, mit dem schönsten Sägemehl in sich oder ausgestopfte Adler, die bei Lebzeiten einmal zur Sonne emporfliegen mochten, und will das für Poesie ausgeben. Es ist, als ob sich der dichterische Genius unsres Volkes vor all diesen Puppen in die „Meistersinger" geflüchtet hätte. Nach allen diesen schönen Werken und Bildern, die man nie ein zweites Mal lesen, nie ein zweites Mal sehen mag, ist hier einmal ein bis in jede Faser lebensprühendes poetisches Werk gegeben, das man immer wieder und jedesmal mit größerer Freude hören wird. Hier ist in einem konkreten Bilde deutschen Kulturlebens die ewige Idee des Deutschtums, der glorreiche, weltüberwindende deutsche Michel hingestellt, zu diesem Porträt hat er in seiner Ruhe und Behaglichkeit, in der Fülle des Wohlstands und der lebendigsten Erregung für geistige Fragen gesessen. In den Zeiten politischer Verzweiflung hat man uns den

Hamlet zum ewigen Abbild des deutschen Charakters vorhalten wollen, in diesen Tagen eines kräftigen bewußten Zusammennehmens und Zuschreitens auf die gebührende Weltstellung Deutschlands dürfen wir Wagners Hans Sachs von ganzem Herzen als Stellvertreter des melancholischen Tränenprinzen begrüßen. Und dies Ideal des deutschen Mannes und neben ihm des deutschen Liebespaares, mit den entsprechenden komischen Gegenbildern, ist der Träger einer wahren Offenbarung vom innersten Leben des Künstlers, vom ewigen Werden der Kunst und der Bedingungen, an die es geknüpft ist. Wiederum ist mit dem konkreten Stück Kunstgeschichte, welches Wagner heißt und dem Hans Sachs eingeheimnißt ward, die allgemeine ewige Idee des Künstlers und seines Wesens dramatisch verkörpert. Heilighaltung des Alten innig vermählt mit lebendigem Erfassen und Fördern des Neuen, Werdenden in der Poesie ist die Grundidee des Dramas, die mit ihrem Träger Hans Sachs von Szene zu Szene in steigender Entwicklung zum fröhlichen Sieg gelangt. Aus dieser Oper nimmt man Lebensanschauungen mit den Melodien mit nach Hause; sie enthält einen Schatz musikgewordner Lebensweisheit. Alles, jede Gestalt und jede Note trägt den Stempel des individuellen Gepräges, wie ihn nur dieser Meister, wie ihn nur dies Gemüt zu verleihen wußte. Die musikalische Form ist eine zur Oper gewordene Fuge. Wie in der Fuge Bachs das Thema oder die Themata den Keim des Ganzen enthalten, so ist hier die Einleitung, die Exposition und das ganze Musikbild nur ein stetiges Entfalten des in ihr enthaltenen Reichtums, und Hand in Hand mit der siegenden Steigerung der poetischen Hauptidee geht die stets gesteigerte Wiederkehr der Hauptmotive. Zwischen dieser Oper und Bachs Fugen stehen Beethovens große Werke sinfonischen Stils als die größten, geschlossensten Kunstformen, welche der deutsche Geist ersann. Was die Ouvertüre zur Zauberflöte als einzelnes Musikstück, ein freiestes Spiel mit der schwersten Form, durchzuckt vom Posaunenruf aus dem Tempel der Weisheit — das sehen wir hier im großen Maßstab in einem musikdramatischen Gebilde erreicht.

Wenn wir uns zu den Darstellern des Werkes wenden und dabei als den Träger der Hauptrolle vor allen Herrn Betz nennen,

so fehlt uns für dessen Rolle und Leistung eigentlich der Maßstab, der uns in keinem bisherigen Werk, selbst nicht in den Werken Wagners, gegeben ist. Es existierte bisher noch keine poetisch-musikalische Charakterzeichnung, die so unabhängig von äußerlich Gewolltem, von musikalischen oder dichterischen Situationsbedürfnissen ganz aus sich herauswächst, nur von sich selbst bedingt wird. Wir können uns hier nur wiederholen und abermals die dichterische Vollendung in dieser Schöpfung Wagners betonen. Hier werden die Dichter von Wagner zu lernen haben, wenn das überhaupt zu lernen ist, hier kann ihnen der Unterschied zwischen Drahtpuppen zu Situationszwecken und lebendigen, organisch sich entfaltenden Charakteren klar werden. Wir finden keine andren Worte, um den Standpunkt anzudeuten, von welchem die Leistung des Herrn Betz als Hans Sachs als eine vollkommne und außerordentliche zu bezeichnen ist. Vom ersten Auftreten bis zum letzten Ton entfaltet dieser Künstler eine Skala von Ausdrucksweisen in den Momenten der Begeisterung, der Rührung, des kongenialen Erkennens, des resignierenden Liebesgefühls, des Kampfes um geistige Prinzipe, der Schlauheit, Derbheit, des Spottes und aller feinsten Pulsschläge des Humors, er weiß in Aussehen, Spiel und Gesang ein so völliges Decken des dichterisch Gewollten mit dessen dramatischer Ausführung zu erreichen, daß der Zuschauer während des ganzen Abends von ungetrübter Behaglichkeit und fröhlicher Bejahung durchdrungen bleibt. Dies alles aber geschieht vor uns mit einer Absichtslosigkeit, mit einer Ruhe im Affekt, mit einer Unmittelbarkeit und einer Frische des momentanen Empfindens, welche wir als die Eigenschaften eines großen Stils in der Darstellung erkennen, die ihrem Träger einen Platz in erster Reihe in seinem Fache sichern. Wir können nicht umhin, nach dieser Rolle Herrn Betz als denjenigen zu bezeichnen, auf welchen seit dem Tode Ludwig Schnorrs die Würde eines Bannerträgers der darstellenden musikdramatischen Kunst übergegangen ist. — Für die kritische Anschauungsweise, welche nach dem strengen und eifrigen Erfüllen des vom Dichter Geforderten ihr Urteil richtet, ohne vom Glanze hervortretender Begabung oder überwiegender Dankbarkeit einer Partie sich bestechen zu lassen, steht neben Herrn Betz als

Hans Sachs Herr Schlosser[1] als David, der Lehrbube neben dem Meister. Eine leichte, anmutige Stimme, die fast nur die Skizze einer Tenorstimme zu nennen ist, handhabt Herr Schlosser mit einem natürlichen Geschick des Ansatzes, mit vollendet deutlicher Aussprache und einem glücklichen Takt der Kraftverwendung, er verbindet damit nach der Seite geistiger Auffassung ein so sinniges Miterklingenlassen humoristischer Nebentöne zu dem Grundton einer kindlich heitren Naivität, daß seine Gesamtleistung notwendig die Überzeugung hervorruft, diese Rolle könne nicht anders gegeben werden, es könne sie niemand vortrefflicher ausführen. — Fräulein Mallinger bringt auch zur Partie der Eva den ganzen Zauber ihres Wesens mit, sie ist ein aus dem Rahmen getretenes Bild von Holbein, in welchem die Seele einer Amati-Geige Gestalt angenommen hat. Ihre Abendszene mit Sachs, ihr Auftreten im Brautgewand, ihre selige Morgentraumdeutweise, ihr Bekränzen des geliebten Siegers im Wettgesang bleiben unvergeßliche Momente. Dennoch teilt sie von dem oben angedeuteten Standpunkt aus nicht völlig den Preis der beiden zuerst genannten Künstler, insofern nicht alle Züge ihres Bildes jenes Gepräge der innersten Notwendigkeit gleich deutlich an sich tragen. Wenn die Elsa der Fräulein Mallinger uns die Erinnerung an frühere großartige Darstellungen dieser Partie wie mit einem Talisman aus der Seele zwang, daß nur noch diese Elsa uns als die wahre galt, so hinderten die gelungensten Stellen in der Eva nicht, daß zeitweise ein andres Ideal für diesen Charakter vor unsrem Geiste neben sie treten durfte, das uns eine tiefere Erfüllung des dichterisch Geforderten verhieß.[2]

[1] In schöner Pietät hat Schlosser, jetzt ein bejahrter Herr, sich die kleine Rolle des „Nachtwächters" in dem von ihm so geliebten Werk bis auf den heutigen Tag in den Münchener Aufführungen vorbehalten, und so wandelt er denn wie ein Schatten aus der alten großen Wagnerzeit, wehmütige Erinnerungen wachrufend, durch die mondbeglänzte Nürnberger Gasse.

[2] Vgl. hingegen den Probenbericht bei Kohl, Neues Skizzenbuch, München 1869 S. 358: „Nur wenn Frl. Mallinger singt, passiert Wagner zuweilen in seinen Vorschriften, horcht mit sichtbarem Vergnügen, trippelt dann, die eine Hand in der Hosentasche, mit kurzen Schritten auf und ab und setzt sich auf den Stuhl, der neben dem Souffleurkasten steht, befriedigt und vergnügt mit dem Kopfe nickend und mit dem ganzen Gesichte lächelnd.

Wir freuten uns von Anfang an, unsren alten und nie alternden Hölzel[1] mit der Rolle des Beckmesser betraut zu sehen. Unsre Freude hatte neben der Sympathie für diese gesunde, echte Schauspielernatur, für diesen Bretterkobold und eingefleischten Kulissenteufel noch einen tieferen Grund. Wir alle wissen, daß Hölzel einer seinem Alter Sicherheit verheißenden Stellung und einem ihn verhätschelnden Publikum entzogen wurde, weil er künstlerischen Sinn und Überzeugung gegen Unsinn und Charakterlosigkeit vertrat. Kein »ora pro nobis«! im »Templer« von Marschner war das Gebot einer frömmelnden Theaterzensur; dennoch »ora pro nobis« war Hölzels tatkräftige Antwort am Aufführungsabend. Das trieb ihn aus der Hofoper und aus Wien hinaus in der Welt herum bis ihm und uns die Genugtuung wurde, ihn zu einem der vornehmsten Kunstvertreter an wichtiger Stelle berufen zu sehen. Schon in den Vorbereitungszeiten dieser Oper gereichte es uns zur Freude und zur Beschwichtigung unabweisbarer Zweifel am Gelingen des Werkes, daß der Träger der in musikalischer Hinsicht schwierigsten Partie immer obenauf war, rasch und zuversichtlich seiner Aufgabe Herr wurde. Nach dieser Seite war denn auch seine Leistung eine unvergleichliche; deutlich in jedem Wort, reich an feinen Abstufungen des komischen Ausdrucks, jede humoristische Schwenkung des Rhythmus völlig bemeisternd, war das Technische seiner Wiedergabe einzig an Virtuosität und Sicherheit. Auch nach Seite des geistigen Erfassens wirkte sein Besteigen der Merkerstätte, sein Ständchen, seine pantomimische Szene im dritten Akt unwiderstehlich zum Lachen hinreißend. Wenn wir aber auch diesem Freunde gegenüber uns aus dem Festsaal der vollen Zustimmung noch in einen Schmollwinkel der Verneinung zurückziehen müssen, so ist es der Dämon der Übertreibung, der uns hineinzwingt. Es war ein fortwährender Kampf zwischen ihm und dem Künstler in allen Vorstellungen der Oper zu bemerken; wo der Künstler den Sieg errang, war die Wirkung eine ungetrübte Heiterkeit und Befreiung, wo der Dämon siegte, hinterließ es uns ein peinliches Nachgefühl und erweckte den Wunsch, die Rolle dereinst in den Händen eines Talents zu sehen, welches mit der siegesgewissen Komik Hölzels

[1] Gustav H. 1813—1883 aus Wien.

ein feines Maßhalten verbände. — Herr Nachbauer in der Hauptpartie des Walther von Stolzing war mit seiner klangvollen echten Tenorstimme, mit der Gefühlswärme seines Vortrags eine erfreuliche Erscheinung. Man konnte wahrnehmen, welche Bildungsschule es für einen jungen Künstler ist, wenn ein Wagner die Regie führt. Es darf den Künstler nicht verwunden, wenn wir ihm sagen, daß er hinter der geistigen Lösung seiner Aufgabe noch weit zurückgeblieben ist. Nur eine geistige Begabung von gleichem Umfang und gleichem Wohlklang wie Herrn Nachbauers schöne Tenorstimme wird für die Dichterszene im dritten Akte, deren Darstellung von seiten des Herrn Betz eine ergreifende war, die Unmittelbarkeit finden, durch welche einzig dieser Höhepunkt des Dichterdramas zur Geltung kommen kann: erst dann, wenn einmal die letzte Spur eines Auswendiggelernten im Ausdruck eines Stolzing ganz in der Glut dichterischen und liebenden Empfindens aufgegangen und getilgt ist, wird diese Szene, an der jede Note Gold ist, die volle begeisternde Wirkung auf die Hörer üben. — Ganz ohne Rückhalt ist unsre Zustimmung für Herrn Bausewein in der Rolle Pogners. Dieser Sänger hat eigentlich unsrer Schätzung nach das vorzüglichste Material von allen, die an diesen Abenden mitwirkten, ja an der Münchener Hofbühne überhaupt. Es ist dies ein so markiger, edler, männlicher Ton, der von einem ganz mystischen Anklingen einer besondren Innerlichkeit gefärbt ist, daß er allen Reiz der Erinnerung an einen Lablache und Standigl[1] in uns weckt, als ob er sie bekämpfen und ihnen den Preis streitig machen wollte. Seine maßvolle und hoch charakteristische Darstellung von Mozarts Osmin neben dem mustergiltigen Pogner, den er gab, und zwischen beiden die Intelligenz und der Eifer, mit welchen dieser Künstler selbst jede geringere Aufgabe zu erfüllen trachtet, bürgen uns dafür, daß wir bei ihm den Anfängen eines bedeutenden Rufes gegenüberstehen. Leider war der so stimmbegabte Herr Fischer als Kothner nicht so ganz an seinem Platz, er brachte das drastisch Altväterische dieser Partie nicht zum Ausdruck, und wir mußten wünschen, sie lieber in Sigls Händen zu sehen, der, wenn auch mit ermatteter Stimme, doch mit seiner unge-

[1] Joseph St. Vater 1807–1861, berühmter Bassist.

ſchwächten Kraft der Komik die Wirkung des Ganzen um ein gutes Teil erhöht hätte. Bei Frau Diez als Magdalena fühlen wir uns der Pflicht enthoben, dem Lob, welches ſie immer und überall hervorruft, Worte zu geben, können es uns nur nicht verſagen, jene letzte Vorprobe der Erinnerung zu bewahren, wo ſie während eines flüchtigen Unwohlſeins der Fräulein Mallinger mit dem Klavierauszug in der Hand deren Partie markierte; es war dies eine der vielen Taten einer Künſtlerin „ohne Furcht und Tadel", die bei ihrem erſten Debut ausgeziſcht wurde, um dann eine ruhmreiche Laufbahn mit immer wachſendem Applaus zu vollenden.

Es erſchwert uns den Abſchluß der Gedenkzeilen, der ohnedies einem ſo großen Werke gegenüber nach ſo wenig erſchöpfenden Andeutungen ſchwer zu finden iſt, um ein Merkliches, daß wir einen Namen, von dem wir hätten ausgehen mögen und der in unſrer Anſchauung einen erſten Platz einnimmt, nur im Vorübergehen, nur wie in einem flüchtigen Scheidegruß nennen konnen. Hans von Bülow, deſſen Leitung der Meiſterſinger von einer hierarchiſchen Unterordnung des ausführenden Willens unter die Autorität des Schaffenden durchdrungen war, erſcheint uns in der Löſung ſolcher Aufgaben als der hervorragendſte unter den repräſentierenden Muſikern dieſer Zeit. Wir erkennen und lieben das Charakteriſtiſche ſeines geiſtigen Weſens darin, daß er nicht etwa mit einer ſchönen Fülle von Fähigkeiten, von guten Lamen des Glückes getragen, zu ſeiner Stellung gelangte, ſondern daß er aus einem intuitiven Innewerden ſeiner Miſſion heraus mit eiſernem Willen, mit klarem Bewußtſein in ſtetem unermüdlichem Kampf mit ſich ſelbſt und mit der „ſtarren Welt" ſich den Platz eroberte, zu welchem er berufen war. Die Würden eines Virtuoſen und Fachlehrers, eines Dirigenten und Ehrendoktors, eines Schriftſtellers, Herausgebers und Meiſters einer jungen Muſikſchule ſind in ihm wie ſieben Kardinaltugenden, deren tiefe Grundlage eine prieſterliche Begeiſterung für die Kunſt und ihre geweihten Träger iſt, deren ritterliche Ausübung ſeinem Künſtlerleben den Schimmer des Heldentums verleiht. In ſeinem Namen ſei denn auch ſchließlich der Dank an alle Hingebung und Selbſtverleugnung zuſammengefaßt, mit welcher ſo mannigfache Kräfte dem deutſchen Geiſte ein großes Kunſtwerk zum Be-

wußtſein brachten, dem ſich eine hämiſche, parteiiſche Kritik unter Führung des Herrn Doktor Hanslick entgegenſtemmen mag, das aber dem Namen Richard Wagner die Weihe eines Loſungswort für die Künſtler gegeben hat.

Deutſche Kunſt und Richard Wagner.

Deutſche Zeitung, Wien, 29. und 31. Dez. 1871.

I.[1]

Es erfüllt den Deutſchen, der nach den Erregungen der letzten Jahre ſich bemühen möchte, einen eindringenden Blick auf die Kunſt zu richten, mit einer ungemeinen Befriedigung, daß ihm ein tieferes Wort über ſeinen Gegenſtand gar nicht möglich iſt, ohne im Eingange der Größe und der Siege des großen Vaterlandes zu gedenken. Es iſt dies keine Ruhmredigkeit, denn ſie ſteht dem

[1] Auf unſer Erſuchen ſchrieb uns Herr Profeſſor Cornelius in München — als Schriftſteller und Künſtler ein geiſtvoller Vertreter der ſogenannten Zukunftsmuſik — die nachfolgenden Aufſätze über Richard Wagner, deſſen Sache von der deutſchen Sache nicht mehr zu trennen iſt.

Die Red. d. „D. Ztg."

Über dieſe redaktionelle Anmerkung ſchäumte Theod. Billroth, der berühmte Wiener Chirurg, der leider als „Kunſtfreund" Rich. Wagner und ſeinen Beſtrebungen als einer der verbiſſenſten Feinde gegenübertrat. Billroth war Aktionär der „Deutſchen Zeitung", hatte 10 Stimmen in der Generalverſammlung und bekleidete außerdem noch die Würde eines „politiſchen Beirats" dieſer Zeitung. Als nun dieſer durchaus ſachliche Artikel mit einer doch wirklich nicht zu viel ſagenden Anmerkung der Redaktion erſchien, ließ er ſich zu einem höchſt gereizte Stimmung verratenden Brief an Lübke 31. Dez. 1871 hinreißen, in dem es unter anderem heißt: „Vorgeſtern aber paſſierte was, das dem Faß den Boden ausgeſchlagen hat. Der Redakteur des Feuilletons X. warum den Namen verſchweigen? es war Ludwig Speidel A. d. H. läßt ſich von der hieſigen Wagner-Clique veranlaſſen, einen Artikel von Cornelius über Wagner aufzunehmen und ſetzt darunter: folgt der Wortlaut der Anmerkung. Von meiner Wut über dieſe Anmerkung können Sie ſich gar keine Vorſtellung machen. Öffentlich konnte ich nichts machen, da ich ja ſelbſt Unternehmer der Zeitung bin; doch der Redaktion habe ich einen Brief geſchrieben, der nicht von ſchlechten Eltern war . . ." In dieſem Ton geht es noch weiter, wobei Cornelius mit Rohl!! auf eine Stufe geſtellt wird!

A. d. H.

besonnenen und gefaßten Deutschen fern, der sich zu gut darauf besinnt, wie bitter und entmutigend anders es ehedem war, der ebenso gefaßt ist auf die Trübungen und Stürme, welche der deutschen Sache in Zukunft noch drohen mögen. Es ist vielmehr ein freudiges Berufen auf die Tatsache, daß fortan auch jedem Kunstbestreben der feste Boden eines starken Vaterlandes gewonnen ist, ein Ausdruck der Zuversicht, daß wir Deutschen nicht wie einst die Griechen dem Geschick verfallen sind, mit den Trümmern unserer Kunst nur eine fremde Welt zu schmücken, sondern daß wir den Dom unseres Volkstums auf eigenem Boden ausbauen und schützen werden. Es ist ein Dank für die befestigte Überzeugung, daß mit dem siegreichen Aufpflanzen der deutschen Fahne der ganzen Welt ein Hort errungen ist für Wahrung und fortschreitende Verbreitung von Licht und Wärme in allen Bereichen menschlichen Tuns und Denkens. Und für jedes eingehendere Berühren eines dieser Bereiche ist es ein schier notwendiges Vorwort, mit innigem Stolz von der Achtung zu sprechen, welche ein Volk von sich hegen darf, das, noch glühend von den gewaltigsten Kämpfen, noch blutend von allen gebrachten Opfern das Schwert des zeitlichen Kampfes nur aus der Hand legt, um mit ungeminderter Kraft und Frische sich zu seinen ewigen Aufgaben und Zielen in Gemeinwesen, Kirche und Kunst zurückzuwenden.

Die genannten drei großen Hauptströmungen des Lebens werden immer danach streben, in einem Strom aufzugehen, um dann erst das Volkstum in seiner reichsten und mächtigsten Entfaltung zu zeigen. Das einmütige Zusammenwirken von Gemeinwesen, Kirche und Kunst ist in den deutschen Domen für alle Zeit verkörpert. Doch schon in diese ewigen Denkmale ist mancher Stein des Anstoßes mit hineingebaut, und in dem kalten Mörtel brennt manche Träne der Herzen fort, die sich aus den Banden der Glaubensunfreiheit nach Erlösung sehnten. Der Riß, welcher zwischen einem in der Zeit kräftig emporstrebenden Volksleben und seiner ewigen Verklärung in der Kunst durch die in sich gespaltene Kirche aufklaffte und von da aus nach beiden Seiten den höchsten Aufflug lähmte und zum jähen Sturz verwandelte, führte bis zu Verfall und Zerstörung jener Dome und zum schmachvollen Hingeben

deutſchen Weſens für das Fremde. Aus jener Hälfte des Gemeinweſens, welche den lebendigen Glauben aus den Feſſeln des Formelzwanges gerettet hatte, erblühte das Kirchenlied, und es erwuchs in den Werken Bachs eine zweite gotiſche Kunſt neben den alten Domen, nur daß in dieſe tönenden Bauten nicht das ganze Volk wallte, deſſen andere Hälfte ſich in Farbe, Ton und Stein zorfige Monumente des Jeſuitenſtils ſchuf. Zur Zeit unſerer großen Dichter flüchtete aller Geiſt und alle Kraft des Volkes in die Kunſt, und dieſe ſtellte ſich aus einem zerfallenen Gemeinweſen und einem verknöcherten kirchlichen Leben heraus ganz auf ſich ſelbſt, um ſo wieder der Hort zu werden, an welchem jene beiden erſtarken und ſich beleben mochten, ein geiſtiger Prozeß, welcher vornehmlich durch die produktiv ſchwächeren, aber unberechenbar anregenden Romantiker vermittelt wurde.

Werfen wir einen Blick auf das deutſche Kunſttreiben, wie es uns in dieſem Moment erſcheint, wo wir nach dem Erreichen unſeres dringendſten nationalen Begehrens uns wieder zu ſammeln vermögen, um die volle Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt zu richten, ſo gewahren wir alsbald, daß alle Felder der Produktion im Bereiche des Schönen in einer Zeit des Überganges, der Umwälzung, des neuen Werdens ſind. Unſer Zeitabſchnitt iſt keine Epoche monumentaler Kunſtwerke. Niemand wird dieſer einfachen, kahlen und kühlen Behauptung bedeutende Namen unter uns lebender Künſtler entgegenhalten wollen, die, in früheren Epochen wurzelnd, nur noch die ehrwürdigen, herbſtlich belaubten Kronen über uns jüngerem Wachstum ſchütteln. Auch habe ich nicht zu fürchten, daß die ganze flotte Schar von tüchtigen Kräften, die unſerer Zeit angehören, über mich herfallen wird und entrüſtet fragen möchte, warum das von jedem einzelnen in fröhlichem Schaffenstrieb Erzeugte keinen Anſpruch auf ewige Dauer erheben ſollte. Oder müßte ich den Meiſter Hähnel[1] um Verzeihung bitten, deſſen Karl IV. mir ins Herz gegraben iſt und deſſen Skizze zu einem Monument für Ludwig I. von Baiern ſo recht ein Muſter für meine Auffaſſung vom Monumentalen iſt. Oder meinen großen Meiſter Franz Liſzt, von deſſen euphoniſchen Korrekturen meine eigenen Studienhefte rot

[1] Ernſt H. 1811—1891; die Statue Karls IV. ſteht in Prag.

durchkreuzt sind und von dem ich allerdings jede Note, die er für sein Instrument gesetzt, für monumental halte, während ich seine sinfonischen Werke, in denen der Bruch zwischen seiner germanischen und romanischen Bildung[1] fühlbar wird, in meine Kategorie des Übergangs verweise. Oder den noch jugendlichen Meister Brahms, den ich allerdings als Einzelerscheinung unserer Zeit unter allen anderen bei einer hervorragenden Genialität als auf dem Wege zum monumentalen Kunstwerke begriffen achte. Oder müßte ich, wenn ich die schwächlichen Akzente, mit welchen unsere Lyriker den großen Krieg begleiteten, mit der Epoche „Leier und Schwert" vergleiche und für unsere Lyrik eine besondere Kategorie des Absterbens annehmen möchte, meine abbittende Reverenz gegen meine drei letzten Lyriker, Mörike, Freiligrath und Robert Franz machen? Oder muß ich dem so schweigsam gewordenen Gottfried Keller sagen, daß sein „Romeo und Julie" dennoch ein ewiges Gedicht ist? — Nein, ich verhöhne mich nicht über in dem einmal ausgesprochenen Frevel und wiederhole mir zur Stärkung Gervinus' Wunsch, daß einmal der ganze Boden der dichterischen Produktion brach liegen möchte, damit alle Kraft des Volkes einzig auf die politische Neugestaltung des Vaterlandes verwendet würde, oder Hebbels Ausruf, der im Hinblick auf die fruchtlose Fruchtbarkeit der neuesten Tragödiendichter seine ernste Abwehr in den humoristischen Vorschlag einkleidete, daß von Staatswegen so und so viel Begabte und Berechtigte zusammentreten sollten und dann das Los zu entscheiden habe, welchem einzigen unter ihnen das Recht zustehen sollte, in der Tat eine Tragödie zu schreiben. Ob nun auch Wunsch und Vorschlag dieser beiden geistigen Größen ihrer Form nach hyperbolisch, ihrem Inhalt nach äußerst beherzigenswert, ungehört verklingen, sie finden Annahme und Erfüllung durch die Tatsachen selbst. Denn nicht, was geschrieben wird, ist wirklich da, sondern nur was ins Herz des Volkes dringt und dort weiter lebt und wirkt. Das maßlose Produzieren unserer Zeit ist ein Schöpfen in ein volles Gefäß und rinnt am Rande desselben nieder und

[1] Infolge einer Verrückung des Satzes ist das Wort im Originaldruck bis auf die beiden Buchstaben il ausgefallen; der Herausgeber glaubt, „Bildung" lesen zu müssen.

verläuft im Sande. Nur das mit unserem großen Krieg wieder auferstandene Volk wird es vermögen, neuen Wein in neue Schläuche zu füllen. Hier ist es das Gemeinwesen, welches die Kunst wieder erneuen wird, nachdem es die Kirche erneut hat.

Denn ob auch die Produktion an Fülle und Größe früheren Momenten unserer Kulturgeschichte nachsteht, so übertrifft doch unsere Epoche in einem charakteristischen Zug alle vorhergehenden: es ist die Verbreitung der Teilnahme am Kunstwerk durch fast alle Schichten des Volkes. Unsere Zeit ist eine Systole im poetischen Herzschlag des deutschen Genius. Welch' eine Regsamkeit, welcher Eifer, welcher Fleiß im Lernen, im Aneignen, im Sammeln, im Überblick, im Bewußtwerden! In unserer Zeit sind nicht in der Literatur selbst, wohl aber in der Literaturgeschichte die monumentalen Werke zu suchen, von Gervinus an bis zu Carl Gödekes Grundriß. Der Sieg der Darmstädter Madonna über die von Dresden ist eine monumentale Tat der Kunstkritik.[1] Das Wiederaufleben Bachs, das wir Mendelssohn verdanken, übt eine unberechenbare Wirkung auf die Kunstjünger, der durch Volkskonzerte allen zugänglich gemachte Beethoven unmittelbar auf das Volk. Die wohlfeilen Klassikerausgaben, Goethe und Schiller in eines jeden Hand, die Ausgaben Holle,[2] Peters, Litolff in der Musik, die unzähligen Photographien nach der Antike und nach der Renaissance tragen den zündenden Funken des Schönen in die kunstentlegensten Regionen. Die Verfasser von populärwissenschaftlichen Werken streben nach schöner Darstellung, sie werden Künstler. Von tüchtigen Kunstschulen ausgehend, dringt ein verbesserter Unterricht im Zeichnen bis in die Elementarschulen, ein gründlicher Musikunterricht ins Privatleben, vernünftige Gesangslehre in die Schulseminarien und von da ins Volk. Mit einem Wort: das Volk lernt die Kunst: es lernt sie als der Mäcen, zu welchem es die Bestimmung in sich trägt und fühlt; es lernt sie, ohne sich in dies Interesse einseitig zu vertiefen, ohne seiner poli-

[1] Es handelt sich um Holbeins „Madonna des Bürgermeisters Meyer" in Darmstadt, deren vorzügliche Dresdner Kopie lange für das Original gehalten wurde.

[2] Verleger in Wolfenbüttel.

tischen Pflicht und Mission Eintrag zu tun. Unsere großen Dichter und Künstler waren Söhne des Volkes, blieben aber zu ihrem günstigen Gedeihen auf den Einzelgönner oder auf kunstliebende Einzelkreise angewiesen. Aus dem durch das Erfassen seiner geistigen Größen zu eigner Großheit erwachsenen Volksbewußtsein werden erst die Künstler hervorgehen, welche neue Zeiten der Vollendung herbeiführen. Erst wenn das deutsche Volk das Ziel großer politischer und künstlerischer Bildung im Verein mit absoluter Glaubensfreiheit bei religiöser Verinnerlichung erreicht hat, wird wieder die Zeit monumentalen Kunstwerks kommen, des Kunstwerks, welches Spiegelung und Verklärung eines vollendeten sozialen, religiösen und künstlerischen Lebens sein wird.

Wenn ich mich von dem Gesagten lebhaft berührt und zu tieferem Eindringen in das Wesen unserer Zeit erregt fühle, so bleibe ich vor Richard Wagner wie vor einem Rätsel, wie vor einem Geheimnis stehen. Da muß ich zuerst beschämt erkennen, wie vorschnell ich war, unserer Zeit die Erhebung zum monumentalen Kunstwerk absprechen zu wollen, ihr, die ja durch Wagner das Höhere hervorgebracht, eine neue Kunstform, welche die Bedingung ewiger Dauer in sich trägt: das Musikdrama. Dann aber frage ich mich zunächst: gehört Wagner wirklich unserer Zeit an, ist er nicht ein spät nachgeborener Romantiker, ist er nicht etwa der zu einem Geiste verschmolzene Kleist-Weber, der die von Weber so schüchtern vermiedene Tragik aus seiner Kleistseele in die Musik haucht, und der alle Musik der Penthesilea, die dort, in ihr eigenes stummes Innere gebannt, durch ihre Gewalt das Werk und den Dichter zermalmt, in dem Zauber von Webers dämonischen Tönen erlöst? hat Wagner seinen Punkt des Archimedes gefunden, der ihn außerhalb der Bereiche stellt, auf welchen wir monumentale Schöpfungen vermissen, und ruft er etwa von dort aus: „Baut Ihr nur immer Dome nach Erwin, Paläste nach Palladio,[1] dichtet Tragödien nach Shakespeare, Opern und Sinfonien nach Mozart und Beethoven, mir laßt nur die eine Freude, es statt dessen auch anderen schwer zu machen, nach mir Musikdramen zu schaffen! Ist er nicht, wie Columbus, auch nur aus-

[1] Andrea P. 1518—1580, der berühmte Architekt der Republik Venedig.

gezogen, um sein Indien, die Oper, auf neuen Pfaden zu finden, und hätten ihn nicht seine getreuen (Zeit)-Genossen dabei mehr wie einmal über Bord werfen mögen? Und hat er nicht dabei seine neue Kunstform, sein neues Land gefunden, aus welchem ihm nun wiederum die dankbaren Gefährten so gern in Ketten und Banden — ihren alten Regeln — in die liebe Heimat zurückführen möchten? — Dann sage ich mir wieder: nein, Wagner ist ganz im rechten Zeitpunkte geboren, im Jahre der Schlacht bei Leipzig, deren Donner um seine Wiege tobten. Er ist dann, da wir alle noch im Frieden lebten, frühe zum Kampf erwacht und hat alleinstehend, mit einem schicksalvollen Leben ringend, der deutschen Sache den Sieg erfochten. Mit gewaltigem Geiste hat er alle monumentale Kraft der Zeit in sein Schaffen zusammengedrängt, und während Architektur und Plastik voneinander getrennt ihre neuen Stile suchen, hat er in seinem Musikdrama durch eine Verschmelzung der beiden, durch eine von der sinfonischen Architektonik der Musik sich loslösende Plastik dramatischer Gestalten das Ziel erreicht. Während das egoistische Literaturdrama sich mit einer überlebten Musik höchstens einmal zur Karrikatur der neuesten Oper verbindet, vermählt er in seinem Musikdrama Musik und Poesie wie Europa mit Zeus, welcher die schöne Fürstin unter der Stiermaske eines Opernlibrettos von den ihrigen wegzulocken wußte und ihr nur in Sagen von den Göttern, seinen Ahnen, sich zu erkennen gibt; während die Malerei von einer mager werdenden Idealität an den fast zu üppigen und nicht immer ganz keuschen Busen der Natur und Wirklichkeit flüchtet, hat auch Wagner die Vöglein im Walde, die Mädchen am Spinnrad, den Hirten bei seiner Schalmei, den Matrosen in seinem Mastkorb, den Bürger in der Kirche und Singschule, bei Arbeit und Tanz belauscht, um dann mit den unerschöpflichen Farben seines Orchesters doch immer wieder das Ideal zu verherrlichen, den Liebenden in seinem Kampf mit der Welt, den Gott in seinem Leid, den Dichter im Schaffen, den Helden im Sieg zu malen.

Ich komme der Lösung meines Rätsels näher, wenn ich mir sage, daß Wagner allerdings ein Vollender unserer großen Literaturepoche ist, indem er das Schlußwort des „Faust“ in seiner Er-

lösungstrilogie Senta, Elisabeth, Elsa in einem vollen Dreiklang austönen läßt, daß aber dieser Dreiklang nur eine Dominante ist, deren tonischer Akkord Tristan, Sachs und Siegfried, in männlichen Idealen das Wesen der Liebe, Kunst, des Ewigmenschlichen verkörpernd, ganz aus der Luft unserer Zeit und aus ihr in die fernsten Fernen ertönt und forthallt. Indem ich aber so auf meinem Weg mit einigem Stolz Wagner als Sproß und kräftigsten künstlerischen Ausdruck unserer Zeit erkenne, begegne ich mit Freuden dem Doppelstrom von Sympathien, welcher jetzt als erstes Friedenspfand nach dem Kriege diesseits und jenseits der Alpen dem Meister entgegenkommt. Der Erfolg des „Lohengrin" in Bologna und Florenz ist ein Ereignis, welches selbst beharrlich Wagner feindliche Zeitungen zwingt, es als einen Sieg der deutschen Sache über den Bergen zu verzeichnen. Die in Deutschland jetzt ins Leben getretene und in stetem Wachsen begriffene Bewegung zugunsten des Bayreuther Unternehmens ist gleichzeitig ein Bekunden unseres nationalen Kunststrebens, dessen Tragweite sich als eine gewaltige und über den Moment hinausgreifende erweisen dürfte.

Nur die erste Hälfte von Wagners Kunstschaffen ist in das Bewußtsein des Volkes gedrungen. Was er seit dem Jahre Achtundvierzig geworden, davon haben nur einzelne Künstler ein mehr oder weniger vollkommenes Bild, darüber konnte sich nur ein Bruchteil der für ihn Enthusiasmierten durch die Reise zu Münchener Darstellungen ein Urteil bilden, weitere Kreise mochten es nur aus Berichten über solche Aufführungen, durch das Lesen der Texte seiner Musikdramen, durch ein Vergegenwärtigen seiner Werke im Klavierauszuge zu einer immerhin sehr begrenzten Vorstellung von seiner weiteren Entwicklung bringen. Da gewannen plötzlich die „Meistersinger" wie durch eine glückliche Fügung, indem sie über die meisten namhaften Bühnen schritten und überall den glänzendsten Erfolg hatten, vor den anderen Werken des Meisters den Vorzug, in die unmittelbare Anschauung des Publikums zu treten. Das machte einen tiefen Eindruck. Man wurde inne, daß man es hier mit einem Genius zu tun hat, der in seiner Tiefe bedeutender ist als alles Bedeutende, was man von ihm kennt, der sein Bestes noch nicht gegeben hat, der mit einem Worte unbegrenzt.

unberechenbar ist. Man mochte zwischen „Lohengrin“ und den „Meistersingern“ ein ähnliches magisches Band ahnen wie jenes, welches in Beethovens Leben die fünfte Sinfonie mit der achten verknüpft, um dann zur neunten überzugleiten, und ich frage, Hand aufs Herz, welche ist die größte von den drei genannten Sinfonien, und gibt es von der „Eroica“ an in Beethovens Schaffen oder vom „Fliegenden Holländer“ an in Wagners Dichten ein Größer oder Kleiner? „Die Meistersinger sind der letzte Akt in der Wagnerkomödie“, hatten die Feinde sich vor dem Gelingen wie eine Parole zugerufen, und siehe da, die „Meistersinger“ wurden eine Peripetie in dem zweiten Teil der großen Wagnertrilogie, welche mit den „Nibelungen“ abschließt — weil auch Parcival[1] und die Sieger[2] noch ins Leben treten werden; denn mit den „Meistersingern“ keimte im stillen in den deutschen Gemütern die erste Saat des Bayreuther Unternehmens auf.

II.

Als Richard Wagner seine Nibelungen in sich austrug, konnte ihm dies ganze riesenhafte geistige Unternehmen nicht anders vor der Seele schweben denn als eine Krönung zum Abschluß eines nationalen Festes, als ein höchstes, was ein Volk zu sagen hat, wenn es zur Feier eines großen Momentes freudig zusammentritt. Daß ein solches Kolossalstandbild zu seiner Aufstellung auch der besonderen Örtlichkeit, der geeigneten Umgebung bedürfe, hieße Überflüssiges sagen wollen. Nun war aber durch ein Gemisch von wirklicher Liebe zu diesen Schöpfungen mit dem Heißhunger nach Neuem und der ewigen Unruhe, „daß nur etwas geschehe“, der Mißgriff entstanden, diese Festblume der Deutschen zerpflücken und sie genießen zu wollen, ehe sie noch völlig reif und zur Blüte gediehen war. Man ahnte nicht, daß ein „Rheingold“, eine „Wal-

[1] Später von Wagner bekanntlich Parsifal fal parsi arab. = reiner Tor geschrieben.

[2] Ein nicht zur Ausführung gelangter dramatischer Entwurf Wagners aus der indischen Buddha-Legende. Die Skizze ist vom 16. Mai 1856 in Zürich datiert und in Wagners Entwürfen, Gedanken und Fragmenten Leipzig 1885 S. 97 f. veröffentlicht.

küre" als eine Vorstellung, welche man dem gewöhnlichen Theaterrahmen „im" oder „außer Abonnement" anpaßte, ein Unding sei, daß man damit zugleich ein Unrecht an einem so besonderen Geiste begehe, als welcher sich der Schöpfer dieses Ausnahmewerkes erweist. Man gibt heute „Wallensteins Lager" auf der Bühne in Verbindung etwa mit dem Demetrius-Torso, wohl auch mit einer geschmacklosen Beigabe zur Füllung des Theaterabends, indem man das Bewußtsein von dem Zusammenhang der Trilogie im Publikum voraussetzt. Aber man denke sich „Wallensteins Lager", eine so neue und überraschende Kundgebung von Schillers Genius, zu einer Zeit aufgeführt, wo „Wallensteins Tod" noch nicht aufgeführt war,[1] wo das Ganze nur überwältigend groß in der Seele des Dichters lebte und man wird eine Ahnung davon haben, welcher Schmerz Richard Wagners Innerstes durchzucken muß, wenn er sein „Rheingold" einem neugierigen Publikum, und bestünde es ausschließlich aus Wagnerenthusiasten, preisgegeben sieht, während er noch seinem Genius die verhängnisschwere Frage stellen muß: „Werde ich auch meine „Götterdämmerung" vollenden?" — Man denke sich den verewigten Meister Ernst Rietschel, wenn er sein Lutherdenkmal in einzelnen Stücken, bald hier, bald dort hätte ausstellen oder feierlich enthüllen sollen. Meyerbeer hat seinen „Propheten", seine „Afrikanerin" jahrelang dem Publikum vorenthalten, weil sich nicht die geeignete Fides oder Selika fand, und dadurch vielleicht eine Überhungerung der Gemüter erzeugt, welche der verspäteten Sättigung weniger Befriedigung verlieh. Aber man hätte dem Tondichter einmal zumuten sollen, diese Opern in einzelnen Akten und ohne die einzig geeigneten Künstler, oder zuerst in Lyon oder Marseille, oder in Paris anders als in der großen Oper zu geben. Und nun haben wir Wagner, der doch gewiß für uns Deutsche das ist, was Meyerbeer für die Franzosen war — Heil dem Unterschied! — und wollen ihm nicht freudig das Recht zugestehen, sein isthmisches Festspiel wirklich auf dem Isthmus zu geben mit dem Ibycus und den

[1] Tatsächlich erschien „Wallensteins Lager" am 12. Okt. 1798, die „Piccolomini" am 30. Januar 1799, „Wallensteins Tod" erst am 20. April 1799 auf der Weimarer Bühne, woran Cornelius hier nicht dachte.

Ibycas, die er einzig dazu ausersehen und die diesmal nicht ermordet, ja nicht einmal heiser werden sollen. Man zeiht diesen unruhigen Geist der Übertreibung, der überall ein unerhört Mehreres verlange, überall noch eine dritte Flöte (wo doch „zwei schon schlimmer als eine sind!"), eine dritte Oboe, eine dritte Klarinette, zu einer Oper ein gutes Gedicht, zu diesem Gedicht eine unerhörte Form, zu seinem künstlerischen Wirken noch ein literarisches, zu dem großen Deutschland noch die kleine Schweiz, um darin zu wohnen, und nun schließlich zu den vielen Bühnen unseres Vaterlandes eine neue, eine Festbühne verlange zu einem Werke, das statt eines Theaterabends gleich eine ganze Theaterwoche in Anspruch nimmt. Man hält ihm endlich das unerhörte Glück einer Protektion vor, wie sie Sterbliche und Unsterbliche selten gefunden, und fragt sich, warum Wagner nicht innerhalb der hier ihm dargebotenen Bereiche und Möglichkeiten die volle Entfaltung seines Genius anstreben könne?

Als Wagner mit dem Plan seiner „Tristan"-Aufführung in Wien Schiffbruch gelitten, als er von der Arbeit an seinen „Meistersingern" durch eine Sintflut der störendsten Lebensereignisse fortgerissen wurde, aus deren Wogen er, ein Camoens, nur sein Werk rettete, als er auf einer wahren Wüstenfahrt vergebens nach Muße und einem Minimum zeitlicher Voraussetzung für das Ewige suchte, da traf ihn auf einer Oase, in der Hütte des Eremiten Karl Eckert,[1] die Botschaft, daß König Ludwig von Bayern ihm Leben und Muße sichere, daß er sich fortan als einen auch vom Überfluß des Daseins ausgestatteten Künstler betrachten dürfe, um behaglich, frei und reich nur seinem Schaffen zu leben. Die erste Frucht dieses neuen Bodens, den der Meister unter sich fühlte, war die Aufführung des „Tristan", die zweite war die glückliche Vollendung und Musterdarstellung der „Meistersinger". Den Ursachen nachzuspüren, warum die dritte und reichste Frucht, das Nibelungenfestspiel, nicht unter denselben Bedingungen, auf demselben Boden ebenso schnell reifen und uns zum

[1] Damals Hofkapellmeister in Stuttgart. Über die Details dieses merkwürdigen Ereignisses lese man das Kapitel „Wagner in Stuttgart" bei Weißheimer Erlebnisse mit Rich. Wagner usw. 1898 S. 259 ff. nach.

Vollgenuß einladen konnte, würde über das Ziel dieser Zeilen hinausgehen. Der Schwerpunkt liegt zuletzt in den beiden einfachen Gründen, daß das Werk noch nicht vollendet ist, sodann, daß es sich dem gewohnten Rahmen unserer Bühne entzieht.

Den ersten Grund soll das nächste Jahr mit der zu hoffenden Vollendung des Werkes aufheben, der zweite geht durch das Bayreuther Unternehmen seiner Beseitigung entgegen, welches darin besteht, daß nach freier Bestimmung des Meisters auf einem noch unberührten oder doch seit lange brach liegenden Boden deutschen Kunstlebens die Stätte für sein Kunstwerk bereitet und im gegebenen Moment die auserwählten mitwirkenden Kräfte zusammengezogen werden. Die Schrift Wagners über die Aufführung seines Festspieles enthält in klaren Zügen die Motive, welche ihn bei diesem Unternehmen leiteten. Diese Schrift und die in ihr enthaltene Aufforderung an die Freunde seiner Kunst, seinen Plan fördern und stützen zu helfen, traf in der durch den deutschen Erfolg der Meistersinger gesteigerten Bewunderung für ihn sowie in einem gehobenen, erstarkten Nationalgefühl die geeignete Stimmung, um eine nachhaltige Wirkung, ein begeistertes Entgegenkommen zu erzeugen. In Mannheim bildete sich der erste Verein zur Unterstützung des nationalen Kunstwerkes. Von dort aus zog mit raschem Schritte die somit ins Leben getretene Wagnerbewegung die Hauptstätten deutscher Kultur in ihren Gang. In diesem Augenblicke ist diese Bewegung bereits nahe zu dem Punkte gediehen, wo die Einzelvereine sich zum Kreis eines großen deutschen Wagnervereins schließen werden. Dieser Verein macht es sich zur Aufgabe, durch die jährlichen Beiträge aller Mitglieder und durch jede Art geistiger Produktion und künstlerischer Leistungen die Kosten des Bayreuther Unternehmens zu decken. Somit hat das Volk, dem Vortritt eines echt deutschen Königs huldigend und folgend, die Wagnerangelegenheit selbst in die Hand genommen. Zum erstenmal sehen wir wieder aus dem Gemeinwesen heraus die Kraft erblühen, welche sich freudig und selbstlos rein künstlerischen Zwecken weiht, nicht aus der sehr lobenswerten Absicht, einem verdienten Bürger, einem geliebten Dichter das Leben zu sichern, das Alter sorgenfrei zu verklären, nein, um einem Meister, den sein Volk für groß hält, die volle Ent-

faltung seines Genius zu ermöglichen. Das ist ein Ereignis, welches aus einer siegesfrohen Gegenwart deutschen Wesens in eine ferne glänzende Zukunft weist.

Es gibt kein großes allseitig erregtes Volksleben, das nicht sein poetisches Spiegelbild im Drama erzeugte. Das alte wehmütige Klagelied, daß wir Deutsche keine Nationalbühne besitzen, wird sich jetzt bei einem gehobenen Selbstgefühl zur energischen Forderung gestalten. Der bisherige Zustand kann unmöglich fortdauern. Wir befinden uns angesichts des Repertoires unserer Bühne vor einem Vielerlei und Durcheinander verschiedenster Zeitläufe und Geschmacksrichtungen, welches mit einem letzten Rest seiner Zurechnungsfähigkeit immer noch in der Universalität unserer Weltanschauung wurzelt, im großen und ganzen aber nahezu sinnlos empfangen und gegeben wird. Was Wunder, daß gerade die edleren und durchgeisteten Schichten der Nation bedauerliche Lücken im Theaterpublikum offen lassen. Die Verhältnisse haben sich eben geändert.

Das Vereinsleben ist ein verbreitetes geworden; jeder Zweig der Wissenschaft und Kunst bildet Sondervereine der mannigfaltigsten Färbungen, welche zugleich die Tätigkeit der Mitglieder zu Vorträgen oder irgend welcher Art von Mitwirkung in Anspruch nehmen. Die literarische und journalistische Produktion, welche die Forderung der Kenntnisnahme an den Gebildeten stellt, ist so angewachsen, daß von der dem Berufsleben abgemüßigten Zeit oft nur ein geringer Bruchteil für das Interesse an der Bühne übrig bleibt. Wie lockend und anziehend müßte nicht die geistige Nahrung sein, welche den Gebildeten dazu entschiede, dem Theater den Vorzug vor allen anderen Geistesgenüssen zu geben, die eine gehaltvolle Lektüre, die irgend ein Vereinsabend ihm bietet? Wohin entschwindet aber die Hoffnung auf eine Nationalbühne, wenn die Besten ihrem Schauplatz fern bleiben, wenn sie der großen Lehrmeisterin der Völker mit Geringschätzung den Rücken wenden dürfen? Von wem aber soll eine Initiative zur durchgreifenden Besserung eines solchen Zustandes ausgehen? Die Hoftheater und Stadttheater mit ihren aus Rücksichten, Vorurteilen und Kassennotwendigkeiten gordisch geschlungenen Fesseln kommen bei allen vereinzelten ehrenhaften Anstrengungen selten einmal zu einer auf die Örtlich-

keit beſchränkt bleibende Hebung der Verhältniſſe, ohne daß dadurch ein fühlbarer dringender Impuls für das Ganze gegeben wäre. Denke man ſich nun einmal das Bayreuthiſche Unternehmen in Wagners Sinn zu ſeinem nächſtliegenden Zwecke glücklichem Vollbringen entgegen gediehen und dadurch ſchon vor allem den nicht hoch genug zu ſchätzenden Vorteil einer Reihe von großartigen ſtilvollen Darſtellungen erreicht, eine höchſte und letzte Schule für bedeutende ausübende Künſtler und deren Zuſammenwirkung gewonnen. Denke man ſich die Möglichkeit, daß der deutſche Wagnerverein, von dem Gefühl des Gelingens getragen, ſich permanent erklärte, daß von nun an jeder Deutſchgrieche ſtolz darauf wäre, ſeine jährliche Kunſtſteuer zu entrichten, daß aus dem leitenden Komitee des Vereins mit der Zeit ein Areopag entſtünde, der die Stücke beſtimmte, welchen die Ehre einer bayreuthiſchen Aufführung zu teil werden ſolle. Denke man ſich mit dieſer Ehre zugleich aus dem in kundigen Händen wuchernden Überſchußkapital, durch Schenkungen und Stiftungen anwachſend, den gebührenden, ſorgenbrechenden Lohn für den Dichter verbunden. Denke man ſich bis in alle Ecken und Enden des Landes ein Hinſtreben nach dieſem künſtleriſchen Brennpunkt, eine Fühlung, welche alle dichteriſchen und darſtellenden Kräfte mit dieſem tonangebenden Mittelpunkt zu erhalten ſuchte! — Doch was braucht es der Worte! Bereits hat Wagner in Mannheim ſiegend ſein Banner aufgepflanzt, der Wiener Aufruf verbreitet überallhin die lebensvollſte Wirkung! Das ſind Taten, und „im Anfang war die Tat!“

München, im Dezember 1871.

Genellis Leben.

1796—1868

Nach den Handzeichnungen des Meiſters in Kupfer geſtochen von Burger, Gonzenbach, Merz und Schütz. Leipzig, im Verlage von Alphons Dürr.

Süddeutſche Preſſe, 24. Jan. 1868, Abendblatt.

Schwer iſt die Kunſt des Biographen. Nur ſelten gelingt es ihm, uns den Helden oder Dichter, den wir durch ſeine Taten oder Werke kennen und lieben, ſo zu ſchildern, daß die ausgeführte Zeich-

nung die Skizze überträfe und verdrängte, mit welcher wir uns bisher begnügen mußten. Ungleich schwieriger noch sind Autobiographien. Wie Malern meistens das eigene Abbild mißrät und das Selbsterkennen immer eine spärlich verliehene Fähigkeit des Geistes bleibt, so finden auch bedeutende Menschen nur selten den rechten Standpunkt, von dem aus ihr Leben ein allgemeines Interesse wecken und wachhalten kann. Befangenheit, Eitelkeit und Unklarheit trüben meist den Spiegel, in welchem sie das eigene Selbst erblicken. Wir übergehen die naheliegenden Beispiele solcher getrübten Selbstschau, um auch hier nur im Vorübereilen den Blick voll inniger Bewunderung auf Goethe zu richten, welchem es gegeben war, das eigene Leben im vollendeten Kunstwerk abzuspiegeln. Im Hinblick auf ein Buch wie das seinige, konnten uns unter einer Flut von Memoiren und Denkwürdigkeiten nur Gutzkows „Knabenjahre" oder Arnold Ruges[1] Erinnerungen eine lebhafte und dauernde Teilnahme einflößen. Anwidern mochte es uns dagegen mehr als einmal, wenn wir Autobiographen wie von einer Kanzel herab, wo niemand sie stören darf, das eigene Lob predigen hörten und uns die erschreckendste Weitläufigkeit kein Jota von den Kleinlichkeiten eines Lebenslaufes erließ, dessen geistiger Inhalt dem Autor ein scheinbares Recht zu solchen Zumutungen gibt.

Ganz im Sinne des Goetheschen Buches sind die Zeichnungen „Aus dem Leben eines Künstlers" gehalten, unter welchem Titel Genelli soeben seine eigenen Erinnerungen veröffentlicht hat. Dies Epos eines Malerlebens erhebt uns aus der Enge der gemeinen Wirklichkeit wie auf Flügeln in die Sphäre poetischen Erlebens. Die Wechselfälle des irdischen Daseins, Kampf und Not, die sie mit sich bringen, werden uns erlassen wie die Daten aus dem Taufregister und aller leidige Klatsch über Vorgänge und Persönlichkeiten. Wer abenteuerlich Spannendes in diesem Lebensroman erwartet, würde sich getäuscht fühlen; es sind gerade Momente zur Darstellung gebracht, die im äußerlichen Lebenslaufe des Meisters völlig nebensächlich sind, die aber alle wesentliche Züge seines geistigen Dichtens und Trachtens in sich enthalten, wenn auch ihre

[1] 1803—1880; Seine Erinnerungen erschienen unter dem Titel „Aus früher Zeit", Berlin 1862—1867, in vier Bänden.

Beziehungen darauf nicht immer sich dem Blick aufdrängen, sondern sich oft nur dem Nachdenken dessen enthüllen, welcher sich näher mit ihm vertraut macht. Durch die ganze Reihenfolge dieser Blätter, selbst wo sie scheinbar Zufälliges bieten, wo der dargestellte Lebensmoment unwesentlich, seine Macht mehr aus einer wunderlichen Laune als aus der Notwendigkeit organischer Entfaltung hervorgegangen scheint, ist dennoch der eine Grundgedanke festgehalten: zu zeigen, wie die ersten Eindrücke der Kindheit, die Erlebnisse des Knaben, das Bestreben des Jünglings und Mannes in dem einen Ziel zusammentrafen, die besondere Künstlernatur zu bilden, deren Werden wir in diesen Blättern belauschen. Ein Blick auf Genellis persönliches Wesen möchte dem Verständnis des Werkes förderlich sein. Er ist eine absolute Künstlernatur, man möchte sagen: er ist nicht aus Mensch und Künstler zusammengesetzt, er ist nur Künstler. Die Welt und ihr Lauf, ihre Gaben und Forderungen, ihre Gunst und Feindseligkeit, ist ihm im Grunde der Seele nichts, ja es ist ihm tiefe Pflicht und Notwendigkeit, nicht danach zu fragen. Nur daß aus dieser spröden, gleichgiltigen Welt die Kunst erblühen konnte, daß es ein Schönes gibt, daß er aus Geist und Gemüt das Schöne zeugt, und wie er es empfindet, schaut und verkörpert, nur das hat Wert für ihn, nur diese Möglichkeit dankt er dem Dasein. Er ist dem Leben gegenüber stets Kind geblieben, nur der Kunst ein Mann geworden. Man muß ihn kennen, muß wissen, von welcher wolkenlos heiteren Höhe des Geistes Genelli auf alle Ziele menschlichen Ehrgeizes herabsieht, man muß verstehen wie auch der schneidendste Erdenschmerz ihm immer nur ein verletzender scharfer Nord bleibt, der aber das Mark seiner Seele, den Trieb des Künstlers, ungeschädigt läßt, um zu erkennen wie fern diesen Blättern jeder Zusammenhang mit dem weltlichen Leben bleiben mußte, wie selbst das ächt menschliche „Wein, Weib und Gesang", das sich gleich dem roten Faden durch fast alle diese Bilder verfolgen läßt, immer nur in seiner Wirkung auf den Künstler Geltung hat, ja daß aus dem Elysium des Künstlers mit puritanischer Strenge selbst jene herrliche Dreiheit ausgeschlossen bleiben mußte, auf daß nichts sei als Sonne, Wolken und Künstler.

Das Titelbild faßt, wie die Einleitungen unſerer großen dramatiſchen Muſikwerke, die Idee des Ganzen in ſich zuſammen, der Künſtler ſchaut, ruhig ausgeſtreckt, in den Spiegel des Phantaſus; ein Eros mit glimmender Fackel ſchmiegt ſich an ſeine Kniee; vor ihm fliegt die Fortuna unerhaſcht vorüber; ſein linker Arm ruht auf dem Schoß der Hoffnung, welche einen Drachen aus der Schale tränkt; rechts eine ſchlummernde Fama. Verſunken in das Schauen des Schönen, von der Liebe gehegt und bewacht, nicht achtend des Glückes und ſeiner Gaben, den Blick abwendend von der grimmen Not des Lebens, welches von der himmliſchen Hoffnung hingehalten und begütigt wird, den Rücken drehend der trägen Weltehre, die ja doch einſt erwachen und erzählen muß von den Taten des Schauens — das iſt in wenig Zügen eine großartige, für alle Zeiten geltende Darſtellung des Künſtlertums. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß dieſe ſchönſte Zeichnung der ganzen Sammlung der Zeit ihres Entſtehens nach das eigentliche Schlußblatt der Biographie bildet. Erſt aus dem vollendeten Werke konnte ſie als Krone des Ganzen erblühen. Wie der greiſe Joſeph Haydn nach einem der Tonmuſe geweihten Leben wie zum Abſchiede ſingen durfte: „Ein harmoniſcher Geſang war mein ganzer Lebenslauf“, ſo ſagt dies Bild: inniges Verſenken und Schauen in den Quell des Schönen, in den Spiegel des Geiſtes war all' mein Daſein. — Das erſte Bild aus den Kinderjahren zeigt uns den Knaben „an der Mutterbruſt“. Vater Janus Genelli[1] lehnt über den Stuhl, auf dem ſeine Frau den Sohn in den Armen hält, und erklärt ihr ein eben von ihm vollendetes Bild. In den „erſten Kunſterfolgen“ ſehen wir das Kind Buonaventura von einer lebhaften Mädchengruppe umgeben, Schülerinnen des Vaters, die mit fröhlicher Verwunderung ſein erſtes Werk ſchauen, Tiere die er, am Stuhl ſtehend, auf ein Blatt gezeichnet. Auf dem dritten Bilde kauert das Knäblein im Atelier des Freundes Bürv am Boden vor den Engeln der Sixtiniſchen Madonna, deren Kopie Bürv in beſcheidener Haltung einer Gruppe von Gönnerinnen darbietet, von denen drei ihrer Bewunderung in einem »O sanctissima«

[1] 1771—1812, war Kunſtſticker.

Ton geben, während der rührende Ausdruck einer vierten vor allen unsern Blick fesselt, welche von Schauen und Lauschen entzückt vor dem Bilde ruht. Der „Modelldienst“ zeigt dann die liebliche Gestalt des heranwachsenden Knaben als Liebesgott mit emporgehaltenem Bogen vor dem malenden Bürx stehend, Jupiters Adler zur Seite. Mit den Geschwistern lauscht er im Walde gelagert „der Mutter Märchen“ oder schlummert mit dem ältesten Bruder nach dem „Knabenspiel“ in ritterlicher Vermummung unter den Bäumen, von der an der Krücke vorbeihinkenden Alten als ein seltsames Schauspiel betrachtet. Doch schon sind die Kinderschuhe ausgetreten, und wir sehen den begeisterten Jüngling entzückt in den Spiegel des „Phantasus“ schauen oder sinnend des „Oheims Lehre“ lauschen und sind dabei auf einem Höhepunkt des Ganzen angelangt. Dieser Oheim Hans Christian Genelli,[1] der Architekt, eine unwillkürlich an Goethe erinnernde Gestalt in weitem faltigen Mantel und der aufhorchende junge Künstler vor ihm geben eine typische Darstellung des schönen Wechselverhältnisses von Alter und Jugend: alle Weisheit, Milde, Kunst- und Lebenserfahrung sind im Kopfe des Meisters, — alle unstillbare Lernbegier und entgegenkommende Fülle eigener gottgegebener Bildung in den Zügen des Jüngers ausgedrückt. Das entsprechende Seitenstück dazu ist die „Weihestunde“, in welcher der Künstler zu den Füßen einer hohen Frau beseligt den herrlichen Tönen lauscht, die ihren Lippen entströmen, und mit ihnen die erhebende Liebe zur Tonkunst einatmet, welche ihm wie ein freundlicher Stern durchs ganze Leben gefolgt ist. Die drei letztgenannten Bilder bieten eine höchst bedeutsame Gruppe in diesem Werke, sie veranschaulichen die lichtesten Momente im Werden des Genius: das erste berauschende Innewerden der schöpferischen Kraft, das fromme Sinnen und tiefe Anstreben ihrer Betätigung und ihr Stärken und Nähren an dem irdischen Manna schönen Erlebens. Ihnen gegenüber bietet die nächste Dreizahl die Schattenseiten künstlerischen Werdens dar. „Auf der Anatomie“ steigt vor dem nächtlich emsig forschenden Kunstjünger der bebende Schatten des Selbstmörders auf, an dessen Leiche er

[1] 1763–1824.

dem Lebensnerv des Schönen nachspürt. — In brennender Mittagsglut durch den märkischen Sand „am Rabenstein“ vorüberwandelnd, ruft ihm das gestörte Laster mit roher Spottgeberde den Fluch unschönen Erlebens nach, und der „Blick ins Irrenhaus“, der dem erzählenden Meister zu einem Bilde von erschütternder Gewalt charakteristischer Darstellung das Thema bietet, läßt ihn die ganze Tiefe irdischen Elends durchmessen. Hier sind wir bei den Blättern angelangt, an welchen die Zweifelnden Anstoß nehmen mögen und vor denen selbst Wohlmeinende die Frage aufwerfen könnten: sind diese Darstellungsmomente die geeigneten, ging ihre Wahl nicht aus einer bizarren Hinneigung des Künstlers zum Grauenhaften, Unheimlichen hervor? Der echte Künstler schafft aber nicht für die Zweifelnden und Mäkelnden, er weiß nur von denen, die ein Herz für seine Schöpfungen mitbringen. Und denen, die ihn lieben, sagt Genelli: seht, in jenen Lebensaugenblicken ward ein mächtiges Stück von dem Genelli, der euch wert ist, von dem, der Dantes Hölle in Musik der Linien setzte, der das Geschick des Wüstlings, das Leben der Hexe beschrieb. Dem Tod hab' ich Leben, dem Wahnsinn Geist abgerungen in bangen Stunden, auch an den Abgründen des Lebens klomm ich schwindelnd vorüber, um zu mir zu gelangen und zu euch, die ihr mich liebt. Das wollen jene Blätter sagen.

Und von nun an geht es nach Italien, und weil der Meister den Hintergrund der Landschaft nicht in glühenden Farben ausführen, sondern nur den geistigen Atem andeuten will, mit dem das Wunderland ihn anhaucht, so steht von jetzt an das schöne Motto eines geflügelten Genius über jedem neuen Kapitel seiner Künstlerfahrten, sei es ein „Amor als Peiniger“, der den verzweifelnd zu Boden Gestreckten singend unter die Füße tritt, oder ein „Amor als Lautenspieler,“ der mit den verführerischsten Trillern »Felicissima notte« wünscht, indem der Nachtschwärmer bei der zufällig noch munteren Römerin sein Licht anzündet, sei es des Künstlers eigner Genius, der seiner „Wanderlust“ auf dem Tamburin den Marsch trommelt, sei es der Malerteufel Babillo, der ihn zur „Siesta“ einsingt und ihm üppige Träume vorgaukelt, oder der Genius der

Freude, wenn er „in toller Zeit“ mit Reinhardt[1], Koch, Rahl,[2] Brugger[3] vor einer Osteria den Karneval feiert. Wir haben das Titelbild mit einer Ouvertüre verglichen und müssen bei der großen Verehrung, mit welcher die Werke eines Gluck und Mozart, Weber und Wagner von Genelli gehegt werden, dessen „Wüstling“ dem Don Giovanni Mozarts sein erstes Entstehen verdankt, vor diesem Blatt unwillkürlich an ein rauschend heiteres Opernfinale denken. Es schließt die römische Periode des Meisters ab, in welcher neben Lust und Liebe auch Arbeit und stetes geistiges Ringen nicht fehlten, wie zwei der originellsten Blätter bekunden, auf deren einem der Künstler, ein zweiter Philoktet, die nahenden musenfeindlichen Missionäre mit Homers Klängen überwindet, auf deren zweitem er antike und christliche Anschauung zu durchdringen sucht, indem er das symbolische Bild der Armut, das den Heiland am Kreuze umarmt, dem Venusleib eines ihm zum Modell dienenden Mädchens ablauscht, während eine Katze mit der am Boden liegenden Dornenkrone spielt, ein „Mysterium“, das wir andächtig hinnehmen, ohne eine Lösung, ohne ein Programm für die polyphone Gedankenmusik zu suchen, die uns aus dieser Szene anweht. — Das Werk eilt seinem Abschluß entgegen. Nach Deutschland zurückgekehrt, sehen wir den gereiften Künstler dem „Traum der Braut“ lauschen und ihn zur Wahrheit machen, indem er die Geliebte, gleich dem blühenden Fruchtbaum ihres Traumes, ans Herz zieht. Zwischen diesem Bild und dem vorletzten, auf welchem wir den „Künstler und die Seinigen“ im häuslichen Kreise belauschen, liegt ein wechselvolles Künstlerleben voll Not und Kampf und doch auch voll rechter Lust und heiligem Frieden. Die Blätter erzählen wie jeder echte Roman nur die Lebensschule des Helden. Jahre ruhmvoller Arbeit, deren reichste Blüten in der Bildergallerie des edlen Freiherrn von Schack[4] uns Münchnern gehören, gaben der

[1] Es ist ungewiß, welcher der beiden Brüder gemeint ist: Friedrich geb. 1831 oder Karl 1818—1877.

[2] Karl Heinr. R. 1779—1843, Kupferstecher.

[3] Friedrich B. 1815—1870, Bildhauer.

[4] Adolf Friedr. (1815—1894, seit 1876 Graf, der feinsinnige Dichter. Übersetzer und Mäcen. Seine weltberühmte Gallerie ging nach seinem Tode in den Besitz des deutschen Kaisers über, verblieb aber in München.

Welt unvergängliche Kunstwerke, dem Autobiographen jedoch keinen weiteren Stoff mehr für seine — in Form und Inhalt einzig dastehende — Lebensbeschreibung. Nur noch ein letztes Bild zeigt uns das „Elysium", welches der Künstler erträumt und an welches er glaubt: verklärtes Beisammensein mit Künstlern. Da führt der Oheim Genelli das Wort, umgeben von Janus, Buonaventura, Camillo, dem so früh dahingegangenen letzten männlichen Sproß dieser Künstlerfamilie. Gegenüber Carstens,[1] Maler Müller,[2] Bury, Koch unter Sankt Lucas, des Malerpatrons, heiliger Hut, „erleuchtet von den Strahlen einer himmlischen Sonne", wie der Meister einst, sein Werk uns erklärend, hinzufügte.

Die Kupferstiche von Burger, Gonzenbach, Merz und Schütz zeigen das Gepräge inniger Begeisterung für den Meister, deren erfreulichstes Zeichen das einmütige Verzichtleisten auf alles virtuose Glänzen und infolge dessen eine Einfachheit und Einheitlichkeit der Wiedergabe ist, welche dem höchsten Ziel, dem vollen Ersatz für die Handzeichnung nahe kommt.

Von solchen Meistern vervielfältigt und von dem Verleger mit der vornehmsten Sorgfalt ausgestattet, empfehlen sich diese Blätter von selbst den Freunden des Schönen als ein lebenvolles Andenken an eine hohe Zeit deutschen Geistes, wo große Künstler und in vorderster Reihe Genelli eine reiche, gewaltige Entfaltung jener idealen Kunst erstrebten, welche in Deutschland stets unter allen Richtungen und nach allen vergänglichen Triumphen den Sieg behaupten wird.

Bonaventura Genelli.

Eine Charakteristik.

(„Unsere Zeit", Deutsche Revue der Gegenwart. Neue Folge. 5. Jahrgang 1869 S. 801—815.)

Seit dem Tode Genellis, dieses großen Künstlers, scheint man sich in Deutschland zu regen und macht Miene, seine Erinnerung

[1] Asmus Jakob C. 1754—1798, der bekannte Landschaftsmaler.

[2] Friedrich M., genannt Maler M. 1749—1825, namentlich als Dichter in der Sturm- und Drangperiode bekannt.

ehren zu wollen. Man begehrt Nachrichten über sein Leben, man möchte ein nachträgliches Bewußtsein hervorrufen, daß er da war, und wird ihn gewiß mit Stolz unter die Liste der großen Geister aufnehmen, deren wir Deutsche uns rühmen dürfen. Da wird denn auch ein Wort das andere geben, Zug für Zug wird man seiner gedrückten und kümmerlichen Künstlerexistenz nachforschen, man wird die Überlebenden fragen, die ihn kannten, man wird die Schriftstücke auch finden vom Taufregister bis zum Totenschein, und es wird nach dem Zusammentragen aller nötigen Bausteine denn auch schließlich das biographische Denkmal entstehen, welches uns ein Bild seines Wirkens gibt. Aber was wird auch das schönste, geistvollste Buch über Genelli uns lehren, als daß länger als 70 Jahre ein großer Meister unter uns weilte, von dem wir nichts wußten, dessen Werke wir nicht kannten, sie heute noch nicht kennen, den keine Auszeichnung ehrte, den kein Lohn des Lebens erfreute, der nur von wenigen erkannt, von den Großen ignoriert, von der Masse übergangen wurde; einen aktenmäßigen Beleg mehr wird uns ein solches Buch bringen, daß Deutschland keine Heimat für das Genie ist, daß der wirkliche und große Künstler unter uns darbt, während wir Anerkennung und Weltlohn den falschen Söhnen Apollos dahingeben.

Danach soll und wird man das Buch „Genelli" schreiben, und es ist ein unentbehrliches Blatt in der Chronik von dem deutschen Kampf und Leiden um das Schöne, um die Kunst. Es soll und wird aufs neue und eindringlichste die Wahrheit vorhalten, daß die Kunst ein Heiliges ist wie die Religion, daß sie ihre Märtyrer hat wie der Glauben, daß die Kunst nicht immer da ist kraft der Reklame für den Götzen des Tages, daß die göttliche Kunst eines Tages wieder aufhören wird, dieses irdische Leben zu verschönern, wenn wir uns mit Ekel von ihrer Karikatur abwenden, wenn edle Geister es für unwürdig halten, in entweihten Tempeln zu opfern. Das Buch „Genelli" wird den künstlerischen Genius wecken und bilden helfen, indem es Zeugnis gibt für das Werden des Stils aus dem innersten Wesen des Künstlers heraus, indem es eine Künstlernatur zeigt, welche, am Feuer echter Begeisterung sich läuternd, alles falsche Beiwerk, alle Schlacken von sich wirft und nur im

Glanze des eigenen Genius leuchtend allen eiteln verborgenen Schimmer verschmäht; es soll und wird die unmittelbare Wirkung ersetzen helfen, welche diesem Künstler durch ein monumentales Entfalten in großen Räumen versagt war. In diesem Sinne und zu diesem Zwecke möchten folgende Gedenkblätter ein Scherflein beitragen.

Wenn man sich bemüht, den vornehmen Vertreter einer Kunst in seiner Eigenheit zu erfassen, sein Besonderes auszusprechen, so wird sich leicht, ja vielleicht unvermeidlich ein Darlegen des Allgemeinen selbst ergeben, als dessen Spitze jener uns erscheint. Der Name des Künstlers verschwindet zuletzt wieder in der Idee der Künste, die Antike, die gotische Kunst, die epische Volksdichtung bringt uns ihre Monumente entgegen, die Namen sind da nur täuschende Klänge, sie dienen nur, um Gedanken und Anschauungen in einem Worte zu geben: Phidias, Rafael. Wir sehen die Sonne, das Meer, das hat Gott geschaffen. Wir sehen den Tempel, treten in den gotischen Dom und sagen: das ist des Menschen Werk. Und den Menschen, den ewigen, der im Laufe der Jahrhunderte solche Zeugnisse von seinem Suchen des Göttlichen, solche Lösungen gibt für die Rätsel der Sphinx, als welche ihm die Natur lockend und drohend entgegentritt, aus diesem Menschen in seiner endlichen Beschränkung Gott und Natur in ihrer Unendlichkeit zu entwickeln und in ihn zurückzuführen, das ist die Aufgabe der plastischen Kunst, und wir sehen sie bei Genelli vielleicht am tiefsten erfaßt und am reichsten, erschöpfendsten gelöst. Genelli ist Epiker wie Homer und Dante. Er erzählt und singt den Menschen. Der Mensch ist ihm das Weltall. An dem Leib des Menschen, an seiner gottähnlichen Gestalt und dessen Blüte, dem Antlitz, entwickelt und gestaltet er alles, was die Geschichte des Menschengeistes enthält, alles, was Geist und Seele des Menschen bewegt. Diesem Genius brachte der lächelnde Blick der Eltern, das Gefühl und Anschauen des eigenen dem Lichte entgegenwachsenden Leibes schon im ersten Keime allen Stoff entgegen, dessen er bedurfte. Wenn er von der Sonne geblendet den Blick im feuchten Auge der Mutter wieder ausruhen ließ und sich sagte: „Das ist meine Sonne!“, wenn der heranreifende Knabe seine Züge, seine Gestalt zu dem Liebesgott herlieh, welchen der

väterliche Freund Bürry auf den Karton hinzeichnete und ahnungsvoll das Göttliche in dem eigenen Wesen begriff, so war damit der ganze Mensch und sein Lebenslauf gegeben. Denn wenn nun dem werdenden Jüngling eine vollendete herrliche Welt aus Homers Gesängen erblüte, so fand er ja nur sein eigenes Wesen, seine tiefsten unbewußten Erlebnisse und Träume in ihnen wieder, er hatte alle die tiefsinnigen Personifikationen der Naturgewalt im griechischen Mythus schon im eigenen Innern vollzogen, er war ja Grieche, er hätte jene langsam gereifte Weltanschauung wieder aus sich selbst zu erzeugen angefangen, wäre sie ihm nicht hier in der ganzen Fülle der Vollendung entgegengetreten, so daß er nur in trunkener Begeisterung die zuströmenden Bilder hinzuzeichnen brauchte, welche ihm „der Spiegel seines Phantasus“ vorhielt. Doch hat man den Meister mit Einseitigkeit des Verständnisses einen Griechen genannt. Er war ein moderner Mensch, er war Christ. Das zeigt sein Dante. Er ist, als ob wir den Meister vor seinem letzten Bilde aus der Iliade, der Totenfeier Hektors, sinnend und trauernd sitzen sähen und die tiefe Lücke mit empfänden, welche diese heitere, in Kampf und Liebe gesättigte, in sich ruhende griechische Welt in seinem Herzen zurückläßt. Es ist, als ob Hektor, diese uns am nächsten verwandte Erscheinung aus dem Epos, an dessen Geschlecht ja auch die Sage den Übergang in eine neuere Zeit knüpft, wie ein Leitton in ihm fortklänge, welcher ihn zu dem Freunde des Schattens Virgils, zu Dante hinüberführte. Mit den Glockentönen, welche in unserer modernen Welt wie eine Vermittelung zwischen Natur und Kunst erklingen, halb aus dem elementaren Klang wie Windeswehen und Stromesrauschen, halb aus der künstlichen Musik der Orgel gemischt erscheinen, hatte der Knabe Genelli furchtsam und beklommen das Grabgeläute seiner heitern griechischen Welt, den Ruf zum Dienste des einigen Gottes vernommen. Die Fragen nach Gut und Bös, Sünde und Tugend, das Gewissen, das Innewerden eines klaffenden Abgrundes in der eigenen Brust, das Entgöttern der Natur zu einem bloßen Kampfe feindlicher Kräfte drohte ihm Zerstörung seiner schönen griechischen Welt, drohte ihn machtlos und waffenlos einer Welt einstürmender Empfindungen zu überlassen. Aber wieder findet er den Weg zur

plaſtiſchen Geſtaltung, zur Befreiung des Gemüts von der hoffnungsloſen zerſtörenden Sehnſucht nach dem Unſichtbaren, durch ſein künſtleriſches Ideal, durch den Menſchen. Wie vorher der Halbgott es war, um den er die ganze heidniſche Weltanſchauung in Menſchengeſtalt gefaßt entwickelte, ſo iſt es nun der Gottmenſch, der Erlöſer von einem unabwendbaren Fatum, von einem feindlichen Schickſal, von einem ſchattenhaften Jenſeits zum freien Willen, zu einem Himmel der Liebe. Wie er dort bei Homer eine Welt der Anſchauung, der Empfindung vermittelt, ſo vermittelt er nun im Dante eine innere Welt des Gemüts und der Empfindung dem Anſchauen, und wie dort Mann, Weib und Kind in allen Stadien des Lebens ihm zur Perſonifikation aller Naturmächte wurden, ſo ſind ſie ihm nun das Mittel, alle Seelenzuſtände darzuſtellen. Den Menſchen durch eine Skala von erhabener Tugend, von Glauben und Liebe, Hoffen und Entſagen einerſeits bis zum Gott ſteigernd, anderſeits ihn durch die ganze Kette böſer Eigenſchaften bis zum Teufel entartend zeigend, dazwiſchen den Mönch, den Heiligen, den Engel, und ſymboliſch die Darſtellung aller Leidenſchaften durch überwiegendes Vordrängen des beſonderen Stempels, welche ſie dem Antlitz aufprägen, ſchildernd, dehnt er ſein Bereich von der Welt der Taten, der heroiſchen, auf die Welt des Duldens, der chriſtlichen, aus und faßt den ganzen Kreis der Sinnen- und Gemütswelt in ihrem Mittelpunkt, dem Menſchen, zuſammen.

An der ſchönen und edeln Arbeit des Wiederdichtens aus vollendeten Poeſien, welche Genelli an Homer und Dante vollbrachte, erſtarkte ſein Genius zu dem kühnen Schritt, Dichter und Maler in ſich zu vereinigen, ſeinen tiefſten Gemütsinhalt in zukliſchen Zeichnungen darzulegen, deren dichteriſche Grundlage ſeine eigene Erfindung war. So entſtanden ſeine drei dichteriſchen Hauptwerke: „Das Leben der Hexe“, „Aus dem Leben eines Wüſtlings“ und „Aus dem Leben eines Künſtlers“. Genelli betrat mit dieſen Werken eine neue Bahn, in ähnlicher Weiſe wie Berlioz und Liſzt in der Programmuſik, wie Wagner als dramatiſcher Dichter-Muſiker. Erſt in ſpäteren Zeiten wird die Wirkung dieſer Geiſter, die Notwendigkeit ihres künſtleriſchen Beginnens recht erkannt und gewürdigt werden. In der Gegenwart unter-

liegen ſie noch oft dem gerade durch ihr Vorgehen erregten Widerſtreit geteilter Meinungen, den Vorurteilen einer aus dem Hergebrachten abſtrahierten Äſthetik. Die Schar der Künſtler, denen aus ähnlichen Werken die unwillkürlich unheimlich drohende Forderung einer gleichen geiſtigen Entfaltung, einer gleichen Doppelbegabung entgegenblickt, die Äſthetiker, welchen es unbequem iſt, das bereits angenommene Schönheitsgeſetz wieder neuen Amendements zu unterwerfen, ſind die erbittertſten Feinde ſolcher unbetretenen Gleiſe auf der Fahrt zum Ideal. Der Streit um das Für und Wider in dieſer Angelegenheit iſt ein endloſer und unerſprießlicher. Nur die Zeit und das Beharren der Werke ſolcher neuen Richtungen unter einer verrauſchenden Flut von Erzeugniſſen des Augenblicks wird ihn endgültig entſcheiden. Hier kommt es nur darauf an, die innere Notwendigkeit nachzuweiſen, welche Genelli dazu beſtimmte, die neue Bahn zu betreten. Daß Genelli dies mit Bewußtſein und mit dem Begehren getan, erkannt und verſtanden zu werden, iſt mir aus einem eigenen Ausſpruch von ihm wohl erinnerlich. Er ſprach wenig und ſelten über ſich ſelbſt und ſein künſtleriſches Trachten. Er gehörte nicht zu denen, welche alsbald nach dem Abtun der laufenden Tagesſorgen den äſthetiſchen Leitartikel von ihrem Wirken entrollen, und die mit Reden und Räuſpern ſich den Thronſeſſel zurechtrücken, welchen ſie ſich auf dem Parnaß verdient zu haben glauben. Er ſagte mir eines Tages: „Da bin ich plötzlich ein paar Jahre älter geworden, ich hatte mir immer etwas darauf eingebildet, im Todesjahre Carſtens' geboren zu ſein, nun habe ich Papiere gefunden, die meine Geburt doch um ein paar Jahre ins vergangene Säculum hinaufrücken.“ Als nun das Geſpräch über Carſtens weiterging, ſagte er unter anderem, daß es ihm gar nicht recht ſei, immer ſo ſchlechthin als ein Nachfolger oder Nachbeter von Carſtens bezeichnet zu werden, daß er doch glaube, den Anſpruch erheben zu dürfen, durchaus auf eigenen Füßen zu ſtehen und ſeine eigenen Wege zu wandeln, und wies dabei ausdrücklich auf die Werke hin, deren poetiſche Grundlage er ſelber gegeben und damit ein Neues in die Kunſt gebracht habe. Die genannte Dreizahl von Werken reiht ſich in ihrer dichteriſchen Bedeutſamkeit den beſten poetiſchen Werken aller Zeiten an, indem ſich das

Geheimnis einer titaniſchen Menſchennatur in ihnen zu enthüllen und darzulegen ſtrebt. Als die Blüte der Nachdichtungsperiode des Künſtlers, als Frucht ſeines immer tiefern Verſenkens in die Gedankentiefe eines Dante treten uns die ſechs Blätter aus dem Leben des heiligen Franziskus von Sales entgegen, denen eine beſonders günſtige Aufnahme zu verſprechen wäre, wenn der Verleger einmal den Verſuch machen wollte, ſie als ein geſondertes Ganzes für ſich herauszugeben. Wenn in dieſen Blättern die eine von den beiden Seelen des Fauſt in der innigſten Weiſe verkörpert iſt, wenn alles Edle im Menſchen in der Wolluſt des Entſagens, in dem Schwelgen des Entbehrens in dieſem Heiligen ſeinen höchſten Ausdruck findet, ſo mußte bei der höchſten Befriedigung im Darſtellen derſelben in einer ſo voll und reich angelegten, alles umfaſſenden Künſtlernatur der berechtigte Gegenſatz ſich um ſo kräftiger geltend machen, ſich emporringen und nicht eher in ihm zu Ruhe kommen, bis er in die Geſtalt des heroiſchen Genußmenſchen gebannt war, welcher das Leben für den Augenblick ſtatt für die Ewigkeit hingibt, welcher in der vollen Entwicklung aller Kräfte in Kampf und Liebe das Rätſel ſeines vergänglichen Daſeins zu löſen ſucht. Für das, was Genelli begehrte, was er zu ſagen hatte, fand er keinen Typus in der Poeſie vor. Sagte er auch ſelber, daß ihm Mozarts „Don Juan“ den erſten Anſtoß zu ſeinem „Leben eines Wüſtlings“ gegeben habe, ſo bedurfte er doch für ſeinen Helden einer mehr heroiſch angelegten Perſönlichkeit als jenen, der nur mit ein paar in die Luft abgefeuerten Piſtolen die Leute zu verblüffen ſucht und höchſtens als Überwinder eines halb nackt ihm gegenübertretenden Greiſen erſcheint. Er konnte keine Illuſtrationen zu Tirſo de Molina[1] und zum Abbé da Ponte zeichnen, wie er ſie zu Homer und Dante gezeichnet hatte, er konnte nur das glühende Erlebnis der Muſik Mozarts dem Schwung ſeiner Linien einhauchen, aber zum Libretto für ſeinen „Don Juan“ brauchte er einen beſſern Dichter, und dieſen fand er in ſich ſelbſt. So entſtand ſein „Leben eines Wüſtlings“.

[1] Eigentlich Gabriel Tellez 1586—1648, der große ſpaniſche Dichter. Seinem Drama »El burlador de Sevilla« entnahm da Ponte den Stoff des Don Juan.

Den Gegenſatz zur Beatrice des Dante, des dem Höchſten zugewandten Frauencharakters, welcher den Geliebten zu Gott und zum Licht emporarbeitet, dichtete Genelli in ſeinem „Leben der Hexe“, welche, der liebenden Mutter früh entriſſen, zum Böſen mißleitet, ſich der Verlockung Satans hingibt, und, als ſie dann in einer reinen Herzensliebe Erlöſung aus deſſen Banden zu finden meint, den Geliebten mit in ihr Verderben hineinzieht, ſo daß die Verzweifelnden nur noch der in den Wellen geſuchte Tod von ihren Herzensqualen befreien kann. Doch iſt der Gegenſatz des Himmliſchen und Dämoniſchen in den beiden weiblichen Figuren nicht ſo rein durchgeführt als im „Franziskus“ und dem „Wüſtling“. Im „Leben der Hexe“ iſt das Böſe mehr in den Geſtalten der Hexenmutter und des Teufels verkörpert, während die Hexe ſelbſt immer das liebende, wenn auch in Sünde befangene Weib iſt. Sie handelt nicht aus freier Wahl wie der Wüſtling, der kaum einmal, am Grabe ſeines Narren, eine Anwandlung von Reue verſpürt. Die Hexe behält immer den vollen Anſpruch auf unſer Mitleid; wenn ſie reuig den Schatten des Geliebten heraufbeſchwört, nehmen wir den regſten Anteil an ihr, und wenn die Wellen den ſchönen Leichnam ans Ufer ſpülen, iſt ihr Mißgeſchick, ihre Sünde in unſerem Gemüt vollends geſühnt und aufgehoben, und wir forſchen nach dem Engel, der ſie vor dem Böſen retten ſoll, welchen wir ſiegreich ſeiner Beute nahen ſehen. Genelli beſaß nicht die höchſte dichteriſche Gerechtigkeit eines Shakeſpeare, er vermochte nicht eine Lady Macbeth heraufzubeſchwören, ohne Zittern ſie zu ſchauen und ihr das göttliche Urteil der Verdammnis entgegenzurufen. Indem ihn der Geiſt antreibt, das Weib, das er nur als die ſchaumgeborene Göttin der Schönheit anbetete, auch auf ſeinen dämoniſchen Irrfahrten zu ſchildern, kann er es doch nicht über ſich gewinnen, ſie in den Abgrund hinabzuſtoßen, er zeigt ſie uns ſchön im Wahnſinn der Buße und ſelbſt die verzweifelnde Selbſtmörderin bleibt immer noch eine dem Meer entſtiegene Venus, wie das Schlußbild ſie zeigt.

Das dritte ſeiner dichteriſchen Werke iſt ſeine Autobiographie, die Blätter „Aus dem Leben eines Künſtlers“. Sein Ideal vom Menſchen, das er im antiken Sinne als Gott und Halbgott

potenzierte, der christlichen Anschauung gemäß im Engel und Heiligen darstellte, während er, um den Konflikt des Heidentums und Christentums im Einzelwesen zur Anschauung zu bringen, den Sünder, die Sünderin in seinen eigenen Dichtungen zum Helden wählte, mußte nun auch in der neuen Zeit, in der Gegenwart, seinen Typus erhalten, und diesen konnte er nicht anders finden als im Künstler, der sich aus dem Kampfe der Prinzipien, aus dem Wirrsal der Lebensgegensätze auf die freie Höhe des Schaffens rettet, die kämpfenden Mächte in Gestalten bannt und sich so von ihnen befreit. Die erhabene Dissonanz: Homer und Dante löst sich in dem reinen Wohlklange Genelli, in dem Künstler, wie ihn Schiller an der Wiege des Jahrhunderts begrüßt hatte. Hier gelingt es ihm, das Leben der Gegenwart ganz abzulösen von allen verstimmenden irdischen Zutaten, es aus dem Staube und Lärm des Materialismus auf eine reine, luftige Höhe zu flüchten, in das Gebiet künstlerischen Dichtens und Trachtens. Frei von irdischer Schwere ist hier ein schönes Leben im Geiste entfaltet, von der Kindheit durch das Jünglings- und Mannesalter bis zum verklärten Dasein in einem schöneren Jenseits. Wie das Kind, der Knabe die ersten entscheidenden künstlerischen Eindrücke in sich aufnimmt, wie der Jüngling den Lehren des Oheims, dann wieder dem Gesange einer wundervollen Frau lauscht und zuerst in den Spiegel des Phantasus schaut, wie er dann in Rom das schöne Leben in Kunst und Liebe mit allen Poren einsaugt, dann in Deutschland die Braut und den häuslichen Herd findet und im Elysium Oheim, Vater, Carstens, Büry und Müller wieder schaut und unter Lukas', des Malerpatrons, heiliger Hut ewig mit ihnen Schätze des Geistes austauscht, — das bildet eine Folge von Blättern, in welchen das oft mißbrauchte Wort Schillers: „Heiter ist die Kunst" einmal seine volle und reinste Interpretation findet. Denn der Ernst des Lebens mit allen seinen unvermeidlichen Katastrophen ist hier mit einer erhabenen Heiterkeit ganz beiseite gelassen. Die notwendigen Dissonanzen, die hineinklingen, wenn der Geist des Soldaten dem Künstler erscheint, der an dessen Leichnam anatomische Studien machte, wenn er den Blick in den Garten des Irrenhauses versenkt, wenn ihm das rohe häßliche Laster die Wanderung durch den glühenden mär-

lichen Sand doppelt verleidet, — das alles geht nur den Künstler an, es ruft nur Seelenleiden hervor, die den notwendigen Schatten zu dem lichten Bilde seines schaffensfrohen Daseins geben. Auch die Andeutung des Dualismus fehlt hier nicht, welcher seinen besten Ausdruck in den Namen Homer und Dante findet. Schon in der ersten Jugend sehen wir das Kind vor der Sixtinischen Madonna spielen, doch den Knaben wieder als Modell zum Eros stehen; die bekehrungssüchtigen Missionare finden den Künstler nackt im Flußbade, den Homer in der Hand, und wieder fehlt in dem Elysium, dessen Wolken nicht aus Weihrauch für den dreieinigen Gott entstanden sein mögen und dessen Bewohner mehr an den Olymp als an den Himmel Dantes erinnern, dennoch der Evangelist Lukas nicht. Am schärfsten aber ist er in dem Bilde ausgesprochen, das den Künstler in seinem Atelier zeigt. Er arbeitet an dem Bilde zum Dante, auf welchem die Armut den Christus am Kreuze umarmt. Zu seiner Rechten das Bild — der gesteigertste Ausdruck der christlichen Idee — hinter ihm ein römisches Mädchen, das ihm zur Figur der Armut Modell steht, eine vollendete Schönheitsgöttin, der reinste Ausdruck des griechischen ungebrochenen Sinnenlebens. Der Künstler aber nicht nach beiden, weder nach Bild noch nach Modell, sondern vor sich hinschauend, wo eine Katze mit der Dornenkrone spielt. Darin scheint mir die Natur, die im Wechsel ewig beharrende Natur, symbolisiert, die nichts weiß von unserem Leide, von unserer Angst um geistige Güter, die in ihrer ewigen Selbstherrlichkeit da war, ehe die schaumgeborene Göttin den Wellen entstieg und ehe das Kreuz als Zeichen höchsten Leides und höchster Wonne des Menschen galt.

Genelli hat mit dieser Dreizahl von Dichter-Malerwerken den Keim zur Entfaltung einer neuen Epoche der Künste gelegt. Gewiß, es wird eine Zeit kommen, wo geniale Künstler aus diesem Vorgange die Kraft schöpfen, Werke zu vollenden, in welchen nicht aus der schönen plastischen Gestaltung die Idee als geistige Blüte entsprosst, sondern aus dem Keim der Idee alle Fülle schöner Gestaltung sich entwickelt. Die gestaltungsbedürftige, nach Ausdruck ringende Idee muß den Stoff suchen, nicht der überwuchernde, unruhige Gestaltungstrieb die Idee, auf die er sich stützen möchte. Die Idee wird

allem veraltet scheinenden Stoff wieder neues frisches Leben einhauchen, und ein Christus am Kreuze wird, von diesem Standpunkt aus vom Künstler gegeben, neuer und spannender sein als alle schönen Erfindungen, welche einem gesuchten Farbeneffekt ihr Entstehen verdanken.

Es gibt einen Moment im Leben Genellis, welcher es in zwei Hälften teilt oder vielmehr in zwei Stücke zerbricht, wie eine schöne Bildsäule, als ob das Geschick nicht wollte, daß wir uns an dem Anblick eines vollendet Schönen erfreuen sollten. Beide Hälften sind schön, und es läßt sich aus jeder einzelnen auf die andere und auf das Ganze schließen; aber der Bruch, der Riß ist da, das Ganze ist gestört. Die demnächst dank den Bemühungen Alfons Dürrs, seines Verlegers, zu erwartende Biographie, welche der feinen und kundigen Hand des Dr. Jordan vertraut ist, wird uns nach allen Seiten gewünschten Aufschluß geben und uns ein in Licht und Schatten ergreifendes Gemälde vom Dasein eines großen Künstlers geben. Ehe sie aber erscheint, liegt auch heute schon in Genellis autobiographischen Zeichnungen der reichste Stoff zutage, sein Leben zu verstehen, wenn wir nur mit einigen Zügen aus dem Bilde der eigenen Anschauung oder der gangbaren Sagen über ihn nachhelfen.

Einer Künstlerfamilie entsprossen, in erster Jugend von den Eindrücken genährt, welche den Künstler bedingen, vornehmlich durch die leitenden Winke des Oheims, Hans Christian Genelli, eines universell gebildeten Architekten, dessen Büste in des Neffen Haus wie ein Götterbild verehrt wurde, zu einem geläuterten Geschmack erzogen, von einem deutschen Frauenideal mit der Begeisterung für die Musik, vor allem für den Liebling Gluck erfüllt, dessen einfach erhabener Stil gewiß von ebenso großer Bedeutung in der Wirkung auf Genellis Wesen war als die Anschauung der großen Werke seiner eigenen Kunst, dann in zehnjährigem Aufenthalte in Rom wie eine Pflanze, welche dem mütterlichen Boden wiedergegeben ist, sich zu seiner ganzen Höhe und Fülle entfaltend, wie dies die Blätter seiner Biographie in Szenen des Studiums, der Liebe und Kunstgenossenschaft mit reichen Zügen darstellen, dann aber aus den wohligen Fluten seines Elements — er schreibt:

„Der Fisch gehört ins Wasser, der Künstler nach Rom!“ — durch ein unbegreiflich anheimelndes Heimweh oder mit einem Wort, durch die Sehnsucht, ein deutsches Weib sein zu nennen, nach Deutschland zurückgekehrt mit einer Mappe voll Skizzen, die sein langes Leben nicht erschöpfte, und endlich glücklich dem Weibe verbunden, welches dann treu und aufopfernd das Leben lang ihm zur Seite stand, und nun mit aller Kraft des Genius gerüstet und von aller Befriedigung des Herzens gestärkt zum Leben sagen: „Da bin ich!“ — das ist die eine Hälfte. Nun kommt der Riß, der Bruch. Getäuscht von der Hoffnung, zur Entfaltung im monumentalen Kunstwerk zu gelangen, Lebewohl sagend den kahlen Wänden jenes Leipziger Hauses, an welchen seine Gedanken in Farben erblühen sollten, dann in München 20 lange Jahre mitten in einer neuen Welt lebendigen Kunstschaffens um ihn her, vereinsamt und vergessen, von ewiger Sehnsucht nach Italien erfüllt, aber zu Boden gehalten von der leidigen Fessel der Not, die reichsten Gaben seiner verschwenderischen Muse um ein Almosen des Lebens eintauschend, verkannt, wo andere überschätzt, geschmäht, wo andere gepriesen wurden, bis ihm endlich, während große Fürsten sich seiner mit einem „Man kann nicht alles!“ und „Adieu, Schatz!“ entledigt hatten, der Enkel Karl Augusts ein Asyl und der Dichter Adolf von Schack die Luft freien und lohnenden Schaffens gab, daß doch noch die scheidende Lebenssonne einen verklärenden Glanz auf seine letzten Jahre warf. Das war die zweite Hälfte. Und doch ist gerade der Moment, welcher die beiden Lebenshälften trennt, durch Werke Genellis verewigt, in welchen der Schönheitszauber, dessen seine Hand mächtig war, am vollsten und reinsten ergossen ist. Es war sein Plan, sein Patrizierhaus in Leipzig mit einem Zyklus aus der Bachusmythe zu schmücken. Das war so recht der Kultus seines Wesens. Bacchus, nicht der „lustige“, wie ihn Schiller bezeichnet, Dionysos, dem die eine Zinne des Parnaß gehört, wie Apoll die andere beherrscht, Bacchus, der Gott heiliger, glühender Begeisterung, der Sohn eines von den Strahlen des Geliebten verzehrten Weibes, der Freund der Musen, der Zögling Ino-Leukotheas, aus dessen Festen mit den Reben die Kunst erblüht, das war der Gott des Griechen Genelli. Wenn man einen

Blick in die Blätter wirft, welche Einzelheiten dieſes Zyklus enthalten, ſo hat man zum erſtenmal von einer Zeichnung einen berauſchenden Eindruck, es iſt, als ob man Duft und Blume des edelſten Weins daraus atme und zugleich volle harmoniſche Klänge vernähme. Da iſt ein Bild, wie ein Genius aus dem Gefolge des Bacchus, von Schwänen gezogen, zur Lyra ſingend, über die Meereswogen fährt. Es gibt kein Wort dafür, wie ſchön das iſt — aber Schauen des göttlichen Knaben und ſeines Geſpanns von Schwänen, deren jeder eines Beſuches bei Leda würdig ſcheint, und Vernehmen des von Wogenrauſchen getragenen Liedes und Einatmen dieſer befreienden Schönheitsluft, die das Ganze umgibt, iſt eins. Ein anderes Bild zeigt drei geflügelte Genien aus dem Gefolge des Bacchus; zwiſchen zweien, die auf Panther und Pantherin reiten, mit den Attributen der Fackel und Schalmei ſchwebt der dritte, das Tamburin in der geſenkten linken Hand, auf der rechten Schulter den üppigen Weinſtock mit quellenden Trauben, vor ihnen her, in der Höhe zwei Taubenpaare. In dieſer Geſtaltenmuſik mit ihren reinen Harmonien, ihren edeln lebhaften Rhythmen, iſt keine Reflexion, keine eingeheimnißte Symbolik, dieſe ſpringenden, nach den Tauben im Fluge haſchenden Panther, dieſe hingehauchten, geflügelten Knabenleiber mit den ſchwebenden Gewändern, von üppigem Rebenlaub überdacht, von Roſen überſchüttet, ſind der unmittelbare Ausdruck des edelſten Rauſches, der reuelos und läuternd dem zu teil wird, den der Gott mit ſeinen heiligen Fluten netzt, es iſt ein Liebestrank, den wir mit den Blicken einſaugen. Und ein drittes und ſchönſtes Bild zeigt eine kleine Schar ſolcher Bachusgenien in zwei Gruppen geteilt, welche die Begegnung ihres Gottes mit der Ariadne darſtellen. Links im Vordergrunde liegt ein geflügelter Genius auf moſigem Felsgemäuer, die Ariadne darſtellend, ein anderer ſenkt als Schlaf den Mohn über ihr Haupt, während zu ihren Füßen ein dritter und vierter als Eros und Pan den Bacchus herbeiwinken. Dieſer naht auf einem geflügelten Genoſſen, der den Panther vorſtellt, auf dem er es ſich wohlig bequem macht, ihn führt ein zweiter, der auf Ariadne hinweiſt, und zum Schluß wankt ein kleiner trunkener Silen herbei, den der lieblichſte Faun, Kinn und Arm ſtützend, geleitet. Es lacht ein Himmel von Luſt und

Unschuld aus diesem Bilde. Da ist unser irdisches Treiben in seinem Brennpunkte, der Vermählung von Mann und Weib, in das Spiel holder Genien aufgelöst, der Künstler hebt uns entzückt in die Wolken, die er hier mit wenigen Strichen angedeutet, und läßt uns der Erde Lust und Leid als den Traum von Engeln erscheinen. Hier drängt es denn auch unwillkürlich dazu, auszusprechen, was sonst wohl unberührt geblieben wäre, da diese Zeilen nur dem Künstler gelten, daß Genelli von der Wiege bis zum Grabe die lauterste, unschuldigste Menschennatur geblieben, dessen innerste Seele in einem solchem Bilde dargelegt ist, wie kein Porträt seine Züge festhalten könnte. Wer diese drei Blätter anschaut, wie sie Schütz mit seiner Hand und Seele nachgedichtet hat, der muß empfinden, daß einem so reinen Genius selbst auf dornigen Pfaden Rosen unter dem wandelnden Schritte erblühen mußten, der kann begreifen, wie diese priesterliche Künstlernatur, ungebeugt von jeder Bitterkeit eines Schicksals, das ihm keinen Schlag ersparte, nur immer reiner und verständlicher durch die Kunst zu den Sterblichen sprach, und welchen Ersatz für jeden Lebensverlust er in seinem Talente finden mochte, er, den in dem schmerzlichsten Lebensmoment vollendete Schönheit krönte. Denn wie tief und großartig Genelli sich später zeigte, die willenloseste, freieste Schönheit lacht uns aus jedem Zuge dieser Leipziger Entwürfe an.

Es ist ein tiefer Zusammenhang in der Anlage des Menschen mit seiner Entwicklung im Lebensgange. Genelli ist nicht dazu gekommen, seinen Genius in großen, monumentalen Werken zu entfalten. Wie kam das? In München zu einer Zeit lebend, wo unter Ludwigs I. schöpferischer Hand eine neue Epoche der Kunst ins Leben trat, wie mochte dieser große Künstler ausgeschlossen bleiben von der Teilnahme an dem neuen Werke? Mag man alle Gründe dafür aufsuchen, es dem launischen Glück oder dem feindlichen Schicksal aufbürden, es der Mißgunst oder Schlaffheit der Kunstgenossen oder einer Einseitigkeit, einer Laune des großen Arbeitgebers zuschreiben, mag man es durch die Eigentümlichkeiten einer schroffen Künstlernatur erklären, welche die nötige Geschmeidigkeit zum Erreichen äußerer Lebenszwecke nicht besaß, mag man es in bezug auf den Künstler bedauern und es seinen Zeitgenossen zur

Last legen, — der letzte Grund lag nicht im Wollen und Nichtwollen Genellis oder seiner Umgebung, sondern war eine Folge der tiefsten Art und Anlage seines Genius. Genelli ist Lyriker, er ist ein großer Rhapsode. Er hat nicht den mächtigen Ernst eines Dante, der in den einen großen Rahmen, in sein architektonisch aus dem eigenen Geiste herausgebautes Weltall alles hineindrängt, was ihn und seine Zeit bewegte. Er hat nicht die großartige Verdichtungskraft eines Cornelius, der in den Sälen der Glyptothek die Welt der Götter und Heroen aus einem Mittelpunkte heraus in ihren zusammenfassendsten Momenten entwickelt, der sein Werk im innigsten Zusammenhange mit dem gegebenen Raume konzipiert und alles wie eine farbige Blüte aus dem Stamme, dem Gebäude, herausgewachsen erscheinen läßt, Genelli hat die Einheit seiner Schöpfungen in sich, er selbst ist ihre Einheit. Er selbst, der männlich vollendet schöne Mensch, das Weib, das er liebend umschließt, der Knabe, der Genius, der Engel, den beide als blühende Frucht ihrer Umarmung emporhalten, das ist die Einheit, welche alle seine Einzelschöpfungen zusammenfaßt. Alles, was diesen Menschen, dies sein eigenes Selbst, bewegt und in antiken, biblischen, mittelalterlichen und modernen Zeiten bewegt hat in Leid und Lust, das zeichnet er in Gestalten hin. Alles in ihm ist unmittelbarer Schönheitsdrang, Begeisterung, Empfindung, er sucht den augenblicklichen Ausstrom dafür in seinem Kunstwerk. Ihn müssen die Schranken des monumentalen Kunstwerks nur hindern. Wenn er sich selbst genug getan, wenn er den Gedanken seines Geistes, die Empfindung seiner Brust mit dem Griffel sich selbst vor die Seele hingestellt, das ist ihm genug, dann kann es ihm gleich sein, ob andere das auch schön finden, ob es in dies oder jenes Gebäude oder in einen Tempel paßt oder nicht. Da bedingt denn auch nicht ein Blatt das andere, wir müssen nicht einzelnes in Rücksicht auf das Ganze mit in Kauf nehmen. In jedem Blatt, in jeder Zeichnung ist der Künstler ganz. Wenn Iris die Winde zur Bestattung des Patroklus ruft, so haben wir sein Gefühl, seine Lust des Sturmes in Anschauung dieser zum Aufschnellen bereiten Gestalten; das ist sein Frühlingslied, seine unbegrenzte Freude am Sprossen und Blühen, wenn Zeus und Hera beieinander ruhen; das ist seine Seligkeit, mit welcher er

Entbehrung und Elend duldet, wo nur sein Kunstideal sich zu ihm niederneigt, wenn der sterbende Franziskus den Jüngern die Armut, seine Braut, als Vermächtnis übergibt; es ist seine Begeisterung für die Tonkunst, die er uns in dem zur Lyra singenden und von Schwänen auf dem Meere hingezogenen Genius verkörpert. Und dadurch, daß Genelli alle höchste Befriedigung in dem unmittelbaren lyrischen Ausströme seines Gemüts fand, in der musikalischen Wirkung seiner Blätter, welche wie Hymnen und Oden zu uns singen, müssen wir den tiefern Grund dafür suchen, daß er sich nicht im monumentalen Kunstwerke zur Geltung brachte. Er durfte sich bewußt sein, daß seine Zeichnungen durch ihre hohe Stilvollendung für alle Zeiten eine Schule für die bildenden Künste bleiben würden, daß sie immer und immer wieder den Funken des Genius in manchem Jünger zur Flamme entfachen müßten. Der moderne Weltweise sagt: „Ich brauche keinen großen Grabstein, man wird ihn schon aufsuchen." Und die Mappe mit den Zeichnungen Genellis wird ein ebenso dauerndes Gefäß seines Geistes sein als der Tempel für die monumentalen Schöpfungen seiner großen Zeitgenossen. Man wird die große Zeit der bildenden Kunst Cornelius und Genelli nennen, wie man Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven sagt; und es wird nicht zu Genellis Nachteil ausfallen, wenn er in der Teilung der Gegensätze mit Goethe und Mozart zusammengestellt wird.

Die Blätter Genellis sind aber weit in die Welt zerstreut, und es wird gut sein, wenn jeder aus seiner eigenen Anschauung, aus seinem Gedächtnisse das nennt und darauf hinweist, dessen er sich erinnert, damit sich allmählich das Bewußtsein von dem Reichtum seiner Geistesarbeit bilde. Hier sind es vor allem drei Blätter, die an Schönheit den erwähnten Bacchusbildern gleichkommen, ja sie vielleicht übertreffen. Das erste soll Genelli „Die schlafenden Grazien" benannt haben. Zwei unvergleichlich schöne Gestalten ruhen vom Schlaf umfangen, während die dritte, die schönste, sich erhoben, vom Kuß eines sie umarmenden Jünglings geweckt. Man möchte sie für die Psyche halten, welche die beiden Schwestern zu sich geladen und von Amor im Schlummer überrascht wird. Das andere Blatt zeigt den im Walde

ſchlafenden Eros, an dem ein Panther leiſe, um ihn nicht zu wecken, auf den Zehen vorüberſchleicht. Der lauſchende Blick ſchwebt hier irrend von Geſtalt zu Geſtalt und weiß nicht, wo er ſüßere Raſt findet, ob bei dem ſchlummernden Gott oder bei dem andächtigen, liebesfrommen Tiere. Das dritte und herrlichſte Blatt von den dreien iſt die „Harmonia“, Amor und Pſyche zur Ruhe ſingend. Die Macht der Muſik über Sinne und Seele, entzücktes Singen und völlig verſenktes Lauſchen haben hier den innigſten Ausdruck gefunden. In Genellis Nachlaß befindet ſich noch ein kleineres zykliſches Werk: „Auch ein Sommernachtstraum“, welches als drittes den beiden größeren Werken, dem „Wüſtling“ und der „Hexe“, anzureihen iſt. Es beſteht aus fünf Blättern, deren kurze Inhaltsangabe hier folgen mag. Auf dem erſten Blatt tröſtet die Feenkönigin eine ihr zur Rechten ſitzende Nymphe der Diana, welche das Gebot der Göttin verletzt hat; drohend ſteigt auf dem von weißen Roſſen gezogenen Wagen die zürnende Diana mit der Rachefackel am Himmel empor. Das zweite Blatt zeigt die ſterbende Nymphe nach der Geburt eines Knäbleins, welches der luſtwandelnden Feenkönigin entgegengebracht wird. Auf dem dritten Blatte ruht der faſt zum Jüngling gewordene Knabe in einer Grotte, der Feenkönigin im Schoß, deren von Diana herbeigeführter Gemahl ihn zum Unhold verwandelt, während ſein Puck die Augen der Königin mit dem liebezwingenden Safte beſtreicht; Heſperus mit der Fackel beleuchtet die Szene, Amor ſtiehlt ſich betrübt hinweg. Auf dem vierten Blatte liebkoſt die Königin den Unhold in Gegenwart ihrer erſtaunten Nymphen und des verdroſſenen Liebesgottes. Auf dem Schlußblatt ſchwebt der weinende Knabe, dem ſeine Geſtalt wieder zurückgegeben, von einem Engel geleitet, in die Verbannung. Das ausgeſöhnte Ehepaar blickt ihm nach. Zur Linken ſtreitet der Amor der Ehe dem freien Amor ſiegreich die Palme ab. Die letztere Epiſode ſchmückt in lebensgroßer Ausführung als Ölbild von Rahls Hand die Wohnung Genellis und iſt auch durch den ſchönen Kupferſtich von Schütz als „Eros und Anteros“ in weitern Kreiſen verbreitet.

Aus Genellis letztem Dezennium iſt mir außerdem noch eine große Zeichnung erinnerlich, die meines Wiſſens bis jetzt nicht der

Öffentlichkeit übergeben wurde. Sisyphos wird vom Todesengel dem zu frohen Mahle versammelten Kreise der Seinigen entrissen. Rechts von den den Mittelpunkt einnehmenden beiden Hauptfiguren kniet flehend die Gemahlin des Königs. In den Gästen des Festmahles spiegelt sich die Todesfurcht in den mannigfaltigsten Ausdrücken. Links ein blinder Sänger, bange emporlauschend, während sein Knabe entsetzt sich hinter ihm zu bergen sucht. Im Hintergrund ein alter Diener, dessen Händen ein Korb mit Früchten entfallen ist, während er sich an eine Säule schmiegt, als ob er sich in sie verkriechen möchte. Von den Zeichnungen zum „Prometheus", welche den Raub des göttlichen Funkens, die Beseelung des Menschen durch Minerva, die Befreiung des Herkules darstellen, ist der gefesselte und vom Geier zernagte Prometheus die großartigste Komposition. Von den vier im Besitze des Barons Sina in Wien befindlichen großen Zeichnungen, welche wohl kaum als Kupferstich erschienen sein mögen, sind mir Homer und Äsop noch frisch in der Erinnerung; sie gaben auf der großen Münchener Ausstellung von 1858 zuerst eine Idee von Genelli und seinem Zusammenhange mit Carstens. Durch ihre rührende Einfachheit und nach keiner Seite hin an ein Vorbild erinnernde Originalität sind mir zwei vor langen Jahren geschaute biblische Zeichnungen, „Die Flucht nach Ägypten" und „Die Ruhe in der Wüste" erinnerlich. Ich vermute, daß diese Kompositionen Hector Berlioz, in dessen Gesellschaft ich sie betrachtete, zu den gleichnamigen musikalischen Szenen angeregt haben, aus denen dann seine Trilogie, die »Enfance du Christ«, entstand. Moses und die Töchter des Jethro mit der von Majestät und Geisteshoheit leuchtenden Hauptfigur und die Vision des Ezechiel, wo der Künstler mit kühnem Griffel den Unsichtbaren, Unerfaßlichen, „der da saß, wie ein Mensch gestalt", zu denken und zu verkörpern wagt, entziehen sich in ihrer schwerwiegenden Bedeutsamkeit dem flüchtigen Herzählen, welches die Beschränkung des Raumes hier einzig erlaubt. Ich darf daher auch von den Blättern, welche mir von hilfreichen Freunden als Blüten für meine Zellenarbeit zu stetem Anschauen und Genießen zugetragen wurden, nicht jedes einzelne schildern, sondern nur wiederholen, daß wir Genelli in jeder Einzelheit ganz

haben, ob nun Amor die Hand nach der Schale der Hebe streckt oder die beiden Liebesgötter den von wuchernden Arabesken umwundenen Tauben der Venus Brief und Rosen reichen oder Mars den Amor in den Armen schwingt, den Greif zu seinen Füßen, oder ob der Liebling des Zeus den Adler aus der Schale tränkt, ob der Todesengel mit verlöschender Fackel sich unter Sisyphusbanden windet oder Zeus mit Hilfe des dienstwilligen Schlummergottes sein Söhnlein Herakles am Busen der eifersüchtigen Gattin die Milch der Unsterblichkeit trinken läßt, überall, in jedem einzelnen Bilde haben wir die klare Welle der Schönheit, die dem unerschöpflichen Born einer Künstlernatur entströmt, welche uns mit jedem Zuge des Griffels aus der irdischen Schwere in hohe Regionen zu erheben weiß.

Schließlich erwähnen wir noch drei Zeichnungen, von welchen insbesondere die dritte den Eindruck festhält, welchen die Bewegung des Jahres 1848 auf den sonst von weltlichen Dingen durchaus unberührten Meister machte. Es sind Momente aus der Geschichte Thüringens, welchem dereinst Asyl und Grabstätte zu danken er damals noch nicht ahnen mochte. Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange führt sein neugeborenes Töchterlein zur Taufe und läßt es an der Brust der Amme trinken, während er sich mit wenigen Rittern gegen einen Überfall des Feindes verteidigt. Amme und Kind im Vordergrund eines zerfallenen Burggemäuers, inmitten des drohenden Kampfgewühls, bilden eine liebliche, den Sieg des Vaters verheißende Gruppe. Das Bild bietet in der Befreiung der sächsischen Prinzen aus Kaufungens Händen durch den tapfern Köhler, mit seinem Getümmel von Rittern und Rossen und dem wachsenden Zustrom von Befreiern aus dem Buchenwalde des Hintergrundes, eine ergreifende dramatische Szene. Ein Bild aber von gesteigertem dramatischen Leben und einem energischen Ineinandergreifen der mannigfaltigsten Gruppen ist die Darstellung der bekannten Sage, wo Landgraf Ludwig der Eiserne die Edeln pflügen läßt. Wie ein Engel des Gerichtes der Landgraf in der Mitte, händeringende flehende Edelfrauen um ihn her — hier schon eine Gruppe von Rittern, die von der ungewohnten Arbeit ermüdet hinsinken, dort eine neue, auf den Strafacker fortgetrieben, und be-

freite Bauern, die sich's ansehen und sich's auch einmal wohl sein lassen, jubelnde Gruppen von Frauen und Männer, die auf den Landgrafen deuten, als sagten sie: „Der zeigt's ihnen!“, brennende Burgen im Hintergrunde und neue Gruppen gefangener Edeln, die herbeigeführt werden, — das alles erscheint so neu in Genelli, und doch steht ihm der mittelalterliche Harnisch so wohl an wie das antike Gewand und das Götterattribut, und es ist, als hätte er den Goethe in sich vollständig ausprägen wollen, daß er neben seine Zwillingsgebilde zu „Iphigenie“ den „Faust“ und neben „Dichtung und Wahrheit“ den „Götz von Berlichingen“ stellte.

Es ist eine schöne Entschädigung des Geschicks dafür, daß Genelli nicht zur Teilnahme an den monumentalen Schöpfungen des neuen München gelangte, daß gerade dort ihm im letzten Lebensjahrzehnt ein Mäcen erstand, durch dessen Anregung große Bilder des Meisters entstanden sind, und in dessen Besitze sie fast ein Gemeingut und ein Schmuck Münchens genannt werden dürfen. In der Nähe der Glyptothek und der Propyläen steht das durch sinnigen Freskenschmuck ausgezeichnete Haus des Dichters Adolf von Schack, mit einem besonderen und für seinen Zweck musterhaft eingerichteten Gebäude für dessen Bildergalerie, in welcher unter vielen schönen Werken neuer Meister die Bilder von Genelli das Juwel bilden. Mehr und mehr wird diese von dem Besitzer in liberalster Weise jedem Gebildeten zugänglich gemachte Galerie ein Anziehungspunkt für einheimische und durchreisende Kunstliebende, und sie wird ihrem Eigentümer neben dem Ruhme, dem Genius Genellis zum höchsten Fluge die Schwingen von kläglichen Banden gelöst zu haben, auch noch den anderen fügen, den Kreis der Verehrer dieses Künstlers täglich zu erweitern durch die feine und bestechende Form, in welcher hier eine Reihe seiner ergreifendsten Schöpfungen dem Vollgenusse der Anschauung vermittelt ist. Es möge an dieser Stelle ein gewichtiges Wort der Anerkennung für Adolf von Schack seine Erwähnung rechtfertigen, dessen Träger ich durch die Gunst des Augenblicks geworden bin, und das durch den Mund, welcher es aussprach, gewiß eine nicht minder zierende Auszeichnung für ihn sein mag als der Sonnenorden des Schahs von Persien, welchen

er seiner vollendet schönen deutschen Übersetzung des „Firdusi“ verdankt. Als ich den Altmeister Cornelius im Sommer 1865 besuchte und mich während eines einzig ihm gewidmeten Aufenthaltes von drei Tagen in Berlin an der ungebrochenen Lebenskraft dieses Geistes erfreute, als er mir in seinem zum Atelier umgewandelten Salon den Karton zum heiligen Thomas erklärte und mir mit dem herzstärkenden Selbstlob des wahren Genius auseinandersetzte, wie er sich etwas darauf zu gute tue, die beiden Momente des ersten Erscheinens Christi vor den Jüngern und des Erkennens durch Thomas in ein Bild zusammengefaßt zu haben, als er dann mit Wärme über Kunst und Künstler sprach und bei Erwähnung Genellis mir Glück wünschte, daß ich mich der Freundschaft dieses Mannes rühmen dürfe, denn das sei ein großer Künstler, da sagte er auch im weiteren Verlaufe des Gespräches: „Wir Künstler alle können dem Baron Schack nicht genug dankbar sein für das, was er an Genelli tat!“ Jeder Besuch in der Schackschen Galerie und der stets erneute und gesteigerte Eindruck, den daselbst die Werke Genellis in dem Beschauer hervorrufen, bestätigt die Worte des großen Meisters und bekräftigt die Überzeugung, daß jene Dankbarkeit, von welcher Cornelius sprach, mit dem erhöhten Bewußtsein von Genellis bleibender Bedeutung ein Segment in dem Gesinnungs- und Anschauungskreise aller Gebildeten sein wird. Wir haben es hier mit Ölbildern zu tun und lernen Genelli, den wir bisher nur als großen Zeichner in dem Erfindungsreichtum der Komposition bewunderten, nun auch als Maler kennen. Wenn auch die Virtuosität im Behandeln der Farbe nicht seine größte Stärke ist, so ist doch die Ausführung ganz dem Sinne und Inhalte seiner Komposition entsprechend, und wir wünschen sie keinen Augenblick anders. Beim Anblick dieser Bilder drängt sich die Farbe nicht vor, es kommt die malerische Wirkung nicht zuerst zum Bewußtsein, der Schwerpunkt liegt in der Anlage des Ganzen, in der Fülle seiner Gestaltung. Wenn man den Blick einmal zu nachbarlichen Werken berühmter Koloristen abschweifen läßt und dann wieder zu Genelli zurückgekehrt, so kommt dem von starken Farbeneffekten noch eben vorher getroffenen Blick Genellis Färbung einen Augenblick lang etwas matt und kalt vor; gewöhnt man sich aber durch ver-

tiefes Anschauen an diese Töne, welche nur zart vermittelte Übergänge ohne blendende Kontraste enthalten, so möchte man auch den Reiz der Farbe, wie man ihn hier genießt, um keinen anderen eintauschen. Ja, würden diese Werke einmal vom größten Farbenvirtuosen und mit dem eingehendsten Verständnis von Genellis Wesen neu gemalt, es würde uns im besten Falle ganz verwirren und verstimmen, wir würden am schnellsten erkennen, welch ein Poet auch in der Farbe Genelli war, in welcher Einheit mit seiner ganzen künstlerischen Erscheinung auch die Art und Weise steht, wie er seine Farben mischte und wählte. Die reichste und wirkungsvollste Komposition unter diesen Bildern ist die Lykurgos-Schlacht, ein Moment aus der Bacchus-Mythe, deren Keim schon die Illustrationen Genellis zur Ilias enthalten. Jenes Bild enthält nur vier Figuren und gibt in einfachen Zügen die Hauptmomente. Lykurgos, von seinem Wagenlenker geführt, verfolgt den wehrlosen, nur mit Rebe und Thyrsus bewaffneten Gott an den Meeresstrand, wo eine auftauchende Nereide dem Fliehenden Rettung verheißt Dieses einfache Motiv muß uns gewissermaßen als Ariadnefaden dienen, unsere von der überquellenden Menge von Gruppen bestürmte Anschauung in diesem wogenden Labyrinth kämpfender Gestalten zu leiten. Der Wagen des Lykurgos mit seinem Viergespann, den thrakischen König und sein Gemahl tragend, bildet die Mitte; vor ihnen der verfolgte Gott, auf einem Kentauren reitend, dessen menschliche Züge das verzweifelnde Erwachen aus seliger Trunkenheit zu allen Schrecken der Schlacht ausdrücken. Um diesen Mittelpunkt des Bildes entfaltet sich ein Schlachtgewühl, das mit unbeschreiblichem Reichtum der Phantasie Gruppe an Gruppe reiht und zum Knäuel ineinanderschlingt und eine solche Fülle von Gestalten überall vor dem überwältigten Blick hervorwachsen läßt, daß man ins Endlose, Unübersehbare zu schauen glaubt und oft erst bei wiederholtem Schauen manche Figur wahrnimmt, die man anfangs übersah oder in dem Gewühl wieder aus dem Gedächtnis verlor. Genelli hat hier seinen Lieblingsgott in einem Moment des Leidens, des Unterliegens zur Anschauung gebracht. Sein Bild bietet ein Seitenstück zu Schillers „Idealen". Der erhabene Rausch der Begeisterung mit seiner Fülle schöner Gestalten wird

mit dem eisernen Fuß der Wirklichkeit schonungslos zerstört und niedergetreten: ein glühendes, täglich erlebtes Bild, welches der Künstler in dieser polyphonen Gestaltensymfonie einmal so recht voll ausatmen mußte. Es ist, als ob Herkules und Omphale den heitern Gegensatz zu diesem Bilde geben sollten. Denn auch hier dichtete Genelli seinen Liebling Bacchus in die Mythe hinein. Nicht mit Spinnrocken in der Hand zeigt der Künstler den erhabenen Helden, sondern mit der Leier, von Bacchus begeistert, das Leid ihrer beiderseitigen Feindin Hera zu singen, welches sie beim Anblick der Liebe des Zeus zu Ganymed erdulden muß, wie es oben in den kleinern Bildern aus der Ganymedsage so anmutig dargestellt. Wenn auch nicht als Rächer an der rohen barbarischen Kraft, wie ihn ein wirkliches Pendant zur Lykurgos-Schlacht darstellen konnte, so ist es doch, als sollte Bacchus hier als Sieger über das Heldentum gezeigt werden, da er mit seiner Umgebung als Bacchantinnen und Faunen der Omphale gegenüber, an die sich ein Amor schmiegt, wie im Triumphe dem Gesange des überwundenen Helden lauscht, und auch die Predella wiederum den Hochzeitszug des Gottes und seiner Ariadne, grau in grau gemalt, mit der übermütigsten Laune darstellt, ein Bild voll Reiz und Leben, welches mit der Schönheit der Antike den Humor eines Shakespeare vermählt. Die Anlage des Hauptbildes, in welchem eine Laube mit einem von vier weiblichen Karyatiden, den Jahreszeiten, getragenen Dachgebälk eine Blumenvase beschattet, auf deren Rand Phantasus thront und über welche ein Baum seine Zweige breitet, dessen Dryade mit einem geflügelten Genossen dem Gesange des Herkules lauscht, während an ihrem Fuß eine wonnige weibliche Gestalt kniet, als ob sie die Früchte und Blumen zu den Füßen des Helden ausgestreut hätte, vereint die drei Hauptfiguren Herkules, Omphale und Bacchus mit den Gruppen umgebender Gestalten zu einem Ganzen von der üppigsten Schönheit. Von dem Dache der Laube ringeln sich Arabesken über fünf Spitzbogen empor, innerhalb welcher jedesmal ein Amor das träge Liebesleben des Halbgottes darstellt, jedes kleine Bildchen eine Perle von Schönheit und Grazie, und zwischen diesen Bogen sind die angedeuteten Szenen aus der Ganymedmythe, so daß die Benutzung

des Raumes zu einer einfachen Reihe von Bildern einen überquellenden Reichtum von Erfindung zeigt, der sich dabei völlig von Überladung freihält.

Eine dritte Feier seines Schutzgottes begeht Genelli in dem Bilde „Bacchus und die Muse". Der Gott nimmt die Mitte des Bildes ein, zu dem ein zeltartig ausgebreiteter Teppich den Hintergrund bildet, der von dem Zweige eines Baumes herabhängt, in welchem sich der geflügelte Zephyros schaukelt. Bacchus mit der Rebenkrone schwingt in der Linken das Trinkhorn, während er mit der Rechten kastagnettenartig den Rhythmus des Tanzes zu bezeichnen scheint, welchen Silen mit einem Amor zu dem Tamburin des beide umschwebenden Genius der Freude ausführt. Zwischen Bacchus und den Tanzenden ist die kleinere Hälfte der heiligen Neunzahl gruppiert, in welcher die weinbekränzte Thalia die hervortretendste Figur ist; im Rücken des Gottes zieht Melpomene im roten Gewande mit der tragischen Maske helmartig geschmückt, das Kinn in die rechte Hand stützend, das Auge zunächst auf sich; vor ihr sitzen Euterpe und Klio, hinter ihr Terpsichore und Urania, welche letztere sinnend das Haupt von den Tanzenden abwendend in Träume verloren scheint, so daß sie die Weltkugel aus der Hand zu Boden gleiten ließ. Dieses Bild war zu einem Deckengemälde für jenes Leipziger Haus bestimmt, wo Herkules und Omphale Wand und Gesimse zieren sollten. Das Aquarellbild, welches Genelli damals über denselben Gegenstand ausführte, ist jetzt der schönste Saalschmuck im Richard Wagnerschen Landhause auf Triebschen bei Luzern. Wenn man beide Ausführungsarten des Gegenstandes vergleicht und die ungleich höhere Wärme und jugendliche Kraft im Vortrage empfindet, welche das in Wagners Besitz befindliche Bild vor dieser genialen Fassung aus Genellis spätester Schaffenszeit voraushat, so fühlt man den Riß und Bruch im Leben des Künstlers, welcher weiter oben zur Rede kam, mit lebhafter Teilnahme und mit einer innigen Wehmut, wie denn überhaupt auch, abgesehen von jedem Nebengedanken, eine eigene Trauer uns beim Anschauen dieses Bildes beschleicht.

Die reinste griechische Heiterkeit dagegen weht uns aus der „Entführung der Europa" mit ihrem majestätischen Allegro-

Rhythmus, ihrem mitreißenden Gestaltengewühle an. Da wird Schillers Wort von der „Menschenwelle“ so recht zur lebendigsten Wahrheit. Es ist eine Gestaltenlandschaft, die wir vor uns haben, in welcher die paar geistvollen Andeutungen des Meeres und Land und Himmel die umgekehrte Staffage bilden. Die am Ufer zurückbleibenden Gefährten der Europa mit ihren entsetzten, versteinerten Geberden und emporgehobenen Armen sind wie eingewurzelt und haben den Anschein von Birken und Erlen, deren feines Laub im Winde zittert. Aber das göttliche Gewirr von Tritonen, Nereiden, Flügelrossen und Pantherdelphinen um den Neptun herum, in welches sich der gottfrohe Stier mit seiner holden Last so recht badelechzend hineinstürzt, das ist eine Woge und das fliegende Gewand des Meergottes ihr hochaufspritzender Schaum. Die Gruppe von Genien, die mit den Hochzeitsgaben darüber hinschwebt, ist die Wolke, die sich nur die Phantasie des Künstlers in solche klare plastische Gestalten umdichtete. Wenn man recht empfinden will, was Genelli ist, so suche man sich unter dem herrlichen Leib der Venus zur Linken Neptuns den im wonnigen Halbdunkel aus der Welle auftauchenden Amor mit der glühenden Fackel auf. Maler haben wohl öfters in irgend einer Ecke ihrer großen Bilder sich selbst hineinkonterfeit. In diesem Amor hat Genelli seine Seele porträtiert, in dieser göttlich heimlichen Lust an dem Unfuge da ringsumher, den er selbst angestellt, pulsiert die ganze Innerlichkeit dieses herrlichen Künstlers. Wenn wir diesem Bilde den Rücken wenden, so führen uns einige Schritte zu dem Kleinod unter allem, was Adolf von Schack besitzt, zu Genellis „Theatervorhang“. In den Bacchusbildern war die Unmittelbarkeit, die Lyrik, die Empfindung mit einer unübertrefflichen Schönheit der Form gepaart, in ihnen glaubte ich mit Recht seinen Höhepunkt nach seiten seiner naiven Begabung bezeichnen zu müssen. Schiller belehrt uns darüber, daß in jedem echten Dichter das Naive und Sentimentale sich ergänzen, nicht eins von beiden einseitig vorwalten wird, wenn auch die Begabung in einer oder der andern Richtung ihren Schwerpunkt findet. Hier in dieser spätreifen und gedrungensten Arbeit Genellis stehen wir nun vor seinem zweiten und letzten Höhepunkte, und ohne langes Besinnen

und Zögern sei es gesagt, sie ist sein vollendetstes Werk. Er hat die beiden Gipfel des Parnaß erstiegen, von denen die früheren Zeilen sprechen, zuerst jenen, den sein göttlicher Bacchus beherrscht, und nun den, dessen Herrscher Apollo heißt. Aber wie! Erkennen und sagen wir es stolz und selbstbewußt: eines solchen Werks war der Grieche nicht fähig, das hat ein Künstler gemacht, der nach und mit der Antike die Bibel, Dante, Shakespeare und Goethe nicht durchlesen, sondern durchrungen und durchdrungen hat. Der Theatervorhang ist Genellis Grabschrift, er ist seine Göttliche Komödie. Hier schießen alle Strahlen dieses Genius in einem Brennpunkt zusammen. Die Schönheit der Linie, die ihm angeboren, die keusche Poesie der Farbe, die feinste Stilempfindung der Anordnung trifft hier zusammen mit einem erhabenen Geiste, mit einer allen Gipfeln und Untiefen des Lebens abgerungenen Macht der Charakteristik, mit einer Reinheit der Seele und einer weihevollen poetischen Gerechtigkeit, welche allem Schönen und Großen, was je gedichtet worden, die Hand reicht. Nacht und Licht als Mittelpunkt, Todsünden und göttliche Tugenden als ihre Sprossen und darunter in bunten Gestalten die Welt der Bretter, welche den Kampf zwischen beiden in poetischer Verklärung der Welt der Wirklichkeit zur Selbsterkenntnis und Läuterung als Spiegel entgegenhält: das ist der Inhalt eines Bildes, dessen Dichter das tiefste Mark seines Genius mit dem vollen Leben des Dramas durchdringen mußte, ehe er dies Werk zu schaffen vermochte. Im Anschauen dieses einzigen Bildes lösen sich denn auch alle bangen Fragen um das irdische Dasein dieses Genius in dem lauten Rufe des Enthusiasmus, welcher seinem unvergänglichen Fortleben gilt. Der Theatervorhang, der auch vor vielen Jahren in der Zeichnung mir die erste Idee von Genelli gab und mir als die reinste Summe seines Wesens erscheint, mahnt mich auch heute zum Abschluß dieser allzu aphoristischen Gedenkblätter. Religion und Kunst sind Blüten eines und desselben Stammes. Es kommt einmal eine Zeit, wo die Dissonanz, als welche sie heute nebeneinander tönen, sich in Wohlklang löst. Dann wird der Theatervorhang von Genelli einen schönsten Kunsttempel und seine „Vision Ezechiels", von großen Künstlern ausgeführt, eine schönste Kirche Deutschlands schmücken.

Aus meiner Erinnerungsmappe.

2.[1]

Eine deutsche Künstlerfamilie.

„Station". Feuilletonistisches Wochenblatt des Berliner Börsen-Courier, 11. Oktober 1868.

Wie ich so bei hereinbrechender Dämmerung des schönen Herbsttages herumwühlte in der alten Mappe mit ihren hundert und hundert Gedenkzetteln, welch' ein Name kommt mir da in die Hand? Marie Preller. Ich weiß viele, die da zerstreut in Deutschland herumleben, und mehr noch gewiß sind ihrer, von denen ich nicht weiß, die aber von ihr wissen, die mit mir bei dem Klange dieses Namens von der Empfindung eines völlig ungetrübten, rein wohltuenden Gefühls durchdrungen sein werden. Könnte ich nur einen von den vielen zu mir herzaubern, um in traulichem Austausch meine Erinnerung an der seinen zu stärken. Fehlt mir doch so vieles, ja gesteh' ich es, sogar der Name, den sie vor der Ehe trug, weiß ich doch nicht das Jahr ihrer Geburt noch ihres Todes. Doch will ich ja auch keine biographische Skizze geben und niemand zumuten, dem Wust von Daten und Jahreszahlen, den er seinem „gebildeten" Schädel eingepfropft, noch die aus dem Leben dieser einfachen Frau hinzuzufügen. Ich möchte nur einen Hauch von der tiefen Ehrfurcht, der unverwelklichen Erinnerung meinen Lesern mitteilen, welche mir der Name erweckt, ihnen nahe bringen, wie mir alle schönsten Seiten der weiblichen Natur, Anmut der Seele, Hingebung der Gattin und Mutter, treue Selbstverleugnung, höchste Frömmigkeit des Tuns und Handelns zum Akkord in dem einen Namen erklingen, in dem Namen Marie Preller.

[1] Leider war der erste, wahrscheinlich in der unnumerierten Probenummer der Station enthaltene Aufsatz nicht mehr aufzutreiben. Auch Herr Prof. Dr. Davidsohn, dessen Güte der Herausgeber diesen Aufsatz verdankt, hält es für unmöglich, ihn noch zu erlangen.

Die erste große deutsche Kunstausstellung München im Jahre 1858, ein leuchtender Punkt in der deutschen Kunstgeschichte, ist auch gewiß eines jener Ereignisse im Geiste jedes Miterlebenden, zu dem man, wie ich sagen möchte — kein Gedächtnis vonnöten hat — es behält sich von selbst. Man kann eher berühmte Schlachten der Gegenwart — und vielleicht gerne — vergessen und farbige Linien auf der Landkarte, welche durch sie verwischt werden — aber gewiß vergißt kein deutsches Herz den Eindruck des idealen Sieges, welchen jene Kunstausstellung dem Geiste einprägte. Sie war die erste reife Frucht, welche ein erhöhtes nationales Bewußtsein nach den luftreinigenden politischen Stürmen des vorangegangenen Dezenniums auf geistigem Gebiete gezeitigt hatte. „Wir sind Deutsche" und „das leisten wir auf dem Felde dieser einen Kunst, wir zeigen der Welt die Überwindung einer Masse von kleinlichen Kirchspielrücksichten — nun laßt doch einmal die andern Völker zeigen, was sie daneben zu bieten haben!" das war der große Inhalt dieser nationalen Kundgebung. Deutschland über alles, wenn es will, und — es braucht zum Erreichen der höchsten Ziele nur ein Wörtchen — weil es will. Wenn man dann aber aus dem erhabenen Taumel patriotischer Begeisterung wieder zu dem interesselosen, intellektuellen Schauen sich ermannte, so waren es, abgesehen von der innigen Lust, mit der man zum erstenmale des ganzen Wertes eines Carstens, Genelli und Rethel inne wurde, vor allem zwei Künstler, welche unverkennbar die höchsten Triumphe in der allgemeinen Bewunderung feierten: Moritz Schwind mit seinen sieben Raben und Friedrich Preller mit seinen Kartons zu den Odysseusbildern. Ich leiste Verzicht auf jede Parallele zwischen diesen beiden ausgezeichneten Meistern. Moritz Schwind trug den ersten Preis davon, verhehlen wir uns das nicht. Das genannte Werk ist einmal der Moment in einem bedeutenden Künstlerleben, wo nach langem schwerem Ringen endlich Inhalt und Form gloriös und mit allen Pauken und Trompeten in eins zusammentreffen. Nackter ist es ein Leichtes zu sagen: Das ist schön! Aber vorher? Schaut euch ein bischen den Künstler an, was er für Grimassen macht und wie er dasteht! — Die Odysseus-Bilder von Preller waren dagegen nur in Kartons

da, diese waren noch lange nicht vollzählig. Erst nach Jahren, irre ich nicht, im Jahre 1862, wurden sie in München als ganzes Werk ausgestellt. Aber wenn Schwind hier wohl sich selbst einmal ganz erreicht und ausgesprochen hatte und dadurch die vollkommenere Wirkung erzielte — so war die Aufgabe, die sich Preller gestellt hatte, wohl die schwierigere, idealere, wenigstens erwies sich dies aus der Aufnahme, die sein Werk fand: ihm kam das Verständnis auf halbem Wege entgegen, welchem Schwind das völligste Erreichen seines Zieles darbot. Ich suche ein deutlicheres Wort dafür. Preller stand über Schwind, wie das Epos über dem Märchen steht. Aber das Märchen war einmal da, unnachahmlich schön erzählt für alt und jung. Das Epos war noch unvollendet, es war noch griechisch, nur dem Kenner verständlich, sollte erst durch die Farbe ins liebe Deutsch übersetzt werden. Wenn dessenungeachtet die beiden Werke als die vorzüglichsten nebeneinander genannt wurden, sich die Palme streitig machten, so spricht dies dafür, daß Schwinds Gelingen das Vollkommenere, Prellers Bestreben das Ergreifendere war. Schwind hatte unter vielen geistvollen Werken hier einmal ein Bestes, ein Gelungenstes geboten und Bewunderung geerntet, Preller hatte mit dem einen großen Werk seines Lebens, in der Phase, in der es gerade stand, jene Sympathie hervorgerufen, die der Geist des Menschen empfindet, wenn er ein über sich selbst und über die Gegenwart hinausgehendes Streben gewahrt. Jetzt ist Prellers Werk fertig. Es schmückt die inneren Räume des Museums in Weimar. Schwinds Bild ist eine Zierde des dortigen Schlosses. So befehden sich die beiden herrlichen Künstler auch dort, wie sie es in der Münchener Ausstellung taten. Schöner Kampf, in welchem der Besiegte wie der Überwinder Unsterblichkeit erringt! —

Die Bilder von Homers Odyssee, welche Friedrich Prellers Namen in die Reihe der Künstler ersten Ranges erhoben, und welche dadurch Epoche machen, daß Landschaft und Staffage zur vollsten Gleichbedeutung gediehen und in eins verschmolzen sind, was bei dem glücklichen Wurf in der Wahl des Gegenstandes, welcher für den Deutschen ein ewiges Interesse behält, in einer Reihe von epischen Darstellungen mit einer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit

ausgeführt erscheint und eine Meisterschaft nach beiden Richtungen entwickelt, welche — ich nenne nur eines — die Leukothea zu einem einzigen Bilde macht, in dem hier die reale Darstellung mit dem ideellen, symbolischen Inhalte entzückend, zündend zusammentrifft — diese Bilder, sage ich, sind das Werk eines ganzen Künstlerlebens. Der Jüngling schmückte einst die Saalwände der Villa Härtel in Leipzig mit Fresken, welche die erste Form des großen Gedankens darbieten, mit dessen letzter Vollendung jetzt der Meister in Weimar eines jener monumentalen Kunstwerke hinstellte, die der Stolz der Nation sind. Es gibt vielleicht kein zweites Beispiel, an welchem sich die Stildurchbildung, das ganze Ringen einer mächtigen Begabung bis zum Ziele der Vollendung besser nachweisen ließe, als an dem Vergleich der Gegensätze, welche in diesen beiden Darstellungen desselben Grundgedankens enthalten sind; es wäre dies eine Stilstudie für die Künstler aller Fächer. Der aber heute im Kranze des Meisters vor den Augen der Nation steht, dessen Meisterwerk in Photographien jeden Kunsthändlerladen schmückt, und der über das Lob des Tages hinaus eines wachsenden Ruhmes im Munde der Nachwelt gewiß sein darf, wo war er denn das halbe Jahrhundert lang, ehe er so glorreich auf das Piedestal trat? Denke dir, Leser, du hast dir in Preller eine stolze und große Künstlerseele zu denken, die im Ringen nach ihrem Ziele hin mit aller Schmach und Kleinlichkeit des Lebens zu kämpfen hat. Es ist unsäglich, ist nicht zu glauben, von welchen Fesseln gehemmt, der deutsche Genius nach seiner Vollendung ringen muß. Mit wenigen seltenen Ausnahmen! Wenn einmal ein Rahl einen Sina, ein Genelli einen Schack findet! Endlich findet' Preller war keine von diesen Ausnahmen! Sieh die Leukothea an, das ist Prellers Leben!

Nur wer sich so identifiziert mit seinem Stoff, nur wer das eigene Leben mit einer göttlichen Kraft des Denkens und Könnens in ihn hineindichtet, nur der lebt für alle Zeiten, nur der ist ein wahrer Künstler. Die andern — machen Illustrationen. Friedrich Preller, der einst in Italien auf dem Gipfel der Not und des Grams, der Enttäuschung und Entmutigung von Fieberfrost ins Mark durchschüttelt und von jeder menschlichen Hilfe verlassen,

im Wahnſinn des Leids ſeine Skizzen auf den dürftig flackernden Herd warf, um nur noch einmal einen Anhauch von Wärme zu genießen und im künſtleriſchen Titanentrotz die ihn vergeſſende Menſchheit aus ſeinem geiſtigen Teſtament zu ſtreichen — Friedrich Preller, dem auch jeder erträgliche Moment ſeines Geſchickes durch den lauernden Erbfeind eines quälenden organiſchen Leidens bedroht oder erbittert wurde, Friedrich Preller, der die eine große Lebensaufgabe wie Camoens ſein Gedicht „gleich einem Steuer“ über die Wogen hinaushielt, mit denen er kämpfte, welchen Mäcen fand er, welche rettende freundliche Hand ſtreckte ſich nach ihm aus? Auf dieſe Fragen, mein Leſer, gibt nur meine Erinnerungsmappe die nötige Auskunft, wenn ſie auch leider nicht alles mit den gehörigen Daten und ſonſtigen Schriftſtücken beweiſen und belegen kann. Ein Name auf einem Zettel, ein Hauch in der Luft, ein herabwehendes Blatt von der Trauereſche über einem ſtillen Grab des weimariſchen Friedhofs, das iſt das traumhafte Baumaterial, aus welchem ich mir im Gedanken die Grabſäule dieſer einzigen Erſcheinung, dieſes Ideals einer Künſtlerfrau zuſammenſetze, welche Marie Preller hieß.

Allen denjenigen, welche in den fünfziger Jahren, in der Zeit die ich als das Liſztſche Dezennium bezeichnen möchte, ſich in Weimar zu irgend welchen künſtleriſchen Zwecken aufhielten, muß Prellers Haus unvergeßlich ſein. Oder vielmehr ſeine Hütte! denn es war eine Art Dachwohnung, welche er von Amtswegen drei Treppen hoch in der Mariannenſtraße inne hatte. In dieſen beſcheidenen engen Räumen, deren einziger ſtolzer Schmuck Familienporträts von des Meiſters eigener Hand waren, fanden faſt jeden Abend einige von den „allerlei Geiſtern“ gaſtliche Aufnahme, die ſich im Lauf jener Jahre zu kürzerem oder dauerndem Aufenthalt in der Muſenſtadt niedergelaſſen hatten. Preller, der eine kindiſche Freude an ſchöner Muſik hatte und der abends ſeine ermüdeten Augen hinterm Lichtſchirm bergen mußte, lauſchte ſo gern und entzückt, wenn jüngere muſikaliſche Freunde ihm mit den Spenden ihrer Kunſt erquickten. Da war es vor allem ein Künſtler-Brautpaar, Leopold Damroſch mit ſeiner jetzigen Gattin Helene Heimburg, welche den kleinen Zirkel mit duftig hingehauchten Liedern

erfreuten. Da gab es keine in Eisig gelegten Paradestücke, die auf allen Bänken gesungen wurden. Es war damals wie ein letzter Liebesfrühling der Lyrik, der in Weimar blühte. Eduard Lassen, Damrosch, Hans von Bronsart sangen unbeirrt von irdischen Zwecken ihre Lieder aus dem tiefsten Innern heraus. Und es war eine Emilie Genast, die bedeutendste deutsche Liedersängerin seit der Schröder-Devrient, deren ich mich zu erinnern wüßte, welche diese Lyrik dem tonbegierigen Meister Preller vergegenwärtigte und ihre Lieblingslieder von Schumann, Franz und Raff obendrein. Und wenn nicht gesungen wurde, dann wurde geschwatzt, dann wurden künstlerische Sympathien und Antipathien ausgetauscht und alles lauschte den Kernsprüchen des hochaufrichtigen Meisters, der seine heilige Verehrung für echte Kunst und seine derbste Feindseligkeit gegen alles schlechte Treiben in denselben unumwunden aussprach. Aber die Seele dieser Häuslichkeit, deren Bild ich nur mit leisen Strichen anzudeuten vermochte, war Marie Preller. Mit grenzenloser Liebe dem Gatten hingegeben, dessen beschränkte bürgerliche Existenz unter ihren Feenhänden zu einem Eden erwuchs und dessen geistiges Streben bis in die letzte Linie jedes Bildes hinein, das er gerade in Arbeit hatte, in einer verständnisinnigen, schönheitskundigen Seele bei ihr gehegt war, Mutter von drei herrlichen Jungen, wie die Königssöhne im Märchen, von denen Ernst ein Seemann wurde, wie der Vater seiner Mutter gewesen war, Emil ein Arzt, als die tatgewordene Sehnsucht der Mutter, zu heilen, zu helfen, zu trösten, Friedrich aber des Vaters Kunst mit jungglühender Seele ergriff — daher der Name! — war sie zugleich die sorgsame treue Freundin und Wirtin der vielen, welche vor der brennenden Sonne des Lebens den Schatten dieses gastlichen Daches aufsuchten und Labung und Ruhe unter ihm fanden. In Ostfriesland, am Meeresstrand war diese Blume deutschen Frauenwesens für den bevorzugten Künstler erwachsen, dessen Leben sie weihen sollte. Und ihre alte Mutter lebte dort im Hause, sie war das Juwel im Schrein, alles hing am Wohl und Wehe, an jeder Miene der alten Frau, und jedes Wort von ihr wurde wie ein Evangelium aufgenommen. Tausendmal habe ich die Maler um ihre Skizzenbücher beneidet! Was gäbe ich darum,

kann' ich mir jetzt noch einmal die ehrwürdig alte Matrosenfrau hinzeichnen oder aus der Mappe holen mit ihren verklärten, friedlichen Zügen und um sie her diesen Kreis reiner, Geist und Leben sprühender Menschen, der nun wie eine Sage geworden ist, von der nichts mehr Kunde gibt, als der Name auf dem Zettel und der Hauch in der Luft und das Blatt von der Trauereiche. Ich kann für Freund und Fremd nur noch das kurze Gedicht hersetzen, welches ich einst Marie Preller nach dem Tode der alten Mutter verehrte und wofür ich heute noch den dankenden Händedruck jener zarten, unvergeßlichen Frau zu spüren meine.

Die alte Mutter fühlt des Todes Kommen;
Der Scheidestunde harrt sie unbeklommen.

Sie zählt die Tage auf dem Krankenbette,
Die letzten Ringe in der Lebenskette.

Ihr scheint, als ob der Tod zu lange säume;
Da spricht sie leise, schon entrückt in Träume:

„An einer ird'schen Flasche hängt mein Leben,
Die muß vom Ort ihr, so sie ruht, erheben.

Wenn die vergrabne Flasche brach in Scherben,
Dann ist mein Ende da, dann kann ich sterben.

Doch in der Flasch' ist blankes Gold enthalten,
Darüber sollen meine Enkel schalten."

Habt die vergrab'ne Flasche ihr gefunden?
Der Mutter Geist hat sich dem Staub entwunden.

O heiliges Gefäß, im Tod zerbrochen,
O Mutterherz, du hältst was du versprochen.

Du schütteſt reich auf allen Lebenswegen
Dein Gold den Enkeln aus — den Muttersegen.

Nachtrag.[1]

Musikbericht.

„Wiener Neueste Nachrichten", 3. Nov. 1863.

Es wird sich gewiß im Laufe der Zeiten immer mehr das Bedürfnis aussprechen, die Folge der Stücke in Konzerten aus ästhetischer oder historischer Absicht zu gestalten. Selbst der Zettel wird künftig einen Gedanken enthalten müssen, man wird verlangen, schon in der Auswahl, die der leitende Musiker getroffen hat, ein Stück Poesie, eine historische Anlage zu finden. Je mehr der vorhandene Stoff sich vermehrt durch erfolgreiche Studien des Musikgelehrten nach der Vergangenheit, durch die Erzeugnisse neuer Meister nach der Zukunft hin, desto mehr wird das Schöpfen aus diesem Meere des musikalisch Vorhandenen nicht mit hohler Hand, sondern mit kunstreichen, feinen Gefäßen geschehen, es wird eine Forderung an den Leitenden sein, jedes Konzert auch in seiner Zusammensetzung als ein poetisches Ganze zu gestalten.

Bewußt oder unbewußt mag vorgestern mancher sinnige Hörer die Folge der Stücke als eine nicht zusagende empfunden haben. Die Arie von Händel nach Mozarts Ouvertüre war schon ein Sprung in eine andere Gefühlsweise zurück — der Übergang zu Berlioz war noch viel unvermittelter, und nach dem modernen gesättigten Orchesterklang dieses Meisters erschien die Instrumentierung Beethovens etwas trocken, etwas spröde; es war, als wenn man sich von einem glänzenden wirkungsuchenden Bilde der neueren belgischen Schule zu einem Albrecht Dürer wendete. Die Wählenden gingen von dem volkstümlichen Grundsatz aus: das

[1] Den nachfolgenden von Cornelius voll gezeichneten Aufsatz, der leider nicht mehr chronologisch eingereiht werden konnte, verdankt der Herausgeber den eifrigen Bemühungen des Herrn G. Schoenaich in Wien.

Beste zuletzt, wir möchten uns aber an Beethovens Vorrede zu seiner Eroica halten, wo er für ähnliche umfangreiche Werke den ersten Platz bei Musikaufführungen beansprucht. So wäre nach unserer Anschauung die „Zauberflöte" zu streichen gewesen — man hätte mit Beethovens Sinfonie begonnen, dann ein modernes Gesangstück gebracht und zuletzt die beiden Teile aus „Romeo und Julie" von Berlioz. Wem es dann etwa nicht recht gewesen wäre, mit dem anmutigen Knix einer Fee entlassen zu werden, sich von Violini divisi, von Doppelharfen und Traumglöckchen sanft wieder zur Tempeltüre hinausspielen zu lassen, dem würden wir die Gewähr einer ernsteren Dame entgegenhalten, der Weltgeschichte. Hat dieselbe Berlioz taumelnd und trunken in Beethovens Fußtapfen treten lassen, so wollen auch wir es nicht anders haben, trüge er auch nur als Page die Purpurschleppe dieses Kaisers; sein Platz ist nach ihm, warum ihm Seine Majestät auf den Rücken setzen?

Wir meinen, daß aus dieser Aufeinanderfolge sowohl eine richtigere Steigerung der Leistungen des Orchesters, als ein volleres Genießen der Zuhörenden hervorgegangen wäre. Oder lag es bloß in unserer Stimmung, daß uns nun der Genuß der Sinfonie etwas verkümmert wurde, daß wir innerlich mit dem Dirigenten haderten, der uns den ersten Satz etwas schleppend, ohne genügende Elastizität in den daktylischen Rhythmen, den zweiten Satz fast zu kirchlich, den dritten nicht markiert gegensätzlich genug, den vierten allzu hastig, mit zu wenig vermittelndem Vortrag gab? Wir wollen lieber das letztere annehmen, lieber glauben, daß es an uns lag, als mit dem Dirigenten rechten und ihm dadurch den aufrichtigen Dank verbittern, den wir ihm für die Stücke von Berlioz schulden wie überhaupt dafür, daß die diesjährigen Programme der Muse der Gegenwart freudigere und reichere Spenden bringen als frühere, daß er sich besonders im Hinblicke auf Berlioz nicht durch die kühle und geteilte Aufnahme der phantastischen Sinfonie oder der Cellini-Ouvertüre bei den Musikfreunden beirren ließ, sondern gleich im ersten Konzert wieder mutig mit einem Armstrong-Berlioz ins Feld rückte.

Der dauernde, anhaltende Beifall, der wohl nur aus Rücksicht

für dies Argus-Orchester, für diese Musikhydra des Kärntnertors, die Honig statt Gift speit, nicht zum Da capo-Ruf wurde, und die Danksagung aller Künstler und so vieler Kunstfreunde mögen dem begabten und eifrigen Führer dieses Poly-Virtuosen eine Aufmunterung und eine Gewähr sein, daß er, wenn er Berlioz durch alljährliche Vorführung in unsern Repertoiren neben die großen berechtigten Meister zu stellen strebt, den rechten Weg geht. Den rechten Weg, denn Berlioz ist ein Meister, ein Genius. Aber es ist schwer und nicht immer befriedigend, ihn ganz kennen zu lernen, und schwer, ihm den berechtigten Platz erringen und sichern zu helfen. Er ist wie von gotischem Blut erfüllt, von germanischer Milch genährt: erwärmt, durchdrungen, aber auch fast versengt ist er von der Doppelsonne Shakespeare und Beethoven, welche ihm die Feuertaufe gaben, während Gluck, Weber, Goethe seine Paten waren. So ist Deutschland seine geistige Heimat, nach welcher er immer sehnsüchtig strebt und in welcher ihm einzig das rechte Verständnis werden kann. Und selbst hier, wird man ihn je wirklich lieben, werden ihn kosende Kinderhände schmeichelnd auf den Großvaterſessel ziehen und sich gern von ihm, dem fremden sonnenverbrannten Oheim, von den fernen Regionen erzählen lassen, die er bewohnt, durchschifft hat? Schwerlich; sie werden neugierig von weitem horchen, ihm sehr fröhlich danken für die schönen Perlen — in einer scheuen Ferne bleiben. Doch die jungen Männer, die auch Seefahrer sind, werden sich voll Bewunderung und Staunen um ihn scharen — denn er war weit, weiter als sie wohl je gelangen, er weiß genau die Kunst des Fahrens, kennt Kompaß und Steuer, jeden Wind und jede Untiefe und jedes fernste Ufer. Was kümmert sie der oft scheue, gespenstische Blick, das unheimliche Husten und Kichern, wenn er wie mit feindlichen Schatten redet, wenn er allein zu sein glaubt — das mag die Mädchen, die Kinder irren, ihnen ist er der große Kapitän, der Weltfahrer, jedes Wort von ihm ist ihnen eine Belehrung, jedes Lob ein Stolz. Berlioz, um aus dem unzureichenden Bilde herauszutreten, ist ein Lehrmeister seiner ganzen Epoche gewesen; in Webers Fußtapfen tretend und jedes Instrument bis auf die geheimste Ader seiner Charakteristik erforschend und erschöpfend, hat er dem Orchester

neue Formen, eine vor ihm ungeahnte Fülle von Tinten und Abstufungen gegeben. Wer hätte nicht vorgestern mit uns jedesmal gleich beim Anfang seiner Stücke den eigentümlichen Reiz des Klanges, des neuen Timbres empfunden, den das Orchester bekam, wenn die Liebesszene in ihrem A-dur begann, der Tonalität, welche Berlioz die sympathische zu solchen Stimmungen zu sein scheint, da seine zärtlichen Stellen wie Cellinis Anrede an Therese oder seine „Liebesruhe" in ihr sich bewegen, oder in der „Fee Mab" die eigentümliche Wandlung im Organ des Orchesters bemerkt, das, wenn es sonst nur sang, jubelte oder weinte, nun auch wie Flüstern und Blätterrauschen, wie rieselnde Tropfen und Schwalbenflattern zu uns sprach? Wenn uns dagegen die Liebesszene bei aller vollen Schönheit des Grundgedankens manche unbehagliche Dehnungen zu enthalten schien, ja wenn selbst in der „Fee Mab" das Schöne in zu ungleicher Schwere über der vollen Schale des Charakteristischen schwebt, so hat das in der ungleichen Begabung des Meisters seinen Grund, in einem einseitigen Vorwiegen des Körperlichen und Phantastischen über das Innerliche und die Stimmungsfülle, deren eingehendere Darstellung wir gern einmal bei einer hoffentlich baldigen Gelegenheit versuchen möchten. Es ist das der Rest, der Bruch in der Summe seiner reichen Begabung, über deren Vorhandensein wir nicht Ohr und Seele zu verschließen meinen, wenn nur der ganzen bewundernswerten Erscheinung dieses Meisters endlich die bleibende Gerechtigkeit angetan wird, die ihr gebührt. Und was dies betrifft, möchten wir heute nur den vielfach erhobenen und stets umsonst verhallenden Ruf nach dem „Cellini" dieses Meisters nochmals ertönen lassen. Bedenket, daß die Teile, die wir gestern vernahmen, nur Bruchstücke eines Ganzen sind, eines Ganzen, das heute nicht mehr befriedigend wirken könnte, weil es der nur teilweise geglückte Versuch ist, Konzerten Einheit zu geben, es gewissermaßen der Form des Dramas, des Oratoriums zu nähern, Versuch eines Geistes, der bei einer Überfülle von Stoff und einer großen Macht der Konzeption sich nach großen dramatischen Formen sehnte, dem aber die nötige reale Grundbedingung zu solchem Schaffen durch die Macht kunstwidriger Verhältnisse, deren Auseinandersetzung eine peinliche wäre — kurz, dem die glatte Welt der Bretter unter den

Füßen hinweggezogen wurde; — bedenkt, daß ein solcher Künstler, den ihr nach interessanten Torsos bewundert oder verdammt, ein schönes Ganze geschaffen hat, vielleicht das beste Künstlerdrama dieser ganzen Zeit: den „Benvenuto Cellini", in welchem die ganze Inhaltsfülle einer heißblütigen, bis zum Wahnsinn ehrgeizigen, höchst anspruchsvollen und doch bis zur Verzagtheit bescheidenen, einer rastlos tätigen und doch von allen Wonnen des dolce far niente durchdrungenen Künstlernatur niedergelegt — wo in die dramatische Figur eines Plastikers nun der verbrüderte Musiker seine ganze Seele goß; — bedenkt, daß die Farben eines lebensvollen Bildes, in dessen roten Farben Blut des Herzens ist, in der Rumpelkammer (wenn auch in höchst ehrwürdiger Gesellschaft) verkommt, ohne euch Genuß und dem Meister Ruhm und — betonen wie es nur immerhin — Lohn zu bringen; — bedenkt das alles und verlangt und gebt den „Benvenuto Cellini" von Berlioz.

Es wäre unfreundlich, schließen zu wollen, ohne der mitwirkenden Dame, Fräulein Bettelheim, für den formell fast vollendeten Vortrag von Händels Arie zu danken. Kann es diese so trefflich begabte Sängerin dahin bringen, ihren schon so glücklich gebildeten Vortrag nun auch zum Mittel einer tieferen innerlichen Erregung zu machen, so wird sie begeistern, wo sie jetzt nur erfreut. Wir freuen uns im voraus, sie nächsten Sonntag neben Herrn Schnorr wirken zu hören; diese Händelschen Partien sind so ganz ihr Feld, daß wir sagen möchten, es wäre freundlich von ihr gegen einen so achtbaren Kollegen wie Händel gewesen, schon hundert Jahre früher auf die Welt zu kommen. Doch was sagen wir, Händel hat Zeit, er kann warten, und siehe da, Fräulein Bettelheim ist für ihn immer noch zur rechten Zeit geboren.

Regiſter.

A.

d'Albert, E., Komp. 127.
Ander, Alons, Tenoriſt 74.
Angelini, Frau, Sängerin Ms. Raſter 17.
Auber 101.
Auguſtinus, St. 85

B.

Bach, J. S., 31, 120, 149, 156, 181, 189, 191.
Bach, Otto, Komp. 103, 175.
Bartel, Muſiker 59.
Bauſewein, Sänger 171, 185.
Beaulieu, K. D. v., Intendant 109.
Becker, Jean, und Genoſſen, das ſogen. Florentiner Quartett 152 ff.
Beethoven 13, 16, 18 f., 23 ff., 27, 30 f., 32 f., 39, 41—42, 44 ff., 97, 113, 117, 125, 132, 136, 152 f., 156, 159, 162, 181, 191 f., 195, 222, 240 ff.
Bellini 12.
Berlioz 8, 29 ff., 30, 53, 58, 102, 110, 123 ff., 126, 150 f., 159, 211, 224, 240—44.
Bernſtein, Organiſt 59.
Bettelheim, Frl., Sängerin 244.
Beß, Fr., Sänger 139 ff., 170 f., 181 f.
Bianchi, Sänger 13.
Billroth, Th., Chirurg 187.
Bilſe, B., Dirigent 150 f.
Birch-Pfeiffer, Charlotte 9.
Brahms, Joh. 31, 190.
Brendel, Fr., Muſikſchriftſteller 36.
Bronſart, H. v., Komponiſt 103, 109, 238.
Brückner, Violiniſt 152.
Brugger, Fr. B., Bildhauer 206.
Büchner, E., Kapellm. 125.
Bülow, Hans v. 30, 50, 77, 82, 90, 109, 112 f., 117 f., 137, 139, 143, 153 f., 158, 168, 170 f., 174, 186.
Burger, Kupferſtecher 200, 207.
Bürn, Maler 203 f., 207, 215.
Büttner, Schauſpieler 147.
Byron 4, 34, 42, 110.

C.

Calderon 133, 147.
Camoens 197.
Carſtens, A. J., Maler 207, 211, 215, 234.
Caſtellan, Sängerin 13, 27.
Cherubini 31, 96.
Chezy, Helmina, Schriftſtellerin 92.
Chioſti, L., Bratſchiſt 152.
Chopin, Fr. 25 ff., 168.
Chriſten, Adolf, Schauſpieler 1.
Cimaroſa 13.
Cornelius, Arnold Leonhard Ignaz Kupferſtecher Großvater 1.

Cornelius, Auguſte Schweſter
Cornelius, Carl Vater 1 ff.
Cornelius, Elſie Schweſter 8.
Cornelius, Friederike, geb. Schirmer Mutter 1.
Cornelius, Peter v., Maler 5 f., 7, 84, 163, 221 f., 226.
Cornelius, Carl Auguſt Peter, Komponiſt 1 ff., 28, 33, 36, 47, 77, 98, 103, 105, 107, 111, 114, 127 f., 130, 144, 162, 173 f.
Correggio 35.
Cotta, Verleger 77.
Cogni, Tänzerin 72.
Czartoryska, Marcelline, Fürſtin geb. Radziwill Pianiſtin 26.

D.

Dahn-Hausmann, Frau, Schauſpielerin 148.
Damrosch, Leop., Komp. 109, 111, 117 f., 122, 123, 125, 155, 237.
Dante 205, 209 ff., 213 ff., 231, 232.
David, Felicien, Komponiſt 99.
David, Ferd., Violiniſt 34, 162.
Davidsohn, Prof. Dr. Rob. 233.
Dehn, S. W., Theoretiker 2, 5, 7.
Deſſoff, O., Dirigent 175.
Devrient, E., Schriftſteller 126.
Dietz, Sophie, Sängerin 139 f., 152, 164, 171, 186.
Dingelſtedt, Intendant 98.
Donizetti 12, 99.
Döring, H. T., Schauſpieler 18.
Dorn, Heinrich, Kapellmeiſter 17.
Dräſeke, Felix, Komp. 119, 175.
Dumoulin, Graf 175.
Dupont, Alexis, Sänger 13.
Dürer, Albrecht 15, 240.
Dürr, Alf., Verleger 217.

E.

Eccard, Joh., Komponiſt 143 f.
Eckert, Karl, Komponiſt 11, 174, 197.
Eichendorff 87 ff., 123.
Eilers, Sänger 119.
Erard, Klavierfabrik 92.
Erwin von Steinbach, Baumeiſter 192.
Eſſer, Heinrich, Kapellmeiſter 2, 175 f.
Eſſlair, Ferd., Schauſpieler 1.

F.

Fétis, F. J. 12 f.
Fioravanti, Valentino 13.
Fiſcher, Sänger 171, 185.
Fletow, Fr. v., Komponiſt 102.
Franck, Eduard, Sänger 19.
Frankenberg, Muſiker 59.
Franz, Rob., Komponiſt 47, 123, 190, 238.
Freiligrath, Ferd., Dichter 190.

G.

Gade, N. W., Komponiſt 22.
Gaudy, Dichter 51.
Geibel 16.
Genaſt, Emilie, Sängerin 238.
Genelli, Bonaventura, Maler 200—232, 234, 236.
Genelli, Camillo 207.
Genelli, Hans Chr. Otheim, Architekt 204, 207, 215, 217.
Genelli, Janus Vater, Kunſtkritiker 203, 207, 215.
Gervinus, Literarhiſtoriker 190 f.
Gille, Dr. jur. 77.
Gluck 13, 16, 90, 95 f., 110, 125 f. 136, 206, 217, 242.
Goedeke, K., Literarhiſtoriker 191.
Goethe 3, 9, 20, 34, 54, 62, 85, 118, 127, 136, 160, 161 ff., 179, 191, 201, 204, 222, 226, 232, 242.
Goldmark, K., Komponiſt 103.
Gonzenbach, Kupferſtecher 200, 207.
Gottwald, Frau, Sängerin 122.

Goy, Herm., Komp. 21.
Goye, Fr., Gesanglehrer 122.
Gounod 90, 96,103, 129.
Gozzi 146.
Griepenkerl, R., Schriftsteller 36.
Gries, J. T., Übersetzer 148.
Grimm, Gebrüder 95.
Grimminger, Sänger 75.
Guillaume, Dichter 66.
Guizziardi, Sänger 13.
Gumbert, Ferd., Komp. 47.
Gutmann, A., Schüler Chopins 26.
Gutzkow, Karl, Dichter 4, 201.

H.

Habeneck, F. A., Dirigent 31.
Hähnel, E., Bildhauer 189.
Händel 96f., 149, 152, 240, 244.
Härtel, Verleger 236.
Hanslick, E., Musikschriftsteller 54, 87, 157.
Haydn 23, 24, 30, 42, 44, 151, 152f., 263.
Hebbel, Fr., 127, 190.
Heckscher, Dr. 60.
Heimburg, Helene, Sängerin 237.
Heindl, Flötist 59.
Heine 122f.
Heinse, Wilh., Dichter 24.
Heinze, G. A., Komponist 47ff.
Hellmesberger, J., Violinist 86, 175.
Herbeck, Joh., Dirigent 175.
Herder 121, 161.
Hermann, Musiker 59.
Hilpert, Fr., Cellist 152f.
Himmelstoß, Cellist 58f.
Hoffmann v. Fallersleben, Dichter 47.
Hofmann, Harfenist 59.
Hofmann, Oboist 59.
Holbein 183, 191.
Holle, Verleger 191.
Hölzel, G., Sänger 170f., 184.
Homer 209ff., 215f.
Hugo, Victor 99, 161.
Hülsen, v., Intendant 76.
Hummel, Joh. Nep., Komponist 19

J.

Jahn, Wilh., Dirigent 175.
Jean Paul (Friedr. Richter), 24, 42.
Joachim, Jos., Violinist 63, 109.
Jordan, Dr. M., Schriftsteller 217.
Jstel, Dr. Edgar, Komp. und Musikschriftsteller 2.

K.

Kaulbach (Vater), Maler 163.
Keller, Gottfr. 190.
Kellermann, Klarinettist 59.
Kleist, H. v., 127, 143, 192.
Klindworth, Pianist 109.
Koch, J. A., Maler 84, 206, 207.
Kömpel, A., Violinist 120.
Kömpel, Sänger 162.
Königk, Musiker 59.
Kontski, Anton v., Klaviervirtuose 17.
Körner, Theodor 103.
Koster, Frau, Sängerin 16.
Kossak, Ernst, Redakteur 32, 64.
Krebs, K. A. Dirigent 63.
Kreutzer, Konr., Komp. 146.
Kücken, F. W., Komponist 47, 63.

L.

Lablache, L., Bassist 27, 185.
Labocetta, Sänger 13.
Lachner, Franz, Dirigent u. Komp. 47, 63, 172.
La Mara (Marie Lipsius), Musikschriftstellerin 28.
Lamartine, Dichter 55, 161.
Lang, Schauspieler 147, 168.
Langlott, Frl., Schauspielerin 147.
Laroche, Karl v., Schauspieler 1.
Lassen, Ed., Komponist 65—72, 109, 111, 117f., 122f., 125, 174, 238.

Lasso, Orlando 149.
Lassio, Frau, Sängerin 17.
Laube, H., Intendant 98, 129, 173.
Lefebvre, Bely 27.
Lesage, Alain René 24.
Lessing 107.
Levi, Herm., Dirigent 175.
Lindpaintner, P. J. v., Komponist 47.
Liszt 7 f., 17, 25 ff., 36, 49—60, 61 f., 65, 77 ff., 90, 101, 106, 108, 111 f., 113 ff., 123 f., 139, 155 f., 158, 159—168, 189, 211, 237.
Litolff, H., Komponist 36 ff., 191.
Litolff, Verlag.
Loën, v., Intendant 175.
Lorking 15 ff.
Lübke, Wilh., Kunsthistoriker 187.
Ludwig I., König v. Bayern 220.
Ludwig II., König v. Bayern 113, 197.
Ludwig, Otto, Dichter u. Komp.) 128 f.
Lührß, Karl, Komponist 20 f.
Luther 121.

M.

Mallinger, Math., Sängerin 139, 142, 152, 170, 175, 183, 186.
Maria Paulowna, Großfürstin, Großherzogin von Sachsen 109, 113, 162.
Marschner 63, 99 ff., 126, 184.
Martini, Frl., Sängerin 122.
Mast, E., Violinist 152 f.
Méhul 96.
Mendelssohn 14, 16, 19, 21, 23, 30, 47, 53, 61 ff., 88, 151, 191.
Merck, J. H., Kriegszahlmeister 20.
Merz, Kupferstecher 2. 0, 207.
Meyer, Hornist 59.
Meyer, G. M., Verleger 36.
Meyerbeer 9 ff., 18, 30, 63, 96, 101, 172, 196.
Milde, Feodor v., Sänger 105, 122 f., 162.
Milde, Rosa v., Sängerin 105 f., 121, 162.
Montez, Lola, Tänzerin 64.
Mosenthal, S. J., Textdichter 103.
Mörike, Eduard 190.
Morini, Tenorist 76.
Molière 67.
Mozart 10, 19, 23, 25, 27, 42, 44, 96, 126, 166, 192, 206, 213, 222, 240.
Müller, B., Musikdirektor 119.
Müller, Gebrüder Quartett 22 ff.
Müller, Franz, Regierungsrat 175.
Müller, Friedrich Maler Müller) 207, 215.
Müller, Wenzel, Komp. 146.
Müller, Kontrabassist 59.
Müller-Hartung, K., Dirigent 162.

N.

Nachbaur, Sänger 171, 185.
Nagler, v., Generalpostmeister 51.
Naumann, E., Kapellm. 125.
Newton 87.
Nicolai, Otto, Komp. 17.
Nohl, L., Musikschriftsteller 183, 187.

O.

Offenbach, J., Komp. 106.
Onslow, George, Komponist 19, 31.
Orsini, Kapellmeister 13.

P.

Paër, Ferd. 13.
Palestrina 149, 166.
Palladio, Andr., Baumeister 192.
Panny, Josef, Musiklehrer in Mainz 2.
Pardini, Sänger 13.
Pasqué, E., Schriftsteller 65.
Paul, Dr. O., Redakteur 173 f.
Perez, D., Komp. 120.
Perfall, K. v., Intendant 158.

Peters, Verlag 191.
Phidias 209.
Piccini, Nicola 13, 90.
Planché, J. R., Schriftsteller 92.
Platen 79, 109, 146.
Pohl, Rich., Musikschriftsteller 109.
Ponte, da, Abbé 213.
Porges, Heinr., Dirigent 8, 144.
Prätorius, M., Komp. 6, 120.
Preller, Friedr., Maler 163 234 ff.
Preller, Marie 233 ff.
Proch, Heinrich, Komp. 47.

R.

Racine 107.
Radziwill, A. H. Fürst, Komp. 127.
Rafael 209.
Raff, J., Komponist 30, 102, 109 f., 158, 174, 238.
Rahl, K. H., Kupferstecher 206, 223, 236.
Raimund, Ferd., Dichter 144 ff.
Ramann, Lina, Musikschriftstellerin 28.
Reber, N. H., Dirigent 31.
Reinhardt Friedr. oder Karl?, Maler 206.
Reißiger, K. G., Komponist 19, 48, 63.
Rellstab, L., Kritiker 64.
Rembrandt 164.
Rethel 234.
Remenyi, E., Violinist 162.
Rettich, Frau, Schauspielerin 129.
Reubke, Julius, 109.
Rheinberger, Jos., Komp. 147.
Richter, Hans, Dirigent 171.
Richter, Sänger 122.
Riedel, K., Kapellm. 125.
Riemann, Hugo, Prof. Dr., Musikschriftsteller 47.
Rieter-Biedermann, Verleger 86 f.
Rietschel, E., Bildhauer 89, 196.
Ritter, Alex., Komp. 175.
Ritter, Franziska geb. Wagner, Schauspielerin 175.
Romberg, Komponist 111.
Roquette, Otto Dichter 78.
Rossini 12 ff., 150, 159.
Rota, Ballettmeister 72 f.
Rubinstein, Anton 99 f., 110, 151.
Ruge, A., Schriftsteller 201.

S.

Saar, Heinr. v., 175.
Sachs, Hans 16.
Sainte-Beuve, Chr. A., Schriftsteller 4.
Salvi, Theaterdirektor 73 ff., 98.
Sand, George, Dichterin 24.
Sandberger, Adolf, Prof. Dr., Komponist und Musikschriftsteller 1.
Schack, A. F. v., Dichter 206, 218, 226, 231, 236.
Scharrer, Theaterchorist in Mainz 2.
Scheffer, Ary, Maler 162.
Schild, Joseph, Sänger 122.
Schiller 9, 62, 80, 85, 88, 97, 99, 127, 130, 162, 191, 215, 218, 222, 231.
Schlosser, Sänger 170 f., 183.
Schneider, Friedr., Komponist 5. 63.
Schneider, Karl, Tenorist 33.
Schnorr, Ludwig von Carolsfeld, Sänger 105, 182, 244.
Schonaich, Gust., Musikschriftsteller 240.
Schopenhauer 119, 155.
Schorn, Adelheid v. 114.
Schott, Franz, Verleger 175, 177.
Schott, Frau Betty (geb. v. Braunrasch), Pianistin 175.
Schreiber, Ferd., Musiker 50.
Schröder-Devrient, Wilhelmine, Sängerin 90, 238.
Schubert 19, 24, 47, 54, 104, 145, 152, 167.
Schüddekopf, Karl, Literarhistoriker 24.
Schumann 13, 22, 47, 88, 102, 110, 117, 122 f., 128, 151, 238.

Schütz, Kupferstecher 200, 207, 220, 223.
Schwind, M. v., Maler 163, 234 f.
Scott, Walter 89.
Seifriz, M., Kapellm. 125, 174.
Shakespeare 4, 9, 34, 42, 97 f., 192, 214, 229, 232, 242.
Sigl, Schauspieler 168, 185.
Simon, Chr., Kontrabassist 58 f.
Sina 236.
Sobolewsky, E., Komponist 101, 105, 110.
Sophokles 24.
Speidel, Ludw., Redakteur 187.
Speyer, Wilh. Komp. 47.
Spohr, L., Komponist 43, 63, 94, 101.
Spohr, Frl., Sängerin 121.
Spontini 63, 91, 95 f., 172.
Stade, W., Kapellm. 125.
Standhartner, Dr. Jos., Arzt 175.
Standigl, Josef, Bassist, 4, 185.
Stein, Ed., Dirigent 58.
Steinacker, Frau, Pastorin 155.
Stern, Julius, Dirigent 18 f., 21, 64.
Sternau, P. C., Dichter 18.
Steub, Lud., Dichter 168.
Stighelli, Tenorist 79 f.
Stöckl-Heinefetter, Clara, Sängerin 4.
Stör, K., Komp. 111, 120, 125.
Stradella, Alexander, Komponist und Sänger 26.
Straduarius, Geigenbauer 152.
Strauß, Johann, Komp. 145.

T.

Taubert, Wilh., Dirigent 31.
Taufig, Carl, Pianist 50, 52, 109.
Thalberg, Pianist 17.
Tichatschek, Josef, Tenorist 4, 139.
Tieck 146.
Tirso (de Molina), Dichter 213.

U.

Uhland 88.
Ulrich, Hugo, Komp. 21 f., 32.
Ulrich, Geiger 59.
Uttenhoven, Gebrüder 115.

V.

Verdi 99 f., 103, 107.
Vergil 211.
Viardot-Garcia, Pauline, Sängerin 27.
Vogl, Heinrich, Sänger 168.
Vogl, Therese, Sängerin 168.
Vogl, J. N., Dichter 47.
Volkmann, Komp. 119.
Voltaire, 67.

W.

Wagner, Richard 2, 4, 7, 19, 50, 53, 58, 63, 67 f., 76, 80—113, 123, 126—143, 149, 156 ff., 167, 169—173, 173—200, 206, 211, 230.
Weber, K. M. v. 17 f., 19, 31, 68, 90 ff., 94, 102, 104, 126, 132, 152, 159, 162, 172, 191, 206, 242.
Weißheimer, W. 109, 125, 175, 197.
Wichmann, H., Komponist 20.
Wieprecht, Wilh., Militärkapellmeister 6.
Wigand, Emilie, Sängerin 122.
Winter, P. v., Komponist 29.
Wittgenstein, Carolyne, Fürstin v., 114.
Wüllner, Franz, Dirigent 149 f.
Würst, R., Komponist 36, 41.

Z.

Zenker, Trompeter 59.
Ziegesar, Intendant 109.

Druckfehlerberichtigungen.

S.	30	Zeile	11	von oben	ist das Komma nach „Berlin“ zu streichen, man ergänze: „den Städten“ Weimar und Braunschweig.
S.	34	„	19	„ unten	lies „Irdischer, kontrastiert.
„	„	„	16	„ „ „	„bleibt“ statt „bleiben“.
„	„	„	14	„ „ „	„Ihnen“ statt „ihnen“.
„	„	„	7	„ „ „	Humors, eine.
S.	72	„	4	„ „ „	„Cogni“ statt „Conqui“.
S.	147	„	15	„ oben	„ Florian-Lang.

Peter Cornelius

Literarische Werke

Erste Gesamtausgabe

im Auftrage seiner Familie herausgegeben

IV. Band

Gedichte

gesammelt und herausgegeben

von

Adolf Stern

Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1905

Peter Cornelius

Gedichte

gesammelt und herausgegeben

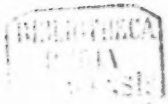
von

Adolf Stern

Mit einem Bildnis

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1905

P.o. germ 247 Wg/4.



Vorbericht.

Von den im nachstehenden Bande (dem vierten seiner „Literarischen Werke") vereinigten, zum ersten Male in einer gewissen Vollständigkeit hervortretenden lyrischen Gedichten meines geliebten und nie vergessenen Jugendfreundes, des Dichters und Musikers Peter Cornelius, sind schon zwei Sammlungen veranstaltet worden. Cornelius selbst hatte im Jahre 1861 eine kleine Auswahl aus dem schon damals reichen Schatz seiner Gedichte getroffen und ein Bändchen davon unter dem schlichten Titel „Lieder" (Pest, Gustav Heckenast) veröffentlicht, das heute bereits zu den literarischen Seltenheiten gezählt werden muß. Eine zweite, die Lieder von 1861 mit umfassende größere Sammlung der „Gedichte" gab ich im Auftrag des Allgemeinen Deutschen Musikvereins (Leipzig, C. F. Kahnt Nachfolger, 1890) und mit Druckgestattung der Familie des Dichters hauptsächlich für die Mitglieder des genannten Vereins heraus. Eine auch nur annähernde Vollständigkeit und gleichmäßige Zuverlässigkeit des Textes war, trotz ernster Bemühungen, damals nicht zu erzielen, da ganze Reihen von Gedichten, im Privatbesitz befindlich, der Familie Cornelius wie dem Herausgeber noch vorenthalten wurden. Die ungedruckten Gedichte, die neben den von Cornelius selbst ausgewählten „Liedern" in jener zweiten Sammlung mitgeteilt wurden, lagen meist nur

in Abschriften vor und nur ein kleiner Teil konnte mit den ursprünglichen Handschriften des Dichters verglichen werden. Einige Gedichte, die schon in den Händen des Herausgebers waren, mußten, auf ausdrücklichen Wunsch der Besitzer, für eine spätere Ausgabe zurückgestellt, andere konnten nicht vollständig mitgeteilt werden. Ihren nächsten Zweck: die dichterische Bedeutung und Eigenart des Künstlers zum Bewußtsein größerer Kreise zu bringen, hat die unvollständige Sammlung von 1890 gleichwohl erreicht. Der lyrische Vollgehalt, die Ursprünglichkeit und Tiefe des Gefühls, die Liebenswürdigkeit des Humors, der Formenreichtum, die bildliche Kraft wie die Anmut des sprachlichen Ausdrucks wurden allseitig erkannt und rühmend hervorgehoben.

Für die Gesamtausgabe der „Literarischen Werke" meines Freundes mußte eine Neuredaktion und möglichste Vervollständigung seines poetischen Nachlasses, eine gründliche Textrevision ins Auge gefaßt werden. Die mehrjährigen Vorbereitungen zu dieser Gesamtausgabe auch der „Gedichte" konnten sich jetzt nicht nur auf inzwischen erfolgte Veröffentlichungen bis dahin unbekannter lyrischer Blätter und Gelegenheitsgedichte, sondern auf den pietätvoll zusammengebrachten, bewahrten und in unablässiger Sorgfalt gemehrten Handschriftenschatz der Familie stützen. Frau Professor Bertha Cornelius, die Witwe des Dichterkomponisten, die erst Anfang 1904 zu Rom aus dem Leben geschieden ist, hat den Abschluß dieser Ausgabe zwar nicht schauen dürfen, aber der Arbeit daran ihre volle Teilnahme gewidmet. Ihre Kinder, Professor Carl Cornelius in Freiburg und dessen Schwester, Fräulein Maria Cornelius, haben mich durch tätigste Mitwirkung bei der Beschaffung des Materials, durch Textvergleichungen und sorgfältige Korrekturen, durch unermüdliche Nachforschungen und Nachweise über Anlaß und Entstehungszeit

einzelner Gedichte, wesentlich und nachhaltig unterstützt. Die große Zahl bisher ungedruckter Gedichte, die als ausschließliches Eigentum der Verleger der Gesamtausgabe, hier zum erstenmal veröffentlicht wird, hat nicht nur den Umfang dieser Gesamtausgabe, gegenüber den früheren Sammlungen, sondern auch den inneren Wert, die lebendige Wirkung des Künstlers als dichterische Persönlichkeit beträchtlich gesteigert. Die zum Teil auf Cornelius' eigne Entwürfe und Verzeichnisse für eine Sammlung seiner Dichtungen gestützte Einteilung mußte durch Bildung neuer Gruppen erweitert werden und da es gelang, mehr als ein verloren geglaubtes Gedicht aus seiner Verborgenheit hervorzuziehen, so erscheinen nahezu alle Abteilungen verstärkt und alle Seiten der poetischen Bestrebungen des Freundes treu gespiegelt. Zweifel ergaben sich nur bezüglich der Wiederholung poetischer Episteln und lyrischer Beilagen, die in den von Professor Carl Cornelius herausgegebenen „Briefen" seines Vaters bereits mitgeteilt wurden. Im allgemeinen sind wir so verfahren, daß alle Gedichte von selbständigem poetischem Wert der neuen Ausgabe der Gedichte zugewiesen wurden, poetische Episteln, die geradezu die Stelle von Briefen vertraten und Fragmente, die als untrennbare Bestandteile der Briefe anzusehen waren, der Sammlung der „Briefe" allein verblieben. Ganz ließ sich diese Scheidung nicht durchführen und so finden sich eine kleine Zahl von Briefen in Versen, die poetischen Vollwert haben und von poetischen Tagebuchblättern, in denen Cornelius Stimmungen, die sein Leben durchdrangen und beherrschten, dichterischen Ausdruck geliehen hat, sowohl in die „Briefe" als in die „Gedichte" aufgenommen. Wir hatten zu bedenken, daß die Gedichte zahlreiche Leser und Freunde finden werden, die sich mit ihnen begnügen und nicht in die Briefe vertiefen werden.

Für dieſe Leſer und Freunde iſt meine biographiſche Studie und Charakteriſtik, die als Einleitung den „Gedichten“ voranſteht, hauptſächlich beſtimmt. Vor den „Briefen“, die eine Selbſtbiographie von höchſter und ergreifendſter Eigenart, ein Gedächtnisbuch voll reicher, wunderbarer und gewinnender Einzelheiten darſtellen, wäre ſie überflüſſig geweſen. Hier aber möge ſie im Verein mit den Gedichten für Tauſende das Bild des Freundes wachrufen, wie er im Leben ſtand: rein, ſchlicht, innig, tief und liebenswürdig, eine der goldnen Naturen, die den Glauben an die Menſchheit erhalten.

Dresden, Neujahr 1905.

Adolf Stern.

Einleitung.

„Die ausgleichende Gerechtigkeit der Nachwelt, die das echte Talent von der Scheinbegabung, die tiefe und wahrhaft schöpferische Natur von aller nachahmenden, die Erfolge des Augenblicks haschenden Behendigkeit scheiden, die dem Verkannten noch nach dem Tode die bei Lebzeiten versagten Kränze flechten soll, ist nicht völlig eine Künstlersage, nicht immer ein täuschender Hoffnungstraum müder Geistesstreiter. In seltnen, schwer vorauszubestimmenden Fällen tritt die vielangerufene Göttin wirklich ins Leben, gießt ihr zurückstrahlendes Licht verschwenderisch über ein dunkles Menschendasein und hilft die Zuversicht auf den endlichen Sieg selbstloser Hingebung an wahre Ideale wieder einmal stärken." Mit diesen Worten leitete ich vor nunmehr fünfzehn Jahren die erste Sammlung der „Gedichte" des mir im Leben befreundeten Dichters und Komponisten Peter Cornelius ein und durfte darauf hinweisen, wie irrtümlich die herrschende, weitverbreitete Vorstellung ist, daß es ganz unerhörter Hemmnisse und außerordentlicher Umstände bedurft habe, um einem liebenswürdigen, ernsten und echten Talente bei Lebzeiten die Anerkennung zu versagen. Der Regel nach hat nichts obgewaltet, als die landläufige Gleichgültigkeit gegen die reinsten und edelsten Bestrebungen, das platte Mißtrauen gegen die Kraft des Lebenden, die neidische Eifersucht zeitgenössischer Streber.

Im Falle von Cornelius ist zu diesen Mächten des Alltags noch die individuelle Gleichgültigkeit gegen das äußere Schicksal seiner Werke hinzugetreten. Dem selbstlosen und innerlichen Cornelius gebrach es weder an dem echten Künstlerdrange, sich schöpferisch auszuleben, noch an dem edlen Ehrgeiz, eine Spur seines Daseins

und Wirkens hinter sich zu lassen. Doch die Eitelkeit, die nicht sich selbst und den Forderungen wirklicher Kunstvollendung genug zu tun sucht, sondern von dem Wunsche gestachelt wird, im Mund der Leute zu sein, nach Zeitungslob lechzt und die Betriebsamkeit, die die Mittel zur Geltendmachung der eignen Schöpfungen für wichtiger erachtet, als Gehalt und Vollendung der Schöpfungen selbst, waren ihm völlig fremd. Mehr noch, in der Seele des Künstlers lebte, oft ausgesprochen, unausgesprochen aber sein Leben beherrschend, eine feine und tiefe Scheu vor dem Getöse des Kunstmarkts, vor den tausend Nichtigkeiten der künstlerischen und literarischen Gevatterei. Und vor allem, der noch in der Mitte seines Lebens und Schaffens vom Tod dahingerafste Tichtermusiker folgte, solange er zu wirken vermochte, gleichsam nachtwandlerisch dem unwiderstehlichen Zuge zum Neuen, noch Unerreichten und fragte um so weniger nach dem Schicksal seiner hinter ihm liegenden Werke, als er jederzeit ein Höheres, Besseres, noch zu Erringendes vor sich leuchten sah. So ist er das reinste Beispiel einer Künstlererscheinung, die bei Lebzeiten nur im engsten Kreise beachtet, niemals nach ihrem vollen Verdienst gewürdigt wurde, sich aber nach ihrem frühen Scheiden in ihrer echten und ursprünglichen Eigentümlichkeit immer tiefer erkannt, immer höher gepriesen sieht. Und es ist der besondre, der ursprüngliche Erfolg, der aus dem Eindruck einer schöpferischen Persönlichkeit und Innerlichkeit erwächst, der sich nicht an ein einzelnes Werk heftet, vielmehr die Ganzheit eines künstlerischen Menschen erfassen, genießen und verehren lehrt, der den Manen des herrlichen Künstlers, des goldnen Menschen zuteil wird.

Carl August Peter Cornelius, am 24. Dezember 1824, am Christabend, zu Mainz geboren (er pflegte sich gelegentlich humoristisch mit einem Weihnachtsbaume zu vergleichen, in dessen kräftigen grünen Waldwuchs allerhand Schnurren und märchenhafte Flittern hineingehängt sind), stammte aus einer Künstlerfamilie. Der Großvater, Arnold Leonhard Ignaz Cornelius, war Kupferstecher zu Düsseldorf, mit ausgesprochener Neigung für die Bühne, einer Neigung, der er in späteren Jahren nicht widerstand. Der Vater, Carl Josef Gerhard Cornelius, ursprünglich Goldschmied, widmete sich gleichfalls dem Schauspiel, wurde ein hochgeschätzter Darsteller

von „Charakterrollen und Vätern“, und erlangte eine feste Stellung an den vereinigten Theatern von Mainz und Wiesbaden. Peters Onkel war der Maler und Galerieinspektor zu Düsseldorf Aloys Cornelius, sein Vetter, der in der Familie „der große Ohm“ oder „der Ohm“ schlichtweg hieß, war Peter Cornelius, der Großmeister des deutsch-römischen Künstlerkreises vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts und der Münchner historischen Schule. Alle diese Familienbeziehungen und Überlieferungen zeigten sich für den Sohn des Schauspielers Carl Cornelius nachwirkend und wichtig: etliche Tropfen des Künstlerbluts so verschiedener Verwandten schienen im Wesen Peters, des Dichters und Musikers, wiederzukehren. Schon der Knabe verriet so viel Empfänglichkeit für alles, was er in seinen häuslichen Umgebungen sah und hörte, daß ihn der für seinen Beruf begeisterte Vater, noch während Peter die Mainzer Bürgerschule besuchte, zum künftigen Schauspieler bestimmte. Da hierfür die Ausbildung der Gesangsstimme wichtig werden konnte und der Knabe ein feines musikalisches Gehör besaß, so ließ man ihm Gesangs- und Violinstunden erteilen, zu denen sich später Theoriestunden bei Heinrich Esser, damals Dirigent der Mainzer Liedertafel, nachmals Hofkapellmeister in Wien, gesellten. Ein früh sich regendes poetisches Talent und eine leidenschaftliche Neigung zum Erlernen fremder Sprachen, wurden durch die seltsame Unregelmäßigkeit seiner Bildung, die er in späteren Jahren aus mancherlei Ursachen beklagte, während er ihrer Vorteile eingedenk blieb, eher gefördert als gehemmt. Bald nachdem der Knabe im vierzehnten Jahre die Schule verlassen hatte (nur die Sprach- und Musikstudien wurden fortgesetzt), kam das erste große und nachhaltige Erlebnis für ihn: die Künstlerfahrt des Mainzer Orchesters nach London im Jahre 1841, an der der Sechzehnjährige als Orchesterspieler an der zweiten Geige Anteil nahm. Die mächtigen Eindrücke der riesigen Stadt, die Kunstgenüsse, die er namentlich durch die in London gastierenden Gesangsgrößen empfing, wußte er noch nach vielen Jahren lebendig zu schildern.

Nach der Heimkehr aus London nahm ihn der Vater in strengere Schule, er schien zu ahnen, daß Peter mit den frühen Plänen zu Kantaten und komischen Opern (deren eine Kleists „Zerbrochener Krug“ abgeben sollte) andre Zukunftsaussichten verbinde als die,

ein guter Schauspieler und allenfalls ein zweiter Lortzing zu werden. Gleichwohl legte er den fortgesetzten Kompositionsstunden und Kompositionsversuchen des Jünglings nichts in den Weg.

Aus dem Jahre 1842 ist die Dichtung eines Scherzes zum Geburtstage seiner Mutter 23. August erhalten, den Peter Cornelius mit eigner Komposition versah und mit seinen beiden Schwestern Auguste und Susanne aufführte. Dies „Oratorio serioso disharmonico in vier Abteilungen, composto del Signor Pietro Cornelio, von ihm selbst wohlweislich mit Dissonanzen versehen, diejenigen ungerechnet, welche die Sänger in hoher Begeisterung zuweilen werden einschlüpfen lassen", ist eine gute Probe der frühen Neigung, die Cornelius sein ganzes Leben hindurch bewahrte, bei festlich-geselligen Anlässen sein poetisches, sein musikalisches Talent und seinen Humor zugleich zu entfalten. Auch die ernsten Theoriestunden bei Esser wußte er sich durch Humor zu würzen, indem er die Kritiken seines Lehrers in drolliger Weise aufzeichnete. Dagegen drohte ihm der Humor angesichts der Vorbereitungen auf den Charakterdarsteller, mit denen es mehr und mehr ernst wurde, auszugehen. Auf dem Hoftheater zu Wiesbaden debütierte der junge Poet und Musiker 1843 (u. a. als John Cooks im Dumasschen Schauspiel „Kean", als Perin in Moretos „Donna Diana") und fand freundliche Aufmunterung. Aber die unbestechliche kritische Stimme, die nie in ihm schwieg, sagte ihm, daß er nicht das Zeug zu einem Schauspieler großen Stils habe. Doch trug er begreiflicherweise Scheu, dem Lieblingsplan des Vaters eigenwillig entgegenzutreten. Am Ende wurde ihm jede Auseinandersetzung durch ein Ereignis erspart, bitterer und schmerzlicher, als ein vorübergehender Konflikt gewesen wäre: Carl Cornelius starb, unerwartet früh, am 3. Oktober 1843 zu Wiesbaden. Dieser Tod des Vaters löste Peter stillschweigend aus dem Banne des Theaters, viel entschiedener und viel länger, als er es selbst wollte. In Folge eines Briefes seines Bruders Carl an Peter von Cornelius, in dem dieser den berühmten Verwandten bat, Peter vor der Notwendigkeit zu bewahren, wider seine Neigung Schauspieler zu bleiben und einen kleinen Gehalt durch zufällige Musikstunden zu ergänzen, ihm die Wege zur Musik als Lebensberuf zu eröffnen, wurde Peter, der sich ungeduldig aus dem Sta-

tisteurock herausfehnte und bei den bloßen Namen Berlin-Cornelius-Mendelssohn einen tiefen Atemzug aus bedrängter Brust tat, der Unterstützung des „großen Ohms“ versichert und nach Berlin eingeladen. Im September 1844 traf er daselbst ein, wo er acht Jahre seines Lebens zubringen sollte, auf die er in späteren Lebensjahren mit geteilten und widerspruchsvollen Empfindungen zurückblickte.

Der jüngere Cornelius war jetzt zugleich Lernender und Lehrender. Seit dem 23. April 1845 erfreute er sich des Unterrichts des gefeierten und strengen Kontrapunktisten S. W. Dehn; seinen Lebensunterhalt erwarb er durch Klavierstunden und musikalische Berichte für eine Berliner Zeitung, die er durch Jahre fortsetzte und die ihn zunächst allein mit dem Kunstleben der Gegenwart in Zusammenhang erhielten. Denn Dehn ließ ihn wohl — neben Fugen und Kanons — Sonaten, Trios und Chöre, alles im strengsten Stil, komponieren, kümmerte sich aber nicht um die eigentliche Laufbahn seines talentvollen Schülers, um die Möglichkeit, für Cornelius unter den schaffenden und wirkenden Künstlern der Zeit einen Platz zu gewinnen. Peter selbst aber hegte starke und vielleicht übertriebene Zweifel am Wert seiner Schulkompositionen: nur bei einigen besonderen Gelegenheiten bekam der junge Musiker von dem vielen, was er schuf und arbeitete, ein weniges zu hören, namentlich ein „Miserere“, ein „Stabat mater“ und eines seiner Trios gelangten zur Aufführung. Sein Verkehr im Hause des Malers Cornelius führte dem jungen Musiker beständig neue und bedeutende Bekanntschaften zu. Er wurde in der Vielseitigkeit der Interessen und der Bildungsbedürfnisse bestärkt, die ihn vor so vielen seiner Kunstgenossen auszeichnete. Seine Teilnahme für Literatur und bildende Künste, seine Lust und sein Talent für Sprachstudien, die er jetzt auf das Altfranzösische, Provenzalische, Italienische und Spanische ausdehnte, seine eignen literarischen Arbeiten hätten als Zersplitterung wirken können, wenn nicht ein eiserner Fleiß und die glücklichste Benutzung der Zeit dies verhindert hätte.

Aus seinem äußeren Leben in dieser Zeit wissen wir wenig; 1847 fand er einen Familienanhalt an seiner Mutter und seiner Schwester Elise, die mit dem in Vorrigs großem Etablissement angestellten

Ingenieur Schily verheiratet war. Das Sturmjahr 1848 traf ihn in einer seelischen Stimmung, die bei mancher andern Natur Anlaß genug gewesen wäre, sich lebhaft an der Bewegung zu beteiligen. Er hatte in den Jahren 1846 und 1847 viel in einer westfälischen, nach Berlin übergesiedelten Familie verkehrt, deren Töchterlein Lina die leidenschaftliche Neigung, die sie in dem jungen Künstler erweckt hatte, warm und herzlich erwiderte. Die scharfen Augen der Mutter erspähten bald, wie es um die beiden stand, und sie ernüchterte den Liebenden durch energischen Hinweis auf seine völlige Untauglichkeit zum Heiratskandidaten.

Im Gefolge dieser glücklich-unglücklichen Liebe war der lyrische Poet in Peter erwacht; die Berliner Märztage und der tolle Sommer konnten ihn aus dem schmerzlichen Liebestraum nicht wecken, der erst allmählich einem frischen Wiederaufleben Platz machte. Währenddessen war die Revolution mit ihren aufregenden Szenen vorübergerauscht und die alten Verhältnisse umgaben den jungen Mann, der allmählich einen Druck zu verspüren begann, den er sich nicht recht zu deuten wußte und unmöglich nur auf sein Liebesleid zurückführen konnte. Im ganzen erging es ihm ja nach Wunsch, er hatte sich als Musiker einen jener Meisterbriefe geholt, die der alte Friedrich Schneider, der nicht umsonst „Das Weltgericht“ komponiert haben wollte, auszuteilen pflegte; er hatte Klavier-, Gesangs- und Harmoniestunden vollauf zu erteilen, er lebte in den besten und geistig angeregtesten Kreisen des damaligen Berlin, er hatte persönliche Freunde, die seine Vorzüge zu schätzen wußten — was vermißte er also und was ließ ihn zuzeiten so unmutig sehnsuchtsvoll nach außen schauen? Alles, was Cornelius selbst in späteren Jahren über seine Jugend erzählte, was sein Biograph Ad. Sandberger aus dieser Berliner Zeit berichtet, was seine Briefe aus jenen Jahren bezeugen, hinterläßt durchaus den Eindruck, daß der Künstler der Gefahr einer allmählichen Zerbröckelung, der unerquicklichen Möglichkeit, sich zu bescheiden, ohne je sein innerstes Wesen und seine beste Kraft entfaltet zu haben, nie näher war, als in dieser Zeit. Um so näher, als der Humorist in ihm die kleinen Erlebnisse des Alltags mit lichtem Schimmer umwob, als der liebenswürdige Mensch harmlos die Freuden genoß, die unter solchen Um-

ständen „den Menschen noch gewährt sind". Ein wenig mehr Selbsttäuschung, ein wenig mehr bürgerliche Sicherheit, ein wenig mehr Aussicht auf eine behagliche Zukunft konnten leicht zuungunsten der ganzen Entwicklung entscheiden. Zwar ist es schwer zu glauben, daß diese prächtige Natur, diese reine Hingebung an die innern Beglückungen der Kunst, diese seltene geistige Beweglichkeit geradezu hätten untergehen und verkümmern können. Doch war es gut, daß Peter Cornelius selbst das Unbefriedigende seiner Lage und seiner Leistungen empfand, daß ein geheimer Wunsch, sich über die gegebenen Verhältnisse emporzuschwingen, in seiner Seele nicht rasten wollte, ein sehnsüchtiges Verlangen nach neuem Leben, neuer Kunst seine wachen Träume belebte.

„Berliner Winkelverhältnisse" nannte Cornelius bei späterem Rückblick die Zustände, in denen er „in hemmender und niedriger Behaglichkeit" bis zum Beginn des Jahres 1852 ausgehalten hatte.

Die „Wagnerfrage" war an Cornelius bald nach dem ersten Erscheinen der Wagnerschen Schriften „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama" herangetreten. Die widersprechenden Berichte, die über den im August 1850 zuerst in Weimar unter Liszts Leitung hervorgetretenen „Lohengrin" nach Berlin drangen, die ganze von Weimar ausgehende Bewegung gaben Cornelius zu denken. Er benutzte die Gelegenheit, daß Mutter, Schwager und Schwester nach der Bernhardshütte im Meiningenschen übersiedelten, um sich Empfehlungen nach Weimar zu verschaffen, und wollte nicht bloß den „Lohengrin" dort hören, sondern auch über sich selbst ins klare kommen. Der Zauber, der Liszts Persönlichkeit umwob, war für den von tausend Zweifeln geqälten jungen Musiker stark genug, um Cornelius zum Entschluß zu treiben, sich Liszt und seinem Urteil völlig anzuvertrauen. Er wurde, wie jeder jüngere Künstler von Talent und Streben, von Liszt im März 1852 freundlich willkommen geheißen und fühlte schon nach wenigen Tagen, die er in Weimar zugebracht hatte, daß er nicht nach Berlin zurückkehren dürfe, da er den zerteilenden Eindrücken des Berliner Lebens nicht widerstreben zu können glaubte. Er teilte seinem Bruder Carl (Weimar, 30. März 1852; Peter Cornelius, Ausgewählte Briefe I, S. 122 mit: „Mein hiesiger Aufenthalt, geteilt zwischen

anhaltender Arbeit und den höchsten Kunstgenüssen ist für meine ganze Zukunft entscheidender geworden, als Du in Deinem letzten Briefe glaubtest. Liszt hat meinen Arbeiten anhaltende und tief eingehende Aufmerksamkeit geschenkt, hat sie mit seinen musikalischen Freunden zu wiederholten Malen exekutiert usw. Sein Endurteil und Rat war, daß ich mich mit aller Entschiedenheit auf die Kirchenmusik zu werfen habe. Alles Kokettieren mit andern Richtungen, womit ich nur Zeit verschleudern würde, hört auf, und ich danke Gott, daß ich noch nicht zu alt bin, um auf diesem einen Felde etwas Tüchtiges vor mich bringen zu können. Du glaubst nicht, wie gut und groß Liszt ist. Mit der höchsten praktischen Vollendung nach jeder Seite hin verbindet er die Bildungsfähigkeit eines Jünglings."

Es handelte sich in diesem Frühjahr von 1852 für Cornelius nicht um vorübergehende Stimmungen, sondern um eine entscheidende Lebenswendung. Der Bruch und Abschluß mit der Berliner Vergangenheit, der Vorsatz „wie es ihm auch ergehen möge, aufs neue anzufangen Kunst zu lernen" entsprangen einem ursprünglichen Gefühl seines Wertes, wie seiner Unfertigkeit, der Rausch des Entzückens über den Quell frischen und großen musikalischen Lebens, der in Weimar sprudelte, trat hinzu. Liszt, der großes Interesse an Peters Persönlichkeit nahm, konnte dessen zahlreiche Kompositionsversuche nur bedingt loben und fand nur in einigen kirchlichen Stücken etwas von dem lebendigen Geist und dem orginellen Ausdrucksvermögen, die ihm für alle Musik unerläßlich dünkten. Cornelius selbst sah sich durch die erste Bekanntschaft mit den Werken Wagners und des Franzosen Hector Berlioz vor Forderungen gestellt, denen eine Stimme in seinem Innern recht gab, sowenig er auch je zu den blinden und äußerlichen Fanatikern der Weimarschule zählte. Im ganzen fühlte er sich von einem Hauch neuen Geistes berührt, der auf jede idealistische Faser seines eignen Wesens stark einwirkte. Der Entschluß, nicht nach Berlin zurückzukehren und so lange zu ringen und zu arbeiten, bis er das Recht auf einen Platz in dem weimarischen Kunstkreise erworben habe, versetzte ihn in die Lage eines jungen Studenten oder Künstlers zurück, der um die Existenzmittel des nächsten Monats zu sorgen hat. In Weimar ließ sich lernen, genießen, aber nicht Geld verdienen. Die bescheidenen

Berliner Ersparnisse waren bald aufgebraucht. Cornelius zog sich zunächst nach der Bernhardshütte zurück und ging, um neue Mittel für ein paar Monate in Weimar zu gewinnen, im Winter von 1852 zu 1853 nach Soest in Westfalen, wohlempfohlen von seinem älteren Bruder Carl, dem hervorragenden Historiker, dem Darsteller der Münsterischen Wiedertäuferzeit. Während dieses Aufenthalts komponierte er zwei Messen, da ihm Liszt noch am 4. September 1852 brieflich besonderes Zutrauen auf seinen inneren Beruf für katholische Kirchenmusik ausgedrückt hatte. Als er im März 1853 wieder nach Weimar kam, trat er Liszt näher als im Jahre zuvor, er war dessen Gast auf der Altenburg und begab sich schließlich nach Mainz (wo er sich nach dem Wunsch von Familie und Freunden vergeblich um die Stellung des Dirigenten der Liedertafel bewarb) mit der geheimen Erwartung, daß er „ein Wandervogel bleiben werde, bis er fest auf dem Zaune von Weimar sitze".

Nach den Wochen in Mainz verbrachte Cornelius etliche Monate in dem Städtchen Wallerfangen bei Saarlouis, wo das denkwürdige Op. 1 „Sechs Lieder für eine Singstimme, gedichtet, komponiert und Fräulein Leonie Schlinker zugeeignet" (Mainz, Schott) entstand, über das er selbst in seiner liebenswürdigsten Weise in der mehrerwähnten Selbstbiographie erzählt hat, daß mit einem Male aus den sechs kleinen Musikbriefen der Dichtermusiker, „das Glückskind, das mit freiem künstlerischen Gebahren in die Welt lachte", geboren worden sei.

In den Herbst des Jahres 1853 fiel auch das große von Liszt geleitete Karlsruher Musikfest, an dem Cornelius auf besondere Einladung des Meisters teil nahm und der Ausflug nach Basel, wohin Richard Wagner von Zürich kam, um Liszt und seinen Begleitern die eben vollendete Dichtung zum „Ring des Nibelungen" vorzulesen. Unmittelbar nachher siedelte Cornelius dauernd nach Weimar über. Stunden und literarische Arbeiten auch für Liszt, dessen französisch geschriebene Aufsätze Cornelius übertrug und teilweise frei bearbeitete, sollten ihm das tägliche Brot sichern. Es war ihm zunächst gleichgültig, ob dies Brot ein wenig reichlicher oder schmäler ausfiel, ja selbst den Kampf mit der Not scheute er nicht oder nur um deswillen, weil seine Seele jetzt vor allem

nach künstlerisch-schöpferischer Betätigung lechzte. Die nächstentstehenden Lieder des Dichtermusikers, namentlich der Zyklus „Trauer und Trost“ und die Liebeslieder „In Lust und Schmerzen, in Kampf und Ruh'“ und „Komm wir wandeln zusammen im Mondschein“ offenbarten die Tiefe des Gefühls, die seelische Anmut des Poeten wie des Musikers Cornelius in hinreißender Weise. Er selbst war glücklich im Bewußtsein des ersten Gelingens. Die Kunstschule, durch die er während der Jahre in Weimar hindurchging, wurde in mehr als einem Sinne auch zur Lebensschule ernstester Art. Mit Leib und Seele gehörte er „Neu-Weimar“ an. Von echtem, zuzeiten ritterlich streitbarem, meist lyrisch hoffnungsreichem Enthusiasmus für den geliebten Meister, noch mehr für die Sache des künstlerischen Fortschritts, wie er sie auffaßte, erfüllt, tief überzeugt vom Recht und der erfrischenden Wirkung genialer Subjektivität, viel zu geistvoll, um am bloßen handwerklichen Musikmachen Genuß oder Genugtuung zu finden, verleugnete der rein und warm fühlende Cornelius weder seine Überzeugung, noch teilte er die unerquicklichen und zum Teil komischen Extravaganzen, in denen sich eine Anzahl der in Weimar versammelten „Zukunftsmusiker“ gefiel. Er hatte weder nötig, noch wäre es ihm seiner innersten Natur nach je möglich gewesen, eine überhitzte Selbstüberschätzung zur Schau zu tragen. Begannen doch die Tieferblickenden in seiner neuen Umgebung, gleichstrebende Freunde wie Hans von Bülow, wie Hans von Bronsart (mit dem er längere Zeit zusammen wohnte), wie Leopold Damrosch und andere, schon jetzt die innere Fülle und die reizvolle Ursprünglichkeit seines Talentes voll zu würdigen.

Liszts tiefes Verständnis für das Ursprüngliche und Echte in poetischen und musikalischen Naturen versagte natürlich gegenüber Cornelius nicht, der Meister fühlte den ganzen Wert des Aufstrebenden und nahm den wärmsten Anteil an ihm. Mochten etliche von Liszts Klavierschülern über den mittelmäßigen Pianisten die Achseln zucken, andere, die keine Sprache als die der Musik verstanden, Cornelius' dichterische Neigungen und literarische Talente bespötteln, Fanatiker, die im Parteiwesen aufgingen, den Verkehr Peters im Hause des Hofrats Schöll zweideutig schelten, mochten gewisse international gestimmte Naturen oder vielmehr Unnaturen

die träumerische Gefühlsinnigkeit, den deutschen Ernst und die tiefe Schlichtheit seines Wesens rückständig finden, an Liszt selbst durften sie sich mit dergleichen Mißurteilen kaum heranwagen! Auch Liszts Freundin, die geistvolle und vielseitig gebildete Fürstin Karoline von Sayn-Wittgenstein, faßte dauerndes, warmes Interesse an Cornelius und unterschied rasch genug zwischen seiner willkommenen Brauchbarkeit als Übersetzer und Gelegenheitspoet und zwischen den tieferen Wurzeln seines Wesens, dem enthusiastischen Kunstgeist und dem schöpferischen Vermögen des liebenswürdigen Dichtermusikers. Cornelius seinerseits vergalt die Freundschaft der bedeutenden und großherzigen Frau mit unwandelbarer, dankbarer Anhänglichkeit und beinahe kindlichem Vertrauen.

Nach einem längeren, durch die gemeinsamen poetischen und musikalischen Interessen höchst genußreichen Zusammenwohnen mit Hans von Bronsart, siedelte Cornelius 1856 auf die Altenburg selbst, den damaligen Wohnsitz der Fürstin Wittgenstein und Liszts, über. Er genoß in vollen Zügen die Vorteile des geistvollen, immer regen Verkehrs, der das gastliche Haus belebte, er lernte zahlreiche Menschen, zumal Dichter und Künstler kennen und trat einigen näher, er teilte den Schwung, die Lust und die Hoffnungsfreudigkeit des Weimarischen Kunstlebens von damals. In vielen angesehenen Häusern Weimars heimisch, suchte er mit Vorliebe auch die einfachsten Familienkreise, wenn in diesen nur geistige Empfänglichkeit und Lebenswärme waltete. Seine Briefe verraten hinlänglich, daß ihm, gegenüber mancher „Schwabbelei", nicht immer wohl war („dies ewige Nebeneinandernennen von Goethe und Hugo, Schiller und Lamartine, das ist bitter für einen armen Deutschen!") und daß er mit unbeirrbarer Sicherheit die gesunden vollberechtigten Bestrebungen seines Kreises von allem gemachten Titanentum und kleinlichem Parteitreiben scharf unterschied.

Die Schwelle, die er in diesen Weimarischen Jahren am liebsten überschritt, war die des Mildeschen Hauses. Das Sängerpaar Feodor und Rosa von Milde feierte er schon 1857 in den „Franz Liszt in Leipzig" überschriebenen Oktaven („Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft", 2. Bd., S. 170) und rief prophetisch

Mit Ruhm bedeckte sich ein Künstlerpaar,
Vereint im Leben und im Reich des Klanges:
Vom Namen Milde rühme immerdar
Der Genius dramatischen Gesanges:
Daß er von bleibender Bedeutung war
Für eine Zeit voll hochgenialen Dranges.
Wird einst Neuweimar zum historischen Bilde,
Gebührt ein Ehrenplatz dem Namen Milde.

Die umfassende Bildung, durch die Cornelius sich von einseitigen und bildungslosen Fachmusikern unterschied und durch die er auch unter den hochstrebenden und mannigfach angeregten Genossen des Weimarischen Kreises noch hoch hervorragte, verwehrte ihm von selbst sich ausschließlich mit Musikern zu befreunden. Er war in Berlin nicht umsonst der Freund Paul Heyses und der ständige Gast im Hause seines großen Ohms, des Malers Peter von Cornelius gewesen. Auch in Weimar schloß er sich an Hoffmann von Fallersleben und den russischen Gesandten Apollonius von Maltitz, einen geistvoll kapriziösen Dichter, an, verkehrte viel mit Ad. Schöll, Ludwig Preller, Oskar Schade, fand seinen eigentlichen Herzensfreund in dem jungen Philologen und Literarhistoriker Reinhold Köhler (dem damaligen Sekretär und späteren Oberbibliothekar der Großherzoglichen Bibliothek), war ein vielwillkommenes Mitglied des Kreises, der sich allabendlich um Friedrich Preller, den ältern, den genialen Landschaftsmaler, in den Mansarden des Jägerhauses sammelte. Am „Neu-Weimar-Verein", den wöchentlichen Zusammenkünften einer Gesellschaft, die in Liszt ihr Haupt und ihren beseelenden Geist ehrte, nahm er vom ersten Tag an entschiedenen Anteil, ward einer der glücklichsten Mitarbeiter der handschriftlichen Zeitung des Vereins „Die Laterne" und redigierte, nach dem geräuschvollen Ausscheiden Joachim Raffs, dies Blatt, dem er eine Reihe prächtiger und witziger Beiträge spendete. Eine gute Probe davon war das Capriccio „Eckermanns Ankunft in Elysium, Gespräch mit Goethe", das sich gegen eine unmittelbar nach Eckermanns Tode in Weimar vom Gemeinderat dekretierte Schriftstellersteuer richtete:

Eckermann, ſo kommſt du endlich, o du Alter, Treuer!
Was des Neuen dort in Weimar? „Literatenſteuer!“
Kerl, haſt du zuviel getrunken aus der Flut der Lethe?
Oder ſprich, wer tat die Untat? „Die Gemeinderäte.“
Und wird gegen dieſen blöden Unfug niemand ſich erheben?
Lebt denn dort kein echter Dichter? „Nur noch Fallersleben.“
Wird man doch zuletzt beſteuern noch den Glanz der Sterne,
Was bleibt dann noch unbeſteuert? „Die Laterne!“

Der Reichtum der künſtleriſchen Genüſſe und der Lebenseindrücke im Liſztſchen Weimar, die eigene lebendige Empfänglichkeit, die Mannigfaltigkeit ſeiner Pflichten als Überſetzer und Muſiklehrer, hemmten während dieſer Jahre den immer empfundenen Drang des Dichterkomponiſten, ſein humoriſtiſches und lyriſches Talent in einem größeren Werke, einer komiſchen Oper zu ſammeln. Den Stoff dazu fand er in den Märchen von „Tauſend und einer Nacht“ und die Geſtalten ſeines „Barbiers von Bagdad“ ſchwebten ſeiner Phantaſie längere Zeit vor, ehe er zur wirklichen und endgültigen Ausführung des Gedichts gelangte. Von dem mit ſeiner Oper gleichnamigen Luſtſpiel des Franzoſen Charles Paliſſot de Montenoy, des Gegners der Enzyklopädiſten und Jean Jaques Rouſſeaus, ſcheint Cornelius keine Kenntnis gehabt zu haben. Um ſeine Arbeit fördern zu können, zog ſich der Künſtler im Herbſt 1856 nach der einſamen Bernhardshütte zurück, arbeitete hier die ſkizzierte Dichtung zum „Barbier“ vollſtändig aus und um und berichtete am 6. November 1856 an ſeinen Freund Hans von Bronſart aus der Thüringer Waldeinſamkeit, daß er die Dichtung zu ſeiner Oper binnen wenigen Wochen vollendet habe, ja fügte in ſeinem Briefe vom 6. November zuverſichtlich hinzu: „Liebſter Hans, was will ich mehr! Ich habe ein Libretto, voll Gelegenheit, ohne Gelegenheitsmacherei, pikante Melodik anzubringen: das Liebesduett iſt in ſeiner poetiſchen Anlage jetzt wirklich gelungen und ich habe in der neuen Bearbeitung mir einen eigentümlichen Zug der Melodiewiederkehr im Verlauf des Dramas gewahrt, der auf dem Wagneriſchen Weg geht, ohne im mindeſten platte Nachahmung zu ſein.“ (Cornelius, Briefe I, S. 244.)

Die Arbeit an der Oper zog ſich bis in den Beginn des Jahres 1858 hin. Aus der Einſamkeit der Bernhardshütte tauchte Cornelius im Februar 1857 wieder in Weimar auf, wo er nun bis

in den Sommer hinein blieb, aber die Arbeit an seiner Oper mannigfach gehemmt sah, so daß er gegen den Herbst hin nach dem Johannisgrund bei Johannisberg ging, wo der väterliche Freund Hestermann ein Häuschen besaß, in dem der Künstler am „Barbier von Bagdad" immer mutiger und zuversichtlicher weiterkomponierte. Als ihn die strenge Winterkälte nach Neujahr aus seiner Einsiedelei vertrieb, setzte er sich in Mainz fest und kehrte erst im April 1858 mit der fertigen Partitur nach Weimar zurück. Während er noch am zweiten Akt der Oper schuf, hatte er geurteilt: „Ganz gewiß ist's noch kein Meisterwerk; aber für eine Erstlingsoper darf es sich sehen lassen, und wer es mit frisch empfänglichem Sinn gehört hat, wird es nicht von heute auf morgen vergessen;" am 19. Mai 1858 konnte er seiner Schwester Susanne berichten, daß Liszt dem „Barbier" die wärmste Teilnahme und entschiedenste Anerkennung widme: „Du weißt, daß Liszt gesagt hat, es habe ihn seit Berlioz' Cellini keine Opernmusik so interessiert als die meinige (Briefe I, S. 278). Die Aufführung der vielverheißenden Erstlingsoper auf dem Weimarischen Hoftheater war damit gesichert, Cornelius fuhr in den Sommermonaten des für ihn so glücklichen, erwartungsreichen Jahres noch fort, an der Instrumentation und gewissen Einzelheiten seines Werkes zu bessern. Mit erhöhtem Lebensgefühl wurde der Musiker durch die Proben zu seiner Oper, durch die sichtliche Hingebung der Darsteller und des Orchesters erfüllt, ganz besonders befriedigte es ihn, seine Margiana durch Rosa von Milde verkörpert zu sehen. Die Gegenwirkungen, die schon im Gange waren, merkte er entweder nicht oder legte ihnen kein Gewicht bei.

Nach wiederholtem Aufschub fand die erste Aufführung des „Barbiers von Bagdad" am Abend des 15. Dezember 1858 statt. Der größere Teil des im Weimarischen Theater anwesenden Publikums brachte dem Dichterkomponisten und seinem reizvollen und eigentümlichen Werke willige Empfänglichkeit entgegen. Dennoch kam es zu einem Sturm, in dem gar manche Hoffnungsblüte geknickt wurde. Eine hartnäckige und böswillige, nach Cornelius' Worten eine „bestellte, wohlorganisierte, zweckmäßig verteilte" Opposition setzte sich von vornherein dem vollen Erfolg der Oper gegenüber und trat beim Schluß in einen wohl zehn Minuten währenden

Kampf mit den Bewunderern des Werkes. Selbst den herzlichen und energischen Beifall des Großherzogs suchte man zu überzischen.

Die Preßfehde, die im Gefolge dieses Theaterskandals gegen Dichtung und Musik des „Barbiers von Bagdad“ an hundert Stellen zugleich eröffnet wurde, ließ nicht den leisesten Zweifel am tendenziösen und vorbereiteten Charakter der ganzen Demonstration. Wenn unbefangene Beurteiler in spätern Jahren urteilten: „Man begreift nicht, wie dieses harmlose Werk herausfordern konnte. Sein Text ist liebenswürdig drollig. Die Musik folgt dem Wagnerschen Prinzip ungefähr so weit, als die Gozzische Oper ‚Die Bezähmung der Widerspenstigen‘. Sie würzt die burlesken Situationen der Handlung, indem sie einige Körnchen verliebter Sentimentalität dazwischen streut. Sie ist frisch, flott und launig, und ganz geeignet, Cornelius von seiten seines Humors schätzen zu lernen“ (Hermann Kretzschmar, Peter Cornelius. Musikalische Vorträge. Bd. II, S. 259), so vergaßen sie eben, daß die Niederlage der Oper weit weniger ihrem Schöpfer, als ihrem Gönner und Leiter galt. Nicht Cornelius, sondern Liszt sollte getroffen werden.

Seit einer Reihe von Jahren hatte Franz Liszt die Vollmacht besessen, die ihm geeignet erscheinenden neuen Opern am Weimarischen Hoftheater vorzuschlagen, einzustudieren und zu dirigieren, ohne daß die Intendanten, mit denen er als „Hofkapellmeister in außerordentlichem Dienst“ in Verbindung gestanden hatte die Herren von Spiegel, von Ziegesar und von Beaulieu-Marconnay), ihm je ein Hemmnis bereitet hätten. Liszt durfte um so zuversichtlicher auf ein gleiches Verhältnis zu dem neuen Generalintendanten Franz Dingelstedt, der im September 1857 die Leitung der Weimarischen Hofbühne übernommen hatte, rechnen, als dieser seine Ernennung wesentlich dem maßgebenden Einflusse Liszts dankte, was er zum Überfluß in seinem autobiographischen „Münchner Bilderbogen“ nachdrücklich selbst bezeugt hat. Aber das reizbare Autoritätsgefühl und das herrische Machtverlangen Dingelstedts hatten die besondere Stellung Liszts zum Weimarischen Theater und zum Weimarischen Kunstleben überhaupt bald verdrießlich und ungehörig gefunden. Die bloße Tatsache, daß Liszt über Annahme und Aufführung neuer Opern entschied, erschien Dingelstedt als ein Eingriff in seine amtlichen

Rechte. Zudem ſtanden ſeine muſikaliſchen Neigungen, ſoweit er deren hatte, nicht auf ſeiten der „Zukunftsmuſik“. Der Generalintendant hatte ſich der Aufführung des „Barbier von Bagdad“ nicht gerade widerſetzt, doch den Enthuſiasmus Liſzts für das Werk und die frohen Erwartungen eines kleinen Freundeskreiſes, mit Unmut wahrgenommen. Dieſer Unmut, den er deutlich merken ließ, machte einer längſt vorhandenen Gruppe von Gegnern Liſzts in Weimar Luſt und Mut, ſich gegen den „unregelmäßigen“ und „bedenklichen“ Einfluß des letzteren zu erhitzen und bei guter Gelegenheit deſſen Beſeitigung zu verſuchen. Natürlich hatte Dingelſtedt weder Pfeifer noch Ziſcher beſtellt. Es bedurfte deſſen gar nicht. Künſtleriſche Gegnerſchaft, Neid, leidenſchaftliche Verſtimmung verſchiedenen Urſprungs, langverhaltener Groll wider Liſzt und geſchäftige Liebedienerei für Dingelſtedt vereinigten ſich zur entſchloſſenen Oppoſition. Cornelius und ſeine Schöpfung waren gleichſam zufällige Opfer, nicht um den Fall der Oper, ſondern um den des Meiſters, der dieſe angenommen, mit Liebe einſtudiert hatte und die Aufführung leitete, handelte es ſich. Wenn Julius Rodenberg in ſeinem Buche „Franz Dingelſtedt. Blätter aus ſeinem Nachlaß“ die Annahme, daß Franz Dingelſtedt ſeinen großen Freund aus Weimar verdrängt habe, als eine „Gehäſſigkeit“ zurückweiſt, ſo ſchreibt er Geſchichte nach Art der Hiſtoriker, die ſchlechtweg alles für unwahr erklären, was ſich nicht in den Geſandtſchaftsberichten findet, auch wenn es ſonſt noch ſo gut bezeugt wäre. Die Tatſachen ſprechen deutlich genug. Die ſyſtematiſche Oppoſition, die das ſchöne Werk fand und die von der Ouverture an mit Ziſchen und Pfeifen den kräftigen Applaus des unbefangenen Publikums wie den des Großherzogs zu übertäuben ſuchte, war an Stammtiſchen verabredet, an denen man ſich intimer Beziehungen zu dem Generalintendanten erfreute, und von Leuten geleitet, die Dingelſtedts Gunſt genoſſen, auch nachdem ſie an dieſem Abend die ſonſt im Weimariſchen Hoftheater herrſchende anſtändige Sitte mit Füßen getreten hatten. Sie rühmten ſich des Dienſtes, den ſie Dingelſtedt geleiſtet hätten, und es wäre die Sache des Generalintendanten geweſen, ſie Lügen zu ſtrafen und Liſzt wie Cornelius Genugtuung zu ſchaffen. Von alledem geſchah nichts, auch dann nicht, als Liſzt an dem der Aufführung

folgenden Tage seinen Entschluß kundgab, nie wieder eine Opernaufführung zu dirigieren. Der Generalintendant, der sich nichts besseres gewünscht hatte, dachte weder an eine Wiederholung des „Barbier von Bagdad", noch tat er Schritte, den unersetzlichen Verlust, der durch Liszts Rücktritt den Weimarischen Kunstzuständen drohte, abzuwenden. Für ihn hatte am 15. Dezember die „Volksstimme" als „Gottesstimme" gesprochen.

Peter Cornelius selbst hatte dem Sturm mannhaft und stolz die Stirn geboten. Wie die Briefe an seine Schwester und einige Freunde aus diesen Tagen entscheidend belegen, erblickte er in dem ganzen Erlebnis eine Feuertaufe seines Talents und war eher gehoben als gebeugt. Er hatte durchaus die Empfindung, daß sein Werk, trotz etwaiger Mängel, kein verunglückter Anlauf sei und daß der Tag des vollen Erfolgs für ihn kommen werde und müsse. Er hätte alles eher vorausgesehen, als was nun in der Tat eintrat.

Dem wildbewegten Abend des 15. Dezember war am 17. eine Beethovenfeier im Weimarischen Theater gefolgt, bei der Feodor von Milde einen Prolog von Peter Cornelius [„Gedichte" S. 249] zu sprechen hatte. Der Dichter wie der Sprecher wurden durch rauschenden Beifall und stürmische Hervorrufe geehrt. Man scheint gemeint zu haben, daß dieser halben und ungenügenden Genugtuung für Cornelius eine ganze für Liszt „von oben herab" folgen werde. Als diese ausblieb, konnte die schlimme, in diesem Falle nahezu tragische Erfahrung, daß der trügerische Erfolg die Mehrzahl der Menschen, auch der wohlwollenden und vermeintlich urteilsfähigen, vergiftend beeinflußt, dem angegriffnen Künstler auch in seinem geliebten Weimar und im nächsten Kreise nicht erspart bleiben. Schon suchten Freunde, die den ganzen Vorgang mit angesehen hatten, nach inneren Gründen für das Mißgeschick einer feinen, liebenswürdigen, an Schönheiten überreichen Schöpfung. Schon begannen enthusiastische Verehrer Liszts, Cornelius als dem durchaus unschuldigen Veranlasser einer Katastrophe zu grollen, in der freilich eine Fülle von künstlerischen Absichten, Aussichten und persönlichen Hoffnungen unterging. In der vagen Erwartung, daß, wenn das Opfer des Krieges höherer Gewalten in Weimar nicht mehr gesehen werde, Liszt nach Cornelius' Weggang seine Entschlüsse ändern könnte, drang man von

mehr als einer Seite in den Künstler Weimar zu verlassen. Unter den Drängern mochte wohl einer und der andere sein, der ehrlich glaubte, daß der Wechsel des Bodens für Cornelius heilsam sein werde. Bald pfiff das lombardische Spottlied „Tagole avanti un passo“ (Mach dich einen Schritt weiter!) um seine Ohren.

Die Lebenserfahrungen, die Cornelius in jenen Dezember- und Januartagen von 1858 und 1859 machte, hinterließen tiefe Spuren in seiner Seele. Er litt nicht nur „Abschiedspein und Wanderjammer“, sondern er fühlte auch den bittern Schmerz, da auf kühle Rückhaltung und Entfremdung zu treffen, wo er „noch Band geglaubt hatte“. Er wußte, daß seines Bleibens nicht sein konnte und sah sich gezwungen, auf gut Glück in die Welt hinauszugehen. Er dachte vorübergehend an Dortmund, sodann an München, wohin ihn sein Bruder Karl rief und begab sich Mitte Januar 1859 zunächst nach seiner Vaterstadt Mainz. Von hier aus sandte er als Abschiedsgruß den „Sonettenkranz für Frau Rosa von Milde“ nach Weimar, der alsbald in einem besonderen Heftchen erschien. Mitte Februar entschied er sich in Wien sein Heil zu versuchen, brachte es dann im April doch nicht übers Herz, den Weg über Bamberg und Eger einzuschlagen, sondern machte noch einen Besuch in Weimar und ging über Dresden und Prag nach Wien, wo er am 12. April 1859 eintraf.

Schweren Herzens hatte sich der Freund von Weimar losgerissen, schweren Mutes zur Übersiedlung nach Wien entschlossen, schweren Tagen und Jahren ging er in der österreichischen Kaiserstadt entgegen. Der erste Eindruck Wiens war freilich bestrickend: ein Hauch des Zaubers, der die Stadt, ihre Kirchen, Paläste und Gärten, ihre Kunstschätze und die Landschaft um sie her umspielt, streifte auch Cornelius' Stirn. Mit dem Wesen ihrer Bevölkerung fand sich sein süddeutsches Naturell leicht zurecht und sein Vorsatz war es ja, Bekanntschaften zu machen, Beziehungen anzuknüpfen, um durch Stunden, durch literarische Arbeiten eine Existenz zu gewinnen und sich als Musiker in das breite und vielgestaltige Kunstleben Wiens mit einzugliedern. Für Cornelius war es nicht bloß eine Redensart, sondern hatte es innere Bedeutung, auf dem Boden Mozarts, Beethovens, Franz Schuberts zu stehen. Daß es trotzdem nicht leicht

sein würde, sich hier durchzuringen, wußte der Künstler wohl und erfuhr es alsbald und gründlich. Neben seiner natürlichen Zurückhaltung im wilden Wettkampf der Geltung und des Erwerbs, fühlte sich Cornelius durch mancherlei Verhältnisse, die sich in seinen Briefen aus Wien spiegeln, gehemmt und isoliert. Er war des besten Willens voll, dem gutgemeinten Drängen seiner Familie und alter Freunde, die praktischer dachten als er, zu genügen, und sich sobald als möglich auf die eignen Füße zu stellen. Er unternahm mancherlei vergebliche Anläufe. Aber freilich konnte er sich und die innersten Antriebe seiner schöpferischen Natur nicht verleugnen. Er war doch auch nach Wien gekommen, um mit einem zweiten musikalisch-dramatischen Werke zu erweisen, wozu er berufen sei, er fühlte mit zwingender Gewißheit, daß jede Tätigkeit, außer der dichterisch-musikalischen, für ihn nur etwas Zufälliges, Äußerliches bedeute, und der geringe Erfolg seiner Versuche, feste Stellung und ausreichendes Einkommen zu gewinnen, mußte ihn in der Neigung Zeit und Kraft vor allem an eine zweite Oper zu setzen, nur bestärken. Seit er sich für den „Cid", der ihm schon lange als geeigneter Stoff vorschwebte, entschieden und die Dichtung zu diesem vollendet hatte, zog es ihn, trotz unvermeidlicher und zum Teil langer Unterbrechungen, mit Gewalt zur Arbeit an diesem Werke.

Zu den Umständen, die den Künstler während der ersten Jahre in Wien wirklich vereinsamten und gelegentlich selbst seinen frischen Mut niederschlugen, gehörte vor allen Dingen, daß er im Grunde mehr in Weimar als in Wien zu leben fortfuhr. Nicht nur, daß er Ende 1859 und für die ersten Monate des Jahres 1860 und dann wieder im Sommer 1861 zur zweiten Tonkünstlerversammlung, bei der der „Allgemeine Deutsche Musikverein" endgültig begründet wurde, nach der aber Liszt Weimar auf lange Jahre verließ und mit Rom vertauschte in der geliebten Ilmstadt und im Bannkreis der Altenburg verweilte. Auch wenn er in Wien war, lebte er gleichsam mit jedem Herzschlag, mit seiner Phantasie, mit jeder Erinnerung und Sehnsucht, mit seinen Zukunftswünschen, in Weimar weiter. Seine Briefe von 1859—1861 und die Gruppen seiner Gedichte, die unter den Aufschriften „Marie", „Rosa und Feodor von Milde" und „Aus Alt- und Neu-Weimar"

vereinigt sind, beweisen, daß er mit allen Fasern seines Wesens noch an dem Orte, den er verlassen hatte, hing und in Wien nur ganz allmählich und in dem Maße Wurzel schlug, als er auch hier ein Freundeshaus fand und sich, nach einer langen Folge schlimmer Stunden und herber Eindrücke, von den Täuschungen wenigstens einer nur kühl und halb erwiderten Liebe losriß. Nach seiner ganzen Natur konnte Peter Cornelius auf das bittersüße Glück leidenschaftlicher Wallungen nicht eher verzichten, als bis ihm eine tiefe, volle, opferfrohe und rückhaltlose Liebe zuteil wurde. Die Hoffnung auf eine solche verließ ihn nie, ihre Erfüllung lag jenseits der Wiener Jahre und um 1862 war es schon ein Gewinn, daß er die Fesseln eines hoffnungslosen Traums abschüttelte, in dem wieder einmal ein warmes, selbstloses Gemüt und ein überschwängliches Verehrungsgefühl einem engen Herzen und kühler Mädchenklugheit die eignen Schwingen geliehen hatte.

Während der Künstler solchergestalt Wonne und Leid erfuhr, blieben seine äußeren Verhältnisse immer gleich unbefriedigend. Das Mißverhältnis seiner Honorare und Stundeneinnahmen zu den unerläßlichen Ausgaben war in der großen Kaiserstadt und unter den Phäaken an der Donau natürlich noch weit stärker als in dem dürftigen Weimar. Fort und fort blieb Cornelius auf die Unterstützung seiner Familie, namentlich seines Bruders Carl, des Münchner Historikers, und seines väterlichen Freundes Hestermann angewiesen, und so bereitwillig deren und andre Beihilfen gewährt wurden, so drohten ihn zuzeiten Ungeduld und Unmut zu übermannen, daß er nicht völlig auf eignen Füßen stehen könne, sich zwischen Genuß und Mangel, Erwartung und Entsagung, zwischen beglückendem Bewußtsein des Wollens und Könnens und der Niedergeschlagenheit fortgesetzter Zurückweisungen bewegen mußte. Das lautere Gemüt, die grundehrliche Gesinnung, die Liszt an ihm rühmte, die geistvolle Lebendigkeit, die enthusiastische Empfänglichkeit seiner Natur für alles Kunstgroße und Kunstschöne, den unermüdlichen Bildungsdrang des Dichtermusikers nahmen wohl alle wahr, mit denen er zu Wien in Verbindung und Berührung trat. Aber nur wenige drangen bis zum Besten in ihm, zum ursprünglichen selbständigen Talent durch. Er hatte neben seiner vollendeten und neben der

begonnenen, seit 1860 unablässig geförderten zweiten Oper eine Mappe voll prächtiger Stücke, Lieder und Gesänge, deren einige seitdem das Entzücken von Tausenden geworden sind und pochte wieder und wieder vergeblich bei den österreichischen und deutschen Musikverlegern an; er war nach Erscheinen seiner sehr selbständigen deutschen Bearbeitung von Liszts Schrift „Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn" (Pest, 1861) und seiner „Lieder" (Pest, 1861) als Schriftsteller und Poet bekannter denn als Musiker, und mochte mit Recht sagen, daß das Beste, was er sei und vermöge, bei seiner Schätzung meist nicht in Anschlag gebracht werde.

Cornelius' Wiener Lebens- und Umgangskreis war viel enger als der Weimarische. Durch Liszt war er von vornherein an seinen Verwandten, den Landgerichtsrat Dr. Eduard von Liszt, und an Liszts kapriziös geistreichen Freund, den sächsischen Gesandtschaftssekretär von Villers, empfohlen worden, von Mainz her kannte er Esser und von Weimar her den Dichter Friedrich Hebbel, zu dessen wahrhaften, wenn auch gelegentlich zweifelnden Verehrern sich Cornelius zählen durfte, der ihn mit großer Auszeichnung und Freundlichkeit aufnahm, dessen mächtigen geistigen Einfluß er nach Gebühr zu rühmen wußte und dessen frühen Tod, im Dezember 1863, er als einen schweren Verlust für sich selbst wie für die deutsche Literatur betrachtete. Nichtsdestoweniger war auch sein Verkehr mit dem Dichter gewissen Schwankungen unterworfen, die zum Teil, aber doch nur zum Teil, aus Hebbels nordischen Zornanfällen, dem dämonischen Aufbrausen seiner Natur und aus Cornelius' Empfindlichkeit hervorgingen. Stärker litten wohl Cornelius' Beziehungen zu dem Manne, den er selbst „den größten Dichter unsrer Zeit" nannte, unter den Erschütterungen, die Hebbel bei der Losreißung seines Schülers Emil Kuh zu bestehen hatte, am stärksten unter der Grundverschiedenheit der Anschauung und des Urteils über Richard Wagner. Bei Wagners erster Anwesenheit in Wien im Frühling 1861, wo Wagner seinen „Lohengrin" zuerst hörte, und während seiner folgenden längeren Aufenthalte in der österreichischen Hauptstadt, befreundete sich Cornelius immer näher und intimer mit dem dämonisch-gewaltigen Meister, dessen Genius sich eben wieder zu einer seiner herrlichsten Schöpfungen, den „Meistersingern von

Nürnberg" sammelte, der aber, trotz weltbewegender Erfolge, in den Jahren 1860 bis 1864 die vielleicht härteste, prüfungsreichste Zeit seines Lebens zu durchkämpfen und zu bestehen hatte. Der jüngere Freund gewann das Herz des vielfordernden und mit Recht vom stärksten Bewußtsein eignen Wertes und höchster Bedeutung erfüllten Wagner. Peter Cornelius war der Mann dazu, durch alle Schroffheiten, Stimmungswechsel, phantastischen und selbstischen Launen des großen Freundes den edlen Kern hindurchzufühlen, und nicht nur der Geistesmacht, dem alles besiegenden Künstlertum, sondern auch der beinahe kindlichen Naivetät und Güte, allen gewinnenden Seiten seiner menschlichen Natur gerecht zu werden. Völlig anders geartet, mit reinerer Liebefähigkeit und Entsagungskraft erfüllt als Wagner, konnte Cornelius wohl gelegentlich in seinem Urteil über einzelnes, doch niemals in seiner Verehrung beirrt werden. An den Geschicken des Meisters und Freundes nahm er innigen Anteil, und bis zur märchenhaften Glückswendung nach der Thronbesteigung König Ludwigs II. von Bayern, verwob sich mit der Sorge um die eigne Lage und Zukunft die bange Sorge um die Lage und Zukunft Wagners.

Die meisten der Beziehungen und Verbindungen, die Cornelius zunächst in Wien gewonnen hatte, hatten ihre Wurzeln noch in Weimar, auch die Freundschaft, die ihn mit Carl Tausig enger verknüpfte, wies nach dorthin zurück. In einer echten Wiener Familie wurde er durch die Bekanntschaft mit dem hoch angesehenen Arzt und enthusiastischen Musikfreund Dr. Standhartner heimisch. In der Standhartnerschen Familie fühlte er sich vom Beginn seines Umgangs wie bis zur letzten Stunde seines Wiener Aufenthalts im eigentlichsten Sinn der Worte geborgen und glücklich, hier begegnete ihm das lebendigste, ungeheucheltste Interesse an seiner Person wie an seinem Talent, hier entwickelte man bei aller Verehrung Richard Wagners ein sympathisches, warmes und immer wachsendes Verständnis auch für den kleineren Meister und namentlich für seinen in der Entstehung begriffnen „Cid". Er sagte in späterer Zeit, daß er dies Werk, nur getragen vom „Hausenthusiasmus" der Standhartners, vollendet habe, und empfand die wohltuende Teilnahme aller Angehörigen dieser Familie mit warmer

Dankbarkeit. Es wollte immerhin etwas bedeuten, daß wenigstens an einer Stelle und über alle zufälligen Wechsel der Tage hinaus das Gedeihen der Oper als eine Lebensfrage für deren Schöpfer und als ein unzweifelhafter Gewinn für die Kunst angesehen wurde. Das Bewußtsein des Dichtermusikers, der einzige selbständige Schüler, nicht Nachahmer Wagners zu sein, festigte sich im Umgang mit jenem Hause, in dem man ein sicheres Unterscheidungsvermögen für den innern Wert und die äußerliche Geltung eines Künstlers besaß.

Die Arbeit am „Cid" zog sich durch die wechselnden Erlebnisse und Eindrücke der Jahre 1862—1864, sie war Zweck und Ziel der Existenzkämpfe und Entbehrungen, die dem Künstler in dieser Zeit auferlegt waren. Im Februar 1862 unternahm er, wie zum Zeichen, daß er völlig der Alte sei, im bitterkalten Winter die Reise von Wien nach Mainz nur, um der ersten Vorlesung von Wagners „Meistersingern" im Hause Schott beizuwohnen, da ihm der Freund geschrieben hatte: „Du hast keine Ahnung davon, was das ist, was es mir ist und was es meinen Freunden sein wird. Du mußt an dem Abend dabei sein!" Er scheute vor der Strapaze dieser improvisierten Winterreise nicht zurück und fand es nebenbei ganz natürlich, auf der Heimfahrt nach Wien einer frierenden, schlechtgekleideten, armen Frau seine Reisedecke zu schenken. Im Frühling und Frühsommer 1862 verbrachte er mit Tausig einige Monate in Genf und lernte bei dieser Gelegenheit zuerst die Schweiz mit ihren Herrlichkeiten kennen, arbeitete 1863 längere Zeit im Hause seines Bruders Carl in München am „Cid" weiter, setzte die Komposition der Oper, aller Ungunst der äußeren Verhältnisse Trotz bietend, in Wien fort und erhielt im Januar 1864 einen mächtigen Ansporn durch die aus Weimar an ihn gelangende Kunde, daß der Großherzog Carl Alexander und seine Gemahlin, die Großherzogin Sophie, die Aufführung seiner Oper am 8. April, dem Geburtstag der Großherzogin, auf dem Weimarischen Hoftheater in Aussicht genommen hätten. Mußte Cornelius nun sofort bekennen, daß seine Schöpfung nicht weit genug gediehen sei, um ihre Vollendung und theatralische Verkörperung bis zu diesem Termin zu ermöglichen, so erriet er doch auch, daß man ihm eine ernste Genugtuung für die Unbill von 1858 zu geben wünschte und auch

eine spätere Aufführung des „Cid“ genehmigen und begünstigen werde. Der Hauch des Glücks, der ihn anwehte, kräftigte ihn in der Tat zu rascherer Arbeit und förderte ein frisches Gelingen der noch unvollendeten Teile der Oper.

Peter Cornelius stand noch unter dem Eindruck der Hoffnungen, die durch diese gänzlich unerwartete Ermutigung in ihm an- und aufgeregt wurden, als für Richard Wagner, mit dem er Weihnachten 1863 fröhliche Weihnachten in Penzing gefeiert hatte, der aber bald darauf genötigt gewesen war Wien zu verlassen, die Stunde schlug, in der sich seine kühnsten Träume und leidenschaftlichsten Wünsche mit einem Schlage verwirklichten. Noch im April 1863, bei Herausgabe seiner Dichtung „Der Ring des Nibelungen“, hatte der Künstler nach dem Fürsten gerufen, der durch Unterstützung der von ihm geplanten großen Festaufführungen „eine Stiftung gründen würde, die ihm unberechenbaren Einfluß auf den deutschen Kunstgeschmack, auf die Entwicklung des deutschen Kunstgenies, auf die Bildung eines wahrhaften, nicht dünkelhaften nationalen Geistes, seinem Namen aber unvergänglichen Ruhm gewinnen müßte“, und fast verzweifelnd hinzugefügt: „Wird dieser Fürst sich finden?“ „Im Anfang war die Tat“ — „die steht leider nicht in meiner Macht!“ und jetzt rief ihn der junge König von Bayern in seine unmittelbare Nähe, überschüttete ihn mit königlicher Gunst und Huld und versetzte Wagner in eine Lebenslage, wie sie vor ihm kaum ein schaffender Künstler besessen hatte. Während diese Dinge in München vor sich gingen, blieb Cornelius in Wien mit der Vollendung seiner eignen Schöpfung beschäftigt.

Aber Anfang Oktober 1864 rief ihn Richard Wagner, der „im sommerlichen Königreich der Gnade“ des Freundes nicht vergaß, im Namen des Königs Ludwig gleichfalls nach München. In Erinnerung der beengten und oft bedrängten Verhältnisse des jüngeren Freundes hatte er einen Jahrgehalt von tausend Gulden aus der Königlichen Kabinetskasse für Cornelius erwirkt und zweifelte nicht, daß dieser augenblicklich seinem Rufe nach München folgen werde. Cornelius aber, ganz erfüllt von seiner eignen Arbeit und dem leidenschaftlichsten Verlangen, den „Cid“ endlich fertig vor sich zu sehen, von Zweifeln über die Lage der Dinge in München bewegt,

von einer inneren Stimme gewarnt, der er zu vertrauen gewohnt war, zögerte zum Mißbehagen Wagners und zum Erstaunen unzulänglich unterrichteter Freunde mit seiner Abreise von Wien.

Nicht um Stimmungen, die zu verscheuchen, sondern um harte innere Kämpfe, die zu bestehen waren, handelte es sich für den Dichterkomponisten des „Barbiers von Bagdad" und des „Cid" in jenen Herbsttagen des Jahres 1864. Unerschütterlich stand es für Cornelius von vornherein fest, daß er Wien nicht verlassen dürfe, ehe der „Cid" nicht vollendet sei, daß er in München alles andere eher, als eine Zeit stillen Schaffens zu erwarten habe. Darüber hinaus aber trug er Scheu seine ganze Persönlichkeit, das stille Glück seines poetisch-musikalischen Schaffens an die Wirren und Kämpfe hinzugeben, die er in München voraussah. Mit der Einsicht seiner so maßvollen als geistvollen Natur erkannte er schon jetzt, aus der Ferne, daß Wagner im Besitz der königlichen Gunst an sich vielleicht nicht Unerreichbares, aber in einem Anlauf nicht zu Verwirklichendes anstrebe. Angesichts dieser Sachlage erschienen Cornelius selbst seine Wiener Verhältnisse im verklärten Licht, die Not, die er oft gelitten, war vergessen, und er fühlte den Wert persönlicher Selbständigkeit und völliger Freiheit. Gleichwohl bedeutete der in Aussicht gestellte Jahrgehalt des Königs von Bayern einen so großen Umschwung seiner Verhältnisse, daß er nirgend auf Einverständnis mit seinem Widerstreben rechnen durfte. Am Ende fielen doch die Freundschaft und der Dank für Richard Wagner schwer genug ins Gewicht, um es unserm Freunde zur Pflicht zu machen, nach München aufzubrechen. Seiner Ankunft am Ende des Jahres 1864 folgten Monate, die von wechselnden und einander widerstreitenden Eindrücken erfüllt waren. Die überschwängliche Königsgunst, die Wagner zuteil geworden war, die stolzen Pläne und Hoffnungen, die der Meister und seine Vertrautesten daran knüpften, täuschten Peter Cornelius nicht über die Unsicherheit des Bodens, auf dem sich all dies Neue, Große entwickeln sollte. Seine Audienz bei König Ludwig II. gab ihm kein Gefühl der Zuversicht. Zu den mancherlei Befremdungen und Besorgnissen, die der klare Einblick in die Münchener Zustände erweckte, gesellte sich ein höchst empfindlicher Konflikt mit Weimar, wohin die Partitur des „Cid" inzwischen

abgegangen war. Man trug trotz des bestimmten großherzoglichen Wunsches, die Oper in Weimar zur ersten Aufführung zu bringen, mit einem Male Bedenken wegen der Schwierigkeit des Werks. Und diesmal war es nicht Dingelstedt, der Cornelius übel wollte, das „große Unrecht, um das er vor keinem Gerichtshof klagen konnte", ging von Freunden aus, Feodor von Milde stand der künstlerischen Aufgabe, die der Dichterkomponist eigens für ihn und seine Frau geschaffen hatte, kühl und abwehrend gegenüber, man gedachte den „Cid" in Weimar ab- und München auf die Schultern zu wälzen. Cornelius war mit allem Recht schmerzlich betroffen und tief entrüstet. In einem Brief an Milde vom 6. Januar 1865 sprach er unumwunden aus: „Entstehung, Ausführung und Darstellen eines Werkes sind ein innerlicher, organischer Zusammenhang. Dieser wird mir zerrissen und es geschieht mir ein Leid, es wird eine Saite in mir verletzt, die so zart ist, wie nur alles Beste in der Welt sein kann, wenn ich mein Werk nicht in Weimar erleben darf. Für Dich und Rosa habe ich die Oper geschrieben; Ihr wißt, wie ganz Euch beiden das Werk zugeeignet ist. — Ich weiß noch nicht, ob ich meine Oper nicht völlig ad acta lege, ehe ich sie jemand anderm als Euch beiden übergebe." (Briefe II, S. 10.) Daraufhin kam man in Weimar zur Besinnung und Cornelius erhielt die Gewißheit, daß der „Cid" aufgeführt werden solle, sobald er selbst zur Einstudierung komme. Er verließ München im März und ging zunächst, einem Zuge seines Herzens folgend, der diesmal Schicksalsstimme war, nach seiner Vaterstadt Mainz. Hier verlobte er sich mit Bertha Jung, der Tochter einer Familie, die ihm seit langem vertraut und befreundet war. Der Vater Berthas, der kurz nach dieser Zeit aus dem Leben schied, war ein angesehener Richter. „Peter Cornelius war (wie sein Sohn Carl erzählt) schon früh wie ein Kind im Hause seiner künftigen Schwiegereltern. Mit der alten Frau Jung stand er im allerzärtlichsten Verhältnis, während er den väterlichen Freund mit Klängen von Bach und Schubert erquickte, sowie mit eignen Gesängen und Gedichten. Unsere Mutter liebte den Sänger und Dichter im geheimen, lange bevor er um ihr Herz geworben hat." Die reichste Fülle eines immer ersehnten und geträumten, nie genossenen Glücks, der Segen rückhaltlosen Vertrauens, innigster

Hingebung wurde dem Künstler jetzt zuteil. Die ganze Folge der köstlichen Briefe an seine Braut, die Reihe echter lyrischer Gedichte und die Gruppen warmgefühlter schöner Liederkompositionen, die unmittelbar an Bertha gerichtet sind, die Dankbarkeit, mit der Cornelius an seiner Braut hing, und die leidenschaftliche Ungeduld mit der er nach der Ehe mit ihr verlangte, bezeugen alle, daß der glücklichste Umschwung in seinem Leben jetzt eingetreten war. Im April ging er zur Einstudierung seines „Cid" nach der Ilmstadt.

Der Dichterkomponist fand ein völlig verändertes Weimar: von dem Schwunge der fünfziger Jahre war wenig mehr übrig geblieben. Am empfindlichsten war es ihm, daß selbst alte Freunde, sein „Rodrigo" Feodor von Milde an der Spitze, sich seinem Werke gegenüber zurückhaltend zeigten, und vor der Möglichkeit einer abermaligen Niederlage Alpdrücken empfanden. Seine persönliche Gegenwart und der echte musikalisch-poetische Gehalt des Cid überwanden Vorurteile und Kaltsinn. Bald konnte er melden, daß zunächst seine Ximene — Rosa von Milde — ganz Feuer, ganz Hingebung für die Schöpfung sei, daß er den Kapellmeister Stör, der die Oper einstudierte und eigentlich zu „Altweimar" gerechnet wurde, völlig für sich gewonnen habe, daß Chöre und Orchester ihm immer williger und freudiger entgegenkamen.

Inmitten der Proben und Vorbereitungen für den „Cid" lebte sich der Schöpfer dieses musikalischen Dramas in Weimar wieder ein, nahm manche fallengelassene Fäden wieder auf und knüpfte einige neue an. Die Darstellung des „Cid" erfolgte am 21. Mai — sie brachte Cornelius mehr als einen Achtungserfolg, er sah mit Genugtuung, daß er in der Hauptsache sich selbst genügt und seine Befähigung auch für den heroisch-dramatischen Stil an den Tag gelegt hatte. Bei der zweiten Wiederholung beglückte ihn die Anwesenheit seiner Braut und seiner Schwester Susanne, die mit dem alten Freund Hestermann von Mainz gekommen waren. Der Eindruck seiner Oper, die gnädige und achtungsvolle Teilnahme, die ihm der Großherzog bezeugte, der lebhafte, ja leidenschaftliche Wunsch, sich gänzlich auf eigene Füße zu stellen, versetzten den Künstler in eine erregte Stimmung, die sich in den damaligen Briefen an seine Braut wundersam spiegelt, aus der aber immer

wieder die zuversichtliche Selbsterkenntnis hervorleuchtet, zur unabhängigen eignen künstlerischen Tätigkeit berufen zu sein.

Während der Monate, die Cornelius nach der Aufführung des „Cid“ noch, unter rasch verrinnenden Hoffnungen und zum Teil unter peinlichen Sorgen, in Weimar verblieb, rang er aufs neue und härter als zuvor mit der innern Abneigung gegen die Münchener Verhältnisse. Er vermochte kein Vertrauen zu diesen zu fassen, er sträubte sich, nur als Freund Wagners, ohne klare künstlerische Pflicht und Aufgabe, besoldet zu werden, er fürchtete seine künstlerische Entwicklung unter der Gleichgültigkeit der Wagnerschen Umgebung gegen alles nichtwagnersche Kunstschaffen gehemmt zu sehen. Er spähte nach allen Seiten vergeblich aus, um eine helfende Hand zu erblicken und erzürnte durch sein Fernbleiben von der Münchener Erstaufführung von Wagners „Tristan und Isolde“ den Kreis, der sich zu diesem musikalischen Ereignis in München gesammelt hatte. Die Versuche in Weimar selbst eine dauernde Stellung zu gewinnen, blieben ebenso erfolglos, als die Anstrengungen, die der Künstler machte, seine innern Gefühle, sein Verlangen von München loszukommen, seinen Angehörigen und Freunden deutlich zu machen. Überall begegnete er der Erwägung, daß tausend Gulden am Ende tausend Gulden seien und des Sperlings Freiheit auf dem Dache dem Bräutigam nicht wohl anstünde. Und so blieb ihm zuletzt keine Wahl; im Herbst 1865 langte er in der bayrischen Hauptstadt wieder an. Die Pension aus der königlichen Kabinettskasse wurde ihm, zu seinem eignen Erstaunen, anstandslos weitergezahlt.

Zwischen dem Herbst 1865 und dem Sommer 1867 wurde Cornelius Zeuge der Katastrophe, die eine dauernde Niederlassung und Wirksamkeit Richard Wagners in München unmöglich machte, obschon sie König Ludwig II. in seiner enthusiastischen Freundschaft für den Meister nicht beirrte. Cornelius litt schwer unter den schwankenden und problematischen Zuständen, die zuzeiten alle Pläne, zu deren Ausführung man Hans von Bülow und im Grunde auch ihn selbst berufen hatte, in Frage stellten. Es galt seine tiefste Sehnsucht nach der Verheiratung mit seiner Braut wieder und wieder niederzukämpfen. Dazu verging diesmal eine ungewöhnlich

lange Zeit, bis sich der Dichter für den Stoff einer dritten Oper entschieden hatte und die Dichtung zu seiner „Gunlöd“ beim Ausgang des ereignisreichen Jahres 1866 begann.

Die Neuorganisation der königlichen Musikschule in München, die solange einer Fata morgana geglichen hatte, wandelte sich im Sommer 1867 endlich in eine Wirklichkeit. Der Wunsch des Künstlers nach einer festeren Unterlage seiner Existenz, als den Jahrgehalt aus der königlichen Kabinettskasse, der vor allem auch der Wunsch der Familie seiner Bertha war, ging durch jene Neuorganisation, zunächst unter Hans von Bülows Leitung, in Erfüllung.

Bis zum Tage, wo endlich seine Anstellung als Professor der Harmonielehre und Rhetorik an dieser auch jetzt wieder versuchsweise und zunächst auf ein Jahr neubegründeten Musikschule erfolgte, lernte Cornelius gründlich alle Pein des Wartens, Bangens und Hoffens kennen. Die ersehnte Verbindung mit seiner Braut sah er immer weiter hinausgeschoben, erst im Herbst 1867 ward sie möglich. Bevor er die Brautfahrt nach Mainz antrat, nahm er an der Tonkünstlerversammlung in Meiningen und der sich anschließenden ersten Aufführung von Liszts „Heiliger Elisabeth“ auf der Wartburg Anteil. In Meiningen traf er, seit August 1861 zum erstenmal wieder, mit Franz Liszt zusammen und überzeugte sich rasch, daß der Meister, trotz des inzwischen angelegten geistlichen Kleides der alte, auch für ihn der alte sei. Seine Eindrücke der Meininger Konzerte und der Eisenacher Aufführung schilderte er in zweien seiner schönsten Aufsätze, die nach einem Menschenalter nicht nur die Erinnerung an verrauschte Freuden und Genüsse beleben, sondern auch wertvolle Beiträge zur persönlichen Charakteristik des Dichtermusikers sind.

Wer wie ich, jene Festtage mit dem Freunde teilte, sah leicht, daß Peter Cornelius nicht nur sich selbst treu geblieben war; er hatte von jeher zu den Menschen gehört, die nur im Guten wachsen können, und war gewaltig gewachsen. Mitten in den Festtagen suchte er den Friedhof von Meiningen auf, „den der große Lustgarten wie ein schlafendes Kind in den Armen hegt, einen schönen Fleck deutscher Erde, ein wildgereimtes Idyll von Trauereschen, Birken, Tannen und alten Akazien.“ Mit gefaßtem Ernst, mitten

im vollen, brausenden Leben, das er mitgenoß, verstand er sich zu sammeln und den Blick auf das Ewige zu richten; reif zum höchsten Schaffen. — Wie er leben und sich freuen konnte, steht mir aus jenen Tagen gleichfalls lebendig im Gedächtnis. Ein übermütig-lustiges Gastmahl im Hause des Eisenacher Arztes Dr. Taschner, ein Spaziergang in den Buchenwäldern des Marienthals, ein nächtlicher Abstieg von der Wartburg, wo wir der Generalprobe der „Heiligen Elisabeth" von Liszt beigewohnt hatten, wird allen überlebenden Teilnehmern so unvergeßlich sein, als die sprühende, geistvolle Fröhlichkeit des Freundes, der uns allen im Genuß der guten Stunden voranleuchtete und der doch dazwischen von ganz andern Stimmungen bewegt war.

Die Hochzeit von Peter Cornelius und Bertha Jung wurde am 14. September zu Mainz gefeiert; nach kurzer fröhlicher Reise führte der neue Professor sein junges Weib nach München, wo sie die wenigen Jahre, die ihnen gemeinsam gegönnt waren, verleben sollten. Denn obschon sich Cornelius am eignen Herde glückselig genug fühlte, den Gedanken, diesen Herd an andrer Stätte und unter mehr befriedigenden Verhältnissen aufzuschlagen, vermochte er nicht leicht aus seiner Seele zu bannen. Die Befürchtungen, die er 1865 gehegt hatte, waren alle in Erfüllung gegangen. 1869 verließ Hans von Bülow München auf Nimmerwiederkehr, im gleichen Jahre nahm Hans Richter, infolge der Vorgänge bei der beabsichtigten Aufführung des Wagnerschen „Rheingolds", seine Entlassung als Kapellmeister, Cornelius blieb tatsächlich als „der Robinson des großen Schiffbruchs auf einsamer Insel" zurück. Die eigne Stellung an der königlichen Musikschule gewährte ihm keine volle Genugtuung, und so wird es begreiflich, daß er sich ernsthaft mit dem Plane trug, als Redakteur einer musikalischen Zeitschrift oder als musikalischer Kritiker und Berichterstatter einer großen Zeitung einen neuen Boden ersprießlicher Wirksamkeit zu suchen. Am weitesten waren die Verhandlungen wegen Übernahme der Leitung des alten Schumannschen und Brendelschen Organs, der „Neuen Zeitschrift für Musik", gediehen. Nicht die Freunde täuschten sich, die es als ihre Überzeugung aussprachen, daß die Zeitschrift keinen besseren Redakteur, die musikalische Kritik keinen wahrhaftigeren, hervorragenderen

und vornehmeren Führer und Pfadzeiger hätte gewinnen können, als Peter Cornelius. Die inzwischen erfolgte Sammlung der prächtigen Zeugnisse seines literarischen und kritischen Vermögens reiht ihn ja dauernd unter die gehaltreichsten, urteilsfähigsten und glänzendsten musikalischen Schriftsteller seiner Zeit. Doch der Hochgemute, der sich ansinnen konnte in drei Jahrgängen der Zeitschrift den gesamten Inhalt seiner künstlerischen Anschauung niederzulegen und die ganze Mitarbeiterschaft zu einem Sammeln und Besinnen auf die höchsten Ziele der Kunst anzuleiten (An Karl Riedel. Briefe II, S. 608), irrte sich gründlich über den guten Willen, die Einsicht und Opferfähigkeit der zunächst beteiligten Faktoren. Sobald Cornelius merkte, daß seine Kraft für das Bogenfüllen mißbraucht, sein Eifer und sein guter Name rücksichtslos ausgenutzt werden sollte, legte er sich doch die Frage vor, ob die „Schulmeisterei" nicht vorzuziehen sei. Baron von Perfall, der nach Bülows Weggang mit der Leitung der königlichen Musikschule betraut worden war, ließ es sich angelegen sein, Cornelius festzuhalten und die berechtigtsten Wünsche desselben nach einer Verbesserung seiner Stellung zu erfüllen. So entschied sich um den Beginn des Jahres 1870, daß der Künstler in München verblieb.

Sein eigentliches Leben, das in der musikalisch-poetischen Produktion lag, würde durch keine der angebotenen literarischen Stellungen wahrhaft gefördert worden sein. Mitten in den Verhandlungen um die Übernahme der Redaktion hieß es in einem noch ungedruckten Briefe vom 19. September 1869 an mich: „Gleich nach Eurem Abschied stürzte ich mich ins Komponieren und habe mir einige Stücke zusammengeträumt, was nach schmählich langer Pause ein Federwisch vom Adler war. — Freund, habe einen recht vollen, schaffensfrohen Winter, solange die göttliche Jugend noch in Dir kocht!" In der Tat herrschte in diesen letzten Lebensjahren des Künstlers der Drang des Schaffens durchaus vor. Er vermochte sich freilich der alten vielseitigen Teilnahme an allen geistigen und künstlerischen Darbietungen, der Neigung den Kreis der von ihm beherrschten Sprachen stetig zu erweitern, nicht völlig zu entschlagen und die Tätigkeit als Übersetzer, als feinsinniger Kunstkritiker ganz einzustellen. Aber die erhabene Ungeduld des Künst-

lers, der noch eine Welt von Gestalten vor sich sieht, denen er Leben geben soll, war über ihn gekommen.

Die im Frühjahr 1867 vollendete Dichtung zur „Gunlöd", über die er seiner Braut schrieb: „viel, viel schöner ist es als der Cid, gar kein Vergleich. Hier hab' ich mich zum erstenmal ganz von früheren dichterischen Vorlagen emanzipiert, habe ganz aus eigner Seele und Phantasie geschöpft, hier war nichts vorher, das auch Gunlöd hieß," gab Cornelius die Gewißheit, daß er nach wie vor auf seinem eigensten Weg weiterschreite. So heiß es ihn nach der musikalischen Ausgestaltung der Dichtung verlangte, so gelang es ihm in den nächsten Jahren dennoch nicht, sich einmal einige Monate ganz und ausschließlich an das große Werk hingeben zu können. Er sah die Vollendung der dritten Oper „wie das Gestirn der heiligen drei Könige über sich leuchten", vor Abirrung sicher genug, aber ungewiß, wann das ersehnte Ziel erreicht werde. Die neue beglückende Häuslichkeit, die durch die Geburt eines Sohnes Carl Maria und einer Tochter Maria belebt wurde, gab ihm die reinste Stimmung zum Schaffen. Sein Amt aber, an der königlichen Musikschule, mit dem er es ernst nahm, die vielverwünschte „Schulmeisterei", schränkte die Möglichkeit schöpferischer Arbeit auf wenige Stunden und die Ferienzeiten ein. Und die Erfindungs- und Gestaltungskraft des Künstlers ließ sich nicht ausschließlich auf die „Gunlöd" sammeln. Seiner alten Überzeugung, daß er nur berufen sei, für Bühne, Kirche und Haus, nicht für den Konzertsaal zu schaffen, blieb er auch in dieser letzten Periode seines Lebens völlig getreu. Neben der Oper „Gunlöd" entstand zwischen 1868 und 1874 eine herrliche Folge weihevoller Chöre, geistlicher und weltlicher Lieder und Duette, in denen allen die innere Fülle seiner melodischen Erfindung, die Tiefe seines poetischen Gefühls, die edle Einfachheit und energische Ursprünglichkeit seiner Formgebung zutage traten. Keuschheit und Glut, Ernst und Andacht, Weihe und Humor seiner Natur spiegelten sich in diesen kleineren Stücken. Die Freundschaft Carl Riedels, der es als schönste Pflicht ansah, die neuen Kompositionen von Peter Cornelius, soweit sie in den Kreis des großen Leipziger Chorvereins fielen, der seinen Namen trug und noch heute trägt, sofort und mit aller Pietät aufzuführen, ermutigten Cornelius in jedem Betracht.

Der Briefwechsel mit Carl Riedel zeigt, daß Platens ernstbescheidenes Selbstlob: „Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge“ nach wie vor auch sein Wahlspruch blieb, und immer wieder rühmte er, welche Befriedigung, welche Entschädigung für so manche innerlich verzagte Stunde ihm die Sympathien und die Begeisterung des Riedelschen Vereins für seine Kompositionen gewährten.

Es war für ihn in allem Betracht die glückliche Zeit angebrochen, in der das langsam geglühte Erz eines tiefen und ursprünglichen Schaffensdranges in raschen Fluß kommt. Die Chorkompositionen, die mit den „Trauerchören für Männerstimmen“ (Op. 9) begonnen hatten, traten bis zu dem „Liebe“ überschriebenen Zyklus von drei geistlichen Dichtungen des Angelus Silesius (Johann Scheffler) in musikalisch verklärenden acht- und sechsstimmigen Chorliedern des Op. 18 in fast ununterbrochener Folge hervor. Es gelangen dem Komponisten Stücke wie „Mitten wir im Leben sind“, von dem H. Kretzschmar geurteilt hat, „es ist wirklich ein kleines Wunder. Ich kenne einen großen Teil der Chorliteratur gründlich, aber ich wüßte nicht zu sagen, was man diesem kleinen Satze an die Seite setzen sollte“ (Musikalische Vorträge II, S. 250), „Der Tod, das ist die kühle Nacht“, der mächtige Männerchor „Der alte Soldat“ und die drei rührend schönen, sanftbewegten Chorlieder „Liebe, dir ergeb ich mich“, „Ich will dich lieben, meine Krone“, „Thron der Liebe, Stern der Güte“, von denen Cornelius mit Recht rühmte: „es sind drei echte gute Lieder.“ Der Erfolg einzelner dieser Kompositionen lenkte ihn so wenig von der Arbeit an seiner „Gunlöd“ ab, als er sein leidenschaftliches Verlangen nach späteren musikalisch-dramatischen Wirkungen hemmte. „Weißt Du nicht,“ hieß es in einem Briefe vom 5. November 1873 an mich, „daß ich über die „Gunlöd“ hinaus, die ich doch mit Herzblut tränke, von einem Musikdrama träume, das alles enthält, was ich in „Cid“ und „Gunlöd“ gewonnen zu haben glaube und daneben so ganz und allein mein ist, wie der „Barbier“. Wer lebt, wird's schauen!“ Auch sonst kehrten solche Laute heller Zuversicht, noch vieles schaffen, eine noch höhere Stufe seiner Kunst ersteigen zu können, in Briefen der letzten Münchener Jahre wieder. Carl Riedels wohlgemeintem Rate, sein Heil in einem Quartett oder in der Kammermusik über-

haupt zu versuchen, setzte er den Ausruf entgegen: „Ans Drama, zum geliebten Drama, auf die verfluchten Bretter zurück, — dahin beflügle dich, mein Kiel“ (An Carl Riedel. 26. Dezember 1872. Briefe II, S. 707). So oft auch seine Entwicklung gehemmt worden war, sie war eine durchaus organische geblieben.

Die alte Sehnsucht des Freundes in die Weite und Ferne war jetzt, wenn auch nicht erloschen, so doch sehr gedämpft. 1868 führte ihn die Einladung Richard Wagners nach Triebschen bei Luzern und an den Vierwaldstättersee, im Frühling 1869 reiste er gemeinsam mit seinem Bruder Carl nach Paris und hielt sich einige Wochen hindurch in der französischen Hauptstadt auf. Im Mai 1872 wohnte er der Grundsteinlegung des Wagnerschen Bühnenfestspielhauses zu Bayreuth bei, die ihn mit stolzen Hoffnungen auf die Zeit erfüllte, wo in dem neuen Bau der „Ring des Nibelungen“ aus der Partitur auferstehen würde. Im Mai 1873 kehrte er zum sechzigsten Geburtstag Wagners, bei dem das kleine lyrische Spiel „Künstlerweihe“ vorgeführt wurde, wieder nach Bayreuth zurück. Seine eigentlichen Ferien, vom Juli bis zum September, verbrachte er, mit Weib und Kind, teils an stillen Orten in der Umgebung von München, in Bayerbrunn, Bogenhausen, in Becnau am Chiemsee, oder wie 1871 und 1874 „am heimischen Rhein“ in der Vaterstadt Mainz. Diese Ferienwochen wurden stets reicher und ergiebiger, mit der Lust des Schaffens wuchs das Gefühl des Gelingens. Es schien dem Dichterkomponisten möglich, als er zu seinen letzten Ferien von München nach Mainz aufbrach, in den Sommer- und Herbstmonaten seine „Gunlöd“ zu vollenden. Trotz mancher störenden und warnenden Anzeichen glaubte er sich körperlich so gesund, als er geistig unzweifelhaft war. Aber der in Mainz bei einer ganz ungefährlichen Krankheit eines seiner Kinder zugezogene Arzt erkannte, daß Cornelius' Leben schon seit längerer Zeit von einem tückischen Übel (dem Diabetes mellitus) schwer bedroht sei und drang auf eine Kur in Neuenahr, während deren sich sein Zustand stetig zu bessern schien. Hier in Neuenahr schuf der Künstler seine letzte Komposition, das tiefsinnige, einstimmige Chorlied: „So weich und warm hegt dich kein Arm, als wenn die Mutter dich umfängt.“ Aus dem Gedicht des Jugendfreundes Paul Heyse klang ihm die Sehnsucht nach der

zurückliegenden Kindheit und wandelte sich zur Todesahnung. Bald nach der Rückkehr in die Vaterstadt erlag Peter Cornelius einem erneuten Anfall seiner Krankheit und entschlief am 26. Oktober 1874, abends 10 Uhr zu Mainz.

Tiefe, schmerzliche Bewegung rief die Kunde seines frühen Scheidens in den Herzen zahlreicher Freunde hervor; jeder, der ihn gekannt, ihm irgend näher gestanden hatte, fühlte, daß er einen unersetzlichen Verlust erlitten habe, daß ein besonderer Lichtstrahl in seinem Dasein ausgelöscht sei. Bei Empfang der Todesnachricht traten jedem, mit dem Bild des Freundes, auch besondre Eindrücke von Tagen und Stunden vor die Seele, die wie seine Lieder, seine Gedichte, ganz Cornelianisch waren. Vor meiner eignen wehmütigen Erinnerung stand der letzte Abend, den ich zehn Monate vor seinem Tode mit dem Unvergeßlichen verlebt hatte.

Im Dezember des Jahres 1873 verweilte ich einige Tage in München, und wie immer waren die glücklichsten und fruchtreichsten Stunden diejenigen, die mit Peter Cornelius verbracht wurden. Cornelius war in diesen Tagen in seiner goldensten Laune. Er vertraute mir, sich selbst ironisierend, daß er „die unvergleichliche weiche, wohlgepolsterte Stadt, wo es einem immer wohl wäre", die Goethes Treufreund in den „Vögeln" verlangt, in München wohl nicht gefunden habe, aber daß sich, solange die Isar und das Bier frisch schäume, doch leidlich daselbst leben lasse. Er war aller guten Scherze, wie großer, ernster Gedanken voll. Wir tauschten im täglichen Verkehr, wie jedes Jahr, Eindrücke, Gesinnungen, Urteile und leider auch schon Erinnerungen. So war der letzte Abend herangekommen, wo wir — auch Ludwig Schneegans war dabei — in seiner ländlich gelegenen Wohnung draußen vor dem Siegestor noch einmal beisammensaßen. Nach langen anregenden, mannigfach wechselnden Gesprächen bat ich ihn um eine seiner neuesten Kompositionen. Er setzte sich willig an sein Instrument und versuchte singend und spielend den Geist eines mächtigen Chorgesanges, voll Todesfreudigkeit und himmlischer Zuversicht, wiederzugeben. Sein durchgeistigtes, verklärtes Gesicht sehe ich noch vor mir, wie er zwischen den flackernden Lichtern saß und mit unzulänglicher Stimme, aber ergreifend seine gewaltige Komposition

jenes Eichendorffschen geistlichen Gedichts sang, das „Der Soldat“ überschrieben ist:

Und wenn es einst dunkelt,
Der Erd' ich bin satt.
Durchs Abendrot funkelt
Eine prächtige Stadt.
Von den goldenen Türmen
Singet der Chor:
Wir aber stürmen
Das himmlische Tor!

Mit dem Eindruck dieses Gesanges bin ich von ihm geschieden. Wenn die goldene Stadt leuchtet und funkelt, wem möchte man lieber in ihr begegnen, als dem reinen, liebenswürdigen Menschen, dem herrlichen Künstler!

So oft man der Erscheinung, des Lebens und Strebens von Peter Cornelius gedenkt, kehrt auch die Erinnerung an den Zauber, an das helle Licht wieder, die von seiner Persönlichkeit ausstrahlten. Hunderte haben sich von jenem Zauber berühren, von der sonnigen Heiterkeit seines Wesens anstrahlen lassen, nur wenige haben alles im dankbaren Gemüt bewahrt, aber die wenigen suchten auch die Augen der rasch vergessenden Welt immer wieder auf die Gestalt und die dauernden Zeugnisse seines künstlerischen Daseins hinzulenken. Und da, wie Carl Cornelius, der Sohn des Meisters, dreißig Jahre nach dem Tode seines Vaters so schlicht als schön gesagt hat: „durch diese laute Zeit ein heimliches Verlangen nach Beruhigung, Vereinfachung, Verinnerlichung geht“ (Offner Brief an Generalmusikdirektor Felix Mottl von C. M. Cornelius. Süddeutsche Monatshefte. 9. S. 770), so darf man hoffen, daß die lebendige und unvergängliche Nachwirkung des liebenswürdigen Menschenbildes mit seinen besten Schöpfungen sich bald auf breitere Schichten erstrecken kann, wenn es auch richtig bleibt, daß Peter Cornelius „kein Künstler für die große Menge war noch je sein wird“.

Ihre tiefsten Wurzeln hatten die hohe Gesinnung, die unwandelbare Kunstbegeisterung und die menschliche Liebenswürdigkeit des Dichters und Musikers in einer ungeheuchelten, innerlichen Frömmigkeit. Das schöne Wort, das er in schlimmer, drangvoller Zeit in sein Tagebuch schrieb: „Ich weiß, daß Gott mich nicht aufgibt, wenn ich mich nicht aufgebe“ war der schlichte Ausdruck eines Ge-

fühls, das durch sein Leben ging. Daß Peter Cornelius Katholik war und sich, selbst unter dem Einfluß herber Zweifel und schwerer Kämpfe nicht, niemals völlig von seiner Kirche löste, obschon ihm ultramontane Neigungen und fanatischer Glaubenseifer immer gleich fremd, ja unverständlich blieben, daß ihn die Erinnerungen und Stimmungen gläubiger Kindheit auch in der Andacht und Weihe überkamen, zu der sich sein Geist erhoben hatte, erachtete er jederzeit als ein Glück. Und er durfte dies um so mehr, als seine Lebensluft, das frohe Gefühl aller Schönheit der Welt und jeder irdischen Herrlichkeit mit seiner Sehnsucht nach dem Ewigen und seiner Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, wie vor allem Erhabenen und Heiligen, immer Hand in Hand ging. Ein geborener Sanguiniker, jederzeit geneigt den „Keim des Guten im Übel" zu erkennen oder zu suchen, immer oder doch immer wieder zum Vertrauen gegen die Menschen, die guten Willens sind, gestimmt, königlich denkend, großsinnig, schwungvoll, stolz, aber bescheiden vom Leben fordernd, stellte Cornelius, vielleicht zum letzten Male, den Typus des warmherzigen, hochgemuten Künstlertums einer früheren Periode dar, das bei mäßigem Glück doch gewiß blieb, an der Tafel der Götter zu sitzen. Seine Briefe schütten ein Füllhorn gewinnender Züge, wunderbarer tiefer Innerlichkeit über uns aus und sagen doch denen, die ihn gekannt haben, kaum etwas Neues. Denn die ganz besondere, ganz individuelle Mischung von unversieglicher Güte, von fröhlicher Begnügsamkeit in äußeren, von höchsten Ansprüchen und durchgebildetstem Geschmack in geistigen Dingen, die seines Wesens Kern war, trat im lebendigen Verkehr, in seiner Sprechweise beinahe noch stärker und fesselnder zutage, als in seinen Briefen, einen so kostbaren Schatz diese auch bilden. Seine durch nichts zu erschütternde Zuversicht, daß der Gute zuletzt auch klüger sei, als der Schlimme, gab seinem Humor einen ganz eigenen Schimmer, es war in ihm ein stärkeres Element der Rührung enthalten, als in andern humoristisch gestimmten Naturen. Sein Witz aber trug fast immer die Färbung treuherziger Schalkhaftigkeit, sein Spott blieb gutmütig und bei aller geistigen Schärfe lehnte sich in seiner Seele leicht etwas gegen erbarmungslosen Hohn und jede Satire auf, die ihm vergiftet schien. Das Bewußtsein zu großer Nachgiebigkeit gegen die Forderungen herrischer Freundschaft oder unbewußter

Selbstsucht, gab Cornelius einen Ton fröhlicher Selbstironie, mit dem sich ein leiser elegischer Anhauch paarte, einen Ton, der keinem, der ihn vernommen, je aus Sinn und Seele kommen wird.

Das Gleichgewicht des poetischen und musikalischen Talents in Cornelius' Künstlernatur gehört zu den eigentümlichsten Erscheinungen der neuern Kunstgeschichte. Wenn es zuzeiten den Anschein hat, als habe Cornelius selbst dem Dichter in sich den Vorzug vor dem Musiker gegeben, so darf man nicht übersehen, daß er seinem „Dichten" auch die eigentlich zeugende, erfindende Gestaltungs- und Stimmungskraft seiner Kompositionen hinzurechnete. Charakteristisches Zeugnis dafür geben unzählige Stellen seiner Briefe, so der an Carl Gille vom 12. April 1865, wo er ausruft: „Ich sag' Euch, Gille, mein Traum der Chimene mit Schlußchor, das hat ein Mensch gedichtet, in dem ein Stück Geist lebt. Von dem dürfen wir Besseres erwarten!" oder der frühere an seine Schwester Susanne (München, 19. August 1863, wo es heißt: „Wenn ich wie heute den ersten Akt (des „Cid") so im ganzen wieder durchgehe und durchfühle, so finde ich ihn ganz herrlich. — Ja, Herz, dann fühle ich mich wieder als Dichter, als ein Herz, das ein paar hundert Jahre länger fortschlägt als die andern. Dann sag' ich mir: wart' Marpurg, wart' ihr andern alle, wir wollen einmal zuletzt sehen, wer da oben steht: ihr armen Handwerker oder ich Stück Geist."

Nichtsdestoweniger wird es niemand beifallen, den Musiker in ihm gering anzuschlagen, ja es fehlt nicht an Beurteilern, die seiner spezifisch-musikalischen Erfindungs- und Gestaltungskraft den Vorzug vor dem Vermögen und Können aller gaben, die der Weimarischen Schule angehörten. Bei Lebzeiten des Komponisten ließen sich nur vereinzelte Stimmen zu seinen Gunsten vernehmen, nach seinem Tode haben Richard Pohl (Lebensbild. „Neue Zeitschrift für Musik" 1874), Felix Dräseke (Peter Cornelius und seine hinterlassenen Werke. „Neue Zeitschrift für Musik" 1876 Nr. 46—52, 1877 Nr. 1—2), Felix Mottl (Der Barbier von Bagdad. „Musikalisches Wochenblatt" 1878), Hermann Kretzschmar (Peter Cornelius. Musikalische Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. II. Bd. Heft 20. Leipzig 1880. Breitkopf und Härtel), Adolf Sandberger (Leben und Werke des Dichtermusikers Peter Cornelius. Leipzig 1887, C. F. Kahnt Nachfolger), Max Hasse und zahlreiche andre, zum Teil in umfassendster,

alle in rühmender Weise das Wort für ihn ergriffen. Aus Kretzschmars schon herangezognen Ausführungen tritt sowohl das Wechselverhältnis zwischen dem Dichter und Musiker, als die selbständige Wertung des letzteren klar und entscheidend hervor. „Es verbindet ihn," sagt Kretzschmar, „ein Zug innerer Verwandtschaft mit Goethe und unter den Musikern mit Franz Schubert. Die Neigung zum Konkreten und zu bestimmten Phantasiebildern leitete auch seine Wahl, wenn er die Dichtungen anderer zur Komposition nahm. Wie er die Andeutungen des gegebenen Situationsbildes allerdings ausführt und nach ihnen ganz Neues schafft, das beweist eine Kraft der Phantasie, eine Energie und Tiefe der Anschauung, die ihn zu einem Großen unter den Künstlern machen und auch seine spezifisch musikalische Begabung mächtig angefacht und weit über die ihr an und für sich eigne Höhe gehoben haben. Der Musiker in Cornelius zeigt den bedeutenden Menschen. — Über den poetischen Gehalt von Cornelius' Kompositionen ist kein Wort zu verlieren. Die allgemeine menschliche Begabung macht jedoch den Künstler nicht aus und auch auf dem besten Fundament kann er ohne die Herrschaft über Formen und Handwerkszeug nichts bauen. Letztere aber besaß Cornelius und zwar weit über gewöhnliches Maß hinaus. Er wußte sie so leicht und so sicher zu handhaben, daß sich ihm die Mittel der Darstellung immer nach höheren Zwecken fügten und schmiegten, daß sie ihm schließlich in einer Mannigfaltigkeit vorlagen, die ihm die größte Freiheit ermöglichte und ihm auch häufig erlaubte, sie in einer Weise zu verwenden, für die es kein Muster gab. — Ebenso geläufig und souverän verfügte er auch über den kontrapunktischen Stil."

Was Kretzschmar hier mit Bezug auf Cornelius' Lied- und Chorkompositionen urteilt, gilt im gleichen, ja in erhöhtem Maße wohl auch für seine dramatisch-musikalischen Werke. Ihre dichterische Grundlage ward so aus der innersten Natur, der subjektivsten Lebensfülle, der phantasievollen Anschauung des Künstlers gewonnen, die Situationen und Gestalten sind in allen drei Operndichtungen so von dem Vorgefühl ihrer musikalischen Beseelung und Verklärung umhaucht, daß man leicht nachfühlt, wo der poetische Musiker schon beim Textgerüst Leben und Tiefe der musikalischen Ausgestaltung ahnte und warum er, ohne den leisesten Verlust an Frische und

warmer Unmittelbarkeit, Jahre hindurch in seinen Opernstoffen leben konnte. Gewiß, keiner ist vollkommen, doch ein Ringen nach Vollkommenheit, wie es Cornelius zu eigen war, verbürgt innerhalb der Schranken des individuellen Talents ein Höchstes an selbständiger Schönheit und Wirkung. Der Dichtermusiker würde sich als Opernkomponist ohne Frage zu den kleinen deutschen Meistern gezählt haben und wenn unter den großen nur Gluck, Mozart, Beethoven, Weber und Wagner verstanden werden, ist dagegen nichts zu erinnern. Allein ruft man sich die drei so grundverschiedenen dramatisch-musikalischen Schöpfungen Cornelius' ins Gedächtnis, so handelt es sich doch um eine Summe von ursprünglicher Melodik, von echter musikalisch-dramatischer Charakteristik, von intimer und bestrickender Innigkeit, von genialer Steigerung und Wirkung, um einen so ganz eignen, so ganz persönlichen Stil, der immerhin in dem humoristischen „Barbier von Bagdad" und den weihevollen Bruchstücken der „Gunlöd" zu seiner höchsten Reife und seinem feinsten Reiz gelangt sein mag, daß wir sagen müssen: unter den kleinen Meistern war Peter Cornelius einer der reichsten, den großen am nächsten verwandten. Hier wie überall entscheiden zuletzt nicht die Einzelheiten, sondern der Kern der innern Persönlichkeit, der schöpferisch-lebendigen Individualität, ein Kern, den das Publikum und die Techniker in allen Künsten gemeinsam für etwas Gleichgültiges, Untergeordnetes erklären, dessen Vorhandensein aber allein die Dauer und die Nachwirkung künstlerischen Schaffens verbürgt. Vor jede Ausgabe, ja vor jede Beurteilung der drei Opern „Der Barbier von Bagdad", „Der Cid" und „Gunlöd" dürfte man Robert Schumanns tiefsinniges Wort schreiben: „Die deutschen Komponisten scheitern meist an der Absicht, dem Publikum gefallen zu wollen. Gebe aber nur einmal einer etwas Eigenes, Einfaches, Tiefinnerliches ganz aus sich heraus und er soll sehen, ob er nicht mehr erlangt. Wer dem Publikum immer mit ausgebreiteten Armen entgegenkommt, den gewöhnt es sich endlich über die Achsel anzusehen. Beethoven ging mit gesenktem Kopf und untergeschlagenen Armen einher, da wich der Plebs scheu auseinander und nach und nach wurde ihm auch seine ungewöhnliche Sprache vertrauter."

Der Dichterkomponist war, wie ein selbständiger, gehaltvoller, nach dem Kranz der Meisterschaft ringender Musiker, so auch ein

völlig selbständiger, naturfrischer, tiefinnerlicher und an den reinsten Mustern seiner Kunst gebildeter Lyriker. Die Sammlung seiner „Gedichte“ spiegelt im Reichtum ihrer Gefühle und Stimmungen, ihrer Bilder und Naturlaute, ihrer Rhythmen und Versküste, im schlichtesten Ausdruck des bewegten tiefen Gemüts, wie im übermütigsten Spiel der Lebensfreude und des Humors, nicht reiner und schöner, aber so rein und schön wie Cornelius' Tonschöpfungen das seelische Leben und den ganzen Wert des Menschen wie des Künstlers wieder. Von der Jugend bis zum Mannesalter blieb ihm das Talent und das Bedürfnis, das eigne Glück und Leid, die Sehnsucht seines Herzens, wie die leckere Regung der heiteren Laune in poetischer Form auszusprechen. Alle Eindrücke und Erfahrungen, Wonnen und Schmerzen einer rastlosen irdischen Pilgerschaft prägen sich in seinen Liedern und Tagebuchblättern, seinen lauten Festgedichten und stillen Träumen aus, über allem aber liegt der Hauch einer gläubig und liebevoll gebliebenen Seele. Das Goethische „Hier ist Rhodus, tanze Du Wicht und der Gelegenheit schaff ein Gedicht!“ war für ihn gesprochen, die Gelegenheit mußte ihn freilich tiefer berühren. Zum virtuosen Spiel, obschon er ein Talent, ja einen Zug dafür in sich verspürte, mochte er seine Phantasie und seine improvisatorisch lebendige Form- und Sprachbeherrschung nur selten brauchen. Zwar wird von solchen Spielen da und dort berichtet und einzelne Blättchen haben sich erhalten, die einem geselligen Anlaß oder augenblicklichen Einfall entstammten. Das eigenste Wesen auch seiner poetischen Kunst aber blieb quellendes Leben, wahre Ergriffenheit des Gemüts, rührende Weichheit neben beherztem Lebensmut und hochfliegendem Enthusiasmus. Innere Verwandtschaft des Schauens und Fühlens, nicht Nachahmungstrieb, rückt einen Teil seiner Naturbilder und Liebeslieder an Goethische und Rückertsche Poesie heran. Auf dem uralten Boden deutscher Lyrik, der sinnvollen Anwendung des Naturbilds auf Gemütszustände, fühlte Cornelius sich heimisch, insofern mag man bei ihm, wie bei Hoffmann von Fallersleben, Wilhelm Müller und zahlreichen anderen, von Verwandtschaft mit dem Volkslied sprechen. Allein damit wäre seine Lyrik so unzulänglich charakterisiert, als mit dem Hinweis auf Rückerts „Liebesfrühling“ oder Reinicks rheinische Lieder. Ein durchaus

individuelles, Cornelius ausschließlich und einzig gehöriges Element waltet in der Mehrzahl seiner Gedichte und erhebt ihn zu den Lyrikern nach eigenem Recht. Wenn auch in aller Kunst und Dichtung zuletzt nur das höchsten Wert behält, „was man persönlich rätselhaft empfangen hat und was kein anderer mit einem teilt," so fehlt dies Etwas in Cornelius' besten Gedichten nie, obschon es nicht mit Bewußtheit in den Vordergrund gedrängt ist. Die gesunde Einfachheit seines Poetentums schloß viel geistige Vornehmheit ein, verbot ihm aber, allzuängstlich auf den Augenblick zu warten, in dem der letzte tiefste Ton seiner Seele klingend zutage trat. Er unterschied sehr fein zwischen den Gedichten, die von diesem letzten tiefsten Ton durchdrungen waren, verwarf indes auch die leichtern Klänge, die sein Gefühl und seine Stimmungen rein und klar ausdrückten, nicht. Die schönsten seiner Lieder und Bilder haben einen leisen Schimmer träumerischer Wehmut, neben denen sich die frisch bewegten, hellen und heitern, doch wie Schwestern ausnehmen, die gleiche Züge tragen und nur aus andern Augen in die Welt blicken.

Hinter Tonschöpfungen und Gedichten erhebt sich am Ende wieder die Gestalt des Freundes und für die, die ihn gekannt haben, erwacht die so lang schon verstummte, herzbewegende Stimme. Ja ich wähne, daß selbst diese Stimme in Liedern wie „Löse Himmel meine Seele," „Ich war zum Scheiden stumm bereit," „Halb Dämmerschein, halb Kerzenlicht," „Wie's daheim war," in Gedichten wie „Der müde Stern" und „Künstlertraum" unlöslich gebannt sei und jedem, der diese Weisen recht liest, in Ohr und Herz klingen müsse. Doch wie dem immer sei, die Auferstehung, die Peter Cornelius in den letzten anderthalb Jahrzehnten gegönnt worden ist und die seine Schicksale wie sein Schaffen aus dem großen Meere des Vergessen- und Verschollenseins heraushebt, reiht sich zu den leuchtendsten Blättern neuerer Kunstgeschichte. Und jede Erinnerung an ihn darf heute mit der frohen Gewißheit schließen, daß die Anerkennung, die ihm nunmehr zuteil geworden ist, den kühnsten Träumen und stolzesten Hoffnungen entspricht, die der Dichtermusiker in den lichtesten Stunden seines Lebens wohl gehegt hat.

Beim Erdengetriebe
Wo nichts ſteht feſt,
Im Herzen die Liebe
Das iſt das Beſt'.

Mein Leben und Treiben
Nennt's gut oder ſchlecht,
Eins muß mir doch bleiben:
Mein Lieben war echt.

Und wenn einſt, ihr Lieben,
Ein Kreuz ihr mir ſetzt,
Sei nichts drauf geſchrieben
Als: Treu bis zuletzt!

Ich war ein Blatt am grünen Baum.
Von Lüften leis umfangen,
Und bin im Wind, im Wellenſchaum,
Vergangen.

Ich war ein Licht, gab hellen Schein
Und ſprühte goldne Funken;
Im Dunkel iſt die Flamme mein
Verſunken.

Ich war ein Hauch, ich war ein Ton,
Von Luſt und Schmerz durchdrungen,
Nun iſt es ſtill, nun bin ich ſchon
Verklungen.

Lieder.

1844—1874.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ein höchſtes Glück, das uns verſagt hienieden.

Ein höchſtes Glück, das uns verſagt hienieden,
Ein reinſter Wunſch, dem nie Erfüllung lacht,
Ein liebſtes Herz, von dem wir ſchroff geſchieden,
Ein ſchönſter Traum, aus dem wir bang erwacht,
Ein härt'ſter Kampf, dem nimmer winket Frieden,
Ein ſchwerſtes Opfer, blutend dargebracht:
Verſchlungne Wurzeln ſind es eines Baumes,
Der Blüten trägt in Welten höh'ren Raumes.

Könnt' ich die ſchönſten Sträuße winden.

Könnt' ich die ſchönſten Sträuße winden,
Dir wünſcht' ich dennoch ſchönren Strauß:
Könnt' ich die ſchönſten Lieder finden,
Sie ſprächen doch mein Herz nicht aus.

Was auch aus freier Bruſt wir reden,
Ein Tiefſtempfundnes ſagt ſich nicht,
Es gibt ein reiches Blumeneden,
Aus dem man keine Sträuße bricht.

O nimm zum Strauß, den ich gebrochen,
Zum Worte, das umſonſt ſich müht,
Was ungepflückt, unausgeſprochen
In meiner Seele dir erblüht.

Wieder möcht' ich dir begegnen.

Wieder möcht' ich dir begegnen,
Wieder schauen deinen Blick;
Aber was auch mein Geschick,
Deine liebe Seele will ich segnen.

Leben möcht' ich dir zu Füßen,
Blumen streuen vor dich hin;
Aber, ob ich ferne bin,
Deine liebe Seele will ich grüßen.

Blieb' ich ewig auch vertrieben,
Meinem reinsten Glücke fern,
Deine Seele ist mein Stern,
Deine liebe Seele will ich lieben.

Ich möcht' ein Lied dir weihn.

Ich möcht' ein Lied dir weihn,
Das sollte leis nur hallen,
Doch, ob auch schlicht und klein,
Dir überaus gefallen,
Und von den Liedern allen
Dein Lieblingsliedchen sein.

Du sing'st es immer zu!
Am hellen, heitren Morgen,
Des Nachts, in süßer Ruh'
Vor Sturm und Leid geborgen
Sängest in Lust und Sorgen
Dein Lieblingsliedchen du.

Und allen wär's verhehlt,
Die nach dem Liede fragen,
Daß längst mein Herz mir fehlt,
Daß es mit seinem Schlagen
In Wonne und Verzagen
Dein Lieblingslied beseelt.

Mit Sirenenlippen lade.

Mit Sirenenlippen lade
Hold mich nicht in deine Näh'!
Willſt du nicht im Tau der Gnade
Stillen meines Herzens Weh.

Locke nicht mich in die Schwüle,
In die Glut, die dich umringt,
Gönne Schatten mir und Kühle
Fern, wohin dein Aug' nicht dringt.

Stürzen will ich unerſchrocken
In die Glut, gebieteſt du,
Aber erſt mit deinen Locken
Binde mir die Augen zu.

Wollt ich's in Liedern ſagen.

Wollt ich's in Liedern ſagen,
Was mich entzückt,
Die Leute würden mich fragen:
„Biſt du verrückt?"

Und ob ich auch Luſt und Klagen
Verſchweigen ſoll,
Mein Herz will mich leiſe fragen:
„Du biſt wohl toll?"

O höre auf zu ſchlagen,
Sei ſtumm und ſtarr,
Sonſt muß ich mir ſelber ſagen:
„Du biſt ein Narr!"

Ein Kuß.

1.

Geſegnet ſei deines Mundes Hauch
Er wehe wie vom Roſenſtrauch.

Geſegnet ſei deines Mundes Wort
Beglückend tön' es fort und fort.

Geſegnet ſei deines Munds Geſang
O ſinge fröhlich die Welt entlang.

Und fröhlichem Lied zum ſchönſten Schluß:
Geſegnet ſei deines Mundes Kuß.

2.

Honig mag den Lippen munden,
Aber Gift muß uns verwunden,
Und wenn nun auf einmal trifft
Honig uns und ſüßes Gift,
Sag' wie ſoll das arme Herz geſunden?

Träume nach in vollen Stunden,
Was du augenblicks empfunden,
Faſſe in ein klingend Lied,
Was dir flücht'ges Glück beſchied
Und am vollen Klang wirſt du geſunden.

3.

Daß dein Mund mir's nicht verweiſe
Wenn ich leiſe
Flücht'ges Glück
Singend preiſe;
Aber forderſt du zurück,
Was beklommen
Ich genommen,
Sollſt von Herzen du's zurückbekommen.

Glühwurm und Lerche.

Glühwurm und Lerche haben
Geſchloſſen einen Bund,
Zu preiſen Gottes Gaben
Bei Tag und zu nächt'ger Stund'.

Und wenn ſich müd' geſungen
Die Lerch', und ſucht ihr Neſt,
Dann ſteigt durch die Dämmerungen
Glühwurm zum Gottesfeſt.

O Herz, da darfſt du nicht fehlen,
Dir ward ja noch größere Macht!
Stimm' ein mit den Lerchenkehlen,
Und leuchte mit in der Nacht!

Fledermäuſe.

Was wollt ihr frech mir um die Stirn,
Ihr Fledermäuſe, ſchwirren?
Iſt's nicht genug, daß drinn' im Hirn
Die Sorgen mich verwirren?

Doch ſchwärmt nur, wenn der Tag entſchlief,
Auf aus dem Schuttgemäuer!
Ihr Sorgen, wühlt euch feſt und tief!
Die bange Nacht iſt euer!

Ich weiß, es kommt ein Morgen doch,
Ein ſtrahlenheller Morgen,
Dann kriecht ihr ſcheu ins tiefſte Loch,
Ihr Fledermäuſ', ihr Sorgen!

Prophetiſch iſt der Vögel Zug,
Doch nicht der nächtig grauen;
Am Morgen auf der Lerche Flug
Und Lieder will ich bauen.

Die goldengelbe Ginſterblum'.

Die goldengelbe Ginſterblum'
Blüht allerwegs jetzunder;
Das iſt kein blaues Wunder,
Das iſt ein golden Myſterium.

Der Frühling Zeus, der Bräutigam,
Zerriß die weiße Hülle,
Darin der Glieder Fülle
Die Erde barg voll holder Scham.

Entzückt empfindet Danaë
Den Schauer goldnen Regens,
Das iſt des Ginſterſegens
Weithin ergoßner Blütenſee.

Zog ich bei der Schnitterin.

Zog ich bei der Schnitterin
Leicht vorbei mit Singen,
Sah ſie lachend zu mir hin,
Ließ ein Lied erklingen.

Hört' ſie auf, ſo ſang ich fort,
Und dann ſang ſie wieder,
Kühl und ſchattig war der Ort,
Hell der Klang der Lieder.

Sah im Weiterziehn ich um,
Hielt ſie ein mit Mähen —
Glaube faſt, ich war recht dumm,
Daß ich nicht blieb ſtehen.

Blumenaugen.

Blumenaugen lügen nicht,
Wie auch Mädchenblicke lügen,
Blumenſprache kann nicht trügen,
Blumenaugen lügen nicht.

Wollt'ſt du, als ich gehn gemußt,
Keinen Blick mir zugeſtehen,
Hat mich freundlich angeſehen
Doch die Roſ' an deiner Bruſt.

Wenn beim Wandern ohn' Erbarmen.

Wenn beim Wandern ohn' Erbarmen
Glut und Staub gequält mich hatten,
Sehnt' ich mich nach Wein und Schatten
Und nach Raſt in ſchönen Armen.

Um vom Froſte zu erwarmen
Nach des Winterwegs Beſchwerde,
Sehnt' ich mich nach hellem Herde
Und nach Raſt in ſchönen Armen.

Ob mich aus dem Mückenſchwarme
Oder aus dem Schwarm der Flocken,
Schatten oder Flammen locken,
Heiß und kühl ſind ſchöne Arme.

Schöne Meßnerin.

Schöne Meßnerin!
Holde Führerin
Durch die Kirche unſrer lieben Frauen!
Eh' von hier ich ſchied,
Will ich dieſem Lied
Einen flücht'gen Gruß an dich vertrauen.

Mit beredtem Mund
Gabeſt du mir kund,
Wer die ſchönen Bilder all erſonnen,
Zogſt mein Augenmerk
Auf manch Meiſterwerk,
Auf viel hohe Heil'ge und Madonnen.

Doch die Ruhe, traun!
Fehlte mir zum Schau'n,
Seit ſo lieblich du vor mich getreten;
Sah mit halbem Sinn
Nach den Heil'gen hin,
All mein Schau'n war ein zerſtreutes Beten.

Denn die Heil'gen dein
Sind von Holz und Stein,
Wie ſie hoch die Seele auch erheben;
Deiner Stimme Klang,
Und dein Blick, dein Gang
War ſo voll von Reiz und regem Leben!

Stolz mein Silberſtück
Wieſeſt du zurück,
Wollteſt kaum der Gabe dich bequemen;
Aber Liederſold
Iſt nicht Geld und Gold,
Wirſt ihn dankend, wirſt ihn lächelnd nehmen.

Schöne Meßnerin!
Wenn ich ferne bin,
Soll dein Angedenken nicht verfliegen;
Oft noch denk' ich dein
Und der Ringelein,
Die ſich ſchelmiſch an die Wange ſchmiegen.

Schöne Meßnerin!
Wenn ich ferne bin,
Mög'ſt auch du Erinn'rung noch mir ſchenken,
Wenn die Glocke klingt,
Hell ihr Ave ſingt,
Manchmal im Gebete mein gedenken.

Verſteckte Liebe.

Ich verſtecke meine Liebe
Auf ein Blättchen dieſes Buches,
Daß des flüchtigen Beſuches
Dauerndes Gedenken bliebe.

Tage gehen, Monde gehen,
Jahre gar, du wirſt indeſſen
Ganz des kleinen Buchs vergeſſen,
Kaum mit einem Blick es ſehen.

Aber einſt in ſtillen Tagen
Locken dich die Goldſchnittrände,
Nimmſt es wieder in die Hände,
Seine Blätter umzuſchlagen.

Und dann wirſt du lächelnd leſen,
Das bekannte, neu entdeckte,
Laut geſungne, fein verſteckte
Lied, wie gut ich dir geweſen.

Wiegenlied.

Fragſt du mit den Äugelein,
Was da glänzt am Himmelszelt?
Kind, es iſt das Licht der Welt,
Und dein eigen ſoll es ſein;
Sonn' und Mond mit ihrem Schein,
Alles iſt dein!
Schlafe nun ein, ſchlaf ein!

Fragſt du mit den Äugelein,
Was da draußen blüht und lacht?
Kind, es iſt des Lenzes Pracht,
Und ſie blüht für dich allein;
Blum' und Blatt in Flur und Hain,
Alles iſt dein!
Schlafe nun ein, ſchlaf ein!

Fragſt du mit den Äugelein,
Wer dich wiegt, und wer da ſingt?
Kind, o lauſche, wie es klingt,
Und im Lauſchen ſchlumm're ein;
Lied und Herz und Seele mein,
Alles iſt dein!
Schlafe nun ein, ſchlaf nun ein.

Lenzeszeit, luſtgeweiht.

Lenzeszeit, luſtgeweiht!
Haſt mit Wonnen mir das Herz berauſchet!
Goldnen Rat, ſüße Tat
Hab' ich von der Nachtigall erlauſchet.

Schmetterling koſend hing
An der Blüt', umweht von Frühlingswinden;
Liebesneid, ſüßes Leid
Mußt' ich mit der Nachtigall empfinden.

Da erſcholl wonnevoll
Ihr Geſang, von Luſt und Schmerz durchdrungen;
Liebentfacht hatt' ich acht
Wie ſie ſang, und hab' es nachgeſungen.

Und ihr Neſt wohlig feſt
Baute ſie, beſtreut mit Blütenſtaube;
Moosbedeckt, dicht verſteckt
Wölbt' ich mir im Wald die Buchenlaube.

Nachtigall ſüß mit Schall
Hat die Braut gelockt aus weiter Ferne;
Mich umdacht Waldesnacht,
Und im Dunkel glühn mir hell' Sterne.

Alles ſtill! Wonne will
Nicht mit lautem Klang der Welt ſich zeigen;
Nachtigall! Süßen Schall
Haſt Du mich gelehrt und ſüßes Schweigen.

Du meiner Seele ſchönſter Traum.

Du meiner Seele ſchönſter Traum!
Du meiner ſchönſten Träume Seele!
Du Herz, dem ich mein Heil befehle!
Du Heil, wie ich es ahnte kaum!

Du meines Lebens ſchönſtes Lied!
Du ſchönes Leben meiner Lieder!
Aus Lied und Leben klinge wieder,
Was deine Liebe mir beſchied.

Du meines Lenzes Blüt' und Duft!
Du Lenz, dem reich mein Herz erblühet!
Du Stern, der mir am Himmel glühet,
Mein Himmel du voll Glanz und Luft!

O laß um deine Stirne gern
Der Liebe Glorie mich weben,
Mein Himmel du, mein Lenz, mein Leben!
Mein Heil, o du mein Lied, mein Stern!

Sonne und Regen.

Wenn Wolken leicht ſich legen
Der Sonne ums Geſicht,
Dann fällt wohl ein leiſer Regen,
Doch ſchimmernd im Sonnenlicht.

Wie oft dies Bild ich geſchauet,
Geſtern verſtand ichs zuerſt,
Als du mir weinend vertrauet,
Wie gar ſo fröhlich du wärſt.

Dein Gedenken mir im Herzen.

Dein Gedenken mir im Herzen
Iſt ein Zauber, eine Macht,
Daß mich wachend fliehn die Schmerzen,
Wenn im Traum ich dein gedacht.

Und das Wort aus deinem Munde
Iſt ein Evangelium,
Deſſen ſüße Hoffenskunde
Wieget alle Klagen ſtumm.

Für dein Bild iſt mir ein Zeichen,
Iſt ein Wort mir nicht bewußt,
Denn dein Bild iſt ohnegleichen,
Wie ſein Glanz in meiner Bruſt.

Ganz erträglich.

Man ſagt mir wohl, ich habe Launen:
Ich hör's und trag' es in Geduld.
Dir aber möcht' ins Ohr ich raunen:
Die Tadler ſind wohl ſelber ſchuld.

Es fragt ſich, ob die Spiegel taugen,
Erſcheint mein Weſen wie im Flor;
Im klaren Spiegel deiner Augen
Komm' ich mir ganz erträglich vor.

In deiner Nähe weil' ich noch.

In deiner Nähe weil' ich noch,
Ich weiß das Haus, die Türen:
Und wär' ich blind, ich fänd' es doch,
Braucht niemand mich zu führen.

Und ſoll's nicht ſein, und kann's nicht ſein,
Daß ich bei dir mag weilen,
Wer wehrt mir denn zu treten ein,
Die Trepp' hinauf zu eilen?

Und einmal muß ich's doch zuletzt,
Dir Lebewohl zu ſagen,
Die Wangen bleich, doch unbenetzt,
Die Stirne hoch getragen.

Und dann ein kräftiger Entſchluß,
Ein haſtig Kofferpacken;
Dann auf dem alten lieben Fluß,
Ein Schiff mit weh'nden Flaggen.

Dann noch als letzte Liebesgunſt
Ein flüchtig Tücherwehen,
Bis halb in Tränen, halb in Dunſt
Die Bilder all vergehen.

Und dann viel fremde Städt' und Leut'
Und Burgen, moosverbrämet,
Doch nimmer, was mich ſo gefreut,
Und was mich ſo gegrämet.

Totenfeier.

Als trauernd ich am Sarge
Vergangnen Glückes saß,
Da kamen mit Trauerflören
Die Lieder herbei in Chören,
Wie gute Vettern und Muhmen,
Bekränzten den Sarg mit Blumen,
Und sagten dies und das.

Sie wußten viel Trost zu finden
Für meine herbe Qual,
Bedauerten mich gar herzlich,
Betrauerten mich gar schmerzlich,
Sie trugen Paar an Paare
Zum Grabe hin die Bahre
Nach traurigem Leichenmahl.

Nur ein paar treue Gesellen
Saßen in stillem Schmerz;
Doch als die Lieder gegangen,
Küßten sie Mund mir und Wangen
Mit unnennbarem Sehnen:
Das waren die alten Tränen,
Sie sanken mir stumm ans Herz.

Roſen möcht' ich gern dir brechen.

Roſen möcht' ich gern dir brechen,
Dir ein liebend Wort zu weihn;
Aber wo die Roſen ſprechen,
Reden auch die Dornen drein.

Schweige denn ſo Dorn wie Roſe,
Nur ein Wort voll ſel'ger Scheu
Sage dir die dornenloſe
Blaue Blume meiner Treu'.

So möcht' ich ſterben.

So möcht' ich ſterben,
Wie ich vom Mahle
Der Freunde heimlich
Hinweg mich ſchleiche;
Daß ſie's nicht merken,
Während ſie luſtig
Ein Liedchen ſingen.
Wenn es zu Ende
Dann frägt wohl einer:
„Wo mag er hin ſein?"
Dann heißt es: „Laßt ihn!"
Er iſt nach Haus wohl,
Hatte genug juſt:
Oder es lockte
Leis ihn die Liebe.

So möcht' ich ſterben,
Wie ich noch einmal
Dann zieh' vorüber
An Liebchens Fenſter,
Haſtig zur Schwelle
Nieder dann knie,
Das Tor, das alte,
Ich Tor, ich alter,
Mit Küſſen deckend.

So möcht' ich ſterben,
Wie ich dann ſelig
Nach Hauſe taumle,
Und ſüß entſchlummernd
Der Freunde denke,
Und dein, du Liebchen,
Im Traum noch flüſtre:
Wie ſchön! Wie ſchön!

So möcht' ich ſterben.

Wiederkehr?

Die Jugend will ziehen
In fernes Land
Und drückt mir im Fliehen
Noch raſch die Hand.
So willſt du fort?
O hör' ein Wort!
Noch ſtrömt durch die Glieder
Das Blut mir heiß,
Noch hab' ich Lieder
Zu deinem Preis,
Du kehrſt doch wieder?
„Wer weiß!"

O ſei nicht ſpröde,
Du hold Geſicht!
Ich trage die Öde
Des Alters nicht!
Die ſchlimme Zeit
Voll Traurigkeit.
Mein Herz wird erkalten
In Froſt und Schnee,
Nur Gram wird walten,
Nur Leid und Weh —
O laß dich halten!
„Ade!“
Und willſt du entſchwinden,
So ſag' mir an,
Ob wieder dich finden
Mein Auge kann,
Ob ewiglich
Du meideſt mich?
Ob nie du in Treue
Dich mir vereinſt,
Daß dein ich mich freue,
Wenn du mir erſcheinſt
Im Glanz aufs neue?
„Dereinſt!“

Ihre ganze volle Seele.

Ihre ganze volle Seele
Senkte Liebchen in mein Herz,
Aber daß ich anderwärts
Nichts davon erzähle,
Hat ſie mir mit einem Kuß
Feſt den Mund verſiegelt,
Mir das Herz verriegelt,
Daß ich ſelig ſchweigen muß.

Du ſchöne Jugendzeit, o weh!

Du ſchöne Jugendzeit, o weh!
Du Liebesherrlichkeit, ade!
Du Liederſang, nun ſcheide!
Nun laß mich meinem Leide!

Du Sorg' und Luſt um einen Blick,
Du Herzensglück und Mißgeſchick,
Du ſüße Torheit, gehe!
Tief einſam ſei mein Wehe.

Ihr Stunden, drängt euch noch einmal
Um mich herum mit Luſt und Qual,
Dann laßt mich, ob ich weine,
Mit meinem Schmerz alleine.

Der Herbſt, der in den Winter eilt,
Reißt mich von hinnen unverweilt:
Der Zeit und meine Flammen,
Sie löſchen aus zuſammen.

Der Winter iſt nun mein Kumpan,
Sieht mich ſo ſtill vertraulich an,
Beſtreut mit ſeinen Flocken
Das Haus mir und die Locken.

Er webt ſein Linnen, emſig ſtill,
Und breitet, wenn ich ſchlafen will,
In einer dunklen Ecke
Um mich die weiße Decke.

Du ſchöne lichte Welt, o weh!
Du blaues Himmelszelt, ade!
Du Lieb' und Luſt ich ſcheide,
Zu ruhn mit meinem Leide.

Löſe, Himmel, meine Seele.

Löſe, Himmel, meine Seele
Aus des Staubes engen Schranken!
Wandle ſie zum Flügelboten
Liebeſehnender Gedanken!

Wandle ſie zu Blumenodem,
Zart gewiegt im Hauch des Windes!
Wandle ſie zum reinen Glanze
In den Augen eines Kindes!

Wandle ſie zum Hauch des Troſtes
Für die Bruſt, die Schmerz betroffen!
Wandle ſie zum Hoffenstraume,
Wo da ſchwand ein letztes Hoffen!

Und zum Balſam der Erfüllung
Auf geheimer Sehnſucht Wunden!
Und zur Flamme des Entzückens,
Wenn ſich Herz und Herz gefunden!

Der trauernde Narr.

Die Königin war geſtorben,
Des Königs Herz war ſchwer,
Ihm war die Welt verdorben,
Die weite Welt umher.
Er blickt' in ſtummen Leiden
Vom Throne dumpf und ſtarr,
Da trat vor ihn im Scheiden
Der königliche Narr.

„Fahr wohl! fahr wohl, erlauchte,
Gekrönte Herrlichkeit!
Mein Witz den Fuß verſtauchte
In dieſer Trauerzeit.
Du ſitzeſt bar an Freuden
Auf deinem goldnen Sitz,
Was ſoll dein Narr vergeuden
Annoch den hinkenden Witz?

Was ſoll ich Späße machen
Den Narren um dich her,
Lohnt mich das goldne Lachen
Der Königin nicht mehr!
Um ihres Lachens willen
Wie war mein Witz behend,
Nun hält ſie's mit den Stillen,
Das Lachen hat ein End'.

Sonſt konnt' ich weidlich ſpotten,
Wenn nach einem Ordensband,
Nach einem Kreuz, die Rotten
Der Junker ſtreckten die Hand;
Nun iſt vergällt mein Scherzen,
Weil ſelber du tragen mußt
Das Kreuz, das dir die Schmerzen
Geriſſen in die Bruſt.

Ich kann auch nicht vertragen
Die Nebenbuhler mein;
In dieſen Trauertagen
Ein Narr will jeder ſein.
Das Grab nahm ſeine Beute
Und alles dich tröſten will;
Es ſchwatzen die weiſen Leute,
Der Narr, der Narr ſchweigt ſtill.

Doch wie ſie auch arge Hänſe,
Die klugen Rät' und der Pfarr',
Der Tod mit ſeiner Senſe
Iſt doch der größte Narr:
Macht ſich viel Mühens und Sorgens,
Und ſchaufelt manches Grab,
Und ach! eines ſchönen Morgens
Nimmt Gott ihm alles ab.

Leb wohl, du Schmerzgequälter!
Dein Narr läßt dich allein;
Der Gram will dein erwählter
Genoß und Günſtling ſein.
Er will ſich zu dir ſetzen,
Nachts, wenn du einſam wachſt
Mit Bildern dich ergötzen,
Darob du Tränen lachſt.

Ich aber will mich wenden,
Bis wo der Frühling weilt,
Und will ihn zu dir ſenden,
Daß er das Herz dir heilt.
Leb wohl, und wenn dein Sehnen
Gelindert einſt erſcheint,
Denke, daß närriſche Tränen
Dein Narr mit dir geweint."

Aus Eden.

Der Engel mit dem Flammenſchwerte wies
Adam und Eva aus dem Paradies.

Nicht umzuſchauen wagte Adam mehr
Auf ſeinem Pfade ſonder Wiederkehr.

Doch Eva wandte zum verlornen Glück
Noch einmal ſchmerzlich ſcheu den Blick zurück.

Da ſog ſie noch den fernen Widerſchein
Der Edenhelle in die Augen ein.

Da ſank vom Scheidegruß der Nachtigall
Noch in ihr Herz der letzte Widerhall.

Der Schimmer blieb in ihren Augen ſtehn,
Der Ton im Herzen wollte nicht vergehn.

Von allen Edenwonnen, die entflohn,
Blieb ihr ein Schimmer und ein leiſer Ton.

So weht noch heut' ein Echo ſel'ger Luſt
In holder Frauen Blick und ſtiller Bruſt.

Ich hab' den Schimmer dir im Aug' geſchaut.
Dem Ton gelauſcht in deiner Stimme Laut.

Sie gaben Kunde, die ich ſelig pries,
Vom Pfade zum verlornen Paradies.

Ich ſchau' ein Vöglein hold.

Ich ſchau' ein Vöglein hold
Im Käfig, gelb wie Gold.

Ich ſchau' ein Mägdelein
Im Stübchen hell und rein.

Das Vöglein ſingt ſo laut,
Es ſingt ſo ſüß und traut.

Das Mägdlein ſinget auch,
Und mit noch ſüßrem Hauch.

Das Vöglein freut ſich ſo,
Und lebt ſo herzensfroh.

Das Mägdlein iſt ſo gut,
Und hat ſo frommen Mut.

Hat jedes gern die Welt,
Wohin ſie Gott geſtellt.

Ich ſchau' ſie beide an,
Hab' rechte Freude dran.

Und wenn ich geh' und ſcheid',
Denk' ich an alle beid'.

Dann kann mein Herz im Traum
Sie unterſcheiden kaum.

Wie war's im Stübchen noch?
Wie war's im Käfig doch?

War's Mädchen golden licht?
Und ſprach das Vöglein nicht?

Hat's Vöglein braunes Haar?
Hat's Mädchen Flügel gar?

Kein Traum iſt ohne Sinn,
Es iſt was Wahres drin.

Und wem das auch ſo ſcheint,
Dem iſt mein Lied gemeint.

Und wer dasſelbe denkt,
Dem ſei's geſchenkt.

Wandrer, laß das Bäumlein ſtehn.

Wandrer, laß das Bäumlein ſtehn
In der Blüten Schimmer!
Magſt ein Veilchen nach ihm ſehn,
Doch begehr' es nimmer!
„Nein, ich heb' es mit der Hand
Aus der Heimaterde,
Daß es dort im fernen Land
Schmuck und Zierde werde."

Wandrer, laß das Bäumlein ſtehn!
Weißt es nicht zu pflegen;
In der Glut wird es vergehn
Auf den heißen Wegen.
„Nein, ich trag' es ſcheu und ſacht
Und ich will ſchon ſorgen,
Daß es Tau hat in der Nacht,
Sonnenſchein am Morgen."

Wandrer, laß das Bäumlein ſtehn!
Daß es friedlich lebe,
In der Heimatlüfte Wehn
Seine Krone webe!
„Nein, des Südens Wärme ſoll
Wohlig es durchdringen.
Und von Liedern wonnevoll
All ſein Laub erklingen!"

Wandrer, laß das Bäumlein ſtehn!
Nimmer wird's dein eigen,
Siehſt du's nicht in ſtillem Flehn
Seine Blüten neigen?
„Nein, dies Neigen iſt ein Wink,
Iſt ein Grüßen leiſe;
Bäumlein, komm! wir wandern flink,
Segn' uns Gott die Reiſe!"

Ich habe die Blumen so gern.

Zur Drossel sprach der Fink:
„Komm mit, liebe Drossel, komm eilig, komm flink!
Heut' tanzen die Blumen im moosglatten Wald,
Komm mit, liebe Drossel, komm eilig, komm bald!
Wir setzen uns auf die Äste,
Und musizieren zum Feste,
Und schauen zu, wie sie tanzen, von fern:
Ich habe die Blumen so gern!"

Da flogen zum Walde die zwei;
Wie flogen sie eilig zum Walde, juchhei!
„Frisch auf!" rief der Fink, als die Blumen er sah:
„So tanzet nun, Drossel und Fink sind da!"
Und Fink und Drossel singen,
Die Blumen den Reigen schlingen,
Und tanzen froh über Tal und Höhn.
Wie tanzten die Blumen so schön!

Und als der Tanz nun aus,
Da flogen der Fink und die Drossel nach Haus;
Die Blumen schlossen die Kelchblätter zu,
Und hielten nach fröhlichem Tage nun Ruh'.
Als Fink und Drossel sich schieden,
So recht von Herzen zufrieden,
Da rief der lustige Fink noch von fern:
„Ich habe die Blumen so gern!"

Wie war mir dumpf und trüb im Sinn.

Wie war mir dumpf und trüb im Sinn!
Wie hat die Welt mich doch verdrossen!
Da tratst du lächelnd vor mich hin
Und hast das Herz mir aufgeschlossen.

Daß auf den Tisch du Blumen stellst,
Mit Farb' und Duft mich zu erquicken,
Mich deinem Kreise gern gesellst,
Wie soll sich's vor der Welt nicht schicken?

Daß ich dich schloß ins Herz hinein
Und drinnen will dein Bild verklären,
Daß ich dich liebe frei und rein,
Wie könnte mir's die Welt verwehren?

Ich will nicht einsam bei dir knien,
Nicht einsam deine Hände halten,
Doch weil mir Flügel sind verliehn,
In deiner Nähe sie entfalten.

Mein Singen hat die hohe Kraft,
Dein lieblich Lachen zu beschwören,
Dein Lachen hat die Eigenschaft
Der Stirne Wolken zu verstören,

Weil du mich liebst, und weil ich's weiß,
Laß mich dir sagen, wie wir's machen:
Ich singe hell zu deinem Preis,
Ich singe hell — und du magst lachen.

Fang's ein, halt's feſt, nimm's mit.

Wenn Glück auf dich
Hernieder glitt,
Eh's raſch entwich
In flücht'gem Tritt,
Nimm's mit!

Streut dir aufs Haupt
Ein Blatt der Weſt,
Im Flug geraubt,
Von Tau genäßt,
Halt's feſt!

Laß immerdar
Dir Gaben weihn.
Sollt's Manna gar
Vom Himmel ſein,
Fang's ein!

Doch hält ein Herz
Mit deinem Schritt,
Das gern um Liebe
Alles litt',
Dann, Glückskind, du,
Merk' auf! greif' zu!
Fang's ein, halt's feſt, nimm's mit!

Die Dichter möchten doch alle was ſein.

Die Dichter möchten doch alle „was ſein“,
Um ſich beim Lieb zu inſinuieren!
Der eine möcht' als Mondenſchein
In ihrer Kammer herumſpazieren.

Der andre hätt' als Zephyr Luſt,
Die heiße Wange ihr zu kühlen:
Und jener möcht' um ihre Bruſt
Als ſel'ge Meereswelle ſpülen.

Noch einer fühlt' als Schemel gern
Der Liebſten Fußtritt auf ein Stündchen,
Und gar ein andrer von den Herrn
Sehnt ſich auf ihren Schoß als Hündchen.

Und da ich wohl nicht anders kann,
Werd' ich auch mir was wünſchen müſſen:
Ich wollt' ich wär' meiner Liebſten Mann
Und dürfte ſie herzen und küſſen!

Ich pflückt' im Wald einen Erdbeerstrauß.

Ich pflückt' im Wald einen Erdbeerstrauß
Und dachte, den bringst du dem Liebchen nach Haus

Und sprichst: „Ich will ein Bild dir weihn
Von deinem dufterfüllten Sein.

Erdbeere still im Walde glüht,
Wenn es auch niemand sieht — sie blüht.

Der Wandrer, der von fern sie schaut,
Wie wird er schon vom Blick erbaut.

Und wenn man nun kommt nah heran,
Wie labt ihr Duft die Sinne dann.

Doch wer sich bückt, und wer sie pflückt,
Und sie an seine Lippen drückt:

Den labet Schönheit, Duft, Genuß
In einem einz'gen sel'gen Kuß."

Und als dies Gleichnis mir geglückt
Und Beeren ich genug gepflückt,

Lief ich zur Stadt zurück in Hast,
Den Strauß fest in die Hand gefaßt.

Und jubelnd rief ich: „Ja, sie muß
Dem Dichter geben einen Kuß!

Und einen noch, und einen noch,
O wären's tausend, tausend doch!" —

Und vor dem Tor hemmt' ich den Lauf,
Ich wachte wie aus Träumen auf.

Aus lauter Lieb' hatt' ich indessen
Die Beeren alle aufgefressen.

Golden Licht, lieb Geſicht.

Golden Licht! Lieb Geſicht,
Süß gereimtes Maigedicht!

Blühend Herz! Maigemüt,
Das in Glanz und Duft erblüht!

Freundlich Kind, lieb Geſicht!
Wer ſchaut dich und liebt dich nicht?

Maigedicht, Gottes Wort,
Ewig blüh' und töne fort!

Du biſt ein Maienglöckchen.

Du biſt ein Maienglöckchen
Auf grünen, friſchen Au'n,
Du biſt ein Roſenſtöckchen
An blühendem Gartenzaun.
Kein Schnee darf, auch kein Flöckchen
Aufs Frühlingshaupt dir tau'n,
Und ſtets im Sonntagsröckchen
Sollſt du das Leben ſchau'n.

Gott möge dir beſchwicht'gen
Im Buſen jedes Leid,
Ein Märchen, ein Geſchichtchen
Sei deine Lebenszeit,
Ein liebliches Gedichtchen
Voll Wonn' und Seligkeit,
Ein glänzend Weihnachtslichtchen
Am Baum der Ewigkeit!

Wandle allerwegen.

Wandle allerwegen
Still und ſelig fort,
Folge dir zum Segen
Deines Dichters Wort.

Habe tief hienieden
In manch Herz geſchaut:
Keins, drin ſolcher Frieden,
Solcher Himmel blaut.

Hab' aus manchem Munde
Holdes Wort erlauſcht:
Keins, drin ſolche Kunde
Beſſ'rer Welten rauſcht.

Frühe möcht' ich enden,
Dürft' ich nach dem Tod
Als dein Schutzgeiſt wenden
Von dir, was dir droht.

Doch des Dichters Segen
Iſt ja auch ein Hort:
Wandle allerwegen
Still und ſelig fort!

Ich ging hinaus, um dich zu sehn.

Ich ging hinaus, um dich zu sehn;
Ich sah den Äther hell und rein
Und wundergoldnen Sonnenschein —
Dich aber sah ich nicht.

Ich ging hinaus, um dich zu sehn;
Da sah ich weithin Blumen blühn
Im Schmelz der bunten Farben glühn —
Dich aber sah ich nicht.

Doch als ich wieder kehrte heim,
War mir das Herz so voll von Duft
Und Sonnenschein und Himmelsluft
Als hätt' ich dich gesehn.

Fröhlich ist im Lenz ein Scheiden.

Fröhlich ist im Lenz ein Scheiden
Beim Erwachen der Natur,
Brächt' es auch dem Herzen Leiden,
Sind es Lenzesleiden nur.

Wo so viele Blüten keimen,
Mag auch Trost als Blüt' erstehn,
Kleiner Vögel Lieder reimen
Abschiedsträn' auf Wiedersehn.

Schlug dein Herz auch bang beklommen,
Scheidetränen trocknen schnell,
Heißt der Lenz dich froh willkommen,
Auf der Reise als Gesell.

Vor Zeiten.

1.

Als ich mit ſcheuem Schritte
Fremd in dein Haus trat ein,
Da klopft' ich an, wie's Sitte;
Du riefſt darauf: Herein!

Doch ſchon nach wenig Wochen
Klopft' ich nicht mehr allein,
Dein Herz fiel ein mit Pochen,
So oft du riefſt: Herein!

Und als mit leiſen Schlägen
Ich pocht' ans Herze dein,
Klang mir gar ſüß entgegen
Nichts als: Herein, Herein!

2.

Zu bald nur ſah die Mutter ein,
Wie es mit uns ſah aus,
Und nun hieß es nicht mehr: Herein!
Es hieß: Hinaus, hinaus!

„Sie ſind als Menſch zwar ganz charmant,
Mir angenehm durchaus,
Doch ſind Sie nur ein Muſikant,
Darum: Hinaus, hinaus!

Wär'n Sie Aſſeſſor, Rat in spe,
Das ſäh' noch anders aus,
Doch Muſikant — ojemine!
Hinaus, hinaus, hinaus!"

An die große Glocke hängen.

An die große Glocke hängen
Will ich meine Liebe nicht,
Daß man auf des Marktes Gängen
Nicht von meiner Liebe spricht.

Doch von Blumenglocken sage
Schweigsam duftiges Geläut',
Daß ich dich im Herzen trage
Immer, ewig so wie heut'.

Mein Herz ist wie befangen.

Mein Herz ist wie befangen
Von bösem Zauberbann,
Daß nicht ans Licht gelangen
Der Strom der Lieder kann.

O löst' in stiller Zelle
Doch eine liebe Hand
Von meines Herzens Schwelle
Den Zauber, der es bannt.

Wie käme dann mit süßem
Kosen die Liederschar,
Die liebe Hand zu grüßen,
Die ihnen gnädig war.

Ein Schiff ſank in die Fluten.

Ein Schiff ſank in die Fluten,
Manch Wrack treibt auf dem Meer;
Es holen den Fang, den guten,
Die Leute vom Strand ſich her.

Sie finden Wein, und trunken
Tanzen ſie bald in die Rund':
Aber das Schiff liegt verſunken
Tief unten im Meeresgrund.

So ſei durch dich erheitert
Mein Sang, wohl noch ein Herz,
Wenn längſt im Sturm geſcheitert
Des Lebens Luſt und Schmerz.

Sie wiſſen, daß ich dich liebe.

Sie wiſſen, daß ich dich liebe,
Daß Liebe mein Herz genießt,
Doch niemand, der mich vertriebe,
Selbſt niemand, den es verdrießt.

Die Duldung, die man mir zeiget,
Vergelt ich, und duld' es ja gern,
Wenn wer ſich der Roſe neiget,
Oder aufſchaut zum Abendſtern.

Sterne, die vom Himmel fallen.

Sterne, die vom Himmel fallen,
Daß das Herz vor Luſt erſchrickt,
Schau'n zu tief ſie in die Sonne,
Daß ſie taumeln, dann vor Wonne
Ungeſchickt?

Zwei gefallne Sterne haben
Dir ins Antlitz ſich verſtrickt;
Möchten wieder heim gelangen,
Doch ſie haben ſich verfangen
Ungeſchickt.

Daß die Flucht nicht deinen Sternen
Nach der blauen Heimat glückt,
Wollt' ich ſie mit Küſſen hüten,
Doch ich traf der Lippen Blüten
Ungeſchickt.

Zürnend ſenkteſt du die Wimpern,
Haſt zu Boden ſtreng geblickt,
Doch die zarten, ſeelenvollen
Wimpern, Liebchen, ſind zum Schmollen
Ungeſchickt.

Schick' mich nicht aus deinem Zimmer,
Eh' dein Haupt mir freundlich nickt;
Ob auch ungeſchickt ich flehe,
Laß mich nur in deiner Nähe —
Ungeſchickt.

Dumpfe, sehnsuchtsschwere Lieder.

Dumpfe, sehnsuchtsschwere Lieder,
Sing' ich nun nicht mehr,
Will's wie Eulenspiegel machen
In der weltbekannten Mär.

Lust'ge Lieder will ich singen,
Da die Brust mir trüb und eng;
Aber weinen will ich, weinen,
Wenn ich dir am Herzen häng'.

Wirst du heiß, du Herz von Eisen.

Wirst du heiß, du Herz von Eisen,
O so komm, daß ich dich schmiede!
Mußt mich ein bißchen besser leiden
Mit jedem Liede!

O lehre mich die Welt verachten
Mit ihrem tödlichen Genusse!
Laß inniger nach dir mich schmachten
Mit jedem Kusse!

Die Liebeskraft nehm' ich zusammen,
Von dir nur spricht des Herzens Klopfen;
Dir glüht sein Blut in reinen Flammen
Mit jedem Tropfen!

Gib jeden Tag mir das Geleite,
Gib Tau, in dem mein Herz sich tauche:
Dann dankt es dir beim Heimwärtsschreiten
Mit jedem Hauche!

Feuer vom Himmel.

Feuer vom Himmel
Stahl einſt ein Halbgott,
Menſchengebilden
Seele zu leihn.

Feuer vom Himmel
Glüht uns im Herzen,
Frag' nur die Sage,
Himmliſches Lieb!

Und willſt du zürnen,
Daß vom geſtohlnen
Funken der Sinn mir
Diebiſch gelaunt?

Daß ich vom Antlitz,
Wo's in den Lippen
Lachend emporſprüht,
Feuer dir ſtahl?

Sieh! Wir erſehnen,
Sterbliche Menſchen,
Stets unſres Bildners
Göttlichen Raub:

Feuer vom Himmel!

Möcht' allein allen Schein.

Möcht' allein
Allen Schein
Alle Wärme
Alles Licht
Atmen dir vom Angeſicht;
Alle Luſt des Lebens auch
Trinken nur aus deinem Hauch:
In Tod und Leben
Ein Leib, ein Geiſt
Mit dir weben und ſchweben
So lang' im All die Erde kreiſt.

Blühst du in der Schönheit Zier.

Blühst du in der Schönheit Zier,
Wag' ich kaum den Wunsch zu dir
Zu erheben:
Still nur pocht das Herz in mir:
„Für dich leben!"

Aber wenn du leiden mußt
Fühl' ich stürmisch in der Brust
Pochend werben
Jeden Herzschlag um die Lust:
„Für dich sterben!"

Dichtergebet.

Zu Himmels Mächten
Hatt' ich gefleht
Mit einem echten
Dichtergebet:
„Wie sie auch dächten
Mein Los zu weben,
Mir nicht ins Leben
Zu reich zu flechten
Sonnige Tage,
Mir auch in Nächten
Seufzender Klage
Leiden zu geben,
Die mich erheben
Weil ich sie trage,
Indes ich zage
Wenn mich nur Fluten
Der Lust umgeben,
Nur Freudengluten
Dies Herz durchbeben."

Ach! Und die Hohen
Hörten mein Flehen,
Ließen dem Frohen
Schmerzen erstehen,
Flammende Lohen,
Die ihn verzehren,
Mächtig sich mehren;
Wonnen entflohen,
Leiden, ach lange
Zu brennen drohen,
Freudigem Klange
Wollen sie wehren,
Dem Freudeleeren
Soll nun die Schlange
Des Grames, die bange
Seele verheeren.

Und darf in Wehen
Mich nicht beschweren,
Da mir geschehen
Nur nach Begehren!

Deinem Sterne einen Gruß.

Deinem Sterne einen Gruß
Der so golden und blank,
Deinem Engel ein Lob!
Deinem Glück einen Dank!
Deinem Los ein Gebet!
Deinem Leben ein Heil!
Deinem Herzen die Lieb'
Und der Himmel dein Teil!

Willſt Vater du es weiſe lenken.

Willſt Vater du es weiſe alſo lenken,
Daß mir im Tod das müde Auge bricht,
So raube drüben mir das Angedenken
Von ihren Augen, ihrer Seele nicht.

Denn von der blauen Augen Glanz erzähle
Ich Wunderſagen deinen Engeln dort,
Und mit dem Angedenken ihrer Seele
Jag' ich den Teufel aus dem Weltall fort.

Da du den Kuß gegeben.

Da du den Kuß gegeben
Mir unterm Blütenbaum,
Zerrann mein ganzes Leben
Vor deinem Kuß — ein Traum.
Nun ich mit bangem Beben
Dir ferne wandeln muß,
Iſt all mein Sein und Weben
Ein Traum von deinem Kuß.

Ich erſehnt' ein Lied.

Ich erſehnt' ein Lied
Wie die Blume den Tau,
Wie Tränen lau
Ein Augenlid.
Und wie Tau ſo klar
Und wie Tränen ſacht
Bot das Lied ſich dar
Eh' ich's gedacht.

Einſamkeit.

Ich weil' in tiefer Einſamkeit,
Wo fern der Lärm der Welt verrauſcht,
Wo meinem Lied vergang'ner Zeit
Der träumeriſche Wald nur lauſcht.

Da wird Erinnerung wieder wach
An Bilder, die ich einſt geſchaut,
Verklung'ne Worte tönen nach
Und werden neu im Herzen laut.

Da nahſt auch du und lächelſt mild
Und redeſt Worte wie Geſang;
Ich grüße dich, du lieblich Bild!
Ich grüße dich mit Liederklang.

Und wenn mein Lied zur Ferne dringt,
Und wenn dein Hauch ihm Leben leiht,
O denke mein, der dir es ſingt
In tiefer ſtiller Einſamkeit.

Vom Himmelsgarten.

Es gibt im Himmel einen ſtillen Garten,
Den wollen wir getroſten Muts erwarten.

Was hier der Lieb an Zeit gebrach,
Im Himmelsgarten holt ſie's nach.

Was hier ſich nicht zuſammenfand,
Dort geht es traulich Hand in Hand.

Was hier von Trennung nur gewußt,
Dort ruht es ſelig Bruſt an Bruſt.

Manch holdes Wort, das ſtumm geblieben,
Wird oben laut und klingt wie: „Lieben"

Den Wunſch, der hier im Herzen ſtirbt,
Erfüllung, neu belebt, erwirbt.

Was du geglaubt, gehofft, geliebt,
Wie Luft und Licht dich dort umgibt.

Der Seufzer, der zum Himmel ſtieg,
Iſt dort ein Ton und tönet Sieg;

Die Träne, die du hier geweint,
Iſt dort ein Strom und glüht und ſcheint,

Und jede Blume, die dort blüht,
War Hauch in liebendem Gemüt.

O, laß uns ſchon hienieden warten
Der Blumen aus dem ſtillen Garten.

Mächt'ger Sänger iſt der Sturmwind.

Mächt'ger Sänger iſt der Sturmwind,
Denn der Wald iſt ſeine Harfe,
Ihre Saiten Föhrenwipfel,
Er ergießt im Wogenrauſchen
Die Akkorde ſeiner Seele:
Ziſchende Blitze,
Stürzende Tannen,
Berſtende Felſen,
Zerſchellende Schiffe,
Zeigen ihn klaſſiſch vollendet im Vortrag.

Mächt'ger Sänger iſt der Kriegsgott,
Denn die ſchwierigſten Paſſagen
Trillert er auf Kugelläufen,
Dann im tiefen Baß der Bomben
Zeigt er wunderbaren Umfang.
Wirbelnde Trommeln,
Jauchzendes Hurra,
Ächzende Krieger,
Wimmernde Roſſe
Sind ſeiner Skala ergreifendſte Töne.

Aber der kleine Leiermann Amor
Schlägt ſie doch beide im feurigen Wettkampf.
Immer auf ſeiner kleinen Leier
Dreht er das alte, das ewige Lied:
Seufzende Mädchen,
Bebende Herzen,
Nächtliche Ständchen
Und Hochzeitreigen
Singt er, und alles jubelt: da capo!

Zu eignen Weisen.

1845—1874.

An dem Seegeſtade düſter.

An dem Seegeſtade düſter
Steht der hohe Tannenbaum,
Lauſcht, verſenkt in tiefen Traum,
Melancholiſchem Geflüſter.

Da noch wirft die Sonn' im Sinken
Ihres letzten Strahls Gewalt
Auf ſein Haupt, daß goldumwallt
Alle ſeine Zweige blinken.

Liebe! So ums Haupt mir weben
Mögſt du deiner Glorie Pracht
Einmal nur, eh' ew'ge Nacht
Tief in Dunkel hüllt mein Leben.

Untreu.

Mein Lied iſt klein,
Braucht wenig Platz:
Ich nannte mein
Viellieben Schatz.

Ich ſing' es ſcheu
Und leiſe nur:
Er ſchwor mir Treu
Und brach den Schwur.

Auf immer flohn
Mich Glück und Fried':
Da habt ihr ſchon
Das End' vom Lied.

Veilchen.

Zu dem Duft, der da würzt die Lenzesluft,
Spend' ich Veilchen
Auch mein Teilchen.

Von dem Sang, der zum Blumenlob erklang,
Ward mir Veilchen
Auch manch Zeilchen.

Und im Grün, wenn die schönsten Blumen blühn,
Blüh' ich Veilchen
Auch ein Weilchen.

Wiegenlied.

Vöglein fliegt dem Nestchen zu,
Hat sich müd' geflogen;
Schifflein sucht im Hafen Ruh'
Vor den wankenden Wogen.

Sonne denkt nun auch, sie hätt'
Lang genug geschienen;
Legt sich in ihr Himmelbett
Mit den roten Gardinen.

Vöglein sitzt im warmen Nest,
Schifflein liegt im Hafen,
Sonne schläft schon tief und fest,
Auch mein Kind will schlafen.

Schmetterling.

Wer hat's doch durchſchauet,
Dem Schmetterling vertrauet,
Daß honigbetauet
Ein Blümchen du, mein Lieb?
Weil ſchmeichelnd er ſchwebet,
Um dich im Fluge webet
Und Honig erſtrebet,
Der flatternde Dieb!

O woll' ihn nicht haſchen!
Vergönn' im Flug, im raſchen,
Ihm flüchtiges Naſchen,
Er küßt dich ja nicht wund!
Dann prahlt wohl der Roſe
Zur eiferſücht'gen Roſe,
Wie ſüß es ſich koſe
An deinem roten Mund.

Und wenn er berauſchet
Dann Lieb' mit Lieb' vertauſchet,
Wo ſehnſuchtsvoll lauſchet
Manch Blümlein auf der Wieſ',
Dann mögeſt du's leiden,
Daß ich mich beſcheiden
Am Plätzchen mag weiden,
Das ſelig er verließ.

Nachts.

Nachts bin vom Traum
Schlaftrunken ich erwacht:
Wach war ich kaum,
Da hab' ich gleich an dich gedacht.
Die Lippe sprach
Ein wunderheimlich Wort
Dem Herzen nach,
Dann träumt' ich selig weiter fort.

Flieht einst auch dich
Treulos die süße Ruh',
Denk' auch an mich,
Sprich auch der Liebe Wörtlein du!
Sanft lockst du dann
Die Ruhe, die dich mied,
In Traumesbann
Wiegt dich aufs neu' der Liebe Lied.

Denkst du an mich?

Ein grünes Spinnchen gaukelte
Mir um die Schläfe luftig,
Und wiegte sich und schaukelte
Sich an dem Fädchen duftig:
Denkst du an mich?
O, denkst du an mich?

Ich hörte einen Ton so fein
Mir in den Ohren klingen,
Als tät' ein Elfenknab' im Hain
Der Ros' ein Ständchen bringen:
Denkst du an mich?
O, denkst du an mich?

O, ſpinn den Faden nur recht lang,
Du Glücksſpinn' um die Schläfe,
Ach wenn doch ſtets ſo ſüßer Klang
Ins bange Herz mir träfe:
O, denk' an mich!
O, denk' an mich!

Vater-Unſer.

Vater unſer, der du biſt im Himmel.

Des lauten Tages wirre Klänge ſchweigen,
Und all der Lärm und Drang verſchallt, verhallt;
Nun will ich, Vater, dir mich kindlich neigen,
Nun ſoll empor zu dir mein Flehen ſteigen,
Verleih den Tönen, die mein Mund dir lallt, Gewalt.

Gleich dem verlornen Sohn mein Herze zaget,
Dem reines Glück ſein Heimatparadies verhieß
Und der nun in der Fremde irrt und klaget,
An keine Pforte mehr zu pochen waget,
Weil überall den Fremdling man verließ, verſtieß.

Nun öffne, Vater, wieder ihm die Arme,
Daß jeder Schmerz, der es durchbebt, entſchwebt;
Daß es an deinem Segenshauch erwarme,
Daß es, geneſend von der Irrfahrt Harme,
In deiner Gnade Strahl ſich neu belebt, erhebt.

Geheiligt werde dein Name.

Die Sterne tönen ewig hohe Weisen
Im Wunderklang;
Und Wunderklang und hellen Psalmensang
Gabst du auch meiner Seele dich zu preisen.

Wenn deinen Blumen gleich die Seele blühte
Nur einen Tag,
Den einen Tag mit lichtem Flügelschlag
Schwebte sie auf im Strahle deiner Güte.

Doch mag der Leib im Staube auch verwehen,
Die Seele lebt;
Die Seele lebt, weil sie dein Geist umwebt,
Weil sie dich ahnte, kann sie nie vergehen.

Sie wird von Stern zu Stern empor sich schwingen
In Ewigkeit,
In Ewigkeit darf deiner Herrlichkeit,
Darf deiner Güte Preis und Lob sie singen.

Zu uns komme dein Reich.

Das sind goldne Himmelspfade,
Die du Gott herniedersteigst,
Wenn du dich in Mild' und Gnade
Einem reinen Herzen neigst.
Das dir eine Krone weiht
Und ein Reich, darin du wohnest,
Einen Thron, darauf du thronest,
Recht in Himmelsherrlichkeit.

Ach, mein Herz ist voller Fehle,
Findest keine Krone dort:
Doch gesund wird meine Seele,
Sprichst du nur ein einzig Wort.
Gott der Milde, Gott der Gnade,
Schaff in mir ein reines Herz,
Komm, ach, komme niederwärts,
Komm auf goldnem Himmelspfade!

Dein Wille geſchehe.

Segne, Herz, den Freudentag,
Den der Herr dir ſpende,
Daß er's fröhlich wende
Dank' ohn' Ende
Jubelnd ihm dein Schlag.

Aber Heil der Schmerzensnacht!
Traue Gottes Wegen,
Da du wach gelegen,
Hat ſein Segen
Treu mit dir gewacht.

Folgt auch, wie die Nacht dem Tag,
Dir auf Wonne Leiden,
Der da ſchuf die beiden
Wird entſcheiden,
Wie dir's frommen mag.

Unſer täglich Brot gib uns heute.

Der du im Feld die Vöglein nährſt,
Und Speiſe mir und Trank gewährſt,
Dir dank' ich, daß du mein gedenkſt,
Mir deines Segens Fülle ſchenkſt.

Doch leb' ich nicht von Brot allein,
Drum mögſt du, Herr, ſtets mit mir ſein,
Weil jedes Wort der Seele frommt,
Das aus dem Munde Gottes kommt.

Und Speiſe, die mein Geiſt begehrt,
Sei mir im Tode noch gewährt:
Daß Liebe einſt ein Kreuz mir ſetzt,
Und es mit Herzenstränen netzt.

Vergib uns unſre Schuld.

Nachts, wenn ſich Sturmwind wild erhebt
Und Reue dir im Innern wacht,
Dann bebt dein Herz in dunkler Nacht
So ſchmerzlich, wie's noch nie gebebt.

Du ringſt in tiefſter Bruſt verzagt
Umſonſt nach Troſt, umſonſt nach Licht,
Weil durch den Sturm noch lauter ſpricht
Dein eigen Herz, das dich verklagt.

Doch, ob der Sturm auch ſchweigen mag
Und laue Luft dich lind umſpült,
Wenn tiefe Reu' die Seele fühlt,
Bebt ſie im Sturm an ruh'gem Tag.

Dann preiſen Vöglein Gottes Huld
Und ſingen hell zu ihm empor,
Dir aber dröhnt ihr Sang ins Ohr
Wie herbe Klag' um deine Schuld.

Alſo auch wir vergeben unſern Schuldigern.

Nun laſſe ganz der Seele Flug
Zu dir, o Herr, mich heben:
Lehre mich Feindes Schuld und Trug
Vergeben.

Nicht ſoll des Haſſes trüber Wahn
Mir Sinn und Geiſt umweben,
Ich will, o Herr, wie du getan:
Vergeben.

Tönt einſt dein Richterruf herab
Zu ew'gem Tod und Leben,
Mögſt du auch mir, weil ich vergab,
Vergeben.

Führe uns nicht in Verſuchung.

Als du auf Erden, Herr, geweilt,
Haſt alle Kranken du geheilt;
Von jedem Weh Erlöſung fand,
Wen du berührt mit deiner Hand,
Geſtreift mit deines Kleides Rand.
Der Blinde ſehend vor dir ſtund,
Der Stumme tat's dem Tauben kund,
Du heilteſt alles, was da wund;
Und zu dem Toten ſprach dein Mund:
„Steh auf und wandle!“

Herr! Meine Seele liegt im Staub,
Iſt krank und blind und ſtumm und taub;
Sprießt auch ein Quell, der Heilung ſchafft,
Ihn zu erreichen fehlt's an Kraft:
O, wär' ich frei aus Sündenhaft,
O, dürft ich ſchau'n dein Angeſicht,
Darum das goldne Himmelslicht
Viel ſtrahlenhelle Glorien flicht,
Und hören, wie dein Mund mir ſpricht:
„Steh auf und wandle!“

Erlöſe uns vom Übel.

Heil'ge Liebe, flammend Herz,
Wolle ganz die Welt durchdringen,
Daß die Seelen allerwärts
Liebeglühend ſich umſchlingen.
Vater, der den Sohn geſandt,
Daß ein Weg zum Heil uns bliebe,
Rett' uns aus des Böſen Hand
Durch die Liebe.

Heil'ger Glauben, Kreuzesbild,
Leit' uns feſt durch Lebensſtürme,
Ob auch drohend ſich und wild
Woge rings auf Woge türme.
Sohn, durch den wir Gott erkannt,
Laß uns dieſen Hort nicht rauben,
Rett' uns aus des Böſen Hand
Durch den Glauben.

Heil'ge Hoffnung, Anker du,
Senke tief dich in die Herzen,
Gib im Kampf uns ſüße Ruh'
Und in Wonnen wandle Schmerzen.
Geiſt des Troſtes, unverwandt
Zeige uns den Himmel offen,
Rett' uns aus des Böſen Hand
Durch das Hoffen.

Trauer und Troſt.

Trauer.

Ich wandle einſam,
Mein Weg iſt lang;
Zum Himmel ſchau' ich
Hinauf ſo bang.

Kein Stern von Oben
Blickt niederwärts,
Glanzlos der Himmel,
Dunkel mein Herz.

Mein Herz und der Himmel
Hat gleiche Not,
Sein Glanz iſt erloſchen,
Mein Lieb iſt tot.

Angedenken.

Von ſtillem Ort,
Von kühler Statt
Nahm ich mit fort
Ein Efeublatt.

Ein Requiem
Tönt leis und matt,
So oft ich nehm'
Zur Hand das Blatt.

Wenn aller Schmerz
Geendet hat,
Legt mir aufs Herz
Das Efeublatt.

Ein Ton.

Mir klingt ein Ton ſo wunderbar
In Herz und Sinnen immerdar.
Iſt es der Hauch, der dir entſchwebt,
Als einmal noch dein Mund gebebt?
Iſt es des Glöckleins trüber Klang,
Der dir gefolgt den Weg entlang?
Mir klingt der Ton ſo voll und rein,
Als ſchlöß' er deine Seele ein.
Als ſtiegeſt liebend nieder du
Und ſängeſt meinen Schmerz in Ruh'.

An den Traum.

Öffne mir die goldne Pforte,
Traum, zu deinem Wunderhain,
Was mir blühte und verdorrte
Laß mir blühend neu gedeihn.
Zeige mir die heil'gen Orte
Meiner Wonne, meiner Pein,
Laß mich lauſchen holdem Worte,
Liebesſtrahlen ſaugen ein.
Öffne mir die goldne Pforte,
Traum, o laß mich glücklich ſein!

Treue.

Dein Gedenken lebt in Liedern fort;
Lieder, die der tiefſten Bruſt entwallen,
Sagen mir: du lebſt in ihnen allen,
Und gewiß, die Lieder halten Wort.

Dein Gedenken blüht in Tränen fort:
Tränen, aus des Herzens Heiligtume
Nähren tauend der Erinn'rung Blume,
In dem Tau blüht dein Gedenken fort.

Dein Gedenken lebt in Träumen fort;
Träume, die dein Bild verklärt mir zeigen,
Sagen: daß du ewig biſt mein eigen,
Und gewiß, die Träume halten Wort.

Troſt.

Der Glückes Fülle mir verliehn
  Und Hochgeſang,
Nun auch in Schmerzen preiſ' ich ihn
  Mein Leben lang.
Mir ſei ein ſichres Himmelspfand,
  Was ich verlor;
Mich führt der Schmerz an ſtarker Hand
  Zu ihm empor.
Wenn ich in Wonnen bang beklagt,
  Den Flug der Zeit,
In Schmerzen hat mir hell getagt
  Unſterblichkeit.

Liebeslieder.

In Luſt und Schmerzen.

In Luſt und Schmerzen, in Kampf und Ruh'
Steht eins feſt im Herzen: und das biſt du.

Das ſind deine Augen, das iſt dein Mund,
Das iſt deiner Seele tiefſinnerſter Grund,

Das iſt deine Liebe, ſie winkt mir zu,
In Luſt und Leiden, in Kampf und Ruh'.

Gott, der die Welten im Herzen trägt,
Hat mir ins Herz deine Liebe gelegt.

Gott hielt die Welt eines Heilands wert,
Er hat auch mir deine Liebe beſchert.

Und ob die Welt uns zu trennen meint,
Wir ſind in Gott treuinnig vereint.

Komm, wir wandeln zuſammen im Mondſchein.

Komm, wir wandeln zuſammen im Mondſchein!
So zaub'riſch glänzt jedes Blatt!
Vielleicht ſteht auf einem geſchrieben,
Wie lieb mein Herz dich hat.

Komm, wir wandeln zuſammen im Mondſchein!
Der Mond ſtrahlt aus Wellen bewegt:
Vielleicht daß du ahneſt, wie ſelig
Mein Herz dein Bildnis hegt.

Komm, wir wandeln zuſammen im Mondſchein!
Der Mond will ein königlich Kleid
Aus goldenen Strahlen dir weben,
Daß du wandelſt in Herrlichkeit.

Möcht' im Walde mit dir gehn.

Möcht' im Walde mit dir gehn,
Wo im Laub ſich Vöglein wiegen;
Möcht' im Walde mit dir gehn,
Denn der Wald iſt ſo verſchwiegen!

Wo der Lärm der Stadt verhallt,
Blühn ſo ſchön die wilden Roſen!
So verſchwiegen iſt der Wald!
So geheim der Quelle Koſen!

Dicht gedrängt am vollen Strauch
Blüten ſich an Blüten ſchmiegen,
An den Stamm der Efeu auch —
Und der Wald iſt ſo verſchwiegen!

Wo das Reh entflieht alsbald,
Hört's ein Rauſchen in den Zweigen,
So verſchwiegen iſt der Wald!
So beredſam iſt ſein Schweigen!

Wenn mein Lied zu Ende geht,
Sing' ich's weiter in Gedanken:
Wie's im Wald verſchwiegen weht,
Wie die Roſen ſich umranken!

Weihnachtslieder.

Christbaum.

Wie schön geschmückt der festliche Raum!
Die Lichter funkeln am Weihnachtsbaum!
O fröhliche Zeit! o seliger Traum!

Die Mutter sitzt in der Kinder Kreis;
Nun schweiget alles auf ihr Geheiß:
Sie singet des Christkind's Lob und Preis.

Und rings, vom Weihnachtsbaum erhellt,
Ist schön in Bildern aufgestellt
Des heiligen Buches Palmenwelt.

Die Kinder schauen der Bilder Pracht,
Und haben wohl des Singens acht,
Das tönt so süß in der Weihenacht!

O glücklicher Kreis im festlichen Raum!
O goldne Lichter am Weihnachtsbaum!
O fröhliche Zeit! o seliger Traum!

Die Hirten.

Hirten wachen im Feld;
Nacht ist rings auf der Welt;
Wach sind die Hirten alleine
Im Haine.

Und ein Engel so licht
Grüßet die Hirten und spricht:
„Christ, das Heil aller Frommen,
Ist kommen!"

Engel ſingen umher:
„Gott im Himmel ſei Ehr'!
Und den Menſchen hienieden
Sei Frieden!“

Eilen die Hirten fort,
Eilen zum heil'gen Ort,
Beten an in den Windlein
Das Kindlein.

Die Könige.

Drei Kön'ge wandern aus Morgenland:
Ein Sternlein führt ſie zum Jordanſtrand.
In Juda fragen und forſchen die drei,
Wo der neugeborene König ſei?
Sie wollen Weihrauch, Myrrhen und Gold
Dem Kinde ſpenden zum Opferſold.

Und hell erglänzet des Sternes Schein;
Zum Stalle gehen die Kön'ge ein;
Das Knäblein ſchau'n ſie wonniglich,
Anbetend neigen die Kön'ge ſich:
Sie bringen Weihrauch, Myrrhen und Gold
Zum Opfer dar dem Knäblein hold.

O Menſchenkind! halte treulich Schritt!
Die Kön'ge wandern, o wandre mit!
Der Stern der Liebe, der Gnade Stern
Erhelle dein Ziel, ſo du ſuchſt den Herrn,
Und fehlen Weihrauch, Myrrhen und Gold,
Schenke dein Herz dem Knäblein hold!

Simeon.

Das Knäblein nach acht Tagen
Ward gen Jeruſalem
Zum Gotteshaus getragen
Vom Stall in Bethlehem.

Da kommt ein Greis geſchritten,
Der fromme Simeon,
Er nimmt in Tempels Mitten
Vom Mutterarm den Sohn;

Vom Angeſicht des Alten
Ein Strahl der Freude bricht,
Er preiſet Gottes Walten
Weisſagungsvoll und ſpricht:

„Nun läſſeſt du in Frieden,
Herr, deinen Diener gehn,
Da du mir noch beſchieden
Den Heiland anzuſehn,

Den du der Welt geſendet,
Daß er dem Heidentum
Des Lichtes Helle ſpendet
Zu deines Volkes Ruhm!“

Mit froh erſtaunten Sinnen
Vernimmt's der Eltern Paar,
Dann tragen ſie von hinnen
Das Knäblein wunderbar.

Chriſtus der Kinderfreund.

Das zarte Knäblein ward ein Mann,
Erlöſt uns aus der Sünde Bann;
Doch neigt' er freundlich immerdar
Und liebend ſich zur Kinderſchar.
Habt ihr den Ruf des Herrn vernommen,
Des Heilands Stimme mild und weich?
„Laſſet die Kleinen zu mir kommen,
Denn ihrer iſt das Himmelreich!"

Mich aber mahnt die Weihnachtzeit
An Träume der Vergangenheit;
Erinn'rungsodem hauchet mild
Den Schleier von der Kindheit Bild;
Da Lichter hell am Baum erglommen,
Iſt mir, als würd' ich Kindern gleich,
Als dürft' ich mit euch Kleinen kommen
Zu teilen euer Himmelreich.

Chriſtkind.

Das einſt ein Kind auf Erden war,
Chriſtkindlein, kommt noch jedes Jahr.

Kommet vom hohen Sternenzelt,
Freut und beglücket alle Welt!

Mit Kindern feiert's froh den Tag,
Wo Chriſtkind in der Krippe lag;

Den Chriſtbaum zündet's überall,
Weckt Orgelklang und Glockenſchall.

Chriſtkindlein kommt zu arm und reich,
Die Guten ſind ihm alle gleich.

Danket ihm denn und grüßt es fein,
Auch euch beglückte Chriſtkindlein!

An Bertha.

Im tiefſten Herzen glüht mir eine Wunde.

Im tiefſten Herzen glüht mir eine Wunde,
Aus der ein Quell ſich heißen Bluts ergießt,
Und eine Roſe blüht im Herzensgrunde,
Die in dem Blute wie im Taue ſprießt.
Ob auch die Roſe Blatt um Blatt zerſtiebe,
Die Wunde deckend wie ein ſtilles Grab,
Noch überm Grabe weht ein Hauch der Liebe,
Die mir die Wunde und die Roſe gab.

Sei mein!

Tief im Gemüt
Mir Liebe glüht,
Und wem ſie blüht
Sollſt du ſein,
Sollſt all mein Drang
Die Tage lang,
Mein Nachtgeſang
Zur Ruh' ſein.

Wär' Glück mir hold,
All Gut und Gold,
Das deine ſollt'
Im Nu ſein:
Doch höchſtes Gut,
Mein Luſt und Mut,
Mein Herzensblut
Sollſt du ſein!

Sollſt bis zum Tod
Mein Himmelsbrot,
Mein Wein ſo rot
Dazu ſein.
O komm und bleib,
Mein Lieb, mein Weib,
Mein Seel' und Leib
Sollſt du ſein!

Wie lieb ich dich hab'.

Und ſängen die Vögel dir laut meine Lieb',
Ein Wörtchen doch heimlich im Herzen noch blieb.

Und könnt' ich mit Perlen umhüllen dich ganz,
Sie könnten's nicht ſagen mit all ihrem Glanz.

Und ſtreuten's die Roſen an Duft vor dich hin,
Sie wüßten's doch halb nur, wie gut ich dir bin.

Und rauſchten's die Quellen, und brauſt es der Wind,
Und fänden das Wort ſie, das nimmer ich find':

Ja, ſängen's die Sterne vom Himmel herab,
Sie könnten's nicht ſingen, wie lieb ich dich hab'!

In der Ferne.

Die Blümlein auf der Heide
Sie blühen mir zum Leide,
Der dich verlaſſen mußt.
Nur wenn vereint wir beide
Uns ruhen Bruſt an Bruſt,
Dann blühen mir zur Luſt
Die Blümlein auf der Heide.

Die Vögelein im Hage,
Sie ſingen lauter Klage,
Weil du, mein Lieb, nicht hie;
Doch eine Wunderſage,
Wenn Gott dich mir verlieh,
Voll Jubel ſingen ſie,
Die Vöglein in dem Hage.

Die Stern' auf Himmelswegen
Führ'n Lieb' der Lieb' entgegen,
Dann, Heideblümelein,
Dann blüht ihr mir zum Segen,
Dann, Vöglein ſtimmet ein,
Daß ſtrahlend ſchauen drein
Die Stern' auf Himmelswegen.

Dein Bildnis.

Halb Dämmerſchein, halb Kerzenlicht
Sich um dein liebes Bildnis flicht:

Da fallen mir Gedanken ein,
Halb Kerzenlicht, halb Dämmerſchein:

Halb Dämmerſchein, o Küſſenszeit!
Halb Kerzenlicht, o Brautgeleit!

Es kommt die Zeit, o zage nicht,
Daß uns der Wonne Kranz umflicht,

Wo heimlich traut uns hüllet ein —
Halb Kerzenlicht, halb Dämmerſchein!

Brautlieder.

Ein Myrtenreis.

Im meinem Herzen regte
Der Liebe Wunſch ſich leis,
Da pflanzt' ich ein und pflegte
Ein zartes Myrtenreis.

In Leid und Luſt erglühte
Der Liebe Flamme heiß,
Da wuchs empor und blühte
Mein zartes Myrtenreis.

Und nun mein Herz errungen
Der Liebe reichſten Preis,
Hat ſich zum Kranz verſchlungen
Mein zartes Myrtenreis.

Der Liebe Lohn.

Süß tönt Gesanges Hauch,
Wenn alles ruht,
Süß tönt das Rieseln auch
Perlender Flut,
Süß tönet Glockenklang
Von ferner Berge Hang,
Und noch viel schönren Schall
Singet die Nachtigall
Ins Blütenall:
Aber der schönste Ton
War meiner Liebe Lohn,
Da du mich fest umschlangst,
Lieblich ins Ohr mir sangst
Wonnigen Laut:
„Sei meine Braut!“

Schön ist der Blume Glanz,
Schillernd im Tau,
Schön ist der Sternenkranz
Himmlischer Au,
Schön ist des Mondes Licht,
Das sich an Wogen bricht,
Und noch viel hell're Pracht
Wecket nach tiefer Nacht
Der Sonne Macht:
Aber am hellsten tagt,
Was mir dein Auge sagt,
Daß du dein Herz mir weihst,
Seliges Glück verleihst,
Alles mir gibst:
Daß du mich liebst!

Vorabend.

Nun, Liebſter, geh, nun ſcheide,
Die letzte Trennung leide,
Die noch uns trennet beide;
Nun laß uns ruh'n und träumen,
Daß wir keine Stunde verſäumen,
Die morgen kommen mag,
Nun, Liebſter, geh, nun ſcheide,
Morgen iſt auch noch ein Tag!

Nun, Liebſter, geh, nun ſcheide,
Bis wir im Feierkleide
Uns wiederſehen beide;
Bis uns für immer einet
Das Licht, das morgen ſcheinet,
Der ſchönſten Stunde Schlag!
Nun, Liebſter, geh, nun ſcheide,
Morgen iſt auch noch ein Tag!

Am Morgen.

Die Nacht vergeht
Nach ſüßer Ruh'.
Hör' mein Gebet,
Allmächt'ger du!

Der du dein Bild,
Den Menſchen, ſchufſt,
Die Gattin mild
Ans Herz ihm rufſt,

O laß den Trieb
Der Liebe mein
Der ew'gen Lieb'
Ein Abbild ſein;

Daß jeder Tag
Mit ihm vereint
Mir ſcheinen mag,
Wie dieſer ſcheint,

Bis Liebe geht
Dem Himmel zu.
Hör' mein Gebet,
Allmächt'ger du!

Aus dem hohen Lied.

Mein Freund iſt mein und ich bin ſein!
Den meine Seele liebt, ich fand ihn nun;
Es darf mein Haupt auf ſeiner Linken ruh'n,
Und ſeine Rechte hegt mich koſend ein.

Mein Freund iſt mein und ich bin ſein!
Ich zwang ſein Herz, daß er mich lieben muß.
Er küſſe mich mit ſeines Mundes Kuß,
Denn ſeine Lieb' iſt lieblicher als Wein.

Mein Freund iſt mein und ich bin ſein!
Stark iſt die Lieb', iſt mächtig wie der Tod,
Ein Gottesſtrahl, dem kein Erlöſchen droht,
Dem Gottesſtrahl will unſer Herz ſich weihn!

Märchenwunder.

Nun laß mich träumen, laß mich ſchwärmen,
Mich ruhen ſtill an deiner Bruſt,
Voll ſüßem Bangen, bittrem Härmen,
Ach und unendlich hoher Luſt.

O laß mich ſinnend noch gedenken
Der ſehnſuchtsvollen Hoffnungszeit,
Erinn'rung, laß die Flügel ſenken
Still über meine Seligkeit!

Ich träumte in der Kindheit Tagen
Das Märchen, das ſich heut' begibt;
Zur Wahrheit werden Wunderſagen,
Wenn ſich zwei Herzen treu geliebt.

Und gleich' ich nicht dem Königskinde,
Das überdacht von Roſen ſchlief,
Bis eine Stimme, ſüß und linde,
Zum Leben es aus Träumen rief?

Und dann ein freudiges Bewegen,
Und Feſtgeläut und Kuß auf Kuß,
Und langer Jahre Glück und Segen;
Das iſt des Märchens ſchöner Schluß.

Rheiniſche Lieder.

In die Ferne.

Mit hellem Sang und Harfenſpiel
Möcht ich die Welt durchreiſen,
Und wo's am beſten mir gefiel',
Da ſäng' ich meine Weiſen.

Dann zög' ich vor dein Haus am Rhein,
Die Saiten laut zu ſchlagen,
Und ſänge von der Liebe mein
Und Frühlingswunderſagen.

Wenn Rheinesluft mein Herz verſpürt,
Dann ſing' ich hell und weidlich,
Du lauſchteſt wohl und ſprächſt gerührt:
„Der Harfner ſingt ganz leidlich!"

Man reichte mir die Gabe hin,
Ich aber ſänge wieder:
„Ei, weißt du noch nicht, wer ich bin
Und kennſt nicht meine Lieder?

Und wär' mein Singen Seraphſang,
Und gäbſt du goldne Kronen,
Was da vor deiner Tür erklang
Das kann nur Liebe lohnen."

Und jubelnd ließ ich dann am Rhein
Mein Herz an deinem ſchlagen,
Und ſänge von der Liebe mein
Und Frühlingswunderſagen.

Botſchaft.

Liebendes Wort,
Dich ſend' ich fort!
Suche dir dort
Am Rheinesſtrande,
Suche dir dort
Den ſchönſten Ort.

Liebender Sang
Töne nicht bang!
Dir zum Empfang
Am Rheinesſtrande,
Dir zum Empfang
Tönt ſüßer Klang!

Liebender Mut,
Der nimmer ruht,
Kühl' in der Flut
Am Rheinesſtrande,
Kühl' in der Flut
Der Sehnſucht Glut!

Liebender Bruſt
Werde bewußt,
Wie jede Luſt
Am Rheinesſtrande,
Wie jede Luſt
Ich miſſen mußt'.

Liebender Sinn,
Wo ich auch bin,
Fliege mit hin
Zum Rheinesſtrande,
Fliege mit hin,
Ihr Herz gewinn!

Liebendem Drang,
Folg' ich ſo lang,
Bis ich errang
Am Rheinesſtrande,
Bis ich errang
Dein Ziel, mein Sang!

Am Rheine.

O Luſt am Rheine,
Am heimiſchen Strande!
Im ſonnigen Scheine
Erglühen die Lande,
Es lachen die Haine,
Die Felſengeſteine
Im Strahlengewande,
Am heimiſchen Strande,
Am wogenden Rheine!

O Luſt am Rheine!
O traute Genoſſen,
Die gerne im Weine
Die Herzen ergoſſen,
In froher Gemeine
Im Freundesvereine,
Mich liebend umſchloſſen,
O traute Genoſſen!
O Luſt am Rheine!

O Luſt am Rheine!
O wonnige Frauen!
Wie Perlen im Schreine,
Wie Blumen auf Auen!
Und eine iſt meine,
Und ſchöner iſt keine,
Nicht eine, zu ſchauen;
O Krone der Frauen!
O Luſt am Rheine!

Gedenken.

Kehr' ich zum heimiſchen Rhein,
Lacht mir ſo hold
Leuchtendes Gold,
Dein Gold, rheiniſcher Wein!

Kehr' ich zum heimiſchen Rhein,
Augen ſo licht
Fehlen da nicht;
Sternhell glänzet ihr Schein.

Kehr' ich zum heimiſchen Rhein,
Wecket ſein Lauf
Lieder mir auf,
Drinnen im Herzensſchrein.

Und ſo gedenke du mein!
Weil ja mein Sang
Dir auch erklang,
Mägdlein, Blume am Rhein!

Chorlieder.

Freund Hein.

O Welt, ich ſag' dir gern ade,
So reich an Luſt, ſo voll von Weh:
Ade, mich lockt aus dir hinaus
Ein ſtiller Freund, ein friedlich Haus.

Dem Tod hab' ich ins Aug' geſchaut
Da ward ſein Blick mir ſo vertraut,
Ihm folg' ich gern und rufſt du mir
Dann, Gott, führt mich ein Freund zu dir.

Und deckt mich dunkel Moos und Stein,
Ich lieg' als wie im Sonnenſchein,
Ich ſchlaf' ſo ſtill, ich ruh' ſo warm
Mich wiegt ein Freund, der Tod, im Arm.

Blaue Augen.

Weh, daß ich mußte ſchauen
Dein Auge wonnig blau!
Gram fühl' ich nun und Grauen,
Wo ich dein Aug' nicht ſchau.
Darf ich's nicht ewig ſehn,
Macht Leid mein Herz vergehn.

O ſtrahle ſelig helle,
Du Aug', du Himmel mein,
Da taucht, ein Vöglein, ſchnelle
Mein Sehnen ſich hinein.
Da atmet's Lab' und Licht,
O ſchließ den Himmel nicht!

Euch trägt, ihr frommen Seelen,
Zum Himmel hoch der Flug,
Euch kann da nichts mehr fehlen,
Doch mir iſt's nicht genug.
Ach! daß ich ſelig ſei,
Braucht es der Himmel zwei.

Bußlied.

Warum verbirgſt du vor mir dein Antlitz,
Warum haſt du meine Seele verſtoßen?
Mein Gott, mein Heiland, wie hab' ich Tag und Nacht
Die heißeſten Tränen der Reue vergoſſen!
Mich hält wie gefangen mein Leid, mein Klagen,
Kein Stern erlöſend im Dunkel will tagen.
Öde, dem Grab gleich, umgibt das Herz mir,
Ein Schmerzensabgrund, der kalt mich umſchauert:
Wie zu den Toten haſt, Herr, du mich gelegt,
Daß hoffenslos, troſtlos die Seele mir trauert.
Wenn du, Herr, mir ſchweigeſt, welch ſchaurig Schweigen!
Wann meinem Flehen wirſt, o Gott, du dich neigen?

An Babels Waſſerflüſſen.

Stromflut dahin rauſcht durch Babels Gefilde:
Herzblut, ſo brichſt du in Tränen hervor!
Zion, du ſtrahlſt hell in qualvolle Träume,
Da doch dein Volk dich auf ewig verlor!
Dir grünt der Ölbaum, kühl weht dir die Palme noch,
Uns brach das Herz, blühet nie mehr empor.
Schmachvoll bedrängt uns der Ruf unſres Feindes:
„Singt uns von Zion!“ ſo heiſcht ſein Gebot:
Doch Weh, mein Volk, dir unendlich Wehe,
Sängſt du des Herrn Lied dem Feind, der dir droht!
Einmal zuletzt nur beim Heimgang ertön' einſt
Zion, Zion, dein Lied noch im Tod.

Jerusalem.

Heil und Freude ward mir verheißen,
Eingehn werd' ich zum Haus des Herrn:
Deine Schwelle soll ich begrüßen,
Deinen Tempel, Jerusalem!
Hoch und herrlich bist du erbauet,
Alle Völker wandern zu dir,
Gottes Namen hörst du verkünden,
Hörst ihn preisen, Jerusalem!
Frieden herrsche in deinen Mauern,
Heil den Hütten, den Hallen Heil!
Heil den Herzen, die voll von Liebe
Treu dir schlagen, Jerusalem!

Zu den Bergen hebet sich ein Augenpaar.

Zu den Bergen hebet
Sich ein Augenpaar,
Von den Bergen schwebet
Hilfe wunderbar.
Meine Hilfe kommt vom Herrn,
Der da Sonne, Mond und Stern,
Himmel und Erde gemacht hat.

Jeden meiner Schritte
Hält der Herr in Hut,
Schützt bei Tages Mitte
Mich vor Sonnenglut,
Und des Nachts bei Sternenschein
Schlummre, Herz, nur sicher ein,
Der dich behütet, er schläft nicht.

Schütz in deiner Güte
Vor Gefahren mich,
Meine Seele hüte
Du, Herr, ewiglich!
Sei mir gnädig allezeit
Bis in alle Ewigkeit,
Herr, gib doch Frieden meiner Seele!

Pilger auf Erden.*

Pilger auf Erden,
So raste am Ziele,
Hier labe dich Frieden
Nach langer Fahrt.
Was auch dein Herzweh,
Was auch dein Leid war,
Heilenden Balsam
Gab dir der Tod.
Pilger auf Erden,
Vom Wandern ermattet,
Nun ruhe im Schoße der Erde aus.

Pilger auf Sternen,
Unsterbliche Seele,
Du schwebest zum Himmel
Auf goldnem Pfad.
Badest im Glanzmeer
Göttlicher Klarheit,
Nur, was dem Staub war
Gabst du dem Staub.
Pilger auf Sternen
Die Träne der Sehnsucht
Geleite zur ewigen Heimat dich.

* Zu einer Melodie von Franz Schubert.

Maria.

1855.

Ave Maria.

Lenz iſt gekommen
Duftig und reich;
Lieb' iſt erglommen
Mit ihm zugleich.
Ave Maria!

Blüten, ihr ſüßen!
Seid ihr erwacht?
Helft mir, ſie grüßen,
Duftet und lacht:
Ave Maria!

Helft mir, ſie preiſen,
Vögel im Hain,
Miſcht eure Weiſen
Grüßend mit ein:
Ave Maria!

Schmetterling, gelber!
Flieg ihr vorbei,
Sag' es ihr ſelber,
Wie ſchön ſie ſei!
Ave Maria!

Bächlein! dein Rauſchen
Durch das Gefild
Wird ſie belauſchen;
Grüße ſie mild:
Ave Maria!

Sterne ſo golden!
Leuchtende Schar!
Bringet der Holden
Huldigung dar!
Ave Maria!

Heilige Töne
Herz, haſt auch du!
Grüße die Schöne,
Ruf es ihr zu:
Ave Maria!

Eh' ich dich ſah.

Eh' ich dich ſah,
Hab' ich dein Bild ſchon freundlich gehegt,
Vertraulich Geſpräch mit dir gepflegt,
War ſchon zu deinen Gunſten bewegt,
Eh' ich dich ſah.

Als ich dich ſah,
Wie du ſo inniglich froh gelaunt,
Mir hat mein Innerſtes erſtaunt
Viel holde Lieder zugeraunt,
Als ich dich ſah.

Seit ich dich ſah,
Wohl jeder Tag wie ſonſt vergeht,
Nur daß, von Liebeshauch umweht,
Dein Name mir im Herzen ſteht,
Seit ich dich ſah.

Wenn Liebe zu mir dich beweget.

Wenn Liebe zu mir dich beweget
Die Meine zu ſein,
Glaub' ich, daß Gott es geleget
Dir ins Herz hinein.
So drum mein Herz ſich noch reget
Solang die Seele heget
Des Leibes Schrein:
Die Güte des Herrn will ich preiſen,
Will hochaufjtönende Weiſen
Und Lieder ihm weih'n.

Das kann ich nicht ſagen und ſingen,
Was Gott an mir tut,
Läßt er dein Herz mich erringen;
Seele, Leib und Blut
Möcht' ich zum Opfer bringen,
Zu ihm empor mich ſchwingen
Voll Andachtglut.
Nun wollt' ich mit Freuden ſterben,
Ich müßte den Himmel erwerben,
Nun hätt' ich den Mut.

Der Ewigkeit hatt' ich mit Beben,
Mit Grauen gedacht,
Nicht hofft' ich einſt zu entſchweben
Dunkler Todesnacht.
Da wollte Gott mich erheben,
Zu denken ein ewiges Leben
Gab Liebe Macht:
Denn Liebe wird nimmer zu nichte,
Sie bleibet im himmliſchen Lichte
Allewig entfacht.

Die Oſterzeit hat mir geſpendet,
In Finſternis dicht,
Glühenden Strahl, der mich blendet
Herr, wie dein Geſicht.
Jegliches Leid iſt geendet,
Liebe hat Gott mir geſendet;
Nun zag' ich nicht!
Nun preiſt ſeine Wunder mein Glaube,
Er hob mich ja mit vom Staube
Zur Liebe, zum Licht.

Welch verborgner Sinn.

Welch verborgner Sinn,
Sage, liegt darin,
Daß im Lenzbeginn
Wir zuerst uns sehen?
Uns entgegengehen,
Da der Winter wich,
Vor dem Frühling sich
Von dannen schlich?

Daß am ersten Tag,
Wo der Finkenschlag
Tönte durch den Hag,
Wir zuerst uns nahen?
Ersten Gruß empfahen,
Da die Erde kaum
Weckte Busch und Baum
Vom Wintertraum?

Welch verborgner Sinn,
Sage, liegt darin?
Brächt' es uns Gewinn,
Dies Entgegenkommen,
Da der Lenz entglommen,
Da die Welt erwacht,
Aller Blütenpracht
Entgegenlacht?

Dürft' ich zeigen, dürft' ich sagen.

Dürft' ich zeigen,
Dürft' ich sagen, wie ich's mein',
Wär' dies Lied zu klein;
Doch zum Schweigen
Mag es eigen,
Mag's genügend sein.
Aber wie ein Schrein
Hüllt es Schätze ein,
Einen ganzen Liederreigen,
Der zum Himmel möchte steigen,
Vor der Liebe Glorienschein
Sich anbetend zu verneigen:
Eines Herzens Wonn' und Pein
Hüllt in Schweigen
Dieses Lied bescheiden ein.

Wenn deine Huld.

Wenn deine Huld
Mein Herz gefangen,
Du trägſt nicht ſchuld,
Haſt nichts begangen.

Wenn du mir haſt
Die Hand gedrücket,
Fällt dir's zur Laſt,
Daß mich's berücket?

Ließ ſüßes Gift
Dein Hauch mich nippen,
Kein Tadel trifft
Drum deine Lippen.

Wenn inniglich
Mein Herz verzaget,
Wer iſt, der dich
Zu tadeln waget?

Der Falter warf
Sich in die Flammen,
Wer darum darf
Das Licht verdammen?

Du trägſt nicht ſchuld,
Haſt nichts begangen,
Wenn deine Huld
Mein Herz gefangen.

Und dennoch ſchlag'
Das Auge nieder,
Wenn ich dir ſag':
„Du's nimmer wieder!"

Und haſt du auch kein Herz dafür.

Und haſt du auch kein Herz dafür,
Und kann dich's nicht bewegen,
So hab' ich doch vor deiner Tür
Im Mondenſchein gelegen.

So hab' ich doch gepreßt den Mund
An deines Hauſes Schwelle,
Erflehend zweier Herzen Bund
Als wie an heil'ger Stelle.

Und bleibſt du ſtumm, und bleibſt du kalt,
Und läßt du mich verzagen,
Die Liebe muß mit Allgewalt
Empor, empor mich tragen!

Lenz.

Nun wollen Knospen sich entfalten
Allüberall an Baum und Strauch:
Nur muß der Lenz auch gütig walten,
Erschließen sie mit mildem Hauch.

Die Blätter wachsen ihm entgegen,
Die Knospen wollen Blüten sein.
Nur eine Nacht mit lauem Regen!
Nur einen Tag voll Sonnenschein!

Dann steigt von Blüten rings ein Düften
Wie Weihrauch zu des Lenzes Lob,
Dann singt die Nachtigall den Lüften
Wie wonnig er die Welt umwob.

Mir auch im Herzen keimt ein Segen,
O sei mein Lenz, du reich Gemüt!
Nur einen Strahl, nur einen Regen,
Nur einen Hauch, und alles blüht!

Laß mich deine Augen fragen.

Ob mein Mund auch dürfte nimmer
Liebesworte zu dir wagen,
Dürft' ich nur der Blicke Schimmer,
Dürft' ich deine Augen fragen.

Dir in Augen möcht' ich lesen,
Forschen, wie in heil'gen Sagen,
Ob auf Sternen du gewesen
Eh' die Erde dich getragen?

Ach, ein Wort ſchafft hohe Wonne
Und ein Wort kann Wunden ſchlagen;
Laß aus deiner Augen Sonne
Nicht die Lippe mich verjagen.

Nie wird Eden leuchtend helle,
Nie mir deine Seele tagen;
Laß mich lauſchen an der Schwelle,
Laß mich deine Augen fragen!

Und wenn ich ein Spinnchen.

Und wenn ich ein Spinnchen
Des Morgens ſeh',
So fürcht' ich: Es wird nichts
Und denk': O weh!

Und wenn ich ein Spinnchen
Des Abends ſeh',
So denk' ich: Es wird was
Und ruf': Juchhe!

Und wenn es ein Traum iſt,
Laßt mir den Traum!
Wollt mich nicht wecken!
Ich trüg' es kaum.

Und wird's nicht zu Waſſer,
So wird es zu Wein,
Der ſoll auf der Hochzeit
Getrunken ſein.

Und bleibt es nicht dunkel,
So wird's einmal licht,
Solang es auch dämmert
Ich zage nicht.

Und bin ich kein Dichter,
So bin ich Poet,
Bring' alles in Verſe
So gut es geht.

Und wenn du dies lieſeſt,
So liebe du mich
Und denk' im ſtillen:
Gott ſegne dich!

Daß es Frühling wird.

Winter, flieh geſchwind,
Gehe,
Linder, lauer Wind
Wehe,
Daß es Frühling wird!

Schnee, o ſchmilz, vergeh',
Schwinde,
Gib uns Blütenſchnee,
Linde,
Wenn es Frühling wird.

Rab' und Krähenchor
Schweige,
Lerch', ins Blau empor
Steige,
Daß es Frühling wird.

Jagt auch aus der Bruſt
Schmerzen,
Schlagt in Wonn' und Luſt
Herzen!
Daß es Frühling wird!

Durft' ich dich nicht ſelber bitten..

Durft' ich dich nicht ſelber bitten
Um ein holdes Angedenken,
Daß mir's Freunde von dir ſchenken
Haſt du doch gelitten.

Luſt und Leid, die in mir ſtritten,
Mußt' ich ſtumm in mir ertragen,
Aber daß dir's andre ſagen
Haſt du doch gelitten.

Käm' ein höchſtes Glück geſchritten,
Wie es Götter nur verleihen,
Kniend wollt' ich Dank dir weihen
— Daß du es gelitten.

Abſchied.

Alle Frühlingskinder klagen,
Denn ſie wiſſen nun beſtimmt,
Daß die Blume,
Daß die Spielgenoſſin Abſchied nimmt.

Um ſie einmal noch zu ſehen,
Eichhorn hoch auf Gipfel klimmt,
Wenn die Blume,
Wenn des Haines Zierde Abſchied nimmt.

Und der armen Primel Auge
Ganz und gar in Tränen ſchwimmt,
Weil die Blume,
Weil die holde Schweſter Abſchied nimmt.

Vöglein! ſagt es nicht dem Lenze,
Daß er nicht im Zorn erglimmt,
Weil die Blume,
Weil des Lenzes Liebling Abſchied nimmt.

Schreimund wird die Amſel heißen,
Mai-wund nennt ſich Lenz ergrimmt,
Weil die Blume,
Weil die Freimundstochter* Abſchied nimmt.

Schilt nicht mein verwirrtes Singen;
Sind die Saiten doch verſtimmt,
Weil die Blume,
Weil die Dichterblume Abſchied nimmt.

---

* Freimund Reimar nannte ſich Friedrich Rückert bei ſeinem erſten Auftreten als Dichter.

Im tiefen Herzen heg' ich einen Dank.

Im tiefen Herzen heg' ich einen Dank
Und will ihn frei in deine Hände legen,
Eh', wie ſo mancher ſtill erflehte Segen,
Er unbelauſcht in meiner Bruſt verſank.

Weil ja der Dichter nach dem Schönen ſtrebt,
So dulde gern, daß dir ſein Lied erklinge,
Daß er des Herzens Huldigung dir bringe,
Dir und dem Himmelshauch, der in dir lebt.

Weißt du, was ich ſo recht vor dir empfand?
Wir Deutſchen können ſtolz auf andre ſchauen.
Sagt, was ihr wollt, von andrer Länder Frauen,
Die rechte Frau lebt nur im deutſchen Land!

Wär' ich ein Kind und wär' es Roſenzeit,
Ich wollte einen ſchönen Kranz dir winden:
O möchteſt du des Mannes Wort empfinden
Als hätt' ein Kind dir einen Kranz geweiht.

Marie.

1860—1861.

Dich grüßt mein Herz, dich grüßen Lieder,
Die rot auf rot ich für dich schrieb;
O tu dem Herzen was zulieb
Und grüße rot auf rot es wieder!

Marie.

Du willſt Marie
Im Bilde ſehn?
Das kann geſchehn,
Da haſt du ſie!

Ihr Wuchs iſt ſchlank
Von Zedernart,
Iſt hoch und ſchwank,
Wie Palmen zart.
Ihr Haar ſo reich,
So voll und weich,
In Flechten liegt's
Von dunklem Glanz,
Die Stirn umſchmiegt's
Als wie im Kranz;
Und wenn's, befreit
Von Band und Halt,
In Herrlichkeit
Hernieder wallt,
Wie Flut ſich bricht
An weißem Strand,
Wie Moos ſich flicht
Um Felſenrand,
Wie Schatten bebt
Auf hellem Grund,
Wenn Mondlicht webt
In Waldesrund:
Dann hüllt es traun
Das Mägdelein
Tief dunkelbraun
In Schleier ein.

Ihr Augenlicht
Beſchreib' ich nicht.
Es malt die Stern'
Kein Maler gern.
Wo nähm' er auch
Die Farben her
Zum Strahlenhauch
Im Äthermeer,
Wenn Tag und Nacht
Sich hold umſchließt,
In Dämmerpracht
Zuſammenfließt,
Wenn Schmerz und Luſt
Sich eint im Traum,
In tiefſter Bruſt,
Im höchſten Raum?
Solch Augenpaar
In dunkler Glut
Iſt voll Gefahr
Wie Meeresflut.
Wenn erſt dein Blick
Sich wagt hinein,
Iſt ſein Geſchick
Nicht länger dein.

Denn wer nicht kennt
Dies Element,
Wo grundlos tief
Die Perle schlief,
Eh' schmerzbehaucht
Ans Licht sie taucht,
Wer da nicht schwimmt
Mit aller Kunst,
Dem nicht bestimmt
Ist Glückesgunst,
Der sinkt hinab
Ins Wonnegrab.
Drum sind bebaut
Zum Schutz vor Leid
Mit Brücken traut
Die Augen beid'.
Die schwingen schlank
Den Bogen kühn,
Wo strahlenblank
Die Tiefen glühn.
Der Blick hat dort
Nun sichren Pfad,
Hat Rettungsport
Und Notgestad,
Die Ufer reich
An Weiden sind,
So sammetweich
Und seidenlind.
Daß, Blicke, euch,
Eh' ihr versinkt
Das Huldgesträuch
Der Wimper winkt.
Nun ist ihr Mund
Ein Lächeln rot,
Ein Himmelsbot'
Aus Herzensgrund.

Zum Seufzerhauch,
Zum Flüstern auch
Getrennt ist sacht
Der Lippen Macht,
Wo schimmernd ruht
Das höchste Gut:
Im Wunderschrein
Die Perlenreih'n.
O Kämmerlein
Voll Süßigkeit
Zu jeder Zeit!
Wo solch ein Schatz
An solchem Platz
Hat solchen Schein,
Kann Hüter sein
Korallenklar,
Nur solch ein Paar.
Doch eines blieb
Geheimnis mir,
Darum ich hier
Es nicht beschrieb;
Davon schaut bloß
Ein Zipfelein
Wie erbsengroß
Von Elfenbein
Aus dunklem Flor
Der Flechten vor.
So oft das Glück
Mich auserkor,
Hier hielt es ein,
Hier blieb's zurück,
Ich sah allein
Ein winzig Stück
Von ihrem Ohr,
Was man zumeist
Ohrläppchen heißt;

Und wenn dies Heil
Mir widerfuhr,
Geſchah's zum Teil,
Zum Dritteil nur.

Von zartem Bau
Mit Linien blau
Durchwebt ſo warm
Sind Hand und Arm.
Es glänzt der Hals,
Der Nacken fein,
Wie des Kriſtalls
Gebilde rein,
In Schnee getaucht
Verſchwenderiſch,
Mit Rot behaucht
So roſenfriſch!
Die Wang' umglüht
Ein Feuer mild.
Dazwiſchen blüht
Der Lilie Bild.
Das Kinn ſo weich,
So wohlig rund,
Lacht jedem gleich
Das Herz geſund.
Und eins verwahrt
Ich mir bis jetzt,
Das beſte ſpart'
Ich bis zuletzt:
Den Sitz, wo ſchön
Die Anmut webt,
Auf Throneshoh'n
Das Szepter hebt,
Die Stirne zart,
Der Seele Schild,
Die hier im Bild
Sich offenbart.
Wenn irgendwo
In heil'ger Schrift
Vom Himmel froh
Die Kunde trifft,
O ſchau mit mir,
Sie trifft dich hier.
O ſchau die Stirn,
Die ſchneeweiß winkt,
Wie wenn die Firn
Im Frühlicht blinkt,
Und fühle tief
Im Herzen dein:
Den Himmesbrief
Schrieb Gott allein!

Das iſt Marie!
Nun denke ſie
Im fall'gen Kleid
Von ſchwarzer Seid'
Mit buntem Band,
Ohn' andre Pracht;
Wen Gottes Hand
So fein gemacht,
Hat nicht auf Tand
Und Zierde acht,
Iſt reich erhellt
Von ſeinem Licht,
Iſt hingeſtellt
Ein Gottgedicht.
Und denke ſie
Dir noch einmal
Im Stübchen hie
Im roten Shawl,
Und ſchau den Blick
Noch einmal jetzt,

Wenn ihr Muſik
Die Seele letzt,
Wie dann ein Drang
Empor ſie hebt,
Wie dann die Wang'
In Feuer bebt!
Wie ſchön ſie ſchaut
Vom Klang entzückt,
Wie jeder Laut
Sie reicher ſchmückt,
Als wenn vom Schall
Erſt aufgewacht
Ihr Reiz wär' all
Verhundertfacht.
Dann fühlt ſie froh
Der Jugend Schwung
Und lichterloh
Begeiſterung,
Dann iſt ſie ganz
Cäcilia
In Himmelsglanz
Und Gloria:
Dann iſt ſie Hauch
Und Klang und Ton,
Iſt ſelig auch
Hienieden ſchon.
Weil Melodie
Ihr Flügel lieh
Zum Sterngefild.
O ſchau ihr Bild!
Das iſt Marie!

War dir ein Glück verſagt? Nur Mut.

War dir ein Glück verſagt? Nur Mut!
So hatteſt du's gemeint.
Einſt kommt dir wohl ein Glück zugut
Wie's Gott am beſten ſcheint.

Der ſieht wohl, wie man ſtrebt und ſtreift
Und „Glück zu machen" denkt,
Indeſſen ſtill und ſelig reift
Das Glück, das er uns ſchenkt.

Drum gebe Gott dein Glück nur hin
Er gibt dir's reich zurück,
Du hatt'ſt ein eigen Glück im Sinn,
Nun wird dir Gottes Glück.

In ſchöner, dunkler Dämmerſtunde.

In ſchöner, dunkler Dämmerſtunde
Wandt' ich mein Sinnen ganz dir zu;
Dann hellte ſich des Zimmers Runde,
Dann kam das Licht, als kämeſt du!

Und wird zur ſchönen Dämmerſtunde
Die lange Zeit der Trennung nicht,
Wenn ich vom Wiederſehn geſunde,
Wenn du einſt kommſt, als käm' das Licht?

Mit deinem Bild im Herzensgrunde,
O ſel'ger Tod, o ſtille Ruh',
O ſchöne, dunkle Dämmerſtunde!
Dann kommt das Licht, dann kommſt ja du!

Sie ſprach: du ſollſt nicht ſehen.

Sie ſprach: du ſollſt nicht ſehen
So ſchmachtend ins Auge mir!
Ich ſprach: es ſoll nicht geſchehen,
Und ſah ganz verwundert nach ihr.

Sie ſprach: du ſollſt nicht immer
Mir Blumen bringen ins Haus!
Ich ſprach: ich tu' es ja nimmer,
Und reicht' ihr zum Pfand den Strauß.

Sie ſprach: ich kann's nicht leiden,
Daß du mir küſſeſt die Hand.
Ich ſagt', ich wollt' es vermeiden,
Und küßt' ihres Kleides Rand.

Sie ſprach: und knie nicht nieder,
Sonſt mußt du von mir ſtiehn!
Ich ſprach: nie tu' ich es wieder!
Ich ſchwor es ihr auf den Knien.

Die Baſen und Kaffeeſchweſtern.

Die Baſen und Kaffeeſchweſtern
Wiſſen es ganz genau,
Wir wären verlobt ſeit geſtern,
Du würdeſt meine Frau.

Die Baſen und Kaffeeſchweſtern
Finden das ganz fatal,
Bekritteln alle und läſtern
Deine unſelige Wahl.

Du aber rümpfſt das Näschen,
Höreſt alles ſchweigend an.
Allwiſſendes Kaffeebäschen!
Iſt denn was Wahres dran?

Sag' an, glaubſt du es ſchwerlich?
Stimmſt dem Gerücht du bei?
Sag' an! ich ſage dir's ehrlich,
Mir iſt es nicht einerlei!

O ſprich! gib du dem Geklatſche
Die volle Weihe und Kraft!
O laß doch nicht in der Patſche
Die ganze Gevatterſchaft!

Mit Veilchen.

Veilchen am Quell
Brach ich mir ſchnell,
Und ein Lied dazu
Sang ich im Nu,
Und zum ſchönſten Kind
Dann leicht wie der Wind,
Den Strauß ich trug,
Und das Lied im Flug,
Und die Trepp' in Eil'
Hinauf wie ein Pfeil
Knie zu ihr am Sitz
Raſch wie der Blitz.
Und ſie gibt, ſie muß!
So gleich wie im Schuß,
Mir ſchnell
Im Nu
Wie der Wind
Im Flug
Wie ein Pfeil
Wie der Blitz
Im Schuß
Wie kommt's denn, daß ich nun warten muß?

Es küſſen Himmel und Erde.

Es küſſen Himmel und Erde
In einem Worte ſich,
Das heißt im Himmel: „Es werde!"
Auf Erden: „Ich liebe dich!"

Hinaus in das Luſtgeſchmetter.

Hinaus in das Luſtgeſchmetter
Der Vögel von Buſch und Baum!
Es rauſcht durch alle Blätter
Das Lied vom Frühlingstraum.
Hinaus! In der Morgenſtunde
Ertönt es doppelt froh,
Und ein Gruß vom ſchönſten Munde,
Mein Herz, du weißt ja wo!

Hinaus und grüß' im Walde
Jed' Veilchen, das duftig taut,
Den Falter, der ſo balde
Sich ſchon ans Licht getraut,
Und grüße die Anemone,
Froh im Vorübergehn,
Und mit dem hellſten Tone
Mein Herz, du weißt ja wen!

Hinaus in das Frühlingsleben,
In die friſche Morgenpracht,
Hinaus in das Wonneleben,
Mit dem der Mai erwacht!
Hinaus auf die Himmelsleiter
Und bis ich im Himmel bin,
Und noch ein wenig weiter —
Du weißt ja, mein Herz, wohin!

Wie bin ich nun froh.

Wie bin ich nun froh,
So oder so!
Und ob mir geschieht
Wohl oder weh,
Und wird mir zuteil
Schmerz oder Heil;
Dich lieb' ich fort
Hier oder dort,
Um dich nur kreist
Leib oder Geist,
Zu dir nur zieht
Herz oder Lied,
Du lenkst den Sinn
Her oder hin,
Tust mir Gewalt
Heiß oder kalt.
Mir schafft kein Herz
Lust oder Schmerz,
Ich will nur eins,
Deins oder keins.
Und wär' mein Mund
Stumm oder wund,
Mein Herz, wenn's spricht,
Schlägt oder bricht,
Es nennt dich traut
Lieb oder Braut.
Und wer mir zur Wahl
In Wald oder Saal
Die Schönsten der Welt
Hinmalt oder stellt,
Ich wähle für mich
Nur dich — oder dich!
Und drum bin ich froh
So oder so!

Ich war zum Scheiden ſtumm bereit.

Ich war zum Scheiden ſtumm bereit;
Sie gab mir ſchweigend das Geleit —
Zur Dämmerzeit.

Sie hob, als an der Tür' ſie ſtand,
Zu einem Stern am Himmelsrand
Die weiße Hand.

Der ſchien ſo trüb, der blickte bang
Wie nach der Sonne, lang o lang
Im Untergang.

Der ſtrebt wohl auf der Schönſten Spur
Und trifft ſie nun auf goldner Flur
Zum Scheiden nur.

Und biſt du denn voll Sehnſuchtpein,
So ſtrahlſt du mir mit deinem Schein,
So biſt du mein!

Und bleibt dein Glück dir ewig fern,
So biſt du ja mein Glücksſtern!
O ſei es gern!

O ſei's! und mir im Herzen lies
Wie nur der Arm, der dich mir wies,
Mein Paradies.

Wenn einſt der Tod die Form zerſchlug,
Zieht mich zu dir in freiem Zug
Der Seele Flug.

Dann lenket ohne Raſt und Ruh'
Mein Geiſt dich deiner Sonne zu,
Mein Sternlein du!

Dann iſt kein Nah, dann iſt kein Weit,
Dann iſt nur Himmel weit und breit —
Zur Dämmerzeit.

Es lacht der Lenz, da lachſt du mit.

Es lacht der Lenz, da lachſt du mit,
Hältſt mit dem Lenze gleichen Schritt.

Ich ſchau' dem Lenz im Blühen zu,
Und denk', der macht es ganz wie du.

Im Schnee ſchon ſproßten Glocken licht,
Da ſprachſt du mild: So traure nicht!

Der Herlitzbaum trug goldne Zier,
Da durft' ich jeden Tag zu dir.

Die Primel feucht im Taue ſcheint;
Da hat dein Aug' um mich geweint.

Die duft'gen Veilchen ſind erwacht:
Da haſt du betend mein gedacht.

Es fiel ein Schnee, der bald zerrann;
Du zürnteſt und verziehſt mir dann.

Die erſte Schwalbe flog ins Land;
Da haſt du mir den Gruß geſandt.

Und Himmelſchlüſſel ſind zu ſchau'n:
Dein Herz erſchloß mir ſein Vertrau'n.

Da ſchlug die Nachtigall im Wald:
Du frugſt: Blüht nun die Roſe bald?

Sie blüht! der Lenz iſt roſenreich:
Mein Lieb, o ſei dem Lenze gleich!

Ihr goldnen Schlüſſelblumen.

Ihr goldnen Schlüſſelblumen,
Schließt auf den Himmel mir!
Nicht über den Wolken oben,
Den Himmel auf Erden hier.

Ihr goldnen Schlüſſelblumen,
Schaut nicht ſo neidiſch drein;
O ſchließt mir auf den Himmel,
Dann dürft ihr neidiſch ſein!

Ihr goldnen Schlüſſelblumen!
Ich trag' euch zu ihr hinauf,
Sie wird ans Herz euch nehmen —
O ſchließt mir den Himmel auf.

In lilienweißen Armen,
O ew'ge, ſelige Ruh'!
Ihr goldnen Schlüſſelblumen
Schließt ſachte hinter mir zu!

Danke!

Lilienblüte!
Mädchen ſchön und zart!
Gott behüte
Deines Lebens Fahrt!
Ach, es muß geſchieden ſein,
Und für alle Liebe dein
Hat das ſcheidekranke
Herz ein letztes Wort allein:
Danke!

Sterne droben!
Goldne Himmelsluft!
Mild erhoben
Habt ihr mir die Bruſt.
Als des Glückes Frucht mir ſchwoll,
Daß ſie golden glänzen ſoll,
Goſſet ihr das blanke
Gold herab ſo wonnevoll!
Danke!

Hoffnung, ſüße!
Mild von deinem Wehn
Scheidegrüße
Atmen Wiederſehn.
Hoffnung, aller Schmerzen Ruh'!
Meine Seele hältſt ja du
Wie der Stab die Ranke!
Singend ruft mein Herz dir zu:
Danke!

Glockenblumen.

Glockenblumen
Läuten nicht zum Liebesfeuer,
Laden nicht zum Liebessturm
Wie die Leuchte hoch vom Turm
Einst den Schwimmer ohne Steuer.
Deines Herzens Sturm und Flut
Wird nur der Beglückte schauen;
Doch in still bescheidnem Mut
Pflück' ich gern in Wald und Auen
Blumen dir; noch heut' die blauen
Glockenblumen.

Glockenblumen
Haben nur verschwiegnes Läuten,
Haben nur verborgnen Sinn,
Den ich zu bescheiden bin
Dir mit Worten auszudeuten.
Dürfte aller innre Drang
Mir gelöst vom Herzen tauen,
Lieder wie ich nimmer sang
Wollt' ich deiner Brust vertrauen;
Doch nun läuten's nur die blauen
Glockenblumen

Glockenblumen
Sind ja auch aus Gottes Händen;
Ohne Duft, doch voll von Tau,
Und die schönsten auf der Au,
Wenn sie Gnade bei dir fänden.
Der einmal dein Herz besitzt
Soll dir einen Garten bauen,
Wo's von Blumen glüht und blitzt,
Schön wie nirgend sonst zu schauen;
Nimm indes von mir die blauen
Glockenblumen!

Wie ſüß die Lieb' aus Blumen ſpricht.

Wie ſüß die Lieb' aus Blumen ſpricht,
Wenn zweie beiſammen traut!
Sie ſchweigen; doch die Blumen nicht,
Die reden ſo laut!

Wie ſüß die Lieb' aus Blumen ſpricht,
Wenn zweie in Traurigkeit
Sich fern ſo lang; doch die Blumen nicht,
Die grüßen ſo weit!

Wie ſüß die Lieb' aus Blumen ſpricht,
Wenn eins ſich ans Sterben gab.
Das andre welkt — doch die Blumen nicht,
Die blühen am Grab.

Freude, die Heilige.

Freude, die Heilige,
Iſt mir im Herzen,
Weiß nicht, warum!
Stehn auf dem Hofe
Zwei Muſikanten,
Vater und Sohn,
Spielen ſo luſtig
Wien'riſche Walzer.

Hab' ich ein Brieſchen
An die Geliebte
Eben geſchrieben:
Warum grad' eben
Spielen die Leute,
Rühren mein Herz,
Daß mir die Träne
Der Luſt und Wehmut
Dringt aus den Augen?

Wohl zieht die Seele
Raſch in Gedanken
Dich, o Geliebte,
Mit in den Tanz!
Iſt's doch ein Klingen
Wie Hochzeitreigen.
Gab ich der Wirtin
Raſch ein papiernes
Sechſerl für beide,
Daß nun zum Danke
Vater und Sohn,

Beide im grauen
Filzrock und Mütze,
Mir mit der Fidel,
Mit der Gitarre
Noch einen Walzer
Spielen zu Ehren.

Rein sind die Klänge,
Stimmen zusammen,
Zeigen im Rhythmus,
Zögernd und eilend,
Schwindend und wachsend,
Steigend und sinkend,
Feinres Empfinden.
Und kontrapunktisch
Mischet der Alte
Bässe in schreitender
Gegenbewegung
Ganz musikalisch
Anmutig ein.
O wie erfreut mich's!
Zitternde Töne
Dringen zum Herzen,
Werden da drinnen
Tränen der Lust,
Wieder aus Tränen
Werden zum Lied sie,
Das der Geliebten
Ihr Dichter singt.

Reizend verworr'nes
Wandern der Seele!
Wie mich so eigen
Alles berührt!
Bin ich doch selber
Auch Musikant.
Höher mein Streben,
Tiefer mein Zagen,
Himmelanstürmend,
Erdenversinkend
Und auch am Ziele
Stehend vielleicht in
Ärmlichen grauem
Filzrock und Mütze.
Ist doch mein Liebchen
Auch Musikant:
Spielt vor den Leuten
Vornehm bei Gaslicht
Perlende Läufe
Kühne Arpeggien,
Doppelte Triller,
Schwere Passagen!
Alles das dacht' ich,
Als für mein Sechserl
Vater und Sohn mir
Noch einen Walzer
Spielten zu Ehren.

Und willst auch du nun
Für mein Gedachtes,
Für mein Gesungnes
Lohn mir verheißen,
Denk' ich noch etwas,
Eigen Besondres
Und Wunderschönes,
Nur dir zu Ehren!

Da hatt' ich gestern einen Streit.

Da hatt' ich gestern einen Streit
Über Gott und Unsterblichkeit.

Mein Gegner war sehr fein gewandt,
Spinoza hatt' er studiert und Kant.

Wir hatten nicht lange diskuriert
So hatte er Gott schon wegdisputiert.

Und eh' ich noch sann auf ein Gegenwort
War die Unsterblichkeit auch schon fort.

Und doch war alles nur blauer Dunst
Geschickte Taschenspielerkunst.

Denn als beschämt ich ging nach Haus,
Sah Gott aus allen Sternen heraus.

Und als ich mir ward wieder recht bewußt,
Vernahm ich ihn in der eignen Brust.

Und göttlich einfach, unendlich gescheit,
Bewies er mir die Unsterblichkeit.

Wie mir's im Glauben da erging
Ist's mit der Lieb' dasselbe Ding.

Beweist mir jemand noch so klar,
Daß all mein Hoffen Täuschung war,

Daß ich ein zu geringer Mann
Und nimmer selig werden kann,

Daß sie mich will um keinen Preis,
Ja gar nichts von der Liebe weiß,

Da wird sie plötzlich bei mir sein,
Mich schlingen in die Arme ein

Und wird aus Sternen auf mich ſchau'n
Und Worte zu mir reden traun,

Die himmliſch einfach und geſcheit
Beweiſen mir die Seligkeit.

Im Lenz ging mir ein Hoffen auf.

Im Lenz ging mir ein Hoffen auf,
Es grünt' in den Blättern allen;
Du glaubſt nicht, wie mich's nun ergreift
Wenn die gelben Blätter fallen!

Du glaubſt nicht, wie mich ein Schauer trifft,
In dem bunten, goldnen Regen!
Es iſt ja das alte ew'ge Spiel,
Wie kann's mich ſo bewegen?

Doch haſtig raff' ich Blumen auf,
Die letzten, die blühn von allen,
Und ſende ſie dir. O ſchau' nicht hin,
Wo die goldnen Blätter fallen!

Findeſt du denn noch Blüten.

Findeſt du denn noch Blüten
Im herbſtlichen Waldesraum?
„Kaum!“

Was ſuchſt du an Buſch und Baum,
Da Blüt' und Blume verglühten?
„Blüten!“

Du ſucheſt ſie dem Herzen,
Das dich nur liebt allein?
„Nein!“

Wem willſt du die Blüten weihn
In einſamer Liebe Schmerzen?
„Dem Herzen!“

So hoffſt du Lohn der Liebe,
Wenn dir ein Strauß gedieh?
„Nie!“

Dann ſag' mir was und wie
Der Blumen Deutung bliebe?
„Liebe!“

Ich liebe dich! So bleibt es, Wort für Wort!

Ich liebe dich! So bleibt es, Wort für Wort!
Die letzten Worte ſind den erſten gleich,
Denn in der Lieb' iſt's wie im Himmelreich
Die Letzten ſind ja auch die Erſten dort!

O ungestörtes Wonneleben.

O ungestörtes Wonneleben!
Ich habe dich! Du bist bei mir!
— Und ist doch nur ein Träumen eben
So fern von dir.

Es schwebt dein Bild, im Hauch vollendet,
Vor mich, wenn ich es werden hieß:
Von Kräften, die Natur uns spendet,
Die reichste dies!

Nicht reizender aus Meeresschäumen
Stieg Venus lächelnd einst empor,
Als du, wenn ich in wachen Träumen
Dein Bild beschwor.

Wie fühl' ich mich aus Gott entsprungen
Wie Strahl aus seinem Licht entfacht,
Wenn ich die Ferne so bezwungen
Durch Geistesmacht.

Und doch! in meiner Gottesnähe
Mahnt mich der Wunsch fast spöttisch bang:
„Wer dich nur einmal wiedersähe
Minutenlang".

Legende.

Volksbelebte Gartenwege!
Ein Gedräng von Liebespaaren,
Kosende auf jeder Bank.
Bin so zwischendurch gelaufen
Mit der glimmenden Zigarre,
Keinen Glücklichen beneidend
Mit dem schönren Glück im Herzen.
Abendkühle; Festlich rauschend
Hüllte Hornmusik die Seele

In des Tongewebes Falten.
Walzermelodie, die Nymphe,
Zog dem Wandler, zog dem Lauscher
Schmeichelnd aus der Hand den Faden,
Im Alleenlabyrinth.
Wußt' auf so bekannten Wegen
Plötzlich nicht mehr, wo ich ging.
Da, an einer Brücke hört' ich
Einen knienden Bettler beten,
Drücke in die Hand des Alten,
Eines Dichters Kupferpfennig.
„Die Madonna mög's vergelten,"
Murmelt er und betet weiter.
Wie sein Ave fern verklinget
Naht die Walzernymphe wieder
Die mich in die Irre neckte,
Zeigt mir scherzend nun den Weg.
Und ich steure heiter heimwärts,
Heiter, wie ich ausgegangen.
Schlaf und Träume sucht der Müde.
Überm Bett hängt die Madonne,
Blumen an des Bildes Rahmen.

Gibt's im Wachen Labyrinthe,
Wie verworren erst sind Träume!
War ich selbst im Traum der Bettler,
Fleht' in brünstigen Gebeten
Die Regina Angelorum.
Kam ein Herrchen, sorglos schlendernd,
Die Zigarr' im Mund — und summend,
Goldgelockt sein Haar, in Ringen
Auf die Schulter niederflutend.
Hört mich beten, vornehm lässig
In die Tasche greift das Herrchen,
Drückt ein Stück in meine Hände,
Summt und raucht und schlendert weiter.

Doch wie ſtaunt' ich an die Münze,
Die von Gold war; eine Seite
Trug das feingeformte Bildnis
Meiner irdiſchen Madonne:
Goldnes Näschen, goldne Augen,
Wange, Kinn und Stirn von Golde,
Klein, doch wunderbar getroffen;
Wenn ich's an die Lippen drückte
Hatt' in goldnem Kuß ich alles.
Auf der andern Seit' ein einzig
Wörtchen ſtand, und wie ich ſtrebte,
Dies zu leſen, ward's von ſelber
Laut in ſüßen Hornakkorden,
Sang nur immer: „Wiederſehn!"
Da vor Freuden wacht' ich auf,
Feſt die Hand noch zugeklammert,
Nicht mein Goldſtück zu verlieren.
Golden ſchien der Tag ins Zimmer,
Freundlich ſchmunzelnd, zu vergüten
Den verlorenen Dukaten.
Doch, o Wunder, der Madonne
Blumen waren in der Nacht
Auf mein Bett herabgeſunken!

Nun ſag' ſelbſt, du meine Seele,
Du mein traumhaft goldnes Antlitz,
Gibt's hienieden nicht noch Wunder,
Hornmuſik und ſchöne Träume?
Lebt nicht wirklich die Madonne
Gütig in dem ſchönen Himmel?
Toren, die das leugnen wollen!
Nein, ich glaub' an die Madonne,
Ihre Wunder, ihre Blumen,
Ihr Gebet in Labyrinthen,
An ein goldenes Vergelten,
Hornmuſik und Wiederſehn.

Gib mir nichts und gib mir alles.

Gib mir nichts und gib mir alles
Drum die Seele ringt und wirbt,
Gib mir Glück, im Liede ſchall' es,
Gib mir Leid, geheim verhall' es,
Wenn nur nicht die Liebe ſtirbt!

Willſt du mich in Wonne tauchen,
Urhauch, der die Welt verjüngt,
Laß nur nicht dies Glühn verrauchen,
Nähr' es hell an deinem Hauchen,
Daß die Lieb' gen Himmel dringt!

Seid geprieſen, Schmerzensſtunden,
Wenn die Seele ſiecht und darbt!
Nur kein tödliches Geſunden,
Kein Vernarben ſel'ger Wunden,
Wo die Liebe mit vernarbt!

Schmerz und Luſt ſind Brüder beide,
Aus der Liebe Schoß entſtammt;
Heil dir, Luſt, im Goldgeſchmeide,
Heil dir, Schmerz, im dunklen Kleide,
Wenn nur Lieb' in beiden flammt!

Drum verſage, drum gewähre,
Heilig Herz, wie Gott dich treibt!
Gib mir Luſt, die ſüß mich nähre,
Schmerz, der flammend mich verkläre,
Weil mir ja die Liebe bleibt!

Nachts, wenn du in die Sterne ſchauſt.

Nachts, wenn du in die Sterne ſchauſt
Und ſchickſt die Sehnſucht wandern,
Der du die goldnen Brücken bauſt
Von einem Stern zum andern:

Und wenn dein Blick das Sternlein trifft,
Das wir für uns erwählet,
Dann ſagt es dir in goldner Schrift,
Was ich ihm juſt erzählet:

Daß mir ein liebes Antlitz fern,
In dem zwei Sterne blitzen,
Wo unter freiem Himmel gern
Ich ewig möchte ſitzen.

Daß ich mir Sehnſuchtbrücken bau'
Und ſtreifen will und wandern,
Bis ich in meinem Himmel ſchau',
Von einem Stern zum andern.

Vergißmeinnicht.

Wie hab' ich dein Lob vergeſſen, Vergißmeinnicht!
Sang andern Blumen indeſſen, Vergißmeinnicht!
Nun mahnt mich ein unvergeßlicher Mund an dich,
Gewiß! Du weißt ſchon, weſſen, Vergißmeinnicht!
Ein Herz an dem ich am liebſten dich blühen ſäh',
Dich ſingend an meins zu preſſen, Vergißmeinnicht!
Sie liebt dich, Blume, wo fänd' ich ein ſüßres Wort,
Wie klingt ſchon dies vermeſſen, Vergißmeinnicht!
Du weckeſt im Lenze manches Erinnern ihr
Das ſtill im Herzen geſeſſen, Vergißmeinnicht!
Dann pflückt und küßt ſie dich, daß du zitternd fühlſt
Der Lippen Tau dich näſſen, Vergißmeinnicht!
O denke dann nur einen Hauch lang, du wär'ſt ich
In ſeligem Selbſtvergeſſen, Vergißmeinnicht!

Die lichtblaue Kornblume.

Die lichtblaue Kornblume
Und Klatschrosʼ, die Muhme,
Hielten an stillem Plätzchen
Im Feld ihr Schwätzchen —
„Ja," sprach die Muhm' und bläht sich recht:
„Die Mannsleut' sind schlecht!"
Kornblum', die sich ein Veilchen besann,
Sprach: „Dann und wann!"
Die Muhme sprach: „Grete mit ihrem Hans
Ist 'ne rechte Gans!"
Kornblum' war wieder ein Veilchen stumm,
Dann sprach sie: „Warum?"
„Ei, sie meint, der Hans wär' ihr nur hold,
Der Lügenbold!"
Kornblume schwieg. Dann sprach sie scheu:
„O, der meint's treu!"
„Ja! treu!! Da sieh nur auf der Wiese,
Er küßt die Liese!"
Kornblume sprach: „Muhme, Ihr seht nicht weit,
Das ist ja Veit!"
„Du Unkraut! du Mamsell Schlingenpflanz!
Es ist der Hans!
— 's ist Veit! riefen Hans und Grete empört,
Die zugehört.
Und die Muhme, klappernd vor Entsetzen,
Riß Hans in Fetzen!
Zur Kornblum' neigt' sich Grete nieder,
Steckt' sie ans Mieder.
Da liegt die Muhm', o wie recht geschah's
Der Klatschkraubas!
Kornblume nickt von der weichen Streu:
„Der meint's ja treu!"

O Meer von Staub ohn' Port und Strand.

O Meer von Staub ohn' Port und Strand!
Kein Strauch, kein Baum, kein Quell im Sand!
Nur glüh'nde Luft und Sonnenbrand!
Und werde doch dich ſchauen,
Du mein gelobtes Land!

Verſenkt in Sünde, ſtarr das Herz
Vor Götzen kniend aus Stein und Erz,
Vom Schlangenzahn getaucht in Schmerz —
Zieht's zum gelobten Lande
Mich dennoch heimatwärts.

Von Wundern iſt mein Pfad umringt,
Der Quell aus dürrem Boden ſpringt,
Aus offnem Himmel Manna ſinkt,
Zum Pfad wird mir die Woge,
Die meinen Feind verſchlingt.

O heißes Wandern vierzig Jahr!
O Wunderheil in Todgefahr!
O Bild, in dunklen Träumen klar!
O Kanaan, geliebtes,
Wann bieteſt du dich dar?

Ich ſah, wie Traum das Aug' mir ſchloß,
Mein Land, das Sonnengold begoß,
Das reich von Milch und Honig floß;
Da blühte rings die Lilie
Und Roſe, ihr Genoß.

Dort enden einſt die Pfade mein,
Doch ſoll die Luſt mir bloß gedeihn
Es anzuſchau'n im Abendſchein,
Ich darf ja dort nicht wohnen,
Nicht dort begraben ſein.

Wenn ich der Irre mich entwand
Aus Wüſtenſtaub und Sonnenbrand,
Dann zeigt mir eines Engels Hand
Dich blühend noch im Sterben
Du mein gelobtes Land!

Wonne.

Was mich trifft mit Himmelsallgewalt iſt Wonne!
Was die Seele ſingt und was der Mund nur lallt iſt Wonne!

Was im Herzen lacht, bis Traum es linde wieget
Und im Traum noch leiſe lachend hallt iſt Wonne!

Reichen Klang hat Liebe, Sehnen, Glück und Hoffen,
Doch was rauſchend von dem allem ſchallt iſt Wonne!

Was die tauſend Frühlingsſtimmen klagend jauchzen,
Was da ſtrömt aus Blüten tauſendfalt iſt Wonne.

Was am Himmel golden quillt aus ew'gen Quellen
Und in Sternen ſich zu Welten ballt iſt Wonne.

Was wie Gotteswein den Kelch des Herzens füllet,
Daß zu eng es wird und überwallt iſt Wonne.

Und was bebt in deiner Lippen Hauch, Maria
Und ein Blick auf deine Lichtgeſtalt iſt Wonne!

Leutnant Mai.

Spazieren ging ich; eine Reih'
Fremder Geſichter kam mir vorbei.

Da plötzlich taucht in meinem Lauf
Auch ein bekanntes vor mir auf.

Ein Leutnant, der die Stadt bewohnt,
Wo ich erlebt meinen Wonnemond.

Hatten uns dort kaum angeſehn;
Blieben hier beieinander ſtehn.

Ich tat, als hätt' er einen Pack
Empfehlungsbriefe an mich im Sack.

Behandelte ihn ſo angenehm,
Als brächt' er Grüße von wunder wem.

Ach, des Erinnerns Zauberhauch
Verklärte mir den Leutnant auch.

Mir war, als ſäh' ich mein Glück mir nah'n
Mit Epauletten angetan.

Als kehrte wieder die ſchönſte Zeit
Mit einem Degen an der Seit'.

Als brächte mir Luſt der brave Soldat
Von der mein Lieb geatmet hat.

Als wären die Knöpf' an ſeiner Bruſt
Lauter Sterne der Maienluſt.

Ich nahm den wackren Leutnant Mai
Mit mir auf meine Klauſei.

Gab ihm Zigarren, wie im Traum,
Und Fidibus, und wußt' es kaum.

„Sie rauchen," sprach er, „edles Kraut!"
Ich sprach: „Nicht wahr, wie mild und traut?"

„Besonders," meint er, „brennt es gut!"
Ich sprach: „O ja, es hält die Glut!"

Mir schien die Wolke, die er blies,
Wie Duft vom Blütenparadies.

Wir mischten beide Weiherauch
Wie Kirschenblüt' und Fliederstrauch.

Und als er von mir Abschied nahm
Empfand ich's fast wie Liebesgram.

Ich sprach: Komm wieder, lieber Mai!
Der Leutnant sprach: „Ich bin so frei!"

Ich aber blieb noch lang allein,
Voll Maienlust und Liebespein.

Mein tiefstes Denken bunt und kraus
Sah plötzlich wie ein Leutnant aus.

Mein Herz will dir dienen.

Mein Herz will dir dienen
Und fragt nicht, wofür?
Wie der Mond oft geschienen
Dir nachts vor der Tür.

Hast goldene Dinge
Zum Schmuck oder Scherz,
Und hast, was ich singe
Und hast auch mein Herz.

Ob auch andre sich zeigen
In reicherer Pracht,
Hast du doch zu eigen
Was ein Goldschmied nicht macht.

Wenn die Reichsten nur funkeln
So lang man sie sieht,
Steht dir schön noch im Dunkeln
Mein Herz und mein Lied.

Tempel der Liebe, du wonnige Braut.

Tempel der Liebe, du wonnige Braut!
Tempel der Liebe von Gott gebaut!

Ewige Leuchten an heiliger Stell',
Sterne der Liebe, wie glüht ihr hell!

Weihrauchwolke, die still verweht,
Atem der Liebe, ein Duftgebet!

Süßer Gesang, wie von seligen Höh'n,
Worte der Liebe, wie läutet ihr schön!

Stätte der Weihe, opferbewußt,
Altar der Liebe, du klopfende Brust!

O wer da knien und beten kann!
Priester der Liebe! Seliger Mann!

Die Glocke tönt noch lange fort.

Die Glocke tönt noch lange fort,
Nachdem ſie ausgeſchwungen;
Im Buſen tönt noch manches Wort,
Nachdem es längſt verklungen.

Im Herbſte hat an manchem Baum
Man Blüten noch gefunden,
Nachdem der ſchöne Frühlingstraum
Schon längſt dahingeſchwunden.

Schilt nicht den Baum, der Blüten bringt,
Wenn andre lang verdorrten;
Schilt nicht die Lippe, daß ſie ſingt
Von längſt verklungnen Worten.

Bertha.

1865—1874.

Eine Stadt gab uns das Leben.

Eine Stadt gab uns das Leben,
Dir, mein Liebchen, dir wie mir.
Hier mein Gäßchen — gleich daneben
Um die Ecke geht's zu dir!

Mancher legt wohl manche Strecke
Schnell zurück, oft wunderbar —
Lieb! Und zu der einen Ecke
Braucht' ich volle vierzig Jahr!

Zu meinem Bildnis.

Dies Nichts, das wie ein Schaum vergeht,
Die Asche, die im Wind verweht,
War einst ein Leib, zu Tat und Wahn,
Mit tausend Kräften angetan:
Ein Zeugnis reinster Liebesmacht,
Zu Lust und Schmerzen angefacht,
Ein Antlitz, das ja auch wie Licht
Und Schatten Schmerz und Lust durchflicht,
Ein Mensch, ein Geist, ein Hauch aus Gott,
Ein Engelsneid, ein Wurmesspott,
Ein Rätsel, das uns ewig neckt,
Ein Traum, aus dem der Tod uns weckt,
Ein tief Geheimnis, nie entdeckt,
Nur halb geahnt, gelöst, erfaßt,
Im Wunder, daß du lieb mich hast!

In manchen Augenblicken plötzlich.

In manchen Augenblicken plötzlich
Scheint alles dir ſo öd und wüſt,
Die Welt umher ſo unergötzlich,
Du drin ſo fremd, ſo ungegrüßt.

Bis du dann drüber ſinnſt und grübelſt
Und merkſt, daß dich ein Heimweh quält,
Und dir ganz unwirſch ſelbſt verübelſt,
Daß dir die Heimat dazu fehlt.

Der Sehnſucht Träne mag ich ſtillen.

Der Sehnſucht Träne mag ich ſtillen,
Im Herzen bleibt die Sehnſucht doch,
Und hier im Lied, das ſagt dir noch:
Die Träne floß um deinetwillen!

Ich armer Staub, ich hab' ein Sehnen
Nach dir, dem andren Häuflein Staub,
O dürft' ich einſt, des Todes Raub,
In einem Sarg mit dir mich dehnen.

Ich hab' dich nicht — o welch Entbehren!
Ich träum' dich wohl in meine Näh',
Doch mehrt das nur des Herzens Weh,
Das nach dir ſelber muß begehren!

Wie mühſam, ſchleppend iſt mein Singen,
Wie halb das doch ſo ſchöne Wort,
Nur die Gedanken ſtürmen fort
In Liebeshaſt zu dir zu dringen.

Die Hoffnung, wäre Gott ein Dichter,
Wär' seine schönste Melodie,
Der Sprache schönstes Wort ist sie,
Wie Sterne hell und fast noch lichter.

Die Hoffnung, dürft' ich die nicht hegen,
Wenn böse Macht mir die entriß,
Mir wär' der schnelle Tod gewiß,
Und Tod wär' dann noch reicher Segen.

Denn was der Blume Luft und Licht,
Der Boden, dem sie kann entsprießen,
Der Tau, der mild sich will ergießen,
Soll sie vergehn und welken nicht,

Das bist du mir, daher die Tränen,
Die Hoffnung lächelnd mir gestillt:
Doch lächelt Hoffnung noch so mild,
Dein eigen Lachen ist mein Sehnen.

Mit einem „Vergißmeinnicht".

Blümchen, du brauchst nichts zu sagen
Sei nur still!
Sonst wird dich mein Liebchen fragen,
Ob ich sie beleid'gen will?

Blümchen, du brauchst nichts zu sagen
Geh nur hin!
Laß dein eigen Bild dir tagen
Aus der Liebsten treuem Sinn!

Blümchen, du magst süß vergehen
Ihr am Mund,
Tausendfältig auferstehen
Wirst du ihr im Herzensgrund!

O komm, meine Braut.

O komm, meine Braut,
Und wohn' in meinem Liede!
Da wohnet milder Friede
Und Wonnelaut.

Was ſuchſt du trüb und bang
Die Heimat hier auf Erden?
Die Heimat ſoll dir werden
In meinem Sang.

Wenn vor der Welt dir graut
Daß Lieb' von Lieb' ſie ſchiede,
O wohn' in meinem Liede
Du meine Braut!

Und will den Erdengang
Ein Himmelsziel dir lohnen,
Sollſt noch hienieden wohnen
In meinem Sang.

In des Mais Zauberkreis.

In des Mais
Zauberkreis
Höchſter Zauber,
Süßeſter Preis!
Himmelsgruß!
Gotteskuß!
Stimme der Nacht!
Minnewacht!
Nachtigall, du Lenzgebet!
Wie mir dein Ton zu Herzen geht!

Stoßſeufzer.

Sehnen! Sehnen! gib uns frei!
Glück der Liebe! komm herbei!
Täuſchung! ende doch dein Spiel!
Hoffnung! zeig' ein goldnes Ziel!
Liebe! ſchürteſt du die Flammen,
Leben! gib uns auch zuſammen!
Welt! verleg' uns nicht den Lauf!
Eden! Eden! tu' dich auf!

Einmal noch in einem Liede ſingen.

Einmal noch in einem Liede ſingen
Möcht' ich all die Herzensluſt und Qual,
Und dann ſterben in des Lied's Verklingen
Und noch denken: 's war das letzte Mal!
Einmal noch an deinem Kuß mich weiden,
Einmal noch an deines Auges Strahl,
Und dem Tod, wenn ſanft er trieb' zum Scheiden
Lächelnd ſagen: 's war zum letztenmal!

Ich ſinge nichts.

Ich ſinge nichts
Zu deinem Preiſe,
An Kraft gebricht's
Der ſchlichten Weiſe;
Ein Mücklein, leiſe
Zieh' ich die Gleiſe
In meines Lichts
Geweihtem Kreiſe,
Doch ſing' ich nichts.

Sang' dich polypenfeſt an mich.

Sang' dich polypenfeſt an mich!
Zieh' mich ganz hinein in dich!
Unerſchöpflich, unerſättlich
Gib und nimm und wonniglich
Halte mich!
Küß' und ſprich,
Daß ich ſtumm dich machen müſſe
Und aufs neu geſchwätzig küſſe,
Dann das ſüße Schweigen brich,
Mich mit Küſſen ſtumm zu machen
Stumm und träumend! Wieg' mich ein,
Laß mich zwiſchen Traum und Wachen
Flüſtern, küſſen, ſingen, lachen
Halten dich und ſelig ſein!

Der Mut, der wieder mir die Bruſt erhebt, biſt du.

Der Mut, der wieder mir die Bruſt erhebt, biſt du,
Das Blut, das neu die Adern mir belebt, biſt du!
Der Labetrunk aus tauſend ſüßen Blumenkelchen,
Von dem beſeelt mein Herz zum Himmel ſtrebt, biſt du!
Der Kuß der Phantaſie, von dem mein Geiſt im Rauſche
Aufs neu ſich bunte Märchenbilder webt, biſt du!
Der Zauber, der die graue Welt mir zeigt in bunten
Glutfarben, daß ſie heiter vor mir ſchwebt, biſt du!
Der frohe Trieb, daß lachend ich die Welt durchſchreite,
Daß nicht mein Fuß an jeder Scholle klebt, biſt du!
Biſt du, du ſelbes Frauchen, das mir bald das Leben
Wegküßt und dann mich an der Bruſt begräbt, biſt du!
Die Seele meiner Lieder, die in jedem Klange
Dem Falter gleich im Netze flatternd bebt, biſt du!

Mit deinen Augen.

Mit deinen Augen
Grüßt mich der Himmel hell,
Mit deiner Stimme
Ruft mich der Waldesquell,

Mit deinen Lippen
Küſſet die Roſe mich,
Mit deinem Atem
Laben die Lüfte mich.

Die aber walten
Hier, dort und allerwärts,
Nur dir in Armen
Drück' ich die Welt ans Herz!

Sei nicht mein Pünktchen auf dem i.

Sei nicht mein Pünktchen auf dem i,
Das ſtreckt ſich und erreicht es nie!

Sei nicht mein Häkchen überm u,
Das winkt ihm ſtets von ferne zu.

Sei auch nicht mein Verdopplungsſtrich,
Verdoppelſt wohl, doch meideſt mich.

Sei meine Schleif' im großen E,
Feſt an der Bruſt, in Wohl und Weh'!

Komm, o komm im ſchwarzen Kleide.

Komm, o komm im ſchwarzen Kleide,
Mit dem runden Hütchen auf!
Mach' ein Ende meinem Leide,
Gib mir Licht und Glück vollauf!

Mit dem Perlenkettchen binde
Mich an dich mit Hand und Fuß,
Daß ich nie mehr Freiheit finde,
Ewig dir gehören muß.

Komm, o komm und laß uns ſchweifen
Weit ins Freie Hand in Hand,
Laß im Wandeln wonnig ſtreifen
Schritt für Schritt mich dein Gewand.

Sind noch kahl des Waldes Räume,
Sei nicht bang! verliebte Leut'
Schwatzen Blätter an die Bäume,
Sind von ew'gem Lenz erfreut.

Komm, o komm, durch Wald und Heide
Unermüdet geh' der Lauf!
Komm, o komm im ſchwarzen Kleide,
Mit dem runden Hütchen auf!

Mache meinem Leid ein Ende,
Laß mir deines Auges Strahl
Leuchten, und die weißen Hände
Laß mich küſſen tauſendmal!

Die Roſe hat ihren Duft verhaucht.

Die Roſe hat ihren Duft verhaucht,
Dir einen Gruß zu bringen,
O daß Liebe Zeichen und Worte braucht
Und möchte nur duften und klingen.

Die Roſe hat ihren Duft verhaucht,
Dir einen Gruß zu bringen,
Wenn in dein Gedenken mein Herz ſich taucht,
Wie Duft muß es zu dir dringen.

Die Roſe hat ihren Duft verhaucht,
Dir einen Gruß zu bringen,
Wenn die Flamme des Lebens verglüht, verraucht,
Dann will ich zu dir mich ſchwingen.

Die Lieb' hat keine Schrank' im Raum.

Die Lieb' hat keine Schrank' im Raum,
Nah oder fern iſt da nur Traum.

Die Lieb' hat keine Schranke der Zeit,
Ewig und jetzt iſt da unentzweit,

Du biſt mein Herz, mein Lieb, mein Stern!
Schrankenlos, ewig, nah und fern!

Siehſt du mir nur ins Aug' hinein.

Siehſt du mir nur ins Aug' hinein,
Nenn' ich die Welt, den Himmel mein!

Und wenn mich deine Hand nur drückt,
Gedenk' ich Gottes, fromm entzückt.

Doch wenn dein Mund im Kuß mich hält,
Vergeſſ' ich Himmel, Gott und Welt!

Als mit meinem Lieb ich ging.

Als mit meinem Lieb ich ging
Lauter Licht uns da umfing.
Rot vom Sonnenuntergang
Streift' ein Glanz das Tal entlang:
Von des Mondes Sichel hell
Schimmert leise Wald und Well';
Lichterglanz um Stadt und Dom
Spiegelt golden sich im Strom:
Und mein Lieb sah fröhlich drein,
Und das war der schönste Schein.

Eine Blume wollt' ich senden.

Eine Blume wollt' ich senden,
Und du suchst vielleicht danach,
Die ich dir mit eignen Händen
Draußen auf den Fluren brach.

Ist sie auch verloren gangen,
Suche dir die andre flugs,
Die aus sehnendem Verlangen
Dir in meinem Brief erwuchs.

Und du pflückst im Blätterwenden
Eine Blume unverletzt,
Die dir Gott mit eignen Händen
In mein stilles Herz gesetzt.

Ich möchte zu Füßen liegen.

Ich möchte zu Füßen liegen
Dir nur eine Viertelſtund',
Nicht reden, nicht ſingen, nur ſchmiegen
An deine Hand den Mund.

Dein ſamtnes Halsband rührte
Mir leis der Stirne Saum,
Dein wehend Atmen ſpürte
Ich halb nur, wie im Traum.

Du ſollteſt nicht nach mir blicken,
Kein Wörtchen reden zu mir;
Halb ſchlummernd dürfteſt du nicken,
Und flüſtern im Traum von mir.

Und würde die Zeit vergehen,
Und mahnte der Glocke Mund,
Dann wollt' ich dich ſelig flehen:
Nur noch eine Viertelſtund'!

Will ſich einmal das Blättchen wenden.

Will ſich einmal das Blättchen wenden
Im Herzen dein,
So ſei's ein Roſenblatt allein:
Das magſt du drehn nach allen Enden,
's wird immer Duft und Schimmer ſpenden,
Und ewig, wie du's auch magſt wenden,
Ein Roſenblättchen ſein.

Meines Herzens ſtummes Grüßen.

Meines Herzens ſtummes Grüßen
Weckſt du neu zu Liedeslaut:
Immer hab' ich ſingen müſſen
Wenn ich dir ins Aug' geſchaut.

Deine ſüßberedten Augen
Sind ſo holder Fragen voll,
Daß nur Klang und Sang will taugen
Wenn ich Antwort geben ſoll.

Deines Blickes milder Schimmer,
Deines Mund's melod'ſcher Schall,
Wecken in der Bruſt mir immer
Widerſchein und Widerhall.

Liebeswonnen, goldne Bande.

Liebeswonnen, goldne Bande
Haſt du mir ums Herz gebunden,
Führ' mich, feſt davon umwunden,
Führ' mich bis zum Grabesrande.

Noch im Grabe weich mich betten
Werden, die ich hier empfunden,
Die du mir ums Herz gewunden:
Liebeswonnen, ſel'ge Ketten.

Wenn, dem Erdenſchlaf entronnen,
Ich zum Himmel eingegangen,
Werden dort mich noch umfangen
Sel'ge Ketten, Liebeswonnen.

Ich ſah zwei Schmetterlinge.

Ich ſah zwei Schmetterlinge
Verkettet in der Luft —
Taumelnd und trunken fliegen
Durch Maienblütenduft.

Ich ſah auf dunklen Fluten
Zwei Schwän' im Liebesſpiel,
Hintreiben ſüß verſunken
Und kamen doch ans Ziel!

So wallten wir verſchlungen
Zu blühendem Geheg,
Feſt Mund an Mund geſogen
Und fanden doch den Weg!

Die Flamme ſingt.

Die Flamme ſingt
Ihr Lied in Ruh',
Der Pendel ſchwingt
Den Takt dazu.

Die Pfeife glimmt,
Bis ringsumher,
Das Wölkchen ſchwimmt
Vom Dufte ſchwer.

Dann ein Geklirr
Von Kannen ſacht,
Im Tongeſchirr
Der Mokka lacht.

Ins Dämmerlicht
Der Winterfrüh
Tönt Lärm noch nicht
Der Lebensmüh',

Nur Glockenruf
Zu gutem Tag,
Nicht Roſſeshuf
Noch Trommelſchlag.

O ſüße Ruh',
O Friede traut!
Nun Lieb' ſei du
Im Herzen laut!

Blume ſtill im Wald erblüht.

Blume ſtill im Wald erblüht,
Dann in meiner Hand verglüht,
Ruhe ſanft in dieſem Brief.
Bis zum Auferſtehn dich rief
Liebe, und zu ew'gem Leben
Im erinnernden Gemüt.

Du pflückteſt dir zum Blumenſtrauß.

Du pflückteſt dir zum Blumenſtrauß
Die Blumen groß und klein,
Da macht' ich gleich ein Liedchen draus
Und ſang's in mich hinein.

Das beſte Blümchen, das du haſt,
Auf keiner Wieſe blüht's,
An keinem Halm, an keinem Aſt,
Nur mir im Herzen glüht's.

Und iſt es auch nicht rot und bunt,
Und hat nicht Duft noch Schein,
Blüht's doch im Jahr zu jeder Stund'
Und ganz für dich allein.

Weil ich so lieb die Sterne hab'.

Weil ich so lieb die Sterne hab'
Ein Stern ist kommen zu mir herab.
Der wollte bleiben unerkannt
Nahm Frauenart und Frauengewand.
Doch sagt' ich gleich: Verbirg dich nicht!
Du bist ein Stern, ein Himmelslicht!
Ich merk's an deinem goldnen Haar,
Ich merk's an deinem Augenpaar,
Ich merk's an deiner Stirne Schein,
An allem Glanz und Schimmer dein!
Da mußt' er mir's denn eingestehn,
Hat mich ganz strahlend angesehn,
Und nickt mir zu und küßt mich hold, —
Wie mundet süß das Sternengold!

Was auch der Glocke Ton euch sage.

Was auch der Glocke Ton euch sage,
Was auch die Sonn' ins Herz euch scheint,
Mir tönt ein Glück aus jedem Schlage,
Ich weiß, was all dies Strahlen meint.

Und eine Glock' im Herzen rühret
Sich tönend noch, wenn's draußen schweigt,
Und alle Glut der Sonne spüret
Mein Herz noch, wenn der Tag sich neigt.

Und wenn es dämmert, und im Düstern,
Des Nachts, wenn alle Glocken stumm,
So brauch' ich nur ein Wort zu flüstern
Dann glüht's und läutet's ringsherum!

Wenn ich so sitz' in stillen Träumen.

Wenn ich so sitz' in stillen Träumen,
Träum' ich: es löst sich all mein Leid,
Die Hochzeit naht, der Treue Eid
Schwör' ich dir in der Kirche Räumen.

Wenn ich so sitz' in stillen Träumen,
Träum' ich, ich säß' an deinem Sarg,
Und an dem Grabe, das dich barg
Dicht unter blüh'nden Friedhofsbäumen.

Wenn ich so sitz' in stillen Träumen,
Träum' ich, daß ich dich wiederfänd'
Am jüngsten Tag, am Weltenend',
Auf Sternenau'n, an Wolkenräumen.

Nicht sing' ich Lieder laut und hell.

Nicht sing' ich Lieder laut und hell,
Mein Lieb, weil wir belauscht:
Du aber fühlst den Liederquell,
Der mir im Herzen rauscht.

Und jeder Tropfen, der da quillt,
Ist Lieb' und Wonn' und Lust,
Die flutend all hinüberschwillt
Mein Lieb, in deine Brust!

Ich bin so fremd geworden.

Ich bin so fremd geworden,
Seit ich mit dir bekannt,
So fremd mit allem Bösen;
Ich fühl' wie ein Erlösen
Vom Fluche, der uns bannt,
Seit ich zuerst dich schaute,
Seit ich mit dir bekannt.

Ich bin so froh geworden,
Seit ich bei dir geweint,
Daß aus der Brust mit Singen
Mir lauter Lieder dringen
Zur frohen Schar geeint,
Seit ich bei dir geklaget,
Seit ich bei dir geweint.

Ich bin so mutig worden,
Seit ich vor dir gebebt,
So mutig, ohne Zagen,
Kampf mit der Welt zu wagen,
So dräuend er sich hebt,
Seit ich vor dir gezaget,
Seit ich vor dir gebebt.

Schon grüßt auf dämmerndem Pfade.

Schon grüßt auf dämmerndem Pfade
Der Abendſtern die Nacht:
Das iſt die Stunde der Gnade,
Die Liebende glücklich gemacht.

Da flattern zwei weiße Tauben
Mir koſend um das Haupt,
Mir allen Sinn zu rauben,
Den Liebe noch nicht geraubt.

Da lodern zwei rote Blüten
Berauſchend an meinem Mund,
Die weißen Tauben behüten
Eine ſelige Dämmerſtund'.

Da klingt's wie Flüſtern rauſchend:
Sprach ich oder Lieb' ſprachſt du? —
Dann Stille, — dann ſchaut nur lauſchend
Der Stern der Liebe uns zu.

Gibt's im Himmel ew'ges Streben.

Gibt's im Himmel ew'ges Streben?
Oder iſt dort ew'ge Ruh'?
Nun, wir werden's ja erleben!
Vorderhand: nur immer zu!

Der Bach mit ſeinem Rauſchen.

Der Bach mit ſeinem Rauſchen,
Mit ihrem Schlag die Nachtigall,
Laut künden ſie ihr Weſen all,
Brauchſt ihnen nicht zu lauſchen.

Doch meines Herzens Schlagen
Iſt ſo geheim, mein Lieb, du mußt
Das Haupt mir lehnen an die Bruſt
Soll es dir alles ſagen.

Ich lag im ſtillen Zimmer.

Ich lag im ſtillen Zimmer
Zur Nacht, doch eh' ich ſchlief
Warf mir der Mond voll Schimmer
Aufs Bett einen Liebesbrief.

Und eh' an ſeinen Lettern
Ich zuviel Zeit verlor,
Sang mir mit hellem Schmettern
Die Nachtigall ihn vor.

Mein Lieb, mit welchem Solde
Zahlſt du die Dienſte all,
Dem Mond mit ſeinem Golde
Und der ſüßen Nachtigall?

Nie einen Kuß!

Nimm nie zum Abſchied einen Kuß,
Das wär' ein Punkt, es wär' ein Schluß.
Mußt einen Doppelpunkt erringen,
Dann mög' der Nachſatz Glück dir bringen.

Die Zeit, wo wir noch ſchmachten müſſen.

Die Zeit, wo wir noch ſchmachten müſſen,
Küſſ' immer mich die Roſe ſatt,
Die du geſandt, aus jedem Blatt
Grüßt mich dein Mund mit tauſend Küſſen!

Doch kommt die Zeit, Herz, wo dein Koſen
Den Frühling mich vergeſſen läßt,
Wo jeder Kuß ein Roſenfeſt
Mit allen hunderttauſend Roſen!

Wenn wir einſt vereinte Funken.

Wenn wir einſt vereinte Funken
In der großen Gottesglut,
Oder Tropfen ſtill verſunken
In der Seligkeiten Flut:

Nimmer doch vergeſſen dürfte
Ich dein Händchen, ſchneeweiß, klein,
Kuß auf Kuß, den dort ich ſchlürfte,
Fiel' mir noch im Himmel ein.

Wie das Dampfroß Feuergüſſe.

Wie das Dampfroß Feuergüſſe
Sprühte auf dem nächt'gen Zug:
Soviel Funken, ſoviel Küſſe!
Rief ich, da mich's zu dir trug.

Wieder nun aus wolk'gen Mähnen
Sprüht's und trägt mich von dir weit:
Soviel Funken, ſoviel Tränen!
Seufz' ich, in der Einſamkeit.

Eh' du mich liebteſt.

Eh' du mich liebteſt, dünkte faſt
Der Sterne Blick mir vorwurfsvoll,
Zur Erde ſank der Wimper Laſt
Vor ihrem goldnen Himmelsgroll.

Seit du mich lieb haſt, könnt' ich mich
Blind ſehn an ihrem Scheine ganz:
Wir ſind ſo gleich, ſo brüderlich!
Ich ſo voll Glück, ſie ſo voll Glanz!

Mir wird's mit meinen Liedern gehen.

Mir wird's mit meinen Liedern gehen,
Wie wenn die Frau dem Mann was ſtickt,
Sie meint, es ſoll geheim geſchehen,
Doch hat er alles längſt erblickt.

Biſt du auch fern ſo manche Meile,
Du ſiehſt mir doch hinein ins Blatt,
Ich ſchreib' dir keine einz'ge Zeile,
Die nicht dein Geiſt erraten hat.

Du biſt ſo bei mir jede Stunde,
In all mein Sinnen ſo verwebt,
Daß die geheimſte Herzenskunde
Mir wie von deinen Lippen ſchwebt.

Wie ſoll dies Büchlein dich beglücken
Durch Überraſchung, Närrchen du,
Wenn ewig hinter meinem Rücken
Du lächelnd ſtehſt und ſchauſt mir zu?

Wirſt du im vollſten Segen.

Wirſt du im vollſten Segen
Der Kraft und Jugend mein:
Dann will ich dich hegen und pflegen
Wie ein altes Mütterlein.

Doch bleichen der Wange Roſen,
Und wird das Haar dir grau,
Dann will ich dich küſſen und koſen
Als meine junge Frau.

Seiner Frau.

Am Vorabend des 20. November 1868.

Du denkſt nun wohl in ſtiller Nacht
Was ich ſo ſpät noch trieb?
Ich hab' dir ein Gedicht gemacht:
„Ich hab' dich lieb".

Ich dacht', als ich im ganzen Haus
Allein noch wach verblieb,
Mir's hinter deinem Rücken aus:
„Ich hab' dich lieb!"

Kämſt du zur Türe jetzt herein,
Erſchräk' ich wie ein Dieb,
Wenn du mir ſähſt ins Blatt hinein,
Was ich denn ſchrieb?

Und wenn, erpicht auf Dichterlohn
Ich froh die Hände rieb,
Erführſt am End' du's heute ſchon:
„Ich hab' dich lieb!"

Doch nein, du ſchläfſt, und es iſt Zeit,
Daß ich ins Bett mich ſchieb'
Und ſtill mir denk' an deiner Seit':
„Ich hab' dich lieb!"

Mein Lied leſ' ich dir morgen erſt,
Zum Feſt, beim Kaffeeſieb,
Wie wird's dich freu'n, wenn du's erfährſt:
„Ich hab' dich lieb!"

Roſa und Feodor von Milde.

1858—1865.

Eine Blüt' im Lenz — dann welkes Laub,
Ein pochend Herz — dann ein bißchen Staub,
Ein Liedeshauch und dann, ach, ſo ſtill
Und niemand, der mein gedenken will!
Was wär' ich, daß ich ſo enden müßt',
Wenn Gott nicht ewig von mir wüßt'!

Widmung.

Dies Büchlein ſoll ein Garten ſein,
Alle Blumen und Blüten ſind dein.

Ein Lied von deiner Schöne darin,
Das iſt die Roſe, die Königin.

Ein Lied von deinem ſingenden Mund
Tut eine glühende Nelke kund.

Ein Lied von deinen ſtillen Gedanken
Singen die Lilien, die ſchlanken.

Ein Lied von deinem Lobe auch,
Das ſei ein voller Fliederſtrauch.

Ein Lied von deiner Schmerzen Traum,
Das iſt der dunkle Zypreſſenbaum.

Ein Lied von deinem Glück und Glanz
Singt Immergrün im vollen Kranz.

Ein Lied von deiner Frauenehre
Singt die Tulpe ſtolz, die hehre.

Und ein Lied vom Gedenken mein
Soll nur ein duftig Veilchen ſein.

Mein Engelein.

Ein Kindlein in der Wiege lag,
Ich ſang ihm ein Lied am Frühlingstag.

Ein Lied zum Wiegenangebind;
Doch bald ein Englein ward das Kind.

Und als es flog zur Welt hinaus,
Flog es vorbei an meinem Haus.

„Hab' Dank, du lieber Sänger mein!
Ich bin nun worden ein Engelein.

Zum Himmel flieg' ich hoch empor:
Doch unten weint, die mich verlor.

Drum ſeg'n ich dich, mein Sänger wert,
Nimm hin den Dank, der dir beſchert.

Für jede Träne, die mir fließt,
Ein Lied aus deinem Herzen ſprießt.

Ein Lied, das dir dein Engel gibt,
Das ſingſt du ihr, die mich geliebt.

Leb wohl, ich geh' zum Himmel ein!"
„Hab' Dank, hab' Dank mein Engelein!"

An meine Herrin.

Ich will dein Sänger ſein. Iſt dir das lieb?
Und läßt du meine Lieder dir gefallen?
So folg' ich meines Herzens freiem Trieb
Und laſſe mutig ſie vor dir erſchallen.
Nicht in entlegne Fernen will ich wallen,
Nicht ſchwingen mich auf unbetretne Höh'n;
Ich ſinge nur mit lieblichem Getön
Das nächſte Lied, das leichteſte von allen:
„Du biſt ſo ſchön!"

Ich ſinge nicht um Lohn, mir iſt genug,
Wenn du vergönnſt, daß dir mein Lied erklinge,
Daß es, ein Falter, in gewiegtem Flug
Zu ſeinem Licht darf heben ſeine Schwinge.
Wenn ich des Herzens Huldigung dir bringe,
Ein Dankeslächeln ſei mein Liederſold,
Mir iſt es Ehr' und Reichtum, Glück und Gold,
Daß du mir lauſchen willſt, wenn ich dir ſinge:
„Du biſt ſo hold!"

Ich bin ſo fröhlich, daß ich dir genaht;
Nun iſt die ſchönſte Zeit in meinem Leben,
Die heitre Stunde, wo ich zu dir trat,
Hat mir für immer Heiterkeit gegeben.
Ich will dein Sänger ſein, in deinem Weben
Und Walten reich ein Liederſegen ruht;
Ein weiblich Herz, das holde Wunder tut,
Kann auch zum Lied das ſchlichte Wort erheben:
„Du biſt ſo gut!"

In Weimar.

Ich weiß eine liebe Schwelle,
Da geh' ich aus und ein,
Von Sonnenlichtes Helle
Soll ſie geſegnet ſein!

Ich weiß ein Herdesfeuer,
Das brennt ſo traut und froh,
Ein Hüter mag, ein treuer,
Es wahren lichterloh!

Ich weiß ein reines Tönen
Aus Tiefen zu den Höh'n:
Der Schöpfer alles Schönen
Erhalte das ſo ſchön!

Ich weiß ein Herz, das ſiehet
Aus Augen ſelig rein,
Wenn ich davor gekniet,
So mag mir's Gott verzeihn.

Ich weiß ein Paar, wie Tauben,
Ein liebes Menſchenpaar,
Der Gott, an den wir glauben,
Beglück' es immerdar.

Ich weiß ein Kindeslallen
Und Knab' und Mägdelein,
Der Vater iſt uns allen,
Mög' ihnen gnädig ſein.

Ich weiß von ſchönen Stunden,
Die mir verſchwenderiſch
Die Luſt ums Haupt gewunden
Wie Kränze grün und friſch.

Ich weiß von einem Triebe
Des Danks, der in mir reift,
Gott woll' es, daß die Liebe
Ihn aus der Bruſt mir greift.

Ich weiß und wäre zu neiden,
Wüßt' ich nur eines noch:
Wie ich nun ſolle ſcheiden,
Scheiden und leben doch.

Meine liebe Herrin ſpricht.

Meine liebe Herrin ſpricht,
Daß an hellem Wiſſenslicht
Ihr gebricht,
Daß ihr Weisheit fehle.
Herrin, biſt du weiſe nicht
In der Seele?

Biſt du nicht die Nachtigall,
Die da löſt die Rätſel all
Süß mit Schall
Unſrer Luſt und Schmerzen?
Tönt nicht Himmelswiderhall
Dir im Herzen?

Läßt nicht deine Kunſt allein
Dichterbilder erſt gedeihn
Aus dem Schein
Reich zu Macht und Leben?
Und nicht ſollte weiſe ſein
Dein Beſtreben?

Biſt du nicht des Gatten Luſt,
Wird ihm nicht an deiner Bruſt
Erſt bewußt
Himmelsſieg im Weltgetriebe,
Daß du ſelig preiſen mußt
Deine Liebe?

Lernt dein blonder Knabe nicht
Lieb' aus deiner Augen Licht,
Liebespflicht
Schon aus deines Hauptes Nicken,
Wenn dir ſüße Weisheit ſpricht
Aus den Blicken?

Reiſten Weiſe zu dir hin,
Zu erforſchen deinen Sinn,
Hochgewinn
Brächte ihrem Geiſt die Reiſe;
Glaub' es mir, Gebieterin,
Du biſt weiſe!

Erinnerung.

Als ich bei meiner Herrin war,
Das waren ſchöne Zeiten,
Sie reichte ihren Arm mir dar,
Ich durfte ſie begleiten.

Ich war ihr Führer auf dem Gang
Zum nahen Opernhauſe,
Allwo ſie die Agathe ſang
Bei ſchallendem Applauſe.

Dann führt ich ſie zu ihrem Mann,
Beim Tee ihm zu berichten
Von dem Applaus, den ſie gewann,
Die herrlichſten Geſchichten.

Und auf der Bühne wie im Haus
Verfiel ſie nie in Proſa;
Mit der Agathe war's wohl aus,
Nun aber war ſie Roſa.

Und als die zwölfte Stunde kam
Und ich nun ſcheiden müſſen,
Reicht ſie mir, als ich Abſchied nahm,
Die ſchlanke Hand zum Küſſen.

Ich ging und träumte wohl und weh,
Noch bis der Morgen nahte,
Von Handkuß, von Applaus und Tee,
Von Roſa und Agathe!

Eh' nun Wiederſehn und Meiden.

Eh' nun Wiederſehn und Meiden
Mich verwirren, mich erregen,
Laß noch einmal mich beſcheiden
Dir mein Herz zu Füßen legen.

Willſt du dich mir gnädig zeigen,
O ſo wolle eins mir ſchenken:
Meinem demutvollen Reigen
Ein getreues Angedenken.

Nicht ein ſehnendes Verzehren,
Nicht ein Schmachten voller Schmerzen,
Doch ein flammendes Verehren
Nehm' ich mit in meinem Herzen.

Weihe meines Geiſtes Waffen,
Laß mich deine Farben tragen,
Dir zum Ruhm begeiſtert ſchaffen,
Dir zu Ehren Schönes wagen.

Du, an deren Hand mit Beben
Ich betrat die Bahn des Schönen,
Sei die Weihe meinem Leben,
Sei die Muſe meinen Tönen.

Woll' an meinem Lied dich weiden,
Töne jedes dir zum Frommen:
Dann ein Bleiben iſt mein Scheiden,
Und mein Wandern iſt ein Kommen.

Laſſe Luſt aus Schmerz erglühen,
Glück mich ziehn aus Scheidens Loſen;
Lebensblumen, die verblühen,
Werden zu Erinn'rungsroſen!

Mancherlei Fragen für meine Herrin.

1.

Wer hat dich denn vertrieben?
Warum denn zogst du fort?
Warum, o Herz, bist du nicht dort,
Ach dort geblieben?

Wie ist es nur gekommen?
Was zog dich zu dem Gang?
Daß du nun Abschied auf so lang,
Ach lang genommen?

Warum dir Schmerz erlesen,
Da süß die Zeit entloh,
Da du so glücklich und so froh,
So froh gewesen?

Wer hat dich doch gezwungen?
Was suchst du auf der Fahrt,
Der Stimme ferne, die so zart,
So zart geklungen?

O still mit all den Fragen,
Und immer still aufs neu',
Und ob du ferne, Herz, nur treu,
Nur treu geschlagen!

2.

Ist es blonder Locken Zier,
Wehend um die Wangen,
Die im goldnen Netze mir
Herz und Sinn gefangen?

Sind's von dunkler Augen Glanz
Lichter Blicke Gaben,
Die mein Denken mir so ganz
Eingenommen haben?

Ist es deiner Stirne Bau
Und der Wimper Beben,
Daß zu dir, du holde Frau,
Die Gedanken schweben?

Ist es all der holde Brauch
Lieblicher Gebärde,
Daß ich nun so ferne auch
Noch bezaubert werde?

Ist es deines Mund's Gesang
Oder ach, sein Schweigen,
Daß ich gab der Lieder Klang
Alle dir zu eigen?

Ist es milder Tränen Zoll,
Der sich mir ergossen,
Daß ich so erinn'rungsvoll
Dich ins Herz geschlossen?

Ja, es ist der Schönheit Lust
Und der Seele Güte,
Deren Strahl in meiner Brust
Weckte jede Blüte.

Ja, du hast zur schönsten Zeit
Mir die Brust verkläret,
Gabst mir eine Seligkeit,
Die ein Leben währet.

Gib in deiner Seele Raum
Meines Herzens Grüßen!
All mein Leben ist ein Traum,
Herrin! dir zu Füßen.

3.

Was macht das Stübchen
Im Lampenglanz?
Was macht mein Bübchen,
Was macht mein Franz?

Zeichnet er Wagen
Und Reiter hin?
Tut er kein Fragen,
Wo ich nur bin?

Ruſet er nimmer
Seinem Kamel,
Das ihn durchs Zimmer
Trug auf Befehl?

Was macht der braune
Freund und Gemahl?
Trägt er mit Laune
Luſt oder Qual?

Ging er zur Probe?
Singt er par cœur?
In der Garderobe
Vor dem Souffleur?

Drückt er den Daumen
Schmidt in den Mund,
Daß er den Gaumen
Nicht ſinge wund?

Läßt er Elviren
Berghaus etwa
Juſt ſolfeggieren
Re Do Mi La?

Sagt er im ſtillen
Von Fräulein Bloch:
„Um Gottes willen,
Gaſtiert die noch!?“ —

Emmy, die Schweſter,
Denkt ſie noch ſein
An ihr Silveſter-
Tiſchnachbarlein?

Und meine traute
Herrin, mein Stern,
Den ich einſt ſchaute,
Der mir nun fern?

Iſt ſie gewogen
Dem armen Wicht,
Der fortgezogen
Aus ihrem Licht?

Wird ſie nicht klagen
Ob meinem Brief?
Nimmt ſie mein Fragen
Nicht etwa ſchief?

Und ſpricht verwundert:
Ein Narr fragt mehr,
Als Weiſe, hundert,
Erdenken ſchwer.

Die holde Närrin,
Die Phantaſie,
Zeigt mir die Herrin
So ſchön, wie nie.

Saget mir leise,
Daß sie mir gut!
Wie wohl die Weise
Dem Herzen tut!

Und was die Feine
Sonst mir verspricht,
Herrin, du meine,
Lüget sie nicht?

Herrin, du hohe,
Würd' es doch so,
Dann wär' der Frohe
Hundertmal froh!

Umflort, gehüllt in Trauern.

Umflort, gehüllt in Trauern
Und Furcht ist mir das Herz:
Gespenstisch seh' ich lauern
Den tödlich tiefen Schmerz.

Und wollte Glück mich krönen,
Mir schien' es nur der Gram,
Der zwiefach mich zu höhnen
Die bunte Larve nahm.

Doch ob mir Freude winke,
Und ob der Schmerz mir droht,
Aus beiden Bechern trinke
Zuletzt ich nur den Tod.

Ob ich sein Gift mir hasche
Aus Schmerzen oder Lust,
Wer fragt, was meine Asche
Von beiden einst gewußt!

Iſt mir denn aller ſüße Klang verrauſcht?

Iſt mir denn aller ſüße Klang verrauſchet?
O nein! Du ſingſt!
Erblichen jeder Stern, dem ich gelauſchet?
O nein! Du blinkſt!

Starb mein Gedenken an geweihte Stunden?
O nein! Es lebt!
Vergaß mein Herz, was es ſo warm empfunden?
O nein! Es bebt!

Es bebt, und was ich heilig ihm vertraute
Bewahrt es tief,
Und ruft noch manchmal ſüße Namenslaute!
O horch! es rief!

Es tat mir weh, den Klang zu hören.

Es tat mir weh, den Klang zu hören,
Als man dein goldnes Haar zerſchnitt:
Ich ſah mit Schmerz den Schmuck zerſtören,
Die Schere ſelber ſeufzte mit.

Da lag die Fülle weichen Goldes,
Und jedes duft'ge ſeidne Haar
Schien ein Gedenken mir, ein holdes,
Der Zeit, in der's gewachſen war.

Ich hätt' 'ne Locke ſtehlen können,
Doch ich erbat ſie, ehrlich dumm;
Du wollteſt keine mir vergönnen,
Und betteln mocht' ich nicht darum.

Ich hab' ſolch Kleinod eh' beſeſſen
Und hab's vertan, und hab's verſcherzt;
Und nun den Wert ich könnt' ermeſſen,
Nun bleib' ich arm, und Armut ſchmerzt.

Doch manch geringes, dürft'ges Weſen
Wär' wert, daß man's in Gold verſenkt,
Und könnt'ſt du mir im Herzen leſen,
Du hätt'ſt mir all das Haar geſchenkt.

Die hellen Farben Rot und Blau.

Die hellen Farben Rot und Blau,
Das ſind die liebſten, die ich ſchau',
Seit ich ſie ſah am Kleide
Von einer lieblichen Frau.

Ich hab' ein Kiſſen rot und blau,
Vor dem iſt auch das Weichſte rauh,
Ich hab' es einſt erhalten
Von einer lieblichen Frau.

Und Roſen rot und Veilchen blau
Ich pflückte ſie in Flur und Au,
Mich dünkt es, ſie erzählen
Von einer lieblichen Frau.

Mit Lippen rot und Augen blau,
Die Mädchen ſchau' ich mir an genau,
Doch einzig zum Gedenken
An eine liebliche Frau.

Wenn Abendrot und Himmelsblau
Sich ſpiegeln in der Blumen Tau,
Dann iſt mir's wie ein Grüßen
Von einer lieblichen Frau.

Das helle Rot, das zarte Blau,
Sie bergen ein Geheimnis ſchlau,
Und wollen's nur verraten
An eine liebliche Frau.

Blume im Verwelken ſpricht.

Blume im Verwelken ſpricht:
„Nur ein Tau, dann ſterb' ich nicht.“

Flamme im Verglimmen fleht:
„Nur ein Hauch! Die Glut verweht.“

Quell im Sande flüſtert ſacht:
„Nur ein Regen über Nacht!“

Und mein Herz fleht ſehnenswund:
„Nur ein Wort von deinem Mund!“

Verſäumnis.

Ein Lied wollt' ich dir ſingen heut',
Doch alles hat mich ſo zerſtreut.

Die Sonne war grad' am Untergehn,
Da mußt' ich in die Sonne ſehn.

Eine Lerche ſang in der Abendruh'
Da hört' ich wieder der Lerche zu.

Und als die Sonn' und die Lerche ſanken,
Vertieft' ich mich in ſtille Gedanken.

Verlier ich, Herrin, deine Huld,
Sonne und Lerche ſind dran ſchuld!

Ich warte beklommen.

Ich warte beklommen
Und unruhvoll,
Doch will nimmer kommen
Was kommen ſoll.

Hätt' ich nur vernommen
Ein Grüßen, o dann
Mag ſonſt immer kommen
Was kommen kann.

Dann wäre willkommen
Mir Nacht wie Tag,
Ich ließ alles kommen
Wie's kommen mag.

Doch Warten muß frommen,
Was hilft Verdruß,
So möge denn kommen
Was kommen muß!

Wohin? Wohin?

Wohin? wohin
Schweifet dein Sinn?
Zu einem Garten fein
Mit Blumen groß und klein,
Aber ein Röſelein
Iſt Königin.

Warum? warum
Schauſt du dich um?
Ich ſchaue fern und nah,
Ob noch kein Bote da,
Aber es ſchweiget ja
Alles ringsum.

Von was? von was
Iſt's Aug' dir naß?
Das muß von Tränen ſein,
Die ich im ſtillen wein',
Denn auf das Liebchen mein
Iſt kein Verlaß.

Wie lang? wie lang
Klingt dein Geſang?
Solang mein Herz noch ſchlägt,
Treu ſeine Liebe hegt,
Bis es zur Ruh' ſich legt
Bei Glockenklang.

Wenn ein Kind im Dunkeln bang.

Wenn ein Kind im Dunkeln bang,
Faßt's ein Herz ſich im Geſang.

Faßt ein Herz und ſinget laut,
Bis das Licht es wieder ſchaut.

Ich auch geh' auf Erden hier,
Wie ein Kind im Dunkeln ſchier.

Und mein Lied nur bang erklingt,
Wie's ein Kind im Dunkeln ſingt.

Doch es gibt mir Mut und Kraft
Auf der ird'ſchen Wanderſchaft.

Hoffnung iſt das Mägdlein dort.

Hoffnung iſt das Mägdlein dort
An des Waldes Säumen.
Lieblich Kind! — Da iſt ſie fort —
Schwindet unter Bäumen.

Hoffnung iſt das Vögelein
In der Zweige Bogen;
Singt ſo ſchön! — Ich haſch' es ein!
Iſt ſchon fortgeflogen.

Hoffnung iſt der helle Tag,
Rings ein Glühn und Funkeln!
Als ich unter Blüten lag,
Fing es an zu dunkeln.

Hoffnung iſt der goldne Stern,
Schießt am Himmel nieder,
Iſt nun tief und iſt nun fern:
Sag', wann ſcheint er wieder?

Wenn ein zwiefach Daſein hier auf Erden.

Wenn ein zwiefach Daſein hier auf Erden
Mir ein Gott durch deine Hand erſchließt,
Zwiefach reich will jeder Segen werden,
Der in meinem Herzen dir entſprießt.

Doch der Sterne Wandel will ich loben,
Bleibt in Glück und Leid nur eine Luſt:
Daß mein Leben, zum Geſang erhoben,
Flüchten darf in deine ſtille Bruſt.

Dein Wort, ſo herb es klingt, iſt wahr.

Dein Wort, ſo herb es klingt, iſt wahr,
Beſonnen, ruhig, feſt und klar.
Verletzt mich's auch und macht mich krank,
Daß du's geſagt, ich weiß dir's Dank.

Und doch empfind' ich's nicht ganz rein,
Klingt was mit Abſicht mit hinein.
Auch fehlt manch früh'res Wort mir nicht,
Das deinem letzten widerſpricht.

Ich aber will mir gern mißtrau'n,
Um nicht dein Bild getrübt zu ſchau'n,
Mein ſei die Buße, wie die Schuld,
Dein iſt nur Wahrheit, Güt' und Huld.

Ich bin dir gut.

Ich bin dir gut. War ich ein Tor,
Du mochteſt ſchelten,
Nur laß mich etwas nach wie vor
Dir gelten.

Ich bin dir gut. Laß nach dem Zwiſt
Verſöhnung walten;
Du mußt mein Herz, wie's einmal iſt,
Behalten.

Ich bin dir gut. Und ſagt's ein Lied,
Wohlan, verhall' es!
Der Sinn, der ihm den Klang beſchied,
War alles.

Ich bin dir gut. Der eine Reim
Iſt mir geblieben,
Seit du ſo ſtreng den Dichter heim
Getrieben.

Ich bin dir gut. Was iſt das dir,
Der alles huldigt?
Nun, denkſt du ſo, dann bin ich ſchier
Entſchuldigt.

Ich bin dir gut. Ob ſpät ich auch
Das Rechte leiſte,
Das Beſte dank' ich deinem Hauch
Im Geiſte.

Ich bin dir gut. Das iſt im Sein
Mein roter Faden:
O fädl' ihn gütig wieder ein
In Gnaden.

Nachts.

Wachen will ich und beten,
Im Geist dir nahe sein,
Will flehend zu dir treten,
Wenn mein du denkst, allein.

Dann soll's im Ohr dir summen
Und tönen in der Brust,
Daß du nicht darfst verstummen,
Daß du vergeben mußt.

Ich weiß, daß Kraft der Liebe
In alle Weiten dringt,
Daß heißem Sehnsuchtstriebe
Der fernste Sieg gelingt.

Will deine Locken streichen
Magnetisch mit der Hand,
Ich will dein Herz erweichen
Trotz allem Widerstand.

Zur Liebe wird das Hassen
Durch einer Träne Tau,
Du kannst mich nicht verlassen,
Du wunderholde Frau!

Wie haben gute Geiſter.

Wie haben gute Geiſter
Mit Gaben dich bedacht,
Wie hat dich Gott, der Meiſter,
So überreich gemacht:

Daß du die Welt mit Tönen,
Dein Haus durch Liebe weihſt
Und mir den Mut zum Schönen
Durch einen Hauch verleihſt.

Die großen Johannisfeuer.

Die großen Johannisfeuer,
Die lodern in der Nacht,
Den Göttern und den Heil'gen
Seit alters dargebracht.

Mein Lied iſt nur ein kleines
Johanniskäferlein,
Will um die Roſe weben
Den güldnen Heil'genſchein!

Und zürnſt du mir und grollſt du mir.

Und zürnſt du mir und grollſt du mir,
Es kann mich nicht erſchrecken.
Wir armen großen Kinder wir,
Wir ſpielen bloß Verſtecken.

Der Trennung dunkles Kämmerlein
Willſt du zu hell noch finden,
Du ſchlüpfeſt ins Kamin hinein,
Mir gänzlich zu entſchwinden.

Der tiefſte Winkel iſt's im Haus,
Schmollwinkel ſind nicht ſchlimmer;
Nun denkſt du: Such' das Aug' dir aus,
Du ſiehſt und fängſt mich nimmer.

Nun ſuch' ich lang', und tappe lang',
Und werd' es müde ſchließlich;
Im Dunkeln wird mir angſt und bang,
Ich rufe dich verdrießlich:

„Komm nur hervor! Ich ſpiel' nicht mehr!
Ich will nicht mehr! Will gehen!
Denn du verſteckſt dich gar zu ſehr.
Wo biſt du? Laß dich ſehen!"

Und mit dem lieblichſten Geſicht,
Und mit dem hellſten Lachen
Kommſt du hervor, um länger nicht
Mich bang und bös zu machen.

Und helle wird's und heller noch
Als ob die Sonne ſchiene.
Und pfiffig ſag' ich: Wußt' ich's doch!
Du warſt in dem Kamine!

Du heilig Bild, ich bete dich an.

Du heilig Bild, ich bete dich an,
Herrin, ich bleibe dir untertan.

Du hohe, ſchaffende Künſtlerin,
Du bleibſt meines Herzens Königin!

Du ſüße Mutter, du liebendes Weib,
Dir weih' ich zum Dienſte Seel' und Leib.

Beglückt, wer ſchauet dein Angeſicht!
Mir iſt's in der Ferne noch Troſt und Licht.

Beneidet, wer deinem Liede lauſcht!
Mir hält's im Erinnern den Geiſt berauſcht.

Gelabt, wen du grüßeſt, erfreut, wer dich kennt!
Erhoben in Schmerzen, wer Herrin dich nennt.

Geprieſen dein Liebſter! geſegnet dein Sohn!
Beſeligt dein Freund, iſt ein Hauch nur ſein Lohn.

O gönne ein Wort noch der Luſt mir im Schmerz,
So nenn' ich dich Roſa! Du ſingendes Herz!

Dann opfre mein Lied, gib's den Winden zum Spiel,
Weiß Gott nur davon, nicht die Welt war mein Ziel.

Nun ich um dich gezittert.

Nun ich um dich gezittert,
Nun kenn' ich erſt den Schmerz,
Nun nehm' ich, wär's vergittert,
Im Sturme mir dein Herz.

Vergiß mein Wort, das ſchlimme,
Verhauch' es im Geſang,
Im Leben deiner Stimme
Spricht auch für mich ein Klang.

Die Luft in deinem Zimmer,
Die ſüßen Blumen dort,
Ihr Atem und ihr Schimmer
Spricht auch für mich ein Wort.

Und ob mein Herz vermeſſen,
Im Hoffen dir erſcheint:
Du kannſt mich nicht vergeſſen
Ich hab' um dich geweint!

Der Frühling kam!

Der Frühling kam! In ſeinem Hauche
Atm' ich ein neues Leben ein.
Der Frühling kam! auf jedem Strauche
Blüht auch Vergeſſen meiner Pein.

Und bin ich ſelbſt es denn geweſen,
Der geſtern noch das Schwerſte trug,
Der nimmer glaubte zu geneſen
Von Wunden, die der Schmerz ihm ſchlug?

Der Todesſehnen, Liebeszagen
In bittrem Streit beſtehn gemußt?
Der Frühling kam! Ich will ihn fragen,
Ob ich von Schmerzen je gewußt?

Daß all mein Glück wie Traum zerronnen,
Daß Lieb' und Hoffen ich verlor,
Kommt mir im Rauſch der Maienwonnen
Nur wie ein altes Märchen vor.

Komm laß mich niederknien zu dir.

Komm laß mich niederknien zu dir
Und laß mich dir ins Antlitz ſehen,
Gebiete mir nicht aufzuſtehen
Und ſei mir gut und lauſche mir!

Und ſchau' den Himmel blau und rein
Mit ſeinen weißen Wolkenherden,
Und wie du ſchauſt, laß mich auf Erden
In meinen Himmel ſehn hinein.

Dein Auge iſt ſo klar und licht,
Da iſt an Wolken nicht zu denken.
Ihr Wimpern, wollet nicht euch ſenken,
Verſchließt mir meinen Himmel nicht.

Und ſchau' den bunten Falter dort!
Das iſt mein Glück! ich will ihn haſchen,
Doch laß ihn an den Blüten naſchen!
Mein Glück, mein Falter, flattre fort!

Das eitel bunte Sommerkind!
Es könnt' empor zum Himmel ſtreben,
Und will doch nur auf Erden ſchweben,
Weil auf der Erde Blumen ſind.

Die Blumen liebt der Schmetterling;
Wind' ich die duft'gen dir zum Kranze,
Schwebt um die Braut im leichten Tanze
Mein buntes Glück, das flücht'ge Ding.

Und ſcheuchſt du ihn, er kehrt zurück,
Mit ſeinen Blumen will er koſen,
O laß ihn freien um die Roſen!
Um deine Stirne ſchwebt mein Glück!

O halde die beſchwingte Zier,
Und in dein Antlitz laß mich ſehen!
Gebiete mir nicht aufzuſtehen,
Laß, Herrin, laß mich knien zu dir!

Am Himmel hoch die ew'gen Sterne leiten.

Am Himmel hoch die ew'gen Sterne leiten
Der Schickung Gang;
Des Lebens Wogen ſeh' ich ruhig gleiten,
Mir wird nicht bang.

Es iſt mir ſchwer zu tragen, ſchwer zu faſſen,
Daß du mich fliehſt,
Die Hand, die ſegnend du mich fühlen laſſen,
Mir nun entziehſt.

Doch wer gönnt Aufſchub, wenn wir ſterben ſollen?
Wir müſſen fort!
Was hilft, wenn Freunde von uns ſcheiden wollen,
Ein flehend Wort?

Wir lernen ſterben ſchon, dieweil wir leben,
Ich lern' es jetzt:
Wer ſolch ein Scheiden trug, trägt ohne Beben
Den Tod zuletzt.

Doch muß ich einſam mir das Ziel erſtreiten:
Den Blick hinauf!
Am Himmel hoch die ew'gen Sterne leiten
Der Schickung Lauf.

Der Dichter iſt zu mir gekommen.

Der Dichter iſt zu mir gekommen,
Der größte Dichter dieſer Zeit,
Er hat das Herz mir eingenommen,
Er hat das Haus mir eingeweiht.

Die Genien ſind mir gut, ſie neigen
Sich freundlich mir und ſind mir hold,
Der größte Künſtler iſt mein eigen,
Sein Gruß iſt Licht, ſein Wort iſt Gold.

Die Freunde kommen und bewegen
Die Seele mir zu ſchönem Sang,
Ich ſtrebe einem Ziel entgegen
Mit hellem Geiſt und glüh'ndem Drang.

Das aber alles wären Striche
Zu einem Bilde ohne Glut,
Wenn mir die helle Farbe bliche,
Die nur in deiner Seele ruht.

Es wär' ein dumpfes Schattenleben,
Das mich verſtört, vor dem mir graut;
Will nicht ein Wort ihm Seele geben,
Das nur von deinen Lippen taut.

Ich muß vergehn, ich muß in Wogen
Verſinken ohne Hilf' und Halt,
Wird mir die ſüße Luft entzogen,
Die nur in deinem Atem wallt.

Gibt's ein halbes Händedrücken.

Gibt's ein halbes Händedrücken,
Gibt's ein faſt zerſtreutes Neigen,
Ein Beſinnen im Beglücken,
Laues Reden, kühles Schweigen,
Da doch voll und überreich
Holde Gegenwart dein eigen? —

Dann ſoll Schmerz mich nie berücken,
Iſt mein Los die Ferne gleich,
Denn ich ſeh' auf goldnen Brücken
Die Erinn'rung niederſteigen,

Trennung wandelnd in Entzücken,
Leiſen Ton in lauten Reigen,
Und mit Bildern voll und reich
Meine Einſamkeit zu ſchmücken.

Seit du geſagt dein ſtrenges Wort.

Seit du geſagt dein ſtrenges Wort,
Seit ich, daß du mir grollſt, erfuhr,
Leb' ich in ſtillem Wahnſinn fort
Und denke, du verſtellſt dich nur.

Weil der Verſtand mich bloß gequält,
Schafft' ich den Unverſtand mir an,
Der mir ganz traulich vorerzählt,
Du ſeiſt mir dennoch zugetan.

So bin ich Narr, doch bleib' ich frei
Und lauf' herum, wie andre Leut',
Dieweil die kleine Narretei
Niemand verletzt, die mich erfreut.

Ich tue keinem Kinde weh,
Ich bin ein Toller ohne Wut,
Und einzig krank an der Idee,
Du ſeiſt mir noch von Herzen gut.

Auf deiner Seele Grunde.

Auf deiner Seele Grunde
Hegſt du mein Bildnis klar,
Wie es dir gab die Stunde,
Da ich dir nahe war.

Wenn nun auch Sorgen grüben
Mir Falten ins Geſicht,
O laß das Bildnis trüben
In deiner Seele nicht.

Nicht leide, daß die Lüge
Der ſpröden Wirklichkeit
Für meines Bildes Züge
Dir Schattenſtriche leiht.

Zur Narbe wird die Wunde,
Das Schlimmſte eilt vorbei;
Auf deiner Seele Grunde
Das Bild ſei narbenfrei.

Wenn ich im Tod geneſen
Von Lebens Schein und Tand,
Dann bin ich ſo geweſen,
Wie mich dein Herz empfand.

Am 18. Mai.

Jener Sonnenſtrahl des Glückes,
Den die Hoffnung mir verſprochen,
Über meinem Herzen iſt er
Leuchtend nun hereingebrochen.

Selig hauſ' ich unter Bäumen,
Tief durchglüht von Freudeſchauern,
Und kein Ahnen und kein Träumen
Mahnt mich an vergangnes Trauern.

Jener Sonnenſtrahl des Glückes
Iſt mir nachts ins Herz gekommen,
Hat, vor Haſt mich zu beglücken,
Sternenſchimmer angenommen.

Jener Sonnenſtrahl des Glückes
War aus deinem Aug' ein Funkeln,
Das auf wunderbaren Wegen
Mich gefunden hier im Dunkeln.

Und der Sonnenſtrahl des Glückes,
Und der Glücksſchein der Sterne,
Und der Schimmer deiner Augen
Dringt im Lied nun in die Ferne.

Sing' das Lied, o ſing' es immer,
Jedes Herz muß es durchdringen;
Denn von deinem Aug' ein Schimmer
Wird in jedem Ton erklingen.

Aus des Freundes Leben.

Da hab' ich ausgekramt die sieben Sachen,
Hab' mich umgeben mit der Freunde Bildern
Und ihren Melodien — Wappenschildern,
Daß sie die Fremde mir zur Heimat machen.

Wo fremde Zonen kalt sie überdachen,
Soll meines Herzens Blüte nicht verwildern,
Der Freundschaft Atem will das Wehen mildern
Der frost'gen Lüfte, die mich hier umfachen.

Und auf dem Sofa prangt ein buntes Kissen,
Ein farbenreicher Gruß! Wie mußt' ich darben!
Wie lange Monde war mir das entrissen!

Salamaleikum! rot und blaue Farben!
Der kann das Glück der Welt getröstet missen,
Dem wen'ge Lieder solchen Dank erwarben!

Ein Brief in Verse gebracht.

„Es war ein traulich Beieinanderweilen,"
„Für das kein Brief Ersatz vermag zu geben;"
„Dächt' ich an mich nur, wollt' ich Klag' erheben,"
„Warum du mußtest in die Ferne eilen?"

„Doch will Besonnenheit mir Trost erteilen:"
„Du bildest in der Ferne dir ein Leben"
„Und willst ja oft im Geiste mich umschweben,"
„Der Trennung Siechtum durch dein Lied zu heilen."

„Laß nur die holde Täuschung nie entschwinden,"
„Die deines Lob's mich dir will würdig zeigen!"
„Ich würd' am herbsten den Verlust empfinden."

„Denn ehrt mich auch zu hoch dein liebend Neigen,"
„Dich selber darf im Lied ich wiederfinden,"
„Und immer bleibst du meinem Herzen eigen." *

* Das vorstehende Sonett wurde von Cornelius nach einem Brief Rosas von Milde verfaßt.

Zur Holbeinſchen Madonna.

Sie ſchauen nicht die Göttliche; ſie knien
Dem Bild, im Herzen ahnend, zugewendet.
Des Himmels Pracht zu tragen ungeblendet,
Iſt nicht dem Aug' der Sterblichen verliehen.

Im Künſtler iſt allein die Macht gediehen,
Zu ſchau'n bis er ſein hohes Werk vollendet,
Das er uns dann wie Offenbarung ſpendet,
Die uns ertönt in Farbenmelodien:

„Wo immer euch vereinet fromme Sitte,
„Zu fleh'n um Liebeskraft, um Friedensſegen,
„Mit lauten Pſalmen oder leiſer Bitte,

„Da tritt, genaht auf wunderbaren Wegen,
„Die Himmelskönigin in eure Mitte
„Und bringt auf Armen euch den Gott entgegen."

Da halt' ich deinen Brief in meiner Hand.

Da halt' ich deinen Brief in meiner Hand —
Und öffn' ihn nicht — um langſam zu genießen,
Dem Wandrer gleich, der zögernd noch am Rand
Der Wellen ruht, die Labung ihm ergießen.
Erſt wenn ich dieſen Dank an dich geſandt,
Will ich die lieben Zeilen mir erſchließen.
Doch nein — ich geh' und höre noch die Meſſe,
So lang entzücke mich nur die Adreſſe.

Es iſt ja deine Hand! Und feſte Züge,
Geneſungsvoll, von Krankheit nicht erſchlafft,
Die Hand, von der du ſprachſt die einz'ge Lüge:
„Daß ſie entbehrt der Schönheit Eigenſchaft,"
Die Hand, die nie ich küßte zur Genüge,
Die jedem Druck verleihet Zauberkraft,
Die Hand, die mir das bunte Kiſſen ſtickte
Und manches liebe Wort zur Ferne ſchickte!

O ſei's noch einmal freudig ausgeſprochen:
Daß du uns allen wieder atmend lebſt,
Daß du nach ſchmerzlich ſorgenvollen Wochen
Die Arme froh um deinen Pfleger webſt,
Fühl' es in unſer aller Herzen pochen,
Was du uns biſt, und wie du uns erhebſt,
Wie alle Namen: Gattin! Mutter! Kind!
Schweſter und Herrin! — Jubelrufe ſind.

Geliebte Herrin! So darf ich dich nennen,
Es iſt mein Recht, ich wahr' es treu und rein,
Wie weit uns auch des Lebens Wege trennen,
Mein Herz mit aller Huldigung iſt dein.
Am Dienſt der Frauen ſoll man mich erkennen,
Das ſoll die Weihe meines Lebens ſein,
Doch was ich auch geſchaut in Huld und Güte,
Du, liebe Herrin, biſt der Frauen Blüte.

Nun in die Kirche! An der Poſt vorbei,
Um dieſen kurzen Gruß ihr zu vertrauen.
Und in der Meſſe, wenn der Glöckchen zwei
Ertönen, da das Heiligſte zu ſchauen,
Und jeder führt zur Bruſt der Schläge drei
Aufs Knie gebeugt in gottesfürcht'gem Grauen,
Dann klopf' auch ich, ich und mein Herz, das raſche —
Wir ſchlagen an das Brieflein in der Taſche.

Aus Erinn'rung der Vergangenheit.

Aus Erinn'rung der Vergangenheit,
Und aus Hoffnung ſchöner künft'ger Zeit
Webt ein Menſchenherz, das hofft und harrt,
Schmerzlich froh ſich ſeine Gegenwart.

Eines Rätſels Löſung finden.

Eines Rätſels Löſung finden
Konnt' ich nie, ſoviel ich ſann:
Wie ſich Herzen eng verbinden
Und doch wieder trennen dann?

Auch in meinem Lebensgange
Blieb das Rätſel unerklärt:
Und nun denk' ich dein und bange
Frag' ich, ob dies Glück mir währt?

Doch den Zweifeln froh enthoben
Fühl' ich mich und habe Mut;
Alles ſollen wir erproben
Und behalten, was da gut.

Als ich vor Jahren dich zuerſt geſehen.

Als ich vor Jahren dich zuerſt geſehen
Und ging dann heim und ſaß in meinem Zimmer,
Und dachte ſehnend dein, da war mir immer,
Als müßt' ein traumhaft Wunder mir geſchehen:

Als müßten plötzlich, wie von Geiſterhand,
Der ſchweren Pforte Flügel ſich bewegen,
Und, Rahmen gleich, ein Engelsbild umhegen,
Das lächelnd ſtünd' auf meiner Schwelle Rand.

Und ward nicht wirklich, was der Traum gezeigt,
Der Ahnung war erfüllungsreicher Zeiten?
Ich ſah dich traumhaft in mein Leben ſchreiten
Und engelgleich haſt du dich mir geneigt.

Nun träum' ich noch, doch atm' ich auf, erſchreckt,
Als müßt' ich aufs Erwachen mich beſinnen:
Ich kann nicht wachen, flieht mein Traum von hinnen,
O wär's der Kuß des Todes, der mich weckt.

Ich wollte, du dächteſt einmal an mich.

Ich wollte, du dächteſt einmal an mich
Abends, wenn Dämm'rung iſt,
Wenn du vielleicht Migräne haſt
Oder verdrießlich biſt.

Ich wollte, mein Bild erſchien' dir dann
In einem milden Licht;
Du möchteſt grämlich blicken gern,
Aber du könnteſt nicht.

Ich wollte, da fiel' dir lächelnd ein
Von mir ein luſtig Wort,
Und wie du denkſt und wie du lachſt,
Wäre dein Kopfweh fort.

Ich wollte, da gäbſt du den Segen mir,
Um den meine Seele wirbt
Und du dächteſt: der denkt noch an mich
Zuletzt, wenn er ſtirbt.

Du ſüßer, tonberedter Mund.

Du ſüßer, tonberedter Mund,
Du ſchweigſt mir nun, ſtumm von mir abgewendet;
Kein giftig Wort, vom Haß ins Herz geſendet,
Macht, wie dies Schweigen, es von Schmerzen wund.

Ich weiß, ich hab' es tauſendmal
Verwirkt, ein Herz wie deines zu begehren,
Der Sühne Maß wollt' ich geduldig leeren,
Dein Schweigen nur iſt ungemeßne Qual.

Sieh, hätteſt du mir tödlich tief
Verletzt der Seele innerſtes Getriebe,
Ich ſchwiege nicht, es wär' ein Wort der Liebe,
Das ich auch dann dir noch entgegenrief.

Und weil mein Herz dich alſo liebt,
O, laß auch deins zu neuem Klang erregen!
Laß flüſternd nur die Lippen ſich bewegen,
Daß nur ein Hauch mir neue Hoffnung gibt!

Meines Glückes Sonne.

Meines Glückes Sonne
Sinke bei Geſang,
Noch ein Ton der Wonne
Tön' im Schmerzensdrang

Überirdiſch helle
Schaut' ich einſt dein Bild,
Meiner Freuden Quelle
War dein Auge mild.

Sinnbild aller Schöne,
Reich an hoher Zier
Heilger Kunſt der Töne,
Muſe warſt du mir.

Kniend dich zu grüßen,
Gab mir mein Geſchick
Einen hehren, ſüßen,
Schönen Augenblick.

Mir vom Haupt gewunden
Ward der Kranz der Luſt,
Weh! Wer dich gefunden
Und dich fliehen mußt'!

Jeden Schmerz der Erde
Trüg' ich eh'r als den
Jetzt ich tragen werde,
Bis ich mag vergehn.

Bis die Kraft gebrochen,
Die dies Herz noch ſtählt,
Deſſen letztes Pochen
Noch von dir erzählt.

Lebe du ein Leben,
Wie's die Blume lebt,
Die ſich will erheben,
Wo man mich begräbt.

Nur ein Duftzerrinnen
Sei dein letztes Leid,
Nur ein ſüß Beſinnen
Auf die Seligkeit.

Wär' ich dein Kind, ich wollt' auf Erbſen knien.

Wär' ich dein Kind, ich wollt' auf Erbſen knien
Im dunklen Eck und Eſelsohren tragen,
Und ſtundenlang nicht jammern und nicht klagen,
Bis mir die Mutter wieder hätt' verziehn.

Wär' ich dein Mann und hätte dich gekränkt,
Ich wollte faſten, um dein Herz zu rühren,
Kein Stückchen Brot wollt' ich zum Munde führen,
Eh' der Vergebung Tränen es getränkt.

Wär' ich dein Gott und machte dir's nicht recht,
So ließ ich donnern, regnen, hageln, ſchneien,
Die ganze Welt ſollt' flehen um Verzeihen,
Bis Sonne ihr dein Lächeln wieder brächt'!

Ich bin dein Gott nicht, Mann nicht oder Kind,
Ein Bettler nur, den mild du einſt geſpeiſet;
Nun ſagt die Magd, die Herrſchaft ſei verreiſet,
Der Hofhund knurrt und eiſig weht der Wind.

Mir war, als ob mich Tod berührte.

Mir war, als ob mich Tod berührte,
Ich fühlte mich ſo müd und weh,
Wie, wenn mich ſeine Hand entführte,
Eh' ich ein letztes Mal dich ſeh'?

Wie, wenn ſtatt ihm der Wahnſinn käme,
Der nur den Geiſt umhüllt mit Nacht,
Und mir den letzten Schimmer nähme
Des Bildes das mich froh gemacht?

Dann denke nur, was auch geſchehe,
Daß ich dich liebt' und dir verzieh,
Daß mir im Kampf mit jedem Wehe,
Dein Name noch den Sieg verlieh.

Ich wüßt' etwas, das stünde dir gut.

Ich wüßt' etwas, das stünde dir gut,
Das würde dich herrlich kleiden:
Gäbst du mir mit zwei Zeilen Mut
Nach allen diesen Leiden.

Wie wär' ich froh nach all dem Streit
Und Strafen und Verbrechen,
Hört' ich dich nur von teurer Zeit
Und schlechtem Wetter sprechen.

Du solltest von Huld nicht einen Ton,
Nicht eine Silbe sagen,
Hätt'st du nur eine Kommission,
Einen Gruß mir aufzutragen.

Und nennst du meine Verse schlecht,
Es soll mich nicht gereuen,
Wär' dir nur das Besorgte recht,
Ich wollte mich kindisch freuen.

Und nennst du um ein Ideal
Mich armen Dichter verlegen,
So sag' es ein- und hundertmal
Und sag' es meinetwegen.

Ich bin dir gut, das ist der Sinn
Von meinem Tun und Treiben,
Ich bin dir gut und weil ich's bin,
So will ich's immer bleiben.

Und wenn dein Herz das übel nimmt
Schluck' ich die Wahrheitspillen,
Und bin verschnupft und bin verstimmt
Und bleibe dir gut im stillen.

Bitte an den Frühling.

Lenz! noch eh' dein Kommen
Alle Welt erfreut,
Zeige deinen Frommen
Deine Macht schon heut'!

Lenz, dem wir vertrauen,
Laß uns eine Tat,
Uns ein Wunder schauen,
Eh' du noch genaht!

Laß voraus dir eilen
Lüfte süß und lau,
Völlig uns zu heilen
Unsre liebe Frau!

Eh' dein Hauch vom Lande
Löst das strenge Joch,
Nimm von ihr die Bande
Aller Schmerzen doch!

Eh' noch aufgegangen
Alle Knospen grün,
Laß auf ihren Wangen
Deine Rosen blühn.

Eh' noch Lerchenlieder
Tönen süßen Klangs,
Gib, o gib ihr wieder
Fülle des Gesangs!

Eh' du dich uns zeigest
Schaff' dein Bild in ihr,
Daß du froh dich neigest
Vor der eignen Zier!

Dann in deiner Krone,
Dann in deiner Pracht,
Komm, und schau zum Lohne,
Was du schön vollbracht!

Komm! und von uns allen
Werde Lob dir kund,
Und von Nachtigallen
Und vom schönsten Mund.

An Rosa von Milde.

6. Februar 1860.

Wie der Forſcher auch hoch die Kunſt des Griechen uns preiſe,
Seiner mimiſchen Kunſt fehlte das Höchſte — das Weib.
Reicher krönt uns die Zeit, ſie gönnt auf den Schranken der Bühne
Unſerem Schauen den Reiz, tieferen Reiz dem Gemüt.
Seht! das Weib tritt hervor; entrückt dem häuslichen Walten,
Zeigt in des Dichters Gebild kühn ſie das innerſte Selbſt.
Einend ſittlichen Ernſt mit Kunſt und Weihe der Grazien,
Wirkt ſie im lauſchenden Volk Wunder des Schönen, des Heils.

Prieſterin heißt ſie mit Recht, die zwiefach Flammen behütet:
Keuſche Flammen des Herds, lodernde Flammen der Kunſt.
Als von neidiſchem Leid und ſeligem Schmerz du geneſen
Geſtern nach Monden zuerſt tratſt in den magiſchen Kreis,
Flog dir Blumengewind, flog Beifall dir rauſchend entgegen,
Denn was dein Dichter dir ſingt, fühlte die grüßende Schar.
Leb' und wirke nun neu! es bleibe der Welt dein Gedenken
Rein, wie der Ton, den du ſingſt, hoch, wie der Sinn, den du hegſt.

Die Veilchenzeit und die Roſenzeit.

An Feodor und Roſa.
Mit einem Veilchenſtrauß 13. April 1860.

Die Veilchenzeit und die Roſenzeit
Hat euch Beiden das Licht gegeben,
Und ſo ziert euch in Kunſt und Leben
Schönheit und Beſcheidenheit.
Und ſo blüht in Seligkeit,
Wie die Tage auch entſchweben,
Immer jung in eurem Streben
Die Veilchenzeit und die Roſenzeit.

Daß eines Herzens Seligkeit.

Daß eines Herzens Seligkeit
Abhängt von Eisenwagen,
Die Luft und Schmerz ihm gleich bereit
Auf erznen Pfaden tragen.

Wie säh' ich nur die Eisenbahn
Und müßte nicht erbleichen!
Mich starren schwarze Striche an,
Immense Trennungszeichen!

Das Feuerroß ist mir ein Graus
Mit seiner wolk'gen Mähne:
Sein schrilles Wiehern pfeift mich aus,
Mich Narren und meine Pläne.

Sein Schnauben raubt mir allen Mut,
Sein Zischen und sein Pochen,
Denn ach, ich seh' die größte Glut,
Nur Dampf und Wasser kochen!

Geispenst'sche Telegraphenschrift!
Da zuckt im Drahtgewirre
Vielleicht ein Blitz schon, der mich trifft
Und läuft gewiß nicht irre.

Doch wie muß erst mit Ungestüm
Das bange Herz mir schlagen,
Seh' ich ein Briefpostungetüm
Mit seinem roten Kragen!

O Postmensch! angestellte Sphinx!
Ich seh' dich nur mit Grauen;
Du reichst das Glück nach rechts und links
Mit deinen Schicksalsklauen.

Nach rechts und links das große Los,
Erhörte Liebesbitten,
Doch mir, mit Pech gesiegelt bloß,
Die Hiobspost inmitten.

Mit Hebbels Rubin.

Den Rubin geb' ich weg! werd' ich es dichtend erleben,
Daß eine Frauengeſtalt mich ſtatt des Steines entzückt?
Gib du dem Dichtergebild dann Leben! Deine Berührung
Wandl' es aufs neu zu Rubin im Diademe der Kunſt.

München in den Weihnachtstagen.

München: in den Weihnachtstagen.
Täglich, Freundin, denk' ich dein,
Täglich ſtellt dein Bild ſich ein,
Aber vor den Alltagsplagen
Will kein liebes Wort gedeihn.
Täglich ſchafft mir Schweigen Pein,
Täglich muß mein Herz ich fragen:
„Wann wird Schweigen Reden ſein?"
Endlich muß ein keckes Wagen
Von dem Alpdruck mich befrei'n,
Meiner Seele Worte leihn. —
Und wenn täglich ich mit Zagen
Schloß das Wort im Buſen ein,
Laß dir weihnachtstäglich ſagen,
Daß mein Herz bleibt immer dein! —
Liebesſtimmen, die voll Huld
Mir am Wiegenfeſt erklangen,
Die ein Echo nun verlangen,
Müſſen harren in Geduld,
Denn mich treibt ein Herzensbangen,
Zu gedenken alter Schuld,
Dort zu tilgen anzufangen,
Wo am meiſten ich empfangen,
Dort, was nie ein Wort beſchreibt,
Wie auch Wort und Töne rangen,
Dort zu ſagen, ob vergangen

Auch die Zeit, die Blüten treibt,
Daß mein Herz dir ewig bleibt! —
Hab' ich's endlich ausgesprochen,
Bleibt es doch nur halb gesagt,
Was seit Monden mir und Wochen
Heimlich stets am Herzen nagt:
Ob der große Losbestimmer
Mich auch weit von dir gejagt,
Ob dein Herz auch — was noch schlimmer! —
Nicht mehr nach dem Freunde fragt,
Sei das Schicksal nicht verklagt,
Weil dein Bild mir lieblich tagt
Im Erinn'rungs-Sonnenschimmer
Und mein Herz dir huldigt immer! —
Ja, mein Herz bleibt immer dein,
Niemand kann dein Bild mir rauben.
In mein Lieben, Hoffen, Glauben
Schließ' ich ewig dich mit ein.
Zu den schönsten Künstlersagen
Wird man einst dein Leben reihn:
Herzen werden für dich schlagen,
Dichter werden Lob dir weihn.
Doch mir durfte still, allein,
In der Weihnachtszeit Behagen
Dies bescheidne Lied gedeihn.
Andre singen hinterdrein,
Werden hoch mich überragen,
Doch ich darf der erste sein.
Und vom Glück zu dir getragen
Wird mein Lied, wär's noch so klein:
„Daß mein Herz bleibt ewig dein."
München, in den Weihnachtstagen.

Wie du biſt dachte Gott die Künſtlerinnen.

23 Mai 1865.

Wie du biſt, dachte Gott die Künſtlerinnen,
Begeiſtert, edel, mutig, fromm, beſcheiden,
Eifrig, beſonnen, neidlos, zum Beneiden,
Fleißig, wie Bienen, die um Blüten minnen.

Voll Dichterkraft im Denken und Erſinnen,
Und Bildnerin, Gedachtes einzukleiden,
Glückt dir's in Linien, die den Trug vermeiden,
Den Preis des Wahren, Schönen zu gewinnen!

Es lauſche fromm, wie zwiſchen Tempelwänden,
Wem ins Gemüt dein Blick, die Töne drangen,
Als ob den Urquell ſie der Lieb' empfänden:

Denn du biſt Prieſterin; in Wonn' und Bangen
Soll jedes Herz aus ſo geweihten Händen
Den Gottesleib der Poeſie empfangen.

An Fedor und Rosa von Milde.

So hat ein Traum die Herzen euch befangen,
So glaubt ihr wirklich an die Wirklichkeit
Und meint im Ernste, ich sei fortgegangen,
Weil ich gezogen viele Meilen weit?
Des Abschieds Worte, die ins Ohr euch drangen,
Seid ihr so schnell zu glauben sie bereit?
O wehret ab die Täuschung, glaubt es gerne,
Ich bin euch nah', und wär' ich noch so ferne.

Ich habe einen Kreis um mich gezogen,
Und in dem Kreise euch zu mir gesellt,
Vertraute Reden da mit euch gepflogen
Und holde Fragen viel an euch gestellt.
Die Welt, die mich umgab, sie war betrogen,
Dem Traum gehört' ich an und nicht der Welt;
In meinem Zauberkreise durften säumen
Nur Herzen, die vertraut mit meinen Träumen.

Doch heute will ein Bangen mich beschleichen,
Als drängte mich die Welt aus meinem Kreis,
Als müßte doch dem lauten Leben weichen
Der Traum, der mich umfangen lind und leis,
Als triebe mich, das Höchste zu erreichen,
Der Muse Wort zu neuem Kampf und Preis.
Muß es denn sein? O wollt es selbst mir sagen,
Und helft mir, dieser Stunde Schmerzen tragen.

Ich konnte lächelnd in die Ferne gehen,
Nicht eine Träne weint' ich auf der Fahrt,
Denn immer bliebt ihr mir vor Augen stehen,
Schön, wie ihr in der letzten Stunde wart.
Doch soll die holde Täuschung nun verwehen,
Dann ist dem Scheiden auch der Schmerz gepaart;
Soll ich der Träume Zauberkreis verlassen,
So laßt noch einmal weinend euch umfassen.

Als ich zuerſt dir Aug' in Auge ſchaute,
Mein holdes Paar — wie war mein Herz dir gut!
Und blieb ich fern, ſo war's, weil ich mißtraute
Dem eignen Wert, weil mir's gebrach an Mut:
Ich ahnte nicht, wie reich in meiner Laute
Ein Schatz von treuen Liedern für euch ruht,
Da ich die erſte Strophe dir geſungen,
Als du vereint Geſangesruhm errungen.

Die Zeit verging, es drängte ſich mein Leben
Nach einer Frage Löſung, einem Ziel:
Darf zu des Dramas Höhe kühn erheben
Sich meine Dichtung, ſich mein Saitenſpiel?
Darf ich nach jenem ſchönen Eiland ſtreben?
Ward mir die Kraft? Friſch auf, was frag' ich viel!
Ich warf mich in die Flut und bin geſchwommen,
Am Ufer hießt ihr beide mich willkommen.

Ja in den Tagen, wo mit ſchönem Zorne
Der Mann des Jünglings Schlacken von ſich ſtreift,
Aus tiefſter Seele ungetrübtem Borne
Mit lautrer Hand geweihte Perlen greift,
Wo durch das Schlingkraut an dem Blütendorne
Die volle Frucht dem Herbſt entgegenreift,
Durft' ich die Hand in eure Hände falten,
Innig verſchwiſtert adligen Geſtalten.

In bunter Tracht, im Scheine heller Kerzen
Hat eine ſüße Frau mir's angetan,
Als mich, zurückgeſtrahlt von ihrem Herzen,
Mein eigen Bild mit Schauern wehte an,
Als ich begriff in Wonnen und in Schmerzen:
„Das ewig Weibliche zieht uns hinan",
Wie ich zu Füßen da vor ihr geſunken,
Grüßt ewig ſie mein Herz verehrungstrunken.

Und du, mein Wolfram, mutig hingetreten,
Wo jüngſt noch Sturm aus vollen Schläuchen blies,
Als du geteilt das Wagnis des Poeten,
Der mit dem Toten den Lebend'gen pries,
Da küßt' ich dir den Mund, den ſüßberedten,
Der ſich ein Sieger in dem Kampf erwies,
Da zeigten wir als Brüder uns dem Schwarme,
Mein Freund, den ich für immer nun umarme.

Mein teures Paar, das iſt die Scheideſtunde!
Das Leben drängt aus meinem Kreis mich fort,
Gerettet hielt in tiefem Herzensgrunde
Ich euer Bild noch feſt am fernen Ort:
Nun muß ich ſcheiden — ach, es brennt die Wunde.
O ſeid noch einmal mir geſegnet dort,
Geſegnet euer Herd, wo Heil gefunden
Mein vielbewegtes Herz in ſchönen Stunden.

Mit eurem blonden Knaben wachſend blühe
Auch mir die ſeligſte Erinn'rung auf,
Daß noch mein graues Haupt in Luſt erglühe,
Wenn es dies goldne trifft im Lebenslauf.
Noch ſind wir jung, noch lacht auch uns die Frühe,
Doch ſteiget neblig Dämm'rung einſt herauf,
Fühl' ich's ſchon heut' wie einen Abendſegen,
Wenn mir der Jüngling einmal tritt entgegen.

Mein holdes Paar, leb wohl! und noch im Scheiden
Ein tröſtlich Wort, ein Wort von Wiederſehn,
Der Dichter muß in Gluten Schmerzen leiden,
Bis Kränze kühlend ihm die Stirn umwehn,
Und leb' ich opfermutig fern euch Beiden,
In meinem Lied ſollt ihr mir nahe ſtehn,
Wenn ich vergebens auch nach euch mich ſehne:
Heil dir mein Cid! Willkommen du, Ximene!

Ein Sonettenkranz

für

Frau Rosa von Milde.

1859.

Eliſabeth.

Tannhäuſer.

Es ſtrömen Kunſt und Leben, eng verſchlungen,
Aus dunklen Tiefen, die wir nie ergründen,
In einen Ozean von Licht zu münden,
Den wir nur ahnen hier in Dämmerungen.

Zum Leben wird, was hoher Kunſt gelungen,
Die Kunſt will hohes Leben neu verkünden:
Wenn beide ſich in einem Strahl entzünden,
Dann hat ein höchſtes Ziel die Welt errungen.

O Künſtlerin, als im Gemüt empfunden
Der Heil'gen Bildnis du, von ihrem Scheine
Hat da ein Abglanz dir die Stirn umwunden:

Und treulich iſt ein Sänger nun der deine,
Der in dem Glanz das Ziel erhellt gefunden,
Wo hohe Kunſt ſich hohem Leben eine.

Senta.

(Der fliegende Holländer.)

Nur ein magnetiſch Träumen iſt dein Leben,
Matroſenmädchen! an des Meeres Strande.
Ein bleiches Bildnis ſchlägt dein Herz in Bande;
Die Sage ſeines Schickſals macht dich beben.

„O könnt' ich Ruh' dem Sturmgequälten geben!
Mich ſelber bot' ich zum Erlöſungspfande!"
Du darfſt! — es ſei! — O wie im Wunderlande
Des Traumes hold ſich Wunſch und Glück verweben!

Vom Felſenrand, wo träumend du gelegen,
Sinkſt in die Fluten du; es gibt den Schwachen
Der Herr im Traume der Erfüllung Segen;

Im Meer dein Tod, im Himmel dein Erwachen,
Da ruft es dein Erlöſter dir entgegen,
Wie ſelig eines Engels Träume machen!

Elſa.

Lohengrin.

„Du warſt ein andrer, da ich dir's verſprochen,
Ich eine andre, die du ließeſt ſchwören;
Nun wir uns unzertrennlich angehören,
Sei mit dem Gürtel auch der Schwur gebrochen.

Fühl' ich dein Herz in meiner Bruſt nicht pochen,
Und willſt in mir dein eigen Selbſt betören?
Es muß die eigne Seele dir zerſtören,
Wenn mir die Bruſt von Zweifeln wird zerſtochen.

Ein höh'res Recht iſt deiner Liebe Gabe
Als jener Schwur, den ich zu brechen wage,
Auf daß ich ganz dich faſſe, ganz dich habe.

O ſprich ein Wort, daß mir ein Himmel tage!
Du meines Weſens Atem, Licht und Labe,
Woher die Fahrt? Dein Name! Sprich! ich frage!"

Agathe.

Freischütz.

Wer einer frommen Braut sein Herz ergeben,
Der ist gefeit: es schwebt um seine Pfade
Die weiße Taube, ein Symbol der Gnade,
Mag auch das Netz des Bösen ihn umweben.

Ob Lieb' und Hoffen wankt in Sturmesbeben,
Ob des Geliebten Seele Schuld belade,
Der Glaube führt zum rettenden Gestade,
Die weiße Taube wird den Sieg erstreben.

„Und ob die Wolke sie verhüllt, Vertrauen!
Die Sonne strahlt am Himmel." Heil'ger Glaube!
Du schwebest leuchtend über nächt'gem Grauen.

Die Hölle windet machtlos sich im Staube;
Die Gnade siegt. Ein Wunder anzuschauen
Fliegt in den Lüften auf die weiße Taube.

Euryanthe.

Euryanthe.

Wie ruhſt du ſanft auf harten Felſenmauern,
Du zartes Weib! das rohen Hohn gelitten,
Dem ſie den Nerv der Seele frech zerſchnitten;
Wie einſam kannſt du klagen hier und trauern.

Dich ſchrecken Schlangen nicht, die giftig lauern,
Was kannſt du fürchten von des Wolfes Schritten?
Wen Bosheit niederzwang mit ihren Tritten,
Dem kann nur wohl ſein in der Wildnis Schauern.

O ſinget leiſer, edle Waidgenoſſen!
Hier hat ein Menſchenwild an Baches Säumen
Sein Herzblut weinend in die Flut vergoſſen.

Ihr wollt ſie wecken? Laßt, o laßt ſie träumen!
Und wenn ihr Aug' im Tode ſich geſchloſſen,
Begrabt ſie unter blüh'nden Mandelbäumen.

Leonore.

Fidelio.

Wie trefflich haſt du alles eingerichtet,
Pizarro! Nichts wird dir den Kelch verbittern
Der ſüßen Rache hinter Kerkergittern,
Den Mord, auf den du ſchmerzlich lang verzichtet.

Dein zubereitet Opfer wird vernichtet;
Dann auch die Helfer, daß nicht einſt ihr Zittern
Den Späh'rn helfe, deine Tat zu wittern,
In Kerkernacht, die nimmer wird gelichtet.

Das Grab iſt wohl beſtellt und ausgemeſſen,
Daß es die weggeworf'ne Schale hehle
Des Lebens, deſſen Blut du willſt erpreſſen;

Die Rechnung iſt gemacht, und ohne Fehle.
Da haſt du, blöder Tor, nur eins vergeſſen:
Den Todesmut in eines Weibes Seele.

Genoveva.

(Genoveva.)

Die Oper Schumanns, ins Exil getrieben,
Muß von der Bühne fern ihr Leben friſten:
Sie darf nicht weilen unter Mozart-Chriſten,
Weil ſie der Tradition nicht treu geblieben.

So hat, ein Golo, die Kritik geſchrieben,
Das Publikum, Siegfried, zu überliſten:
Nun weilt die Ärmſte nur bei Komponiſten,
Einſiedlern, die ihr frommes Antlitz lieben.

Und doch iſt eine Fürſtin ſie geboren,
Und wird, wenn ſie ertrug des Schickſals Walten,
Zur Heiligen vor vielen auserkoren:

Dann ſoll uns deine Hand ihr Bild entfalten,
Es zeig' im Tempel neben Leonoren
Dem „edlen Sinn" die „edleren Geſtalten."

Teresa.

Benvenuto Cellini.

„Unsäglich sind die Schmerzen, die ich leide!
Cellini! ewig bin ich dir entrissen!“
„„Wer trennt uns denn, mein Schatz! Das möcht' ich wissen,
Solang wir fest zusammenhalten beide?““

„Der Vater schwur mit jedem heil'gen Eide,
Ich soll die Lust der Welt im Kloster missen!“
„„Eh' wird das ganze Kloster eingerissen
Und ich entführe dich im Nonnenkleide!““

„Leb wohl! ach! weh! mein Schmerz ist nie zu heilen!“
„„Man wird mit Fieramoska dich vermählen.““
„Dann sterb' ich.“ „„Nein, wir fliehen ohne Weilen!““

„Den Vater fliehen?!“ „„Willst du lieber wählen
Zum Gatten Fieramoska?““ „Laß uns eilen!
Komm morgen Nacht! Wir fliehn! Kannst auf mich zählen!“

Elisabeth.

Landgraf Ludwigs Brautfahrt.

Ein Sänger preist dich in der Wartburg Hallen;
Thüringens junger Fürst, im Glutverlangen
Dich, Wonnesame, bräutlich zu umfangen,
Entsendet, dich zu freien, den Vasallen.

Der sieht dich kaum, so fühlt er Flammen wallen
In eigner Brust; sein Herr wird hintergangen;
Des Ungerlandes Perle zu erlangen,
Spielt der Vasall den Herren selbst vor allen.

Doch Ludwig kommt in Sängertracht gezogen;
Du siehst ihn kaum, da zweifelst du nicht länger,
Ihn wählt dein Herz — und hat dich nicht betrogen.

Der Irrtum weicht, der richtige Empfänger
Empfängt die Braut. Fürwahr! wem du gewogen,
Der ist der Fürst, und wär' er nur ein Sänger.

Comala.

Comala.

Welch ſüßes Mühen, welch ein wonnig Werben,
O Comala! Um deines Fingals Liebe!
Ein Grab umhegen ſeines Herzens Triebe;
O könnt' ein Schatten dir ſein Glück vererben!

Getäuſcht um Liebe, eilſt du ins Verderben
Und hoffſt auf ſeiner Feinde Schwerteshiebe.
Daß ſie dich träfen! daß er leben bliebe,
Daß nur ein Blick dich lohnte noch im Sterben!

Doch ſieh! Dein Sehnen hat ihn überwunden,
Schon gibt dein Lieben ihn dem Leben wieder,
Bald wird an ſeiner Bruſt dein Herz geſunden!

— Da lockt ſein Tod dich in die Fluten nieder.
Du ſuchſt ihn drüben! — Haſt du ihn gefunden?
So fragen trauernd deiner Barden Lieder.

Alceſte.

Alceſte.

Die flücht'gen Skizzen, die ich mir erſonnen,
In deinen Kunſtgebilden dich zu ſchauen,
Sind bald beendet, und ich fühl' ein Grauen,
Daß holder Arbeit Friſt ſo bald verronnen.

Ach hätt' ich dieſe Lieder nie begonnen!
Zu kühn auf meine Kraft war mein Vertrauen;
Wie könnt' ich ſchildern mit dem Wort, dem lauen,
Was in Alceſte mir erklang in Wonnen.

O Los des Mimen, herrlichſtes von allen!
Wo Kunſt und Leben ſich wie hier durchdringen,
Da wird der Bühne Raum zu Tempelhallen.

Wenn alle Lieder, die ich ſang, verklingen,
O möchte eins nur ſpäter Zeit noch ſchallen:
„Wie ſchön dein Leben war, wie ſchön dein Singen."

Margiana.

Barbier von Bagdad.

Nicht ſtören ſollen deines Lobs Geſänge
Der Selbſtſucht haſt'ge Worte; laß mich ſchweigen!
Und, Muſe! ward mir deine Gunſt zu eigen,
„Verhülle mir das wogende Gedränge!"

Doch wenn mir einſt ein hohes Lied gelänge,
Dürft' ich mich ſtolz dem Vaterlande zeigen,
Dir, Künſtlerin, wollt' ich mich dankend neigen,
Dir weihen jeden Preis, den ich erränge.

In eines Meiſters Hand zum Kranz gediehen,
Hat Weimars Künſtlertum, das makelloſe,
Mir ein Bewußtſein eignen Werts verliehen:

Ob Beifall rauſche, ob Mißfallen toſe,
Nur Kunſt belehrt. Ich grüß' im Weiterziehen
Den Künſtlerkranz, und in dem Kranz die Roſe.

Aus Alt- und Neuweimar.

1854—1861.

Weimars Volkslied.

Von der Wartburg Zinnen nieder
Weht ein Hauch und wird zu Klängen,
Tönt an Ilm und Saale wieder
Laut in hellen Festgesängen,
Und vom Land, wo sie erschallten,
Tönt's in alle Welt hinaus:
Möge Gott dich stets erhalten
Weimars edles Fürstenhaus!

Hoch gepriesner Helden Wiege,
Wirkungsstätte hehrer Frauen,
Festenfest in Leid und Siege
Ziereſt du die deutschen Gauen,
Deiner Ahnen weises Walten
Strömet Segen auf dich aus:
Möge Gott dich stets erhalten
Weimars edles Fürstenhaus!

Sterne, strahlend allen Weiten,
Waren Perlen deiner Krone,
Geister, lebend allen Zeiten,
Lebten nahe deinem Throne.
Großer Dichter Erzgestalten
Schau'n wir stolz und rufen aus:
Möge Gott dich stets erhalten
Weimars edles Fürstenhaus!

Alte Sage deutscher Treue
Lebe fort in Fürst und Bauer,
Volksesliebe sei die neue,
Die lebend'ge Wartburgmauer.
Laßt die Banner uns entfalten,
Heut' wie stets der Zeit voraus:
Möge Gott dich stets erhalten
Weimars edles Fürstenhaus!

Möge Segen dir entsprossen
Aus vereinten Sarkophagen,
Wo unsterbliche Genossen
Diadem und Lorbeer tragen.
Aus geweihter Gräber Spalten
Brechen Lebensblumen aus:
Möge Gott dich stets erhalten
Weimars edles Fürstenhaus!

An Schiller.

Mit einem Blumenkranz auf seine Gruft.
Am 9. Mai 1855.

Seit ein schmucklos schwarzer Sarg
Schillers ird'sche Hülle barg,
Schwanden fünfzig Jahre:
Damals zuckte manches Herz
Vor gerechtem ird'schen Schmerz
Neben seiner Bahre.

Aber heut' am neunten Mai
Keine Pietisterei!
Nichts von „Trauerwolke"!
Schiller starb, und ruht im Sand,
Doch er lebt im deutschen Land,
Lebt im deutschen Volke.

Schiller lebt in Geistesluft:
Laßt die Toten in die Gruft
Ihre Toten senken!
Nichts von Trauer, weil er schied,
Sein unsterblich Freudenlied
Singt ihm zum Gedenken.

Blumen streut voll Duft und Glanz,
Sorget, daß ein Lorbeerkranz
Seiner Gruft nicht fehle:
Dem ein Gott den Geist erschloß,
Daß in schöne Form er goß
Eine schöne Seele.

Welche Kron' auch andre krönt,
Wie auch Lob den Besten tönt,
Schiller war der Frei'ste:
Weil er Freiheit im Gesang,
Schönheit, Sittlichkeit errang,
Freiheit fand im Geiste.

Drum kein Kranz, den ihr ihm bringt,
Und kein Lied, das ihr ihm singt,
Kann so blühn und tönen,
Als an seiner Gruft ein Schwur:
Nachzuwandeln seine Spur,
Frei zu sein im Schönen.

Franz Liszt.

Ich will ein Blatt zum vollen Kranze reihen,
Der eines Meisters hohe Stirne krönt,
Dem Preis des Edlen mein: Stimme leihen,
Der längst erklingt, und immer voller tönt,
Ich will ein Lied dem Liederreichen weihen,
Dem jede Zierde Herz und Geist verschönt:
Wie ich sein Wesen tief in mir empfunden
Der Welt verkünden will ich's unumwunden.

Wer seinem Wirken ferne steht im Leben,
Wer sich kein volles Bild von ihm entrollt,
Wer nicht aus Einzelnem, das er gegeben,
Den Sinn des Ganzen ahnt, das er gewollt,
Wer nicht begreift sein eigentümlich Streben
Und kleinlich über Eigenheiten grollt,
Der mag uns immer Enthusiasten nennen,
Die wir ihn lieben, weil wir ganz ihn kennen.

Doch wen einmal in dieses Geistes Walten
Der Hauch des Guten inniglich berührt,
Wer ihn gesehn die volle Kraft entfalten,
Wenn unermüdlich er nach Wahrheit spürt,
Wer ihn belauscht in seinem Kunstgestalten,
Wenn Drang nach Schönheit ihn der Welt entführt:
Dem dürft ihr den gerechten Trieb nicht wehren,
Wie er ihn kennet, kennen ihn zu lehren.

Ihr müßt ihn mit dem eignen Maß nur messen,
Das er in sich trägt, ein ureigner Geist,
So ihr ihn anschaut, müßt ihr gern vergessen,
Was man an andern Großen einzig preist.
Ihr sagt: „Beethoven", „Bach", da unterdessen
Der Weltgeist längst in andere Fernen weist;
Soll ein Verständnis Liszts euch reiner tagen,
So mögt ihr eher: „Tasso", „Byron" sagen.

Wo Liszt erscheint, da kommt er voll und ganz,
So wollet ihn als solchen auch begreifen;
Freut euch hingebend an des Mondes Glanz,
Zerschneidet seine Strahlen nicht in Streifen.
Den Jüngling staunet an in seinem Kranz,
Zur schönsten Frucht seht seine Blüten reifen,
Seht ihn als Lehrer, Leiter, Denker, Richter,
Vergeßt dann alles — und genießt den Dichter.

Der Knabe reißt sich von der Scholle los,
Die, ihren Reben gleich, mit Glut ihn nährt,
Durchzieht die Welt, ein Wundervirtuos,
In dem der Heimat Hunnenwildheit gärt,
Cigany-Lust und Weh in Waldesschoß,
Das sich in ihm zum Ideal verklärt;
So nimmt er von des Vaterlandes Boden
Den Stoff im Herzen mit zum Volks-Rhapsoden.

Doch weit entrückt der Heimat engen Kreisen,
Erobert nun der Jüngling sich die Welt,
Des Schönen Spur sucht er auf neuen Gleisen,
In alle Fernen wird sein Blick erhellt,
Da gibt er kund in ungeahnten Weisen
Die hohe Sehnsucht, die sein Herz geschwellt,
Wie Welt und Leben sein Gemüt bewegt,
In Tongedichten sehn wir's dargelegt.

Doch von der Heimat, von der Welt empor
Hebt er den Blick in ungemeßne Weiten,
Aus tiefster Brust dringt nun sein Lied hervor
Dem Waltenden in alle Ewigkeiten.
Geläutert schallen in den frommen Chor
Die Leidenschaften, die ihn einst entzweiten,
Getränkt von allen Weihen tönt sein Spiel
Dem Lob des Herrn, nun ahnen wir sein Ziel.

Das ſind drei klare Züge ſeiner Einheit:
Heimweh, Weltluſt und reinſter Gottesdrang.
Ein Beſſrer fuhr' es aus mit Kraft und Feinheit,
Was ſchwach nur anzudeuten mir gelang;
Nur meſſe keiner nach der eignen Kleinheit
Des Großen Seele, des Gewalt'gen Gang,
Ihr ſah't ihn gern, wie's in den Kram euch paßte,
Ich zeichn' ihn, wie Begeiſt'rung ihn erfaßte.

Und nicht wie jene, welche ängſtlich kleben
Am Boden des Gewohnten, ihn begriffen,
Die, friſtend bang ihr bißchen geiſtig Leben,
Am Ufer weilen, ſicher vor den Riffen;
Wie wir erkannt ihn, die wir mit ihm ſtreben,
Von ihm geführt in neue Fernen ſchiffen,
So wird die Nachwelt ſeinen Geiſt erkennen,
Und ihn mit wachſender Bewund'rung nennen.

Friedrich Preller.

Wie der Ozean in Sturmeswut
Die ſchwellende Flut
Auftürmt mit wildem Geſtöhn
Zu ſchwindelnden Höh'n,
Daß vom gärenden Schaum ſeiner Tiefen
Die Wolken triefen
Und im Wettgeſang mit dem Sturmwind ſingt,
Und ihn bezwingt,
Und im raſenden Spiel
Mit Maſt und Kiel
Das eherne Schiff
Am ragenden Riff
Zerbricht,
Und den Weltbezwinger, den Menſchenwicht
In die Tiefe korallenumkettet
Zum Schlummer bettet:

So erhebt das Leben endlosen Streit:
Die flutende Zeit
Zerstört und bildet, wandelnd entlang
Der Jahrhunderte Gang;
Läßt Wogen der Völker im Lichte blinken
Und dann versinken,
Aller Heldenstürme Siegesgewalt
Wird überhallt:
Und das Herz mit seinem Leiden und Lieben
Wird auf den Fluten umhergetrieben,
Bis von Sturmesnot
Es ruht im Tod,
Wenn es Lebenshast
Mit Grabesrast
Vertauscht,
Und die Woge der Zeit gleichgültig rauscht,
Wo es, göttlichen Hauches trunken,
Hinabgesunken.

Doch wie aus dem Meer, aus dem Nebelflor,
Die Göttin der Schönheit taucht empor,
Die wunderbar hehre
Stillerin der Meere,
Daß der Ozean sich huldigend neigt
Und der Sturmeswind schweigt,
Und jeder Kampf sich zum Frieden verklärt
Vor der Liebe, die ewiglich währt:
So steigt aus vergänglicher Zeiten Lauf
Die göttliche Kunst unvergänglich auf,
Ihr Lichtgefilde
Ewiger Gebilde
Ist ein Eden, fern dem Sturm und Streit
Der Vergänglichkeit,
Und ob dein Herz im Staube verdorrt,
In Gebilden der Kunst lebt es fort.

Dir haben die Wogen des Meeres gerauſcht,
Meiſter, du haſt ſeinen Stürmen gelauſcht,
Das Leben hat dir ergriffen die Bruſt
Mit tiefem Weh und unendlicher Luſt,
Dir hat Natur ihr Geheimnis vertraut,
Der Schönheit Göttin haſt du geſchaut:
Hoch über Geſchickes Neid und Gunſt,
Hoch über die Zeit hebt dich die Kunſt.

Dem Genius.

Den des Gottes Mund geküßt
Mit dem Flammenkuß der Weihe,
Sei geſegnet, ſei gegrüßt,
Wachſe, blühe und gedeihe!

Den die Genien geſtählt
Zu erklimmen höchſte Stufen,
Schaffe, der du auserwählt,
Wie die großen Meiſter ſchufen.

Machtlos dir vom Schilde muß
Prallen jeder Pfeil des Spottes,
Weil dein Mund vom Kuß des Gottes
Ward geweiht, vom Flammenkuß.

Dem ein Wiegenlied die neun
Schweſtern flüſterten, die Muſen,
Mag der Klang aus deinem Buſen
Weithin alle Welt erfreu'n.

Mag das Leben deinem Drang
Hemmend ſich entgegenſtellen:
Ströme aus die Geiſteswellen,
Überwinde mit Geſang!

Beim Tode von Julius Reubke.*

Nicht mit dem Tode rechten
Will unſer Klagelied,
Den Kranz nur will es flechten
Dem Freund, der von uns ſchied.

Den zwiefach unſer Leben
Und unſre Kunſt verlor,
Der treu uns war ergeben,
Den ſich die Kunſt erkor.

Er trug in zarter Hülle,
Im Körper krank und ſchwach,
Zu mächt'ger Gluten Fülle,
Die das Gefäß zerbrach.

In edelſtem Gemüte
Zeigt er des Ew'gen Spur,
Sein Herz war eine Blüte
Voll Duft und Schimmer nur.

Geweiht durch Geiſtesſchöne
Und ſchöpferiſche Kraft,
Verhieß die Kunſt der Töne
Ihm frühe Meiſterſchaft.

Er wallte nicht mit vielen
Auf breitgetretner Bahn,
Er ſtieg zu neuen Zielen
Auf ſteilem Pfad hinan.

* Hochbegabter junger Muſiker, Schüler Liſzts, geboren im Herz 1834, geſtorben zu Pillnitz bei Dresden 4. Juni 1858.

Er kannte kein Gelingen,
Er ſtrebte nicht nach Lob:
Ein unabläſſig Ringen
War, was die Bruſt ihm hob.

Und wird mit ihm zerſtieben,
Was er im Kampf errang:
Sein Hoffen, Sehnen, Lieben
Geſtaltet im Geſang?

Wird dem, was ihm gelungen
Und dem, was er gewollt,
Ein Ehrenkranz geſchlungen,
Bewund'rung noch gezollt? . . .

Doch ob der Welt ſein Streben,
Ob es ihr nicht bewußt,
Er lebt ein Ruhmesleben
In ſeiner Freunde Bruſt.

Sein Eifer ohnegleichen
Hält noch im Tode Schritt,
Wenn Schönes wir erreichen,
Sein Geiſt erreicht es mit.

Weh', daß in frühem Leiden
Der Tod ihn hingerafft,
Weh', daß er mußte ſcheiden
Voll Tatendrang und Kraft.

Doch Heil ihm, fern dem Wehe
Der Welt und ihrer Gunſt.
Vergängliches vergehe,
Doch ewig iſt die Kunſt.

An Liſzt.

Deinem Geiſte zugetan
Mögen manche Herzen ſchlagen,
Die in ihren Lebenstagen
Nimmer deinem Herzen nah'n.

In manch ſinnigem Gemüt,
Das ſich deinem Hauch erſchloſſen,
Mag dir manche Blume ſproſſen,
Welche fern von dir verblüht.

Blumenglocken, zart geneigt,
Die nur blühen und nicht läuten,
Mögen dir manch Herz bedeuten,
Das dich liebt und liebend ſchweigt.

An Franz Liſzt. Silveſter 1858.

Gloſſe.

Nennen dich den großen Meiſter,
Wenn dich auf dem Markte zeigeſt,
Und ich horche, wenn du ſingeſt,
Und ich lauſche, wenn du ſchweigeſt.

Die Philiſter, die Halunken,
Rezenſenten und Kollegen,
Geiſtesfröſche, Künſtlerunken,
Quaken, tief im Schlamm verſunken,
Frech an allen deinen Wegen.
Aber alle, die auf Schwingen
Edler Kunſt empor ſich ringen
In die Reihen edler Geiſter,
Sänger, die begeiſtert ſingen,
Nennen dich den großen Meiſter.

Laß die Froſche, laß ſie ſchlucken
Von dem Schlamm, an dem ſie kleben,
Keiner wagte nur zu mucken,
Unter würden alle ducken,
Wollteſt du den Fuß nur heben.
Mag's dem Pöbel auch mißfallen,
Daß du willſt auf Höhen wallen,
Nie zu ihm herniederſteigeſt:
Keiner wagt auch nur zu lallen,
Wenn dich auf dem Markte zeigeſt.

Laß mich deinem Liede lauſchen,
Fern dem Markte, fern dem Schlamme!
Laß mich Lob um Liebe tauſchen,
Laß die Seele mich berauſchen
An dem Sprühen deiner Flamme!
Ich verſteh' dein Weh'n und Beben,
Wenn du dich in ſel'gem Schweben,
Auf zu reinen Höhen ſchwingeſt,
Und ich folge dir mit Beben,
Und ich horche, wenn du ſingeſt.

Ja, von deinem Lied durchdrungen,
Durft' auch ich zu ſingen wagen,
Durft' auch ich in Dämmerungen,
Süß von Luſt und Weh' bezwungen,
Was mein Herz entzückte, ſagen.
Aber wenn vom Fluge nieder
Nie ſie zu erheben wieder
Müde du die Schwingen neigeſt,
Dann verklingen meine Lieder
Und ich lauſche, wenn du ſchweigeſt.

Der Fürstin Wittgenstein.

Zum Wiegenfeste. 8. Februar 1854.

Was des Genius Trost,
Wenn die Welt ihn quält,
Ihn mit Mut beseelt,
Wenn der Sturm auch tost?

Und wenn Kranz auf Kranz
Ihm der Ruhm verliehn,
Was schmückt reicher ihn
Als des Ruhmes Glanz?

Was auf solche Frag'
Schönes tönen kann,
Nimm's als Glückwunsch an
Zu dem heut'gen Tag.

Der Fürstin Wittgenstein.

Zum Namenstag. 4. November 1854.

Viel Glück wünscht man dir heut',
Du kennst nur eines:
Ein Ziel nur, das dich freut,
Ein hohes, reines.

Die Welt verleiht es nicht,
Der Himmel schenkt es;
Die Lippe nennt es nicht,
Die Seele denkt es.

Wenn's in Erfüllung geht,
Wenn du's errungen,
Denk', daß auch mein Gebet
Dafür erklungen.

Wenn ich das Bild geschaut in stillen Stunden.

Der Prinzessin Marie von Wittgenstein.

Wenn ich das Bild geschaut in stillen Stunden,
Das Ary Scheffer uns von dir gegeben,
Empfand ich ganz dein Wesen, ganz dein Leben,
Wie es der Meister im Gemüt empfunden.

Und mit dem deinen rätselhaft verbunden
Fühlt' ich des Malers Geist im Bilde weben,
Ich sah ihn nie, doch seiner Seele Streben
Und Walten wollte mir dein Bild bekunden.

So lehrt ein Werk den Schöpfer uns verstehen;
Und säh' ich nicht in ihren goldnen Kreisen
Die Sterne hoch am blauen Himmel stehen,

Und säh' nur dich auf deinen stillen Gleisen
So hold und sinnig durch dies Leben gehen,
Ich lernte Gott erkennen und ihn preisen.

An Prinzeß Marie von Wittgenstein.

Zum 15. August 1854.

Wenn wir erwägten und recht bedächten,
Welch einen reichen, schimmernden Kranz
Schönheit, Jugend und Tugendglanz
Um die weiße Stirne dir flechten:
Wir würden's täglich sagen und singen,
Unsern Glückwunsch täglich dir bringen.
Niemand dürfte mit uns rechten,
Wenn wir täglich im Reihentanz,
Von deiner Huld berauschet ganz,
Unsere Huldigungen dir brächten.

Aber wir sind Philister in Fräcken,
Die des Herzens hochklopfenden Schlag
Begraben im Wüstensarkophag
Und unsre besten Gedanken verstecken,
Daß wir nur an besonderen Tagen
Zur Rose „Rose" zu sagen wagen,
Statt daß uns arme Toren und Gecken,
Solang die Rose blühet im Hag,
Jedweder Tag wie ein Freudentag
Zu Liedern und Jubel sollt' erwecken.

Heut' aber sagen wir unumwunden,
Weil man die Rose heut' Rose genannt,
Daß wir als Rose die Rose erkannt
In huldigungstrunkenen Stunden.
Heut' soll deinen Frommen es niemand verwehren,
Daß sie ihr Heiligenbildchen verehren,
Daß sie poetische Sträuße gebunden,
Daß sie die Becher nahmen zur Hand
Und, was sonst stumm in die Herzen gebannt,
In jubelndem Vivat bekunden.

Der Prinzessin Marie von Wittgenstein.

Zum 18. Februar 1855.

Wo fänd' ich doch ein Angebind'
Zum heut'gen Tag,
Das dir, der Sterne Lieblingskind,
Gefallen mag?

Dem Lieblingskind der Sterne lacht
Der Himmel zu,
Und wenn du ruhst, sie halten Wacht
Ob deiner Ruh'!

Und tags, wenn vor der Sonne Glanz
Sie fliehn geschwind,
Dann grüßen sie im Blumenkranz
Ihr Lieblingskind.

Zwei Menschensterne liebend sind
Dir zugesellt,
Sie nennen dich ihr Lieblingskind,
Dich ihre Welt.

Wo fänd' ich drum ein Angebind',
Das dich erfreut?
O leuchte, Sternen-Lieblingskind
Immer wie heut'!

Mit einem Blumenſtrauß.

18. Februar 1856.

Die Gärtnerin bat ich um einen Strauß;
Neugierig war ſie und frug mich aus.
Ich ſprach: O ziere den Strauß recht fein,
Und binde die ſchönſten Blumen hinein,
Er iſt für das lieblichſte, ſchönſte,
Holdſeligſte Mägdelein.

Die Muſe bat ich um Liederklang;
Auch ſie wollte wiſſen, für wen ich ſang.
O laſſe mein Lied recht freudig ſein,
Laß es feſtlich klingen, wie Geig' und Schalmei'n,
Es iſt für das lieblichſte, ſchönſte,
Holdſeligſte Mägdelein.

Den Himmel flehte um Segen ich;
Der wußte für wen und erhörte mich.
Will ſchenken viel Glück und blühend Gedeihn
Und lachende Zeiten voll Sonnenſchein
Dem lieblichſten, frommſten und ſchönſten
Holdſeligſten Mägdelein.

Zum Namenstag.

Elfen, die kleinen,
Wollen dich grüßen,
Wollen erſcheinen
Zu deinen Füßen.
Reiten ins Zimmer
Auf Strahlen der Sonne,
Kränzen mit Schimmer
Murillos Madonne,
Aus den Gardinen
Schlüpfen ſie leiſe,
Zu Mandolinen
Tönt ihre Weiſe!
Klettern im Trubel
Hinauf an den Wänden,
Springen vor Jubel,
Klatſchen mit Händen,
Laſſen verwegen
Trommeten ſchmettern,
Streu'n einen Regen
Von Roſenblättern;
Koſend und kichernd,
Schelmiſch durchtrieben,
Gnädig verſichernd,
Daß ſie dich lieben!

Nehmen ihr Teil
Vom Feſteskuchen,
Wollen ihr Heil
Im Wein verſuchen;
Naſchen und nippen,
Schmauſen und ſchlürfen
Mit zierlichen Lippen,
So viel ſie dürfen.
Sieh nur die Kerlchen
Zechen und trinken,
Sieh wie die Perlchen
Im Glaſe blinken.
Miſchen geſchäftig
Die Kräuterbowle,
Leeren ſie kräftig
Zu deinem Wohle;
Und willſt du meinen,
Sie hätten Genüge,
Rufen die Kleinen
Und ſchwenken die Krüge:
Gebt uns ein Fäßchen
Des beſten noch,
Unſer Prinzeßchen
Sie lebe hoch!

Zum Geburtstag.

Der Dichter ſingt dem Frühling
Und allem, was da lenzt,
Er will nicht Lohn erringen,
Es treibt ihn nur zu ſingen:
Es grünt, es blüht und glänzt.

Der Dichter ſingt den Sternen
Und was am Himmel prangt.
Nie tönet Antwort wieder,
Doch ewig ſagen Lieder:
Es leuchtet, glüht und flammt!

Woher am Wintertage,
Da Stern und Lenz nicht glüht,
Mein froher Sang entſtammet?
Es leuchtet, glüht und flammet,
Es glänzt und grünt und blüht!

Ich ſang ein Lied aufs allerbeſt'
Und weih't es ihr zum Wiegenfeſt.
Doch ach, das Lied — o Fatum!
Trug ein zu frühes Datum.

Ob ſie mit holdem Dank es nahm,
So ſprach ſie doch und meinen Gram
Verbarg ich nur mit Mühe:
„Das Datum iſt zu frühe!"

Zieht euch, Poeten, draus die Lehr',
Gebt keiner Maid zwei Tage mehr,
Selbſt in den jüngſten Tagen —
Sie können's nicht vertragen!

Zu einem Band indiſcher Sagen.

Lieder ſind des Schönen Spiegel;
Merk es, daß du nicht erſchrickſt,
Wenn du, in dem Buche forſchend,
Wie im Spiegel dich erblickſt.

Fühle, wie es uns beglücket,
Wenn Vergangnes dich erhebt,
Daß in dir lebend'ge Schönheit
Atmend und beſeelend webt.

Mit einer „Hochzeit zu Kana“ nach Paul Veroneſe.

Weil ich Venedigs Kunſt ſo hoch verehre,
Will Veroneſe mir die Huld erzeigen
Für mich zu reden, daß nicht für mein Schweigen
Ich einen Hauch nur deiner Gunſt entbehre.

So nimm ſein bildlich Wort, das inhaltſchwere,
Und mache ſeine Deutung dir zu eigen:
Sei's Wunder, Freude, Hochzeit, Feſtesreigen,
Du triffſt gewiß, was ich für dich begehre!

Man will in Dichtern Seher oft erkennen;
Doch war's nur Zufall, der mich angehalten,
Den Glückwunſch nicht von dieſem Bild zu trennen.

Die Schaumesblaſen, die ſich bunt entfaltne
Im Spiel des Knaben, den wir Zufall nennen,
Mag höh're Hand zu Perlen wohl geſtalten.

An Reinhold Köhler.

Zum Geburtstag.

Motto.

Sollten wenig auch die Wünsche dir, o Freund,
die frommen, frommen,
Siehe doch als gutgemeinte gern sie und willkommen kommen.

Guten Tag! und gute Tage, stets noch schönren Morgen morgen!
Möge dein Geschick geschickt für Glück und wenig Sorgen sorgen.

Mögen Leiden um die Stirn' dir nur wie flücht'ge Fliegen fliegen,
Möchtest du die schönste Feindin in der Liebe Kriegen kriegen.

Mög' um dich ein Glück des Lebens, das nicht zu verscherzen, scherzen,
Mögen dich die schönsten Arme inniglich von Herzen herzen.

Möge man den Kranz des Wissens dir, dem Ruhmesreichen, reichen,
Dein Vermögen möge Rothschilds oder seines Gleichen gleichen.

(Welch ein Glück, du würdest Gold mir wie aus vollen Pumpen pumpen,
Und wir beide, Freund, wir ließen uns von keinem Lumpen lumpen!

Mag die Mitwelt deine Bücher, feil zu höchsten Preisen, preisen,
Und auf dich noch späte Nachwelt, als Gelehrten, Weisen, weisen!

An Hans von Bronsart.

Höre eines weisen Manns
Wort mit weiser Fassung an,
Deinen Mut erhöhen kann's
Auf des Künstlers steiler Bahn:
Wirk' und schaffe, lieber Hans,
Was die Welt sagt, ist nur Wahn!
Die Kritik ist eine Gans,
Doch die Tonkunst ist ein Schwan!

An Hans von Bülow.

Ein liebesſehnſuchtsvolles H
Stand ungelöſt im Leben da
Und ſehnte ſich nach Tonica
Von wegen der Harmonia.
Es ſprach: ein Leitton bin ich ja,
O wäre nur mein C ſchon da!
O Guido, Notengroßpapa,
Du Notenmachermönch von A-
Rezzo und du Cäcilia,
Du würdige Muſikmama,
Ihr gebet nach dem Mi ein Fa
In regelrechter Muſika;
O gönnt auch mir, dem armen H,
Die Löſung in die Tonica.
Und bald, wer weiß wie das geſchah,
Ein wundervolles C war da —
Da H war ſeiner Löſung nah'
Ins C mit Namen Coſima.
O ſüße Polyhymnia!
O wundervolle Muſika!
Es löſt in Liebesluſt und -Weh'
Das H ſich gänzlich auf im C.

Ins Album von Josef Cramer in Amsterdam.

Weimar, 15. Jan. 1858.

Verschwendet sind in Albumblättern Lettern,
Drum will ich in Ihr Buch mit nichten dichten.
Was wollen Sie?! Doch nicht gar Glossen? Possen!!
Soll ich auskramen alter Oden Moden,
Mich reich ergießen in Novellen-Wellen.
Und Sie an Mottos aus Romanen mahnen,
Wie? Oder dichten gar Sextinen? Ihnen?!
O quälen Sie doch nicht mich Carmen-Armen,
Sonst will ich auf Ihr Herz Balladen laden,
Sonst sollen Sie nach meinen Stanzen tanzen,
Sich über endlos lange Hermen härmen
Und längst verstorbene Ghaselen Seelen!
Erwürgen soll Sie meiner Lieder Hyder,
Zermalmen meiner Epigramme Ramme!
Vergiften will ich Sie mit Psalmen-Salmen,
Ihr Hirn zerstechen mit Distichen-Stichen
Und Sie nicht einmal in Kanzonen schonen.
Ich will Sie töten mit Sonetten, netten
Und firmen, und begraben in Makamen, Amen.

An Hector Berlioz.

Wie groß ist nicht dein Zauber, grünes Reis,
Daß mich dein Anblick so erhebt und rührt,
Obwohl ich deutlich kaum zu sagen weiß,
Was als lebend'gen Hauch die Seele spürt.

Glücklich der Wandrer, den vor Sonnenglut
Beschirmt der Linde säuselnd Schattendach,
Sanft ruht er unter ihrer Zweige Hut,
Verträumet süß des Weges Ungemach,

Doch dreimal glücklich, wer den steilen Fels
Des Helikon erklommen unermattet,
Des Fuß sich netzt am Rand des ew'gen Quells,
Des heiße Schläfe Lorbeer kühl umschattet.

Drum steh' ich gern vor Marmorbildern still,
Vor Geisteshelden mit bekränzten Stirnen,
Weil sich mein Herz den Kranz fast deuten will
Wie Morgenglühn um hohe Alpenfirnen.

Doch doppelt freudig bin ich heut' bewegt,
Weil mir vor Augen, lebend und verklärt,
Ein stolzes Künstlerhaupt den Lorbeer trägt,
Den ich im Geist ihm tausendmal gewährt.

Seht her, ihr Jünger echten Künstlertums,
Hier einen Kämpfer aus der ersten Reih',
Freut euch des Meisters, freut euch seines Ruhms,
Der euch ein Sporn zu kühnem Streben sei!

Sieh' hier, du müß'ger Haufen, feiler Troß,
Der flüchtig buhlt um flüchtiges Genießen,
Hier einen Reiter auf dem Flügelroß,
Hier eine Stirn, um welche Lorbeer'n sprießen.

Frankreich, sieh her auf deines Künstlers Haupt,
Für den du keinen „Ehrensessel" hast;
Man hat sich schüchtern den Versuch erlaubt,
Ob ihm vielleicht ein deutscher Lorbeer paßt.

Und wenn ein Denkmal einst bei dir ihm glänzt,
Wenn spät dein Herz sich seiner Kunst erschloß,
So haben wir den Lebenden bekränzt
Und nannten stolz ihn unsern Berlioz!

Zu Beethovens Geburtsfeier.

Weimar, 17. Dezember 1858.*

Ihr sehet oft und gern in diesen Räumen
Den ernsten Kampf, das heitre Spiel des Lebens
In Bildern sich gestaltenreich entfalten,
Doch heut' entsaget willig ihr dem Schau'n,
Um durch den Schlüssel des Gehörs allein
Der Tonwelt goldne Pforten zu erschließen.
Zu einem Fest heiß' ich euch denn willkommen,
Dem Wiegenfeste eines großen Menschen:
Zu einer Arbeit heiß' ich euch willkommen,
Zu tieferem Erfassen seines Wesens:
Willkommen heiß' ich euch zu einer Andacht:
Zu lauschen eines Geistes Offenbarung.
Ja, hoch ist diese Feier, hoch dies Fest.
Ein Sängerkind ward heut' am Rhein geboren,
Und neu geboren ward mit ihm die Kunst.
Das fühlen alle, Künstler oder Laien,
Ob sie die Flamme ferne leuchten sehen,
Ob sie das Herz in ihre Gluten tauchen:
Beethovens Lied ist eine neue Welt,
Und ein Columbus ist des Meisters Seele.

Sein Lied ist heiße Sehnsucht nach Befreiung,
Wie Rütteln klingt's an eines Kerkers Stäben.
Da tönen Schmerz und Lust, und Staub und Seele,
Zweifel und Glauben, Lieb' und Haß im Streit,
Erhab'ne Ungeduld, erlöst zu sein,
Und todesfrohe Ahnung des Erlösens.

* Gesprochen von Frodor von Milde.

Da ringt zum erstenmal der ganze Mensch
Den wunderbaren Kampf mit seinem Gott,
Und bebt und weint, und jauchzt und löst in Tönen
Der Menschheit ew'ge, tiefe Rätsel auf.
Ein neues Wirken will ein neu Gesetz,
Beethoven ruft's und reißt die Kunst empor:
Nicht von der Form beherrscht sei der Gedanke,
Frei bilde der Gedanke sich die Form.

Zu einer Arbeit bot ich euch Willkommen,
Ich wiederhol's, zu einer ernsten Pflicht.
Beethoven blieb im Leben unverstanden,
Es gingen Geister stumm an ihm vorüber.
Zur Sonne hob er einsam seinen Flug,
Der Erde taub, dem Lied der Sterne lauschend.
Sein Todestag ist erst das Wiegenfest,
Das im Erkennen dieser Welt er feiert.
Dann erst entfaltet sich sein volles Bild,
Wenn wir die Spiegel unsrer Brust verklären.
So wirket denn in euch, daß jedes Jahr
Das Bild des Meisters heller widerstrahle,
Bis wie ein reinstes, lautersstes Gefühl
Sein Geist im Herzen seines Volkes lebt.

Zu einer Andacht bot ich euch den Gruß,
Zu lauschen eines Geistes Offenbarung.
Auch unsre Zeit hat ihre heil'gen Bücher,
In einer Zeit der Wunder lebt auch ihr.
Ja, wenn von allen höchsten Weihen triefend
Ein Hohepriester dieser schönen Kunst
Hoch über alle Qual des Lebens, alle Krankheit
Schmerzlich gebrochnen Daseins sich erhebt,
Sein Herz in Flammen läutert und entzückt
Dem Spruch des Gottes in der Seele lauscht,
So ist, was er uns gibt, ein Göttliches,
So trifft es unser Inn'res wie Verheißung,

Wie eine Mahnung an ein höchstes Ziel.
O horcht, und lauscht, und folgt dem Ruf: „Empor“,
Der in den Klängen dieses Geistes atmet.

Seid denn noch einmal dreifach hier willkommen,
Und gönnt mir noch, daß ein sympathisch Band,
Das Einst und Jetzt verbindend, ich euch zeige,
Daß ich auf einen deute unter uns,
Der, wie ein Kleinod, ein lebendig Zeichen
Des großen Toten an der Stirne trägt.
Der Wunderknabe Liszt hat einst in Wien
Die junge Kunst dem Meister zeigen dürfen.
Der, taub schon ganz, doch mit den Augen lauschend,
Ergriff gerührt den Knaben nach dem Spiel,
Und schloß mit einem Kuß ihn an sein Herz.
Nun prüft einmal, ob etwa dieser Kuß
Musik geworden in des Mannes Seele,
Wenn er des Meisters Bilder euch entrollt;
Ob etwa von der Weihe dieses Kusses
Ein Hauch die Virtuosen überschauert,
Die kunstgewappnet seinem Stabe folgen;
Ob etwa jener Kuß die Kraft ihm gab,
Beethovens Wort den Jüngern recht zu deuten.
Ein lieblich Wunder wär's, ich hätte recht:
Ihr lebtet noch in einer Zeit der Wunder,
Und, froh der hohen Zeichen, die ihr sahn,
Gingt ihr gestärkt zurück ins laute Leben,
Und ließet freudig in den deutschen Herzen
Beethovens Klänge wie ein Erbteil wuchern,
Ein unentreißbar Erbteil dieses Volks.

An Hoffmann von Fallersleben.

Freund, ein Wintersonnenschein
Fällt in meine Kammer,
Und ich dulde Scheidenspein,
Leide Wanderjammer.

Wenn das Leben fort uns jagt
Aus der Freunde Mitten,
Lebewohl ist leicht gesagt,
Aber schwer gelitten.

Heute will ein Sonnenstrahl
Keine Träne leiden,
Gestern weint' ich doch einmal,
Daß ich nun muß scheiden.

Nicht der Tränen schämt' ich mich
Bei der Sterne Scheinen,
Wer so heiter ist wie ich,
Darf auch einmal weinen.

Eins vergeß' ich nimmermehr,
Daß du mich besungen,
Daß dein Lied zu meiner Ehr',
Meiner Lust erklungen.

Wenn der Frühling wieder lacht,
Soll er dir's vergüten,
Soll dich schmücken mit der Pracht
Seiner schönsten Blüten.

Möge Gott dir allerwärts
Lied und Leben segnen,
Glas an Glas, und Herz an Herz,
Wo wir uns begegnen!

An Franz Liszt.

12. August 1861, als derselbe Weimar verließ.

Nicht ziemt es mir, zu klagen
Im froh gesellten Kreis,
Das bange Wort zu sagen,
Das still ein jeder weiß.
Das wär' ein leicht' Gelingen,
Wo euch so weh geschehn,
Das Herz euch zu bezwingen,
Die Augen naß zu sehn.

Ich hab' kein Wort zu trauern
Um ein verödet Haus,
Wo aus geweihten Mauern
Zog Sang und Glück hinaus;
Wo alles Schönen Stätte,
Wo aller Liebe Hort —
Und wenn ich Worte hätte,
Versagte mir das Wort.

Mir ziemt es nicht, zu richten,
Wer jenes Band zerriß,
Im Leben wie im Dichten
Des höchsten Ziels gewiß:
Das Band, das wehend allen
Uns Stirn und Herz berührt,
Wenn uns in jene Hallen
Ein gastlich Wort geführt.

Nein, wo so traut beisammen
Viel Männer schmerzerprobt,
Soll nur die Freude flammen,
Sei nur die Lust gelobt;
Kein Herz, wie wund sich's wähne,
Das nicht im Wein genas,
Und fällt auch eine Träne,
Sei's ins gefüllte Glas.

Drum, ob euch Schmerz betroffen,
Weint still im Kämmerlein!
Laut soll nur unser Hoffen
Und unsre Liebe sein.
Und ob sich auch erboste
Der Schmerzenteufel Schwall,
Ich weiß ein Wort zum Troste,
Das bringt sie gleich zum Fall.

Denn ob das Haus geschlossen,
Getrennt ein edles Paar,
Nur mutig, unverdrossen!
Gott waltet wunderbar.
Das Herz, um das im Feste
Wir liebend heut' erglühn,
Schlägt unter jeder Weste
Gleich mutig, groß und kühn.

Dies Herz, ob voll von Wunden
Durch scharfer Schmerzen Pfeil',
Wird durch die Kunst gesunden,
Wird neu im Schaffen heil.
Sehn reines Gold wir quillen
Aus heißer Flammenglut,
Dann beten wir im stillen:
Gott! du machst alles gut!

Drum nehmt, ihr Frohen, Frischen,
Das Glas auf meine Bitt'!
Und fiel ein' Trän' inzwischen,
So trinkt die Träne mit!
In Freuden und in Schmerzen,
Ob's nah', ob fern es zog:
Dem ew'gen Künstlerherzen
Ein donnernd Lebehoch!

Im Löwengarten.

14. August 1861.

In Trauer iſt heute das ganze Orcheſter:
Denn der Meiſter, ſeine treue Schar verläßt er.
Die erſten Geigen
Die Köpfe neigen
Und ſchweigen.
Die zweiten Violinen
Sekundieren ihnen
Mit betrübten Mienen.
Die Violen
Seufzen ganz unverhohlen
Oder weinen verſtohlen.
Die Violoncelle
Summen eine piangendo-Stelle
Aus einem Trauermarſch-Ritornelle.
Auch die Kontrabäſſe
Fühlen auf den Wangen die Bläſſe,
In den Augen die Näſſe.
Kurz, das ganze Quartett
Trauert um die Wett'.
Und auch die Bläſer
Betauen des Löwengartens Sand und Gräſer.
Die beiden Flöten
Sind in großen Nöten.
Das Pikkolo
Iſt nimmer froh.
Den Oboen
Iſt alle Luſt entflohen.
Die Klarinetten
Sind gefangen in Trauerketten;
Den beiden Fagotts
Iſt das Herz ſchwer wie'n Klotz.
Auch die Männer vom Bleche
Fühlen große Nervenſchwäche.

Die beiden Trompeten
Sind ganz betreten.
Die vier Hörner
Drückt's aufs Herz wie Leichdörner.
Keine Posaune
Ist guter Laune,
Und im Löwengarten sitzt traurig die Tube
Wie Daniel in der Löwengrube.
Selbst die Pauke mit umflorten Klopfeln
Fühlt im Aug' ein gewisses Tröpfeln,
Und das ewig Weibliche, die Harfenistin,
Schielt aus der Ferne traurig nach Liszt hin.
Der Triangel
Fühlt Freudenmangel,
Der edle Tamm-Tammer
Hat großen Jammer,
Die türkischen Becken
Faßt panischer Schrecken,
Und die große und kleine Trumm
Sehen traurig im Kreis herum.
Auch die Sänger vom Chor
Tragen ums Herz einen Trauerflor.
Den ersten Tenoren
Ging aller gute Humor verloren,
Und die Tenori secundi
Klagen wie über das finis mundi.
Die Bässe, die ersten,
Fühlen Schmerz, den schwersten,
Und gar die tiefen Bässe noch
Seufzen alle im tiefen „Doch".
Der Kalkant macht den Beschluß,
Er denkt: es ist eine harte Nuß,
Daß mich „der Max verlassen muß".
So sitzen Chor und Orchester stumm
Im Löwengarten um Liszt herum.

Wo ſie von ihrem Tonkunſtfürſten
Geladen ſind zu Bier und Würſten.
Doch daß dem Meiſter ein Hoch man bringe,
Wird alles wieder guter Dinge.
Da ſieht man die erſten Geigen
Vom Sitz aufſteigen
Und ihm ſich neigen,
Da werden die Violini secundi
Auf einmal wieder ganz jucundi.
Die Violen
Machen ſich auf die Sohlen
Und laſſen ein volles Glas ſich holen.
Die Violoncelle
Ermannen ſich ſchnelle
Und ſchöpfen noch einen aus Lethes Quelle.
Die Kontrabaſſiſten
Füllen das Glas für Liſzten.
Da ſieht man die Flöten
Vor Luſt erröten,
Das Pikkolo
Schreit Jubilo,
Die Oboen
Jauchzen und halloen,
Die beiden Fagotte
Sind gern beim Komplotte,
Alle Bläſer
Ergreifen die Gläſer,
Die Herren vom Bleche
Vermehren die Zeche,
Es ruft die Trompete
Nach friſchem Mete!
Es rufen die Herren vom Horn:
Da capo! Noch einmal von vorn!
Es dröhnt die Tube:
Noch ein Seidel! Bube!

Da ſieht man mit Staunen
Den Durſt der Poſaunen.
Die türkiſchen Becken
Laſſen ſich's ſchmecken:
Der Tamm-Tamm
Saugt wie ein Schwamm,
Triangel, grand und petit tambour,
Alles trinkt mit in der großen Tour;
Die Sänger vom Chor
Heben's Glas empor;
Da iſt zu hören
Von allen Tenören,
Von Baß und Bariton
Ein Jubelton.
Und Bläſer und Streicher,
Und Trommler und Geiger,
Violen, Violini,
Oboen und Klarini,
Triangel und Zinken,
Zur Rechten und Linken,
Pauke ſamt Schlägel und Felle,
Poſaunen und Violoncelle,
Und Terzflötiſt und Fagottiſt,
Und Klarinettiſt und Kontrabaſſiſt,
Und jeder Horniſt und jeder Choriſt,
Und auch der Kalkant als guter Chriſt
Und was nur vom Chor und Orcheſter iſt,
Ruft aus einem Mund: „Hoch lebe Liſzt!“

Aus Wien.

1859—1866.

Mit Efeublättern
von Wiener Gräbern.

1.
Beethoven.

Von glüh'nden Sonnenſtrahlen war durchdrungen
Der graue Stein, an dem dies Blatt entſproſſen,
Mit glüh'nden Tränen hab' ich ihn begoſſen,
Mit glüh'nden Armen hab' ich ihn umſchlungen.

Ein ewig Lied iſt hier dereinſt verklungen,
Ein ewig Herz hält hier die Gruft umſchloſſen;
Die Leier ſtrahlt von goldnem Licht umfloſſen,
Ein Schmetterling hat ſich emporgeſchwungen.

Da glänzt ein Name, und das Schlangenzeichen
Der Ewigkeit; ein Baum, der faſt verwittert,
Will halb dem Leben, halb dem Tode gleichen.

Und ſüße Luft, vom Todeshauch verbittert,
Und tiefe Stille im Gefild der Leichen,
Und ein gebrochen Herz, und eins das zittert.

2.

Schubert.

So ward die Stätte doch dir nicht entzogen,
Die du erfleht in schmerzentrunknem Singen?
Sind's nun der Sonnen drei, die untergingen,
Und hat des Weisen Wink dich nicht betrogen?

Ach, welch ein Schwan ward hier hinabgezogen,
Und welch ein Falter senkte hier die Schwingen!
Wie schmerzlich nach der Flamme war sein Ringen,
Wie wonnewund versank er in die Wogen!

Das war ein Kuß, der selbst den Tod entzückte.
Ach, wüßten wir das Lied, das noch erklungen,
Da er auf diesen Mund die Lippen drückte!

Mir war's am Grab, von Weh und Wahn bezwungen,
Als wär' ins Herz mir, da dies Blatt ich pflückte,
Von jenem letzten Lied ein Hauch gedrungen.

3.

An Rosa von Milde in Weimar.

Wie ihre Gräber nahe sich gefunden,
Laß hier auch nahe Blatt an Blatt sich schmiegen,
Die Hand an Hand fast in die Gruft gestiegen,
Laß ihr Erinnern tönen hier verbunden.

Du bist ja auch in deinen schönsten Stunden
Ein waches Lied an beider Grabeswiegen,
Ein tönend Pfand, daß beide ewig siegen,
Da sie die Qual des Daseins überwunden.

Wie beider Lied von deinen Lippen tönet,
Wie beider Sterne Strahl dein Herz durchglühte,
Wie beider Bild dein eigen Bild verschönet,

Nimm beide Blätter, sicher im Gemüte,
Daß in dem Kranze, der dein Leben krönet,
Die welke Spende wird lebend'ge Blüte!

Madonna von Palma Vecchio.

Ich habe einen Herzensfreund gewonnen,
Zu dem ich möcht' in ferne Zeiten ſchweben:
Welch ein Gemüt, welch eine Kunſt gegeben
Ward Palma-Vecchio, der dies Bild erſonnen!

Aus hoheitmilde Antlitz der Madonnen,
Wie ſchmiegt das Kindlein ſich voll wohl'gem Leben!
Wie traumſtill Katharina, und daneben
Wie ſcheu Johannes, nahend ſo viel Wonnen!

Geſättigt ganz in ſeligem Behagen
Iſt dieſe Stille, dieſe ſegenvolle,
Um Häupter, welche Gottes Siegel tragen;

Geweihte Worte birgt die heil'ge Rolle;
Ein Englein auf der Säule ſcheint zu fragen,
Ob es zum Himmel Grüße bringen ſolle?

Madonna von Murillo.

Wo hat Murillo dieses Bild gefunden?
Wer war sie, die zum Werke ihm gesessen?
Wir wissen's nicht; ihr Name ist vergessen;
Wir forschen nach, und können's nicht erkunden.

Maria heißt sie nun: dahingeschwunden
Im Staub ist, was der Staub von ihr besessen.
Ihr Geist'ges lebt ein Leben unermessen,
Von Meisterhand mit Glorienschein umwunden.

O Künstler, glühe nur mit lautren Sinnen
Dem Ewigen im Weib dich hinzugeben,
Es läßt dich einen höchsten Preis gewinnen.

An Götterhänden wird es dich erheben
Auf reiner Höhen unnahbare Zinnen,
Ewig in dir, wie du in ihm zu leben.

Prolog zur ersten Tonkünstlerversammlung in Leipzig.

Juni 1859.

Die Zeit ist ernst, und droht mit Kampf und Sturm:
Was soll dies Fest, der Kunst, dem Sang geweiht?
Kaum barg die Gruft des greisen Forschers Hülle,
Der wie ein Licht des Friedens uns erloschen
Sobald der erste Hauch des Sturms geweht,
So klafft manch Grab für deutscher Helden Zier
Im lichterglüh'nden Schoß fremdeignen Bodens,
In einer alten Heimat deutschen Ruhms.
Und doch, ob auch dies Fest die Blüte sei,
Die vor dem Sturm noch glänzt im letzten Strahl,
Uns ziemt es, frei und kühn es zu begehn:
Ist ernst die Zeit, ernst ist auch unsre Lust.
Uns war der Frieden eine Zeit des Kampfes;
Das geist'ge Wesen, des Bestehn wir feiern,
Ein Banner war's, der es erhob, ein Held,
Ein Herz, im Glutkampf um die Kunst gebrochen.
Es galt den Kampf um einen hohen Reichtum,
Um das Bewußtsein köstlichen Besitzes,
Den Zoll für Zoll wir neu erobern mußten,
Verteid'gen gegen Lüg' und Heuchelei,
Und Regelzwang und Epigonentum.
Die sieben Sterne, die euch heute leuchten,
Auf neuer Bahn der Kunst ein goldner Wagen,
Wie mußte Stern für Stern nicht erst sein Licht
Im Kampf befrein vom trüben Dunst des Neides,
Der Krittler qualmige Nebelstreifen dulden,
Der Trägheit Wolkenglanz bewußt durchbrechen,
Bis sie nun hell und leuchtend ziehn die Bahn,

* Der Prolog, den Peter Cornelius für die Anfang Juni 1859 in Leipzig veranstaltete Tonkünstlerversammlung gedichtet hatte, kam leider nicht zu Gehör. Änderungen des Programms des ersten Konzerts jenes Musikfestes und äußere Umstände veranlaßten, daß an seine Stelle ein Prolog von Adolf Stern des Herausgebers dieser Gedichte trat.

Wir aber all uns freuen ihres Glanzes.
Ernſt wie die Zeit, iſt drum auch unſre Luſt,
Denn heilig, wie der Kampf um deutſche Erde,
Iſt der geweihte Kampf um deutſche Kunſt.

Drum euch, ihr Künſtler, unſern erſten Gruß!
Ihr Meiſter, die in opferſeligem Walten
Der Kunſt ein reiches Leben dargebracht,
Ihr Jünger, die ihr nach der Palme ſtrebt,
Die tönend euch ums Haupt in Träumen rauſcht,
Ihr Frau'n, die ihr mit prieſterlichen Händen
Die Flamme hütet auf der Kunſt Altar,
Erhobnen Herzens feiert dieſes Feſt,
Verſchwiſt'rung ſei's, ein bleibend Band der Geiſter.
Zum goldnen Wagen ſchaut entzückt empor:
Aus Bachs vielwogiger, geweihter Tonflut
Holt euch die Perle, den erkämpften Glauben;
Aus Liſzts hochglühendem Gebete pflückt
Die Liebe, die geheimnisvolle Roſe.
Und wenn aus beiden ihr ein feſtes Hoffen
Auf höchſte Kunſtvollendung mit euch nehmt,
Wenn euch dies Feſt zu ſchöner Einigung
In gleichem Streben einen Schritt nur fördert,
Dann löſt ihr ſchön das Pfand in Schillers Worten,
Daß ihr ein Spiegel künſt'ger Zeiten ſeid.
Wenn aus den Steinen eurer Kirchſpieltürme
Ihr aufbaut *einen* hohen Dom der Kunſt,
Gebt ihr vielleicht ein ahnungsvolles Vorſpiel,
Daß Einheit ſtark, unüberwindlich macht.

Den zweiten Gruß der Stadt, die uns empfing.
Heil, Leipzig, dir in geiſtesfriſcher Luft,
Du Weiheſtätte edler Friedenswerke!
Heil Leipzig dir, auf blutgetränktem Boden
Ein Siegesmal, ein Feldruf deutſcher Ehre!
Hier läßt mit kühnem Selbſtvertrauen ſich
Ein Friedensfeſt beim Nah'n des Sturmes feiern:

Wo unſer Bach gelebt hat und geſungen,
Wo, eine Memnonsſäule ſeines Ruhms,
Die Thomasſchule ſein Gedenken hegt,
Wo ſeine ſpäten Erben erſt die Schätze,
Die er gehäuft, uns voll genießen lehren;
Wo einer neuen Kunſt verjüngender Quell,
Wo Richard Wagner unſrer Zeit geboren,
Wo deutſcher Fleiß die Blätter deutſcher Kunſt
Vertauſendfacht der Nachwelt übergibt:
Hier mahnt auch deutſcher Helden Geiſt gewaltig,
Daß unſre Kunſt die Blüte eines Baumes,
Den, ob die Erde bebt, kein Sturm entwurzelt.
Heil Leipzig dir, in Krieg und Frieden Heil,
Ein deutſches Ruhmespfand in Krieg und Frieden.

Und dir den dritten Gruß, Germania!
Du ſchaueſt ernſt und prüfſt dein mächtig Schwert,
Und biſt bereit im Kampf es zu erheben.
Doch deine Stirn umwallt ein reicher Kranz,
Da blühn in Blumen wunderbar verſchlungen
Dir Gottesglaube, Wiſſenſchaft und Kunſt,
Freiheit und Recht und heil'ge Überlief'rung,
Und hohe Menſchlichkeit, Geſetz und Sitte,
Und wie ein Demant in dem Reif, Muſik.
Wir ſehn dein Schwert nicht, das vernichtend blitzt,
Wir wollen noch im Demantſchein uns ſonnen,
In ſel'gem Friedenstraum den Kranz nur ſchau'n.
Doch muß der Traum zerrinnen, ſchwing' dein Schwert,
Unüberwindlich macht dich Kraft und Geiſt,
Unüberwindlich, daß du ſiegen mußt.
Denn, wo du ſiegſt, da ſieget Glaub' und Wahrheit
Und Ernſt der Forſchung, Liebesglut der Kunſt,
Und hohe Menſchlichkeit, Geſetz und Sitte.
Schwinge dein Schwert, und wahre deinen Kranz,
Und halte leuchtend ihn und freiheitbringend
Hoch über alle Völker, alle Zeiten!

An Reinhold Köhler.

Wien, 24. Juni 1859.

Ich hab' den ganzen Tag an dich gedacht,
(Und an den Sereniſſimus daneben!)
Doch keinen Vers hab' ich zu ſtand gebracht,
Nicht einen Reim! es wollte ſich nicht geben.
Der Tag war karg. Vielleicht ſpendiert die Nacht!
„Heut' iſt der Tag, an dem du trat'ſt ins Leben" —
„An dem, zugleich mit deinem Großherzoge"
„Ans Ufer dieſes Lebens dich die Woge"

„Der Zeit geſpült." Ei Teufel, nun geht's leidlich
Und mit der Woge aus der erſten Strophe
Schwamm ich hinüber in die zweite weidlich!
(Nur bitt' ich, lies die Sache nicht bei Hofe,
Ein Falke biſſe mich ganz unvermeidlich,
Dem Hof zum Tort, vom Marſchall bis zur Zofe!
Auch denk' ich an das Sprichwort von den „Perlen"
Und wär' nicht gern im Wege Griepenkerlen!)

Doch nun zur Ordnung! Keine Parentheſen
Und andre ungebührliche Lizenzen!
Der edlen Dichtkunſt tief geheimes Weſen
Iſt Füll' und Überſtrom in Form und Grenzen
In rechtem Maß. — Doch ein Kollegium leſen
Will ich dir nicht, aus Furcht du möchteſt ſchwenzen.
„Der Zeit geſpült. Den Tag im Monat Juni
Vergißt der Hof nie, Weimar nie, und — du nie!"

Und deine Mutter nie! Darf das Befinden
Höchſtihrer untertänigſt und ſubmiſſeſt
Ein Knecht ſich zu erkunden unterwinden,
Den leider du bei Hofe heut vermiſſeſt,
Der aber wagt ſich brieflich einzufinden,
Und frägt, ob allergnädigſt du noch wiſſeſt,
Daß er erſtirbt in Demut unermeſſen
Höchſt dir, Höchſt Ihr und Höchſt auch den Prinzeſſen?

Doch still! ich merk', ich bin zu „ewig weiblich",
Ich seh' dich drohen mit dem krit'schen Stock.
Einseitigkeit ist freilich unausbleiblich
Im Reim, im Leben, herrscht ein Weiberrock.
In beiden aber reizt es unbeschreiblich,
Das Weibliche, und männlich ist — der Bock;
Die Poesie ist weiblich — und die Liebe!
Drum nur Geduld, und keine krit'schen Hiebe!

. . . . . .

Und mit den Hieben legt' ich mich zur Ruh',
Und ließ im Traum vielleicht dich weiter dreschen,
Und sah vielleicht dem Krieg in Welschland zu
Im Pulverdampf, im Sturm auf Festungsbreschen.
Der Morgen kam; es ändert sich im Nu
Das Spiel durch telegraphische Depeschen.
Mir sagt die Zeitung, daß auf schriller Leier
Der Tod den Mißklang warf in eure Feier!

Marie Paulowna tot! Die reichgekrönte,
Auch sie entführt auf schwankem Schattenkahne!
Die Volksbeliebte, Ruhmesglanzgewöhnte,
Die Zarentochter, Fürstin, Königsahne!
Der unsres großen Dichters Lied ertönte,
Als ihr entgegenwehte Weimars Fahne!
Nachtönend ihr und ihrer letzten Stunde
Klingt nun dies Wort aus unberühmtem Munde.

Marie Paulowna! Humboldt! Metternich!
Welch sagenvolle Zeitennekrologe!
Das Alte stirbt, ein Neues bildet sich.
Saturn speist hungrig aus immensem Troge —
Doch sieh! — Da hat der Lauf der Dinge mich
Ganz humoristisch wieder auf die „Woge
Der Zeit gespült". So laß mich lustig schwimmen!
Mein frohes Lied soll Trauer nicht verstimmen.

Wir leben ja! Du lebſt — und bei den Deinen!
Wir ſind ja jung, uns blüht ja noch die Welt!
Uns iſt ja noch im Lachen wie im Weinen
Die trank'ne Bruſt von Frühlingshauch geſchwellt!
Und will das Leben unſern Lauf nicht einen,
Wir bleiben doch in Treuen uns geſellt.
O lebe froh! Dem Weib, dem Sang und Wein hold
An Mutterbruſt mit Lutherluſt, mein Reinhold!

Ich aber freue mich des hellen Sanges,
Der, aus dem Herzen tönend, Herzen rührt,
Ich freue mich des tief und hohen Ganges,
Den mich ein wechſelvolles Leben führt,
Der Zeit der Freude, und der Zeit des Dranges,
Die mir die ſtolze Glut im Buſen ſchürt,
Krönt mich ein Sieg, dann pflück' ich jene Treiheit
Wie eine Palme aus der Hand der Freiheit.

O komm nach Wien, und wohne wo ich wohne!
Mit fünfzig Talern biſt du hier ein Lord!
Ich zeige dir die Mägdlein des Bordone,
Die farbig tönen, wie ein Luſtakkord,
Und Tizian, aller Venetianer Krone,
Da nimmſt du Glut mit heim in deinen Nord.
O komm nach Wien, wär' unſer Brot auch trocken,
Wir kennen's in Cellinis Salzfaß brocken.

O komm nach Wien! Der Prater iſt Ekloge!
Sankt Stephan iſt ein Paradies von Stein!
Sieh' alles, bis auf Körners Synagoge,
Laß Krieg nur Krieg, und Mailand Mailand ſein!
Noch hat nicht alle Luſt hinweg die Woge
Der Zeit gewühlt — da haben wir's, o Pein!
Die Woge kommt ſchon wieder angeſchwommen!
Ich flieh'! Leb wohl! und bald vielleicht: Willkommen!

An Friedrich Hebbel!

1861.

Nachdem uns Hebbel ſeine Nibelungen geleſen mit dem Motto:

„Friſches Laub an altem Stamm."

O welch ein Abend! Mag ich doch im Rauſch
Mich nicht auf alles Einzelne beſinnen,
Sonſt möchte mir im ungereimten Tauſch
Das Ganze für das Einzelne zerrinnen!
O wechſelnd Leben! Nun dem Himmel nah'
Nun wieder tief, beſpritzt vom Erdenſchlamme!
Doch trag' ich's leicht, Erinnerung blühet ja
Friſch wie dein „friſches Laub an altem Stamme!"

Die Nibelungen! Glaube nicht, ich will
Dir auf ein Schönſtes etwa Schönes ſagen!
O nein, ich weiß im Innern ernſt und ſtill
Den tiefren Dank dir mählich abzutragen.
Nur eines bät' ich, dürft' ich hochbeglückt
Die Blüten ſammeln auf dem Bergeskamme,
Die du im Lauf zertrafſt, als du gepflückt
Im Hochwald friſches Laub an altem Stamme.

O welch ein Abend! Und dazu der Liſzt!
Und kommt zu ſpät, ganz wie zum Zeus der Dichter!
Nun, wer wie er zu früh gekommen iſt,
Mißt nicht die Zeit, wie Werkeltagsgeſichter.
Und ſetzt ſich an dein Ahorn-Inſtrument,
Formt eine Welt aus der beſchränkten Gamme,
Daß neu der Baum im Lenzentzücken brennt
Vom friſchen Laub an ſeinem alten Stamme.

Und heut' zu Nahl! Welt, wie behagst du mir!
Das heißt das Leben voll und tief genießen!
Da ſehn im Auferſtehungsfeſte wir
Vergangnes neu aus Geiſt und Farbe ſprießen!
O Meiſter, nimm uns mit in dein Athen,
Daß uns die Luſt vom trunknen Auge flamme,
Wenn wir dein Werk an heil'ger Stelle ſehn
Und jauchzen: Friſches Laub an altem Stamme!

Wahrhaftig, lebt' ich alſo Tag um Tag,
Mir wär's zuviel, ich ſtürbe übermorgen,
Aus Neugier bloß, auf daß ich ſchauen mag,
Was Gott für Luſt uns drüben wird beſorgen!
Denn ſicher weiß ich, dies hat keinen Schluß,
Ich glaub' ans alte Märchen von der Amme,
Ich glaub' ans Kreuz, das reich uns blühen muß
Ein ewig friſches Laub an altem Stamme!

Toaſt auf Berlioz.

Wien 1866.

Es tönt eine Wunderſage
In wunderloſer Zeit,
Wie um Germania, die hohe,
Ein fremder Sänger gefreit.

Seit er im Traum ſie ſchaute
In fernem Heimatland,
War all ſein Dichten und Trachten
Der Herrlichen zugewandt.

Er ſann auf reiche Lieder,
Schuf holder Weiſen viel,
Die Hohe zu erringen
Mit ſeinem Saitenſpiel.

Er ſang in ihren Gauen
Seiner Liebe Leid und Luſt
In der Sprache, die ihr im Herzen
Am tiefſten war bewußt.

Und blickte ſie ſtreng und ſprode,
Er warb doch unverwandt
Um ſie in Thüringens Bergen,
Um ſie am Elbeſtrand.

Und tiefer ſtets erſchloß er
Die Schätze ſeiner Kunſt,
Und glühender ſtets warb er
Um der Geliebten Gunſt.

Da traf er ſie im Wandern
Auf ihrem reichſten Schloß,
Als ihn zum Donauſtrande
Hintrug das ſprühende Roß.

Da lockt er ſolchen Zauber
Aus ſeiner Saiten Klang,
Daß Liebe ſüß ihn lohnte
Und Glückes Überſchwang.

Wir waren all' geladen
Zu feiern dieſen Bund,
Nun tun wir hell mit Schalle
Germanias Liebe kund.

Du ritterlicher Sänger,
Du Künſtler groß und kühn,
Dir ſoll aus deutſchen Herzen
Ein Kranz der Liebe blühn.

Weil reich im Feuergeiſte
Ihr Bild ſich dir erſchloß,
Hoch an Germaniens Herzen,
Hoch Hektor Berlioz!

Wie's daheim war.

An Erneſtine Mauro

Wie's daheim war, find'ſt du's nimmermehr,
Wandre nur auf Erden hin und her,
Müh' und ſehne dich auch noch ſo ſehr,
Wird es ſchön doch nimmer nimmermehr
Wie's daheim war!

Wie's daheim war, wo die Wiege ſtand,
Wo der Mutter Arm dich weich umwand;
Frag' dein eigen Herz im fremden Land,
Ob's nicht tiefer Luſt und Schmerz empfand
Wie's daheim war!

Wie's daheim war, iſt ein Zauber mild,
Iſt ein heimlich farbenreiches Bild;
Wenn ein Blick, ein Wort dein Sehnen ſtillt,
Iſt es nur, weil etwas drinnen quillt,
Wie's daheim war!

O du zartes, freundliches Gemüt!
Daß der liebe Gott dich treu behüt'!
Weil in deinem Aug' mir etwas glüht,
Weil in deiner Bruſt mir etwas blüht
Wie's daheim war!

Zum 3. Oktober.

An Frau Suiette Juna.

Von dem fernen Vagabunden,
Von dem armen Kerl in Wien,
Sei dir heut' ein Kranz gewunden,
Holdes Bräutchen, denk' an ihn!

Von demſelben dummen Peter,
Welcher in der Ferne weilt,
Doch als deſſen Stellvertreter
Schnell zu dir dies Liedchen eilt

Von dem guten, armen Schlucker,
Dem die Sehnſucht meilenweit
Einen guten Operngucker
Bis in deine Stube leiht.

Von dem müden Erdenpilger
In der ſchönen Kaiſerſtadt,
Der bei dir als Grogvertilger
Noch den beſten Namen hat.

Von dem Anekdotenjäger
Für den alten Freund beim Grog,
Wo er ohne Hoſenträger
Sitzt und ohne Ordensrock.

Von dem Mainzer Muſikanten,
Der die Spur des Muſengotts
Ferne ſucht von allen Tanten,
Vettern, Frau'n und Söhnen Schott's.

Von dem wack'ren Tirigenten
Eigner Tafel, eignen Sangs,
Einer Tafel ohne Enten,
Aber Lieder guten Klangs.

Von dem blassen Liſztianer
Bis zum letzten Ton und Hauch,
Berlioz-, Wagner-, Weimarianer
Und ein Cornelianer auch.

Von dem Literat, dem frechen,
Welchem Guſtav Heckenaſt
Bald ein Honorar wird blechen,
Daß ſelbſt Heſtermann erblaßt.

Von dem Stiefſohn, den Suſettchen
Einſt auf andrem Stern erzog,
Der ihr an ſympath'ſchem Kettchen
Nach auf dieſe Erde flog.

Von dem Lump, dem Schwindler, Gauner,
Der ein miſerabler Chriſt,
Ein Zigeuner, doch noch brauner,
Und ein Mohr, doch ſchwärzer iſt.

Von dem Wichte, von dem Tropfe,
Welcher, aller Fehler ſatt,
Doch ein Körnchen Grütz' im Kopfe
Und ein Herz im Leibe hat.

Ja von allen dieſen Kerlen,
Süß und ſauer eingemacht,
Sei dir Perle aller Perlen,
Suschen, heut' ein Hoch gebracht.

Hoch Suſettchen und daneben
Hoch ihr lieber, alter Schatz,
Und die junge Brut ſoll leben —
„Kinder gebt's mer holt nen Schmatz."

Aus München.

1865—1874.

An Richard Wagner.

1867.

Tritt ein und laß dir's wohlgefallen
In meinem Haus, an meinem Herd:
Dich grüßen keine ſtolzen Hallen,
Doch macht ſie Liebe deiner wert.
Du haſt das Haus mir helfen bauen,
Und wär's ein Hüttchen auch von Holz,
Zufrieden darfſt dein Werk du ſchauen:
Mein Haus, dein Stolz!

Dich grüßt mein Weib von ganzem Herzen,
Die dieſes Hauſes guter Geiſt,
Die mir vereint in Luſt und Schmerzen
Mein Heiligtum, mein Segen heißt.
Sie ruft Willkommen dir entgegen,
Sie iſt dir ganz wie ich geſinnt,
So ſei ihr gut um meinetwegen:
Mein Weib, dein Kind!

Laß es ein Stündchen dir behagen,
Des Freundes Glück ſei deine Luſt,
Der, was er froh dir auch mag ſagen,
Ein Beſſ'res birgt in ſeiner Bruſt.
Wie hoch dein Name auch erglänze,
Wie mancher Kranz dich auch umwob,
Mein Herz weiß mehr als alle Kränze:
Mein Herz, dein Lob!

An Coſima von Bülow.

1865.

Brot, Sal; und Geld aus Kinderhänden,
Zum Eintritt in ein neues Haus!
Wer könnte ſchönren Segen ſpenden,
Wer teilte ſüßre Gaben aus!

Wir glauben, daß an unſern Wiegen
Schutzengel ſtehen unſichtbar,
Doch ſehn wir nie ſie ſchweben, fliegen,
Sie ſtellen nie dem Aug' ſich dar.

Drum, daß uns hütend Engel pflegen,
Wer weiß, ich zweifelte vielleicht,
Hätt' nicht dein liebes Kind den Segen
Mir ſelber heut' ins Haus gereicht.

Der Fürſtin Wittgenſtein.

Als Dank für ein römiſches Band.

1867.

Das iſt einmal ein ſchönes Band
Fern aus Italien geſandt,
Und von der beſten Freundin Hand!
Mit goldnen Streifen, rot und blau
Und weiß und grün, wie auf der Au
Des Frühlings ſchöne Blumen blühn,
Und wieder rot und blau und grün.
Ei ja, da freut ſich meine Frau,
Da freuet doppelt ſich ihr Mann,
Daß er zu ſeines Hauſes Bau
Solch teure Freunde ſich gewann.

Der ſeidnen Fäden Labyrinth
Wie iſt es zart und fein gewebt,
Fein, wie die Freundin ſelbſt geſinnt,
Zart, wie das Herz, das in ihr bebt.
Die Farben grün und blau und rot
Sind wie der Geiſt, der in ihr loht,
So bunt und glänzend, voller Pracht,
Der Iris gleich, die nach der Nacht
Des Sturmes hell am Himmel lacht:
So ſtrahlend grün und blau und rot,
Wie auch aus dunkler Lebensnot,
Aus mancher heiß durchweinten Nacht,
Der Freundin Geiſt, geläutert Gold,
Empor ſich hob und lacht ſo hold,
So bunt von rot und blau und grün,
Wie hier des Bandes Farben glühn.
Grün iſt der Demut ſtill Symbol,
Die aller Weisheit Anfang wohl.
Blau iſt des Glaubens Himmelsfarb',
Drin alles Grau der Welt erſtarb.
Rot iſt die Lieb', die Lieb' zur Kunſt,
Ein Sonnenſtrahl im Nebeldunſt.
Gold iſt des Herzens Lauterkeit,
Nur edlen Trieben ganz geweiht.
So iſt das Band, das Freundeshand
Von fernher meinem Weib geſandt;
So iſt das Band, das bunte Band,
Das über Berg und Meer und Land,
Ein ewig Band, das nie zerreißt,
Mich dir verknüpft in Herz und Geiſt.

An Reinhold Köhler.

Je weiter vorwärts auf dem Weg zum Grabe,
Je ſteiler wird der Pfad; ich fühl' ein Grauen,
Wie eben noch auf weichen Blumenauen
Ich ganz im Felsgeröll verirrt mich habe.

Als ich dahinzog, ein bekränzter Knabe,
Da ſchien's, als wollten Lerchen hoch im Blauen
Mir aller Luſt Geheimnis anvertrauen;
Nun ward es öd': am Wege krächzt ein Rabe,

Der weiſt mich hin, wo eiſ'ge Gipfel ragen:
Wank' ich dort oben jähem Sturz entgegen?
Wird mich ein Wunder in die Wolken tragen?

So fragend raſt ich noch, und meinen Wegen
Durch's Leben ſinn' ich nach — und ſchönen Tagen,
Und wie ich, Freund, an deiner Bruſt gelegen.

Zu Liszts Geburtstag.

22. Oktober 1867.*

Du haſt die Liebe reich geſät
Auf deinen Lebenswegen,
Daß nun, wohin dein Fuß auch geht,
Dir Liebe blüht entgegen.
Rings um dich her
Ein Blütenmeer
Von Liebe, Dank und Segen!
Was ich dir ſag' im ſtillen Haus,
Iſt nur eine kleine Blume draus.

Du haſt die ganze Welt entzückt
Mit deiner Töne Reigen,
Und tauſend Seelen tief beglückt
Mit deines Herzens Neigen,
Die möchten all
Mit Sang und Schall
Sich heute vor dir zeigen.
Doch was dein Herz entbehren muß,
Für alle grüßt dich Lulus Kuß!

Solang die Erd' am Himmel ſteht,
Ein Ton im Sphärenſange,
Solang Muſik auf Erden weht,
Ein Hauch vom Gottesdrange:
Solange glänzt,
Von Ruhm bekränzt,
Dein Name auch, ſo lange.
Das Hoch, das heut' ich leiſe ſprach,
Tönt laut die Welt und ewig nach!

---

* Von ſeiner Enkelin Lulu Daniela v. Bülow geſprochen.

An Liszt.

Großer Geist! im Priesterkleide
Oder im Magyarenrock,
Am Klavier zur Herzensweide,
Mit dem Dirigentenstock.

Großer Geist! vom Gralesschwane
Fern geführt dem Erdenschlamm,
Sei's in Rom im Vatikane,
Sei's in Weimar, Amsterdam.

Großes Licht! dich fleht ein kleines,
Dessen Flimmern dich nicht stört;
Sein Begehren ist ein reines,
Und wie oft hast du's erhört!

Leih doch, und verzeih die dreiste
Bitte, mir das Amulett,
Das du trugst, als dir im Geiste
Blühte die Elisabeth!

Prolog zu Beethovens Säkularfeier.

1870.

Schlagt, ihr Herzen, laute Glocken
In der vollen Menschenbrust!
Erdenleid, entflieh erschrocken
Vor des Geistes Feuerlust!
Wandl' in Blüten deine Flocken,
Winter, werde dir bewußt,
Welch ein Frühling du uns bist,
Welch ein Blühen unvergänglich
Deinem Hauch entsprossen ist!

Laute Glocken in der vollen
Menschenbrust, ihr Herzen schlagt!
Glocken, die da künden sollen,
Welches Fest uns heute tagt!
Was das Wort hat sagen wollen,
Doch wovor die Lippe zagt,
Läutet's, Herzen, sagt es laut:
Welchen Sternes siegend Leuchten
Heut' die Welt zuerst geschaut.

Ihn geschaut? O nein! dies Schauen
Blieb dem Sterblichen verwehrt,
Nimmer wird ihm auf dem rauhen
Erdenpfad die Lust beschert,
Einem neuen Stern zu trauen,
Der mit Siegesglanz bewehrt
Morgendlich im Blau erschien.
Wir nur in des Glanzes Fülle
Schau'n entzückt und preisen ihn.

Preisen ihn, den Stern des Schönen,
Der durch Lebenswolken bricht,
Dessen Strahl zerrinnt zu Tönen,
Dessen Töne Himmelslicht,
Der, wie Ton und Licht ihn krönen,
Wandelt als ein Gottgedicht.
Laßt uns, weltvergessen ganz,
Heut' nur seine Klänge atmen,
Heut' nur lauschen seinem Glanz!

Da erblühn die goldnen Stunden
Neu uns im Erinnern auf,
Wo der Stern zuerst gefunden
Unser Herz in seinem Lauf,
Wo er uns ums Haupt gewunden
Lichte Lilienpracht vollauf.
War's im stillen Kämmerlein?
War's in stolzen Saales Räumen?
In der Kirche Dämmerschein?

Holde Braut! der Stunde Schlagen,
Wo dein Leben sich entschied,
Knüpfst du an die Liebessagen
Aus des Meisters hohem Lied!
Herz, verglühend im Entsagen,
Das der Liebe Segen mied,
In des Sternes mystischen Strahl,
In des Meisters hehres Trauern
Tauchst du labend deine Qual.

Freunde! habt ihr Treu' geſchworen
Nicht bei dieſes Sternes Licht?
Herz, was Liebſtes du verloren
Bebt's in dieſen Klängen nicht?
Seele! ſchwerſtem Kampf erkoren,
Ahnſt du, was der Stern verſpricht?
Heldenhaupt, von Lorbeer ſchwer,
Sagte dir ſo Glanz wie Elend
Nicht das Heldenlied vorher?

Künſtler! der du dich zum Schaffen
In des Sternes Glanz ermannt,
Ach und dem ſo Mut wie Waffen
Ein Vernichtungsſtrahl entwand,
Sahſt du je den Abgrund klaffen,
Der von ihm dich hält gebannt,
Dein vor allen iſt dies Feſt,
Das dir des geliebten Sternes
Abbild in die Seele preßt.

Zauberbücher liegen offen,
Droh'n uns nicht das Los des Fauſt,
Dem vom Geiſtesfluch getroffen
Tief in Herz und Sinnen grauſt.
Todesſchmerzen tilgt ein Hoffen,
Wenn du dieſem Stern vertrauſt,
Wenn du dieſen Geiſt beſchwörſt,
Deiner ew'gen Ziele Ahnung
Seinem Geiſterſang enthörſt.

Naht denn alle diesem Borne,
Der von Feuerlabe quillt;
Schöpft aus diesem Segenshorne
Fülle, die das Herz euch stillt.
Senget euch am glühenden Zorne,
Der mit Engelszungen schilt,
Und wie Blitz das Böse trifft;
Löst den Sinn der Offenbarung
Aus der goldnen Rätselschrift.

Schlagt, ihr Herzen, laute Glocken
In der vollen Menschenbrust!
Wandle, Winter, deine Flocken
Süß in Blüten, lenzbewußt!
Fliehe, Erdenleid, erschrocken
Vor des Geistes Feuerlust,
Wie dein Nebelwolkendrang
Lang vor unserm Stern zerflossen,
Der empor sich siegend schwang!

Auf! ihm nach! Den Flug nach oben,
Freunde! sei euch Losungswort!
Wie euch Erdenschmerz umwoben,
Schauet nach dem Sterne dort,
Der aus Leiden sich erhoben
Lebt in Geisteswonnen fort.
Ringt ihm nach im Siegeschor:
„Freude schöner Götterfunken!“
Ringt zur Freude euch empor!

Beethovenlied.

Chor

Das war vor hundert Jahren,
Da ist eine Kraft erwacht,
Der Welt zu offenbaren
Der Töne höchste Macht:
Das war in deutschen Gauen
Aus deutschen Weibes Schoß,
Das wuchs in geist'gem Schauen
Zum Schaffen riesengroß.
Und als das die Welt durchdrang und gewann,
Und als es der Deutsche erfaßt und durchsann,
Da ward ihm aus Klanges Schmerz und Lust
Ein deutsch Evangelium bewußt.
Kampf um Licht im ewigem Krieg,
Lieb' und Freiheit dein Sieg!
Schönheitsmacht aus göttlichem Drang,
Das war unsres Beethoven Sang.

Und heut' nach hundert Jahren,
Da hob sich Deutschland empor,
Da hat's in Heldenscharen
Gesiegt wie kein Volk zuvor;
Des Meisters geistig Schaffen
Der Tat die Bahnen brach,
Es stürmt ein Volk in Waffen
Des Meisters Fahne nach:
Nicht um eitlen Ruhm, nicht um Kronen und Gut
Gaben all die tausend Deutsche ihr Blut,
Es galt einem höchsten herrlichen Ziel
Geahnt aus des Meisters Saitenspiel:
Deutsches Herz, du Sieger im Feld,
Deutsches Volk, du Führer der Welt,
Zur Freiheit führ' Ost und West,
Das sei dann dein Beethovenfest.

Nach hundert, hundert Jahren,
Da wandeln zu sel'ger Zeit,
Im Licht, im himmelsklaren,
Die Völker weit und breit,
Da bauen sie den Wunderbau
Vom Erdental in Himmelsblau.
Wir schauen dich nicht mehr, du selige Zeit,
Doch dir war schon all unser Streben geweiht.
Wir grüßen dich laut mit des Meisters Gesang,
Den das Sehnen nach dir so gewaltig durchdrang.
Sel'ge Zeit!
Dir strahlet das Licht,
Lieb' und Freiheit Kronen dir flicht,
Deutscher Herzen glühendster Schlag,
Grüße dich am Beethoventag.

Der deutsche Schwur.

Chor.

Es lebt ein Schwur in jeder deutschen Brust,
Der von Prophetenhand hinein geschrieben;
Du siegst, mein Deutschland, weil du siegen mußt,
So lang dem heil'gen Schwur du treu geblieben!
Dies Losungswort
Soll fort und fort
Des Deutschen Gruß erwidern,
Soll glockenklar,
Soll wunderbar
Erschall'n in Siegesliedern:
„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr."

Die Brudertreu' iſt deiner Freiheit Pfand,
Drum folgeſt du des Vaterlands Propheten;
Nur du, mein einig, freies, deutſches Land,
Vermagſt der Knechtſchaft Hyder zu zertreten!
Uns führt der Schwur
Der Freiheit Spur,
Ihr deutſchen Brüderſcharen!
Tyrannen beben,
Das Haupt zu heben,
Ein Wort ſie treibt zu Paaren:
„Wir wollen frei ſein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben.“

Im Zeitenflug, im Tatenſturm empor,
Du deutſcher Adler, ſtreb' auf möcht'gen Schwingen!
Prophetenmund ſchrieb dir die Bahnen vor,
Du mußt zum Siege, mußt zur Sonne dringen.
Durch Schlachtendampf,
Durch Geiſteskampf
Zum Licht, zum Morgenrot!
Ob wutentfacht
Das Reich der Nacht
Mit Tod und Schmach uns droht:
„Wir wollen trauen auf den höchſten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menſchen.“

Nach Rüdesheim!

An Carl Riedel. (Herbſt 1871.

Wie klingt das eigen: Meckenheimer Gaſſe!
Es iſt ſo was von Mekka-Mokka drin!
Mir iſt dabei, als ob ich Mokka praſſe,
Mich zieht's wie zum Prophetengrabe hin!
Wie, oder willſt du, daß ich's anders faſſe —
Daß es mir ſchneiderhaft berührt den Sinn?
Doch ſei's nun Mokka, Mekka, ſei's Meck-Meck,
Ich bin am Schreiben und nun geht's vom Fleck.

Und daß, wenn's Ende gut iſt, alles gut,
Das zeigt ſich auch bei dieſem Namen wieder,
Heim, heimlich, heimatlich! welch eine Flut
Von Lyrik rauſcht in dieſem Lied der Lieder!
Und ſtritten um den Anfang wir mit Wut,
Zerzauſten drum ein volles Gansgefieder,
Von „Mekka", „Mokka", „Meck-Meck", „Glaub' ich", „Mein' ich" —
Sind über „Heim" doch die Gelehrten einig.

Schön iſt's „Daheim" in ſtiller „Gartenlaube",
Soweit wir fuhren „Über Land und Meer",
Ob wir gepflückt am Kap die Rieſentraube,
Ob wir in Lappland ſchwelgten Talg und Teer,
Ob uns der Flug mit Kranich, Storch und Taube
Hin bis zum Giftbaum trug von Meyerbeer,
Süß bleibt's, wenn wir „Die Heimat" neu erringen,
„In der Familie" „Unſre Zeit" verbringen.

Verzeiht mir, Redakteure und Autoren,
Hackländer, Gottſchall, Brockhaus, Hallberg, Keil!
Der Rache Geiſt ſei nicht heraufbeſchworen,
Nicht auf mich abgedrückt des Zornes Pfeil,
Daß ich des Rechtes Pfad ſo ganz verloren
Und euch geſtohlen euer beſtes Teil:
Die Titel eurer Blätter! Weh mir, weh —
Verklagt ihr mich beim Nürnberg-Komitee.

Nicht, daß mein alter Freund, nicht daß Paul Heyſe
Wird über mich den Stab dann brechen — nein!
Auch nicht, daß gräflich Hammerſteinſcher Weiſe
Mich Wilbrandt wird verſehmten Frevels zeihn,
Auch nicht, daß Nathan Mojenthal, der Weiſe,
Sich äſchern wird und Ach und Zeter ſchrei'n —
Das ſchmerzt mich nicht, ſingt ſelbſt der ganze Chor
Unisono mir die Statuten vor.

Doch endlich wird der Lärm ſich alſo ſteigern,
Daß er zu Ohren meines Riedel dringt,
Er kann dem Recht nicht ſeine Stimme weigern,
Das als Plagiator mich zu ſtempeln zwingt,
Da leſ' ich denn in allen Staatsanzeigern,
Daß Riedel, Riedel ſelbſt, in Vorſchlag bringt:
Ich ſei verdammt, trotz allem Flehn und Beten,
Zur Strafe gleich in den Verein zu treten!

Fünf Taler Beitrag jährlich! Kommt Megären,
Erinnyen, Furien, kommt, zerfleiſcht mein Herz!
Das Tränenmeer will noch ein Meer gebären,
Das mir vom Auge quillt bei dieſem Scherz,
Fünf Taler Beitrag! Strömt ihr, meine Zähren,
Strömt reich wie in dem Buch voll luſt'gem Schmerz,
Gein-Marzipan und Herzens-Zuckerkant,
In des redwitz'gen Redwitz Amaranth.

Auch du, mein Riedel! Riedel! Et tu Brute,
Nicht um die Brut, um Brutus tut's mir leid,
Ich trage leicht des ganzen Rudels But, eh
Dem Rudel Riedel selber Hilfe leiht.
Doch wohin irrt mein Hypogryph? — In Ruh' Tee
Trinkst du daheim, in stiller Häuslichkeit,
Indes ich hier windmüll're — noch 'ne Tasse
Schlürfst du im Heim der Meckenheimer Gasse.

Doch sieh! 's ist in dem Wahnsinn doch Methode,
Wir sind in Mekka wieder und daheim.
Nach meinem Meck-meck-Liede nun die Ode:
Sag, Riedel, sag: wie ist's mit Rüdesheim?
Vor meiner großen Reise an die Bode
(Sie schäumt einstweilen nur in meinem Reim!)
Wär' eine kleine Rheinfahrt nicht so übel,
Mit obligatem Gläschen, Fäßchen, Kübel?!

Mit einem Eimer — einer Kufe, Bütte —
Ganz einerlei — nur sei es guter Wein;
Laß feiern uns das Fest der Lauberhütte,
Und, fern von Kahnt, in Kanah fröhlich sein,
Wie Miriam am roten Meer — nur schütte
Die eigne Hand das Meer in uns hinein,
Und nicht ein einzig Roß soll drin ertrinken,
Ein Beefsteak höchstens in die Tiefen sinken.

Und — um bei unserm Thema doch zu bleiben —
Dies Rüdesheim heißt eigentlich doch richt'ger
Wohl Riedelsheim? — es war nur ein Verschreiben,
Als man es anders schrieb. Was wäre wicht'ger,
Als dort an rechter Stelle zu betreiben
Die Untersuchung? Gern als dein zinspflicht'ger
Vasall will ich mit Kräften Teil dran nehmen,
Und Protokoll zu führen mich bequemen.

Zugleich werd' ich den ſtrikten Nachweis bringen,
Daß jener provencal'ſche Sänger ſchon
Rudello ſtammt von Riedel! Leicht bezwingen
Wird meine Gegner das Analogon:
Strabel — Strabella, Käßmeyr — Caſimir! Erringen
Werd' ich der Schulgelahrtheit goldnen Lohn,
Und auf der Brömſerburg verzehren un' budello
Ausſtich castello bello di Rudello.

So laß einmal ein Wörtchen von dir hören!
Per aspera ad astra ſagt man ja.
Das helle Gaslicht platzt aus dunklen Röhren,
Der finſtre Ätna ſpeit — wie hell wird's da!
So laß auch du aus Schatten auf dich ſtören
Ans helle Licht — ex umbra gloria!
Ich ſchreibe dir, du mir, die frohgeſinnte
Geſellſchaft findet ſich! Zum Wein durch Tinte!

Und nun zum Schluß! Final-Stretta-stringendo,
Die Themen durcheinander bunt gemiſcht:
Mokka, Meck-Meck, Rudello — Decrescendo
Fünf Taler! Dann im Ausdruck neu erfriſcht:
Heim, Heimat, Riedelsheim! Ich bin zu End'! O
Zum Rheingau fort und Rheinwein aufgetiſcht!
Carolus au! Im heil'gen Dom der Dömer
Salbt Petrus dich zum Kaiſer aller Römer!

Künſtlerweihe.

Zu Richard Wagners ſechzigſtem Geburtstag.

(Bayreuth, 23. Mai 1873.)

1873.

Konzept und Originalabschrift dieses Gedichts waren trotz aller Bemühungen leider nicht aufzutreiben, scheinen wirklich verloren gegangen. Der Abdruck erfolgt nach Zeitungsabdrücken aus dem Jahre 1873, deren sorgfältiger Vergleich keine Bürgschaft für die getreue Wiedergabe der ursprünglichen Fassung des Dichters gibt.

Seid ihr am heil'gen, frohen Feſt
Im Geiſt zum Himmel aufgeſtiegen,
So bitt' ich, daß ihr nicht im Fliegen
Die liebe Erde ganz vergeßt,
Statt nur in Wolken euch zu wiegen,
Ein Stündchen wieder kehret ein,
Hienieden, mir ein Ohr zu leihn.
Zwar, was ich euch zu bieten habe,
Iſt keine ſüße Mannalabe.
Ihr dürft um alle Welt nicht ſchmälen,
Daß ich dem Himmel euch entzog,
Euch um die höchſte Luſt betrog,
Ein irdiſch Märchen zu erzählen,
Für das nur eins mir Hoffnung gibt,
Daß es den Groll in Milde wandelt,
Weil es vom Menſchenherzen handelt
Und wie es ringet, leidet, liebt;
Weil's euch enthüllt ein Künſtlerherz,
Das zwiefach Freud und Leid empfindet,
Den Kranz der Luſt ſich trunken windet
Und machtlos ſtarrt im tiefſten Schmerz.
Und traun! in ſolch ein Herz der Blick,
In all ſein Glück und Mißgeſchick,
Zeigt auch ein Stückchen Himmelreich,
Wie ihr es heut' im Flug erklommen,
Nur, weil nichts Irdiſches vollkommen,
Auch eine Höllenfahrt zugleich.
Wenn dieſer Himmel euch erregt,
Weil ihr ihn ſelbſt im Herzen hegt,

Wenn dieſe Hölle euch durchſchauert,
Weil ſie im eignen Buſen lauert,
So glaub' ich faſt, daß euch erfreuet
Dies Spiel, das ich für euch erſann,
Daß euch die Stunde Zeit nicht reuet,
Und ohne weitres fang' ich an.

Wo einſt Mephiſto Doktor Fauſt
In luſtige Geſellſchaft brachte,
Und ſeine Teufelspäße machte,
Daß es dem Zecherchor gegrauſt —
Auerbachs Keller heißt der Ort,
Ein alt' Juwel in Leipzigs Runde,
Wo Leibniz, Bach und manche Stunde
Sich Leſſing, Goethe und im Bunde
Viel Geiſter freuten, die ſich dort
Evoés Dienſt beim Weine weihten,
Manch Säk'lum bis auf unſre Zeiten,
Da ſaß am Tage, wie er heut'
Noch vierzig Jahren ſich erneut,
Noch ſpät am Abend, da das Lärmen,
Der frohen Zecher tolles Schwärmen
Schon war verrauſcht, ein Jüngling bleich,
Das blondgelockte Haupt aufs Buch
Geſenkt, in das er eifrig ſchreibt,
Daß unberührt das Glas ihm bleibt.
Den vollen Segen und den Fluch
Lest ihr auf ſeiner Stirne gleich,
Wo hell in Hieroglyphen ſteht
Geſchrieben, die das Herz errät:
Ein Geiſt, ein Künſtler, ein Poet.
Er ſchreibt und ſchreibt, der Lampe Licht
Wird trübe, doch er ruhet nicht,
Bis er das letzte Blatt gewendet,
Und tief aufatmend ruft: Vollendet!

Und wie das Wort im Raum verhallt,
Geht auf die Tür, es tritt herein
Ein ſpäter Gaſt; der Lampe Schein
Zeigt eine Mannes-Kerngeſtalt,
Das Lockenhaupt vom Bart umwallt,
Ihm glüht im Auge ſchaffensfroh
So Geiſt wie Liebe lichterloh,
Und wie ſein Name immer heißt,
Wenn du ihn ſiehſt, du nennſt ihn dreiſt
Den deutſchen Michel Angelo.
Sieh' da, mein Freund! Laß uns erheben
Das Glück, das uns zuſammentrieb,
In dieſer Stadt, die dir das Leben
Verliehn und mir mein treues Lieb.
He, Knabe! Laß das Schlafen ſein!
Full' uns die Becher nur mit Wein!
Doch du, mein Jüngling, ſag' mir an,
Was hat das Leben dir getan?
Wie ſeh' ich dich vergrämt, verblaßt,
Seit wir uns froh zuletzt geſehn,
O ſag' mir doch, was dir geſchehn,
Welch grauſam Los dich hat erfaßt?
Warum dein Herz die Ruh' verloren:
Mit Mozarts Klängen ſei beſchworen
Du Jüngling, ſchön und liebevoll,
Sag', was im Aug' die Träne ſoll?

Ach! ruft der Jüngling, und ſein Ach
Tönt in des Herzens Tiefe nach,
Wie mich dein Wort vom Weh erlöſt,
In das mich finſtre Mächte bannten,
Wie dem vom Schmerze Übermannten
Es neuen Mut ins Herze flößt,
Du biſt ein Meiſter, ruhmgekrönt,
Von aller Edlen Lob verwöhnt;

Du ahnſt nicht oder haſt vergeſſen,
Was ein vergeblich Ringen heißt,
Des Geiſtes Blut, das in uns kreiſt,
Zum vollen Schlag ins Herz zu preſſen,
Ich ſah, mit Schmerzen unermeſſen,
Mein Ideal von mir entfliehn;
Um Tantals Qual beneid' ich ihn,
Dem nur der Leib in Durſt entbrannte:
Mir geht das Herz in Flammen auf,
Seit ich der Schönheit Bild erkannte,
Und feindlicher Geſtirne Lauf
Den freien Flug zu ihr verſagt.
Seit ich der Tonkunſt mich ergeben
Und Werk auf Werk verſucht, gewagt,
Auf kühnen Wurf geſetzt mein Leben,
Seh' ich der großen Meiſter Bilder
Mit tiefer Scham, mit Grauen an,
Daß, ein Verirrter ich, ein Wilder,
Mich ihrem Pfad gewagt zu nahn.
Ihr Blick verſenget mich wie Blitze,
Es ſtirbt mein Mut in ihrem Grollen.
Sieh' dort des neuſten Werkes Skizze,
Wo ich in Töne faſſen wollen,
Was mir das tiefſte Herz bewegt;
Solang ich ſchrieb, war ich erregt,
Und glaubt' an ſiegendes Gelingen,
Doch es erſtarrt mir im Vollbringen.
Es ruft die Schrift voll Hohn mir zu:
Was hier geſagt iſt, biſt nicht du!
Wo iſt, was nächtens du erſchauſt,
Wenn bald du jauchzeſt, bald dir grauſt,
Wenn dich der Frechen ekle Brut
Umringt und ächzet: Gib uns Blut!
Wenn Heldenſcharen dich umſchweben,
Und mahnend rufen: Gib uns Leben!

Wenn Frauenaugen mild ſich feuchten:
„Laß uns im Tau der Töne leuchten!“
Wenn Götterbilder dich umringen:
„Was ohne uns iſt all dein Singen?“
Ach, du, mein Freund, verzehrend Feuer
Schwillt mir im Buſen ungeheuer,
Will heben ſich im Glutenſtrom
Hinauf bis an des Himmels Dom,
Doch iſt's, als ob Geröll' und Stein'
Sich gegen ſeinen Ausbruch ſträubt,
Und mir ſtatt Feuer, glühend rein,
Nur Aſche aus der Seele ſtäubt.

So in der Kunſt. Von meinem Leben
Kann Ahnung kaum ein Wort dir geben.
Selbſt von den Meinen ſchier verkannt,
Und von der Welt geſchmäht, verbannt,
Von eitlen Stümpern frech gemeiſtert,
. . . . . .
Wo einen Kranz die Kunſt mir bot,
Vom blaſſen Neid geſchwiegen tot,
Wo ich des Weltlaufs Preis verdiene,
Beſiegt durch Trägheit, durch Routine,
Das iſt mein Sein, mein täglich Brot.

Von meinem Herzen laß mich ſchweigen!
Wo es mit ſeinem zart'ſten Reigen
Sich nahte hohem Liebesreiz,
Wies Stolz es ſchnöd zurück und Geiz,
Daß in mir ſelbſt der Zorn nun ſchäumt,
Dämoniſch wild der Stolz ſich bäumt,
Daß ſich das Herz in mir verſtockt,
Daß üppige Wolluſt mich, o Grauen,
Die Sphinx an ihren Buſen lockt,
Zu packen mich mit Tigerklauen.
Ich bin ſo ganz verſenkt in Nacht,
Daß mir kein Schein des Lichts mehr lacht:

Mein Glauben wankt, mein Lieben krankt,
Kein Hoffnungsgrün mein Herz umrankt:
Mir fehlt der Mut, die Seelenstärke
Zum Leben, zum erhab'nen Werke,
Die milde Weisheit, die Geduld:
Mir bleibt nur Reue, Gram und Schuld.
O, wüßt' ich ein Hinaus, ein Fort!
O schlöff' ein einzig ächzend Wort
Mein Leben ein und dürft' ich's sprechen
Und Kunst und Lieb' und mich zerbrechen!

Der Meister schwieg, halb unbewußt
Zog er den Jüngling an die Brust,
Und blickt ihn an mit ernsten Mienen,
Von mildem Lächeln sanft durchschienen,
Und sprach — sein Manneswort durchdrang
Ein süßer Ton, wie Glockenklang:
Mein Jüngling, wie du eilig bist,
In dumpfem Groll dich zu verdammen!
Auch mich durchwühlten solche Flammen,
Ich weiß, wie heiß ihr Glühen ist.
Vor allem hör' mich ruhig an;
Mit Klagen ist hier nichts getan.
Komm her! ganz bin ich Herz und Ohr,
Die neue Arbeit spiel' mir vor,
Daß mich dein Spiel wie einst entzückt,
Wenn mit dem Glück du mich beglückt.
Komm her zum klapprigen Klavier,
Da sitzen wir — da spielen wir!
Mehr als durch Klagen, Seufzen, Stöhnen
Erkenn' ich dich in deinen Tönen.
He, Knabe! bring' uns frischen Wein,
Dann schlaf' nur friedlich wieder ein,
Und laß nicht aus der Ruh' dich bringen,
Wenn ein paar Saiten sollten springen.

Komm, ſpiel', mein Freund! Nichts darf uns ſtören,
Dann ſollſt du meine Antwort hören.
Spiel zu! die Klapperkaſtenleiden
Werd' ich nicht deinem Geiſt ankreiden,
Mir klingt's wie Jauchzen, Prahlen, Beten
Von Geigen, Pauken und Trommeten!

Der Jüngling ſpielt; nun lauſchet ſtumm!
Der Meiſter dreht die Blätter um.

Ouvertüre.

Und kaum war die Muſik verklungen,
Als an ſein Herz von Lieb' durchdrungen
Der Freund den Jüngling zieht, den bleichen,
Der ſeinen Händedruck fühlt brennen
Wie ein geheim' Freimaurerzeichen,
An dem die Geiſter ſich erkennen.
Vor allem, rief der Meiſter, nimm
O Freund, zu allen Lebenswegen,
Zu allen Fahrten gut und ſchlimm,
Aus Künſtlermund den Künſtlerſegen.
Du biſt ein Künſtler! fühl' es ſtolz,
Und, daß du keinen andern neideſt,
Du ſchneideſt kühn aus ganzem Holz,
Dir gab ein Gott, zu ſagen, was du leideſt.
Und biſt du noch nicht wähleriſch,
Hüllſt Leid und Luſt ins erſte beſte Kleid,
Und wär's in Lumpen, 's iſt doch Luſt und Leid —
Von Herzen kommend, dringt's zum Herzen friſch.
Du zeichneſt klar mit feſter Hand,
Dir ward die Schönheitslinie,
Die, wie die ſchlanke Pinie
Sich abhebt von der Felſenwand,
Im klaren Umriß deutlich macht,
Was dir im Herzen weint und lacht.

Und wenn du ſagſt, es iſt nicht du,
Was dir aus Noten winket zu,
So ſag' ich: nein! und tauſendmal
Nein, nein! mit aller Luſt und Qual
Biſt du's, der aus dem Werke tritt,
Biſt du's, der alle Schmerzen litt,
Die dort ertönen, dir allein!
Wie ſollteſt ſonſt du Künſtler ſein?
Gemachte Luſt, gemachtes Weh'
Läßt du dem faden Routinier.
Nein, ob entmutigt du erſchlaffſt,
Ob du voll Gottluſt auf dich raffſt,
Du machſt Muſik nicht, nein, du ſchaffſt!
Bei deinen düſtern Anfangsklängen,
Die in C-moll das Herz beengen,
Empfand ich tief, was du geklagt,
Welch ätzend Leiden in dir nagt;
Dies' Tönen klang aus edler Seele
Von irdiſcher Schwere bang bedrückt,
Die unters Erdenjoch gebückt
Klagt, daß es ihr an Flügeln fehle.
Ich übertrug, wie ich gewohnt,
In plaſtiſch Schauen mein Empfinden;
Ich ſah die Nacht, die düſter thront,
Um ihre Brut die Fittiche winden.
Kalt ſtarrte Stolz ins Auge mir,
Umklammernd ſah den Geiz ich halten
Sein eitel Gold, mit wilder Gier
Schlürft aus der Schale Völlerei,
Trägheit und Wolluſt, in den Falten
Des Schleiers ruhn der Nacht die zwei,
Die Zähne bleckt der ſchnöde Neid,
Die Fackel hält der Zorn bereit —
Sie ſind's! zu tiefſtem Weh verdammt,
Wie breitet ſchaurig ſich umher
Der Leidenſchaften wüſtes Heer,

Dem Schoß der alten Nacht entſtammt.
Und deine Töne beben, zagen,
Und deine Violoncelle klagen,
Daß wir aus ſolchem Stoff gemacht,
Der ſelbſt ureigen iſt der Nacht,
Und deine Bratſchen ſtimmen ein,
Und all die laute Tonesmacht
Fragt, ob denn noch kein Stern erwacht,
Ob uns kein Lichtſtrahl will befrein? —
O ſpiel' die Stelle noch einmal, du,
Und denke dir mein Bild dazu!

Andante Sostenuto.

Dazu lebendes Bild:
Die Nacht und die ſieben Todſünden.
Nach Genelli.

Doch mitten durch die Nacht der Qual
Bricht edler Freude Sonnenſtrahl.
Des Tages Mutter iſt die Nacht,
Des Äthers, der das All umfließt,
Schon hält der Sterne Schimmer Wacht,
Bis er im Morgenrot zerfließt.
Und ob der Nacht wir unterliegen,
Wir überwinden Gram und Graus,
Wir müſſen mit der Sonne ſiegen,
Die Sterne ſagten's uns voraus.
Auch du, wie feſt du warſt umſponnen
Von Feſſeln, die der Irrtum flicht,
Haſt dich auf deine Kraft beſonnen
Und ſtrebſt empor zum Tag, zum Licht;
Dein beſſres Selbſt in tiefen Stunden
Haſt ſiegend wieder du gefunden.
Was war es doch, was dich bedrückt?
Was iſt es, was dich nun entzückt?
Du fragteſt nicht, du atmeſt ein
Nur Äther, Glück und Sonnenſchein.

Dein Lieben krankte — es gesundet;
Dein Glauben wankte — er steht fest;
Die Hoffnung, süß ins Herz gepreßt,
Heilt alles, was dein Herz verwundet.
Nun wächst dir Mut und Seelenstärke
Zum Leben, zum erhabnen Werke,
Gerechtigkeit wird dein Panier,
Gerechtigkeit der Welt und dir;
Du trägst dein Irren, andrer Schuld,
Mit Himmelsweichheit und Geduld.
Geläutert lernst du hoch verehren
Die Tugend, wo du sie erlebst,
Weil dich's die eignen Klänge lehren,
Die du im Künstlerherzen webst.
O, wenn du gern mein Herze labst,
Spiel' einmal noch den Teil mir vor,
Wo du den Strahl in Tönen gabst,
Der aus der Nacht bricht hell hervor;
Dann mag ein linder Geisterchor,
Die hehren Lichtgestalten grüßen,
Die ich dann schau'! zu deren Füßen
Anbetungsvoll ich mich verlor.
Ihr Geister preiset insgesamt
Mit Zaubertönen süß und klar
Der Tugenden geweihte Schar,
Aus Licht geboren, lichtumflammt.
O Geister, lauscht, und was ich sprach,
Singt mir zur guten Stunde nach.
„Ihr schönen erhabnen Gebilde,
Kein Lied tönet zu euerm Lob!
Ihr nahtet wie Sonnen dem Erdengefilde,
Als Dunkel noch alles umwob.
Ein lohnender Gott läßt euch thronen
Im Himmel und tränkt euch mit Lust,
Doch seliger wollt ihr noch wohnen
In sehnender Menschenbrust."

Allegretto mit Chor.

Ihr ſchönen erhabnen Gebilde uſw.

Dazu lebendes Bild: Das Licht und die Tugenden darſtellend.

Nach Genelli.

Und fühlſt du nun, wird dir's nun licht,
Woran es einzig dir gebricht?
Den Ton haſt du in der Gewalt;
Du mußt hierzu die Bilder bringen,
Und deine Bilder müſſen ſingen.
Auf! baue kühn dir deine Welt,
Mein Freund, das Drama iſt dein Feld.
Dein Kämpfen zwiſchen Licht und Nacht,
Das dich zerquält, dich elend macht,
Es würde dir die Bruſt zerſprengen,
Klagſt du's nur in ſymphoniſchen Klängen.
Der Gott, durch den dein Herz gedieh
Zum feinſten Fühlen eigner Schuld,
Der Gott, der dir den Drang verlieh,
Maßlos zu ſchlürfen Reiz und Huld,
Derſelbe Gott gibt dir die Kraft,
Zu läutern dich von Leidenſchaft,
Will dich mit Gut und Bös umweben,
Dich **über** Gut und Bös zu heben,
Mit jedem Wein dein Weſen tränken,
Der Welt ihr vollſtes Bild zu ſchenken;
Er hat ein Werkzeug ſich geſchaffen
In dir und deinem Genius,
Gab Gut und Bös dir nur als Waffen,
Daß dir der Sieg gelingen muß.
Denn wie auch hebt in Raum und Zeit,
Ormuzd und Ahriman den Streit,
Wo ſich in Gott löſt Zeit und Raum,
Iſt Gut und Bös nur noch ein Traum,
Nur Licht und Schatten, herb und mild,
In reinſter Schönheit Gottes Bild.

Und von dem Bild ein Wiederſchein
Soll die erhabne Kunſt uns ſein.
Du aber, Jüngling, biſt berufen,
Kühn zu erklimmen alle Stufen
Des Wegs zu ihren hehren Hallen,
Das ſagt mir ſchon dein erſtes Lallen,
Und wie zur Himmelfahrt es heut'
Das Herz mir in der Bruſt erfreut,
Soll es dem Herzen noch gefallen,
So lang dein Name wird erſchallen.
Drum ſtürze kühn dich in die Welt!
Geſungnes Drama iſt dein Feld.
Und mußt du alle Qual durchmeſſen,
Muß Not und Leid das Herz dir preſſen,
Du wirſt von jeder Lebenspein
Durch die Geſtalten dich befrein,
Die im Gewand der Myth' und Sage
Dein Innres bringen hell zu Tage.
Dann läſſeſt du die Gottgebilde
In Tönen reden ernſt und milde,
Den Helden wirſt du Atem geben,
Beleben ſie mit deinem Leben,
Geſtalten auch die Drachenbrut,
Die dich im Traum gequält um Blut.
Doch über dieſem Qualm der Nacht,
Dem Geiz, der ſeinen Hort bewacht,
Der dunklen Mutter ſchnöd'ſtem Sohne,
Zeigſt du in ihrer Tugend Krone
Der Menſchenſeele reichſten Hort,
Die hehren Bilder holder Frauen,
Und reißeſt alle, die ſie ſchauen,
Im Strom des Lichts, der Wonne fort.
O Lichtgeſtalten, ſüß und traut!
Da werden Glaub' und Hoffen laut,
Die heil'ge Treue, hehrſte Liebe,
Die Seelenſtärke, die Geduld,

Entſagend allem Weltgetriebe,
Zur Buß' um des Geliebten Schuld.
Da ſteigt, ſinkt auch die Welt zuſammen,
Die Lieb', ein Phönix aus den Flammen!

Moderato assai.

Und ſie, die du ſo ſchön geſchaffen,
Wenn alle Höh'n dein Geiſt erſtieg,
Sie kränzen dir die glühenden Waffen,
Dir „Sieg" entgegenrufend: „Sieg".

O nimm von dieſer ſchönen Stunde
Den wärmſten Kuß des Freundes mit!
Welch Land dein Fuß, mein Fuß betritt,
Wir bleiben feſt im Freundesbunde.
Ja hätten wir uns nie geſehen,
Nur geiſterhaft im Traum verkehrt,
Kein Paar, das Bruſt an Bruſt ſich nährt,
Kann inniger ſich als wir verſtehn.
Nun laß uns ſcheiden. Knabe, he!
Du ruhſt ja wie vom letzten Weh!
So raff' dich auf noch einmal doch,
Kredenz' uns einen Becher noch,
Der ſoll mit ſüßem Feuerwein
Gefüllt zur Künſtlerweihe ſein.
Stoß an und leer' ihn bis zum Grund
Und präg' ins Herz dir voll und rein
Den Weiheſpruch aus Meiſtermund:

Heil, Heil, Heil!

Wenn ſchaffende Kraft aus dem Geiſte dir ſprühet
Gewaltigen Strebens unendlicher Drang,
Wenn rein dein Herz nur dem Schönen erglühet,
Und kämpfend dein Geiſt zu dem Höchſten ſich ſchwang:
Zur Tat wird dann dein Geſang,
Zum Hauch, der aus Gott entſprang;
Ob fern auch dein Bild von uns ſchied,

Währt ewig dein Lied.

Ans Werk dann, ans Walten,
Dein innerstes Sein im Gesang zu entfalten!
Dann krönet die Palme dein Ringen,
Dein siegend Vollbringen.
Aus deinem Werk sprießt goldne Saat
Herrlichster, ewiger Tat!
Was ich zur guten Stunde sprach,
Ihr lieben Freunde singt mir's nach.

Allegro assai Schluß der „Künstlerweihe".

Poetische Tagebuchblätter.

1844—1874.

Aus dem Künſtlerleben.

Terzinen.

November 1849.

I.

Von Jubel fühlt' ich meine Bruſt durchdrungen,
Weil mir ein Werk, das ich zu End' gebracht,
An Phantaſie und Arbeit ſchien gelungen.

Es drängte mich, in lauer Sommernacht
Die heiß gewordnen Schläfe mir zu kühlen,
Hinauf zu ſchauen in der Sterne Pracht,

In freier Luft mich doppelt froh zu fühlen.
Da ſchlugen ferne Klänge an mein Ohr,
Und näher eilt' ich, aus den Tongewühlen

Stieg klar mir bald Beethovens Geiſt empor.
Cmoll Andante! O, ihr Himmelsklänge,
Aus einer lichten Welt du Geiſterchor!

Ich hielt mich einſam, daß nicht im Gedränge
Der leiſe Hauch des Pianos mir entſchwebt;
Und wie ich ferne der geſchmückten Menge

Den Tönen lauſche, die der Meiſter webt,
Da hör' ich neben mir ſo leiſes Klagen,
Daß in der Bruſt die Seele mir erbebt.

Ein Männlein, alt und grau von Sorg' und Plagen,
Saß an dem andern Ende meiner Bank;
Er ſchien nach nichts rings um ihn her zu fragen,

War mit ſich ſelbſt vertieft in herben Zank;
Ich hört' ihn deutlich ſprechen: „Weicht, ihr Töne
Und macht mir nicht die tiefſte Seele krank!

Mir ſcheint, daß mich des Meiſters Sang verhöhne,
Daß ſein Geſang als Stümper mich verklagt!
Hab' ich nicht auch erſtrebt das Wahre, Schöne?

Hab' ich vor Müh' und Arbeit je gezagt?
Als Jüngling hofft' ich alles zu erſtreben —
Als Greis hab' ich dem Lorbeer längſt entſagt.

O, flöh' bei dieſen Klängen doch mein Leben!
Doch daß nicht auf dem Weg zur Ruheſtatt
Ihr mit Muſik mir das Geleit wollt geben!

Genug Muſik, genug! Ich hab' es ſatt.
Ich wünſche nur, daß nicht zu neuem Ringen
Mich aufzuwecken Gott beſchloſſen hat;

Denn lebt' ich ewig, müßt' ich ewig ſingen,
Und ewig ſtreben nach dem Lorbeerreis,
Und ewig, ewig würd' es mir mißlingen!"

So ſprach und in der Nacht verſchwand der Greis.

II.

Und wie er ging, trieb's mich ihm nachzugehen:
Des Alten Stimme klang mir ſo vertraut.
Hatt' ich nicht dieſes Antlitz ſchon geſehen,

Aus dem das dunkle Auge düſter ſchaut,
Wie in verwelkten Reiſern glühen Flammen,
Wenn rings der Reif ſchon auf die Felder taut?

Ach, Alter, deine bittren Worte ſtammen
Aus ſchwerer Bruſt, und deiner Seele ſchlug
Das Schickſal unverlöſchbar tiefe Schrammen.

Doch täuſchet meine Augen nicht ein Trug?
Das ſtille Gäßchen, drin er hemmt die Schritte,
Mit ſeinen Bäumen kenn' ich's gut genug,

Weil in der lärmerfüllten Hauptſtadt Mitte
Hierher zum ſeligſtillen Rendez-vous
Ich oft gelenkt in froher Haſt die Tritte.

Was knieſt du hin, grämlicher Alter du?
Doch ſtill, er ſpricht; gedrängt in dunkle Ecke
Hör' ich mit ahnungsvollem Herzen zu.

„O blickt noch einmal von der Himmelsdecke,
Ihr Sterne, nieder auf ein altes Herz,
Eh' es mit ew'ger Nacht der Raſen decke.

Hier, wo in jugendſel'gem Liebesſcherz
Ich einen Engel götterfroh umfaßte,
Hier laſſet enden, enden hier den Schmerz.

Hier, wo in Erdenſeligkeit ich praßte;
Nehmt die Erinn'rung aus dem alten Hirn,
Daß ſie nicht ewig auf der Seele laſte!

Hier, Parze, brich entzwei den mürben Zwirn,
Doch laß die Seele mit dem Staub zerſtieben,
Weckt mich nicht neu auf anderem Geſtirn.

Denn lebt' ich ewig, müßt' ich ewig lieben,
Und ſtets nur ſie, und würde ewiglich
Von ihrem Herzen grauſam doch vertrieben!"

Er ſprach's, und ſchwieg, und weinte bitterlich,
Zur Erde nieder ward mein Knie gezwungen,
Ein Weh im tiefen Herzen fühlte ich,

Als wär' die reinſte Saite da zerſprungen.

III.

Des Abends ſpät noch harrt' ich in der Schänke
Des Freundes, daß, was eben ich erlebt,
In die verſchwiegne, treue Bruſt ihm ſenke.

Doch kommt er nicht, und meine Seele webt
Des Alten Weſen in viel hundert Träume,
Daß Traum und Wachen wie in eins verſchwebt.

Stets ſteht er vor mir, wo ich geh' und ſäume,
Das wohlbekannte und doch fremde Bild
Füllt rings um mich wie Geiſterſpuk die Räume.

Es zieht mich an und ſtößt mich von ſich wild,
Es grinſt mich an, daß mir die Pulſe ſtocken,
Und lächelt wieder ernſt, verſöhnungsmild.

Doch wie, faſt fuhr ich auf vom Sitz erſchrocken,
— Sitzt er dort drüben nicht und ſtarrt mich an —
Mit ſeinen Augen, ausgeweint und trocken?

Suchſt du die Freunde, armer, alter Mann,
Die einſt mit dir durchſchwärmt die Jugendnächte,
Die ſich auf ewig einſt dein Herz gewann?

Und die nun hin ſind, alle, falſch' und echte,
Wie klar und trübe Flut zerrann im Meer —?
Komm, Alter, komm! Reich mir die dürre Rechte,

Mein Herz und Glas ſind beide noch nicht leer,
Wir wollen Jugend gegen Alter ſetzen;
Und wenn dein Auge weinen kann nicht mehr,

Will ich mit heißen Tränen dich benetzen!
So ſprechend war ich auf ihn zugerannt
Mit ſchnellem Schritt. Mein Himmel — Welch Entſetzen!

Ich ſtand, gebannt vor hoher Spiegelwand,
Mir ſelber bleich und zitternd gegenüber,
Das volle Glas entſank der ſtarren Hand. —

Der Schwarm der Gäſte lachte laut darüber.

Der müde Stern.

Wohin die Fahrt, die Fahrt so lang?
Wann löset sich dies goldene Gewirre,
Wie lange noch durch die azurne Irre
Lenk' ich den Gang?

„O wandle strahlend, wandle hin!
Du bist ein Ton im wunderbaren Spiele,
Im ew'gen Wohllaut gehst du auf am Ziele,
Das Spiel hat Sinn!"

Wer zog die Bahn, die ew'ge Bahn?
Kometen seh' ich ruhlos schweifend wallen
Und Sterne zitternd in die Tiefe fallen,
Sind sie ein Wahn?

„O leuchte freudig, leuchte weit!
Du bist ein Gotteswort dem Forscherblicke,
Du bist ein Lenker zeitlicher Geschicke
Zur Ewigkeit!"

Wo winkt ein Ziel, ein Ziel der Ruh',
Das mich in seinen kühlen Schatten lüde?
Die Fahrt ist heiß, ich bin des Treibens müde,
Komm, Friede du!

„O strebe selig, zage nicht!
Du bist der Stern von einem andern Sterne,
Du gibst ihm Glanz, er webt in goldner Ferne
In deinem Licht."

Künſtlertraum.

Da hab' ich ein Aſyl gefunden!
Nun, liebes Büchlein komm heraus!
Der fernen Herrin ſei gewunden
In holder Einſamkeit ein Strauß.

Ich bin vors Tor hinausgegangen,
Ich wußte nicht, wohin mich's zog,
Genug, daß Lerchenlieder klangen,
Die trunken ein ins Herz ich ſog.

Da winkt mir eine Kirchturmſpitze.
Sieh' da! mein ſchmuckes Laubenheim!
Glück auf zu meinem Muſenſitze!
Hier ſei geträumt in Klang und Reim!

Es fand der Sonntagsmüßiggänger
In einem leeren Tanzſaal Raſt;
Da ſchüttelt endlich nun der Sänger
Vom Herzen ſeiner Lieder Laſt.

O welch ein Platz zu leiſem Singen,
Wo ſonſt die laute Freude hallt,
Wo Flöten trillern, Geigen klingen
Und Paar an Paar zum Tanze wallt.

Der Tänzer Stühle, wirr verſchränket
Geſtülpt aufs Muſikantenchor,
Sind all mein Publikum, es ſchenket
Dem Sänger ein geneigtes Ohr.

Ein alter Flügel, hoch an Jahren,
Iſt mein geduldiger Genoß,
Er hat wohl manches ſchon erfahren,
Das mehr ihn als mein Lied verdroß.

Er war vielleicht in jungen Tagen
Ein Virtuoseninstrument,
Nun haben Stümper ihn zerschlagen,
Daß man nicht Ton von Ton mehr kennt.

Doch einen Blick hinaus! — Die Zinken
Der Berge rot in Gluten stehn,
Die Sonne sinkt, ein letztes Blinken
Sagt Gutenacht vorm Schlafengehn,

Und mit dem ersten Sterngeflimmer
Und eh' noch steigt der Mond herauf,
Spiel' ich, im leeren Jubelzimmer,
Mein altes Lied der Sehnsucht auf.

Mein Gott, was ist mir denn? — ich weine,
Und Trän' auf Träne strömet neu!
Das ist mir doch der deutsche reine
Gemütsphilister, meiner Treu!

Wo Dirnen kichern, Buben juchzen,
Wenn Baß und Fiedel streicht und brummt,
Da sitzt der Tor mit stillem Schluchzen,
Wenn er sein Lied der Sehnsucht summt.

O könnt' ich mit dem Zauberstabe
Gestalten bannen vor mich fest,
Verklärte aus so manchem Grabe,
Und Lebende von Ost und West!

Der leere Tanzsaal sollte glänzen,
Durchwogt von unerhörter Lust,
Wie manches Haupt wollt' ich umkränzen
Und stürzen mich an manche Brust!

Hinweg vom Chore dort die Stühle,
Da haben Musikanten Raum!
Doch ach — dem wachsenden Gewühle
Wird Platz im Saale selber kaum.

O werdet laut, ihr stummen Lichter,
Spielt auf die Feuermelodie!
So viele Sänger, so viel Dichter
Sah euer Lampenleben nie.

Und nun zertrümmre, brich zu Splittern,
Du alter Flügel, tönend Holz!
Und noch der letzten Saite Zittern
Sei klangvoll, sei entzückt und stolz!

Wenn du gelebt ein dumpfes Leben,
Zerhackt von blöder Stümperei,
Fühl' es im Tode noch mit Beben:
Nun bricht dich Meisterhand entzwei.

Nun wirst du Licht, nun wirst du Flamme,
Die unsrem Jubel glüht und lacht,
Wie einst, o Baum, an deinem Stamme
Die Lust des Lenzes aufgewacht. — — —

Doch ach! — es ist ein Traum! — Der weite
Tanzsaal ist leer und bleibt in Ruh';
Der alte Flügel mir zur Seite,
Er hört mir noch geduldig zu.

Der Tänzer Stühle, wirr verschränket,
Gestülpt aufs Musikantenchor,
Sind all mein Publikum, es schenket
Dem Sänger ein geneigtes Ohr.

Und draußen ist es Nacht geworden
Und o, welch wunderbare Nacht! — —
Mein Himmel, träum' ich von Akkorden? —
Wird irgendwo Musik gemacht? — —

In meiner Brust ist sie erklungen!
„O wundervolle Nacht", dies Wort
Agathe hat es jetzt gesungen,
Die Jägerbraut am Fenster dort.

Nun stimme an dein „Leise, leise“
Und all den Sturm von Weh und Lust,
Dem fernen Freunde dringt die Weise
Durch alle Fernen in die Brust.

Ich lausche stumm — und heimwärts lenken
Will durch die Mondnacht ich den Schritt.
O singe fort! — ein treu Gedenken
Klingt rein in jedem Tone mit.

An seine Mutter.

Liebe Mutter! Mutterliebe
Ist ein Hauch aus Gottes Geist,
Wenn uns nicht dein Segen bliebe,
Ach, wie wären wir verwaist.

Liebe Mutter! Mutterliebe
Ist die Ros' im Erdenlauf,
Wenn uns Gott ein Brieflein schriebe,
Schrieb' er: „Mutterliebe!“ drauf.

Liebe Mutter! Mutterliebe
Kennt kein Ende, kennt kein Grab,
Schaut noch überm Weltgetriebe
Segnend auf die Welt herab.

Liebe Mutter! Mutterliebe,
Diesen Kranz, der schön dich schmückt,
Halten, daß er nicht zerstiebe,
Fest wir an das Herz gedrückt.

Die lieben Sterne und 's Mütterlein.

Zum 23. August 1866.

Die lieben Sterne, Mütterlein,
Stets liebteſt du ſie ſehr,
Und ſchauteſt immer gern hinein
Ins goldne Himmelsheer;
Da dich als Kind die Mutter trug
Auf ihren Armen traut,
Hat ſchon dein Auge fromm und klug
Die Sterne angeſchaut.

Und wardſt du groß und wuchſeſt auf
Gelehrig und geſchickt,
Haſt immer lieber du hinauf
Ins goldne Licht geblickt;
Es war als ob dazu dich trieb
Ein Glauben in der Bruſt:
„Es haben dich die Sterne lieb,
Blick' auf in Leid und Luſt!"

Und haſt um ihren goldnen Rat
Du ſie nicht oft gefragt,
Wenn in Gedanken, Wort und Tat
Du ſchwankend wohl gezagt?
Und ſtets ihr Strahl ſo licht und rein
Das Beſte vor dir ſchrieb;
Gewiß! die Sterne, Mütterlein,
Sie hatten auch dich lieb!

Die lieben Sterne, Mütterlein,
Du nahmst sie dir zur Lehr;
Du sprachst: „Wie glänzt doch dort ein Schein
Vor allen hoch und hehr!
Folg' ich der treuen Liebe Stern,
So voller Glanz und Glut?" — —
Die Sterne hatten dich so gern;
Sie rieten dir so gut!

Es hatten dich die Sterne gern,
Du nahmst dir sie zur Lehr;
Das Himmelsbild, der Siebenstern,
Wie blickt es leuchtend her!
Und jeder Stern so klar und blank!
Wie leuchtet das dir ein!
Nun wissen's sieben Seelen Dank
Dem lieben Mütterlein.

Die lieben Sterne, Mütterlein,
Wie sind sie auch dein Trost!
Sie blickten hell und milde drein,
Wenn unten Sturm getost;
Und ob dein Herz auch viel verlor,
Das Liebste scheiden sah,
Wenn du zum Himmel schaust empor,
Die Sterne sind noch da!

Ich aber habe ganz den Hang
Geerbt aus deiner Brust
Nach Sternenglanz und Liederklang
In Erdenleid und Lust;
Und leb' ich nun auch lang dir fern,
Ich ruf' dir's singend zu:
Ich hab' ja auch die Sterne gern,
Ganz, Mütterchen, wie du!

Es lebt in mir ein Glaube still,
Den nichts mir rauben kann:
Wenn mich die Mutter grüßen will,
Schaut sie die Sterne an.
Und so geschwind gehn Briefe nicht,
So eilt kein Telegraph,
Wie so ein Gruß ins Sternenlicht
Spät abends vor dem Schlaf!

Die lieben Sterne, Mütterlein,
Sind unsrer Seelen Band,
Ob Wiedersehn und Fröhlichsein
Auch steh' in Gottes Hand.
Solang ich leb' in Lust und Weh,
Du lebst im Herzen mir,
Und wenn ich in die Sterne seh',
Sie grüßen mich von dir!

Ich schlag' dies Büchlein wieder auf.

Ich schlag' dies Büchlein wieder auf,
Will wieder meinen Lebenslauf
Mit Sang und Reim begleiten,
Bin oft zu Sang und Liebe faul,
Geschlagen bin ich ganz aufs Maul
Zu Zeiten.

Hab' gestern wen begraben sehn,
Ich sah den Sarg im Grabe stehn,
Tät mit im Zuge schreiten,
Und hab' im stillen mir gedacht:
Mit dem hab' ich gescherzt, gelacht
Zu Zeiten.

Jetzt red't das Pfäfflein ihm am Grab,
Und Freunde ſchaufeln Erd' hinab
Das Bett ihm zu bereiten,
Und niemand weiß mehr ſeine Spur,
Es ſuchen ſie die Liebſten nur
Zu Zeiten!

Wie ich dann ſann zu Hauſe nach,
Da klingen fern in mein Gemach
Trompeten, Pauk' und Saiten,
Da wurd' ich doppelt trüb und triſt
Und grämlich, wie man's eben iſt
Zu Zeiten.

Ich dacht' an Leben, Lieb' und Tod,
An all den Schwall von Erdennot
Und Widerwärtigkeiten,
Wie karg die Luſt, das Leid wie groß,
Und wie uns freut das Leben bloß
Zu Zeiten!

Dann kam der Schlaf, dann kam der Traum,
Und heut' weiß ich von geſtern kaum,
Es liegt mir fern im Weiten;
Will leben fort in Sturm und Ruh',
Und will mir ſingen eins dazu
Zu Zeiten!

Du bist so schön.

Du bist so schön! Einst hab' ich diese Züge
In einem wunderbaren Traum geschaut;
Du liebtest mich, der Traum war keine Lüge,
Der Traum, in dem ich dir mein Herz vertraut.

Wie nennst du dich? — O nenne keinen Namen,
Mit schönstem Namen nennt mein Herz dich laut!
O werde Leben, tritt aus deinem Rahmen,
Du lebst — ich habe dich im Traum geschaut.

Du bist so schön! Die Lippen müssen reden
Das schöne Wort, das sie mir einst vertraut —
O tritt hervor, o führe mich zum Eden
Des schönen Traums, darin ich dich geschaut.

Ich möcht' es sagen, aber Worte meiden!

Ich möcht' es sagen, aber Worte meiden,
Denn Worte klingen laut und prahlend immer;
Und hätten Farben nicht so bunten Schimmer,
So möcht' ich's malen, in ein Bild es kleiden.

Ich möcht' es schreiben, doch so unbescheiden
Erscheint die Schrift, so voll von eitlem Flimmer!
Und ließ' ich Blumen reden, wär's noch schlimmer,
Denn das Verblümte kannst du gar nicht leiden.

Ich möcht's verschweigen, doch das hilft so selten!
Ich möchte lächeln, doch dann müßte eben
Mein Lächeln als das rechte Wort dir gelten:

So aber bleibt's im Zweifel fragend schweben,
Wie, ohne unbescheiden mich zu schelten,
Dein Herz erfährt, daß meins dir ganz ergeben.

Des Herzens Saiten ſchweigen ſtill.

Des Herzens Saiten ſchweigen ſtill,
Die deine Hand nicht rühren will.

Des Herzens Flammen ſterben ſacht,
Von deinem Odem nicht entfacht.

Die Seele ſenkt die Schwingen bang,
Zu Ende Flamme, Flug und Klang.

Und doch, als ich dein Bildnis ſah,
Den Hauch vom Himmel fühlt ich da.

Von dem im Herzen neubelebt,
Mir Saite, Flamm' und Schwinge bebt.

Zum erſten Lorbeerkranze.

An A. M.

O könnt' ich dir mit Worten ſagen,
Was mich bewegt, was ich empfand,
Als ich empfing mit freud'gem Zagen
Den ſchönen Kranz aus deiner Hand.
Wie es die Seele mir erhoben,
Wie Herz und Geiſt ergriffen hat,
Daß um die Stirne mir gewoben
Den erſten Kranz die Vaterſtadt.

Wo unter hellen Chriſtgebeten
Die frohe Mutter mich gebar,
Wo Goethes Lied einſt des Poeten
Zerleſ'nes A-B-C-Buch war,
Wo ich mein erſtes Lied geſungen,
Der Welt geſandt mein erſtes Blatt,
Gibt mir, von ſchöner Hand geſchlungen,
Den erſten Kranz die Vaterſtadt.

Es ist ein Traum. Im fernen Leben
Hab' ich gestrebt, gesucht so lang!
Was konnte mir Gewißheit geben,
Daß ich ein Dichter, weil ich sang?
Was ich geformt in stiller Stunde
Ist es auch voll und rund und glatt?
Nicht weiß ich's, doch aus schönem Munde
Nennt Dichter mich die Vaterstadt.

Unschuldig Kind! Du darfst nicht lügen,
Ich muß und will ein Dichter sein,
Will rastlos mich auf Geistesflügen
Der Schönheit weihn, dem Lichte weihn.
Doch ruht' ich einst im Heiligtume
Der Ehre aus, von Siegen matt,
Die schönste Perle meinem Ruhme
Wär' doch der Kranz der Vaterstadt.

Du aber, laß die Hand mich drücken,
Die mir den Kranz entgegenwarf;
Das Herz muß hohe Lust beglücken,
Das solche Gaben reichen darf.
Und schön wie du, und rein, und heiter,
Von Ehren voll, an Gütern satt,
So wandle alle Zeiten weiter
Der Genius meiner Vaterstadt.

Selbstgespräch.

Solltest wandern — bliebest liegen,
Solltest reden — hast geschwiegen,
Solltest handeln — hast's versäumt,
Solltest wachen — hast's verträumt,
Solltest ernst sein — hast gelacht,
Kerl! was hast du nur gemacht?

Mit Schmerz nicht prahlen.

Mit Schmerz nicht prahlen
Soll mein Gedicht;
Zu große Qualen
Erlebt' ich nicht.

Doch hat mich leise
Der Schmerz berührt,
In meiner Weise
Hab' ich's gespürt.

Es trifft die Reihe
Auch dich, daß Schmerz
Den Kuß der Weihe
Dir drückt aufs Herz.

Buntes Treiben — tolle Fahrt.

Buntes Treiben!
Wirre Welt!
Wo zu bleiben
Dir gefällt,
Mußt zu scheiden
Du erleiden,
Mußt du fort!
Und am Ort,
Von dem gerne
Du zur Ferne
Möchtest eilen,
Mußt du weilen!

Tolle Fahrt
Durch dies Leben!
Die ihr eben
Fröhlich war't
Noch mit andern,
Müßt nun wandern!

Trennungsweh!
Ob ihr je,
Wenn ihr auseinandergeht,
Euch wiedersieht?

Buntes Treiben!
Wirre Welt!
Eins nur hält,
Eins muß bleiben,
Muß den weiten
Weg uns lenken,
Muß zum Schreiten
Kraft uns schenken:
Schöner Tage
Frohe Sage,
Schöner Zeiten
Angedenken.

Ach, werd' ich, was mir im Herzen ruht.

Ach, werd' ich, was mir im Herzen ruht
Noch ſagen können?
Wird Gott meines Innern Drang und Glut
Noch Ausdruck gönnen?

Wird, eh' des Herzens zuckender Schlag
Das Rechte getroffen,
Verhüllen nicht ein Sarkophag
Mein Sehnen und Hoffen?

So mag eine Blume aus meiner Gruft
Hervor noch dringen,
Und duften hinaus in die Himmelsluft
Was ich wollt' ſingen.

Stunden geben.

Stunden geben, immer Stunden,
Wer hat doch die Qual erfunden!
An den Stuhl wie angebunden
Sitzt man, bis der Tag entſchwunden.
In den Stunden, in den Stunden
Wird geplagt man und geſchunden,
Und die einz'gen, die uns munden,
Sind halt noch die Schäferſtunden.

Das Leben iſt ein Burgverließ.

Das Leben iſt ein Burgverließ,
In das der Himmel uns verſtieß.
Wir möchten zuſammen wandeln im Licht,
Aber wir dürfen's nicht.
Wir ſitzen getrennt in Kerkern
Hinter vergitterten Erkern.
Die ſich lieben, leben ſich fern,
Es weilen nur Knechte bei ihren Herrn.
Die Mutter, getrennt vom Sohn,
Pflückt nicht ihrer Liebe Lohn.
Es küſſen ſich nur die Geiſter,
Und wenn auch der Kerkermeiſter
Spazieren uns führt eine halbe Stund',
Daß einmal Mund ſich drängt an Mund,
Gleich raſſelt er mit dem Schlüſſelbund,
Und jeden in ſeine Stelle weiſt er.
Es gibt keinen bleibenden Glückesbund,
Es gibt kein Seelenparadies
Auf dieſem erbärmlichen Erdenrund —
Das Leben iſt ein Burgverließ.

Ich habe keine Titel.

Ich habe keine Titel,
Bin nicht Kommerzienrat,
Ich hab' auch keine Mittel:
Der Fall iſt desperat.

Bin ſo ein Stückchen Dichter,
Ein Stückchen Muſikant,
Solch hungriges Gelichter
Erfüllt das ganze Land.

Käm' nur die Zeit recht ſchnelle,
Wo man den Menſchen ſchätzt;
Dann blieb' manch hohe Stelle
Im Land wohl unbeſetzt.

Und würden alle Hunde
Und Wölfe dann verbannt,
Blieb' wohl für mich zur Stunde
Ein Platz als Menſch vakant.

Herr Tantalus im Tartarus.

Herr Tantalus im Tartarus,
Wie groß ſind deine Leiden!
Stets reizt der Apfel zum Genuß,
Faſt beut er ſich den Mund zum Kuß,
Und darfſt dich nicht dran weiden.

Herr Tantalus im Tartarus,
Ich fürchte, wir ſind Vettern!
Zwar iſt's nicht Apfel oder Nuß,
Es iſt, wonach ich zappeln muß,
Ein Zweig mit grünen Blättern.

Des Zweiges, wie durch Schickſalſchluß,
Harr' ich umſonſt begierlich:
O Schickſal! Vetter Tantalus
War Gott und Menſchen ein Verdruß:
Ich bin doch ſo manierlich!

Wie iſt das Herz mir leicht und frei!

Wie iſt das Herz mir leicht und frei!
Warum doch war's verſchloſſen?
Gewiß! Ich war verſtimmt für drei,
Und für ein Dutzend verdroſſen.

Ich wagte nicht mehr aufzuſchau'n,
Mein Antlitz wurde gelber,
Vor meinen Gedanken fühlt' ich Grau'n
Und zankte mit mir ſelber.

Der beſte Beweis, wie ſchlecht mir's ging,
Wie groß meiner Seele Beſchwerden,
Iſt, daß ich an zu rechnen fing
Und läſterlich ſparſam zu werden.

Der alle meine Genüſſe krönt,
Der Tau meiner beſten Gedanken,
Den Kaffee hatt' ich mir abgewöhnt,
Ich ſparte den halben Franken.

Doch heut' ward ein Ende allem Weh'
Und allem Spleen und Sparren,
Hier ſitz' ich luſtig im Café français
Und rauche die beſten Zigarren.

Mein Herz iſt frei, die Welt iſt mein,
Ich habe mich ſelber wieder!
Es ſtrömt eine Flut auf mich herein
Der übermütigſten Lieder!

Es gibt ſo Stunden.

Es gibt ſo Stunden, wo mir weich ums Herz,
Wo Mut und Zorn und Witz die Waffen ſtrecken,
Die ſonſt mir kühnlich helfen, treue Recken,
Mich durchzukämpfen durch des Lebens Schmerz.

Dann ſehn mich Laub und Blumen traulich an,
An denen oft ich kalt vorübergehe,
Als ſprächen ſie: „Vertraue uns dein Wehe,
Erzähl' uns alles, was man dir getan."

Wie der verlorne Sohn, der nackt und bloß
Zur Heimat kehrt von wildverwirrten Wegen,
Möcht' ich das müde Haupt dann reuig legen
Der alten Mutter Erde in den Schoß.

Kritik.

Da las ich heut' in einer Kritik
Ich hätte zum Dichten kein recht Geſchick;
Mein ewig Thema wär' die Liebe,
Von der ich doch nichts Neues ſchriebe.
Mit meinem Tonſatz wär's ebenſo,
Man würde bei allem nicht recht froh,
Ich bliebe am Stoff, am Inhalt kleben,
Ohne mich drüber zu erheben.
Ich wollte dichten zugleich und ſingen,
Und könnte kaum *eins* zuwege bringen.
Doch wär' ich eben ſonſt kein Vieh,
Erweckte ſelbſt Rührung und Sympathie;
Mein „Vaterunſer" wär' wohl gebetet,
Nicht heuchleriſch hinaustrompetet;
Vielleicht auf wirren Lebenswegen
Sehnt' ich mich wohl dem Heil entgegen.
Das ſchütze mich vor Hohn und Spott,
Ich meint' es ernſt mit dem lieben Gott.

Ich nehm' ſolche Dinge ganz gerne auf,
Wüßt' ich auch manche Antwort drauf;
Mich ehrt nur, wer mir die Achtung ſchenkt,
Zu ſagen, wie er von mir denkt.
Ich wünſch' meinem neuſten Ei, dem Büchlein,
Das Los der ausgekrochnen Küchlein,
Daß man's beſchwatzt und es betracht't,
Bekrittelt, doch nicht ganz veracht't;
Und, wenn auch Lieb' nur drinnen ſteht,
Daß die mir doch von Herzen geht,
Und wenn nicht alles nagelneu,
Doch manches gut ſei, brav und treu.
Und wünſch' auch jetzo, daß man ſchrieb',
Ich mein' es ehrlich mit der Lieb'.
Im ganzen wird mir's gehn vielleicht
Wie jenem Schwaben in der Beicht':
Wie alles ſchon war abgetan
Fing der erſt recht zu heulen an.
„Mein lieber Freund, geſteh's nur ein,
„Bereuſt du, wird dir Gott verzeihn,
„Der allen Reuigen vergab."
Da ſchluchzt der: „Ich bin halt a Schwab'!"
So gab' ich auch meine Lieder hin,
Zu beichten, daß ich ein Deutſcher bin.
Und die Kritik wird den Troſt mir geben
Wie jenem Schwaben ſein Pfarrer eben.
„Behüt' dich Gott von Himmelshöh'n,
S'is grad' kein' Sünd', aber auch nit ſchön!"

Wie mancher macht sein Testament.

Wie mancher macht sein Testament
Lang' vor dem letzten Leiden,
So sing' ich auch mein Scheidelied,
Noch eh' es geht ans Scheiden.

Ob man auch lange dran gewöhnt
Jahraus, jahrein es übe:
Wenn wieder 's Scheideglöcklein tönt,
Klingt's immer wieder trübe.

Und wie es doch dem Sterben gleicht,
Das Scheiden von der Liebe!
Sag, würde wohl das Sterben leicht,
Wenn man es öfter triebe?

Ich glaub' es nicht, du würdest blaß,
So oft's zum Sterben käme,
So wird auch 's Auge wieder naß,
So oft man Abschied nehme.

Und fragst du, was ist größre Qual?
Kann nicht Bescheid dir geben;
Doch stirbst du nur ein einzig Mal
Und scheidest all dein Leben.

An Peter Cornelius.

Ich hört' einmal in froh erregter Stunde
Den Lebenszug aus deinem eignen Munde:
Du warst nur noch ein Knabe zart und klein,
Bei deiner Mutter kehrten Freunde ein;
Und wie im Scherz und Ernst die Rede lief,
Der Freunde einer zu sich her dich rief,
Hielt dir ein Geldstück, nagelneu und licht,
Und schwarze Kreide lächelnd vor's Gesicht
Und sprach: „Nun, Pitterchen, nun wähle hier,
Was du am liebsten willst, das geb' ich dir!"
Du aber nahmst die Kreid' ihm aus der Hand
Und liefst und maltest eifrig an die Wand. —
So oft mir's einfällt, rührt mich tief mit Lust
Der Drang des Genius in des Knaben Brust.
Wenn unsre Zeit einmal zur Sage ward,
Die mit Geschehnem holde Wunder paart,
Gewiß, dann wird in deines Wirkens Licht
Dein Leben auch zum heiligen Gedicht,
Gewiß, dann singt dein Volk: Der das erfand
Ein Engel gab die Kreid' ihm in die Hand!

Nach dem Tode seines Schwagers.

September 1871.

Die Blume welk sich neiget,
Doch blüht der bunte Flor;
Die Einzelstimme schweiget,
Doch weiter tönt der Chor:

Der Sturm zerschellt die Fichte,
Doch immer grünt der Wald;
Das Scheit verglüht zu nichte,
Die Flamme nicht so bald.

Es ſinkt hinab die Welle,
Der Strom entbehrt ſie nicht;
Ein Sternlein ſtürzet ſchnelle,
Der Himmel ſtrahlt im Licht.

Nun ſehn den Wald wir blühen,
Voll Blumen Wieſ' und Feld,
Die Flamme lodernd glühen,
Sehn reich das Sternenzelt:

Doch unſern Baum verwittert,
Doch unſre Blume tot,
Doch unſer Scheit zerſplittert,
Doch unſern Stern verloht.

Ein Troſt nur kann uns feien
Vor ſolcher Schmerzen Macht:
Wir ſchließen feſt die Reihen
Wie Helden in der Schlacht,

Wir einen Herz und Hände,
Wo uns der Treuſte fiel,
Wir kämpfen bis zu Ende,
Wir finden uns am Ziel.

Zur Liebe ſoll entflammen,
Was uns dem Gram wollt' weihn:
„Nur feſt, nur feſt zuſammen"
Soll unſer Wahlſpruch ſein!

Zum Schluß.

Wen'ge ſind, die mich verſtehen,
Die mich nehmen, wie ich bin,
Die das Wort mir nicht verdrehen,
Das ich ſprach mit leichtem Sinn;

Die aus einer Spreu von Scherzen
Gern erſpähn des Ernſtes Korn,
Die da ſchöpfen, wie vom Herzen
Reich und ſpärlich fließt der Born.

Drum, daß euch ich bin begegnet,
Hat mir recht das Herz erlabt,
Seid gegrüßet, ſeid geſegnet,
Daß ihr mich verſtanden habt!

Poetiſche Überſetzungen.

Prolog.

An ***

Es hält ſo ſchwer zu ſchreiben
Was Orginelles jetzt,
Doch um geübt zu bleiben
In dichteriſchem Treiben,
Wird Fremdes überſetzt.

Was hilft's auch, daß den eignen
Pegaſus müd' man hetzt?
Was ſoll ſich auch ereignen,
Wert, um es aufzuzeichnen?
Beſſer — man überſetzt!

Wo Peneus oder Bospor
Ein Dichterhaus benetzt,
Reit' ich auf deutſch ſein Roß vor,
Stell' einen zweiten Voß vor,
Der trefflich überſetzt.

Was nur an Themſ' und Seine
Poet'ſche Riele wetzt,
Italiſche Sirene,
Nordiſche Dichter-Träne —
Sei alles überſetzt.

Ja, ſelbſt was man ägyptiſch
Und äthiopiſch ſchwätzt —
Sogar apokalyptiſch
Steh' deutſch auf deinem Nipp-Tiſch,
Und ich hab's überſetzt.

Zwar hoff' ich, daß von allen
Mein Wirken wird geſchätzt,
Doch wird am ſchönſten ſchallen
Dein Lob, der zu Gefallen
Ich alles überſetzt.

Und findeſt du was Schlimmes,
Und biſt etwa verletzt,
Den Ausbruch deines Grimmes
Erſpare mir, vernimm es:
Es iſt nur überſetzt!

Doch findeſt du was Feines,
Das weiblich dich ergetzt,
Nehm' ich dein Lob für meines,
War doch mein Tun kein kleines,
Hab' ich's doch überſetzt!

Nicht die Träne kann es ſagen.

Nach dem Engliſchen des Thomas Hood.

Nicht die Träne kann es ſagen,
Die da fällt auf deinen Sarg,
Welches Leid um dich wir tragen,
Welch ein Herz das Grab uns barg. —
Nur der Trauer heil'ge Stunde,
Nur ein treugehegter Gram,
Nur der Schmerzen offne Wunde
Sage, was der Tod uns nahm.

Ein Symbol ſei dein Gedenken
Für des Schönen Macht und Sieg.
Leit' uns, hoch den Geiſt zu lenken,
Hoch, wie deine Seele ſtieg. —
Lebe fort in treuen Herzen,
Bis der Tod den Gram bezwingt,
Denn der Tod hat keine Schmerzen,
Wenn er dich uns wieder bringt.

Der Wind, der wandernde Wind.

Nach dem Engliſchen der Felicia Hemans.

Der Wind, der wandernde Wind,
Der die Sommerabende kühlt,
Wer leiht ſeinen Tönen den Zauber,
Wenn er rauſchend die Blätter durchwühlt?

Sind es die wehenden Föhren?
Iſt es der Halme Gewog?
Sind's die gehöhlten Felſen,
Die er im Wehn durchzog?

Iſt es, weil all die Klänge
In ihm vereinigt ſind,
Daß er ſo meiſterhaft aufſpielt
Der Wind, der wandernde Wind?

Nein, nein! die ſüßen Laute,
Mit denen er füllt den Raum,
Er zieht ſie nicht aus der Föhre,
Nicht vom liſpelnden Weidenbaum,

Nicht von der murmelnden Quelle,
Nicht von dem Felſenthron:
Die Lieb' in unſern Herzen
Leiht ihm den ergreifenden Ton.

Das Band, das die Seelen verbindet,
Rühret er leis und gelind,
Daß wir lauſchen und zittern und beben
Vor dem Wind, dem wandernden Wind.

Mein Liebchen iſt nicht Heliotrop.

Nach dem Engliſchen des Thomas Hood.

Mein Liebchen iſt nicht Heliotrop,
Das ſchwärmt nur für die Sonn';
Die Tulp' iſt ſo ein höfiſch Ding,
Denkt nur an Herren von.
Die Primel iſt 'ne Bauerndirn,
Das Veilchen eine Nonn':
Ich liebe die Roſ', die rote Roſ',
Die Roſ' iſt meine Wonn'!

Die Wicke denkt nur an das Frei'n,
Hat gar zu große Haſt!
Frau Sturmhut ſieht ſo giftig aus,
Da fürchtet man ſich faſt.
So weinerlich iſt Rosmarin,
Das wird ſo bald zur Laſt:
Ich liebe die Roſ', die rote Roſ',
Hab' ſie ins Herz gefaßt!

Die Lilie iſt ſo heilig, weiß,
Die kann mein Schatz nicht ſein,
Und Maßlieb iſt ein armes Ding,
Sieht ſo verlegen drein.
Mit Bienen buhlt die Heideblum',
Jasmin macht ſich gemein:
Ich liebe die Roſ', die rote Roſ',
Die Roſe will ich frei'n!

Dich lieb' ich.

Nach dem Engliſchen des Thomas Hood.

Dich lieb' ich, dich lieb' ich!
Was andres weiß ich nicht.
Es iſt Viſion mir in der Nacht
Und Tags mein Traumgeſicht.
Das Echo iſt's in meiner Bruſt
Und mein Gebet ſo ſchlicht:
Dich lieb' ich — dich lieb' ich —
Was andres weiß ich nicht.

Dich lieb' ich, dich lieb' ich!
Das klingt mir ſtets im Ohr,
In meinem ſtolzeſten Gedicht
Singt es ein ganzer Chor.
Die unter allen Schönen
Mein ſpähend' Aug' erkor —
Dich lieb' ich — dich find' ich,
Aus Tauſenden hervor.

Dich lieb' ich — dich lieb' ich!
Dein Aug', das rehbraun ſchaut,
Die Laute deines Mundes, die
Von Melodien taut;
Doch über alles deine Treu',
So felſenfeſt gebaut —
Dich lieb' ich — dich lieb' ich —
Dir ſei mein Heil vertraut!

Hirten Geſang.

Nach dem Engliſchen des Lord Houghton.

Ich wandelte am Bache
Entlang dem Mühlenpfad.
Es ſchwieg des Baches Rauſchen,
Es ſchwieg das lärmende Rad.
Kein Grillchen, das da zirpte,
Kein Vöglein, das da ſang —
In meiner Bruſt das Pochen,
Das war der einz'ge Klang.

Ich ſaß zur Ulme nieder,
Ihr Schatten dehnte ſich;
Doch wie er lang und länger wuchs,
Kein Bangen fühlte ich.
Denn ich lauſcht' auf eine Stimme,
Ich lauſcht' auf einen Gang —
Doch in meiner Bruſt das Pochen,
Das blieb der einz'ge Klang.

Er kam nicht und er kam nicht,
Es kam die Nacht allein;
Ein Sternlein nach dem andern nahm
Sein goldnes Plätzchen ein.
Des Abends Wehn ſtrich leiſe
Hin über meine Wang',
Doch in meiner Bruſt das Pochen,
Das blieb der einz'ge Klang.

Still rannen Tränen nieder —
Da legt' ſich eine Hand
Leis über meine Schulter,
O, mir ſo wohlbekannt!
Es ward kein Wort geſprochen
Als mich ſein Arm umſchlang:
Denn in unſrer Bruſt das Pochen,
Das war der einz'ge Klang.

Wir hielten treu zusammen.

Nach dem Englischen der Caroline Norton.

Wir hielten treu zusammen
In Sturm und Sonnenschein,
Seit wir als Kinder spielten
Im traulichen Lindenhain.
Nun aber seh' ich Wolken
Auf deiner Stirne ruhn —
Wir hielten treu zusammen,
Trennt uns ein Wörtchen nun?

Wir waren froh zusammen
Und lachten laut und hell,
Denn warm und voll im Herzen
Rauschte der Hoffnung Quell.
Doch nun hast du mit Lachen
Und Freude nichts zu tun —
Wir waren froh zusammen,
Trennt uns ein Wörtchen nun?

Wir grämten uns zusammen;
Auf manches liebe Grab
Rann ob zerstörtem Hoffen
Die bittre Trän' herab.
Wie würden sie dich mahnen,
Die Stimmen, die dort ruhn:
Wir grämten uns zusammen —
O, niemand trennt uns nun!

Sie wallt in Schönheit wie die Nacht.

Nach dem Engliſchen des Lord Byron.

Sie wallt in Schönheit, wie die Nacht,
Die ſternenglänzend, ätherrein,
Um ihres Auges Zaubermacht
Webt Licht und Schatten im Verein,
Verſchmelzend ſüß, wie Tagespracht
Sich löſt in milder Dämm'rung Schein.

Ein Schatten mehr, ein mindres Klar
Zerſtörte halb den Zauber licht,
Der durch ihr dunkles Lockenhaar
Sich übers holde Antlitz flicht,
Drin aus der Stirne wunderbar
Ein ſelig ſtilles Träumen ſpricht.

Das Rot, das ihre Wang' erhellt,
Das Lächeln, das umſchwebt den Mund,
Tut ſo beredt und unverſtellt
Ein ſagenvolles Daſein kund:
Voll tiefem Frieden mit der Welt,
Voll reiner Lieb' aus Herzensgrund.

Der Tag iſt kalt und trüb und traurig.

Nach dem Engliſchen des H. W. Longfellow.

Der Tag iſt kalt und trüb und traurig,
Der Regen fällt, der Wind weht ſchaurig.
Noch klammert die Reb' an der modernden Wand,
Doch Blatt auf Blatt fällt nieder zum Sand —
Und der Tag iſt trüb und traurig.

Mein Leben iſt kalt und trüb und traurig,
Der Regen fällt, der Wind weht ſchaurig.
Noch klammert ans modernde Sonſt ſich der Geiſt,
Doch Hoffnung der Jugend ſinkt welk und ergreiſt,
Und die Tage ſind trüb und traurig.

Sei ſtill, mein Herz, und ende dein Brüten!
Noch lauſcht die Sonn' in des Sturmes Wüten.
Das Los, dem du weinſt, iſt das Los aller Welt,
Und kein Leben, in das nicht ein Regen fällt,
Der zu Boden wehet die Blüten.

Was trauern doch die Mägdelein.

Iriſch.

Was trauern doch die Mägdelein
Gleich ſchlanken Lilien taubenetzt,
Was ſtreun ſie um den Marmorſtein
Des Lenzes rote Roſen jetzt?

Die ſchönſte Roſe, die geblüht
Am Shannonſtrom, verging;
Der Sterne hellſter iſt verglüht, —
Ihm war die Erde zu gering.

Sie war aus Rodrichs edlem Haus,
Um die wir weinend tragen Leid,
Natur goß alle Gaben aus
Zu ſchmücken reich ihr irdiſch Kleid.

Auch ſchön war er, dem bräutlich ſcheu
Ihr Herz ergeben war.
O, reine Lieb' und Himmelstreu'
Erſchien vereint in dieſem Paar.

Doch trüb und traurig war der Tag,
Der ihn zum Streit, zum Sterben rief.
O, bei beflorter Trommeln Schlag,
Wie klang ſein Grablied dumpf und tief.

Solang ihr Auge Tränen fand,
Weint es ihm treulich nach —
Bis leis der Tod mit ſanfter Hand
Am Shannonſtrom die Roſe brach.

O, kennt ihr nicht Emmchen, die kleine?

Iriſch.

O, kennt ihr nicht Emmchen, die kleine?
Sie wohnt am grüngoldenen Rheine;
Vor den Äuglein ſo hell,
O fliehet nur ſchnell,
Sie glühn von zu zaubriſchem Scheine.

Sehet ihr ſie auch noch ſo mild ſtrahlen,
Sie ſchaffen nur Sorgen und Qualen.
Und lockt euch der Schein
Und ſchaut ihr hinein,
Das Herz muß es teuer bezahlen.

O, ſeht ihr je Emmchen, die kleine,
(Ihr kennt ſie, es gibt ja nur eine!)
O, ſo nehmt euch in acht,
Zumal wenn ſie lacht,
Die Zaubrin, die ſchlimme, die feine.

Laſſet nicht ihren Mund euch berücken,
Der birgt, ach, die böſeſten Tücken,
Und fühlt ihr ſein Wehn,
Iſt's um euch geſchehn,
Dann ſtirbt euer Herz vor Entzücken.

Für meine Herrin.

Nach dem Französischen des Alfred de Musset.

Als ich Petrarca las im Jugenddrang,
Wie wünscht' ich, nur entfernt ihn zu erreichen,
Der dichtend liebte, liebergriffen sang,
Der Göttersprache mächtig, ohnegleichen.

Er fesselt' in des Liedes Wunderzeichen
Den Herzschlag, der gezuckt minutenlang,
Ein Lächeln ward, ein Blick der Wonnereichen,
Auf goldner Laute ihm zu ew'gem Klang.

Du, deren Wort zum Freund mich will erheben,
Gedenke mein, und lasse meinem Dank
Sich dein Erinnern in dies Lied verweben;

Nicht nach Petrarcas Höhe darf ich streben,
Doch wer mich ruft, dem biet' ich sonder Wank
Die Freundeshand, und wer mich liebt, mein Leben.

Ich nenne ihn nicht.

Nach dem Franzöſiſchen des Alfred de Muſſet.

Den Namen, den mein Herz mit Beben
Leiſe nur ſpricht,
Und wolltet ihr mir Kronen geben,
Nenn' ich ihn nicht.

Wir können's in die Runde ſingen,
Wenn ihr es wollt,
Wie golden ihr vom Haupt in Ringen
Die Locke rollt!

Mir iſt Befehl von ihrem Munde
Jeglicher Hauch;
Ich ſtürbe gern für ſie zur Stunde,
Was wär' es auch?

Verborgner Liebe ſchmerzlich Zagen
Schaffet mir Not;
Mein armes Herz will treu ihr ſchlagen
Bis in den Tod.

Doch ſtumm nur will es um ſie werben,
Stumm, bis es bricht,
Und ihren Namen, ſelbſt im Sterben
Nenn' ich ihn nicht.

Die Gefangene.*

Nach dem Franzöſiſchen des Victor Hugo.

Wär' ich nicht hier gefangen,
Lieben könnt' ich dies Land,
Wo Maisfelder prangen,
Meeresflut küßt den Strand,
Unzähl'ge Sterne lachen;
Doch der finſtern Spahi Wachen
Seh' ich die Runde machen,
Den Säbel in der Hand.

Bin nicht aus dieſen Landen,
Trag' ich auch ihre Tracht,
Und ob auch mir zu Handen
Dienend ein Sklave wacht,
An Tajos Stromgeſtaden
Tönen hell Serenaden,
Vor Liebchens Fenſterladen
Singt der Galan die Nacht.

Doch ſchön iſt's hier am Strande,
Den nie ein Winter zwingt,
Wo nie ein Froſt vom Lande
Durchs offne Fenſter dringt:
Im Lenz, wenn Schauer ſinken,
Siehſt du ſmaragden blinken
Den Wurm, der Tau zu trinken
Sich auf den Grashalm ſchwingt.

* Komponiert von Hektor Berlioz.

Gern ſing' auf moos'gem Bette
Ich ein ſpaniſches Lied,
Wenn der Geſpielen Kette
Um mich den Reigen zieht,
Wenn ſie tanzen die Runde
In anmutsvollem Bunde
Dort unter der Rotunde,
Bis das Sonnenlicht ſchied.

Doch zumal wenn die Wangen
Koſende Kühle ſtreift,
Des Nachts, o welch Verlangen
Zu träumen mich ergreift.
Ein Sehnen kommt gezogen
Vom blauen Himmelsbogen,
Indes auf Meereswogen
Des Mondes Silber ſchweift.

Ach wär' ich nicht hier gefangen,
Lieben könnt' ich dies Land.
Wär' ich nicht hier gefangen!

O komm im Traum.

(Oh! quand je dors.

Nach dem Franzöſiſchen des Victor Hugo.

O komm im Traum, komm in ſtilleſter Stunde,
Wie einſtens Laura Petrarc' erſchien zur Nacht,
Daß mir dein Hauch heile jegliche Wunde,
Wenn meinem Munde er nahet ſacht.

Wenn düſtre Wolken die Stirn mir umſäumen,
Die ach, zu lang dem Herzen Leid gebracht,
Du blickſt, ein Stern, wie aus himmliſchen Räumen,
Daß in mein Träumen ein Eden lacht.

Und deinem Mund meine Lippen erwähle,
Weil ihre Glut, ach, von Gott ward entfacht,
Und werde ein Weib, du Engel ohne Fehle,
Daß meine Seele in Wonne erwacht.

Mein Kind, wär' ich König.

Enfant si j'étais roi.

Nach dem Franzöſiſchen des Victor Hugo.

Mein Kind, wär' ich König,
Glänzend und reich vor allen,
Gäb' ich Szepter und Thron,
Und mein Volk auf den Knien,
Und meine goldne Kron',
Von Porphyr meine Hallen,
Und die Flotten, die weit
Durch alle Meere wallen,
Für deinen Blick dahin!

Und wär' ich Gott, die Erde,
Die Luft zuſamt den Wogen,
Die Engel und Dämonen
In Staub gebeugt vor mir,
Nächtigen Chaos Grund
Von Geburten durchzogen,
Die Ewigkeit,
Die Welten, den Himmelsbogen,
Für einen Kuß von dir!

Gibt es wo einen Raſen grün.

Nach dem Franzöſiſchen des Victor Hugo.

Gibt es wo einen Raſen grün
Feucht von perlendem Regen,
Wo Blumen, die nimmer verblühn,
Duften ſüß dir entgegen,
Wo da ſtehen in Fülle reich,
Lilie, Geisblatt, Veilchen weich,
Dir zum Pfad gäb' ich ihn gleich,
Deinen Fuß zu hegen.

Gibt es lieblichen Liebestraum,
Der voll von wonnigem Segen,
Wenn ein Glück du empfunden kaum,
Neue Luſt will erregen,
Einen Traum von ſchönrem Stern,
Wo nicht Seele der Seele mehr fern,
O dir zum Hort gäb' ich ihn gern,
Um dein Herz zu hegen.

Mazeppa.

Away! away!
Byron. Mazeppa.

Nach dem Französischen des Victor Hugo.

I.

Wie sie Mazeppa trotz Knirschen und Toben,
Gebunden an allen Gliedern, gehoben
Auf das schnaubende Roß,
Dem glühend die weiten Nüstern dampften,
Des Hufe den bebenden Boden stampften,
Daß er Funken ergoß;

Wie schlangengleich er in Banden gerungen,
Daß rings Gelächter schallend erklungen
Seiner Henker im Chor,
Bis widerstandlos ihn die Fessel zwinget,
Und Schaum vom Munde, Blut ihm dringet
Aus den Augen hervor:

Da gellt ein Schrei, und schneller als Pfeile
Fliegt mit dem Mann in rasender Eile
In die Weite das Roß:
Staubwirbel hüllet die Atemlosen,
Der Wolke gleich, darin Donner tosen
Und der Blitze Geschoß.

Sie fliehn; sie fliegen durch Talesengen
Wie Stürme, die zwischen Bergen sich drängen,
Wie der fallende Stern;
Nun sind sie, ein schwärzlicher Punkt, noch zu sehen,
Bis sie wie Schaum auf der Welle zergehen
An dem Horizont fern.

Sie fliehn; in die unermeßlichen, wilden
Öden, wo endlos ſich Kreiſe bilden
Immer neu, immer mehr;
Ihr Ritt iſt ein Flug, und die Türm' und Städte
Und Bäume und rieſiger Berge Kette
Tanzen wild um ſie her.

Und wenn der Gebundne im Krampf ſich rühret,
Dann ſprengt das Roß wie vom Sturm entführet,
Immer jäher erſchreckt,
In die Wildnis, die kahlen, unwohnlichen Steppen,
Wo das Land mit faltigen Sandesſchleppen
Wie ein Mantel ſich ſtreckt.

Rings alles in düſtern Farben brennet,
Es rennt der Wald, die Wolke rennet
Ihm vorbei, und der Turm
Und der Berg in rötliches Licht ſich tauchend,
Und hinter ihm Roſſe, die ſchnaubend und rauchend
Galoppieren im Sturm.

Und hoch der abendlich ſtrahlende Bogen,
Der Ozean, der aus den Wolkenwogen
Neue Wolken entrollt!
Die Sonne, eh' ihm die Sinne vergehen,
Sieht er, ein marmornes Rad, ſich drehen,
Mit Geäder von Gold.

Dann dunkelt ſein Blick, ſein Haupthaar hänget
Hernieder ſtraff, ſein Blut beſprenget
Das Geſtrüpp und den Sand,
Ihm ſchwillt der Leib im umwindenden Strange,
Der ihn, wie gierig ihr Opfer die Schlange,
Immer enger umwand.

Und raſender immer tobt und ſchießet
Das Roß dahin, dem Blut entfließet
Aus zerriſſenem Fleiſch:
Und weh! ſchon mengt in der Roſſe Traben,
Das dumpf dahinbrauſt, ein Zug von Raben
Sein unheimlich Gekreiſch.

Es kommen die Raben, und hoch in Lüften
Der Aar, verſcheuchet von Modergrüften,
Es vermehren den Schwarm
Die Eulen, der Geier, der mäſtend auf Leichen
Taucht mit dem Hals in modernde Weichen,
Wie mit nackendem Arm.

Ihr Neſt verlaſſend im nächt'gen Fluge
Geſellen ſie ſich dem Leichenzuge,
Der die Lüfte durchſchnellt;
Mazeppa, ſinnlos, hört nicht ihr Toben,
Er ſtarrt nach dem rieſigen Fächer nur oben,
Weſſen Hand ihn wohl hält?

Sternlos die Nacht! die geflügelte Meute
Folgt gierig, raſtlos der ſichren Beute,
Bis ſie fiel und erlag;
Er ſieht nur ein wirbelndes, düſtres Gewirre,
Und hört wie im Traum nur im dumpfen Geſchwirre
Ihrer Fittiche Schlag.

Und nach dem raſenden Ritt dreier Tage,
Der ſie durch Wüſten, Steppen und Hage,
Über Eisbrücken trug,
Hinſtürzt das Roß bei der Vögel Rufe,
Es löſchen die Blitze, die mit dem Hufe
Aus den Steinen es ſchlug.

Da liegt er niedergeſchmettert und glühet
Vom Blute röter, als Ahorn blühet,
Wenn der Lenz ihn belaubt;
Der Vögel Wolke kreiſet, die graue,
Begierig harret manch ſcharfe Klaue,
Zu zerfleiſchen ſein Haupt.

Und doch! der ſich windet im Staub und ächzet,
Der lebende Leichnam, von Raben umkrächzet,
Wird ein Herrſcher, ein Held!
Als Herr der Ukraine einſt wird er ſtreit ,
Und reichliche Mahlzeit den Geiern bereiten
Auf dem blutigen Feld.

Ihm blühet Größe aus Qual und Leiden,
Der Mantel der Hetmanns wird ihn umkleiden,
Daß ihm alles ſich neigt;
Der Zelte Volk wird ſich huldigend ſcharen
Um ſeinen Thron, ihn begrüßen Fanfaren,
Wenn er herrlich ſich zeigt.

II.

So, wenn ein Sterblicher den Gott empfunden
Tief in der Bruſt, und fühlet ſich gebunden
An den Geiſt, der ihn trägt,
O Genius, feurig Roß! umſonſt ſein Ringen,
Des Lebens Schranken wirſt du überſpringen,
Die dein Huftritt zerſchlägt.

Du führſt durch Wüſten ihn, auf eiſ'ge Gipfel,
Durch Meeresflut und über mooſ'ge Wipfel
Zu den Wolken empor,
Und Nachtgeſtalten, die du aufgeſcheuchet,
Umdrängen ihn, es krächzt um ihn und keuchet
Der geſpenſtiſche Chor.

Du läſſeſt ihn auf deinen Feuerſchwingen
Die Körperwelt, die Geiſterwelt durchdringen,
An dem ewigen Strom
Tränkeſt du ihn, und wo Kometen ſtreifen,
Läßt du ſein Haupthaar unter Sternen ſchweifen
Hoch am himmliſchen Dom.

Die Monde Herſchels und mit ſeinen Ringen
Saturn, den Pol, um deſſen Stirn ſich ſchlingen
Diademe von Licht,
Er ſieht ſie all, auf ſchrankenloſem Gleiſe
Erweiterſt unaufhörlich du die Kreiſe
Seinem geiſt'gen Geſicht.

Nur Engel und Dämonen mögen ahnen,
Welch Leiden ihn auf nie betretnen Bahnen
Überwältigen mag,
Wenn Flammen er in tiefſter Seele ſpüret,
Und ach! des Nachts, wenn ihm die Stirn berühret
Feuchter Fittiche Schlag.

Er ſtöhnt entſetzt — du reißeſt unaufhaltſam
Den Schreckensbleichen fort im Flug gewaltſam,
Daß er zittert und bebt,
Bei jedem Schritt ſcheint er dem Tod zum Raube,
Bis er ſich neigt und ſtürzt, und aus dem Staube
Sich ein Konig erhebt.

Sommernächte.*

Nach dem Französischen des Theophil Gautier.

1.

Auf den Lagunen.

Mir ist mein Lieb gestorben,
Tränen nur blieben mir;
All mein Glück ist verdorben
Es starb mein Herz mit ihr,
Schönrem Stern, lichtrem Strahle
Zog ihre Seele zu,
Und der Engel der Ruh'
Ließ mich im Erdentale.
Welch unendliches Weh!
Ach! ohne Lieb auf der wogenden See!

Kalt, bleich sind ihre Wangen
Und ihr Herz schlägt nicht mehr;
Schwarz von Nacht rings umfangen
Scheint mir die Welt umher.
Vereinsamt weinet die Taube,
Weint mit klagendem Hauch;
Mein Herz, es weinet auch,
Sein Alles liegt im Staube.
Welch unendliches Weh!
Ach! ohne Lieb auf der wogenden See.

* Komponiert von Hektor Berlioz.

Schwarz weht vom Himmel nieder
Der Wolken Trauerflor,
Dem Klange meiner Lieder
Lauscht kein sterbliches Ohr.
Ach! wie schön sie gewesen,
Nie tut ein Lied es kund!
Tod hat den schönsten Mund
Sich zum Kusse erlesen.
Welch unendliches Weh!
Ach! ohne Lieb auf der wogenden See.

2.

Ländliches Lied.

Wenn im Lenz milde Lüfte wehen,
Wenn es grün wird im Waldrevier,
Laß, o Lieb, Arm in Arm uns gehen,
Duft'ge Maiblumen pflücken wir.
Wo uns Perlen von Tau umringen,
Die der Tag jedem Halm beschied,
Soll uns die Amsel fröhlich singen
Ihr Lied.

Maienzeit ist die Zeit der Wonne,
Ist der Liebenden goldne Zeit,
Vöglein, flatternd im Strahl der Sonne,
Singen Lieder voll Seligkeit.
O komm! — ruhe am kühlen Orte,
Laß uns plaudern von Liebe zu zwei'n,
Und sage mir die süßen Worte
Bin dein!

Fern zum Forst lenken wir die Schritte,
Wo das Reh, das uns schaut, erschrickt,
Und der Hirsch, der in Waldes Mitte
Stolz im Bach sein Geweih erblickt.
Dann, wenn reich uns der Tag beglücket,
Heimwärts kehren wir beide bald,
Mit Beeren, die wir frisch gepflücket
Im Wald.

3.

Der Geist der Rose.

Blick auf, die du in Traumes Schoße
Die seidne Wimper niederschlugst,
Blick auf! Ich bin der Geist der Rose,
Die auf dem Ball du gestern trugst.

Gepflückt kaum, hast du mich empfangen,
Von Perlen noch des Tau's bekränzt,
Und des Nachts bei Festesprangen
Hab' an deiner Brust ich geglänzt.

O du, die schuld an meinem Lose,
Die mir den Tod gegeben hat,
Allnächtlich kommt der Geist der Rose,
Tanzet um deine Lagerstatt.

Doch sei nicht bang, daß Ruh' mir fehle,
Daß Totenmessen mein Begehr,
Dieser Dufthauch ist meine Seele
Und aus Eden komm' ich her.

Süß wie mein Leben war mein Scheiden,
Für solch ein Los ist Tod Gewinn,
Wie manches Herz mag mich beneiden!
An deinem Busen starb ich hin.

Und auf mein Grab schrieb mit Liebgekose
Eines Dichtermundes herzinniger Kuß:
Hier ruht eine Rose.
Die jeder König neiden muß.

Sonette.

Nach dem Italieniſchen des Petrarca.

1.

Zu edlem Stand ein ſtill beſcheidnes Leben,
Ein hoher Geiſt zu kindlichem Gemüte,
Gereifte Frucht zu jugendlicher Blüte,
Zu ernſtem Sinn ein heitres Seelenſtreben

Ward dieſer Frau von ihrem Stern gegeben,
Ja von der Sterne König; Wert und Güte,
Und Ehr' und Preis in ihr, wie er ſich mühte,
Kein Dichter könnte würdig ſie erheben.

In ihr iſt Huld und Hoheit mild vereinet,
Sie weiß der Schöne Anmut zu verbinden,
Dem Schweigen zart beredte Herzensgrüße;

Und etwas, das in ihren Augen ſcheinet,
Gibt Licht der Nacht und läßt den Tag erblinden,
Macht Honig herb und leiht dem Wermut Süße!

2.

Ich lausche bang, doch will nicht Kunde kommen
Von meiner Feindin, der geliebten, süßen;
Kein Wort, nicht ein Gedanke will mich grüßen;
In Pein und Hoffnung schwebt mein Herz beklommen.

Wie Wenigen ward Schönheit noch zum Frommen!
Ist Schönheit schuld, muß sie vor allen büßen!
Gott legte ihr vielleicht die Welt zu Füßen,
Hat, einen Stern, sie zu sich aufgenommen. —

Nein — eine Sonne! — Dann, o langes Leiden,
O flücht'ge Lust, o Leben du, verrinne!
Dann ruhe aus mein Herz! — O schweres Scheiden!

Was raubst du tückisch mir die Qual der Minne?
Dann meinem Lied ein End'! und mir! uns beiden!
Und du im Flug, o meine Zeit, halt inne!

3.

Ihr sel'gen Blumen, frohe Halmeswogen,
Die ihr die Sinnende umfangt, umwebet!
Du Pfad, auf dem ihr Fuß im Wandel schwebet,
Der jedes Wort von ihr in sich gesogen!

Ihr schmucken Bäume, grüne Zweigesbogen,
Ihr Blüten, die ihr bleich und schmachtend bebet!
Du Schattenhain, wo sich die Sonne hebet,
Die stolz dich macht, wenn dir ein Strahl gewogen!

O wunderlieblich Land! o Bachesfluten,
Die ihr im Glanz lebend'gen Lichts euch weidet,
Wenn schimmernd ihre Augen auf euch ruhten:

Ach, wie mein Herz euch um das Glück beneidet,
Wenn ihr, beseelt von meiner Flamme Gluten,
Mit ihrem Bildnis Well' auf Welle scheidet.

Englein hold im Lockengold.*

(Angiolin dal biondo crin.)

Nach dem Italieniſchen des Marcheſe Ceſare Vocella.

Englein hold im Lockengold,
Das zwei Lenze ſah entſchweben,
Rein und heiter ſei dein Leben
Englein hold im Lockengold,
Du der Blume ſchönes Bild.

Lüftchen mögen dich umkoſen,
Helle Strahlen dich umkränzen,
Sterne freundlich dir erglänzen,
Englein hold im Lockengold,
Du der Blume ſchönes Bild.

Wenn du ſchlummerſt, wehet leis
Liebeshauch aus deinem Munde,
Fühle nie der Liebe Wunde
Englein hold im Lockengold,
Du der Blume ſchönes Bild.

Süße Wonne, reines Glück
Aus der Mutter Lächeln ſauge.
Ihr ein Himmel ſei dein Auge,
Englein hold im Lockengold,
Du der Blume ſchönes Bild.

Lern' von ihr den holden Zauber
Wie Natur und Kunſt ihn übet,
Lerne nicht, wie Leid betrübet,
Englein hold im Lockengold,
Du der Blume ſchönes Bild.

Hörst du meinen Namen nennen,
Mög' er oft vom Mund dir klingen,
Tief ins Herz der Mutter dringen,
Englein hold im Lockengold,
Du der Blume schönes Bild.

Des Brot ich eſſ', des Lied ich ſing'.

Nach dem Spaniſchen des Fernan Caballero.

(Cäcilia Böhl von Faber.)

„Des Brot ich eſſ', des Lied ich ſing'!"
So denkt die Lerch', auf leichter Schwing'
Fliegt ſie dem blauen Himmel zu
Und ſingt: „O Gott, wie gut biſt du!"

Ich habe den Jasmin begoſſen.

Nach dem Spaniſchen des Fernan Caballero.

(Cäcilia Böhl von Faber.)

Ich habe den Jasmin begoſſen
Auf meinem Teller blank,
Da kam mir ein Duft entgegen
Als ſagt' er: Schönen Dank!

Sonette.

Nach dem Polniſchen des Adam Mickiewicz.

An Laura.

1.

Kaum ſah ich dich, ſo fühlt' ich Flammen ſprühen;
Aus fremdem Auge ſchien mir's traut entgegen,
Und heimlich Rot ſah deine Wang' ich hegen
Gleich Roſen, wachgeküßt vom Tag, dem frühen.

Kaum hob dein Sang an, fühlt' ich Tränen glühen,
Und mir dein Lied ſo tief das Herz erregen,
Als tönt ihm aus der Höhe Engelſegen,
Als ſollt' ihm alle Seligkeit erblühen.

O laß mich, Teure, dir im Aug' erkennen,
Ob Liebe ihre Macht an dir erprobet!
Und muß ich, wenn Geſchick und Welt uns trennen,

Dich fliehn, von Gluten hoffnungslos durchtobet:
Wer dich auch Braut hienieden möge nennen,
Im Himmel hat dich Gott mir anverlobet.

2.

Nur mit mir ſelber kann ich Zwieſprach pflegen:
Jed' Wort zu andern macht mein Herz erweichen:
Vor Augen flammt es mir, die Wangen bleichen:
Laut fragen Fremde meines Ausſehns wegen.

Und tiefre Sorgen hör' ich Freunde hegen.
Das quält bei Tag mich; möcht' ich vor den Streichen
Der Schmerzen ins Aſyl des Traums entweichen,
So ſeh' ich Fieberbilder wirr ſich regen.

Auf raff' ich mich, und wandle, feſt zu preſſen
Ins Hirn die Gründe, mich gekränkt zu zeigen,
So tauſendmal beſchworen und vergeſſen;

Doch ſeh' ich dich, ſo wundert mich, wie eigen
Ich ruhig bin und eiskalt und gemeſſen,
Um dann aufs neu' zu glühn, aufs neu' zu ſchweigen.

3.

Kein höchſter Schönheitszauber iſt dir eigen:
Dein Wort iſt ſchlicht und einfach deine Weiſe:
Doch fehlen nie Verehrer deinem Kreiſe,
Die ſich, wie einer Königin, dir neigen.

Jüngſt abends klang im Saal Geſpräch und Reigen;
Ich hörte deinen Freundinnen zum Preiſe
Manch lautes Lob und zartes Scherzen leiſe:
Du kamſt — da herrſchte rings ein heil'ges Schweigen.

So wenn ein Feſtmahl ging zum Tanze über,
Wird's mitten oft im Wirbeln, Drängen, Rennen
Auf einmal ſtill, und alles ſtaunt darüber,

Und niemand weiß der Stille Grund zu nennen.
Der Dichter ſpricht: „Ein Engel fliegt vorüber!"
Ein Gaſt, den alles ahnt, doch wen'ge kennen.

Begegnung im Haine.

1.

„Du biſt es, und ſo ſpät?“ Bin irrgegangen
Im Wald beim trügeriſchen Mondenſcheine.
„Und haſt du mein gedacht?“ Du weißt, das eine
Hält einzig all mein Denken ja gefangen!

„Gib deine Hand! Reich mir zum Kuß die Wangen!
Du bebſt! Weshalb?“ So ſpät und ſo alleine
Schreckt mich der Wind und Uhuſchrei im Haine;
Wir tun nicht recht — ich fühle ſolch ein Bangen!

„Schau mir ins Aug', ins Herz, ob da ein Kräutchen,
Wie Unrecht, mag gedeihn! Und iſt es Sünde,
Wenn hier wir ſitzen, fromme Liebesleutchen?

Und daß mich nicht zu arge Glut entzünde,
Sorgſt du ſo ſtreng, als ob mein Erdenbräutchen
Als Himmelsbraut ſchon vor dem Ew'gen ſtünde!“

2.

Die Frömmler ſchmähen uns; die Spötter fragen,
Wie wir, da wir ſo traulich uns gefunden,
Durch Jugendmut und Liebesdrang verbunden,
Die Zeit vertun mit Weinen, Seufzen, Zagen?

Ich kämpfe mit mir ſelbſt, du willſt verjagen
Die Hoffnung ſelbſt, die lächelnd wohl auf Stunden
Die Feſſel löſt, mit der uns Gram umwunden;
Wir mißverſtehn der eignen Herzen Schlagen.

Iſt's Weh, iſt's Wonne? Wo uns nichts darf trennen,
Am Hauch dir, Hand in Hand gepreßt, entbrennen,
Darf ich, Geliebte, darf ein Weh ich's nennen?

Doch wenn die Wangen glühn von Tränenfluten,
Wenn Seufzer wehend mehren nur die Gluten,
Iſt's Wonne dann, wovon die Herzen bluten?

Morgen und Abend.

Der Osten glüht im Morgensonnenscheine:
Im Westen muß des Mondes Glanz verenden:
Der Rose Knospen sich zur Sonne wenden:
Das Veilchen steht im Tau, als ob es weine.

Ich grüße kniend Laura, die das feine
Goldhaar am Fenster teilt mit weißen Händen!
Sie fragt: Warum so trübe Blicke senden
Des Monds und Veilchens Antlitz, und das meine?

Am Abend tönt mein Lied, die Luft zu loben,
Wie nun der Mond in voller Pracht erglühe,
Wie sich das Veilchen taugestärkt erhoben,

Wie Laura schöner noch im Fenster blühe
Der Rose gleich, von Abendduft umwoben! —
Ich aber knie betrübt, wie in der Frühe.

An den Niemen.

Niemen, mein Heimatſtrom! wo ſind die Wellen,
Die einſt das Kind genetzt, wenn's Blumen pflückte,
In die der Jüngling dann, der Glutberückte,
Getaucht an wild einſamen Waldesſtellen?

Wo iſt die Zeit, da Laura zum Geſellen
Den eignen Schatten wählte, bunt ſich ſchmückte,
Wo ich ihr Bild, wenn's mich im Strom entzückte,
Mit Tränen trübte tief aus Herzensquellen?

Niemen, mein Heimatſtrom! Wo ſind die Wogen?
Mit ihnen ſoviel Glück und ſel'ges Wähnen?
Wohin iſt meiner Kindheit Luſt entflogen?

Wohin des Jünglings ſturmbewegtes Sehnen?
Wo iſt die Lieb', die Freundſchaft hingezogen?
Wenn alles ſchwand, was blieben denn die Tränen?

Der Jäger.

Den jungen Jäger ſah wohl auf der Heide
Umher ich ſchweifen lang im Sonnenbrande,
Dann ſtand er lauſchend ſtill am Uferſande
Und ſeufzt: „Ich will ſie ſehen, eh ich ſcheide,

Und ihn, den nie ich ſah!“ Im Jägerkleide
Sprengt eine ſchmucke Reit'rin nun zum Strande,
Und wendet rückwärts nach dem Heidelande,
Zum Jagdbegleiter wohl die Augen beide.

Der Jäger zittert; Rainsaugen meſſen
Den Weg, auf dem ſich naht der Jagdbegleiter;
Ich ſeh' ihn krampfhaft ſeine Waffe preſſen,

Dann als bereu' er, wankt er bebend weiter,
Staubwolken nahn, er ſtarrt, wie ſelbſtvergeſſen,
Er zielt — die Wolken kommen — doch kein Reiter!

Reſignation.

Unſelig iſt, wen Liebe läßt verzagen,
Unſel'ger noch, wer Liebe nie erſtrebet,
Doch am unſeligſten, wer lieblos lebet
Und kann doch einſt'ger Liebe nicht entſagen.

Will eitle Luſt ihn weich in Feſſeln ſchlagen,
Wehrt ihm Erinn'rung, die im Herzen bebet,
Und wenn ein Engel lächelnd vor ihm ſchwebet,
Wie dürft' er auf ſo heil'ge Spur ſich wagen?

Geteilt in Weltverachten und Bereuen,
Flieht er die Dirne, muß die Göttin meiden,
Der Luſt entſagen, von der Hoffnung ſcheiden;

Sein Herz, das keine Blüten mehr erfreuen,
Gleicht einem öden Opferhain der Heiden,
Den Götter flohen, den die Menſchen meiden.

An ***.

1.

Du ſchauſt mich an! Du ſeufzeſt! Weh' dir, wehe!
Kennſt du das Gift nicht in dem Aug' der Schlangen?
Macht nicht ihr Atem dir das Herz erbangen?
Flieh'! daß dein Leben nicht in Reu' vergehe!

So fromm noch blieb ich, daß ich dir geſtehe:
Du weckſt in mir unheiliges Verlangen!
O flieh', daß nicht von meinem Los umfangen
Ich dich durch mein Verderben leiden ſehe!

Ich lieb' die Luſt, doch kann ich ſtolz entſagen;
Du biſt ſo jung — ich alt in jungem Leben;
Dein Platz iſt, wo des Frohſinns Grazien ſchweben,

Der meine, wo Erinn'rungsmale ragen.
Blüh', junger Efeu, blüh' hinauf um Reben!
Laß ab, zu grünen über Sarkophagen!

2.

Zum erstenmal kann froh ich Fesseln tragen;
Ich schau' dich an, doch ohne Herzenskranken,
Ich denke dein, doch frei sind die Gedanken,
Ich liebe dich, doch ohne Gram und Zagen.

Sonst mochte Selbstsucht mir statt Glück behagen;
Sonst brachte mir den jungen Sinn zum Wanken
Ein listig Wörtchen, weißen Arm's Umranken,
Doch fühlt' in Blüten stets den Wurm ich nagen.

Selbst als ich jener Braut geweiht mein Leben,
Wie hat mich Glut, wie Schmerz mich da verzehret,
Wie macht noch heut' ihr Name bloß mich beben!

Du hast nur Glück und Frieden mir bescheret!
Ich preise Gott, der dich mir hat gegeben,
Und dich, mein Lieb, die Gott mich preisen lehret.

3.

Mein Lieb! Ich zittre! Wonniglich umhegte
Uns höchſte Liebesluſt, doch ach! mir grauet,
Daß alles Glück in Tränen dir zertauet,
Dir, die ſchon jeder tiefſte Schmerz bewegte.

Iſt's deine Schuld, daß mich zu Lieb' erregte,
Was dir von Lippen lacht, vom Auge blauet,
Daß du zu ſehr der eignen Kraft vertrauet,
Daß Gott ſolch Glühn in unſre Seele legte?

Und ſahn wir Tage, Wochen nicht vergehen,
Umweht von Einſamkeit, der lockend ſüßen,
Und kämpfen, ſtolz, im Kampfe zu beſtehen?

Nun knie ich weinend zu des Altars Füßen!
Nicht mag Verzeih'n ich meiner Schuld erflehen!
O laſſe Gott nur dich nicht dafür büßen!

Guten Morgen.

Guten Morgen! — Halb in Edenhainen
Schwebt ihr Geiſt, und in den Lilienwangen
Blieb er halb zurück, wie Sonnenprangen
Zwiſchen Wolken und dem Blau, dem reinen.

Guten Morgen! — Strahlen durch die feinen
Seidnen Wimpern ſchon ins Aug' ihr drangen;
Mücklein neckend auf zum Mund ſich ſchwangen;
Guten Morgen! Lieb' und Sonne ſcheinen!

Hatte dir erſonnen ſüßres Ständchen!
Doch du ſchlieſſt ſo ſüß! Nun laß dich fragen:
Wachſt du fröhlich auf und ohne Klagen?

Guten Morgen! Reich' zum Kuß die Händchen!
Ich ſoll gehn? — So ſchlüpf' in dein Gewändchen!
Laß dir draußen Guten Morgen ſagen!

Gute Nacht.

Gute Nacht! Nun laß die blauen Schwingen
Sanft um dich den Gott des Traumes ſchmiegen!
Gute Nacht! Die Tränen laß verſiegen!
Gute Nacht! Laß Ruh' den Schmerz bezwingen!

Gute Nacht! Laß noch im Ohr dir klingen
Liebesworte, dich in Schlaf zu wiegen.
Eh' die Sinne ganz im Traum entfliegen,
Laß mein Bild den letzten Gruß dir bringen!

Gute Nacht! Den Blick noch einmal wende!
Gib die Wange! Gute Nacht! Laß führen
Dich zu Bett! Gib noch zum Kuß die Hände!

Gute Nacht! Du fliehſt? Du ſperrſt die Türen?
Gute Nacht denn! geht doch, eh' wir's ſpüren,
Sonſt mit „Gute Nacht" die Nacht zu Ende!

Guten Abend.

Guten Abend! Schönſter Gruß von allen!
Gute Nacht nicht, muß mein Aug' dich meiden,
Guten Tag nicht, darf ſich's wieder weiden,
Will ſo ſchön, als „Guten Abend!“ ſchallen.

Wenn des Abends dunkle Schatten fallen,
Glüht dir's kühner in den Augen beiden,
Und ſo ſtumm du ſonſt und ſo beſcheiden,
Fühl' ich freier deinen Atem wallen.

„Guten Morgen!“ laß Beglückte ſcherzen,
Die der Tag vereint zu Luſt und Plagen:
„Gute Nacht!“ verlöſche mild die Kerzen,

Wenn der Lieb' Entzücken hell darf tagen;
Aber heimlich ſtill verliebte Herzen
Laß ſich traulich „Guten Abend“ ſagen!

Visite.

Kaum tret' ich ein und kann drei Wörtchen lallen
So meldet sich Besuch, es tönt die Schelle;
Und ging der eine, folgt der andre schnelle,
Und sie muß knicksen, freundlich tun mit allen.

Wie gern mit Schlingen, Eisen, Gruben, Fallen
Hätt' ich umzogen der Geliebten Schwelle,
Wie gern statt diesem Schnattern dem Gebelle
Des Cerberus gelauscht in Hades Hallen!

Verruchter Schwätzer! Die Minuten zähl' ich
Wie Galgenkandidaten auf der Streue!
Da raspelt der sein Süßholz ab allmählich!

Doch endlich nimmt er Hut und Stock! O freue
Dich, mein gemartert Herz! doch nein! o schmählich!
Er setzt sich hin, fängt wieder an aufs neue!

An den Viſitenmacher.

Willſt du ein lieber Gaſt ſein? Laß dir raten!
Der Neuigkeiten Quell darf nie verſiegen!
Sprich von Diners und Bällen, daß geſtiegen
Das Korn, ſprich von der Griechen Heldentaten!

Wenn ſprechend andre im Salon ſich nahten,
Such' dich verbeugend ihnen anzuſchmiegen!
Sind ſie ſich fern, beachte fromm verſchwiegen,
Ob die Toiletten regelrecht geraten!

Was auch die Hausfrau ſagt, nur lächeln, Beſter!
Daß niemand über Unart ſich beſchwere!
Und ſieht das Fräulein rechts und links die Quere,

Spielt mit der Uhr, ſo ſetz' dich ja nicht feſter!
Sag'! Ich empfehl' mich! Diener! Hab' die Ehre!
Und komm bald wieder — über zwei Semeſter!

Abſchied.

An D. D.

Verſchmähſt du mich? So müßt' ich dir entſagen?
Nie warſt du mein! — Tuſt du's der Sitte wegen?
Du liebſt ja andre! — Fehlt's an goldnem Regen?
Das ſtörte ſonſt nicht unſres Glücks Behagen!

Und hat mein Herz dir Gold nicht eingetragen,
Bracht' ich dir keinen edlern Lohn entgegen,
Dir opfernd meines Lebens Glück und Segen?
Warum verſchmähſt du mich? Vergebnes Fragen!

Heut lernt' ich neue Habſucht an dir kennen:
Loblieder willſt du, willſt von mir ſie haben,
Und weiter dann mein holdes Lieb dich nennen.

Doch weiht' ich dir der keuſchen Muſe Gaben,
Müßt' ich vor ihr in ew'ger Scham entbrennen:
Dein Name ſei in dieſem Lied begraben.

Danaiden.

Wohin, ihr Schönen, iſt die Zeit entſchwunden,
Wo noch ein Veilchenſtrauß, ein Büſchlein Flieder,
Das man dem lieben Kind geſteckt ans Mieder,
Zwei Herzen ſchnell zu Lieb' und Luſt verbunden?

Heut' iſt es billig, doch wird „Preis geſchunden!"
Wo Gold ich gab, verlangt man Liebeslieder,
Wo Lieb' ich ſchenke, will man Heirat wieder,
Und Lohn, wo ich den Liedeskranz gewunden.

In eurer Wünſche bodenloſe Krüge,
Ihr Danaiden, goß ich Gold und Lieder;
Da fühlt' ich tief; heut' ſcheu' ich Spott und Scherz nicht.

Und ob ich heut' auch noch Verlangen trüge
Nach euch, und gäbe Lied und Gold euch wieder,
Wie einſt, ſo gäb' ich doch, wie einſt, das Herz nicht!

Entschuldigung.

Ich sang von Liebe in der Freunde Kreise;
Das lobten manche, andre hört' ich rügen:
Wie ist sein Lied doch voll von Selbstgenügen!
Wie tönt's in Lust und Schmerz dem eignen Preise!

Schon vorgerückt in seines Lebens Gleise,
Wie mag noch Liebestand sein Herz vergnügen!
Warum nicht schwingt er sich zu höh'ren Flügen?
Verlieh nur dazu Gott ihm Ton und Weise?

Hochherz'ge Tadler! Kühn schlug ich die Saiten
Und sang im Heldenton von Heldenzeiten;
Doch kaum begann ich, als der Schwarm verwehte

Und wie entsetzt entfloh; stumm ließ ich gleiten
Mein Saitenspiel, das ich zerschlug in Lethe.
So Gunst, so Kunst!

Sonette aus der Krim.

Die Akarmanschen Steppen.

Ich schwimm' in eines Wiesenmeeres Breiten;
Der Wagen muß im Grünen fast versinken,
Den Blumenschaum von Graseswogen trinken,
An Blüteninseln sacht vorübergleiten.

Es dämmert; nirgend will ein Pfad mich leiten;
Die Sterne such' ich, die dem Schiffer winken;
Sind's Wolken dort? Ist's, Abendstern, dein Blinken?
Der Dniestr glänzt im Steppenmeer, dem weiten.

Wie still! Ich hör' des Kranichzuges Rauschen
Hoch, wie nicht Falkenblick vermag zu dringen;
Ich hör' den Käfer Blüt' um Blüte tauschen,

Die Schlange sacht durchs dichte Gras sich schlingen,
Ach, aus der Heimat könnt' ich hier erlauschen
Den Gruß — doch weiter! keiner will erklingen!

Meeresstille.

Die Flagge regt sich spielend kaum im Winde:
Die Woge sachte nur den Busen hebet,
Wie eine Braut, die Wonnetraum umwebet,
Erwacht und seufzt und weiter träumt gelinde.

Am Mast erschlafft hängt Segel und Gewinde
Wie Fahnen nach der Schlacht; nur leis erbebet
Manchmal das Schiff: die Reisenden belebet
Gespräch und Scherz; es ruht das Schiffgesinde.

O Meer, in deines Schoßes tiefstem Innern
Schläft der Polyp, wenn Sturm die Wogen türmet,
Und spinnt nur Netze, wenn die Lüfte blauen:

So hegst du, Seele! heimlichstes Erinnern
Gleich Hydern, auch entschlummernd wenn es stürmet,
Tief schlagend nur ins frohe Herz die Klauen.

Fahrwind.

Es rauſcht das Meer, von Leben neu durchſchauert;
Hell tönt des Bootsmanns Ruf: „Ans Werk, ihr Jungen!“
Zum Maſtkorb hat ſich klimmend aufgeſchwungen
Der Burſch', drin wie die Spinn' im Netz er lauert.

Wind! Wind! Das Schiff, das mürriſch tief gekauert,
Reißt bäumend ſich empor, von Schaum umrungen,
Zertritt die Wogen, himmelan geſchwungen
Grüßt's Wind und Wolken, die es bang betrauert.

Mein Geiſt tanzt mit dem Maſte auf dem Meere;
Es ſchwillt die Seele, wie die Segel ſchwellen,
Ich jauchze laut in der Matroſen Singen;

Am Boden klammernd, wähn' ich, es beſeele
Mein Puls die Haſt; nun ahn' ich auf den Wellen
Was heißt: ein Vogel ſein und Flügel ſchwingen!

Sturm.

Maſt, Segel, Steuer barſt: im Wogenſauſen
Verhallt das Schrei'n, der Pumpe Unheilſtöhnen;
Das letzte Tau entriß der Sturm mit Höhnen;
Die Sonne ſank; das Hoffen wich dem Grauſen.

Es heult der Sturm Triumph und in dem Brauſen
Tritt auf das Schiff, zum Sieger ſich zu krönen,
Der Todesengel zu den Menſchenſöhnen,
Gleich Söldnern auf erſtürmtem Wall zu hauſen.

Der liegt halbtot, der blutend am Verdecke,
Der ſpricht zum Freund in letzten Scheidegrüßen,
Der betet vor dem Tod, nicht Tod zu leiden.

Ein Reiſender ſitzt ſtumm in ſeiner Ecke
Und denkt: Wie muß Gebet den Tod verſüßen
Und nur ein Herz, von dem man hat zu ſcheiden.

Anſicht der Berge von den Keslowſchen Steppen.

Der Pilger.

Was wollte Allah mit dem Eiſesmeere?
Hat er aus Wolken ſich den Thron verdichtet?
Ward von den böſen Genien aufgeſchichtet
Der Damm, daß er die Fahrt den Sternen wehre?

Das glänzt, als ob Byzanz ein Brand verzehre!
Hat Allah, wenn die Nacht den Tag vernichtet,
Im Meer des Alls die Leuchte aufgerichtet,
Den Weg zu hellen, vor dem Weltenheere?

Mirza, ſein Führer.

Dort? Ich war dort. In Winters Neſt von Eiſe
Sah Bach und Strom ich gierig Atzung ſchlingen;
Schnee war mein Atem; hoch ging meine Reiſe,

Wie Wolk' und Adler ſelbſt ſie nicht vollbringen,
Wo in der Wiege ſummt der Donner leiſe
Und über mir nur noch die Sterne gingen!
Das iſt der Tſchatürdag!

Der Pilger.

Ah! — — —

Baktſchiſarai.

Ihr, der Giragen weite, wüſte Hallen
Mit dem zerſtörten Stirnſchmuck der Balkone!
Aſyl der Liebe einſt, beſchirmt vom Throne,
Nun Schlangenneſt, drin Grillenrufe ſchallen.

Der Efeu durfte keck durchs Fenſter wallen
Die Wand empor zu des Gewölbes Krone,
Und ſchrieb, daß er kraft ſeines Rechts hier wohne
Rings mit Belſazarzeichen hin: „Verfallen!“

Im Saale aus dem Marmorbrunn, dem runden,
Des Harems Springquell perlt noch klar und helle,
Als ſäng' er weinend oft in Dämm'rungsſtunden:

Wohin iſt Liebe, Glanz und Ruhm entſchwunden?
Sie ſollten währen, flüchtig iſt die Welle;
Doch ach, ſie ſchwanden, und es blieb die Quelle!

Baktſchiſarai des Nachts.

Aus den Moſcheen kehren heim die Frommen;
Muezzinruf bebt durch die Luft, die weiche;
Im liebesroten Weſten kommt der bleiche
Nachtkönig mit dem Silberreif geſchwommen.

Am Himmelsharem Stern' auf Sterne kommen;
Tief einſam irrt durch die azurnen Reiche
Ein träumend Wölkchen, wie ein Schwan im Teiche,
Mit weißer Bruſt, von goldnem Schein umglommen.

Zupreſſen hier, Moſcheen die Schatten recken,
Vergrieſen dort, Dämonen gleich zu ſchauen,
Geſchart um Luzifer, den Fürſt der Schrecken,

Im Zelt der Finſternis; die Blitze blauen
Um ihre Stirn; dort mißt die öden Strecken
Zu Roß der Beduin, der Wüſte Grauen.

Das Grab der Potocka.

Im Land voll Luſt und Lenz, o junge Roſe,
Verblühteſt du! Der Jugend Wonneleben
Ließ Faltern gleich, dich küſſend im Entſchweben,
Die Larven der Erinn'rung dir im Schoße.

Wie mag der Sterne Heer, das uferloſe,
Gen Polen hin ſo heller Glanz durchbeben?
Hat ihm den Glanz dein ſehnend' Aug' gegeben,
Eh' man es deckte mit dem Grabesmooſe?

O Polin! Einſam geh' auch ich zu Grabe!
Laß deinem Hügel weihen mich die Scholle;
Oft raſten Wandrer hier an ihrem Stabe,

Da grüßt mich Polens Laut, der ſeelenvolle,
Und horch! da ſingt ein ſangesreicher Knabe
Ein Lied von dir, als ob's mich tröſten ſolle!

Die Grabhügel des Harems.

Hier ruhn, die Allahs Hände zu ſich nahmen,
Des Liebeweinbergs Trauben, kaum entſproſſen,
Des Oſtens Perlen, frühe ſchon umſchloſſen
Im Meer des Glücks von Sarges Muſchelrahmen.

Im Hain, wo ſie zur ew'gen Ruhe kamen,
Ein Turban winkt, von ſtarrem Licht umfloſſen,
Ein Banner für des Schattenheers Genoſſen;
Rings auf den Steinen Spur von Giaurennamen.

O Edenroſen! An der Reinheit Quelle
Nie durft' euch des Ungläub'gen Blick entweihen,
Streng barg die Sitte eure zarten Hüllen;

Nun wagt ein Fremdling ſich auf dieſe Schwelle,
Von mir geführt: mög's der Prophet verzeihen!
Ich ſah mit Tränen ſich ſein Auge füllen!

Baydary.

Dem Sturm die Zügel! meinem Roß die Sporen!
Daß Tal und Fels und Wald in Windesſchnelle
Vorübergleiten wie im Strom die Welle,
Bis ich im Wirbel völlig mich verloren.

Und jagt mein Roß und ſprüht aus allen Poren,
Und ſpreitet Dämm'rung ihre Dunkelhelle,
Dann ſchaut mein Auge wie in trüber Quelle
Tal, Fels und Wald, vom Zaubertraum beſchworen.

Die Erde ſchläft, nicht ich: herabgeſprungen
Bin ich zum Strand, die Woge naht, ich habe
Mich ihr entgegen ihr ans Herz geſchwungen,

Daß ſie den Geiſt mir ganz in Nacht begrabe,
Gleich einem Schiff, von Wirbelflut verſchlungen,
Ihn einen Hauch lang nur Vergeſſen labe.

Aluſchta des Tags.

Der Berg zieht weg des Nebelzelts Gardinen;
Die Flur läßt rauſchend Morgenpſalme klingen;
Wie des Kalifen Betkranz ſich entringen
Dem weh'nden Wald Granaten und Rubinen.

Die Wieſen blühn, und ſchimmernd über ihnen
Ein fliegend Blütenheer von Schmetterlingen
Wiegt ſich und webt in Regenbogenringen:
Zikaden rufen; ſummend naſchen Bienen.

Die Woge brauſt und kocht, in Blitzesſchnelle
Faßt ſie den nackten Fels mit wildem Griffe,
Es glänzt ihr Schaum wie Tigeraugen helle,

Sie ſtürzt und ſpringt aufs neu empor zum Riffe:
Und über Tiefen webt die leichte Welle,
Den Zug der Schwäne ſpiegelnd und der Schiffe.

Alnſchta des Nachts.

Vom Abend läßt der Tag ſich müd' verdrängen;
Die Weltenlamp' im Scheiden läßt die Zinken
Des Tſchatürdag in Purpurglanz erblinken;
Der irre Pilger lauſcht auf Waldesgängen.

Die Berge dunkeln; Nacht in Talesengen;
Die Bäche murmelnd faſt in Traum verſinken;
Die Lüfte ſchwelgend Wohlgerüche trinken,
Muſik der Blüten, reich an Wonneklängen.

Faſt ſchon iſt Wachen mir zu Traum zerronnen,
Da ſtreift ein Meteor die blauen Räume,
In Lüften ſprudelnd, wie ein Feuerbronnen.

Du gleichſt der Odaliske, lullſt in Träume,
O Nacht des Oſtens, und wen Traum umſponnen,
Weckſt du mit Feuerblicken neu zu Wonnen.

Tſchatürdag.

Mirza.

Dir küßt der Muſelmann die Füße bebend,
Du Maſt des Krimſchiffs! Tſchatürdag! Geweihter!
Du Minaret der Welt! du Himmelsleiter,
Von ird'ſchen Felſen in die Wolken ſtrebend!

Du wachſt am Himmelstor, den Schild erhebend,
Wie Gabriel, der hehre Gottesſtreiter,
Hüllſt in den Wolkenmantel dich, dir heiter
Sternſilber um den Wolkenturban webend.

Mag's wintern, mag die Sonne Glut entzünden,
Ob Giauren, ob Heuſchreckenſchwärme toben,
O Tſchatürdag, du ragſt auf feſten Gründen,

Ein Dolmetſch zwiſchen Erd' und Himmel oben,
Und lauſch'ſt, hoch über Volk und Land erhoben,
Nur, was der Herr dem Weltall will verkünden.

Der Pilger.

Ich ſeh' zu Füßen herrlich Land ſich breiten,
Zu Häupten Himmel, vor mir holde Schönen!
Und will mein Herz ſich doch nicht hier gewöhnen,
Flieht in die Fern' und in noch fernre Zeiten?

O Luſt! Litthauens Wälder zu durchſchreiten,
Voll Melodien, wie hier ſie nie ertönen.
O Luſt, zu wandeln bei des Moorgrunds Dröhnen,
Statt zwiſchen duft'gen Ananas zu gleiten.

Warum, o Heimweh, in mein Herz dich ſenken!
Warum, o Sehnſucht, machſt du ſo mich zagen,
Um ſie, die ich geliebt in Jugendtagen?

Der Heimat fern mußt' ich die Schritte lenken,
Doch wenn nun alle Blumen dort ihr ſagen,
Daß ich ſie liebe, wird ſie mein gedenken?

Weg über den Abgrund in Tſchufut-Kale.

Mirza.

Nun bete! Los den Zaum! Die Blicke wende!
Hier muß dem Pferd der Reiter ſich vertrauen.
Das wackre Tier! Es mißt der Tiefe Grauen,
Prüft mit dem Huf des Abgrunds Felſenränder.

Schau' nicht hinab! Die Tiefe hat kein Ende,
Wie Kairos Brunnen, ohne Grund zu ſchauen;
Streck' nicht die Hand aus, darfſt dir's nicht getrauen,
Denn keine Flügel haben deine Hände.

Selbſt die Gedanken mußt du an dich halten!
Wirf nicht den Anker aus in ſolchen Schlünden,
Sonſt mit dem Anker wird das Boot verſchlungen.

Pilger.

Und dennoch ſchaut' ich — durch des Weltalls Spalten:
Doch was ich ſchaut', im Tod nur kann ich's künden,
Denn unausſprechlich iſt es ird'ſchen Zungen.

Berg Kikineis.

Mirza.

Siehſt du den Himmel blauen tief im Schlunde?
Das iſt das Meer! Siehſt du die Wogen decken
Den Märchenvogel, ſiehſt ihn rieſig recken
Weithin die Federmaſten in die Runde,

Daß er ein Eisberg ſcheint auf blauem Grunde?
Das iſt 'ne Wolke! Meer und Landesſtrecken
Hüllt ſie in ihres Schattens nächt'ge Schrecken:
Siehſt du den Flammenatem ihr im Munde?

Das iſt der Blitz! — doch ſtill! Ich überſpringe
Den Abgrund in des Roſſes vollſtem Feuer.
Du halt' bereit den Sporn! die Peitſche ſchwinge!

Und ſchau' da drüben jenes Felsgemäuer!
Glänzt dort mein Kolpak, dann ſei guter Dinge!
Wo nicht, iſt's hier für Menſchen nicht geheuer.

Burgruinen von Balaklawa.

O undankbare Krim! Im Schutt vergangen
Der Burgen Pracht, die Schmuck und Schutz dir gaben,
Wo nun nur Schlangen ihre Neſter haben
Und Raubgeſellen, ſchlimmer noch als Schlangen.

Inſchrift und Wappen unzerſtört noch prangen,
Doch das Geſchlecht, das ſie verherrlicht haben,
Liegt von Vergeſſenheit umhüllt, begraben,
Gleich einem Wurm im Rebenblatt gefangen.

Hier ſchuf der Grieche edlen Schmuck der Säulen,
Hier ſcheuchten Italiener den Mongolen,
Hier ſangen Mekkapilger fromme Chöre;

Nun heben Geier nur den Flug und Eulen,
Gleichwie in peſtverheerter Stadt aus hohlen
Turmluken wehn der Trauerfahnen Flöre.

Judah.

Ich lieb' an Judahs Fels gelehnt zu ſpähen,
Wie Wogen hier in dichter Schar ſich bäumen
Und drängen, dort zu Silberſchnee zerſchäumen,
In tauſend Regenbogen zu vergehen,

Sie aus der Tiefe heben ſich zu ſehen,
Wie ſie gleich einem Wallfiſchheer umſäumen
Den Strand, und wenn ſie ebbend ihn dann räumen,
Mit Perlen und Korallen ihn beſäen.

So, junger Dichter, wird vom Sturmesdrange
Der Leidenſchaft dein Herz im Buſen bange,
Du aber ſtimmſt die Saiten zum Geſange,

Verklärſt den Sturm zum Reigen edler Töne,
Und webſt aus deinem Leid das Lied, das ſchöne,
Den Kranz, mit dem die Nachwelt einſt dich kröne!

Nachtrag.*

Amor im Nachen.

Fahren wir froh im Nachen,
Himmel und Erde lachen,
La la ra la, la la la!
Reihen uns Paar zu Paaren,
Das war ein herrlich Fahren!
La la ra la, la la la!

Da tönt ein Stimmlein leise:
„Saget, wohin die Reise?“
Kommt einher geflogen,
Knäblein mit Pfeil und Bogen,
Wäre gern mitgezogen!
La la ra la, la la la!

Da hört man rings erwachen
Lieder und Scherz und Lachen:
„Laßt ihn in den Nachen!
Will er auf Herzen zielen,
Ei! laßt das Büblein spielen!“
La la ra la, la la la!

Liebeslied.

An hellen Tagen,
Herz, welch ein Schlagen!
Fa la la, la la, fa la la!
Himmel dann blauet,
Auge dann schauet,
Herz wohl den beiden
Manches vertrauet.
Fa la la, la la, fa la la!

* Die nachstehenden anspruchslosen Gedichte, die als Übertragungen aus dem Italienischen zu Gesängen des Gastaldi, Donati und Orazio Vecchi bezeichnet waren, haben sich nachträglich als Originalgedichte von Peter Cornelius herausgestellt.

Beim Dämm'rungsſchimmer,
Herz, du pochſt immer!
Fa la la, la la, ſa la la!
Sind auch zerronnen
Strahlen und Wonnen,
Herz will an beiden
Still ſich noch ſonnen.
Fa la la, la la, ſa la la!

Ward Nacht hinieden,
Herz hat nicht Frieden.
Fa la la, la la, ſa la la!
Schlummer mag walten,
Traum ſich entfalten,
Herz hat mit beiden
Zwieſprach' zu halten.
Fa la la, la la, ſa la la!

Tanzlied.

Wenn wir hinausziehn
Am Frühlingsſonntag,
Singend unſer Tanzlied,
Dann hüpft das Herz ſchon
Den jungen Mädchen:
Alle Burſchen freun ſich.
Leis hebt es an, doch mählich
Tönt es lauter, immer heller,
Schnell und ſchneller —
Bub und Maid im Blütenkranze
Fliegt zum Tanze,
Wenn das Lied ſo lockend anhebt:
La la la, la lara, la la la.

Iſt wo ein Mägdlein,
Das fern dem Tanz blieb,
Weil der Liebſte fern iſt,
Dann vor der Heimkehr
Tönt ihr zum Ständchen
Hoffnung unſer Tanzlied.
Es tönt ſo ſüß: „O Mägdlein,
Laß dein Zagen! Bald vergangen
Iſt dein Bangen
Führt dich Lieb im Hochzeitskranze
Froh zum Tanze!
O, wie tönt es dann ins Herz dir:
La la la, la lara, la la la.

Ziehn wir dann heimwärts,
Und glänzt im Goldlicht
Waldespfad und Woge,
Dann grüßt noch einmal
Das Lied die Mondnacht:
Zauber übt ſein Hauch dann.
Denn ſeht, o ſeht! am Stromrand
Welch ein Reigen!
Elfenleutchen, Wogenbräutchen
Sind gepaart im Mondenglanze
Froh zum Tanze,
Und nun tönt's wie Elfenmärlein:
La la la, la lara, la la la.

Zug der Juden nach Babylon.

Durch die Glut, durch die Öde
Treibt der Feind uns, der ſchnöde,
Ohne Raſt, ohne Labe
Hin zum Kerker, zum Grabe!
Ach! das Blut mancher Wunde
Träufelt nieder zum Grunde,
Eh' in Babel mit Banden
Hohn und Schmach uns umwanden.

Letztes Lied, halle wieder!
Dann zu End' alle Lieder!
Dann kein Wort, das uns grüßte
Von daheim, in der Wüſte!
Dann kein Hauch von den Hallen,
Die in Staub ſind zerfallen!
Keine Träne der Schmerzen,
Nur das Blut unſrer Herzen!

Nicht den Gott wagt zu nennen,
Den wir ſchaudernd erkennen,
Der gerecht uns gerichtet,
Der uns ſtraft, uns vernichtet!
Und ſo ziehn wir ins Weite
Nur den Feind zum Geleite,
Ew'ger Knechtſchaft entgegen,
Ohne Gott, ohne Segen.

Inhalt.

Seite

Vorbericht V
Einleitung IX

Lieder (1844—1874).

Seite

Ein höchſtes Glück, das uns verſagt . 3
Könnt' ich die ſchönſten Sträuße winden 3
Wieder möcht' ich dir begegnen . . 4
Ich möcht' ein Lied dir weihn 4
Mit Sirenenlippen labe 5
Wollt ich's in Liedern ſagen 5
Ein Kuß 6
Glühwurm und Lerche 7
Fledermäuſe 7
Die goldengelbe Ginſterblum' . . . 8
Zog ich bei der Schnitterin 8
Blumenaugen 9
Wenn beim Wandern oft' Erbarmen . 9
Schöne Meßmerin 10
Verſteckte Liebe 11
Wiegenlied 12
Lenzeszeit, luſtgeweiht 13
Du meiner Seele ſchönſter Traum . . 14
Sonne und Regen 14
Dein Gedenken mir im Herzen . . . 15
Ganz erträglich 15
In deiner Nähe weiß ich noch . . . 16
Totenfeier 17
Roſen möcht' ich gern dir brechen . . 18
So möcht' ich ſterben 18
Wiederlehr? 19
Ihre ganze volle Seele 20
Du ſchöne Jugendzeit, o weh! . . . 21
Löſe, Himmel, meine Seele 22
Der trauernde Mann 23
Aus Eden 25

Seite

Ich ſchau' ein Vöglein hold 25
Wandrer, laß das Bäumlein ſtehn . . 27
Ich habe die Blumen ſo gern 28
Wie war mir dumpf und trüb im Sinn 29
Zung's ein, halt's feſt, nimm's mit. . 30
Die Dichter möchten doch alle was ſein. 31
Ich pflückt' im Wald einen Erdbeerſtrauß 32
Golden Licht, lieb Geſicht 33
Du biſt ein Maienglöckchen 33
Wandle allerwegen. 34
Ich ging hinaus, um dich zu ſehn . . 35
Fröhlich iſt im Lenz ein Scheiden . . 35
Vor Zeiten 36
An die große Glocke hängen 37
Mein Herz iſt wie befangen 37
Ein Schiff ſank in die Fluten 38
Sie wiſſen, daß ich dich liebe . . . 38
Sterne, die vom Himmel fallen . . . 39
Dumpfe, ſehnſuchtsſchwere Lieder . . 40
Wirſt du heiß, du Herz von Eiſen . . 40
Feuer vom Himmel 41
Möcht' allein allen Schein 41
Blühſt du in der Schönheit Zier. . . 42
Dichtergebet 42
Deinem Sterne einen Gruß 43
Willſt Vater du es weiſe lenken . . . 44
Da du den Kuß gegeben 44
Ich erſinn' ein Lied 44
Einſamkeit 45
Vom Himmelsgarten 46
Mächt'ger Sänger iſt der Sturmwind . 47

Zu eignen Weisen (1845—1874).

	Seite
An dem Seegestade düster	51
Untreu	51
Veilchen	52
Wiegenlied	52
Schmetterling	53
Nachts	54
Denk du an mich	54

Vater-Unser.

Vater unser, der du bist im Himmel	55
Geheiligt werde dein Name	56
Zu uns komme dein Reich	56
Dein Wille geschehe	57
Unser täglich Brot gib uns heute	57
Vergib uns unsre Schuld	58
Also auch wir vergeben unsern Schuldigern	58
Führe uns nicht in Versuchung	59
Erlöse uns vom Übel	59

Trauer und Trost.

Trauer	60
Angedenken	61
Ein Ton	61
An den Traum	61
Treue	62
Trost	62

Liebeslieder.

In Lust und Schmerzen	63
Komm, wir wandeln zusammen	63
Möcht' im Walde mit dir gehn	64

Weihnachtslieder.

Christbaum	65
Die Hirten	65
Die Könige	66
Simeon	67
Christus der Kinderfreund	68
Christkind	68

An Bertha.

Im tiefsten Herzen glüht mir eine Wunde	69
Sei mein!	69
Wie lieb ich dich hab	70
In der Ferne	70
Dein Bildnis	71

Brautlieder.

Ein Myrtenreis	71
Der Liebe Lohn	72
Vorabend	73
Am Morgen	73
Aus dem hohen Lied	74
Märchenwunder	75

Rheinische Lieder.

In die Ferne	76
Botschaft	77
Am Rheine	78
Gedenken	78

Chorlieder.

Freund Hein	79
Blaue Augen	79
Bußlied	80
An Babels Wasserflüssen	80
Jerusalem	81
Zu den Bergen hebet sich ein Augenpaar	81
Pilger auf Erden	82

Maria (1855).

Ave Marie	85
Eh' ich dich sah	86
Wenn Liebe zu mir dich beweget	86
Welch verborgner Sinn	88
Dürft' ich zeigen, dürft' ich sagen	88
Wenn deine Huld	89
Und hast du auch kein Herz dafür	89
Lenz	90
Laß mich deine Augen fragen	90
Und wenn ich ein Spinnchen	91
Daß es Frühling wird	92
Durft' ich dich nicht selber bitten	92
Abschied	93
Im tiefsten Herzen heg' ich einen Dank	94

Marie (1860—1861).

Marie	97
War die ein Glück vertagt? Nur Mut	100
In schöner, dunkler Dämmerstunde	101
Sie sprach: du sollst nicht sehen	101
Die Basen und Kaffeeschwestern	102
Mit Veilchen	103

	Seite
Es küssen Himmel und Erde	103
Hinaus in das Lustgeschmetter	104
Wie bin ich nun froh	105
Ich war zum Scheiden stumm bereit	106
Es lacht der Lenz, da lachst du mit	107
Ihr goldnen Schlüsselblumen	108
Danke!	109
Glockenblumen	110
Wie süß die Lieb' aus Blumen spricht	111
Freude, die Heilige	111
Da hatt' ich gestern einen Streit	113
Im Lenz ging mir ein Hoffen auf	114
Findest du denn noch Blüten	115
Ich liebe dich! So bleibt es	115
O ungestörtes Wonneleben	116
Legende	116
Gib mir nichts und gib mir alles	119
Nachts, wenn du in die Sterne schaust	120
Vergißmeinnicht	120
Die lichtblaue Kornblume	121
O Meer von Staub ohn' Portu. Strand	121
Wonne	123
Leutnant Mai	124
Mein Herz will dir dienen	126
Tempel der Liebe, du wonnige Braut	126
Die Glocke tönt noch lange fort	127

Bertha (1865—1874).

	Seite
Eine Stadt gab uns das Leben	131
Zu meinem Bildnis	131
In manchen Augenblicken plötzlich	132
Der Sehnsucht Träne mag ich stillen	132
Mit einem „Vergißmeinnicht"	133
O komm, meine Braut	134
In des Mais Zauberkreis	134
Stoßseufzer	135
Einmal noch in einem Liede singen	135
Ich singe nichts	135
Sang' dich polyxenfest an mich	136
Der Mut, der wieder mit die Brust erhebt	136
Mit deinen Augen	137
Sei nicht mein Pünktchen auf dem i	137
Komm, o komm im schwarzen Kleide	138
Die Rose hat ihren Duft verhaucht	139
Die Lieb' hat keine Schranke im Raum	139
Siehst du mir nur ins Aug' hinein	139
Als mit meinem Lied ich ging	140
Eine Blume wollt' ich senden	140
Ich möchte zu Füßen liegen	141
Will sich einmal das Blättchen wenden	141
Meines Herzens stummes Grüßen	142
Liebeswonnen, goldne Bande	142
Ich sah zwei Schmetterlinge	143
Die Flamme singt	143
Blume still im Wald erblüht	144
Du pflücktest dir zum Blumenstrauß	144
Weil ich so lieb die Sterne hab'	145
Was auch der Glocke Ton euch sage	145
Wenn ich so sitz' in stillen Träumen	146
Nicht sing' ich Lieder laut und hell	146
Ich bin so fremd geworden	147
Schon grüßt auf dämmerndem Pfade	148
Gibt's im Himmel ew'ges Streben	148
Der Bach mit seinem Rauschen	149
Ich lag im stillen Zimmer	149
Nie einen Kuß!	150
Die Zeit, wo wir noch schmachten müssen	150
Wenn wir einst vereinte Funken	150
Wie das Dampfroß Feuergüsse	151
Eh' du mich liebtest	151
Mir wird's mit meinen Liedern gehen	152
Wirst du im vollsten Segen	152
Seiner Frau	153

Rosa und Feodor von Milde (1858—1865).

	Seite
Widmung	157
Mein Englein	158
An meine Herrin	159
In Weimar	160
Meine liebe Herrin spricht	161
Erinnerung	162
Sah' nun Wiedersehn und Meiden	163
Mancherlei Fragen für meine Herrin	164
Umflort, gehüllt in Trauern	167
Ist mir denn aller süßer Klang verrauscht?	168
Es tat mir weh, den Klang zu hören	169
Die hellen Farben Rot und Blau	170
Blume im Verwelken spricht	171
Versäumnis	171
Ich warte beklommen	172
Wohin? Wohin?	172
Wenn ein Kind im Dunkeln bang	173
Hoffnung ist das Mägdlein dort	173
Wenn ein zwiefach Dasein hier auf Erden	174
Dein Wort, so herb es klingt, ist wahr	174

	Seite
Ich bin dir gut	175
Nachts	176
Wie haben gute Geister	176
Die großen Johannisfeuer	177
Und zürnst du mir und grollst du mir	178
Du heilig Bild, ich bete dich an	179
Nun ich um dich gezittert	180
Der Frühling kam!	181
Komm laß mich niederknien zu dir	181
Am Himmel hoch die ew'gen Sterne	183
Der Dichter ist zu mir gekommen	184
Gibt's ein halbes Händedrücken	185
Seit du gesagt dein strenges Wort	185
Auf deiner Seele Grund	186
Am 18. Mai	187
Aus des Freundes Leben	188
Ein Brief in Verse gebracht	189
Zur Holbeinschen Madonna	190
Da halt' ich deinen Brief	191
Aus Grimm'rung der Vergangenheit	192
Eines Rätsels Lösung finden	192
Als ich vor Jahren dich zuerst gesehen	193
Ich wollte, du dächtest einmal an mich	194
Du süßer, tonberedter Mund	195
Meines Glückes Sonne	196
Wär' ich dein Kind	197
Mir war, als ob mich Tod berührte	197
Ich wüßt' etwas, das fünde dir gut	198
Bitte an den Frühling	199
An Rosa von Milde	200
Die Veilchenzeit und die Rosenzeit	200
Daß eines Herzens Seligkeit	201
Mit Hebbels Rubin	202
München in den Weihnachtstagen	202
Wie du bist dachte Gott die Künstlerinnen	204
An Feodor und Rosa von Milde	205

Ein Sonettenkranz für Frau Rosa von Milde (1859).

Elisabeth	211
Senta	212
Elsa	213
Agathe	214
Euryanthe	215
Leonore	216
Genovera	217
Teresa	218
Elisabeth	219
Cemala	220
Alceste	221
Margiana	222

Aus Alt- und Neuweimar (1854—1861).

Weimars Volkslied	225
An Schiller	226
Franz Liszt	228
Friedrich Preller	230
Dem Genius	232
Beim Tode von Julius Reubke	233
An Liszt	235
An Franz Liszt. Silvester 1858	235
Der Fürstin Wittgenstein	237
Der Fürstin Wittgenstein	237
Wenn ich das Bild geschaut in stillen Stunden	238
An Prinzeß Marie von Wittgenstein	239
Der Prinzessin Marie von Wittgenstein Mit einem Blumenstrauß	240 241
Zum Namenstag	242
Zum Geburtstag	243
Zu einem Band indischer Sagen	244
Mit einer „Hochzeit zu Kana" nach Paul Veronese	244
An Reinhold Köhler	245
An Hans von Bronsart	245
An Hans von Bülow	246
Ins Album von Josef Cramer	247
An Hector Berlioz	247
Zu Beethovens Geburtsfeier	249
An Hoffmann von Fallersleben	252
An Franz Liszt	253
Im Löwengarten	255

Aus Wien (1859—1866).

Mit Efeublättern von Wiener Gräbern. Beethoven	261
Schubert	262
An Rosa von Milde in Weimar	263
Madonna von Palma Vecchio	264
Madonna von Murillo	265
Prolog zur ersten Tonkünstlerversammlung in Leipzig	266

Seite
An Reinhold Köhler 269
An Friedrich Hebbel! 272
Toast auf Berlioz 273
Wie's daheim war 275
Zum 3. Oktober 276

Aus München (1865—1874).

An Richard Wagner. 281
An Cosima von Bülow 282
Der Fürstin Wittgenstein 282
An Reinhold Köhler 284
Zu Liszts Geburtstag 285
An Liszt 286
Prolog zu Beethovens Säkularfeier . 287
Beethovenlied 291
Der deutsche Schwur. 292
Nach Rüdesheim 294

Künstlerweihe.

Zu Richard Wagners sechzigstem Geburtstag. (Bayreuth, 23. Mai 1873.) 299

Poetische Tagebuchblätter (1844—1874).

Aus dem Künstlerleben. Terzinen. . 317
Der müde Stern 321
Künstlertraum 322
An seine Mutter 325
Die lieben Sterne und 's Mütterlein . 326
Ich schlag' dies Büchlein wieder auf . 328
Du bist so schön 330
Ich möcht' es sagen, aber Worte meiden! 330
Des Herzens Saiten schweigen still. . 331
Zum ersten Lorbeerkranze 331
Selbstgespräch 332
Mit Schmerz nicht prahlen 333
Buntes Treiben — tolle Fahrt . . . 333
Ach, werd' ich, was mir im Herzen. . 334
Stunden geben. 334
Das Leben ist ein Burgverließ . . . 335
Ich habe keine Titel 336
Herr Tantalus im Tartarus 336
Wie ist das Herz mir leicht und frei! . 337
Es gibt so Stunden 338
Kritik 338
Wie mancher macht sein Testament. . 340
An Peter Cornelius 341
Nach dem Tode seines Schwagers . . 341
Zum Schluß 343

Poetische Übersetzungen.

Prolog 347
Nicht die Träne kann es sagen (Th. Hood) 348
Der Wind, der wandernde Wind (Felicia Hemans) 349
Mein Liebchen ist nicht Heliotrop (Th. Hood) 350
Dich lieb' ich (Th. Hood) 351
Hirten Gesang (Lord Houghton) . . 352
Wir hielten treu zusammen (Carol. Norton) 353
Sie wallt in Schönheit wie die Nacht (Lord Byron) 354
Der Tag ist kalt und trüb und traurig (Longfellow). 355
Was trauern doch die Mägdelein (Irisch) 356
O, kennt ihr nicht Emmchen, die kleine? (Irisch) 357
Für meine Herrin (A. de Musset) . . 358
Ich nenne ihn nicht (A. de Musset). . 359
Die Gefangene (Victor Hugo) . . . 360
O komm im Traum (Victor Hugo). . 361
Mein Kind, wär' ich König (Victor Hugo). 362
Gibt es wo einen Rasen grün (Victor Hugo) 362
Mazeppa (Victor Hugo) 363
Sommernächte. (Theophile Gautier.)
Auf den Lagunen. 268
Ländliches Lied. 369
Der Geist der Rose 370
Sonette. 1—3 (Petrarca) 371
Englein hold im Lockengold (Bocella) 373
Des Brot ich ess', des Lied ich sing' (Fernan Caballero) 374
Ich habe den Jasmin begossen (Fernan Caballero) 374

Seite

Sonette Adam Mickiewicz.

An Laura 375
Begegnung im Haine 378
Morgen und Abend 380
An den Niemen 381
Der Jäger 382
Resignation 383
An *** 384
Guten Morgen 387
Gute Nacht 388
Guten Abend 389
Büste 390
An den Büstenmacher 391
Abschied 392
Tanaiden 393
Entschuldigung 394

Sonette aus der Krim
Adam Mickiewicz.

Die Akarmanschen Steppen 395
Meeresstille 396

Seite

Fahrwind 397
Sturm 398
Ansicht der Berge von den Keslowschen Steppen 399
Baktschisarai 100
Baktschisarai des Nachts 401
Das Grab der Potocka 402
Die Grabhügel des Harems 103
Baydary 104
Aluschta des Tags 405
Aluschta des Nachts 106
Tschatürdag 407
Weg über den Abgrund in Tschufut Kale 409
Berg Aikineis 410
Burgruinen von Balaklawa 411
Judah 412

Nachtrag.

Amor im Rachen 413
Liebeslied 113
Tanzlied 414
Zug der Juden nach Babylon . . . 416